409

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XXXIII.

(October — November — December 1882.)

57
69

247616
17.10.80

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

erandrien, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — ıfel, Chr. Mehri. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandg. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Capstadt**, J. H. Rose. rrmann Michaelis. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Philipp K. Theobald. — rpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — penhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Charles holl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, leschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — ontevideo, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — apel, Detken & Rocholl. N. Hoepli's Buchhandlung. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philaphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, Ter Brüggen & Co. — **Riga**. Deubner. R. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, H. Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co. **Rotterdam**, van Hengel & Eeltjes. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Stockholm**, Samson Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm. — **Valparaiso**, F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 33-34

Inhalts-Verzeichniß

zum

Dreiunddreißigsten Bande (October — December 1882).

		Seite
I.	Page Leubelfing. Novelle von **Conrad Ferdinand Meyer** .	1
II.	Ein Stück nationaler Arbeit im deutschen Verkehrswesen. Von **E. Hoffmann**	30
III.	Elba. Eine Studie von **E. Reyer.** I. Portoferrajo. — II. Ost-Elba	57
IV.	Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck. Von **Ernst Haeckel**	69
V.	Zur Geschichte der römischen Frage und des Garantiengesetzes. Von **Flaminio**	93
VI.	Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officiers. I. II.	118
VII.	Der Abend vor der Hochzeit. Novelle von **Th. Richard** .	142
VIII.	Politische Rundschau	162
IX.	Neuere philosophische Literatur	170
X.	Mr. Griswold's Autoren- und Sachregister der „Deutschen Rundschau"	173
XI.	Literarische Notizen	174
XII.	Bibliographie	175
XIII.	Das Maler-Majorle. Novelle von **Gustav zu Putlitz.** I. .	177
XIV.	Indische Reisebriefe von **Ernst Haeckel.** VII. Die Kaffee-Districte des Hochlandes. — Nurellia. — Am Ende der Welt. — Der schwarze Fluß. — Heimwärts über Aegypten	215
XV.	Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officiers. III. IV.	251
XVI.	Elba. Studie von **E. Reyer.** III. Aelteste Geschichte von Elba. — IV. West-Elba. — V. Marciana: Land und Leute	274
XVII.	Die zweiundfünfzigste Versammlung der britischen Naturforscher. Von **E. du Bois-Reymond.**	290

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XVIII.	Individualismus in den Vereinigten Staaten. Eine Stimme aus Amerika	308
XIX.	Politische Rundschau	315
XX.	Neue Faust-Commentare. Von **Wilhelm Scherer**	321
XXI.	Der Walujew'sche Roman	325
XXII.	Presber's „Rheinische Novellen"	328
XXIII.	Literarische Notizen	331
XXIV.	Bibliographie	335
XXV.	Das Maler-Majorle. Novelle von **Gustav zu Putlitz**. II. (Schluß.)	337
XXVI.	Der Islâm. Von Prof. **Th. Nöldeke** in Straßburg	378
XXVII.	Die Anfänge der Universitätsverfassung. Von Professor Dr. **Behrend**	403
XXVIII.	Aus dem Gebiete der Social-Physiologie. Von **F. X. v. Neumann-Spallart**	417
XXIX.	Henry Thomas Buckle. Von **Julius Rodenberg**	440
XXX.	Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officiers. V. VI.	455
XXXI.	Die Hamilton'sche Sammlung	479
XXXII.	Politische Rundschau	482
XXXIII.	Weihnachtsliteratur	490
XXXIV.	Literarische Notizen	494
XXXV.	Bibliographie	495

A 35⁴/6

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Neunter Jahrgang. Heft 1. October 1882.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchh. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capstadt, J. H. Rose. Herrmann Michaelis. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, C. F. Niemeyer — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

October 1882.

		Seite
I.	Page Leubelfing. Novelle von **Conrad Ferdinand Meyer**	1
II.	Ein Stück nationaler Arbeit im deutschen Verkehrswesen. Von **E. Hoffmann**	30
III.	Elba. Eine Studie von **E. Reyer.** I. Portoferrajo. — II. Oft-Elba	57
IV.	Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck. Von **Ernst Haeckel**	69
V.	Zur Geschichte der römischen Frage und des Garantiengesetzes. Von **Flaminio**	93
VI.	Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officiers. I. II.	118
VII.	Der Abend vor der Hochzeit. Novelle von **Th. Richard**	142
VIII.	Politische Rundschau	162
IX.	Neuere philosophische Literatur	170
X.	Mr. Griswold's Autoren- und Sachregister der „Deutschen Rundschau"	173
XI.	Literarische Notizen	174
XII.	Bibliographie	175

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Das vorliegende Heft enthält drei Extrabeilagen, welche der freundlichen Beachtung hiermit besonders empfohlen werden, und zwar:

von Herrn **O. Janke** in Berlin (Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten. Herausgegeben von F. von Witzleben-Wendelstein);

von Herrn **O. Leiner** in Leipzig (Esaias Tegnér, der Sänger der Frithjofssage, poetische und prosaische Werke);

von Herrn **J. C. C. Bruns** in Minden (Empfehlenswerthe Bücher ꝛc.).

Page Leubelfing.

Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer.

I.

In dem Contor eines unweit St. Lorenz gelegenen Nürnbergiſchen Patrizierhauſes ſaßen ſich Vater und Sohn an einem geräumigen Schreibtiſche gegenüber, der Abwickelung eines bedeutenden Geſchäftes mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit obliegend. Beide, jeder für ſich auf ſeinem Stücke Papier, ſummirten ſie dieſelbe lange Reihe von Poſten, um dann zu wünſchbarer Sicherheit die beiden Ergebniſſe zu vergleichen. Der ſchmächtige Jüngling, der dem Vater aus den Augen geſchnitten war, erhob die ſpitze Naſe zuerſt von ſeinen zierlich geſchriebenen Zahlen. Seine Addition war beendigt und er wartete auf den bedächtigeren Vater nicht ohne einen Anflug von Selbſtgefälligkeit in dem ſchmalen ſorgenhaften Geſichte — als ein Diener eintrat und ein Schreiben in großem Format mit einem ſchweren Siegel überreichte. Ein Cornett von den ſchwediſchen Carabinieren habe es gebracht. Er beſchaue ſich jetzt nebenan den Rathsſaal mit den weltberühmten Schildereien und werde pünktlich in einer Stunde ſich wieder einfinden. Der Handelsherr erkannte auf den erſten Blick die kühnen Schriftzüge der Majeſtät des ſchwediſchen Königs Guſtav Adolf und erſchrak ein wenig über die große Ehre des eigenhändigen Schreibens. Die Befürchtung lag nahe, der König, den er in ſeinem neuerbauten Hauſe, dem ſchönſten von Nürnberg, bewirthet und gefeiert hatte, möchte bei ſeinem patriotiſchen Gaſtfreunde ein Anleihen machen. Da er aber unermeßlich begütert war, und die Gewiſſenhaftigkeit der ſchwediſchen Rentkammer zu ſchätzen wußte, erbrach er das königliche Siegel ohne ſonderliche Beſorgniß und ſogar mit dem Anfange eines prahleriſchen Lächelns. Kaum aber hatte er die wenigen Zeilen des in königlicher Kürze verfaßten Schreibens überflogen, wurde er bleich wie über ihm die Stuccatur der Decke, welche in hervorquellenden Maſſen und aufdringlicher Gruppe die Opferung Iſaaks durch den eigenen Vater Abraham darſtellte. Und ſein guter Sohn, der ihn beobachtete, erbleichte ebenfalls, aus der plötzlichen Entfärbung des vertrockneten

Gesichtes auf ein großes Unheil rathend. Seine Bestürzung wuchs, als ihn der Alte über das Blatt weg mit einem wehmüthigen Ausdrucke väterlicher Zärtlichkeit betrachtete. „Um Gottes willen," stotterte der Jüngling, „was ist es, Vater?" Der alte Leubelfing, denn diesem vornehmen Handelsgeschlechte gehörten die Beiden an, bot ihm das Blatt mit zitternder Hand. Der Jüngling las:

„Lieber Herr!

Wissend und Uns wohl erinnernd, daß der Sohn des Herrn den Wunsch in sich nährt, als Page bei Uns einzutreten, melden hiermit, daß dieses heute geschehen und völlig werden mag, dieweil Unser voriger Page, der Max Beheim seliger † (mit nachträglicher Ehrenmeldung des vorvorigen, Utzen Stromers seligen † und des fürdervorigen, Götzen Tuchers seligen †) heute bei währendem Sturme nach beiden ihme von einer Stückkugel abgerissenen Beinen in Unsern Armen gottselig entschlafen ist. Es wird Uns zu besonderer Genugthuung gereichen, wieder Einen aus der evangelischen Reichsstadt Nürnberg, welcher Stadt Wir fürnehmlich gewogen sind, in Unsern nahen Dienst zu nehmen. Eines guten Unterhaltes und täglicher christlicher Vermahnung seines Sohnes kann der Herr gewiß sein.

Des Herrn wohl affectionirter

Gustavus Adolphus Rex."

„O du meine Güte," jammerte der Sohn, ohne sein zages Herz vor dem Vater zu verbergen, „jetzt trage ich meinen Todtenschein in der Tasche und Ihr, Vater — mit dem schuldigen Respect gesprochen — seid der Ursacher meines frühen Hinschieds, denn wer als Ihr könnte dem Könige eine so irrthümliche Meinung von meinem Wünschen und Begehren beigebracht haben? Daß Gott erbarm'!" und er richtete seinen Blick aufwärts zu dem gerade über ihm schwebenden Messer des gypsenen Erzvaters.

„Kind, Du brichst mir das Herz!" versetzte der Alte mit einer kargen Thräne. „Vermaledeit sei das Glas Tokayer, das ich zuviel getrunken —"

„Vater," unterbrach ihn der Sohn, der mitten im Elend den Kopf wo nicht oben, doch klar behielt, „Vater, berichtet mir, wie sich das Unglück ereignet hat." „August," beichtete der Alte mit Zerknirschung, „Du weißt die große Gasterei, die ich dem Könige bei seinem ersten Einzuge gab. Sie kam mich theuer zu stehen —"

„Dreihundertneunundneunzig Gulden elf Kreuzer, Vater, und ich habe nichts davon gekostet," bemerkte der Junge niedergeschlagen, „denn ich hütete die Kammer mit einer nassen Bausche über dem Auge." Er wies auf sein rechtes. „Die Gustel, der Wildfang, halb unsinnig und närrisch vor Freude, den König zu sehen, hatte mir den Federball in's Auge geschmissen, da gerade ein Trompetenstoß schmetterte und sie glauben ließ, der Schwede halte Einzug. Aber redet, Vater —"

„Nach abgetragenem Essen bei den Früchten und Kelchen erging ein Sturm von Jubel oben durch den Saal und unten über den Platz durch das Kopf an Kopf versammelte Volk. Alle wollten sie den König sehen. Humpen dröhnten, Gesundheiten wurden bei offenen Fenstern ausgebracht und oben und unten bejauchzt. Dazwischen schreit eine klare, durchdringende Stimme: „Hoch Gustav

König von Deutschland!" Jetzt wurde es mäuschenstill, denn das war ein starkes Ding. Der König spitzte die Ohren und strich sich den Zwickel. „Solches darf ich nicht hören," sagte er. „Ich bringe ein Hoch der evangelischen Reichsstadt Nürnberg!" Nun bricht erst der ganze Jubel aus. Stücke werden auf dem Platze gelöst, Alles geht drüber und drunter! Nach einer Weile drückt mich die Majestät von ungefähr in eine Ecke. „Wer hat den König von Deutschland hoch leben lassen, Leubelfing?" fragte er mich unter der Stimme. Nun sticht mich alten betrunkenen Esel die Prahlsucht" — Leubelfing schlug sich vor die Stirn, als klage er sie an, ihn nicht besser berathen zu haben — „und ich antworte: „Majestät, das that mein Sohn, der August. Dieser spannt Tag und Nacht darauf, als Page in Euren Dienst zu treten." Trotz meines Rausches wußte ich, daß der König drei andere Nürnberger im Pagendienst habe und dieser überzählig besetzt sei. Ich sagte es auch nur, um hinter meinen Nachbarn, dem alten Tucher und dem Großmaul, dem Beheim, nicht zurückzubleiben. Wer konnte denken, daß der König die ganze Nürnberger Waare in Bayern verbrauchen würde —"

„Aber, hätte der König mich mit meinem blauen Auge holen lassen?"

„Auch das war vorbedacht, August! Der verschmitzte Spitzbube, der Charnacé, lärmte im Vorzimmer. Schon dreimal hatte er sich melden lassen und war nicht mehr abzutreiben. Der König bat ihn dann einzutreten und hat den Ambassadeur vor uns Patriziern gehudelt, daß es für einen deutschen Mann ein Ergötzen und eine Erbauung war. Nichts von alledem hatte ich in der Geschwindigkeit unerwogen gelassen —"

„So viel und so wenig Weisheit, Vater!" klagte der Junge philosophisch.

Dann steckten die Beiden die Köpfe zusammen, um eine Remedur zu suchen, wie sie es nannten, jetzt unter der Stimme flüsternd, welche sie vorher in ihrer Aufregung, uneingedenk der im Nebenzimmer hantirenden Angestellten und Lehrlinge, zu dämpfen vergessen hatten. Aber sie fanden keinen Rath und ihre Geberden wurden immer ängstlicher und peinlicher, als im Gange draußen ein markiger Alt das Leiblied Gustav Adolf's anstimmte:

„Verzage nicht, du Häuflein klein,
Ob auch die Feinde Willens sein,
Dich gänzlich zu zerstören!"

und ein tannenschlankes Mädchen mit kurzgeschnittenen Haaren, knabenhaften Formen und ziemlich reitermäßigen Manieren eintrat.

„Willst Du uns die Ohren zersprengen, Base?" zankten die beiden Leubelfinge. Sie, das trübselige Paar musternd, erwiderte: „Ich komme Euch zum Essen zu rufen. Was hat's gegeben, Herr Ohm und Herr Vetter? Ihr habt ja Beide ganz bleiche Nasenspitzen!" Der zwischen den Hilflosen liegende Brief, den das Mädchen ohne Weiteres ergriff, und als sie die kräftig hingeworfene Unterschrift des Königs gelesen, mit leidenschaftlichen Augen verschlang, erklärte ihr den Schrecken. „Zu Tische, Herren!" sagte sie und schritt den Beiden voran in das Speisezimmer. Hier aber ging es dem gutherzigen Mädchen selber nahe, wie den Leubelfingen jeder Bissen im Munde quoll. Sie ließ abtragen, setzte ihren Stuhl zurück, kreuzte die Arme, schlug unter ihrem blauen Rocke, an

dessen Gurt die Tasche und der Schlüsselbund hing, ein schlankes Bein über das andere und ließ sich, horchend und nachdenkend, den ganzen verfänglichen Handel vortragen; denn sie schien vollständig zum Hause zu gehören und sich darin mit ihrem kecken Wesen eine entschiedene Stellung erobert zu haben.

Die Leubelfinge erzählten. „Wenn ich denke," sagte dann das Mädchen muthig, „wer es war, der das Hoch auf den König ausbrachte!"

„Wer denn?" fragten die Leubelfinge, und sie antwortete: „Niemand anders als ich."

„Hol' Dich der Henker, Mädchen!" grollte der Alte. „Gewiß hast Du den blauen schwedischen Soldatenrock, den Du Dir im Schrank hinter Deinen Schürzen aufhebst, angezogen und Dich in den Speisesaal an Deinen Götzen hinangeschlichen, statt Dich züchtig unter den Weibern zu halten."

„Sie hätten mir den hintersten Platz gegeben," versetzte das Mädchen zornig, „die kleine Hallerin, die große Holzschuherin, die hochmüthige Ebnerin, die schiefe Geuderin, die alberne Creßerin, tutte quante, die dem Könige das Geschenk unsrer Stadt, die beiden silbernen Trinkschalen, die Himmelskugel und die Erdkugel, überreichen durften."

„Wie kann ein schamhaftes Mädchen, und das bist Du, Gustel, es nur über sich bringen, Männertracht zu tragen!" maulte der zimperliche Jüngling.

„Das heißt," erwiderte das Mädchen ernst, „die Tracht meines Vaters, wo noch neben der Brusttasche das gestopfte Loch sichtbar ist, das der Degen des Polen gerissen hat. Ich brauche nur einen schrägen Blick zu thun" — sie that ihn, als trüge sie die väterliche Tracht —, „so sehe ich den Riß und es wirkte wie eine Predigt. Dann," schloß sie, aus dem Ernst nach ihrer Art in ein Lachen überspringend, „wollen mir die Weiberröcke auch gar nicht sitzen. Kein Wunder, daß sie mich schlecht kleiden, bin ich doch bis fast in mein sechzehntes Jahr mit der Mutter in kurzem Habit zu Rosse gesessen."

„Liebe Base," jammerte der junge Leubelfing nicht ohne eine Mischung von Zärtlichkeit, „seit dem Tode des Vaters bist Du hier wie das Kind des Hauses gehalten, und nun hast Du mir das eingebrockt! Du lieferst Deinen leibhaftigen Vetter wie ein Lamm auf die Schlachtbank! Der Utz wurde durch die Stirn geschossen, der Götz durch den Hals!" Ihn überlief eine Gänsehaut. „Wenn Du mir wenigstens einen guten Rath wüßtest, Base!"

„Einen guten Rath," sagte sie nachdrücklich, „den will ich Dir geben: halte Dich als ein Mann, als ein Leubelfing!"

„Ein Leubelfing!" giftelte der alte Herr. „Muß denn jeder Leubelfing ein Raufbold sein, wie der Rupert, Dein Vater, Gott hab' ihn selig, der mich, den Aeltern, er ein Zehnjähriger, auf einem Leiterwagen entführte, umwarf, heil blieb und mir zwei Rippen brach? Welche Laufbahn! Mit Fünfzehn zu den Schweden durchgegangen, mit Siebzehn eine Fünfzehnjährige vor der Trommel geheirathet, mit Neunzehn in einem Raufhandel das Zeitliche gesegnet!"

„Das heißt," sagte das Mädchen, „er fiel für die Ehre meiner Mutter —"

„Weißt Du mir keinen Rath, Guste?" drängte der junge Leubelfing. „Du kennst das Lager, den Krieg, die militärischen Gebräuche. Auf was kann ich mich bei dem Könige gültig ausreden?"

Sie brach in ein tolles Gelächter aus. „Wir wollen Dich," sagte sie, „wie den jungen Achill im Bildwerk am Ofen dort unter die Mädchen stecken, und wenn der listige Ulysses vor ihnen das Kriegszeug ausbreitet, wirst Du nicht auf ein Schwert losspringen."

„Weißt Du was," versetzte der Jüngling geärgert, „gehe Du als Page zu dem König! Er wird, bubenhaft wie Du aussiehst und Dich beträgst, das Mädchen in Dir ebenso wenig vermuthen, als der Ulysses am Ofen, von dem Du fabelst, in mir den Buben errathen hätte! Mach' Dich auf zu Deinem Abgott und bet' ihn an! Am Ende," fuhr er fort, „wer weiß, ob Du das nicht schon lange in Dir trägst? Träumest Du doch von dem Schwedenkönig, mit welchem Du als Kind in der Welt herumgefahren bist, wachend und schlafend. Als ich vorgestern auf meine Kammer ging, an der Deinigen vorüber, hörte ich Deine Traumstimme schon von weitem. Ich brauchte wahrlich mein Ohr nicht an's Schlüsselloch zu halten. „Der König! Wache heraus! Präsentirt Gewehr!" Er ahmte das Commando mit schriller Stimme nach.

Die Jungfrau wandte sich ab. Eine Purpurröthe war ihr in Wangen und Stirne geschossen. Dann zeigte sie wieder die warmen lichtbraunen Augen und sprach: „Nimm Dich in Acht! Es könnte dahin kommen, wäre es nur, damit der Name Leubelfing nicht von lauter Memmen getragen wird!"

Das Wort war ausgesprochen und ein kindischer Traum hatte Gestalt gewonnen als ein dreistes aber nicht unmögliches Abenteuer. Das väterliche Blut lockte. Des Muthes und der Verwegenheit war ein Ueberfluß. Aber die maidliche Scham und Zucht — der Vetter hatte wahrhaftes Zeugniß abgelegt — und die Ehrfurcht vor dem Könige thaten Einspruch. Da ergriff sie der Strudel des Geschehens und riß sie mit sich fort.

Der schwedische Cornett, welcher das Schreiben des Königs gebracht hatte und den neuen Pagen in's Lager führen sollte, meldete sich. Statt in die grauen Mauerbilder Meister Albrecht's hatte er sich in eine lustige Weinstube und in einen goldgefüllten grünen Römer vertieft, ohne jedoch den Glockenschlag zu überhören. Der alte Leubelfing, in Todesangst um seinen Sohn und um seine Firma, machte eine Bewegung, die Kniee seiner Nichte zu umfangen, nicht anders als um den Körper seines Sohnes bittend der greise Priamus die Kniee Achill's umarmte, während der junge Leubelfing an allen Gliedern zu schlottern und mit den Zähnen zu klappern begann. Das Mädchen machte sich mit einem krampfhaften Gelächter los und entsprang durch eine Seitenthür gerade einen Augenblick ehe sporenklirrend der Cornett eindrang, ein Jüngling, dem der Muthwille und das Lebensfeuer aus den Augen spritzte, obwohl er in der strengen Zucht seines Königs stand.

Auguste Leubelfing wirthschaftete hastvoll, wie berauscht in ihrer Kammer, packte einen Mantelsack, warf sich eilfertig in die Kleider ihres Vaters, die ihrem schlanken und knappen Wuchs wie angegossen saßen, und dann auf die Kniee zu einem kurzen Stoßseufzer, um Vergebung und Begünstigung des Abenteuers betend.

Als sie wieder den untern Saal betrat, rief ihr der Cornett entgegen: „Rasch, Herr Kamerad! Es eilt! Die Rosse scharren! Der König erwartet

uns! Nehmt Abschied von Vater und Vetter!" und er schüttete mit einem Zug den Inhalt des ihm vorgesetzten Römers hinter seinen feinen Spitzenkragen.

Der in schwedische Uniform gekleidete Scheinjüngling neigte sich über die vertrocknete Hand des Alten, küßte sie zweimal mit Rührung und wurde von ihm dankbar gesegnet; dann aber plötzlich in eine unbändige Lustigkeit übergehend, ergriff der Page die Rechte des jungen Leubelfing, schwang sie hin und her und rief: „Lebt wohl, Jungfer Base!" Der Cornett schüttelte sich vor Lachen: „Hol' mich, straf' mich — was der Herr Kamerad für Späße vorbringt! Mit Gunst und Verlaub, mir fiel es gleich ein: das reine alte Weib, der Herr Vetter! in jedem Zug, in jeder Geberde, wie sie bei uns in Finnland singen:

Ein altes Weib auf einer Ofengabel ritt —

Hol' mich, straf' mich!" Er entführte mit einem raschen Handgriff dem aufwartenden Stubenmädchen das Häubchen und stülpte es dem jungen Leubelfing auf den von sparsamen Flachshaaren umhangenen Schädel. Die spitzige Nase und das rückwärts fliehende Kinn vollendeten das Profil eines alten Weibes.

Jetzt legte der leichtbezechte Cornett seinen Arm vertraulich in den des Pagen. Dieser aber trat einen Schritt zurück und sprach, die Hand auf dem Knopfe des Degens: „Herr Kamerad! Ich bin ein Freund der Reserve und ein Feind naher Berührung!"

„Potz!" sagte dieser, stellte sich aber seitwärts und gab dem Pagen mit einer höflichen Handbewegung den Vortritt. Die zwei Wildfänge rasselten die Treppe hinunter.

Lange noch rathschlagten die Leubelfinge. Daß für den jungen, welcher seine Identität eingebüßt hatte, des Bleibens in Nürnberg nicht länger sei, war einleuchtend. Schließlich wurden Vater und Sohn einig. Dieser sollte einen Zweig des Geschäftes nach Kursachsen, und zwar nach der aufblühenden Stadt Leipzig verpflanzen, nicht unter dem verscherzten patrizischen Namen, sondern unter dem plebejischen „Laubfinger", nur auf kurze Zeit, bis der jetzige August von Leubelfing neben dem Könige vom Roß auf ein Schlachtfeld und in den Tod gestürzt sei, welches Ende nicht werde auf sich warten lassen.

Als nach einer langen Sitzung der Vertauschte sich erhob und seinem Bild im Spiegel begegnete, trug er über seinen verstörten Zügen noch das Häubchen, welches ihm der schwedische Taugenichts aufgesetzt hatte.

II.

„Höre, Page Leubelfing! Ich habe ein Hühnchen mit Dir zu pflücken. Wenn Du mit Deinen flinken Fingern in den dringendsten Fällen dem Könige meinem Herrn eine aufgehende Naht seines Rockes zunähen oder einen fehlenden Knopf ersetzen würdest, vergäbest Du Deiner Pagenwürde nicht das Geringste. Hast Du denn in Nürnberg Mütterchen oder Schwesterchen nie über die Schulter auf das Nähkissen geschaut? Ist es doch eine leichte Kunst, welche Dich jeder schwedische Soldat lehren kann. Du rümpfst die Stirne, Unfreundlicher? Sei artig und folgsam! Sieh' da mein eigenes Besteck! Ich schenk' es Dir."

Und die Brandenburgerin, die Königin von Schweden reichte dem Pagen Leubelfing ein Besteck von englischer Arbeit mit Zwirn, Fingerhut, Nadel und

Scheere. Dem Könige aus eifersüchtiger Zärtlichkeit überallhin nachreisend, hatte sie ihn mitten in seinem unseligen Lager bei Nürnberg, wo er einen in dasselbe eingeschlossenen, vom Kriege halb verwüsteten Edelsitz bewohnte, mit ihrem kurzen Besuche überrascht. In den widerstrebenden Händen des Pagen öffnete sie das Etui, enthob ihm den silbernen Fingerhut und steckte denselben dem Pagen an mit den holdseligen Worten: „Ich binde Dir's auf's Gewissen, Leubelfing, daß mein Herr und König stets propre und vollständig einhergehe."

„Den Teufel scher' ich mich um Nähte und Knöpfe, Majestät," erwiderte Leubelfing unmuthig erröthend, aber mit einer so drolligen Miene und einer so angenehm markigen Stimme, daß die Königin sich keineswegs beleidigt fühlte, sondern mit einem herablassenden Gelächter den Pagen in die Wange kniff. Diesem tönte das Lachen hohl und albern, und der Reizbare empfand einen Widerwillen gegen die erlauchte Fürstin, von welchem diese gutmüthige Frau keine Ahnung hatte.

Doch auch der König, welcher auf der Schwelle des Gemaches den Auftritt belauscht hatte, brach jetzt in ein herzliches Gelächter aus, da er seinen Pagen mit dem Raufdegen an der linken Hüfte und einem Fingerhut an der rechten Hand erblickte. „Aber Gust," sagte er dann, „Du schwörst ja wie ein Papist oder ein Heide! Ich werde an Dir zu erziehen haben."

In der That achtete Gustav Adolf es nicht für einen Raub, die Krone zu tragen. Wie hätte er, welcher — ohne Abbruch der militärischen Strenge — jeden seiner Leute, auch den Geringsten, mit menschlichem Wohlwollen behandelte, dieses einem gutgearteten Jüngling von angenehmer Erscheinung versagt, der unter seinen Augen lebte und nicht von seiner Seite weichen durfte. Auch vergaß er es dem jungen Nürnberger nicht, daß dieser an jenem folgenschweren Bankett ihn als den „König von Deutschland" hatte hoch leben lassen, den möglichen ruhmreichen Ausgang seines heroischen Abenteuers in eine kühne prophetische Formel fassend.

Eine zärtliche und wilde, selige und ängstliche Fabel hatte der Page schon neben seinem Helden gelebt, ohne daß der arglose König eine Ahnung dieses verstohlenen Glückes gehabt hätte. Berauschende Stunden, gerade nach vollendeten achtzehn unmündigen Jahren beginnend und diese auslöschend wie die Sonne einen Schatten! Eine Jagd, eine Flucht süßer und stolzer Gefühle, quälender Befürchtungen, verhehlter Wonnen, klopfender Pulse, beschleunigter Athemzüge, soviel nur eine junge Brust fassen und ein leichtsinniges Herz genießen kann in der Vorstunde einer tödtenden Kugel oder am Vorabend einer beschämenden Entlarvung!

An dem Abende, da der nürnbergische Junker August Leubelfing von dem Cornett dem Könige vorgestellt worden war, hatte der Beschäftigte kaum einen Augenblick gefunden, seinen neuen Pagen flüchtig in's Auge zu fassen. So wurde dieser einer frechen Lüge überhoben. Gustav Adolf war im Begriff, sich auf sein Leibroß zu schwingen, um den zweiten fruchtlosen Sturm auf die uneinnehmbare Stellung des Friedländers vorzubereiten. Er hieß den Pagen folgen und dieser warf sich ohne Zaudern auf den ihm vorgeführten Fuchs, denn er war von jung an im Sattel heimisch und hatte von seinem Vater, dem weiland wildesten Reiter im schwedischen Heere, einen schlanken und ritterlichen Körper geerbt. Wenn der König,

nach einer Weile sich umwendend, den Pagen tödtlich erblassen sah, so thaten es nicht die feurigen Sprünge des Fuchses und die Ungewohnheit des Sattels, sondern es war, weil Leubelfing in einiger Entfernung eine ertappte Dirne erblickte, die mit entblößtem Rücken aus dem schwedischen Lager gepeitscht wurde und ihn das nackte Schauspiel ekelte.

Tag um Tag — denn der König ermüdete nicht, den abgeschlagenen Sturm mit einer ihm sonst fremden Hartnäckigkeit zu wiederholen — ritt der Page ohne ein Gefühl der Furcht an seiner Seite. Jeder Augenblick konnte es bringen, daß er den tödtlich Getroffenen in seinen Armen vom Rosse hob oder selbst tödtlich verwundet in den Armen Gustav Adolf's ausathmete. Wann sie dann ohne Erfolg zurückritten, der König mit verdüsterter Stirn, so täuschte oder verbarg dieser seine Sorge, indem er den Neuling aufzog, daß er den Bügel verloren und die Mähne seines Thieres gepackt hätte. Oder er tadelte auch im Gegentheil seine Waghalsigkeit und schalt ihn einen Casse-Cou, wie der Lagerausdruck lautete.

Ueberhaupt ließ er es sich nicht verdrießen, seinem Pagen gute väterliche Lehre zu geben und ihm gelegentlich ein wenig Christenthum beizubringen.

Der König hatte die löbliche und gesunde Gewohnheit, nach beendigtem Tagewerke die letzte halbe Stunde vor Schlafengehen zu vertändeln und allerhand Allotria zu treiben, jede Sorge mit geübter Willenskraft hinter sich werfend, um sie dann im ersten Frühlicht an derselben Stelle wieder aufzuheben. Und diese Gewohnheit hielt er auch jetzt und um so mehr fest, als die vereitelten Stürme und die geopferten Menschenleben seine Pläne zerstörten, seinen Stolz beleidigten und seinem christlichen Gewissen zu schaffen machten. In dieser späten Freistunde saß er dann behaglich in seinen Sessel zurückgelehnt und Page Leubelfing auf einem Schemel daneben. Da wurde Dame gezogen oder Schach gespielt und im Brettspiele schlug der Page zuweilen den König. Oder dieser, wenn er sehr guter Laune war, erzählte harmlose Dinge, wie sie eben in seinem Gedächtnisse obenauf lagen. Zum Beispiel von der pompösen Predigt, welche er weiland auf seiner Brautfahrt nach Berlin in der Hofkirche gehört. Sie habe das Leben einer Bühne verglichen: mit den Menschen als Schauspielern, den Engeln als Zuschauern, dem den Vorhang senkenden Tode als Regisseur. Oder auch die unglaubliche Geschichte, wie man ihm, dem Könige, nach der Geburt seines Kindes anfänglich einen Sohn verkündigt und er selbst eine Weile sich habe betrügen lassen, oder von Festen und Costümen, seltsamerweise meistens Geschichten, die ein Mädchen ebenso sehr oder mehr als einen Jüngling belustigen konnten, als empfände der getäuschte König, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, die Wirkung des Betrugs, welchen der Page an ihm verübte, und kostete unwissend den unter dem Scheinbilde eines gutgearteten Jünglings spielenden Reiz eines lauschenden Weibes. Darüber befiel auch wohl den Pagen eine plötzliche Angst. Er vertiefte seine Altstimme und wagte irgend eine männliche Geberde. Aber ein nicht zu mißdeutendes Wort oder eine kurzsichtige Bewegung des Königs gab dem Erschreckten die Gewißheit zurück, Gustav unterliege demselben Blendwerk wie bei der Geburt seiner Christel. Dann gerieth der wieder sicher Gewordene wohl in eine übermüthige Stimmung und gab etwas so Ver-

wegenes und Persönliches zum Besten, daß er sich eine Züchtigung zuzog. Wie jenes Mal, da er nach einem warmen ehelichen Lobe der Königin im Munde Gustav's die kecke Frage hinwarf: wie denn die Gräfin Eva Brahe eigentlich ausgesehen habe? Diese Jugendgeliebte Gustav's und spätere Gemahlin De la Gardie's, welchen sie, da ihr der tapferste Mann des Jahrhunderts entschlüpft war, als den zweittapfersten heirathete, besaß dunkles Haar, schwarze Augen und scharfe Züge. Das erfuhr aber der neugierige Page nicht, sondern erhielt einen ziemlich derben Schlag mit der flachen Hand auf den vorlauten Mund, in dessen Winkeln Gustav die Lust zu einem muthwilligen Gelächter wahrzunehmen glaubte.

Es begab sich eines Tages, daß der König seiner Christel das Geschenk eines ersten Siegelringes machte. Auf den edeln Stein desselben sollte der Mode gemäß ein Denkspruch eingegraben werden, eine Devise, wie man es hieß, welche — im Unterschiede mit dem ererbten Wappenspruche — etwas dem Besitzer des Siegels persönlich Eigenes, eine Maxime seines Kopfes, einen Wunsch seines Herzens, in nachdrücklicher Kürze aussprechen mußte, wie z. B. das ehrgeizige „Nondum" des jungen Karl's V. Gustav hätte wohl seinem Kinde selbst einen Leibspruch erfunden, aber, wieder der Mode gemäß, mußte dieser lateinisch, italienisch oder französisch lauten.

So suchte er denn, tief auf einen Quartband gebückt, unter den tausend darin verzeichneten Sinnsprüchen berühmter oder witziger Leute mit seinen lichtgefüllten, doch kurzsichtigen Augen nach demjenigen, welchen er seiner erst siebenjährigen, aber frühreifen Christel bescheeren wollte. Er belustigte sich an den lakonischen Sätzen, welche das Wesen ihrer Erfinder — meistentheils geschichtlicher Persönlichkeiten — oft richtig, ja schlagend ausdrückten, oft aber auch, gemäß der menschlichen Selbsttäuschung und Prahlerei, das gerade Gegentheil.

Jetzt wies ein feiner Finger mit einem scharfen schwarzen Schatten auf das hellbeleuchtete Blatt und eine Devise von unbekanntem Ursprung. Es war der über die Schultern des Königs guckende Page, die Devise aber lautete: „Courte et bonne!" Das heißt: Soll ich mir ein Leben wählen, so sei es ein kurzes und genußvolles! Der König las, sann einen Augenblick, schüttelte bedenklich den Kopf und zupfte über sich greifend seines Pagen wohlgebildeten Ohrlappen. Dann drückte er Leubelfing auf seinen Schemel nieder, in der Absicht, ihm eine kleine Predigt zu halten. „Gust Leubelfing," begann er lehrhaft behaglich, den Kopf rückwärts in das Polster gedrückt, sodaß das volle Kinn mit dem goldhaarigen Zwickel vorsprang und das schalkhafte Licht der halbgeschlossenen Augen auf das lauschend gehobene Antlitz des Pagen niederblitzte, „Gust Leubelfing, mein Sohn! Ich vermuthe, diesen fragwürdigen Spruch hat ein Weltkind erfunden, ein „Epikurer", wie Doctor Luther solche Leute nennt. Unser Leben ist Gottes. So dürfen wir es weder lang noch kurz wünschen, sondern wir nehmen es, wie Er es gibt. Und gut? Freilich gut, das ist schlicht und recht. Aber nicht voll Rauches und Taumels wie der französische Spruch hier unzweifelhaft bedeutet. Oder wie hast Du ihn verstanden, mein lieber Sohn?"

Leubelfing antwortete erst schüchtern und befangen, dann aber mit jeder Silbe freudiger und entschlossener: „Solchergestalt, mein gnädiger Herr: Ich

wünsche mir alle Strahlen meines Lebens in ein Flammenbündel und in den Raum einer Stunde vereinigt, daß statt einer blöden Dämmerung ein kurzes, aber blendend helles Licht von Glück entstünde, um dann zu löschen wie ein zuckender Blitz." Sie hielt inne. Dem Könige schien dieser Styl und dieser „zuckende Blitz" nicht zu gefallen, obgleich es die Lieblingsmetapher des Jahrhunderts war. Er kräuselte spottend die feinen Lippen. Aber das noch ungesprochene rügende Wort unterbrechend, leidenschaftlich hingerissen, rief der Page aus: „Ja, so möcht' ich! Courte et bonne!" Dann besann er sich plötzlich und fügte demüthig bei: „Lieber Herr! Möglicherweise mißversteh' ich den Spruch. Er ist vieldeutig, wie die meisten hier im Buche. Eines aber weiß ich und das ist die lautere Wahrheit: wenn Dich, mein liebster Herr, die Kugel, welche Dich heute streifte" — er verschluckte das Wort — „Courte et bonne! hätte es geheißen, denn Du bist ein Jüngling zugleich und ein Mann — und Dein Leben ist ein gutes!"

Der König schloß die Augen und verfiel dann, tagesmüde wie er war, in den Schlummer, den er erst heuchelte, um die Schmeichelei des Pagen nicht gehört zu haben oder wenigstens nicht zu beantworten.

So spielte der Löwe mit dem Hündchen und auch das Hündchen mit dem Löwen. Und als ob ein neckisches oder verderbliches Schicksal es darauf absehe, dem verliebten Kinde seinen vergötterten Helden aufs Innigste zu verbinden, ihm denselben in immer neuer Gestalt und in seinen tiefsten Empfindungen zeigend, ließ es den Pagen mit seinem Herrn auch den herbsten Schmerz theilen, welchen es giebt, den väterlichen.

Der König bediente sich Leubelfing's, dem er das unbedingteste Vertrauen bewies, um die regelmäßig aus Stockholm anlangenden Briefe der Hofmeisterin seines Prinzeßchens sich vorlesen und dann auch beantworten zu lassen. Diese Dame schrieb einen kritzlichen, schmalen Buchstaben und einen breiten, gründlichen Styl, sodaß Gustav ihre umständlichen Schreiben meist gleich dem Pagen zuschob, dessen rasche Augen und bewegliche Lippen die Zeilen einer Briefseite nicht weniger behende hinuntersprangen als seine jungen Füße die ungezählten Stufen einer Wendeltreppe. Eines Tages bemerkte Leubelfing in der Ecke des Briefumschlages das große S, womit man damals wichtige oder secrete Schreiben zu bezeichnen pflegte, damit sie der Empfänger persönlich öffne und lese. Die Pageneigenschaften: Neugierde und Keckheit überwogen. Leubelfing brach das Siegel und eine wunderliche Geschichte kam zum Vorschein. Die Hofmeisterin des Prinzeßchens hatte — gemäß dem vom Könige selbst verfaßten und frühe Erlernung der Sprachen vorschreibenden Studienplane — an der Zeit gefunden, der Christel einen Lehrer des Italienischen zu bestellen. Die mit Umsicht vorgenommene Wahl schien geglückt. Der noch junge Mann, ein Schwede von guter Abkunft, welcher sich auf langen Reisen weit in der Welt umgesehen hatte, vereinigte alle Vorzüge der Erscheinung und des Geistes, einen edelschlanken Körperbau, einnehmende Gesichtszüge, eine feingewölbte Stirn, ein gefälliges Betragen, eine befestigte Sittlichkeit, gleich weit entfernt von finsterer Strenge und lächerlicher Pedanterie, adeliges Ehrgefühl, christliche Demuth. Und die Hauptsache: ein echtes Lutherthum, welches, wie er selbst bekannte, erst in der

modernen Babylon angesichts der römischen Greuel aus einer erlernten Sache ihm zu einer selbständigen und unerschütterlichen Ueberzeugung geworden sei. Die kühle und verständige Hofmeisterin wiederholte in jedem ihrer Briefe, dieser Jüngling habe es ihr angethan. Auch die junge Prinzeß lernte frisch drauf los mit ihrem aufgeweckten Kopf und unter einem solchen Lehrer. Da ertappte die Hofmeisterin eines Tages die gelehrige und phantasiereiche Christel, wie sie, in einen Winkel gekniet, sich im Stillen damit vergnügte, die Kugeln eines Rosenkranzes von wohlduftendem Cedernholz herunterzubeten, an denen sie von Zeit zu Zeit mit schnupperndem Näschen roch. „Ich schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und wurde zur weißen Bildsäule," schrieb die brave Hofmeisterin mit fünf Ausrufungszeichen.

Auch Gustav Adolf erbleichte, im Tiefsten erschüttert, und seine großen blauen Augen starrten in die Zukunft. Er kannte die Gesellschaft Jesu.

Der Jesuit war ins Gefängniß gewandert, und ihm stand, nach dem drakonischen schwedischen Gesetze, eine Halsstrafe bevor, wenn der König nicht Gnade vor Recht ergehen ließ. Dieser aber befahl dem Pagen umgehend an die Hofmeisterin zu schreiben: Mit dem Mädchen seien nicht viel Worte zu machen, die Sache als eine Kinderei zu behandeln; den Jesuiten schaffe man ohne Geschrei und Aufsehen über die Grenze, „denn" — so dictirte er Leubelfing — „ich will keinen Märtyrer machen. Der verblendete Jüngling mit seinem gefälschten Gewissen ließe sich schlankweg köpfen, um in die Purpurwolke der Blutzeugen aufgenommen zu werden und gen Himmel zu fahren mitsammt seiner geheimen bösen Lust, das bildsame Gehirn meines Kindes mißhandelt zu haben."

Aber mehrere Tage lang ließ ihn „das Unglück und das Verbrechen" — so nannte er das Attentat auf die Seele seines Kindes — nicht mehr los und er erging sich in Gegenwart seines Lieblings, weit über Mitternacht, bis zum Erlöschen seiner Ampel, rastlos auf und niederschreitend, freilich eher im Selbst- als im Zwiegespräche, über die Lüge, die Sophistik und die Verlarvungen der frommen Väter, während sich der im Halbdunkel sitzende Page entsetzt und zerknirscht an die klopfende junge Brust schlug und die leisen beschämenden Worte sich zurief: „Auch du bist eine Lügnerin, eine Sophistin, eine Verlarvte!"

Seit jenen nächtigen Stunden ängstigte sich der Page furchtbar, bis zur Zerrüttung, über seine Larve und sein Geschlecht. Der nichtigste Umstand konnte die Entdeckung herbeiführen. Dieser Schande zu entgehen, beschloß der Aermste zehnmal im Abenddunkel oder in der Morgenfrühe, sein Roß zu satteln, bis an das Ende der Welt zu reiten, und zehnmal wurde er zurückgehalten durch eine unschuldige Liebkosung des Königs, der keine Ahnung hatte, daß ein Weib um ihn war. Leicht zu Muthe wurde ihm nur im Pulverdampfe. Da blitzten seine Augen und fröhlich ritt er der tödtlichen Kugel entgegen, welche er herausforderte, seinen bangen Traum zu endigen. Und wann der König hernach in seiner Abendstunde beim trauten Lichtschein seinen Pagen über einer Dummheit oder Unwissenheit ertappte, beim Kopfe kriegte und ihm mit einem ehrlichen Gelächter durch das krause Haar fuhr, sagte sich dieser in herzlicher Lust und Angst erbebend: „Es ist das letztemal!"

So fristete er sich und genoß das höchste Leben mit der Hülfe des Todes.

Es war seltsam. Leubelfing fühlte es: auch der König lebte mit dem Tode auf einem vertrauten Fuße. Der Friedländer hatte den Angriff an sich gerissen und den Eroberer in die unerträgliche Lage eines Weichenden, beinahe Flüchtigen gebracht. So legte der christliche Held sein Schicksal täglich, ja stündlich und fast herausfordernd in die Hände seines Gottes. Den Brustharnisch, welchen ihm der Page zu bieten pflegte, wies er beharrlich zurück unter dem Vorwand einer Schulterwunde, welche der anliegende Stahl drücke. Ein schmiegsames feines Panzerhemde wie die Klugen und Vorsichtigen sie auf bloßem Leibe trugen, ein Meisterstück niederländischer Schmiedekunst, langte an und die Königin schrieb dazu, sie hätte erfahren, der Friedländer trage ein solches, ihr Herr und Gemahl dürfe nicht schlechter beschirmt in den Kampf gehen. Dies feine Geschmiede warf Gustav als eine Feigheit verächtlich in einen Winkel.

Einmal in der Stille der Nacht hörte Leubelfing, dessen Haupt von demjenigen des Königs nur durch die Wand getrennt war, sich dicht an dieselbe drückend, wie Gustav inbrünstig betete und seinen Gott bestürmte, ihn in seinem Vollwerthe hinwegzunehmen, wenn seine Stunde da sei, bevor er ein Unnöthiger oder Unmöglicher werde. Zuerst quollen dem Lauscher die Thränen, dann erfüllte ihn eine selbstsüchtige Freude, ein verstohlener Jubel, ein Sieg, ein Triumph über die Aehnlichkeit seines kleinen mit diesem großen Loose, der dann mit dem albernen Kindergedanken, dieselbe Silbe beginne den Namen des Königs und beendige seinen eigenen, sich in Schlummer verlor.

Aber der Page träumte schlecht, denn er träumte mit seinem Gewissen. In den richtenden Bildern, welche vor seinen Traumaugen aufstiegen, geschah es bald, daß der König den Entdeckten mit flammendem Blick und verurtheilender Geberde von sich wies, bald verjagte ihn die Königin mit einem Besenstiel und den derbsten Scheltworten, wie die gebildete Frau solche am Tage nie über die Lippen ließ, ja welche sie wohl gar nicht kannte.

Einmal träumte dem Pagen, seine Fuchsstute gehe mit ihm durch und rase durch eine nackte von einer zornigen Spätgluth geröthete Gegend einer Schlucht zu, der König setze ihm nach, er aber stürze vor den Augen seines Retters oder Verfolgers in die zerschmetternde Tiefe, von einem höllischen Gelächter umklungen.

III.

Leubelfing erwachte mit einem jähen Schrei. Der Morgen dämmerte und der Page fand seinen König, der sich in einem Zuge kühl und hell geschlafen hatte, in der gelassensten und leutseligsten Laune von der Welt. Ein Brief der Königin langte an, der aber nichts Dringliches enthielt, wenn nicht die Nachschrift, worin sie ihren Gemahl bat, zum Rechten zu sehen in einem Fall und in einer Nöthe, welche der hilfreichen Frau nahe ging. Der Herzog von Lauenburg, ein unsittlicher Mensch, der vor kaum ein paar Monaten eine der vielen Basen der Königin aus politischen Gründen geheirathet hatte, gab öffentliches Aergerniß, indem er, von den blonden Flechten und wasserblauen Augen seines Weibes gelangweilt, seine Flitterwochen abgekürzt hatte und, in das schwedische Lager zurückgeeilt, eine blutjunge Slavonierin neben sich hielt. Diese hatte er, als ein Wegelagerer der er war, aus der Mitte einer niedergerittenen friedländischen Escorte weggefangen. Nun ersuchte die Königin ihren Gemahl, diesem

prahlerischen Ehebruch ein rasches Ende zu machen; denn der Lauenburger, den Blicken nur des Königs ausweichend, prunkte vor seinen Standesgenossen mit der hübschen Beute, und gönnte sich, als einem Reichsfürsten, die Sünde und den Skandal dazu. Gustav Adolf faßte die Sache als eine einfache Pflichterfüllung auf und gab kurzweg den Befehl, die Slavonierin — man nannte sie die Corinna — zu ergreifen und ihm vorzuführen in der achten Stunde, wo er von einem kurzen Recognoscirungsritte zurück zu sein glaubte. Streng und menschlich zugleich, dachte er das Mädchen, dem er, den Lauenburger kennend, den kleinern Theil der Schuld beimaß, zu ermahnen und dann ihrem Vater in das wallensteinische Lager zuzusenden. Er verritt, den Pagen Leubelfing zurücklassend mit der Weisung, die Königin brieflich zu beruhigen; er werde eine eigenhändige Zeile beifügen. Acht Uhr verstrich und der König war noch nicht wieder angelangt, wohl aber die Corinna, von ein paar grimmigen schwedischen Pikenieren begleitet, welche sie dem Pagen, der im Vorzimmer über seinem Briefe saß, Degen und Pistolen neben sich auf den Tisch gelegt, überlieferten. Vor dem Thore des Schlößchens stand ja eine Wache.

Neugierig schickte der Page einen Blick über seine Buchstaben hinweg nach der Gefangenen, die er sich setzen hieß, und erstaunte über ihre Schönheit. Nur von mittlerer Größe, trug sie über vollen Schultern auf einem feinen Halse ein wohlgebildetes kleines Haupt. Wenig fehlte, stillere Augen, freiere Stirn, ruhigere Nasenlöcher und Mundwinkel, so war es das süße Haupt einer Muse, wie unmusenhaft die Corinna sein mochte. Pechschwarze Flechten und dunkeldrohende Augen bleichten das fesselnde Gesicht. Die in Unordnung gerathene buntfarbige Kleidung, von keinem südlich leuchtenden Himmel gedämpft, erschien unter einem nordischen grell und aufdringlich. Der Busen klopfte sichtbar.

Das Schweigen wurde dem Mädchen unerträglich. „Wo ist der König, Junker?" fragte sie mit einer hohen, vor Erregung schreienden Stimme. „Ist verritten. Wird gleich zurück sein!" antwortete Leubelfing in seiner tiefsten Note.

„Der König bilde sich nur nicht ein, daß ich von dem Herzog lasse," fuhr das leidenschaftliche Mädchen mit unbändiger Heftigkeit fort. „Ich liebe ihn zum Sterben. Und wo sollte ich hin? Zu meinem Vater? Der würde mich grausam mißhandeln. Ich bleibe. Der König hat dem Herzog nichts zu befehlen. Mein Herzog ist ein Reichsfürst." Offenbar plapperte die Angstvolle dem Lauenburger nach, welcher, ob auch an und für sich ein frevelhafter Mensch, seinen Fürstenmantel, halb im Hohn, halb im Ernst, allen seinen Missethaten umhing.

„Nutzt ihm nichts, Jungfer," versetzte der Page Gustav Adolfs, „Reichsfürst hin, Reichsfürst her, der König ist sein Kriegsherr, und der Lauenburger hat zu pariren."

„Der Herzog," zankte die Slavonierin, „ist vom alleredelsten Blut, der König aber stammt von einem gemeinen schwedischen Bauer." Ihr Freund, der Lauenburger, mochte ihr das aus dem Bauerkleide Gustav Wasa's entstandene Märchen vorgefabelt haben. Leubelfing erhob sich beleidigt und schritt bolzgerade auf die Corinna zu, machte dicht vor ihr Halt und fragte gestreng: „Was sagst?" Auch das Mädchen hatte sich ängstlich erhoben und fiel jetzt mit plötzlich verändertem Ausdruck dem Pagen um den Hals: „Theurer Herr! Schöner Herr!

Helfet mir! Ihr müßt mir helfen! Ich liebe den Lauenburger und lasse nicht von ihm! Niemals!" So rief und flehte sie und küßte und herzte und drückte den Pagen, dann aber wich sie in unsäglicher Verblüffung einen Schritt zurück und das seltsamste Lächeln der Welt irrte um ihren spöttisch verzogenen Mund.

Der Page wurde bleich und fahl. „Schwesterchen," lispelte die Corinna mit einem schlauen Blick, „wenn Du Deinen Einfluß" — in demselben Momente hatte sie Leubelfing mit kräftiger Linken am Arme gepackt, auf die Kniee niedergedrückt und den Lauf seines rasch ergriffenen Pistols der Schläfe des kleinen Kopfes genähert. „Drück' los," rief die Corinna halb wahnsinnig, „und der Lust und des Elends sei ein Ende!" wich aber doch dem Lauf mit den behendesten und gelenkigsten Drehungen und Wendungen ihres Hälschens aus.

Jetzt setzte ihr Leubelfing den kalten Ring des Eisens mitten auf die Stirn und sprach todtenbleich, aber ruhig: „Der König weiß nichts davon, bei meiner Seligkeit." Ein ungläubiges Lächeln war die Antwort. „Der König weiß nichts davon," wiederholte der Page, „und Du schwörst mir bei diesem Kreuz" — er hatte es ihr an einem goldenen Kettchen aus dem Busen gezerrt — „von wem hast Du das? von Deiner Mutter, sagst Du? — Du schwörst mir bei diesem Kreuz, daß auch Du nichts davon weißt! Mach schnell, oder ich schieße!"

Aber der Page senkte seine Waffe, denn er vernahm Roßgestampf, das Geraffel des militärischen Salutes und die treppansteigenden schweren Tritte des Königs. Er warf noch einen Blick auf die sich von den Knieen erhebende Corinna, einen flehenden Blick, in welchem zu lesen war, was er nie ausgesprochen hätte: „Sei barmherzig! Ich bin in Deiner Gewalt! Verrathe mich nicht! Ich liebe den König!"

Dieser trat ein, ein anderer Mann, als er vor zwei Stunden verritten war, streng wie ein Richter in Israel, in heiliger Entrüstung, in loderndem Zorn, wie ein biblischer Held, der ein himmelschreiendes Unrecht aus dem Mittel heben muß, damit nicht das ganze Volk verderbe. Er hatte einem empörenden Auftritt, einer ekelerregenden Scene beigewohnt: der Beraubung eines vor dem Friedländer in das schwedische Lager flüchtenden Haufens deutscher Bauern durch deutschen Adel unter Führung eines deutschen Fürsten.

Die Herren hatten im Gezelt eines der Ihrigen bis zur Morgendämmerung gezecht, gewürfelt, gekartet. Ein Abenteurer zweifelhaftester Art, der Bank hielt, hatte sie Alle ausgebeutelt. Den muthmaßlich falschen Spieler ließen sie nach einem kurzen Wortwechsel — er war von Adel — als einen Mann ihrer Gattung unangefochten ziehen, brachen dagegen, gereizt und übernächtig zu ihren Zelten kehrend, in ein Gewirr schwer beladener Wagen ein, das sich in einer Lagergasse staute. Der Lauenburger, der im Vorbeireiten sein Zelt öffnend das Nest leer gefunden und seinen Verdacht ohne Weiteres auf den König geworfen hatte, kam ihnen nachgesprengt und feuerte ihre Raubgier zu einer That an, von welcher er wußte, daß sie, von dem Könige vernommen, Gustav Adolf in das Herz schneiden würde.

Aber dieser sollte den Frevel mit Augen sehen. Mitten in den Tumult — Kisten und Kasten wurden erbrochen, Rosse niedergestochen oder geraubt, Wehrlose mißhandelt, sich zur Wehre Setzende verwundet — ritt der König hinein, zu welchem sich flehende Arme, Gebete, Flüche, Verwünschungen erhoben, nicht

anders als zum Throne Gottes. Der König beherrschte und verschob seinen Zorn. Zuerst gab er Befehl für die mißhandelten Flüchtlinge zu sorgen, dann befahl er die ganze adelige Sippe zu sich auf die neunte Stunde. Heimreitend, hielt er vor dem Zelt des Generalgewaltigen, hieß ihn seinen rothen Mantel umwerfen und ihm — in einiger Entfernung — folgen.

In dieser Stimmung befand sich König Gustav, als er die Beihälterin des Lauenburgers erblickte. Er maß das Mädchen, deren wilde Schönheit ihm mißfiel und deren grelle Tracht seine klaren Augen beleidigte.

„Wer sind Deine Eltern?" begann er, es verschmähend sich nach ihrem eigenen Namen oder Schicksal zu erkundigen.

„Ein Hauptmann von den Croaten; die Mutter starb früh weg," erwiderte das Mädchen, mit ihren dunkeln seinen hellen Augen ausweichend.

„Ich werde Dich Deinem Vater zurücksenden," sagte er.

„Nein," antwortete sie, „er würde mich erstechen."

Eine mitleidige Regung milderte die Strenge des Königs. Er suchte für das Mädchen einen geringen Straffall. „Du hast Dich im Lager in Männerkleidern umgetrieben, dieses ist verboten," beschuldigte er sie.

„Niemals," widersprach die Corinna aufrichtig entrüstet, „nie beging ich diese Zuchtlosigkeit."

„Aber," fuhr der König fort, „Du brichst die Ehe und machst eine edle junge Fürstin unglücklich."

Eine rasende Eifersucht loderte in den Augen der Slavonierin. „Wenn er nun mich mehr, mich allein liebt, was kann ich dafür? was kümmert mich die Andere?" trotzte sie wegwerfend. Der König betrachtete sie mit einem erstaunten Blicke, als frage er sich, ob sie je in eine christliche Kinderlehre gegangen sei.

„Ich werde für Dich sorgen," sagte er dann. „Jetzt befehle ich Dir: Du lässest von dem Lauenburger auf immer und ewig. Deine Liebe ist eine Todsünde. Wirst Du gehorchen?" Sie hielt erst mit zwei lodernden Fackeln, dann mit einem festen starren Blick den des Königs aus und schüttelte das Haupt. Dieser wendete sich gegen den Generalgewaltigen, der unter der Thüre stand.

„Was soll Der mit mir?" frug das Mädchen schaudernd. „Ist's der Henker? Wird er mich richten?"

„Er wird Dir die Haare scheeren, dann bringt Dich der nächste Transport nach Schweden, wo Du in einem Besserungshause bleibst, bis Du ein evangelisches Weib geworden bist."

Ein heftiger Stoß von wunderlichen Befürchtungen und unbekannten Schrecken warf das kleine Gehirn über den Haufen. Ein geschorenes Schädelchen, welche entehrendere, beschämendere Entblößung konnte es geben! Schweden, das eisige Land mit seiner Winternacht, von welchem sie hatte fabeln hören, dort sei der Eingang zum Reiche der Larven und Gespenster! Besserung? Welche ausgesuchte, grausame Folter bedeutete dieses ihr unbekannte Wort? Ein evangelisches Weib? Was war das, wenn nicht eine Ketzerin? Und so sollte sie zu alledem noch ihres bescheidenen himmlischen Theiles verlustig gehen? Sie, die keine Fasten brach und keine fromme Uebung versäumte! Sie ergriff das Kreuz, das an dem zerrissenen Kettchen niederhing, und küßte es inbrünstig.

Dann ließ sie die irren Augen im Kreise laufen. Diese blieben auf dem Pagen

haften und Racheluft flammte darin auf. Sie öffnete den Mund, um den König, welcher sie des Ehebruches geziehen, gleicherweise einen Ehebrecher zu schelten. Dieser stand ruhig bei Seite. Er hatte den Brief des Pagen in die Hand genommen und durchflog denselben mit nahen Blicken. Seine aufmerksamen Züge, deren aus Gerechtigkeit und Milde gemischter Ausdruck etwas Majestätisches und Göttliches hatte, erschreckten die Corinna; sie fürchtete sich davor als vor etwas Fremdem und Unheimlichem. Das wildwüchsige Mädchen, welches jedes von einer faßlichen Leidenschaft verzogene Männerantlitz richtig beurtheilte, ohne davor zu erschrecken, wurde aus dieser veredelten menschlichen Miene nicht klug. Sie mochte den König nicht länger ansehen. „Am Ende," dachte sie, „ist der Schneekönig ein gefrorener Mensch, der die Nähe des Weibes und die ihn heimlich umschleichende Liebe nicht spürt. Ich könnte das junge Blut verderben! Wozu aber auch? Und dann — sie liebt ihn."

Jetzt trat der Profoß einen Schritt vorwärts und streckte die Hand nach der Slavonierin aus. Diese gab sich verloren. Blitzschnell richtete sie sich an dem Pagen auf und wisperte ihm in's Ohr: „Laß mir zehn Messen lesen, Schwesterchen! von den theuren! Du bist mir eine dicke Kerze schuldig! Nun, Eine hat das Glück, die Andere" — sie fuhr in die Tasche, zog einen Dolch heraus, schleuderte die Scheide ab und zerschnitt sich in einem kunstfertigen Zug die Halsader wie einem Täubchen. So mochte sie es in einer Feldküche gelernt und geübt haben.

Der Generalgewaltige spreitete seinen rothen Mantel, legte sie der Länge nach darauf, hüllte sie ein und trug sie wie ein schlafendes Kind auf beiden Armen durch eine Seitenthüre hinweg.

Jetzt wurde es im Nebenzimmer lebendig von allerhand ungebührlich laut geführten Unterhaltungen und mit dem Schlage neun trat der König, welchem Leubelfing die Flügelthür öffnete, unter die versammelten deutschen Fürsten und Herren.

Sie bildeten in dem engen Raume einen dichtgedrängten Kreis und mochten ihrer fünfzig oder sechzig sein. Die Herrschaften hielten sich nicht allzu ehrerbietig, manche sogar nachlässig, als ob sie ebensowenig die Farbe der Scham als die Farbe der Furcht kännten: schlaue neben verwegenen, ehrgeizige neben beschränkten, fromme neben frechen Köpfen; die Mehrzahl Leute, die ihren Mann stellten und mit denen gerechnet werden mußte. Links vom Könige hielt sich in bescheidener Haltung der Hauptmann Erlach, der eigentlich hier nichts zu suchen hatte. Dieser Kriegsmann war unter die Fahnen Gustav Adolfs getreten, als des gottesfürchtigsten Helden seiner Zeit, und hatte dem Könige oft bekannt, ihn jammere der Sünden, die er hier außen im Reiche sehen müsse: Undank, Maske, Fallstrick, Intrigue, Cabale, verdecktes Spiel, vertheilte Rollen, verwischte Spuren, Bestechung, Länderverkauf, Verrath, lauter in seinen helvetischen Bergen vollständig unbekannte und unmögliche Dinge. Er hatte sich hier eingefunden, vielleicht um seinem intimen Freunde, dem französischen Gesandten, welcher sich von seiner Sitteneinfalt angezogen fühlte, etwas Neues erzählen zu können, worauf die Franzosen brennen, wie sie einmal sind; vielleicht auch nur, um zur Erbauung seiner Seele einem Siege der Tugend über das Laster beizuwohnen. Er kniff seelenruhig die Augen und wirbelte die Daumen der gefalteten

Hände. Diesem Tugendbilde gegenüber, rechts vom Könige, stand die freche Sünde: der Lauenburger, mit unruhigen Füßen in seiner reichsten Tracht und seinem kostbarsten Spitzenkragen, dämonisch lächelnd und die Augen rollend. Er war einem Knecht des Gewaltigen begegnet, welchem dieser seinen Mantel übergeben hatte. Unter dessen Falten hatte er eine Menschengestalt erkannt, war hinzugetreten und hatte das Tuch aufgeschlagen.

Gustav maß die Versammlung mit einem verdammenden Blick. Dann brauste der Sturm. Seltsam — der König, gereizt durch den Widerspruch dieser stolzen Gesichter, dieser übermüthigen Haltungen, dieser prunkenden Rüstungen mit dem Unadel der darunter schlagenden Herzen, bediente sich, um den Hochmuth zu erniedrigen und das Verbrechen zu brandmarken, absichtlich einer groben, ja bäurischen Rede, wie sie ihm sonst nicht eigen war.

„Räuber und Diebe seid ihr vom Ersten zum Letzten! Schande über euch! Ihr bestehlet eure Landsleute und Glaubensgenossen! Pfui! Mir ekelt vor euch! Das Herz gällt mir im Leibe! Für eure Freiheit habe ich meinen Schatz erschöpft — vierzig Tonnen Goldes — und nicht soviel von euch genommen, um mir eine Reithose machen zu lassen! Ja, eher bar wär' ich geritten, als mich aus deutschem Gute zu bekleiden! Euch schenkte ich, was mir in die Hände fiel, nicht einen Schweinestall hab' ich für mich behalten!"

Mit so derben und harten Worten beschimpfte der König diesen Adel.

Dann einlenkend, lobte er die Bravour der Herren, ihre untadelige Haltung auf dem Schlachtfelde und wiederholte mehrmals: „Tapfer seid ihr, ja, das seid ihr! Ueber euer Reiten und Fechten ist nicht zu klagen!" ließ dann aber einen zweiten noch heftigeren Zorn aufflammen: „Rebellirt ihr gegen mich," forderte er sie heraus, „so will ich mich an der Spitze meiner Finnen und Schweden mit euch herumhauen, daß die Fetzen fliegen!"

Er schloß dann mit einer christlichen Vermahnung und der Bitte, die empfangene Lehre zu beherzigen. Herr Erlach trocknete sich mit der Hand eine Thräne. Die Herren gaben sich die Miene, es fechte sie nicht sonderlich an, aber ihre Haltung war sichtlich eine bescheidenere geworden. Einige schienen ergriffen, ja gerührt. Das deutsche Gemüth erträgt eine grobe, redliche Schelte besser, als eine lahme Predigt oder einen feinen schneidenden Hohn.

Insoweit wäre es nun gut und in der Ordnung gewesen. Da ließ der Lauenburger, halb gegen den König, halb gegen seine Standesgenossen gewendet, in nackter Frechheit ein ruchloses Wort fallen:

„Wie mag Majestät über einen Dreck zürnen? Was haben wir Herren verbrochen? Unsere Unterthanen erleichtert!"

Gustav erbleichte. Er winkte dem Generalgewaltigen, der hinter der Thüre lehnte.

„Lege diesem Herrn Deine Hand auf die Schulter," befahl er ihm. Der Profoß trat heran, wagte aber nicht zu gehorchen; denn der Fürst hatte den Degen aus der Scheide gerissen und ein gefährliches Gemurmel lief durch den Kreis.

Gustav entwaffnete den Lauenburger, stemmte die Klinge gegen den Fuß und ließ sie in Stücke springen. Dann ergriff er die breite behaarte Hand des

Gewaltigen, legte und drückte selbst sie auf die Schulter des Lauenburgers, der wie gelähmt war, und hielt sie dort eine gute Weile fest, sprechend: „Du bist ein Reichsfürst, Bube, Dir darf ich nicht an den Kragen, aber die Hand des Henkers bleibe über Dir!"

Dann wandte er sich und ging. Der Profoß folgte ihm mit gemessenen Schritten.

Den Pagen Leubelfing, welchen die enge stehenden Herrschaften in eine Fensternische gedrängt hatten, vor der eine schwere Damastdecke mit riesigen Quasten niederhing, hatte der Vorgang bis zu einem krampfhaften Lachen ergötzt. Nach dem blutigen Untergange der Corinna, der ihn zugleich erschüttert und erleichtert hatte, waren ihm die von seinem Helden heruntergemachten Fürsten wie die Personen einer Comödie erschienen, ungefähr wie ein Knabe mit Vergnügen und unterdrücktem Gelächter seinen Vater, in dessen Hut er sich weiß und dessen Ansehen und Macht er bewundert, einen pflichtvergessenen Knecht schelten hört. Bei der ersten Silbe aber, welche der Lauenburger aussprach, war er zusammengeschrocken über die unheimliche Aehnlichkeit, welche die Stimme dieses Menschen mit der seinigen hatte. Derselbe Klang, dasselbe Mark und Metall. Und dieser Schreck wurde zum Grauen, als jetzt, nachdem König Gustav sich entfernt hatte, der Lauenburger eine erkünstelte Lache aufschlug und in die gellenden Worte ausbrach: „Er hat wie ein Stallknecht geschimpft, der schwedische Bauer! Donnerwetter, haben wir Den heute geärgert! Pereat Gustavus! Es lebe die deutsche Libertät! Machen wir ein Spielchen, Herr Bruder, in meinem Zelt? Ich lasse ein Fäßchen Würzburger anzapfen!" und er legte seinen rechten Arm in den linken der Fürstlichkeit, die ihm zunächst stand. Dieser Herr aber zog seinen linken Arm höflich zurück und antwortete mit einer gemessenen Verbeugung: „Bedaure, Euer Liebden. Bin schon versagt."

Sich an einen Andern wendend, den Raugrafen, lud der Lauenburger ihn mit noch lustigeren und dringlicheren Worten: „Du darfst es mir nicht abschlagen, Kamerad! Du bist mir noch Revanche schuldig!" Der Raugraf aber, ein kurz angebundener Herr, wandte ihm ohne Weiteres den Rücken. So oft er seine Versuche wiederholte, so oft wurde er, und immer kürzer und derber abgewiesen. Vor seinen Schritten und Geberden bildete sich eine Leere und entfüllte sich der Raum.

Jetzt stand er allein in der Mitte des von Allen verlassenen Gemaches. Ihm wurde deutlich, daß er fortan von Seinesgleichen streng werde gemieden werden. Sein Gesicht verzerrte sich. Wüthend ballte der Gebrandmarkte die Faust und drohte, sie erhebend, dem Schicksal oder dem Könige. Was er murmelte, verstand der Page nicht, aber der Ausdruck des vornehmen Kopfes war ein so teuflischer, daß der Lauscher einer Ohnmacht nahe war.

IV.

In der Dämmerstunde desselben ereignißvollen Tages wurde dem Könige ein mit einem richtig befundenen Salvoconduct versehener friedländischer Hauptmann gemeldet. Es mochte sich um die Bestattung der in dem letzten Zusammenstoße Gefallenen oder sonst um ein Abkommen handeln, wie sie zwischen sich gegenüberliegenden Heeren getroffen werden.

Page Leubelfing führte den Hauptmann in das eben leere Empfangszimmer, ihn hier zu verziehen bittend; er werde ihn anjagen. Der Wallensteiner aber, ein hagerer Mann mit einem gelben verschlossenen Gesichte, hielt ihn zurück: er ruhe gerne einen Augenblick nach seinem raschen Ritte. Nachlässig warf er sich auf einen Stuhl und verwickelte den Pagen, der vor ihm stehen geblieben war, in ein gleichgültiges Gespräch.

„Mir ist," sagte er leichthin, „die Stimme wäre mir bekannt. Ich bitte um den Namen des Herrn." Leubelfing, der gewiß war, diese kalte und dictatorische Geberde nie in seinem Leben mit Augen gesehen zu haben, erwiderte unbefangen: „Ich bin des Königs Page, Leubelfing von Nürnberg, Gnaden zu dienen."

„Eine kunstfertige Stadt," bemerkte der Andere gleichgültig. „Thue mir der junge Herr den Gefallen, diesen Handschuh — es ist ein linker — zu probiren. Man hat mir in meiner Jugend bei den Jesuiten, wo ich erzogen wurde, die demüthige und dienstfertige Gewohnheit eingeprägt, die sich jetzt für meine Hauptmannschaft nicht mehr recht schicken will, verlorene und am Wege liegende Gegenstände aufzuheben. Das ist mir nun so geblieben." Er zog einen ledernen Reithandschuh aus der Tasche, wie sie damals allgemein getragen wurden. Nur war dieser von einer ausnahmsweisen Eleganz und von einer auffallenden Schlankheit, so daß ihn wohl neun Zehntel der wallensteinischen oder schwedischen Soldatenhände hineinfahrend mit dem ersten Ruck aus allen seinen Nähten gesprengt hätten. „Ich hob ihn draußen von der untersten Stufe der Freitreppe."

Leubelfing, durch den kurzen Ton und die befehlende Rede des Hauptmanns etwas gestoßen, aber ohne jedes Mißtrauen, ergriff in gefälliger Höflichkeit den Handschuh und zog sich denselben über die schlanken Finger. Er saß wie angegossen. Der Hauptmann lächelte zweideutig. „Er ist der Eurige," sagte er.

„Nein, Hauptmann," erwiderte der Page befremdet, „ich trage kein so feines Leder." „So gebt mir ihn zurück!" und der Hauptmann nahm den Handschuh wieder an sich.

Dann erhob er sich langsam von seinem Stuhl und verneigte sich, denn der König war eingetreten.

Dieser that einige Schritte mit wachsendem Erstaunen und seine starkgewölbten strahlenden Augen vergrößerten sich. Dann richtete er an den Gast die zögernden Worte: „Ihr hier, Herr Herzog?" Er hatte den Friedländer nie von Angesicht gesehen, aber oft dessen überallhin verbreitete Bildnisse betrachtet, und der Kopf war so eigenthümlich, daß man ihn mit keinem andern verwechseln konnte. Wallenstein bejahte mit einer zweiten Verneigung.

Der König erwiderte sie mit ernster Höflichkeit: „Ich grüße die Hoheit, und stehe zu Diensten. Was wollet Ihr von mir, Herzog?" Er winkte den Pagen mit einer Geberde weg.

Leubelfing flüchtete sich in seine anliegende Kammer, welche, ärmlich ausgerüstet, ein schmaler Riemen, zwischen dem Empfangszimmer und dem Schlafgemach des Königs, dem ruhigsten des Hauses, lag. Er war erschreckt, nicht durch die Gegenwart des gefürchteten Feldherrn, sondern durch das Unheimliche dieses späten Besuches. Ein dunkles Gefühl zwang ihn, denselben mit seinem Schicksale in Zusammenhang zu bringen.

Mehr von Angst als von Neugierde getrieben, öffnete er leise einen tiefen Schrank, aus welchem er — wenn es gesagt werden muß — durch eine Wandspalte den König schon einmal — nur einmal — belauscht hatte, um ihn ungestört und nach Herzenslust zu betrachten. Daß sein Auge und abwechselnd sein Ohr jetzt die Spalte nicht mehr verließ, dafür sorgte der seltsame Inhalt des belauschten Gespräches.

Die sich gegenüber Sitzenden schwiegen eine Weile, sich betrachtend, ohne sich zu fixiren. Sie wußten, daß, nachdem die das Schicksal Deutschlands bestimmende Schachpartie mit vieldeutigen Zügen und verdeckten Plänen begonnen und sich auf allen Feldern verwickelt hatte, vor der entscheidenden, eine neue Lage der Dinge schaffenden Schlacht das unterhandelnde Wort nicht am Platze und ein Uebereinkommen unmöglich sei. Diesem Gefühle gab der Friedländer Ausdruck. „Majestät," sagte er, „ich komme in einer persönlichen Angelegenheit." Gustav lächelte kühl und verbindlich. Der Friedländer aber begann:

„Ich pflege im Bette zu lesen, wann mich der Schlaf meidet. Gestern oder heute früh fand ich in einem französischen Memoirenwerke eine unterhaltende Geschichte. Eine wahrhaftige Geschichte mit wörtlicher Angabe der gerichtlichen Deposition des Admirals — ich meine den Admiral Coligny, den ich als Feldherrn zu schätzen weiß. Ich erzähle sie mit der Erlaubniß der Majestät. Bei dem Admiral trat eines Tages ein Partisan ein, Poltrot oder wie der Mensch hieß. Wie ein halb Wahnsinniger warf er sich auf einen Stuhl und begann ein Selbstgespräch, worin er sich über den politischen und militärischen Gegner des Admirals, Franz Guise, leidenschaftlich äußerte und davon redete, den Lothringer aus der Welt zu schaffen. Es war, wie gesagt, das Selbstgespräch eines Geistesabwesenden und es stand bei dem Admiral, welchen Werth er darauf legen wollte — ich möchte die Scene einem Dramatiker empfehlen, sie wäre wirksam. Der Admiral schwieg, da er das Gerede des Menschen für eine leere Prahlerei hielt, und Franz Guise fiel, von einer Kugel —"

„Hat Coligny so gehandelt," unterbrach der König, „so tadle ich ihn. Er that unmenschlich und unchristlich."

„Und unritterlich," höhnte der Friedländer kalt.

„Zur Sache, Hoheit," bat der König.

„Majestät, etwas Aehnliches ist mir heute begegnet, nur hat der zum Mord sich Erbietende eine noch künstlichere Scene in's Werk gesetzt. Einer der Eurigen wurde gemeldet, und da ich eben beschäftigt war, ließ ich ihn in das Nebenzimmer führen. Als ich eintrat, war er in der schwülen Mittagsstunde eingeschlummert und sprach heftig im Traume. Nur wenige gestammelte Worte, aber der Zusammenhang ließ sich errathen. Wenn ich daraus klug geworden bin, hätte ihn Eure Majestät, ich weiß nicht womit, tödtlich beleidigt, und er wäre entschlossen, ja genöthigt, den König von Schweden umzubringen um jeden Preis, oder wenigstens um einen anständigen Preis, was ihm leicht sein werde, da er in der Nähe der Majestät und in deren täglichem Umgang lebe. Ich weckte dann den Träumenden, ohne ein Wort mit ihm zu verlieren, wenn nicht, daß ich nach seinem Begehr fragte. Es handelte sich um Auskunft über einen schon vor Jahren in kaiserlichem Dienste verschollenen Rheinländer, ob er noch lebe oder nicht. Eine Erbsache. Ich gab Bescheid und entließ den Listigen.

Nach seinem Namen fragte ich ihn nicht; er hätte mir einen falschen angegeben. Ihn aber auf das Zeugniß abgerissener Worte einer gestammelten Traumrede zu verhaften, wäre unthunlich und eine schreiende Ungerechtigkeit gewesen."

„Freilich," stimmte der König bei.

„Majestät," sprach der Friedländer jede Silbe schwer betonend, „Du bist gewarnt!"

Gustav sann. „Ich will meine Zeit nicht damit verlieren und mein Gemüth nicht damit vergiften," sagte er, „so zweifelhaften und verwischten Spuren nachzugehen. Ich stehe in Gottes Hand. Hat die Hoheit keine weiteren Zeugen oder Indicien?"

Der Friedländer zog den Handschuh hervor. „Mein Ohr und diesen Lappen da! Ich vergaß der Majestät zu sagen, daß der Träumer schlank war und ein ganz charakterloses, nichtssagendes Gesicht, offenbar eine jener eng anschließenden Larven trug, wie sie in Venedig mit der größten Kunst verfertigt werden. Aber seine Stimme war angenehm markig, ein Bariton oder tiefer Alt, nicht unähnlich der Stimme Eures Pagen, und sein Handschuh, der ihm entfiel und bei mir liegen blieb, sitzt selbigem Herrn wie angegossen."

Der König lachte herzlich. „Ich will mein schlummerndes Haupt in den Schoß meines Leubelfings legen," betheuerte er.

„Auch ich," erwiderte der Friedländer, „kann den jungen Menschen nicht beargwöhnen. Er hat ein gutes ehrliches Gesicht, dasselbe kecke Bubengesicht, womit meine barfüßigen böhmischen Bauermädchen herumlaufen. Doch, Majestät, ich bürge für keinen Menschen. Ein Gesicht kann täuschen und — täuschte es nicht — ich möchte keinen Pagen um mich sehen, wäre es mein Liebling, dessen Stimme klingt wie die Stimme meines Hassers, und dessen Hand dasselbe Maß hat wie die Hand meines Meuchlers. Das ist dunkel. Das ist ein Verhängniß. Das kann verderben."

Gustav lächelte. Er mochte sich denken, daß der großartige Emporkömmling jetzt, da er durch seinen ungeheuerlichen Pact mit dem Habsburger das Reich des Unausführbaren und Chimärischen betreten hatte, mehr als je allen Arten von Aberglauben huldigte. Den innern Widerspruch durchschauend zwischen dem Glauben an ein Fatum und den Versuchen, dieses Fatum zu entkräften, wollte der seines lebendigen Gottes Gewisse mit keinem Worte, nicht mit einer Andeutung ein Gebiet berühren, wo das Blendwerk der Hölle, wie er glaubte, sein Spiel trieb. Er ließ das Gespräch fallen und erhob sich, dem Herzoge für sein loyales Benehmen dankend. Doch griff er dabei nach dem Handschuh, welchen der Friedländer nachlässig auf ein zwischen ihnen stehendes Tischchen geworfen hatte, aber mit einer so kurzsichtigen Geberde, daß sie dem scharf blickenden Wallenstein, der sich gleichfalls erhoben hatte, seinerseits ein unwillkürliches Lächeln abnöthigte.

„Ich sehe mit Vergnügen," scherzte der König, den Friedländer gegen die Thüre begleitend, „daß die Hoheit um mein Leben besorgt ist."

„Wie sollt' ich nicht?" erwiderte dieser. „Ob sich die Majestät und ich mit unsern Armaden bekriegen, gehören die Majestät und ich" — der Herzog wich höflich einem „wir" aus — „dennoch zusammen. Einer ist undenkbar ohne den

Andern und" — scherzte er seinerseits — „stürzte die Majestät oder ich von dem einen Ende der Weltschaukel, schlüge das andere unsanft zu Boden."

Wieder sann der König und kam unwillkürlich auf die Vermuthung, irgend eine himmlische Conjunctur, eine Sternstellung habe dem Friedländer ihre beiden Todesstunden im Zusammenhange gezeigt, eine der anderen folgend mit verstohlenen Schritten und verhülltem Haupte. Seltsamerweise gewann diese Vorstellung trotz seines Gottvertrauens plötzlich Gewalt über ihn. Jetzt fühlte der christliche König, daß die Atmosphäre des Aberglaubens, welche den Friedländer umgab, ihn anzustecken beginne und er that wieder einen Schritt gegen den Ausgang.

„Die Majestät," endete der Friedländer fast gemüthlich seinen Besuch, „sollte sich wenigstens ihrem Kinde erhalten. Die Prinzeß lernt brav, wie ich höre, und ist der Majestät an das Herz gewachsen. Das liegt in der Natur. Ich bin auch so ein Familienpapa!" Damit empfahl sich der Herzog.

Noch sah der Page, welchem das belauschte Gespräch wie ein Gespenst die Haare zu Berge getrieben hatte, daß Gustav sich in seinen Sessel warf und mit dem Handschuh spielte. Er entfernte das Auge von der Spalte, und in seine Kammer zurückwankend, warf er sich neben seinem Lager nieder, den Himmel um die Bewahrung seines Helden anflehend, dem seine bloße Gegenwart — wie der Friedländer meinte und er selbst nun zu glauben begann — ein geheimnißvolles Unheil bereiten konnte. „Was es mich koste," gelobte sich der Verzweifelnde, „ich will mich von ihm losreißen, ihn von mir befreien, damit ihn meine unheimliche Nähe nicht verderbe."

Da er ungerufen blieb, schlich er sich erst wieder zum Könige in jener Freistunde, welche dann zu ihrer größern Hälfte in gleichgültigem Gespräche verfloß. Wenn nicht, daß der König einmal hinwarf: „Wo hast Du Dich heute gegen Mittag umgetrieben, Leubelfing? Ich rief Dich und Du fehltest." Der Page antwortete dann der Wahrheit gemäß: er habe mit dem Bedürfniß, nach den erschütternden Scenen des Morgens freie Luft zu schöpfen, sich auf das Roß geworfen und es in der Richtung des wallensteinischen Lagers, fast bis in die Tragweite seiner Kanonen, getummelt. Er wollte sich einen freundlichen Verweis des Königs zuziehen, doch dieser blieb aus. Wieder nahm das Gespräch eine unbefangene Wendung und jetzt schlug die zehnte Stunde. Da hob Gustav mit einer zerstreuten Geberde den Handschuh aus der Tasche und ihn betrachtend sagte er: „Dieser ist nicht der meinige. Hast Du ihn verloren, Unordentlicher, und ich ihn aus Versehen eingesteckt? Laß schauen!" Er ergriff spielend die linke Hand des Pagen und zog ihm das weiche Leder über die Finger. „Er sitzt," sagte er.

Der Page aber warf sich vor ihm nieder, ergriff seine Hände und überströmte sie mit Thränen. „Lebe wohl," schluchzte er, „mein Herr, mein Alles! Dich behüte Gott und seine Scharen!" Dann plötzlich sich erhebend, stürzte er hinaus wie ein Unsinniger. Gustav erhob sich, rief ihn zurück. Schon aber erklang der Hufschlag eines galoppirenden Pferdes und — seltsam — der König ließ weder in der Nacht noch am folgenden Tage Nachforschungen über die Flucht und das Verbleiben seines Pagen anstellen. Freilich hatte er alle Hände voll zu thun; denn er hatte beschlossen, das Lager bei Nürnberg aufzuheben.

Leubelfing hatte den gestreckten Lauf seines Thieres nicht angehalten, dieser ermüdete von selbst am äußersten Lagerende. Da beruhigten sich auch die erregten Sinne des Reiters. Der Mond schien taghell und das Roß ging im Schritt. Bei klarerer Ueberlegung erkannte jetzt der Flüchtling im Dunkel jenes Ereignisses, das ihn von der Seite des Königs vertrieben hatte, mit den scharfen Augen der Liebe und des Hasses seinen Doppelgänger. Es war der Lauenburger. Hatte er nicht gesehen, wie der Gebrandmarkte die Faust gegen die Gerechtigkeit des Königs geballt hatte? Besaß der Gestrafte nicht den Scheinklang seiner Stimme? War er selbst nicht Weibes genug, um in jenem fürchterlichen Augenblicke die Kleinheit der geballten fürstlichen Faust bemerkt zu haben? Gewiß, der Lauenburger sann Rache, sann Mord gegen das geliebte Haupt. Und in dieser Stunde unheimlicher Verfolgung und Beschleichung seines Königs hatte sich Leubelfing aus der Nähe des Bedrohten verbannt. Eine unendliche Sorge für das Liebste, was er besessen, preßte ihm das Herz zusammen und löste sich bei dem Gedanken, daß er es nicht mehr besitze, in ein beklommenes Schluchzen und dann in unbändig stürzende Thränen. Eine schwedische Wacht, ein Musketier mit schon ergreistem Knebelbarte, der den schlanken Reiter weinen sah, verzog den Mund zu einer lustigen Grimasse, fragte dann aber gutmüthig: „Sinnt der junge Herr nach Hause?" Leubelfing nahm sich zusammen und langsam weiterreitend entschloß er sich mit jener Keckheit, die ihm die Natur gegeben und das Schlachtfeld verdoppelt hatte, nicht aus dem Lager zu weichen. „Der König wird es abbrechen," sagte er sich; „ich komme in einem Regiment unter und bleibe während der Märsche und Ermüdungen unbekannt! Dann die Schlacht."

Jetzt gewahrte er einen Oberst, welcher die Lagerstraßen wachsam abritt. Das Licht des Mondes war so kräftig, daß man einen Brief dabei hätte entziffern können. So erkannte er auf den ersten Blick einen Freund seines Vaters, denselben, welcher dem Hauptmann Leubelfing in dem für ihn tödtlichen Duell secundirt hatte. Er trieb seinen Fuchs zu der Linken des Schweden. Der Oberst, der in der letzten Zeit meist auf Vorposten gelegen, betrachtete den jungen Reiter aufmerksam. „Entweder ich irre mich," begann er dann, „oder ich habe Euer Gnaden, wenn auch auf einige Entfernung, als Pagen neben dem Könige reiten sehen? Wahrlich, jetzt erkenne ich Euch wieder, ob Ihr auch etwas mondenblaß und schwermüthig ausschaut." Dann, plötzlich von einer Erinnerung überrascht: „Seid Ihr ein Nürnberger," fuhr er fort, „und mit dem seligen Hauptmann Leubelfing verwandt? Ihr gleichet ihm zum Erschrecken, oder eigentlich seinem Kinde, dem Wildfang, der Gustel, die bis in ihr sechzehntes Jahr mit uns geritten ist. Doch Mondenlicht trügt und hext. Steigen wir ab. Hier ist mein Zelt." Und er übergab sein Roß und das des Pagen einem ihn erwartenden Diener mit plattgedrückter Nase und breitem Gesichte, welcher seinen Gebieter mit einem gutmüthigen stupiden Lächeln empfing.

„Mache sich's der Herr bequem," lud der Alte den Pagen ein, ihm einen Feldstuhl bietend und sich auf seinen harten Schragen niederlassend. Zwei Windlichter gaben eine schwankende Helle.

Jetzt fuhr der Oberst ohne Ceremonie mit seiner breiten ehrlichen Hand dem Pagen durch das Haar. Auf der bloßgelegten Stirnhöhe wurde eine alte aber tiefeingeschnittene Narbe sichtbar. „Gustel, Du Narre," brach er los, „meinst,

ich hätt's vergessen, wie Dich das ungrische Fohlen, die Hinterhufen aufwerfend, über seinen Starrkopf schleuderte, daß Du durch die Luft flogest und wir Dreie Dich für todt auflasen, die heulende Mutter, der Vater blaß wie ein Geist und ich selber herzlich erschrocken? Ein perfecter Soldat, der selige Leubelfing, mein bester Hauptmann und mein Herzensfreund! Nur ein bischen toll, wie Du es auch sein wirst, Gustel! Alle Wetter, Kind, wie lange schon treibst Du Dein Wesen um den König? Schaust übrigens accurat wie ein Bube! Hast Dir das blonde Kraushaar im Nacken wegrasirt, Kobold?" und er zupfte sie. „Mach Dir nur nicht vor, Du seiest das einzige Weibsbild im Lager! Sieh Dir mal den Jakob Erichson an, meinen Kerl!" Der Bursche trat eben mit Flaschen und Gläsern ein. „Ein Mann wie Du! Keine Angst, Gustel! Er hat nicht ein deutsches Wort erlernen können. Dazu ist er viel zu dumm. Aber ein kreuzbraves, gottesfürchtiges Weib! Und garstig! Uebrigens die einfachste Geschichte von der Welt, Gustel: Sieben Schreihälse, der Ernährer ausgehoben, sein Weib für ihn eintretend. Der denkbar beste Kerl! Ich könnte ihn nur gar nicht mehr entbehren!"

Der Page betrachtete das brave Geschöpf mit entschiedenem Widerwillen, während der Oberst weiter polterte. „Alle Wege ein starkes Stück, Gustel, neben dem Könige Dich einzunisten, der die Weibsen in Manntracht verabscheut! Hast eine Fabel gespielt, was sie auf den Bänken von Upsala ein Monodrama nennen, wenn eine Person für sich mutterseelenallein jubelt, fürchtet, verzagt, empfindet, tragirt, imaginirt! Und hast Dir Gott weiß wie viel darauf eingebildet, ohne daß eine sterbliche Seele etwas davon wußte oder sich einen Deut darum bekümmerte. Du blickst unmuthig? Halsgefährlich, Kind, war es gerade nicht! Wurdest Du entlarvt: „Pack Dich, dummes Ding!" hätte er Dich gescholten und den nächsten Augenblick an etwas Anderes gedacht. Ja, wenn Dich die Königin demaskirt hätte! Puh! Nun sag' ich: man soll die Kinder nicht küssen! So'n Kuß schläft und lodert wieder auf, wann die Lippen wachsen und schwellen. Und wahr ist's und bleibt's, der König hat Dich mir einmal von den Armen genommen, Pathchen, und hat Dich geherzt und abgeküßt, daß es nur so klatschte! Denn Du wareſt ein keckes und hübsches Kind." Der Page wußte nichts mehr von dem Kuß, aber er empfand ihn wild erröthend.

„Und nun, Wildfang, was soll werden?" Er sann einen Augenblick. „Kurz und gut, ich trete Dir mein zweites Zelt ab! Du wirst mein Galopin, gibst mir Dein Ehrenwort nicht auszureißen und reitest mit mir bis zum Frieden. Dann führ' ich Dich heim nach Schweden in mein Gehöft bei Geflеborg. Ich bin einzeln. Nur ein Sohn lebt mir in Falun, ein Diener am Wort mit einer fetten Pfründe. Da hast Du dann die Wahl zwischen uns Beiden." Page Leubelfing gelobte seinem Pathen, was er sich selbst schon gelobt hatte, und erzählte ihm darauf sein vollständiges Abenteuer mit jenem Wahrheitsbedürfniß, das sich nach lange getragener Larve so gebieterisch meldet, wie Hunger und Durst nach langem Fasten.

Der Alte dachte sich seine Sache und erlustigte sich dann besonders an dem Vetter Leubelfing, von dem er nicht mehr loskam.

Von Sommerende bis nach beendigter Lese und bis an einem frostigen Morgen die ersten dünnen Flocken über der Heerstraße wirbelten, ritt Page

Leubelfing in Züchten neben seinem Pathen, dem Obersten Ake Tott, in die Kreuz und Quer, wie es die Wechselfälle eines Feldzuges mit sich bringen. Dem Hauptquartier und dem Könige begegnete er nicht, da der Oberst meist die Vor- oder Nachhut führte. Aber Gustav Adolf füllte die Augen seines Geistes, wenn auch in verklärter und unnahbarer Gestalt, jetzt da er aufgehört hatte ihm durch die Locken zu fahren und ihn der Page Nachts nicht mehr an seiner Seite, nur durch eine dünne Wand von ihm getrennt, sich umwenden und sich räuspern hörte. Da geschah es zufällig, daß Leubelfing seinen König wieder mit Augen sah. Es war auf dem Marktplatze von Naumburg, wo sich der Page eines Einkaufs halber verspätet hatte und eben seinem Obersten nachsprengen wollte, welcher, dieses Mal die Vorhut befehligend, die Stadt schon verlassen hatte. Von einer immer dichter werdenden Menge mit seinem Roß gegen die Häuser zurückgedrängt, sah er auf dem engen Platze ein Schauspiel, wie ein ähnliches nur erst einmal menschlichen Augen sich gezeigt hatte, da vor vielen hundert Jahren der Friedestifter auf einer Eselin Einzug hielt in Jerusalem. Freilich saß Gustav auf seinem stattlichen Streithengst, von geharnischten Hauptleuten auf muthigen Thieren umringt; aber Hunderte von leidenschaftlichen Gestalten, Weiber, die mit beiden gehobenen Armen ihre Kinder über die jubelnden Häupter emporhielten, Männer, welche die Hände streckten, um die Rechte Gustav's zu ergreifen und zu drücken, Mägde, die nur seine Steigbügel küßten, geringe Leute, die sich vor ihm auf die Kniee warfen, ohne Furcht vor dem Hufschlag seines Thieres, das übrigens sanft und ruhig schritt, ein Volk in kühnen und von einem Sturm der Liebe und der Begeisterung ergriffenen Gruppen umwogte den nordischen König, der ihm seine geistigen Güter gerettet hatte. Dieser, sichtlich gerührt, neigte sich von seinem Rosse herab zu dem greisen Ortsgeistlichen, der ihm dicht vor den Augen Leubelfing's die Hand küßte, ohne daß er es verwehren konnte, und sprach überlaut: „Die Leute ehren mich wie einen Gott! Das ist zu viel und gemahnt mich an mein Ende. Prediger, ich reite mit der heidnischen Göttin Victoria und mit dem christlichen Todesengel!"

Dem Pagen quollen die Thränen. Als er aber gegenüber an einem Fenster die Königin erblickte und ihr der König einen zärtlichen Abschied zuwinkte, schwoll ihm der Busen von einer brennenden Eifersucht.

Kaum eine Woche später, als die schwedischen Scharen auf dem blachen Felde von Lützen sich zusammenzogen, marschirte Ake Tott seitwärts unweit des Wagens, darin der König fuhr. Da erblickte Leubelfing einen Raubvogel, der unter zerrissenen Wolken schwebend auf das Hartnäckigste sich über der königlichen Gruppe hielt und durch die Schüsse des Gefolges sich nicht erschrecken und nicht vertreiben ließ. Er gedachte des Lauenburgers, ob seine Rache über Gustav Adolf schwebe. Das arme Herz des Pagen ängstigte sich über alles Maß. Wie es frühe dunkelte, wuchs seine Angst, und da es finster geworden war, gab er, sein Ehrenwort brechend, dem Rosse die Sporen und verschwand aus den Augen des ihm „Treubrüchiger Bube!" nachrufenden Obersten.

In unaufhaltsamem Ritte erreichte er den Wagen des Königs und mischte sich unter das Gefolge, das am Vorabende der erwarteten großen Schlacht ihn nicht zu bemerken oder sich nicht um ihn zu kümmern schien. Der König gedachte dann die Nacht in seinem Wagen zuzubringen, wurde aber durch die

Kälte genöthigt, auszusteigen und in einem bescheidenen Bauerhause ein Unterkommen zu suchen. Mit Tagesanbruch drängten sich in der niedrigen Stube, wo der König schon über seinen Karten saß, die Ordonnanzen. Die Aufstellung der Schweden war beendigt. Es begann die der deutschen Regimenter. Page Leubelfing hatte sich, von dem Kammerdiener des Königs, der ihm wohlwollte, erkannt und nicht zur Rede gestellt, den in seinem Gestick das schwedische Wappen tragenden Schemel wieder erobert, auf welchem er sonst neben dem Könige gesessen, und sich in einer Ecke niedergelassen, wo er hinter den wechselnden kriegerischen Gestalten verborgen blieb.

Der König hatte seine letzten Befehle gegeben und war in der wunderbarsten Stimmung. Er erhob sich langsam und wendete sich gegen die Anwesenden, lauter Deutsche, unter ihnen mehr als einer von denjenigen, welche er im Lager bei Nürnberg mit so harten Worten gezüchtigt hatte. Ob ihn schon die Wahrheit und die Barmherzigkeit jenes Reiches berührte, dem er sich nahe glaubte? Er winkte mit der Hand und sprach leise, fast wie träumend, mehr mit den geisterhaften Augen als mit dem kaum bewegten Munde:

„Herren und Freunde, heute kommt wohl mein Stündlein. So möcht' ich Euch mein Testament hinterlassen. Nicht für den Krieg sorgend — da mögen die Lebenden zusehen. Sondern — neben meiner Seligkeit — für mein Gedächtniß unter Euch! Ich bin über Meer gekommen mit allerhand Gedanken, aber alle überwog, ungeheuchelt, die Sorge um das reine Wort. Nach der Victorie von Breitenfeld konnte ich dem Kaiser einen läßlichen Frieden vorschreiben und nach gesichertem Evangelium mit meiner Beute mich wie ein Raubthier zwischen meine schwedischen Klippen zurückziehen. Aber ich bedachte die deutschen Dinge. Nicht ohne ein Gelüst nach Eurer Krone, Herren! Doch, ungeheuchelt, meinen Ehrgeiz überwog die Sorge um das Reich! Dem Habsburger darf es unmöglich länger gehören, denn es ist ein evangelisches Reich. Doch Ihr denket und sprechet: ein fremder König herrsche nicht über uns! Und Ihr habet Recht. Denn es steht geschrieben: der Fremdling soll das Reich nicht ererben. Ich aber dachte letztlich an die Hand meines Kindes und an einen Dreizehnjährigen ..." Sein leises Reden wurde überwältigt von dem stürmischen Gesange eines thüringischen Reiterregimentes, das, vor dem Quartier des Königs vorbeiziehend, mit Begeisterung die Worte betonte:

„Er wird durch einen Gideon,
Den er wohl weiß, dir helfen schon ..."

Der König lauschte und ohne seine Rede zu beendigen, sagte er: „Es ist genug, Alles ist in Ordnung," und entließ die Herren. Dann sank er auf das Knie und betete.

Da sah der Page Leubelfing mit einem rasenden Herzklopfen, wie der Lauenburger eintrat. Als ein gemeiner Reiter gekleidet, näherte er sich in kriechender und zerknirschter Haltung und reckte die Hände flehend gegen den König aus, der sich langsam erhob. Jetzt warf er sich vor ihm nieder, umfing seine Kniee, schluchzte und schrie ihn an mit den beweglichen Worten des verlorenen Sohnes: „Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor Dir!" und wiederum: „Ich habe gesündigt in den Himmel und vor Dir, ich bin hinfort

nicht mehr werth, daß ich Dein Sohn heiße!" und er neigte das reuige Haupt. Der König aber hob ihn vom Boden und schloß ihn in seine Arme.

Vor den entsetzten Augen des Pagen schwammen die sich umschlungen Haltenden wie in einem Nebel. „War das, konnte das die Wahrheit sein? Hatte die Heiligkeit des Königs an einem Verworfenen ein Wunder gewirkt? Oder war es eine satanische Larve? Mißbrauchte der ruchloseste der Heuchler die Worte des reinsten Mundes?" So zweifelte sie mit irren Sinnen und pochenden Schläfen. Der Augenblick verrann. Die Pferde wurden gemeldet und der König rief nach seinem Lederwams. Der Kammerdiener erschien, in der Linken den verlangten Gegenstand, in der Rechten aber einen an der Halsöffnung gefaßten blanken Harnisch haltend. Da entriß ihm der Page den kugelfesten Panzer und machte Miene, dem König behülflich zu sein, denselben anzulegen. Dieser aber, ohne über die Gegenwart des Pagen erstaunt zu sein, weigerte sich mit einem unbeschreiblich freundlichen Blick und fuhr Leubelfing durch das krause Stirnhaar, wie er zu thun pflegte. „Gust," sagte er, „das geht nicht. Er drückt. Gib das Wams."

Kurz nachher sprengte der König davon, links und rechts hinter sich den Lauenburger und seinen Pagen Leubelfing.

V.

In der Pfarre des hinter der schwedischen Schlachtlinie liegenden Dorfes Meuchen saß gegen Mitternacht der verwittwete Magister Todänus hinter seiner Foliobibel und las seiner Haushälterin, Frau Ida, einer zarten und ebenfalls verwittweten Person, die Bußpsalmen David's vor. Der Magister — übrigens ein wehrhafter Mann mit einem derben, grauen Knebelbarte, der ein paar Jugendjahre unter den Waffen verlebt — betete dann inbrünstig mit Frau Ida für die Erhaltung des protestantischen Helden, der eben jetzt in kleiner Entfernung das Schlachtfeld, er wußte nicht, ob behauptet oder verloren hatte. Da pochte es heftig an das Hofthor und die geistergläubige Frau Ida errieth, daß sich ein Sterbender melde.

Es war so. Dem öffnenden Pfarrer wankte ein junger Mensch entgegen, bleich wie der Tod, mit weit geöffneten Fieberaugen, barhaupt, an der Stirn eine klaffende Wunde. Hinter ihm hob ein Anderer einen Todten vom Pferde, einen schweren Mann. In diesem erkannte der Pfarrer trotz der entstellenden Wunden den König von Schweden, welchen er in Leipzig einziehen gesehen und dessen wohlgetroffener Holzschnitt hier in seinem Zimmer hing. Tief ergriffen bedeckte er sich das Gesicht mit den Händen und schluchzte.

In fieberischer Geschäftigkeit und mit hastiger Zunge begehrte der verwundete Jüngling, daß sein König im Chor der anstoßenden Kirche aufgebahrt werde. Zuerst aber forderte er laues Wasser und einen Schwamm, um das Haupt voll Blut und Wunden zu reinigen. Dann legte er mit der Hilfe des Gefährten den Todten, welcher seinen Armen zu schwer war, auf ein ärmliches Ruhebett, sank daran nieder und betrachtete das wachsfarbene Antlitz liebevoll. Als er es aber mit dem Schwamm berühren wollte, wurde er ohnmächtig und glitt vorwärts auf den Leichnam. Sein Gefährte hob ihn auf, sah näher zu und bemerkte außer der Stirnwunde eine zweite, eine Brustwunde. Durch einen frischen

Riß im Rocke neben einem über dem Herzen liegenden geflickten Risse sickerte Blut. Das Gewand seines Kameraden vorsichtig öffnend, traute der schwedische Cornett seinen Augen nicht. „Hol' mich! straf' mich!" stotterte er, und Frau Ida, welche die Schüssel mit dem Wasser hielt, erröthete über und über.

In diesem Augenblick wurde die Thür aufgerissen und der Oberst Ake Tott trat herein. In Proviantsachen rückwärts gesendet, war er nach verrichtetem Geschäfte dem Schlachtfelde wieder zugeeilt und hatte in der Dorfgasse, vor dem Kruge ein Glas Branntwein stürzend, die Mär vernommen von einem im Sattel wankenden Reiter, der einen Todten vor sich auf dem Pferde gehalten.

„Ist es wahr, ist es möglich?" schrie er und stürzte auf seinen König zu, dessen Hand er ergriff und mit Thränen benetzte. Nach einer Weile sich umwendend, erblickte er den Jüngling, welcher in einem Lehnsessel ausgestreckt lag, seiner Sinne unmächtig. „Alle Teufel," rief er zornig, „so hat sich die Gustel doch wieder an den König gehängt!"

„Ich fand den jungen Herrn, meinen Kameraden," bemerkte der Cornett vorsichtig, „wie er, den todten König vor sich auf dem Pferde haltend, über das Schlachtfeld sprengte. Er hat sich für die Majestät geopfert!"

„Nein, für mich!" unterbrach ihn ein langer Mensch mit einem Altweibergesicht. Es war der Kaufherr Laubfinger. Um einen bösen Schuldner zu verhaften, hatte er der Nähe des Schlachtfeldes getrotzt, war in die von Gepäckwagen gestaute Dorfgasse gerathen und dem Obersten nachgegangen, ihn um eine salva guardia zu ersuchen. In einem überströmenden Gefühle von Dankbarkeit und von Erleichterung erzählte er jetzt den Anwesenden umständlich die Geschichte seiner Familie. „Gustel, Gustel," weinte er, „kennst Du noch Dein leibliches Vetterchen? Wie kann ich Dir's bezahlen, was Du für mich gethan hast?"

„Damit, Herr, daß Ihr das Maul haltet!" fuhr ihn der Oberst an.

Der Pfarrer aber trat in das Mittel und sprach mit ruhigem Ernst: „Herrschaften, Ihr kennt diese Welt. Sie ist voller Lästerung." Frau Ida seufzte. „Und da am meisten, wo ein großer und reiner Mensch eine große und reine Sache vertritt. Würde der leiseste Argwohn dieses Andenken trüben" — er zeigte den stillen König — „welches Fabelgeschöpf würde nicht die papistische Verleumdung aus dieser armen Mücke machen," und er deutete auf den ohnmächtigen Pagen, „die sich die Flügel an der Sonne des Ruhmes verbrannt hat. Ich bin wie von meinem Dasein überzeugt, daß der selige König von diesem Mädchen nichts wußte."

„Einverstanden, geistlicher Herr," schwur der Oberst, „auch ich bin davon, wie von meiner Seligkeit, nicht durch die Werke, sondern durch den Glauben, überzeugt."

„Sicherlich," bestätigte Laubfinger, „sonst hätte der König sie heimgeschickt und auf mich gefahndet."

„Hol' mich, straf' mich!" betheuerte der Cornett und Frau Ida seufzte.

„Ich bin ein Diener am Wort, Ihr traget graues Haar, Herr Oberst, Ihr, Cornett, seid ein Edelmann, es liegt in Eurem Nutzen und Vortheil, Herr Laubfinger, für Frau Ida bürge ich: wir schweigen."

Jetzt öffnete der Page die sterbenden Augen. Sie irrten angstvoll umher

und blieben auf Ake Tott haften: „Pathe, ich habe Dir nicht gehorsamt, ich konnte nicht — ich bin eine große Sünderin."

„Ein großer Sünder," unterbrach sie der Pfarrer streng. „Ihr redet irre! Ihr seid der Page August Leubelfing, ehelicher Sohn des nürnbergischen Patriziers und Handelsherrn Arbogast Leubelfing, geboren den und den, Todes verblichen den siebenten November Eintausend sechshundert zweiunddreißig an seinen Tages vorher in der Schlacht bei Lützen empfangenen Wunden, pugnans cum rege Gustavo Adolpho."

„Fortiter pugnans!" ergänzte der Cornett begeistert.

„Und ich?" fragte der Vetter verblüfft, „kehre ich nicht in den Besitz meines Namens zurück?"

„Ihr bleibet ein Laubfinger," entschied der Prediger. „Ihr habt Euer höchstes Gut gerettet, das liebe Leben, damit begnüget Euch!" Und sich wieder zu dem Sterbenden wendend: „So will ich auf Euern Grabstein setzen! Jetzt aber machet Euern Frieden mit Gott! Euer Stündlein ist gekommen." Er sagte das nicht ohne Härte, denn er konnte seinen Unmuth gegen das abenteuerliche Kind, das den Ruf seines Helden gefährdet hatte, nicht verwinden, ob es schon in den letzten Zügen lag.

„Ich kann jetzt noch nicht sterben, ich habe noch viel zu reden!" röchelte der Page. „Der König ... im Nebel ... die Kugel des Lauenburgers —" der Tod schloß ihr den Mund, aber er konnte sie nicht hindern, mit einer letzten Anstrengung der brechenden Augen das Antlitz des Königs zu suchen.

Jeder der Anwesenden zog seinen Schluß und ergänzte den Satz nach seiner Weise. Der geistesgegenwärtige Pfarrer aber, dessen Patriotismus es beleidigte, den Retter Deutschlands und der protestantischen Sache — für ihn dasselbe — von einem deutschen Fürsten sich gemeuchelt zu denken, ermahnte sie Alle eindringlich, dieses Bruchstück einer durch den Tod zertrümmerten Rede mit dem Pagen zu begraben.

Die Kirche wurde gegen den Andrang der zuströmenden Menge gesperrt und verriegelt; denn das Gerücht hatte sich rasch verbreitet, hier liege der König. Die Todten wurden dann gewaschen und im Chore aufgebahrt. Ueber alledem war es helle geworden. Als die Kirchthore den mit ungeduldigen Geberden, aber ehrfürchtigen Mienen Eindringenden sich öffneten, lagen die Beiden vor dem Altare gebettet auf zwei Schragen, der König höher, der Page niedriger, und in umgekehrter Richtung, sodaß sein Haupt zu den Füßen des Königs ruhte. Ein Strahl der Morgensonne — dem gestrigen Nebeltage war ein blauer wolkenloser gefolgt — glitt durch das niedrige Kirchenfenster, verklärte das Heldenantlitz und sparte noch ein Schimmerchen für den Lockenkopf des Pagen Leubelfing.

Ein Stück nationaler Arbeit im deutschen Verkehrswesen.

Von

E. Hoffmann.

> Unter den unzähligen Wohlthaten fortschreitender Wissenschaft sind wenige wichtiger, als die Verkehrserleichterungen. Buckle, Geschichte der Civilisation. Cap. 4. S. 189.

Wohin sich auch der Blick richtet, um die Elemente der geistigen und wirthschaftlichen Entwickelung der Menschheit in unserem Jahrhundert zu erforschen: wir können uns fast keinen Erscheinungskreis im öffentlichen Leben der Jetztzeit vergegenwärtigen, in welchem wir nicht auf den durchdringenden und verbindenden Einfluß des Verkehrswesens stoßen. In der That ist neben den auf die Erfolge der neueren Naturforschung gestützten Fortschritten der Technik und im Bunde hiermit kein Zug in der Physiognomie unseres Zeitalters lebhafter ausgeprägt, als das Streben und die Erfolge auf dem Gebiete der Verkehrserleichterungen. Zielpunkte von bisher ungeahnter Bedeutung sind hineingezogen in den Kreis der lebendigen Verbindung; und noch immer kann man sagen, daß die Verkehrserleichterung für unsere Zeit ebenso sehr Denkmal des Errungenen, als Magnet der Bestrebungen ist.

Für uns Deutsche, welche so lange der mangelnden Initiative in wirthschaftlichen Dingen geziehen wurden, ist es ein erhebendes Bewußtsein, daß wir in der Organisation der Verkehrsanstalten jetzt seit einer Reihe von Jahren an der Spitze der Bewegung stehen. Am meisten ist diese Ueberlegenheit der deutschen Verkehrseinrichtungen bei der staatlichen Organisation des Post- und Telegraphenwesens hervorgetreten. Gefördert durch eine glückliche staatsrechtliche Entwickelung und durch eine oberste Leitung von seltener Kraft und Intelligenz ist diesem Verkehrsinstitute unter der Reichsverwaltung ein Aufschwung zu Theil geworden, welcher dasselbe in Deutschland zu einer der volksthümlichsten öffentlichen Anstalten gemacht und ihm im Auslande den Ruf der Mustergültigkeit erworben hat.

Bei der Bedeutung der Reformen im Post- und Telegraphenwesen für die wirthschaftliche und geistige Cultur gewährt es für Jeden, der an den Culturbestrebungen unserer Zeit Antheil nimmt, ein unmittelbares Interesse, nicht nur die vor Aller Blicken liegenden Ergebnisse der Verwaltung der Reichsverkehrsanstalten zu verfolgen, sondern dabei auch den mühevollen Weg sich zu vergegenwärtigen, welcher zurückzulegen war, um zu den vorliegenden glänzenden Erfolgen zu gelangen.

Wenn es beabsichtigt wird, von diesem Gesichtspunkte aus die seit der Errichtung des Reichs eingetretenen Fortschritte in der Thätigkeit der Reichsverkehrsanstalten in allgemeinen Zügen vor Augen zu führen, so ist es zur Erhaltung des geschichtlichen Zusammenhangs nöthig, zuvor noch einen kurzen Blick auf den Stand des vaterländischen Post- und Telegraphenwesens in der Zeit vor der Wiederherstellung der politischen Einheit zu richten, und auf die Vorgänge zurückzugehen, durch welche die Entwickelung dieser Anstalten am Schlusse dieser Zeitepoche hauptsächlich bestimmt war.

I.

Versetzen wir uns in das fünfte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts zurück, so finden wir in Deutschland noch immer die beträchtliche Anzahl von *siebzehn selbständigen Territorial-Postanstalten*, welche innerhalb ihrer Gebiete den Verkehr nach selbständigen, unter sich zum Theil erheblich abweichenden Regeln ordneten. Die Grundsätze für den Austausch der Postsendungen unter den verschiedenen Verwaltungen wurden durch Postverträge festgesetzt, welche zwischen den einzelnen Regierungen je nach Bedürfniß abgeschlossen, von Zeit zu Zeit durch Zusatzacte ergänzt, oder wiederum durch neue Verträge ersetzt wurden, wenn die Grundlagen der früheren sich verschoben hatten, oder dem Bedürfniß nicht mehr entsprachen.

Unter wie mannigfachen Schwierigkeiten der Abschluß solcher Verträge oftmals zu leiden hatte, wie viel Zeit und Anstrengung es erforderte, zwischen den verschiedenen Systemen der Tarifirung und Portoberechnung, den widerstreitenden Ansprüchen in Bezug auf Portotheilung und Transitgebühren eine Einigung herbeizuführen, wie dabei eine in das Kleinliche gehende Abwägung der Verhältnisse, ein stetes Markten um den Werth der gegenseitigen Leistungen, ein Ringen nach finanziellen Vortheilen zur Gewohnheit wurde: dies Alles ist aus der Postgeschichte jener Zeit hinreichend bekannt. Ist es doch vorgekommen, daß es zwischen großen Postgebieten zeitweise an jeder vertragsmäßigen Grundlage für den Correspondenzaustausch fehlte, weil man sich über die Bedingungen nicht einigen konnte. Die Gesammtheit der Bestimmungen für den inneren Postverkehr und der Festsetzungen der nach den verschiedensten Grundsätzen abgeschlossenen Verträge, deren Zahl zeitweise mehr als hundert betrug, stellte ein Chaos der mannigfachsten Betriebs- und Verwaltungs-Grundsätze dar, welche, für die Beamten fast unentwirrbar, vollends dem verkehrstreibenden Publicum einen Ueberblick über die Versendungsbestimmungen unmöglich machten.

Unter den damaligen Verhältnissen war es schon als ein großer Fortschritt zu erachten, daß es gelang, zunächst den Verkehr der selbständigen Postverwaltungen unter sich nach gemeinsamen Bestimmungen zu ordnen. Dieses erste Ziel

wurde durch die 1850 erfolgte Errichtung des deutsch-österreichischen Postvereins erreicht, eine Schöpfung, welche, wie der Zollverein und die Einigung über die Münz- und Handelsrechtsverhältnisse, aus der unter dem Einflusse des Verkehrsaufschwungs immer mehr über die Grenzen der Einzelstaaten hinausgewachsenen Annäherung und Verbindung der deutschen Staatsangehörigen entstanden war, und zu jener Zeit die Idee der Verkehrsgemeinschaft der deutschen Staaten, nächst dem Zollverein, wohl am sichtbarsten zum Ausdruck brachte.

Wie im früheren Zollverein, so setzten auch im Postverein die Abänderungen der Vereinsbestimmungen Einstimmigkeit aller betheiligten Verwaltungen voraus. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Reformen hinter den steigenden und sich vervielfältigenden Bedürfnissen des Verkehrs noch weit zurückblieben, und daß die Klagen über mannigfache Schäden des deutschen Postwesens in Bezug auf Organisation, Haftpflicht und Portotaxe eine stehende Rubrik in den Handelskammerberichten und auf den Tagesordnungen der Handelstage wurden.

Namentlich war es die Thurn- und Taxis'sche Lehnspost, die, noch bis in die neueste Zeit hinein in elf Staaten Mittel- und Süddeutschlands die Postrechtsame ausübend, dem Fortschritte nicht selten unüberwindliche Hemmnisse entgegensetzte. Dieses durch den Lüneviller Frieden (1801) und den Reichs-Deputationshauptschluß (1803) in seinem Besitzstande staatsrechtlich geschützte Lehnsinstitut, welches zwar in früheren Jahrhunderten ein wichtiges Bindemittel im damaligen Verkehrsleben der Nation gebildet hatte, jetzt aber noch wie ein feudaler Rest des Mittelalters in die Neuzeit hineinragte, setzte dem Andringen neuer Ideen mit beharrlicher Consequenz einen hartnäckigen Widerstand entgegen. Nur gezwungen dem Verbande des deutsch-österreichischen Postvereins beigetreten, wies es, ausschließlich von dem in der privatwirthschaftlichen Natur seines Betriebs liegenden Grundsatze der Erzielung eines möglichst hohen Reinertrags geleitet, jede Mitwirkung bei der Vornahme durchgreifenderer Verkehrserleichterungen von der Hand, und bildete so eine unüberwindliche Schranke gegen die zweckmäßige Umgestaltung der deutschen Posteinrichtungen.

Zweimal in diesem Jahrhundert, in wichtigen Momenten der deutschen Geschichte, 1815 und 1848, war die Beseitigung des Taxis'schen Postwesens vergeblich versucht worden. Erst die folgenreichen Ereignisse des Jahres 1866, welche den unwiderstehlichen Zug der deutschen Nation nach politischer Einheit endlich dem Ziele nahe brachten, sollten die Lösung auch dieser aus der Zersplitterung Deutschlands rückständig gebliebenen Frage herbeiführen.

Mußte schon die auf den Friedensschluß folgende Einverleibung von Nassau und Frankfurt, wo das Haus Thurn und Taxis das Postregal ausübte, bezüglich dieser Gebietstheile die Uebernahme der Posten in eigene Verwaltung des preußischen Staates nahe legen, so steckte die preußische Regierung über dieses Ziel hinaus gleich nach dem Eintritt der kriegerischen Ereignisse ihren Entschließungen nach dieser Richtung ein weiteres, den Interessen des Gesammt-Vaterlandes förderliches Ziel: die vollständige Beseitigung des Thurn- und Taxis'schen Postwesens in ganz Deutschland.

Wie eine bedeutungsvolle Fügung erscheint es, daß die Verwirklichung dieses Planes dem nachmaligen Leiter des Reichspostwesens vorbehalten war. Aus seiner

damaligen Stellung als vortragender Rath im preußischen General-Postamte wurde der jetzige Staatssecretär Dr. Stephan als Beauftragter der preußischen Regierung nach Frankfurt am Main entsandt, um das Taxis'sche Postwesen in den occupirten Gebietstheilen der preußischen Verwaltung zu unterstellen. Den in die mitteldeutsche Handelsmetropole eingerückten Truppen auf dem Fuße folgend, nahm derselbe die dort befindliche Taxis'sche General-Postdirection unter preußische Administration, um seine Verwaltungsthätigkeit bereits nach wenigen Tagen mit Zustimmung der betheiligten Regierungen auf den gesammten Thurn- und Taxis'schen Postbezirk auszudehnen.

Unter dem Eindruck dieser Maßregel ließ der Fürst von Thurn und Taxis schon im August 1866 seine Bereitwilligkeit zum Eintritt in Unterhandlungen wegen Abtretung seines gesammten Postwesens an die Krone Preußen erklären. Ungeachtet aller Schwierigkeiten — waren doch zur Beurtheilung des zu überlassenden Vermögensobjects nicht weniger als zweiundzwanzig von dem Hause Thurn und Taxis über die Postgerechtsame geschlossene, ihrem Rechtsinhalte nach zum Theil streitige Staatsverträge nach ihrem finanziellen Werthe zu prüfen — wußte der preußische Bevollmächtigte sich der ihm zugefallenen Aufgabe mit solchem Nachdruck zu entledigen, daß schon unter dem 28. Januar 1867 ein Vertrag zu Stande kam, auf Grund dessen der Fürst von Thurn und Taxis sich dazu verstand, sein Postwesen in ganz Deutschland mit allen zu demselben gehörigen Rechten und zugleich mit dem gesammten beweglichen und unbeweglichen Inventar, vom 1. Juli 1867 ab, gegen eine Abfindungssumme von neun Millionen Mark an die preußische Regierung zu übertragen.

So wurde denn der großen Privat-Postanstalt, welche nach Jahrhunderte langem Bestehen ihre Zeit längst überlebt hatte, für immer ein Ende bereitet.

Auch nach anderer Seite hin brachten die kriegerischen Ereignisse das Verlangen des deutschen Volkes nach einheitlicher Leitung des Verkehrswesens um mehrere wichtige Etappen dem Ziele näher. Durch die Befreiung Schleswig-Holsteins von der dänischen Herrschaft war der letzte Schritt zur Ausschließung fremdländischer Einflüsse von der deutschen Verkehrsverwaltung gethan. Die dänischen und schwedischen Postanstalten in den Hansestädten, ein unrühmliches Zeugniß der früheren politischen und wirthschaftlichen Zerrissenheit Deutschlands, wurden beseitigt. Durch die Annexionen Hannovers und Kurhessens wurde die Zahl der particularen Post- und Telegraphen-Verwaltungen um zwei durch ihre geographische Lage besonders wichtige Glieder vermindert; und der Zuwachs, welchen das preußische Verkehrsgebiet hierdurch erfuhr, wurde noch durch die Friedensschlüsse erweitert, in denen Sachsen die Ausübung der Telegraphie und Hessen die Verwaltung der Posten und Telegraphen an Preußen übertrug.

Bei der Begründung des Norddeutschen Bundes befanden sich daher die verbündeten Regierungen in Folge der umsichtigen Verkehrspolitik Preußens dem Post- und Telegraphenwesen gegenüber in einer durchaus günstigen Lage. Post und Telegraphie waren ausschließlich in den Händen weniger Staatsverwaltungen; und die Particular-Post- und Telegraphenanstalten hatten in ihren Verwaltungs-Einrichtungen durch das gemeinsame Band des Postvereins und des nach dessen Vorbilde geschlossenen deutsch-österreichischen Telegraphenvereins schon eine gegen-

seitige Annäherung erfahren, welche in gewissem Grade auf die inneren Verkehrs-Einrichtungen nivellirend eingewirkt hatte. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes konnte daher ohne Schwierigkeiten die weiteren Folgerungen dieses Entwickelungsganges ziehen, indem sie das Post- und Telegraphenwesen für Rechnung des Bundes als einheitliche Staats-Verkehrsanstalten einrichtete und beiden Instituten eine staatsrechtliche Grundlage gab, welche sich vor derjenigen aller anderen Verwaltungsressorts des Landes durch Fernhaltung particularer Sondereinrichtungen auszeichnete.

Wie nach der durch den glorreichen Krieg 1870 und 1871 errungenen Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs die organischen Einrichtungen des Norddeutschen Bundes zur Aufnahme der neu hinzugetretenen Glieder keiner Umgestaltung, sondern nur einer entsprechenden Erweiterung bedurften, so ist auch die Stellung der Verkehrsanstalten bei dem Uebergang von dem Norddeutschen Bund auf das Deutsche Reich im Wesentlichen unverändert geblieben. Durch den Hinzutritt von Baden und Elsaß-Lothringen wurde das Postgebiet des früheren Norddeutschen Bundes zu dem „Reichs-Postgebiet" erweitert. Nur in Bezug auf das Verhältniß zu Bayern und Württemberg hatte die Verfassung besondere Bestimmungen in sich aufzunehmen, indem sie zwar in den grundsätzlichen Fragen, welche die Gesetzgebung, das Tarifwesen im Verkehr zwischen den Bundesstaaten und die Vertretung gegenüber dem Auslande betreffen, die Einheit für den ganzen Umfang des Reichs herstellte, dagegen diesen Staaten die selbständige Verwaltung ihres inneren Post- und Telegraphenwesens überließ.

Obwohl die Reservatrechte der beiden süddeutschen Staaten die Fortbildung der gewonnenen Organisation und die Einheit der ferneren Entwickelung im Ganzen nicht zu hemmen vermocht haben, so ist die Aufrechterhaltung dieser Rechte vom Standpunkte der nationalen Verkehrsinteressen aus immerhin zu bedauern. Als ein empfindlicher Uebelstand hat es sich im Laufe der Zeit namentlich geltend gemacht, daß Bayern und Württemberg wegen der gesonderten Verrechnung der Einnahmen aus ihrem innern Postverkehr eigene Freimarken ausgeben, und daß die Briefmarken der Reichspost nicht in Bayern und Württemberg und umgekehrt diejenigen dieser Staaten nicht im Reichspostgebiet Gültigkeit haben. Bei der zunehmenden Innigkeit der Verkehrsbeziehungen zwischen dem Norden und Süden tritt das Verlangen der Verkehrstreibenden nach Beseitigung dieser störenden Verschiedenheiten immer dringender hervor. Wie sich Ideen von praktischer Bedeutung durch eigene, innere Kraft Bahn zu brechen pflegen, so ist zu hoffen und zu erwarten, daß auch die Einsicht von den mit der Einführung einheitlicher deutscher Postwerthzeichen verbundenen wirthschaftlichen Vortheilen immer mehr um sich greifen und zur Abhilfe der in dieser Beziehung unverkennbar bestehenden Mißstände führen wird.

In Folge der durch die politischen Umgestaltungen gewonnenen staatsrechtlichen Organisation hatte die vaterländische Post und Telegraphie nach der Wiedererrichtung des deutschen Reichs eine Entwickelungsfähigkeit erlangt, welche eine mit offenem Verständniß für die Bedürfnisse des Verkehrs begabte, intelligente und thatkräftige Leitung in vorzüglicher Weise in den Stand setzte, durch Vervollkommnung der Verkehrsmittel reiche Schätze für das Wirthschaftsleben der Nation zu Tage zu fördern.

Wie unserem wiedergeeinten Vaterlande auf so verschiedenen Gebieten der staatlichen Thätigkeit das Glück zu Theil geworden ist, Staatsmänner von weitem Blick und seltener Kraft an den leitenden Stellen zu sehen, so fand das neue deutsche Reich auch zur Lösung der friedlichen Aufgaben, welche seiner auf dem Gebiete des Verkehrswesens harrten, den rechten Mann an der rechten Stelle vor. Der umfassende Scharfblick des Fürsten-Reichskanzlers erkannte in dem jetzigen Staatssecretär des Reichs-Postamts Dr. Stephan, welcher zu jener Zeit der Zahl der jüngeren Räthe des Postressorts angehörte, die geeignete Person für die Leitung der Reichsverkehrsanstalt. Unter Hintenansetzung ängstlicher Rücksichtnahme auf die Reihenfolge des Dienstalters wurde dessen Berufung an die Spitze der deutschen Post durchgesetzt.

Die Uebertragung der Geschäfte des Ressorts der Postverwaltung an den Staatssecretär Dr. Stephan fand am 1. Mai 1870 statt. Unter dieser neuen Leitung beginnt nun eine Periode der Entwickelung, wie sie bis jetzt beispiellos in der Geschichte der deutschen Verkehrsanstalten ist. Diese Entwickelungsperiode wird durch eine Reihe von Schöpfungen bezeichnet, welche die beiden mit dem Fortschritt der Cultur so eng verbundenen nationalen Institute nicht nur auf der Höhe der Zeit erhalten, sondern ihnen eine für das Verkehrsleben aller Völker maßgebende Bedeutung verliehen haben.

II.

In ihrer jetzigen Ausdehnung ist die Post und Telegraphie neben der Schule wohl die am meisten ausgebreitete und durch die zahlreichsten Fäden mit dem Leben der Nation verknüpfte Culturanstalt des deutschen Volks. Für die Verwaltung einer Anstalt von solchem Umfange ist die Frage der Organisation von wichtigster Bedeutung. Von der Centralbehörde hat für alle Zweige der Verwaltungsthätigkeit der belebende Einfluß, das regelnde Maß und der befruchtende Gedanke auszugehen. Damit sie diesen Aufgaben in wirksamer Weise nachkommen kann, muß sie aber von allen laufenden und minder wichtigen Geschäften soweit entlastet sein, daß der Ueberblick über das Ganze gewahrt und der freie Blick nicht beeinträchtigt wird.

Zu einer Organisation in diesem Sinne bot die Einrichtung der preußischen Postverwaltung, bei welcher der Schwerpunkt der Betriebsverwaltung schon seit dem Jahre 1848 in den Händen von Provinzialbehörden (Oberpostdirectionen) beruhte, zwar eine wesentliche Stütze dar. Im Laufe der Zeit hatte es sich jedoch fühlbar gemacht, daß der Grundgedanke der Decentralisation, auf welchem diese Organisation beruhte, durch eine Reihe specialisirender Sonderbestimmungen nach und nach in den Hintergrund gedrängt war.

Indem die neue Reichsverwaltung den bewährten Organismus der preußischen Post zur Grundlage nahm, war es daher gleichzeitig eine ihrer ersten Maßregeln, die Theilung der Verwaltungsgeschäfte zwischen der Centralstelle und den Bezirksverwaltungsbehörden einer durchgreifenden Revision zu unterziehen und dabei zur weiteren Entlastung der obersten Behörde die Selbständigkeit der Oberpostdirectionen soweit zu erhöhen, als dies mit der Natur einer auf straffe und einheitliche Organisation angewiesenen Verkehrsanstalt irgend vereinbar ist. Wesentlich diesen organisatorischen Maßregeln war es

zu verdanken, daß der bedeutende Zuwachs, welchen die preußische Post durch die Erweiterung zur Reichspost erfuhr, mit dem Körper der Verwaltung in sehr kurzer Zeit nicht bloß äußerlich verbunden, sondern auch innerlich vereint wurde.

Im Anschlusse hieran erwies sich auch die Gliederung der Betriebspostanstalten, welche theils den localen Dienst, theils den Eisenbahnpostdienst versehen, als reformbedürftig. Insbesondere hatte der Umstand, daß sämmtliche Anstalten ohne Rücksicht auf ihren Geschäftsumfang gleichgeordnet waren, dazu geführt, den Betrieb der kleineren Postanstalten mehr, als nöthig, nach dem Maßstab der größeren einzurichten, wodurch die Betriebskosten erhöht und der Vermehrung der Postanstalten unerwünschte finanzielle Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Zur Beseitigung dieses Mißverhältnisses ist daher vom Jahre 1871 ab, unter gleichzeitiger Vereinfachung der Classeneintheilung der Postämter, eine neue Classe von Postanstalten mit der Bezeichnung „Postagenturen" gebildet, denen zwar in Bezug auf die Vermittelung des Versendungsverkehrs dieselben Befugnisse, wie den übrigen Postanstalten, beigelegt sind, die aber in geschäftlicher Beziehung von einem benachbarten Postamte abhängen, in Folge dessen einfacher organisirt sind, und mit geringerem Kostenaufwande unterhalten werden. Hierdurch, sowie durch die seit 1881 erfolgte Einrichtung von Postanstalten mit noch einfacheren Geschäftsverhältnissen (Posthilfsstellen), wurden die Mittel gewonnen, durch zahlreiche Neueinrichtung von Postanstalten die Segnungen des regelmäßigen Postdienstes weiten, bisher nicht in das Postcursnetz hineingezogenen Landstrichen zugänglich zu machen.

Noch wichtigere Aufgaben für die Verwaltungsorganisation ergaben sich bald darauf aus der Fürsorge für die telegraphischen Betriebseinrichtungen. Nach dem Vorgange in anderen Staaten war die Telegraphenverwaltung, nachdem sie bisher in der Centralstelle mit der Postverwaltung in Verbindung gestanden hatte, von letzterer losgelöst und seit 1868 einer, der obersten Postverwaltung gleichgeordneten, eigenen Centralbehörde unterstellt. Beide Behörden waren dem Reichskanzleramte zugewiesen, in welchem das Generalpostamt die erste und die Generaldirection der Telegraphen die zweite Abtheilung bildete. Unter der Generaldirection der Telegraphen standen als provinzielle Verwaltungsorgane zwölf Telegraphendirectionen.

Bei dieser, für die damalige Ausbreitung des Telegraphendienstes zu reichlich ausgestatteten, kostspieligen Organisation hatte die Telegraphie ein befriedigendes Gedeihen nicht zu erlangen vermocht. Die Einnahmen blieben hinter den Ausgaben in steigendem Maße zurück, so daß sich schon 1875 ein Deficit von 3,350,000 Mark ergab, welches auf Kosten der Steuerzahler gedeckt werden mußte. War ein solcher Zustand schon vom wirthschaftspolitischen Zustande aus unhaltbar, so kam noch hinzu, daß die Telegraphenverwaltung durch die ungünstige Finanzlage in der weiteren Ausbreitung des telegraphischen Dienstes empfindlich gehemmt war, während die damalige geringe, hinter der Entwickelung in anderen Staaten zurückgebliebene Ausdehnung des deutschen Telegraphennetzes gerade dazu aufforderte, mit der Vermehrung der Linien und Stationen energisch vorzugehen.

Der Umstand, daß der weitverzweigte Organismus der Postverwaltung, namentlich bei der großen Zahl der mittleren und kleineren Betriebsstellen, noch einer

erheblich größeren Ausnutzung fähig war, mußte darauf hinweisen, eine Abhilfe in der Anlehnung des Telegraphendienstes an den Postdienst zu suchen. Nach erfolgter Genehmigung eines aus dieser Erwägung hervorgegangenen Organisationsentwurfs durch den Bundesrath und Reichstag wurde die Telegraphenverwaltung demnach vom Beginne des Jahres 1876 ab als selbständiges Ressort aufgehoben und in Haupt und Gliedern mit der Postverwaltung verschmolzen. Die Leistungsfähigkeit der Verwaltungsorganisation der Post bewährte sich hierbei in ihrem ganzen Umfange. Die Oberpostdirectionen konnten auch nach der Aufnahme der Telegraphie in ihrer Verfassung unverändert bleiben und wurden nur durch Zutheilung eines verstärkten Personals in ihrem Geschäftsumfange erweitert. Selbständige Telegraphenämter blieben nur noch in bedeutenderen Verkehrsorten bestehen, während an allen übrigen Orten die Wahrnehmung des Telegraphenbetriebs den Postämtern und den als Filialen der letzteren bestehenden Postagenturen mit übertragen wurde.

Die Vereinigung der Post und Telegraphie hat sich als eine wirthschaftliche Maßregel von größter Bedeutung erwiesen. Nicht nur wurde das frühere Deficit der Telegraphie mit einem Schlage beseitigt, sondern es konnte in Folge der Verminderung der Verwaltungskosten alsbald auch ein der Verzinsung der Betriebsanlagen entsprechender Ueberschuß erzielt werden. Aber die entscheidende Wirkung lag viel weniger auf dem finanziellen Gebiete, als in dem Einflusse auf die Stärkung der Verwaltungsthätigkeit, welcher die Reichstelegraphen befähigte, den Verkehr zu erleichtern und alle Kräfte für ihre wirthschaftlichen Aufgaben zu entwickeln. Wie sehr die Durchführung dieser Aufgaben durch die Anlehnung an den Organismus der Postverwaltung gefördert ist, werden wir später noch näher zu betrachten Gelegenheit haben.

Nach der Aufnahme der Telegraphie hatte die vereinigte Verwaltung einen solchen Umfang gewonnen, daß sie als Abtheilung einer anderen Reichscentralbehörde nicht mehr an der richtigen Stelle erschien. Seit dem 1. Januar 1876 wurde daher die Post- und Telegraphenverwaltung, unter Loslösung aus dem Verbande des Reichskanzleramts, zu einem selbständigen ministeriellen Ressort vereinigt, welchem seit 1880 zur Gleichgestaltung mit den übrigen obersten Reichsbehörden die Bezeichnung „Reichspostamt" beigelegt ist. Der Chef des Ressorts führt seitdem den Titel eines „Staatssecretärs". Die Geschäfte des Reichspostamts werden durch drei Abtheilungen geführt, von denen die erste die posttechnischen, die zweite die telegraphentechnischen und die dritte die gemeinsamen Angelegenheiten, je unter Leitung eines Ministerialdirectors, bearbeitet.

Es ist erklärlich, daß so tiefeingreifende Veränderungen in der staatsrechtlichen Stellung und Organisation der Reichsverkehrsanstalten auch die gesetzgeberische Thätigkeit anhaltend in Bewegung erhalten mußten. Handelte es sich doch darum, den rechtlichen Normen, auf welchen die Verkehrsanstalt beruhte, neue Formen und vielfach neuen Inhalt zu geben.

Gegenüber der Verschiedenheit und Unvollständigkeit der Postgesetzgebung, ja selbst dem Mangel einer solchen, in den einzelnen deutschen Staaten kam es zunächst darauf an, an Stelle der verschiedenen gesetzlichen Bestimmungen auf diesem Gebiete einheitliche Rechtsverhältnisse treten zu lassen. Dies ist durch ein

unter dem 27. October 1871 auf der Grundlage eines älteren Postgesetzes des Norddeutschen Bundes erlassenes „Postgesetz" geschehen, welches die Rechte und Pflichten der Postanstalt für das ganze Reichsgebiet nach einheitlichen Grundsätzen regelt. Dasselbe hat die zu Gunsten des Staatspostwesens früher festgesetzten Beschränkungen, deren Maß in den verschiedenen Staaten ein sehr verschiedenes war, soweit es nur mit dem kräftigen und wirksamen Fortbestehen der Staatspostanstalt vereinbar erschien, vermindert und überhaupt dem Verkehr jede thunliche Erleichterung verschafft. Das Postregal, welches Jahrhunderte lang den Ausgangspunkt erbittertster Rechtsstreitigkeiten gebildet hatte, ist durch dieses Gesetz seinem früheren Wesen nach aufgehoben; der Begriff der Postgesetzübertretungen wurde eingeschränkt, das Strafmaß gemildert, das Strafverfahren vereinfacht; der Entstehung regelmäßiger Privatpersonenfuhrgelegenheiten wurde Vorschub geleistet. Deutschland besitzt seitdem ein einheitlich codificirtes Postrecht, welches auf einfachen und nach dem Urtheil der Erfahrung gesunden Rechtsgrundsätzen beruht, und den früheren verworrenen Zuständen, welche gerade auf diesem Gebiete herrschten, ein Ende gemacht hat.

Bei den wichtigen Interessen, welche sich für alle Bevölkerungskreise an die Festsetzung der Posttarife knüpfen, hat die deutsche Postverwaltung daran festgehalten, für alle wichtigeren Versendungsclassen das Tarifwesen unter Mitwirkung der Volksvertretung auf gesetzlicher Grundlage zu regeln. Das Tarifwesen der Post ist in dieser Beziehung bei Weitem mehr vorgeschritten, als dasjenige der übrigen staatlichen Verkehrsanstalten, deren Beförderungspreise bis jetzt noch ausnahmslos durch administrative Anordnung festgesetzt werden. Dem bezüglichen Grundsatze entsprechend, ist bei der Reformirung der Portotaxen zu wiederholten Malen, in den Jahren 1867, 1871, 1872 und 1873, der Weg der Reichsgesetzgebung beschritten worden.

Ein neues Gebiet der Gesetzgebung wurde endlich durch eine Reihe von Bundesgesetzen betreten, durch welche ein uralter Krebsschaden der Postanstalt, das Gebührenfreiheitswesen beseitigt wurde, welches durch administrative Bewilligung von Portofreiheiten an eine Anzahl von Privatvereinen, Gesellschaften und Anstalten zur Beförderung wissenschaftlicher, künstlerischer, religiöser und Wohlthätigkeitszwecke schließlich eine unübersehbare Ausdehnung erlangt hatte. Befreiungen von Portogebühren sind seitdem im Wesentlichen nur für Reichsdienstangelegenheiten aufrecht erhalten. Die Rechtsgrundsätze, welche zur Beschränkung der Portogebührenfreiheiten führten, wurden in ihrer praktischen Anwendung so bewährt befunden, daß im Jahre 1877 dazu übergegangen werden konnte, dieselben in analoger Weise auch auf die Gebührenfreiheit für Telegramme zu übertragen.

III.

Hatten die Maßregeln zur Regelung der Verwaltungsgliederung und der gesetzlichen Grundlagen der Post und Telegraphie einen, auf den Fundamenten des Staatslebens in lebenskräftigen Formen sich aufbauenden Organismus geschaffen, so waren die nach dieser Richtung hin gewonnenen Errungenschaften doch nur vorbereitend für die umfassenden Aufgaben, welche ihrer Lösung noch im Ausbau der inneren Verkehrseinrichtungen harrten. Nicht mit Unrecht

hat man den Post- und Telegraphenverkehr als das Nervensystem des heutigen Culturlebens bezeichnet: denn durch ihn werden alle die zahllosen Fäden verbunden, welche den geistigen Verkehr der Menschheit in Staat und Familie, in Wissenschaft und Kunst, in Handel und Industrie, in der Verbindung geistiger und wirthschaftlicher Culturbestrebungen nach der Ferne vermitteln. Jede Erleichterung dieser Vermittelung wird daher bei der innigen Wechselwirkung zwischen dem Wirthschaftsleben und der geistigen Cultur zu einem kräftigen Hebel des allgemeinen Wohlstands und des geistigen Fortschritts.

In der Erkenntniß dieser Bedeutung der Vervollkommnung des Verkehrs ist die deutsche Post- und Telegraphenverwaltung zu einer Zeit, in welcher vielfach noch die Grundsätze engherziger Fiscalität bei den Verkehrsverwaltungen vorherrschend waren, mit Erfolg bemüht gewesen, durch eine Reform der Verkehrseinrichtungen überall das allgemeine Interesse in den Vordergrund treten zu lassen.

Schon in den vorangegangenen Betrachtungen ist darauf hingewiesen, daß ein Theil der Reformen auf dem Gebiete der Verwaltungsorganisation, namentlich die Einrichtung der Postagenturen als eine neue Classe von Postanstalten und die Vereinigung der Telegraphie mit der Post, vorwiegend in der Absicht ausgeführt wurde, die Hindernisse zu beseitigen, welche der weiteren Ausdehnung des Post- und Telegraphenbetriebs auf die noch außerhalb des Netzes der Post- und Telegraphenverbindungen liegenden Landstriche entgegenstanden. Nachdem die oberste Verwaltung den Grundsatz in den Vordergrund gestellt hatte, das Post- und Telegraphenwesen nicht als ein Finanzinstitut des Staats, sondern als eine dem öffentlichen Wohl gewidmete Anstalt zu verwalten, mußte es in der That eine ihrer ersten Aufgaben sein, die Verkehrseinrichtungen nicht nur, wie es bisher der Fall war, einer kleineren Anzahl von Staatsangehörigen unter möglichst vortheilhaften Bedingungen, sondern vor Allem *einer möglichst großen Zahl von Staatsangehörigen unter den gleichen Bedingungen* zugänglich zu machen.

Zur Durchführung dieser Aufgabe wurde die *Vermehrung der Post- und Telegraphenanstalten* energisch in die Hand genommen. Schon im ersten Jahre nach der Einrichtung der neuen Classificirung der Postanstalten konnte die Einrichtung von 1500 Postagenturen in's Werk gesetzt werden, und seitdem hat die Vermehrung, zunächst der *Postanstalten*, alljährlich einen stetigen Fortschritt genommen. Seit dem Beginne des Jahres 1872, zu welcher Zeit 4927 Reichspostanstalten vorhanden waren, sind bis zum Mai 1882 nicht weniger als 4819 Postanstalten neu eingerichtet, so daß deren Zahl zu der angegebenen Zeit 9747, und unter Hinzurechnung der Postbetriebsstellen in den beiden süddeutschen Reservatstaaten etwa 11,700 betrug. In noch größerem Umfange wurde nach der Verschmelzung der Telegraphie mit der Post die Neueinrichtung von *Telegraphenanstalten* in's Werk gesetzt, wobei es besonders zu Statten kam, daß die Vermehrung der Telegraphenbetriebsstellen durch deren Anlehnung an die Postanstalten mit verhältnißmäßig geringem Aufwande an Betriebskosten zur Ausführung gebracht werden konnte. Seit 1876 konnten sonach über 4000 Reichstelegraphenanstalten eingerichtet werden, eine Zunahme,

welche einer Vermehrung der Telegraphenbetriebsstellen um täglich zwei neue Stellen entspricht. Hierdurch ist die Zahl der Reichstelegraphenanstalten auf 6014 gestiegen. Zählt man zu diesen über das ganze Land sich verzweigenden Anstalten die 3000 Eisenbahntelegraphenstationen, welche vermöge der bestehenden Gesetzgebung verpflichtet sind, dem Publicum in demselben Maße und zu denselben Tarif, wie die Reichstelegraphen, dienstbar zu sein, und ferner die Telegraphenämter in Bayern und Württemberg: so ergibt sich, daß Deutschland jetzt mit über 10,500 Telegraphenanstalten allen Ländern der Welt voransteht.

Diese Vermehrung der Verkehrsanstalten hat die Herstellung eines immer engeren Netzes von Post- und Telegraphenverbindungen zwischen den Ortschaften und Wohnplätzen des Landes zur Folge gehabt, wodurch der Austausch der wirthschaftlichen Erzeugnisse erleichtert und die Unterhaltung der geistigen Beziehungen belebt und erweitert worden ist.

Hand in Hand mit der örtlichen Ausbreitung des Post- und Telegraphendienstes wurde eine durchgreifende Reformirung der Tarife für den Post- und Telegramm-Versendungsverkehr in Angriff genommen. Hierbei war die Verwaltung bemüht, die Taxen unter Aufrechterhaltung eines angemessenen Verhältnisses zwischen Leistung und Zahlung möglichst billig, leicht anwendbar und dem Publicum verständlich zu gestalten.

Ein erster entscheidender Schritt nach dieser Richtung hin geschah schon nach der Errichtung des Norddeutschen Bundes durch eine Reform des Briefportos, indem der bisher in Gültigkeit gewesene mehrstufige Tarif, welcher sich immer noch auf der Höhe von 20 und 30 Pfennig für weitere Entfernungen gehalten hatte, mit einem Schlage beseitigt und für ganz Deutschland und Oesterreich durch einen einheitlichen, von der Entfernung unabhängigen Tarif von 10 Pfennig ersetzt wurde. Gleichzeitig hiermit trat ein einheitlicher Tarif für den Post-Päckerei- und Geldverkehr, sowie für den Zeitungsvertrieb in Kraft, welcher ebenfalls mit erheblichen Ermäßigungen verbunden war.

Der Päckereitarif beruhte aber noch immer auf einer bloßen Verschmelzung der zahlreichen Fahrposttarife, welche bis dahin in den einzelnen Landespostgebieten bestanden hatten, und war hinter der auf anderen Gebieten eingetretenen Entwickelung zurückgeblieben. Auf die Erfahrung gestützt, daß der bei Weitem überwiegende Theil der Post-Packetsendungen — gegen 80 % — sich unterhalb der Gewichtsgrenze von 10 Pfund bewegt, gelangte die Postverwaltung zu der Ueberzeugung, daß die Einführung eines Einheits-Portosatzes für Packete bis zum Gewicht von 10 Pfund auf alle Entfernungen der neueren Entwickelung des Postpäckereiverkehrs entsprechen würde. Ein solcher Tarif wurde, unter Zugrundelegung des Einheitssatzes von 50 Pfennig für Packete bis zu 10 Pfund, unter Ermäßigung dieses Satzes auf die Hälfte für den Nachverkehr, vom 1. Januar 1874 ab in's Leben gerufen und bald darauf ebenfalls auf den Verkehr mit Oesterreich ausgedehnt.

Mit dieser durchgreifenden Umgestaltung der Fahrposttaxe ist für den Päckereiverkehr dasselbe erzielt, was für die Briefbeförderung als eine für alle Betheiligten höchst wohlthätige Einrichtung des Verkehrs sich erwiesen hat und heutzutage allgemein als unentbehrlich angesehen wird. Die durch den billigen und

einfachen Tarif gegebene Möglichkeit directer Versendungen auf weite Entfernungen hat dem Gewerbefleiße erheblichen Vorschub geleistet und ist auch den wirthschaftlichen Verhältnissen der Familien vielfach zu Statten gekommen; hierdurch sind zahlreiche neue Beziehungen zwischen den verschiedenen Wirthschaftsgebieten des Reichs eröffnet und es ist der Zusammenhang zwischen denselben enger geknüpft und befestigt.

Auch das Tarifwesen der Reichstelegraphen erfuhr alsbald nach erfolgter Vereinigung der Reichstelegraphen mit der Post eine zeitgemäße Aenderung. Der frühere, nach drei Entfernungsstufen auf der Grundlage von Minimalsätzen für Telegramme von 20 Worten abgestufte Tarif wurde durch einen einheitlichen Worttarif für Telegramme ersetzt, und hiermit dieselbe Uniformität der Taxe, wie im Postverkehr, auch für die Telegraphie eingeführt. Die Ersetzung der früheren Taxeinheit von 20 Worten durch die Einheit des Worts hat den doppelten Vortheil: daß dem Publicum die Wahl der taxpflichtigen Worte und damit die Entscheidung über Länge und Preis der telegraphischen Mittheilungen völlig überlassen, sowie daß gleichzeitig bei dem Telegramm-Absender das Interesse hervorgerufen wird, alle überflüssigen Worte zu sparen und dadurch die Arbeits-Leistung des Telegraphen zu vermindern. Die hierdurch erzielte Verringerung der Durchschnitts-Wortzahl der Telegramme kommt, auf den Gesammtverkehr übertragen, einer Arbeitsverminderung für den Telegraphen von über 90 Millionen Worten jährlich gleich, und hat sowohl eine bessere Ausnutzung der Telegraphenlinien, als auch eine Beschleunigung der Telegramm-Beförderung zur Folge gehabt.

Während so die Reichs-Postverwaltung einerseits durch zweckmäßigere Gestaltung des Verkehrs den Kreis der ihr obliegenden Aufgaben bedeutend erweiterte, suchte sie andererseits, mit aufmerksamem Blick die Bedürfnisse des Verkehrs erforschend, durch Schaffung neuer Gattungen der brieflichen und telegraphischen Correspondenz und durch andere Verkehrsverbesserungen ihren Betriebsapparat für stets neue Aufgaben fruchtbar zu machen.

Als die folgenreichste der hierauf gerichteten Bestrebungen hat sich die Einführung der Postkarte erwiesen. Die erste Idee zur Herstellung dieses neuen Correspondenzmittels ist dem schöpferischen Geiste des Leiters der deutschen Reichspost entsprungen, welcher den Plan zur Einführung der Postkarte schon 1865 auf einer Postconferenz in Karlsruhe in allen Einzelheiten entwickelte. Im Jahre 1869 wurde die Postkarte in der von ihrem Erfinder vorgeschlagenen Form zuerst in Oesterreich und einige Monate später 1870 in Deutschland eingeführt. Vermöge ihrer Einfachheit und Kürze ist sie seitdem bei allen Völkern ein unentbehrliches Mittel des brieflichen Verkehrs geworden. Ihre Verbreitung ist so gewachsen, daß im Weltpostverkehr gegenwärtig schon über 750 Millionen Postkarten jährlich zur Versendung gelangen, wovon etwa 400 Millionen auf Europa und 270 Millionen auf die Vereinigten Staaten von Amerika entfallen. Von den 400 Millionen Postkarten Europa's beförderte die deutsche Reichspost im Jahre 1880 allein 129,300,000 Stück, zu deren Herstellung in der Reichs-

druckerei täglich rund 400,000 Formulare im Gewicht von 1360 kg verwendet werden.

Eine Reihe anderer Verkehrseinrichtungen war bestimmt, den literarischen Austausch zu erleichtern. Besonders wirksam erwiesen sich nach dieser Richtung hin: die Einführung von Bücherbestellzetteln gegen ermäßigtes Porto; die Erhöhung des Maximalgewichts der gegen ermäßigte Taxen beförderten Drucksachen von 15 Loth auf 1 kg; endlich die Zulassung von Drucksachen als extraordinäre Beilagen der durch die Post beförderten Zeitungen gegen die geringe Gebühr von nur 1/4 Pfennig für das Stück, eine Einrichtung, welche sich besonders für die massenhafte Versendung von Drucksachen eignet, weil sie den Absender der Mühe des einzelnen Adressirens der Sendungen überhebt. Ebenso ist dem Zeitungsverkehr, welcher sich unter dem deutschen, jetzt auch im Auslande vielfach nachgeahmten System des Postvertriebs besonderer Erleichterungen erfreut, durch quemere Einrichtung der Abonnementsbedingungen, namentlich durch Zulassung von Abonnements auf kürzere Zeiträume, eine neue Förderung zu Theil geworden.

Ganz neue Grundlagen wurden endlich den bankmäßigen Einrichtungen der Post gegeben, welche sich jetzt zu einem wichtigen Hilfsmittel des Verkehrs in Volks- und Weltwirthschaft aufgeschwungen haben. Durch Erhöhung des zulässigen Werthbetrags der auf Postanweisungen einzuzahlenden Gelder und durch Ermäßigung der Portogebühren erlangte der Postanweisungsverkehr eine ungemeine Ausdehnung.

Eine wirksame Erweiterung erfuhr der bankmäßige Betrieb durch die Einführung von Postaufträgen, eine Verkehrsverbesserung, welche wir der eigensten Initiative des Staatssecretärs des deutschen Reichs-Postamts verdanken. Derselbe wußte trotz aller Gegnerschaft, welcher neue Ideen und Einrichtungen stets zu begegnen pflegen, und die auch dieser Neuerung sowohl von den Interessenten des alten Geldincasso-Verfahrens als auch aus anderen Kreisen in reichem Maße zu Theil geworden ist, das Postauftragsverfahren zuerst 1876 in Deutschland in's Leben zu rufen. Seitdem ist die Erkenntniß des wirthschaftlichen Werths dieser Verkehrseinrichtung so zum Durchbruch gekommen, daß die größten selbe ebenfalls in kurzer Zeit von Deutschland aus den Weg über den Theil der civilisirten Welt genommen hat. Durch die Postaufträge übernimmt es die Postverwaltung, ähnlich wie bei den Postanweisungen die Auszahlung, so auch die Einziehung von Geldbeträgen, gegen Vorlegung der betreffenden Schuldurkunde (Rechnung, Wechsel, Coupon, Schuldschein u. s. w.) zu bewirken. Die Einrichtung wurde bald auch auf die Einholung von Wechselaccepten und von Vermittelung der Postanstalten zur Erhebung von Wechselprotesten erstreckt. Hierdurch sind dem Wechselverkehr neue Gebiete erschlossen, die Abwickelung von Geldgeschäften, namentlich auf kleineren Plätzen ohne Bankstelle, ist dadurch erleichtert und es ist in Folge dessen dem Creditwesen, insbesondere im Scheckverkehr, eine wirksame Verbesserung zu Theil geworden.

Alle diese Einrichtungen wurden durch zahlreiche andere, bis auf die Einzelheiten des Dienstes sich erstreckende Maßregeln unterstützt, welche, zum Theil auf der durch die Vereinigung der Post und Telegraphie ermöglichten gegenseitigen

Ausnutzung der Betriebsmittel beider Verwaltungszweige beruhend, in dem Ziel übereinstimmen: die Verkehrsformen zu vereinfachen und zu vervollkommnen, und die Benutzung der Post und des Telegraphen zu erleichtern. Auch die Nation hat an der Neugestaltung der Verkehrs-Einrichtungen mitgearbeitet, wie dies viele, aus dem Handelsstande, der Presse und den Gelehrtenkreisen hervorgegangene Vorschläge und Anregungen beweisen, welche nach einer vorurtheilslosen Prüfung durch die oberste Postbehörde in den praktischen Betrieb eingeführt sind.

Die Gesammtheit der von der Reichs-Postverwaltung in's Leben gerufenen Verkehrs-Erleichterungen hat nicht verfehlen können, einen in hohem Maße belebenden Einfluß auf den Verkehr auszuüben. Es läßt sich dies an der Hand der Statistik des Versendungsverkehrs durch Zahlen verfolgen, welche, ohne weiteren Commentar, für sich selbst sprechen. In dem hinter uns liegenden Jahrzehnt hat sich die Zahl der durch die Reichs-Post beförderten Briefsendungen fast verdreifacht. Während 1870 noch 346 Millionen Briefe und Drucksachen u. s. w. befördert wurden, betrug im Reichspostgebiet die Zahl der Briefe, Postkarten und Drucksachen im Jahre 1881 bereits 931 Millionen Stück, was für jeden Kopf der Bevölkerung einer Zahl von 26 Sendungen jährlich entspricht. In Folge der Reform des Packettarifs hat sich der Päckereiversandt allein im inneren Verkehr der Reichspost von 35 Millionen Packeten im Jahre 1873 auf 66 Millionen im Jahre 1881 gehoben; und diese Steigerung wird in demselben Verhältnisse noch fortdauern, als immer neue Beziehungen für den directen Versandt von Waaren sich bilden. Die umfangreichen Aufgaben, welche der Post jetzt durch Vermittelung des Geldumsatzes zugewiesen sind, weist die Statistik mit der ungeheueren Summe von 14 Milliarden 701 Millionen Mark im Jahre 1881 durch die Reichspost übermittelter Geldbeträge nach! Von diesem gewaltigen Betrage entfielen 11 Milliarden 675 Millionen auf Packete und Briefe mit angegebenem Werth, 2 Milliarden 629 Millionen auf Postanweisungen, 342 Millionen auf Postaufträge und 55 Millionen auf Postnachnahmen. Auch im telegraphischen Verkehr endlich tritt der Einfluß der Verbreitung der Telegraphenanlagen in einer Steigerung der Zahl der Telegramme von 10 Millionen im Jahre 1875 auf 15 Millionen im Jahre 1881 hervor.

Es kann nicht überraschen, daß diese beträchtliche Verkehrszunahme, in Verbindung mit den die Vermehrung der Ausgaben einschränkenden Verwaltungsmaßregeln, eine rasche Steigerung der Erträgnisse der Post- und Telegraphenverwaltung zur Folge gehabt hat. Während 1875, vor der Vereinigung der Post und Telegraphie, der Reinertrag beider Verwaltungen sich nur auf kaum $5\frac{1}{2}$ Millionen Mark bezifferte, sind in den folgenden 6 Jahren annähernd 80 Millionen reiner Ueberschuß, mithin im Durchschnitt jährlich $13\frac{1}{3}$ Millionen an die Reichshauptcasse abgeführt worden. Dieses Ergebniß wurde erzielt, trotzdem in dem ersten Theile dieser sechsjährigen Zeitperiode eine andauernde Geschäftsstille herrschte, und nur in den letzten Jahren die Anstrengungen der Verwaltung auch durch einen Aufschwung des industriellen und gewerblichen Betriebs unterstützt wurden.

Bei dieser günstigen Finanzlage, und nachdem mit der Erreichung der auf

anderen Gebieten vorläufig gesteckten Ziele ein gewisser Ruhepunkt gewonnen zu sein schien, konnte daran gedacht werden, nunmehr im Interesse einer großen Bevölkerungsclasse ausgiebigere Mittel auch zur Befriedigung eines Verkehrsbedürfnisses aufzuwenden, dessen Berücksichtigung bisher noch unvollständig geblieben war. Es handelt sich hierbei um die Einrichtungen für den in die engsten Canäle des Verkehrs sich verzweigenden Landpostdienst, welcher den Verkehr der aus 19 Millionen Seelen bestehenden Landbevölkerung, also der starken Hälfte der gesammten Einwohnerschaft des Reichs, vermittelt.

Um zur Ausgleichung des zwischen den Hilfsmitteln von Stadt und Land bestehenden Gegensatzes zu ihrem Theile nach Kräften beizutragen, hatte die Postverwaltung diesem Verkehrszweige ihre Fürsorge zwar schon seit Jahren in steigendem Maße zugewandt. Ungeachtet der erfolgten Aufhebung der Landbriefbestellgebühren, der Vermehrung der Postanstalten und Landbriefkasten hatten die einschlägigen Maßnahmen mit den wachsenden Anforderungen des ländlichen Verkehrs nicht mehr Schritt zu halten vermocht, seitdem auf gewerblichem Gebiet die Schranken zwischen Stadt und Land zu sinken begannen, für den Betrieb der Landwirthschaft sich neue Bahnen eröffneten, überhaupt die Betheiligung der Bewohner des platten Landes am politischen und wirthschaftlichen Leben der Nation sich in erhöhtem Maße fühlbar machte. Um dem gesteigerten Verkehrsbedürfniß zu genügen, ist daher unter Zustimmung des Reichstags seit dem Jahre 1881 eine durchgreifende Reform des Landpostwesens in Angriff genommen worden, welche darauf abzielt, durch beschleunigte Zuführung der Postsendungen und durch Herstellung noch fehlender Verbindungen zwischen benachbarten Postorten das Netz der Landpostverbindungen so eng zu ziehen, daß jeder Ortschaft und jeder ländlichen Niederlassung die Wohlthat einer täglich zweimaligen Postverbindung, zum Empfange und zur Absendung von Postsachen, zu Theil wird.

Zur Durchführung dieser Maßregel ist ein Zeitraum von etwa 5 Jahren in Aussicht genommen. Schon in den Jahren 1881 und 1882 hat eine Vermehrung der Landbriefträger um 4000 Mann stattgefunden; mit einer gleichen Vermehrung um jährlich etwa 2000 Landbriefträger soll in den nächsten drei Jahren noch fortgefahren werden. Dadurch ist bereits eine Erhöhung der Zahl der Landbriefträger auf über 16,000 Mann ermöglicht, bei gleichzeitiger Einrichtung wochentäglich zweimaliger Bestellungen nach den verkehrsreicheren Landorten und durchgreifender Verbesserung der Briefkastenleerung. Schon jetzt ist die Zahl der Postsendungen, welche in Folge der neuen Einrichtungen um durchschnittlich 24 Stunden in der Bestellung beschleunigt werden, auf mindestens 60 Millionen jährlich zu veranschlagen. Fast gleich hoch stellt sich die Zahl der in der Absendung beschleunigten Gegenstände.

Zur Herstellung vervollkommneter Verbindungen für die kleineren Landpostanstalten und zur Förderung des Packetverkehrs ist man gleichzeitig dazu übergegangen, die Landbriefträger da, wo es von Vortheil ist, auch mit Fuhrwerk auszurüsten, welches in beschränkter Weise auch zur Personenbeförderung dient. Hierdurch wird allmälig ein Netz fahrender Landposten hergestellt, die Beförderung von Päckereien auf das Land erleichtert und eine willkommene Ver-

besserung der Mittel des Reiseverkehrs der Landbewohner geschaffen. Bis jetzt sind schon über 600 Landbriefträger mit Fuhrwerk versehen.

Eine wirksame Unterstützung erhielten diese Maßregeln endlich durch die 1881 begonnene Einrichtung einer neuen Classe von Postanstalten unter der Bezeichnung „Posthilfsstellen", welche dem Publicum im Wesentlichen dieselben Vortheile, wie eine Postagentur, gewähren, gleichwohl aber noch einfacher als die letzteren organisirt sind und gewissermaßen die Vorstufe einer förmlichen Postanstalt bilden. Derartige Posthilfsstellen waren bis zum Herbste 1882 bereits in der Zahl von annähernd 2000 in Wirksamkeit getreten.

An den Vortheilen der geschilderten tiefgehenden Reformen im Landpostwesen waren 1882 bereits 9 Millionen Landbewohner betheiligt. Schon jetzt, nach kaum mehr als Jahresfrist, hat sich eine merkliche Verkehrssteigerung des platten Landes gezeigt, welche die Mehraufwendungen bezahlt macht. Daß ein derartiger belebender Einfluß nicht nur anhält, sondern stetig wächst, beweisen die erfreulichen Erfahrungen, welche im Telegraphenbetriebe in den letzten 6 Jahren mit der Erweiterung des Telegraphennetzes über die ländlichen Bezirke gemacht sind.

IV.

Wie es ein Grundzug unserer, unter dem völkerverbindenden Einflusse der modernen Verkehrsmittel stehenden Zeit ist, daß in engeren Gebieten entstandene, große Culturfortschritte schnell ein Gemeingut der cultivirten Welt zu werden pflegen: so konnte auch der gesammte Weltverkehr sich dem Einflusse der bahnbrechenden Reformen auf dem Gebiete des Verkehrswesens nicht entziehen, welche der deutsche Geist in der letzten Periode unserer Geschichte hervorgebracht hat. Dieser Einfluß auf die ausländischen Verkehrsverwaltungen machte sich zunächst bei der Regelung der vertragsmäßigen Beziehungen Deutschlands zum Auslande geltend. Wie vor der Errichtung des deutsch-österreichischen Postvereins unsere inneren Postverhältnisse durch zahlreiche Einzelverträge der Particularstaaten unter sich geregelt wurden: so fanden in ähnlicher Weise bis vor wenigen Jahren auch die Grundsätze für den Austausch der Postsendungen unter den civilisirten Nationen durch Einzelverträge zwischen den Regierungen ihre Regelung, welche je nach Bedürfniß abgeschlossen, ergänzt oder wiederum durch neue Verträge ersetzt wurden.

Für Deutschland boten nach den Ereignissen von 1866 und 1870/71 die Umgestaltung der politischen Verhältnisse und die Reform der internen Portotaxe Veranlassung, zu einer Revision, bezw. Erneuerung der meisten mit dem Auslande geschlossenen Postverträge zu schreiten. In welchem Umfange die Thätigkeit der Postverwaltung hierdurch in Anspruch genommen wurde, ergibt sich daraus, daß der Reichstag des Norddeutschen Bundes und des deutschen Reichs bis 1874 allein vierundzwanzig Postverträge durchberathen und über dieselben Beschluß gefaßt hat. Bei dieser Revision der vertragsmäßigen Beziehungen waren die Bestrebungen Deutschlands stetig auf das Ziel gerichtet, die Verträge von der einseitigen Herrschaft fiscalischer Rücksichten zu befreien und den entgegenstehenden Interessen der verschiedenen Verwaltungen eine einheitliche Richtung auf das große und gemeinsame Ziel zu geben, welches das Postwesen vor Allem im Auge haben soll: ein mächtiges Bindemittel für die geistigen und materiellen

Interessen der Individuen wie der Völker zu sein. Diese Bemühungen hatten bald in solchem Maße eine Vereinfachung des Inhalts der Postverträge, eine Annäherung der internationalen Portotaxen und einen gegenseitigen Ausgleich der den Verträgen zu Grunde liegenden Principien zur Folge, daß die dadurch herbeigeführte Umgestaltung der postalischen Beziehungen an sich schon den Gedanken nahe legen mußte, nach Analogie des früheren deutsch-österreichischen Postvereins, eine postalische Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Staaten und selbst Welttheilen, zur Beseitigung der aus den Grenzschranken erwachsenden Verkehrs-Erschwernisse herzustellen.

Die Führerschaft Deutschlands, welche sich nach und nach bei allen wichtigeren Reformen des Post- und Telegraphenverkehrs geltend gemacht hatte, mußte der deutschen Reichsregierung den Beruf zuweisen, zur Verwirklichung jenes großen und umfassenden Gedankens den ersten Impuls zu geben: es war dies zugleich eine würdige und lohnende Aufgabe für eine Politik, welche sich die Befestigung des europäischen Friedens zur obersten Richtschnur ihres Verhaltens gesetzt hatte.

In der Voraussicht eines solchen Berufs der deutschen Reichs-Verkehrsanstalten war der Gedanke einer Weltpostreform schon 1868 in einer von dem jetzigen Staatssecretär Dr. Stephan verfaßten Denkschrift des General-Postamts des norddeutschen Bundes niedergelegt worden. Noch in demselben Jahre wurden im Verfolg dieser Denkschrift durch persönliche Entschließung des deutschen Kaisers, auf Befürwortung des Reichskanzlers, Schritte zur Einleitung von Verhandlungen mit den europäischen Regierungen anbefohlen, um eine Einigung auf der dargelegten Grundlage herbeizuführen. Eine erneute Anregung zu diesem Werke des Friedens erfolgte durch einen an den kaiserlichen Botschafter in Paris gerichteten Erlaß, der das Datum vom 6. Juni 1870 trug und die Einberufung eines internationalen Postcongresses zum Gegenstande hatte. Gewiß ist es eine denkwürdige Thatsache, daß die deutsche Regierung so wenige Tage vor dem Ausbruche des blutigen Krieges mit Frankreich noch nicht die geringste Ahnung davon hatte, daß ihr Friedenswerk durch einen solchen Kampf werde unterbrochen werden! Der gewaltige Völkerkrieg von 1870 und 1871 mußte die Verfolgung eines Plans, der auf die Fortdauer friedlicher und freundlicher Beziehungen berechnet war, nothwendiger Weise unterbrechen. Erst nachdem der Friede wieder hergestellt und auch mit Frankreich ein Postvertrag zum Abschluß gelangt war, der die neueren Grundsätze zur Geltung brachte, konnte die Reichsregierung den Zeitpunkt für gekommen erachten, den Congreßgedanken wieder aufzunehmen.

Hierbei war es sowohl aus politischen Rücksichten, als um der Sache willen ein glücklicher Gedanke, die definitiven Verhandlungen auf dem Boden eines neutralen Staats von centraler Lage in's Leben zu rufen. Auf Ersuchen der deutschen Regierung übernahm es die schweizerische Bundesregierung mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit, einen im Jahre 1873 fertig gestellten Entwurf zu einem Normalpostvertrage, welcher alle civilisirten Völker zu einer großen Verkehrsgemeinschaft verbinden sollte, den europäischen Staaten und den Vereinigten Staaten von Amerika mitzutheilen und die Bevollmächtigten dieser Staaten zu einer gemeinsamen Berathung einzuladen.

Auf Grund dieser Einladungen trat der internationale Postcongreß am 15. September 1874 zu Bern im Saale der früheren Tagsatzung des Ständehauses an jener denkwürdigen Stätte, wo einst der Sonderbundkrieg beschlossen war, zusammen; und schon am 9. October konnte der Congreß seine Aufgabe durch Unterzeichnung eines allgemeinen Postvertrags zum Abschluß bringen, welcher zweiundzwanzig vertragschließende Staaten mit einem Gebiet von über 40 Millionen Quadratkilometer und 345 Millionen Einwohnern zu einem Postgebiete mit übereinstimmenden Tarifen und übereinstimmenden Normen für den Austausch der internationalen Correspondenz vereinigte.

Die erste Bedeutung des Berner Vertrags beruhte darin, daß an Stelle der zahlreichen Einzelverträge, welche die Postverhältnisse regelten, ein Collectivvertrag mit gleichmäßigen Festsetzungen getreten war. Wie bei der verfassungsmäßigen Berathung des Vertrags von dem Referenten des Bundesrathsausschusses, Ministerresidenten Dr. Krüger, in einem dem Bundesrathe erstatteten Bericht treffend hervorgehoben ist, hatte der Berner Congreß aber in dieser Beziehung doch nur „die Ernte geschnitten und heimgebracht, die auf dem Boden der von Deutschland geschlossenen Einzelverträge gepflanzt und allmälig zur Reife gediehen war". Eine weit größere Bedeutung erblickte dieser Bericht in der Thatsache, „daß der Vertrag Staaten aus vier Welttheilen zu einem postalischen Gemeinwesen verbunden und daß er diesem Gemeinwesen eine Organisation verliehen hatte, welche demselben Leben und Dauer verhieß".

Wie sehr die Wahrheit dieser Anschauung sich bestätigte, zeigt die fernere Entwickelung des Vereins, welche im Nachfolgenden noch kurz verfolgt werden wird.

Durch zahlreiche Beitrittserklärungen ist der Verein inzwischen schon auf 81½ Millionen Quadratkilometer mit etwa 800 Millionen Einwohnern, mithin auf mehr als das Doppelte seines ursprünglichen Umfangs angewachsen. Nur Australien, das Capland und die amerikanischen Republiken Bolivia und Costa-Rica stehen jetzt noch außerhalb des Vereins. Der Beitritt von Costa-Rica steht zum 1. Januar 1883 bevor, und auch derjenige der übrigen Gebiete ist in nicht ferner Zeit zu erwarten. Bei diesem Umfange konnte dem Vereine bei einem im Jahre 1878 in Paris zusammengetretenen internationalen Postcongresse der Name „Weltpostverein", welcher ihm schon im ersten Entwurf zugedacht worden war, mit vollem Rechte beigelegt werden. Seine Vortheile waren inzwischen so zum allgemeinen Bewußtsein gekommen, daß der Pariser Congreß auch kein Bedenken getragen hat, dem Vereinsvertrage eine unbegrenzte Dauer zu geben. Dadurch ist der Weltpostverein als ein civilisatorisches Werk anerkannt worden, das sich wohl vervollkommnen, aber nicht mehr zerstören läßt, weil es in den Interessen aller Nationen seine fortdauernde Begründung findet.

Nächst der räumlichen Erweiterung des Gebiets ist der bedeutsamste Fortschritt, welchen der Weltpostverein inzwischen gemacht hat, in der festeren Gestaltung der Tarife und in der Erweiterung der vertragsmäßigen Bestimmungen auf einen größeren Kreis verschiedener Classen von Versendungsgegenständen zu erblicken. Durch den Pariser Weltpostcongreß vom Jahre 1878 wurde zunächst die in dem Berner Vertrage den einzelnen Staaten noch vorbehaltene Befugniß zur Erhebung gewisser Zuschläge zu den vereinbarten

Normal-Portosätzen aufgehoben. Damit ist die Entfernung für die Vereinscorrespondenz ein gleichgültiger Factor geworden. Gegen Erlegung der mäßigen Portosätze von 20 Pfennig für Briefe, 10 Pfennig für Postkarten und 5 Pfennig für Drucksachen ꝛc. ist es seitdem möglich geworden, mit vier Welttheilen in Correspondenz zu treten, ohne daß den Postverwaltungen ungebührliche Opfer zugemuthet werden.

Auch zur Erweiterung des Gebiets der Vereinscorrespondenz wurden auf dem Pariser Congresse die grundlegenden Schritte gethan. Mit weiser Voraussicht hatte der Verein seinen Mitgliedern die Befugniß gewahrt, Verträge unter sich zu schließen, sowie engere Vereine zur weiteren Erleichterung des Verkehrs aufrecht zu erhalten oder neu zu begründen. Von diesem Vorbehalt Gebrauch machend, haben auf dem Pariser Congresse auf Anregung Deutschlands 17 Staaten sich über die Bedingungen des Austauschs von Briefen mit Werthangabe und 15 Staaten über den Austausch von Postanweisungen unter einheitlichen Bedingungen und gegen mäßige Taxen geeinigt. Auf einer neuen im Jahre 1880 abgehaltenen Conferenz ist es Deutschland endlich gelungen, auch die Wohlthaten der seit 1874 für seinen inneren Verkehr eingeführten billigen Päckereibeförderung auf den Verkehr der Nationen unter sich zur Ausdehnung zu bringen. Dieser Fortschritt überragt die vorangegangenen an Bedeutung noch insofern, als dadurch der bisher nur einer beschränkten Anzahl von Staaten bekannte Post-Päckereiverkehr mit seinen Vorzügen sicherer, pünktlicher und billiger Beförderung den meisten europäischen Staaten zu Theil geworden ist.

Die große Bedeutung der durch den Weltpostvertrag geschaffenen völkerrechtlichen Vereinigung für die Befruchtung von Handel und Verkehr aller betheiligten Länder hat die ungetheilteste Anerkennung gefunden. Interessant ist es hierüber auch eine französische Stimme, diejenige des Finanzministers Leon Say zu vernehmen, welcher den Einfluß des Vereins auf die Hebung der Verkehrsverhältnisse in Frankreich in einer parlamentarischen Rede kürzlich mit den Worten bezeichnete: „C'est de l'entrée dans l'Union Universelle des Postes que date la nouvelle ère de nos finances“. Gewiß ist es eine beachtenswerthe Thatsache, daß die Wirkungen des Weltpostvertrags gerade in Frankreich, welches anfangs der Idee dieses Vertrags in keiner Weise wohlwollend gegenüberstand, jetzt eine so ungetheilte Würdigung finden.

Auch darin bewährt sich die Tragweite des zu Bern begründeten völkerrechtlichen Organismus, daß nicht nur jede in den Verkehrseinrichtungen der Einzelstaaten gewonnene Erfahrung vor dem Forum der postalischen Gesammtvertretung zur Erörterung gelangt, auf ihren Werth geprüft und durch die Anerkennung, welche sie erwirbt, binnen kurzer Frist zu einem Gemeingut des größten Theils der civilisirten Nationen der Erde wird: sondern daß jede auf Erleichterung des internationalen Gedanken- und Güteraustausches gerichtete Bestrebung in ihrer weiteren Wirkung auch dem inneren Verkehr der einzelnen Nationen zu Gute kommt. Mit Befriedigung kann constatirt werden, daß, wie die Gründung des Weltpostvereins, so auch die wesentlichsten, seitdem herbeigeführten Reformen des internationalen Verkehrs, Reformen, welche die meisten

ausländischen Staaten inzwischen auch für ihren inneren Verkehr angenommen haben, von Vorschlägen der deutschen Postverwaltung ausgegangen sind. Der Beruf zu solcher Initiative wird Deutschland so lange und in dem Maße verbleiben, als es ihm gelingt, die Posteinrichtungen im Innern des Reichs auf ihrer Höhe zu erhalten und mustergültig weiter zu entwickeln.

Eine von der Entstehung der postalischen Verkehrsgemeinschaft in vielen Beziehungen abweichende Entwickelung haben die internationalen Beziehungen der Telegraphie genommen. Es ist naturgemäß, daß ein auf der Ueberwindung von Zeit und Raum beruhendes Verkehrsmittel, wie der Telegraph, schon durch die Nothwendigkeit der Einigung über die technische Handhabung des Dienstes von vornherein auf internationale Ausbildung angewiesen war. Schon durch einen internationalen Telegraphenvertrag vom Jahre 1865 wurde daher ein engeres Band um die Telegraphenverwaltungen, der Hauptsache nach allerdings nur zur Ordnung technischer und administrativer Bedürfnisse, geschlossen.

Der in die Augen fallende Unterschied zwischen dem Weltpostvertrage und dem internationalen Telegraphenvertrage kennzeichnete sich dadurch, daß der letztere den Kernpunkt der internationalen Vertragsbeziehungen, die in Anwendung zu bringenden Tarife, dem Einzelabkommen unter den betheiligten Verwaltungen überließ. Es fehlte ihm das dem Verbande des Weltpostvereins eigene, wesentliche Moment der Unterordnung der Interessen der einzelnen Glieder unter das Ganze, welches im Weltpostverkehr die Grenzschranken der Einzelgebiete zu Gunsten des Gesammtverkehrs thatsächlich beseitigt hat.

Zur Fortentwickelung der internationalen telegraphischen Beziehungen waren von Deutschland auf der letzten internationalen Conferenz zu London 1879 eine Reihe von Anträgen gestellt, welche in der Einführung einer dem deutschen Systeme entsprechenden Worttaxe und in der Festsetzung einheitlicher Tarifsätze innerhalb gewisser Regionen des europäischen und intercontinentalen Verkehrs gipfelten. Das System des Worttarifs wurde nach den deutschen Vorschlägen angenommen und ist inzwischen im gesammten Welttelegraphenverkehr zur Einführung gelangt. Zu einer so durchgreifenden Umgestaltung, wie sie ein mit Tarifermäßigungen verbundener Einheitstarif in sich schloß, war der Geist der Mehrheit aber noch nicht umzustimmen.

Inzwischen hat Deutschland, denselben Weg einschlagend, der sich bei der Bildung des Weltpostvereins so wirksam erwiesen hat, die Welttelegraphenreform auf dem Boden der Einzelverträge mit Erfolg vorzubereiten versucht. Dadurch ist schon jetzt für weite Gebiete des internationalen Telegraphenverkehrs eine solche Annäherung in den Tarifen erzielt, daß auf der nächsten, im Jahre 1884 in Berlin stattfindenden Telegraphenconferenz die Bestrebungen zur Schaffung eines Welttelegraphentarifs voraussichtlich weit geringeren Hindernissen begegnen werden.

V.

Die Erreichung so glänzender Erfolge würde der deutschen Post- und Telegraphenverwaltung nicht möglich gewesen sein, wenn dieselbe es nicht verstanden hätte, ihre Betriebs-Einrichtungen mit den fortschreitenden Bedürfnissen auf

gleicher Höhe zu erhalten, und das zahlreiche Verwaltungs- und Betriebs-Personal mit einer intelligenten Auffassung des Berufs zu erfüllen, welcher zur Bewältigung der gestellten, umfangreichen Aufgaben befähigte. Es ist bezeichnend für die Richtung, in welcher die betreffenden Reformen sich bewegt haben, daß es eine der ersten Maßregeln des Staatssecretärs Dr. Stephan nach Antritt seines früheren Amts als General-Postdirector war, die Beschränkungen aufzuheben, welche der literarischen Thätigkeit der Postbeamten bisher entgegenstanden. So zeugen denn auch alle anderen seither von der Post- und Telegraphenverwaltung ausgegangenen inneren Verwaltungs-Einrichtungen von einem Geiste, welcher sich von bureaukratischen Ueberlieferungen jeder Art losgemacht hat.

In erster Linie legten die fortschreitende Steigerung des Verkehrs und die wachsenden Anforderungen an die Leistungen der Reichsverkehrs-Anstalten der Verwaltung die Pflicht auf, den Geschäftsbetrieb bei den Post- und Telegraphenanstalten durchgehends einfacher zu gestalten. Es wurden für die Behandlungen der Postsendungen und Telegramme den jetzigen Verkehrsverhältnissen angepaßte, neue Expeditionsformen geschaffen, welche, ohne Schädigung der Sicherheit der Sendungen, eine beschleunigte Expedition mit verhältnißmäßig geringerem Aufwande an Beamtenkraft erforderte. Auf dieser Grundlage wurde der technische Post- und Telegraphendienst in allen Zweigen systematisch reformirt, wobei erhebliche Erleichterungen auch zur Erhaltung eines fließenden Geschäftsgangs gegenüber dem Publicum zur Einführung kamen.

In gleicher Weise wurden die technischen Betriebsanlagen in planmäßiger Weise einer durchgreifenden Reorganisation unterzogen.

Ein reiches Feld der Thätigkeit bot sich hierbei namentlich in der Vervollkommnung der technischen Telegraphenbetriebs-Einrichtungen dar, deren Ausbildung bei der Finanznoth der früheren selbständigen Telegraphenverwaltung mit den Postbetriebsanlagen nicht immer gleichen Schritt gehalten hatte. In welchem Maße auch die Telegraphentechnik in Deutschland gerade unter der jetzigen Leitung des Reichs-Telegraphenwesens Förderung und Vervollkommnung erfahren hat, ist erst kürzlich in der „Deutschen Rundschau“ [1]) zum Gegenstande näherer Besprechung gemacht worden. Es darf daher hier nur auf einige der wichtigsten der in dieses Gebiet fallenden Einrichtungen hingewiesen werden, deren Ausführung mit der örtlichen Verbreitung des Telegraphendienstes Hand in Hand gegangen ist. In dieser Beziehung ist namentlich zu erinnern an: die Sicherung des telegraphischen Verkehrs vor den alljährlich sich wiederholenden, störenden Einflüssen elementarer Gewalt durch die Anlage eines Systems unterirdischer Telegraphenlinien; die Einführung des Fernsprechwesens für den praktischen Betrieb der Telegraphie zu einer Zeit, als die Benutzung dieses Instruments selbst im Heimathslande seiner jetzigen Vervollkommnung noch nicht über den Bereich theoretischer Versuche hinausgekommen war; die Steigerung des Schnellverkehrs innerhalb der Reichshauptstadt durch Anlage einer Rohrposteinrichtung, seiner Zeit der ersten Anlage

[1]) Die Ergebnisse und Aufgaben der Elektrotechnik. Deutsche Rundschau, April und Mai 1882.

dieser Art, welche zugleich den telegraphischen und den brieflichen Verkehr vermittelt; endlich die Förderung der Anlage neuer internationaler Telegraphenverbindungen, wobei auch die Vermehrung der unterseeischen Kabelverbindungen, wie beispielsweise die Legung eines deutsch-norwegischen Kabels und die Herstellung einer directen deutsch-amerikanischen unterseeischen Telegraphenlinie, hervorzuheben ist.

In Folge der Nothwendigkeit, die von den Einzelstaaten an das Reich übergegangenen unzulänglichen Diensträume dem inzwischen um das Doppelte gestiegenen Verkehrsbedürfnisse und den durch den Hinzutritt neuer Betriebszweige geschaffenen Anforderungen anzupassen, wurde die der Centralverwaltung in hohem Maße auch durch eine großartige Bauthätigkeit in Anspruch genommen. Seit 1870 ist die Zahl der im Besitz der Reichspost befindlichen Grundstücke von 233 auf 364 gestiegen. Wer jetzt Deutschland bereist, findet in allen Staaten und Provinzen neue, geräumige Post- und Telegraphengebäude vor, welche dem verkehrstreibenden Publicum eine angemessene Bewegung gestatten, den früher auf enge und dumpfige Räume angewiesenen Beamten einen gesunden, die Arbeitsfreudigkeit erhöhenden Aufenthalt bieten, und dabei durch eine mit künstlerischem Geschmack der örtlichen Architektur angepaßte Bauweise den Schönheitsbegriff mit dem Bedürfnisse in Einklang bringen.

Bei der Regelung der Personalverhältnisse waren der Verwaltung, gegenüber den verschiedenartigen Elementen, welche der Beamtenstand der Post und Telegraphie bei der Errichtung des Reiches in sich vereinigte, besonders schwierige und umfangreiche Aufgaben gestellt. Der Uebertritt der früher preußischen, hannover'schen, sächsischen, mecklenburgischen, braunschweigischen, oldenburgischen, schleswig-holsteinischen, thurn- und taxis'schen, hanseatischen und badischen Beamten in den Reichsdienst brachte in die Gestaltung des Beamtenwesens eine bunte Mannigfaltigkeit, welche noch dadurch erhöht wurde, daß die Rechtsverhältnisse dieses Personals bis zu dem 1873 erfolgten Erlasse eines „Reichsbeamtengesetzes" den verschiedensten Particular-Gesetzgebungen unterworfen waren. Die Verschiedenheiten waren nicht bloß formeller Natur und durch die Schablone einheitlicher Dienstpragmatik zu beseitigen, sondern beruhten hauptsächlich in dem ungleichen Maße der Anforderungen an die dienstliche Vorbildung und Ausbildung, welche von den Einzel-Postverwaltungen an die Norddeutsche bezw. Reichspost überkommen waren. Die zur Durchführung der Verwaltungszwecke unerläßliche Einheit in der Qualification des Beamtenwesens konnte sonach nur durch eine planmäßige Reorganisation erreicht werden. Diese Reorganisation, bei welcher das doppelte Ziel verfolgt wurde, das Beamtenwesen unter Erhöhung der Anforderungen an die wissenschaftliche und dienstliche Bildung der Beamten auf einheitlichen und einfachen Grundlagen umzugestalten, und dabei die Besoldungen, namentlich der älteren Beamten, wirksam zu erhöhen, ist inzwischen in einer Weise zur Durchführung gelangt, welche dem Post- und Telegraphendienst das mit der nöthigen wissenschaftlichen Bildung ausgestattete Personal regelmäßig zuführt, eine gründliche Ausbildung der Beamten sichert und den Verwaltungskörper befähigt, die in erweitertem Umfange herantretenden Aufgaben zu erfüllen.

Es würde den Raum dieser Darstellung überschreiten, hier bei diesen auf

alle Beamtenclassen ausgedehnten organisatorischen Maßregeln länger zu verweilen; jedoch möge wenigstens den Einrichtungen, welche die Heranbildung eines tüchtigen Beamtenstammes für die höheren Dienststellen zum Gegenstande haben, eine kurze Betrachtung gewidmet werden.

Die gemeinschaftliche Pflanzschule für alle höheren Dienststellen bildet jetzt, sowohl für die Post als für die Telegraphie, die Classe der Posteleven, welche nach mit gutem Erfolge bestandener Prüfung der Reife von einem Gymnasium oder einem Realgymnasium in den Verwaltungsdienst aufgenommen werden. Zur ersten Ausbildung dieser Dienstanfänger sind seit 1875 für den Bezirk jeder Ober-Postdirection besondere Unterrichtscurse eingeführt. Die Lehrcurse haben den Erfolg gezeigt, daß nicht nur die allseitige Tüchtigkeit der jungen Beamten im Dienste gefördert, sondern daß durch die gemeinsame Arbeit auch das Interesse für den Beruf und der kameradschaftliche Sinn geweckt wird. Erst nach Beendigung dieser Ausbildungs-Periode und nach Ablegung der Prüfung zum Post- bezw. Telegraphen-Secretär beginnt eine Trennung in der dienstlichen Fortbildung für diejenigen Beamten, welche für die Folge vorwiegend den Postdienst wählen, und andererseits für diejenigen, welche sich vorzugsweise dem Telegraphendienste widmen wollen. Demnächst wird den Beamten der Besuch besonderer akademischer Vorträge über staats- und fachwissenschaftliche Disciplinen ermöglicht, welche in Berlin in den Wintermonaten an geeigneten Tagen der Woche stattfinden. Für die zum Telegraphendienste übergegangenen Beamten bietet der Besuch der Telegraphenschule in Berlin, welche seit 1879 durch Erweiterung des Lehrplanes auf die Stufe einer technischen Hochschule erhoben ist, weitere Gelegenheit zur Vollendung des technischen und wissenschaftlichen Bildungsganges. Das Einrücken in die höheren Dienststellen ist dann noch von dem Bestehen einer höheren Verwaltungsprüfung abhängig, welche getrennt für den Post- und Telegraphendienst abgelegt wird und in ihrem formellen Verlaufe, sowie in dem Maße der Anforderungen an die geistige Reife der Examinanden manche Analogien mit der (Assessor-) Prüfung für den gerichtlichen und allgemeinen Verwaltungsdienst bietet.

Diese Vorkehrungen werden noch durch andere, auf breiterer Grundlage beruhende Einrichtungen unterstützt, welche, auf alle Beamtenclassen berechnet, den Zweck verfolgen, den Beamten die Wege zur allgemeinen geistigen Fortbildung zu erleichtern. Hierhin sind u. A. zu rechnen: die Erweiterung der allen Beamten zugänglichen Amtsbibliotheken der Provinzial-Ober-Postdirectionen durch Werke staatsrechtlichen, volkswirthschaftlichen, statistischen, geographischen, naturwissenschaftlichen und technischen Inhalts; die Herausgabe eines als Beiheft zum Postamtsblatt unter dem Titel „Archiv für Post und Telegraphie“ erscheinenden fachwissenschaftlichen Organs; und die Begründung einer reichhaltigen Sammlung von Anschauungsmitteln in dem 1875 in Berlin errichteten Postmuseum. Letzteres ist in Folge zahlreicher, interessanter Erwerbungen jetzt eine Sehenswürdigkeit der Residenz geworden und übt namentlich auch auf Angehörige ausländischer Post- und Telegraphenverwaltungen eine andauernde Zugkraft aus.

In diesen Veranstaltungen der Reichspost- und Telegraphenverwaltung für

die Heranbildung ihres höheren Beamtenpersonals begegnen wir einer neuen und ganz eigenartigen Organisation, welche, auf der Einsicht beruhend, daß für Zwecke der Verkehrsanstalten weder das ausschließlich juristische, noch das ausschließlich mathematisch-technische Studium für sich ausreichend ist, sämmtliche an die Berufsthätigkeit des höheren Verkehrsbeamten herantretenden wirthschaftlichen, technischen, verwaltungsrechtlichen und finanziellen Aufgaben zum Gegenstande besonderen Studiums macht.

Die erhebliche Zahl des Post- und Telegraphen-Personals — 1881 belief sich das Personal auf 78,500 Köpfe, wovon nach Abrechnung der bayerischen und württembergischen Beamten 67,075 unmittelbar der Reichsverwaltung angehörten — legt der Verwaltung mit besonderem Nachdruck die Pflicht auf, mit der Fürsorge für die fortgesetzte Hebung des Bildungsstandes und der geistigen Entwickelung des Personals auch die Förderung der wirthschaftlichen Lage und des körperlichen Wohls der Beamten zu verbinden.

Es ist dies zunächst in umfangreichem Maße durch Besoldungs-Erhöhungen geschehen, wozu die Mittel meist durch Ersparnisse an den Verwaltungs- und Betriebsausgaben gewonnen wurden. Gleichzeitig war die Verwaltung aber bestrebt, auch die eigene Kraft der Beamten zur Verbesserung ihrer Lage anzuregen, indem sie dazu überging, ihrem Personal die Vortheile wirthschaftlicher Selbsthilfe in erhöhtem Maße zugänglich zu machen.

Zu diesem Zwecke sind seit 1872 im ganzen Umfange des Reichs-Postgebiets Spar- und Vorschußvereine für die Beamten der Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung in's Leben gerufen, welche bezwecken, den Mitgliedern durch Ansammlung von Spareinlagen die Mittel zur Gewährung von Vorschüssen an creditbedürftige Mitglieder zu beschaffen. Durch die Vortheile, welche diese Vereine, vermöge ihrer statutenmäßigen Einrichtung und der an den Rahmen der allgemeinen Verwaltungsgliederung angeschlossenen, mit kaum nennenswerthen Kosten verbundenen Verwaltung bieten, haben dieselben sich als höchst segensreich erwiesen. Während der zehnjährigen Zeit ihres Bestehens sind an die Mitglieder in nicht weniger als 140,004 Fällen Vorschüsse im Gesammtbetrage von 19,779,043 Mark gewährt worden. In dieser Zeit belief sich der Zinszuwachs der Guthaben auf 910,443 Mark und der den Mitgliedern zugefallene Gewinnantheil auf 755,069 Mark. Das Gesammtvermögen der Vereine stellt jetzt, bei 61,503 Mitgliedern, die beträchtliche Summe von 36,918,611 Mark dar. Nicht nur ist der Sparsinn der Beamten durch diese Vereine kräftig angeregt, sondern, was als ein noch größerer Gewinn anzusehen ist, es sind durch die Thätigkeit derselben zahlreiche Beamte aus finanzieller Bedrängniß gerettet, welche erfahrungsmäßig früher zu wucherischer Ausbeutung und zu völligem wirthschaftlichen Ruin geführt haben würde.

Nach einer anderen Richtung hin wurde der Sinn der Beamten nach eigener Verbesserung der Lage ihrer Familien durch Begünstigung des Lebensversicherungswesens rege gehalten, zu welchem Zwecke von der obersten Postverwaltung mit einer Anzahl bewährter deutscher Lebensversicherungs-Gesellschaften Verträge geschlossen sind, auf Grund deren von den Beamten und Unterbeamten gegen ermäßigte Prämien, zum Theil unter Gewährung von Zuschüssen aus der Postcasse, Lebensversicherungen abgeschlossen werden können.

Eine von der obersten Postverwaltung seit Jahren erstrebte, allgemeinere Verbesserung des Looses der Hinterbliebenen der Beamten ist endlich durch ein Reichsgesetz vom Jahre 1881 erreicht, welches durch Ansammlung von Gehaltsabzügen und namhaften Beiträgen aus Reichsmitteln den Wittwen und Kindern verstorbener Beamten feste Bezüge in solcher Höhe gewährt, daß die Hinterbliebenen vor unmittelbarem Mangel geschützt werden.

Wird durch diese Veranstaltungen zur materiellen und sittlichen Hebung des Personals in erster Linie die eigene Kraft der Beamten fruchtbar gemacht, so bleibt doch für unverschuldete Fälle der Noth noch ein weites Feld für die Wohlthätigkeit offen, zu welcher die Mittel der im Bereiche der Post- und Telegraphenverwaltung vorhandenen milden Stiftungen in ausgedehntem Maße in Anspruch genommen werden. Zu diesen Anstalten zählen, außer den in den jährlichen Verwaltungsetats ausgebrachten Unterstützungsmitteln, namentlich die aus der preußischen Postverwaltung übernommene, seit 1870 bedeutend erweiterte Post-Armen- und Unterstützungscasse und die in Folge eines Reichsgesetzes vom 20. Juni 1872 erfolgte Einrichtung der Kaiser-Wilhelm-Stiftung für die Angehörigen der deutschen Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung, deren Grundcapital aus den während des Krieges durch die Verwaltung des französischen Landespostwesens in den occupirten Gebietstheilen gewonnenen Ueberschüssen gebildet ist. Wie umfassend die Wirksamkeit der Reichspost in der mildthätigen Fürsorge für die Beamten ist, geht daraus hervor, daß aus den Wohlthätigkeitsfonds der Verwaltung in dem zehnjährigen Zeitraume vom 1. Januar 1872 bis Ende 1881 in 258,205 verschiedenen Fällen an Beamte und Hinterbliebene derselben Zuwendungen im Gesammtbetrage von über 14 Millionen Mark erfolgt sind. Hiervon entfallen auf die Kaiser-Wilhelm-Stiftung seit deren Errichtung 2000 Zuwendungen im Gesammtbetrage von etwa 180,000 Mark, darunter allein Studien-Stipendien im Betrage von 46,500 Mark. Wie mancher Familie ist hierdurch die Sorge um den Lebensunterhalt erleichtert, wie viele Thränen der Wittwen und Waisen sind damit getrocknet, und welche Förderung ist dadurch der geistigen Strebsamkeit zahlreicher Beamten und den Kindern derselben zu Theil geworden!

Die Gesammtheit dieser, auf die Förderung der geistigen Ausbildung und des wirthschaftlichen Wohlbefindens der Beamten gerichteten Bestrebungen hat nicht verfehlt, einen nachhaltigen Einfluß auf die Hebung des gesammten Post- und Telegraphen-Beamtenstandes auszuüben. Einem unbefangenen Beobachter kann es in der That nicht entgehen, daß innerhalb des letzten Jahrzehnts unter dem Einflusse der von der Spitze der Verwaltung ausgegangenen Reformen und Anregungen das ganze Wesen und der Geist des Reichs-Verkehrsbeamtenstandes ein anderer geworden ist. Die Dienstfreudigkeit und Berufsliebe ist gehoben und gekräftigt; in jedem Einzelnen ist im höheren Grade als bisher das Bewußtsein hervorgerufen, für das Ganze zu arbeiten und ein nothwendiges Glied in der großen Kette zu sein, welche den Verkehr unseres Zeitalters vermittelt und die Culturbestrebungen auch in die entferntesten Welttheile trägt. Der Geist der Zusammengehörigkeit und das Bewußtsein der Gemeinsamkeit der Interessen mit denjenigen der ganzen Verwaltung ist geweckt und wird in dem Einzelnen lebendig erhalten. Der Durchdringung mit diesem Geiste ist mit Recht auch ein Haupt-

theil derjenigen Erfolge zuzuschreiben, welche die deutsche Post und Telegraphie in der Neuzeit erzielt und ihren Leistungen eine so wohlverdiente Anerkennung erworben hat.

Wir können diesen Ueberblick nicht schließen, ohne noch einiger Zweige der Thätigkeit der Reichsverkehrsverwaltung zu gedenken, durch welche dieselbe ihren Betriebs-Apparat auch über ihre engeren Aufgaben hinaus für allgemeine Zwecke des Reichs nutzbar gemacht hat.

Eine neue Erweiterung hat der Geschäftskreis des Staatssecretärs des Reichs-Postamts dadurch erfahren, daß demselben seit 1879 die Leitung der aus der Verschmelzung der vormaligen preußischen Staatsdruckerei und der v. Decker'schen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei gebildeten Reichsdruckerei zugewiesen ist. Durch die Errichtung der Reichsdruckerei wurde einem schon lange gefühlten Bedürfnisse der Reichsverwaltung entsprochen, indem die genannten beiden Institute zuletzt schon vier Fünftel aller ihrer Erzeugnisse für Reichsbehörden lieferten, wovon der überwiegend größte Theil auf die Post- und Telegraphenverwaltung entfiel.

Der Umstand, daß die Reichspost das einzige Verwaltungsressort des Reichs ist, welches einen über alle Bundesstaaten sich gleichmäßig ausdehnenden und verzweigenden Betriebsapparat besitzt, hat mit der fortschreitenden Reichsgesetzgebung dazu geführt, ihr vielfach Aufgaben zuzuweisen, welche die Durchführung reichsgesetzlicher Maßregeln auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens zum Ziel haben. So ist die Mitwirkung der Reichspost in umfangreichem Maße bei finanziellen Maßregeln des Reichs, z. B. bei der Zeichnung, Einzahlung und Verzinsung von Bundesanleihen, bei der Einlösung von Bundes-Schatzanweisungen, ferner bei der Durchführung der Münzreform durch Einlösung und Umwechselung gegen 1000 Millionen alter Münzen, aufgerufener Landescassenscheine, alter Banknoten u. s. w. in Anspruch genommen worden. Der den Postanstalten obliegende Vertrieb der Reichs-Wechsel-Stempelmarken und der Werthzeichen zur Erhebung der Gebühr für die Waarenstatistik des Reichs ergibt alljährlich einen Erlös von etwa 6,500,000 Mark, welcher von der Postverwaltung an die Reichs-Hauptcasse abgeführt wird.

Ebenso sind die Reichstelegraphen in mannigfacher Weise im Interesse der physikalischen Wissenschaft und zu verschiedenen öffentlichen Zwecken nutzbar gemacht. Zu letzteren Aufgaben gehört u. A.: der den Reichstelegraphen übertragene Betrieb der an gewissen Küstenpunkten aufgestellten Zeitbälle, durch deren Signale den vorbeipassirenden Schiffen die mittlere Ortszeit und die Greenwicher Zeit mitgetheilt, und Gelegenheit zur Erhaltung des richtigen Gangs der Schiffschronometer, der Grundlage aller nautischen Beobachtungen, gegeben wird; der Schiffsmeldedienst, welcher bezweckt, durch Beobachtung von geeigneten Küstenpunkten aus und durch telegraphische Meldungen Nachrichten über die einlaufenden und vorbeipassirenden Schiffe zu verbreiten; endlich der telegraphische Dienst für Zwecke des Sturmwarnungswesens und der Wetterkunde. Zur Zeit bildet es den Gegenstand der Erwägung, die Reichstelegraphen durch Verbindung der meteorologischen Centralstelle mit geeigneten Local-Beobachtungspunkten in noch umfassenderer Weise zum Austausch telegraphischer Wettermeldungen fruchtbar zu machen, durch deren Verbreitung die muthmaßliche Witterung nach allen Theilen des Reichs mitgetheilt, und Landwirthschaft und

Industrie in höherem Maße von dem störenden Einfluß der Witterungsveränderungen unabhängig gemacht werden sollen. So leisten die Reichs-Verkehrsanstalten auch auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens dem Gemeinwesen wichtige Dienste.

Fassen wir noch einmal ihre Thätigkeit in der Vermittelung des Post- und Telegraphenverkehrs auf allen Gebieten zusammen, so ergibt sich ein so reiches Bild des Schaffens und Neugestaltens, daß die Nation mit berechtigter Befriedigung auf die erzielten Ergebnisse zurückblicken kann: Der Versendungsverkehr der Reichs-Verkehrsanstalten hat einen, alle früheren Zeitabschnitte hinter sich zurücklassenden Aufschwung erfahren und in den wichtigsten Correspondenz-Classen sich fast verdreifacht. Die staatsrechtliche und Verwaltungs-Organisation ist mit festen Fundamenten in das öffentliche Leben der Nation eingefügt. Die Verwaltungs- und Betriebs-Einrichtungen erfreuen sich im In- und Auslande des Rufs der Mustergültigkeit und sind vielfach von fremden Staaten nachgebildet worden. Der Geist der Fiscalität ist geschwunden und hat einer Richtung Platz gemacht, welche die gleichmäßige Förderung des Wohls aller Staatsangehörigen als ihr ausschließliches Ziel betrachtet. In der Verfolgung dieses Ziels hat die oberste Leitung der Reichspost, gehoben durch die mächtige Förderung unseres großen Kanzlers und unterstützt von den breitesten Schichten des Volks eine Reihe von Reformen in's Leben gerufen, welche die Culturgeschichte einst als Thaten ersten Ranges auf ihren Blättern verzeichnen wird. Mit diesen Schöpfungen wird der Name des Staatssecretärs Dr. Stephan, als des Trägers der ihnen zu Grunde liegenden Ideen, unzertrennbar verbunden bleiben.

Unter dem Einflusse der Stärkung des Staatsgedankens und erweiterter Auffassung der Aufgaben des Staats ist in unserer Zeit der constitutionellen Staatsverfassung und der parlamentarischen Controle der Staatsverwaltung die Abneigung, welche man früher gegen die Wahrnehmung wirthschaftlicher Functionen durch die Staatsgemeinschaft hegte, stark geschwunden. In Deutschland ist an der Herbeiführung dieses Umschwungs die Post- und Telegraphenverwaltung nicht unbetheiligt. Die Eisenbahnen würden gewiß nicht in den Staatsbetrieb übergegangen sein, wenn nicht Post und Telegraphie gezeigt hätten, daß den Anforderungen des auf die großen Verkehrsanstalten angewiesenen öffentlichen Verkehrs in vollkommenster Weise nur staatliche Einrichtungen zu entsprechen vermögen. Auch auf anderen Gebieten beginnt sich die Erkenntniß des Werths gemeinwirthschaftlicher Einrichtungen für gewisse öffentliche Zwecke Bahn zu brechen. Und hierzu haben bei uns die Ergebnisse der Reichspost, welche an einem in die Augen fallenden Beispiele erwiesen haben, welcher Leistungen ein gutgeleiteter, alle Kräfte auf einen Punkt concentrirender Gemeinbetrieb fähig ist, gleichfalls in nicht geringem Maße beigetragen.

Die mit tiefen Wurzeln in dem Staats- und Volksleben fußende, lebenskräftige Organisation dieses großen Reichs-Instituts gibt uns die Gewißheit, daß dasselbe auch in Zukunft unserer Nation das sein wird, was es ihr in der Gegenwart ist; eine dem Wohle des ganzen Volkes gewidmete Culturanstalt, deren Segnungen in den Hütten der Armen und in den Palästen der Reichen gleich empfunden werden, eine Botin der Civilisation und des Völkerfriedens.

Elba.

Studie von E. Reyer.

I. Portoferrajo.

In Gesellschaft eines Freundes, welcher gleich mir einen längeren Aufenthalt auf Elba zu nehmen gesonnen war, fuhr ich im Frühsommer des Jahres 1881 von Livorno ab.

Nachdem der Dampfer die Insel Capraja berührt, nähert er sich Elba. Wir genießen den ersten großen Ueberblick: Im Osten der Insel steigt von Rio aus ein steiler Bergrücken auf, welcher sich gegen den mittleren Inseltheil sanfter niedersenkt; dann folgt das hügelige Land mit der Hafenstadt Portoferrajo. Weiterhin gegen Westen das Gebirge des Monte Capanne, ein ausgedehntes Granitmassiv.

Im Osttheile erblicken wir Kalkberge mit rothen Einlagerungen. Die spärliche Busch-Vegetation läßt den Felsboden an vielen Stellen durchscheinen, steile nackte Felsen fallen zum brandenden Meere ab. Der mittlere Inseltheil ist reich übergrünt von jungem Wald, in den Niederungen herrscht Cultur, zahlreiche Häuschen durchsetzen das fruchtbare Gebiet. Eine Bucht senkt sich hier in's Land; ein hügeliger Sporn reicht weit vor in's Meer und schützt diese Bai vor der Macht der Stürme. Auf der Landzunge liegt dicht zusammengedrängt die Stadt Portoferrajo mit ihren gewaltigen, die Hügel krönenden Forts. Das ist der bedeutendste Hafenort der Insel; alle Schiffe, welche Elba berühren, laufen hier ein.

Unser Dampfer fährt aber nicht geraden Wegs nach Portoferrajo, sondern wendet sich zuerst westwärts, um Marciana zu berühren. Da sehen wir vor uns weite Hügelgelände überzogen von Weingärten; eine kleine Culturebene wird von den Hügelreihen eingeschlossen. Wir erblicken den Strandort Marciana Marina, viele Häuschen blinken auf ringsum in den Weingartenhügeln. Dahinter erhebt sich das Land zum gewaltigen Massiv. Das Gebirge ist bis zu bedeutender Höhe von Kastanien-Wäldern beherrscht, aus ihnen schauen die altersgrauen Felsnester Poggio und Marciana Castello heraus. Noch höher folgt das kahle kammige Granitgebirge, welches im Monte Capanne gipfelt.

Der Dampfer landet, gibt die Post ab und fährt dann in weitem Bogen am mittleren waldigen Inseltheil vorbei ostwärts nach Portoferrajo. Zunächst kreuzen wir die Bucht, in welcher mit gewaltigen Netzen der Thunfisch gefangen wird, dann folgt weit in's Meer vorragend der weiße Berg Enfola. Wir umfahren das Kap und sehen vor uns die Gemäuer des Forts von Portoferrajo. Das Schiff fährt über das Fort hinaus und biegt dann tief ein in die Bucht und den Hafen, welcher gerade hinter diesen schützenden Wällen liegt.

Wir drängen uns durch das rege Treiben am Molo und quartieren uns am Platz in dem Albergo delle Api ein.

Die Stadt ist beschränkt auf jenen kleinen Raum, welchen die Forts freilassen. Der erste Eindruck ist unerfreulich, man fühlt sich eingeengt. Wenn man aber dann durch die steile Straße aufsteigt, welche zu den Forts hinaufführt, gewinnt man sogleich reiche Ausblicke auf Hafen und Bucht, auf die Salinen und das Culturland, auf die kahlen Berge von Rio und das waldige Hügelland im Westen. Auf dem Sattel zwischen den beiden Forts angelangt, schauen wir auch gegen Norden frei hinaus auf das weite Meer und hinüber auf die Hügelketten Italiens und auf jenen langen Landstrich, welcher gegen Norden in dämmergrauer Ferne verschwindet. An klaren Tagen sieht man von hier aus bis Livorno.

Wir blicken wieder zurück, hinab auf Stadt und Hafen; vor uns das Fort, nahebei ein kleines nettes Haus, in welchem derzeit das Commando residirt. Ein Bettler, welcher sich herzudrängt, erklärt sogleich, dies sei das Haus Napoleon's, er erzählt dann seine eigene Lebensgeschichte und bittet schließlich um eine kleine Unterstützung. Ihm folgt ein zweiter und dritter, schmutzige Kinder schließen sich an und endlich werden wir zum Rückzuge gezwungen.

Abends sitzt man inmitten der Honoratioren vor dem Caféhause und überblickt das wogende Leben am Platze. Zu dieser Zeit treibt sich die ganze Bevölkerung fröhlich, geschäftig herum wie ein Bienenschwarm. Die besseren Bürger und Gewerbtreibenden, Officiere, Militär und Matrosen schlendern mit ihren Frauen und Mädchen schwätzend und lachend auf und ab. Mit den Tischnachbarn wird sogleich ein Gespräch rege und das führt, wie begreiflich, bald genug auf Napoleon und die Franzosenzeit, ein Thema, das jeder Bewohner der Insel sogleich zur Hand hat. Und in der That ist dies ja für die Insulaner die interessanteste Episode der Neuzeit.

Diese bewegte und verworrene Geschichte beginnt mit 1799. In diesem Jahre erobern die Franzosen Toskana; sie schicken einen Parlamentär nach Elba, welcher den Bürgern mittheilt, daß Toskana Republik sei und den Anschluß der Insel fordert.

Der Rath von Portoferrajo beschließt, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Die Franzosen landen und unterdrücken rasch einen Aufstand, welcher von den Unzufriedenen in Scene gesetzt wird. Nachdem die Ruhe hergestellt ist, wenden sich die Franzosen gegen den spanischen Hafenort Lungone, um auch diesen District der Republik einzuverleiben. Sobald das Gerücht vom Anmarsch der Feinde in diese Stadt gelangt, bricht dort eine wüste Meuterei los. Das Volk befreit und bewaffnet vierhundert Galeerensträflinge und der Commandant,

welcher den Sturm nicht bemeistern kann, macht gute Miene zum bösen Spiele. Er anerkennt den Act und ertheilt den Sträflingen die Würde von „Königlichen Jägern".

Die neuen Würdenträger täuschten sich trotzdem keinen Augenblick über die wahre Gesinnung des Commandanten. Sie wußten wohl, daß sobald die Regierung aus der Nothlage befreit sein würde, Kerker und Galgen wieder in ihre Rechte eintreten würden; dieser Erkenntniß entsprechend richteten sie nun auch ihr Leben ein. Sie zogen haufenweis durch die Stadt, lebten gut und zahlten nichts, übten Gewaltthat, Plünderung und Mord — zum Schlusse aber entliefen sie großentheils. Trotz dieser Wirrsale hielt sich die spanische Besatzung. Die Franzosen aber, welche offenbar nur einen raschen Handstreich durchzuführen gedacht, zogen, da ihnen zu einer ernsthaften Belagerung das nöthige Geschütz fehlte, unverrichteter Dinge wieder ab.

Die Elbaner, welche diesen Rückzug als Eingeständniß der Schwäche auffaßten und überdieß durch die Gelderpressungen des französischen Commissärs aufgebracht wurden, änderten nun ihre Haltung. Ueberall bildeten sich Horden, welche die einzeln herumstreifenden Posten und Abtheilungen der Franzosen schädigten und endlich einen allgemeinen Rückzug der feindlichen Macht auf Portoferrajo erzwangen. Natürlich ging es dabei nicht ohne Verwüstung der Ländereien ab und mancher mißbrauchte seine patriotische Mission wohl, um sich durch Gewaltthat zu bereichern oder seine persönlichen Feinde zu schädigen.

Der französische Commandant benutzte diese Ausschreitungen der Landbevölkerung, durch welche die Bürger von Portoferrajo empfindliche Verluste erlitten, in geschickter Weise, um sich die letzteren inniger zu verbinden. Er erklärte sich als ihren Beschützer und versprach ihnen Recht zu verschaffen. In dem bezüglichen Manifeste heißt es unter Anderem:

„Eine Horde Wahnsinniger mißbraucht die Milde, mit welcher sie behandelt worden; sie versuchen Eure Besitzungen zu schädigen. Seid ohne Furcht, sie werden den Versuch wohl büßen; nicht ungestraft insultirt man die Franzosen. Wir werden sie zurückwerfen und dann werden wir die Freunde der Freiheit aus den Gütern der Aufrührer entschädigen. Ich verspreche es Euch, und die Soldaten der großen Nation versprechen nicht eitel. Entweder wir werden Alle sterben, indem wir diese Eure Mauern vertheidigen, oder wir werden siegen und dann die Güter der Aufständischen Euch zur Entschädigung vertheilen.

22. Mai 1799. Der Commandant Monserat."

Mit wechselndem Glück wird nun vor den Thoren der Stadt gefochten. Die Landmannschaft wird ausgibig unterstützt durch die spanische Besatzung von Lungone. Die Franzosen dringen wiederholt kühn und erfolgreich vor, schließlich aber erleiden sie bedeutende Verluste, indem ihnen die Munition ausgeht. Sie ziehen sich in die Festung zurück. Die Spanier fordern sie durch einen Parlamentär zur Uebergabe auf. Verächtlich aber erwidert Monserat, er schließe keinen Kriegsvertrag und keine Uebergabe ab mit Sträflingen, Ziegenhirten und Landräubern.

Nun fahren die spanischen Kanonen auf; trotzdem die Franzosen nicht mit gleichen Argumenten antworten können, halten sie sich doch entschlossen, ja sie machen einen Ausfall, durch welchen der Feind vollständig zurückgedrängt wird. Endlich erscheinen französische Schiffe, welche die Episode in unerwarteter Weise

lösen, indem sie die französische Besatzung aufnehmen und nach Livorno zurückbringen. So verlief die ganze Handlung im Sande.

Dem Abzuge folgte, wie begreiflich, Anarchie. Die patriotischen Scharen zogen abermals verwüstend und plündernd durch's Land.

Im Jahre 1801 erscheinen die Franzosen zum zweiten Mal auf Elba. Der Großherzog von Toscana hat abgedankt, ein Vertrag bestimmt, daß Lungone und Piombino an die Franzosen abgetreten werde. Die Besitzübertragung geht natürlich wieder nicht ruhig ab; die Hefe des Volkes excedirt, bis sie durch das Militär gebändigt wird. Portoferrajo, welches auch zur Uebergabe aufgefordert ist, widersetzt sich; man hat die Franzosen schon ein Mal als unruhige Fluggäste kennen gelernt und traut ihrem siegesbewußten Auftreten nicht mehr. Ueberdies halten viele die Nachricht von dem Verzicht des Großherzogs für eine Vorspiegelung; die Bürger beschließen deshalb, die Forts nicht zu öffnen, bevor der ehemalige Herr sie unmittelbar benachrichtigt und beauftragt hätte.

In der That landen in den folgenden Wochen mehrmals englische Schiffe, welche die Bevölkerung von Portoferrajo in ihrem Vorhaben und Verhalten unterstützen; alle hoffen, daß der Feind bald wieder abziehen werde. Da erfolgt der Friedensschluß mit England und die Bürger von Portoferrajo geben nun in richtiger Würdigung der Sachlage den ferneren Widerstand auf. —

Das ist eine jener Episoden, welche für die Kriegsgeschichte Elba's so bezeichnend sind: Planlose Vertheidigung, Ueberfälle, Geplänkel der Vorposten, Ausschreitungen der Marodöre — unter diese Begriffe lassen sich die meisten kriegerischen Erlebnisse dieses Ländchens einordnen.

Das ist begreiflich und dürfte wohl ganz allgemein für alle kleinen vom Culturleben isolirten Landschaften gelten. Nur die Vor- und Nachwehen großer Bewegungen werden da verspürt, während die ernsten Geschicke sich in den weiten Ebenen der Culturstaaten entscheiden. Der Insulaner muß unter allen Verhältnissen leiden — er fühlt nur, daß das Geschick jetzt wieder ein Mal die grausame Laune hat, über sein Ländchen zu fegen; er hält aus und schlägt drein, so gut es gehen will. Von einem organisirten Widerstande, von einer öffentlichen Ordnung ist nicht die Rede; jeder Besitzende wehrt sich nur um seinen Besitz, der Habenichts aber freut sich der allgemeinen Noth und Zerfahrenheit, welche ihm gestattet, einige Tage oder Wochen auf fremde Kosten zu leben. —

Wer große Geschicke verfolgen will, darf natürlich nicht die Geschichte eines solchen Ländchens in's Auge fassen, doch glaube ich, haben auch diese kleinen Ereignisse ihr Interesse. Zunächst verfolgt man mitleidig erregt die Erlebnisse einer Familie, eines Dorfes. Dann schaut man auf das Ereigniß als Ganzes und fühlt: Alle Opfer und Leiden dieser kleinen Leute sind umsonst; sie gewinnen erst dann Bedeutung, wenn diese Menschen einem großen Ganzen angehören und wenn sie für eine Idee einstehen. Nun aber sieht man erst mit doppeltem Mitleid auf solch arme Episoden, welche uns das ganze Elend der Kleinstaaterei vor Augen führen.

Wenn wir diesen Standpunkt einnehmen, gewinnen gewiß auch die Geschicke unserer Insel einiges Interesse. Vollends wird unsere Theilnahme angeregt

durch jenes weltberühmte Ereigniß, welches sich im Frühjahre 1814 auf Elba abspielt:

Napoleon landet, er verlebt ein Jahr auf der Insel, scheinbar beschäftigt mit den Interessen seiner Umgebung, dann verschwindet er plötzlich; noch ein Mal greift er ein in die Geschichte Europa's, bis ihn das gewaltige Geschick zerschmettert.

Es ist begreiflich, daß diese Episode im Gedächtniß des Volkes und in dessen Sagenkreis frisch und verklärt fortlebt. Jede Bestimmung des großen Imperators ist vermerkt, ja die unbedeutendsten Aussprüche werden verehrungsvoll bewahrt. Ich erinnere mich, daß mir eine alte Frau in Marciana Castello mit wichtigem Interesse mittheilte, als der Kaiser von Marciana nach Madonna del Monte aufgestiegen sei, habe er beim Anblicke des großen Kastanienbaumes ausgerufen: „Welch alte Pflanze!"

Vollends rührend ist die Kindlichkeit, mit welcher die Sage das Geschick des Imperators auf Elba betrachtet. Da erscheint immer nur die idyllische Seite des Aufenthaltes hervorgehoben. Das Wort Verbannung wird nie angewendet. Napoleon wird geschildert als liebender Herr, welcher sich still beglückt fühlt durch die Fürsorge für seine Elbaner. Bitter klagen die alten Leute aus dem Volke, daß das Geschick den guten Herrn von seinen Kindern weggerissen und dem Verrathe der Mächte preisgegeben habe. Beglückend und beglückt hätte er ja noch lange unter ihnen leben und herrschen können.

Etwas von dieser Auffassung finden wir auch in dem Geschichtswerke, welches der fleißige Ninci niedergelegt. Nicht um die bekannten Thatsachen vorzuführen, sondern nur um zu zeigen, wie die Elbaner ihr Verhältniß zu Napoleon auffaßten, gebe ich hier einige Stellen aus dem besagten Werke. Der Autor schreibt:

„Die Stadt ist von dem traurigen Zustande der Unsicherheit befreit, der allgemeine Friede wird durch den Ton der heiligen Glocken verkündet. Elba sieht und empfängt als seinen Herrn den großen Napoleon, welcher kommt, um den Elbanern Zufriedenheit zu bringen, den Monarchen, welcher, um die ihm untergebenen Nationen vor dem Bürgerkriege zu bewahren, um ganz Europa den Frieden wiederzugeben, mit heroischer Festigkeit der Herrschaft entsagt und nur die Souveränität von Elba reservirt hatte. Er eilte, dies sein Lieblingsland zu erreichen, um seine immer geliebten Elbaner durch seine erhabene Gegenwart zu trösten.

„Am 5. Mai nahe dem Abend biegt eine englische Fregatte um die Landspitze von Portoferrajo. Napoleon befindet sich an Bord. Der Commandant und das Volk erwarten mit höchstem Jubel ihren Kaiser. Die vornehmsten Bürger eilen an Bord, um ihren eigenen Vater und Herrn zu empfangen. Sie haben die hohe Ehre, in die Gegenwart des Kaisers vorgelassen zu werden, welcher sie mit der ihm eigenen gütigen Liebenswürdigkeit empfängt. Der Kaiser spricht zu ihnen: Er wolle sie nun wissen lassen, wie ihm ihre Interessen am Herzen lägen, deshalb habe er Elba vor anderen Landen als seinen Aufenthalt gewählt. —

„Erfüllt von Dank und Bewunderung kehren die Abgesandten zurück, um dem Volke die hochherzigen Gefühle des Kaisers zu verkünden."

Soweit Ninci. Die folgenden Begebenheiten sind einfach genug. Ich begnüge mich, sie kurz zu skizziren: Napoleon bringt die Nacht an Bord der Fregatte zu. Den nächsten Morgen steigt er in das geschmückte Boot, welches ihn zum Molo führt. Kleine Schiffe, aus welchen Musik erschallt, umschwärmen die Kaiserbarke. Vom Lande her tönen die Glocken, es donnern die Kanonen, es schallt der Jubelruf der Volksmenge. Der Kaiser betritt das Land und wird empfangen von dem Clerus und dem Rathe in feierlicher Amtstracht. Er tritt unter den Baldachin. Der Bürgermeister nähert sich und überreicht mit Ehrfurcht auf silberner Tasse die Schlüssel der Stadt. Zwischen doppelten Reihen der Nationalgarden geht der feierliche Zug dahin, Evvivarufe dröhnen durch die Luft, die Hände klatschen und die Hüte fliegen; vom Fort her donnern die Kanonen. Die Fenster und Balkone aller Häuser sind bewimpelt und bekränzt und überall drängt sich das schauende, jubilirende Volk. So gelangt der Zug zum Dom, zum Tedeum; darnach wird der Kaiser von demselben Gefolge zum Rathhause geleitet, wo ihm von dem Stadtschreiber eine Karte der Insel überreicht wird. Der Kaiser nimmt die Gabe gütig an und zieht sich dann zurück in seine Wohnung, von wo aus er Abends die Illumination der Stadt und die Freudenfeuer überblickt, welche ringsum am Lande und auf den Bergen brennen.

Das sind die äußeren Ereignisse. Was im Herzen und Sinn des gewaltigen Gefangenen vorgegangen, als er diese kleinen Bilder vor seinen Augen vorbeiziehen sah, das mag der Dichter erwägen.

Das Leben Napoleon's auf Elba, seine Pläne, seine Anlagen und Wohlthaten, endlich seine verhängnißvolle Rückkehr im folgenden Frühjahre kann ich wohl als bekannt voraussetzen und übergehen. Im Jahre 1815 kommt Elba unter Toscana, seit 1859 ist es mit Italien vereint.

Das Volk hat durch diese letzten politischen Ereignisse in jeder Beziehung gewonnen. Straßen sind gebaut, ein regelmäßiger Dampfschiffverkehr ist eingeführt und Schulen sind an allen größeren Orten der Insel errichtet. Die Steuern sind gewachsen, die Steuerfähigkeit aber in höherem Maße. Die Culturen, insbesondere der Weinbau haben sich weit ausgebreitet, nicht minder rasch hat sich die Erzgewinnung entfaltet. Der Verkehr mit den toscanischen Häfen wirkt anregend und ausgleichend. Insbesondere Portoferrajo ist stark modernisirt, während wir im Lande allerdings noch überall die alten Typen treffen.

Das Volk, das uns da begegnet, stammt ab von Etruskern und Römern; es ist die gute toscanische Mischung. Die Männer sind hager und markig. Aus ihren scharf geschnittenen Gesichtern schauen gutmüthige fröhliche Augen heraus. Sie sind eindrucksfähig und wißbegierig, viele haben als junge Burschen ein oder mehrere Jahre ein Fischer- und Matrosenleben geführt und etwas von der Welt gesehen. Später werden sie meist fleißige, sparsame Landwirthe. Das ist der allgemeine Charakter der Landbevölkerung.

Nachdem ich so in kurzen Zügen das Land, die jüngsten Geschicke desselben und den Charakter des Volkes gezeichnet, wird der Leser vielleicht mit einigem Interesse die folgenden Einzel-Schilderungen aufnehmen.

II. Ost-Elba.

Wir fahren von Portoferrajo aus im Boote über die schöne Bucht nach Magazzini, um von hier aus den Höhenzug zu überschreiten und jenseits desselben die Eisenminen von Rio zu besuchen.

Der erste Anstieg führt durch mageren Buschwald. Bis zum Kamme überschreiten wir fortwährend wohlgeschichtete Kalke, welche der oberen Kreide und dem Eozän angehören. Da und dort sind rostrothe kieselharte Schichten eingeschaltet. Die Schichten streichen durchgehends parallel der Längserstreckung des östlichen Inseltheiles (Nord-Süd) und fallen mäßig steil von Ost gegen West, so daß also die Platten und Schichtflächen der Gesteine im Sinne der Berggehänge vom Gebirgskamm gegen die Ebene von Portoferrajo geneigt liegen.

Wir blicken zurück auf die weite Bucht von Portoferrajo. Ort und Festung liegen hell auf der schmalen Landzunge, welche weit hinausgreift in's Meer. Und höher steigen wir in's Gebirg auf; da erhebt sich vor uns auf einem frei aufragenden Felskopf Gemäuer und Thurm der etruskischen Felsburg Volterrajo. Der Weg steigt nur mehr wenig bis zu dem Joch, welches zur Ostküste und zu den Eisenminen von Rio hinabführt. Der Buschwald hört hier auf, die von Wasserrissen durchfurchten Höhenzüge sind kahl und felsig. Da herrschen gegen Nord jene rothbraunen kieseligen dünnschichtigen Gesteine, welche wir bisher nur als untergeordnete Einlagerungen im Kalk beobachtet. Gelbe und graue Flechten und würzige Kräuter überziehen und durchwachsen das Gefelse; die Gehänge, die Schichtflächen und Trümmerhalden aber sind von magerem Graswuchs übergrünt.

Das Bild ist trostlos. Wenden wir uns nun aber um, so werden wir überrascht durch einen herrlichen Contrast. Unser Blick fällt auf das weite Meer, das ringsum gegen Norden, West und Süden herrscht. Ueber die tiefen waldigen Gehänge blicken wir hinab auf die fruchtbare Gartenebene, auf die weite Bucht und die malerischen Gemäuer von Portoferrajo. Gegen Nordost überblicken wir die Küste Italiens, während im Westen das Granitmassiv des Monte Capanne mit seinen Waldgehängen und kahlen Hochkämmen aus dem Meer emporsteigt.

Bald haben wir nun die Jochhöhe erreicht und ein neues Bild fügt sich dem großen Ueberblicke ein. Da sehen wir die Ostgehänge rasch abstürzen zu dem Culturland von Rio. Zur Linken sehen wir die rostrothen Eisenhalden einen weiten Landstrich beherrschen und hoch hinauf fast bis zum verfallenen Thurme Giogo anhalten. Am Gestade unten liegt Rio Marina, ein kleines Nest, welches seine Zusammengehörigkeit zu den Eisenhalden durch seine schmutzig rostige Färbung documentirt.

Begeht man nun die Höhenzüge, so findet man, daß gegen Nord der rothe Kieselschiefer herrscht, während die höchsten Partien gegen Süden von einem bröckeligen Diabas eingenommen werden. Unterhalb desselben folgt wieder rother Kieselschiefer. Diese Eruptivgesteine und Sedimente treten im gleichen Horizonte auf und sind demnach gleichaltrig. Zu der Zeit, als die Diabase am Meeresboden gefördert wurden, erhielten die Sedimente in ihrer Nähe durch Beimengung der eisenschüssigen Tuffe den oben erwähnten Habitus. Auch treffen wir Un-

mengen von Kiesel abscheidenden kleinen Organismen (Globigerinen) in den besagten kieseligen Gesteinen. Sie haben gewiß auch den Charakter des Gebildes wesentlich beeinflußt.

Die Eruptivmassen und Sedimente streichen übereinstimmend mit allen jüngeren und älteren Gebilden dieses Gebietes gegen Nord. Nach einer Nordsüdlinie ist der ganze Complex gehoben worden. In eben dieser und in einer darauf senkrechten Richtung verlaufen zahlreiche Klüfte und Verwerfungen, welche in dem nackten Felsboden leicht verfolgt werden können. In tieferem Horizonte folgen längs des östlichen Gehänges mehrere Lager (d. i. Ergüsse) von Gabbro und Serpentin, welche ebenfalls in der Richtung Nordsüd angeordnet sind und schon von Weitem durch ihre fahle graugrünliche Färbung in's Auge fallen. In der nördlichen Fortsetzung derselben folgt, den höchsten Bergzug beherrschend, kompacter hellgrauer Kalk, welcher dem Jura angehören dürfte. Auch dieser Kalk enthält Einlagerungen von rothem Kieselschiefer und schiefrigem Mergel. All diese Gebilde fallen in denselben Horizont und verhalten sich zu einander ebenso, wie die Kalke, Diabase und Kieselschiefer der Kreide, welche wir eben verlassen. Wir sehen also, daß während des Jura und der unteren Kreide basische, dunkle Eruptivmassen gefördert wurden, während sich da und dort Kalkbänke und kieselige Sedimente ablagerten.

Wenden wir uns nun gegen Nordost gegen S. Caterina, so gelangen wir, wie nach Analogie mit dem bisher Betrachteten zu erwarten ist, in immer tiefere, ältere Gebilde. Zunächst folgt unter dem Jurakalk ein schwaches Lager von löcherigem Kalk, welcher der Trias zugerechnet wird, darunter liegt ein mächtiger Complex von Schiefern, welcher zum Theile der Trias, zum Theile aber älteren Bildungszeiten angehören.

Zwischen dem löcherigen Kalk und den quarzitischen Schiefern liegen die Eisenerze. Die Grenze derselben gegen das überlagernde Sediment ist gut aufgeschlossen. Man sieht den Kalk in der Nähe des Erzlagers gebräunt; nach zahlreichen Klüften ist die Kalksubstanz durch Eisenerz verdrängt worden, eine Mischung von Kalk und Eisengestein folgt und endlich herrscht das letztere ausschließlich. An wenigen Stellen steht der feste Erzfels zu Tag, überall treten wir auf Halden von Erztrümmern, welche die planlos und verschwenderisch arbeitenden Vorfahren angehäuft haben. Durch die sickernden Gewässer sind die Erzstücke an vielen Orten wieder verkittet und in festen Eisenstein verwandelt worden. Wo die Halden derzeit wieder aufgearbeitet werden, kann man die feste Cementirung und jene steile Schichtung, welche durch das Ausstürzen des Haldenmaterials bedingt ist, beobachten.

Nahezu 200 Meter steigen wir nun fortwährend abwärts über die Halden, welche bis an das Meeresufer reichen. Jeder Stein, jeder Block, jedes Korn und aller Staub besteht aus Eisenerz; neben derbem Rotheisenstein tritt auch massenhaft Eisenglanz auf. Im Sonnenschein fliegt ein flirrender Glanz vor uns her, indem wir weiterschreiten; so zahllos ist die Menge der Eisenglanz-Schüppchen, welche auf Weg und Gehängen liegen.

Steigen wir gegen die Stadt Rio hinab, so treffen wir an zwei Stellen grobe Quarzite und einen verwitterten ockerigen Schiefer, welcher hier offenbar

ansteht und das Liegende des Eisenlagers bildet. Die Halden aber verhüllen diese Basis an den meisten Stellen. Sie reichen in Masse hinab bis an das Meer und täuschen dem flüchtigen Beobachter leicht eine übergroße Mächtigkeit der Erzlager vor.

Im ganzen Bereiche der Halden sieht man da und dort Gruppen von Galeerensträflingen, welche die von den Alten verschmähten Erzmassen aufarbeiten und die guten Erzblöcke und den Erzsand sondern oder auch festes Erzgestein durch Tagbau gewinnen.

Die Erzblöcke werden zum Stapelplatz geführt, der Eisensand aber bei einer Reihe von Aufbereitungs-Hütten abgeladen.

Hier drehen sich in Wasserbehältern Cylinder, an deren Umfang sechs schräg gegen die Axe gestellte Eisenspeichen befestigt sind. Der Erzsand wird durch diese Speichen fortwährend aufgewühlt, durch das Wasser gehoben, gewaschen und vorwärts bewegt. Das Ende des Cylinders trägt ein Rad mit 12 peripherisch angebrachten Schaufeln, welches das gewaschene Erz ausbaggert und unmittelbar in Karren füllt. An der Marina wird der Eisenstein in Barken verladen: kommt dann der große Dampfer von Livorno, so fährt ein kleiner Schleppdampfer all diese Barken dem großen Schiffe zu. Sie lagern sich drei und drei zu beiden Seiten des Dampfers an und geben ihr Material ab. Das geht so fort, bis der Dampfer beladen und zur Rückreise bereit ist.

Gewaltig hat sich die Erzgewinnung in den letzten Decennien gesteigert. Im vorigen Jahrhunderte wurde eine Jahresproduction von 20,000 Tonnen schon als bedeutend bezeichnet. In den vierziger, fünfziger, sechziger und siebziger Jahren unseres Jahrhunderts ist aber die Productionsziffer rasch gestiegen von 40,000 auf 50,000, 70,000 und endlich sogar über 200,000. Mehrere wichtige Bessemerwerke in England beziehen dies treffliche Material.

Ich begnüge mich, die Ergebnisse dieser einen typischen Wanderung vorzuführen, da die geologischen Grundzüge im ganzen westlichen Inseltheile bis zur Landenge von Capoliveri gleichbleiben: Ein mächtiger Complex von einander überlagernden Formationen mit eingeschalteten Erruptivmassen ist hier längs einer Nordsüd-Linie gehoben worden. Durch diese Bewegung ist der Gebirgszug, welchen wir eben überschritten, geschaffen worden; trefflich ist die Verschiedenheit der Gesteine durch Stufen im Relief und durch Verschiedenheit der Farbe und der Vegetation gekennzeichnet. Ueberall finden wir hier am Ostrande der Insel zu unterst alte, krystalline, paläozoische und triassische Schiefer, in deren oberstem Horizont die Eisenerzlager auftreten, darüber lagert der der oberen Trias zugerechnete Kalk, es folgen Sedimente des Jura und der unteren Kreide mit eingeschalteten Ergüssen dunklen Eruptivgesteins. Der westliche Abhang des Gebirges endlich wird von jüngeren Kalken und Tuffsandsteinen beherrscht. Im oberen Horizonte dieses Compleres, welcher der oberen Kreide und dem Eocän angehört, treten Ergüsse von Granitporphyr auf.

Da liegt die ganze Reihenfolge der Gebilde und zugleich die geologische Geschichte des Landes vor uns. Die ganze Serie von Sedimenten ist in einem Zuge zur Ablagerung gekommen. Bis in's Eocän hinein war Elba Meeresboden. Von der Jurazeit an sind verschiedene Eruptivgesteine in diesem meer-

bedeckten Gebiete zum Ergusse gelangt; ihre Tuffe mengten sich den Sedimenten bei. Ueber ihnen wurden wieder Sedimente abgelagert, wieder brachen Gluthströme hervor und so ging es fort bis in's Eocän hinein.

So viel entnehmen wir aus den vorgeführten Beobachtungen. Die jüngere und jüngste geologische Geschichte der Insel werden wir erst skizziren können, nachdem wir das Gebiet von Capoliveri begangen, einen District, welcher sich orographisch wie tektonisch scharf vom Gebirgszuge von Rio abtrennt. Man fährt, um diese Gegend kennen zu lernen, am Besten von Lungone nach Cap Calamita, steigt hier auf die Höhe des Gebirges und geht über dessen Rücken nordwärts nach Capoliveri hinab.

Auf diesem Wege sehen wir zuerst die berühmten Eisenlager und dann den ganzen Complex der Sedimente, welcher hier in der Regel flach gegen Nordwest fällt. Am Gehänge des Magnetberges liegt offen zu Tag das mächtige Lager von Magneteisen (und Eisenoxyd), welches dem Berg und dem Cap den Namen gegeben hat. Die Schiefer, auf welchen das Erzlager ruht, gehören wieder wie bei Rio dem oberen quarzitischen Horizonte an; über dem Erzvorkommniß trifft man schwache Lagen eines braunen, bröckeligen krystallinen Kalkes, welcher vom gleichen Erz durchzogen ist.

Der Anblick des Magnetberges erinnert an das Vorkommniß von Rio. Ueber das ganze Berggehänge herab legt sich die bis zu 30 m mächtige Schicht von braunem Eisenerz. Arme lückenhafte Grasflecken überkleiden die dunklen Gehänge; an zahllosen Stellen ist der Fels angegänzt und mächtige Schutthalden reichen von da über den Berg herab. Einige gehen bis an's Meer, dessen blaue Fluthen und weiße Brandung herrlich contrastiren gegen den schwarzbraunen Eisenberg.

Nachdem wir nun die zwei wichtigsten Erzvorkommnisse betrachtet, wollen wir deren Entstehung in's Auge fassen:

Hier wie bei Rio sehen wir die Erzvorkommnisse lagerförmig in den obersten Horizonten der Schiefer oder zwischen diesen und dem überlagernden Triaskalk eingeschaltet. Von einer eruptiven Entstehung dieser Gebilde, welche vielfach behauptet worden, kann nach meiner Ansicht nicht die Rede sein. Viele Forscher haben gemeint, diese berühmten Lager hingen mit den basischen Eruptionen zusammen.

Diese Anschauung scheint mir, nachdem ich die bezüglichen Vorkommnisse begangen, unhaltbar: Eruptivgesteine, welche bedeutende Mengen von Eisenerz (Magneteisen) enthalten und fördern könnten, fehlen durchwegs im Horizont der Erzlager; ferner sind diese regelmäßig und concordant als Linsen und Lager zwischen die Schiefer und Kalke eingebettet, was gewiß auch nicht für deren eruptiven Ursprung spricht; endlich sind die gangförmigen Erzvorkommnisse für diese Frage ganz gleichgültig, denn Spalten können ja ebensowohl durch gluthflüssige Massen, wie durch wässerige Gebilde gefüllt werden. Die Erzmassen von Elba wären also nach meiner Ansicht ebenso, wie die vielen bekannten Lagerstätten in Mitteleuropa, England und Amerika wässerigen Ursprungs. Seit dem Schlusse der Trias mögen eisenschüssige Gewässer innerhalb der Schichten ihr Erz abgelagert haben; vielfach mögen, wie dies für andere Orte unwiderleglich nach-

gewiesen ist, Kalkflötze die Bildung des Erzlagers verursacht haben. Sie wurden in dem Maße, als die Erze sich ablagerten, gelöst und durch Erzmasse ersetzt. Die langsam sickernden Gewässer haben also diese gewaltigen Erzberge im Laufe unmeßbar langer Zeiträume zusammengetragen und gehäuft. Dem Neptun und nicht dem Vulkan verdanken wir die Aufspeicherung dieser mineralischen Horte, aus welchem seit Jahrtausenden das werthvolle Culturmetall behoben wird. Das ist der Gedankengang, welcher sich uns beim Anblicke des Eisenberges aufdrängt.

Wir wollen nun aber unseren Weg fortsetzen, um den Rest dieses Inseltheiles zu begehen.

Wir steigen über die Halden hinan, weiter oben überschreiten wir das noch unberührte Erzlager. Wie ein schlackiger, schlackiger Lavastrom liegt die gewaltige Masse da, spärliche Grasbüschel, Ginster und Rosmarin fristen ihr Dasein in den Klüften des kahlen todten Gesteines.

Höher oben im Gebirge betreten wir endlich wieder die Region der Schiefer, welche von Buschwald und schlechter Weide übergrünt ist. Am Gipfel angelangt, genießen wir einen der großartigsten Ueberblicke über die ganze Insel. Vor uns senkt sich der Bergrücken hinab nach Capoliveri, zur Rechten sehen wir die Bucht von Lungone. Da erhebt sich die Bergkette von Volterrajo, weit hinaus in's Meer erstreckt sich die Zunge von Rio mit ihren rothen Eisenhalden. Davor sehen wir zwei kleine Inseln und die schmale Strecke Meeres, welche Ost-Elba vom Festland trennt.

Die Berge von Volterrajo ragen hoch über den Horizont auf, sodaß durch sie das Meer abgeschlossen erscheint. Jenseits der Bergkette gegen West sieht man den mittleren Inseltheil und das westliche Massiv. Zwischen beiden schaut ein Streifen des offenen Meeres mit der kahlen Felseninsel Capraja herein. Jenseits des breiten, mächtigen Monte Capanne erblicken wir in duftiger Ferne die nördlichen Ausläufer von Corsica und das flache Inselchen Pianosa, welches wie das Blatt einer Seerose im weiten Meere liegt. Gegen Süden hin verschwinden die Küsten von Italien und Corsica in der grauen Ferne. Zwischen beiden Ländern aber herrscht unabsehbar weites, stilles tiefblaues Meer. Nur die kleine aber kühn geformte Granitinsel Monte Christo unterbricht das melancholische, blau in blau gemalte Bild.

Wandern wir nordwärts über den nackten Bergkamm hinab nach Capoliveri, so behalten wir fort und fort zwei Meere zur Rechten und Linken, der Ausblick nach Vorne aber schließt sich; das typisch insulare Bild verschwindet in dem Maße, als die Bergmassen der Insel immer höher in den Horizont aufsteigen.

Im Gebiete von Capoliveri treffen wir über den Quarzitschiefern gelagert wieder mesozoische Kalke, darüber eocäne glimmerige Sandsteine mit Einlagerungen von Granitporphyr und prächtigen granitischen Tuffen. Jüngere tertiäre Gebilde fehlen; nur ein ganz junges, modernes Sediment trifft man hier und in anderen Gebieten der Insel. Es ist dies ein Kalksandstein, welcher aus neuzeitlichen Konchylientrümmern zusammengebacken ist. Dieses Gebilde überlagert alle älteren discordant und fällt flach von den Thälern gegen das Meer hinaus. Vor nicht

allzulanger Zeit hat das Meer also hier einen höheren Stand eingenommen und seine Brandungs-Producte in den seichten Buchten mit sanfter Böschung abgelagert.

Diese Beobachtung, welche mit den in anderen Gebieten der Insel gesammelten Erfahrungen harmonirt, befähigt uns, die jüngere geologische Geschichte, welche wir vorhin nicht klarlegen konnten, festzustellen.

Da zwischen dem jungen Konchylien-Sandstein und den eocänen Gebilden keine Sedimente eingeschaltet sind, können wir behaupten, daß die Insel während oder zum Schluß des Eocän zu Tage trat und bis in die neueste Zeit trocken gelegen ist.

Wir werden natürlich nicht an ein plötzliches Emportauchen denken, sondern einen allmäligen Proceß annehmen, welcher von Zerreißungen und Klüftungen der Erdkruste und mithin auch von intermittirenden Erhebungen des betroffenen Gebietes begleitet war. Bebend und zuckend erhob sich die Insel ganz allmälig über den Spiegel des Meeres.

Wir haben im Laufe der Abhandlung einige Verwerfungen kennen gelernt. Die bedeutungsvollste ist jedenfalls jene, welche jenseits der Ostküste in nord-südlicher Richtung durch den Meeresboden setzen muß. Jenseits dieses gewaltigen Risses liegt alles noch unter dem Meere verborgen und aller Wahrscheinlichkeit nach ist dies Gebiet überhaupt niemals zu Tage getreten. Dort haben sich die jüngeren tertiären und modernen Gebilde ununterbrochen abgelagert und noch heute währt der Proceß. Westlich von der besagten Verwerfung ist aber seit dem Schlusse des Eocän der ganze Complex von älteren Sedimenten und Eruptivmassen gehoben und gestaut worden. Während im Osten am Meeresboden die geologische Geschichte fort und fort bauend sich offenbart, hat jede Neubildung und jedes Wachsthum im insularen Gebiete mindestens seit dem Schlusse des Eocän aufgehört. Die modernen Ablagerungen zeigen uns an, bis wohin das Meer vordem reichte. In jüngster Zeit hat offenbar noch eine unbedeutende Hebung (oder ein Rückzug des Meeres) stattgehabt.

Solche Aufschlüsse gewinnen wir durch die Ausflüge, welche wir täglich von Portoferrajo aus unternehmen. Reich ist das Beobachtungs-Material, das sich uns auf Schritt und Tritt bietet. Die landschaftlichen Bilder wechseln contrastvoll und unterbrechen oft wohlthätig die Arbeit des Geologen.

Nachdem wir so im Laufe des Tages reiche Ausbeute gewonnen, kehren wir Abends heim in das behagliche Gasthaus, mit seiner trefflichen Kost und den schmackhaften Weinen. Das rüstet für den folgenden Tag und hält auch bei beständiger Arbeit frisch und eindrucksfähig. Arbeit und vielseitige Genüsse wechseln miteinander harmonisch; unsere Seele ist erfüllt von jener bewußten, productiven Lebensfreudigkeit, welche der Gegenwart den höchsten Werth verleiht.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck.

Von

Ernst Haeckel.[1])

Als vor fünf Monaten der Telegraph aus England uns die Trauerbotschaft brachte, daß am 19. April Charles Darwin sein thatenreiches Leben beschlossen habe, da durchbebte mit seltener Einhelligkeit die ganze wissenschaftliche Welt das Gefühl eines unersetzlichen Verlustes. Nicht allein die zahllosen Anhänger und Schüler des großen Naturforschers betrauerten den Hingang des leitenden Altmeisters; sondern auch seine angesehensten Gegner mußten zugestehen, daß einer der bedeutendsten und einflußreichsten Geister des Jahrhunderts geschieden sei. Ihren beredtesten Ausdruck fand diese allgemeine Theilnahme wohl dadurch, daß schon unmittelbar nach seinem Tode die englischen Tagesblätter aller Parteien — seine conservativen Gegner an der Spitze — die Beisetzung des Verewigten in der Walhalla Großbritanniens, in der nationalen Ruhmeshalle der Westminsterabtei verlangten, und daß er in der That hier neben dem ebenbürtigen Newton seine letzte Ruhestätte fand.

Nun hat aber in keinem Lande der Welt — England nicht ausgenommen — die reformatorische Lehre Darwin's vom Anfang an so viel lebendige Theilnahme gefunden, eine solche Sturmfluth von Schriften und Gegenschriften hervorgerufen, als bei uns in Deutschland. Wir erfüllen daher nur eine Ehrenpflicht, wenn wir auf der diesjährigen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte des gewaltigen Genius dankbarst gedenken, und die erhabene Höhe der Naturanschauung, zu der er uns hinaufgeführt hat, uns vergegenwärtigen. Und welche

[1]) Vortrag, gehalten am 18. September 1882 in der 55. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Eisenach. —

Die Redaction, indem sie diesen, vor einer der ersten wissenschaftlichen Körperschaften Deutschlands gehaltenen Vortrag mittheilt, hat ihre Stellung zu demselben hier nicht zu erörtern. Sie hielt für ihre Pflicht, die Leser der „Rundschau" mit einer Manifestation bekannt zu machen, welche Niemand wird unbeachtet lassen können, der dem großen, unsere Zeit bewegenden Kampfe nicht theilnahmlos gegenübersteht, mag er im Uebrigen sich zustimmend oder ablehnend verhalten.

Die Red. der „Deutschen Rundschau".

Stätte der Welt könnte für dieses schuldige Dankopfer geeigneter sein, als Eisenach mit seiner Wartburg, dieser festen Burg freier Forschung und freier Lehre! Wie an dieser heiligen Stätte vor 360 Jahren Martin Luther durch seine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern eine neue Aera der Culturgeschichte herbeiführte, so hat in unseren Tagen Charles Darwin durch seine Reform der Entwickelungslehre das ganze Empfinden, Denken und Wollen der Menschheit in neue höhere Bahnen gelenkt. Freilich hatte Darwin persönlich, nach Charakter und Wirksamkeit, mehr Verwandtschaft mit dem sanften milden Melanchthon, als mit dem energischen begeisterten Luther; allein Umfang und Bedeutung des großen Reformwerkes war in beiden Fällen ganz ähnlich; und in beiden bezeichnet der Erfolg desselben eine neue Epoche der menschlichen Geistesentwickelung.

Unerschütterlich fest steht zunächst der beispiellose Erfolg, den Darwin mit seiner Reform der Wissenschaft in dem kurzen Zeitraum von dreiundzwanzig Jahren errungen hat. Denn niemals, so lange menschliche Wissenschaft besteht, hat eine neue Theorie so tief in das Getriebe des Erkenntniß-Werkes im Allgemeinen, wie in die werthvollsten persönlichen Ueberzeugungen der einzelnen Forscher eingegriffen; niemals einen so heftigen Widerstand hervorgerufen, und niemals diesen in so kurzer Zeit völlig überwunden. Die Betrachtung dieser erstaunlichen Umwälzung der gesammten Naturanschauung und Weltauffassung wird ein interessantes Capitel in der künftigen Geschichte der Entwickelungslehre werden. Als ich 1863, vier Jahre nach der Veröffentlichung von Darwin's bahnbrechendem Hauptwerke, dasselbe zum ersten Male auf der Naturforscherversammlung zu Stettin öffentlich zur Sprache brachte, war die große Mehrzahl der Ansicht, man dürfe solche „naturphilosophische Phantasien" eigentlich nicht ernsthaft discutiren. Ein angesehener Zoologe erklärte die ganze Theorie für den „harmlosen Traum eines Nachmittagsschläfchens", während ein Anderer sie mit dem Tischrücken und dem Od verglich. Ein berühmter Botaniker versicherte, daß keine einzige Thatsache zu Gunsten dieser „haltlosen Hypothese" spreche; daß sie vielmehr mit allen Erfahrungen in Widerspruch stehe; und ein namhafter Geologe meinte, daß auf diesen vorübergehenden Schwindel bald die unausbleibliche Ernüchterung folgen werde. Ein bekannter Physiologe nannte später die ganze Stammesgeschichte einen Roman, und ein Anatom prophezeite, daß nach wenigen Jahren kein Mensch mehr davon sprechen werde. In dickleibigen Werken und in zahllosen Abhandlungen wurde der Nachweis geführt, daß Darwin's Theorie vom Anfang bis zu Ende falsch sei, unbewiesen durch Thatsachen, trügerisch in ihren Schlüssen, verderblich in ihren Folgerungen. Ja selbst noch vor fünf Jahren, als ich auf der Naturforscherversammlung zu München (1877) „die heutige Entwickelungslehre im Verhältnisse zur Gesammtwissenschaft" beleuchtete, stieß ich auf den entschiedensten Widerspruch eines unserer berühmtesten Naturforscher; und dieser gipfelte in der Forderung, den Darwinismus als „unbewiesene Hypothese" vom Unterricht auszuschließen. Ich war genöthigt, das Recht des letzteren in meiner Schrift über „Freie Wissenschaft und freie Lehre" nachdrücklich in Schutz zu nehmen.

Und was ist heute von all' diesen Verdammungsurtheilen unserer zahlreichen

Gegner übrig geblieben? Nichts! Gerade die Zahl und Wucht ihrer vielseitigen Angriffe hat uns zum entschiedensten Siege geführt. Denn je mehr die unerschütterliche Veste der neuen Naturanschauung von allen Seiten angegriffen und mit den verschiedensten Waffen bekämpft wurde, desto mehr ließen ihre unerschrockenen Vertheidiger es sich angelegen sein, die einzelnen Lücken ihrer geschlossenen Ringmauer auszufüllen. Alles Sturmlaufen der veralteten Dogmen scheiterte an dem undurchdringlichen Eisenpanzer der vereinigten Erfahrungswissenschaften. Der geniale Feldherr aber, der für letztere das lange gesuchte Einigungsband gefunden hatte, und der mit den Einheitsgedanken des Monismus die Vertheidigung leitete, er konnte vor drei Jahren, bei der Feier seines siebenzigsten Geburtstages, mit voller Genugthuung auf den vollendeten Sieg seiner Heerscharen blicken und durfte sich mit Goethe sagen:

„Es wird die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn!"

Daß es sich in der That so verhält, daß Darwin noch am Abend seines Lebens sich an dem vollkommenen Siege seiner guten Sache erfreuen konnte, davon legt der gegenwärtige Zustand der Naturwissenschaften unwiderlegliches Zeugniß ab. Es genügt dafür, einen Blick in die zahlreichen Zeitschriften und die wichtigsten Werke derjenigen Fächer zu werfen, die zunächst und am meisten von Darwin's Lehre berührt werden: Zoologie und Botanik, Morphologie und Physiologie, Ontogenie und Paläontologie. Da erscheint fast keine bedeutendere Arbeit mehr, die nicht von der Idee der natürlichen Entwickelung durchdrungen ist. Fast alle Untersuchungen — mit verschwindend wenigen und unbedeutenden Ausnahmen — gehen von diesem Grundgedanken Darwin's aus; fast alle nehmen mit ihm an, daß die Formverwandtschaft der verschiedenen Thier- und Pflanzenarten auf ihrer wahren Blutsverwandtschaft beruht, und daß gemeinsame Abstammung einerseits, allmälige Umbildung andrerseits uns die verwickelten Beziehungen der Organismenwelt erklärt.

Aber auch der eigentliche Darwinismus im engeren Sinne, die Selectionstheorie, hat trotz allen Angriffen ihre Geltung behalten; denn sie deckt uns erst die physiologischen Ursachen auf, durch welche der Kampf um's Dasein jene Umbildung oder Transformation mechanisch bewirkt. Wenn auch keineswegs die natürliche Züchtung die einzige Triebkraft im Transformismus ist, so bleibt sie doch bis jetzt der wichtigste Hebel desselben. Indem Darwin sie an der Hand der künstlichen Züchtung entdeckte, löste er eins der größten biologischen Räthsel. Denn die Lehre von der „natürlichen Zuchtwahl durch den Kampf um's Dasein" ist nichts Geringeres, als die endgültige Beantwortung des großen Problems: „Wie können zweckmäßig eingerichtete Formen der Organisation ohne Hilfe einer zweckmäßig wirkenden Ursache entstehen?" Wie kann ein planvolles Gebäude sich selbst aufbauen ohne Bauplan und ohne Baumeister? Eine Frage, welche selbst unser größter kritischer Philosoph, Kant, noch vor hundert Jahren für unlösbar erklärt hatte.

Auf keinem Gebiete der Naturwissenschaft treten aber die großartigen Erfolge Darwin's klarer zu Tage, als auf demjenigen, in dem unsere eigenen Untersuchungen sich bewegen, auf dem weiten Gebiete der Morphologie, der vergleichen-

den Anatomie und Entwickelungsgeschichte. Denn in der Morphologie, die auch Goethe's besonderer Liebling war, hängt geradezu alle tiefere Erkenntniß von der Anerkennung der Abstammungslehre ab; und gerade hier sind mit ihrer Hilfe in kürzester Zeit die glänzendsten Resultate erzielt. Die Stammbäume der einzelnen Formengruppen, die anfangs kaum als heuristische Hypothesen sich an's Licht wagen durften, sind jetzt für viele Organismengruppen schon vollständig anerkannt. Um nur einige Beispiele anzuführen, so zweifelt kein einziger urtheilsfähiger Zoologe mehr an der Abstammung der Pferde von tapirartigen Paläotherien, der Wiederkäuer von schweineartigen Anaplotherien, der Vögel von eidechsenartigen Reptilien. Kein einziger bezweifelt mehr, daß alle höheren, luftathmenden Wirbelthiere aus niederen kiemenathmenden Fischen entstanden sind. Aber selbst die wichtigste und bestrittenste von allen Descendenz-Hypothesen, die Abstammung des Menschen von affenartigen Säugethieren, hat in den letzten Jahren auf Grund gereifter Erkenntniß so sehr die allgemeine Anerkennung der kompetenten Fachgenossen gewonnen, daß sie von der großen Mehrzahl für ebenso wohl begründet gehalten wird, wie die vorher angeführten phylogenetischen Hypothesen.

Angesichts dieser erfreulichen Uebereinstimmung dürfen wir jetzt ruhig den fortdauernden Widerspruch ignoriren, den hie und da noch einzelne Gegner des Transformismus laut werden lassen. Die Hauptsache bleibt, daß die ganze jüngere Generation im Sinne Darwin's arbeitet, und daß seine Lehre weit über die eigentlichen Fachkreise hinaus sich als ein Ferment bewährt hat, welches die größten Probleme der menschlichen Erkenntniß ihrer Lösung näher führt.

Wenn wir demnach heute hier den vollständigen Sieg der Darwin'schen Entwickelungslehre feiern dürfen, so erachten wir damit zugleich eine unerquickliche Periode der heftigsten literarischen Kämpfe für abgeschlossen; und wir dürfen wohl diesem frohen Siegesgefühl um so mehr ungeschmälerten Ausdruck geben, als wir selbst bei jenen harten Kämpfen persönlich vielfach betheiligt waren. Da aber nach Heraklit der Kampf der Vater aller Dinge ist, so konnte der Kampf um's Dasein auch der Theorie nicht erspart bleiben, die selbst diesen Begriff begründet und zum werthvollsten Rüstzeug ihrer Beweisführung erhoben hat. Um so willkommener begrüßen wir jetzt die neue Periode des Friedens, die jenem Siege folgt und der ruhigen Entwickelung, die uns die schönsten Früchte auf den neuen Bahnen der Forschung verspricht. Der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte aber, die schon wiederholt Zeuge von dem lauten Waffengeklirr jener Kämpfe gewesen, ziemt es wohl, nach deren glücklichem Abschlusse den Frieden zu sanctioniren und die Entwickelungslehre als den bleibenden Grundstein der wissenschaftlichen Forschung feierlich anzuerkennen.

Werfen wir nun einen Blick auf die Ursachen, welche trotz des heftigsten Widerstandes in so kurzer Zeit eine so außerordentliche Wirkung der Darwin'schen Lehren hervorbrachten, so haben wir sie keineswegs allein in der überzeugenden Kraft ihrer inneren Wahrheit zu suchen, sondern auch in der seltenen Gunst der äußeren Verhältnisse, unter denen sie in das wissenschaftliche Leben eintraten; und nicht zum Wenigsten in den seltenen Charaktereigenschaften des Mannes, der eine solche Riesenaufgabe löste. Denn Charles Darwin vereinigte in sich einen

Reichthum verschiedener Geistesgaben, die gewöhnlich nur getrennt auftreten, und war einerseits ein eben so kenntnißreicher und scharfsinniger Naturforscher, als anderseits ein weitblickender und umfassender Philosoph. Wie sehr er diese beiden oft sich feindlich gegenüberstehenden Seiten der menschlichen Geistesthätigkeit harmonisch verband, geht wohl am besten daraus hervor, daß viele kurzsichtige Empiriker in ihm nur den gewissenhaften Beobachter und sinnreichen Experimentator anerkennen, hingegen seine Theorie als eine speculative Verirrung bedauern; während umgekehrt viele hochfliegende Denker auf jene empirischen Leistungen mit großer Geringschätzung herabsehen, hingegen die Schärfe seines Urtheils und die Klarheit seines folgerichtigen Gedankenganges bewundern. Er erinnert in dieser Beziehung an zwei unserer größten deutschen Naturforscher, an Johannes Müller und an Carl Ernst Baer. Wenn der Letztere seine klassische „Entwickelungsgeschichte der Thiere" auf dem Titelblatte selbst als „*Beobachtung und Reflexion*" bezeichnete, so konnte Darwin das von allen seinen Werken sagen.

Zu dieser seltenen Beobachtungs- und Urtheilskraft gesellten sich nun aber andere edle Eigenschaften des Charakters, welche den Werth und Ertrag derselben außerordentlich erhöhten: Unermüdliche Ausdauer in der Verfolgung der gesteckten Ziele, peinlichste Gewissenhaftigkeit in der Zusammenstellung der gesicherten Ergebnisse, reinstes Streben nach natürlicher Wahrheit und einfache Offenheit in Mittheilung der Endresultate. Nicht minder rühmlich war die außerordentliche Bescheidenheit, mit der er seine Ansichten vortrug, und die milde Sanftmuth, mit der er auf die scharfen sachlichen Angriffe seiner Gegner antwortete, während er die persönlichen Beschimpfungen einfach ignorirte.

Wahrhaft bewunderungswürdig ist die Geduld und Vorsicht, mit welcher Darwin seine wichtigste Lebensaufgabe, die Erklärung des Ursprungs der Thier- und Pflanzenarten durch natürliche Züchtung, erfaßte und durchführte. Den ersten Grund dazu legte er schon in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre, als er 1832 in Südamerika geographische und paläontologische Beobachtungen über die Thierarten dieses Continentes anstellte. Die reichen Erfahrungen, welche er auf dieser fünfjährigen, für ihn so bedeutungsvollen Reise um die Welt sammelte, gelangte aber erst viel später zur vollen Verwerthung. Denn der nachtheilige Einfluß, den die starken Strapazen jener Reise auf seine Gesundheit gehabt hatten, nöthigte ihn, sich aus dem unruhigen Treiben von London völlig zurückzuziehen und seinen persönlichen Verkehr möglichst einzuschränken. 1842, im dreiunddreißigsten Jahre seines Alters, bezog er seinen idyllischen Landsitz, das stille Down, anmuthig zwischen den grünen Wiesen und bewaldeten Hügeln der heiteren Grafschaft Kent gelegen.

In der harmonischen Einsamkeit dieses grünen Musensitzes verlebte Darwin volle vierzig Jahre, einzig und allein dem ausdauerndsten Studium der Natur hingegeben, und der Lösung des großen Problems, das sie ihm offenbart hatte. Indem er die praktische Thätigkeit des Gärtners und des Thierzüchters selbst viele Jahre lang ausübte, konnte er unter seinen Augen die Körperformen der Thiere und Pflanzen sich verwandeln sehen; und indem er die physiologischen Ursachen dieser Verwandlungen, die Gesetze der *Vererbung* und *Anpassung* untersuchte, erkannte er klar, daß auch in der freien Natur dieselben mechanischen

Ursachen den Arten-Wechsel bedingen. Er überzeugte sich, daß die künstliche und die natürliche Züchtung im Wesentlichen auf denselben Vorgängen der Auslese oder Selektion beruhen; was dort der planmäßig wirkende Wille des Menschen für seinen eigenen Vortheil in kurzer Zeit hervorbringt, das erzeugt hier in viel längeren Zeiträumen der planlos thätige „Kampf um's Dasein", zum Besten der umgebildeten Organismen selbst.

Obgleich nun Darwin diesen Grundgedanken seiner Selektionstheorie schon frühzeitig erfaßt und viele Jahre hindurch das reichste Beobachtungsmaterial für dessen Beweis gesammelt hatte, konnte er sich doch lange nicht zu einer Veröffentlichung seiner Theorie entschließen; immer noch erschien sie ihm zu lückenhaft, die Masse der beweisenden Thatsachen zu gering, die Kette der Schlußfolgerungen zu unvollständig; immer noch wollte er neues Beweismaterial herbeischaffen, immer mehr von allen Seiten her die Fragen beleuchten und womöglich im Voraus die Einwände gegen seine Schlüsse widerlegen. Er wäre schließlich vielleicht nie dazu gekommen, die Schätze seiner Erkenntniß der Welt mitzutheilen, wenn zuletzt nicht ein äußerer Anstoß ihn dazu gedrängt hätte. Und so erschien denn erst 1859, nachdem er sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet, das epochemachende Hauptwerk über den „Ursprung der Arten", zu welchem alle seine übrigen Schriften nur Ausführungen und Kommentare liefern. Das geschah gerade ein volles Jahrhundert, nachdem Caspar Friedrich Wolff in Deutschland die wahre Entwickelung des Thierkeimes entdeckt, und gerade ein halbes Jahrhundert, nachdem Lamarck in Frankreich die von Darwin bewiesenen Lehrsätze prophetisch aufgestellt hatte.

Die außerordentliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, welche Darwin dergestalt in der Veröffentlichung seiner wichtigsten Schriften bewies, offenbarte sich auch allenthalben in seiner ausgebreiteten Korrespondenz, und nicht minder im persönlichen Verkehr. Jeder, der das Glück hatte, ihn persönlich kennen zu lernen, mußte von ihm mit dem Gefühle der aufrichtigsten Verehrung und der größten Hochschätzung scheiden. Wenn es mir hier gestattet ist, ein paar Worte über meine persönliche Begegnung mit Darwin einzuflechten, so möchte ich diese Erlaubniß vor Allem zum Ausdruck der hohen Bewunderung benutzen, mit der mich mein dreimaliger Besuch in Down für Darwin als idealen Menschen erfüllt hat. Das erste Mal war ich dort im October 1866, als ich eine Reise nach den canarischen Inseln unternahm. Ich hatte soeben die „Generelle Morphologie" vollendet, eine Schrift, in der ich den Versuch gewagt hatte, die Wissenschaft von den organischen Formen durch die von Darwin reformirte Descendenztheorie mechanisch zu begründen. Darwin kannte diesen Versuch durch übersandte Druckbogen und nahm daran um so mehr Interesse, als gerade diese morphologischen Untersuchungen seinen eigenen, vorzugsweise experimentellen Studien ziemlich fern lagen. So folgte ich denn mit großer Freude einer Einladung nach Down, die ich während meines kurzen Aufenthaltes in London erhielt.

In Darwin's eigenem Wagen, den er mir vorsorglich nach der Eisenbahnstation gesendet hatte, fuhr ich an einem sonnigen Octobermorgen durch die anmuthige Hügellandschaft von Kent, die mit ihren bunten Laubwäldern, dem rothen Haidekraut, dem gelben Ginster und den immergrünen Steineichen im

schönsten Herbstschmucke prankte. Als der Wagen vor dem freundlichen, mit Epheu umsponnenen und von Ulmen beschatteten Landhause Darwin's hielt, trat mir aus der schattigen, von Schlingpflanzen umrankten Vorhalle der große Forscher selbst entgegen: eine hohe ehrwürdige Gestalt, mit den breiten Schultern des Atlas, der eine Welt von Gedanken trägt: eine Jupiterstirn, wie bei Goethe, hoch und breit gewölbt, vom Pfluge der Gedankenarbeit tief durchfurcht; die freundlichen sanften Augen von einem mächtigen Dache vorspringender Brauen beschattet; der weiche Mund von einem gewaltigen silberweißen Vollbart umrahmt. Der einnehmende herzliche Ausdruck des ganzen Gesichts, die leise und sanfte Stimme, die langsame und bedächtige Aussprache, der natürliche und naive Ideengang seiner Unterhaltung nahmen in der ersten Stunde unseres Zwiegesprächs mein ganzes Herz gefangen, wie sein großes Hauptwerk früher gleich beim ersten Lesen meinen ganzen Verstand im Sturm erobert hatte. Ich glaubte einen hehren Weltweisen des hellenischen Alterthums, einen Sokrates oder Aristoteles lebendig vor mir zu sehen.

Unser Gespräch drehte sich natürlich in erster Linie um den Gegenstand, der uns Beiden am meisten am Herzen lag, um die Fortschritte und Aussichten der Entwickelungslehre. Diese Aussichten standen damals, vor sechzehn Jahren, schlecht genug; denn die angesehensten Autoritäten hatten sich meistens gegen die neue Lehre erklärt. Mit rührender Bescheidenheit äußerte Darwin, daß seine ganze Arbeit nur ein schwacher Versuch sei, die Entstehung der Thier- und Pflanzenarten auf natürliche Weise zu erklären, und daß er einen namhaften Erfolg dieses Versuchs nicht erleben werde; denn der Berg von entgegenstehenden Vorurtheilen sei zu hoch. Ich selbst, meinte er, habe sein geringes Verdienst allzusehr überschätzt, und das hohe Lob, welches ich in der „Generellen Morphologie" ihm gespendet, sei gar sehr übertrieben. Weiterhin lenkte sich unser Gespräch auf die zahlreichen und heftigen Angriffe gegen sein Werk, die damals noch ganz die Oberhand hatten. Bei vielen dieser armseligen Machwerke wußte man in der That nicht, ob man mehr den Mangel an Verstand und Urtheil bejammern sollte, der sich darin entblößte, oder mehr Entrüstung über den Hochmuth und die Anmaßung empfinden, mit der jene miserablen Scribenten Darwin's Ideen verhöhnten und seinen Charakter besudelten. Ich hatte dem gerechten Zorne über diese verächtliche Sippschaft schon damals, wie auch wiederholt später, entsprechenden Ausdruck verliehen. Darwin lächelte darüber und suchte mich zu beruhigen mit den Worten: „Mein lieber junger Freund, glauben Sie mir, mit solchen armen Leuten muß man Mitleid und Nachsicht haben; den Strom der Wahrheit können sie nur vorübergehend aufhalten, aber niemals dauernd hemmen."

Bei meinen späteren beiden Besuchen in Down, 1876 und 1879, hatte ich das Vergnügen, Darwin von den gewaltigen Fortschritten erzählen zu können, welche seine Lehren inzwischen in Deutschland gemacht hatten. Der entscheidende Durchbruch derselben geschah hier bei uns rascher und vollständiger als in England selbst, hauptsächlich weil die Macht der socialen und religiösen Vorurtheile bei uns lange nicht so bedeutend ist, wie bei unseren besser situirten Stammverwandten jenseits des Canals. Darwin wußte das wohl, wie er überhaupt, trotz

seiner mangelhaften oft von ihm beklagten Kenntniß unserer Sprache und Literatur, doch vor den Geistesschätzen unserer Nation die größte Hochachtung besaß.

Da Darwin in dem grundlegenden, 1859 erschienenen Hauptwerke Nichts von den anthropologischen Consequenzen desselben gesagt hatte und bis zum Jahre 1871 darüber mit weiser Zurückhaltung schwieg, so war es für mich von höchstem Interesse, schon bei meinem ersten Besuche, 1866, ausführlich mit ihm darüber zu sprechen. Wie vorauszusehen, zögerte der große Denker nicht im Mindesten, die Ausdehnung seiner Abstammungslehre auf den Menschen als nothwendig anzuerkennen. Es war daher für mich die größte Genugthuung, als ich ihm die ersten, damals entworfenen Stammbaum-Tafeln erläutern durfte und in allen wesentlichen Punkten seine Zustimmung erhielt. Obgleich das specielle Studium der vergleichenden Anatomie und Ontogenie, auf das ich meine phylogenetischen Entwürfe stützte, Darwin fernlag, so erkannte er doch deren Bedeutung vollständig an. So hat er denn auch in dem berühmten zweibändigen Werke über „die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl" 1871 sich in allen Hauptpunkten mit mir einverstanden erklärt und die stammesgeschichtliche Bedeutung der zahlreichen thierischen Erbstücke, die wir in unserem menschlichen Wirbelthier-Organismus besitzen, ausdrücklich hervorgehoben.

Wenn man die ungeheure Masse von Thatsachen überblickt, welche Darwin in diesem und anderen Werken mit ebenso viel Vorsicht als Kühnheit zur Stütze seiner Ideen verknüpft hat; wenn man die zahllosen Beobachtungen und Versuche anschaut, die er selbst zu deren Begründung angestellt hat, so erstaunt man über die Kraft des Riesengeistes, der eine solche Fülle von Wissen und Können, von empirischen Kenntnissen und philosophischen Erkenntnissen in dem winzigen Spielraum eines einzigen Menschenlebens zusammengedrängt hat. Unwillkürlich fragt man, welche seltene Constellation von glücklichen Verhältnissen eine solche außerordentliche Leistung und einen entsprechenden Erfolg überhaupt möglich gemacht habe?

Da ist denn allerdings zuzugestehen, daß sich bei Darwin Verdienst und Glück gleichmäßig verketteten, und daß eine seltene Gunst des Schicksals ihm die volle Durchführung seiner großen Lebensaufgabe ermöglichte. Frei von den Sorgen und Plagen des alltäglichen Lebens, im sicheren Genusse einer behaglichen Häuslichkeit und eines glücklichen Familienlebens, ungestört durch Berufsgeschäfte und Amtspflichten, konnte er sich ein halbes Jahrhundert hindurch ganz seinen Lieblingsstudien hingeben. Wenn ihn die Isolirung auf seinem stillen Landsitze von dem lauten Marktgetreibe der Wissenschaft abschloß, das in großen Städten die besten Kräfte verzehrt, so gewann er dadurch andrerseits um so mehr für die innere Sammlung und Harmonie seiner reichen Gedankenwelt. Nichts ist nach unserer Ansicht der tieferen und ernsteren wissenschaftlichen Arbeit so schädlich, wie das Schulgezänk unserer großen Universitäten und das Parteitreiben der wissenschaftlichen Akademien. Von diesem ebenso wie von allen Ehrenämtern und sonstigen störenden Einflüssen des äußeren Lebens hat sich Darwin zeitlebens fern gehalten, und er that weise daran!

Wenn so der große Forscher seinen beispiellosen Erfolg in erster Linie sich selbst und seinen edlen Gaben verdankt, so ist andrerseits doch auch zu berück-

sichtigen, daß ihm die Gunst der wissenschaftlichen Zeitverhältnisse in hohem Maße fördernd entgegen kam. Seit dem Scheitern der älteren Naturphilosophie im Anfang unseres Jahrhunderts, seitdem Goethe und Kant in Deutschland, Lamarck und Geoffroy in Frankreich vergeblich auf die natürliche Entwickelung der organischen Welt hingewiesen hatten, gelangte allenthalben eine streng-empirische Richtung in der Biologie zur Geltung. Diese suchte ihre Aufgabe in der genauesten Erforschung aller einzelnen Formen und Erscheinungen des Thier- und Pflanzenlebens, während sie auf die einheitliche Erklärung des Ganzen und insbesondere auf die Beantwortung des Schöpfungsproblems verzichtete. Die Begründung der Keimesgeschichte durch Baer, der vergleichenden Anatomie und Paläontologie durch Cuvier, die Reform der Physiologie durch Johannes Müller, die Aufstellung der Zellentheorie und Gewebelehre durch Schleiden und Schwann hatten großartige neue Schachte der Naturforschung geöffnet, aus deren Tiefen das Gold der Thatsachen in überraschender Fülle durch zahlreiche wissensdurstige Arbeiter zu Tage gefördert wurde. In dem kurzen Zeitraum eines halben Jahrhunderts entstand eine ganze Reihe von neuen Wissenschaften.

Je mehr sich aber von Jahr zu Jahr die Zahl der neuen Entdeckungen häufte, je gewaltiger die Literatur anschwoll, desto verworrener wurde das Chaos der allgemeinen Naturanschauung und desto mehr machte sich bei denkenden Forschern das Bedürfniß geltend, über die erstickende Fülle der Einzelerfahrungen hinaus zu einheitlichen allgemeinen Gesichtspunkten und zur Erkenntniß der wahren Ursachen zu gelangen. Diesem Bedürfniß nun kam die neue Entwickelungslehre willkommen entgegen. Zwar hatte schon 1809, im Geburtsjahre Darwin's, Lamarck ganz klar gezeigt, daß die Aehnlichkeit der organisirten Formen durch ihre gemeinsame Abstammung, ihre Verschiedenheit hingegen durch ihre Anpassung an die Existenzbedingungen zu erklären sei. Allein es fehlte ihm noch die Erkenntniß der bewirkenden Ursachen, welche Darwin erst fünfzig Jahre später in seiner Selectionstheorie enthüllte.

Es widerspricht daher vollkommen den historischen Thatsachen und zeugt von gründlicher Unbekanntschaft mit der Geschichte der Biologie, wenn noch jetzt einzelne Gegner des Darwinismus ihn für eine vage Hypothese erklären, für welche erst noch die *Beweise* zu suchen seien. In Wirklichkeit verhält es sich gerade umgekehrt. Die thatsächlichen Beweise für die gemeinsame Abstammung der mannigfaltigen Lebensformen waren längst vorhanden, ehe dieselbe durch Darwin zu einer klaren wissenschaftlichen Theorie formulirt wurde. Sogar zahlreiche physiologische *Experimente* waren schon lange vorher zu ihren Gunsten ausgeführt. Denn die gesammten Resultate unserer Gartenkunst und Thierzucht, die Masse von neuen Lebensformen, welche der Culturmensch künstlich für seinen Nutzen und Gebrauch hervorgebracht, sind ebenso viele experimentelle Beweise für die Selectionstheorie. Und was den „Kampf um's Dasein" betrifft, das wesentlichste Element des Darwinismus, so braucht man dafür noch wahrlich keine besonderen Beweise; denn die ganze Geschichte der Menschheit ist nichts Anderes!

Unsere ganze Wissenschaft von der lebendigen Natur, die wir mit einem Worte *Biologie* nennen, war demnach für die Aufnahme der befruchtenden

Ideen Darwin's vollkommen vorbereitet, und hieraus erklärt sich zum großen Theil ihre außerordentliche Wirkung, während die ähnlichen Theorien seiner Vorgänger verfrüht waren und wirkungslos verhallten. Die hohen Verdienste dieser Vorgänger hat Darwin selbst mit seinem edlen Gerechtigkeits-Sinne jederzeit anerkannt. Es geschieht daher durchaus nicht im Sinne des großen Meisters, wenn gegenwärtig einige übereifrige Jünger desselben (besonders in England) bestrebt sind, ihn als alleinigen Begründer der ganzen Entwickelungslehre zu feiern, als ob diese mit einem Male fertig aus seinem Denkerhaupte entsprungen sei, wie eine gewappnete Minerva aus der Stirn des Jupiter. Wir glauben im Gegentheil ganz im Sinne unseres verewigten Meisters und Freundes zu handeln, wenn wir hier auch seiner großen Vorgänger ehrend gedenken. Der Glanz seines Namens kann nur gewinnen, wenn wir zeigen, daß er in den wichtigsten Grundsätzen seiner Naturanschauung Eins war mit einer auserwählten Anzahl der größten Geister, welche die Culturgeschichte der Menschheit kennt.

Nicht weniger als fünfundzwanzig Jahrhunderte, bis in die graue Vorzeit des classischen Alterthums, haben wir zurückzugehen, um die ersten Keime einer Naturphilosophie zu finden, welche mit klarem Bewußtsein Darwin's Ziel verfolgte: natürliche Ursachen für die Erscheinungen der Natur nachzuweisen und dadurch den Glauben an übernatürliche Causalität, den Glauben an Wunder zu verdrängen. Die Gründer der griechischen Naturphilosophie im siebenten und sechsten Jahrhundert vor Christus waren es, die zuerst diesen wahren Grundstein der Erkenntniß legten und einen natürlichen gemeinsamen Urgrund aller Dinge zu erkennen suchten. Dieses bewußte Streben nach absoluter Causalität, nach einheitlicher Erkenntniß einer gemeinsamen Welturſache erscheint um so bewunderungswürdiger, als von eigentlicher empirischer Naturforschung damals noch keine Rede war.

Vielleicht der bedeutendste unter diesen ionischen Naturphilosophen war Anaximander. Er nimmt an, daß aus dem unendlichen Stoff durch ewige Kreisbewegung, als Verdichtung der Luft, zahllose Weltkörper entstanden seien, und daß auch die Erde, als einer dieser Weltkörper, aus einem ursprünglich flüssigen und später luftförmigen Zustande hervorgegangen sei. Er anticipirte also den heute noch gültigen Grundgedanken über natürliche Weltentwickelung, welchen erst 2400 Jahre später, 1755, unser größter deutscher Philosoph, Immanuel Kant, in seiner „allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels" zur allgemeinen Geltung brachte. Wie Anaximander hier im kosmologischen Gebiete als Vorläufer von Kant und Laplace erscheint, so tritt er gleichzeitig auch im biologischen Gebiete als Prophet von Lamarck und Darwin auf. Denn die ältesten lebenden Wesen unseres Erdballs sind nach ihm durch die Wirkung der Sonne im Wasser entstanden; aus diesen haben sich erst später die landbewohnenden Pflanzen und Thiere entwickelt, die das Wasser verließen und sich dem Leben auf dem trocknen Lande anpaßten; auch der Mensch selbst hat sich allmälig erst aus thierischen Organismen entwickelt und zwar aus fischartigen Wasserthieren.

Finden wir hier schon einige der wichtigsten Grundgedanken unserer heutigen Entwickelungslehre überraschend klar ausgesprochen, so tritt uns diese als Ganzes

noch deutlicher ein Jahrhundert später bei Heraklit aus Ephesus entgegen. Er stellte zuerst den Satz auf, daß ein großer, ununterbrochener Entwickelungsproceß das ganze Weltall beherrsche; daß alle Formen in ewigem Flusse begriffen und der Kampf „der Vater aller Dinge" sei. Da nirgends in der Welt absolute Ruhe sich findet, da aller Stillstand nur scheinbar ist, so muß ein ewiger Wechsel des Stoffes, eine beständige Veränderung der Form überall angenommen werden. Das ist aber nur dadurch möglich, daß eine Form die andere verdrängt und das Neue gewaltsam an die Stelle des Alten tritt: der allgemeine „Kampf um's Dasein".

War hier bereits von Heraklit die ewige Bewegung im Kampfe aller Dinge als das treibende Grundprincip der Welt aufgestellt, so fand diese Naturanschauung eine weit tiefere Begründung wenig später bei Empedokles von Agrigent in Sicilien. Auch er nimmt einen ununterbrochenen Wechsel der Erscheinungen an, findet aber die allgemeine Grundursache des ewigen allgemeinen Kampfes in den beiden widerstreitenden Principien des Hasses und der Liebe; — oder, wie unsere heutige Physik sagt, der Anziehung und Abstoßung der Theile. Wie durch Liebe die Mischung der Körper, so wird durch Haß deren Trennung bewirkt. Wenn wir heute Anziehung und Abstoßung der Atome als letzte Gründe aller Erscheinungen betrachten, so finden wir diese Grundvorstellung unserer heutigen Atomistik hier schon anticipirt. Noch merkwürdiger aber ist es, daß Empedokles auch die zweckmäßige Form der Organismen durch zufälliges Zusammentreffen der widerstreitenden Kräfte, also zwecklos entstehen läßt. Aus diesem großen Kampfe sind die jetzt existirenden Lebensformen deshalb siegreich hervorgegangen, weil sie für denselben am zweckmäßigsten eingerichtet und demnach am lebensfähigsten waren. Hier ist nicht allein der Grundgedanke von Darwin's Selectionstheorie vorweggenommen, sondern auch die Lösung des großen Räthsels angedeutet, dessen Beantwortung wir dem Letzteren zum höchsten philosophischen Verdienste anrechnen: des Räthsels: „Wie können die zweckmäßig eingerichteten Formen der Organismen rein mechanisch, ohne Mitwirkung einer zweckthätigen Endursache entstehen?"

Unter allen großen Philosophen des classischen Alterthums sind es wohl die drei genannten, Anaximander, Heraklit und Empedokles, bei denen wir die wichtigsten Elemente unserer heutigen monistischen Naturanschauung am klarsten ausgesprochen treffen. Außerdem finden wir jedoch auch bei anderen Zeitgenossen oft ähnliche Entwickelungsgedanken wieder, so bei Thales, Anaximenes, Demokritus, Aristoteles, Lucretius u. s. w. Doch wurden diese verschiedenen Anläufe zu einer genetischen Naturanschauung bald um so mehr in den Hintergrund gedrängt, je mehr sich auf ihre Kosten eine ganz entgegengesetzte Weltauffassung entwickelte, die von den Sophisten ausgehende „Philosophie der Begriffe", welche in Plato ihren Mittelpunkt fand.

Hatten jene naiven Empiriker der ionischen Philosophie die Gesammtheit der Welt aus natürlichen Ursachen durch mechanische Processe zu erklären versucht, so setzte nunmehr die platonische Schule an deren Stelle die übernatürlichen Ursachen in Gestalt teleologischer Ideen. So entwickelte sich eine Richtung des Denkens und Forschens, welche vom objectiven Naturerkennen ab-

gewendet, vielmehr das subjective Wesen des Menschen in den Vordergrund der Betrachtungen stellte, und welche während eines Zeitraumes von mehr als zwei Jahrtausenden in gesteigertem Maße ihren unheilvollen Einfluß ausübte. In völligem Widerspruch zu der Einheit der Natur, die durch den Causalzusammenhang ihrer Erscheinungen überall bewiesen wird, entwickelte sich mächtig der durch Plato erfundene Dualismus, ein schroffer Gegensatz zwischen Gott und Welt, zwischen Idee und Materie, zwischen Kraft und Stoff, zwischen Seele und Körper. Die zahllosen Formen der organischen Natur, die wir als Thier- und Pflanzenarten unterscheiden, erschienen nun nicht mehr als verschiedene Entwickelungsstufen gemeinsamer Stammformen, sondern als Verkörperungen von eben so vielen eingeborenen, ewigen und unveränderlichen „Ideen", als constante Species, — oder, wie Agassiz, Darwin's größter Gegner, sagte, als: „Verkörperte Schöpfungsgedanken Gottes".

Dieser Platonismus fand seine stärkste Stütze in den entgegenkommenden Dogmen des Christenthums, welches Abwendung von der Natur predigte. Noch mehr begünstigte beide der zunehmende Verfall der Wissenschaften, welcher auf die tragische Zerstörung des edlen Hellenenthums folgte. In der ganzen langen Geistesnacht des christlichen Mittelalters gab es keinen selbständigen Anlauf zu einer monistischen Naturanschauung auf Grund empirischer Forschung. Allerdings fehlte es nicht an derartigen Anläufen auf dem Gebiete der reinen Speculation. Insbesondere sind die pantheistischen Systeme von Giordano Bruno und von Benedictus Spinoza im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert bewunderungswürdige Versuche, zu einer einheitlichen und natürlichen Weltauffassung zu gelangen. Allein diese pantheistischen Kosmologien, welche in allen materiellen Dingen eine bewegende Weltseele in untrennbarer Einheit annehmen, waren doch vorzugsweise auf das Gebiet der Sittenlehre, der praktischen Philosophie berechnet und entbehrten allzusehr der erfahrungsmäßigen Begründung durch die unmittelbare Naturbeobachtung; eine solche gab es eben damals noch nicht. Vielmehr war das ganze Sinnen und Trachten der meisten Denker jenes Zeitraumes von der Natur abgewandt und lediglich auf den Menschen gerichtet, den man als außerhalb und über der Natur stehend ansah. Es vermochten daher auch jene monistischen Systeme zu keiner Geltung gegenüber dem allmächtigen Dualismus zu gelangen, der durch den Platonismus und das Christenthum zur allgemeinen Herrschaft gelangt war.

Erst viel später, erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, trat endlich die naturgemäße Reaction gegen jene dualistische Weltauffassung ein. Man wandte sich endlich wieder dem wahren Urquell aller Erkenntniß, der Natur selbst zu; und vor Allem brach für die Kenntniß der lebendigen Naturkörper, für die man seit zwei Jahrtausenden fast allein aus der Urquelle des Aristoteles geschöpft hatte, eine neue Aera selbständiger Beobachtung an. Die äußere Form und der innere Bau der Pflanzen und Thiere, ihre Lebenserscheinungen und ihre Entwickelung wurden jetzt zum ersten Male Gegenstand eifriger und ausgedehnter Untersuchungen zahlreicher Forscher. Die Fülle interessanter Thatsachen, welche dieser Quell der natürlichen Offenbarung spendete, mußte aber naturgemäß auch die Frage nach den bewirkenden Ursachen wieder anregen, und alsbald

bricht sich auch zu deren Beantwortung die Idee der natürlichen Entwickelung wiederum Bahn.

Die sogenannte Schule der „älteren Naturphilosophie", gegen Ende des vorigen und im Beginn unseres Jahrhunderts tritt zunächst als Bannerträger dieser Idee wieder auf, gleichzeitig in Deutschland und in Frankreich. Aber auch unabhängig von dieser Schule sehen wir von derselben Idee eine Anzahl der größten Denker und Dichter unserer classischen Literaturperiode bewegt; vor Allen Goethe, Lessing, Herder, Kant; später Schelling, Oken und Treviranus; in Frankreich Lamarck, Geoffroy St. Hilaire und Blainville; in England Erasmus Darwin, den Großvater unseres Reformators, der nach den Gesetzen der latenten Vererbung eine ganze Reihe von charakteristischen Geisteszügen auf seinen Enkel übertrug. Unsere Zeit gestattet es uns heute nicht, den verschiedenen Ausdruck des Entwickelungsgedankens in diesen hervorragenden Denkern vergleichend zu verfolgen; zudem ist Vieles darüber schon allbekannt. Nur auf die Naturanschauung von zweien der hervorragendsten Geister wollen wir hier noch eingehen, auf Goethe und Lamarck, weil sie nach unserer Ueberzeugung unter allen Vorgängern Darwin's die bedeutendsten sind.

Die Bedeutung von Goethe als Naturforscher ist in neuerer Zeit so oft und so eingehend von mehreren unserer angesehensten Biologen hervorgehoben worden, daß wir auch davon das Meiste als allbekannt voraussetzen dürfen. Wir wollen daher nur jenen Punkt derselben hier beleuchten, welcher für uns heute von ganz besonderem Interesse und zugleich sehr verschieden aufgefaßt worden ist: die Frage, wieweit die allgemeine Naturanschauung unseres größten Dichters mit derjenigen Darwin's zusammenfällt? Ich hatte schon 1866 in meiner „Generellen Morphologie" Goethe und Lamarck geradezu neben Darwin als die bedeutendsten Begründer der Descendenztheorie bezeichnet und zum Beweise dafür eine große Anzahl besonders merkwürdiger Stellen aus ihren Schriften zusammengestellt. Die Zahl derselben ist später noch von Anderen vermehrt worden. Uebrigens kommt es bei einem universellen Genius, wie Goethe, viel weniger auf die Zahl und Form der einzelnen Stellen an, in denen er seine Ansicht von der „Bildung und Umbildung organischer Naturen" kund gibt, als vielmehr auf den ganzen Geist seiner großartigen, durch und durch einheitlichen Naturanschauung; und über diese kann jetzt wohl für alle diejenigen, die überhaupt Goethe kennen und begreifen, kein Zweifel mehr sein. Zum Ueberfluß hat er in dem kostbaren Vermächtniß, das „Gott und Welt" betitelt ist, uns eine Sammlung von Bekenntnissen hinterlassen, die eben so vollendet schön in ihrer Form, als bedeutungsvoll in ihrem Inhalte sind.

Gleich das Vorwort zu diesen Bekenntnissen, das Proömium, drückt den monistischen Grundgedanken von Goethe's allgemeiner Naturanschauung, die untrennbare Einheit von Natur und Gott in einer Form aus, die keinen Zweifel übrig läßt:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,

So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt!"

Nehmen wir dazu nun die wundervollen folgenden Dichtungen, die „Weltseele, Eins und Alles, Vermächtniß, Parabase, Epirrhema" u. s. w.; nehmen wir dazu sein ausgesprochenes Bekenntniß zur Lehre Spinoza's, so können wir irgend einen wesentlichen Unterschied von unserer heutigen, durch Darwin neu begründeten monistischen Weltauffassung in der That nicht finden. Und wie hoch Goethe selbst diese anschlägt, zeigt seine Frage:

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!"

Daß sich unser großer Dichterfürst demnach die ganze Welt nur als einen einheitlichen Entwickelungsproceß im Sinne der hellenischen Naturphilosophie dachte, beweisen u. A. auch die Dialoge zwischen Thales und Anaxagoras in der classischen Walpurgisnacht, besonders aber der Nachdruck, mit welchem er in der Geologie an der Theorie einer allmäligen und ununterbrochenen Entwickelung unseres Planeten und seiner Gebirge festhielt. Von Anfang an war er der entschiedenste Gegner der Irrlehre von den wiederholten gewaltsamen Revolutionen unseres Erdballs, die im Anfange unseres Jahrhunderts sich entwickelte und besonders durch Cuvier zu allgemeiner Geltung gelangte. „Das Gewaltsame, Sprunghafte in dieser Lehre", sagte er, „ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß. Die Sache mag sein, wie sie will, so muß geschrieben stehen: daß ich diese vermaledeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung verfluche! Und es wird gewiß irgend ein geistreicher junger Mann aufstehen, der sich diesem allgemeinen verrückten Consens zu widersetzen Muth hat!" Nur wenige Jahre verflossen, bis diese Zuversicht sich erfüllte. Denn schon 1830 erschien Darwin's ebenbürtiger Landsmann, der große Geologe Charles Lyell, und gab uns seine Continuitäts-Theorie, die heute allgemein angenommene Lehre von der allmäligen und ununterbrochenen Entwickelung der Erde aus natürlichen Ursachen; eine mechanische geologische Theorie, die ganz im Sinne Goethe's alle gewaltsamen Erdrevolutionen aus übernatürlichen Ursachen ausschloß.

Offenbart sich hier schon auf geologischem Gebiete Goethe als ganz entschiedener Anhänger einer monistischen Entwickelungsidee, so gilt das noch in weit höherem Maße auf dem biologischen Gebiete. Denn die Erkenntniß des Lebendigen, dieses „köstlichen, herrlichen Dinges" war ja sein eigenstes Lieblingsstudium; hier hat er namentlich in der Morphologie, der von ihm tief erfaßten „Gestaltenlehre", Blicke in das innere Werden und Entstehen der organischen Formen gethan, wie sie so tief und klar nur ein Genius thun konnte, der gleichzeitig Denker und Künstler, Naturforscher und Philosoph ist.

Unter den vielen interessanten Beiträgen, welche Goethe zur Morphologie geliefert hat, ist der werthvollste und am meisten ausgearbeitete die 1790 erschienene „Metamorphose der Pflanzen". In diesem reifen Producte seiner vieljährigen botanischen Studien, das ihn auch auf der Reise nach Italien angelegentlichst beschäftigte, leitet er bekanntlich den ganzen unendlichen Formenreichthum der Pflanzenwelt von einer einzigen Urpflanze ab und läßt alle die verschiedenen

Organe derselben durch mannigfache Umbildung und Ausbildung eines einzigen Grundorgans entstehen, des Blattes. Damit geschah thatsächlich der erste Versuch, die unendliche Vielheit der einzelnen vegetabilischen Formen auf eine gemeinsame ursprüngliche Einheit genetisch zurückzuführen:

„Alle Gestalten sind ähnlich, doch keine gleichet der andern;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz!"

Dieses „geheime Gesetz", dieses „heilige Räthsel" ist die gemeinsame Abstammung aller Pflanzen von jener Urpflanze, während ihre speciellen Unterschiede durch die verschiedenen Umstände ihrer Existenzbedingungen bewirkt werden.

Wie hier in der „Metamorphose der Pflanzen", so sucht Goethe gleicherweise auch in der „Metamorphose der Thiere" nach dem gemeinsamen Typus oder Urbilde, aus dem alle verwandten Formen durch divergente Entwickelung hervorgegangen sind:

„Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen,
Und die seltenste Form bewahrt im Geheimen das Urbild."
Also bestimmt die Gestalt die Lebensweise des Thieres,
Und die Weise zu leben, sie wirkt auf alle Gestalten
Mächtig zurück. So zeiget sich fest die geordnete Bildung,
Welche zum Wechsel sich neigt durch äußerlich wirkende Wesen."

Wie sich aus zahlreichen anderen Stellen seine morphologischen Studien über „Bildung und Umbildung organischer Naturen" klar ergibt, war jenes „Urbild" oder der „Typus" die „innere ursprüngliche Gemeinschaft, welche allen organischen Formen zu Grunde liegt und die ursprüngliche Bildungsrichtung durch Vererbung fortgepflanzt". Hingegen ist die „unaufhaltsam fortschreitende Umbildung, welche aus den nothwendigen Beziehungsverhältnissen zur Außenwelt entspringt", nichts anderes als die Anpassung an die äußeren Existenzbedingungen. Diese letztere ist die centrifugale Bildungskraft der „Metamorphose", jene erstere hingegen die centripetale Bildungskraft der „Specification". Die klare Erkenntniß dieser beiden entgegenwirkenden und im Gegengewicht befindlichen Bildungstriebe schätzt der Dichter so hoch, daß er sie begeistert als den „höchsten Gedanken" preist, zu dem die schaffende Natur sich aufschwang.

Dasjenige Gebiet der thierischen Morphologie, auf welchem sich Goethe mit besonderer Vorliebe jahrelang bewegte, war die vergleichende Osteologie, die Skeletlehre der Wirbelthiere. Das erklärt sich daraus, daß vielleicht nirgends so wie hier die Wirkung jenes höchsten Naturgedankens der mannigfaltigen Entwickelung aus einer einzigen typischen Grundform uns auf das Ueberzeugendste entgegentritt; daher ist auch bis auf den heutigen Tag die vergleichende Skeletlehre das bevorzugte Lieblingsgebiet der Morphologen geblieben. Indem Goethe hier die Einheit der Wirbelbildung in den verschiedenen Abtheilungen der Wirbelthiere nachwies, und indem er ferner in seiner berühmten Schädeltheorie die Zusammensetzung des Schädels aus einer Reihe von umgebildeten Wirbeln demonstrirte, gelangte er schon 1796 zu folgendem merkwürdigen Ausspruche: „Dies also hätten wir gewonnen, ungescheut behaupten zu dürfen, daß alle vollkommneren organischen Naturen, — worunter wir Fische, Amphibien, Vögel,

Säugethiere, und an der Spitze der letzteren den Menschen sehen, alle nach einem Urbilde geformt seien, das nur in seinen sehr beständigen Theilen mehr oder weniger hin und her weicht, und sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet."

Einige unserer Gegner haben eingewendet, daß diese und ähnliche Stellen von Goethe keine „wissenschaftlichen Wahrheiten", sondern poetisch-rhetorische Floskeln und Gleichnisse enthalten; jener Typus sei nur ein „ideales Urbild", keine reale Stammform. Uns will scheinen, daß dieser Einwand wenig Verständniß des größten deutschen Genius verräth. Wer die durchaus gegenständliche Denkweise von Goethe kennt, seine durch und durch lebendige und realistische Naturanschauung würdigt, der wird mit uns nicht länger in Zweifel sein, daß es sich bei jenem Typus um eine ganz reale Abstammung der verwandten Organismen von einer gemeinsamen Stammform handelt. Daß der große Menschenkenner dabei auch den Menschen nicht aus der Entwickelungsreihe der übrigen Wirbelthiere ausschloß, zeigt besonders klar seine Vergleichung des menschlichen Schädels mit demjenigen niederer Säugethiere. Er bezeichnet hier ausdrücklich mehrere Stellen am menschlichen Schädel als Reste des thierischen Schädels, „die sich bei solcher geringen Organisation im stärkeren Maße befinden, und die sich beim Menschen, trotz seiner Höhe, noch nicht ganz verloren haben".

Nicht weniger zeugt dafür die berühmte Entdeckung des Zwischenkiefers. Da der Mensch Schneidezähne gleich den anderen Säugethieren besitzt, schloß Goethe, daß auch der Zwischenkiefer-Knochen, in dem sie bei letzteren wurzeln, beim Menschen ebenso vorhanden sein müsse; und er wies durch die sorgfältigste anatomische Untersuchung denselben in der That nach, obgleich er von den angesehensten anatomischen Autoritäten bestritten wurde.

Sehr merkwürdig ist ferner in dieser Hinsicht die Zustimmung, welche Goethe zu der bezüglichen Ansicht Kant's in seiner „Kritik der Urtheilskraft" ausspricht, einem Werke, dessen „große Hauptgedanken seinem eigenen bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog waren". Der große Königsberger Philosoph hatte die Abstammung aller organischen Wesen von einer gemeinschaftlichen Urmutter (vom Menschen bis zum Polypen herunter) für eine Hypothese erklärt, welche „allein in Uebereinstimmung sei mit dem Princip des Mechanismus der Natur, ohne das es überhaupt keine Naturwissenschaft geben kann"; er hatte aber diese Descendenz-Hypothese zugleich „ein gewagtes Abenteuer der Vernunft" genannt. Hierzu bemerkt nun Goethe: „Hatte ich doch erst unbewußt und aus innerem Triebe auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen, war es mir sogar geglückt, eine naturgemäße Darstellung aufzubauen, so konnte mich nunmehr Nichts weiter verhindern, das Abenteuer der Vernunft, wie es der Alte von Königsberge selbst nennt, muthig zu bestehen."

Höchst bezeichnend endlich für das ganz außerordentliche Interesse, mit welchem Goethe diese Umbildungstheorie bis zu seinem Lebensende verfolgte, ist seine bekannte Theilnahme an dem Streite zwischen Geoffroy St. Hilaire und Cuvier. „Dieses Ereigniß ist für mich von ganz unglaublichem Werthe," ruft der 81jährige Greis mit jugendlichem Feuer; „und ich juble mit Recht über

den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich auch die meinige ist." Die lebendige Darstellung dieses bedeutungsvollen Kampfes, die Goethe erst wenige Tage vor seinem Tode, im März 1832 vollendete, ist das letzte schriftliche Vermächtniß, das der größte Dichter und Denker der Deutschen Nation hinterlassen hat, und auch von diesem großen Geisteskampfe gilt sein letztes Wort: „Mehr Licht!"

In hohem Maße zu bedauern ist es, daß Goethe die höchst bedeutende, 1809 erschienene Philosophie Zoologique von Lamarck ganz unbekannt blieb. Denn gerade in der Entwickelungslehre dieses ganz anders gefügten und streng systematisch verfaßten Werkes würde er vieles gefunden haben, was ihm fehlte; vieles, das ihm die willkommenste Ergänzung für seine eigenen unvollständigen Studien geliefert hätte. In Bezug sowohl auf die einheitliche und vollständige Durchführung der Entwickelungsidee, als auf deren vielseitige empirische Begründung ist das große Werk von Jean Lamarck weit bedeutender, als die ähnlichen Versuche aller seiner Zeitgenossen, insbesondere als das gleichnamige Werk von Geoffroy St. Hilaire. Wenn man bedenkt, mit welchem außerordentlichen Interesse Goethe das Letztere aufnahm, so darf man schließen, daß er dem ideenreichen Werke von Lamarck noch viel eingehendere Theilnahme geschenkt haben würde.

Wir müssen es als eine wahrhaft tragische Thatsache ansehen, daß die „Philosophie Zoologique" von Lamarck, eins der größten Erzeugnisse der großen Literaturperiode im Anfange unseres Jahrhunderts, vom Anbeginn an nur eine äußerst geringe Beachtung fand und binnen wenigen Jahren ganz vergessen wurde. Erst als Darwin volle fünfzig Jahre später dem darin begründeten Transformismus neues Leben einhauchte, wurde der vergrabene Schatz wieder gefunden, und wir können jetzt nicht umhin, ihn als die vollkommenste Darstellung der Entwickelungstheorie vor Darwin zu bezeichnen. Ja, es erscheint uns als die nothwendige Sühne einer großen historischen Ungerechtigkeit, wenn wir heute hier abermals (wie schon vor sechzehn Jahren in der „Generellen Morphologie" geschehen) den großen Franzosen neben den größeren Briten und den größten Deutschen stellen. Jede der drei großen Culturnationen von Mittel-Europa hat der Menschheit im Laufe eines Jahrhunderts einen Geisteshelden ersten Ranges geschenkt, der den Grundgedanken der einheitlichen Weltentwickelung aus natürlichen Ursachen in seiner ganzen Bedeutung erfaßte.

Es würde viel zu weit führen, wollten wir hier den Versuch unternehmen, Lamarck's Werk im Auszuge vorzuführen und mit demjenigen Darwin's zu vergleichen. Es genügt einige der wichtigsten Grundgedanken anzuführen, welche seine allgemeine Naturanschauung charakterisiren und zeigen, wie weit er seiner Zeit voraus geeilt war. Der große französische Biologe hatte sich viele Decennien hindurch sehr eingehend mit systematischer Botanik und Zoologie beschäftigt. Zeugniß dafür sind seine beiden berühmten und viel benutzten Specialwerke: Die „Flore française" und die „Histoire naturelle des animaux sans vertèbres". Indem er nicht allein die lebenden Formen systematisch classificirte und beschrieb, sondern auch die ausgestorbenen Vorfahren mit in sein System aufnahm, erschloß sich ihm der innige morphologische Zusammenhang

der ersteren und letzteren, und er folgerte daraus ihre gemeinsame Abstammung. Alle Thier- und Pflanzenformen, die wir als Species unterscheiden, besitzen demnach nur eine relative zeitweilige Beständigkeit und die Varietäten sind beginnende Arten. Daher ist die Formengruppe der Art oder Species ebenso ein künstliches Product unseres analysirenden Verstandes, wie die Gattung, Ordnung, Classe und jede andere Kategorie des Systems. Die Veränderung der Lebensbedingungen einerseits, der Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe andrerseits wirken beständig umbildend auf die Organismen ein; sie bewirken durch Anpassung eine allmälige Umgestaltung der Formen, deren Grundzüge durch Vererbung von Generation zu Generation übertragen werden. Das ganze System der Thiere und Pflanzen ist also eigentlich ihr Stammbaum und enthüllt uns die Verhältnisse ihrer natürlichen Blutsverwandtschaft. Der Entwickelungsgang des Lebens auf unserem Erdball war daher stets continuirlich und ununterbrochen, ebenso wie derjenige der Erde selbst.

Während Lamarck so alle wesentlichen Grundgedanken unserer heutigen Abstammungslehre klar ausspricht und durch die Tiefe seiner morphologischen Erkenntniß unsere Bewunderung erregt, überrascht er uns nicht weniger durch die vorausschauende Klarheit seiner physiologischen Auffassung. Während damals noch ganz allgemein die falsche Lehre von einer übernatürlichen Lebenskraft in Geltung war, erkannte Lamarck dieselbe nicht an, sondern behauptete, daß das Leben nur ein sehr verwickeltes physikalisches Phänomen sei. Denn alle Lebenserscheinungen beruhen auf mechanischen Vorgängen, die durch die Beschaffenheit der organischen Materie selbst bedingt sind. Auch die Erscheinungen des Seelenlebens sind in dieser Beziehung von den übrigen Lebenserscheinungen nicht verschieden. Denn die Vorstellungen und die Thätigkeiten des Verstandes beruhen auf Bewegungsvorgängen im Central-Nervensystem; der Wille ist in Wahrheit niemals frei, und die Vernunft ist nur ein höherer Grad von Entwickelung und Verbindung der Urtheile.

In diesen und anderen Sätzen erhebt sich Lamarck weit über die allgemeine Naturanschauung seiner meisten Zeitgenossen, und entwirft ein Programm für die Biologie der Zukunft, das erst in unseren Tagen zur Ausführung gelangte. Bei der großen Klarheit und Consequenz seines Systems ist es selbstverständlich, daß er auch dem Menschen seinen naturgemäßen Platz an der Spitze der Wirbelthiere anweist und die Ursachen seiner Umbildung aus affenartigen Säugethieren erläutert. Mit gleichem Scharfsinne bespricht er aber auch eine der dunkelsten und schwierigsten Fragen der ganzen Entwickelungslehre, die Frage nach der Entstehung der ersten lebenden Wesen auf unserem Erdball. Zur Beantwortung derselben nimmt er an, daß die gemeinsamen ältesten Stammformen aller Organismen absolut einfache Wesen waren, und daß diese durch Urzeugung, unter dem Zusammenwirken verschiedener physikalischen Ursachen, unmittelbar aus anorganischer Materie im Wasser entstanden. Dergleichen einfachste Organismen waren aber damals noch gar nicht beobachtet; sie wurden erst ein halbes Jahrhundert später in den Moneren wirklich entdeckt.

Lamarck erreichte das hohe Alter von fünfundachtzig Jahren; er lebte mithin zwei Jahre länger als Goethe, zwölf Jahre länger als Darwin. Während

aber die beiden Letzteren das Glück genossen, ihren langen schönen Lebensabend von dem Sonnenglanze des Erfolges und des Weltruhms verklärt zu sehen, beschloß der arme Lamarck sein langes und arbeitsreiches Leben verkannt, einsam und in Dürftigkeit. Er hatte sogar das Unglück, zehn Jahre vor seinem Tode zu erblinden und konnte den letzten Theil seiner großen Naturgeschichte der wirbellosen Thiere nur aus dem Gedächtniß seinen beiden Töchtern dictiren, die ihn zärtlich pflegten, und die er ohne alle Unterstützung zurück lassen mußte. Hoffen wir, daß die Bitterkeit dieses schweren Mißgeschickes durch das Bewußtsein gemildert wurde, die tiefsten Blicke in die Geheimnisse der schaffenden Natur gethan zu haben; und daß das klare Geistesauge des erblindeten Propheten oft den Lorberkranz vorausschaute, welchen dereinst eine dankbare Nachwelt auf sein einsames Grab legen würde.

Unzweifelhaft der größte Mangel an Lamarck's Werke war die ungenügende Menge von Beobachtungen und Experimenten, die er zum Beweise seiner weitreichenden Lehrsätze anführte. Denn damals wie heute will die große Mehrzahl der Naturforscher vor allem greifbare Thatsachen in der Hand haben. Damals wie heute stehen wir vor der paradoxen Erscheinung, daß die große Mehrzahl zwar die absurdesten Hypothesen und die vernunftwidrigsten Glaubenssätze unbesehen annimmt und vertritt, hingegen wohlbegründeten wissenschaftlichen Theorien um so mehr Mißtrauen und Widerstand entgegenbringt, je mehr sie sich der Wahrheit nähern. Unter den empirischen Beweisgründen der Theorien sind aber den Meisten nicht diejenigen am willkommensten, welche durch zusammenhängende Erscheinungsreihen und ganze große Classen von Thatsachen geliefert werden; sondern vielmehr die specielle Beobachtung, das einzelne Experiment. Einen großen Theil seines ungeheuren Erfolgs hat Darwin gerade dem Umstande zu verdanken, daß er solche einzelne einleuchtende Beobachtungen und Versuche in wahrhaft erdrückender Weise in's Feld führte; während der arme Lamarck, zu sehr auf das logische Schlußvermögen der Naturforscher trauend, größtentheils darauf verzichtete.

Die Vergleichung der drei großen Naturphilosophen, in denen der grundlegende Entwickelungsgedanke unserer heutigen Naturforschung am bedeutendsten und umfassendsten sich offenbarte, ist von hohem Interesse. Denn alle drei sind unter sich sehr verschieden, sowohl hinsichtlich ihrer universalen Anlage und der äußeren und inneren Lebensschicksale, wie auch ganz besonders hinsichtlich ihres Studienganges und der Wege, auf welchen sie ihr hohes Ziel verfolgten. Lamarck geht aus von den sorgfältigsten speciellen Studien der einzelnen Thier- und Pflanzenformen und wird durch seine vieljährige systematische Untersuchung und Vergleichung derselben zu der Ueberzeugung geführt, daß alle lebenden und fossilen Species aus wenigen einfachsten gemeinsamen Stammformen sich entwickelt haben. Goethe gelangt zu derselben Ueberzeugung auf Grund seiner allgemeinen vergleichend-morphologischen Studien, geleitet von der Ueberzeugung, daß die Einheit des gemeinsamen Typus oder des erblichen Urbildes in allen den verschiedenen organischen Formen überall sich nachweisen lasse, wie mannigfaltig sie auch im Einzelnen durch Anpassung an die äußeren Umstände umgebildet werden. Darwin endlich beantwortet sich zunächst die Frage, durch welche Ursachen die neuen, vom

Menschen gezüchteten Culturformen der Thiere und Pflanzen entstehen, und zeigt dann, daß der Kampf um's Dasein diejenige Ursache ist, welche in gleicher Weise, durch Wechselwirkung der Anpassung und Vererbung, neue Organismen-Arten im freien Naturzustande beständig hervorbringt.

Auf diesen ganz verschiedenen Wegen und durch Anwendung ganz verschiedener Untersuchungs-Methoden, gelangen alle drei Naturforscher schließlich zu derselben Ueberzeugung, zu der Annahme einer einheitlichen und zusammenhängenden Entwickelung der ganzen organischen Natur, allein durch die Wirkung natürlicher Ursachen, mit Ausschluß aller übernatürlichen Schöpfungswunder. Da aber alle drei zugleich tiefdenkende Philosophen sind und beständig die Einheit der gesammten Erscheinungswelt im Auge behalten, so erweitert sich ihre Entwickelungsidee zu einer großartigen pantheistischen Weltauffassung, zu derjenigen Einheitslehre, die das Wesen unserer heutigen monistischen Naturanschauung bildet.

Die unermeßliche Wirkung, welche der entschiedene Sieg dieser einheitlichen Naturanschauung heute schon auf alle Gebiete der menschlichen Erkenntniß ausübt, und welche von Jahr zu Jahr in geometrischer Progression steigt, eröffnet uns die erfreulichste Aussicht auf die weitere intellectuelle und moralische Entwickelung der Menschheit. Ich persönlich wiederhole hier meine feste Ueberzeugung, daß man diesen Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntniß künftig als den größten Wendepunkt in der Geistesgeschichte der Menschheit betrachten wird.

Gerade diese versöhnende und ausgleichende Wirkung unserer genetischen Naturanschauung möchten wir hier ganz besonders betonen, um so mehr als unsere Gegner fortdauernd bestrebt sind, derselben zerstörende und zersetzende Bestrebungen unterzuschieben. Diese destructiven Tendenzen sollen nicht allein gegen die Wissenschaft, sondern auch gegen die Religion, und somit überhaupt gegen die wichtigsten Grundlagen unseres Culturlebens gerichtet sein. Solche schwere Beschuldigungen, sofern sie wirklich auf Ueberzeugung beruhen und nicht bloß auf sophistischen Trugschlüssen, können nur aus einer argen Verkennung dessen erklärt werden, was den eigentlichen Kern der wahren Religion bildet. Dieser Kern beruht nicht auf der speciellen Form des Glaubensbekenntnisses, der Confession, sondern vielmehr auf der kritischen Ueberzeugung von einem letzten unerkennbaren gemeinsamen Urgrunde aller Dinge, und auf der praktischen Sittenlehre, die sich aus der geläuterten Naturanschauung unmittelbar ergibt.

In diesem Zugeständnisse, daß der letzte Urgrund aller Erscheinungen bei der gegenwärtigen Organisation unseres Gehirns uns nicht erkennbar ist, begegnet sich die kritische Naturphilosophie mit der dogmatischen Religion. Natürlich nimmt aber dieser Gottesglaube unendlich verschiedene Formen des Bekenntnisses an, entsprechend dem unendlich verschiedenen Grade der Naturerkenntniß. Je weiter wir in der letzteren fortschreiten, desto mehr nähern wir uns jenem unerreichbaren Urgrunde, desto reiner wird unser Gottesbegriff.

Die geläuterte Welterkenntniß der Gegenwart kennt nur jene natürliche Offenbarung, die im Buche der Natur für Jedermann offen da liegt, und die jeder vorurtheilsfreie, mit gesunden Sinnen und gesunder Vernunft ausgestattete Mensch aus diesem Buche lernen kann. Es ergibt sich daraus jene monistische

reinste Glaubensform, die in der Ueberzeugung von der Einheit Gottes und der Natur gipfelt und die in den Bekenntnissen unserer größten Dichter und Denker, Goethe und Lessing voran, schon längst ihren vollkommensten Ausdruck gefunden hat.

Daß auch Charles Darwin von dieser Naturreligion durchdrungen und kein Bekenner irgend einer besonderen Kirchenconfession war, liegt für Jeden auf der Hand, der seine Werke kennt. Da aber einige seiner Landsleute gleich nach seinem Tode das Gegentheil behauptet, und da einige bigotte Priester sogar Darwin als orthodoxen Bekenner eines specifischen Bekenntnisses der Englischen Kirche verherrlicht haben, so wird es uns gestattet sein, hier diese Unwahrheit durch einen unzweideutigen Beweis zu widerlegen. Ich bin so glücklich, hier ein unschätzbares, bisher unbekanntes Document mittheilen zu können, welches darüber gar keinen Zweifel läßt.

Ein strebsamer, von aufrichtigem Erkenntnißdrange beseelter Jüngling, den ich noch vor wenigen Monaten unter meinen Zuhörern in Jena zu sehen das Vergnügen hatte, war durch die Lecture von Darwin's Werken an dem christlichen Offenbarungsglauben irre geworden, welchen er bis dahin als die werthvollste Grundlage aller seiner Ueberzeugungen betrachtet hatte. Von schweren Zweifeln bedrängt, schrieb er an Darwin und bat ihn um Aufklärung, besonders über seine Ansicht von der Unsterblichkeit der Seele. Darwin ließ ihm durch eines seiner Familienmitglieder antworten, daß er alt und kränklich, und mit wissenschaftlichen Arbeiten zu sehr belastet sei, um diese schwierigen Fragen beantworten zu können. Aber der junge Wahrheitsforscher beruhigte sich dabei nicht, sondern richtete an den ehrwürdigen Greis nochmals eine ebenso herzliche als dringliche Bitte. Als Antwort kam jetzt ein eigenhändig von Darwin selbst geschriebener und unterschriebener Brief von folgendem Wortlaute:

Down, 5. Juni 1879.

Lieber Herr!

Ich bin sehr beschäftigt, ein alter Mann und von schlechter Gesundheit, und ich kann nicht Zeit gewinnen, Ihre Frage vollständig zu beantworten, vorausgesetzt, daß sie beantwortet werden kann. Wissenschaft hat mit Christus Nichts zu thun, ausgenommen in sofern, als die Gewöhnung an wissenschaftliche Forschung einen Mann vorsichtig macht, Beweise anzuerkennen. Was mich selbst betrifft, so glaube ich nicht, daß jemals irgend eine Offenbarung stattgefunden hat. In Betreff aber eines zukünftigen Lebens muß Jedermann für sich selbst die Entscheidung treffen, zwischen widersprechenden unbestimmten Wahrscheinlichkeiten.

Ihr Wohlergehen wünschend bleibe ich, lieber Herr,

Ihr hochachtungsvoller
Charles Darwin.

Nach diesem offenen Bekenntnisse wird Niemand mehr in Zweifel sein, daß die Religion von Charles Darwin keine andere war, als diejenige von Goethe und Lessing, von Lamarck und Spinoza. Diese monistische Religion der Humanität steht mit denjenigen Grundlehren des Christenthums, die dessen

wahren Werth begründen, keineswegs im Widerspruch. Denn die allgemeine Menschenliebe, als Grundprincip der Sittlichkeit, ist in der ersteren ebenso wie in dem letzteren enthalten. Die Urquelle derselben ist, wie Darwin gezeigt hat, in den socialen Instincten der höheren Thiere zu suchen, jenen psychischen Functionen, welche die Letztern durch Anpassung an das gesellige Zusammenleben erwerben und durch Vererbung auf den Menschen übertragen haben.

Denn der Mensch kann nur in gesetzmäßig geordneter Gesellschaft die wahre und volle Ausbildung des höheren Menschenwesens erlangen. Das ist aber nur möglich, wenn der natürliche Selbsterhaltungstrieb, der Egoismus, eingeschränkt und berichtigt wird durch die Rücksicht auf die Gesellschaft, durch den Altruismus. Je höher sich der Mensch auf der Stufenleiter der Cultur erhebt, desto größer sind die Opfer, welche er der Gesellschaft bringen muß. Denn die Interessen der letzteren gestalten sich immer mehr zugleich zum Vortheil jedes Einzelnen; sowie umgekehrt die geordnete Gemeinschaft um so besser gedeiht, je mehr die Bedürfnisse ihrer Glieder befriedigt sind. Es ist daher eine ganz einfache Naturnothwendigkeit, welche ein gesundes Gleichgewicht zwischen Egoismus und Altruismus zur ersten Forderung der natürlichen Sittenlehre erhebt.

Die größten Feinde der Menschheit sind von jeher bis auf den heutigen Tag Unwissenheit und Aberglaube gewesen; ihre größten Wohlthäter aber die hehren Geisteshelden, welche die letzteren mit dem Schwerte ihres freien Geistes muthig bekämpft haben. Unter diesen ehrwürdigen Geisteskämpfern stehen Darwin, Goethe und Lamarck obenan, in einer Reihe mit Newton, Keppler und Copernicus. Indem diese großen Naturdenker ihre reichen Geistesgaben, allen Anfechtungen trotzend, zur Entdeckung der erhabensten natürlichen Wahrheiten verwendeten, sind sie zu wahren Erlösern der hilfsbedürftigen Menschheit geworden, und haben einen weit höheren Grad von christlicher Menschenliebe bethätigt, als die Schriftgelehrten und Pharisäer, welche dieses Wort stets im Munde, das Gegentheil aber im Herzen führen.

Wie wenig hingegen der blinde Wunderglaube und die Herrschaft der Orthodoxie im Stande ist, wahre Menschenliebe zu bethätigen, davon legt leider nicht nur die ganze Geschichte des Mittelalters Zeugniß ab, sondern auch das intolerante und fanatische Gebahren der streitenden Kirche in unseren Tagen. Oder müssen wir nicht mit tiefer Beschämung auf jene rechtgläubigen Christen blicken, die gegenwärtig wieder ihre christliche Liebe in der Verfolgung Andersgläubiger und in blindem Rassenhasse zum Ausdruck bringen? Und hat nicht hier in Eisenach an der heiligen Stätte, wo Martin Luther uns vom finstern Banne des Buchstabenglaubens befreit hat, eine Schar von sogenannten Lutheranern vor Jahresfrist es gewagt, die freie Wissenschaft auf's Neue unter jenes Joch beugen zu wollen?

Gegen diese Anmaßung eines herrschsüchtigen und eigennützigen Priesterthums wird es uns heute gestattet sein, an derselben Stelle zu protestiren, wo der große Reformator der Kirche vor 360 Jahren das Licht der freien Forschung angezündet hat. Als wahre Protestanten werden wir uns gegen jeden Versuch erheben, die selbständige Vernunft wieder unter das Joch des Aberglaubens

zu zwingen, gleichviel ob dieser Versuch von einer kirchlichen Secte oder von einem pathologischen Spiritismus ausgeht.

Glücklicher Weise dürfen wir diese mittelalterlichen Rückfälle als vorübergehende Verirrungen betrachten, die keine bleibende Wirkung haben. Die unermeßliche praktische Bedeutung der Naturwissenschaften für unser modernes Culturleben ist jetzt so allgemein anerkannt, daß kein Theil desselben sich ihr mehr entziehen kann. Keine Macht der Welt wird im Stande sein, die ungeheuren Fortschritte wieder rückgängig zu machen, welche wir den Eisenbahnen und Dampfschiffen, der Telegraphie und Photographie, den tausend unentbehrlichen Entdeckungen der Physik und Chemie verdanken.

Ebenso wenig wird es aber auch irgend einer Macht der Welt gelingen, die theoretischen Errungenschaften zu vernichten, welche mit jenen praktischen Erfolgen der modernen Naturwissenschaft untrennbar verknüpft sind. Unter diesen Theorien müssen wir der Entwickelungslehre von Lamarck, Goethe und Darwin den ersten Platz anweisen. Denn durch sie allein werden wir befähigt, jene umfassende *Einheit unserer Naturanschauung* fest zu begründen, in der jede Erscheinung nur als Ausfluß eines und desselben allumfassenden Naturgesetzes erscheint. Das große Gesetz von der „*Erhaltung der Kraft*" findet dadurch seine allgemeine Anwendung auch auf jenen biologischen Gebieten, die ihm bisher verschlossen erschienen.

Angesichts der überraschenden Geschwindigkeit, mit der die Entwickelungslehre in den letzten Jahren sich ihren Eingang in die verschiedensten Forschungsgebiete gebahnt hat, dürfen wir hier die Hoffnung aussprechen, daß auch ihr hoher pädagogischer Werth immer mehr anerkannt wird und daß sie den Unterricht der kommenden Generationen ganz gewaltig vervollkommnen wird. Als ich vor fünf Jahren auf der fünfzigsten Naturforscher-Versammlung in München die hohe Bedeutung der Entwickelungslehre für den Unterricht betonte, wurde ich so mißverstanden, daß mir hier einige Worte der Verständigung gestattet sein mögen. Selbstverständlich konnte ich damit nicht die Forderung stellen wollen, daß der Darwinismus in den Elementarschulen gelehrt werde. Das ist einfach unmöglich. Denn ebenso wie die höhere Mathematik und Physik, oder wie die Geschichte der Philosophie, erfordert derselbe eine Masse von Vorkenntnissen, die erst auf den höheren Lehrstufen erworben werden können. Wohl aber dürfen wir fordern, daß alle Unterrichtsgegenstände nach der *genetischen Methode* behandelt werden, und daß die Grundidee der Entwickelungslehre, der *ursächliche Zusammenhang der Erscheinungen*, überall zur Geltung komme. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß dadurch das naturgemäße Denken und Urtheilen in weit höherem Maße gefördert werden wird, als durch irgend welche andere Methoden.

Zugleich wird durch diese ausgedehnte Anwendung der Entwickelungslehre eins der größten Uebel unserer heutigen Jugendbildung beseitigt werden; jene Ueberhäufung mit todtem Gedächtnißkram, der die besten Kräfte verzehrt und weder Geist noch Körper zur normalen Entwickelung kommen läßt. Diese übermäßige Belastung beruht auf dem alten unausrottbaren Grundirrthum, daß die *Quantität* der thatsächlichen *Kenntnisse* die beste Bildung bedinge, während

diese in der That vielmehr von der Qualität der ursächlichen Erkenntniß abhängt. Wir würden es daher vor Allem nützlich erachten, daß die Auswahl des Lehrstoffes in höheren wie in niederen Schulen viel sorgfältiger geschehe, und daß dabei nicht diejenigen Lehrfächer bevorzugt werden, welche das Gedächtniß mit Massen von todten Thatsachen belasten, sondern diejenigen, welche das Urtheil durch den lebendigen Fluß der Entwickelungsidee bilden. Man lasse unsere geplagte Schuljugend nur halb so viel lernen, lehre sie aber diese Hälfte gründlicher verstehen, und die nächste Generation wird an Seele und Leib doppelt so gesund sein, als die jetzige.

In erfreulichster Weise kommen diesen Forderungen die Reformen entgegen, die sich gleichzeitig auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft vollziehen. Ueberall rührt und regt sich frisches neues Leben, angeregt durch die Idee der natürlichen Entwickelung; in der vergleichenden Sprachforschung und der Culturgeschichte ebenso wie in der Psychologie und Philosophie; in der Ethnographie und Anthropologie nicht minder als in der Botanik und Zoologie. Ueberall treiben die erfreulichsten Blüthen aus den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft, und ihre Früchte werden übereinstimmend Zeugniß davon ablegen, daß sie alle aus einem einzigen Baume der Erkenntniß entspringen und ihre Nahrung aus einer einzigen Wurzel beziehen. Dank und Ehre aber den großen Meistern, die uns durch ihre genetische und monistische Naturanschauung zu dieser lichten Höhe der Erkenntniß geführt haben, auf der wir mit Goethe sagen dürfen:

„Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel, erfreue dich hoch; die heilige Muse
Bringt harmonisch ihn dir, mit sanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künstler; der Herrscher,
Der verdient es zu sein, erfreut nur durch ihn sich der Krone.
Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlest dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken. Hier stehe nun still und wende die Blicke
Rückwärts; prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muse,
Daß du schaueſt, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewißheit."

Zur Geschichte der römischen Frage und des Garantiengesetzes.

Von

Flaminio.

I.

Der Aufsatz, welchen wir unter obigem Titel in dem Märzheft der „Deutschen Rundschau" erscheinen ließen [1]), hat nicht verfehlt, die Aufmerksamkeit der Politiker auf sich zu ziehen und den Widerspruch Derjenigen zu wecken, welchen der Inhalt desselben unbequem erschien. Man hat natürlich nicht ermangelt, unsere wichtigste Mittheilung, diejenige, welche das geheime Abkommen zwischen Antonelli und Oesterreich vom Jahre 1858 betrifft, zu dementiren. Wir hatten dieses Dementi vorausgesehen: wir können aber, ihm gegenüber, die Richtigkeit jener Thatsache nur von Neuem versichern, weitere Beweise für dieselbe ruhig der Zukunft überlassend. Eine wiederholte Prüfung desjenigen, was wir über die Politik des Cabinets Ricasoli und die Mission Tonello gesagt haben, gibt uns dagegen Veranlassung, auf diese zurückzukommen und einige untergeordnete Punkte richtig zu stellen.

Es ist (S. 360) hervorgehoben worden, daß nach dem angezogenen Aufsatz der „Rassegna nazionale" die römische Frage eine bessere Lösung durch ein Statut oder eine Uebereinkunft gefunden hätte, wie sie seiner Zeit von dem Ministerium Ricasoli beabsichtigt wurde.

Wenn dann die Sache wieder so dargestellt wurde, als ob das zweite Ministerium Ricasoli (1866—67) sich mit derartigen Absichten getragen, so ist dies ein Mißverständniß. Der Justiz- und Cultusminister und Großsiegelbewahrer dieses Cabinets, Herr Borgatti, der jetzige Vicepräsident des italienischen Senats, hat in den Sitzungen vom 9. und 15. Juli 1869 in Bezug auf die Intentionen des zweiten Ricasoli'schen Cabinets in Gegenwart Ricasoli's und seiner übrigen früheren Collegen Eröffnungen gemacht, welche von letzteren nicht bestritten wurden und welche dahin gingen: die Regierung der Jahre 1866 und 1867 habe weder bei der Mission Tonello, noch bei dem Gesetzentwurf Borgatti-Scialoja jemals eine Uebereinkunft, Verständigung oder Ver-

[1]) Band XXX, S. 359—368.

söhnung mit der Curie in Betreff der weltlichen Herrschaft im Auge gehabt. Borgatti, in dessen Händen die Behandlung dieser Angelegenheiten wesentlich ruhte, war im Gegentheil stets der Meinung, eine solche Vereinbarung mit Rom sei unerreichbar und darum durchaus indiscutabel. Er hat das später nochmals in einem vom „Diritto" unter dem 15. April 1879 veröffentlichten Schreiben ausgesprochen. Eine Uebereinkunft, wie die besagte, ein „Statuto" oder „Capitolato", wie das beabsichtigte, bildete dagegen den Gegenstand geheimer Verhandlungen und Besprechungen unter dem ersten Ministerium Ricasoli (1861—62) und dem Ministerium Cavour (1860—61), so lange, wie Borgatti sich einmal ausdrückte, die „poetischen Illusionen" der beiden großen Staatsmänner noch einigermaßen gerechtfertigt erscheinen konnten. Damals aber nahm Borgatti durchaus keinen Antheil an diesen Versuchen, wie aus seinen in der „Opinione" 1876 (Nr. 44, 47 und 51) abgedruckten Zuschriften hervorgeht. Aus der von ihm am 3. Februar 1871 im Abgeordnetenhause gehaltenen Rede erhellt, wie wenig er im Grunde dem ersten Theil des Garantiengesetzes (in Betreff des Verhältnisses des heiligen Stuhles zu den fremden Mächten) günstig war und wie er denselben nur als ein „Expediens" annahm. In einer zweiten Rede, vom 15. März 1871, sprach er sich vor der Kammer zu Gunsten des zweiten Theiles des Garantiengesetzes, welches von den Beziehungen der katholischen Kirche zu dem Königreich Italien behandelt, aus, indem dieser Theil des Gesetzes den Intentionen des Gesetzentwurfes Borgatti-Scialoja vom Jahre 1867 im Wesentlichen entsprach. Später hat sich Borgatti noch einmal, in der Sitzung vom 11. März 1875, über seine Stellung zu dem Garantiengesetz geäußert.

Es ist S. 364 von dem Gesetz über die Unterdrückung der religiösen Orden gesprochen worden, welches das zweite Ministerium Ricasoli als Ergänzung desjenigen erließ, welches von Ricasoli's erstem Ministerium ausgegangen war. Hier liegt ein Irrthum vor. Das erste Ministerium Ricasoli hat ein solches Gesetz nicht erlassen; das von dem zweiten Cabinet Ricasoli gegebene Gesetz betreffs der Orden war das Complement des piemontesischen vom Jahre 1855.

Zu S. 365 muß nochmals wiederholt werden, daß das Project Borgatti-Scialoja nicht auf ein Concordat mit Rom oder auf ein Statut ausging, dessen Lebensfähigkeit von der Aufnahme in Rom abgehangen hätte. Es sollte vielmehr die Grundlage des künftigen italienischen Staatsrechts in Hinsicht der katholischen Kirche sein, ganz einerlei, ob die Curie dazu Ja oder Nein sagte.

Die Mission Tonello (S. 365) anlangend [1]), muß noch einmal betont werden, daß der Commandatore und Staatsrath Tonello ausdrücklich instruirt war, sich mit dem Papste nur mündlich zu verständigen und auch in der Form Alles zu vermeiden, was nach einer Convention geschmeckt hätte. Sein Auftrag war nur eine Fortsetzung der Mission Vegezzi's, welche dieser selbst wieder aufzunehmen durch Gesundheitsverhältnisse verhindert war; er beschränkte sich auf drei Punkte: die Ernennung von Bischöfen für die zahlreichen vacanten Sitze, auf das Exequatur

[1]) Vgl. betreffs derselben noch die Parlamentsacten von 1867; Borgatti, Discorsi pronunciati alla Camera elettiva nella discussione sull' asse ecclesiastico (Tornata del 9 luglio 1867), Firenze 1867, bes. p. 28 und die Erklärungen, welche Borgatti im Auftrage und Namen des Ministeriums am 9. und 15. April 1867 in der Kammer der Abgeordneten abgab.

und den Eid, welchen die neuen Bischöfe zu schwören hätten. Im Uebrigen sollte der Unterhändler Seiner Heiligkeit keinen Zweifel darüber lassen, daß Italien Nichts von ihm verlange — che l'Italia nulla chiede da lui.

Es ist nicht uninteressant, an die nur Wenigen bekannte Entstehungsgeschichte der Mission Tonello zu erinnern. Gladstone war im Jahre 1867 in Gesellschaft zweier anderer hervorragender englischer Staatsmänner nach Italien gekommen und hatte mit diesen eine Audienz bei Pius IX., in welcher das Gespräch auf das Verhältniß des heiligen Stuhls zu Italien kam. Der Papst bekannte sich als „den besten Italiener", bedauerte, daß die Mission Vegezzi seiner Zeit keine Folge gehabt und zeigte sich von dem Wunsche beseelt, sich mit Italien zu vergleichen. So lautete der Bericht, welchen die drei Engländer, ganz entzückt, nach Florenz brachten, wo sie auf's Lebhafteste in die italienischen Staatsmänner drangen, die günstigen Dispositionen Sr. Heiligkeit zu benutzen. Als dann Tonello sich dem Papste gegenüber auf die Aussagen der britischen Gäste berief, leugnete derselbe jede Aeußerung der Art ab. — — —

Von Borgatti kann es keinem Zweifel unterliegen, daß er an eine Verständigung mit Rom auf Grund eines Verzichts der Curie auf alle weltliche Herrschaft nicht dachte, eine solche für unmöglich hielt und darum auch nicht die Absicht haben konnte, dem Papste ein wenn auch noch so kleines Territorium zu belassen oder eventuell anzubieten. Daß aber andere italienische Staatsmänner sich mit dem Gedanken trugen, dem Papste bei einer Annexion Roms die leoninische Stadt zu belassen, ist hinreichend bekannt. Der Prinz Napoleon würde, falls diese Idee nicht in officiellen Kreisen eine Zeit lang dominirt hätte, nicht den positiven Vorschlag derselben im Senat (Sitzung vom 1. März 1861) gewagt haben. Höchst bezeichnend aber ist, was im September 1870 geschah und, wenn wir nicht irren, hier zum ersten Male von uns mitgetheilt wird. Bei der Einnahme Roms gab Lanza dem General Cadorna den strikten Befehl „di non passare i ponti" — also das vaticanische Viertel nicht zu betreten: man war offenbar noch nicht im Klaren darüber, was man mit dem Borgo anfangen sollte und der Minister wollte augenscheinlich einer künftigen Lösung à l'amiable nicht präjudiciren. Als dann aber die Transtiberiner den Vatican bedrohten, sandte der Cardinal Antonelli, dem vermuthlich für sein Leben wie für seine Schätze bangte, ein Billet nach der Villa Albani, in welchem er den General Cadorna *ersuchte*, den Borgo zu besetzen, um was sich der Italiener natürlich nicht zum zweiten Male bitten ließ. Der Brief des Cardinals wird im königlichen Staatsarchiv aufbewahrt.

II.

In Bezug auf den Ursprung, die wahre Bedeutung und den Werth der berühmten Cavour'schen Formel von der „Freien Kirche im freien Staat" hat sich in Italien in den Jahren 1875 und 1876 eine Controverse abgespielt, von welcher in Deutschland keine Notiz genommen wurde, welche aber für Italien wie für Deutschland nicht ohne Belang ist.

Mein verewigter Freund *Guido Padelletti* hat zunächst in der „Nuova Antologia" (Juli 1875) unter dem Titel „Libera Chiesa in Libero Stato. Genesi della Formula Cavouriana" einen Aufsatz publicirt, welcher, glänzend

und lebhaft geschrieben, zugleich von dem juristischen Scharfsinn wie von dem reifen politischen Urtheil des so früh Dahingeschiedenen zeugt. Der Gedankengang des noch heute beachtenswerthen Aufsatzes ist folgender.

Schon jetzt, meint Padelletti, hat sich das Urtheil über den Werth der Cavour'schen Formel sehr verschieden gestaltet. Während die Einen auf Grund dieses Axioms in Cavour einen Propheten der Zukunft erblicken, während Massari glaubt, der piemontesische Staatsmann habe in der Rede vom 27. März, wo er dies Princip aufstellte, der Welt die kostbare Wohlthat der Gewissensfreiheit geschenkt[1]), Bianchi und Artom überzeugt sind, daß in dieser Formel das große Problem des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, von Autorität und Glauben nun endlich gelöst sei[2]), hat bereits Terenzio Mamiani vor einer Uebertreibung des Axioms von der freien Kirche im freien Staat gewarnt, indem er darauf hinwies, daß die Freiheit an sich nur eine negative Qualität, wenn auch ein nothwendiges Corollar der menschlichen Selbstbestimmung sei[3]), und schon 1863 schrieb Bertini an den P. Passaglia: die Cavour'sche Formel scheitere an der Frage, was denn eigentlich unter einem freien Staat und unter der freien Kirche zu verstehen sei. Entweder erkenne sich der Staat als katholisch im Sinne der „Civiltà Cattolica" und der „Armonia" oder nicht. Im ersten Falle beschränke sich seine Freiheit auf das, was der römischen Curie gefalle; im zweiten gelte er der letzteren als atheistisch und ketzerisch und stehe im chronischen Krieg mit der Kirche[4]).

Padelletti hebt dann hervor, daß Cavour jene Formel in den letzten äußerst bewegten Monaten seines Lebens aussprach, zu einer Zeit, wo seiner Meinung nach sich die Ansichten des Grafen noch keineswegs geklärt hatten. Er weist dann auf den schon von Artom[5]) betonten Widerspruch hin, welcher darin liegt, daß der sonst so positive, in seiner Politik so höchst realistische Staatsmann mit dieser Formel ein förmliches religiöses Programm habe hinterlassen wollen, wie es allerdings den Anschein habe, wenn man die Rede vom 26. März und die merkwürdige Unterhaltung mit Artom lese, in welcher Cavour geradezu sagte: „Die Reconstitution unserer Nationalität darf für die übrige Welt nicht ohne Frucht bleiben. Uns liegt es ob, dem großen Kampf zwischen Kirche und Cultur (Civiltà), zwischen Freiheit und Autorität ein Ende zu machen. Was immer Ihr sagen möget, ich bewahre die Hoffnung, die erleuchteteren Priester, die ehrlich gesinnten Katholiken allmälig dazu zu führen, daß sie unsere Ansicht annehmen. Vielleicht ist es mir gegeben, von der Höhe des Capitols einen neuen Religionsfrieden, einen Tractat zu verkündigen, der für die Zukunft der menschlichen Gesellschaft weit größere Folgen hat als der westfälische Frieden[6])."

Woher hat Cavour diese Anwandlungen? Padelletti sucht nachzuweisen,

[1]) Massari, Il Conte di Cavour, Ricordi biografici. p. 416.

[2]) Bianchi, Storia della Diplomazia europea in Italia VIII, 453. Artom, Œuvre parlementaire du Comte de Cavour, Paris 1862. p. 589.

[3]) Mamiani, Teorica della Religione e dello Stato. p. 290 ff.

[4]) G. M. Bertini bei Passaglia, Conferenze di Diritto pubblico. Torino 1864. p. 6 f.

[5]) Artom, Œuvr. parlem. p. 28.

[6]) Artom, a. a. O. 217.

daß dieselben auf den Einfluß der französischen Doctrinärs aus der Zeit der Julimonarchie zurückweisen. Man sah damals in dem Staate vor Allem und zunächst eine politische Gewalt, welche sich jeder individuellen und öffentlichen Freiheit feindlich entgegensetze — hatte doch auch selbst Wilhelm von Humboldt die beste Garantie für die Freiheit darin erblickt, daß man den Staat zum einfachen Schützer des Rechts herabsetze[1]). So war Cavour ganz in der individualistischen Schule aufgewachsen und er sah in der persönlichen Initiative das Heilmittel wider alle unsere Schäden. „Italien," erklärte er, „muß sich mit Hilfe der Freiheit constituiren; andernfalls muß man darauf verzichten, etwas aus ihm zu machen." Auf diesem Standpunkt erschien ihm die Freiheit der Kirche als das nothwendige Complement aller politischen und bürgerlichen Freiheiten. In der mehrfach angezogenen Hauptrede vom 27. März 1861 heißt es: „Wir glauben, das System der Freiheit muß auf allen Gebieten der religiösen und bürgerlichen Gesetzgebung eingeführt werden. Wir wollen die ökonomische, wir wollen die administrative Freiheit, wir wollen volle absolute Gewissensfreiheit; im Zusammenhang dieser ganzen Anschauung halten wir zur Krönung des Gebäudes für nothwendig, daß das Princip der Freiheit auch für das Verhältniß von Staat und Kirche festgestellt werde[2])." Und diese Ideen hatte Cavour auch früher und außerhalb der Kammer bereits ausgesprochen; so in seinen Beiträgen im „Risorgimento"[3]), so bei Gelegenheit der Verhandlungen über das Siccardi'sche Gesetz 1850[4]). Er wollte die „Intoleranz des Clerus selbst durch den Grundsatz der Freiheit bekämpfen", vergaß aber dabei, daß er sich hiermit der einzigen Handhabe begab, welche der Staat noch besaß, um der absoluten Bedrückung des Clerus durch eine herrschsüchtige Hierarchie entgegen zu wirken. Es war einer der ersten falschen Schritte auf dieser Bahn, als die theologischen Facultäten an den italienischen Universitäten aufgelöst und unterdrückt wurden. Von dem heutigen Begriff des Staates, als dem ökonomischen und ethischen Gesammtorganismus, der darum auch Recht und Pflicht hat, zuzusehen, was in der äußeren Regierung der „Kirche" vor sich geht, hatte keiner der italienischen Liberalen jener Zeit noch eine Ahnung.

Dem gegenüber ermangelt Padelletti nicht, auf eine Reihe von Widersprüchen im Benehmen Cavour's aufmerksam zu machen. Bei verschiedenen Gelegenheiten, z. B. in der Circulardepesche vom 15. Februar 1855 redet Cavour ganz die Sprache des alten josephinischen „Giurisdizionalismo", indem er alle früheren Privilegien und Rechte des Staates revindicirte und gegen Rom aufrecht erhält[5]). Er erinnert dann weiter an einen Ausspruch de la Rive's, nach welchem Cavour an dem Princip der religiösen Freiheit doch nicht sonderlich stark gehangen habe („non già che egli vi tenesse moltissimo"). Was war also

[1]) W. v. Humboldt, Abh. über Geschichte und Politik. Berlin 1869. Dazu Palma in der „Nuova Antologia". XXIV, 489.

[2]) Discorsi parlementari del conte di Cavour, raccolti e pubblicati per ordine della camera dei Deputati. Torino, Botta 1863. XI, 347.

[3]) Cavour, Opere politico-economiche etc. Cuneo 1855. 139—141.

[4]) Discorsi I, 395.

[5]) Vgl. Bianchi, Storia della Diplomazia europea in Italia. VII. 503 ff.

Cavour's wahre Meinung? Padelletti weist hier auf das Buch eines seiner Vertrauten, des bei Lissa gefallenen Boggio hin, welcher in „La Chiesa e lo Stato in Piemonte" aller Wahrscheinlichkeit den besten Commentar zu des Ministers Worten und Thaten geliefert habe[1]). Dies Buch aber bewegt sich[2]) vollkommen auf dem Standpunct des alten Parallelismus, der sich das Verhältniß der beiden Gewalten nicht anders als ein gleichberechtigtes Nebeneinander vorstellt, uneingedenk der unleugbaren Thatsache, daß diese, man kann sagen karolingische Idee seit den Tagen Gregor's VII. in der Kirche selbst überschritten und eben die curialistischen Juristen des ganzen Mittelalters — nicht die Kirche — bis herab auf Bellarmin und die Jesuiten der „Civiltà cattolica" diesen Parallelismus weit von sich werfen und die Superiorität der kirchlichen Gewalt über die staatliche lehren. Cavour's Formel nimmt nun bei Boggio folgenden Sinn an. „Die Trennung der Kirche vom Staat bedeutet," sagt er, „für diesen das Aufgeben jeglicher Ingerenz in geistliche Angelegenheiten, den Verzicht also auf das königliche Exequatur, auf den Apell ab abuso, auf das Recht die Bischöfe für die vacanten Bisthümer zu präsentiren, und auf jeden andern Act oder jedes andere Recht, welches der Gebrauch oder die Concordate ihm über die ausschließlich weltliche Sphäre seiner Jurisdiction hinaus zusprechen. Die Trennung bedeutet zugleich für die Kirche die Freiheit des Unterrichts, die Freiheit der Wahlen, die Freiheit des Besitzes, die Freiheit der Verwaltung. Der Staat wird durch bürgerliche Gesetze über die Ehe jeder Ausgabe für den Cultus überhoben, jeder Einmischung der Kirche in seine Angelegenheiten entzogen[3])." Für die sog. gemischten Materien soll dann noch eine nachträgliche Specialgesetzgebung folgen.

Padelletti zeigt nun klar, wie schon an den ersten und wichtigsten Materien, wie der Ehe, diese Theorien auf Unmögliches führen. Er tritt für das ius cavendi des Staates in seinem ganzen Umfang ein und steht nicht an zu behaupten, daß die Application des diritto comune — des gemeinen Rechts — auf die Kirche nicht die Freiheit der Kirche schaffen heiße, sondern einfach dem Clerus das allerodioseste Privilegium zuerkenne. Hier stimmt er seinem Freunde Piola zu, welcher diesen liberalen Doctrinärs zugerufen hatte: „ihr glaubt hierin liberal zu handeln und sehet nicht, daß ihr eine neue Form der geistlichen Immunitäten in's Leben ruft[4])."

Padelletti unterläßt nicht auszuführen, wie die paralleliſtische Auffassung nothwendig zu der mittelalterlichen Anschauung zurückführt, welche in dem Staate nur den Körper, in der Kirche die Seele der bürgerlichen Gesellschaft erblickt. Seine Ausführungen bewegen sich indessen vorzugsweise auf dem ihm nächst liegenden juristischen Gebiete; sie hätten erweitert und vertieft werden können,

---

[1]) Pier Carlo Boggio, La Chiesa e lo Stato in Italia. Sposizione storico-critica dei rapporti fra la Sante Sede e la Corte di Sardegna da] 1000 al 1854, compilata su documenti inediti. Torino 1854, 2 voll.

[2]) Gleich den Conferenze di Diritto Pubblico des P. Passaglia (vgl. § 265 f.).

[3]) Boggio, a. a. O. p. XXII f.

[4]) Piola, La Libertà della Chiesa. Milano 1874. Dazu Giorgini in „Nuova Antologia" I, 517.

wenn er die Beweisführung wesentlich auf das historische Feld verpflanzt hätte. Zwar verweist er auf das Beispiel Belgien's und Nordamerika's, welch' beide Länder den traurigen Beweis dafür liefern, wozu die absolute Trennung von Staat und Kirche führen [1]). Er hätte aber zur Illustration seiner These die Geschichte der Immunitäten und clericalen Privilegien verfolgen sollen. Bekanntlich haben Bonifaz VIII. gegenüber Frankreich und lange nach ihm Paul V. gegenüber Venedig die Verletzung der Steuerfreiheit des Clerus mit Bann und Interdict geahndet und durch ihre Theologen, Bonifaz durch Aegidius Colonna, Paul V. durch Bellarmin das Publicum belehren lassen, daß jene Immunitäten des Clerus auf göttlichem Recht beruhten, daher von den weltlichen Machthabern nicht angetastet werden dürfen. Bellarmin ging noch weiter, indem er erklärte, die Cleriker hätten bereits im Papst ihren Souverän; kein Mensch könne ihnen die ungerechte Zumuthung machen, auch noch einen zweiten Herrn im Staate über sich zu erkennen. Also optima forma der Staat im Staate. Nehmen wir nun an, daß diese curialistischen Theorien, welche freilich nichts weniger als ein katholisches Dogma sind, in dem Clerus eines Landes maßgebend seien oder von der Curie wieder einmal aus der Rüstkammer vergangener Zeiten hervorgeholt würden — und daß dies nicht unmöglich ist, beweisen unsere Jesuiten der „Civiltà cattolica", die PP. Liberatore, Tarquini u. s. f. — wird da die Formel Cavour's der Talisman sein können, welcher den Frieden zwischen Staat und Kirche und die „Freiheit des Gewissens" rettet? Wird der Staat überhaupt damit denn bestehen können?

Padelletti setzt dann weiter auseinander, wie sich, seiner Ansicht nach, glücklicher Weise Cavour durch solche „Theorien" nicht gleich Massimo d'Azeglio [2]) habe aufhalten lassen, Rom für Italien zu verlangen; ja er entscheidet sich schließlich zu der Annahme, die Lehre von „der freien Kirche im freien Staate" sei für Cavour nur ein strategisches Auskunftsmittel — un mezzo e un espediente — gewesen, so lange er Aussicht oder Hoffnung gehabt habe, durch Verhandlungen mit der Curie zum Ziel zu gelangen. Diese Verhandlungen, wie sie uns Bianchi vorgelegt hat, beweisen ihm, daß „die berühmte Formel Cavour's Auffassung nach nur eine politische Waffe war und sein konnte: ein dreischneidiges Schwert, kann man sagen, welches seine Schärfe gegen die römische Curie richtete, deren Sprache hier gewissermaßen angenommen, deren Forderungen dem Anschein nach erfüllt wurden, welches sich zweitens gegen die auswärtigen Ultramontanen wandte, deren Intriguen in den freien Staaten entgegengewirkt werden sollte, welches drittens die Actionspartei traf, die unter dem Ruf nach Rom das Land aufwiegelte." Hoch interessant sind hier die von Cavour mit Randbemerkungen versehenen Vorschläge zu einer Verhandlung mit Rom, welche Pantaleoni dem Grafen unter dem Titel „Condizioni da convenire per l'indipendenza spirituale del Pontefice nell' esercizio di sua auctorità spirituale sul mondo

[1]) Vgl. für Belgien Laurent. L'Église et l'État. II. 167. 333 f. 427 f. Luzzato. Lo Stato e la Chiesa nel Belgio. Milano 1857: für die Vereinigten Staaten Chauncy Langdone. Le odierne quistioni politico-ecclesiastiche e la Chiesa americana. Firenze 1875. und Thompson. Church and State in the United States. Boston 1873.

[2]) Rendu. Correspondance politique de Massimo d'Azeglio. Paris 1867. p. 175. 180 f.

cattolico" unterbreitete[1]) und welchen als Ergänzung die speciell Italien betreffenden „Condizioni da offrire come base di accomodamento fra il Pontefice e il Regno d'Italia, pel regolamento delle faccende ecclesiastiche" und das aus ihnen zusammengestellte dem Papst vorzulegende „Capitolato" dienen[2]). Darnach sollte dem Papste die Ausübung seiner gesetzgeberischen Thätigkeit in kanonischer Form sowohl hinsichtlich des Dogmas als hinsichtlich der Disciplin vollkommen frei stehen; frei stehen sollte ihm, seine kanonische Jurisdiction auszuüben und durch Kirchenstrafen seinen Aussprüchen Nachdruck zu geben; frei sollte er alle seine Erlasse und Actenstücke veröffentlichen dürfen, Placet und ius inspiciendi et cavendi sind aufgehoben. Der Papst ernennt die Bischöfe frei nach seinem Gutdünken, höchstens auf Präsentation seiner Geistlichkeit hin; die Bischöfe sollten frei ohne irgend welche Einmischung des Staates ihre kanonische Gewalt führen und den Unterricht in den Seminarien und in den Kirchen ertheilen lassen; der Clerus solle in freier Concurrenz mit dem Staat seine Schulen halten dürfen; die geistlichen Genossenschaften und die religiösen Corporationen sind, abgesehen von der Frage der juristischen Persönlichkeiten, völlig freigegeben; der Kirche bleibt es überlassen, ob sie die bürgerliche Ehe anerkenne oder nicht und ob sie neben derselben noch eine kirchliche Eheschließung verlange. Cavour's Glossen zu diesem Entwurf zu den von Pantaleoni und Passaglia mit Rom zu führenden Unterhandlungen machen zwar einige Reserven, z. B. hinsichtlich des Interdicts, lassen aber im Ganzen seine Zustimmung erkennen. Als wesentlich aber betrachtete Padelletti den Artikel 8, in welchem es heißt: „die obigen Dispositionen bilden einen Theil der Grundgesetze des Königreichs und sind anzusehen als Ergebniß eines bilateralen Vertrages und als Entschädigung der Kirche für den Verzicht auf die Ausübung und den Besitz der weltlichen Herrschaft." Also ein do ut des und gerade, weil nur Italien von Rom eine solche Compensation verlangen konnte, meinte Cavour, sei auch nur Italien zu einer „also glorreichen Transformation des Papstthums berufen"[3]), und ausdrücklich wurden die Unterhändler angewiesen, zu erklären, „die Regierung des Königs werde der Kirche auf dem geistlichen Gebiete keinerlei Zugeständniß machen, wenn dieselbe nicht thatsächlich auf jede weltliche Herrschaft verzichte." Obgleich Cavour später erklärte, er würde auch wenn er mit Gewalt in Rom einrückte, gleichwohl das Princip „von der freien Kirche im freien Staat" proklamiren, so glaubt Padelletti doch nicht, dass wie Mamiani[4]) annimmt, derselbe irgend ein inneres, persönliches Interesse daran gehabt habe, „zu erfahren, was der völlig befreite Katholicismus aus sich selbst machen werde (quello che diverebbe la spontaneità del Cattolicismo pienamente affrancato)". Gleich v. Treitschke[5]) nimmt er an, daß die Betrachtung der religiösen Probleme ihm überhaupt dazu viel zu fern gelegen und er nicht Zeit gehabt, ihnen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Höhere religiöse Absichten blieben ihm fremd; er hatte es mit der bestehenden officiellen Kirche

[1]) Bianchi, Storia della Diplomazia europea in Italia. VIII, 415 f.
[2]) Ebend. 417 f. 428 f.
[3]) Bianchi, a. a. O. VIII, 423.
[4]) Mamiani, Teorica della religione e dello Stato, p. 291.
[5]) Treitschke, Il Conte di Cavour. Italienische Ausgabe, S. 227.

zu thun; die Neugeburt des religiösen Lebens durch Eintauchung desselben in das volksthümliche Element beschäftigte seinen Geist nicht, welcher viel mehr dem gerade durch seinen Einfluß in Italien mächtig erstarkten „ruhigen, selbstgefälligen, etwas diffusen Skepticismus" („scetticismo religioso tanto diffuso, tranquillo, pacifico, sicuro di sè") huldigte, von welchem R. Bonghi einmal als von der herrschenden Stimmung der liberalen Schichten unserer Bevölkerung spricht. Damit stimmt denn freilich nicht, wenn Cavour einmal in einer seiner Unterhaltungen mit Artom äußerte: „ich bin überzeugt, kaum wird die Kirche diese Freiheit gekostet haben, so wird sie sich durch dieses gesunde und kräftigende Regime wie neugeboren fühlen[1])." Darüber, daß ein Friede mit Rom dem parlamentarischen Leben der Nation in den katholischen Abgeordneten ein ganz neues Element zuführen, und das Verhältniß der Majoritäten in der Kammer möglicher Weise auf den Kopf stellen werde, machte sich der große Staatsmann keinerlei Illusionen: er hielt es für durchaus möglich, daß innerhalb weniger Jahre die sog. katholische Partei in der Mehrheit sei und er seine Laufbahn auf den Bänken der Opposition endigen werde[2]). Padelletti dagegen weiß noch ganz andere Folgen der „freien Kirche im freien Staat" aufzuzählen. Schon jene theilweise Verwirklichung dieses Axiomes, die wir von 1859—1874 gesehen, bewirkte ihm zu Folge dreierlei: sie gestattete dem Papste alle Bischofssitze Italiens mit blinden Werkzeugen der jesuitischen Partei zu besetzen; sie gestattete Papst und Bischöfen ungestraft das neue Königreich zu insultiren und gegen dasselbe zu conspiriren; sie gestattete drittens, daß eine zahlreiche Jugend in der Unwissenheit der heutigen Welt und im Hasse gegen die Freiheit auferzogen wurde. Die volle Ausführung von Cavour's Idee, fügt er hinzu, würde alle Bischöfe hilflos dem Papst, alle Pfarrer hilflos den Bischöfen überantwortet, auf lange Zeit jeden Keim von Lebensfähigkeit in der Kirche unterdrückt und dem neuen Staatswesen tausend Schwierigkeiten und Gefahren geschaffen haben, an welche Cavour nicht dachte und an welche seine geringe Kenntniß der kirchlichen Verhältnisse ihn nicht denken ließ. Wie wenig sein Vertrauen gerechtfertigt gewesen, daß der frische Hauch der Freiheit in der Kirche selbst bessere Zustände hervorrufen werde, zeige die Publication des „Syllabus" und der Constitution „Pastor aeternus".

Padelletti glaubt daher nicht, daß im Verfolg des Cavour'schen Axioms etwas Ersprießliches zu erreichen sei. „In unserer gegenwärtigen Lage," schließt er, „bleibt nur Eines übrig, der Versuch nämlich, den Geist innerer und wahrhaftiger Freiheit in die Kirche einzuführen und zugleich eine neue Regelung des kirchlichen Vermögensrechtes vorzunehmen, welcher dem Laienelemente bedeutende Vorrechte verleiht. Dazu gibt der Artikel 18 des Garantiengesetzes die Handhabe."

Borgatti hat über den nämlichen Gegenstand zu wiederholten Malen geschrieben, bez. gesprochen: vorab in den beiden in der Abgeordnetenkammer am 3. Februar 1871 und am 15. März d. J. gehaltenen Reden „delle Garanzie per la indipendenza del sommo Pontefice e della libertà della Chiesa", dann in der vor dem Senate am 11. März 1875 gehaltenen Rede über die Formel „Libera Chiesa in Libero Stato", endlich in seinen Briefen an den Abgeord-

[1]) Œuvre parlementaire. p. 21—26.
[2]) Discorsi XI. 360.

neten Dina [1]), Director der „Opinione"; letztere sind direct gegen Padelletti gerichtet. Er ist zunächst der Meinung, man müsse die alte Vorstellung von den beiden Gewalten aufgeben und die Kirche politisch und juristisch ausschließlich als eine private Association oder Institution ansehen. Er unterscheidet dann sehr scharf zwischen der geistlichen oder religiösen Universalität der Kirche — Universalität des Dogmas, der Disciplin und der Formen — und zwischen der von dem einzelnen Staat in seiner bürgerlichen Gesetzgebung anerkannten Universalität. Um das gemeine Recht auf die Beziehungen des Staates zur Kirche anzuwenden, sei es keineswegs nothwendig, die Kirche in ihrer juristischen Universalität anzuerkennen. Padelletti, erklärte er, habe mit vielen Andern darin geirrt, daß ihm der Unterschied entgangen sei, welchen man machen müsse, wenn man die Freiheit der Kirche in Rücksicht auf den italienischen Staat und in Rücksicht auf die übrigen Staaten, über welche sich die Kirche erstrecke, betrachtet; mit andern Worten: die diplomatische Frage sei hier durchaus verschieden von der internen. Ganz unrichtig sei, wenn Prof. Padelletti meine, für Cavour sei die Lehre von der „freien Kirche im freien Staate" nur ein politisches Expediens- und Kampfmittel gewesen. Er beruft sich sowohl auf die Erinnerungen der nächsten Freunde Cavour's (zu denen er selbst zählte), als auf dessen Aeußerungen, wie wir sie oben angeführt, wie endlich auf die Mittheilungen, welche Cavour's Nichte, die Marchesa Alfieri nach dem Tode ihres Oheims Giorgini entgegengesetzt hatte [2]): auf alle diese Instanzen brieft er sich zum Erweise der Thatsache, daß der Gründer der italienischen Einheit [3]) mit jenem Satze ein wirkliches, von ihm aufrichtig gemeintes und wohlbedachtes Princip ausgesprochen, dessen Verwirklichung er im Ernste niemals von der Zustimmung der Curie zur Abschaffung der Temporale abhängig machen konnte, das im Gegentheil einen integrirenden Bestandtheil seines politischen Programms gebildet habe. „Auch ich," fügt Borgatti an einer Stelle hinzu, „bin überzeugt, daß nur in der Freigebung und vollauf geübten Freiheit wahre und volle Garantie

---

[1]) Borgatti, Libera Chiesa in Libero Stato. Lettere del senatore Borgatti all' onorevole deputato Dina, direttore dell' Opinione. Estratto dell' Opinione, no. 44, 47 e 51. Roma 1876.

[2]) „Nuova Antologia" I, 315.

[3]) Man gestatte uns zu diesem Ausdruck eine Bemerkung. Es wäre doch schließlich Zeit, der Verhimmelung Garibaldi's und seines sicilianischen Feldzugs ein Ziel zu setzen: Italien kann wahrhaftig durch diese „Legende" nicht an Ruhm und Ehre gewinnen, es kann nur Mitleid im Ausland erwecken, wenn man fortwährend glauben macht, die italienische Einheit habe auf eine solche geistige Nullität warten müssen, um begründet zu werden. Eingeweihte wissen sehr gut, daß die ganze sicilianische Revolution durch Cavour gemacht worden ist, dessen militärische Emissäre, als Krämer verkleidet, die Insel bereisten und mit Gold die einflußreichsten Personen kauften. Bestochen war der General, welcher vor Palermo Heer und Flotte befehligte, bestochen der in Neapel commandirende General, welcher zwei Millionen erhielt. Der Zug Garibaldi's mit den „berühmten" Tausend, deren schlechte Ausrüstung keinerlei ernstem Treffen gewachsen, war nichts als eine lächerliche Komödie, die man vor Europa spielen mußte, um die piemontesische Regierung zu dechargiren. Garibaldi selbst hatte am Volturno den Muth vollständig verloren und wurde von Nino Bixio verzagt in einem Graben gefunden und angeredet: „oggi bisogna d' morir o di vincere — heute mußt du siegen oder sterben." Die Ankunft der piemontesischen Bersaglieri rettete ihn und gewann die Schlacht.

wie für den Papst so für die Kirche liegt." Und so verwahrt er sich denn gegen den ihm zu weit gehenden Staatsbegriff, welchen sein Gegner aufgestellt hatte.

So interessant diese zwischen Padelletti und Borgatti gepflogene Controverse ist, so scheint sie uns doch den Gegenstand keineswegs erschöpft zu haben. Der Ursprung der Lehre von der „freien Kirche im freien Staat" läßt sich über Cavour hinaus verfolgen. Die Lehre von der Gewissensfreiheit ist bekanntlich durchaus modern; sie war weder dem Mittelalter noch dem Reformationszeitalter bekannt: sie ist zum ersten Male als politisches Axiom von Lord Baltimore und den ersten katholischen aus Großbritannien vertriebenen Ansiedlern Marylands (1632) aufgestellt worden. Sie hat damals, im 17. Jahrhundert, sich keiner dauernden Anerkennung zu erfreuen gehabt: aber im 18. Jahrhundert hat die nordamerikanische Union das Princip „von der freien Kirche im freien Staate" thatsächlich verwirklicht, wenn auch die Formel damals nicht ausgesprochen wurde. Lamennais hat dann schon unter den Bourbonen für die französische Kirche im Wesentlichen die nämliche Stellung gefordert, deren sich die katholische Kirche in Nordamerika erfreute; die Männer, welche die belgische Revolution machten, gingen von denselben Grundsätzen aus und verwirklichten sie in der belgischen Constitution. Seit 1830 kämpften Lamennais und seine Freunde im „Avenir" offen für die absolute Trennung von Kirche und Staat, und auch als Lamennais sich von seinen Freunden getrennt hatte, sahen letztere, vorab Montalembert, in ihr das Heil der Gesellschaft. Es unterliegt uns keinem Zweifel, daß diese Vorgänge und daß die Schriften der liberalen Katholiken Frankreichs tiefen Eindruck auf Cavour gemacht hatten. Seine Formel „Libera Chiesa in libero Stato", schien so sehr Montalembert's berühmter Mechelner Rede „über die Interessen des Katholicismus im 19. Jahrhundert" entnommen, daß Montalembert sich veranlaßt sah, in einem bekannten Sendschreiben an Cavour den Unterschied seiner Auffassung von der Cavour'schen ausführlich und unter schweren Angriffen auf die antikirchliche Gesetzgebung Piemonts seit 1851 zu begründen. Das kann aber an der Verwandtschaft der Cavour'schen Idee mit derjenigen der liberalen Katholiken Frankreichs nichts ändern. Rom traute weder der einen noch der andern. Es hat die Lehre von der Trennung von Staat und Kirche verworfen, als es den „Avenir" verdammte und den „Syllabus" erließ; es hat sich in der Praxis indessen in Amerika wie in Belgien dieselbe gefallen lassen, bis auf die allerneueste Zeit, wo der belgische Streit um die Schule die Hinfälligkeit und Unhaltbarkeit des Systems ad oculos demonstrirte.

Die absolute Trennung von Staat und Kirche ist ein Product des modernen französischen Doctrinarismus, gerade so verderblich und gerade so unhaltbar, wie das auf die Spitze getriebene, das Königthum annullirende constitutionelle Princip, mit dem, wie das die Geschichte Frankreichs von 1815 bis 1851, und vor Allem wiederum neuestens die Geschichte der dritten Republik beweist, auf die Dauer jede Regierung unmöglich, jedenfalls alle Stabilität und Cohärenz derselben aufgehoben wird. Sie ist ein Princip, dem zwar eine ideale, aber eine ganz unhistorische abstracte Auffassung zu Grunde liegt. Die Männer, welche die Trennung von Staat und Kirche zuerst praktisch verwirklicht haben, griffen zu ihr aus dem einfachen praktischen Grunde, weil sie keinen andern Weg sahen, um einem ungerechten, die Gewissen beschwerenden Druck des Staates zu ent-

gehen; diejenigen, welche sie zum Princip erhoben, hatten aber in keiner Weise über die Frage nachgedacht, wie denn die bisher geübten iura circa sacra des Staates entstanden waren. Man wußte wenig oder nichts von dem Gleichgewicht der Kräfte — des Primats, Episkopats, des Clerus, des Laienelements, welches in der alten Kirche bestanden hatte; man wußte nicht, daß die Uebel in der mittelalterlichen Kirche und die allmälige Zerrüttung derselben hauptsächlich oder theilweise aus der Störung dieses Gleichgewichtes hervorgegangen waren; nichts davon, daß die traditionell oder concordatsmäßig von den Fürsten und Regierungen geübten kirchlichen „Rechte" den letzten Rest des Antheils darstellten, welchen einstmals das Laienelement in der Kirche ausgeübt hatte. Am klarsten läßt sich das an der Geschichte der Bischofswahlen nachweisen, wo der der plebs christiana entzogene Antheil in einer an der Hand der historischen Urkunden leicht zu verfolgenden Weise auf die Kaiser und Landesfürsten überging. Das [illegible] Mitwirkung bei der Ernennung der Bischöfe würde also nicht der „Kirche", sondern [illegible] einfach einem der übrigen hier concurrirenden Factoren, beziehungsweise den diesen beherrschenden Elementen zu Gute kommen. Also das Gleichgewicht der Kräfte nur noch heftiger gestört. Auf der andern Seite kann auch die Kirche berechtigte Ansprüche erheben. Sie sieht in dem modernen Staat den Rechtsnachfolger dessen, welcher ihren [illegible] wie Besitz vielfach occupirt hat: wie kann sich der Staat, wird sie sagen müssen, von [illegible] nachenen Leistungen für die kirchliche Gesellschaft zurückziehen, welche das einfache Aequivalent für das eingezogene Kirchengut darstellen? Es begreift sich von diesem Gesichtspunkte aus vollkommen, daß der Gesetzentwurf des Professor C. (vgl. „Deutsche Rundschau" März 1882, S. 365) von 1867 die Rückgabe des Kirchengutes [illegible] verfügte, welches der Staat bei Unterdrückung der Orden in Beschlag genommen [illegible] hatte. Das war consequent und billig.

In ein ganz neues Stadium ist die alte Frage über das Verhältniß von Staat und Kirche natürlich getreten, seit in der neuern Zeit die Staaten [illegible] solche aufgehört haben confessionell-katholisch zu sein und seit sich im Laufe des letzten Jahrhunderts herausgestellt hat, daß eben auch ein großer Bruchtheil der Bevölkerung nicht mehr auf dem Boden der alten Kirche steht. Eine Liquidation war unabweislich und es war natürlich, daß der ideal-liberale Doctrinarismus der Formel von „der freien Kirche im freien Staate" die beste Lösung zu finden vermeinte. Aber man irrte zunächst darin, daß man dies Princip identisch achtete mit demjenigen der Gewissensfreiheit, wie sie zuerst auf dem Boden der Neuen Welt Lord Baltimore proclamirt hatte und wie sie, man kann sagen, erst seit hundert Jahren in der alten Welt als die Grundlage aller übrigen Freiheiten und die kostbarste Errungenschaft der Neuzeit sich eingebürgert hat; in der Theorie wenigstens, wenn auch leider nicht überall in der Praxis. Denn das alte Staatskirchenthum mit seiner „Zwangskirche" mit der individuellen Freiheit nicht bestehen konnte, ist längst Allen klar; daß es aber für die Kirche und das Christenthum selbst kein Segen war, daß in ihm vielmehr die Keime des spätmittelalterlichen Verfalls der christlichen Gesellschaft lag, hat in unübertroffener Weise Maaßen in seinen lange nicht hinreichend beachteten „Neun Capitel über freie Kirche und Gewissensfreiheit" (Gratz 1876) u. s. f. gezeigt. Das Princip

individuellen Gewissensfreiheit schließt aber keineswegs in sich, daß auch Staat und Kirche nebeneinander leben, ohne sich um einander zu kümmern: etwa wie zwei Assecuranzgesellschaften, die zwar einen Theil ihrer Mitglieder gemeinschaftlich, aber im Uebrigen gar nichts miteinander gemein haben. Wir sehen in Belgien und seit wenigen Jahren in Frankreich, wohin z. B. auf dem Gebiete des Unterrichts eine solche „Freiheit der Kirche" führt: der Staat läßt in seiner „confessionslosen" Schule eine atheistische Jugend erziehen, welche die Kirche haßt; der Clerus erzieht in seinen Schulen eine den Staat hassende Jugend, welche für alle über das Religiöse hinausliegenden Culturzwecke der Gegenwart keinen Sinn hat; zwei Nationen in einem Staate. Durch die Gewalt der Verhältnisse wird die Kirche dahin geführt, einen solchen Staat zu negiren; ein solcher Staat aber durch dieselbe Macht der Verhältnisse sehr bald veranlaßt, aus einer gegen die Kirche gleichgültigen Gesellschaft eine sie verfolgende zu werden. „Der freie Staat" neben der „freien Kirche" würde sich dem Christenthum gegenüber bald in einer ähnlichen Lage befinden, wie der römische Staat vor Constantin. Die Christen der drei ersten Jahrhunderte waren weder Aufwiegler noch schlechte Bürger. Gleichwohl ist es wahr, was Gibbon behauptet hat, daß der römische Staatsbegriff durch das Christenthum zerstört worden sei: so wenig aber wie der omnipotente, die Gewissensfreiheit erdrückende Staat mit dem Christenthum unter einem Dache zusammenleben konnte, so wenig kann auf die Dauer der gegen die Kirche absolut gleichgültige Staat mit ihr zusammen existiren. Man halte uns Amerika nicht entgegen; dieser Staat ist noch zu jung, um solchen Fragen gegenüber zur Exemplification herangezogen zu werden. Zudem ist die Union zum weitaus größern Theil vorläufig noch protestantisch, während wir hier zunächst das Zusammenleben des Staats mit der Kirche in vorwaltend oder ganz katholischen Ländern in's Auge fassen. Die immer noch gewaltige Lebenskraft und Concentration der Kirche würde in letzteren Zustände herbeiführen, welche dem modernen Staate keine Wahl ließen, als entweder in einen feindlichen Gegensatz zu der religiösen Gesellschaft zu treten und zum Verfolger zu werden, oder zu dem mittelalterlichen Verhältnisse der Unterwerfung unter die Kirche zurückzukehren. Denn von dem Traume Rothe's vom Aufgehen der Kirche in dem Staate kann doch im Ernst keine Rede sein.

Man hat gesagt: die Freiheit trage in sich das Heilmittel wider alle ihre andern Gefahren. Wollte Gott es wäre dem so! Aber die Geschichte gibt Unrecht dem enthusiastischen Idealismus nicht Recht, und was wir heute rings um uns erleben, ist nicht geeignet, zur Anstellung des Experiments auf breiterer Grundlage einzuladen. Wie die Menschen beschaffen sind, würde die schrankenlose Freiheit nicht einen erziehenden Einfluß bester Art auf unser Geschlecht üben, sondern einfach ein neues Faustrecht begründen, schlimmer als das vor Alterliche, weil bei jenem wenigstens die persönliche Kraft den Ausschlag gab, während das moderne Faustrecht unseres verfeinerten Jahrhunderts nur der derselben Gemeinheit zum Sieg verhelfen würde. Die Radicalen aller Länder ganz, dünkt uns, dafür gesorgt, daß wir die schrankenlose Freiheit allenthalben als den Gegensatz und den Todfeind aller wahren Freiheit erkennen müssen; sie zu in, wie das Montalembert bereits vor dreißig Jahren ausgesprochen hat, um

das schlimmste aller Verbrechen verübt: sie haben die Welt der Freiheit müde gemacht und sie in Bezug auf dieselbe desorientirt[1]).

Es war, wie wir bestimmt zu wissen glauben, weder Cavour's noch Ricasoli's, noch Borgatti's Meinung jemals gewesen, die italienische Kirche oder die katholische Kirche in Italien auf die Dauer dem Staate gegenüber so fremd und frei zu stellen, wie dies in Nord-Amerika und Belgien der Fall ist, wenn sie auch in der Application der Formel viel weiter gingen als Padelletti und Andere gut heißen mochten. Aber für sie handelte sich's in erster Linie darum, mittelst dieser Formel eine Lösung für die enorme Schwierigkeit zu finden, welche für Italien darin lag und noch liegt, daß es nicht nur das Haupt der italienischen Katholiken, sondern auch das Oberhaupt der gesammten Kirche in sich schließt, welches Oberhaupt der Gesammtkirche den bestimmten Anspruch erhob und erhebt, gerade als solches von Italien behandelt zu werden. Borgatti hat da[2]) namentlich sehr richtig erkannt, daß es ein großer Unterschied ist, die religiöse oder die juridische Universalität des Katholicismus anzuerkennen. Ihm zu Folge hat der Staat es mit der ersten überhaupt nicht zu thun; die Anerkennung der zweiten ist ihm aber nicht möglich.

Wir sind überzeugt, daß der italienische Staatsmann hier der Lösung unserer großen Frage sehr nahe gekommen ist. Das Problem kann rein theoretisch, es kann rein praktisch aufgefaßt werden. Wir überlassen gerne Anderen die philosophische und theoretische Erschöpfung desselben: für uns handelt es sich um eine politische, also vorwaltend praktische Frage.

Die juridische Anerkennung der Universalität der katholischen Kirche ist heute für den modernen Einzelstaat eine Unmöglichkeit. Sie war möglich auf dem Boden der Anschauung, welche das natürliche Ergebniß der Aufrichtung eines christlichen Weltreiches durch Karl den Großen war: mit diesem Imperium stand und fiel sie. Der heutige Staat kann in seiner Gesetzgebung sich auf keinerlei Verhältnisse richten, welche außerhalb seines Territoriums liegen: mit jedem weitern Hinaussehen verliert er seine Souveränetät. Concordate mit Rom sind darum im Widerspruch gegen das Princip des modernen Staates; sie können nicht abgeschlossen werden, ohne daß der Staat einen Theil seiner Souveränetät aufgibt. Die Gesetzgebung mehrerer Staaten hat dies bekanntlich anerkannt und unter Ablehnung jeder Convention mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche es unternommen, die Beziehungen des Staates zu seinen katholischen Unterthanen auf dem gewöhnlichen legislatorischen Wege zu regeln. Die Falk'sche Gesetzgebung ging von diesem Standpunkte aus. Aber sie schoß über das Ziel, indem sie Dinge, welche der Sphäre des Staates absolut nicht

---

[1]) Vgl. Montalembert's merkwürdige Rede, gehalten in der Nationalversammlung am 19. October 1849, wo er den Radicalen sagt: „savez-vous quel est devant le monde le plus grand de tous vos crimes? Ce n'est pas seulement le sang innocent que vous avez versé, quoiqu'il crie vengeance au ciel contre vous; ce n'est pas seulement d'avoir semé à plaines mains la ruine dans l'Europe entière; quoique ce soit le plus formidable argument contre vos doctrines. Non! c'est d'avoir désenchanté le monde de la liberté; c'est d'avoir en quelque sorte désorienté le monde."

[2]) Vgl. namentlich die Rede vom 3. Febr. 1871 „Delle Garanzie per la Indipendenza del Sommo Pontifice etc.", Firenze 1871, p. 6 f.

unterliegen, in ihre Artikel hineinzog, und sie fehlte in zahlreichen Details, indem die Gesetzgeber es vernachlässigten, sich über den Gegenstand ihrer Legislation hinreichend zu unterrichten und guten Rath da zu suchen, wo er allein zu finden war — bei den katholischen Freunden des Staats. Es hat sich furchtbar gerächt, daß man meinte, zwar in landwirthschaftlichen und commerciellen Dingen keine Gesetze ohne Hinzuziehung eines technischen Beirathes machen zu dürfen, kirchliche Gesetze aber erlassen zu können, ohne Diejenigen befragt zu haben, welche von solchen Dingen etwas verstehen und von denen man wissen konnte, daß sie dem König und seiner Regierung gegenüber keine Judasrolle spielen würden. War das ein beklagenswerther und verhängnißvoller Fehler, so war es fast noch wunderbarer, wie der Reichskanzler oder das Ministerium von Goßler diesen Fehler dadurch corrigirten, daß man wieder einen preußischen Botschafter bei dem Vatican accreditirte, während man zugleich erklärte, in eine Revision der Maigesetze nicht einwilligen zu wollen. Man hält an einer Gesetzgebung fest, welche die juridische Universalität des Katholicismus ignorirt — und man schickt dem Oberhaupte des letztern einen Gesandten, der über eben diese Gesetzgebung mit ihm verhandeln soll! Verstehe das, wer es will: wir in Italien haben es nicht verstanden; wir haben aber wohl begriffen, weshalb die Mission des Herrn von Schlözer bisher resultatlos blieb. Die Curie ist klug genug, um einzusehen, daß der Fürst Bismarck mit dieser wie mit andern Maßregeln den Boden seiner Politik verlassen hat; sie hat Athem genug, um es ruhig abzuwarten, bis ihr die Früchte eines solchen Wandels gereift in den Schoß fallen.

Für uns aber hat die Sache noch eine ganz andere Bedeutung. Man hat in Italien — mit Recht oder mit Unrecht — jene Mission als einen Schlag in's Antlitz des Königreiches empfunden. Während in den letzten Jahren die Gesinnungen Italiens sich mehr und mehr Frankreich ab und Deutschland zuwandten, hat das Ereigniß in der entgegengesetzten Richtung gewirkt und die Actien Frankreichs wieder steigen lassen. Die bei mehr als einer Gelegenheit den Zumuthungen des Ultramontanismus gegenüber bewiesene Schwäche der preußischen Regierung, das Coquettiren mit der Freundschaft des Centrums, alles das wird in Italien vielfach als ein Beweis angesehen, daß die deutsche Regierung geneigt sei, auch auf Kosten Italiens, den Frieden mit Rom zu suchen und anzunehmen. War es erstaunlich, daß die Windfahne sofort nach Frankreich umschlug?

Wir leben in der festen Ueberzeugung, daß ein so tiefblickender Staatsmann wie Bismarck ernstlich niemals daran denken konnte, die Basis der Politik zu verlassen, welche 1866 und 1870 das Deutsche Reich geschaffen hat. Das Jahr 1870 war kein Sieg des Protestantismus über den Katholicismus, was man auch sagen möge. Aber es war ein Triumph der germanischen über die romanische Cultur und ein entscheidender Schlag gegen die Combinationen des „politischen Katholicismus", einer Macht, die mit dem religiösen Leben der immensen Mehrzahl unserer katholischen Mitbürger sehr wenig zu thun hat. Als solcher ist er empfunden worden — und hier liegt die Entstehung des „Culturkampfes", der sich unmittelbar an die Ereignisse von 1870 anschloß und in welchem Preußen den Irrthum beging, eine freilich dem deutschen Reiche,

der deutschen Wissenschaft, der gesammten deutschen Culturentwickelung feindliche Partei mit der Kirche zu verwechseln und dem heiligen Stuhle aggressive Absichten gegen das junge Kaiserreich zuzuschreiben, welche selbst Pius IX. nicht hegte[1]), welche dem erhabenen Greise, der gegenwärtig die Tiara trägt, so ferne als möglich liegen. Gingen Andere zu weit in der Trennung von Kirche und Staat, so fiel man hier in's gerade Gegentheil und erneuerte die Fehlgriffe Joseph's II. Es ist für Deutschland eine Lebensfrage, daß die preußische Politik aus dieser Sackgasse herausgelange, daß sie zugleich gerecht und zugleich stark dem Gewissen der katholischen Unterthanen Befriedigung gewährt, ohne den Velleitäten des politischen Ultramontanismus nachzugeben. Aber auch für Italien hängt unendlich viel davon ab, wie dies Problem in Deutschland gelöst werde. Der Reichskanzler hat im verflossenen Winter in jener bekannten Bemerkung auf die dem Königthum Italien und dessen Bestand aus der Herrschaft der radicalen Tendenzen erwachsenden Gefahren hingewiesen. Kein vernünftiger Mensch wird annehmen, der Fürst Bismarck habe damals die ohnehin durch die neueste Wendung der preußischen Kirchenpolitik etwas in's Schwanken gekommenen Sympathien für Deutschland leichtfertig verscherzen wollen; man kann nur annehmen, er habe der italienischen Politik eine ebenso begründete wie wohlgemeinte Warnung zukommen zu lassen beabsichtigt. Das Steuer dieser Politik aus den Wassern des Radicalismus wieder heraus zu bringen ist aber keineswegs so leicht. Die Abstention der katholisch-conservativen Partei, die Gleichgültigkeit eines großen Theils der Wähler sichert der Linken noch auf längere Zeit die Majorität in jeder Kammer. Wir nehmen keinen Anstand zu bekennen, daß wir einen Umschwung zum Bessern nur von Ereignissen auf dem Felde der äußern Politik erwarten. Italien muß rundweg jeglicher Connivenz mit der Politik des mehr und mehr dem Jakobinismus und innerer Auflösung verfallenden Frankreich entsagen: es muß im Bündniß mit Deutschland sein Heil ausschließlich suchen und in dem künftigen Kriege an der Seite Deutschlands fechten und siegen. Ein solcher Sieg wird das Königthum kräftigen und es stark genug machen, mit dem Radicalismus Abrechnung zu halten. Freilich wird ihm auch dann noch zu seiner endgültigen Befestigung die Erledigung der römischen Frage übrig bleiben. Kehren wir auf einen Augenblick wieder zu dieser zurück.

III.

Wir haben am Schlusse unseres ersten Briefes der Schrift „Il Papa e l'Italia" gedacht, welche zu Ende 1881 in Rom erschienen ist und welche, von dem Bischof Rotelli von Montefiascone verfaßt, auf Inspiration Leo's XIII. zurückgeführt wird. Sie ist nicht die einzige Broschüre geblieben, durch welche der Vatican versucht hat, die römische Frage wieder anzuregen und ihrer endgültigen Lösung nahe zu bringen. Ebenfalls zu Ausgang des verflossenen Jahres gab der „Osservatore Romano", seit dem Eingehen der „Aurora" wieder vielfach zu officiösen Mittheilungen benutzt, eine Reihe von Artikeln, welche auch in

[1]) Noch als die Wogen des „Culturkampfs" am höchsten gingen, äußerte sich Pius IX. in einer uns ertheilten Audienz im Hinblick auf gewisse Protestler dahin: es stehe einem katholischen Unterthanen Sr. Maj. des deutschen Kaisers nicht frei, den Frankfurter Vertrag von 1871 zu negiren und der Legitimität des neuen Reiches principielle Opposition zu machen.

deutscher Uebersetzung gesammelt erschienen [1]), und um dieselbe Zeit veröffentlichte der bald darauf in jugendlichem Alter gestorbene, von Perugia her dem Papste nahestehende Graf Conestabile die vielfach bemerkte Schrift „La Situation du Pape et le dernier mot sur la question Romaine" [2]). Beide Publicationen knüpfen im Wesentlichen an die Vorgänge an, welche sich bei der Beisetzung der Leiche Pius' IX. am 13. Juli ereigneten — Vorgänge, die jeder anständige Mensch nur auf's Tiefste beklagen kann, in Betreff deren aber doch ein für alle Mal die Bemerkung gemacht werden muß, daß ähnliche und schlimmere Dinge sich auch in den blühendsten Zeiten der weltlichen Papstherrschaft begaben — wir wollen nicht auf die trüben Zeiten des 9. und 10. Jahrhunderts, sondern nur an den Tumult beim Tode Paul's IV. und an die Mißhandlung mehr als einer päpstlichen Leiche in der Renaissanceperiode erinnern. Zudem gewinnen diese Vorgänge doch auch ein eigenthümliches Licht, wenn es wahr ist, was uns aus guter Quelle versichert wird: man habe italienischerseits der Curie auf eine vertrauliche Anfrage hin den Rath gegeben, die Translation der Gebeine Pio Nono's am hellen Tage vorzunehmen, und König Umberto selbst habe sich erboten, dieselben mit allen königlichen Ehren zu begleiten. Doch lassen wir diese häßliche Geschichte bei Seite. Der „Osservatore" kommt zu dem Ergebniß: „zwei Rechte stehen einander geradezu gegenüber, das von Italien (es ist also doch ein Recht?) und jenes der katholischen Welt: eines muß weichen. Welches? Offenbar das, welches weniger Gründe für sich hat. Zwei Hauptstädte können nicht zugleich in einer Stadt sein, zwei Regierungen können sich nicht gegenseitig durchdringen, in Frieden mit einander leben am selben Ort. Die Folge wird sein, daß nach kürzerer oder längerer Probe, kürzeren oder längeren Kampfe die eine weichen muß, während die andere bleibt. „Welche von beiden wird dieses Schicksal treffen?" Es ist natürlich Italien, welches weichen muß.

Graf Conestabile kommt, bei einer gebildetern und weniger leidenschaftlichen Darstellung, zu demselben Ergebniß. Er bestreitet zunächst, daß, wie die italienische Regierung vorgibt, im Jahre 1870 40,000 Römer für, und nur 40 gegen die Annexion gestimmt hätten und er hebt hervor, daß nach dem Plebiscit eine Adresse an den Papst zu Gunsten dessen weltlicher Herrschaft 28,000 Unterschriften erhalten habe. Diese letztere Manifestation erhalte ihre Bestätigung durch eine im October 1881 gezeichnete Adresse, welche 30,000 Unterschriften römischer Bürger zähle und gleichfalls die Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft verlange. Er erinnert dann an Massimo d'Azeglio's Antipathie gegen Rom als Hauptstadt Italiens, welcher die Einnahme Roms als „die Inthronisation der Demagogie" betrachtete und ein Mal meinte: „wenn Napoleon III. uns von Rom als Hauptstadt erlöste, so wäre das ein ebenso großer Dienst als Solferino". Er erinnert dann weiter daran, daß im September 1879 keine einzige Macht ihre Zustimmung zu der Annexion Roms gegeben und die Mehrzahl der Cabinette ausdrücklich ihre Reserven zu Gunsten des Papstes gemacht hätten. Jetzt habe sich Italien in die einst dem Grafen Cavour von Montalembert gestellte Alternative versetzt: „wenn ihr nach der Besetzung Roms den

[1]) Rom als Hauptstadt von Italien. Freib. i. B. 1881.
[2]) Paris, Plon. nov. 1881.

Papst bedrückt, ohne daß er Vertheidiger findet, so ist er nicht mehr frei; findet er deren, so seid ihr es nicht mehr". Die Frage sei keine politische, sondern zugleich eine religiöse: schon Donoso Cortes habe im Congresse (4. Januar 1849) es ausgesprochen: „Die vornehmste Gewalt des Papstes sei die geistliche, die weltliche sei nur ein Accessorium. Die katholische Welt habe ein Recht darauf, daß das infallibele Orakel seiner Dogmen unabhängig und frei sei; die Frage der Souveränetät, welche dort überall eine rein politische sei, sei daher in Rom eine religiöse." Der peruginer Edelmann gelangt so zu der Conclusion: die gegenwärtige Situation sei unerträglich, das Gegentheil von dem was sein sollte; man müsse die Forderungen des Oberhauptes der Christenheit erfüllen, Rom seinen wahren Charakter zurückgeben und die Gewissen der Katholiken zufrieden stellen. „Möge Italien nicht vergessen, daß der Papst der nationalste, der italienischste Souverän sei, den es je gegeben. Der römische Papst, gefangen oder exilirt, ist ein Unglück und ein Weh für Italien, das Land; ein Unglück und eine Drohung für Italien, den jetzigen Staat. Die Sympathien der Welt sind für den Vatican. Es ist Zeit zu wählen, das ist vielleicht das letzte Wort in der römischen Frage." Indessen scheint auch Herr Conestabile nicht gerade zu verlangen, daß der ganze Kirchenstaat restituirt werde; er gäbe sich[1]) mit Rom, dem Hafen Civita-Vecchia und Umgegend, in Summa mit 3—400,000 Einwohnern zufrieden.

Italiens geistvollster und vielseitigster Publicist, Herr R. Bonghi, hat in einer höchst lesenswerthen Broschüre diese verschiedenen semi-officiellen Veröffentlichungen des Vaticans einer Beurtheilung unterworfen[2]). Er gibt die Unvollkommenheit der von ihm selbst und seinen Freunden gegebenen Garantiengesetze gerne zu und leugnet nicht, daß dieselben durch die seit acht Jahren sich folgenden mehr oder weniger radicalen Regierungen schlecht ausgeführt wurden und dem Papste gegründete Ursache zur Klage gegeben sei. Er sucht dann aber zu zeigen, daß die von den päpstlichen Publicisten vorgeschlagene Lösung absolut unmöglich ist. Unmöglich, weil sich kein Staatsmann in ganz Italien fände, welcher es auf sich nehmen wollte, dieselbe dem König und dem Parlamente vorzuschlagen. Aber gesetzt, ein solcher finde sich, und es gelinge ihm, den Plan durchzuführen, so sei man nicht weiter, da die immense Mehrheit des italienischen Volks Rom als Hauptstadt verlange und wieder nach ihr werde zurückkehren wollen. Wer solle den Papst halten? Gegenüber dem Andrängen der gesammten italienischen Actionspartei genüge die Macht des Papstes nicht. Also entweder müsse Italien selbst den Gensdarmen (gegen sich selbst!) machen oder die auswärtigen Mächte müßten gegen Italien die Wache übernehmen. Eine solche kann sich Italien nicht gefallen lassen; es ist aber auch höchst unwahrscheinlich, daß die auswärtigen Mächte bei der gegenwärtigen Lage der Dinge sich zu irgend einer positiven Einmischung oder gar Intervention verstehen würden. Bonghi unternimmt dann den Nachweis, daß der Papst in Wirklichkeit in der Ausübung seiner geistlichen Gewalt durchaus nicht behindert ist, daß die Occupation Roms seit 1870 den Papst in keiner Stunde an- oder abgehalten habe,

[1]) S. 63.

[2]) R. Bonghi, Leone XIII e il Governo italiano. Roma. Tipogr. Elzeviriana. 1882.

der Christenheit zu verkündigen, was ihm beliebte. Wenn er, wie die Vorfälle des 18. Juli 1881 zeigten, vor Insulten in Rom nicht geschützt sei, so theile er im Augenblicke das Schicksal mit allen übrigen Souveränen und Staatsmännern Europa's und selbst Amerika's. Die Gefahr und Bedrohung des Katholicismus komme von einer ganz andern Seite: die größte liege in dem Verfall des religiösen Lebens in seinem Schoße („questo deperimento della vita religiosa dentro di esso stesso"). Die Abreise des Papstes von Rom könne so wenig wie die Verschärfung des Zwistes etwas Gutes bringen, sie könne nur schaden. Die Hoffnung, ein solches Ereigniß werde einen tiefen Eindruck auf die Christenheit machen und eine gewaltige Reaction zu Gunsten des Papstthums hervorrufen, sei trügerisch. Es würde nur dem Radicalismus zu Gute kommen. Auf diesen als Uebergangsstadium, welches nothwendig zu einer conservativen Politik zurückführen müsse, seine Erwartungen setzen, sei äußerst bedenklich. „Um eines solchen Resultates sicher zu sein, haben die Clericalen nur Ein Argument, einen Text des Evangeliums, der sehr verschiedene Auslegung erträgt. Das ist sicher wenig (è poco, confessino). Da wir hier menschliche Dinge menschlich verhandeln, so ist es gut zu beherzigen, daß das Papstthum, einmal von Rom weggegangen, den Rückweg dahin schwer finden dürfte und jedenfalls nur in ein Italien zurückkehren würde, in welchem ihm das Leben noch schwerer als vorher fallen würde." Schließlich scheint Bonghi den einzig richtigen Weg zu einer Besserung der Lage darin zu finden, daß die Regierung des Königreichs sich den radicalen Tendenzen entziehe und es nicht verschmähe, das religiöse Element zur Wiedergeburt der Nation herbeizuziehen. Man müsse endlich aufhören, Alles zu thun, um den Clerus so antiitalienisch als möglich zu machen. Nur eine starke, erhaltende Regierung sei im Stande die päpstliche Frage auf die rechte Bahn zu bringen und sie mit so viel andern zu erledigen.

Auf Bonghi's Schrift gab man in Rom sofort eine Antwort, mit deren Abfassung der jetzige Spiritus rector der „Civiltà cattolica", überhaupt wohl des Jesuitenordens, der P. Giovanni Maria Cornoldi, beauftragt wurde[1]). Schon diese Thatsache ist bedeutsam und ein schlagender Beweis dafür, daß die Jesuiten ihren Einfluß im Vatican wieder gewonnen haben, nachdem sie 1878 sich mit Leo XIII. geradezu auf dem Kriegsfuße befanden. Es ist nichts Neues aus der Broschüre zu lernen. P. Cornoldi hofft auf eine innere Umgestaltung Italiens. Wer hätte, meint er, es früher für möglich gehalten, daß sich in dem protestantischen Preußen ein katholisches Centrum bilden werde, durch welches sich die Regierung Bismarck's schließlich gezwungen sehe, den Krieg gegen die Kirche aufzugeben und dem Papste die Hand zu reichen? Bonghi irre, wenn er für Italien etwas Aehnliches für unmöglich halte. Gerade auf diesem Wege aber könne die Sache zwischen Papst und Italienern, ohne fremdes Dazwischentreten, in famiglia, tra figli e padre, am besten gelöst werden. Daß sie aber zu Gunsten des Papstthums gelöst werde, dafür spreche die alte Verheißung: „usque ad consummationem saeculi". Also die alte

[1]) Leone XIII e il Governo italiano di R. Bonghi. Risposta di Giov. M. Cornoldi d. C. d. G. Roma. Tipografia di Roma. 1882.

Vermischung der geistlichen und weltlichen Herrschaft: letztere ist ein nothwendiger Appendix, der erstern ist durch den Stifter der christlichen Religion der Bestand garantirt, folglich kann auch letztere nicht untergehen. Wobei nur zu verwundern ist, wie man mit den ersten acht Jahrhunderten der Kirche sich zurecht findet, in denen doch nach allgemeinem Dafürhalten keine weltliche Papstherrschaft bestand, die Kirche aber doch eine höchst glänzende Existenz aufzuweisen hatte.

Man ist im Vatican offenbar à la recherche von Bundesgenossen. Herr Emil Ollivier, der Mann mit dem leichten Herzen, ist im Winter wieder in Rom gewesen und hat sich für die Vertheidigung der päpstlichen Ansprüche gewinnen lassen — oder angeboten. Er arbeitet ja überhaupt daran, seinen etwas verblichenen Stern wieder aufzufrischen. Hören wir was er zu sagen weiß. [1])

Der Papst, erklärt er, ist zwar physisch, aber nicht im höheren Sinn frei, so daß er sein hohes Amt in gebührender Weise ausüben kann. Er ist nicht frei, um die hohenpriesterlichen Functionen zu erfüllen, welche ihm als Haupt der Kirche obliegen und welche das römische Volk und die Christenheit von ihm erwarten. Leo XIII. war nicht frei, um z. B. nach seiner Inthronisation den üblichen Segen von der Loggia der Peterskirche zu geben. „Er möge sich wohl hüten, es zu thun, ließ ihm die italienische Polizei antworten, wir können für nichts stehn“ [2]). Er war nicht frei, die sterblichen Reste seines Vorgängers nächtlicher Weile ihrer letzten Ruhestätte zu übergeben, ohne daß diese insultirt wurden. Angesichts des Programms der Garibaldianer ist kein Zweifel, daß wenn der Papst sich öffentlich zeigte, er mißhandelt, vielleicht ermordet würde. Der Papst hat jetzt zu Rom einen Obern, einen Gebieter; er ist also nicht frei. Und doch ist es Dogma, daß derselbe durch göttliche Einsetzung das Recht der Exemption von jeder weltlichen Jurisdiction erhalten hat [3]). Das Garantiengesetz gibt dem Papst keine Garantie seiner Unabhängigkeit, denn es ist nicht unaufhebbar, ein neues Gesetz kann es annulliren, es existirt zudem nur auf dem Papier, es ist nicht ernstlich gemeint und nicht ehrlich ausgeführt. Es taugt nur unter der Bedingung, daß man sich seiner nicht bedient; es gleicht einer Eisenbahn, auf der noch kein Unfall passirte, weil Niemand auf ihr reist. Die Regierung, welche das Princip „Chiesa libera in libero Stato“ aufstellte, sündigt dagegen, indem sie die alten Privilegien der Bourbonen in Sicilien und ihrer Vorgänger betreffs der Bischofsernennungen für sich in

---

[1]) Émile Ollivier, Le Pape est-il libre à Rome? Paris, Garnier fr. 1882.

[2]) Hr. Ollivier wiederholt hier eine Anekdote, die seiner Zeit in den Zeitungen colportirt wurde, die aber nichts desto weniger vollkommen erfunden ist. Hr. Crispi, damals Minister, ist nicht gefragt worden und konnte darum diese Antwort nicht geben. Die Wahrheit ist, daß Leo XIII. unmittelbar nach seiner Erhebung, auf dem Wege aus der Sixtina nach den päpstlichen Gemächern, allerdings die Absicht hatte, sich auf der Loggia zu zeigen, daß ihn aber die beiden ihm zunächst einherschreitenden Cardinäle davon abhielten. Aber so wird Geschichte gemacht!

[3]) Das ist jedenfalls die merkwürdigste Entdeckung, die wir Hrn. Ollivier verdanken. Bisher hat das kein Kanonist oder Theologe zu behaupten gewagt, und die Päpste der ersten acht Jahrhunderte, indem sie sich der Jurisdiction der römischen und byzantinischen Kaiser unterwarfen, ja noch Leo III., indem er diejenige Karl's d. Gr. anerkannte, waren demnach offenbare Häretiker! Die Curie darf hier wirklich sagen: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden.“

Anspruch nimmt. Die Garantien sind, nach Minghetti's Ausspruch selbst, nur Dinge der Politik und der Opportunität [1]). Es handelte sich nur darum, den Papst nach und nach auszuziehen, ehe man ihn begrub. Was bleibt diesem zu thun übrig? Die Einen rathen, Rom zu verlassen und Italien zu verfluchen; die Andern, in Rom zu bleiben und sich mit Italien zu versöhnen. Ersteres scheint Herrn Ollivier ganz unthunlich. „Die Päpste, welche Rom verließen, fanden es immer in Ruinen wieder." Dem Papste, wenn er auswanderte, ohne geradezu zur Flucht genöthigt zu sein, stände ein neues Domine quo vadis entgegen [2]). Und wohin könnte er gehen, wo er nicht ebenso gedemüthigt und gefangen wäre? Curci's Rath, man möge im Vatican sich vor den Rathschlüssen der Vorsehung beugen, und wie die weltliche Herrschaft, so auch deren Wegfall als eine höhere Fügung hinnehmen und sich mit Italien versöhnen, schließe einen Abfall von der ganzen Kirchengeschichte ein, hieße das Geschenk Constantin's, dem Dante schon geflucht habe [3]), für ein Linsengericht hingeben; denn der Papst, welcher sich mit Italien versöhnen würde, würde den Rest der Welt verlieren. Der Papst muß also in Rom bleiben. Aber was thun? Nach der Meinung des Einen solle er sich wieder dem Volke zeigen, ja auf dem Corso erscheinen, um womöglich die Krisis zu beschleunigen und die Sache zum Klappen zu bringen. Zu lange habe man die Dinge sich hinziehen lassen und sich einer Schwäche schuldig gemacht, welche die übrige Christenheit nicht verstehe und falsch auslege: so, wenn man gestatte, daß die Königin Margherita sich im Quirinal die Messe lesen lasse; wenn man die italienischen Staatsmänner, wenn sie zum Sterben kommen, ohne öffentliche Retractation absolvire. Die ausländischen Katholiken würden unter solchen Umständen leicht in die Lage kommen, einen nicht italienischen Papst im nächsten Conclave zu erlangen, der, durch nationale Rücksichten nicht aufgehalten, ohne Zögern den großen Kampf liefere und den Sieg gewinne. Geschehe dem Papst nichts, wenn er sich wieder öffentlich zeigt, so werde sein Glanz bald denjenigen des königlichen Hofs derart ausstechen, daß der König wie einst Constantin der Große, dem Papste bald gerne Rom überlassen und sich in eine andere Residenz zurückziehen werde [4]). Mit Recht verwirft der Verfasser diese ihm mehr als gefährlich dünkenden Rathschläge und glaubt er, vor der Hand bleibe nichts übrig, als wie bisher abzuwarten und sich zurück zu halten. Vor der Hand, sagt er: denn der Tag könnte doch kommen, wo ein Papst es für gut und nöthig finden werde, dem Martyrium entgegenzugehen und den Versuch zu wagen, die heiligen Ceremonien wieder öffentlich zu begehen. Wie dem immer sei, jedenfalls sehe sich Italien früher oder später vor die Alter-

[1]) Minghetti. Chiesa e Stato. p. 204—206.

[2]) Auch hier begegnet Hrn. Ollivier ein bedenklicher Lapsus, indem er von der bekannten kleinen Kirche Domine quo vadis spricht, welche nach ihm „en face du tombeau circulaire de Priscilla" (p. 28) liegt: an jener Straße liegt wohl „un tombeau circulaire de Cécilia Metella", aber keiner Priscilla, und auch der Rundbau der Cäcilia Metella liegt noch eine Viertelstunde von Domine quo vadis entfernt.

[3]) Sollte Hr. Ollivier wirklich die Unwissenheit in kirchengeschichtlichen Dingen so weit treiben, daß er noch an die constantinische Schenkung glaubte?

[4]) Sollte Hr. Ollivier nicht wissen, daß auch dies Motiv der Residenzverlegung nach Constantinopel eine Fabel ist?

native gestellt: entweder der Meinung der Katholiken nachzugeben und darauf zu verzichten, einseitig, ohne Mitwirkung der übrigen katholischen Mächte die Stellung des Papstthums zu regeln oder, angesichts der Gleichgültigkeit der Nationen, in seiner Usurpation von 1870 zu verharren und sogar jeden diplomatischen Austausch über diese Angelegenheit abzulehnen. Im ersten Falle folgt auf die Aera der Conflicte sofort die der Verhandlungen: müssen diese zur einfachen Wiederaufrichtung des Papst- und Königthums wie vor 1870 führen? Hier erklärt Herr E. Ollivier, eine solche würde zwar der päpstlichen Immunität volle Satisfaction geben, sie wäre aber mit dem Wohlbefinden der Römer unvereinbar (elle serait incompatible avec le bien-être des Romains). Was die Stellung der Katholiken zu dieser Frage anlange, so hätten zwar Pius IX. und der Episkopat (in der Allocutio Maxima quidem, 9. Juni 1862) ausgesprochen, „daß die weltliche Souveränetät des heiligen Stuhles durch eine besondere Fügung der Vorsehung eingesetzt und nothwendig sei, damit der römische Papst, keinem Fürsten und keiner bürgerlichen Gewalt unterworfen, in der ganzen Kirche seine höchste Gewalt und die Autorität, mit der ihn Jesus Christus bekleidet hat, in voller Freiheit ausüben könne"; allein es sei, obgleich die Kirche zu einer solchen Definition berechtigt gewesen sei (? gehört diese Frage auch zu den Thatsachen der Offenbarung?), dies doch keine dogmatische Definition, und demnach sei die weltliche Herrschaft des Papstes in dem Modus ihrer Ausübung namhafter Transformationen fähig. Die päpstliche Regierung habe stets die Bewunderung Aller besessen wegen der liebevollen Sorge, welche sie für die leidenden Classen trug. Unter anderen Gesichtspunkten war sie weniger glücklich. Noch in der neuesten Zeit erklärte der Fürst Metternich die Unfähigkeit derselben zu regieren.[1]) Es ist das selbst in hohen kirchlichen Kreisen eingesehen worden, wie dies das neulich erst bekannt gewordene, zur Zeit von Consalvi unterdrückte Reformgutachten des Cardinals Antonio Sala beweist, welcher die Uebel der Papstregierung hauptsächlich auf vier Ursachen zurückführte: 1) die Vermischung und Verwechslung des Geistlichen und des Weltlichen; 2) die eigensinnige Ablehnung jeder Neuerung aus dem elenden Grunde, weil „es immer so und nicht anders gewesen" („si è fatto sempre così"); 3) den fanatischen Respect vor der gewisser Maßen eine moderne Häresie bildenden Maxime: „badiamo di non far peggio — hüten wir uns die Dinge schlimmer zu machen als sie schon sind"; 4) die Unkenntniß der Menschen und Dinge und die geringe Sorge, diese Unkenntniß zu verbessern. Demnach schlug Sala vor: 1) das Weltliche und Geistliche zu trennen; 2) muthig zu reformiren, ohne Rücksicht auf bestehende Gewohnheiten; 3) sich jeder falschen Furcht zu entschlagen; 4) bei der Auswahl der Beamten darauf zu sehen, daß diese für die ihnen anzuvertrauenden Aemter paßten, nicht aber die Aemter bloß als Einkommen oder Ablohnung der Beamten anzusehen[2]).

---

[1]) Z. B. Mémoires de Metternich V, 1077, p. 314. Und eb. 1087. p. 343: „Le gouvernement pontifical ne sait pas gouverner, il ne sait pas même administrer une ville gâtée comme l'est Bologne."

[2]) Vgl. die sehr interessante Publication des Professors Cugnoni, Archivars der Chigiana, Memorie della vita e degli Scritti del Card. Gius. Ant. Sala. Nuova Antologia, 1880, 15. Sept., und die von demselben verdienstvollen Forscher herausgegebenen Memorie del Card. Sala, Rom 1881—82, bis jetzt zwei Bände.

Sala's Ideen, fährt Ollivier fort, seien selbst unter dem Clerus überaus verbreitet und nur Wenige dächten im Grunde mehr an eine einfache Restauration. Wie aber die päpstliche Macht im Einzelnen zu reformiren sei, das sei vorläufig eine offene Frage. Man könne auf das von Manzoni und Gino Capponi gutgeheißene System d'Azeglio's zurückkommen, nach welchem der Papst mit dem vollen Genuß der Souveränetät allein in Rom residire und daselbst herrsche, ohne zu regieren. Die päpstliche Souveränetät sei damit in eine nominelle Souveränetät verwandelt (Herr Ollivier meint, etwa wie im Mittelalter, vor der Concentration der Gewalten durch Alexander VI. und Julius II. — als ob das nicht ganz verschiedene Verhältnisse gewesen wären!); das Municipio verwalte unter der Aegide des Papstes frei alle weltliche Angelegenheiten (auch die Schulen?); die finanzielle Unabhängigkeit des Papstes würde durch liegende Güter gewährleistet, welche demselben in Italien und den übrigen katholischen Ländern überwiesen würden [1]). Der König könne nach Florenz übersiedeln. Dies System sei im Wesentlichen auch das, welches Proudhon s. Z. vorgeschlagen habe [2]), doch gebe es auch andere, zwischen denen Italien wählen könne; die Römer könnten z. B. in Rom bloß municipale, im übrigen Italien politische Rechte haben.

Um eine solche friedliche Lösung anzubahnen, sei es Pflicht der italienischen Katholiken, die Abstention aufzugeben und sich künftig an den Wahlen zu betheiligen. So wünschenswerth nun auch eine derartige Lösung sei, so sei sie gleichwohl leider nicht wahrscheinlich. Die Italiener, die eben noch von Karthago träumten und Tunis nicht fahren lassen mochten, würden Rom nicht aufgeben wollen. Es werde also der zweite Fall eintreten und die gegenwärtige Situation einfach fortdauern. Daraus folge aber durchaus nicht, daß sie ewig so fortdauern werde; das Königthum werde dem Andringen der Revolution nicht widerstehen können und es werde endlich nach Manzoni's Ausdruck ein Ultimatum dem andern gegenüber stehen: das der Religion und das der „envahisseurs de Rome"; die übrige Welt werde nothwendig an dem Kampfe Theil nehmen und alle spiritualistisch gesinnten Parteien müßten gegen den Garibaldianismus in's Zeug gehen; irgend ein neuer Hildebrand würde an ihre Spitze treten und den Sieg davontragen.

Am Schlusse seiner Broschüre sucht Hr. Ollivier den Italienern auseinanderzusetzen, wie unrecht und undankbar ihre jetzige Feindschaft gegen Frankreich — „ce soldat du Droit!!" — und ihre Allianz mit den „buffles d'Allemagne" [3]) sei.

Nachdem dann Hr. Ollivier den Katholiken so vieles Angenehmes gesagt hat, nimmt er Sorge auch bei den Liberalen es nicht zu verderben, und uns zu versichern, daß er „je mehr er die Ereignisse beobachte, desto mehr die Wohlthaten der französischen Revolution begreife, bewundere, desto mehr sich ihrer

[1]) Vgl. Massimo d'Azeglio, Correspondance, publiée par M. Eugène Rendu. bes. die Briefe vom 22. August 1862, vom 7. und 22. März 1862, vom 28. Januar 1863, und d'Azeglio's Quistioni urgenti und die Rede im piemontesischen Senat vom 4. Dec. 1864.

[2]) Proudhon, La Confédération et l'Unité en Italie, p. 100.

[3]) Der Ausdruck ist von Ferrari, in einem Briefe an Darimon vom 1. Nov. 1875 welchen Hr. Ollivier mit sichtlichem Behagen citirt.

Sache hingebe. Was immer man auch sagen und thun möge, sie bleibe eines der glücklichsten Ereignisse in der Geschichte der Menschheit, das Frontispiz eines ihrer schönsten Jahrhunderte; die Contrerevolution werde sie niemals besiegen."

Ernst Renan sagte ein Mal von dem Ministerpräsidenten der „liberalen Aera" Napoleon's III.: „er und der Kaiser stehen sehr gut; sie theilen den nämlichen ehrgeizigen Mysticismus, sie sind cousins de chimères". Herr Ollivier ist niemals treuer gemalt worden und man kann dies Wort als Motto auf den Umschlag seines neuesten Werkes setzen. Es ist das Geplauder eines geistreichen Journalisten, der über kirchengeschichtliche Fragen urtheilt, ohne etwas von Kirchengeschichte zu wissen, und Politik treibt, ohne vom Staatsmann einen Zoll an sich zu haben. Selbst ein so frommes Journal wie der „Français", das Organ der Herren de Broglie und Buffet, kann nicht umhin, Ollivier's Broschüre für ein Stück „Poesie" zu erklären[1]). Es ist boshaft genug, zu erzählen: man habe dieser Tage einen alten Cardinal gefragt, was er von derselben denke. „Der Verfasser," antwortete der Cardinal, „nennt sich auf dem Titel bloß „académicien"; d. h. seine Schrift hat nur eine akademische, keine politische Bedeutung." Eher als daß die Italiener auf die von ihm erwähnten Combinationen eingingen, werde man zum Bundesstaat zurückkehren oder Rom zu einer Art freien Stadt machen. Im Uebrigen polemisirt der „Français" in einer so auffälligen Weise gegen die von Ollivier gegen die Abreise des Papstes von Rom geltend gemachten Argumente, daß man fast annehmen möchte, er sei hier einer höhern Inspiration gefolgt[2]).

* * *

„L'homme s'agite et Dieu le mène." Fénelon's Wort hat sich auch an der römischen Frage bewährt. Man hat es noch vor dreißig Jahren für unmöglich gehalten, daß Florenz, Mailand, Venedig, Neapel zu Gunsten Roms

---

[1]) „Le Français", Nr. 180, 182, 183.

[2]) Thatsache ist, daß Leo XIII. zu Ende des vorigen Jahres entschlossen war, Rom zu verlassen. Wir wissen dies auf's Bestimmteste, und wissen ebenso bestimmt, was ihn abgehalten hat, diesen Vorsatz auszuführen: die Wahrnehmung nämlich, daß derselbe in der „freiwillig-gouvernementalen" Presse Berlins Billigung und sogar eine auffallend warme Empfehlung fand. Man kennt in Rom seine Pappenheimer. Herr Fr. Beslay erklärt im „Français" — man könnte glauben auf Eingebung Msgr. Czacky's hin — daß im Vatican Alles zur Abreise vorbereitet und auch Vorsorge getroffen sei, daß die Kunst- und wissenschaftlichen Schätze desselben nicht in die Hände der „Revolutionäre" fallen. Wenn das so zu verstehen ist, daß bei einem solchen Exitus Israël ex Aegypto diese Schätze wegtransportirt würden, so dürfte gleich hier der Conflict mit Italien flagrant werden. Man erinnere sich eines Vorfalls, welcher gleich zu Anfang des Pontificats Leo's XIII. viel von sich reden machte. Unterbeamte hatten mit Genehmigung des Papstes, den man über den Werth und die Bedeutung der Platten getäuscht hatte, eine ganze Sammlung von Fayencen und Majoliken aus dem Schlosse zu Castelgandolfo verkauft (wenn wir nicht irren, um 25,000 Frcs.). Die italienische Regierung aber legte Beschlag auf das Kaufobject, indem sie von dem Grundsatz ausging, daß das Garantiengesetz dem Papst freilich den freien und vollen Besitz der in den päpstlichen Schlössern aufbewahrten Gegenstände, nicht aber das Recht, sie zu veräußern, gelassen habe. Um einer gerichtlichen Bestätigung dieser Theorie auszuweichen und nicht ein höchst unwillkommenes Präcedens schaffen zu lassen, blieb Leo XIII. nichts übrig, als die Majoliken zu doppeltem Preise zurückzukaufen. Sie werden gegenwärtig in einigen, dem Publicum nicht zugänglichen Schränken in den Bibliothekräumen des Vaticans verwahrt.

abdiciren würden[1]). Und sie haben abdicirt. Man hat es, als Gioberti's Schriften und Rosmini's „Cinque piaghe della S. Chiesa" auf den Index gesetzt wurden, für undenkbar erachtet, daß der römische Stuhl sich je mit ihren politischen Ideen aussöhnen könne — und heute läßt Leo XIII. durch seine officiöse Presse nichts fordern, was im Wesentlichen über das Programm jener großen „Väter der italienischen Nation" (so nannte einst Pius IX. Gioberti in jener merkwürdigen Audienz, welche dieser als Beauftragter Sardiniens 1848 in Rom hatte — eine Audienz, über die wir später unsern Lesern etwas mehr zu erzählen gedenken) hinausginge. Wer will da weissagen, was die Zukunft in ihrem dunklen Schoße birgt? Wir haben an die Wiedergeburt Italiens wie Deutschlands geglaubt und wir haben sie gesehen; wir glauben auch an die innere Erneuerung des Katholicismus, auch wenn uns nicht mehr vergönnt ist, dieselbe mit unsern Augen zu sehen und zu erleben. Uns ist die Kirche etwas Anderes als eine „old mortality", bestimmt, nur noch mit den Todten zu leben. Aber die Zukunft der Kirche liegt darin, daß sie sich von dem definitiv Todten lossage; darin, daß sie sich wieder ausschließlich als religiös-ethische Genossenschaft constituire und allen politischen Aspirationen Lebewohl sage. Das große Thema ihrer täglichen Betrachtung muß heute sein: „suchet zuerst das Reich Gottes, alles Andere wird Euch zugeworfen werden". Die Vernachlässigung dieser Wahrheit hat den Verfall des Mittelalters und die Kirchenspaltung herbeigeführt; die Beherzigung derselben wird die Einheit der Geister wieder herstellen und eine Disposition derselben bedingen, aus welcher heraus sich die Lösung der römischen Frage allein erwarten läßt. Jenes Banner des „religiösen Katholicismus" im Gegensatz zu dem „politischen", welches in Deutschland einige edle und muthige Geister entfaltet haben, zählt hier in Italien die Elite der Katholiken unter dem Clerus wie unter den Laien zu seinen Anhängern: langsam aber sicher keimt unter der alten Moosdecke neues, frisches Leben. Von dem Augenblicke an, wo die kirchliche Autorität in den Trägern dieser Richtung ihre besten Freunde erkannt haben wird, wird der Satz von „der freien Kirche im freien Staat" in einem höhern Sinne zur Wahrheit werden.

---

[1]) Sehr interessant ist in dieser Beziehung ein Schreiben, welches einer der Vertreter der katholischen Partei in Frankreich, der Herzog von Valmy, am 25. Dec. 1848, im Augenblick, wo Pius IX. Rom verlassen hatte, schrieb. Es heißt darin: „Quel rôle donnera-t-on à Rome pour remplacer celui de capitale du monde chrétien? En fera-t-on la capitale d'une république italienne? mais qui oserait donner à Rome cette folle espérance au moment même où on lui aurait enlevé son plus beau titre à la primauté? Croit-on que Florence, Milan, Venise enverront des députés à l'assemblée constituante italienne, si cette assemblée se réunit avec mission de choisir pour métropole une ville traversé par un fleuve sur lequel on peut à peine naviguer, entourée de campagnes qu'on ne peut cultiver, obligée d'emprunter sa splendeur aux tributs volontaires du monde chrétien, et déjà à demi ruinée par quelques semaines de divorce avec la papauté?" Vgl. Discussion sur les affaires de Rome à l'assemblée législative. Paris 1849, p. 114.

Aus zwei annectirten Ländern.

Erzählungen eines deutschen Officiers.

Der Sturm des Jahres 1866, der nach langer Gewitterschwüle Deutschland aus politischer Ohnmacht befreite, Throne umwarf und Staaten hinweg raffte, hat nicht allein was morsch war gestürzt; auch manchen edeln Stamm hat er geknickt.

Mit zweien der Länder, welche damals ein wichtiger Zuwachs zu Preußens Macht wurden, verbindet mich meine Familie; was sie seit 1848 und länger erfuhren, habe ich mit erlebt und, durch Umstände begünstigt, richtig gesehen. Meine Erzählung gibt deshalb die geschichtlichen Thatsachen wahrhaft und wird auch da, wo sie unbekannte Personen vorführt, sich bemühen, von jenen Zeiten treue Bilder in großen und kleinen Zügen zu liefern.

1.

Am Nordrande Deutschlands, zu Stade im Königreich Hannover, bin ich im Wonnemonat des Jahres 1838 geboren. Mein Vater war Staatsdiener oder, wie es im Königreich Hannover zuletzt hieß, Königlicher Diener. Er gehörte zu den oberen Justizbeamten und, obgleich er bürgerlich war, in Stade zu den vornehmsten Männern. Meine Mutter war adelig, einem der Geschlechter im Lande Kehdingen entsprossen, wo auf einem Gute, drei Meilen von Stade entfernt, ihre Eltern lebten. Diese Verbindung hatte viel von sich reden gemacht und wäre ohne die Beharrlichkeit der Nächstbetheiligten nicht zu Stande gekommen; denn es erschien ungehörig, daß ein adeliges Fräulein einen Bürgerlichen heirathete. Da letzterer in diesem Falle aber aus einer der angesehensten Familien stammte, gute Aussichten, Vermögen und keinen Familienanhang hatte, so war der Widerstand endlich gebrochen.

In dem Jahre vor meiner Geburt hat zwischen meinen Eltern der erste Streit stattgefunden. Er war politischer Natur. Andere Meinungsverschiedenheiten als solcher Art hat es zwischen ihnen nie gegeben, diese aber äußerten sich zuweilen mit einiger Lebhaftigkeit. Mein Vater, ein loyaler, am Recht festhaltender Unterthan, sprach den Kummer, welchen die Gewalthandlungen des

Königs Ernst August ihm machten, gegen meine Mutter aus, die ihrerseits die Ansicht verfocht, daß der von Gottes Gnaden souveräne König thun dürfe, was er wolle. Ich möchte fast glauben, daß ich den Zwiespalt der Eltern in mich aufgenommen habe; denn obgleich ich die traurigen Folgen eines zu hoch geschraubten Machtsinnes erlebt habe, fühle ich noch immer eine gewisse Vorliebe für ein absolutes Regiment.

Meine Eltern erwarteten die Geburt eines Kindes mit um so größerer Freude, als ihre Ehe einige Jahre kinderlos geblieben, auch mein Vater der letzte seines Namens war, auf welchen er mit eben solchem Stolz, wie meine Mutter auf ihre Ahnen zurück blickt. Die ältesten Nachrichten weisen auf Sachsen als das Stammland meiner Vorfahren hin, von denen viele dem Kaiser und Reich in angesehenen Stellungen gedient haben. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren aber nur zwei vorhanden. Der eine derselben half dem großen Friedrich bei seinen Kämpfen und ist bei Collin gefallen. Dessen Bruder trat in den Dienst des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und erheirathete nach dem Friedensschluß mit einer Hannoveranerin deren Gut. So sind wir kurfürstliche und königliche Unterthanen in Hannover geworden.

Es war also ein berechtigter Wunsch meines Vaters, daß das erwartete Kind ein Sohn sein und demnächst den Namen fortpflanzen möge. Am Ende des im Besitze meines Vaters befindlichen, kunstreich geschriebenen Stammbaums war jedoch, ehe ich geboren wurde, nur noch eine Zeile leer.

Meine Mutter hält, ohne es zu sagen, ihren Stammbaum für erhabener, als den meines Vaters. Hierin kann ich ihr nicht Recht geben. Zwar enthält der ihrige nur adelige Namen, aber keinen von Bedeutung. Ihre Väter pflegten auf der Scholle, wo sie geboren waren, zu bleiben. Selten findet man einen, von dem mehr zu sagen wäre als: er lebte, nahm ein Kehdinger Fräulein zum Weibe und starb. Freilich sind Zwei hannover'sche Minister gewesen. Das hat aber nicht viel zu bedeuten, denn die Arbeit thaten die bürgerlichen Cabinetsräthe: diese waren es, welche regierten. Den unter unseren Papieren befindlichen Stammbaum hat ein Vetter meiner Mutter — „der Rittmeister", wie er nach seinem früheren Militärdienst genannt wurde — von dem Original abgeschrieben. Er hat bei dem Namen eines jener Minister in Blei vermerkt: „Unter dem Geheimen Cabinetsrath Rehberg". Rehberg war ein namhafter, über die Grenzen des hannover'schen Landes hinaus bekannter Mann. Die Bleinotiz könnte für eine sarkastische Bemerkung gelten, wenn jener Vetter Witz gehabt hätte, was jedoch nicht der Fall gewesen sein soll.

Dem sei, wie ihm wolle. Aus meinem Ursprunge erkläre ich mir, daß ich neben dem Stolz auf meinen bürgerlichen Namen immer eine besondere Vorliebe für den alten Adel besessen habe.

Damit meine Mutter ihr Wochenbett in bester Umgebung abhalte und der erwartete Weltbürger sogleich frische Luft athme, hatte Vater eine Sommerwohnung in einem stillen, außerhalb der Festung liegenden Garten gemiethet. Dorthin waren die Eltern anfangs Mai übergesiedelt. Der Tag, in dessen Nachmittagsstunden ich zur Welt kam, war sonnenklar. Die Syringen blühten und dufteten und in den für die Jahreszeit ungewöhnlich warmen Mittagsstunden

war rundum die wohlthuendste Stille. Am Nachmittage befürchtete man ein Gewitter; im Westen zogen schwarze Wolken auf und färbten die Sonne blutroth. Dann mischte sich in den Blüthenduft ein abscheulicher Geruch; Bäume, Häuser, Alles erschien in einem gelblich blauen Schleier. Das Gewitter war verschwunden. Die klugen Leute nannten diese Erscheinung Höhenrauch oder zertheilte Gewitter, anderswo nannten die Bauern sie Moorrauch. Unter dieser blutigen Sonne kam ich an's Tageslicht. Die Hebamme, als sie nach gethanem Werk in den Garten ging und die rothe Sonne sah, schüttelte bedenklich den Kopf und sagte unserem alten Bedienten: „Der Junge wird viel Blut sehen!" Unser Heinrich aber widersprach: „Nein, er wird viel Gold haben." Das Richtige hat diesmal die weise Frau getroffen.

Stille war es an dem Abend und in der Nacht, die auf meine Geburt folgten, nicht um Mutter und Kind. Denn die Nachtigallen wetteiferten im Gesange mit einander und hundert Frösche quakten ihr lustiges Lied im nahen Festungsgraben.

Unangenehme Zustände, die, so lange sie für sich bleiben, von mir kaum beachtet werden, versetzen mich noch jetzt, wenn sie neben angenehmen Empfindungen auftreten und diese stören, in eine fast krankhafte Verstimmung. Schon damals würden vermuthlich der Moorrauch und das Froschgeschrei an sich die gute Laune, welche ich mit auf die Welt brachte, nicht gestört haben; aber in ihrer Verbindung mit dem Blüthenduft und dem Philomelengesang wurden sie wahrscheinlich die Ursache, weshalb ich in jener Nacht beständig geschrieen habe.

Indeß gedieh ich zur Freude meiner glücklichen Eltern vortrefflich. In der Taufe erhielt ich die Namen meiner Großväter Sebastian, Jobst und außerdem noch die Namen Ernst von einem Jugendfreunde meines Vaters und August von der Schwester meiner Mutter. Auf diese Weise geriethen die Namen unseres Königs in meinen Taufschein. Ernst wurde ich genannt und ernst bin ich geworden.

Meine ersten Erinnerungen sind so roth, wie die Sonne bei meiner Geburt war. Ich erinnere mich, daß mein Vater mich eines Abends auf den hohen Dachboden unseres Stadthauses trug, von dem man über die kleinen Häuser des Städtchens hinweg sah. Vater zeigte mir das Nordlicht, welches in jenem Jahre durch seinen großen Glanz allgemein auffiel. Ich verstand zwar nichts davon, gab aber meine Freude jedes Mal, wenn ein Lichtstreifen aufwärts schoß, zu erkennen, indem ich die Händchen in die Höhe streckte und Ah! rief.

Noch deutlicher erinnere ich mich, daß wir vom „Schwarzen Berge" den vom Hamburger großen Brand gerötheten Himmel betrachteten. Damals war ich vier Jahr alt. Den optischen Telegraphen auf dem „Schwarzen Berge" kannte ich bereits durch die Erklärungen unseres Lieutenants. In unserem Hause wohnte nämlich ein Lieutenant, der mich gelegentlich gern belehrte. Er war nur wenig jünger als mein Vater, ein denkender, belesener und kenntnißreicher Mann und den Eltern befreundet geworden. Vater ging oft mit ihm spazieren, nahm mich zuweilen mit und dann lernte ich gewöhnlich etwas. In jenen Tagen waren die Arme des Telegraphen immer in Bewegung. In dieser Sprache bat der Hamburger Senat zuerst um Spritzen, dann um Kanonen und Pulver. Das Verlangte wurde eiligst nach Brunshausen an die Elbe und von da mittelst

Dampfschiffs nach Hamburg geschafft. Später erzählte unser Lieutenant, wie unsere Artilleristen mit Lebensgefahr und großer Anstrengung Häuser, um andere vor den Flammen zu bewahren, eingeschossen und in die Luft gesprengt hätten. Das rühmliche Verhalten unserer Soldaten in dem brennenden, vom trunkenen Pöbel fast ebenso arg, wie von der Feuersbrunst durchwütheten Hamburg wurde bei uns viel besprochen, und erweckte meinen vaterländischen Stolz.

Andere Ereignisse haben sich aus meinen ersten Kinderjahren in meinem Gedächtniß nicht erhalten, wohl aber eines, welches damals für wichtig galt, aus etwas späterer Zeit.

Eines Tages, in der zweiten Hälfte des Septembers 1845, als wir am Mittagstische saßen, stürzte, dem anmeldenden Diener auf dem Fuße folgend, der Landdrost, der oberste Beamte der Provinz, in unser Eßzimmer: „Theuerer College, welches Glück! Unserem Kronprinzen ist ein Sohn geboren!"

Meine Eltern waren bereits aufgestanden, sonst würden sie bei dieser Nachricht jubelnd sich erhoben haben. „Ist's wahr? O, wie schön!" rief mein Vater, „Gott sei Dank!" meine Mutter.

„Vor kaum zehn Minuten brachte mir der Courier die officielle Nachricht," sprach der Landdrost. „Mein erster Weg war zum Commandanten, er läßt sogleich Salut schießen. Heute Abend müssen wir illuminiren. Ich habe den Bürgermeister schon avertiren lassen."

„Ach, das ist schön!" sagte Vater und gab meiner Mutter ein Zeichen, welches diese dem Diener übersetzte. Der brachte eine Flasche Champagner und wir stießen, ich mit, auf das Wohl des jungen Prinzen an.

„Die Dynastie ist gesichert!" rief glückstrahlend der Landdrost.

— Armer Prinz! —

Es war eine verbreitete Meinung, der blinde Kronprinz werde demnächst die Regierung nicht übernehmen. Da jetzt ein sehender Erbe vorhanden war, so glaubte man, daß die Krone Hannovers für diesen aufbewahrt bleiben und bis zu seiner Mündigkeit nach dem Tode des schon betagten Königs der nahe verwandte Herzog von Cambridge oder der stammverwandte Herzog von Braunschweig die Regentschaft führen werde. Man blickte deshalb nunmehr mit größerem Vertrauen in die Zukunft.

Als der Landdrost gegangen war, bat ich, das Salutschießen zu sehen. Ich hatte noch nicht aus Kanonen schießen sehen, nur einige Male gehört, wenn im Winter oder Frühjahr die Schüsse zur Warnung, daß Hochwasser zu befürchten sei, abgegeben wurden. Der gute Vater in seiner Freude führte mich nach dem Festungswalle, von dem geschossen wurde. Wir blieben in einiger Entfernung von den Kanonen stehen, damit der Knall mir nicht schade und Vater sah nach seiner englischen Secundenuhr und rühmte die Präcision, mit welcher die Schüsse von zehn zu zehn Secunden erfolgten. Ich aber zählte sie, bis hundert und eins. Damit war das Salut beendet und wir traten nun zu den Artillerieofficieren. Während der ältere von ihnen mit meinem Vater das glückliche Ereigniß besprach, zeigte der jüngere mir die Kanonen. „Sind die schon im Kriege gewesen?" fragte ich. „Ja wohl," antwortete er, „bei Waterloo haben sie viele Franzosen todt geschossen."

„Dreißig Jahr Frieden!“ warf jetzt mein Vater ein. „Auch den verdanken wir den Herren Militärs nach dem Satze: si vis pacem, para bellum.“

Abends gingen die Eltern mit mir nach der „Großen Schmiedestraße“ und „dem Sande“, den besten Stadttheilen. Hinter jedem Fenster brannten Lichter; es war ein schöner Anblick und eine, mir unzählbar scheinende, Menschenmenge im Gange, ihn zu bewundern. Die Musik der Garnison spielte vor der Wohnung des Commandanten und des Landdrosten. Ein alter, den Eltern befreundeter Capitän, der in der englisch-deutschen Legion gedient hatte, rief, als er an uns vorbei ging, meinem Vater vergnügt sein: „Old England for ever!“ zu.

Dies klingt jetzt lächerlich. Ich weiß nicht, ob es bei jener Gelegenheit meinen Eltern so vorkam. Es waren erst acht Jahre verflossen, seit Hannover aus der undeutschen Verbindung mit England gelöst war. Diese Verbindung hatte aber dem hannoverschen Adel, welcher bei Abwesenheit des Königs in Seiner Großbritannischen Majestät teutschen Landen eine große Rolle spielte, sehr wohl gefallen; und die hannoverschen Officiere aus der englisch-deutschen Legion hatten mit dem Ruhme, welchen sich diese Truppe unter Wellington erworben, auch englische Anschauungen in die Heimath gebracht. So erhielt sich noch lange die uns jetzt sonderbar erscheinende Vorliebe für die Engländer und manche englische Sentenz und Sitte auf hannoverschem Boden.

Freilich hatte die Macht Englands dem Lande Hannover in deutschen Angelegenheiten mehr Einfluß verschafft, als seiner Größe entsprach. Zum Theil hieraus, zum Theil aus dem kräftigen, selbstbewußten Charakter der Niedersachsen und Friesen, erklärt sich der Stolz, mit welchem der Hannoveraner auf seine Heimath blickte und der ihm selbst eigen war. Zum anderen Theil war dieser Stolz auch ganz berechtigt. Hannover war ein gut verwaltetes, wohlhabendes, überwiegend dem Ackerbau angehöriges Land; der Bauernstand, durch zweckmäßige Gesetze von alten Lasten befreit, nirgends dürftig, in manchen Landestheilen reich. Der Bürgerstand einfach, genügsam, loyal, mit behaglichem Auskommen. Gute Schulbildung und Disciplin durchweg. Der hochgebildete, sehr angesehene Beamtenstand, das tadellose, feinsittige Officiercorps mit ruhmreicher Tradition, wurden durch den Beruf nicht bis zur Erschöpfung in Anspruch genommen und verbanden sich zu gegenseitiger Förderung, zur Aufrechthaltung höchsten Anstandes und angenehmer Umgangsformen.

In der vielleicht etwas zu hohen Meinung, welche die Hannoveraner von sich hatten, wurden sie viele Jahre hindurch nicht gestört. Das Reisen war noch schwer, von Wenigen begehrt. Die Hannoveraner gingen selten aus ihrem Lande hinaus; noch seltener kamen Fremde in letzteres, zumal in den nördlichen, entlegenen Theil herein.

So lebten meine Landsleute ein abgesondertes, sich selbst genügendes Stillleben. Aber ihre Art, den persönlichen Werth recht hoch zu schätzen, verschärfte auch die Classenunterschiede. Der Adel, welchem die Verfassung einen, über die Bedeutung seines Grundbesitzes weit hinausgehenden Einfluß gewährte, war zur Herablassung nicht geneigt, und die Bürgerlichen zeigten gleichfalls ihren Stolz je nach Rang und Stand. Darum erschienen die wenig zuvorkommenden Hannoveraner einem Fremden so lange nicht gerade liebenswürdig, bis er sie näher

kennen gelernt hatte; dann aber mußte ihm sowohl ihre Tüchtigkeit, wie auch ihr Gemüth gefallen.

In dem lange genossenen, glücklichen Zustand trat die erste Störung ein, als der König Ernst August zur Regierung gelangt war. Die Verbindung mit England hatte nun aufgehört; der alte gute Vicekönig, der Herzog von Cambridge, war abgereist. Hannover hatte einen König im Lande, und noch dazu einen von ungewöhnlicher Energie. Die Weiterblickenden hielten dies zwar für einen Gewinn, nicht allein für das Land, sondern auch für die Nation. Aber die Gewalthandlungen des neuen Königs verletzten das Rechtsgefühl. Sein hartes Wesen scheuchte Manchen aus der bisherigen Ruhe. Die von ihm zu Werkzeugen erwählten und dazu bereiten Männer gehörten nicht zu denen, welche früher die Achtung des Landes genossen hatten. Es kam Besorgniß in die Familien, Zwiespalt in die Gesellschaft, Mißtrauen und Zurückhaltung traten an die Stelle der alten Offenherzigkeit.

Diese in meinen Kinderjahren stattfindenden Wandlungen empfand ich natürlich nicht; wohl aber, daß mein Vater hoher Achtung genoß. Seine unerschrockene Geradheit soll ihm sogar bei dem Könige, welcher muthige Charaktere respectirte, nicht geschadet haben; man wollte dies bei dem Besuche, mit welchem Ernst August bald nach seinem Regierungsantritt unser Städtchen beehrte, bemerkt haben. Auch erinnere ich mich, daß unsere reichen Nachbarn, die barschen, etwas prahlerischen Kehdinger Bauern, die trotz ihrer eigentlich hoch conservativen Gesinnung nicht auf der Seite des Königs standen, vielmehr sich fast republikanisch geberdeten, meinem Vater bemerkbare Höflichkeiten erwiesen, was sonst ihre Gewohnheit gegen die „Vornehmen" nicht war.

Das Leben auf Großvaters Gut, welches wir in jedem Sommer oder Herbst besuchten, gehört zu meinen liebsten Kindererinnerungen. Herzlich froh war ich, wenn wir, nach lange vorbereiteter Reise, endlich aus dem engen Kehdinger Thor durch die, mir sehr widerstandsfähig erscheinenden, Festungswerke in's Kehding'sche fuhren. Nahe an der Stadt fängt die fruchtbare, von geraden, breiten und tiefen Wassergräben durchzogene Ebene an, die sich zwischen der Elbe und dem sandigen, „die Geest" genannten, Hochlande westwärts bis an die Oste erstreckt und das Kehdinger Land bildet. Der Weg führt, in wechselndem Abstande den Elbdeich begleitend, durch reiche Bauerschaften und Kirchdörfer, vorbei an fruchtstrotzenden Ackerflächen, an üppigen Wiesen und Weiden mit Heerden der schönsten Pferde und Kühe. Kräftige Eichen- und Buchengehölze fehlen nicht. Jeder Bauernhof ist wie eine Festung von tiefen Wassergräben umgeben und nach der Straße, wohin eine Brücke führt, von einem weiß und grün oder blau oder roth bemalten Holzgitter begrenzt. Das Wohnhaus liegt zurück unter alten Bäumen, von windabhaltendem Gebüsch umgeben; davor der Blumengarten, gewöhnlich mit einer Glaskugel ausgestattet, worin die Umgebung sich spiegelt. Alles athmet Ruhe, Frieden; Alles deutet auf großen Wohlstand.

Das großelterliche Haus war ein weites Gebäude. Es hatte auf hohem Keller zwar nur ein Stockwerk, aber doch Platz genug, gleichzeitig viele aus der Vetterschaft zu beherbergen, denn verwandt auf eine oder andere Art waren wohl alle adeligen Familien des Landes Kehdingen. Der älteste Sohn meiner Groß-

eltern, Georg, welcher als Assessor bei dem benachbarten Königlichen Amt stand, hatte seine Cousine, Tante Anna, wie sie bei uns hieß, zur Frau; die Schwester meiner Mutter einen kehdingschen Gutsbesitzer, ihren Vetter zweiten Grades, zum Mann und dessen junge Schwester war bereits mit dem zweiten Sohne und letztem Kinde der Großeltern, Onkel Wilhelm, der bei den Dragonern diente, verlobt.

Wir bewohnten immer dieselben Zimmer. Sie lagen nach dem Garten hinaus, über den man auf das Wäldchen und an diesem vorbei über die Ebene sah, so weit der Blick reichte. Mein Esel, der mich anfangs spazieren fuhr, bis ich ihn reiten durfte, bewohnte immer denselben Stand des Pferdestalles. Wie die Wirthschaft, so war das Leben im Herrenhause ohne Veränderung; und da ich hier auch in späteren Jahren keinen anderen Wechsel, als leider! den der Personen sah, so prägte sich durch den Anblick dieses einfachen, glücklichen Daseins in mir eine große Achtung vor dem, was man conservativ nennt, ein. Alle Mitglieder der engeren und weiteren Familie hingen mit Liebe an einander. Alle — mit Ausnahme meines Vaters, der in dieser Beziehung einen stillen Vertrag geschlossen hatte — stimmten in ihren Standesansichten und der politischen Ueberzeugung überein: daß kein anderes Heil als bei dem Königthum mit herrschendem Adel, kein gesegneteres Land als das Land Kehdingen, kein besserer Zustand als der immer gewesene denkbar sei.

Auch bei der Weihnachtszeit jener Jahre weilen meine Gedanken gern. Allen, die einst glückliche Kinder waren, wird es so ergehen; aber nur wenige werden sich eines so schönen Weihnachten erinnern, wie der des Jahres 1845 für mich war, obgleich an jenem heiligen Abend die Eltern nicht bescheerten. Gott machte uns eine größere Freude, indem er mir eine Schwester schenkte. Wie lieb habe ich sie gehabt! Wie habe ich erst bewundernd an ihrer Wiege gesessen, wie deutlich steht ihre Taufe vor meinen Augen, wie viel habe ich mit der kleinen Clotilde gespielt, wie manches mit der erwachsenen getheilt!

Wir blieben die einzigen Kinder meiner Eltern, denen zwei andere zwischen mir und Clotilde nach kurzem Dasein genommen sind.

Drei Jahre nach jener glücklichen Begebenheit trat für uns eine schmerzliche Zeit ein. Es war an einem kalten Januartage des Jahres 1848, als gegen die Mittagsstunde ein Schlitten der Großeltern vor unser Haus fuhr und der Kutscher meinem Vater einen Brief brachte. Bald darauf verließ Vater eilig das Haus und meine Mutter kam zu mir. Sie hatte geweint. „Großpapa ist sehr krank," sagte sie, „wir fahren zu ihm." Dann kam Vater wieder, er brachte eine Freundin meiner Mutter mit, welche die Aufsicht über die kleine Clotilde führen wollte, da das Kind die kalte Fahrt nicht mitmachen durfte. Hierauf wurde letztere schleunigst vorbereitet, Fußsäcke und Decken in den Schlitten getragen, ich wurde sehr warm gekleidet und, als die Pferde gefüttert und wieder vorgespannt waren, nahmen die Eltern mich zwischen sich auf den hinteren Sitz des offenen Schlittens. So fuhren wir zur Stadt hinaus auf der, nach anhaltendem Schneefall so glatt gewordenen Straße, daß der Schlitten oft seitwärts schleifte. Dann hingen wir über dem tiefen, noch nicht zugefrorenen Graben. Die Fahrt wäre bei weniger sicheren Pferden sehr gewagt gewesen. Der Kutscher

trieb letztere zur schnellsten Gangart an, wohl nicht allein, um das Ziel möglichst bald zu erreichen, sondern auch um den gefährlichen Weg vor Eintritt der Dunkelheit zurückzulegen. Die Eltern sprachen nicht viel; doch erfuhr ich nach und nach, daß Großvater einen Schlaganfall erlitten hatte.

Es war beinah dunkel, als wir auf den Gutshof fuhren; noch konnten wir im Vorbeifahren an den Remisen sehen, daß schon andere Schlitten angekommen waren. Meine Tanten empfingen uns, nahmen mich mit sich und sprachen davon, daß Großvater sehr krank sei. Wohl eine Stunde verging, da trat Vater ein und winkte ihnen. Ich blieb allein und weiß nicht, wie lange ich, nichts denkend, als daß der liebe Großvater sterben werde und wir alle sehr betrübt seien, dagesessen habe, bis Vater wieder kam und sagte: „Großpapa ist sanft gestorben. Willst du ihn noch einmal sehen?" Ich sprang auf, nahm Vaters Hand und wir gingen an Großpapa's Bett, um welches die anderen weinend saßen. Der Todte sah aus, als wäre er recht fröhlich eingeschlafen; ich warf mich über ihn und küßte ihn. Die Lippen waren schon kalt, ich erschrak. Großmama schloß mich in ihre Arme.

Noch mehr ergriff mich die Beerdigung. Zum ersten Male erfuhr ich, wie weh dieser Augenblick thut, der einen geliebten Menschen uns für immer nimmt.

Traurig kehrten wir nach Stade zurück.

Ich weiß nicht, ob es noch Februar oder schon März war, als die Nachricht von der Pariser Revolution unseren Ort erreichte. Ich erinnere mich, daß man von den Schrecknissen in Berlin, von den Unruhen in Hannover und den Rohheiten in Hildesheim, sogar von Volksversammlungen in Stade sprach. Da aber zu letzteren die Stadt nur ein kleines Contingent stellen konnte und der Commandant die Thore schließen ließ, so werden diese Volksversammlungen wohl nicht viel zu bedeuten gehabt haben. Die Geschichte berichtet von einer Revolution in Stade und Umgegend nichts; aber die Kehdinger Bauern waren, als sie gehört hatten, daß der Pöbel in den großen Städten allen Reichthum abschaffen und allen Besitz theilen wolle, drauf und dran, zu Pferde zu steigen, um nach Hannover zu reiten und dem König zu helfen.

Von der Revolution bemerkte ich also nichts; doch fiel eine Errungenschaft, welche die Armee betraf, mir auf. Unser Lieutenant redete die gemeinen Soldaten nicht mehr mit „Er" oder dem vertraulichen „Du", sondern mit „Sie" an. Dies war jetzt befohlen. Einige Soldaten lachten über die Neuerung; andere verloren die Anrede „Er" ungern, weil sie etwas anderes sei, als womit jeder beliebige fremde Mensch angeredet werde, die meisten hörten sich von ihren Officieren am liebsten „Du" nennen.

Vater war in jenen Wochen beschäftigter als sonst. In späteren Jahren erfuhr ich, daß damals von seinem Eintritt in das Ministerium Stüve die Rede gewesen ist; daß er weder dafür, noch dagegen etwas gethan, sondern nur auf Befragen seine Bereitwilligkeit erklärt hat. Eine andere Combination trat ein und Vater blieb in seiner bisherigen Stelle.

Die Aenderung der hannoverschen Verfassung erzeugte einen kurzen Zwiespalt zwischen meinen Eltern, weil Mutter mit der neuen Ersten Kammer der Allgemeinen Ständeversammlung, deren Deputirte aus weiteren Kreisen und nicht

mehr, wie bisher, nur aus dem Adel der Ritterschaften gewählt wurden, sich keineswegs einverstanden erklärte.

Lebhafter wurde meine Aufmerksamkeit im Frühjahr 1848 durch die Ausrüstung eines Theils unserer Garnison für den schleswig-holsteinischen Krieg in Anspruch genommen. Unser Lieutenant sollte mit marschiren. Seit er dies wußte, war er vor Freude ein anderer Mensch. Da ich nicht allein mit ihm, sondern mit allen Officieren in der Stadt befreundet war, so brauchte ich nur nach „dem Sande", wo die Kasernen waren, zu gehen, um Bekannte zu finden, die mir über den Fortschritt der Rüstungen freundliche Auskunft ertheilten. So wurde die schleswig-holsteinische Frage die erste politische Angelegenheit, die mein Gemüth beschäftigte. Ich theilte den Enthusiasmus der Stader für die Befreiung der Nachbaren „up de annere Siet" von der Elbe und sang das Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" immer mit. Als der Musikmeister des Regiments einmal zu unserem Lieutenant kam, hörte er mich im Hause das Lied singen und sagte, ich habe eine gute Stimme und Gehör, die Eltern müßten mir Musikunterricht geben lassen, was demnächst auch geschah.

Als die Truppe ausgezogen war, wurde es still im Ort. Aber bald brachten die Nachrichten von den Gefechten in Schleswig neue Aufregung und den Eltern, wie mir, große Betrübniß. Unserem Lieutenant war vor den Düppler Höhen ein Bein abgeschossen. Er war allein in der Welt; um so mehr bekümmerten meine Eltern sich um ihn. Vater konnte zunächst nichts Anderes thun, als Erkundigungen über seinen Zustand einzuziehen. Die Amputation sollte gut verlaufen sein.

In dieser Zeit war der Briefwechsel Vaters mit seinem Freunde, meinem Pathen, dem Baron Ernst, der im östlichen Holstein ansässig war, sehr lebhaft. Der Baron erbot sich, unseren Lieutenant, sobald derselbe transportirt werden könne, bei sich aufzunehmen. Er bat zugleich, daß Vater ihn besuche und mich mitbringe und Vater entschloß sich, dies auszuführen. Wir fuhren auf dem Dampfschiff nach Hamburg und von dort auf der Eisenbahn weiter.

Dies war meine erste Eisenbahnfahrt. In Stade war oft von Eisenbahnen gesprochen worden. Von den Herren, in deren Gesellschaft ich mich zuweilen befand, waren mehrere der Ansicht, daß die Eisenbahnen eine alberne Erfindung, gefährlich, gesundheitsschädlich, viel zu kostspielig seien und nicht lange bestehen würden. Insbesondere war der Postmeister ihr eifriger Gegner. Er behauptete, daß es auf die Schnelligkeit gar nicht ankomme, sondern auf Billigkeit und Sicherheit. Und als mein Vater auf die Dampfschiffe, welche seit mehr als zehn Jahren auf der Elbe fuhren, verwies, entgegnete der Postmeister, es sei noch gar nicht ausgemacht, daß die nicht wieder aus der Mode kämen. Nun fuhr ich selbst auf der Eisenbahn. Ich glaube, es ging damals noch nicht so schnell wie jetzt, aber immerhin drei- oder viermal so schnell, als des Postmeisters Pferde, und dabei saßen wir bequemer, als im eigenen Wagen, geschweige als in des Postmeisters verwünschten Kutschen.

An der Eisenbahnstation erwartete uns der Baron mit seinem Wagen. Er hatte seinen ältesten Sohn, Wichard, der nur einen Monat jünger war als ich, mitgebracht. Außerdem hatte er noch zwei Söhne, Christian von sechs und

Friedrich von vier Jahren und ein Töchterchen, Adele, von zwei Jahren. Wichard erzählte mir dies auf der Fahrt nach dem Gute; auch daß er Unterricht beim Pastor habe und mit Demoiselle Charlotte französisch spreche. Er nannte mir die Dörfer, die Wälder, Berge und Seen, welche wir vom offenen Wagen erblickten. Die Wälder und Berge kamen mir sehr groß vor, besonders die letzteren; sie waren viel höher, vielleicht doppelt so hoch, als der Schwarze Berg bei Stade. Die Seen dagegen erschienen mir klein, denn man konnte das Land rundum deutlich sehen, wogegen man bei Brunshausen das andere Ufer der Elbe kaum erkennt. Doch behielt ich die letzte Bemerkung für mich, um Wichard nicht zu kränken.

Wir fuhren durch das Gutsdorf an der etwas erhöht liegenden, von alten Linden umgebenen Kirche und an der Pfarre vorbei, in deren Vorgarten ein Mann, viel jünger als mein Vater, und eine junge Frau von ihren Sitzen aufstanden, uns zu grüßen. „Das sind Pastors," sagte Wichard.

Nun bogen wir um und kamen, immer unter Bäumen, vor das Schloß, ein zweistöckiges weißes Gebäude mit hohem rothen Ziegeldach, dessen zwei vorspringende Flügel durch ein eisernes Gitter verbunden waren. Auf jedem Pfeiler des Thors, durch welches wir fuhren, saß ein steinerner Greif, das Wappenschild der Herrschaft haltend. Mehr noch als schon im Dorfe, machte hier Alles den Eindruck größter Ordnung. Die gepflasterten Wege des Schloßhofs waren äußerst sauber, daneben die Grasplätze mit ihren Blumenbeeten sorgfältig gepflegt.

Als wir in den großen, mit Hirschgeweihen und alten Bildern verzierten Hausflur eingetreten waren, kam aus einem Seitenzimmer die Baronin und hieß Vater und mich auf das freundlichste willkommen. Ihr folgten die Knaben Christian und Friedrich, sie sprangen an ihren Vater heran und blickten scheu auf mich, waren aber bald gut Freund mit mir. Dann lernten wir auch das jüngste Kind, die kleine Adele, kennen, einen blonden Lockenkopf mit großen dunkelen, fragenden Augen, und Demoiselle Charlotte, die nur französisch sprach, was mich verlegen machte. Zu Hause unterrichtete mich mein Vater in der englischen, meine Mutter in der französischen Sprache. In der letzteren hatte ich es zwar so weit gebracht, daß ich Les Veillées du Chateau las. Dennoch verstand ich nur zum Theil, was Demoiselle Charlotte sagte und meine kleinen Freunde geläufig beantworteten. Indeß lernte ich hierin von Tag zu Tag mehr.

Am Mittagstische nahmen Wichard und ich Theil. Zum Nachtisch kamen die Kleinen, Adele, mit einer Blume, zuerst zu Wichard und mir. Sie sah mich an und reichte mir die Blume; dann lief sie zu ihrer Mama.

Daß die Unterhaltung an jener Mittagstafel die großen politischen Begebenheiten, insbesondere den Krieg in Schleswig-Holstein berührte, versteht sich von selbst und manches Wort, welches damals gesprochen wurde, fiel mir in späteren Jahren, als ich mit den Personen und Verhältnissen vertraut geworden war, wieder ein. Der Baron war dänischer Kammerherr gewesen, hatte diese Würde aber abgelegt und sich von Kopenhagen zurückgezogen, weil seine Stellung zu dem Kronprinzen unhaltbar geworden war. Dieser Kronprinz hatte im Januar 1848 als Friedrich VII. den dänischen Thron bestiegen und wenige Wochen später sagte Schleswig-Holstein sich von Dänemark los. Nun hatte der Baron sich,

seiner politischen Ueberzeugung folgend, auf die deutsche Seite gestellt, aber abgelehnt, an den Feindseligkeiten gegen Dänemark persönlich Theil zu nehmen, weil einer seiner Brüder in der dänischen Armee diente, auch seine Vorfahren im dänischen Staats- oder Hofdienst gewesen waren, ihn also viele Beziehungen mit der feindlichen Seite verknüpften. Jener Bruder hatte sich trotz des schonenden Benehmens unseres Barons von diesem förmlich losgesagt und die Bemühungen eines anderen Bruders, der bei den österreichischen Kaiserjägern stand, hatten nicht vermocht, zwischen dem schleswig-holsteinischen und dänischen Theile der Familie die Eintracht herzustellen. Unser Baron hielt an seiner Ueberzeugung fest und unterstützte die schleswig-holsteinische Sache innerhalb der Linie, welche er sich für sein Verhalten gezogen hatte, mit Rath und That. Hierbei leistete ihm seine Frau, eine Dame aus dem mecklenburgischen Adel, um so lieber Beistand, als unter den ersten deutschen Truppen, welche in Holstein einrückten, an der Seite der Hannoveraner auch ihre Landsleute sich befanden.

Der allgemein sich äußernde Enthusiasmus für Schleswig-Holsteins Recht, die Hilfe, welche ihm die deutschen Fürsten, der König von Preußen voran, gewährten, ließ die deutsch gesinnten Schleswig-Holsteiner erwarten, daß die Herzogthümer nunmehr für immer von der dänischen Gewalt befreit wären. Um so rückhaltloser thaten sie Alles, was die deutsche Sache fördern konnte und zogen sich hierdurch den Haß der Dänen zu, den sie später bitter fühlen sollten.

Im Laufe der Monate, die seit dem Einmarsche der deutschen Truppen verflossen waren, hatte man die verschiedenen Contingente in den Quartieren kennen gelernt. Man theilte sich seine Wahrnehmungen mit und stellte Vergleiche an. Man fühlte sich zu den Preußen nicht so hingezogen, wie zu den Hannoveranern, als mache sich eine Stammverwandtschaft mit letzteren, ein fremderes Gefühl den ersteren gegenüber geltend. Und als die Kriegführung erlahmte, Wrangel Jütland räumte, der Waffenstillstand abgeschlossen wurde und Schleswig-Holsteins Zukunft in hohem Grade gefährdet erschien, da wurde die geringere Neigung, welche man zu den Preußen empfand, noch durch das Mißtrauen gegen ihre Regierung geschmälert.

Die ersten Tage, welche wir auf dem Gute des Barons verlebten, waren dem Vergnügen gewidmet. Der Park an einem, in den Wald hinein reichenden See, auf dessen klarem Wasser Schwäne und Gondeln sich wiegten, die weitere schöne Umgegend wurde bei dem angenehmsten Wetter durchwandert und durchfahren. Nicht minder wurden die Gärten mit den Gewächshäusern, die solide erbauten und auf das sauberste gehaltenen Wirthschaftsgebäude besucht, die Pferde, die Kühe, der Hühnerhof, die Aecker und Wiesen besichtigt. Dabei schlossen Wichard und ich schnell Freundschaft, seine Brüder und die kleine Adele machten zwischen ihm und mir kaum einen Unterschied mehr.

Nun reiste mein Vater ab, um unseren Lieutenant im Lazareth aufzusuchen und so bald als thunlich nach dem Gute zu transportiren. Als der Wagen, welcher Vater nach der Eisenbahn brachte, den Schloßhof verließ, fühlte ich mich, zum ersten Male ohne meine Eltern, etwas bedrückt. Aber Wichard legte seinen Arm um meinen Hals, Christian und Friedrich sprangen vor mir her und bald hatte ich meine Fröhlichkeit wieder gewonnen. Jetzt begann ein fleißigeres Leben,

da ich an Wichard's Unterricht bei dem Herrn Pastor Theil nahm. Dies gefiel mir sehr gut. Ich wurde gewahr, daß ich etwas mehr wußte, als mein Genosse. Meine Hilfe erleichterte ihm die Lösung unserer Aufgaben. Wir arbeiteten gern zusammen und bedauerten es fast, als die Einquartierung der deutschen Truppen, welche Schleswig-Holstein verließen, eine Unterbrechung des Unterrichts herbeiführte.

Zuerst kamen preußische Garden, schöne Leute. Die Officiere sahen nicht vergnügt aus. Die militärische Tüchtigkeit war, wie bei der Berliner Revolution, so jetzt in Schleswig vergeblich gewesen. Dann kamen Mecklenburger, die mehr wie zur Familie gehörig behandelt wurden. Ihnen ritt Wichard's Vater entgegen, was er bei keinem preußischen Regiment gethan hatte.

Als die Truppendurchzüge aufgehört hatten, kehrte Vater zurück und brachte den Lieutenant mit. Letzterer war sehr verändert. Abgesehen davon, daß er nur ein Bein hatte, war er mager geworden und sein Gesicht sah sehr blaß aus, um so mehr, da ihm ein dunkeler Vollbart gewachsen war. Er redete Wichard's Eltern, die ihn sehr herzlich empfingen, mit einfachen Dankesworten an, gab mir die Hand und nickte den Kindern des Barons zu. Dann wurde er in die Wohnung getragen, die für ihn bequem zu ebener Erde im Seitenflügel eingerichtet war.

Eines Nachmittags hörte ich im Park, wohin der Lieutenant in einem Tragstuhl gebracht war, um an der Unterhaltung Theil zu nehmen, einem Gespräch zu, welches von den verschiedenen Truppen handelte, die gegen Dänemark gefochten hatten. Der Lieutenant sprach: „darin stimme ich Ihnen bei, Herr Baron, daß die Preußen Eigenthümlichkeiten haben, die uns nicht zusagen. Mit Recht sind sie von ihrer Geschichte, von ihren Einrichtungen sehr eingenommen, sie sind stolz auf ihren Staat und ihre Armee. Da kommt es leicht, daß der Einzelne dies mehr, als angebracht ist, merken läßt."

„Die Hannoveraner sind zuverlässiger," warf der Baron ein, „überhaupt vornehmer. Bei ihnen habe ich nie solche Rücksichtslosigkeiten gesehen."

„Die Officiercorps sind nicht so gleichmäßig, wie bei uns," entgegnete der Lieutenant, „und der schwere Dienst macht den Einen und Anderen rauh. Als Soldaten sind die Preußen unübertrefflich."

Nun war der Tag unserer Abreise da. Wichard und ich verabredeten, Briefe mit einander zu wechseln; auch wollte sein Vater mit ihm uns, so bald es anginge, besuchen. Dennoch wurde der Abschied mir schwer. Die kleine Adele hob ich auf und küßte sie recht herzlich. Während der Fahrt dachte ich immer an die Zurückgelassenen. Erst als ich auf der Elbe in der vertrauten Heimathsgegend war, gewann die Freude, mit Mutter und Schwester wieder vereinigt zu werden, die Oberhand.

2.

Jetzt wurde ich in das Stader Gymnasium geschickt, welches einen guten Ruf hatte. Vater beaufsichtigte aber nach wie vor meine Ausbildung, wozu er, der noch oft in seinem Homer und Tacitus las, vollkommen befähigt war. Eine Neigung, mich meinen Classengenossen mehr, als die Sitte verlangte, anzuschließen,

gewann ich nicht. Mit Wichard wechselte ich einige Briefe. Lebhafter war Vaters Correspondenz mit dem Baron und unserem Lieutenant, der mit dem Titel Capitän ehrenvoll pensionirt und dem Baron in dessen Geschäften so nützlich geworden war, daß sein Verbleiben auf dem Gute nicht bezweifelt wurde.

1849 war der Feldzug in Schleswig ebenso resultatlos verlaufen, wie im Jahre vorher. Doch blieben die Deutschgesinnten für ihre Personen noch einigermaßen in Sicherheit, weil der nördlichste Theil des Landes, welchen die deutschen Truppen aus politischen Gründen abermals räumen mußten, einer gut disciplinirten schwedisch-norwegischen Besatzung anvertraut wurde, die wenigstens die rohsten Ausschreitungen der, von Kopenhagen aus gehässig aufgewiegelten, dänischen Einwohner verhinderte, welche auch dort, wo letztere die Minderzahl bildeten, zu fürchten waren, weil die Gleichgültigen nicht gegen sie Partei nahmen. Von den gutmüthigen deutschen Truppen, wenn sie noch ein Mal wiederkommen sollten, war nichts Schlimmes zu erwarten, von den Dänen das Aergste.

Im Jahre 1850 brach zum dritten Male der Krieg aus, der auf deutscher Seite diesmal nur von der neuen schleswig-holsteinischen Armee geführt wurde. Als nun die schwedisch-norwegische Besatzung Nordschleswig räumte und die dänische Armee wieder einrückte, da mußten diejenigen Schleswig-Holsteiner, welche aus ihrer deutschen Gesinnung kein Hehl gemacht hatten, vor der Rache ihrer Feinde fliehen. Die Schlacht bei Idstedt entschied diesen Feldzug zu Gunsten der Dänen. Bald darauf erhielt Vater von dem Capitän einen Brief, aus dem wir Folgendes vernahmen.

In einer Julinacht war an die Hausthür der Pfarre geklopft. Draußen stand ein etwa vierzehnjähriger Knabe, welcher den Pastor bat, seiner Mutter zu helfen; sie seien aus Schleswig geflohen und die Mutter könne nicht weiter. Der Pastor fand letztere in der Dorfstraße auf einem Fuhrwerk und geleitete die erschöpfte Dame in die Pfarre, wo die Flüchtlinge vorläufig Aufnahme fanden.

Sie war die Frau eines Hardesvogts aus dem nördlichen Schleswig, der mit ihr und ihrem Sohn Alfred vor den Dänen nach der Stadt Schleswig entwichen war. Dort betheiligten sie sich am vorgestrigen Tage, während in der Nähe bei Idstedt die Schlacht hin und her wogte und die Bürger beschäftigt waren, die schleswig-holsteinischen Soldaten durch Speise und Trank zu stärken, an der Sorge für die hereingebrachten Verwundeten, als die schreckliche Nachricht eintraf, daß die schleswig-holsteinische Armee zurückwich. Nun hatten sie sich mit vielen Anderen auf die weitere Flucht begeben müssen. Der Hardesvogt hatte glücklicherweise ein Fuhrwerk gefunden, zwar nur einen gewöhnlichen Bauernwagen mit zwei Strohsitzen, welcher von einem achtzehn- oder zwanzigjährigen, aber entschlossen aussehenden Menschen gefahren wurde. Auf diesem Wagen schickte der Hardesvogt seine Frau, seinen Sohn und wenige schnell herbeigeschaffte Habseligkeiten fort. Sie sollten nach dem holsteinischen Städtchen Oldenburg fahren, wo Bekannte von ihm wohnten. Er selbst wollte nachkommen, sobald er für andere ihm nahe stehende Flüchtlinge gesorgt hätte.

So waren sie inmitten vieler Fahrzeuge, an den südwärts abziehenden Truppencolonnen vorbei, davon gefahren. Es ging nur langsam vorwärts; kaum

war es ihnen gelungen, durch die Festung Rendsburg hindurch über die Eider zu kommen. Der muthige Knabe hatte seiner Mutter immer Trost zugesprochen, zuletzt waren aber ihre Kräfte erschöpft und da hatte Alfred sich entschlossen, im nächsten Dorfe ein Nachtlager zu suchen.

Als dies Ereigniß am Morgen im Schlosse bekannt wurde, wo man durch den unglücklichen Verlauf der Schlacht auf das Aeußerste bestürzt war, hatte der Baron sich zu dem Pastor begeben und theilte, von diesem zurückkommend, dem Capitän Stand und Namen der Fremden mit.

„Die sind mir bekannt!" rief der Capitän aus. „Ich war 1848 bei ihnen einquartiert. Es sind vortreffliche Menschen. Der Hardesvogt ist ein Ehrenmann, ein ausgezeichneter Beamter, der in seiner Harde viel Gutes gestiftet hat. Sein Schicksal ist höchst beklagenswerth!"

Hierauf hatte der Baron die Flüchtlinge bei sich aufgenommen und mehrere Briefe der um ihren Mann besorgten Dame abschicken lassen. Nach einigen Tagen war letzterer eingetroffen. So beherbergte das Schloß noch eine Familie und es fragte sich jetzt, wie man dem Hardesvogt, der bei der politischen Lage keine Aussicht hatte, in seiner Heimath verbleiben zu können, weiter helfe.

Denn nunmehr ging dieser unglückselige Krieg, nachdem noch einmal, so unnütz wie schrecklich, zwischen den Schleswig-Holsteinern und Dänen bei Friedrichstadt an der Eider gekämpft worden war, auf die betrübendste Weise zu Ende. Der deutsche Bundestag, welcher der Revolution von 1848 gewichen war, kehrte nach ihrer Niederwerfung zurück. Sein erstes Werk, der Frieden mit Dänemark 1850, war ein schweres Unrecht.

Die mit deutscher Hilfe errichtete schleswig-holsteinische Armee wurde aufgelöst, ihr gesammtes Kriegsmaterial von den Commissären des deutschen Bundes den Dänen ausgeliefert. Oesterreichische Truppen rückten in Holstein ein, um das wehr- und waffenlose Land wieder in dänische Hände zu bringen.

Die deutsche Reaction, welche die legitime Gesinnung der treuen Schleswig-Holsteiner als revolutionär betrachtete, gestattete, daß die Demagogen-Regierung des Königs Friedrichs VII. den Sieg errang. Sie zerriß die Grundfeste der beiden Herzogthümer, das vielhundertjährige Gesetz, welches Schleswig mit Holstein für alle Zeiten staatlich verband, indem Preußen mit Oesterreich in deren fast vollständige Trennung willigte. Während der Herzog von Augustenburg nach der am meisten verbreiteten Rechtsanschauung Herzog von Schleswig-Holstein werden mußte, bestimmte das Londoner Protocoll von 1852 zum künftigen Thronerben des kinderlosen Friedrichs VII. den Prinzen Christian von Glücksburg, den dreizehnten nach der Erbfolge, dessen Dynastie für alle Zeiten in dem Gesammtstaate Dänemark herrschen sollte.

Also ließen die deutschen Mächte die Herzogthümer im Stich. Das Rechtsgefühl war auf das bitterste verletzt.

Dänemarks Gegengabe bestand darin, daß es sich verpflichtete, ein holstein-lauenburgisches Contingent zur deutschen Bundesarmee neu zu errichten, Holstein nur mit diesen deutschen Truppen zu besetzen, den Deutschen und Dänen in Schleswig gleiche Rechte zu gewähren.

Der dänische Minister des Auswärtigen, Bluhme, nannte in öffentlicher

Sitzung des dänischen Reichstags diese Abmachungen eine bittere Pille für Deutschland.

Die Dänen ließen nicht lange warten, bis sie zeigten, wie sie ihre Verpflichtungen zu halten meinten. Das holstein-lauenburgische Bundescontingent verlegten sie auf die dänischen Inseln, Holstein und die deutsche Festung Rendsburg besetzten sie mit dänischen Truppen. Willkürlich trennten sie holsteinische Gebietstheile ab, um sie mit Schleswig zu vereinigen. Und in diesem Lande bedrängten sie die deutschen Einwohner und die deutsche Sprache.

Großes Elend, schwere Verluste an Leben, Habe und Gut, Zwiespalt in manches Haus hatte der Krieg vergeblich gebracht. Viele Familien wurden mittellos aus dem Lande vertrieben und ihre Häupter suchten in der Fremde nach Brot für die Ihrigen. Wenigen konnte gleich geholfen werden. Manches Herz brach aus Sorge und Weh.

Die Deutschen, welche dieses Unglück sahen, mußten die Schmach ihrer Nation tief empfinden. Sogar ich in meinem jugendlichen Alter habe vor Trauer und Ingrimm geweint.

Die Briefe des Barons aus jener Zeit klingen ungewöhnlich bitter gegen Preußen. Etwas mag er in diesem Gefühl durch seinen österreichischen Bruder bestärkt worden sein, der mit den Executionstruppen nach Holstein kam. Aber Recht hatte er insofern, als die Versprechungen des Königs Friedrich Wilhelm IV. mit der schrecklichen Lage der Herzogthümer, mit dem schweren Bruch ihres Rechts am meisten in Widerspruch standen.

Der Capitän beurtheilte die Sache für die Preußen günstiger. Seine Briefe heben mehrere Male hervor, daß der Baron in seiner Abneigung gegen Alles, was preußisch sei, zu weit gehe. Dies war der einzige Punkt, über welchen der Baron und der Capitän sich nicht in voller Uebereinstimmung befanden.

Es war eine glückliche Fügung, daß bei der städtischen Verwaltung in Stade eine Stelle frei wurde, welche durch die Mitwirkung meines Vaters dem Hardesvogt, den ich fortan Rath nennen muß, verliehen wurde. Meine Eltern nahmen die Familie, als sie nach Stade kam, auf, bis sie sich eine Wohnung eingerichtet hatte.

Der Rath war ein älterer Mann mit ergrauendem Haar, Frau Räthin eine zarte, an den Folgen der erduldeten Schrecken und Sorgen leidende, kluge und sehr freundliche Frau, an der ihr Sohn mit der innigsten Zärtlichkeit hing.

Mit Alfred befreundete ich mich bald, obgleich er zwei Jahr älter war als ich. Sein treuherziges Wesen gefiel mir sogleich. Weil der Krieg seine Ausbildung gestört hatte, konnte er in keine höhere Classe des Gymnasiums eintreten, als in der ich mich befand. So wurden wir noch mehr auf einander angewiesen.

Im folgenden Sommer erfüllte der Baron sein Versprechen und kam mit Wichard auf seiner Reise nach Helgoland für einige Tage nach Stade. Wichard blieb bei uns, bis sein Vater nach beendeter Badecur ihn abholte. Er war jetzt mehr ein Jüngling, als ein Knabe; größer als Alfred und ich, dabei anmuthig; sein Gesicht, glaube ich, schon damals schön. Wir Drei waren immer zusammen. Auf weiten Spaziergängen tauschten wir alle unsere Gedanken aus. Wichard theilte uns mit, daß er Officier werden wolle und daß sein Vater hiermit ein-

verstanden sei. Der Onkel von den Kaiserjägern habe den österreichischen Dienst empfohlen, der Capitän rathe zum Eintritt in die preußische Armee. Sein Vater wolle weder das eine, noch das andere, vielmehr den König von Hannover bitten, daß Wichard in die hannover'sche Cadettenanstalt aufgenommen werde. Letzteres werde wahrscheinlich im nächsten Jahre geschehen.

Dieses Gespräch lenkte Alfreds und meine Gedanken ebenfalls auf die Wahl unseres künftigen Berufs. Alfred hatte trotz der Leichtigkeit, womit er allen Forderungen des Gymnasiums genügte, keine Neigung zu den eigentlichen Universitätsstudien. Er wollte Forstmann, auch wohl Soldat werden, nur nicht in Preußen, dem er alle Schuld beimaß, daß seine Eltern aus der geliebten Heimath vertrieben waren.

Ich hatte Lust, Officier zu werden und die Aussicht, mit Wichard zusammen zu sein, erweckte bei mir den Wunsch, gleichfalls in die hannover'sche Cadettenanstalt einzutreten. Meine Eltern hatten ihre Pläne für meine Zukunft noch niemals mit mir besprochen. „Lerne erst etwas!" pflegte mein Vater zu sagen. Er war in dieser Hinsicht vielleicht mit sich selbst nicht im Klaren. Ohne Frage gab er seinem eigenen Fache, der Jurisprudenz, leider aber nicht mehr seinem Berufe, dem des Staatsdieners vor allen anderen den Vorzug. Die Anfechtung, welche viele Beamte während der Regierung des Königs Ernst August erlitten hatten, ließen diesen Stand nicht mehr wie ehemals erstrebenswerth erscheinen. Die Advocatur hatte bei uns noch nicht die volle Ebenbürtigkeit errungen und sagte meinem Vater auch deshalb nicht zu, weil ihr die Männer der demokratischen Opposition anzugehören pflegten. Eine andere Wahl als zwischen dem Juristen- und Soldatenstande schwebte meinen Eltern kaum vor, würde für mich auch schwerlich gepaßt haben. So mag es zusammenhängen, daß Vater, als ich nach Wichards Abreise meinen Wunsch, Soldat zu werden, aussprach, mich nicht wie früher mit einer kurzen Bemerkung abwies. Daß für mich von allen Militärdiensten nur der hannover'sche in Betracht kam, verstand sich sowohl nach den Ansichten meiner Eltern, wie auch nach meiner Vorstellung ganz von selbst. Zwar hatten die Aeußerungen des Capitäns zu Gunsten der preußischen Armee sich meinem Gedächtniß eingeprägt, zwar wählten Viele aus den kleinen deutschen Staaten den österreichischen Dienst, den auch Wichards Onkel für diesen empfohlen hatte; aber meine Eltern und, ich kann wohl sagen, auch ich schon, waren zu sehr Hannoveraner, um hieran für mich zu denken.

Im Herbst dieses Jahres 1851 erkrankte unser achtzigjähriger König. Daß nach ihm der Kronprinz die Regierung wirklich selbst übernehmen werde, war schon länger nicht mehr zweifelhaft, obgleich dessen vollständige Blindheit seit vielen Jahren für unheilbar galt. Zwar wurden noch immer berühmte Augenärzte zu Rathe gezogen, auch Heilkünstler problematischen Charakters im Geheimen consultirt. Aber der König wußte, daß seinem Erben die Sehkraft nicht wieder gegeben werden konnte.

Die Geburt des gesunden Enkels eröffnete dem greisen Monarchen die freudige Aussicht der Fortdauer seines Geschlechts auf dem Throne. Vielleicht war dieses Kind das einzige Wesen, welches Ernst August zärtlich geliebt hat. Dem jungen Prinzen die Krone zu sichern, war sein innigstes Bestreben und verhängniß-

voll glaubte er, daß dies am zuverlässigsten erreicht werde, wenn nach seinem Tode der Vater des Kindes regiere.

Die hohe Meinung von der königlichen Souveränität, die bei Georg V. sich später zu einem Wahne steigerte, besaß auch der König Ernst August. Aus ihr entsprang seine Abneigung gegen eine Regentschaft, von welcher er fremde Einflüsse befürchtete. Man sagte, er habe mit Erfolg Schritte gethan, die Einsprache anderer Höfe gegen die Regierungsfähigkeit seines Sohnes zu verhindern. Hiermit hätte er selbst das Mittel verworfen, welches wahrscheinlich seinem Enkel das Königreich erhalten haben würde.

Der Kronprinz Georg schätzte seine Mission außerordentlich hoch. Der Stolz des Welfen, das Gefühl, zu absoluter Macht geboren zu sein, trat neben seinem scharfen Verstande und seiner gewinnenden Liebenswürdigkeit oft hervor.

Der blinde Fürst wählte eine Gemahlin aus dem alten sächsischen Geschlecht der Herzoge von Altenburg. Er hat sie nur gesehen, als Beide Kinder waren. Die Kronprinzessin Marie war sehr einfach aufgewachsen, zu einer Königin nicht erzogen, für ihre schwere Lage zu wenig begabt; ohne Neigung, sich das was ihr fehlte, mit persönlicher Mühe anzueignen. Als Kronprinzessin waltete sie schlicht und bürgerlich in ihrem Hause. Bei großem Ceremoniell war sie befangen, die Repräsentation scheute sie. Bei ihrem Schwiegervater kam sie erst in Gnade, als sie den Sohn geboren hatte. Zwanglose Belustigungen liebte sie; übelere Nachrede gegen sie blieb immer unbegründet. Sie war eine treue Gattin und zärtliche Mutter. Ihre Fehler waren passiver Natur. Sie stellte die Bescheidenheit der Frau höher als die ernsten Pflichten einer Königin.

Dem Thronwechsel, welchen Viele, die von des alten Königs Härte gelitten hatten, ohne Trauer erwarteten, sah mein Vater mit großer Besorgniß entgegen. Ich habe später von ihm erfahren, daß die schlimmeren Zustände, welche er für die Verwaltung des Landes fürchtete, ihn von seinem ursprünglichen Wunsche, mich dereinst als Juristen zu sehen, ablenkten und meinem Plane, Officier zu werden, geneigt machten. Er glaubte nämlich, daß die Armee von der mißlichen Lage, in welche der blinde König den Staat bringen könnte, nicht getroffen würde, weil sie außerhalb der Politik stehe.

Ernst August bewahrte seine volle Energie auch in seiner Krankheit bis zum letzten Augenblick. Am 18. November 1851 überwältigte ihn der Tod.

Georg V. trat die Regierung an und übernahm auch das Commando der Armee.

Nach einiger Zeit wollte der neue Herrscher die Behörden empfangen und meines Vaters Stellung verlangte, daß er sich hierzu nach der Residenz begab. An dem festgesetzten Tage fand er sich in dem Palais zu Hannover ein, wo die Herren ihrem Range gemäß geordnet wurden. Vaters Platz war etwa in der Mitte dieser Reihe. Er hatte Zeit genug, den König, welcher am Arm eines Flügeladjutanten ging, zu beobachten. Georg V. war ein schöner Mann. Seine hohe, kräftige und ebenmäßige Gestalt überragte Alle. Er hielt sich sehr gerade; wie Blinde, die mit den Füßen tasten wollen, etwas nach hinten übergeneigt. Seinen schönen Kopf trug er stolz aufwärts, ebenfalls etwas nach hinten und ein wenig nach der Seite, als wolle er mit seinen Ohren sicherer erfassen, was

seine Augen nicht wahrnehmen konnten. Sein fein geschnittenes Gesicht hatte einen Ausdruck, der zuversichtlich erscheinen wollte und dennoch das traurige Gefühl des körperlichen Gebrechens verrieth. Den Augen sah man die vollständige Blindheit an. Die Züge deuteten auf Verstand, jedoch auch auf einen starren Sinn.

Die Minister stellten ihre Untergebenen vor. Der König blieb bei Jedem stehen und sprach eingehend. Seine Stimme war klangvoll und weich, mit einer hohen Färbung. Die Redensart: „Ich habe Sie lange nicht gesehen", „Ich sah Sie zuletzt da und da" und ähnliche kamen oft vor.

Da der König mit Jedem lange gesprochen hatte, so war es sehr auffallend, daß er, als meines Vaters Namen genannt wurde, eine kurze aufrichtende Bewegung machte und, ohne ein Wort zu sagen, zu dem folgenden Herrn schritt, mit welchem er wieder einiges sprach.

Nach Beendigung des Empfanges vermied Vater, über den Vorfall zu reden und fuhr gleich nach seinem Hotel. Dahin überbrachte ihm Nachmittags ein Königsgensdarm einen Brief des dienstthuenden Flügeladjutanten Seiner Majestät, worin Vater für den folgenden Tag zu der Vorstellung einer Landesbehörde, die ihren Sitz in der Residenz hatte, nach dem Palais befohlen wurde. Vater mußte sich erst besinnen, daß er dieser Behörde überhaupt angehöre. Dies fand nur insofern statt, als für jede Provinz ein Beamter bestimmt war, dessen Mitwirkung in streitigen Fällen von jener Behörde in Anspruch genommen werden konnte. Vater wußte, daß die in gleicher Beziehung stehenden Männer der anderen Provinzen nicht anwesend waren, mußte aber dem Befehle nachkommen und begab sich anderen Tags wieder nach dem Palais, wo der schon anwesende Minister ihn offenbar nicht erwartete. Der König war heute im höchsten Grade gnädig gegen meinen Vater, mit dem er sich länger, als mit einem der anderen Herren unterhielt.

Später erfuhr Vater den Zusammenhang. Als sein Name an jenem ersten Tage genannt wurde, erinnerte sich der König, der ein ungewöhnliches Gedächtniß besaß, daß der vor ihm stehende Mann im Revolutionsjahre 1848 in das Ministerium Stüve hatte eintreten sollen. Das genügte ihm, um seine Abneigung auszudrücken. Nachher hatte man ihm die Sache erläutert und er wollte nun, da er im Anfange seiner Regierung noch nicht in dem Grade wie später an einer vorgefaßten Meinung festhielt, sein Versehen sogleich gut machen, wozu er den oben beschriebenen Weg eingeschlagen hatte.

Vater hatte seine Anwesenheit in der Residenz benutzt, um hinsichtlich meines Eintritts in die Armee Erkundigungen einzuziehen. Der Chef der Cadettenanstalt war ihm persönlich befreundet. Diese Anstalt war in ihrer Art vortrefflich, konnte aber das, was eine Gymnasialbildung gewährt, nicht ersetzen. Ich besaß mehr Kenntnisse, als für die unterste Classe gefordert wurden und das Ueberschlagen der letzteren erachteten die Militärbehörden nicht für erwünscht. Sie eröffneten dagegen meinem Vater die Aussicht, daß mich später ein in der Residenz garnisonirendes Regiment als „Volontär" aufnehmen werde.

Im Gymnasium erreichte ich die Reife zur Universität, welche Vater für werthvoll hielt, voraussichtlich früh. Er brauchte auch nicht darauf zu sehen,

welcher Weg der weniger kostspielige sei und Alles, was das Familienleben für die Ausbildung eines Jünglings thun kann, gab unser Haus. Weshalb also sollte man mich vorzeitig fortschicken?

Vater theilte seinen Entschluß dem Rath mit, der nun mit den Seinigen Alfreds künftigen Beruf erwog. Der Rath hatte in den Kriegsjahren eine Vorliebe für das hannover'sche Militär gewonnen, welches, wie er glaubte, noch einmal für Schleswig-Holstein kämpfen müsse. Dies und die Freundschaft zu mir trug wohl am meisten dazu bei, daß Alfred, der seine vom Schicksal hart betroffenen Eltern am liebsten niemals verlassen hätte, nun auch wünschte, nach bestandener Abiturientenprüfung die militärische Laufbahn in der Residenz zu beginnen.

Der Baron hielt für Wichard, der auf dem Gute keine Altersgenossen besaß, den baldigen Eintritt in das Cadettencorps für rathsam und brachte ihn im folgenden Frühjahr in die hannoversche Cadettenanstalt. Um dieselbe Zeit wurden Alfred und ich confirmirt.

Da wir nun wußten, welchen Lebensweg wir nehmen sollten, auch in den Classen des Gymnasiums immer zusammen blieben, so vereinten wir unser Bestreben, schnell vorwärts zu kommen und arbeiteten viel zusammen. Gewöhnlich fand Alfred sich dazu in unserem Hause ein und meine Schwester behandelte ihn bald nicht anders als mich. Sie zog ihn, der für Alles, mit Ausnahme der Musik, Talent hatte, wohl gar vor. Er belustigte sie mit seiner Gabe, aus dem Stegreif Verse zu machen, indem er ihre Fragen in Reimen beantwortete oder die Aufgaben ihrer Lehrerin in drolligen Versen erläuterte. Auch zeichnete er sehr hübsch und schenkte seine Bilder gewöhnlich meiner Schwester. Nicht minderes Talent besaß er für das Komödienspiel. Er brachte mit Leichtigkeit in unserer oder seiner Eltern Wohnung eine Bühne zu Stande, wo dann auch Clotilde kleine Rollen übernehmen mußte. Sie war ein fröhliches Kind, von natürlicher Anmuth und mit einem allerliebsten Gesichtchen.

Das Gut im Kehding'schen besuchten wir seltener, als früher; meine Großmutter, die ihren Wohnsitz dort behalten hatte, kam oft und für längere Zeit zu uns. Das Gut gehörte jetzt Onkel Georg, welcher den Staatsdienst verlassen und die Verwaltung seines Besitzes übernommen hatte. Ich fuhr nicht mehr so gerne dahin, weil ich in der Stadt meinen Freund Alfred zurückließ und Onkel Georgs vier Kinder jünger als ich waren und mich nicht anzogen.

Eine sehr glückliche Zeit verlebten Alfred und ich in Wichards Gesellschaft auf dem Gute seiner Eltern. Seit meinem ersten Besuch waren sechs Jahre verflossen und Manches hatte sich verändert. Christian und Friedrich glichen Wichard, wie er damals war; nur schien Friedrich weniger kräftig und lustig zu sein. Auch Adele war für ihr Alter groß. Die blonden Locken, die ihr früher wild um den Kopf hingen, trug sie jetzt wohl geordnet. In ihrem hellen kurzen Kleide, unter einem breitrandigen Strohhut mit bunten Bändern sah sie ungemein zierlich aus. Wenn wir zusammen spazieren gingen, war sie bemüht, Alfred und mir Freundlichkeiten zu erweisen. Seinen Reimereien hörte sie mit Aufmerksamkeit zu und schien, wenn sie ihnen Beifall gespendet hatte, durch ver-

mehrte Liebenswürdigkeit gegen mich zu bezwecken, daß ich mich nicht zurückgesetzt fühle.

Der Baron und die Baronin hatten die dänischen Verwandten, mit welchen der Briefwechsel nur eine äußerliche Versöhnung herbeizuführen vermochte, nicht wiedergesehen.

Wenige vom holsteinischen Adel, aber leider gerade die näheren Nachbaren, waren mit der jetzt eingetretenen politischen Ordnung, welche demnächst einen Prinzen aus dem Hause Holstein auf den dänischen Thron bringen sollte, zufrieden, in der Hoffnung, nach dem Tode Friedrichs VII. wie früher in Dänemark zu regieren. Der Baron wollte den unrechtmäßigen Zustand nicht anerkennen. Die von einer wilden Presse beherrschte Regierung in Kopenhagen war ihm zuwider. Und daß die Dänen fortgesetzt die Verträge brachen, verdroß ihn. Er glaubte an die göttliche Gerechtigkeit und hielt den gegenwärtigen Zustand für unhaltbar, eine Versöhnung der Herzogthümer mit dem treulosen Dänemark für unmöglich.

Bei diesem verschiedenen politischen Standpunkte fand ein erfreulicher Umgang in der Nachbarschaft nur mit der Familie eines Herrn von Eichborn statt, der auch eine Tochter in Adelens Alter besaß. Und oft klagten Wichards Eltern über Einsamkeit. Der Capitän war immer beschäftigt. Er unterrichtete Christian und Friedrich in der Mathematik, den Naturwissenschaften und im Zeichnen; und da er mittelst des hölzernen Beines an einem Stocke mühelos ging, so durchwanderte er Gut und Dorf, immer zu rathen bereit. Die Zeit des Pastors war durch sein Amt und durch den Unterricht, welchen er Wichards Brüdern ertheilte, die der Pastorin durch ihre vier kleinen Kinder in Anspruch genommen.

Nun hatte in dem Walde, der an den See des Schloßparks stieß, ein Bestand alter Bäume gefällt werden müssen. Dadurch war in der schönsten Aussicht, welche man vom Schlosse hatte, eine häßliche Lücke entstanden. Der Baron wollte letztere auf's Neue zu Wald anschonen lassen. Der Capitän widerrieth dies. Es sei ein überreicher Waldbestand vorhanden und die jetzige Generation würde es nicht erleben, daß die neuen Bäume die Lücke deckten. Er schlug vor, an jener Stelle ein zierliches Wohnhaus zu errichten, welches sowohl vom Schloß einen neuen hübschen Anblick gewähren, als selbst auf das Schloß eine schöne Aussicht haben würde. Dahinter sei für Garten und Haushaltungsräume genug Platz vorhanden. Das Ganze wäre eine angenehme Wohnung, für die sich gewiß so viele Liebhaber finden würden, daß der Baron unter letzteren wählen und auf diese Weise eine erwünschte Nachbarschaft gewinnen könne. Der Capitän hatte sogleich einen Riß entworfen, auch zwei landschaftliche Aquarelle gemalt: die Ansicht vom Schloß auf das neue Haus und hinwieder von diesem auf das Schloß. Der Baronin gefiel der Vorschlag; auch dem Baron schien er zuzusagen. Er hatte den Riß und die Bilder an sich genommen und beschäftigte sich mit diesem Gedanken. Eines Tages, als der Capitän sich neben uns Freunde im Park auf dem Platze zunächst am Schlosse niedergelassen hatte, kam auch Wichards Vater. Er hatte die Bilder mitgebracht und zeigte sie, ohne eine Erklärung zu geben. Wichard besah sie schweigend und sagte dann: „Wie hübsch!

Wann wird das Haus fertig? Sieh', Ernst!" und er reichte mir die Bilder. Alfred schien, indem er sie nun mit mir betrachtete, verstimmt zu werden, weshalb ich ihn, als wir allein waren, fragte: „Hat es Dich verletzt, daß Wichard die Bilder mir, nicht Dir reichte?"

„O nein!" antwortete er. „Wir Drei sind einer, vornehmer keiner. Der Plan, dorthin ein Wohnhaus zu bauen, gefällt mir nicht. Schlägst Du Gottes Bäume um, pflanz' sie neu zu seinem Ruhm!"

„Der Baron erklärte ja, daß er zu viel Wald habe."

„Und zu wenig Nachbarschaft," fiel Alfred ein. „Nachbarschaft Kummer schafft."

Ich redete nicht weiter, sondern ließ ihm seine launenhafte Meinung. Gleich darauf war er gegen Wichard herzlich wie immer.

Meine beiden Freunde glichen sich in der Treue und Geradheit. Aber Wichard hatte niemals solche Launen wie Alfred, dessen Gemüth freilich auch ernster, wie sein Verstand schneller und schärfer war.

Eine neue Bekanntschaft, welche wir auf dem Gute machten, kann ich nicht unerwähnt lassen. Während des ersten Gottesdienstes hatte das Orgelspiel mir ungemein gefallen, so daß ich Wichard fragte, ob die Orgel oder der Organist neu sei?

„Beide, wenn Du willst," antwortete er. „Vor zwei Jahren starb der alte Cantor. Die Stelle wurde in den Zeitungen ausgeboten. Da kam eines Tages ein kleines Männchen, unser jetziger Cantor Zephirius, zu dem Pastor mit der Bitte, unsere Orgel probiren zu dürfen. Er ist ein alter Junggeselle, ein geborener Flensburger und dort Organist gewesen, bis die Dänen ihn absetzten. Da hat er seine Vaterstadt zum ersten Male verlassen und ist in Hamburg Clavierlehrer geworden. Als er aber erfuhr, daß hier ein Cantor gesucht wurde, hat seine Liebe zu dem alten Stande über die behagliche Lage, die er in Hamburg erworben hatte, gesiegt. Der Klang unserer Orgel gefiel ihm so sehr, daß er die Stelle annahm unter der Bedingung, daß jene nach seiner Vorschrift gründlich reparirt werde und darauf ist Vater eingegangen."

An einem Wochentage hörten wir, an der Kirche vorbeikommend, die Orgel spielen. Wir traten ein und stiegen zu Zephirius hinauf. Als er uns kommen sah, unterbrach er das Spiel, schob respectvoll an dem schwarzen Sammetkäppchen, welches den kahlen Kopf bedeckte und sah uns mit seinen großen Augen gutmüthig an. Alfred stellte sich ihm als seinen Landsmann vor, der gleichfalls von den Dänen vertrieben sei, wogegen Zephirius ihn fragte, ob er Clavier spiele. Als Alfred dies verneinte, schien der kleine Mann weniger Antheil an ihm zu nehmen und richtete dieselbe Frage an mich. Meine Antwort, daß ich Unterricht im Clavierspiel habe, erfreute ihn und trug mir seine Einladung, ihn zu besuchen, ein.

Hierzu kam es diesmal nicht mehr. Der Tag unserer Abreise war da. Vater und der Rath wollten mit uns in Hamburg zusammentreffen und nach Hannover fahren, um uns dort vorzustellen und unseren, für das nächste Frühjahr in Aussicht genommenen Eintritt in den Militärdienst vorzubereiten.

Wichards Eltern und Geschwister, alle Freunde und Angehörigen des Gutes

waren uns zum andern Male so vertraut geworden, daß es uns vorkam, als verließen wir eine zweite Heimath.

In Hannover wurde der Zweck schnell erreicht. Nach wenigen Tagen waren wir zu Hause wieder in regelmäßiger Schulthätigkeit. Indem wir unsere Arbeiten, auch unsere Spaziergänge zusammen machten, verlief uns der Winter rasch und ohne bemerkenswerthes Ereigniß. Nur eines Tages im Februar gedenke ich noch.

Der Eisgang in der Elbe hatte uns nach Brunshausen gelockt. Ein heftiger Ostwind beschleunigte die Bewegung der mächtigen Eismassen, die mit der Ebbe tobend abwärts jagten. Wir standen auf dem Deiche, ich hatte meinen Arm auf Alfreds Schulter gelegt, wir stützten einander gegen den Sturm, sahen dem gewaltigen Treiben zu und lauschten seinem Getöse. Die Schollen schoben und drückten an den Steinblöcken zu unseren Füßen, als wollten sie uns hinweg räumen; und weiterhin in der Strömung stießen die folgenden die vorderen und thürmten sich auf, bis sie krachend zusammenstürzten.

Mir fielen die Verse ein:

Sie fühlten unter sich das Eis erbeben
Und hörten's grausig donnernd sich zerspalten
Und sah'n es aufgerissen sich erheben —

und ich sprach sie vor mich hin. Der Freund hatte sie trotz des Lärms verstanden. Er machte sich plötzlich mit einer abweisenden Bewegung von mir los. Ich sah ihn verwundert an. Er sagte:

„Jahr um Jahr derselbe Streit, arges Lärmen, ärger Leid. Immer bleibt's beim Alten."

Da ich schwieg, wies er mit der Hand nach dem jenseitigen Ufer und fuhr fort:

„Dort, wo meine Heimath war, hartes Kämpfen Jahr um Jahr. Immer blieb's beim Alten!"

„Ein politisch Lied," sagte ich.

„Dein Chamisso hat mich darauf gebracht," entgegnete er und lenkte, zur Unterhaltung nicht mehr geneigt, die Schritte heimwärts.

Um Ostern erhielten wir nach glücklich bestandenem Examen unsere Zeugnisse der Reife für die Universität. Nun trafen die Eltern die Vorbereitungen, daß wir im Mai wohl ausgerüstet abreisen könnten.

Alfreds gute Mutter ließ sich den Schmerz der Trennung von dem einzigen Kinde nicht merken. Aber er begriff ihn und war nicht so froh wie ich. Doch freuten wir uns Beide darauf, in einen Beruf einzutreten und mit Wichard wieder vereint zu werden, wenn auch nicht in demselben Regiment, so doch in derselben Garnison. Er war soeben Fähnrich in der Garde geworden und vor dem Eintritt in den Truppendienst für einige Wochen zu seinen Eltern beurlaubt.

Ich fuhr noch einmal nach dem Kehding'schen Gute, um der alten Großmama, welche letzteres nicht mehr verließ, Lebewohl zu sagen.

Da Alfred und ich vor meinem Geburtstag nicht abzureisen brauchten, so wollten meine Eltern diesen zu einem recht fröhlichen machen und luden die Freunde zu einem ländlichen Feste im „Alten Lande" ein, dem fruchtbaren Bezirk

an der Elbe zwischen Stade und Harburg, aus dem die „Alenner Kerschen" weit versandt werden. Es war die Kirschblüthzeit. Das Wetter versprach das Fest zu begünstigen. Alle wollten kommen, der Baron mit den Seinigen schon Tags vorher. Wir fuhren nach Brunshausen, um sie bei der Ankunft des Hamburger Dampfers zu empfangen. Schon von Weitem winkten Wichard und seine Brüder mit den Mützen, Adele mit einem weißen Tuche uns Grüße zu. Sie sprang, als die Brücke angelegt war, ihren Brüdern vorbei, machte vor den Eltern ihre graziösen Knickse und beeilte sich, Alfred und mir, dann auch meiner Schwester die Hand zu reichen. Sie war so lebendig, heiter und hübsch, daß ich, sie ansehend, fast vergaß, die Freunde zu bewillkommnen.

Es wurde eine lustige Fahrt anderen Vormittags bei sonnigem Wetter nach Steinkirchen an der Lühe. Onkel Georg mit Tante Anna und ihren Kindern waren eingetroffen, die Bankwagen fuhren vor, es ging an die Vertheilung der Plätze. Wir drei jungen Freunde wurden dem Wagen zugewiesen, worin Tante Anna mit ihrer Tochter, dem Backfisch Cordula, Platz genommen hatte. Wichard hob seine und meine Schwester auf denselben Wagen. Endlich fuhr die Gesellschaft in großer Fröhlichkeit davon. Cordula gab sich Mühe um Wichard, der sich jedoch lieber in das kinderhaft scherzende Gespräch mischte, welches Alfred mit Adele und Clotilde führte. Mehrere Male zog Adele mich in die Unterhaltung mit ihren Rufen: „Ernst, hast Du den Vers gehört, den Alfred eben machte?" und ähnlichen. Sie war überaus lustig, Clotilde stiller als sonst, Cordula sehr gesprächig, aber nicht amüsant, wie Adele. Als ich die drei jungen Mädchen betrachtete, sah ich, wie viel zierlicher die Gestalten der beiden jüngeren, wie viel feiner ihre Züge, als die Cordulas waren, die ihren Geschwistern, besonders dem vierzehnjährigen Jobst glich und wie dieser breit von Körper und Gesicht war.

Wir fuhren auf ebenen Wegen, im Schatten der über uns sich vereinigenden Zweige wie im Laubengange eines Gartens. Im Gebüsch an den Wassergräben schlugen die Nachtigallen und eifrig bei der reichlichen Blüthenmenge arbeiteten die Bienen. Vater im vordersten Wagen leitete den Zug nicht gleich nach dem Orte, wo unter Bäumen das Mittagsmahl eingenommen werden sollte, sondern vorher nach dem Punkte, wo die Lühe in die Elbe fließt. Hier lud er die Gesellschaft ein, den Elbdeich zu besteigen.

Das lohnt wohl der Mühe! Man hat den stolzen, von großen und kleinen Schiffen belebten Strom vor sich und gegenüber, von der Mittagssonne beleuchtet, die Blankeneser Höhen, geziert mit Schlössern und Thürmen, und an den Berglehnen wie Nester hängend die Fischerdörfer.

Wendet man sich nun um, so hat man in der Frühlingszeit ein ganz anderes Bild, welches Jeden, der es zum ersten Male sieht, überrascht. Wie eine Schneedecke auf grünem Walde oder wie ein weiches Tuch, weiß mit grünen Blättchen darauf, breitet sich das Blüthendach von Baum zu Baum weithin, rechts, links, vorwärts. Ueberall die größte Ruhe. Hier und da steigt aus niedrigem Schornstein dunkler Rauch, dem man zürnen möchte, daß er das blendende Weiß verdirbt. Die höheren Häuser heben neugierig das rothe Dach aus

der Decke, als wollten sie sich den lustigen Blüthentanz rund um ansehen. Und auf jedem dieser Dächer ist ein großes Nest, die Residenz des Schutzpatrons.

Die Gesellschaft gab sich behaglich diesem eigenthümlichen, reizenden Anblick hin. Kein Laut unterbrach die Stille, bis ein Storch klapperte.

„Wo ist er?" „Wo ist er?" fragten die Kinder. Man fand ihn nicht sogleich.

„Wißt Ihr, weshalb der Storch klappert?" fragte Alfred.

„Er ruft seine Frau," erklärte Jobst.

„Mag sein," erwiderte jener; „doch weiß ich noch eine andere Erklärung."

„Erzähle!" bat Adele und faßte seine Hand.

„Dort steht er. Er trägt den langen Hals so hoch, er will gesehen und bewundert werden. Der Hals ist aber weiß, wie die Kirschblüthen und man sieht ihn nicht. Nun schlägt das eitele Thier mit seinen schwarzen Flügeln und stellt sich gerade auf seine rothen Beine. Das hilft ihm alles nicht; denn auch der Schornstein ist schwarz und das Dach ist roth. So wird er nicht gesehen. Und darum schnattert er."

„Es ist richtig. Hierdurch hat er sich uns bemerklich gemacht," äußerte Cordula.

„Nun stand ein Mann hier auf dem Deich, dem ging es mit dem Storch wie uns," fuhr Alfred fort, „und ein Altländer Bauer stand bei ihm. Du Schwätzer, so schalt der Mann den Storch, solltest stillschweigen. Du nutzest weniger, als die Blüthen auf den Bäumen und die Fische im Wasser und die sind doch stumm. Da sprach der Bauer: Lassen Sie mir den Vogel in Ruhe, der bringt dem Alten Lande Glück —"

„Und Kinder!" rief Onkel Georg aus der Gruppe der Erwachsenen. „Von den vielen Störchen kommen die vielen Menschen im Alten Lande."

Einige lachten.

„Wir haben im Kehding'schen nicht so viele Menschen," sagte Jobst, „aber mehr Hasen und Rebhühner. Die Störche sind Räuber, sie fressen die jungen."

Jetzt bestieg man die Wagen wieder zur Vollendung der Fahrt nach dem nahen Steinkirchen. Dort blieben wir zu unserem vollkommenen Vergnügen bis zum Abend. Es war ein schöner Tag, für Alfred und mich ein wohlgelungenes Abschiedsfest.

Wenige Tage darauf verließ ich mit ihm meine liebe kleine Vaterstadt.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Der Abend vor der Hochzeit.

Novelle

von

Th. Richard.

Es war ein kalter Tag im Januar. Man hatte weiße Weihnacht gefeiert und auch das neue Jahr war im Schneemantel herangezogen. Der kurze Wintertag ging bereits in Nacht über, obgleich die Dorfuhr erst eben fünf Schläge durch die dünne Luft gesandt hatte, und im Herrenhause auf der Anhöhe erhellten sich die Fenster eines nach dem andern, aber nur für wenige Minuten; dann senkten sich schützende Vorhänge, schoben sich feste Fensterläden vor dieselben und nur hier und da fand ein einsamer Lichtstreif durch eine Spalte den Weg in's Freie. Nur das große Fenster der Halle blieb unverdeckt; und ein heller, warmer Schein, gastlich hinauswinkend, fiel durch dasselbe auf den festgefrorenen Schnee.

Wer den nordischen Winter scheute, durfte aus den schützenden Mauern des Hauses, in welchem große Oefen behagliche Wärme verbreiteten, nicht hinaus in die vom Sturm rein gefegte Luft, hart und durchsichtig wie Krystall; wen aber Pflicht oder Neigung in's Freie trieb, der mußte sich tief ergriffen fühlen von der Großartigkeit des Anblicks: Schnee so weit das Auge reichte, — Feld und Wald, Häuser und Kirchthurm, Alles von derselben weißen Decke umhüllt und darüber lagernd jene eigenthümliche Stille der nordischen Winterlandschaft, die den Bewohner des Südens wie Grabesschauer anwehen mag, dem echten Nordländer aber nicht minder schön und feierlich zum Gemüth redet, wie Orgelton und Glockenklang, oder wie das tiefe Brausen des Meeres an einsamer Küste. — Heute war auch dieses verstummt; der Sturm hatte sich seit einigen Tagen gelegt und es schien, als wolle das Meer sich nach langem Kampfe ergeben und fesseln lassen, vielleicht gar zum kurzen Winterschlafe vorbereiten unter dünner Eisesdecke. — Doch zurück zum Herrenhause. Da stand es auf der Anhöhe, von alten Bäumen umgeben, ein schmuckloser Bau aus grauem Gestein, der Geschlecht auf Geschlecht hatte erstehen und vergehen sehen, aber so rüstig die Last der Jahrhunderte zu tragen schien, das mindestens noch ebenso viele Generationen sicher sein durften, Schutz und Heimath innerhalb seiner festen Mauern zu finden. Jahre lang hatte das große Haus ernst und düster auf das um-

liegende Land herunter gesehen, als wolle es nichts mit demselben gemein haben; aber seit einem Jahre etwa regte sich's wieder darin von frischem, jungem Leben und heute vollends summte und tönte es wie in einem Bienenkorbe, in welchem ein neues Geschlecht seinen Auszug auf morgen vorbereitet. Es war der Vorabend eines großen Familienfestes, der Polterabend, wie man es hier zu Lande nennt, und von Fern und Nah versammelte sich, was zum Hause gehörte, in seinen weiten, gastlichen Räumen. Schlitten auf Schlitten war im Lauf des Tages dem Hause zugefahren und alle Ankommenden waren mit freudigem Willkommen empfangen worden; und von Neuem wurde jetzt draußen die Stille unterbrochen durch leises, aus der Ferne tönendes Schellengeläut. Ein schwarzer Punkt erschien auf der weißen Fläche, bald hinter einer Hecke verschwindend, bald wieder auftauchend; näher und näher klang das Geläut, schon hörte man das Schnauben der Pferde und das Stampfen ihrer Hufe auf dem hart gefrornen Schnee, über welchen ein Verdeckschlitten, geräuschlos, fast ohne eine Furche zu ziehen, pfeilschnell dahin glitt. Jetzt bog er in die Pappelallee, die zum Hause empor führt, und hielt nach wenigen Augenblicken vor der großen Treppe desselben; die Thüre hatte sich bereits gastlich geöffnet und Diener eilten zum Empfang die Stufen hinunter. Ein hochgewachsener Mann, über die Mitte der Jahre hinaus, aber von ungebeugter, kräftiger Gestalt, stieg schnell aus dem niedrigen Gefährt, hob eine Dame heraus und führte sie die Treppe zur Halle hinauf, an deren Eingang Baron von Sander die Hand zum warmen Willkommen entgegen reichte. Einige Schritte hinter ihm stand eine ältliche Dame, Baronin Elisabeth, des Hausherrn unverheirathete Schwester, welche seit dem frühen Tode seiner Frau, ihrer liebsten Jugendfreundin, deren Stelle als Mutter und Herrin des Hauses vertreten hatte. Herzlich umarmte diese die eben Angekommene, während der Begleiter derselben sich rasch seines Pelzrockes entledigte und dann mit ausgestreckter Hand auf sie zutrat. Mit einer Mischung von Zutraulichkeit und ritterlicher Galanterie, die den stattlichen Mann wohl kleidete, küßte er die Wange seiner Schwester und dann ihre Hand, die er liebevoll in der seinen behalten hatte. „Willkommen, lieber Bruder," sagte sie, zu ihm aufsehend, leise mit innigem Ton, und dann sich wieder zu ihrer Schwägerin wendend, welche, von Pelzmantel und Kappe befreit, nun als eine nicht mehr junge, aber noch ungewöhnlich schöne Frau vor ihr stand, sagte sie, freundlich besorgt: „Was für eine kalte, lange Fahrt habt Ihr gehabt, Ihr Lieben! Komm schnell herauf, Adele, damit ich Dich in Dein warmes Zimmer führe!" — „Kalte, lange Fahrt," wiederholte diese, während beide die Treppe hinauf stiegen, „ich habe es nicht kalt gefunden, Elisabeth, und lang ist mir der Weg auch nicht geworden, dazu war ich zu voll von Freude und Erwartung." Und den Kopf zurückwerfend nach den beiden Brüdern, die Arm in Arm der Thür des Vorzimmers zuschritten: „O Elisabeth," sagte sie, „Roderich ist wirklich wieder jung geworden! Und Du selbst, Liebe, hast Dein schwarzes Kleid endlich mit einem heitern Silbergrau vertauscht. Nun weiß ich, daß dieses Haus aufgehört hat, ein Trauerhaus zu sein." — Sie waren in's Zimmer getreten und Elisabeth, auf das helle Seidenkleid herabsehend, das ihre Gestalt und ihr Gesicht noch schmächtiger und durchsichtiger, als gewöhnlich, erscheinen ließ, erwiderte: „Du hast wohl Recht,

Adele; und doch irrst Du, wenn Du denkst, die Trauer könne je aufhören; sie ist nur eine andere geworden. Wie wir mit den geliebten Verstorbenen fortleben, so leben sie doch auch mit uns fort; und wird unser Gemüth wieder fähig, sich der Freude zu öffnen, und haben wir ihnen Gutes und Schönes zu zeigen hier unten, wo sie einst wandelten, so fühlen wir wohl nicht weniger tief und schmerzlich, daß sie uns zu früh entrissen wurden; aber es ist kein Stachel mehr darin und keine Bitterkeit, nichts als die Liebe, die nie aufhört, niemals, auch nicht jenseits des Grabes." — Rührend, wie der fromme Kinderglaube, der aus ihr sprach, war das feine, vergeistigte Gesicht, mit welchem sie zu der lebenswarmen Schönheit Adelens aufsah. „Aber ich vergesse, daß ich noch Pflichten als Wirthin zu erfüllen habe," sagte sie plötzlich erschrocken; „denn Du mußt wissen, wir sind nahezu vollzählig bei einander und Ihr seid fast die letzten. Lebe wohl für eine kleine Weile; ich schicke Dir die alte Josephe, die sich schon seit Wochen darauf freut, Dein Angesicht wieder zu erblicken. Nicht wahr, Du kommst hinunter, sobald Du angekleidet bist?"

„Nur noch einen Augenblick," erwiderte Adele, „ich habe ja noch nicht einmal nach dem Brautpaar gefragt. Alles ist schön und gut, nicht wahr? So wie es am Abend vor der Hochzeit nur sein kann?"

„Und hoffentlich immer bleiben wird," ergänzte Elisabeth; „wenn Du erst Conrad gesehen haben wirst, — nun aber, Du wirst ihn ja sehen und so sage ich weiter nichts." Und Adele zunickend, verschwand sie durch die Thür grade in dem Augenblick, als wieder ein Gefährt vor dem Hause hielt, dessen Schellengeläut sie beide im eifrigen Gespräch überhört hatten. Diesmal sprang kein männlicher Begleiter aus dem Schlitten, den der alte Diener des Hauses geöffnet hatte, und der Baron selbst stieg eilig die Treppe hinunter und bot einer ältern Dame die Hand, hinter welcher drei frische, jugendliche Mädchenköpfe sichtbar wurden. „Willkommen, liebe Cousine, willkommen, Ihr Mädchen; ich muß es Johann überlassen, Euch hinauszuhelfen, während ich Eure Mutter hinaufführe. Doch Ihr bedürft keines Beistandes, wie ich sehe," fügte er zurückblickend hinzu, als die drei schlanken Mädchen, eine nach der andern, kaum den Arm des Dieners berührend, aber ihm freundlich zunickend, wie einem alten Bekannten, leicht in den Schnee hinaussprangen und bereits auf der obersten Stufe standen, ehe der Alte sich von seinem Erstaunen erholt hatte.

„Wie das herangewachsen ist," sagte er vor sich hin und nahm sorgfältig Pelzdecken und Fußsäcke über den Arm, die im Schlitten umhergestreut lagen.

In der Halle stand wieder Elisabeth zu Gruß und Willkommen bereit und während sie mit der älteren Dame die ersten Begrüßungsworte wechselte, trat eine lebhafte, kleine Blondine heran, küßte eilig die Hand ihrer Tante und wandte sich dann mit komischer Gravität an die drei Schwestern: „Verzeiht, verehrteste Cousinen, daß ich Euch empfange, statt Eurer Cousine Helene. Aber ich bin schon eine Ewigkeit hier, das heißt seit vorgestern, und gehöre daher gewisser Maßen zum Hause; so meinten wenigstens Harald und Conrad, als sie behaupteten, ich müsse die Honneurs machen. Im Vertrauen gesagt, ich halte es für ein Complot, das die Beiden geschmiedet, nur um Helene so lange als möglich für sich behalten zu können. Haben sie sie doch bereits seit fünf Uhr in ihr weißes

Mousselinkleid hineinpersuadirt (in welchem sie, nebenbei gesagt, wie ein Engel aussieht), nur um dann mit Fug und Recht behaupten zu können, sie dürfe in dem leichten Anzuge nicht in die Halle hinaus, wenn Schlitten ankämen und die Hausthür geöffnet würde. Die Folge davon ist nun," fuhr sie fort, halb rückwärts gewandt und, den Andern voraus, die Treppe hinauf tanzend, mehr als gehend, „daß in meine unwürdigen Hände das Amt gelegt ist, Euch in Eure Zimmer zu führen und Legion ist die Zahl der Aufträge, die mir Helene auf's festeste für Euch eingeprägt hat. Aber o weh!" rief sie, die zweite Treppe in derselben Weise in Angriff nehmend, „ich habe sie sämmtlich vergessen. Ich will zum Haifisch werden, wenn ich mich auch nur eines einzigen erinnern kann." Und die Hände ringend, aber nichtsdestoweniger im Tanzschritt, flog sie den Corridor entlang, an mehreren geschlossenen Thüren vorüber und öffnete dann ein großes, angenehm erwärmtes und erleuchtetes Zimmer, aus welchem leichter Hyacinthenduft den Eintretenden entgegen drang. Sabine fuhr wie ein Wirbelwind bis in die Mitte desselben und rief mit Entzücken: „Mir geht ein Licht auf und ich bin gerettet! Der erste Auftrag war: ob Ihr zu feine Witterung habt, um die Hyacinthen im Zimmer behalten zu können; in diesem Fall sollen sie sogleich hinaus gethan werden, denn Kopfschmerzen dürfe morgen Niemand haben. No. 2: Ob Ihr die alte Josephe zum Toilettenbeistand haben wollt? Ich rathe Euch dazu, denn sie könnte Euch frisiren, wie es vor fünfzig Jahren Mode war und das wäre doch hübsch und eine Abwechslung. Oder zieht Ihr die junge Karoline vor, die erst im vorigen Winter bei dem ersten Friseur der Haupt- und Residenzstadt ihre Sporen verdient hat?"

„Um des Himmels willen, Sabine," fiel hier die älteste der drei Schwestern halb entsetzt, halb lachend ein, „was ist nur mit Dir geschehen? Erst willst Du zum „Haifisch" werden und gleich darauf geht Dir „ein Licht auf", das Dich indessen nicht verhindert, von unserer mehr oder minder feinen „Witterung" zu sprechen, als ob wir Jagdhunde wären, und nun handelt es sich sogar um eine Kammerjungfer, die ihre „Sporen" verdient haben soll?"

„Oh, wenn es weiter nichts ist," unterbrach lachend die zweite Schwester; „Du vergißt, Antonie, daß die Brüder zu den Weihnachtsferien nach Hause gekommen sind, und dann ist Sabinens Wörterbuch stets so reich an den überraschendsten Wendungen und den kühnsten Bildern, daß ich mich über nichts wundere."

Sabine sah einen Augenblick verlegen drein, aber Gretchen, die jüngste, eilte auf sie zu, und sie herzlich küssend, rief sie: „Es bleibt unter uns und Niemand im Saale soll etwas von dem Haifisch und den Sporen erfahren. Ueberdies, weißt Du, spricht aus uns nur der blasse Neid; sind wir doch der einzige Zweig unserer Familie, der keine Jungen aufzuweisen hat. Drei Schwestern und kein Bruder! Also nichts für ungut, nicht wahr?"

„Never mind, würde Cousine Agathe in diesem Falle gesagt haben," erwiderte Sabine, deren bewegliches Gesicht schon wieder seinen harmlosen Ausdruck angenommen hatte.

„Agathe," rief Gretchen, „ist sie denn hier?"

„Seit gestern früh."

„Nun, und? — Wir haben sie seit Jahren nicht gesehen und glaubten sie noch in der Pension. Wie sieht sie aus, wie gefällt sie Dir, Sabine?"

„O, sehr gut und wir haben uns schon sehr befreundet. Ein bischen gelehrt ist sie freilich; Gott, mir schwindelt der Kopf, wenn ich daran denke, was sie Alles gelernt hat! Aber das ist doch eigentlich nicht ihre Schuld und es wird sich ja wohl mit der Zeit abschleifen."

„Oh gewiß," tröstete Antonie, „besonders wenn Du ihr dabei hilfst."

„Das sage ich auch," erwiderte Sabine unschuldig, und dann plötzlich von dem Stuhl in die Höhe schnellend, auf den sie sich endlich gesetzt hatte, — „ein neuer Schlitten, sollte das schon Edith sein," rief sie in höchster Aufregung. „Aber nein, sie kann vor sieben Uhr nicht hier sein. Fräulein Marianne, Helenens frühere Erzieherin, — Ihr erinnert Euch ihrer doch? — ist ihr entgegen gefahren, was sonst natürlich Harald gethan hätte; aber er erwartet seinen Freund, Theodor von Nerval, den noch Niemand von uns gesehen hat, und auf den ich brennend neugierig bin. — Still, Kinder," rief sie plötzlich, obgleich Niemand außer ihr gesprochen hatte. Durch die offen gebliebene Thür wurde des Barons Stimme hörbar, wie er im wohlwollendsten Ton einen neu Angekommenen in der Halle begrüßte, während eine jüngere Stimme in lebhafter Freude dazwischen rief: „Junge, Du siehst ja aus, wie Knecht Ruprecht selber! Das muß wahr sein, im Schnee haben wir uns gefunden und im Schnee, so scheint's, müssen wir uns wiedersehn! Aber willkommen, herzlich willkommen! Zum ersten Mal in der Halle meiner Väter!"

Eine jugendlich wohlthuende Stimme erwiderte etwas, das die Mädchen nicht verstanden und Antonie, sich plötzlich besinnend, daß sie sich eigentlich auf dem Lauscherposten befänden, rief: „Ich bitte Euch, laßt uns die Thür schließen! Sabine, mein Kind, das ist offenbar Herr von Nerval, aber zähme Deine Neugierde noch für ein halbes Stündchen."

„Was sagte denn aber Harald von dem Finden im Schnee, das klingt ja ganz poetisch?" fragte Gretchen.

„Was," rief Sabine, „davon wißt Ihr nichts? Wie Harald vor zwei Jahren in der Schweiz mit seiner gewohnten Waghalsigkeit sich's in den Kopf gesetzt hatte, ganz allein ohne Führer auf einen Gletscher zu steigen und dann im Schneegestöber den Weg verlor, irgendwie in eine Spalte gerieth, — ach, ich mag gar nicht an all die grausigen Details denken, — genug, daß Theodor von Nerval wie ein Engel vom Himmel herabgeschneit kam, noch grade zu rechter Zeit, um ihn zu retten. Und daß Harald noch lebt, ist einzig und allein sein Verdienst und dafür sollten wir Alle ihm dankbar sein," fuhr sie mit vorwurfsvollem Blick auf die Andern fort, die ihr die Sache viel zu kühl und phlegmatisch anzusehen schienen, „denn Harald ist der beste von uns Allen, — Helene ausgenommen, — aber das ist freilich etwas ganz Anderes."

„Natürlich," beruhigte Gretchen; „aber um auf Theodor von Nerval zurückzukommen, ist er Franzose?"

„Sein Vater war französischer Schweizer, seine Mutter eine Deutsche. Beide sind todt. Er wurde theils in Genf, theils in Deutschland erzogen und soll vollkommen geläufig deutsch sprechen. Da habt Ihr seine Biographie. Er

muß fabelhaft klug sein, überhaupt ganz was Besonderes, glaube ich; denn Onkel Eberhard, welcher ihn vor zwei Jahren in Genf kennen lernte, sprach neulich mit einer Anerkennung von ihm, die —"

„Die alle Anerkennung verdient," fiel Antonie ein, „wenn man bedenkt, wie sparsam Onkel Eberhard mit der seinigen ist. Nun, ich dächte, wir hätten Herrn von Nerval jetzt genügend mit unserer Neugierde beehrt und könnten zu einem andern Gegenstande übergehen. Sage mir, Sabine, Du, die Du bekanntlich seit einer Ewigkeit hier bist, weißt natürlich, ob Helene auch sicher diese Nacht in ihrem eigenen Zimmer schläft, oder ob sie es etwa einer der Tanten abgetreten hat. Wir wollen ihr nämlich ein Ständchen bringen und es wäre doch lächerlich, wenn wir dies vor der unrichtigen Thür thäten. Du mußt uns aber nicht verrathen, Sabine, hörst Du?"

„Ich," rief diese, „Euch verrathen! ich bin verschwiegen, wie das Grab und überhaupt die schweigsamste Person von der Welt. Was Helenens Zimmer anbetrifft, so könnt Ihr ruhig sein; es ist dasselbe, welches sie immer gehabt hat, so lange ich denken kann, beiläufig das reizendste Mädchenzimmer, das ich je gesehen. Aber was sagt Ihr zu dem Eurigen, ist es nicht traulich und gemüthlich?"

„Es ist in der That so," erwiderte eine der Schwestern. „Aber wie kommt es nur, daß ich mich nicht erinnern kann, je in diesem Theile des Hauses gewesen zu sein?"

„Kein Wunder," erwiderte Sabine; „denn es enthält, außer Vorraths- und Wirthschaftsräumen, nur diese Reihe kleinerer und größerer, seit vielen Jahren leer stehender Besuchszimmer. Sie münden alle auf den endlos langen Corridor, durch den Ihr gekommen seid und welcher am Tage so dunkel ist, wie in der Nacht. Tante Elisabeth hat für jetzt eine „ewige Lampe" darin gestiftet und sie und Fräulein Marianne haben in der Eile das Menschenmögliche geleistet, um Alles zu unserm Empfange so wohnlich herzurichten. Unsere Mädchenzimmer sind eins so hübsch und anmuthig wie das andere; für die Zimmer der Herren blieb denn auch nur wenig Zeit übrig und Tante Elisabeth konnte sich nicht trösten, daß sie so spartanisch einfach aussähen. Ich aber sage: was braucht so ein Mann mehr, als höchstens ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl? Sind sie nicht viel glücklicher daran? Die Männer haben es überhaupt viel besser als wir, — ich wollte, ich wäre ein, — ja so," unterbrach sie sich, auf Antonie blickend. Diese war jetzt ganz von dem Oeffnen ihres großen Koffers in Anspruch genommen und sagte nur: „ich denke, es ist Zeit, uns umzukleiden. Wie wäre es, Sabine, wenn Du uns bald die junge Karoline mit den Sporen schicktest."

„Und Dich selbst auf Dein Zimmer trolltest?" fiel diese lachend ein; „in dieser Beziehung verstehe ich den leisesten Wink." Und wie ein Kreisel drehte sie sich um sich selbst herum und fuhr zur Thür hinaus.

Während dieses Gesprächs waren die beiden Freunde die Treppe hinauf und, unwillkürlich ihre Stimmen dämpfend, an dem Zimmer der jungen Damen vorüber geschritten.

„Nur muthig vorwärts, Theodor, wir sind noch nicht am Ziel unserer Reise," rief Harald seinem Gefährten zu, als dieser in der Mitte des langen Ganges

unwillkürlich vor einer der Thüren inne zu halten schien, neben welcher ein schwarzer Reisekoffer lag, offenbar vorausgesandt und seines Besitzers harrend. Es stand nur ein einfaches E. v. H. auf demselben und doch stieg dem jungen Manne dunkle Gluth in das gebräunte Gesicht und unwillkürlich beschattete er es mit der Hand, wie um es der Beobachtung seines Freundes zu entziehen. Doch dieser war mit dem Aufsuchen des Zimmers beschäftigt. „Verzeih, ich habe Dich unrichtig geführt," sagte er, wieder gegen die Mitte des Corridors zurückkommend; „aber der Irrthum ist verzeihlich. Diese Thüren sehen eine aus wie die andere, wie Mönchszellen, die auf einen Klostergang führen; nicht wahr? Und wie ein Mönch wirst Du Dich hier behelfen müssen," fügte er hinzu, das Zimmer öffnend, welches in der That außer dem nach Sabinens Ansicht für männlichen Comfort ausreichenden Mobiliar nichts Wesentliches enthielt. „Ich hätte Dir das meinige abgetreten, aber das hat natürlich eine meiner Tanten erhalten und ich selbst schlafe irgend wo hier herum. Aber was ist das?" rief er lachend; „daß ich eine Auster wäre, oder ein fühlloser Barbar, wenn ich hier nicht Tante Elisabeths Hand erkennte! Einen Vorhang hat sie Dir zur Entschädigung für alles Andere um's Bett gegeben und, Gott steh' mir bei, mit rosenfarbnem Bande aufgebunden, wie für ein junges Mädchen! Nun mein Junge, schaden wird Dir ja das weiße Läppchen nichts, und wenn Du um so sanfter darunter ruhst, so danke es Tante Elisabeth. Und nun will ich Dich allein lassen, um unten im Saal meine Pflichten als Sohn des Hauses zu erfüllen. Auf baldiges Wiedersehen!"

Im Saal hatte sich die Scene, seit Harald denselben verlassen, wesentlich verändert. Die älteren Familienmitglieder, mit Ausnahme des Barons, welcher sich auf kurze Zeit beurlaubt hatte, waren sämmtlich auf Sopha und Lehnstühlen, um einen mit zierlichem Geräth bedeckten Tisch gruppirt, und wurden von Elisabeth mit dem heute gänzlich verspäteten Nachmittagskaffee erfrischt. Das Gespräch floß bald ernst, bald heiter, natürlich und anmuthig hin, wie unter Menschen, welche nahe Verwandtschaft und gegenseitige Zuneigung, zahlreiche gemeinschaftliche Erinnerungen und eine gewisse Gleichheit in Rang und äußerer Lebensstellung harmonisch verbinden, während doch Zeit genug seit ihrem letzten Zusammensein verflossen war, damit Jedes eine gute Strecke auf eignem Wege hatte gehen können. Nun brachte man mit, was man Neues gesammelt, warf es anspruchslos in die Schale der allgemeinen Unterhaltung, und eine neue pikante Mischung schien daraus zu entstehen.

Die jüngere Welt hatte sich um Helene und Conrad gruppirt, und Scherz und Lachen tönte Neid erregend von dem Ecksopha unter der Hängelampe zu den jüngeren Vettern herüber, die noch nicht den Muth hatten, sich dem Kreuzfeuer der Neckereien ihrer Cousinen und Schwestern auszusetzen, und sich daher lieber um Curt, den jüngeren Sohn des Hauses und hoch aufgeschossenen, neugebackenen Studenten scharten.

Als Harald eintrat, ging es wie ein heller freudiger Zug durch den ganzen, am Kaffeetisch versammelten Kreis — er war offenbar der Liebling von Jung und Alt — und als er sich darauf der Gruppe am andern Ende des Saales zuwandte, streckten sich ihm so viele Händchen grüßend entgegen, daß er nicht

wußte, welche er zuerst ergreifen sollte, und sich durch einen allgemeinen Kniefall aus der Verlegenheit zog, den jede der Cousinen, und alle zusammen sich zueignen mochten. Jetzt öffnete sich die Thüre und Theodor v. Nerval trat ein. Die Vorstellung der um den Kaffeetisch Versammelten war schnell beendet, und Harald trat mit dem Freunde zu seiner Schwester. „Dir, liebe Helene, führe ich einen alten Bekannten zu, der keiner Vorstellung bedarf," sagte er; „aber hier mein zukünftiger Schwager, Conrad von Hoffmann, freut sich seit lange auf Deine Bekanntschaft, lieber Theodor. Und nun erlaube mir, Dich meinen Cousinen vorzustellen. Herr v. Nerval, Fräulein v. ....., Fräulein v. ....., und die Reihe der mehr oder weniger wohlklingenden Namen wurde schnell durchlaufen. Nur wenige Augenblicke stockte die Unterhaltung, dann wandte sich Helene mit einigen einfach liebenswürdigen Worten an Theodor, so daß dieser sofort auf's Ungezwungenste eingeführt war, und jede Steifheit verschwand. Von Zeit zu Zeit beobachtete wohl eine oder die andre der jungen Mädchen den Neuangekommenen, der im Ganzen so ziemlich der Vorstellung entsprach, die sie sich von ihm gemacht. Er war nichts weniger als ein schöner Mann im gewöhnlichen Sinne des Wortes; aber der edel geformte Kopf saß fest und stolz auf einer jugendlich kräftigen und doch biegsamen Gestalt von mehr als gewöhnlicher Höhe. Seine dunkle Gesichtsfarbe und braunen Augen und Haare stachen angenehm ab gegen die durchweg blonden oder lichtbraunen Schattirungen der versammelten Familienmitglieder. Offenbar um einige Jahre älter als Harald, besaß er eine Art vornehmer Ruhe und Gelassenheit, die jedoch nichts mit Temperament und Charakter gemein hatten, sondern für den schärferen Beobachter nur das Resultat vollkommener Herrschaft über sich selbst waren. Das Anziehendste an ihm war wohl eine ungewöhnlich sympathische Stimme, die auch bei leisem Sprechen ihren vibrirenden Ton behielt und im dichtesten Gewirre der Unterhaltung so zu sagen von selbst ihren Weg fand.

Nach einer angenehm verplauderten Viertelstunde stand Harald auf, und seinen Arm in den des Freundes schiebend, zog er ihn in eine der tiefen Fensternischen, in welchen Lehnstühle standen. „Sie werden uns jetzt nicht vermissen," meinte er „und wir haben uns ja noch kaum gesprochen. Sage mir, wie lange kannst Du bei uns bleiben? Denn daß Du nur hergekommen sein sollst, um Helene zum Altar führen zu helfen, davon kann nicht die Rede sein!" — „Ich kann wirklich selbst nicht genau sagen, welches meine Pläne sind," erwiderte der Andere. Du weißt, ich bin von Niemandem abhängig, und doch . . ." Mit einem scheinbar plötzlichen Sprung in seinem Gedankengang fuhr er fort: „Warum spricht man immer nur von dem Vaterlande eines Menschen, Harald? Ich für meinen Theil fühle deutlich, daß ich auch ein Mutterland habe, hier, in eurem eisigen Norden, zu dem ich einen unwiderstehlichen Zug empfinde, wie zu einem alten Freunde. Was würdest Du sagen, Harald, wenn ich hier, in der Nähe Deines alten Stammhauses, mir eine Heimath gründete?" — „Junge!" rief dieser, indem er seines Freundes Hand ergriff und so kräftig drückte, daß dieser sie ihm lächelnd entzog, „müßte ich nicht meine Würde als ältester Vetter dieser Jugend gegenüber aufrecht erhalten, so flöge ich Dir an den Hals. Aber sage mir, ist es nur ein augenblicklicher Einfall oder denkst Du ernstlich daran?

Und wovon hängt es noch ab? Und wann wird es sich entscheiden?" Er fuhr in der höchsten Aufregung mit der Hand in seinen blonden Haarschopf, bemerkte aber gleichzeitig, daß Theodors Aufmerksamkeit plötzlich abgelenkt zu sein schien, denn dieser blieb ihm einige Augenblicke die Antwort schuldig und sagte dann wie zerstreut: „es hängt ab von . . . ., es ist eben noch ganz unbestimmt; wir sprechen später davon. Hörst Du nicht Schlittengeläut? Aber Ihr erwartet heute wohl Niemanden mehr?" Harald sah ihn verwundert an; indessen Theodor hatte seine Selbstbeherrschung wieder gewonnen, und er selbst war zu lebhaft an dem Gegenstande ihres Gesprächs betheiligt, um über seines Freundes sonderbares Benehmen nachzudenken. „O doch," erwiderte er, „wir erwarten meine Cousine Edith, die eigentlich schon seit gestern hier sein sollte; aber sie wollte nicht ohne ihren Vater kommen, weil sie meinte: wiche sie vom Platze, so wäre es mehr als zweifelhaft, ob er überhaupt käme. Nun hat sie höchst wahrscheinlich doch ohne ihn abfahren müssen, da sie unmöglich riskiren konnte, morgen post festum hier zu erscheinen. Jemand hat, eben so maliciös wie bezeichnend, von meinem Onkel Eberhard gesagt, er werde einst von seinem eignen Begräbniß fortbleiben, oder wenigstens zu spät kommen. Du hast ihn vor zwei Jahren nur in der Urlaubs- und Ferienstimmung gesehen, in welcher er nicht wieder zu erkennen ist, und alle Liebenswürdigkeit und Grazie seiner Natur zur Geltung kommt. Auch war er leidend und mußte leben wie ein andrer Mensch. Für gewöhnlich aber ist er absolut unberechenbar. Edith ist noch die Einzige, seit dem Tode seiner Frau, die etwas über ihn vermag. Uebrigens wirst Du meine Cousine gewaltig verändert finden. Damals war sie ja kaum erwachsen, und jetzt — nun ja, sie ist eigentlich das schönste Mädchen, das ich jemals erblickt; Du wirst mir recht geben heute Abend, wenn —"

„Ich habe Fräulein v. Horn öfter gesehen seit unserer ersten Begegnung," fiel Theodor mit anscheinender Ruhe ein, „bei meinen Verwandten in Genf, deren Bekanntschaft sie und ihr Vater bald nach Deiner Abreise machten, und die dann im nächsten Jahre erneuert wurde." — „Wahrhaftig? Nun um so besser! Aber sonderbar, daß Edith dessen nie erwähnt hat." — „Es war auch nicht des Erwähnens werth, und Ihr hattet wahrscheinlich interessantere Gesprächsgegenstände," warf Theodor leicht hin, aber ein prüfender Blick traf unbemerkt das Gesicht des Freundes. Dieser jedoch sah ihn treuherzig an und sagte: „Du glaubst, ich sei in sie verliebt? Aber wenn ich auch ein solcher Thor wäre — so ist sie doch im Grunde gar nicht mein „genre."" —

„O! Und warum nicht?" „„Ha, Unsere Base Edith!"" citirte Harald mit Pathos, „„sie spricht immer wie ein König, und als ein König wollen Wir ihr antworten,"" wenn wir nämlich können, lieber Junge; und da hast Du den Grund, weshalb —"

„Wenn Du einen fremden Autor citirst, Vetter Harald, so könntest Du es wenigstens im Original thun, statt in einer schlechten Uebersetzung," ließ sich hier eine kleine naseweise Stimme vernehmen, und eine niedliche Blondine, offenbar im ersten langen Kleide, mit der ersten kleinen Schleppe, schwebte an den Beiden vorüber. Harald war aufgesprungen und folgte der kleinen Dame durch den Saal in demüthiger Haltung. „Habe Nachsicht mit mir, verehrte Cousine

Agathe! Mein „Englisch“ reicht gerade hin, um Walter Scott zu lesen; aber ein Citat auf englisch zu machen, und das auf die Gefahr hin, von Dir gehört zu werden — wie könnte mir so etwas einfallen! Aber da ist Curt, frisch von der Schule, wie Du von der Pension; er hat sich auch der neueren Sprachen befleißigt, soviel ich weiß; den wähle Dir zum Opfer, Cousine! Und mach' es ihm heiß, es wird ihm gut thun!“

Und galant führte Harald die Kleine, der es nicht recht klar war, ob er im Ernst oder Spott gesprochen hatte, zu einem Sessel, und winkte dann seinen Bruder herbei. Dieser, welchen die Unterhaltung mit den jüngern Vettern nachgerade zu langweilen anfing, und der doch nicht ganz sicher war, ob seine ihm selbst unzweifelhafte männliche Ueberlegenheit den erwachsenen Cousinen schon genügenden Eindruck machen würde, war nur zu gern bereit, dem jüngern Bäschen seine Dienste zu weihen. In weniger als zwei Minuten waren sie im tiefsten Gespräch über Dichter aller Zeiten und Völker, und offenbar auf dem besten Wege zu den wichtigsten Fragen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; denn noch ehe Harald seinen Rundgang durch die verschiedenen Gruppen des Saales beendigt hatte und zu seinem Freunde zurückgekehrt war, hörte er zu seinem unbeschreiblichen Ergötzen die bescheidenen Worte, mit welchen Curt es besonders liebte, seine Sätze einzuleiten: „Das einzig Richtige ist . . .“ deutlich zu sich herübertönen.

„Höre,“ sagte er lachend; „es thut mir doch leid, daß Du gerade unsern kleinen Backfisch führen sollst! Aber es ließ sich wirklich nicht anders einrichten. Edith wird von mir geführt und die Andern . . .“ — „Mache Dir darüber keine Sorgen,“ unterbrach ihn Theodor. „Für mich kann es ja kaum einen Unterschied machen, welche der hier anwesenden jungen Damen mir morgen die Ehre erweist, sich meiner Führung anzuvertrauen; und ich werde jedenfalls suchen, Fräulein Agathens Zufriedenheit zu erwerben.“

Der kleine Zwischenfall war schnell vergessen über Gesprächsgegenständen tiefern Interesses. So verschieden die Freunde waren, so entscheidend für Beide war das Zusammentreffen auf ihrem Lebenswege gewesen; nur zwei Jahre, bei vielfach unterbrochenem Verkehr, waren seitdem verflossen, und doch hatten sie das sichere Gefühl innerlichen Zusammengehörens für die Lebenszeit gewonnen. Während sie in leisem eifrigen Gespräch fast zu vergessen schienen, daß sie diesmal nicht allein waren, öffnete sich geräuschlos die aus des Barons Arbeitszimmer in den Saal führende Thüre, und er selbst, im Begriff einzutreten, die aufgehobene Portière noch in der Hand haltend, blieb unwillkürlich stehen, als sein Blick auf die Gruppe fiel, welche sich um Helene gebildet hatte. Wie eine Lilie hob sich ihre Gestalt im weißen Kleide von dem Rosenroth und Himmelblau der Freundinnen ab, und der feine gesenkte Kopf, mit dem regelmäßigen Profil, dem kindlich reinen und innigen, fast nachdenklichen Ausdruck, ließ sie jünger und älter zugleich als diese erscheinen. Nie war die Aehnlichkeit mit der verstorbenen Mutter sprechender und überwältigender hervorgetreten, und des Vaters Blick hing wie festgebannt an ihren Zügen. Der Vorhang fiel hinter ihm herab, und in dem Schatten des tiefen Thürbogens bemerkte Niemand seine dunkle Gestalt. Nur der große Neufundländer hob den Kopf, bewegte

leise den Schweif, und blickte prüfend nach seinem Herrn hinüber. Dieser strich mit der Hand über die Stirn, wie um sich zu besinnen, was ihn eigentlich hergeführt; aber der Zauber alter Erinnerungen war über ihn gekommen und hielt ihn gefangen mit übermächtiger Gewalt. Ja, so hatte sie ausgesehen am Abend ihres letzten Mädchentages, ehe sie Vater und Mutter verließ, um dem Erwählten zu folgen. Und der Glückliche, welcher neben ihr stand, wie jetzt Conrad neben Helenen, den Arm auf die Lehne ihres Sessels gestützt, der war er selbst, auf der Höhe seines kurzen aber unaussprechlichen Glücks! Jahr auf Jahr zog an ihm vorüber, fester und fester spannen tausend Fäden der Erinnerung sich ihm um's Haupt, Vergangenes und Gegenwärtiges verwebte sich zu immer dichterm Netz — und immer noch lehnte er unbeweglich im Schatten des Thürbogens. Da wurde es dem treuen Hunde unheimlich; er erhob sich, und den buschigen Schweif immer energischer schwingend, ging er langsam quer durch den Saal und drückte den großen Kopf an seines Herrn Knie. Dieser erwachte wie aus einem Traume. „Du hast Recht, alter Freund," sagte er leise, den Kopf des schönen Thieres streichelnd. Dann richtete er sich hoch auf und schritt der Gruppe unter der Hängelampe zu. Hier stand er einige Augenblicke, die Hand liebevoll auf Helenens Schulter gelegt, und hörte dem anmuthigen Geplauder zu; dann sagte er zu ihrem Verlobten: „Ich muß Sie auf einen Augenblick abrufen, Conrad; nur auf einen Augenblick." Conrad folgte ihm sogleich und Beide verschwanden unter der Thür des Arbeitszimmers.

„Ein prächtiger Junge!" sagte Harald, ihnen nachblickend; „und wenn Einer sie haben sollte, so gönne ich sie Diesem! Aber es bleibt doch hart, daß uns die Kleine so bald entführt wird. Du kannst Dir keine Vorstellung davon machen, wie anders dies alte Haus geworden ist, seitdem Helene aus der Pension zurückgekehrt ist. Der Vater und Tante Elisabeth sind buchstäblich wieder jung geworden in diesem Jahre, und ich mag gar nicht daran denken, wie es sein wird, wenn sie uns nun verläßt!" Er blickte liebevoll zu der Schwester hinüber, die soeben ihren Platz verlassen hatte, und an einem der Fenster stehend, den schweren Vorhang lüftete, um hinaus zu spähen. Harald trat zu ihr. „Was hast Du, und wonach siehst Du so eifrig?" fragte er, ihr in's Gesicht blickend, welches einen Ausdruck von Unruhe und Spannung trug. „Harald," sagte sie, „Edith sollte längst hier sein! Sieh, wie der Schnee jetzt dicht herabfällt und Spuren und Geleise zugedeckt hat! Wenn Friedrich vom Wege abgekommen wäre — ich fange an, mich zu beunruhigen." — „Sei ruhig Kind," erwiderte er, ihre Hand brüderlich liebkosend; „Friedrich hat in seinem langen Leben diesen Weg wohl tausend Mal gemacht, und bei dichterm Schneegestöber, dessen kannst Du gewiß sein! Aber Eure Freundschaft lasse ich gelten; sie hat eine wichtige Probe bestanden, denn sie ist noch frisch und unverändert am Tage vor der Hochzeit!"

„Harald," erwiderte sie in derselben lieblich-ernsten Weise, welche sie heute nicht verließ, „alle die langen, langen Jahre hindurch, als ich in Genf, und Niemand von Euch mir nahe war, da war Edith bei mir. Niemand weiß, was sie mir in jener Zeit gewesen ist, noch könnte ich es je vergessen! — Aber sehe ich dort nicht den Schlitten? Gewiß! Wie war es nur möglich, das Geläut

nicht früher zu hören! Jetzt biegt er in die Pappelallee, jetzt ist er oben! Ich bitte Dich, laß mich nur diesmal hinaus!" Und schnell wie ein Reh flog sie durch den Saal, durch das Vorzimmer, in die Halle hinaus, und geradezu in Edith's Arme. Harald war ihr gefolgt, und der Baron und Conrad, welche im Arbeitszimmer das Kommen des Schlittens überhört hatten, traten nun ebenfalls begrüßend hinzu.

Edith wollte auf ihr Zimmer gehen, aber Helene zog sie mit sich fort in den Saal. „Du kannst Dich später umkleiden," sagte sie. „Ich muß Dich vorher wenigstens eine kleine Weile gesehen haben; heute kann ich Dich ja nicht wie sonst hinauf begleiten."

Als die beiden Mädchen neben einander in den Saal traten, wäre es schwer gewesen, zu entscheiden, welcher von Beiden die Palme gebühre. Edith war ohne Zweifel die schönere. Ihre Züge waren von tadelloser antiker Regelmäßigkeit, und sie trug ihre schlanke Gestalt wie eine Diana, so leicht und frei. Aber auch etwas von der jungfräulichen Herbheit dieser Göttin lag in ihrer Erscheinung, und machte es nicht leicht, sich ihr zu nähern. Obgleich über ein Jahr älter als ihre Freundin, deren tiefes Gemüthsleben sich früh entfaltet hatte, schien das ihrige noch in der Knospe befangen und wie zurückgehalten durch die vorwaltende Entwickelung des Verstandes. So oft sie sich jedoch zu Helenen wandte, flog ein Ausdruck tiefster Innigkeit über ihr Gesicht, das dann gar schön und lieblich aussehen konnte.

Es entging Helenen nicht, daß Edith beim Eintritt in den Saal einen raschen prüfenden Blick über die in demselben Versammelten warf, daß ein tiefes Roth sich über ihr Gesicht ergoß, und ihre Hand leise zitterte. Aber im nächsten Moment richtete sie sich um so stolzer in die Höhe und trat grüßend zu den älteren Verwandten.

Nach einigen erklärenden und entschuldigenden Worten über ihres Vaters vorläufiges Ausbleiben, das von allen Seiten lebhaft bedauert wurde, ohne daß es jedoch irgend Jemanden zu überraschen schien, hatte Edith sich soeben der jugendlichen Gruppe am andern Ende des Saales angeschlossen, als Theodor an Harald's Seite sich ihr näherte.

„Zu meiner Freude höre ich, Cousine Edith, daß mein Freund Dir nicht nur von jener ersten Begegnung am Genfer See her bekannt ist, sondern im vergangenen Jahre Gelegenheit hatte, sich Dir in's Gedächtniß zurückzurufen," sagte er unbefangen und ohne zu bemerken, daß Edith's Stirn sich leise röthete, während sie Theodor's Verbeugung mit einer etwas stolzen Neigung des Kopfes erwiderte. Beide wechselten nur wenige Worte der Begrüßung, dann wandte Edith sich zu den Uebrigen, die Unterhaltung wurde allgemein, und Niemand außer Helene, welche ihn theilnehmend beobachtete, schien zu bemerken, daß Theodor, immer schweigsamer werdend, sich zuletzt gar nicht mehr an dem Gespräch betheiligte, obgleich nichts in seiner Haltung verrieth, daß etwa seine Gedanken durch Anderes in Anspruch genommen wären. Bald darauf erhob sich Edith, um auf ihr Zimmer zu gehen. Der Handschuh, den sie in der Hand gehalten, war ihr unbemerkt, zu Boden geglitten, und Theodor, sich rasch danach bückend, folgte ihr damit bis zur Thüre des Saales. Wenn dies

in der Hoffnung auf einen freundlichen Blick oder ein Wort von ihr geschah, so hatte er sich getäuscht. Nur eine leichte dankende Neigung des Kopfes wurde ihm zu Theil; und selbst in dieser lag eine Art Verwunderung, als maße er sich ein Recht an, das einem der Vettern zugekommen wäre.

Ein düsterer Schatten lagerte sich über Theodors Gesicht und wollte nicht weichen, auch als Edith kurze Zeit darauf im Abendanzuge wieder herein trat.

Mittlerweile war es spät geworden und man begab sich in das Speisezimmer. Es gelang, die unerläßliche „bunte Reihe" glücklich zu Stande zu bringen und offenbar Jeden mit der ihm zugetheilten Tischnachbarschaft zufrieden zu stellen. Helene und Edith hatten das, als Ausnahme bewilligte, Recht erhalten, neben einander zu sitzen; ihnen zur Seite fanden natürlich Conrad und Harald ihren Platz; Curt, dessen Unterhaltung mit Agathe noch keinerlei Symptome von Erschöpfung verrieth, hatte sich den seinigen neben ihr zu sichern gewußt; und Theodor war Sabinen als Tischnachbar zu Theil geworden, deren naiv harmloses Geplauder ihm wohl that, so daß er fast bedauerte, als das Mahl beendigt war, und man sich in den Saal zurück begab. Hier hatte man, in Gruppen vertheilt, eine Weile heiter plaudernd beisammen gesessen; da plötzlich polterte es von außen mit Macht gegen die Thüre, und klirrend und prasselnd schien alles zerbrechliche Geräth des Hauses in Scherben zu gehen. Einige der ältern Damen fuhren ein wenig zusammen, aber man sah einander nur lächelnd an, und Niemandem schien der Lärm unerwartet zu kommen.

„Bravo!" rief Harald. „Kein Stück ist ganz geblieben!" Und zu Theodor gewendet, welcher etwas befremdet drein sah, fügte er lachend hinzu: „das ist Alles, was in unserm an Poltergeistern einst so reichen Norden uns noch davon übrig geblieben ist. Ich wüßte nicht, daß auch dieser letzte Rest zu unserm Behagen unentbehrlich wäre. Jedoch sämmtliche Dienstboten, Johann und Friedrich an der Spitze, würden es uns nicht vergeben, wollten wir, den alten Brauch verachtend, ihnen die Genugthuung rauben, so und so viele Töpfe und Schüsseln dem Untergang zu weihen."

Jetzt stand der Baron auf und sagte: „Der Polterabend ist eingeleitet und von Rechtswegen sollte sich unsere Jugend nun in allerhand mehr oder weniger geistreichen Leistungen ergehen. Aber ich habe von jeher eine unüberwindliche Abneigung gegen sogenannte Polterabendscherze gehabt, gleichviel ob vorbereitet oder improvisirt, und mein Kind Helene theilt meine Empfindung. Dagegen ein hübscher und würdiger Schluß für einen Abend vor der Hochzeit scheint mir eine Polonaise zu sein, in welcher das Kind des Hauses in festlichem Zuge noch ein Mal die Räume, in welchen es herangewachsen, durchwandelt, ehe es sie verläßt, und ich schlage daher vor, daß wir uns zu einer solchen anschicken, wenn Fräulein Marianne die Güte haben will, sie für uns auf dem Clavier zu begleiten." — Er bot der ältesten Dame die Hand, Alt und Jung folgte seinem Beispiel und bei dem Klange einer jener festlich, altmodisch-vornehmen Tanzweisen setzte der stattliche Zug sich in Bewegung. Erst rund um den großen Saal, dann durch alle Zimmer desselben Stockes hindurch, in die Halle hinaus, in welcher die versammelten Dienstboten bewundernd zuschauten; darauf die breite Treppe hinauf und wieder hinunter in die Halle; dann zurück in den

Saal, der nochmals durchwandelt und in zierlichen Schlangenlinien durchmessen ward, und dann eine tiefe Verbeugung jedes Herrn vor seiner Dame, welche ihm dieselbe erwiderte, — die Musik schwieg und die Polonaise war beendet. „Gute Nacht, gute Nacht!“ hieß es nun von allen Seiten und Damen und ältere Herren schickten sich an, die Treppe hinauf zu gehen und ihre Schlafzimmer aufzusuchen.

Helene und Edith waren im Saal zurückgeblieben. Conrad, dessen Schlitten vor dem Hause hielt, um ihn zum benachbarten Landsitz seiner Eltern zurückzuführen, stand, den Moment des Abschieds so lange als möglich hinausschiebend und die Hand seiner Braut in der seinen haltend, mit ihr neben einem der Fenster, von welchem der Vorhang zurückgeschlagen war. Beide blickten in die jetzt klare Winternacht hinaus und leise, zärtliche Worte, die Niemand hörte, gingen zwischen ihnen hin und wider. „Gute Nacht!“ sagte er endlich zum hundertsten Male. „Gute Nacht!“ gab sie zurück und fort war er. Helene sah dem Schlitten nach, bis er hinter einer Hecke verschwand, dann küßte sie Vater, Tante Elisabeth und die Brüder und ging mit Edith langsam die Treppe hinauf. „Komm in einer halben Stunde, wenn Alles still ist, zu mir in mein Zimmer,“ bat sie leise, und Edith nickte und stieg zum oberen Stockwerk hinauf.

Die jungen Leute waren mit den Söhnen des Hauses in einem der unteren Zimmer zurückgeblieben.

„Ich kann der lieben Jugend das Stündchen bei der Cigarre und einem Glase Wein heute nicht verweigern,“ sagte Harald zu Theodor, „aber Du sollst zu diesem Vergnügen nicht gepreßt werden, mein Junge: Du siehst ohnehin aus, als wär'st Du lieber allein. Geh immer hinauf, ich übernehme Deine Entschuldigung bei dem jungen Volke.“

„Ich habe allerdings nothwendige Briefe zu schreiben,“ erwiderte Theodor. Und dann, mehr um seine tiefe Verstimmung vor dem Freunde zu verbergen, als auf eine Antwort begierig, fragte er: „Wer ist der junge Mann mit dem blonden Krauskopf? Er sieht aus, als ob er nicht zu Eurer Familie gehöre.“

„Er gehört in der That in entfernterem Grade, als alle Andern, zu uns,“ erwiderte Harald; „aber habe ich denn vergessen, Euch einander vorzustellen? Das wird der Hitzkopf übel nehmen. Adalbert,“ rief er, „erlaube mir, Dich mit meinem Freunde, Theodor von Nerval, bekannt zu machen. Mein Vetter, Adalbert von Stusnowski.“ — Die jungen Leute wechselten einige Worte, dann sagte Harald, mit Theodor im Zimmer auf- und niedergehend, während die Andern anfingen, es sich gemüthlich zu machen: „Er ist ein guter, gescheuter Mensch, den ich aufrichtig gern habe, und der mir mit Leib und Seele ergeben ist, nur maßlos heftig ist er, und hat, wie Cassio, das Unglück, keinen Tropfen Wein vertragen zu können; ich darf ihn daher heute, natürlich ohne daß er es merkt, nicht aus den Augen verlieren.“ Gleich darauf verließ Theodor, der kaum mit halber Aufmerksamkeit zugehört hatte, das Zimmer, und einen Augenblick später trat der Baron herein. Er nickte der versammelten Jugend wohlwollend zu, blieb einige Minuten unter ihnen und sagte dann im Hinausgehen leise zu Harald: „Laß es heut nicht zu spät werden, und komme einen Augenblick auf mein Zimmer, ehe ihr hinaufgeht.“ —

„Dein Freund schien etwas zerstreut, als Du mich ihm vorstelltest," sagte Adalbert gereizt, „und unsere Gesellschaft scheint ihm nicht eben interessant zu sein, da er sie so früh verläßt." „Er hat Briefe zu schreiben und mir aufgetragen, ihn bei Euch Allen zu entschuldigen," erwiderte Harald, indem er beschwichtigend die Hand auf Adalberts Schulter legte.

Bald war die kleine Gesellschaft im besten Zuge. Komische Einfälle des Augenblicks wechselten mit dem Erzählen drolliger Anekdoten und kleiner Abenteuer. Zuweilen wurde das Lachen so laut und ausgelassen, daß Harald es mit der Mahnung dämpfen mußte, die Schlafenden nicht zu stören; und nur die Rücksicht auf diese hielt die junge Versammlung davon zurück, in einige jener Chöre und Rundgesänge auszubrechen, ohne welche eine Anzahl deutscher Jünglinge nicht beisammen gedacht werden können.

Es hatte länger als eine halbe Stunde gedauert, bis Edith leise an Helenens Thüre klopfte. Diese öffnete selbst. „Habe ich Dich lange warten lassen, mein Liebling?" fragte Edith. „Ich wäre früher hier gewesen, aber ich habe den Einfall gehabt, ganz so zu Dir zu kommen, wie ich es in der Pension zu thun pflegte;" — sie deutete auf ihr aufgelöstes Haar und den langen weißen Pudermantel, der in weichen Falten ihre Gestalt umgab, — „in diesem Aufzuge durfte mir natürlich Niemand begegnen; und doch, sobald ich mein Zimmer öffnete, hörte ich Schritte auf der Treppe oder im Corridor, und mußte wieder zurück."

„Ich fing schon an zu fürchten, Du könntest das Zimmer verfehlt haben," erwiderte Helene lächelnd, „Du weißt, dies war immer Deine schwache Seite. Aber nun bist Du da, Du Liebe, Einzige! Ich bin schon ausgekleidet und bereit, mich nieder zu legen. So —, und nun setze Dich an mein Bett und laß uns noch eine Weile beisammen bleiben, wie wir es so oft thaten in vergangenen Zeiten!"

„Ja, wenn wir die Erlaubniß dazu erhalten konnten! Und das geschah nur, wenn wir fest versprachen, es solle nicht über eine Viertelstunde dauern. Dies Versprechen aber gebe ich mir heute selbst; denn Du sollst schlafen und morgen frisch und klaräugig aussehen!" fügte sie hinzu, neben dem Bette der Freundin niederknieend, „was sagt sonst der Vater und Conrad?" Beide schwiegen einige Augenblicke, aber in Helenens Augen, die mit mehr als gewöhnlicher Innigkeit auf denen ihrer Freundin ruhten, lag es wie eine ernste schüchterne Frage, und um ihren Mund zuckte es wie Worte, die sie gern gesprochen hätte, und die doch immer scheu wieder in's Innere zurückwichen.

„Edith," begann sie endlich zögernd, „ich habe Dich lange fragen wollen — — aber nein, ich will nicht fragen, nicht in Dich dringen! Nur verzeih mir, wenn ich heute, am Vorabend meines neuen Lebensabschnittes, zu Dir rede, wie ich es sonst nicht gewagt hätte! Mir ist, als wärest Du in Gefahr, Edith. Das Schönste, das Beste, welches das Leben uns geben kann, bietet sich Dir; Du aber gehst daran vorüber, als sei es eine Gabe, die jeder neue Tag Dir wieder bringen könne. O täusche Dich nicht über Dein eignes Gefühl! Ich kenne Dich besser, als Du Dich selbst kennst! Und jung und unerfahren wie ich bin, doch weiß ich: das höchste Glück tritt uns nur ein Mal entgegen; wenn wir es dann

muthwillig verkennen, so wendet es sich von uns. Stoße Du das Deinige nicht von Dir, Edith!"

Edith hatte ihr Gesicht auf Helenens Kissen gelehnt, sie antwortete nicht. „Sieh mich an!" bat Helene leise. Aber Edith blieb unbeweglich.

Da plötzlich erklang vor der Thüre des Zimmers mehrstimmiger Gesang. Weber's wunderbar ergreifendes: „Leise, leise, fromme Weise", von drei jugendlichen Frauenstimmen getragen, erst wie flüsternd, dann allmälig lauter anschwellend, schien sich in Wahrheit aufzuschwingen wie auf Engelsflügeln, so fromm, so feierlich rührend, so gleichsam körperlos überirdisch, schwebten die Töne durch das stille Haus. Tief ergriffen hatten Beide unwillkürlich die Hände gefaltet, und lange nachdem der Gesang verstummt, und leise, kaum hörbare Tritte sich entfernt hatten, mochte keine von ihnen die Stille unterbrechen. Endlich erhob sich Edith, beugte sich über Helene und küßte ihre gesenkten Augenlider. „Gute Nacht! Nach diesem Liede ziemt sich kein irdisches, gesprochenes Wort," sagte sie und ging sacht zur Thüre hinaus.

Draußen stand sie einen Augenblick überrascht still. Sie hatte erwartet das Haus noch erleuchtet zu finden; aber die Dienerschaft war, in Ansehung des morgenden geschäftreichen Tages, zur Ruhe geschickt worden; man wußte die Damen und ältern Herren sämmtlich in ihren Zimmern, die große Hängelampe der Halle war ausgelöscht, und nur eine Art Nachtlampe braunte noch, die kaum einen trüben Schimmer nach dem Treppenflur hinauf warf, auf welchem Edith stand. Leise stieg sie zum obern Stockwerk hinan; hier aber war es völlig dunkel, die Lampe des Corridors war, wohl durch einen Zugwind oder sonstigen Zufall erloschen, und sie mußte tastend die Thüre ihres Zimmers suchen. Die ihr eigenthümliche Unfähigkeit, sich zu orientiren, kam jetzt über sie, sie wußte nicht aus noch ein. Rathlos stand sie einen Augenblick. Da fiel ihr ein, daß sie das Licht in ihrem Zimmer brennend zurückgelassen habe. Vielleicht würde ein Schimmer desselben jetzt im Dunkeln unter der Thüre sichtbar werden. Welch glücklicher Gedanke! Und wirklich, da schimmerte etwas schwach hervor. Mit einem Gefühl der Erleichterung schritt sie rasch dem Scheine zu. Es war hohe Zeit, denn unten hörte sie Gemurmel von Männerstimmen. Die Herren waren offenbar aufgebrochen und kamen die Treppe herauf; in wenigen Augenblicken mußten sie oben sein. Schnell tastete sie nach dem Thürknopf, und stand im Zimmer und hatte die Thüre hinter sich zugedrückt, ehe sie gewahr wurde, daß es nicht das ihrige war, und daß — Theodor vor ihr stand. Er hatte schreibend am Tische gesessen, war bei ihrem plötzlichen Eintritt aufgesprungen, und stand nun unbeweglich, in sprachlosem Erstaunen, ihr gegenüber. Alles Blut war aus Edith's Wangen gewichen, als sie mit einer Art von Entsetzen sich ihres Irrthums bewußt wurde. „Ich habe mein Zimmer verfehlt," sagte sie, sich gewaltsam fassend und wandte sich nach der Thüre. Aber schon hörte man Tritte im Corridor. Es war zu spät, um unbemerkt hinaus zu kommen, und rasch neben die Thüre tretend sagte Theodor: „Warten Sie einige Augenblicke, bis Alle in ihren Zimmern sind!" Aber mit Schrecken hörte er, wie die Schritte und das Stimmengemurmel, anstatt vorüber zu gehen, vor seinem Zimmer anzuhalten schienen. Er bückte sich, den Riegel vorzuschieben; er war verrostet und widerstand, und kein Schlüssel steckte im Schloß.

„Sie müssen sich verbergen," sagte er. Sie sah rathlos im Zimmer umher.

„Der Bettvorhang! Verlieren Sie keine Zeit!" fügte er fast gebieterisch hinzu, und sie gehorchte willenlos.

In demselben Augenblicke klopfte es an die Thüre, und ohne ein „Herein" abzuwarten, trat Adalbert ein, welchen die ihn Begleitenden offenbar vergebens zurückzuhalten gesucht hatten.

„Herr von Nerval," sagte er mit aufgeregtem Gesicht, „Sie haben durch Ihr frühes Aufbrechen uns zu bald Ihrer Gesellschaft beraubt, so daß wir uns jetzt dafür entschädigen wollen. Erlauben Sie —" und er trat mit einer Art Trotz über die Schwelle.

„Ich bin Ihnen äußerst verbunden," antwortete Theodor mit Ruhe; „aber es ist spät, und ich fürchte, wir könnten die Damen in ihren Zimmern stören."

Des jungen Mannes Gesicht röthete sich vor Zorn, als er erwiderte: „Was in Ihrem Lande Sitte sein mag, weiß ich nicht; aber bei uns ist dies nicht die Art, einen Besuch zu empfangen, es sei denn daß man ihn beleidigen wolle." Und er machte Miene, weiter vorzugehen. Noch ein Schritt, und das Versteck hinter dem Bettvorhang war kein Versteck mehr, und doch mußte Edith vor Entdeckung geschützt werden um jeden Preis!

„Ich bedaure, zu dieser Zeit und Stunde die Ehre Ihres Besuches nicht besser würdigen zu können," sagte Theodor, ihm entgegen tretend; „aber ich muß Sie wirklich bitten, mich jetzt allein zu lassen."

„Das heißt, Sie weisen mich zur Thüre hinaus," erwiderte Adalbert, dessen Stimme, durch die Bemühung, sie zu dämpfen, zischend hervorbrach. „Es wäre das erste Mal in meinem Leben und" — er hob die Hand, zitternd vor Wuth und wollte auf Theodor zutreten, — dieser stand unbeweglich, während er leise und fest sagte: „Noch einen Schritt, Herr v. Stusnowski, und Sie schießen sich morgen mit mir." —

In diesem Augenblicke hörte man eilige Schritte auf Treppe und Flur, im nächsten Moment wurde Adalberts Arm kräftig gefaßt, und Harald stand zwischen Beiden. „Was soll dies, Adalbert, — ich bitte Dich, Theodor, was bedeutet dies Alles?" rief er in maßlosem Erstaunen von Einem zum Andern blickend.

„Ich wünschte in meinem Zimmer allein zu bleiben," erwiderte Theodor ruhig, „und Herr v. Stusnowski wollte mich dieses Vorrechts berauben. Verzeih' mir, aber ich kann Dir heute keine andere Erklärung dieses mehr als sonderbaren Auftritts geben."

„Verzeih' Du mir," erwiderte Harald, „ich hätte wachsamer sein sollen; hoffentlich ist wenigstens keine unserer Damen durch diesen widerwärtigen Vorfall aufgeschreckt worden. Ich komme morgen in aller Frühe zu Dir auf Dein Zimmer, nochmals: verzeih', gute Nacht."

Und den Erregten, welcher wie in plötzlicher Ernüchterung keinen Widerstand mehr leistete, mit sich fortführend, schloß Harald die Thüre. Nach einigen Minuten hörte man sie die Treppe hinabgehen, dann war Alles still.

Edith, welche, obwohl in einer Art von Erstarrung, gleichwohl kein Wort von der ganzen Scene verloren hatte, trat jetzt langsam hervor und ging, ohne aufzublicken, der Thüre zu.

„Es ist dunkel auf dem Corridor, aber ich darf Ihnen kein Licht anzünden," sagte er.

„Ich kann den Weg im Dunkeln nicht finden," erwiderte sie tonlos.

„So will ich Sie führen." Er öffnete geräuschlos die Thüre, ergriff ihre eiskalte Hand und leitete sie bis zur Thür ihres Zimmers. Dort ließ er leise ihre Hand fallen und ging, ohne ein Wort von ihr abzuwarten.

Edith trat ein. Das Licht war herabgebrannt und nur der weithin leuchtende Schnee warf zwischen den Vorhängen hindurch einen blassen Schimmer in das Gemach. Mit einem halb unterdrückten Schluchzen, in dem sich die ganze, zurückgedrängte Qual der letzten halben Stunde Luft machte, fiel sie neben ihrem Bette nieder und weinte, wie sie sich nicht erinnern konnte, jemals geweint zu haben. Wie tief, wie grenzenlos gedemüthigt fühlte sie sich in diesem Augenblick! Zu einem unwürdigen Versteck hatte sie bei ihm ihre Zuflucht nehmen müssen, wie ein hilfloses Kind hatte sie vor ihm gestanden, den sie nur vor wenigen Stunden wie eine beleidigte Königin angesehn, weil er gewagt hatte, sich ihr wie ein Bekannter zu nahen, statt abzuwarten, wie weit sie ihn als solchen anerkennen wolle. Es war ihr nicht entgangen, wie tief ihr fremder, kühler Gruß ihn verletzte und doch war sie mit kaltem Blick vorübergegangen, als er sie darauf in der Thüre des Saales traurig fragend, fast bittend angesehen hatte, — und weshalb? Nur weil ihre stolze Mädchenseele den Gedanken nicht ertragen mochte, er oder ein Anderer könne errathen, daß er ihr nicht gleichgültig sei. O, es war thörichter, kindischer Trotz und Hochmuth, ja schlimmer als das, es war herzlos gewesen und sie büßte es in der Qual dieser Stunden, während sie auf ihren Knieen lag und ihre Thränen immer von Neuem über die zusammengepreßten Hände strömten. Aber mitten durch das trostlose Gefühl ihrer Demüthigung, ihrer Reue, zog es wie ein stolz freudiger Ton, wenn sie daran dachte, wie treu er sie beschützt, wie fest und beruhigend seine Stimme geklungen, während sie in tödtlicher Angst vor einer Entdeckung gezittert, und mit wie zarter Schonung, ihrer Demüthigung und Hilflosigkeit gegenüber, er sie sorgsam, wie eine Mutter ihr strauchelndes Kind, geleitet hatte. O, warum hatte sie so lange ihr eigenes Herz verkannt; ja, Helene hatte Recht gehabt, das höchste Glück war ihr entgegengetreten, sie hatte es fortgestoßen in thörichtem Stolz, — nun wandte es sich von ihr, es war zu spät, sie konnte es nicht mehr zurückrufen, es war nun Alles zu Ende zwischen ihm und ihr.

Der Hochzeitmorgen brach an. In aller Frühe war es in den unteren Räumen des Hauses lebendig geworden, Diener und Mägde eilten in rastloser Geschäftigkeit hin und her, aber Jedes that ohne Lärm seine Pflicht, kein lautes Wort wurde gehört. Als das Tageslicht hell durch die mit Eisblumen bedeckten Fensterscheiben brach, war bereits Alles zum heutigen Feste vorbereitet, von der mit Tannenzweigen geschmückten Halle stieg würziger Duft empor, und wie Sonntagsfrühe lag es über dem Hochzeitshause. Helene hatte gebeten, allein mit dem Vater in seinem Zimmer frühstücken zu dürfen, dann war Tante Elisabeth mit ihr, sonst Niemand, — selbst nach Edith hatte sie nicht gefragt.

Im Frühstückszimmer versammelte man sich nicht wie gewöhnlich. Jeder ging heut, so zu sagen, seinen eigenen Weg, bis zu der Stunde, wo man zur Fahrt nach der Kirche bereit sein und sich im großen Saale treffen sollte.

Als Theodor zu der angesetzten Stunde die Halle durchschritt, begegnete ihm Adalbert, welcher zu seiner nicht geringen Verwunderung mit ausgestreckter Hand auf ihn zutrat. „Herr v. Nerval," sagte er ernst, „ich will kein Edelmann sein, wenn ich eine Ahnung von dem habe, was gestern Abend vorgefallen ist. Aber ich muß meinem Vetter Harald glauben, wenn er mir sagt, daß ich alle Ursache habe, Sie um Entschuldigung zu bitten; und das thue ich hiermit und hoffe, Sie sind überzeugt, daß es mir aufrichtig leid thut, wenn ich Sie beleidigt habe."

Es lag so ehrliches Bedauern, so treuherzige Offenheit in den Zügen des jungen Mannes, daß Theodor keinen Augenblick zögerte, die dargebotene Hand warm zu ergreifen; aber der Schatten von seiner Stirn wich nur für einen Augenblick, und als Adalbert in den Saal getreten war, sagte er düster vor sich hin: „Er hat mir mehr zu Leide gethan, als er ahnt und gut machen kann." — Es war ihm unmöglich, sich unter die Andern zu mischen, und er wollte den Moment der Abfahrt lieber im Bibliothekzimmer erwarten, wo in diesem Augenblick gewiß Niemand zu finden war. Ohne aufzublicken trat er ein und wollte sich in einen der Lehnstühle niederwerfen, als ein leises Geräusch ihm verrieth, daß er nicht allein sei. Er sah auf und Edith, im weißen Brautjungfernanzuge, stand am Fenster, den Blick auf die schneebedeckte Landschaft gerichtet. Sie wandte sich um und Beide standen einen Augenblick stumm einander gegenüber. „Verzeihen Sie," sagte er und hatte sich bereits zum Gehen gewandt; aber plötzlich kehrte er zurück und sagte ruhig, obgleich seine tiefe Stimme stärker als gewöhnlich klang: „Ich hatte keine Ahnung, Sie hier zu finden, und gewiß nicht die entfernteste Absicht, Ihnen beschwerlich zu fallen; aber da der Zufall uns noch einmal einander allein gegenüber gestellt hat, so lassen Sie mich Ihnen jetzt und hier Lebewohl sagen. Ich reise unmittelbar nach der Trauung ab. Briefe aus meiner Heimath geben vor den Andern eine Erklärung dieses plötzlichen Entschlusses, — Ihnen gegenüber bedarf ich keiner Erklärung." Er schwieg einige Secunden und fuhr dann mit mühsam unterdrückter Bitterkeit fort: „das Schicksal hat es nicht gut mit mir gemeint. Ob es mir je gelungen wäre, Sie für mich zu gewinnen, weiß ich freilich nicht, — soviel ist gewiß, seit dem unglücklichen Zufall in vergangener Nacht kann Ihnen meine Gegenwart nur zuwider sein und ich habe mich dem zu beugen, was ich einmal nicht ändern kann. Leben Sie wohl!"

Er hatte kaum eine Antwort erwartet; und doch als Edith schwieg, blickte er noch einmal auf und auf seinem verstörten Gesicht stand es wie eine schmerzliche Frage: und ist dies wirklich das Letzte zwischen uns? Aber wie festgewurzelt blieb er stehen, als er in Edith's Gesicht blickte. War es noch dasselbe, dessen stolz gebietender Ausdruck ihn stets getroffen hatte, so oft das warme, erlösende Wort ihm über die Lippen treten wollte? Und war sie es wirklich, deren Hand sich ihm entgegenstreckte, während ihre Augen, in denen aller Stolz in Liebe und Hingabe geschmolzen schien, deutlicher als Worte sprachen: geh' nicht fort, und wenn du mich wirklich noch liebst, so nimm mich hin und führe mich fortan an deiner festen, treuen Hand!

In diesem Augenblick wurde die Thüre aufgerissen und mit einem: „wo bleibst Du nur, Theodor, es sind nur noch wenige Minuten". . . . trat Harald

hastig in's Zimmer. Aber das Wort erstarb auf seinen Lippen, als er die Beiden erblickte. „Verzeih', Edith," wollte er sagen, aber es war nicht nöthig, er hatte Niemanden gestört, Niemanden erschreckt. Edith stand in der That da wie eine Königin von Gottes Gnaden, die sich bewußt ist, Keinem als sich selbst Rechenschaft schuldig zu sein; ruhig und ohne zu zucken blieb ihre Hand in der Theodors, aber die andere reichte sie Harald mit einem Ausdruck, so milde und warm, wie er ihn nie an ihr gesehen. Ueber sein ehrliches Gesicht zuckte es, wie verhaltener Schmerz; aber nur einen Augenblick, dann trat er näher und ergriff seines Freundes Hand, ohne die Hand Edith's fallen zu lassen. „Theodor," sagte er, „wir wollen eine Aenderung in der Anordnung des Brautzuges vornehmen, — Du führst Edith und ich führe meine kleine Base Agathe und nehme noch eine englische Stunde auf dem Wege zur Kirche. Macht Euch keine weiteren Gedanken, ich erkläre Helene Alles." —

„Nein, laß Alles unverändert bleiben," unterbrach ihn Edith, seine Hand drückend, „von Niemandem als von mir selbst soll Helene hören, was vorgefallen ist, laß uns nun gehen."

Sie traten in die Halle. Die Schlitten, welche die älteren Familienglieder, mit Ausnahme Elisabeths und des Barons, bereits zur Kirche geführt, waren zurückgekehrt und hielten in langer Reihe vor der Treppe des Hauses. Brautjungfern und Brautführer standen zur Abfahrt bereit. Harald hüllte den Mantel um Edith's Schultern, man stieg eilig ein, die Pferde zogen an, und dahin flog der kleine Zug über den glitzernden Schnee der Richtung zu, von welcher die Kirchenglocken herübertönten. Sie betraten die Kirche und nahmen ihre Stellung zu beiden Seiten des Ganges; gleich darauf hielt der Schlitten des Barons, und er und Elisabeth begaben sich auf ihren Platz in der Nähe des Altars. Jetzt hielt der letzte Schlitten und das Brautpaar trat durch die Kirchenthüre. Wie dunkelgrüner, nordischer Wald umfing sie der ehrwürdige Raum, jede Säule von Tannenzweigen umwunden und Tannengewinde von einer zur andern sich schlingend, während der Altar im Schein der Wachskerzen schimmerte, ernst, feierlich und verheißungsvoll. Die Anwesenden hatten sich erhoben, das Glockengeläute schwieg, die Orgel tönte leise vom Chor herab und das Brautpaar schritt den Gang hinauf, zwischen den aufgestellten Paaren hindurch. Diese schlossen sich hinter ihm und folgten zum Altar, wo der Geistliche stand, das Paar segnend hinüberzuleiten in den neuen Lebensabschnitt.

Als die heilige Handlung vorüber war und Helene, nachdem sie Vater, Brüder und Tante Elisabeth umarmt, die Hand der Freundin suchte, lehnte diese liebevoll ihre Wange an die ihrige und flüsterte leise Worte ihr in's Ohr. Helenens Augen leuchteten auf wie verklärt. „Ist es wahr, ist es möglich?" fragte sie, in unaussprechlicher Freude zu Edith emporblickend.

„Es ist wahr," erwiderte diese leise, „und ich bin sehr, sehr glücklich; so glücklich, wie ich nicht glaubte, es je werden zu können, als ich Dich zuletzt sah, — am Abend vor Deiner Hochzeit." —

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte September.

Im Leben der Natur, wie im Leben der Völker gibt es Zeiten, in denen das kleinste, am Horizonte aufsteigende Wölkchen als Vorbote herannahenden Unwetters angesehen werden muß und andere, zu welchen es mit den schwersten Dunstbildungen Nichts auf sich hat, weil die allgemeine Temperatur Gewitterbildungen nicht günstig ist.

Während der Tage, welche die Mitte des Jahres bezeichneten, war ein großer Theil der deutschen Presse der Meinung, es werde der Sommer ohne ein schweres politisches Gewitter nicht zu Ende gehen. Die auf der Rhede von Alexandrien abgefeuerten britischen Kanonenschüsse sollten den Anfang desselben bedeuten und mit dem Aufgebot der gesammten ihnen zur Verfügung stehenden moralischen Entrüstung protestirten gewisse Vertreter des Humanitätsstandpunktes gegen die „frivole" Friedensstörung, welche eine Vorläuferin von Verwickelungen der bedenklichsten Art sein sollte. Der Erfolg hat gelehrt, daß die von den Feuerschlünden des Admiral Seymour geführte Sprache die einzige im Orient verständliche war, daß sie verstanden worden ist und daß keine europäische Macht (einschließlich der Pforte) gegen den Gebrauch derselben Etwas einzuwenden gehabt hat. Frankreich nicht, weil es (nach der treffenden Bemerkung eines Pariser Publicisten) „wohl eine Armee und die nöthigen Geldmittel, aber keine Politik hat", Rußland nicht, weil es eine Politik und eine Armee, aber kein Geld hat, — Italien nicht, „weil es weder Geld, noch eine Armee, noch eine Politik besitzt." Deutschland hat über alle drei Dinge zu verfügen, aber gerade weil es eine wirkliche Politik hat, bleibt es Dingen fern, die seine Interessen und diejenigen des ihm verbündeten österreichischen Kaiserstaates nicht direct berühren. Unser Interesse an den orientalischen Dingen beschränkt sich darauf, daß Alles vermieden und Nichts zugelassen werde, was dem weiteren Vordringen des Slawismus an das Aegäische und das Adriatische Meer Vorschub leisten und dazu führen könnte, den Körper der germanischen Raçe mit einem slawischen Ringe zu umschließen. Im Uebrigen kann uns jede orientalische Combination recht sein, welche die nächstbetheiligten Staaten und Völker sich gefallen lassen und die dem Fortbestande des uns befreundeten türkischen Reichs nicht direct präjudicirt. Auch im äußersten Falle, — demjenigen einer dauernden Festsetzung der britischen Macht an der Nilmündung — würde davon noch nicht die Rede sein, weil das Interesse, welches Oesterreich und England an der Fernhaltung Rußlands von der Hauptstadt der orientalischen Welt haben, auch in diesem Falle das frühere bliebe. Und wenn das osmanische Reich einmal in seine Bestandtheile aufgelöst werden sollte, — es würde vom deutschen Standpunkte gegen eine Aufpflanzung britischer Fahnen auf den Thürmen von Kairo und Alexandrien immer noch weniger einzuwenden sein, als gegen die Entfaltung der Tricolore oder des Doppeladlers mit dem heiligen Georg im Brustschilde, an der Nilmündung. Heute mit Möglichkeiten solcher Art zu rechnen ist um so weniger am Platz, als England unter Zustimmung des Sultans und auf Grund einer mit der Pforte abgeschlossenen Militärconvention in Aegypten intervenirt; es hat sich außerdem verpflichtet, nach Niederwerfung des

ägyptischen Aufstandes eine Neuordnung der Verhältnisse am unteren Nil und am Suezcanal nicht anders als unter Mitwirkung der übrigen betheiligten Mächte vorzunehmen. Sorgen die Betheiligten dafür, daß dieses Versprechen eingehalten werde, so fehlt jeder Grund zu Besorgnissen, — geschieht das nicht, so sind wir die letzten, die darüber in Harnisch zu gerathen brauchen. Angesichts der schwierigen Lage, in welcher das Londoner Cabinet sich Irlands wegen befindet und gegenüber den erheblichen Opfern, welche die an und für sich nicht zweifelhafte Bewältigung Arabi-Paschas in Anspruch nehmen wird, erscheint überdies wenig wahrscheinlich, daß Mr. Gladstone zu einem Arrangement schreiten werde, das die übrigen Mächte direct herausfordern oder eine definitive orientalische Auseinandersetzung herbeiführen könnte. Dem praktischen Politiker werden Wahrscheinlichkeitsrechnungen mit Factoren einer hypothetischen Zukunft ebenso wenig zugemuthet werden, wie sentimentale Beschäftigungen mit dem Existenzrecht der ägyptischen Nationalpartei oder der bekannten Phrase, daß Aegypten den Aegyptern gehöre. Daß es der in Constantinopel versammelt gewesenen Conferenz gelungen ist, einen förmlichen Bruch zwischen England und der Pforte zu verhindern und die künftige Gestaltung der den Suezcanal umgebenden Verhältnisse offen zu halten, beweist zum Ueberfluß, daß zu Besorgnissen vor einer Steuerlosigkeit dessen, was von gesammt-europäischer Politik übrig geblieben ist, wenigstens zunächst die Veranlassung fehlt.

Die bekannte Behauptung, daß der an der Gestaltung der ägyptischen Zustände zumeist betheiligte Staat der französische sei, hat inzwischen eine neue, in jeder Rücksicht merkwürdige Bestätigung erfahren. Auf den Gang der ägyptischen Angelegenheit Einfluß zu üben, ist der dritten Republik bis jetzt versagt geblieben: dafür haben die ägyptischen Vorgänge auf Frankreichs Geschicke nachhaltigen Einfluß geübt. Die Pariser Deputirtenkammer hat in der ägyptischen Frage in aller Form versagt, d. h. rein negative Beschlüsse zu Tage gefördert. Frankreich ist, im Gehorsam gegen die parlamentarische Doctrin, Gewehr bei Fuß stehen geblieben, und das Ministerium Freycinet (das dritte seit Erwählung der gegenwärtigen Kammer, das sechzehnte seit dem Sturz des Kaiserreichs!) hat darüber den Hals gebrochen. Der Beruf vielköpfiger Parlamente zu Entschließungen über große internationale Fragen ist vielleicht noch nie so deutlich illustrirt worden, wie an jenem 29. Juli 1882, der das acht Tage zuvor mit einem imposanten Vertrauensvotum ausgestattete, genau sechs Monate am Ruder gewesene französische Cabinet zu Fall brachte. Volle neun Tage waren erforderlich, um einen Nachfolger für Herrn de Freycinet ausfindig und zur Uebernahme der Geschäfte willig zu machen, — dieser Nachfolger aber galt aller Welt für einen Lückenbüßer, dessen vornehmster Beruf sein sollte, Herrn Gambetta den Weg und die Stätte zu bereiten. Dieser Aufgabe hat Herr Duclerc sich in doppelter Weise zu entledigen versucht: durch Ausgabe des Stichworts „Versöhnung der Parteien" (d. h. der republikanischen) und durch Wiederbelebung des Kriegs- und Rachegeschreis gegen Deutschland. Ob der schließliche Erfolg dem erbaulichen Anfang entsprechen und ob der in den Gassen der Hauptstadt verführte Lärm in den kleineren Städten und auf dem flachen Lande einen Widerhall finden wird, läßt sich heute nicht beurtheilen. Dafür steht unbestreitbar fest, daß die Ereignisse der letzten Wochen den Credit der dritten Republik weder im Auslande, noch im Inlande befestigt haben, und daß die gegenwärtige Weltlage der Verwirklichung Gambettistischer Pläne noch sehr viel ungünstiger ist, als die Lage, welche der Ex-Dictator vor Jahresfrist und während der Tage seines „großen Ministeriums" vorfand.

Bereits unmittelbar nach dem Schiffbruch de Freycinet's und seiner Interventions-Projecte ist bei uns vielfach die Meinung ausgesprochen worden, Frankreichs Verstimmung über das Fiasco seiner ägyptischen Politik und die verhaltene Thatenlust seiner Actionspartei würden schließlich gegen Deutschland abgeleitet werden. Diese Befürchtung gewann an Boden, als Herrn Duclerc's Name genannt und dessen enger Zusammenhang mit dem Namen Gambetta nachgewiesen wurde. Man prophezeite eine durch Englands Vorgehen erzeugte allgemeine Verwirrung, hinter der ein französischer An-

griff gegen uns lauern sollte. Der erste Theil dieser Vorhersagung ist unerfüllt geblieben, und rücksichtlich des zweiten liegt die Frage nahe, ob denn irgend Etwas geschehen oder auch nur vorbereitet worden ist, das der dritten Republik Aussichten auf eine Alliance böte. Darauf aber wird es in letzter Instanz ankommen. England ist weder in der Lage, noch in der Laune, nach anderen als seinen nächsten Interessen zu fragen, und hat, ohne daß der Name Frankreichs dabei auch nur genannt worden wäre, durch den franzosenfreundlichsten seiner Staatsmänner, Sir Charles Dilke, neuerdings öffentlich aussprechen lassen, wie schätzbar ihm die freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland und Oesterreich gerade gegenwärtig seien. Was könnte die mit einem auswärtigen Kriege und einer schweren inneren Verlegenheit belastete Regierung Mr. Gladstone's bestimmen, am Vorabende einer immerhin wichtigen Entscheidung der gefürchtetsten Militärmacht des festen Landes, Frankreich zu Liebe, den Fehdehandschuh vor die Füße zu werfen? Rußlands auswärtige Politik wird seit dem Mai d. J. nicht mehr durch den Grafen Ignatiew, sondern durch Herrn von Giers bestimmt, der Herrn Gambetta nie zu seinen Freunden gezählt hat, und den der französische Vergangenheits- und Zukunfts-Dictator sich durch seine Werbungen um die Gunst Englands schwerlich zum Freunde machen wird. Mit der *Möglichkeit* einer französisch-russischen Alliance werden wir noch lange zu rechnen haben, — an *Wahrscheinlichkeit* hat diese Eventualität seit den letzten Wochen mindestens nicht gewonnen. Von den übrigen großen Mächten kommt nur noch Italien in Betracht; Italien aber steht zu uns und Oesterreich und wird auf diesem Platze stehen bleiben, so lange Frankreich seinen in Tunesien genommenen Posten behauptet. Was Frankreich unternehmen wird, wenn das „große Ministerium" wiederhergestellt ist, wissen wir nicht; sicher ist nur, daß es gerade so isolirt dastehen wird, wie vor *einem* Jahr, vor drei und vor zwölf Jahren, daß das parlamentarische Fiasco vom 29. Juli seine politische Anziehungskraft erheblich vermindert hat, und daß Herr Gambetta weniger als irgend ein anderer Franzose dazu befähigt erscheint, an den europäischen Höfen für sein Vaterland Bundesgenossen zu werben. Was Frankreich thut, muß es allein und für eigene Gefahr und Rechnung thun, — ein Land, das die Leiter seiner auswärtigen Politik alljährlich mindestens *ein* Mal wechselt, hat aufgehört, alliancefähig zu sein.

Auch die innere Lage hat sich nicht zum Besseren gewendet. Unmittelbar nach der Cabinetsveränderung, welche durch die Abstimmung vom 29. Juli heraufbeschworen worden war, ist das französische Parlament in die Ferien gegangen. Erfolge irgend welcher Art haben die Volksvertreter ihren Wählern nicht mitgebracht. Von den während der letzten Session berathenen größeren Gesetzentwürfen ist keiner fertiggestellt worden. Der Gesetzentwurf über die Wiedereinführung der Ehescheidung nicht, weil man in der Deputirtenkammer über die Modalitäten noch nicht einig geworden ist, unter welchen der „divorce" wieder zugelassen werden soll, und weil der Senat (als Repräsentant einer Anschauung, die länger als ein halbes Jahrhundert diejenige der großen Mehrheit des Volkes gewesen), der Sache als solcher abgeneigt ist. Der famose Beschluß, die richterliche Unabsetzbarkeit zu beseitigen und auf solche Weise die Magistratur zu „reinigen", d. h. die Selbständigkeit des Richterstandes in majorem gloriam der herrschenden Partei zu brechen und ein neues Beutestück zur Vertheilung zu bringen, — dieser Beschluß ist unausgeführt geblieben, weil seine Urheber schlechterdings nicht anzugeben vermochten, wie sie sich seine Ausführung eigentlich gedacht hätten. Zum Ueberfluß hatte die conservative Opposition mit den Radicalen gemeinsame Sache gemacht und durch die Bestimmung, daß die Richter künftig nicht mehr ernannt, sondern *gewählt* werden sollen, dem gesammten Entwurf den Stempel vollendeter Absurdität auf die Stirn gedrückt. — Der üble Eindruck dieser legislativen Fehlgeburten ist nicht nur durch die parlamentarische Bankerotterklärung in Sachen Aegyptens, sondern außerdem durch die grade in jüngster Zeit vielfach gemachten Erfahrungen mit der Unausführbarkeit gewisser Bestimmungen der vielgerühmten Ferry'schen Unterrichtsgesetze vom December 1880 verschärft worden. Hat der vielbesprochene Vorgang von Carcassonne doch einen redenden Beleg dafür geboten, daß die

Ausschließung des Religionsunterrichts aus dem Programm der Volksschule dem radicalen Schulmeisterthum für eine Kriegserklärung gegen die Kirche gilt und daß der französische Bauer trotz allen Zuredens der städtischen Demokraten dergleichen Feldzüge mitzumachen nicht die geringste Neigung hat! Noch unglücklicher scheint es um die von den Gemeinden und Departements zu errichtenden höheren Töchterschulen zu stehen. Auch die freigeistischen Kreise des gebildeten Bürgerthums halten an der herkömmlichen Methode der klösterlichen Mädchenerziehung fest und werden in dieser Neigung dadurch bestärkt, daß das Gesetz den Religionslehrer eben nur zuläßt, daß die Sympathie der Regierenden aber auf der Seite von weltlichen Lehrern steht, die sich (nach dem unverwerflichen Zeugniß der „Débats") in der Mehrzahl der Fälle als Vorkämpfer dessen gebärden, was man in Frankreich „Philosophie" nennt. — All' diese Umstände zusammen haben nicht verfehlt, dem Ansehen der republikanischen Worthalter einen gewissen Abbruch zu thun. Auch da, wo man durch Neigung und Interesse an die Sache der Republik gefesselt ist, wird nicht mehr in Abrede gestellt, daß die Ereignisse des letzten Vierteljahres Autorität und politischen Credit der republikanischen Partei erschüttert und den Umtrieben der monarchischen — und der socialistischen Gegner der bestehenden Ordnung einen gewissen Vorschub geleistet haben. Die schon jetzt angekündigten Anträge auf abermalige Modification der Verfassung bezeugen, daß die Republikaner selbst an der Lebensfähigkeit der mühsam zu Stande gebrachten Staatseinrichtung vom 24. Febr. 1878 zu zweifeln beginnen, die Sprache der royalistischen Presse aber kündigt ein wachsendes Selbstgefühl der Anhänger der Monarchie an und von den brutalen Pöbelauftritten in Montereau wissen wir, daß sie in der Hoffnung auf den Ausbruch einer allgemeinen socialistischen Erhebung unternommen worden sind. Diese Anzeichen innerer Zersetzung sind mit der Deutschenhetze der rue St. Marc so merkwürdig zusammengetroffen, daß der Gedanke, es werde über kurz oder lang zu dem „bewährten" Mittel einer Ableitung der Volksleidenschaften nach Außen gegriffen werden, sich nicht mehr ganz von der Hand weisen läßt. So lange der anerkannte Führer fehlt und die besitzenden Classen in der Lage bleiben, der Pflege ihrer materiellen Interessen ungestört nachgehen zu können, wird diese Möglichkeit indessen nur als eine der vielen Möglichkeiten anzusehen sein, zwischen denen die Zukunft Frankreichs sich bewegt.

Die Aufmerksamkeit Englands ist durch den ägyptischen Feldzug und die Hindernisse, welche sich der erwarteten raschen Beendigung desselben in den Weg gestellt haben, so vollständig in Anspruch genommen worden, daß die inneren Fragen, einschließlich der irländischen, für den Augenblick in den Hintergrund getreten sind. Rücksichtlich der Beziehungen zum Auslande hat das Ministerium Gladstone eine Kühnheit und Festigkeit der Entschließungen gezeigt, deren Eindruck in England noch stärker gewesen ist, als auf dem festen Lande, und der die Vergeblichkeit des torystischen Ansturmes gegen das Pachtrückstandsgesetz sattsam erklärt. Noch läßt ein Ende der irischen Verwirrung sich indessen so wenig absehen, daß Mr. Gladstone darauf eingerichtet sein muß, auch im Falle einer raschen und glücklichen Beendigung des ägyptischen Unternehmens auf neue, durch die bisherigen Acte seiner Gesetzgebung nicht verminderte Schwierigkeiten zu stoßen und da wieder anzufangen, wo er bei Schluß der letzten Parlamentssession stehen geblieben war. Das Elend der irländischen Agrarzustände ist ein zu altes, zu tief gewurzeltes Uebel, als daß demselben mit palliativen Mitteln beizukommen wäre. — Die bedenklichste Seite der Sache aber bildet die Rückwirkung der irischen Reformen auf die ländliche Bevölkerung in England selbst. Rücksichten auf diese sind es, welche die Tories mit Mißtrauen gegen die in Irland befolgte Politik erfüllt, und die Hand der whiggistischen Regierung immer wieder gelähmt haben, und zwar Rücksichten der ernstesten und begründetsten Art. Den Verlegenheiten jenseits des St. Georgs-Canals anders als durch eine radicale Umgestaltung der Agrarverhältnisse beizukommen, wird auf die Länge nicht möglich sein. Wie aber soll verhindert werden, daß das in dem einen Theile des Staates gegebene Beispiel nicht auch in dem anderen sein Recht fordert und daß das Ende der einen agrarischen

Bewegung der Anfang einer andern, minder leidenschaftlichen, aber in ihren Folgen ungleich verhängnißvolleren Bewegung bedeutet? Mit den Gewaltmitteln, zu denen die Conservativen Alt-Englands dem meuterischen Erin gegenüber rathen, ist im letzten Viertheil des neunzehnten Jahrhunderts einer von einem ganzen Volke getragenen Bewegung nicht beizukommen, mit denjenigen Neugestaltungen aber, welche allem wahrhaft helfen könnten, hat es in einem Staate, der nicht von einem aufgeklärten Despoten, sondern von 6000 an der Erhaltung des Status quo interessirten Latifundien-Besitzern regiert wird, noch nicht dagewesene Schwierigkeiten. —

Auf dem festen Lande gibt es bekanntlich einen Staat, dessen agrarische Zustände noch hinter den britisch-irländischen zurückstehen, den italienischen. An die Unhaltbarkeit der bäuerlichen Verhältnisse in den neapolitanischen und ehemals römischen Gebietstheilen ist die fünfte Großmacht auch neuerdings nachdrücklich erinnert worden; der gesammte Gang der neu-italienischen Entwickelung aber hat mit sich gebracht, daß man sich jenseits der Alpen auf die realen Bedürfnisse der Bevölkerung überhaupt nur in Ausnahmefällen besinnt, und daß die besten Kräfte des Staates in Wahl-, Partei- und Parlamentskämpfen vollständig aufgezehrt werden. Die gegenwärtige italienische Bewegung bildet das gewohnte trostlose Bild, nur daß der revolutionäre Radicalismus dieses Mal eine erhöhte Thatenlust zeigt und zu einem entscheidenden Schlage gegen die bisher im Regimente gewesenen Parteien Miene macht. — An der norditalienischen Grenze ist das Bomben-Attentat von Triest das Hauptereigniß der letzten Wochen gewesen. Der Eindruck desselben hat es nur vergrößern können, daß auch aus andern Theilen der österreichisch-ungarischen Monarchie und schließlich aus der Hauptstadt des Kaiserstaates Kundgebungen der socialistisch-revolutionären Partei gemeldet worden sind. Oesterreich theilt das Geschick Italiens, vor Sorgen reinpolitischer Art zu einer Prüfung und Heilung der Schulden nicht gelangen zu können, die den Untergrund des Volkslebens angefressen haben und die für die besitzlosen Classen dieselbe Rolle spielen, wie die nationalen Gegensätze für die begünstigten Schichten der Gesellschaft. Noch sind die Politiker des cisleithanischen Reichstages mit nicht eben erhebenden Betrachtungen über die Ergebnisse der letzten Parlamentssession beschäftigt, und schon steht die Einberufung der Provinzial-Landtage vor der Thür. An Veranlassungen zu erbitterten Kämpfen in denselben wird es nicht fehlen, namentlich in Böhmen nicht, wo der thörichte Streit über den Prüfungserlaß der Prager Hochschule neues Blut in den alten Hader zwischen Jung- und Alt-Czechen gegossen und zu der vielbesprochenen Rieger'schen Strafpredigt an die „Führer des böhmischen Volkes" Veranlassung gegeben hat.

In Galizien bereitet sich ein Nachspiel des Lemberger Hochverraths-Processes vor, welches das Hauptdrama wahrscheinlich an Wichtigkeit übertreffen wird. Für den intellectuellen Urheber der slawistischen und griechisch-orthodoxen Umtriebe unter den der unirten Kirche angehörigen ruthenischen Bauern gilt der römischen Curie seit lange ein Domherr Malinowski, dessen Einfluß auf den unirten Erzbischof Sembratowicz nahezu unbeschränkt sein soll und dem man Schuld gibt, in der Stille russische und griechisch-orthodoxe Interessen zu fördern. Gegen beide Männer wurde eine kirchliche Disciplinar-Untersuchung eingeleitet, deren Ausgang von demjenigen des Lemberger Processes durchaus verschieden gewesen ist. Herr Malinowski ist in den Ruhestand versetzt, der Erzbischof aber durch den Cardinal Simeoni zu einem Abschiedsgesuch bestimmt worden, dessen Annahme durch den Kaiser Franz Joseph für feststehend angesehen wird und das den Anfang zu einer tiefgehenden, natürlich im katholischen Sinne gemeinten Umgestaltung der unirten Kirchenverwaltung Galiziens bilden soll. Bei dem engen Zusammenhang, der zwischen den kirchlichen und den politisch-nationalen Parteien Galiziens besteht, kann nicht ausbleiben, daß der beabsichtigte Versuch zur Kräftigung des katholischen Elements in der unirten Kirche den Gegensatz zwischen Polen und Ruthenen über sein bisheriges Maß hinaus verschärfen und der slawistisch-russischen Propaganda neue Veranlassung zu Klagen über die polnisch-katholische Vergewaltigung liefern wird. — Aehnliche Verwickelungen bereiten

sich in dem benachbarten Ungarn vor, wo das Magyarenthum der lutherischen Geistlichkeit in den slowakischen Gemeinden, als angeblicher Begünstigerin panslawistischer Umtriebe den Krieg erklärt und dadurch eine leidenschaftliche Erregung der Gemüther hervorgerufen hat.

Die größte aller dem Kaiserstaat bereiteten slawischen Verlegenheiten liegt aber weder in Böhmen, noch in Galizien oder Ungarn, sondern in den neuen bosnisch-herzegowinischen Provinzen. Je unvermeidlicher eine definitive Entscheidung über die Zukunft dieser Länder wird (und die durch den ägyptischen Handel erzeugte Bewegung in der orientalisch-islamitischen Welt hat diese Nothwendigkeit nur erhöht), desto fragwürdiger wird dieselbe. Die Wiener Regierung hat nicht bloß mit den magyarischen und deutschen Antipathien gegen die förmliche Annexion Bosniens, sondern außerdem mit einer schwerwiegenden äußeren Rücksicht zu rechnen. Ob Serbien, dem man in Wien die Verwandlung in ein Königreich gestattet hat und das seit dieser Erhöhung seiner Dignität im Kielwasser der österreichischen Politik schwimmt, — ob Serbien in der Gefolgschaft Oesterreichs erhalten werden könnte, wenn ihm die Hoffnung auf eine dereinstige Gebietserweiterung durch die Einverleibung Bosniens in den Kaiserstaat definitiv abgeschnitten würde, ist mehr als zweifelhaft, — eine Wiederabschwenkung dieses Staates zu der russischen Fahne aber würde mit neuer erheblicher Vermehrung der österreichischen auswärtigen Schwierigkeiten gleichbedeutend sein. Darüber, daß auf eine wirkliche Pacification des unbotmäßigen Grenzlandes erst nach Herstellung definitiver Zustände gerechnet werden kann, sind alle Sachkenner einig; die Annexion aber erscheint so bedenklich, daß sogar das Project einer Abtretung Bosniens an die serbische Krone aufgetaucht ist. Da Bosnien aber nicht sowohl um seiner selbst willen, als im Hinblick auf einen dereinstigen Vorstoß nach Saloniki in Besitz genommen worden ist, wird man sich schwerlich entschließen, die Freundschaft Serbiens und dessen Trennung von Rußland um den Preis einer Abtretung des neuerworbenen Gebietes zu erkaufen. An und für sich betrachtet, wäre die Möglichkeit, das junge Königreich zu einem österreichischen Bulgarien zu machen und den angestrebten Zweck durch ein neues kühnes Mittel zu erreichen, nicht ausgeschlossen. Kühne Entschließungen solcher Art liegen aber nicht in der Richtung der österreichischen Politik, die gegen sich selbst ebenso mißtrauisch zu sein pflegt, wie gegen andere — der problematischen Vertrauenswürdigkeit König Milan's und seiner gegenwärtigen, von einheimischen und russischen Nationalen leidenschaftlich angefeindeten Regierung, ganz zu geschweigen.

Ob und wann Rußland wieder in die Lage kommt, nationale Politik im größeren Stil treiben und die nach Belgrad reichenden Fäden neu anziehen zu können, ist freilich ebenso problematisch, wie die Treue Serbiens in seinem Verhältniß zu Oesterreich. Die mit einer gewissen Absichtslosigkeit zur Schau getragene Verstimmung des St. Petersburger Cabinets über Englands ägyptisches Vorgehen läßt deutlich durchsehen, daß man den Augenblick für eine orientalische General-Auseinandersetzung hinausgeschoben zu sehen wünscht und zu auswärtigen Unternehmungen bis auf Weiteres keine Neigung fühlt. Erklärlich genug erscheint das. Seit dem Rücktritt Ignatjew's ist eine gewisse äußere Ruhe in den Gang der russischen Verwaltung gekommen und von so handgreiflichen Thorheiten und Verbrechen, wie den Judenhetzen im Süden und Südwesten Nichts mehr zu spüren — auf dem Untergrunde der Dinge sieht es aber eben so bedenklich aus wie im Frühjahr dieses Jahres. Von andern Leuten als den Aksakow und Genossen ist dem Grafen Ignatjew der Beruf zur Leitung des Staatsruders niemals zugeschrieben worden, eine der dazu erforderlichen Eigenschaften konnte dem ehemaligen Minister des Innern indessen nicht bestritten werden: kecke Entschlußfähigkeit. Seit seinem Rücktritt ist Niemand vorhanden, der eine solche auch nur zu fingiren vermöchte und haben Verwirrung und Rathlosigkeit im Rathe der Krone so erheblich zugenommen, daß man (so paradox das klingen mag) gegen sich selbst regiert. Während in einem Theil des Reichs die Verfolgung der nihilistischen Verschwörer, ihrer Hintermänner und ihrer Begünstiger mit ebenso viel Eifer wie Ungeschick fortgesetzt wird, zeigt man sich in dem andern

beflissen, eine Revolution groß zu ziehen. Alle aus den Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland einlaufenden Nachrichten stimmen darin überein, daß der mit der „Revision" dieser Landschaft betraute Senator Manassein der Hauptbegünstiger der lettisch-estnischen Wühlereien gegen die bestehende Ordnung der friedlichen, wohlhabendsten und gebildetesten Provinz des weiten Reiches ist. Im innern Rußland ist Anfang des Jahres eine Herabsetzung der von den emancipirten Bauern zu zahlenden Loskaufsummen beschlossen und feierlich angekündigt worden: die Einberufung der Landschafts-Versammlungen, welche einen Theil der dazu erforderlichen Arbeiten bestreiten sollen, läßt bis jetzt auf sich warten, weil Graf Tolstoy und dessen Freunde zu der Gefügigkeit dieser Versammlungen kein Vertrauen haben. Den ehemaligen Ministergehilfen Tscherewin hat man beseitigt, weil derselbe die politische Polizei von der Verwaltung der inneren Angelegenheiten unabhängig machen wollte und „als Tolstoy die Erbschaft Ignatjew's antrat, wurde noch ein Mal ausdrücklich beschlossen, daß ein besonderes Polizeiministerium nicht errichtet werden sollte: heute ist ein solches nicht der Form, aber dem Wesen nach da, und der Chef desselben direct dem Kaiser unterstellt. — Die Hauptsorgen der neuen Militärverwaltung waren darauf gerichtet, die Kosten dieses Ressorts zu mindern und die unzuverlässigen Elemente aus der Armee zu entfernen: man hat damit debutirt, Millionen für eine „nationale" Neuuniformirung des Heeres auszugeben und behufs Wiedereinbringung der Unkosten dafür, Reductionen der militärischen Aemter und Entlassungen von Officieren so rücksichtslos und so eilig vorzunehmen, daß „unsere Armee nächstens ebenso unzuverlässig sein wird, wie die zumeist aus unzufriedenen Elementen bestehende Flotte".

Auf die wahre Stimmung dieser Armee und der Gesellschaftskreise, mit welchen das jüngere russische Officiercorps zusammenhängt, haben die Kundgebungen, welche den Tod des General Skobelew begleiteten, ein deutliches Licht geworfen. Nicht sowohl dem glücklichen Heerführer, als dem kecken militärischen Oppositionsmanne, der über die Köpfe der Regierenden hinweg nationale Politik trieb und seiner abschätzigen Beurtheilung der bestehenden Einrichtungen und der officiell verfolgten Ziele bei jeder Gelegenheit Ausdruck gab, galten die Trauerveranstaltungen und Schmerzensausbrüche, in welchen beide Hauptstädte des Reichs einander zu überbieten suchten. Die leidenschaftlichsten Ausbrüche nationaler Trauer wurden gerade von den Elementen der Opposition, von den ungezählten Krypto-Nihilisten zur Schau getragen, welche die radicale Umgestaltung des russischen Staatswesens mit Hilfe eines auswärtigen Krieges fertig gebracht zu sehen hofften. Diese Elemente sind — schon ihrer Unfaßbarkeit wegen — die eigentlichen, die gefährlichsten Träger der Bewegung.

Dafür, daß das augenblickliche Zurücktreten des russischen revolutionär-nihilistischen Verschwörertreibens der Befestigung der Ruhe nicht zu Gute kommt, sorgen überreichlich die mit dem erbärmlichen Zustande des Eisenbahnbau- und Eisenbahnverwaltungswesens gemachten neuen Erfahrungen und die Mißgriffe des Grafen Tolstoy, dessen Unschlüssigkeit nur durch seine Planlosigkeit übertroffen wird, und von dem man annimmt, er werde noch rascher als sein Vorgänger abgewirthschaftet haben.

Selbstüberschätzung und politischer Optimismus haben niemals — auch nicht während der kurzen Periode des ersten Freudenrausches über die Wiederherstellung des Reiches — in Deutschland heimisch zu werden vermocht. Wer aber dürfte es dem Deutschen zum Vorwurf machen, wenn er von der Betrachtung der seine Grenzen umgebenden Verhältnisse an den heimischen Herd mit einer Befriedigung zurückkehrt, die er sich durch die (an und für sich begreiflichen) Verstimmungen des Tages nicht verkümmern läßt. An dem Maße der äußeren und inneren Sorgen gemessen, welche auf allen größeren Staaten und Völkern des Welttheils lasten, erscheinen die Hemmnisse unseres Behagens und unserer Gesundung immerhin erträglich, mögen sie von den Einzelnen auch noch so peinlich empfunden werden. An den bleibenden Bedingungen unserer nationalen Entwickelung hat sich „trotz alledem und alledem" nichts verändert und darauf wird es für ein auf das Ganze gerichtete Urtheil doch allein

ankommen. Daß in Preußen die Wahlbewegung nicht recht in Fluß kommen will, daß der Beginn derselben, die Aussicht auf die Bildung großer festgeschlossener Parteien weiter denn je hinausgerückt zu haben scheint, daß das kirchenpolitische Gesetz vom 31. Mai d. J. zunächst nur zu einem Wiederaufflammen der durch den Culturkampf entzündeten Leidenschaften und zu neuen Prätensionen des katholischen Clerus geführt hat, das wird denjenigen am wenigsten überraschend gekommen sein, die seit Jahr und Tag eine Stockung unseres politischen Lebens constatiren zu können glauben. Diese Stockungen zu überwinden dürfen wir aber um so zuversichtlicher hoffen, als keine derselben unsere Weiterentwickelung, geschweige denn unsere Existenz in Frage stellt. Jede eingehende Betrachtung der heutigen Lage des Welttheils lehrt, daß es Kämpfe um die Existenz sind, welche diesseits und jenseits des Canals, im Osten und im Westen Deutschlands geführt werden und daß unter den großen Staaten des europäischen Continentes der seiner Lage nach zumeist bedrohte, derjenige ist, der die relativ sicherste Aussicht darauf hat, an der einmal gewonnenen Grundlage seiner staatlichen und humanen Bildung in Frieden weiterzuarbeiten! — Daran werden wir uns mindestens für eine Weile genügen lassen dürfen.

Literarische Rundschau.

Neuere philosophische Literatur.

I. James Mill. A biography by Alexander Bain, emeritus professor of logic in the university of Aberdeen. London, Longmans. 1882. Mit einem Bilde von James Mill.

II. John Stuart Mill. A criticism: with personal recollections by Alexander Bain u. s. w.

III. Reflexionen Kant's zur Kritischen Philosophie. Aus Kant's handschriftlichen Aufzeichnungen herausgegeben von Benno Erdmann. Erster Band, erstes Heft. Reflexionen zur Anthropologie. Leipzig, Fues. 1882.

James Mill und sein Sohn John Stuart Mill bilden eines jener seltenen Beispiele in der Geschichte des geistigen Lebens, wo wissenschaftliche Begabung bei Vater und Sohn besonders hervorragend war. Der Sohn, dessen höhere Bedeutung wohl Niemand bezweifelt, ist bei uns in Deutschland längst und mehr bekannt und geschätzt als der Vater. Obgleich wir nun von John Stuart Mill eine Autobiographie besitzen, begrüßen wir Professor Bain's biographisch-kritische Studien über J. St. Mill und seine Biographie von James Mill mit Freuden. Seine Arbeit ist, wie sich von dem berühmten Logiker erwarten ließ, durchaus sachgemäß und mit einer pietätvollen Gewissenhaftigkeit ausgeführt, welche gleich sehr auf unseren Dank, wie auf unsere Bewunderung Anspruch erheben kann.

James Mill wurde am 6. April 1773 in Northwater Bridge (Schottland) geboren und starb im Juni 1836. Sein Vater war Schuhmacher, ein braver Mann ohne besondere geistige Begabung. Seine Mutter, Isabel Fenton, Tochter eines wohlhabenden Farmers, hatte mit 17 Jahren geheirathet. Sie war bedeutender als der Vater, eine stolze Frau (proud woman) und zeigte einige Neigung, sich über die Sphäre zu erheben, in welcher sie lebte. So habe sie einst zu ihrem Manne gesagt: wenn Du mir Mehlsuppe gibst, will ich sterben; aber gib mir Thee und ich will leben. James, welcher Anlagen zeigte, wurde nie zu häuslichen Verrichtungen herangezogen und sollte eine höhere Bildung genießen. Wie er später bezeugt, hatte er schon zeitig den festen Vorsatz, „etwas zu werden". Schon in seiner Kindheit war es einer seiner Lieblingsgedanken, seinen Namen in der gelehrten Welt berühmt zu machen und er glaubte ohne Selbsttäuschung (I, 9) sich sagen zu können, daß für dies genannte Ziel wenige Menschen so zeitig einen so guten Grund gelegt hätten, wie er.

Die Mittel zum Studium erhielt er aus einem von der Lady Jane Stuart ausgesetzten Capital, sobald er ihr als ein viel versprechendes Talent genannt war. So bezog er, $17^1/_2$ Jahr alt, die Universität in Edinburgh, wo er die üblichen Studien, auch theologische, betrieb, da er damals ein Diener der Kirche werden wollte. Philosophie hörte er bei Dugald Stewart. Er predigte wirklich (nach 1798) in der Kirche von Logie Pert (in seiner Heimath). Seine Stimme füllte zwar die Kirche, aber der größte Theil der Andächtigen klagte darüber, daß sie ihn nicht verstünden.

1802 reiste er nach London ab. Dort sehen wir ihn bald im Verkehr mit alten und später mit neuen Bekannten: Brougham, John Leyden, Jeffroy, Dav. Brewster, Th. Thompson, Ricardo, Jos. Hume, Will. Allen, seit 1808 mit Jerem. Bentham. Da er sich seinen Lebensunterhalt mit der Feder verdienen mußte, finden wir ihn mannigfach literarisch beschäftigt. Er selbst gründete eine Wochenschrift,

Literary Journal, „die ihn aber nicht bereicherte". Vom Jahre 1806—17 hatte er an seiner Geschichte Indiens gearbeitet und erhielt 1819 eine gute Anstellung im India-house. In dieser Zeit begründete er die „Westminster Review", welche bald sein überaus einflußreichstes Organ wurde.

Schon 1805 hatte er Harriet Barrow geheirathet; indessen war sie nicht recht eine geistige Genossin seiner Arbeiten. . . . „ich durfte wohl sagen (bemerkt Bain), daß es ihr an keiner von den häuslichen Tugenden einer englischen Mutter fehlte. Sie arbeitete emsig für ihr Haus und ihre Kinder und war eine fügsame Gattin. Als bewunderte Schönheit scheint sie bekümmert gewesen zu sein bei der Entdeckung ihrer Stellung nach der Heirath. Da war Enttäuschung auf beiden Seiten, die Verbindung war niemals glücklich". Gleichwohl segnete sie der Himmel mit neun Kindern, deren ältestes John Stuart Mill war, geboren den 20. Mai 1806, gestorben 1873.

Der Sohn ist bedeutender und sympathischer als der Vater. Er zeigte früh außerordentliche Begabung. Die Charakteristik, welche Bain (II. 141 f.) entwirft, ist mit großer Wärme und bereitwilliger Anerkennung geschrieben und da wir einen solchen Mann lieber zu viel, als zu wenig bewundern wollen, weil er gleich ausgezeichnet war als Mensch, wie als Gelehrter, so werden wir gegen Bain's Werthschätzung keinen Widerspruch erheben. James Mill's größter Beitrag für den menschlichen Fortschritt war sein Sohn J. St. Mill, dessen Erziehung er mit der ihm eigenen Consequenz betrieb. Beim Vater überwog Verstand und Energie bei Weitem das Gefühl; beim Sohn waren alle drei mehr im Gleichgewicht. Was ihn uns so sympathisch macht, ist gerade die Tiefe und der Adel seines Gefühls. Er war eines von den wenigen Wunderkindern, welches noch mehr hielt, als es versprochen hatte. Zudem waren seine Lebensverhältnisse sehr günstig und er besaß eine Gattin, welche, wie er behauptete, nicht nur an allen seinen Arbeiten Theil nahm, sondern welcher er beinahe das Beste dabei zu verdanken hätte und in deren Verehrung er keine Grenzen kannte.

Sehen wir von der englischen Lectüre ab, welche buchstäblich seine ersten Lebensjahre füllt, so ist, wie ein Brief vom Jahre 1819 beweist, sein Knabenalter bereits classischen Studien gewidmet. Im Jahre 1814 (1806 ist er geboren) las ich Thucydides und Anakreon und, glaube ich, Sophokles' Electra, die Phönizierinnen des Euripides, den Plutus und die Wolken von Aristophanes, die philippischen Reden des Demosthenes. Aus der lateinischen Literatur Cicero's Rede für den Dichter Archias und einen Theil seiner Reden gegen Verres. Von Mathematikern Euklid und Euler's Algebra ꝛc. 1815 las ich, glaube ich, Homer's Odyssee; Theokrit, etwas Pindar, zwei Reden von Aeschines und Demosthenes' Kranzrede. Aus dem Lateinischen, glaube ich, die ersten sechs Bücher von Ovid's Metamorphosen, die ersten fünf Bücher von Livius, die Bucolica und die ersten sechs Bücher der Aeneis von Vergil, einen Theil von Cicero's Reden u. s. w. 1816 las ich einen Theil von Polybius, Xenophon's Hellenica, Aiax und Philoktet von Sophokles, Medea von Euripides, die Frösche von Aristophanes, einen großen Theil der griechischen Anthologie. Aus dem Lateinischen den ganzen Horaz mit Ausnahme der Epoden u. s. w. 1817 Thucydides zum zweiten Mal, einen großen Theil von Demosthenes' Reden, die ganze Rhetorik von Aristoteles. Aus dem Lateinischen den ganzen Lukrez mit Ausnahme des letzten Buchs, Cicero's Briefe an Atticus, seine Topica und seine Schrift De partitione oratoria u. s. w." Im folgenden Jahre begegnet uns ein Theil von Aristoteles' Organon.

Nach dem Tode seiner Frau schrieb er (II. 102): „Die Hoffnungen, mit welchen ich diese Reise begann, sind verhängnißvoll getäuscht worden. Meine Frau, die Gefährtin aller meiner Gefühle, sie, die mir meine besten Gedanken eingab, die Führerin aller meiner Handlungen, ist geschieden . . . es ist zweifelhaft, ob ich je wieder zu etwas tauglich sein werde für die Oeffentlichkeit oder im Privatleben (fit for anything, public or private). Der Quell meines Lebens ist versiegt (the

spring of my life is broken). Aber ich werde am besten ihre Wünsche erfüllen, wenn ich den Versuch nicht aufgebe, irgendetwas Nützliches zu vollbringen. Ich bin Ihrer Theilnahme sicher; aber wenn Sie wüßten, was sie gewesen ist, so würden Sie empfinden, wie wenig irgendwelche Theilnahme mir helfen kann".

Seine Bekanntschaft mit Mrs. Taylor begann 1831. Er heirathete sie 20 Jahre später, als ihr erster Gemahl gestorben war.

Er nannte sie gern einen Apostel des Fortschritts (apostle of progress) und schrieb ihr besonderen Einfluß zu auf sein Buch „Political Economy". Ueberhaupt gab sie durch die Unterhaltung seinen Gedanken Form und Gepräge (form and pressure). Um so inniger mag das Verhältniß auch deswegen geworden sein, weil seine Heirath die Veranlassung war zur Entfremdung zwischen ihm und seiner Mutter und seinen Schwestern. Bain, welcher dieser vorzüglichen Frau alle nur mögliche Gerechtigkeit widerfahren läßt, kann sich doch nicht entschließen, Mill's Superlative für ganz begründet zu halten und bekennt sich zu der Meinung, daß ihre Hauptfähigkeit darin bestanden habe, seine eigenen Fähigkeiten in Bewegung zu setzen; wie denn Mill eine große Receptivität besaß und wiederholt versichert, daß er nie aufgehört habe zu lernen — und zu erlernen.

Die Kritik Bain's ist milde und richtet sich hauptsächlich gegen Punkte, welche für Mill's Bedeutung im Ganzen nicht sehr entscheidend sind, wie z. B. gegen die gleiche Begabung der Geschlechter. Den nachgelassenen „Essays on Religion" mißt er keinen großen Werth bei.

Wir bewundern an Mill nicht am wenigsten den vollen Pulsschlag des Lebens, der in seinen Schriften schlägt. Fähigkeit und Neigung, die socialen Probleme zu betrachten, ist ein Vorzug, welcher sich in England nach Lage der geschichtlichen Entwickelung leichter einstellen konnte als bei uns in der classischen Epoche der Philosophie am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts. Und bei uns ist der erste große Philosoph noch am meisten mit der Welt der Thatsachen vertraut. Das beweist auch die Publication, welche Prof. Erdmann veranstaltet.

Nach einer Einleitung „Zur Geschichte des Textes" S. 1—29 folgt S. 37—64 ein historisch-kritisches Capitel „Zur Entwickelungsgeschichte von Kant's Anthropologie". Mit den hier veröffentlichten „Reflexionen" hat es, wie die Untersuchung des Herausgebers geschickt und überzeugend darlegt, folgende Bewandtniß.

Seit dem Wintersemester 1773/74 sehen wir Kant's geographisch-anthropologische Studien in zwei selbständige Collegien zerfallen: in eine Sommer-Vorlesung über physische Geographie und eine Winter-Vorlesung, die, als Anthropologie bezeichnet, zuerst in jenem Wintersemester abgehalten wurde. Schon in dieser Zeit hatte er den Plan, seine anthropologischen Studien in Form eines Handbuchs herauszugeben. Indessen kam der Plan nicht zur Ausführung. Dagegen konnte er einen großen Theil dieses Materials für andere Bücher verwenden, welche im Lauf der Zeit entstanden, sodaß bereits eine Menge von diesen anthropologischen Arbeiten anderweitig verwerthet war, als er sich endlich 1798 noch zu einer Separatausgabe seiner anthropologischen Vorlesungen entschloß. Dabei aber benutzte er nicht das ganze Material seiner Aufzeichnungen. Zwei Sammlungen solcher Aufzeichnungen sind uns erhalten; eine davon, die Erdmann's Publication zu Grunde liegt, findet sich in Kant's Handexemplar von Baumgarten's Metaphysik eingetragen. Wir sind überzeugt, daß die in 708 Nummern gegebene und nach Kant's „Anthropologie" disponirte Auswahl durchaus nichts Wesentliches unterdrückt hat. Daß sich neben vielen feinen und witzigen Bemerkungen Kant's auch manche weniger werthvolle, manche veraltete findet, darf nicht Wunder nehmen; und hier, wie anderwärts, kann man der Pietät des Herausgebers um so weniger einen Vorwurf machen, als sehr wahrscheinlich ist, daß Kant eigentlich diese Publication immer gewünscht hatte. Somit sei sie allen Freunden Kant's empfohlen. K. B.

Mr. Griswold's Autoren- und Sachregister der Deutschen Rundschau.

Autoren- und Sachregister der Deutschen Rundschau, I.—XXIX. Band. Von W. M. Griswold, A. B. (Harvard), Assistent-Bibliothekar in der Nationalbibliothek der Vereinigten Staaten (Library of Congress) zu Washington. Bangor, Maine. Verlag von O. P. Index. 1882.

Es wird unsern Lesern angenehm sein, zu erfahren, daß ein Autoren- und Sachregister der „Deutschen Rundschau" erschienen, und sie werden einigermaßen staunen, wenn wir hinzufügen, daß es uns aus Amerika zugekommen ist. Wir Deutschen sind im Ganzen kein Index-machendes Volk. Vieles zwar hat sich in dieser Hinsicht gebessert, seit Carlyle unter den Vorbereitungen seiner Geschichte Friedrich's d. Gr. ausrief: „Bücher, denen ein Register abgeht, sind ein peinlich Ding." Aber dennoch gibt es noch immer eine Menge höchst werthvoller, historischer und anderer deutscher Werke, durch deren Bände man sich mühsam durcharbeiten muß, weil ihnen das Register fehlt. Man kann Tage verlieren, wenn man irgend eine Stelle darin zu suchen hat; und vielleicht findet man sie noch nicht einmal. Wie gut begreift man in einer solchen Stimmung, was Lord Campbell, Oberrichter von England — übrigens kein blutdürstiger Mann —, einmal sagte: „daß es ihm das größte Vergnügen machen würde, jeden Autor zum Strange zu verurtheilen, der ein Buch ohne Register veröffentlicht." Einer solchen Sentenz ist die „Deutsche Rundschau" glücklich entgangen, Dank der Bemühung des amerikanischen Autors, der seine Arbeit nicht nur in ausgezeichneter, sondern auch in einer für uns höchst verbindlichen Weise gethan hat. Mr. Griswold, der durch seine Register zu den leitenden amerikanischen Zeitschriften — „Nation", „Atlantic", „International Review", Lippincott's", „Scribner's" — sich einen Namen in Amerika gemacht — kündigte sein Register zu der unsrigen mit den Worten John Morley's an: „Des Deutschen unkundig sein, heißt, ohne einen der literarischen Sinne sein." Wir acceptiren das der deutschen Literatur gemachte Compliment in aller Bescheidenheit, soweit unsere Zeitschrift in Frage kommt; aber wir können es in der That nicht hoch genug schätzen, daß uns von jenseits des atlantischen Oceans, aus dem großen Lande, mit welchem so viele materielle sowohl als geistige Interessen uns verbinden, ein solches Zeichen der Anerkennung wird. Und nicht das allein. Herrn Griswold's Arbeit ist ein Muster von Fleiß und Genauigkeit, ein ungemein nützliches nicht nur, sondern in seiner Art geniales kleines Werk, welches bei dem denkbar geringsten Umfang das fast Unglaubliche leistet. Schlage man das Register auf, wo man wolle: es wird uns zuverlässig und ohne die Möglichkeit eines Irrthums führen. Indem sich äußerste Raumersparniß mit der größten Deutlichkeit verbindet, ist es möglich geworden, den Inhalt von 14,000 Seiten auf 13 Seiten, jede zu drei Columnen, vollständig zu verzeichnen.

Diejenigen Privat- und öffentlichen Bibliotheken, in welchen unsere Zeitschrift eine Stelle gefunden hat, werden eines solchen Hilfsmittels bei Benützung derselben künftig nicht entbehren wollen; und wenn es uns nicht ziemt, mehr zur Empfehlung einer Publication zu sagen, welche, wie sie nun einmal ist, einen integrirenden Theil der „Deutschen Rundschau" bildet, so dürfen wir uns vielleicht einen Satz aneignen, welchen, bei der Besprechung des ihr gewidmeten „Index", unsere amerikanische Collegin, das „Atlantic Monthly", aussprach: „Sicherlich, bis eine Maschine erfunden ist, durch welche der Band, welchen wir gebrauchen, vom Bücherbrett herabspringt und seinen Platz auf unserem Tisch nimmt, offen bei der gewünschten Seite, können wir schwerlich mehr verlangen, als dieses Register."

℘ **Deutsche National-Literatur.** Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. K. Bechstein 2c. 2c. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Stuttgart, W. Spemann. 1882.

Ein Unternehmen, welches an Großartigkeit der Conception ohne Beispiel ist in der deutschen, ja seines Gleichen vielleicht nicht hat in der Universalliteratur. Es ist der eigenthümliche Plan des durch seine minutiöse Literaturkenntniß, seinen Sammlerfleiß und sein editorielles Geschick ausgezeichneten Professors Joseph Kürschner, „die Gesammtheit der deutschen Literaturschätze von den Anfängen des deutschen Schriftthums bis zur Neuzeit in einer nach einheitlichen Gesichtspunkten getroffenen Anordnung" dem deutschen Publicum zu bieten. Von den Merseburger Zaubersprüchen, dem Hildebrandslied und Ulfilas' Bibelübersetzung bis zu Schiller und Goethe, der romantischen Schule, den großen Lyrikern der nach-Goethe'schen Zeit und ihren hervorragendsten Prosaschriftstellern werden wir Alles empfangen, was den Inhalt der deutschen Nationalliteratur ausmacht, in den besten, von competenten Gelehrten besorgten Ausgaben, mit biographischen Erläuterungen, kritischen Commentaren und allgemeinen Uebersichten. Unter den Mitarbeitern des Herausgebers finden sich die tüchtigsten und anerkanntesten Literaturhistoriker, denen, seit ihre Namen auf dem Titelblatt verzeichnet worden sind, noch Prof. Dr. Erich Schmidt in Wien hinzugetreten ist. Wöchentlich sollen 1—2 Lieferungen erscheinen und für die Vollendung des Ganzen sind 3—4 Jahre in Aussicht genommen. Ein Grundriß der deutschen Literaturgeschichte soll das umfangreiche Werk abschließen und zwei Registerbände werden die Benutzung desselben erleichtern, so daß in literarhistorischer, textkritischer und technischer Hinsicht die Kürschner'schen Ausgaben in der That ein Repertorium der deutschen Nationalliteratur in Aussicht stellen, wie wir dergleichen noch nicht besitzen. Auch die Illustration, soweit sie sich auf authentisches Material stützt, soll zu Hilfe genommen werden, wie denn das vorliegende Heft, welches mit Goethe's Faust, herausgegeben von Düntzer, beginnt, die Nachbildung einer Handzeichnung Goethe's (aus dem Jahre 1806) und das Facsimile einer Seite aus der Originalhandschrift des „Faust" enthält. Jedem Heft wird endlich eine Art actuellen Interesses dadurch gegeben werden, daß der Umschlag kurze Notizen, „Signale aus der literarischen Welt", Mittheilungen über neue Bücher, aus Zeitschriften, über Preß- und Bibliothekswesen, sowie Nachrichten von den Universitäten bringt. Wir wünschen dem Herausgeber Glück zu dem Beginn eines Unternehmens, das eine der wichtigsten Bereicherungen unseres Bücherschatzes zu werden verspricht.

℘ **Neumann's geographisches Lexikon des Deutschen Reichs.** Mit Ravenstein's Specialatlas von Deutschland, den Plänen der 30 wichtigsten deutschen Städte und mehreren Hundert Abbildungen deutscher Staaten- und Städtewappen 2c. Complet in 40 Lieferungen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882.

Dieses Lexikon stellt uns eine vollständige deutsche Landeskunde in Aussicht. Jeder Ort, auch der kleinste, mit einer Verkehrsstation oder Pfarrkirche, oder großem Gut oder nennenswerther Industrie, zusammen 40,000 Namen, werden darin Aufnahme finden. Gebirge und Flüsse werden kurz dargestellt Länder, Provinzen und Bezirke kurz beschrieben sein. Die Angaben bei den einzelnen Städten, Ortschaften 2c. werden alles wesentliche Detail enthalten; Industrie, Handel und Gewerbe, Post, Eisenbahn und Telegraphie, die neue Gerichtsorganisation sind allerorten auf das Genaueste berücksichtigt. Das Werk ist illustrirt mit dreißig in Farbendruck ausgeführten Städteplänen, mit drei großen statistischen Karten der Dichtigkeit der Bevölkerung, der Verbreitung der Gewerbthätigkeit, der Vertheilung der Confessionen; ferner mit vierzehn Productionskarten, welche Bodencultur, Gewinnung der Mineralien, Anbau der Nutzpflanzen, Verbreitung der Thierzucht umfassen und die neueste Productionsstatistik in Tabellenform geben; dazu kommen sechzehn Tafeln mit den Wappen der deutschen Bundesstaaten und etwa 250 deutscher Städte und endlich ein Atlas mit zehn großen Specialkarten von Deutschland und den angrenzenden Gebieten. Die Reichhaltigkeit ist erstaunlich, die Wohlfeilheit nicht minder, so daß das „Geographische Lexikon", von welchem bis jetzt vier Lieferungen vorliegen, sich bald in allen Kreisen eingebürgert haben wird.

℘ **Geschichte unserer Zeit** von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruche des deutsch-französischen Krieges. Von Arnold Ruge. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter. 1881.

Wenn es dem vorliegenden Werke zum Vorzug gereicht, daß es mit der vollen Kraft jugendlicher Energie, mit welcher der Verfasser und seine Partei in den ersten Anfängen unseres Verfassungslebens ihre politischen Grundsätze aufstellten, dieselben auch noch heute zum Ausdruck bringt: so ist damit zugleich seine auffallendste Schattenseite bezeichnet. Seit den großen Bewegungen der vierziger Jahre haben in Deutschland alle Parteien gelernt. Aber zu allen Zeiten ist es das Schicksal im Exil lebender Patrioten gewesen, daß sie an der Entwickelung auch der befreundeten Parteien im Vaterlande nicht voll und ganz theilnehmen konnten. So ist denn das Buch im wesentlichen eine Antwort auf die Frage: Wie nimmt sich „die Geschichte unserer Zeit" in dem Kopfe eines unentwegten 48ers aus? — und zwar die Antwort eines Mannes, der schon um des Einflusses willen, den er bei Lebzeiten geübt, noch im Tode gehört zu werden verdient.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. September zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Annuaire de l'institut de droit international V. 1881—82. Bruxelles, C. Muquardt.

Berenberg. — Das königliche Nordseebad Norderney. Eine Skizze von Carl Berenberg. Norden, H. Braams. 1882.

Blochwitz. — Culturgeschichtliche Studien. Bilder aus Mythe und Sage, Glaube und Brauch. Von Johannes Blochwitz. Leipzig, B. Schlicke. 1882.

Bouvier. — M. P. L. Bouvier's Handbuch der Oelmalerei für Künstler und Kunstfreunde. 6. Aufl. Nach der 5. Aufl. gänzlich neu bearbeitet von Professor A. Ehrhardt. Nebst einem Anhang über Conservirung, Regeneration und Restauration alter Gemälde. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1882.

Bücher. — Die Frauenfrage im Mittelalter. Vortrag von Dr. Carl Bücher. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhdlg. 1882.

Catalogue illustré du salon. Contenant environ 400 reproductions d'après les dessins originaux des artistes. Publié sous la direction de F. G. Dumas. Ouvrage approuvé par le ministère de l'instruction et des Beaux-Arts. Paris, L. Baschet. 1882.

Chaillu. — Im Lande der Mitternachtssonne. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nordfinnland. Nach Paul B. Du Chaillu frei übersetzt von A. Helms. Mit 48 Tonbildern und 200 Holzschnitten im Text. Mit einer großen Ansicht von Stockholm und Karte. Lfg. 16. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

Collection Spemann. — Deutsche Hand- und Hausbibliothek. Bd. 28. Der Improvisator. Roman in 2 Theilen von H. C. Anderſen. Nach dem dänischen Original neu übersetzt und eingeleitet von Edmund Lobedanz. — Bd. 29. Seltsame Geschichten von Edgar Allan Poe. Uebersetzt und eingeleitet von Alfred Mützenberg. Stuttgart, W. Spemann. 1882.

Dietrichs-Parisius. — Bilder aus der Altmark von Hermann Dietrichs und Ludolf Parisius. Mit 140 Original-Holzschnitten (aus der Xylographischen Anstalt von J. F. Richter in Hamburg). Lfg. 2—4. Hamburg, J. F. Richter. 1882.

Doornkaat Koolman. — Wörterbuch der Ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat Koolman. Heft 16. Norden, H. Braams. 1882.

Duncker. — Geschichte des Alterthums. Von Max Duncker. 6. Bd. 3. 4. u. 5. Aufl. Leipzig, Duncker & Humblot. 1882.

Duncker. — Denkmal Johann Winckelmann's. Eine ungekrönte Preisschrift Johann Gottfried Herders aus dem Jahre 1778. Nach der Kasseler Handschrift zum ersten Male herausgegeben und mit literarhistorischer Einleitung versehen von Dr. Albert Duncker, Erster Bibliothekar an der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel. Kassel, Theodor Kay. 1882.

Erckmann-Chatrian. — Ausgewählte Werke von Erckmann-Chatrian. Autorisirte Uebersetzung. Eingeleitet und zusammengestellt von Ludwig Pfau. Lfg. 13—18. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshdlg. 1882.

Erfindungen, die, der neuesten Zeit. Zwanzig Jahre industrieller Fortschritte im Zeitalter der Weltausstellungen. Mit zahlreichen Illustrationen. Herausgegeben unter Mitwirkung von Ingenieuren des k. Patentamtes von Dr. G. van Muyden und Heinr. Frauberger. Heft 10—16. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Gallia. — Kritische Monatsschrift für französische Sprache und Litteratur. Herausgegeben von Dr. Adolf Kressner in Cassel. Bd. I. Nr. 2. August 1882. Leipzig, P. Ehrlich.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Ludwig Eisenlohr und Carl Weigle, Architekten in Stuttgart. 20. Jahrg. Heft 9. Stuttgart, J. Engelhorn. 1882.

Goethe. — Goethe's Werke. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Lfg. 6. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger).

Goethe. — Goethe's Briefe an Frau von Stein. Herausgegeben von Adolf Schöll. 2. vervollständigte Auflage bearbeitet von Wilhelm Fielitz. Bd. I. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt. 1883.

Goethe's Faust. Ein Fragment. In der ursprünglichen Gestalt neu herausgegeben von Wilhelm Ludwig Holland. 2. Aufl. Freiburg i. B., Akadem. Verlagsbuchhdlg. von J. C. B. Mohr. 1882.

Götzinger. — Reallexikon der deutschen Altertümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studierende und Laien, bearbeitet von Ernst Götzinger. Heft 12—15. Leipzig, W. Urban.

Grans. — Ueber Goethe's „Torquato Tasso". Eine Charakterstudie mit Andeutungen für die Bühnenaufführung von Heinrich Grans. Leipzig, J. H. Mebel. 1882.

Griswold. — Autoren- und Sachregister der Deutschen Rundschau, I.—XXIX. Band. Von M. Griswold. Bangor. 1882.

Griswold. — General-Autor- und Sachregister zu Zeitschriften meist historischen Inhalts, und zwar: die historische Zeitschrift, Unsere Zeit, das historische Taschenbuch. Von M. Griswold. Bangor. 1882.

Grove. — A dictionary of Music and Musicians (A. D. 1450—1882). By eminent writers, english and foreign. With illustrations and woodcuts. Edited by George Grove, D. C. L. Vol. III. Part. XV. XVI. London, Macmillan & Co. 1882.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. VI. Jahrg. Heft 12. September 1882. Graz, Leykam-Josefsthal.

Jolly. — Der Kirchenstreit in Preußen von Dr. Jolly. Berlin, G. Reimer. 1882.

Juliane. — Drei Novellen von Juliane. Hamburg, S. Gräbener & J. F. Richter. 1882.

Kalbeck. — Richard Wagner's Parsifal. Erste Aufführung am 26. Juli 1882 zu Bayreuth. Besprochen von Max Kalbeck. Breslau, Schletter'sche Buchh. (E. Franck). 1882.

Kleinpaul. — Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Rud. Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Lfg. 24—26. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1882.

Kürschner. — Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch etc. herausgegeben von Joseph Kürschner. Erste Lieferung: Goethe's „Faust", hrsgb. von Prof. Dr. H. Düntzer. Stuttgart, W. Spemann.

Leixner. — Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung. Herausgegeben von Otto von Leixner. Mit über 300 Text-Illustrat. und zahlreichen Tonbildern ꝛc. Lfg. 18—21. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 52. 53. Stuttgart, J. Engelhorn.

Lindau. — Toggenburg und andere Geschichten. Von Paul Lindau. Breslau, S. Schottlaender. 1883.

Lindenschmit. — Tracht und Bewaffnung des Römischen Heeres während der Kaiserzeit, mit besonderer Berücksichtigung der Rheinischen Denkmale und Fundstücke. Dargestellt in zwölf Tafeln und erläutert von Ludwig Lindenschmit. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 1882.

Lippert. — Das Leben der Vorfahren. Das Wesentlichste einer deutschen Culturgeschichte ältester Zeit. Dem Volke erzählt von Julius Lippert. 6 Bde. Prag, Verlag des Deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. 1882.

Lyriker, deutsche, seit 1850. Mit einer litterar-historischen Einleitung und biographisch-kritischen Notizen. Herausgegeben von Dr. Emil Kneschke. Mit Emanuel Geibel's Porträt in Stahlstich, gestochen von A. Weger. Fünfte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Lfg. 1—3. Leipzig, R. Lincke. 1882.

Mangold. — Molière's Tartuffe. Geschichte und Kritik von Wilhelm Mangold. Oppeln, E. Franck's Buchhdlg. 1881.

Moldenhauer. — Das Weltall und seine Entwickelung. Darlegung der neuesten Ergebnisse der kosmologischen Forschung von G. F. Theodor Moldenhauer. Lf. 15. 16. Köln, E. H. Mayer. 1882.

Neumann's geographisches Lexikon des Deutschen Reichs. Mit Ravenstein's Specialatlas von Deutschland, vielen Städteplänen, statistischen Karten und mehreren hundert Abbildungen deutscher Staaten- und Städtewappen. Lfg. 2—4. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882.

Nordlandfahrten Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Brennecke, Francis Broemel, Dr. Hans Hoffmann, R. Oberländer, Joh. Proelß, Dr. Adolf Rosenberg, Hugo Scheube, H. von Wobeser. Illustrirt durch mehrere hundert Holzschnitte nach Original-Zeichnungen von den bewährtesten Künstlern an Ort und Stelle eigens für dies Werk aufgenommen. Lfg. 22. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Oberländer. — Fremde Völker. Ethnographische Schilderungen aus der alten und neuen Welt von Richard Oberländer. Mit mehr als 200 Text-Illustrationen. Lfg. 9—16. Leipzig, Jul. Klinkhardt.

Perrot-Chipiez. — Geschichte der Kunst im Alterthum. Aegypten — Assyrien — Persien — Kleinasien — Griechenland — Etrurien — Rom. Von Georges Perrot und Charles Chipiez. Autorisirte deutsche Ausgabe. — Aegypten. Mit ungefähr 600 Abbildungen im Text, 4 farbigen und 15 schwarzen Tafeln. Bearbeitet von Dr. Richard Pietschmann. Mit einem Vorwort von Georg Ebers. Lfg. 5. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Polko. — Getrennt. Roman von Elise Polko. 2 Thle. in einem Bande. Breslau, S. Schottlaender. 1883.

Radics. — Anastasius Grün's Lehrer und Freund, der slovenische Dichter France Preschiren als deutscher Poet. Biographisch-litterarische Studie von P. v. Radics. Leipzig, J. H. Webel. 1882.

Rehberg. — Die Prinzipien der monistischen Naturreligion. Moderne Anschauungen über Religionsreformen. Von Herm. Rehberg. Jena, H. Dabis. 1883.

Ring. — Berliner Leben. Kulturstudien und Sittenbilder von Max Ring. Leipzig, B. Schlicke. 1882.

Romundt. — Vernunft als Christentum. Von Dr. Heinrich Romundt. Leipzig, Veit & Comp. 1882.

Rückert. — Leid und Lied. Von Friedrich Rückert. Neue Ausgabe. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1881.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. IV. Jahrg. Heft 12. Wien, A. Hartleben. 1882.

Sacher-Masoch. — Der alte Castellan von Sacher-Masoch. Leipzig, E. L. Morgenstern. 1882.

Sacher-Masoch. — Hajara Raba. Novelle von Sacher-Masoch. Leipzig, E. L. Morgenstern. 1882.

Sammlung französischer Neudrucke. Herausgegeben von Karl Vollmöller. Heft 3. Robert Garnier, Les tragedies. Treuer Abdruck der ersten Gesammtausgabe (Paris 1585). Mit den Varianten aller vorhergehenden Ausgaben und einem Glossar. Herausgegeben von Wendelin Foerster. I. Bd.: Porcie, Cornelie, M. Antoine. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1882.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 78. Die schädlichen Stoffe der Luft. Von Dr. Robert Schwarz in Prag. Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVII. Serie. Heft 395 396. Die Brille. Von Dr. Adolf Szili. Heft 397. Hadrian und Florus. Von F. Eyssenhardt. Berlin, C. Habel. 1882.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. VIII. 1. Materialismus und Monismus. Aus der philosophischen Bewegung der Gegenwart. Von Prof. Dr. J. Bergmann. — VIII. 2. Ueber das Wunder, von naturwissenschaftlichem Standpunkt aus. Von U. Stutz. — VIII. 3. Entstehung und Bedeutung der Brüdergemeine. Vortrag von Friedrich v. Schweinitz. — VIII. 4. Der Graf von Zinzendorf, ein kirchliches Charakterbild. Von W. Zwick. — VIII. 5. Falconet und das Denkmal Peter des Großen in St. Petersburg (1782—1882). Eine Säcularerinnerung von Hermann Dalton. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhdlg. 1882.

Schneider. — Die schöne Gartenkunst, in ihren Grundzügen gemeinfaßlich dargestellt. Ein Versuch zur ästhetischen Begründung derselben von K. E. Schneider, Dr. phil. Stuttgart, E. Ulmer. 1882.

Schrammen. — Altdeutschland. Bilder aus der Götter- und Heldensage, aus der Geschichte und der Kulturentwickelung des deutschen Volkes von Johannes Schrammen. Lfg. 1. Mit Zugabe: Das Hermanns-Denkmal (Titelkupfer zum ersten Bande). Köln, E. H. Mayer. 1882.

Schücking. — Alte Ketten. Roman von Levin Schücking. 2 Bde. Breslau, S. Schottlaender. 1883.

Schwab. Gustav Schwab, kleine prosaische Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von K. Klüpfel. Freiburg i. B. Akadem. Verlagsbuchhdlg. von J. C. B. Mohr. 1882.

Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. Heft 7. Aus dem Kanton Glarus. Heft 1. — Heft 8. Aus dem Kanton Luzern. Heft 1. Gesammelt und herausgegeben von Professor O. Sutermeister. Zürich, Orell Füßli & Co. 1882.

Seelhorst. — Australien in seinen Weltausstellungsjahren 1879—81. Nebst einem Anhange: Eine Reise in's Innere von Sumatra. Von Georg Seelhorst, Dr. philos. Augsburg, Gebr. Reichel, Hofbuchdruckerei. 1882.

Seyffert. — Lexikon der klassischen Alterthumskunde. Von Dr. Oskar Seyffert. Kulturgeschichte der Griechen und Römer. Mythologie und Religion, Litteratur, Kunst und Alterthümer des Staats- und Privatlebens. Mit 343 Abbildungen und einem Plane der Ausgrabungen von Olympia. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882.

Shakespeare's sämmtliche Werke. Illustrirt von John Gilbert. Lfg. 38—45. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger). 1882.

Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Heinrich Berghaus. Heft 18. Berlin, R. Eisenschmidt. 1882.

Stangen. — Aegypten. Auf Grund fünfzehnjähriger Erfahrungen mit Berücksichtigung der neuesten Ereignisse von Carl Stangen. Leipzig, Schmidt & Günther. 1882.

Strodtmann. — Sprachvergleichende Begriffs-Etymologien. Von Dr. J. C. Strodtmann. Hamburg, H. Grüning. 1883.

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1883. Mit einem Notizkalender als Gratis-Zugabe. 46. reich illustrierter Jahrgang. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg.

Vorträge, herausgegeben vom deutschen gesellig-wissenschaftlichen Vereine von New-York. No. 5. Das öffentliche Schulwesen der Stadt New-York. Von Dr. Hartwig Gercke. No. 6. Das englische Recht und das römische Recht als Erzeugnisse indo-germanischer Völker. Von J. Bleecker Miller. New-York, E. Steiger & Co. 1882.

Vorträge, philosophische, herausgegeben von der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge. 2. Heft. Herbert Spencer's System der Philosophie und sein Verhältniss zur deutschen Philosophie von Prof. Michelet, nebst den Entgegnungen des Lic. Dr. Fr. Kirchner und des Prof. Lasson. — Ueber das Princip des Schönen in der Kunst von Rector Julius Rau, nebst den Entgegnungen des Prof. Michelet und des Präsidenten v. Kirchmann. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer. 1882.

Wagner. — Von der weiblichen Schönheit und den Mitteln, sie zu erhalten. 289 Rathschläge und Recepte, gesammelt, geprüft und herausgegeben von Charlotte Wagner. (Bd. XIII der Bibliothek der Hausfrau.) 2. verb. und verm. Aufl. Leipzig, O. Gracklauer. 1882.

Wanderbilder, europäische. Nr. 24. Bad Reinerz. Von P. Dengler. Mit 13 Illustrationen von J. Weber und 1 Karte. Zürich, Orell Füssli & Co.

Weber. — Allgemeine Weltgeschichte von Georg Weber. 2. Auflage unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und überarbeitet. Lfg. 7. Geschichte des Morgenlandes. Leipzig, W. Engelmann. 1882.

Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung, Colonisation und Weltverkehr. 1882. II. Jahrg. Heft 10. 11. Leipzig, Weltpost-Ver.ag.

Wereschagin. — Reiseskizzen aus Indien. Von Herrn und Frau Wereschagin. I. Bändchen: Ost-Himalaya. Mit Illustrationen. Leipzig, B. G. Teubner. 1882.

Wildenbruch. — Väter und Söhne. Schauspiel in 5 Akten von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund & Jeckel. 1882.

Wolff. — Der Hochmeister. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Emil Wolff. Kiel, Lipsius & Tischer. 1882.

Zeit- und Streit-Fragen, deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. v. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt, herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. XI. Heft 167. 168. Der Zweck des Daseins im Hinblick auf die Mehrung des Selbstmordes. Von Lic. Dr. Friedrich Kirchner. — Heft 69. Ueber die den unschuldig Angeklagten oder Verurtheilten gebührende Entschädigung. Von Prof. Dr. A. Geyer. Berlin, C. Habel. 1882.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die soeben erschienenen **Memoiren**

des Geh. Reg.-Rath **Stieber** [1]

durch welche **zum ersten Male dem größeren Publikum interessante Einblicke in die Geheim-Geschichte der letzten Dezennien** gewährt werden, erscheinen während des IV. Quartals neben dem spannenden Roman von **Baldwin Moellhausen: „Der Haushofmeister“ ausschließlich** im täglichen **Feuilleton** des:

Berliner Tageblatt.

Die sonstige Reichhaltigkeit und die Gediegenheit des Inhalts, denen das **„Berliner Tageblatt“** seine großen Erfolge zu verdanken hat und wodurch es die

gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands

geworden ist — sind allgemein bekannt.

Man abonnirt auf das **„Berliner Tageblatt“** mit seinen 3 Beiblättern: Illustrirt. Witzblatt **„ULK“**, illustr. belletrist. Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle“**, und Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** u. **Hauswirthschaft** für das Vierteljahr bei allen **Reichs-Postanstalten** zum Preise von nur **5 Mrk. 25 Pf.**

! ! ! Interessanteste Wochenschrift ! ! ! [2]

Deutsches Montags-Blatt.

Diese durch und durch **originelle** literarisch-politische Wochenschrift, welche die **hervorragendsten** deutschen Schriftsteller zu ihren Mitarbeitern zählt, enthält eine Fülle geistvoll geschriebener Artikel, die ein treues Spiegelbild der politischen, literarischen und künstlerischen Strebungen unserer Tage darstellen. Jede neu auftauchende Frage, jede neue Erscheinung in Wissenschaft, Politik, Kunst und Leben findet im **„Deutschen Montags-Blatt“** unparteiische und erschöpfende Behandlung, während die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart in elegantester Form interessante Beleuchtung erfahren. Belletristische Feuilletons und Humoresken sorgen für die Unterhaltung der Leser.

Diese literarisch-politische Zeitschrift ersten Ranges, welche am **zeitungslosen** Tage, dem Montag, erscheint, verbindet die Vorzüge einer unterhaltenden und anregenden **Wochenschrift** mit denen einer wohlinformirten, reich mit **Nachrichten** aus erster Quelle ausgestatteten **Zeitung**, und so entspricht das **„Deutsche Montags-Blatt“** in seiner Doppel-Natur einem **entschiedenen Bedürfniß des gebildeten Lesepublikums**, wofür die große Verbreitung den besten Beweis liefert.

Alle **Reichspostanstalten** und **Buchhandlungen** nehmen Abonnements zum Preise von **2 Mark 50 Pf.** pro Quartal entgegen. Zur Begegnung von Verwechselungen verweise man bei Postbestellungen auf **Nr. 1304** der Post-Zeitungs-Preisliste pro **1882. Probenummern** versendet **gratis** und **franco** die Expedition des **„Deutschen Montags-Blatt“, Berlin SW.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bilder-Cyclus
aus der
Nordisch-Germanischen Göttersage [17]
von
Karl Ehrenberg
mit erläuterndem Text
von
Dr. Wilhelm Wägner.
6 Blatt Lichtdruck und 2 Blatt Titel u. Text in eleganter Mappe.

Preis: 15 Mark.

Wenngleich der Kunstsinn unserer Tage vielseitig in Anspruch genommen wird, so glaubt doch die Verlagsbuchhandlung sich angesichts des ungetheilten Beifalls, dessen sich die Originale zu den vorliegenden Blättern zu erfreuen hatten — wo immer sie ausgestellt waren — den Dank des Publicums durch Veröffentlichung derselben zu erwerben. Der Künstler hat sechs der wesentlichsten Momente aus der Nordisch-Germanischen Göttersage zum Gegenstand seiner Bilder erwählt, welche, obgleich grauer Vorzeit angehörend, und von der Sage umwoben, doch den Grundzug germanischen Wesens wiederspiegeln: treues Ausharren im Kampfe gegen das böse Prinzip bis zum endlichen Sieg!

Dresden, August 1882.
Gilbers'sche Kgl. Hof-Verlagsbuchhandlung.
(Bleyl & Kaemmerer.)

Verlag von Fr. Kortkampf in Berlin, W.

Ausgewählte
Reden des Fürsten v. Bismarck.
Mit einer biographischen Skizze, erläuternden Einleitungen und Anmerkungen, sowie einem Anhang, enthaltend: Reden des Abgeordneten v. Bismarck-Schönhausen aus den Jahren 1847 bis 1852. Kl.-8°.

Band I: Reden aus den Jahren 1862 bis 1870.
Band II: Reden aus den Jahren 1871 bis 1877.
Band III: Reden aus den Jahren 1878 bis 1881.
Anhang: Reden von 1847 bis 1852.

Zusammen in Leinwdbd. 20 M., eleg. Halbfrzbd. 25 M. [35]

In Vorbereitung Band IV.

Novität von R. Baumbach.
Von der Landstrasse.
Lieder von RUDOLF BAUMBACH.
Preis eleg. brosch. M. 2.— Vorräthig in Kalbleder und Leinwand gebunden. [12]
Verlag von A. G. LIEBESKIND in Leipzig.

Was willst du werden?
Die Berufsarten [24]
dargestellt von Männern des Berufs herausgegeben von **Mentor.** I. Das **acad. Studium** II. Aufl. 3 Mk. Anhang dazu: Der **Student** II. Aufl. 9/10 Mk. II. Das **Geschäftsleben** II. Aufl. 3 Mk. (Kaufmann, Buchhändler, Landwirth, Verkehrsbeamte, Soldat, Seemann). III. **Kunst** 1 Mk. IV. **Ingenieur u. Techniker** II. Aufl. 9/10 Mk. V. **Weibl. Berufsarten** 1/10 Mk. Alle 5 Abtheilungen zusammen in Leinenband 8 1/2 Mark.
Darmstadt, bei **C. Köhler's Verlag.**

Soeben erschien in elegant ausgestatteter neuer Auflage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. P. L. Bouviers
Handbuch [10]
der
Olmalerei
für Künstler und Kunstfreunde.
Sechste Auflage.
Mit Illustrationen.
Nach der fünften Auflage gänzlich neu bearbeitet
von
A. Ehrhardt,
Professor a. d. Kgl. Akademie d. bildenden Künste zu Dresden, Mitglied des akademischen Rats, Ritter etc.

Nebst einem Anhang über
Konservierung, Regeneration und Restauration alter Gemälde.

Preis: geh. 9 M., gebdn. 10 M. 50 Pf.

Dieses Werk bildet in Folge seines sachkundigen und reichen Inhalts einen unentbehrlichen Ratgeber für jeden Künstler und Kunstfreund. Um die Anschaffung desselben zu erleichtern, lassen wir gleichzeitig eine Ausgabe in fünf Lieferungen à 1 M. 80 Pf. erscheinen.

Braunschweig.
C. A. Schwetschke & Sohn
(M. Bruhn).

In **J. A Wohlgemuths Verlag** (Max Herbig) in **Berlin W.**, Bülowstrasse 11 erschien:

Ella das Judenkind.
Ein Zeitroman [9]
von
Kathi von Klosterzell.
64 Bogen 3 Bände eleg. broschirt 15 M.

BAUMGÄRTNER's Buchhandlung in LEIPZIG.

Prachtvolles Geschenk zu passenden Gelegenheiten.

Prämiirt auf den Ausstellungen zu Paris, Wien, Nürnberg, München, Leipzig.

POLYCHROME MEISTERWERKE

DER MONUMENTALEN KUNST IN ITALIEN

VOM V. BIS XVI. JAHRHUNDERT.

[27]

12 PERSPECTIVISCHE ANSICHTEN IN FARBENDRUCK

mit erläuterndem Text in 4 Sprachen herausgegeben von **HEINRICH KÖHLER,** Kgl. Baurath und Prof. a. d. Kgl. techn. Hochschule zu Hannover.

Sechs Lieferungen

von je zwei Blättern nebst begleitendem Text. Preis einer Lieferung: 36 M. Preis eines einzelnen Blattes (ohne Text): 18 M. Sämmtliche Blätter sind in den Ateliers der Herren *Lecillot* und *Winckelmann & Söhne* in *Berlin* ausgeführt. Die Uebertragungen der beigefügten Textesworte haben die Herren *Charles Hittorff* in *Versailles* für das *Französische*, Dr. *M. Jordan* in *Berlin* für das *Italienische*, *Gottfried Kinkel* in *Zürich* für das *Englische* besorgt.

Inhaltsverzeichniss:

Camera della Segnatura, Roma *(I. Lfg.)*
San Pietro in Roma *(I. Lfg.)*
Stanza d'Eliodoro, Roma *(II. Lfg.)*
Sala del Collegio nel Palazzo Ducale in Venezia *(II. Lfg.)*
San Giovanni in Fonte, Battistero in Ravenna *(III. Lfg.)*
Capella Palatina in Palermo *(III. Lfg.)*
San Miniato presso Firenze *(IV. Lfg.)*
Le Loggie di Rafaele nel Vaticano, Roma, *(IV. Lfg.)*
La Libreria in Siena *(V. Lfg.)*
Loggia nel Palazzo Doria, Genova *(V. Lfg.)*
Parte del Duomo in Orvieto *(VI. Lfg.)*
La Cappella Sistina nel Vaticano, Roma *(VI. Lfg.)*

Das ganze Werk elegant gebunden 250 M.

Romanisches Kapital aus der St. Sebaldus-Kirche, Nürnberg.

Gothisches Kapitäl aus dem Kölner Dom.

Ferner erschien in unserm Verlage:

Grundriß der bildenden Künste im Sinne einer allgemeinen Kunstlehre, und als Hülfsbuch beim Studium der Kunstgeschichte dargestellt von Herman Riegel. Dritte, neubearbeitete Auflage mit 34 Holzschnitten. Groß Octav. Geh. 6 M.

Deutsche Kunststudien von Herman Riegel. Ein starker Band in Lexicon-Octav. Geheftet 6 M.

Inhalt: Die Spuren der Römer auf deutschem Boden. – Die goldene Pforte und die sonstigen Kunstschätze zu Freiberg im Erzgebirge. – Die Liebfrauenkirche zu Arnstadt und ihr Verfall. – Der Kaiserdom zu Speier. – Die Dome zu Worms und Mainz. – Stolzenfels und Rheined mit ihren Freskomalereien. – Der neue Dom und die Königsgruft mit den Cornelius'schen Wandgemälden zu Berlin. – Die neue Börse zu Berlin. – Die Friedenskirche bei Potsdam und ihre Kunstwerke. – Das Humboldt'sche Schloß Tegel und seine Kunstschätze. – Das Museum zu Köln. – Das monumentale Neu-München. – Leo Klenze. – Gottfried Schadow's Porträts. – Einige neuere Bildhauerwerke. – Zwei Arbeiten des Bildhauers Bernhard Bezas. – Zwei ältere Gemälde: 1. Der Bozwiler Altar zu Speier; 2. Das Tedeumwerk des P. Veronese zu Berlin. – Dante und die neuere deutsche Malerei. – Cornelius. Ein Gedenkblatt auf sein Grab. – Genelli. – Karl Rahl. – Alfred Rethel und der Kaisersaal zu Aachen. – Ferdinand Wagner. – Joseph Koch. Biographische Beiträge. – Johann Wilhelm Schirmer. – Georg Pleydenwurff und seine vaterländischen Bilder. – Einige Kriegsbilder von Wilhelm Camphausen. – Mehrere Bilder von Ludwig Knaus. – Einige neuere Werke verschiedener Maler. – Eine moderne Kunstausstellung Berlin 1880. – Einige Gedanken über Kunst und Staat. – Die zweite „Wiedergeburt" – Renaissance: Eine kunstgeschichtliche Betrachtung 100 Jahre nach Winckelmann's Tode. – Ultramontane Kunstschreiberei.

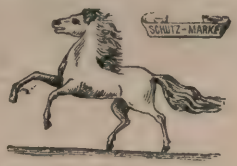
Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur allgemeinen Wiedergeburt des deutschen Volkes. Von Herman Riegel. Mit 4 Holzschnitten. Groß Octav. Geheftet 8 M.

Ueber die Darstellung des Abendmahles besonders in der toscanischen Kunst. Ein Beitrag zur vergleichenden Kunstgeschichte. Von Herman Riegel. Mit 4 Abbildungen. Groß Octav. Geheftet 1 M.

Italienische Blätter. Reisebilder. Von H. Riegel. 8. Geheftet 3 M.

Binet fils & Cie, Reims,
Champagnes Élite & Dry Élite,
empfiehlt dem Kenner und Feinschmecker
der Generalagent [3]
J. Nebrich, Köln.

Die Kaffee-Surrogat-Fabrik

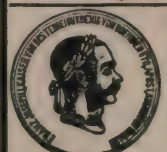


von
Leusmann & Zabel, Hannover
liefert durch die meisten Detail-Geschäfte
Hannov. Kaffee-Ersatz. [33]
= **Feigen-Kaffee** aus besten orientalischen Feigen.
= **Kaffee-Spar-Extract.**
Sämmtliche Fabrikate sind vom Lebensmittel-Untersuchungsamt zu Hannover und anderen Autoritäten als vorzüglich begutachtet.

1 Probekiste
Griechische Weine
mit 12 ganzen Flaschen
in 12 ausgewählten Sorten
von **Cephalonia, Corinth, Patras** und **Santorin** versendet — Flaschen und Kiste frei — zu
19 Mk.
J. F. MENZER, Neckargemünd
Ritter des gr. Erlöserordens.
[32]

Gratis.
Genaue Inhalts-
der bisher erschie-
nach **Serien** und
nach den **Wissen-**
durch jede
gratis.

Verlag von Carl Habel (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung) in **Berlin**, SW. 33. Wilhelm-Str. 33.



Die Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen u. gewerblichen Bedarf zu Amsterdam 1869" hat diesen Vorträgen die **Goldene Medaille** zuerkannt.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von **Rudolf Virchow** und **Fr. v. Holtzendorff.**
Jährlich 24 Hefte. Im Abonnement jedes Heft nur 50 ₰

Deutsche Zeit- u. Streit-Fragen.
Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart.

In Verbindung mit Prof. Dr. Aluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. G. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt herausgegeben von **Franz von Holtzendorff.**
Jährlich 16 Hefte. Im Abonnement jedes Heft nur 75 ₰

Abonnements auf obige Zeitschriften durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Gratis.
Verzeichnisse
neuen Hefte
Jahrgängen und
schaftengeordnet
Buchhandlung
gratis.
[41]

Hoelcke's Bade-Einrichtung für Familien. — Berlin.
— *In jedem Wohnraum aufzustellen.* —
Die Vorzüge unserer Bade-Einrichtung sind heute allgemein bekannt u. wird dieselbe ihrer **Sparsamkeit** *u.* **Billigkeit** *wegen, sowie in Anbetracht ihrer* **soliden** *u.* **praktischen** *Construction von den sie benutzenden Familien allgemein empfohlen.*
Prospecte gratis u. franco. **J. & A. Hoelcke,** *Besselstr. 3. Fabrik v. Bade-Apparaten. Lief. d. k. Marine u. Mil.-Lazarethe.*

[29]

Grösste Portraits-Sammlung

bedeutender Personen der politischen und der Culturgeschichte der letzten Jahrhunderte, besonders sehr viel Portraits von

Fürsten, Feldherren, Gelehrten, Dichtern, Künstlern,

nur in Kupferstich oder Lithographie — keine Photographien.

Letzte Kataloge: V. Schöne Litteratur — Musik — Theater etc.
3000 Nummern. VI. Mediziner — Naturforscher — Mathematiker etc.
2500 Nummern. VII. Theologen — Philologen Rechtslehrer etc. [18]
2500 Nummern. Preis der Kataloge à 50 Pf. in Briefmarken.

Ankauf von grösseren und kleineren Portraitssammlungen.

E. H. Schroeder in Berlin, SW., Möckernstrasse 137.

Fritz Borstell's Lesezirkel verbunden mit der Nicolai'schen Buchhandlung.

Berlin, C., Brüderstr. 13.

Grösstes deutsches Bücher-Leih-Institut. — Lager über 500 000 Bände.

Hauptverzeichniss: Romane, Novellen, Erzählungen etc. Berlin 1880. 9 Bgn. Preis 1 M.
Unterhaltungsschriften und Werke wissenschaftlicher Richtung in deutscher, französischer und englischer Sprache erschienen i. d. J. 1880—81. 2½ Bogen. Gratis. [10]
— Unterhaltungsschriften und Werke wissenschaftlicher Richtung in französischer und englischer Sprache. 4 Bogen. Preis 50 Pf.

Jahresabonnements für auswärtige Leser und Lesegesellschaften:

12 Bände	*25 Bände*	*50 Bände*	*100 Bände*
36 M. —	*70 M.* —	*100 M.* —	*175 M.* —

Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospecte gratis.

Umfangreicher Journal-Lesezirkel. Freie Auswahl von mehr als hundert belletristischen und wissenschaftlichen Wochenschriften und Revuen.

Abonnements-Beginn jederzeit. **Auslieferung** unserer Vorräthe in neuen oder aufgeschnittenen Exemplaren zu sehr ermässigten Preisen. **Günstigste Bedingungen** für Anlage und Ergänzung von Leih-Bibliotheken und Export. Umfassende Verzeichnisse gratis und franco.

Verlag von Johannes Lehmann in Leipzig.

Zur Geschichte der Hofnarren

Friedrich Taubmann

Ein Kulturbild [4]

Zumeist nach handschriftlichen Quellen

von

Friedrich W. Ebeling.

Mit Taubmanns Porträt und Faksimile.

2. Auflage.

Preis: Eleg. geh. M. 6.— In Originalband M. 7.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Johannes Lehmann in Leipzig.

Witukind.

Eine Erzählung [5]

aus den Sachsenkriegen Karls des Großen.

Von **Georg Rapp.**

2. Auflage.

Preis: Eleg. geh. M. 3.60, fein geb. M. 4.50.

. . . . „Wir halten es für eine angenehme Pflicht, unsere Leser auf diese Perle unserer erzählenden Litteratur hinzuweisen." **(Europa 1882. Nr. 11.)**

Die aus dem Biliner Sauerbrunn gewonnenen

PASTILLES DE BILIN

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht und beschwerlicher Verdauung, bei Magenkatarrhen wirken überraschend bei Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus, u. sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge satzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen.

Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen, in den meisten Apotheken und Droguen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen)

[28]

Ludwig Richter-Album.

Landschaften nach Zeichnungen

von **L. Richter.** [14]

1. 2. Lieferung.

Quart. à 6 Blatt in Umschlag brosch. 6 M.

„Die feine poetische Empfindung des berühmten Zeichners und Illustrators, der sich im Anfange seiner künstlerischen Laufbahn fast ausschließlich der Landschaftsmalerei widmete, wobei sein Streben vornehmlich dahin ging, durch eine frei erfundene Staffage die beabsichtigte Stimmung zu beleben und zu vertiefen, tritt uns aus den nach Zeichnungen von ihm gestochenen Landschaften überall anmuthig und fesselnd entgegen. Der nach Stichen verschiedener Künstler von Brockhaus ausgeführte Plattendruck ist äußerst correct und sauber. Das Album sei allen Verehrern des Künstlers warm empfohlen."

Romanzeitung 1882 Nr. 45.

C. A. Haendel in Leipzig.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Sedan.

Eine Tragödie in fünf Acten

von **Heinrich Hart.**

Mit einem Prolog. Preis 2 M.

Kritische Waffengänge. Herausgegeben von **Heinrich Hart** und **Julius Hart.** Viertes Heft. Das „deutsche Theater" des Herrn L'Arronge. Preis 1 M. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. [6]

Briefmarken zu Samml. verkauft, kauft, tauscht **G. Zechmeyer** in **Nürnberg. Continental-Marken,** ca. 200 Sorten, p. Mille 50 Pf. [7]

Sammlung theos. Schriften.

(Theos.: Erkenntnis göttl. Dinge.) Preis-Verzeichnis gratis und franco. **Julius Hanzsch's** Verlag, **Stolpen i. S.** [15]

Die „Illustrirte Frauen-Zeitung" (Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungsblatt) bringt außer dem Inhalte der „Modenwelt" eine reiche Fülle von Novellen (im vorigen und gegenwärtigen Vierteljahr „Desdemona" von Hermann Küchling, — „Das Recht zu lieben" von Julius Weil, — „Im Feuer" von Victor Blüthgen, — „Das Grab unter dem Hollunder" von T. Bukenhardt, — „Cheringe" von A. Godin, — „Bezauberte Welt" von Ludwig Laistner, — „Eine polnische Wette" von Cz. Bogumil, — „Ein guter Rath" von P. K. Rosegger, — „Gespenster-Reigen" von Robert Byr), ein großes Feuilleton mit Artikeln der verschiedensten Art, ferner die stehenden Rubriken: Verschiedenes, Kunstgewerbliches, Frauen-Gedenktage, Aus der Frauenwelt, Die Mode, Neue Handarbeiten, Wirthschaftliches, Briefmappe, dazu zahlreiche Illustrationen und monatlich ein großes farbiges Modenbild. Die Unterhaltungs-Nummer umfaßt stets 20 Seiten größten Formates und erscheint gleich der „Modenwelt" alle 14 Tage. Alles zusammen 2 M. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr.) das Vierteljahr. [34]

Neu! **Neu!**

Kleiner historischer Bilderatlas.

Abriss des Kriegs- und Waffenwesens aller epochemachenden Völker von den frühesten Zeiten bis zum 30jähr. Kriege.

Neunzehn Tafeln mit Text.

Für die reifere Jugend bearbeitet und gezeichnet von

Gebrüder A. u. G. Ortleb.

Preis: Cartonnirt 2 M. 50 Pf.

Georg Wigands' Verlag, Leipzig.

Für **Knaben** eins der **passendsten** Geschenke. [11]

Ein Wort an Alle,

welche die **altclassischen** Sprachen schnell erlernen wollen.

Gratis und **franco** zu beziehen durch C. A. Koch's Verlagshandlung in **Leipzig.**

PEINTURE-BOGAERTS.

Wunderbar vollendete, **nicht auf Papier,** sondern direct auf Malerleinwand gearbeitete Copien nach **Original-Gemälden** von **H. J. Burgers, Seitz, de Block** etc. Cataloge gratis und franco durch jede Buch- und Kunsthandlung.

„Heinri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland."

Neu!!! **de Block,** Fischers Abschied und Wiedersehen. [8]

Was sollen wir lesen?

Das
ECHO

Wochenschrift für Politik, Litteratur, Kunst und Wissenschaft.

Wöchentlich 32 Folioseiten.

Diese reichhaltigste und wohlfeilste aller Wochenübersichten enthält das Wissenswertheste und Interessanteste aus allen bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt, [36]

Deutsche, Österreichische, Schweizer, Ungarische, Holländische, Belgische, Amerikanische, Englische, Französische, Helvetische, Italienische, Schwedische, Norwegische, Spanische, Portugiesische, Dänische, Neugriechische, Russische, Arabische, Rumänische, Dänische, Türkische

Stimmen der Presse, die ein übersichtliches Gesamtbild der geistigen Bewegung unserer Zeit und ihres öffentlichen Lebens gewähren.

Preis vierteljährlich M. 2.50.

Probe-Abonnement für September 85 Pf.

Bestellungen bei allen Postanstalten, Buchhandlungen und Zeitungsspeditionen. Probe-Nummern sind durch jede Buchhandlung, sowie durch die Verlagshandlung J. H. SCHORER in Berlin, S. W., Des sauerstr. 12, gratis und franco zu beziehen.

Bei R. Eisenschmidt in Berlin W. erscheint:

Sprachschatz der Sassen.

Wörterbuch [20]

der Plattdeutschen Sprache.

Gesammelt und herausgegeben von

Dr. **Heinrich Berghaus.**

Jede Lieferung 1 Mk. 50 Pf.

(Seither erschienen 18 Lieferungen.)

Dieses hochwichtige culturgeschichtliche Werk schreitet seinem Ende tüchtig entgegen. Nachdem es komplett ist, hört der billige Subskriptionspreis auf.

Probehefte durch alle Buchhandlungen!

Neuestes für die Frauenwelt!

Richard Wagner

und seine Schöpfungen.

Für die deutsche Frauenwelt dargestellt von

Dr. Hermann Stohr.

Mit Richard Wagners Porträt in Stahlstich. Preis brosch. Mk. 2.50., hocheleg. geb. 3 M.

Der geistreiche Verfasser, der sich durch seine „Litterarischen Skizzen für die deutsche Frauenwelt", welche in einem halben Jahre zwei Auflagen nötig gemacht haben, überraschend in der Gunst unserer gebildeten Frauenwelt eingenistet hat, bietet in vorliegendem Werke dem gleichen Kreise wiederum eine Gabe, in welcher alle Vorzüge der „litterarischen Skizzen" fesselnder Inhalt bei anmutiger, schwungvoller und oft begeisternd hinreißender Form in sich vereinigt.

Stohr wendet sich darin, abkehrend vom Kampf und Streit, speziell an das innige Verständnis unserer Frauen, er entrollt in geistvoller Darstellung das Bild des großen Dichter-Tonmeisters und führt seine Leser durch die gewaltigen Schöpfungen des Meisters.

Verlag von Gebr. Senf in Leipzig.

Binnen 14 Tagen wurden von diesem Buche zwei starke Auflagen abgesetzt! [22]

Das Werk liegt in allen Buchhandlungen zur Ansicht aus.

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin und Leipzig.

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien: [25]

Dante's Göttliche Komödie.

Uebersetzung, Kommentar und Abhandlungen über Zeitalter, Leben und Schriften Dante's.

Von

August Kopisch.

Dritte Auflage.

Durchaus revidirt, berichtigt und ergänzt von

Dr. **Theodor Paur.**

Mit zwei Bildnißtafeln.

Lex. 8°. Mark 16.—. Eleg. geb. Mark 19.—.

Von einem der bedeutendsten Dante-Forscher verbessert und herausgegeben liegt in neuer zeitgemäßer, würdevoller Ausstattung die verdienstvolle Arbeit von Kopisch in dritter Auflage vor.

Preisermässigung.

Den Preis des Werkes:

Geschichte der bildenden Künste

von [19]

Carl Schnaase.

Zweite, verbesserte u. vermehrte Auflage.

8 Bände. 8°. Mit vielen Illustrationen.

(Bisher broch. M. 105.—., geb. M. 120—.

haben wir auf

M. 60.—. broch. und M. 75.—. geb.

ermässigt, und kann dasselbe durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Stuttgart, den 1. September 1882.

Verlag von Ebner & Seubert.

Meyers Fach-Lexika.

Bequemstes Nachschlagen — ausgiebigste Belehrung im engsten Raum — fachmännische Bearbeitung — einheitliche Durchführung aller Fächer — gemeinverständliche Haltung aller Artikel — Druck und Format aller Bücher übereinstimmend — jedes Fach in einem Band.

Erschienen sind bis jetzt:

Staatskunde. Handbuch zur Kenntnis des öffentlichen Rechts und des Staatslebens aller Länder, insbesondere des Deutschen Reichs, von Dr. jur. **Karl Baumbach.** Geh. M. 6,00 — geb. M. 6,50.

Militärwesen. Heerwesen und Marine aller Länder mit besonderer Berücksichtigung des Deutschen Reichs, von Hauptmann **F. Caftner.** Geh. M. 3,50 — geb. M. 4,00.

Handels- und Gewerberecht für den Kaufmann und Gewerbtreibenden, Rechtslexikon für den Geschäftsmann, von Dr. **A. Löbner.** Geh. M. 5,00 — geb. M. 5,50.

Handelsgeographie. Handels- und Industrieverhältnisse aller Staaten, Aus- und Einfuhr, Produktion, von Dr. **K. E. Jung.** Geh. M. 5,00 — geb. M. 5,50.

Theologie und **Kirchenwesen.** Lehre, Geschichte u. Verfassung der christl. Kirche u. das Wichtigste aus den übrigen Religionsgemeinschaften, von Dr. **Holtzmann** u. **Zöpffel.** Geh. M. 7,00 — geb. M. 7,50.

Allgemeine Weltgeschichte. Die historischen Begebenheiten und Personen aller Zeiten und Völker mit besonderer Berücksichtigung der Neuzeit, von Dr. **K. Hermann.** Geh. M. 7,00 — geb. M. 7,50.

Deutsche Geschichte. Die Völker, Länder und historischen Personen Deutschlands und der verwandten Stämme bis zu ihrer Abtrennung, von Dr. **H. Brosien.** Geh. M. 4,50 — geb. M. 5,00.

Alte Geschichte und **Geographie.** Die historischen Personen, Völker und Länder bis zur Zeit der Völkerwanderung, von Dr. **H. Peter.** Geh. M. 4,50 — geb. M. 5,00.

Altertumskunde. Kulturgeschichte der Griechen und Römer, Religion, Litteratur, Kunst, Staats- und Privatleben, von Dr. **O. Seyffert.** Mit 343 Abbild. Geh. M. 7,00 — geb. M. 7,50.

Reisen und **Entdeckungen.** Zwei Abteilungen: I. die Forschungsreisen aller Zeiten und Länder, II. Entdeckungsgeschichte der einzelnen Erdteile, von Dr. **F. Embacher.** Geh. M. 4,00 — geb. M. 4,50.

Allgemeine Litteratur. Nationallitteratur der außerdeutschen Völker aller Zeiten in geschichtl. Überblicken u. Biographien, zugleich Lexik. der Poetik, v. Dr. **G. Bornhak.** Geh. M. 5,00 — geb. M. 5,50.

Deutsche Litteratur. Die deutschen Dichter und Prosaiker aller Zeiten mit Berücksichtigung der hervorrag. dichter. behandelten Stoffe u. Motive, von Prof. Dr. **Ad. Stern.** Geh. M. 4,00 — geb. M. 4,50.

Schriftsteller. Die bekanntesten Zeitgenossen auf dem Gebiet der Nationallitteratur aller Völker mit Angabe ihrer Werke, herausgeg. von **F. Bornmüller.** Geh. M. 7,50 — geb. M. 8,00.

Künstler. Die bekanntesten Zeitgenossen auf dem Gesamtgebiet der bildenden Künste aller Länder mit Angabe ihrer Werke, von Dr. **H. A. Müller.** Geh. M. 5,50 — geb. M. 6,00.

Musik. Theorie u. Geschichte der Musik, die Tonkünstler alter u. neuer Zeit mit Angabe ihrer Werke nebst einer vollständ. Instrumentenkunde, von Dr. **H. Riemann.** Geh. M. 9,50 — geb. M. 10,00.

Astronomie. Das Gesamte der Himmelskunde, Zeitrechnung, Instrumente und die hervorragendsten Astronomen, von Prof. Dr. **H. Gretschel.** Mit 138 Abbild. Geh. M. 5,50 — geb. M. 6,00.

Physik und **Meteorologie.** Lehrbuch zum Selbstunterricht in volkstümlicher Darstellung, von Prof. Dr. **E. Lommel.** Mit 392 Abbild. Geh. M. 4,00 — geb. M. 4,50.

Chemie, angewandte. Die chem. Elemente u. Verbindungen im Haushalt der Natur u. im tägl. Leben, in der Medizin u. Technik, v. Dr. **Otto Dammer.** Mit 48 Abbild. Geh. M. 5,00 — geb. M. 5,50.

Jagd. Handbuch für Jäger und Jagdfreunde mit besonderer Berücksichtigung der Naturgeschichte und Hege des Wildes, von Oberförster **O. v. Riesenthal.** Mit 123 Abbild. Geh. M. 5,00 — geb. M. 5,50.

Gartenbau und **Blumenzucht.** Handbuch für Gärtner und Gartenliebhaber über alle Zweige des gärtnerischen Betriebs, von **W. Perring.** Geh. M. 5,00 — geb. M. 5,50.

„**Meyers Fach-Lexika**" werden fortgesetzt und erstrecken sich auf alle Fächer von allgemeinem Interesse.

= Vorrätig in allen Buchhandlungen. = [23]

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

PROSPECT.

Einladung zum Abonnement

auf die vom 1. October c. ab erscheinende

Internationale Revue

über die

gesammten Armeen und Flotten.

Unter ständiger Mitwirkung der bedeutendsten Militairschriftsteller aller Nationen, von denen hier nur folgende namhaft gemacht werden mögen:

Vice-Admiral z. D. **von Henk**, General-Lieut. z. D. **von Hanneken**, Pr.-Lieut. **von Drygalski**, Major **Reitz**, **Sergei Woronin**, Capitano **d'Adda**, Capitano **Clavarino**, Hauptmann **Danzer**, **Spiridion Gopčevič**, Oberst **von Gagern**, Major z. D. **von Heydebrand und der Lasa**, Hauptmann **Kollm**, Maggiore **Morena**, Oberst a. D. **von Meerheimb**, Capitain a. D. **von Sarauw**, **Otto von Monteton**, Hauptmann **Thilo von Trotha**, Oberst-Lieut. z. D. **von Baumann**, Oberstabsarzt Dr. **Michaelis**, Capitano **Rovelli**, Colonello Medico Com. **Paolo Rob. Machiavelli**, Corvetten-Capitain **von Holleben**, **Edler von Janko**, Major **Koestler**, Major **Majendie**, Oberst-Lieut. **Erhard**, **Dmitry Jwanow**, Oberst-Lieut. z. D. **von Hessert**, Pr.-Lieut. **von der Goltz**, Major **Graf von Geldern**, Hauptmann und Auditeur **Skala**, Oberlieut. **Farner**

herausgegeben und redigirt

von

Ferd. von Witzleben-Wendelstein.

Erstes Quartal.

Monatlich ein Heft von 8 Bogen Lexicon-Octav.

Preis vierteljährlich 6 Mark = 8 francs = 3 fl. 60 kr. öst. W.

Der Jahrgang läuft von October zu October.

Die Kriegskunst ist keine von ewigen Gesetzen geregelte Wissenschaft und kann es nicht sein. Zwar behalten die kriegerischen Aufgaben, die Kriegsmittel, der Raum und die Zeit, stets dieselben allgemeinen Eigenschaften, aber sie treten in beständig wechselnden Formen zu Tage. Und schneller, häufiger als je wechseln diese Formen in unserer Zeit, so dass es kaum dem Fachmann möglich ist, allen wichtigeren Veränderungen und Neuerungen zu folgen. Mehr und mehr hat sich in Folge dessen das Bedürfniss nach

einem **Centralorgan, einem Repertorium für alle Fragen und Interessen des Kriegswesens zu Wasser und zu Lande** geltend gemacht. Diesem Bedürfniss soll nunmehr die vom October d. J. ab unter dem Titel

„Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten"

erscheinende Zeitschrift abhelfen.

Ihr von den **sachkundigsten** Autoren **verfasster und durchaus objectiv** gehaltener Inhalt wird demgemäss umfassen:

Die gesammten Militairwissenschaften in historischer, strategischer und taktischer Beziehung und die einschlägigen Specialwissenschaften (Militairchemie, Militairgesundheitspflege, Militairverwaltung u. s. w.)

Das gesammte Marinewesen in gleichen Beziehungen, (Bau und Ausrüstung von Kriegsschiffen, Anlegung und Einrichtung von Kriegshäfen, die Anstalten zur Hafen- und Küstenvertheidigung, das Torpedowesen u. s. w.) eventuell **Kriegsberichte, Biographien** hervorragender Kriegshelden und Heerführer aller Zeiten und Nationen, **Literaturberichte** und **Recensionen.**

Die **„Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten"**, für deren zweckentsprechende Reichhaltigkeit und Gediegenheit die Redaction und die Verlagshandlung keine Mühe und Opfer scheuen, wird nicht blos militairischen Kreisen willkommen sein, auch **Nichtfachmännern,** wie namentlich **Historikern** und **Publicisten,** wird in ihr eine werthvolle Fundgrube des Wissens geboten.

Die Haltung der „Internationalen Revue über die gesammten Armeen und Flotten" ist eine vollkommen unabhängige.

Dies, wie ihr zeitgemässes Erscheinen und der Umstand, dass die Zeitschrift auch Artikel in französischer Sprache bringen wird, beschränken ihren Leserkreis keineswegs nur auf Deutschland und Oesterreich. Sie wird vielmehr ihren Weg ebenso im Auslande, wie im Inlande machen können.

Für die ersten Hefte liegen unter anderen folgende interessante Beiträge vor:

E. Reitz: **Kriegsphilosophische Studien.**
v. Henk: **Die Marine-Centralbehörden der bedeutendsten Seemächte ihrer Organisation nach.**
L.: **Biographie des russischen Generals von Kauffmann.**
v. Heydebrand und der Lasa: **Die Nationalitäten in der österreichischen Armee.**
- - **Die Uniformfrage.**
Dr. Michaelis: **Der Fussboden der Kaserne.**
v. Trotha: **Der Kampf um den Schipka-Pass.**
Graf v. Geldern: **Ueber rationelle Methode beim Felddienst der Cavallerie.**
M. L.: **Die neuen russischen Offizier-Schulen.**
- **Biographie des russischen Generals Skobelew.**
S. Woronin: **Russ. Correspondenz über d. neuesten Vorgänge bei d. Armee.**
T.: **Neueste Veränderungen in der französischen Armee.**
B. P.: **Das neue Cavallerie-Reglement u. d. politischen Parteien i. Frankreich.**
v. Monteton: **Ein Wort über die Wereschagin'schen Schlachtenbilder.**
L.: **A bord du Péluse.** Correspondenz aus Alexandria.

etc. etc. etc.

Zu beziehen für 6 Mark = 8 francs = 3 fl. 60 kr. öst. W. vierteljährlich
durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag von Otto Janke in Berlin,
Anhaltstrasse 11.

Druck von Emil Dreyer in Berlin.

Bestell-Zettel.

Der Unterzeichnete bestellt hiermit bei

.....

Anzahl der Exempl.	
	v. Witzleben-Wendelstein, Internat. Revue über die gesammten Armeen u. Flotten. Verlag von **Otto Janke in Berlin.** 1. Quartal 1882. (Der Jahrgang läuft von October zu October.) Preis vierteljährlich 6 Mark = 8 francs = 3 fl. 60 kr. öst. W.

Name: Wohnort:

Verlagsbuchhandlung von Oskar Leiner in Leipzig.

Esaias Tegnérs Werke.

Auswahl in 7 Bänden,

übersetzt und herausgegeben von

Gottfried von Leinburg.

Am 13. November d. J. begeht das schwedische Volk und mit ihm die Weltliteratur

das 100jährige Geburtsfest

Esaias Tegnér's

des

Sängers der berühmten „Frithiofssage",

eines literarischen Denkmals, welches dem ehemaligen Bischof von Wexiö einen würdigen Platz unter den größten europäischen Dichtern der Neuzeit anweist.

Nachdem schon früher und in mehrfachen Auflagen die Frithiofssage wie auch die kleineren epischen Dichtungen Tegnér's im Verlag der unterzeichneten Buchhandlung erschienen sind, gedenkt dieselbe als

literarische Festgabe

und gleichsam als Huldigung, welche auch Deutschland bei diesem Anlasse dem ihm stamm- und geistesverwandten, sowie durch Uebersetzungen wenigstens seines Hauptwerkes längst eingebürgerten Genius darbringt, demnächst zum ersten Male eine vollständige Ausgabe von Tegnér's poetischen und prosaischen Werken in deutscher Sprache und in einer sorgsam getroffenen Auswahl zu veranstalten.

Ueber die literarischen Schöpfungen Tegnér's, die uns erst in ihrer Gesammtheit ein wirkliches und vollkommenes Bild dieses größten schwedischen Dichters geben, heben wir hier nur Einiges aus der literarischen Charakteristik desselben heraus.

Die schwedische Kritik selbst sagt u. A.: „Esaias Tegnér gilt in- und außerhalb Schwedens allgemein für unseren größten Dichter. Keiner hat sich wenigstens so im Sturm wie er die Herzen der ganzen Nation erobert, Keiner ist mehr gelesen und geliebt. Keiner hat die hellenische Einfachheit, die eigenthümliche Lebensfrische, den Glanz und die stets sichere Wirkung des Wortes, Keiner die Pracht und die blendende gleich beim erstenmal Lesen unwiderstehlich packende Macht des Stils, sowie den Reichthum an eigenen Bildern und Gleichnissen wie Tegnér. — Man hat seine Lyrik bald mit der Schiller'schen, bald mit der Byron'schen verglichen; mit der ersteren des beiden so sichtbar hervortretenden epigrammatisch moralisirenden Elements wegen mit der letzteren im Hinblick auf seine mit wenigen Worten so vielsagenden Gedanken, Gefühle und Naturschilderungen. Im Grunde ist er indeß nicht einmal ein rein lyrischer Dichter, denn stets schließt er sich an einen realen Grund und Boden an, und das ist auch durchaus dem schwedischen Nationalgefühl gemäß.

Außer der schwedischen besitzt keine andere europäische Nation eine Ausgabe von Tegnér's Werken, wie die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung dieselbe zu veranstalten gedenkt; in keiner nur irgendwie bedeutenderen Privatbibliothek, von der öffentlichen ist es wohl selbstverständlich, dürfte daher in Zukunft neben andern hervorragenden Werken ein Literaturschatz fehlen, wie der mit Tegnér's Werken von uns dargebotene, und wir freuen uns dabei, denselben in einem dem Originale vollkommen ebenbürtigen Gewande darbieten zu können. Ueber Gottfried v. Leinburg der im skandinavischen Norden selbst für eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der schwedischen Literaturgeschichte gilt, schreibt zum Beispiel die Dänische Illustrirte Zeitung vom 6. März 1881:

„Mit dem Aneignungsvermögen seines weichen süddeutschen Naturells hat v. Leinburg den schwedischen Dichter in sein Herz geschlossen, und ist nunmehr, nachdem er im Wege mehrfach wiederholter Umarbeitungen seine Frithiofssage bis zu äußersten überhaupt denkbaren sprachlichen Vollkommenheit gebracht, mit einer Ausgabe von Tegnér's sämmtlichen Werken in deutscher Sprache beschäftigt. — Letztere hält er selbst für eine seiner wichtigsten Lebensaufgaben, und in Wahrheit, Esaias Tegnér und v. Leinburg sind verwandte Naturen, und es ist einer von jenen in der Welt der Literaturgeschichte mehrfach wiederkehrenden Gedanken, die wie ein bloßer Zufall aussehen und es doch durchaus nicht sind, daß nämlich gerade sie einander so gefunden haben. Die klangvollen Rhythmen des schwedischen Dichters, seine blendende Rhetorik, das elektrisch Knisternde, welches ein charakteristisches Hauptmerkmal seiner poetischen Diktion ist: — das Alles klingt durch Gottfried v. Leinburg's Versbehandlung wieder von einem Resonanzboden, der die Natur selbst aus demselben Metall geschaffen hat wie bei Tegnér. — Darum haben aber auch v. Leinburgs poetische Uebertragungen stets einen solchen Ausdruck von Frische und Originalität, daß fast alle andern Uebersetzungen von Tegnér's Gedichten sich daneben ausnehmen wie blasse und farblose Schattenrisse ꝛc. ꝛc." —

An dieser Stelle erwähnen wir nur noch, daß die altberühmte schwedische Universität Lund, an welcher der Sänger der Frithiofssage gerade in seiner Glanzzeit als Professor der klassischen Sprachen gelebt und gewirkt hat, den Werth der Uebersetzungen v. Leinburg's noch unlängst durch eine ganz außerordentliche Auszeichnung öffentlich anerkannte. Sie verlieh ihm nämlich bei einem akademischen Fest der Hochschule am 31. Mai 1880 außer zwei andern Ausländern, die sich im übrigen Europa in hervorragender Weise um Tegnér's Dichtungen verdient gemacht, „honoris causa den philosophischen Doktorgrad," eine Ehre, wie sie noch keinem Deutschen von einer schwedischen Universität erwiesen worden war.

Unsere deutsche Ausgabe von Tegnér's sämmtlichen Werken, auf sieben Bände berechnet, wird folgenden Inhalt haben:

I. Band. **Die Frithiofs-Sage.** Dreizehnte Auflage.

II. „ **Die kleineren epischen Gedichte:** Axel, Abendmahlskinder, Gerda, Kronbraut, Henri IV. Zweite, mit zwei Dedikationsgedichten Tegnér's vermehrte Auflage.

III. „ **Lyrische Gedichte.** Erster Theil. Jugendgedichte, historisch-politische Gedichte, religiöse Gedichte 2c. (Der 3. Band bringt außer dem Portrait in Stahlstich auch eine biographische Silhouette und eine literarische Charakteristik E. Tegnér's).

IV. „ **Lyrische Gedichte.** Zweiter Theil. Natur, Welt und Leben, Kunst und Wissenschaft.

V. „ **Schriften in Prosa.** Erster Theil: Akademische Reden, Schulreden, kirchliche Reden.

VI. „ **Schriften in Prosa.** Zweiter Theil: Universitätsvorlesungen, wissenschaftliche und literarische Aufsätze 2c.

VII. „ **Schriften in Prosa.** Dritter Theil: Briefe aus dem Nachlaß des Dichters, Maximen und Reflexionen 2c. 2c.

☞ Zu dem Werk erscheinen elegante Einbanddecken. ☜

Die Ausgabe beginnt mit den lyrischen Gedichten und erfolgt in ca. 36 Lieferungen von 4, bezw. 3 Bogen in Octav-Format und elegantester Ausstattung, zum Preise von 50 Pfg. pro Lieferung; binnen Jahresfrist soll das Werk vollständig in den Händen der verehrlichen Subscribenten sein.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen, und sind im Stande, das erste Heft zur Ansicht vorzulegen.

Leipzig, 1882.

Verlagsbuchhandlung von Oskar Leiner.

Bestellzettel.

(Gefl. deutlich auszufüllen und einer beliebigen Buchhandlung zu übersenden.)

An die Buchhandlung von .....

Unterzeichneter subscribirt hiermit auf

Esaias Tegnér's sämmtliche Werke in ca. 36 Lieferungen à 50 Pfg.

und verpflichtet sich zur Abnahme des ganzen Werkes.

Ort, Datum und Unterschrift:

.....

.....

Empfehlenswerthe Werke

aus

J. C. C. Bruns' Verlag

in

Minden in Westf.

Dr. Moritz Meyer. — Die neuere National-Oeconomie in ihren Hauptrichtungen auf historischer Grundlage und kritisch dargestellt von Dr. Moritz Meyer, Docent der Königl. Technischen Hochschule zu Berlin. — Dritte Auflage. Preis brochirt 4 M. 25 Pf.

Diese dritte Auflage ist gegen die vorige um ein ganz Bedeutendes vermehrt: namentlich hat der Autor auch die neueste Entwickelungsphase unserer Wirthschaftspolitik berücksichtigt. Was an dem Werke besonders wohlthuend wirkt, ist die strenge Objektivität, deren der Verfasser sich befleissigt. Wir wüssten zugleich kein Buch zu nennen, an der Hand dessen man sich rascher über die Ideengänge, welche die National-Oeconomie seit Adam Smith, besonders in Deutschland, gewonnen hat, unterrichten kann. Dabei wird der Zusammenhang der Theorie mit der praktischen Politik stets berücksichtigt, was dem Leser ein erhöhteres Interesse für die sonst rein abstracten Deduktionen einzuflössen vermag. Das belehrende und interessant geschriebene Buch ist dem Herrn Staatssecretair des Reichspostamts, Dr. Stephan, gewidmet.

Freudenstein. — Das Reichs-Wuchergesetz vom 24. Mai 1880, nebst dem Preuß. Gesetz, betr. das Pfandleihgewerbe vom 17. Mai 1881, sowie den Vorschriften über das unerlaubte Creditgeben an Minderjährige, auf Grund der Gesetzesmotive, des Berichts der Reichstags-Commission und der Urtheile der Gerichte, gemeinverständlich und übersichtlich dargestellt und erläutert von Gustav Freudenstein. — 16 Bogen 8°. Preis brochirt 3 M. 50 Pf.

Es gebricht bis heute an einer erschöpfenden gemeinverständlichen Publikation über das Wuchergesetz für alle diejenigen Personen, für welche die Frage, ob und wann ein Geldcreditgeschäft wucherlich, also strafbar und civilrechtlich ungültig sei, gerade am meisten practisch wird, also für die Zugehörigen des Handels- und Erwerbsstandes, sowie der Ackerwirthschaft, überhaupt alle Staatsbürger, welche in die Lage kommen, activ oder passiv bei Geldgeschäften irgend einmal betheiligt zu sein. Es war deshalb gewiß keine undankbare Aufgabe, für diese Kreise ein geschäftliches Handbuch zu verfassen, ausführlich, deutlich und zum Verstande dringend, umsomehr als die Strafen des Wuchers derartig bemessen sind, daß dabei Ehre, Freiheit und Vermögen auf dem Spiele stehen. Nicht minder erheischt die vieldeutige schmiegsame Fassung der Wucherparagraphen eine doctrinelle Begrenzung und richtige feststellende Auslegung, damit dem erlaubten Geldverkehr sein guter Glaube gesichert, dem sträflichen aber der Bannkreis des Strafgesetzes vorgezeichnet werde. — Der Verfasser hat diese schwierigen Aufgaben mit gewohntem Geschick gelöst und ein Werk geschaffen, dem der Beifall und der bei seinen Arbeiten gewohnte Erfolg nicht fehlen werden.

Freudenstein. — Die Gebrechen und die Reform der Bau-verträge oder Rathschläge für Bau-Unternehmer und Bau-Interessenten, besonders die Bau-Accorde betr. mit Formular von Gustav Freudenstein. Preis brochirt 80 Pf.

Der Herr Verfasser zeigt in diesem Werke, die Entstehung der „Bauverträge" geschichtlich darlegend, die diesen Verträgen anhaftenden Mängel und Nachtheile, giebt zugleich aber Mittel an zur Beseitigung dieser Mängel. Bei der Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes, der den Einzelnen unter Umständen tief berührt, kann die Beschaffung dieses Werkchens nur dringend empfohlen werden.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von J. C. C. Bruns in Minden (Westf.)

Freudenstein. — Das Reichsstempelgesetz nebst Tarif vom

1. Juli 1881 unter Benutzung der Gesetzesmotive und des Berichts der Reichstags-commission, mit den Ausführungsverfügungen des Bundesraths sowie den Formularen unter Anführung der einschlägigen Rescripte des Finanzministers, der Auslegungs-praxis der Steuerbehörden ꝛc., auch mit der Beibringung zahlreicher oberstrichterlicher Erkenntnisse in Stempelsachen, sowie einer Darstellung des richterlichen und des administrativen Stempelstrafverfahrens gemeinverständlich commentirt und auf Grund des Stempelrechts erläutert für die Interessenten von Handel und Verkehr von Gustav Freudenstein, nebst vollständigem Wort- und Sachregister von Max Silberstein, Referendarius am Kammergericht zu Berlin.

Auf dem Gebiete des so überaus dürftig cultivirten Stempelrechts verdient dies Werk eine glänzende Leistung genannt zu werden. Die Arbeit wird nicht verfehlen, das regste Interesse aller derjenigen zu erwecken, zu deren Beruf oder Geschäft der Umgang mit dem **Reichsstempelgesetz** gehört. — Die Reichhaltigkeit des Freudenstein'schen Commentar's wird durch obigen Titel nur angedeutet, nicht erschöpft. In dem Kern des Werkes bietet der Autor eine gründliche, wohl die weitgehendsten Ansprüche befriedigende erläuternde Exegese der 33 Paragraphen des Reichsstempelgesetzes und des dazu gehörigen Tarifs. Verfasser hat sich dabei die schwierige Aufgabe gestellt, das positive Gesetz, für dessen Auslegung und Dogmatik Materialien bisher so gut wie nicht vorhanden waren, selbstständig theils aus sich heraus zur Auslegung zu bringen, theils, indem er die nirgends zuvor in der Praxis gesammelten Grundsätze eines allgemeinen Stempelrechts formulirte, neue Resultate zu schaffen und somit eine eigentliche Wissenschaft des Reichsstempelgesetzes zu begründen. Mühsam erworbene aber fruchtbare Ergebnisse waren hier der Lohn des Autor's, welcher mit großem Sammlerfleiß auch kritisch und gewissenhaft besonders die Entscheidungen der Gerichte, namentlich des Preuß. Obertribunals, des Reichsoberhandelsgerichts und des Reichsgerichts welche in andern und früheren Stempelsachen ergangen waren, zu sichten und zu ordnen hatte, um das hier gegrabene Erz zu funkelndem Metall einschmelzen zu können. — Was den Inhalt der Arbeit anbelangt, so führt Verfasser den Leser nach dem Vorwort in einer längeren Einleitung an seinen Gegenstand heran. Darin werden namentlich Schlaglichter auf die politische Constellation, deren Product das Reichsstempelgesetz ist, geworfen, es werden Börse, Börsen- und Differenzgeschäfte klargestellt und noch so Manches Andere wird erörtert, was in bald engerem bald loserem Zusammenhange zum Stempelwesen steht. — Ein vollständiger Textabdruck des Gesetzes, der Ausführungsverfügungen des Bundesraths (nebst Formularen), der typischen Beschlüsse der Sachverständigencommission der Fondsbörse, sowie der ständigen Deputation der Productenbörse zu Berlin erhöhen die praktische Brauchbarkeit des Werkes. Die letztere findet ferner noch in höchstem Maße dadurch Statt, (es ist der ganzen Arbeit gewissermaßen erst die Handhabe angefügt) daß Herr Kammergerichtsreferendarius M. Silberstein zu Berlin für Ausarbeitung eines bei einem solch' inhaltvollen Werke unerläßlichen Sach- und Wortregisters gewonnen wurde. Herr Silberstein hat diese Aufgabe mit Umsicht und Geschick meisterlich gelöst, so daß ein Jeder nur ein Stichwort im Register aufzuschlagen braucht, um sofort an die Quelle der Belehrung gelangen zu können.

Freudenstein.—Blätter für populäre Rechtswissenschaft.

Sammlung gemeinverständlicher und leichtfasslicher Abhandlungen aus dem Civil- und Strafrecht. Herausgegeben von Gustav Freudenstein. Band 1 (Heft 1—8) im Abonnement 7 M. 50 Pf. Einzelne Hefte 1 M. 40 Pf. **Erster Band. Heft 1.** Das Amt des Geschworenen und des Schöffen in seiner practischen Uebung und Bethätigung dargestellt für die Richter aus dem Volke. — **Heft 2.** Wechselklagen und Wechseleinreden. — **Heft 3/4.** Die Stellung der Waare zur Disposition. — **Heft 5.** Die Verkaufsselbsthülfe bei Handelsgeschäften. — **Heft 6.** Das Erziehungsstrafrecht in Haus und Schule. — **Heft 7.** Das Amt des Vormundes und Gegenvormundes in seiner practischen Uebung und Bethätigung. — **Heft 8.** Der Reichswechselprozess nach Theorie und Praxis.

Die „Blätter für populäre Rechtswissenschaft" werden in fortlaufender Folge die Verbreitung volksthümlichen juristischen Wissens sich angelegen sein lassen und bestrebt sein, in gemeinverständlicher Sprache, gedrängt, übersichtlich, gebaut auf die feststehende Doctrin und Praxis, einen Wegweiser zu bieten, mittels dessen der Leser in dem labyrinthischen und immer massenhafter anschwellenden juristischen Material, welches die Vergangenheit anhäufte und die Gegenwart fort und fort mehrt, sich zurechtzufinden im Stande ist.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von J. C. C. Bruns in Minden (Westf.).

Hauff-Gallerie, 12 Photographieen nach Original-Gemälden

der Düsseldorfer Künstler E. Bosch, Ph. Grot-Johann und Max Volkhart, photographisch reproducirt von Fr. Bruckmann in München. — Cabinetformat in reich vergoldeter Mappe M. 13,50, einzelne Blätter à 1 M. — Groß Folio-Format (bis jetzt erschienen 3 Blätter) à Blatt M. 12,00.

Diese Gallerie ist bei ihrem Erscheinen von den hervorragendsten Organen der Presse, so Kunstchronik, Roman-Zeitung, Illustr. Ztg., Ueber Land und Meer, Vossische Ztg. ꝛc. ꝛc. auf das allergünstigste beurtheilt, sowohl was die künstlerische Auffassung, als auch photographische Reproduction anbetrifft. Die Roman-Ztg. nennt diese Hauff-Gallerie „ein ebenso reizendes wie künstlerisch werthvolles Weihnachtsgeschenk, das gewiß überall da mit strahlenden Augen aufgenommen werden wird, wo der Sinn für wahre Poesie noch nicht erstorben ist." — Die große Folio-Ausgabe kann auch als Zimmerschmuck bestens empfohlen werden.

Dr. Francke. — Christliches Album. Ein Gedenkbuch mit

Gottes Wort und religiösen Betrachtungen auf jeden Tag des Jahres. Herausgegeben von Dr. A. L. Francke, Professor. Mit Titelbild in Lichtdruck: „Der segnende Christus" nach Thorwaldsen und Widmungsblatt. 24 Bogen Octav auf feinstem Velin-Schreibpapier mit farbiger Linien-Einfassung. In starkem, eleganten Leinen-Einband mit Goldschnitt, in Enveloppe. Preis 6 M.

Das „Christliche Album" soll ein Haus- und Gedenkbuch sein. Es soll mit seinen trefflich gewählten Bibelsprüchen und Liederversen den Menschen täglich auf Gottes Güte hinweisen und ihn zum Dank gegen Gott anregen: dann aber soll es auch den Pilger auf seinem Wege durch das Erdenleben begleiten und die Erinnerung in ihm wach halten an Alle, die ihm lieb und theuer sind. Unter den Sprüchen, die für jeden Tag des Jahres mit richtigem Gefühl und Verständniß dem „Buch der Bücher" entnommen sind, ist Raum gelassen, um wichtige Familienereignisse, sowie die Namen von Familiengliedern und befreundeten Personen zur bleibenden Erinnerung verzeichnen, resp. einschreiben lassen zu können. Das Buch soll also gewissermaßen ein Denkmal der Verwandtschaft und Freundschaft für jedes Mitglied einer christlichen Familie, ohne Unterschied der Confession, sein.

Dr. Engel. — Lord Byron, eine Autobiographie nach Tage-

büchern und Briefen. Mit Einleitung und Erläuterungen von Dr. Eduard Engel. Preis brochirt 5 M., elegant gebunden mit Goldschnitt und Deckelpressung 7 M.

Wem wären die herrlichen Werke des großen Briten nicht bekannt, und wer hegte nicht den Wunsch, über dessen Leben, das von früheren Schriftstellern auf das Verschiedenste beurtheilt ist, Näheres auf **authentischen Quellen** Beruhendes zu erfahren. Das vorliegende Werk, von einem ausgezeichneten Kenner **Byrons** und der englischen Sprache geschrieben, giebt über den ganzen Lebensgang **Byrons** von der Wiege bis zum Grabe sichere Nachrichten, **zum größten Theil nach dessen eigenen Aufzeichnungen. Das Werk ist daher ein nothwendiger Ergänzungsband zu Byron's Werken, sei es welche Ausgabe es wolle,** und dürfte daher in keinem Bücherschranke fehlen. Die Widmung des Werkes hatte s. Zt. der jetzt verstorbene Premierminister Großbritanniens Benjamin Disraeli angenommen. Die Ausstattung ist eine dem Inhalt durchaus würdige und wird das Buch jeder Bibliothek zur Zierde gereichen.

Depping. — Die Körperkraft u. Geschicklichkeit des Menschen.

Historische Darstellung der Leibesübungen bei den alten und neueren Völkern von Guillaume Depping. Aus dem Französischen von Robert Springer. 2. Auflage. Preis brochirt M. 4,20, elegant gebunden M. 5,25 oder in 7 Lief. von je 3—4 Bogen à 60 Pf.

Das vorbezeichnete, in seiner Art einzig dastehende Werk führt, mit gründlicher Kenntniß der Materie ausgestattet, in fesselnder gemeinverständlicher Sprache alles Erstaunliche auf, was bei den verschiedensten Völkern seit der ältesten bis in die neueste Zeit an Kraft und Gewandtheit des Körpers, wie an Geschicklichkeit der Hand geleistet worden ist. Zahlreiche hübsch ausgestattete Illustrationen unterstützen den Leser. In heutiger Zeit, wo in Schulen, Vereinen, sowie in der Armee den Leibesübungen eine erhöhte Bedeutung beigemessen wird, ist das Erscheinen dieses praktischen Werkes sehr zu begrüßen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von J. C. C. Bruns in Minden (Westf.)

Dr. Weddigen. — Westfalen, das Land der roten Erde, in

der Dichtung, von Dr. F. H. Otto Weddigen. Preis brochirt 2 M., elegant gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Eine ausgewählte Sammlung aller derjenigen Lieder, welche der dichterische Genius über das Land der „roten Erde" hat ertönen lassen, und bürgt der Name des in weiteren Kreisen bekannten Verfassers dafür, daß etwas Gutes geboten wird. Levin Schücking, dem das Werk gewidmet ist, schreibt an den Verfasser: „Sassenberg, d. 20. 10. 81. Geehrter Herr Doctor! Ich erhielt Ihre gütige Sendung und freue mich sehr des herrlichen Büchleins, welches mir eine solche Ehre anthut — nehmen Sie meinen herzlichen Dank dafür."

Edouard Schuré. — Geschichte des deutschen Liedes, eingeleitet

von Adolf Stahr. — Preis brochirt 3 M., elegant gebunden mit Goldschnitt 4 M. 50 Pf.

Gerade wie ein Deutscher die beste Biographie Shakespeares geschrieben und so den eigenen Landsleuten des unsterblichen Dichters das richtige Verständniß für dessen Werke erschloß, haben wir die vorzüglichste Geschichte des deutschen Liedes einem Franzosen zu verdanken. Edouard Schuré hat es vortrefflich verstanden, in ungemein anziehender und fesselnder Sprache das deutsche Volkslied auf Grund langjähriger Forschungen von den Uranfängen zu beschreiben, und ist das Werk bei seinem ersten Erscheinen überall auf das Beifälligste aufgenommen. — Schuré's Geschichte des deutschen Liedes dürfte in seiner geschmackvollen Ausstattung ein passendes Weihnachts-Geschenk bilden.

v. Nolde. — Aus d. Jägerpraxis. Interessante Beobachtungen

auf der Jagd und aus dem Thierleben, nebst einer Anleitung den Wildstand zu erhalten und zu heben, wie auch einer Methode Hühnerhunde zu dressiren von Baron Ferdinand v. Nolde. — Das Werk ist sowohl brochirt, in 2 Theilen à 1 M. 75 Pf. wie auch elegant gebunden in einem Band à 4 M. zu haben.

Die Widmung dieses nach eigenen Beobachtungen und Erfahrungen geschriebenen Buches hat Se. Kaiserliche Hoheit der Großfürst Wladimir Alexandrowitsch angenommen, und dürfte dieses schon ein Beweis sein, daß der Verfasser etwas Gutes geliefert hat.

Unter der Presse:

P. Lanfrey's Geschichte Napoleons des Ersten. Aus dem

Französischen von C. v. Glümer. Eingeleitet von Adolf Stahr. Revidirt und zu Ende geführt von Dr. C. v. Kalckstein. 2. Auflage. 7 Bände.

Dieses Werk hat bei seinem Erscheinen begreiflicher Weise großes Aufsehen hervorgerufen, wie die vorliegenden Beurtheilungen fast sämmtlicher großen Blätter (z. B. National-Ztg., Vossische Ztg., Kölnische Ztg., Deutsche Allg. Ztg., Hamburger Nachrichten 2c. 2c.) genügend darthun. Leider ist dasselbe von Lanfrey in Folge seines inzwischen erfolgten Todes nur bis zum Jahre 1811 gediehen, doch ist es der Verlagshandlung geglückt, in dem Herrn Dr. phil. C. v. Kalckstein, einem wohlbekannten Historiker, einen Mann zu finden, welcher das hervorragende Werk im Sinne Lanfrey's mit Geschick zu Ende führt, wie auch ferner die bereits erschienenen (5) Bände einer sorgfältigen, auf den neueren Forschungen beruhenden Durchsicht und Bearbeitung unterwirft. Die erschienenen 5 Bände sind durch jede Buchhandlung zu beziehen, der Schluß des Werkes (Band 6 u. 7) ist bereits in Vorbereitung, und wird das Erscheinen derselben s. Z. durch die Presse angezeigt werden.

J. Michelet. — Die Welt der Vögel. Bevorwortet von

Hermann Masius. Mit Illustrationen von H. Giacomelli. 2. Auflage.

Es dürften die berühmten Namen Michelet, Masius und des Illustrators H. Giacomelli wohl genugsam für den Werth des Werkes sprechen.

Das Buch vom Sachsenherzog Wittekind. Von Sanitäts-

rath Dr. H. Hartmann und Dr. Otto Weddigen. Mit Illustrationen in Lichtdruck

Dieses Werk, Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog von Oldenburg gewidmet, stellt sich die Aufgabe, Alles Dasjenige zu sammeln was die Geschichte und Sage über den Sachsenherzog Wittekind meldet. Vorzügliche, in Lichtdruck reproducirte Illustrationen geben dem Werke außerdem einen hohen künstlerischen Werth. **Das Buch wird noch vor Weihnachten 1882 ausgegeben**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

eue Subscription in 30 Lieferungen à 1 Mark

auf

Die Bibel in Bildern

240 Darstellungen, erfunden und auf Holz gezeichnet

von

Julius Schnorr von Carolsfeld.

„Vielleicht besitzt ein Haus zur Vermehrung der Sonntagsfreude jenes herrliche Werk, das nsere Nation mit Stolz das Ihre nennen darf, die Bilderbibel von Schnorr. er in Dresden, wo dieser unvergeßliche Künstler gewohnt, gewirkt und seinen seligen Heimgang ge- lten hat, soll man es nicht versäumen, mit dem deutschen Sonntag den Namen eines Mannes zu verbinden, r, mit Recht zum Doctor der Theologie ernannt — wie Moses auf dem Sinai die Grundrisse und ilder zur Stiftshütte schaute, uns in seinen Zeichnungen die Schrift erschlossen und verdolmetscht hat. ag Gustav Doré mit französischer Romantik uns eine Bilderbibel geben, deren arstellung an Tausend und eine Nacht erinnert — bei Schnorr ist heiliges Land nd in solches soll das Haus am Sonntag seine Glieder führen."

(Dresdner Congreß für innere Mission.)

Die erste Lieferung erschien am 1. April, von da an zwei Lieferungen monatlich, jedoch kann jeder Abonnent die Entnahme derselben nach Wunsch regeln. — e Lieferung enthält 8 Blatt in Umschlag. — Titel und erklärender Text, sowie eine ppe zur Aufbewahrung werden mit der letzten Lieferung unentgeltlich gegeben. — Alle nigen, welche „Schnorr's Bilderbibel" noch nicht besitzen, mögen diese neue Bezugsart tzen. — Das Werk ist jedoch jederzeit complett zu 30 Mark, gebunden für 42 bez. Mark zu beziehen.

Für besondere Gelegenheiten, sowie für höhere Anforderungen wird die in nur 00 Exemplaren von den Holzstöcken i. J. 1879—1880 gedruckte

— Prachtausgabe —

desselben Werkes in vorzüglichster Ausstattung

In Leinenmappe 80 M. In Lederband mit Goldschnitt 105 M.

pfohlen.

Ferner:

Die Bibel oder: Die ganze heilige Schrift.

Nach der Uebersetzung Dr. Martin Luther's.

Mit 140 Bildern nach den großen Zeichnungen von

Schnorr von Carolsfeld.

nden in Leinen mit Goldschnitt 42 Mark. In Leder mit Goldschnitt 48 Mark. Desgl. mit zwei Bronzeschlössern 70 Mark ꝛc.

Die Corporation Berliner Buchhändler
wählte für die dem Prinzen Wilhelm zur Vermählung
gestiftete Bibliothek diese Bibel.

[475]

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München.

"Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränke, wesshalb ich es bestens empfehlen kann."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

"Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. December 1878."

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin.

"Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879."

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a M. Ausserordentliches Mitglied des Kais. deutschen Gesundheitsamtes.

"Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränke, unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein &c. 4. März 1879."

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

"Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

"Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879."

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

"Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser, das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden Einfluss auszeichnet. 5. April 1879."

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Neunter Jahrgang. Heft 2. November 1882.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Fred. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchh. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capstadt, J. H. Rose. Herrmann Michaelis. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, C. F. Niemeyer — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

November 1882.

Seite

I. Das Maler-Majorle. Novelle von **Gustav zu Putlitz.** I. . . 177

II. Indische Reisebriefe von **Ernst Haeckel.** VII. Die Kaffee-Districte des Hochlandes. — Nurellia. — Am Ende der Welt. — Der schwarze Fluß. — Heimwärts über Aegypten. 215

III. Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officiers. III. IV. 251

IV. Elba. Studie von **E. Reyer.** III. Aelteste Geschichte von Elba. — IV. West-Elba. — V. Marciana: Land und Leute 274

V. Die zweiundfünfzigste Versammlung der britischen Naturforscher. Von **E. du Bois-Reymond** 290

VI. Individualismus in den Vereinigten Staaten. Eine Stimme aus Amerika 308

VII. Politische Rundschau 315

Literarische Rundschau:

VIII. Neue Faust-Commentare. Von **Wilhelm Scherer** 321

IX. Der Walujew'sche Roman 325

X. Presber's „Rheinische Novellen" 328

XI. Literarische Notizen 331

XII. Bibliographie 335

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Das vorliegende Heft enthält sechs Extrabeilagen, welche der freundlichen Beachtung hiermit besonders empfohlen werden, und zwar:

von der **Besserschen Buchhandlung** (W. Hertz) in Berlin (Ariost's rasender Roland, übersetzt von Otto Gildemeister);

von Herrn **J. Engelhorn** in Stuttgart (Carl von Lützow, Die Kunstschätze Italiens);

von Herrn **Th. Grieben's Verlag** (L. Fernau) in Leipzig (Eberhard's synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 13. Aufl.);

von Herrn **J. U. Kern's Verlag** (Max Müller) in Breslau (Cohn, Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik);

von Herrn **A. G. Liebeskind** in Leipzig (Schildereien aus dem Alpenlande. 30 Lichtdruckbilder nach Gemälden von Carl und Ernst Heyn. Gedichte von Rudolf Baumbach. Randzeichnung von Johann Stauffacher);

Das Maler-Majorle.

Novelle

von

Gustav zu Putlitz.

In den ersten Frühlingstagen des Jahres 1867 war in dem Wirthshause eines kleinen tyroler Dörfchens ein eigenthümlicher Gast eingekehrt, ein Mann gegen fünfzig Jahre alt, aber doch schon mit stark ergrautem Haar, während ihn seine straffe militärische Haltung und die volle Rüstigkeit seiner Bewegung jünger erscheinen ließ, als diese andeuteten. Er schien mehr gedrückt, als mürrisch, denn ob er auch einsilbig war und dem Verkehr und Gespräch mit den andern Gästen des Hauses sichtlich aus dem Weg ging, so erwiderte er doch höflich jeden Gruß, so daß man seine Zurückhaltung nicht als Hochmuth auslegen konnte, wenn auch die andern Gäste, meist Bauern des Dorfes oder der benachbarten Gehöfte, und Geschäftsreisende, die der Richtweg über das Gebirge herführte, nicht eigentlich eine passende Gesellschaft für ihn schienen. Denn der Ort lag etwas höher und abseits der großen Reisestraße, in einem kleinen Seitenthal und wurde von den Touristen wenig berührt, immer aber nur von Fußreisenden oder jungen Malern, die mit der Studienmappe auszogen und dann einige Tage in der Einsamkeit dieser frischen Natur verträumten. Dazu war es aber noch zu früh, denn wenn auch in der Ebene und im Thal der Frühling schon mit Sonnenschein und erstem Blühen eingezogen war, so lag doch der Schnee noch hoch auf den Vorbergen und machte die Straßen dorthin fast unwegsam. Unser Reisender war auch zu Fuß gekommen, mit geringem Gepäck, das dem rüstigen tyroler Bergsteiger, den er als Führer in einem Ort an der großen Straße gedungen hatte, nicht eben viel Beschwerde machte. Auch diesem, der gewohnt war mit den Fremden, die er führte, zu plaudern, hatte er nur knappe Antwort und ausweichenden Bescheid gegeben, so daß, als sie im Wirthshause anlangten, der gute Seppi der neugierigen Wirthin keinerlei Auskunft hätte geben können, hätte er nicht, um den Protector zu spielen, dessen Empfehlung die Gastfreundin diesen Besuch danke, eine ganze Reihe von geheimnißvollen Andeutungen hingeworfen, die unzusammenhängend, da Seppi's Phantasie ihn im Stich ließ, mehr Neugierde weckten als befriedigten, mehr verbargen als errathen ließen. Nichtsdestoweniger

führten sie den ernst dreinschauenden, vornehmen Gast geheimnißvoll ein, um so mehr als die Wirthin sich den Zweck der Reise in dieser Jahreszeit, ja besonders des längeren Aufenthaltes am Orte, den der Fremde zwar nicht bestimmt aussprach, auf den er sich aber einzurichten schien, nicht zu erklären vermochte. Sie wußte also auch nicht, ob sie den Gast mit besonderem Entgegenkommen empfangen solle oder nicht; aber die alte Gewohnheit geschäftlicher Bedienstlichkeit siegte über das angeborene Mißtrauen der Gebirgsbewohner, die nicht einmal ihrem uralten Berg und dem Boden, auf den sie ihr Haus bauten, vertrauen können, und so schickte sie sich an, dem müden Gast ihre besten Fremdenzimmer so schnell und so gut als möglich herzurichten. Der nahm das als selbstverständlich an, war mit Allem einverstanden, und wenn er später einmal für diese oder jene Aenderung einen Wunsch hatte, so sprach er das kurz und bestimmt aus, schnell abstehend, wenn er nicht erfüllt werden konnte, und höflich dankend, wenn man ihm willfahrte.

So hatte er nun schon mehrere Wochen in dem einfachen, aber doch auf verwöhntere Gäste nothdürftig eingerichteten Gasthause zugebracht, und von der Abreise war keine Rede. Im Gegentheil, es deuteten allerlei kleine Vorkehrungen auf längeres Verweilen. Täglich regelte er seine Rechnung mit pünktlichster Genauigkeit, obgleich die Wirthin schon angefangen hatte, mit einem einzigen Kreidestrich an der Tafel, den sie einfach an die Zimmernummer schrieb und auswischte, Guthaben und Quittung für den Tag abzumachen und schließlich vorschlug, sie wollen nicht weiter rechnen und ein für allemal eine bescheidene Durchschnittssumme feststellen, das sei dann bequemer, und wirklich legte der Fremde täglich die Summe schweigend auf den Zahltisch und die Wirthin nickte nur, höchstens daß sie ein „Schon recht!“ hinzufügte. Was aber diesen schweigsamen Gast in ihr Haus geführt hatte, was ihn in demselben festhielt, darüber hatte sie noch nichts erfahren, und eine Frage darauf zu richten, davon hielt sie die düstere Unnahbarkeit des Mannes ab, der seine Zeit theils auf seinem Zimmer zubrachte, theils, trotz Wind und Wetter und verschneiten Wegen, stundenlange Spaziergänge in das Thal hinauf unternahm und nur Abends sich in dem großen Wirthszimmer einstellte, wo er, etwas abseits von den andern Gästen, frischen gedrungenen Bauerngestalten, sein einfaches Mahl und seinen Krug Bier verzehrte. Die Bauern hatten ihn erst neugierig und mißtrauisch angesehen und die Köpfe über den stummen Gast zusammengesteckt. Dieser schien das kaum zu bemerken, und als sie sich an seine Anwesenheit gewöhnt hatten, fing Einer nach dem Andern an, ihn zu begrüßen, was er leutselig erwiderte, indem er sich auch wohl in ein gleichgültiges Gespräch einließ. Allmälig setzten sich auch Einige an seinen Tisch, sprachen erst unter einander, richteten dann das Wort an ihn und so bildete sich ein gleichgültiges Gespräch. Schließlich kannte er die ganze Gesellschaft bei Namen und redete sie auch so an, sonst aber mehr zuhörend als selbst das Wort führend, womit jene ganz zufrieden waren; denn Jeder sprach lieber selbst und von sich, und dem Fremden konnten sie allerlei Erlebnisse und Ereignisse des Dorfes erzählen, für die sie unter sich keine Zuhörer mehr fanden. Er hörte ruhig, wenngleich zerstreut zu; sobald aber seine Pfeife mit dem braun angerauchten Meerschaumkopf und dem ungarischen Tabak

ausgeraucht war, stand er auf, grüßte stumm und ging auf sein Zimmer. Dann war er wieder das Gespräch der Zurückbleibenden, und Alle waren darüber einig, daß den Mann etwas drücke, wenn man nur erfahren könne, was es sei, und die unglaublichsten Vermuthungen wurden laut. Wollte aber einer ihm eine Schuld oder ein böses Gewissen anmerken, dann fuhr die Gamswirthin dazwischen und verbat sich die gottlosen Reden; denn sie hielt es gegen die Ehre ihres Hauses, Jemanden zu beherbergen, dem man Unrechtes zutrauen dürfe. Wen aber die Gamswirthin einmal in Schutz nahm, der war gut vertheidigt; sie hatte den Mund auf dem rechten Fleck und scheute sich auch nicht, bei Diesem oder Jenem auf Dinge anzuspielen, deren Erwähnung schnell wortkarg machte und einlenken ließ. Denn wer am boshaftesten raisonnirte, der hatte sicher am meisten auf dem Kerbholz, und die Wirthin hatte ein gutes Gedächtniß. Sie wußte Alles, denn sie hörte die Reden seit Jahren, wie sie jedes Glas Bier merkte, das die Kellnerin zapfte. Dafür saß sie auch hoch oben am Zahltisch, übersah ihr Reich, und weil sie nicht wieder plauderte oder zwischentrug, denn sie wollte es mit keinem ihrer Gäste verderben, nahm man in ihrer Gegenwart kein Blatt vor den Mund. Wenn sie übrigens hätte reden wollen, so würde sie auch über den geheimnißvollen Gast Aufklärungen haben geben können; denn sie wußte mehr über ihn, als sie ihn merken ließ. Aber die Bauern sollten sich nur immer die Köpfe zerbrechen; wenn die Neugierde sie in das Gasthaus lockte, waren die Tische besetzt, und wenn sie sich erhitzten im Hin und Wider der Vermuthungen, mußte ein neues Fäßchen angestochen werden, ehe man es sich versah. Der Gast hatte auch nicht einmal die Absicht, sich und seine Verhältnisse in Geheimniß zu hüllen; er hatte nur eine vergrollte Scheu, über dieselben zu reden, ein Bedürfniß nach Einsamkeit. Er versteckte sich sonst nicht vor der Welt, denn schon wenige Tage nach der Ankunft waren Briefe gekommen und abgegangen, oft durch die Hand der Wirthin, die ihr wenigstens den Namen verriethen und seinen früheren militärischen Stand und Rang. Er trug den Namen einer alten bayrischen Adelsfamilie und war bis vor Kurzem Major in der österreichischen Armee gewesen. Einmal hatte die Wirthin sogar gewagt, ihn „Herr Major" anzureden; aber da war er heftig geworden und hatte sich diese Titulatur ein- für allemal verbeten, und so hatte sie sich an das „Gnädiger Herr!" gewöhnt, was er sich mürrisch gefallen ließ, und was sie auch nur anwandte, wenn sie allein waren. Neugierig war sie aber doch, trotz ihrer Discretion, und keinen Weg ließ sie unversucht, dieselbe zu befriedigen. So hatte sie denn ein paar Stunden in der Stadt, wohin sie gefahren war, die Lücken ihrer Speisekammer zu ergänzen, dazu angewandt, über ihren Gast Erkundigungen einzuziehen, was durch Zufälligkeiten auch nicht ohne Erfolg geblieben war. Mehrere Officiere, die gleichfalls in der österreichischen Armee gedient hatten, kannten den Major dem Namen nach, wußten etwas von seinen Verhältnissen und versprachen, sich bei gemeinsamen Bekannten näher zu erkundigen. Diese Nachrichten hatte die schlaue Wirthin dann, bei einer späteren Fahrt, eingeholt und so ziemlich erfahren, was sie über ihren Gast zu wissen wünschte.

Sein Vater hatte eine hohe Staatsstellung bekleidet, der einzige Sohn war in großer Opulenz aufgewachsen und hatte als junger, stattlicher, über reiche

Zulage verfügender Officier ein flottes Leben in Wien geführt. Da starb der Vater, und da dieser sein ohnehin nicht bedeutendes Vermögen verbraucht hatte, um den Glanz seiner Stellung zu erhöhen, sah sich der Sohn, der sich eben mit einer unbemittelten Frau verheirathet hatte, in einer äußerst beschränkten Lage, ganz gegen die Verwöhnung seiner Kindheit und Jugend, was er noch schwerer empfand, da, neben einem großen Ehrgefühl, eine übertriebene Reizbarkeit und Empfindlichkeit in seinem Charakter lag. Reiche Verwandte wollten zusammentreten und ihm eine nicht unbedeutende Zulage aufbringen, aber das wies er heftig, wie eine Beleidigung zurück und verfeindete sich dadurch mit seiner ganzen Familie. Er ließ sich in ein billigeres Regiment in der Provinz versetzen, wo er sich von allem Verkehr zurückzog, freilich mit der Empfindung einer erlittenen Kränkung und geringeren Ansehens unter den Kameraden. Da starb auch seine Frau im ersten Wochenbett und ließ ihm eine Tochter, die er zu den mütterlichen Großeltern geben mußte, weil ihm der öftere Wechsel der Garnisonen nicht erlaubte, das Kind bei sich zu behalten. Die Trauer isolirte ihn immer mehr; denn obzwar das zumeist von ihm ausging, bildete er sich doch ein, daß die Kameraden sich von ihm zurückzögen und die Vorgesetzten ihn ungerecht zurücksetzten. Diese Ueberzeugung hatte sich so sehr bei ihm festgesetzt, daß sie ihm bei seiner angeborenen Empfindlichkeit mancherlei Händel und Ehrensachen eintrug, bei denen er sich freilich ebenso brav als ritterlich benahm, die ihm aber doch den Ruf der Unverträglichkeit machten. Man nannte ihn, freilich nur hinter seinem Rücken, das Pulverfaß, und diesem Renommé verdankte er es, daß man ihn gern zu kleinen Commando's detachirte, was er immer wie eine persönliche Kränkung auffaßte. So war er langsam zum Major avancirt und hatte in den letzten Jahren als solcher in einer kleinen elenden Grenzfestung im Venetianischen gestanden, wo es ihm, namentlich bei der immer wachsenden Feindseligkeit der Einwohner gegenüber der österreichischen Besatzung, fast an jedem Umgang gefehlt hatte. Er ertrug das scheinbar geduldig, als er aber, nach dem eben vollendeten letzten Kriege mit Italien und der Abtretung Venetiens die Festung räumen mußte, stieg seine Erbitterung so sehr, daß er um seinen Abschied aus der Armee einkam und sich lieber mit der bescheidenen Pension begnügte, als eine neue Zurücksetzung abzuwarten. Er ging in die Heimath zurück, konnte sich aber auch mit den Freunden seiner Kindheit nicht wieder zurecht finden; und da er in der großen opulenten Stadt mit Recht fürchten mußte, mit seinen Mitteln nicht auszureichen, hatte er sich eine billige Zurückgezogenheit in den tyroler Bergen gesucht, um den Groll gegen das Geschick in der Einsamkeit zu tragen. Er glaubte gefunden zu haben, was er suchte, und in der That gewährte es ihm eine selbstquälerische Genugthuung in der Stille des Gebirgsdorfes, in dem Niemand ihn kannte, für sich allein zu leben. Das war es, was die Wirthin ungefähr über seine Verhältnisse erfahren, oder sich doch aus den empfangenen Notizen und der eigenen Anschauung ergänzt hatte, denn ihre Beobachtungsgabe und der lange Verkehr mit den verschiedenartigsten Menschen hatten bei ihr eine schlaue Beurtheilung der Charaktere ausgebildet, die sie selten trog, und die sie auch bei ihrer Umgebung in Respect setzte. Sie hütete sich also auch wohl, dem „Pulverfaß" mit Fragen nahe zu kommen, und um das

auch bei ihren anderen Gästen zu verhindern, die nach dem dritten oder vierten Kruge leichtlich mit einer indiscreten Anspielung hätten herausfahren können, verschwieg sie Alles, was sie wußte.

Nun kam der Frühling allmälig auch in das Thal. Der Schnee schmolz an den Abhängen der Berge; die Wasser rieselten durch die grünenden Wiesen; die Bäche schwollen und rauschten ihre trüben Schneewasser durch das Steingeröll, das sie selbst auf der Höhe gelöst hatten und zum Thale fortrissen. Geschäftigkeit zeigte sich überall im Dorf und der Verkehr im Gasthause mehrte sich. Der Major schien das nicht zu beachten, nur daß er sich noch mehr als früher auf sein Zimmer zurückzog und mit fast menschenfeindlicher Scheu der Begegnung mit den durchreisenden Gästen auswich. Er gab es sogar auf, Abends wie sonst unter den Dorfbewohnern im Gastzimmer zu sitzen, so daß es diesen auffiel und sie nur noch mehr und Abenteuerlicheres hinter dem Fremden vermutheten. Der aber grübelte über sein Geschick und vergrollte sich mehr und mehr im einsamen Hinbrüten. Die gutmüthige Wirthin fing ernstlich an, sich um seine Gemüthsstimmung Sorge zu machen, und die Bauern zeigten auf die Stirn, als ob es da nicht richtig sei, wenn er durch das Dorf ging. Es ist so leicht, über Anderer Empfinden und Aeußerung desselben den Stab zu brechen, und der Rath: das Leben und die Sorgen, die es bringt, nicht zu schwer zu nehmen, ist schnell gegeben. Aber wir sind nun einmal das, was das Leben und seine Geschicke aus uns machte; und wie wir sind, so empfinden wir die Welt.

Um so überraschender war ein plötzlicher Umschwung in dem ganzen Wesen des Majors. Er hatte eines Morgens einen Brief durch den Postboten bekommen, der diesmal aber nicht durch die Hand der Wirthin ging, da er eine Geldsendung enthielt und deshalb direct abgegeben werden mußte. Aber gleich nach Empfang hatte das Schenkmädchen der Wirthin ganz erstaunt, fast bestürzt berichtet, mit dem „insichen Herrn" müsse etwas vorgegangen sein; er stürme mit gewaltigen Schritten durch sein Zimmer, von einer Ecke zur andern, fahre mit den Händen in der Luft umher, lache laut, aber nicht so sauertöpfisch wie sonst wohl, sondern wie ein lustiger anderer Mensch, ja er habe ein paar Mal sogar angefangen, einen frischen Schnaderhüpfel zu pfeifen, wenn ihm der auch nicht sonderlich von Statten gegangen sei. Sie habe er gar nicht bemerkt, wie sie verwundert in der Thür gestanden; aber, wenn es früher nicht ganz richtig mit ihm gewesen, jetzt sei er ganz toll geworden. Die Wirthin fuhr sie barsch an und verbot ihr den Mund. Sie hätte sich nichts darum zu kümmern, ob die Gäste in ihrem Zimmer betrübt oder lustig hantirten, das sei deren Sache, und sie hätte nur dafür zu sorgen, daß Alles sauber und ordentlich im Zimmer sei. Je weniger sie sähe und höre von den Fremden, desto besser für ein Zimmermädchen! „Freili könn's ihr ein's sein!" brummte die Resi und wollte die Treppe hinunter; aber die Wirthin rief sie zurück und fragte doch noch einmal, was denn eigentlich passirt sei und schüttelte den Kopf. „An sein Hinstieren war man schon gewöhnt!" murmelte sie vor sich hin, „aber wenn er anfangt zu lachen und zu pfeifen, muß man ja grad von vorn wieder mit ihm anfangen. Wer weiß auch, was das dumme Mäd'l gseh'n hat!"

Mit der Veränderung hatte es aber seine Richtigkeit, das sollte sie bald

selbst gewahr werden, denn der Major, der sonst nie vor Mittag sein Zimmer zu verlassen pflegte, kam festen Schrittes die Treppe herunter und hatte, statt der Pelzkappe sogar sein Militärkäppi aufgesetzt. Er strich sich den Bart, sah ganz vergnügt drein und legte zum ersten Male nicht seine tägliche Zeche auf den Tisch, sondern fragte, ob er nicht in ein paar Tagen das Nebenzimmer, das schöne Eckzimmer mit den Fenstern nach zwei Seiten dazu haben könne. Ueber den Preis würden sie schon einig werden. Die Wirthin fragte, ob er Besuch erwarte; das verneinte er lachend, gab aber den Auftrag, ihm ein Gefährt zu besorgen, denn er habe in der Stadt Einkäufe zu machen. Die Wirthin warf hin, ob das nicht ein oder zwei Tage Zeit hätte, dann führe sie selbst in die Stadt und würde sich's zur Ehre rechnen —. Aber er ließ sie gar nicht ausreden; seine Besorgungen hätten Eile, sagte er, und dabei fuhr er in großen Zügen mit der Hand durch die Luft, daß der guten Frau fast Angst um seinen Verstand wurde. So schickte sie den Knecht nach der Post, ein Gefährt zu bestellen, das dann auch, mit allen Zeichen der Ungeduld vom Major erwartet, in einer Stunde vor der Thür hielt. Er fuhr sofort ab und kehrte erst am späten Abend bei Sternenschein zurück. Die Stammgäste waren aber noch alle versammelt, denn die Kunde hatte sich bereits durch das ganze Dorf verbreitet, der stille Mann in der Gams sei plötzlich ganz lustig geworden, und die Weiber, die ihn sonst nur mit gesenktem Haupt die Straße hinab hatten schreiten sehen, ohne sie zu bemerken, waren höchlich erstaunt gewesen, daß er von seinem Wagen so freundlich nach links und rechts gegrüßt, als er dahinfuhr. Nun wollte sich Jeder selbst von der Wandelung überzeugen, und als er eintrat, wurde er laut und freudig von Allen begrüßt. Das schien ihn auch gar nicht besonders in Erstaunen zu setzen, denn er schüttelte Allen fröhlich die Hand, setzte sich mitten unter sie, erzählte, er habe eine prächtige Fahrt gehabt, erst in dem Frühlingssonnenschein thalabwärts, wo es bei jeder Wegwendung grüner und blühender geworden wäre, und dann zurück mit dem sinkenden Tag, vor sich das Abendroth, das alle Bergabhänge im glühenden Wiederschein vergoldet hätte, und nun die Sternennacht, die ihren Schimmer über alle die Schneegipfel der fernen Berge ausgegossen hätte. Den Bauern klang das freilich wie fremde Touristensprache; aber sie nickten doch mit dem Kopf dazu und stießen an mit ihren Krügen, was sie bis dahin nie gewagt. Dann ließ der Major vom Wagen packen, was er mitgebracht hatte, und Alle wollten helfen, halb aus Neugierde, halb um zu zeigen, wie sie sich freuten, daß er wieder da sei — dem Tyroler ist dem Fremden und Höherstehenden gegenüber eine gewisse aufdringliche Vertraulichkeit zur Natur geworden, wenn er auch mit schlauem Instinct schnell fühlt, wie weit er damit gehen kann. Heute Abend ließ der Major Alles geschehen, ja er litt es sogar, daß einige junge Burschen ihm aufgerollte Leinwand, Farbenkasten, Staffelei und sonstige Malergeräthe bis in sein Zimmer trugen, während Andere mit der Laterne folgten und leuchteten. Die Wirthin sah Allem mit Verwunderung zu. Das waren ihr ganz bekannte Gegenstände, denn schon oft waren Maler so angekommen; aber was sollte der Major damit? Schließlich kam sie auf den Gedanken, er erwarte einen Freund, der Maler sei, und diese Aussicht hätte den Mann so heiter gemacht. Sie warf sogar eine Frage hin, die darauf anspielte;

aber der Major erwiderte lachend, er erwarte Niemanden und brauche auch Keinen, um sich die Zeit zu vertreiben, dafür sei er sich selbst genug.

Am andern Morgen war er schon früh in voller Bewegung. Er kramte ein in das Eckzimmer mit dem schönen Licht, stellte die Staffelei auf und packte die Farben aus, prüfte die Pinsel und spitzte die Kohle. Dabei schaute er drein wie Einer, dem ein schwerer Alp von der Seele genommen sei, und das Zimmermädchen, das ihm das Frühstück hinaufgebracht hatte, kam mit der großen Neuigkeit herunter, der Herr sei noch vergnügter, als Tags zuvor, und allen Vorkehrungen nach hätte er die Absicht, mit Malen anzufangen, und das sei schrecklich, das kenne sie schon. Aufräumen dürfe man niemals und hernach sei Alles so voll Flecken, daß man das Zimmer in einem ganzen Jahr nicht wieder in Ordnung bringe. Das Mädchen hätte noch lange fortgeklagt, und wer weiß ob die Wirthin nicht eingestimmt, wäre der Major nicht herunter gekommen, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit zu so früher Stunde, um allerlei Aenderungen zu verlangen, auch ein paar Tische, die er noch gebrauche, und das Alles mit so befehlendem Ton, daß gar keine Widerrede möglich schien, und doch so freundlich, daß man ihm schon deshalb nichts hätte abschlagen können. Der Mann war ein Anderer geworden. Er ließ sich sein Frühstück, das er noch nicht angerührt, herunter holen, denn er hatte allerlei mit der Wirthin zu besprechen. Zunächst fragte er nach einem manierlichen, geschickten Burschen, der womöglich mit Hammer und Nagel umzugehen wisse, und den er sich zum Farbenreiber und Gehilfen anlernen wolle. Wenn er sich gut schicke, würde er ihn auch ganz als Diener annehmen, um ihn immer zur Hand zu haben. Die Wirthin meinte, das sei ein schweres Ding, zu solcherlei Handreichungen seien die Tölpel im Ort nicht zu gebrauchen und an zu freies Leben gewöhnt, um zu gehorchen, wie es einem Diener zieme. Wenn es gälte, einem Gamsbock nachzuspüren oder sonst mit dem Stutzen umzugehen, seien sie schon geschickter. Die Resi sah sie von der Seite an und warf hin, freilich sehr zaghaft: „Etwa der Xaver?" Aber da fuhr die Wirthin auf. „Den bösen Buben, den lasse ich mir nicht in's Haus kommen, der bringt Unglück!" Die Resi nahm auch ihren Vorschlag gleich zurück, es sei ihr nur so über die Lippen gesprungen; als sie aber weiter deliberirten, daß dieser wohl gepaßt hätte, wenn er nur nicht seit drei Jahren fortgezogen wäre, und Jener bräche Alles zusammen, was er nur angriffe, Kohlenbrenners Hansel aber hätt' schon einen Dienst und der Bauer gäbe ihn nimmer frei, die Andern müßten aber mit den Herden auf die Alm, fuhr der Major ungeduldig dazwischen: „Nun, was ist's denn mit dem Xaver?" „Der Richtigste könnt' er schon sein," sagte die Wirthin, „für das, was Euer Gnaden suchen, wenn er nur nicht gar so widerwärtig wäre. Ein armer Tropf ist's freilich, und hätte er seine Eltern behalten, wär' er vielleicht nicht so zuwider aufgewachsen. Sein Vater seliger verunglückte beim Holzfällen, der Bub war erst drei Jahre alt, und die Mutter, bei der er nicht recht gut thun wollte, brachte ihn auch nur in's neunte Jahr und starb. Seitdem mußte die Gemeinde für ihn sorgen, und das war eine rechte Last. Er ging die Reihe herum, schlief im Stall, wurde verköstigt mit dem, was übrig blieb, und mußte schaffen, was kein Anderer wollte. Schläge hat er auch mehr bekommen, als gute Worte, und

da er von Natur boshaft ist, machte ihn das nur noch störrischer und widerhaariger. Er ließ dann seinen Zorn am unschuldigen Vieh aus. Aber geschafft hat er manchmal über seine Jahre und wenn im wüstesten Wetter eine schwere Last über das Gebirge zu schleppen war, wurde sie ihm aufgepackt. Es wäre manchmal zum Erbarmen gewesen, hätte er es besser verdient. Alles was im Hause vorkam, was kein Anderer zu Weg brachte, mußte der kleine Kerl schaffen, und wenn er's nicht richtete, hagelte es Hieb'. Das hat ihn denn findig und geschickt gemacht, und ihn gelehrt, sich mit Allem zu helfen. Wo aber auch ein Schabernack geschehen war im Dorf, ein Kind mit blutigem Kopf heim kam, oder ein Schloß verbrochen war, oder eine Stallthür heimlich aufgerissen, daß das Vieh ausbrach und sich verlief, da war's der Xaver gewesen und ihn traf die Straf', er mocht' leugnen oder nicht. So, das ist der Xaver; gelehrig ist er, aber zu thun will Kein's mit ihm haben."

„Schafft mir den Xaver!" rief der Major, „das ist mein Mann. Ich will's mit ihm wagen."

Die Wirthin remonstrirte und hatte noch eine ganze Reihe von Xaver's Schandthaten zu berichten; Resi schlug die Hände über den Kopf zusammen, aber der Major ließ sich nicht abschrecken. Er hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, den bösen Xaver zu bändigen. Was war zu thun? Es mußte nach ihm geschickt werden. Die Resi übernahm ungern den Auftrag, den Jungen zu holen, aber sie entschloß sich endlich doch, und eine halbe Stunde später kam sie mit ihm an. Die Resi war eine robuste Person, so in den Dreißigen, und konnte Lasten bewältigen wie ein Mann; aber sie hatte Mühe, den Buben, der fast um eine Kopfhöhe kleiner war als sie, in das Zimmer zu zerren. Mit Schelten und Vorwürfen führte sie ihn ein. Der faule Tagedieb wolle nichts verdienen und poche darauf, die Gemeind' müsse ihn erhalten. Es sei eine Sünd' und eine Schand'. Der Bursch, fast zu gedrungen und kräftig ausgewachsen für seine sechzehn Jahre, machte einen wenig empfehlenden Eindruck, nicht mehr als Knabe und noch nicht als Erwachsener. Dazu war ihm die alte, abgetragene Joppe viel zu weit und schlotterte um die sonst breitkräftige Gestalt, die dadurch etwas Unproportionirtes erhielt und den Anschein gab, als stecke der übrigens fein gebildete Kopf zu tief in den Schultern. Das Gesicht war intelligent, der Blick scheu, aber schlau, das krause dunkle Haar hing verwildert in den Nacken und ließ das Gesicht nur noch kleiner erscheinen. „Da sehen's, Euer Gnaden, wie der Schlingel wieder ausschaut!" rief die Wirthin. „Und wie er seine Kleider hält, nur weil er sie verachtet. Ihm ist's nicht gut genug, die abgelegten Röck' ehrlicher Leut' zu tragen, und selber kann er sich doch keine verdienen." Der Bursche warf den Kopf zurück und lachte höhnisch.

„Nun, was gibt's zu schaffen?" fragte er. „Da muß große Noth sein, wann Ihr mich holt, oder böse Arbeit, für die nur der Xaver nicht zu schlecht ist."

Der Major hatte den jungen Menschen schweigend betrachtet, mit einer Empfindung halb von Mitleid, halb von Verständniß. Da war wieder Einer, dem die Nebenmenschen Unrecht gethan hatten, der sie verachtete und der sie lieber haßte, anstatt über sie zu klagen oder sich vor ihnen zu beugen. Er war

stolz auf seinen Haß und freilich hatte er sonst nichts weiter, worauf er stolz sein konnte.

Die Wirthin zuckte die Achseln. „Und da sehen's, Euer Gnaden. Den wüsten Tolpatsch werden's nicht gebrauchen können. Wenn Du nichts verdienen willst, Xaver, ich will Dich nicht zwingen, und so magst wieder Dein' Weg' gehn!"

„Das war der Müh' werth nach mir z'schicken!" sagte Xaver und wandte sich zur Thür.

„Xaver!" rief der Major, „ich hätte noch ein Wort mit Dir, aber allein. Willst Du mit mir auf mein Zimmer kommen?"

Der Bursch wandte sich und sah den Fremden mißtrauisch an. Mißtrauen gegen alle Welt hatte ihn das Geschick seiner Kindheit gelehrt, und Freundliches hatte er noch von keinem Menschen erfahren. „Sag's der Herr, was er von mir will!" rief er und sah ihm scharf in's Gesicht.

„Nicht hier!" erwiderte der Major fest. „Anhören zwingt Dich zu nichts." Dabei stand er auf und schritt, ohne sich umzusehen voraus, zum Zimmer hinaus. Xaver drehte den Hut in der Hand und zauderte. Es war etwas in Blick und Ton des Mannes gewesen, was er noch nicht kannte; was sein Mißtrauen zwar nicht hob, aber seine Eitelkeit weckte. Er war sich seiner Geschicklichkeit wohl bewußt und es reizte ihn, dem Fremden zu zeigen, daß er der Nichtsnutz nicht sei, als welchen die Wirthin ihn bezeichnet hatte. Das ganze Dorf haßte er und es war ihm fast eine Genugthuung, daß das schlecht von ihm dachte und ihn fürchtete; denn das war die einzige Abwehr, die ihm blieb gegen üble Begegnung. Gegen den Mann hatte er keinen Grund zum Haß, und der schien ihn auch nicht zu fürchten. „Behüt' Di Gott, Gamswirthin," rief er. „Numero 2?" — Er zeigte mit dem Finger die Treppe hinauf, und als sie mürrisch mit dem Kopf nickte, war er zur Thür hinaus.

Der Major hatte wirklich den Kopf nicht gewandt, aber er war noch nicht die Treppe hinauf, als er Schritte hinter sich hörte, und hatte kaum die Thür seines Zimmers geschlossen, als an dieselbe gepocht wurde. Auf sein kurzes „Herein" trat der Xaver in's Zimmer, blieb aber halb trotzig, halb verlegen an der Schwelle stehen.

„Bist Du doch gekommen?" fragte der Major.

„Was soll's geben?" erwiderte der Bursch.

„Hör' mir zu," fing Jener an. „Ich wollte Dir einen Vorschlag machen, doch ist er mir schon halb wieder leid geworden. Schau her: da gibt's allerlei zu thun, was zwar nicht schwer ist, aber wozu doch Geschick und Pünktlichkeit gehört. Da muß ein Rahmen von Holz zusammengefügt werden, dann ist Leinwand drüber zu spannen, Farben sind zu sortiren, Pinsel zu putzen. Das vorerst. Ferner ist das Zimmer in Ordnung zu halten, denn wenn ich erst angefangen habe mit der Arbeit, lasse ich nicht gern die Frauenzimmer hier hantiren, weil sie zu neugierig sind und zuviel schwätzen. Dann muß ich einen gewandten Burschen haben, der mir die Geräthschaften nachträgt, wenn ich ausziehe und Skizzen mache, das heißt zeichne, und schließlich wird auch sonst allerlei zu thun sein. Weißt Du einen Burschen hier im Dorf, der das übernehmen könnte und auch gern übernehmen möchte? Denn einen Widerwilligen mag ich nicht."

„Ich wüßt' schon einen!" erwiderte Xaver. „Zu Stand brächt' er das schon Alles und hat sich auch dergleichen bereits versucht. Vor zwei Jahren waren ein paar Maler hier aus der Stadt, so aus dem Bayrischen, und bei denen hat er das auch schon durchgemacht. Ei, weshalb denn nicht, es ist ja keine Hexerei."

„Und der, den Du meinst," fragte der Major wieder, „würde es thun, fleißig, treu und ehrlich? Denn ich ließe ihn auf sein ehrlich Gesicht mit meinem Kram schalten."

Dem Jungen flammte es dunkelroth auf im Gesicht und sein Auge blitzte: „Ja!" sagte er und trat einen Schritt näher. „Ja!" wiederholte er mit festem Ton.

„Und hast erst gethan, als wolltest Du nicht?" warf der Major hin.

„Hab' auch erst meine Bedingungen," sagte Xaver und sah dabei verlegen vor sich hin. „Hier im Dorf sagen die Leut ich sei bös, und die Gamswirthin, die immer noch nicht die Schlimmste, wird mir bei dem Herrn auch nicht den besten Leumund gemacht haben, das habe ich gleich gesehen, als der Herr mich unten anschaute. Wer mich aber für bös hält, gegen den bin ich's auch. Nun müssen Euer Gnaden 'mal drüber nachdenken, ob Sie einen bösen Buben in Dienst nehmen wollen, oder ob's so arg nicht sein wird."

Der Major lachte auf. „Ich sage Dir ja, daß ich Dich nehme auf Treu und Glauben, denn ich meine, Du wirst nicht boshafter gegen die Leute sein, als sie's gegen Dich sind."

„So weit also wär's recht!" fuhr Xaver fort, „aber zweierlei hätte ich noch, und wenn mir das der Herr zusagen will, kann er alles Andere allein bestimmen. Einen neuen Anzug muß er mir machen lassen, funkelnagelneu, von Kopf zu Fuß, complet. O Jessus, Maria, Joseph, wie hab' ich mir den gewünscht seit Jahren, ein einzigmal nicht die Lumpen tragen, die einem Andern zu schlecht geworden. Das Geringste ist mir recht, aber neu muß es sein und für mich. Dann wird mir sein, als hätte ich eine neue Haut angezogen, und die abgeworfen, die mich bös macht." Er jauchzte frisch auf und über die gedrückten Züge flog ein Schein wie von behaglichem Glück. Dann faßte er sich wieder und setzte hinzu: „Ich mein' nur, wenn ich's hätt!"

„Du sollst's haben," sagte der Major.

„Wirklich?" rief Xaver. „Ha, das macht mich ganz wirblich vor Glück, und darüber, mein' ich, hab' ich ganz vergessen, was ich noch wollt, und's war doch die Hauptsach. Aergern wird's die Leut' im Dorf, wenn sie mich sehen, das können Euer Gnaden schon glauben. Und wenn Andere sich ärgern, das ist grad so schön, als wenn man selbst eine Freud' hat. Ja, was wollt' ich nur?"

„Besinn Dich!" sagte der Major, „und schnell. Du triffst mich nicht alle Stunde so willfährig."

„Ich weiß schon wieder!" rief Xaver. „Euer Gnaden sollen mich ganz in Dienst nehmen, nur für Kost und Kleidung, damit ich nicht mehr brauch für die auch nur soviel zu thun. Ich scheu mich nicht zu schaffen, aber ich will's nicht mehr hören: „Das muß der Xaver thun, wir haben ihn aufgezogen, wir haben ihn gekleidet, wir haben ihn beköstigt, das ist er uns schuldig." Ich würd' vielleicht Diesem oder Jenem dankbar sein, aber ich will mir's nicht immer vor-

rücken lassen. Also, wenn der Herr mich gebrauchen kann, muß er mich ganz nehmen, sonst bleibt's beim Alten, bis ich einmal davon laufe, so weit die Beine mich tragen. Der Herr kann's ja überlegen." Er hatte den Fremden dabei scharf in's Auge gefaßt, um aus dem Eindruck seiner Worte zu schließen, ob er gewillt sei, auf den Vorschlag einzugehen; ob er wagen dürfe, auf seinen Bedingungen zu bestehen, ohne Alles auf's Spiel zu setzen. Er hatte doch die Empfindung, an einem Wendepunkte seines Geschickes zu stehen.

Der Major stellte sich vor den Burschen hin und musterte ihn lächelnd. Ihm gefiel der Junge, der so deutlich wußte, was er wolle. Er that ihm leid und fühlte doch, daß es gewagt sei, was er übernehmen würde; und wieder reizte es ihn, das Geschick eines Menschen zu werden, der ihm, wider Willen, Vertrauen einflößte. Zwei Tage vorher würde er ihm die Thür gewiesen haben, aber seit gestern war ihm selbst eine Wendung des Schicksals gekommen, die ihm ein Stück Menschenvertrauen wiedergegeben hatte, die ihn hob und seinem Leben neuen Reiz lieh. Er trug den Kopf wieder aufrecht und vertraute auf eigene Kraft, und wer sich selbst vertraut, hat auch den Muth, Andern zu helfen. Er legte dem Burschen die Hand auf die Schulter, sah ihm fest in's Auge und sagte: „Gut, mein Junge, ich will es mit Dir wagen. Uebermorgen fahre ich wieder in die Stadt, Du sollst mich begleiten, und da kleide ich Dich ein. Dann geht Dein Dienst an, denn obgleich ich nicht recht weiß, was ich mit einem Diener anfangen soll, sehe ich doch ein, daß, wenn ich Dich dazu mache, ich Dich nicht in Lumpen gebrauchen kann."

So hatte unser Freund, der vor wenig Tagen noch überlegte, wie weit die schmale Baarschaft seiner Börse reichen könnte, einen Diener angenommen, den er kleiden und beköstigen wollte, und so kam das verachtete Ziehkind des Dorfes in den Dienst.

Die Frau Wirthin schüttelte freilich den Kopf und brummte, als der Major ihr eröffnete, der Xaver ziehe zu seiner Bedienung in den Gasthof, und würde auf seine Rechnung beköstigt. Ihre Leute hätten die Gäste noch immer ausreichend bedient, meinte sie, und keine gerechte Klage sei jemals laut geworden, seit sie das Haus führe, das hätte sie sich auch ausbitten wollen. Wenn's nicht gereicht hätte für den Herrn Major mit der Aufwartung, müsse sie sich's gefallen lassen; aber warnen wolle sie den gnädigen Herrn, denn der böse Xaver hätte noch allerwegs Unglück gebracht und an ihren Tisch ließe sie sich den Bettelbuben nicht niedersitzen, er könne sich sein Essen in sein Kämmerchen holen oder auf der Bank vor dem Hause verzehren.

Mit dem Kreidestrich auf der Tafel, der täglich gelöscht wurde, hatte es aber von nun an sein Ende. Der Gast legte nicht mehr jeden Morgen den Betrag seiner Zeche auf den Zahltisch und die Wirthin führte eine ganz andere Rechnung als früher in ihrem Buch. Im Dorf erregte die Neuigkeit nicht weniger Aufsehen und der Haß gegen den armen Xaver, geschürt von Neid, machte sich in bösen Reden Luft, die dem Jungen nachgerufen wurden. Als aber die Stammgäste auch beim Bier, in Gegenwart des Majors, ihre Stichelreden versuchten, theils gradezu, theils unter sich, mit bissigen Anspielungen, fuhr dieser zornig auf und erklärte, er verbitte sich solche Angriffe; wer in seinem

Dienst stehe, stünde auch in seinem Schutz; dem Burschen sei übel genug mitgespielt worden, und das habe nun ein Ende. Er gab seinen Worten so nachdrücklichen Ton, daß vor ihm die Verleumdung schwieg, der Haß gegen den Xaver aber nur noch bitterer wurde, und als dieser nun gar im schmuckſten Tyroleranzug, der ihm so knapp saß, daß aus dem hochschultrigen, gedrungenen Buben plötzlich ein kräftiger Jüngling geworden war, auf dessen regelrecht geschorenem Lockenhaar der neue Hut mit dem Spielhahn sein frisch grünes Band und die Goldschnur prangen ließ, hatte die Wuth keine Grenze, wenn sich auch hier und da, aber daß es ja Niemand merke, ein hübsches Tyrolerkind noch einmal verstohlen umwandte, wenn er das Dorf entlang ging, und keck that, als merke er nichts von dem Haß und der Nachrede. In dem Eckzimmer des Majors wurde aber frisch und fröhlich gearbeitet, und Xaver zeigte bald seine Brauchbarkeit, so findig war er und so schnell hatte er Alles bei der Hand, wessen sein Herr bedurfte, ja er hatte schon Vieles vorbereitet, ehe dieser es verlangte. Auf verschiedenen Staffeleien waren große gewaltige Bilder angefangen und mit muthigem und breitem Pinselstrich malte der Künstler darauf los, Xaver aber stand bewundernd davor, und ließ sich erklären, was dies vorstelle und was man sich bei jenem zu denken habe. Je gewaltiger die Umrisse waren, desto besser gefiel es ihm, und je bunter es herging auf der Leinwand, desto fröhlicher jubelte er auf, und bunt genug ging es her, denn der alte Soldat hatte sich lauter Schlachtenbilder zum Vorwurf gewählt, und zwar aus dem Tyroler Kriege (1809), Episoden aus den Kämpfen am Berge Isel, auf dem sterzinger Moose, oder in den tyroler Pässen, wo dann die Vaterlandsvertheidiger an den schroffen Felsabhängen lehnten, Pulverdampf die Schluchten füllte, Verwundete niederstürzten von der Höhe und im wirren Durcheinander der Gestalten und der Landschaft Alles drüber und drunter ging. Das war Xavers Lust. Er kam in eine Aufregung, als ob er das Alles mit erlebe; wollte immer mehr Kämpfer, wo der Raum nur gestattete, einen anzubringen; gerieth in helle Wuth gegen Franzosen und Bayern. „Wenn ich da hätte dabei sein können! Auf den Kerl hätt' ich gezielt! Der muß mir auch noch herunter!" rief er ein Mal über das andere, und der Maler hatte seine Noth, seine Krieger gegen den muthigen Ingrimm seines Dieners zu schützen. Bald war diesem auch seine untergeordnete Aufgabe des Handreichens nicht mehr genug, er wollte selbst mitmalen und mit Mühe war er nur dadurch abzuhalten, daß ihm eine eigene Leinwand aufgespannt wurde, auf der er dann nach Herzenslust darauf los pinseln konnte. Dabei ging es freilich nicht ohne Streit ab, denn bei aller unbegrenzten Bewunderung seines Herrn, dem er in fast abgöttischer Unterwürfigkeit anhing, ließ er sich bei seiner Pinselei nur schwer und widerwillig unterweisen und nicht selten erlaubte er sich selbst bei der Arbeit seines Meisters eine Kritik, die dieser heftig zurückwies. Dabei aber, und besonders auf den kleinen Fußreisen, die die landschaftlichen Studien bedingten, entwickelte sich allmälig eine gewisse Intimität zwischen Herrn und Diener, die, wenn dieser auch für jenen durch's Feuer gegangen wäre und blind gehorchte, ihm doch manch freies Wort und manche offene Frage gestattete. Wenn der Major nun auch über sein Leben und seine Person der Vertraulichkeit eine schroffe Grenze zog, so war er desto ausgibiger, wenn es sich um seine Kunst

handelte. Wir wollen knapp zusammenfassen, was Xaver so im Laufe mehrerer Monate des Zusammenlebens erfuhr.

Der Major hatte in der italienischen Festung fast ohne geselligen Verkehr einsam und zurückgezogen gelebt. Sein einziger Umgang war ein Landsmann, ein armer Maler, den eigenthümliches Schicksal in dem kleinen, abseits alles Verkehrs, gelegenen Ort geführt hatte, wo er sich kümmerlich durchbrachte, theils durch photographische Arbeiten, freilich mit ziemlich veraltetem Apparat, besonders aber durch das beständige Copiren einiger architektonischen Ansichten von Venedig und Mailand, oder von Landschaften nach Skizzen, die er vor Jahren an den oberitalischen Seen entworfen hatte. Die Sachen wurden ihm dann zu Spottpreisen von Kunsthändlern in den Hauptstädten abgenommen, und, da sie nicht ohne allen künstlerischen Werth waren, für das Zehnfache an Touristen verkauft. Der Mann aber, unermüdlich wie ein Handwerker, saß seine bestimmten Stunden täglich vor der Staffelei und legte den Pinsel nieder, wenn die Thurmuhr zum Schlag der Feierstunde ausholte. Er wußte genau, wieviel er im Tage verdient hatte, und hatte sicher berechnet, daß das zu seinem bescheidenen Haushalt reichte. Dann ging er in's einzige Wirthshaus des Ortes, wo er regelmäßig den Landsmann vorfand, und ein paar Stunden mit ihm verplauderte. Zuweilen kam dieser aber auch zu ihm in's Atelier und sah seiner Arbeit zu. Er war gar nicht zufrieden mit der ewigen Wiederholung von höchstens 6—8 Bildern und nannte das handwerksmäßig und eines Künstlers unwürdig; der Maler aber, der sehr genau und aus mehrfacher früherer Erfahrung wußte, daß er nur damit sich eine gesicherte Einnahme schaffen könne, dabei nicht ohne Selbstgefühl auf seine Künstlerschaft war, ließ das nicht gelten und hielt die Behauptung fest, die Reproduction stünde der Production in keiner Weise nach, es käme nur darauf an, wie sie ausgeführt wäre. Der Major dagegen meinte, solch Schaffen brauche gar kein Talent, nur Uebung; und das elendeste Original sei mehr werth, als die beste Copie. Ueber diese Controverse hatten die Beiden nun schon mehrere Jahre hindurch, täglich einige Stunden, und nicht ohne Leidenschaftlichkeit gestritten und waren nicht um ein Haar breit in der Verständigung weiter gekommen. Schließlich schlug der Maler vor, wenn seine Kunst so gering wäre, daß Jeder sie sich durch Uebung aneignen könne, möge doch der Herr Major den Versuch wagen, und einmal zeigen, was er mit Pinsel und Farben auf der Leinwand zu Wege brächte. So wurde der Principienstreit vor das Schiedsgericht des Empirischen gebracht. Der Major, der sich nach und nach einige kleine Kunstgriffe des Malers abgesehen hatte, ohne dieselben auszuüben, ging denn auch mit großer Zuversicht an's Werk und pinselte und strich ein Landschaftsbild seiner Phantasie zusammen, das so grasgrün als möglich im Vordergrund, bläuliche Bergcontouren in der Ferne und blau und weiß schimmernden See dazwischen zeigte. Er war gar nicht unzufrieden mit seinem ersten Versuch, der Maler aber bemühte sich, ihn auf alle Weise lächerlich zu machen, und gab so in seiner vernichtenden Kritik, wider seinen Willen, die gründlichste, wenn auch härteste Unterweisung. Noch behandelte der Major das wie einen Scherz, fing aber doch ein neues Bild an und gewann nach und nach an den Pinseleien einen Zeitvertreib, der ihm längst gefehlt hatte. Der Maler freilich blieb bei

seinem Ironisiren und oft kam es zu heftigen Scenen, die aber immer zum Guten ausgingen, und die beiden Freunde, selbst wenn sie Tags vorher in vollem Zerwürfniß geschieden waren, kamen am nächsten Morgen wieder im Atelier zusammen und fingen mit einem neuen Bilde ein neues Verhältniß an. Da kam der Krieg, rief den Major ab und endete seine Malstudien, die eigentlich auch aus beständigem Kampf hervorgegangen und aus Eigensinn fortgeführt waren. So aber hatte er malen gelernt, und das ungefähr hatte er Xaver von seinen Anfängen als Künstler erzählt. Wir wollen nun kurz ergänzen, wie der Major zu dem Entschluß kam, sich so eifrig wieder der Kunst zuzuwenden: Als er seinen Abschied aus der Armee genommen hatte, kehrte er zunächst in seine Vaterstadt zurück, eigentlich in der Absicht, sich um irgend eine Stellung zu bewerben, denn seine schmale Pension reichte nicht weit und er sehnte sich danach, seine eben erwachsene Tochter von den Großeltern wieder zu sich zu nehmen. Aber alle seine Bemühungen schlugen fehl, und da seine Verwandten sich, wie schon mitgetheilt, mit ihm überworfen hatten, blieb ihm eigentlich nur ein Freund, fast ein Pflegebruder. Der Vater des Majors hatte den Sohn eines seiner Beamten, den er sehr geschätzt hatte und dem er manchen Dank schuldete, nach dessen frühen Tode in sein Haus genommen, um ihn mit seinem gleichaltrigen einzigen Sprößling zusammen zu erziehen. Die beiden Knaben schickten sich vortrefflich mit einander, obgleich sie in Bezug auf Charakter und Anlagen durchaus verschieden waren. Der Sohn des Hauses träumte, kaum erwachsen, schon von dem scheinbar freien, flotten Officiersleben, war schwer an das Lernen zu bringen, nahm den Glanz und die Verwöhnung der Stellung seines Vaters als selbstverständlich hin, und baute darauf, daß sie ihm überall die Thüren öffnen würde. Sein Pflegebruder machte sich früh klar, daß, wenn er auch ganz wie ein eigenes Kind im Hause gehalten wurde, er doch einmal im Leben auf sein eigenes Wissen und Können angewiesen sein würde. So geschah es, daß, als der um ein Jahr jüngere Hausssohn in die Armee trat, der Pflegesohn bereits die Universität bezog und daß sein Pflegevater und Wohlthäter es gerade noch erlebte, daß Ersterer durch nicht unbedeutende Schulden den größten Theil seines väterlichen Erbtheils verbraucht hatte, als dieser in's Beamtengehalt einrückte und durch die Verheirathung mit einem reichen Mädchen, die der Minister vermittelte, sogar in eine glänzende äußere Lage kam. Nun hatte er durch seine Tüchtigkeit eine schnelle Carrière gemacht und durch seine solide Umsicht das Vermögen der Frau so vortrefflich verwaltet, daß er für sehr reich gelten konnte, und das gesuchteste Haus der Residenz ausmachte. Zu diesem Pflegebruder kam unser Major und wurde mit offenen Armen und Herzen empfangen, denn auch die Frau wußte, was ihr Mann dem Vater des Majors verdankte, und sie selbst, dadurch daß er ihre sehr glückliche, wenn auch leider kinderlose, Ehe vermittelt. Der Präsident, zu dieser Stellung hatte sich der Pflegebruder des Majors emporgearbeitet, begrüßte diesen in seinem Hause, als sei es seine selbstverständliche Heimath, und er nicht Gast, sondern Angehöriger der Familie, in der beide Gatten sich bestrebten, es dem Freunde so behaglich als möglich zu machen. Das aber gelang ihnen nicht. Gerade der Luxus des Hauses, an dem sich die Präsidentin freute, und die gastfreie Opulenz, auf die der Präsident

Werth legte, drückten ihn, und beschämt machte er immer wieder den Vergleich seiner Lage, seiner Stellung und Verhältnisse mit denen des Pflegebruders, ohne Neid zwar, aber doch mit dem drückenden Gefühl, daß er sein halbes Leben verloren hätte, und diese Empfindung steigerte sich so sehr, daß er sich vor Niemand zeigen wollte, namentlich früheren Jugendfreunden aus dem Wege ging, und daß ihm der Aufenthalt, die Gastfreundschaft im Hause des Pflegebruders zur unerträglichen Pein wurde. Dieser merkte das zuerst gar nicht, denn wenn auch von scharfem Verstande, war sein Gemüth doch nicht zum Nachfühlen solcher Empfindungen fähig, und er versuchte immer wieder, den Gast, dessen Verstimmung er ja begreifen konnte, durch die Dinge aus seinem Trübsinn herauszureißen, die ihm seinen Reichthum erwünscht machten. Er gab ihm Diners im kleinen oder großen Kreise, stellte ihm ein Reitpferd, eine elegante Equipage zur Verfügung, suchte sein Interesse zu erregen an den kleinen Kunstschätzen, die den Salon schmückten und die er mit feinem Geschmack und Verständniß auf Reisen gesammelt hatte. Alles vergebens. Die Frau Präsidentin, eine kränkliche, sensitive Natur, die den Pflegebruder ihres Mannes erst kennen lernte, verstand ihn schneller, und sah ein, daß es mit ihm auf die Länge in ihrem Hause nicht gehen würde; eine Geldunterstützung durfte man ihm nicht anbieten, das wußte sie aus der Erfahrung, die die Verwandten gemacht hatten, und so lag sie ihren Mann an, ihm irgend eine Stellung zu suchen. Das war aber nicht so leicht, denn wozu war er noch tauglich, und sein Hang zum einsiedlerischen Hinbrüten wuchs täglich. Schon zeigte er sich nicht mehr bei Tisch oder im Salon, wenn noch irgend ein Fremder da war, und hatte auch schon mehrere Mal die feste Absicht ausgesprochen, sich an irgend einen billigen Ort zurückzuziehen, wo Niemand ihn kenne. Der Präsident hielt ihm dann vor, daß er noch nicht alt genug sei, um die Hände in den Schoß zu legen, und daß ihm Unthätigkeit unmöglich auf die Länge befriedigen könne. Das nahm der Major empfindlich auf, und erwiderte gereizt, fast heftig, zum Tagedieb sei er freilich noch zu jung, aber so untüchtig auch nicht, daß er nicht irgend eine Beschäftigung finden werde. Es fielen ihm dabei seine Malereien ein, und wie er manchen unausgefüllten Tag in der kleinen Garnison vor der Staffelei hingebracht hatte, und, eigentlich um seinem Gastfreunde zu zeigen, daß er wohl einen Trost für einsame Stunden besäße, schleppte er Farbenkasten und Leinwand zusammen und brachte ein kleines Landschaftsbildchen zu Wege, das, mit dem ersten Versuch im Atelier des armen Landsmannes verglichen, immerhin sich sehen lassen konnte, und den Präsidenten, der unerwartet in das Zimmer trat, sichtlich freudig überraschte. Er galt für einen feinen Kunstkenner, und da der Major ihn seit der Kindheit als einen wahren und aufrichtigen Charakter kannte, so verwunderte ihn zwar die unbeschränkte Anerkennung, aber sie erfreute ihn um so mehr. Der Präsident setzte sich dem Bildchen gegenüber und begann ein scheinbar gleichgültiges Gespräch, in dem er aber immer wieder auf die Malerei zurück kam, einen feinen Zug nach dem andern, den der Major selbst gar nicht gemerkt hatte, hervorhob und ein paar Einwendungen hinwarf, nur um sie dann selbst durch einen Vorzug zu überwiegen. Dann sprach er im Allgemeinen von der Befriedigung, die die Production gewähren müsse und von dem Glück, ein Talent zu besitzen, welches

das, ja für Jeden zeitweise, öde Leben schmücke und erhelle, Vielen mehr werd — die Rettung in der Noth, das Ueberwinden von Sorgen. Der Major corri girte an seinem Bilde, dann plötzlich stand er auf, legte Pinsel und Palett nieder, sah dem Freunde fest in's Gesicht, und fragte: „Glaubst Du wirklich Paul, daß mit solcher Pinselei, wenn sie unter der Hand verkauft würde, ein Kleinigkeit zu verdienen wäre?" Er hatte das mit sichtlicher Anstrengun herausgebracht und nahm auch schnell die Malgeräthschaften wieder au als müsse er seine Verlegenheit über diese Frage verbergen. Der Präsiden schwieg eine Weile, dann erwiderte er: „Wie viele müssen nicht von der Pro duction leben und sich und die Ihrigen erhalten? Was der Modeluxus der Zei unter seine Protection nimmt, bekommt seinen Markt und seinen Preis. Leide beugt sich dem die Kunst. Deshalb werden Kunstwerke selten nach Verdiens bezahlt, deshalb muß ihnen der Weg oft eigenthümlich gebahnt werden, abe ohne Preis sind sie selten."

„Man kann doch damit nicht hausiren gehen von Thür zu Thür, oder sic auf den Markt damit hinsetzen, wie die Marktweiber mit ihren Kohlköpfen?" warf der Major hin.

„Man kann es einem soliden Kunsthändler übergeben, und abwarten, ob er einen Käufer dafür findet!" sagte der Präsident ganz ruhig, als merke e gar nicht, daß der Freund ein persönliches Interesse an der Frage habe.

„Und ohne sich zu nennen?" fragte dieser schnell.

„Weshalb nicht!" erwiderte der Präsident. „Es tritt so Vieles anonym in die Oeffentlichkeit."

Das Gespräch rückte vorsichtig, aber immer näher auf das Ziel, das di Beiden fest vor sich hatten, und schließlich erbot sich der Präsident, das Bild ohne den Namen des Malers zu nennen, einem ihm bekannten und sogar viel fach verpflichteten Kunsthändler zum Verkauf zu übergeben und der Major, der freilich, Pessimist wie er war, die Aussicht auf einen Erfolg weit zurück wies verlangte nur selbstverständliche Discretion, und überließ alles Weitere dem Freunde, wollte aber selbst nichts thun, ja es war ihm erwünschter, den Erfolg in der Ferne abzuwarten. So reiste er ab und traf in dem Gebirgsdorf ein wie wir im Anfang unserer Erzählung berichtet haben. Dorthin folgte ihm in einigen Wochen ein Brief des Präsidenten, der, als handele es sich um eine Angelegenheit geringer Bedeutung, einfach meldete, der Kunsthändler habe das Bild verkauft, sei übrigens erprobt verschwiegen, und so habe er ihm die Adresse des Freundes gegeben, damit er das Geschäftliche, eventualiter auch für kommende Fälle, direct abmachen könne. Solch ein Brief, ganz geschäftlich gehalten, folgte denn auch dem des Präsidenten auf den Fuß, enthielt eine viel bedeutendere Summe für das Bild, als der Major je für möglich gehalten hätte, und die Aufforderung zu neuen Verkaufsaufträgen, soweit Muße und Vergnügen am Schaffen den Künstler zur Production anregten. Welche Wirkung diese Nach richten hervorbrachten, haben wir an der Wandlung der Stimmung und Lebens weise des Majors gesehen, müssen aber versuchen, diese zu erklären. Der ganze Druck seiner Lage, den er selbstquälerisch noch übertrieb, war von ihm genommen. Er fühlte auf einmal die Kraft in sich, zu schaffen, zu verdienen; er sah die

Möglichkeit, in einiger Zeit die geliebte Tochter an seine Seite zu rufen, ja vielleicht für ihre Zukunft sorgen zu können. Und über Alles, das Glück an der Production selbst, wie hob es ihn, wie erfrischte es seine Gedanken, wie füllte es seine Zeit aus! Er sah wieder eine Zukunft vor sich, sein Selbstgefühl gewann Schwingen und trug ihn über die Oede seines Lebens. Dann kamen freilich wohl Momente des Zagens, aber als ein zweites und drittes Bild an den Kunsthändler abgeschickt waren, und schneller als beim ersten die Nachricht kam, es sei verkauft, dies an einen Russen, jenes größere nach Amerika, wuchs der Muth, und im Besitz des reichlichen Preises schien sich der Meister ein Krösus, und die Quelle, die eigene Kraft ihm wie einen Zauberbrunnen erschlossen hatte, unerschöpflich. Er rechnete auch nicht mehr ängstlich von einem Tage zum andern, sondern warf das Geld ungezählt in das Schubfach seines Tisches im Atelier und griff, wieder ohne zu zählen, hinein, wenn die Wirthin einmal mit der Rechnung anrückte. Immer emsiger aber wurde er bei der Arbeit, und immer mehr beglückte sie ihn. Aus den kleinen Landschaften, für die auch Xaver sehr wenig Interesse und Verständniß zeigte, waren bald die riesigen Schlachtenbilder geworden, die bei dem Jungen alle Leidenschaften und die wunderlichsten Aeußerungen der Theilnahme erregten. Bei denen wollte er immer helfen, und sei es nur, daß er an einem Kleidungs- oder Waffenstück der Helden ergänzte oder nachhalf, oder, als unaufgefordertes Modell, eine kühne Stellung annahm, um zu zeigen, wie der Kämpfer vorschreiten und seine Waffe gebrauchen müsse.

Auch mit den Stammgästen im Wirthshause hatte der Major ein ganz anderes Verhältniß gewonnen. Er kannte sie Alle und scheute sich nicht zwischen ihnen Abends Platz zu nehmen und sich von ihren Verhältnissen erzählen zu lassen, und da sie ihn nicht mehr wie einen Fremden betrachteten, wich allmälig ihr schlaues Mißtrauen, das unter der Maske berechneter Treuherzigkeit die Eigenthümlichkeit dieser Bergbewohner ist. Sie hatten natürlich von seinen Malereien gehört, obgleich Niemand etwas davon zu sehen bekam, nicht einmal die Wirthin, denn das Atelier hielt er fest verschlossen. Aber man sah doch die Kisten mit Bildern abgehen und von Zeit zu Zeit den Major und seinen Diener mit den Malergeräthen ausziehen zum Skizziren. So hieß er bald im Dorf in aller Mund „das Maler-Majorle", man wußte nicht recht als Schmeichelnamen oder zum Spott. Als aber ein Mal ein junger Bursche es sich herausnahm, ihn Abends im Wirthshaus so anzureden, fuhr er heftig auf und verbat sich das ein für alle Mal. Wer ihn ansprechen wolle, hätte ihn bei seinem Namen oder Titel zu rufen, sonst würde er kurios Bescheid geben und sich in Zukunft seinen Wein auf das Zimmer bringen lassen. Er gäbe Jedem seine Ehr' und seinen redlichen Namen, eine Gesellschaft aber, in der das nicht die Art sei, stünde ihm nicht an. Da wurden Alle fein still, denn sie hatten längst an seiner Manier gemerkt, daß mit ihm nicht zu spaßen sei. Im Wirthshause wurde der Name nicht mehr laut, dafür sorgte auch die Wirthin, die sich den einträglichen Gast nicht verdrießlich machen lassen wollte; aber im Dorf und in der Umgegend war er nicht zu unterdrücken und Xaver hatte vielen Aerger davon. Wo er sich nur blicken ließ, rief man ihm nach: „He, Xaver, was macht denn

dei Maler-Majorle, bischt a wohl schon a Künschtler worden?" und das machte den Burschen so wüthend, daß er rechts und links um sich schlug und oft mit blutigem Kopf heim kam, und dann die ernste Zurechtweisung seines Herrn schweigend hinnehmen mußte, denn um die Welt hätte er nicht eingestanden, daß er um seinetwegen hatte kämpfen müssen. Im Dorf aber wuchs der Aerger auf Xaver, der auch nichts that ihn zu mindern, denn er fühlte sich in seiner Stellung und war stolz und eitel geworden auf seinen schmucken Anzug, auf seine Gestalt, die schlank und kräftig aufschoß, zumeist aber auf das Vertrauen seines Herrn, dem er wie einem höheren Wesen anhing.

So war der Sommer hingegangen und der Winter wieder da. Die Ausflüge in die Berge mußten unterbleiben, und so lange es Tag war, kamen Herr und Diener nicht aus dem Atelier. Abends hielt der Major darauf, daß Xaver sich übte im Lesen, Schreiben und Rechnen, denn er fand ihn nicht allein gelehrig, sondern auch lernbegierig, und Alles, was man ihm zeigte, suchte er sich eifrig anzueignen. Selbst für das Malen verrieth er auffallendes Geschick und hätte noch schneller damit vorwärts kommen können, hätte der Major, der selbst nicht zeichnen gelernt hatte, ihn besser zu unterweisen vermocht. Dazu nahm sich dieser auch nicht die Muße, denn er war unermüdlich vor seiner Staffelei, und ein Bild nach dem andern wanderte in die Residenz zum Kunsthändler, der auch stets nach einiger Zeit das Geld dafür schickte. Das warf er dann zu dem übrigen in das Schiebfach, und nie im Leben hatte er sich so reich gefühlt, als jetzt. Freilich zeigte sich auch an ihm die Erfahrung, daß das Erwerben zum Verschwender macht, während das Ersparen den Geiz weckt. Die Leute im Thal hatten schnell gemerkt, daß das Maler-Majorle offene Hand und offenes Herz hatte und jede Noth, selbst die nicht ganz wahre, wandte sich an ihn. Der Maler griff in sein Schiebfach und half, wie auch Xaver dagegen protestirte. Die Leute seien es nicht werth, behauptete dieser immer, und da er Alle und ihre Verhältnisse kannte, hatte er auch stets Gründe für seine Behauptung. Aber sein Herr verwies ihn jedes Mal, warf ihm vor, er sei nachtragend und vergönne Niemandem etwas. Er gab nun einmal mit vollen Händen, ohne zu berechnen; er, der durch sein halbes Leben jeden Groschen zu Rath gehalten hatte, fast mit Trotz über seine beschränkten Mittel. Jetzt war er ja reich. Fand sich dann irgend eine gemeinnützige Angelegenheit für das Dorf, so war er immer der Erste, der mit Rath und That half. Es dankte ihm aber Niemand. „Er hat es ja!" hieß es, „wer hat, muß zuerst geben," und schließlich wo eine Hütte auszubessern, ein Weg fahrbar zu machen, oder sonst eine Unterstützung nothwendig war, ging's immer an des Maler-Majorle's Casse, die sich ja mit jeder Sendung des Kunsthändlers neu füllte. Freilich gab es auch knappe Zeiten; denn der Geschäftsfreund in der Residenz mahnte zuweilen, die Sendungen nicht zu schnell hinter einander folgen zu lassen, um die Preise nicht zu drücken, die ohnehin mitunter knapper ausfielen, als nach den ersten Einnahmen hatte erwartet werden können. Zum Glück kam da ein unvorhergesehener Zuschuß von einigen Tausend Gulden, die dem Major zwar nicht eigentlich gehörten, die ihm aber zur Aufbewahrung übersandt wurden, und die er einfach in seine Casse legte. Das verhielt sich so: Der Major hatte einen Freund, den Arzt seines Regimentes,

der ihn ein Mal bei einer nicht unerheblichen Verwundung hergestellt hatte, und dem er sich in Folge dessen treu anschloß. Dieser starb und hatte den Freund als Vormund seines einzigen Kindes, eines hoffnungsvollen Sohnes, eingesetzt. Zu erziehen war nicht viel, denn der junge Mann war bereits in einem Alumnat untergebracht, und ging nach ein paar Jahren auf die Universität. Der Major aber verwaltete ihm sein kleines Vermögen so gewissenhaft und mit soviel sparsamer Umsicht, daß er bei der Volljährigkeit seines Mündels nicht allein pünktlichste Rechnung legte, sondern sogar ein paar Tausend Gulden, die er in den sieben Jahren erspart hatte, auszahlen konnte. Der junge Mann hatte Archäologie und Kunstgeschichte studirt, und die Ersparnisse, die sein Vormund für ihn gemacht, waren ihm sehr erwünscht zu wissenschaftlichen Reisen nach Italien und Griechenland, und hielten ihn nun schon seit etwa vier Jahren fern von der Heimath. Die persönliche Beziehung zum Vormund war eine sehr geringe. Die Beiden kannten sich kaum, und mit der Volljährigkeit Erichs, so hieß der junge Mann, hörte sogar der Briefwechsel auf, der sich auch bis dahin eigentlich auf geschäftliche Mittheilungen beschränkt hatte. Jetzt auf ein Mal kam ein Brief des jungen Mannes, der seine Rückkehr in allernächster Zeit ankündigte mit der Mittheilung, daß er sich als Privatdocent an einer noch zu wählenden Universität habilitiren werde, zugleich aber mit der Bitte, den Betrag einer Hypothek, der gezahlt würde, aufzubewahren, bis er sich denselben persönlich abhole. Es kamen auch richtig mit der Post 2000 Gulden, die der Major in Empfang nahm; pünktlich stellte er die Empfangsbescheinigung aus, warf das Geld aber zu dem übrigen in das Schubfach. Die Leute im Orte aber wußten ganz genau, wann und wieviel Geld der Postbote dem Maler-Majorle brachte, und ihre Anforderungen an die volle und stets zum Geben willige Casse kamen immer zu gelegener Zeit. Vielleicht hätte aber doch dies Mal die Ueberlegung der allzu bereiten Hand Einhalt geboten, wäre der Major nicht gerade in besonderer Aufregung und Schaffensstimmung gewesen. Es war ihm ein Zeitungsblatt fast durch Zufall in die Hand gerathen (denn er hielt sich kein öffentliches Blatt), in dem ein Preis für ein historisches Schlachtenbild ausgesetzt war, der ziemlich hoch, nebenbei noch einen angemessenen Kaufpreis in Aussicht stellte. Die Concurrenz reizte ihn, dazu die Summe, die verdient werden konnte, und die Zuversicht auf sein Können, zu der ihn die aufmunternden Briefe des Kunsthändlers in der Residenz berechtigten. Seine Bilder, die so leicht Käufer fanden, verbürgten ja schon dadurch einen Werth. Der Termin der Einlieferung war nahe, es war also keine Zeit zu verlieren, und mit doppeltem Eifer ging er an die Arbeit. Xaver, der natürlich der Vertraute seines Herrn war, gerieth in Fieber, und Beide berechneten die Tage bis zur Ablieferung des Bildes, bis zur Entscheidung der Preisrichter, und Einer überzeugte immer den Andern, daß es ja unmöglich sei, den Preis nicht zu erhalten, denn solch' prächtiges Bild hatte der Major noch nie gemalt, und Xaver versicherte immer wieder, keinen Andern gäbe es auf der ganzen Welt der solch' gewaltiges Durcheinander zu Stande brächte, auf dem man manchmal nicht wisse, wem die Beine und die Arme eigentlich zugehörten. Der Major selbst kam in vollkommene Kampfesstimmung und durchlebte wieder in der Production die Schlachterinnerungen seiner jungen Jahre, die muthigen

Erregungen, die seine Kriegsjahre zur beglückendsten Zeit seines Lebens gemacht hatten. Und dabei träumte er nur von seinem Bilde, und welchen Ruhm es ihm bringen müsse. Wer ihn jetzt vor seiner Staffelei gesehen hätte, würde sicher nicht den tief gekränkten, bis zur Menschenfeindlichkeit scheuen Mann wiedererkannt haben, der er noch vor anderthalb Jahren gewesen war; so erhob ihn das Gefühl des Schaffenkönnens; so beschäftigte ihn sein Planen und Erfinden. Abschlagen hätte er aber Niemandem etwas können in dieser Freude, und er that es auch nicht. Das hatten die gleich bemerkt, die seine Güte mißbrauchten.

Das Bild war fertig, grade noch zur rechten Zeit, um pünktlich zur Preisbewerbung einzutreffen. Der Meister war zufrieden mit seinem Werk, und mehr noch Xaver, der immer laut aufjubelte, wenn er vor die Staffelei trat, und bei jedem Fortschritt der Arbeit in neue Bewunderung ausbrach. Besonders gefiel ihm der Pulverdampf und die zusammenbrechenden Feinde. Sein Herr, der ihm Alles erklärte und dabei von den Schlachten erzählte, die er selbst mitgemacht hatte, stieg immer höher in seiner Verehrung, und er hing an ihm mit fast abgöttischer Hingabe.

Nun wurde das Bild zur Versendung verpackt, und das war erst recht ein Fest für Xaver, denn da konnte er auch mit eingreifen und seine selbst angeeignete Kunstfertigkeit zur Geltung bringen, und er that es mit einer Pietät für das Werk seines Herrn, als hätte er das Heiligste zu schützen, und Niemand würde er gestattet haben, es zu berühren, ja nicht einmal sehen hätte es Jemand dürfen, so eifersüchtig war er, als einziger Vertrauter des Künstlers. Ehe aber der wohlaufgepaßte Deckel der Kiste, die das Meisterwerk einschloß, aufgelegt wurde, richtete er das Bild noch ein Mal in's beste Licht, und Herr und Diener standen davor in stummer Befriedigung. Das war ein beglückender Augenblick für Beide. Der Maler hatte alle seine Kraft, sein bestes Können an dies Bild gesetzt, hatte sich überarbeitet, und vermochte sich nicht so bald wieder an eine neue Arbeit zu wagen. Es kam ihm der Zweifel, ob er je wieder so Gutes würde zu Stande bringen können, und in diesem Gefühl, das ihn niederdrückte und zaghaft machte, ließ er, zum großen Leidwesen seines Dieners, Kohle und Pinsel ruhn und die Farben auf der Palette eintrocknen.

In dieser Stimmung sollte er überrascht werden durch den unerwarteten Besuch seines einzigen geliebten Kindes, seiner Tochter Sabine. Das gute Kind war bei den Großeltern in der Abgeschlossenheit des Landlebens aufgewachsen, und kannte nur die einfachsten, fast beschränkten Verhältnisse im Vaterhause der verstorbenen Mutter. Der Großvater bewirthschaftete seinen kleinen Grundbesitz in Steiermark mit gewissenhafter Pflichttreue, und die Frau stand ihm als gute Hausfrau mit Sparsamkeit und Ordnung zur Seite. Bei der Bescheidenheit ihrer Ansprüche hatten sie keine Sorgen, aber auch nicht mehr, und die aufblühende Enkelin war der Licht- und Sonnenschein ihres Hauses, in dem es frisch und fröhlich herging, denn beide Alten waren heiterer Gemüthsart, das Kind immer lustig, unermüdlich thätig in der Wirthschaft, und da jedes Vorkommniß in dieser wie ein wichtiges Weltereigniß betrachtet und besprochen wurde, fehlte es niemals an Abwechselung, Spannung und Unterhaltung. Bis

auf Rechnen und Buchführung, wofür sie ausgesprochene Begabung zeigte, und weshalb sie auch dem Großvater seine Wirthschaftsbücher in musterhafter Genauigkeit führte, hatte Sabine wenig gelernt, doch bewahrte die Großmutter, die in der Hauptstadt aufgewachsen war, noch immer soviel Interesse für die Ereignisse der Welt, die sie seit Jahren nicht mehr aus eigener Anschauung kannte, daß sie ein paar Zeitschriften mit den Nachbarn hielt, die, wenn auch oft verspätet, von den Wundern da draußen erzählten, und für die langen Winterabende Lectüre gewährten. Sabine mußte vorlesen, der Großvater schlief ein, sobald ihm die Meerschaumpfeife mit dem Ungarischen ausgebrannt war, die Großmutter wurde immer lebendiger in alten Jugenderinnerungen, und das Kind las oft, ohne zu wissen was. Dafür wußte sie um so besser, was im Hause und in den Ställen vorging, und ihr klares, Alles bemerkende Auge wurde mehr fast gefürchtet, als das des alten Herrn, dem nachgrade schon Manches entging. Das „Bien'l" hieß sie in schmeichelnder Abkürzung unter dem Gesinde, und sie war auch wie ein Bienchen, so emsig, so sorgend für das Haus, so ordnend und umherschwirrend, dabei so schlank und dunkel, denn das Haar, das sie kurz abgeschnitten und schief gescheitelt um die Stirn trug, beschattete ein gebräuntes Gesichtchen, fein geschnitten, mit einem muthigen und entschlossenen Zug um die Mundwinkel, welcher verrieth, daß das Bien'l auch seinen Stachel hatte, und sich, in Wort und That, zu vertheidigen wisse. Auf den ersten Blick hatte sie etwas Bubenhaftes, das aber sofort verschwand, wenn sie sprach mit dem weichen, fast kindlich hohen Organ, das immer wie ein kurzes Lachen klang. Damit freilich regierte sie das ganze Haus, die Großeltern zuerst, ohne es zu wissen, noch zu wollen, denn sie sprach nur offen aus, was sie für recht hielt, und weil es meist das Rechte war, folgte Jeder gern. War einmal etwas Absonderliches oder ein schneller Entschluß zu fassen, hieß es gleich: „da muß man das Bien'l fragen," und das hatte auch immer eine Antwort die oft wie ein Scherz klang, und doch, selbst in ernsten Dingen, den Nagel auf den Kopf traf. Das Haus der Großeltern war ihre Heimath geworden; aber dabei liebte sie den Vater doch mit besonderer Zärtlichkeit, obgleich sie ihn selten, jetzt schon seit ein paar Jahren nicht mehr gesehen hatte. Der Aufenthalt bei den Schwiegereltern war ihm peinlich und bei sich konnte er das Kind nicht aufnehmen. Selbst die Frage des Reisegeldes kam in Betracht. Als nun das Weihnachtsfest heranrückte, erinnerte sich der Major, daß er dem lieben Kinde immer eine kleine Gabe gesandt habe, wie es grade seine Mittel erlaubten. In dem einsamen tyroler Dorf war freilich nichts zu haben, aber dafür war seine Casse gefüllter als je. Er griff also tief in das bekannte Schiebfach, wechselte bei der Wirthin, was diese zur Zeit in Cassenscheinen liegen hatte, ein, und schickte das Geld der Tochter, mit der Bitte, sich zu kaufen was sie grade wünsche oder gebrauchen könne, oder sonst mit der Summe nach Belieben zu schalten. Das Bien'l empfing den Brief höchst erstaunt. Auch die Großeltern begriffen nicht, wie der Schwiegersohn zu diesen Schätzen käme, und beriethen, was wohl damit zu machen wäre. Das Bien'l aber wußte es sofort und entschied: „damit reise ich zu meinem guten Vater, und das soll mein Christkind'l für ihn sein, wenn es auch erst nach dem neuen Jahr ankommt." Die Großeltern waren entsetzt über diesen

Entschluß und beriethen ihn lang und breit, ohne freilich einen Widerspruch zu erheben, denn es war ja abgemacht, das Bien'l hatte es gesagt, und das hatte immer recht. Es war auch eigentlich nicht viel einzuwenden, als das Wagniß einer so weiten Reise für das junge Mädchen, ganz allein in die unbekannte Welt hinaus. Sabine, so reiseunkundig sie auch war, sah darin nicht das geringste Bedenken. Sie wisse sich schon zu helfen, sei auch kein Kind mehr, im Gegentheil schon volle 17 Jahre alt. Nur Eins verlangte die sorgsame Großmutter, sie müsse warten, bis irgend ein Freund aus der Nachbarschaft nach Wien reise, dort hätte sie Verwandte, die sie für ein oder mehrere Tage aufnehmen würden, und, wenn sich keine weitere Reisegesellschaft fände, möge sie in Gottes Namen allein ihr Glück versuchen; auf die Eisenbahn würden die Verwandten sie ja schon bringen. Das war wenigstens ein Aufschub und Bien'l ließ ihn sich gefallen, obgleich sie die Lippen krauste und in die Höhe zog, denn sie war sonst gewöhnt, einen einmal gefaßten Entschluß sofort auszuführen. Nun ging es aber an die Reisevorbereitungen. Die ausgewachsenen Kleider wurden verlängert und hergerichtet, die Reiseroute mit Jedermann besprochen, festgestellt, und immer wieder umgeworfen, damit aber eine ganze Reihe guter Gelegenheiten verpaßt, bis die ersten Frühlingsboten sich zeigten im Thal, die Bienen ausschwärmten aus ihrem Winterschlaf und auch unser Bien'l sich nicht mehr halten ließ vor Ungeduld. Was sollten die Großeltern thun als ihm willfahren, um so mehr, als sie ja eingestehen mußten, daß der Wunsch, den Vater wiederzusehen, ein gerechtfertigter war. So flog das Bien'l aus in die Welt, blieb erst einige Tage in Wien bei den Verwandten, und dann ging's weiter allein, denn sie hatte das Reisen bis dahin ja schon gelernt. Man hätte meinen sollen, daß nach der Landeinsamkeit, die sie nie verlassen hatte, die große Stadt mit allen den neuen und glänzenden Eindrücken sie in größtes Erstaunen hätte setzen müssen, aber dem war nicht so. Sie sah in die Dinge hinein mit klarem Blick, und anstatt sich verwirren zu lassen, fand sie sich schnell zurecht. Das Praktische und Einfache interessirte sie freilich mehr, als das Künstlerische und Glänzende, an dem sie bei ihrem angebornen heitern Sinn mehr das Humoristische auffaßte, als daß sie es tiefer verstanden hätte. Die Verwandten in Wien staunten sie an wie eine Curiosität, fingen erst damit an, sie mit ihrer eigenthümlichen Unerfahrenheit zu necken, mußten aber bald vor ihren schnellen und mitunter scharfen Erwiderungen die Segel streichen. Dabei wußte sie durch ihre redliche Offenheit sich schnell in Achtung zu setzen, und bewies durch ihre gesunden Urtheile, selbst Dingen gegenüber, die ihr bis dahin fremd gewesen waren, daß es ihr an Auffassungsfähigkeit weniger fehlte, als an Bildung. Als sie nach einigen Tagen weiter reiste, hatte sie sich doch die Herzen der Verwandten gewonnen.

Wir kehren nach dieser Abschweifung in unser tyroler Dorf und zum Maler-Majorle zurück. Sein Bild zur Preisbewerbung war abgegangen und noch hatte er nicht Stimmung und Muth zu einer neuen Arbeit gewonnen. Das sind die Tage des Künstlers, in denen die eben abgeschlossene Production noch weiter arbeitet und ausklingt, die Stimmung, in der er ihr nachträumt, in Erwartung des Rückschlages, den sie im Urtheil der Oeffentlichkeit finden wird. Der Major

durchlebte das zum ersten Mal. Zuerst hatte er nur Freude an der Ausübung einer Geschicklichkeit gehabt, die seine müßigen Stunden ausfüllte, dann eine Befriedigung an dem Verdienst, den ihm eigenes Können eintrug. Künstlerisches Bedürfniß zum Schaffen war es noch nicht gewesen und ebenso wenig das Verlangen nach Anerkennung. Es genügte ihm vollkommen, ungenannt aus der Verborgenheit durch die Vermittelung des Kunsthändlers die Knappheit seiner Lage in ein Behagen zu wandeln, das ihm, der mehr zum Verschwender als zum Sparer angelegt war, die Gewöhnung der Kinderjahre zurück rief. Nicht grade die Noth, aber doch die Kargheit der Verhältnisse war seine Lehrmeisterin gewesen. Durch das Eintreten in die Concurrenz trat er vor die öffentliche Meinung und verlangte und erhoffte ihre Anerkennung. Er bot mehr als die Spielerei der Geschicklichkeit, er wollte eine Production geben — der Dilettant trat in den Anspruch des Künstlers, erst unbewußt, aber dann, im Fortschritt der Arbeit, in den Hoffnungen, die er an dieselbe knüpfte, immer klarer. Zum ersten Mal fühlte er sich beim Abschluß erschöpft, und die Fortsendung war ihm ein Abschied. Selbst seinem Diener war er durch dieses Bild näher getreten, denn dessen Begeisterung für dasselbe that ihm wohl, ermuthigte ihn, und fing an ihm Bedürfniß zu werden. Da er sich so noch unfähig fühlte zu einer neuen Arbeit, ließ er sein Atelier aufräumen und begann lange Wanderungen in das Thal, wo der erste Frühlingsgruß sich unter dem thauenden Schnee der Wiesen, in den schüchternen Knospen der Bäume zu zeigen anfing, während im Werdeübermuth und in ungezügelter Kraft an den Bergen sich die Starrheit zu neuem Leben löste und die Schneewasser, erst tropfend, dann rieselnd und endlich als rauschende, schäumende Bäche über das Felsgeröll zum Thale stürzten. Xaver dagegen konnte sich nicht von dem Atelier trennen und schloß sich dort den ganzen Tag über ein, behauptend, er hätte dort immer wieder zu schaffen. Die Freude seines Herrn an der Natur und dem werdenden Lenz konnte er nicht verstehen. Seit er vom Zauberbecher der Kunst genippt hatte, war ihm aller Sinn für die Natur, den er übrigens nie eigentlich besessen hatte, vollkommen verloren. Der Wechsel der Jahreszeiten, der lebendige Reiz der Landschaft war ihm eine Nothwendigkeit, oft eine recht lästige, in die man sich finden mußte, nicht ein immer neues Wunder; sie lockten ihn nur, um sie mit Pinsel und Farben wiederzugeben.

Als Sabine, nach einer ohne Fährlichkeiten überstandenen Reise, am Wohnort ihres Vaters ankam, auf einem Wägelchen, das sie auf der letzten Station gedungen hatte, war der Major auf einem Spaziergang das Thal hinab. Im ersten Augenblick verdrießlich, hatte sie sich schnell gefaßt, und meinte, nun solle er sie gleich eingerichtet finden. Das setzte sie auch sofort in's Werk, und die Wirthin bot willig die Hand, obgleich das Bien'l das Zimmer, das sie sich aussuchte und das an jenes des Majors stieß, vollkommen ummeublirte, wobei das junge Mädchen aber wacker selbst mit zugriff. Am natürlichsten wäre es ja gewesen, Xaver zur Hilfe zu nehmen, der sich ein Mal wieder im Atelier eingeschlossen hatte, der aber, kräftig und geschickt wie er war, den Frauen das Rücken und Ergänzen der Zimmereinrichtung sehr hätte erleichtern können. Aber dem bösen Buben wollten nun weder die Wirthin noch die Kellnerin ein gutes

Wort gönnen, ja sie fingen gleich damit an, dem gnädigen Fräulein so viel hingeworfene Stichelreden gegen den Liebling und Vertrauensmann des Herrn Majors zwischen ihre sonstige Redseligkeit zu mischen, soviel böse Voraussagungen über die schlimmen Erfahrungen, die der gute Herr noch an dem boshaften Schlingel machen würde, daß die arme Sabine wirklich annehmen mußte, der Vater sei da in schlimme Hände gerathen. Als sie mit ihrem eigenen Zimmer fertig war, und der Vater noch immer nicht heimgekommen, ließ sie sich dessen Zimmer öffnen und war entsetzt, wie unbequem und unzweckmäßig sie das hergerichtet fände, und wie unordentlich gehalten. Die Wirthin wälzte alle Schuld auf den Xaver, der nicht litte, daß sie oder ihr Mädchen das Zimmer beträten, und der Herr Major müsse darunter leiden; denn was verstünde der Bettelbube davon, wie es ein vornehmer Herr gewohnt sei und auch verlangen könne. Sobald sie aber nur im Geringsten einreden wollten, setzten sie sich Ungezogenheiten des Jungen aus, und dem gingen sie, schon aus Respect vor dem Herrn Major, aus dem Wege. Das bestätigte nun freilich Xaver selbst, denn er stürzte verstört und zornig aus dem Atelier und fragte barsch, wer sich unterstehen dürfe, in das Zimmer seines Herrn einzudringen. Die Wirthin gab es ihm tüchtig wieder, denn sie fühlte einen Rückhalt durch Sabine's Anwesenheit, bis diese muthig zwischen die Streitenden trat und ruhig aber fest erklärte, für das Zimmer ihres Vaters würde sie nunmehr die Anordnungen übernehmen, und wenn sie überhaupt dem Diener Befehle geben sollte, so hätte er zu gehorchen. Xaver, als er erfuhr, daß er die Tochter seines Herrn vor sich habe, war gleich wie gebannt still gestanden; aber seine Lippe, die kein Wort mehr vorbrachte, zuckte vor Zorn, die Faust ballte sich, und ein Gefühl von Feindschaft keimte in seinem Herzen, und ein Groll über die Demüthigung vor den verhaßten Weibern. Das war der Eindruck, den ihm Sabine's Ankunft machte, und mit dem er still bei Seite schlich, als er den wohlbekannten Schritt seines Herrn auf der Treppe hörte.

Die Wirthin ging dem Major triumphirend entgegen und rief ihm, wie Sabine sie auch zurückhalten wollte, schon von oben hinunter zu, er solle sich eilen, es erwarte ihn Jemand, und er werde Augen machen über die Freude, die seiner harre. Der Major liebte solche laute Anrufe nicht und stand verdrießlich still auf der Treppe; als er jedoch den Kopf hob und sein geliebtes Kind erkannte, verging ihm der Athem, Sabine aber stürzte ihm entgegen und zog ihn dann, mit Thränen des Glücks im Auge, in sein Zimmer. Lange lagen sich die Beiden stumm in den Armen, ehe sie sich Alles erklären und erzählen konnten, und es war doch so einfach. Dem Major war die Ankunft der Tochter nach vielen Richtungen eine Ueberraschung. Er hatte wohl auch zuweilen daran gedacht, daß sie kommen könne; aber dann schien ihm die weite Reise ohne Begleitung unmöglich, besonders da er das Bien'l noch immer als Kind in der Erinnerung hatte. Und nun hielt er sie als erwachsenes Mädchen im Arm, und als eins, das sehr wohl wußte, was es wollte und konnte. Er hatte erst gar nicht bemerkt, welche Veränderung mit seinem Zimmer vorgegangen war, und kaum fiel es ihm auf, als das Bien'l ihm schon auseinander setzte, welch' Glück es sei, daß sie da wäre, um ihm seine Häuslichkeit vernünftig und behaglich zu gestalten. Sie würde Alles gleich in die Hand nehmen. Es war ihm nicht

ganz recht, aber sie machte das so allerliebst und so begreiflich, daß er nicht wagte, Einspruch zu erheben. Sie that gar nicht, als ob das anders sein könne, das hatte sie ja auch so bei den Großeltern gehalten, wo sie Alles regierte und, scheinbar dienend, herrschte. Schnell hatte sie nun auch dem Vater seine Gewohnheiten abgefragt, Manches gebilligt, Vieles als unstatthaft verworfen und Einiges mußte ja schon ihretwegen geändert werden. Nun wurden die Stunden der Mahlzeiten, die bis dahin ganz unregelmäßig und willkürlich gewesen waren, pünktlich festgesetzt, Sabine bestellte den Küchenzettel, half auch selbst am Herd, und erbat sich vom Vater eine kleine Wirthschaftscasse, mit der sie sehr haushälterisch schaltete. Auch rechnete sie täglich mit der Wirthin ab. Das war der zwar nicht ganz recht, aber Sabine war ihr im Rechnen überlegen und ließ sich auch nicht den kleinsten Rechenfehler entgehen. Mit Xaver stellte sie sich freilich auch auf einen Fuß, den dieser noch nicht kannte. Sie ließ sich mit ihm in keinerlei unnützes Gespräch ein, sondern gab ihm ihre Befehle kurz und klar, aber sie hielt auch darauf, daß er sie pünktlich ausführte, obgleich sie wohl merkte, daß er es widerwillig that. Es ging ihm das ganz gegen die Natur. An schlechte Behandlung war er von Kindheit an gewöhnt, an Ordnung und Pünktlichkeit nicht, und mit seinem Herrn hatte er sich einen familiären Ton zurecht gemacht, auf den Sabine nun einmal nicht einging, und dadurch auch in ihrer Gegenwart nicht aufkommen ließ. Der Junge fühlte sich gedemüthigt und zurückgesetzt, und da der Major immer mit der Tochter war und sich ihr ausschließlich widmete mit voller väterlicher Zärtlichkeit, hatte sein Alleinsein mit Xaver so gut als aufgehört, um so mehr, als der Maler seit der Absendung seines Bildes zur Preisbewerbung kein neues angefangen und das Atelier kaum wieder betreten hatte. Damit war dem armen Jungen die beste Freude, die ihm in seinem freudlosen Leben geworden war, zerstört, und er fing an, Sabine's Ankunft wie ein Unglück anzusehen und auf sie selbst eine Eifersucht zu fassen, die sich fast zum Haß steigerte. Zehn Mal hatte er sich schon entschlossen, seinen Dienst aufzugeben, aber die Anhänglichkeit an den Major hielt ihn immer wieder davon ab. Dieser merkte die Veränderung im Betragen seines Dieners kaum, so sehr nahm ihn das bis dahin ungekannte Glück, der Verkehr mit der Tochter, in Anspruch. Sie hatten sich so viel zu erzählen, so Manches nachzuholen, was im brieflichen Verkehr kaum zur Sprache gekommen war. Wenn das den Major nun auch abzog und die erste Zeit des Wiedersehens vollkommen ausfüllte, so hielt ihn doch der Ausgang der Preisbewerbung in fieberhafter Aufregung. Er zählte die Tage bis zur Entscheidung und träumte nur von dem Glück, das eine Lebenswendung für ihn werden mußte. Davon aber erzählte er der Tochter nichts. Er wollte sie überraschen, und falls wirklich seine Hoffnungen sich nicht erfüllen sollten, durfte das liebe Kind nicht dadurch beunruhigt werden. Einen Pinsel hätte er aber nicht anzurühren vermocht in dieser Spannung und Ungewißheit.

Sabine, die immer die Augen auf hatte und Alles beobachtete, sah im Uebrigen mit Staunen der Lebensweise des Vaters zu. Sie kannte ja ungefähr seine Verhältnisse, denn aus denen hatten die Großeltern niemals ein Geheimniß gemacht, wie sie überhaupt Alles vor der Enkelin besprachen und beriethen.

Und nun sah sie den Vater, der früher seine Sparsamkeit bis zur Selbstpeinigung getrieben hatte, wie einen reichen Mann mit dem Gelde umgehen, und wenn das auch nicht für sich, so doch für Andere; denn aus der ganzen Umgegend kamen die Leute um eine Unterstützung, manchmal in der Form eines Darlehns, zu erbitten und immer war er zum Geben bereit. Sabine warf dann wohl eine bescheidene Frage hin, wie das möglich wäre; aber der Vater machte ein geheimnißvolles Gesicht, wich aus und versicherte nur, sie solle seiner Zeit Alles erfahren, bis dahin aber sich keine Gedanken machen; denn er wisse recht wohl, wie weit seine Mittel reichten. Sie machte sich aber doch ihre Gedanken und rechnete dem Vater im Kopf nach, wie sie das dem Großvater auch schon gethan hatte, und ihre Rechnungen stimmten immer ziemlich genau. Am leichtesten hätte sie das Geheimniß des Vaters ergründen können, hätte sie sich herabgelassen, Xaver auszufragen, denn die Wirthin erzählte ihr immer wieder, der Mensch habe das volle Vertrauen des gnädigen Herrn, und es solle sie wundern, wenn er es nicht noch arg mißbrauchen würde. Doch war das Aushorchen gegen ihre offene Natur und der junge Mensch ihr zuwider, der auch immer seine störrische Art herauskehrte, so oft er ihr begegnete, ja seit sie gekommen war, sich oft tagelang außerhalb des Hauses aufhielt oder in das Atelier schlich, Niemand wußte, wozu und weshalb. Endlich mußte selbst der Major es bemerken, welche Veränderung mit seinem Diener vorgegangen war, der auch ihm scheu aus dem Wege ging, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit.

Der Tag, an dem das Ergebniß der Preisbewerbung ausgesprochen werden sollte, war längst vorüber, und doch hatte unser Major seinen Namen und Adresse in dem versiegelten beigefügten Zettel, wie es vorgeschrieben war, ganz genau angegeben, und immer noch kam keine Nachricht. Während der Arbeit hatte er sich so sicher in die Hoffnung eines Gelingens hineingeredet; jetzt aber fing er an, wenn auch nur leise, so doch wiederholt an einem glücklichen Erfolg zu zweifeln. Sabine bemerkte wohl seine Zerstreutheit, aber sie sollte ja nicht fragen, und begnügte sich, den Vater so gut sie konnte aufzuheitern. Sie machte sich ernste Gedanken darüber, daß ihr das so wenig gelingen wollte. Frisch, heiter und zuversichtlich hatte sie ihn gefunden, und nun schien ihre Anwesenheit ihn von Tag zu Tag mehr zu verstimmen.

Endlich kam ein Brief. Sabine begegnete dem Postboten damit auf der Treppe und nahm ihn in Empfang für den Vater. Er trug ein großes amtliches Siegel. Es war Nachmittag und die Dämmerung brach schon ein, als Sabine, ganz ahnungslos über die Bedeutung dessen, was sie in der Hand hielt, in das Zimmer des Vaters trat; dieser hatte aber kaum den Brief gesehen, als er ihn der Tochter aus der Hand riß und damit an das Fenster eilte. „Du wirst Dir die Augen verderben, Väterchen," rief sie lachend, und eilte ein Licht anzuzünden. „So wichtig wird es ja nicht sein!" Als sie aber mit dem Licht kam, fuhr sie erschreckt zurück, so bleich, so bewegt sah der Vater aus und starrte in das Schreiben, das ja doch nur wenige Zeilen enthielt, nichts als die Mittheilung, daß man sein Bild, das übrigens für den Preis gar nicht in Frage gekommen wäre, und das selbstverständlich auch sonst keinen Käufer hätte finden können, am wenigsten zu dem bezeichneten Preise, wenn er nicht anders darüber verfüge,

an seine Adresse zurückbefördern würde. Sabine sah entsetzt auf den Vater, der die Hand auf die Stirn legte; aber er winkte ihr, ihn jetzt zu verlassen und fügte, als sie zauderte, hinzu: „Ich werde Dich rufen, Kind, Du sollst Alles erfahren."

Sie entfernte sich, und von ihrem Zimmer aus hörte sie den Schritt ihres Vaters, der erregt auf und ab ging. Was da nicht alles für Befürchtungen und Sorgen durch ihre Gedanken zogen. Es mußte etwas Wichtiges und Besonderes sein, was dem Vater mitgetheilt war in den paar Zeilen, denn so erregt hatte sie ihn niemals gesehen. Ja, es war eine schwere Entscheidung für den Mann, war nicht allein das Scheitern einer vielleicht zu grundlos, ja sogar thöricht aufgebauten Hoffnung, sondern ein Zweifel an sich selbst, der eine glückliche Wendung seines Lebens, und er hatte deren nicht viele gehabt, wie eine Selbsttäuschung erscheinen ließ, und seine ganze Zukunft wieder in Frage stellte. Er hatte seinen Namen preisgegeben, und das hatte ihm Ueberwindung genug gekostet; und nun mußte er sich so zurückgewiesen sehen, denn er las aus dem Brief eine, vielleicht nicht ein Mal beabsichtigte Geringschätzung heraus. Die Empfindlichkeit, die durch seine Lebenserfahrungen geschärft war, die er in der letzten Zeit durch die Arbeit und in derselben überwunden hatte, gewann abermals Gewalt über ihn, und er kam sich vor, als hätte er Alles wieder verloren, was ihm das Leben erträglich machte. Er vergaß sogar, daß, nur durch eine Thür von ihm getrennt, ein junges Herz schlug, darauf harrend, seine Sorgen zu theilen, sie ihm tragen zu helfen. Er war wieder ungerecht gegen sein Geschick; aber war er deshalb weniger zu beklagen? Was die Empfindung der Kränkung noch verschärfte, war der grelle Contrast in der Wendung seiner Zukunftshoffnungen. Gestern noch, in dem Zusammenleben mit dem liebenswürdigen und geliebten Kinde, mit allen den Träumen eines aus eigener Kraft geschaffenen Behagens, hatte er vielleicht die gehobensten Stunden seines Lebens genossen — heute sollte das Alles zertrümmert sein. Das Glück von gestern erschien ihm jetzt doppelt sonnig, und er übertrieb sich das Geschick von heute. Daß er das that, war nicht Schwäche; es lag in der Eigenthümlichkeit seines Charakters, der fähig gewesen wäre, einem großen Unglück ungebeugt gegenüber zu stehen, aber sich aufrieb in den kleinen Widerwärtigkeiten, die im Verkehr mit der menschlichen Gesellschaft nun ein Mal Niemandem erspart bleiben. Ein Tropfen Künstlerbluts rollte doch auch in seinen Adern, der träumerische Hang zur Production, die Reizbarkeit, die der Frosthauch der Wirklichkeit schmerzlich trifft, das jubelnde Hoffen und das trübe Verzagen.

Sabine war eine ganz anders angelegte Natur als der Vater. Ihr mußte Alles wirklich und faßbar sein. Sie stand noch im festen Vertrauen auf die Menschen, wie das der Jugend, die noch keine Enttäuschung erfuhr, eigen ist, und die angeborene Heiterkeit ihres Sinnes ließ sie Manches fortlachen, was Andere betrübt hätte. Was nicht überlacht werden konnte, schalt sie sich vom Herzen und nie war sie liebenswürdiger, als wenn sie sich in ihrem Böseisein selbst ironisirte. Keine Verstimmung kam bei ihr auf den Grund, keine Stimmung putzte sie sich auf. Dazu war sie zu wahr und zu offen, sie konnte weder erfinden noch verbergen. Als sie aber still, lautlos in ihrem Zimmerchen saß, die Dämmerung allmälig zur Nacht wurde, und sie horchte auf die Schritte

des Vaters nebenan, auf die Lösung des Räthsels, die er ihr versprochen hatte, drohte doch die Heiterkeit sie zu verlassen und von Zeit zu Zeit mußte sie gewaltsam eine Thräne aus dem Auge wischen, die sich, sie wußte selbst kaum weshalb, dorthin verirrt hatte. Sie wußte noch nicht, daß die Sorge in reiferen Jahren das Auge starr macht gegen die Thräne, die der Jugend ein milder Balsam ist. Endlich ertrug sie die Spannung nicht länger, und leise öffnete sie die Thür zum Zimmer des Vaters, das helle Auge halb fragend, halb bittend auf ihn gerichtet. Als sie so lieblich vor ihm stand und sich ihm dann an die Brust lehnte, schloß er sie fest an sich und konnte lange das Wort nicht finden, ihr Alles zu erklären. Auch als er endlich angefangen hatte mit seinem Bericht, ging es nur langsam mit dem Erklären und Verstehen, denn das Bien'l konnte eigentlich nicht begreifen, wo das große plötzliche Unglück läge, und behauptete, mit dem Preis, das wäre ja recht hübsch gewesen, aber wer wisse, was dahinter stecke, und gehn würde es auch so. Wenn nun der Kunsthändler in der Stadt, wie früher, zahle, und dem Papa das Hantiren mit Pinsel und Farben einen angenehmen Zeitvertreib böte, so wäre das ja Alles, was man verlangen könne. Der Vater wurde im Verlaufe der Unterredung mehr als ein Mal heftig, nicht auf das Bien'l, weil es ihn nicht verstand, aber auf sich, daß er sich nicht deutlicher auszudrücken vermochte, und dann lachte das Kind und sagte: „So recht, Papa, werde böse und schilt mich aus, aber gräme Dich nicht mehr. So lange ich bei Dir bin, und ich komme nun alle Jahr zu Dir, will ich Dir Dein Wesen so führen und ordnen, daß Du reichlich auskommen sollst, und Farben und Leinwand fallen auch noch ab. Aber ein wenig sparsamer mußt Du mir werden, und weniger freigebig gegen Andere. So geht's nicht, und es dankt Dir auch Keiner." Der Major sagte, da möge sie wohl Recht haben; aber wenn das Bien'l auf die unverschämten Tyroler schalt, die den Vater nur ausbeuten und mißbrauchen wollten, nahm er diese in Schutz, und dann stritten sie miteinander, wobei aber die Kleine so komisch war, daß der Vater selbst lachen mußte, und da hatte sie gewonnenes Spiel. Schließlich fing der Major an, auf die Preisrichter zu schelten und zu toben, und das ließ die Tochter geschehen, wußte sie doch aus Erfahrung vom Großvater, daß es gut thut, wenn man sich ein Mal den Aerger vom Herzen poltert, besonders wenn es die trifft, die weit ab sind und es nicht erfahren. Nach einigen Stunden konnte das Bien'l getrost das bescheidene Abendbrot kommen lassen, das doch nicht gut auf einen Aerger zu nehmen ist. Dabei lief freilich wieder ein kleiner Verdruß mit unter, denn der Xaver war nirgend zu finden, um das Abendessen aufzutragen, und schließlich schlich er sich aus dem Atelier heraus, wo er der ganzen Auseinandersetzung seines Herrn zugehört hatte, und ganz verstört zum Vorschein kam. Sein dunkles, lockiges Haar hing ihm wirr um den Kopf, und eingestanden hätte er um die Welt nicht, daß er es in der Wuth auf die boshaften Preisrichter zerzaust hatte, eigentlich aber aus einem bitteren Gefühl gegen seinen Herrn, mit dem er doch früher alle Hoffnungen getheilt hatte, und der ihm nun seinen Theil an dem Kummer nicht gönnte. Das Bien'l schalt ihn tüchtig aus, und das machte ihn erst recht rabiat. Aber von der, das wußte er ja, hatte er überhaupt nur Böses zu gewärtigen.

Dem stürmischen Abend sollte kein ruhiger Morgen und Tag folgen. In den Bergen ballt sich das Gewölk zusammen, das sich in der Ebene einzeln und milder entladet. Wenn es ein Mal losbricht, kommt eine ganze Reihe von Wetter zusammen. Der Major hatte doch eine schlechte Nacht gehabt mit allerlei quälenden Gedanken. Er schreckte immer wieder auf mit der Empfindung, als zöge ein Unheil heran. Er wollte klar sehen, und beschloß in das Städtchen zu fahren und zu versuchen, ob er nicht aus den Zeitungen, die er dort fände, Genaueres über das ihm feindliche Preisurtheil erfahren könne. Sabine wollte ihn begleiten, aber das gab er nicht zu. Das Wetter sei zu wüst, und nur ein offenes Wägelchen zu haben. Auch Xaver wies er zurück und gab ihm einen Auftrag über Land auszurichten und die Skizzenmappe zu holen, die sie in einem Dorfe, eine Stunde weit über das Gebirge, zurückgelassen hatten. Er wollte Alles beisammen haben, und entweder wieder mit neuer Kraft an die Arbeit gehen, oder ein für alle Mal dieser Beschäftigung entsagen. Xaver hatte sich, freilich ziemlich verdrossen, auf den Weg gemacht und das kleine Bauerngefährt hielt bereits vor dem Gasthause. Der Major, der seine Börse für alle Fälle füllen wollte, nahm den Schlüssel zu seinem Geldfache, um einige Gulden herauszunehmen; aber wie erstaunte er, als er das Fach bis auf wenig Stücke kleiner Münze leer fand. Da lag noch das fünffach gesiegelte Briefcouvert, in dem das seinem Mündel gehörige Geld angekommen war: aber auch das war leer. Der Major entsann sich, wohl ein paar Scheine aus demselben herausgenommen zu haben, die er dann mit der ersten Sendung des Kunsthändlers, vielleicht auch mit dem Preis seines Concurrenzbildes ergänzen wollte, jedenfalls aber mit dem Erlös des Bildes selbst, falls ihm die Prämie entginge. Daß aber das Geld ganz ausgegeben sein sollte, schien ihm unmöglich. Er war wie erstarrt und schlug sich vor die Stirn. Sabine und die Wirthin standen schon auf dem Gang mit Pelz und Fußsack und drängten zum Aufbruch. Der Major trat leichenblaß aus dem Atelier: „Mein Gott, Papa," rief Sabine, „was ist Dir? Du schaust aus zum Erschrecken!"

„Nichts, Kind," sagte er tonlos, „mir fehlt Geld in meinem Tisch, eine ziemlich bedeutende Summe. Es wird sich finden, es muß sich finden."

„Laß uns suchen!" warf Sabine hin.

„Wo? Nur dort hatte ich das Geld!" antwortete der Vater, hielt aber sofort inne, denn jetzt erst bemerkte er die Wirthin, die höchst erregt hinzutrat und laut rief: „Es fehlt Geld, in meinem Hause ein Diebstahl, das ist unerhört, das bringt das ganze Wirthshaus in üblen Ruf!"

Der Major unterbrach sie. „Ich habe nichts gesagt von einem Diebstahl. Kein Wort davon, bitte ich mir aus, bis ich zurückkomme."

„Also willst Du doch fort?" fragte Sabine.

„Ja!" antwortete er, „jetzt ist's nothwendiger als je. Verschließe die Thür des Ateliers. Ich muß überlegen, muß Entschlüsse fassen. Die Fahrt durch die frische Luft wird mir wohlthun. Sprecht zu Niemand, Sabine, Du bist mein starkes, mein kluges Kind, mein einziger Freund auf der Welt. Auf Dich verlasse ich mich, Du wirst mir helfen." Er war schon auf der Treppe.

„Laß mich mitfahren!" bat Sabine noch einmal.

„Nein!“ erwiderte er. „Dort kann ich Dich nicht gebrauchen, hier bist Du nothwendig. Sorge nur dafür, daß nichts gesagt wird, bis ich zurück bin.“ Er war äußerlich ganz ruhig, ja er winkte der Tochter noch freundlich zurück, als der Wagen fortrollte. Sie erwiderte den Gruß lächelnd, ja sie wandte sich dann scheinbar heiter zur Wirthin, die hinter ihr in der Hausthüre stand und sagte: „Es ist nichts, ich kenne den Papa. Vielleicht ein Mißverständniß. Es findet sich auch noch. Und schließlich wird es sich um ein paar Gulden handeln.“

Damit ging sie in ihr Zimmer, und erst als sie sich allein sah, brach sie in Thränen aus: „Armer Papa,“ sagte sie vor sich hin, „Großpapa hat Recht, er weiß nicht, sich mit dem Leben und seinen Verhältnissen einzurichten. Es hat mich oft gekränkt, wenn Großpapa das sagte, und doch verstand ich eigentlich nicht, was er meinte. Heute verstehe ich es.“ Darauf aber wischte sie schnell die Thränen aus den Augen, nahm Bleistift und Papier und fing an zu rechnen. Damit hatte sie wieder ihre volle Fassung und Kraft gewonnen, sie, deren ganze Natur nun einmal ohne Illusionen, ohne falsche Hoffnungsträume, aber auch ohne krankhaftes Verzagen, auf das Positive ging. Sie wußte sich mit dem Leben, mit der Zeit, mit dem Gelde einzurichten, und Alles war so befriedigend geordnet, wie die Vorrathskammer ihrer Großmutter, in der sie schon seit mehreren Jahren allein das Regiment führte. Da war Alles am richtigen Fleck, nichts unnütz, nichts zuviel, und so eingetheilt, daß sie auskam bis auf den Tag, den sie voraus berechnet hatte. Nicht ein Körnchen hätte fehlen dürfen, sie hätte es auf den ersten Blick bemerkt. So legte sie sich auch jetzt Alles zurecht, und der getreue Geselle, ihr Bleistift, dazu die immer zuverlässigen Diener, die Zahlen, halfen ihr auch diesmal, nicht mit falschem trügendem Trost, aber mit sicherer, herber, offener Wahrheit. Sie wußte nun, wo die Schäden lagen, und bildete sich auch ein schon zu wissen, wie sie ihnen abzuhelfen vermöchte.

Die Wirthin war den Befehlen des Majors nicht so gehorsam als Sabine. Kaum war der Wagen ihres Gastes aus Sicht, und eben hatte sich das Fräulein in ihr Zimmer zurückgezogen, als sie auch schon höchst aufgeregt nach der Kellnerin, ihrer Vertrauten, rief, und als die, ziemlich langsam und phlegmatisch die Kellertreppe heraufschlich, gähnend mit den Worten: „Ja, Gamswirthin, wo brennt's denn?“ polterte die ihr schon mit der großen Neuigkeit entgegen: „Jes, Maria, Joseph, dem Maler-Majorle ist sein Geldpult aufgebrochen und die ganze Baarschaft ausgeräumt. Mich trifft der Schlag. Das in meinem ehrlichen Haus, und Du wirst's sehen, er ist schon in die Stadt, das einzufädeln, wir müssen Alle vor's Criminal, und das ist 'ne Schand' für's ganze Dorf!“

Die Resi schlug die Hände über dem Kopf zusammen, aber sie gönnte ihrer Verwunderung nicht lange Zeit, sondern fand gleich einen Ausweg, alle Schuld auf einen Andern zu wälzen: „Und das hat Keiner gethan als der Xaver,“ sagte sie, „das sag' ich, die Resi, und für dumm hat mich noch Niemand angesehn. Ich bin zwar eine geringe alte Magd, aber ehrlich, das könnt Ihr nicht anders sagen, Gamswirthin, Ihr kennt mich zweiundzwanzig Jahr, und der das Geld genommen hat, ist der Xaver. Mir hat's mein kleiner Finger gesagt, daß der uns Unglück brächte in's Haus, und die ganze letzt' Zeit habe ich ihm etwas

angemerkt, und dem Holzen-Peter hab' ich's schon vor vierzehn Tagen gesagt, könnt ihn fragen!'"

Die Gamswirthin hatte schon denselben Gedanken gehabt und wollte doch auch nicht dümmer sein, als ihre Kellnerin. Was die gemerkt hatte, durfte ihr nicht entgangen sein, aber sie scheute sich vor dem Major, der nun einmal nichts auf den Xaver kommen ließ. „Still," sagte sie, „erst wissen, dann wollen. Warten wir das Maler-Majorle ab, bis der heim kommt, und vorher steck ich's dem Bien'le, das hat auch gleich einen Zahn gehabt auf den Xaver, die kann's ihm sagen."

Aber da kannte sie die Resi schlecht. Die war so stolz auf ihre Klugheit und daß sie gleich wußte, wer das Gold hätte, daß sie um aller Himmelseligkeit willen nicht geschwiegen hätte. Sie that zwar, als ginge sie wieder in den Keller an ihre Arbeit; aber sie schlüpfte nebenbei aus der Hofthür hinaus und traf auch gleich am Nebengehöft den Nachbarn, der das Dorf hinunter gehen wollte. „Ja, Resi," sagte er, weil sie ihm so bedeutungsvolle Gesticulationen machte, „was ist denn in Dich gefahren, daß Du so verschrocken aus dem Haus läufst?"

„Wenn Ihr wüßtet," erwiderte sie, „Ihr solltet Euch wundern. Aber ich sag's nicht, die Gamswirthin will's nicht Wort haben, wenn aber das Maler-Majorle aus der Stadt heim kommt, dann könnt Ihr etwas erleben."

Sie wollte vorbeieilen, aber da kannte sie den Nachbarn schlecht; der ließ sie so mit der verschluckten Neuigkeit nicht fort, und daß sie darauf brannte, ihr Geheimniß los zu werden, sah er ihr auf den ersten Blick an. Sie warf denn auch, was die Gamswirthin nur angedeutet hatte, als grelles Factum, was sie selbst vermuthete als Gewißheit hin, und so bekam erst der Nachbar, dann das ganze Dorf, das sich in Gruppen zusammenfand, die entsetzliche Geschichte zu hören, zu besprechen, zu vergrößern, der Xaver habe dem Maler-Majorle seinen Geldschrank erbrochen, habe die ganze Baarschaft gestohlen und sei auf und davon, das Maler-Majorle aber sei sofort in die Stadt gefahren, um die Sache anhängig zu machen, und die Schand' hafte auf dem ganzen Dorf, das bald bei allen Fremden als ein Diebsnest verrufen sein würde. Die Entrüstung, die Empörung wuchs von Gehöft zu Gehöft, mit jedem neu Hinzutretenden, und wie ein Funken, der in's Pulverfaß fällt, entzündete die Nachricht den ganzen Haß, der seit Jahren im Dorfe auf dem Xaver offen und verborgen herrschte. Das wollte Jeder vorausgesehen haben, man kenne ja den Buben, der immer ein Taugenichts gewesen sei, und wenn ja Einer behaupten wollte, jede andere Bosheit, aber das hätte man dem Buben doch nicht zugetraut, schrie die ganze Gesellschaft auf, und aus dem zweifelhaften Saatkorn Entschuldigung wuchs wuchernd ein ganzes Feld Anklage auf. Nun hatte auch Jeder neue Beweise der Schuld und Alle wollten sich überbieten in Scharfsinn und Vorschlägen, was jetzt geschehen müsse zur Ehrenrettung des Dorfes. Das seien sie sich, aber das seien sie auch dem Maler-Majorle schuldig, der zwar etwas stolz den vornehmen Herrn gegen die Bauern ausspiele, aber doch auch Manchem geholfen hätte. Dabei schielte Jeder auf den andern und Keiner redete von der eigenen Dankesschuld. Nun wälzte sich die ganze Gesellschaft bis vor die goldene Gams

und Einzelne verlangten den erbrochenen Geldschrank zu sehen, und warfen etwas vom Thatbestand hin, der zunächst festgestellt werden müsse. Aber da stießen sie auf einen scharfen Widerspruch bei Sabine, die ihr und des Vaters Zimmer von innen verriegelt hatte und aus dem Fenster der Menge erklärte, Niemand dürfe ihr über die Schwelle, bis der Vater heim gekommen sei. So habe ihr dieser befohlen und das seien ihre vier Pfähle, die sie zu vertheidigen wissen würde. Damit schlug sie das Fenster zu. „Mit der ist nicht zu spaßen!" sagte die Resi, „die ist noch stierköpfiger als das Majorle, und das Bienle hat seinen Stachel!" Die Bauern lachten, aber der Gamswirthin Gastzimmer waren nicht deren eigene vier Pfähle, sondern gehörten Jedem, der seinen Schoppen Bier oder Wein zahlen konnte, und da stürmte denn die ganze Gesellschaft hinein, ob auch die Gamswirthin schalt, besonders auf die Resi, die, gegen ihr Verbot, die Mordgeschichte ausgeplauscht hätte. Die Resi machte sich nichts daraus, kam sie sich doch wie die Heldin des Tages vor und wußte sie doch, daß die Wirthin ganz froh sei, beim Major die Schuld auf sie schieben zu können. Beim Glase discutirte es sich nun prächtig, und bald wußte das ganze Dorf, daß der Xaver seit einiger Zeit schon ein verschüchtertes und verstecktes Wesen gehabt hätte, daß er heimlich in das Malzimmer des Majorle geschlichen wäre und sich dort oft stundenlang eingeschlossen hielte, wozu gar kein Grund, denn das Maler-Majorle hatte seit des Bienle's Ankunft keinen Pinsel mehr angerührt. Und was der Junge für einen unnützen Staat treibe, recht als wolle er sagen, daß man ihn bis dahin in Lumpen hätte gehen lassen. Ein Anderer als er sei aber nicht die Stiege hinauf, geschweige denn in des Majorle Zimmer gekommen. Das waren doch Indicien genug, deren es übrigens kaum bedurft hätte, denn das ganze Dorf war so überzeugt von Xaver's Schuld, und das gab Allen solche Genugthuung, daß man Keinem hätte rathen mögen, sich seiner auch nur mit einem Wort anzunehmen.

Inzwischen war auch ein fremder Gast im Wirthshaus eingetreten, ein junger wohl aussehender Mann, der zwar zu Fuß gekommen war, aber mit einem Führer, der das elegante Reiseköfferchen trug, und der auch sonst schon in seinem Anzug, in Sicherheit und Haltung den vornehmen Herrn bekundete. Er hatte gleich beim Eintreten nach dem Major gefragt, auf den Bescheid aber, daß dieser in die Stadt gefahren sei und nicht vor Abend zurück käme, ein Zimmer verlangt, in das er auch seinen Koffer setzen ließ und sich zurückzog, bis das Frühstück bereit sei. Die Wirthin ließ ihm im Speisezimmer decken, das nur eine Glasthür vom Schenkzimmer trennte. In diesem war die große Angelegenheit nun nach allen Seiten verhandelt und als der Dorfrichter dazu kam, ein strenger, einsilbiger Mann, wurden auch die Folgen für den Schuldigen in Erwägung gezogen. Wie sollte man aber desselben habhaft werden; denn daß er landesflüchtig sei, stand ja ganz fest, und dann fragte man sich, was das Maler-Majorle für Schritte in der Stadt thun würde, worauf der Dorfrichter erklärte, die Voruntersuchung sei seine Sach' und da ließe er sich von den Herren in der Stadt nichts davon fortnehmen. Da stimmten Alle lebhaft bei und Jeder erbot sich, nach bestem Wissen sein Zeugniß abzugeben, obgleich Keiner eigentlich etwas vorzubringen hatte, als eitle Gerüchte. Da kam auf einmal ein Haufen Kinder

gelaufen und schrie schon von Weitem durcheinander: „Der Xaver kommt, der Xaver, wir haben ihn gesehen auf der Brücke der Kipper-Mühle, und jetzt muß er schon im Dorf sein!“

„Der Unverschämte, der freche Bub' wagt es wiederzukommen. Das ist sein Unglück,“ schrien Alle und sprangen auf, die Jüngeren stürzten vor das Haus, die Aelteren riefen: „Hierher bringt ihn, hierher, er soll gleich verhört werden vor uns Allen, und im Hause, wo er den schändlichen Einbruch verübte.“ Der Dorfrichter remonstrirte. Dazu sei die Amtsstube, aber man hielt ihn mit Gewalt fest, Jeder wollte dabei sein, die Zeugen seien ja beisammen und Angesichts der allgemeinen Entrüstung würde der Dieb am leichtesten zum Geständniß zu bringen sein. Endlich mußte der Dorfrichter nachgeben und blieb, ließ sich auch sogleich einen Tisch herrichten mit Tintenfaß und Feder, um die Verhandlung aufzunehmen.

Xaver war ruhig vom Mühlenweg in die Dorfstraße eingebogen, die Mappen und den Feldstuhl seines Herrn auf dem Rücken. Der Weg über das Gebirge hatte ihm warm gemacht. Er stand still, lüftete den Hut und wischte sich die Stirn. Da hörte er von einer Kinderschar seinen Namen rufen und, vor ihm herlaufend, wiederholen, als erschreckten sie vor ihm. Aus allen Häusern kamen die Leute oder steckten die Köpfe aus den Fenstern und riefen ihm zu: „Da kommt er, der Xaver! Er wagt's, der Unverschämte. Pfui der Dieb, der Einbrecher!“ und ballten die Fäuste drohend nach ihm. Xaver hemmte den Schritt, schon schwoll ihm die Zornesader auf der Stirn, aber er hielt an sich und wollte ruhig seinen Weg fortsetzen. Da trat ihm ein halbes Dutzend junger Leute entgegen und hemmte seinen Weg. „Platz,“ rief er, „Ihr seht, daß ich schwer trage und die Arme nicht frei habe. Sonst wollte ich mir schon Bahn machen.“ „Er droht noch!“ schrien die Anderen und ergriffen ihn an den Schultern. Nun ließ er seine Bürde niedergleiten, machte die Arme frei und setzte sich zur Wehre. Mit dreien oder vieren wäre er schon fertig geworden, denn er war gewandt und kräftig; aber es waren ihrer zuviel, und er wollte doch auch die Mappen seines Herrn nicht Preis geben. Er hatte sich fest über dieselben gestellt und erwartete drohend, mit geschwungenem Stab die Angreifer. Inzwischen waren immer mehr und mehr hinzugetreten, die ihn auch von hinten faßten und zu Boden rissen. Ein Paar knieten ihm auf die Brust, Andere ergriffen seinen Arm und trotz harter Gegenwehr banden sie ihm dieselben mit einem Strick auf den Rücken. Beschmutzt, mit zerrissenen Kleidern, blutend im Gesicht, schleppten sie ihn mit Stößen und Verwünschungen vorwärts, bis in das Wirthshaus, wo er mit Hohngeschrei und Schimpfworten empfangen wurde.

Der Dorfrichter erhob sich ernst und feierlich: „Mußt Du mir so vor Augen kommen, Xaver,“ sagte er, „als die Schande des ganzen Dorfes?“

Der Bursche sah ihn zornglühend an, erwiderte aber kein Wort.

Nun wurden zwei Männer als Wachen an die Thür, vier zur Seite des Delinquenten gestellt und das Gehör sollte beginnen. Xaver stand aufgerichtet und trotzig da. Er ließ das dunkle Auge durch den ganzen Kreis streifen, kein freundlicher, wohlwollender Blick begegnete ihm. Hohn, Verachtung, Schadenfreude von allen Seiten. Vor den Fenstern, im Hausgang hatte es sich gefüllt.

Die Weiber und Kinder waren zusammen gelaufen und discutirten durcheinander, aber kein entschuldigendes Wort für den Verbrecher, als den sie Xaver Alle ansahen, nur der Wunsch, ihm möge die strengste Strafe werden, die sie ihm Alle gönnten. Xaver wußte längst, daß man ihn hasse im Dorfe, aber er hatte doch Genossen gehabt, die mit ihm aufgewachsen waren, seine Spielcameraden in der Kindheit, die Gefährten der Arbeit in den Jünglingsjahren. Jetzt hielt keiner zu ihm, keiner wagte der allgemeinen Meinung auch nur soweit entgegen zu treten, daß er nicht mitschmähte. Im Gegentheil, wer noch bis dahin ein leidliches Verhältniß zu ihm gehabt hatte, wollte jetzt beweisen, daß das aufgehört habe und schimpfte am lautesten. Es ist ein verhärtendes, verbitterndes Gefühl, sich gehaßt zu wissen, ausgestoßen aus dem allgemeinen Wohlwollen, selbst wenn man fühlt, daß das ungerecht ist. Aber es beugt nicht nieder, es macht stolz und hochmüthig, es gibt die Genugthuung des Verachtens. Xaver wußte nicht, was dieser allgemeine Zorn bedeute, worauf der Schimpf ginge, der ihm ungefragt, unverurtheilt angethan wurde. Die Gewalt der Uebermacht hatte ihn bezwungen, dessen brauchte er sich nicht zu schämen; er war mit einer Art von Befriedigung auf die härteste Behandlung gefaßt, nur um ein volles Recht zu gewinnen, sie Alle wieder zu hassen, sie zu verachten aus Grund der Seele. Das trieb eine Röthe des Zorns auf seine Stirn, stolz hob er den Nacken und ein Lächeln der Geringschätzung spielte um seine Lippen. Der Jüngling, den man bis dahin noch fast wie einen Knaben behandelt hatte, wurde auf ein Mal zum Mann; seine jugendlich schmächtige Gestalt streckte sich in Kraft und Muth; man hätte ihn schön nennen können, wäre nicht ein böser Ausdruck, wie der Entschluß zur Rache, über seinen Zügen aufgeleuchtet. Ihm gegenüber, ohne daß er es bemerkte, stand in der Thür zum Speisezimmer der eben eingekehrte Gast und beobachtete ihn mit gespannter Theilnahme. Der wußte nicht, wessen man den jungen Mann bezüchtigte, aber er sah ja, daß Alle einig waren im Beschuldigen und Verdammen und doch, wie er ihn dastehen sah, mußte er sich sagen: „der ist entweder ein frecher, schamloser Verbrecher, den die Schande nicht mehr beugt, oder ein groß angelegter, in der Ungunst des Geschickes gestählter Charakter, der über jeder Anklage steht."

Nun erhob sich der Dorfrichter von seinem Stuhl und gebot Ruhe. Mehrere Mal mußte er das wiederholen, obgleich man ihm sonst gehorchte, denn er war als unerbittlich gefürchtet und dazu der reichste Bauer im Thal. Reichthum gibt immer Ansehen, besonders unter den Bauern. Endlich war es leidlich still im Zimmer und außerhalb, und der Dorfrichter wandte sich zum Gefangenen: „Xaver, willst Alles gesteh'n? 's nützt Dir doch nicht mehr z' leugnen oder abzuschwören, 's sind zuviel Zeugniß wider Dich, und schau Dich um, nicht Einer würd' Dir glauben. Mach's kurz! Gesteh. Hernacher nehm ich Dein Geständniß zu Protocoll, und Du kommst aus dem Dorf, wo Du nur noch zum Aergerniß bist und ich Dich kaum vor der allgemeinen Wuth schützen kann. Was Dir zukommt, mußt Du doch tragen, und Leugnen macht's schlimmer." Der alte Mann hatte versucht, sich alle mögliche Amtswürde zu geben, ja sogar einen Ton von Wohlwollen und Mitleid in seine Rede zu legen. Der Verbrecher, den man neben sich hat aufwachsen sehen, ruft doch noch immer etwas Theilnahme mehr

hervor als der, von dem man nichts weiß als seine Schuld. Aller Blicke richteten sich auf Xaver. Was wird er sagen? Der aber stand da, hoch aufgerichtet, keine Wimper zuckte, und doch überlegte er. Sollte er antworten, oder wäre das unter seiner Würde? Schließlich richtete er den Blick scharf auf den Dorfrichter, als sähe er die Anderen gar nicht, und erwiderte fest, ohne das kleinste Schwanken der Stimme: „Weiß' gebt Ihr mir Schuld, Dorfrichter?"

Ein Brausen der Entrüstung zog durch die Anwesenden. „Er stellt sich unschuldig; er trotzt unserem Zeugniß!" und eine Fluth von Schimpfreden richtete sich gegen Xaver. Der drängte an dem Strick, der ihm die Hände band, man sah die Anstrengung in allen Muskeln des Gesichts zucken, die jugendliche Gestalt streckte sich in der Kraftfülle. Dann stand er wieder unbeweglich.

Der Dorfrichter sah ihn eine Weile an, als wolle er ihm Zeit lassen sich zu besinnen, dann schüttelte er den Kopf und richtete nun seine Rede an die Anwesenden: „Wer von Euch," fragte er, „will und kann zeugen wider den Xaver? Der trete vor und bringe an, was er weiß!"

Es entstand ein Murmeln in der Menge, Einer sah den Anderen an, Jeder erwartete vom Nachbarn das erste Wort. Das dauerte eine ganze Weile, endlich schob man, fast mit Gewalt, die Resi vor, die sich sträubte und sich wehrte mit den Worten, sie wüßten es ja Alle, was sie denn noch sagen solle, wahr würde es schon sein, aber sie wolle nichts mehr damit zu thun haben. Der Dorfrichter fuhr sie barsch an, sie solle reden; sie hätte ja zuerst die Sache ausgebracht. Das Mädchen wandte sich von Einem zum Anderen, sie wüßten es ja auch, meinte sie, und könnten besser ihre Rede stellen. Sie sei eine arme, alte Magd, was sie wisse, wisse sie; aber es so richtig zu expliciren sei nicht ihre Sach'. Sie könne es nicht so zusammenbringen, daß man es aufschreiben könnt', und wenn man sie zwingen wolle, sage sie gar nichts mehr. Dabei fing sie an zu weinen und drückte schluchzend die Schürze vor das Gesicht. Der Amtsrichter ließ sie zornig an. Sie solle reden oder er werde andere Maßregeln ergreifen. Sie betheuerte, sie sei eine redliche Person, dafür kenne sie das ganze Dorf; und wenn dem auch die Wirthin zustimmte, und noch ein paar Stammgäste, mußte sie sich doch endlich bequemen Rede zu stehen, aber sie schob Alles wieder auf die Gamswirthin, die hätte ihr's erzählt, und was sie von der erfahren, sei einfach, daß dem Maler-Majorle sein Geldkasten erbrochen und seine Barschaft gestohlen sei, und da Niemand sonst als der Xaver das Zimmer beträte und er immer in dasselbe schliche, müßt er's auch gewesen sein, und mehr wisse sie nicht. Nun fing die Gamswirthin an zu schelten: vom Xaver hätte sie gar nichts gesagt, das hätte allein die Resi behauptet, sie ließe sich nur ihr Haus nicht in schlechten Leumund bringen, und zu Tage müsse es kommen, wer das Geld gestohlen hätte. Die beiden Weiber geriethen in heftigen Streit miteinander, die Frau keifte, die Magd weinte, die Nachbarn versuchten sich in's Mittel zu legen, alles Mögliche kam zu Tage, weit aus der Vergangenheit, nur nicht was zur Sache gehörte. Man hätte fast den Diebstahl und den Xaver vergessen, der aber stand unbeweglich zwischen allem dem Lärm, als ging' es ihn gar nicht an. Der Dorfrichter schrie um Ruhe und klopfte mit der hölzernen Sandbüchse auf den Tisch, aber vergebens. Endlich schlugen einige vor, man solle die Rückkehr des Majorle ab-

warten, bis dahin aber den Xaver in's Loch werfen und gut bewahren, daß er nicht ausbräche, denn der sei gefährlich und verstünde alle Schlösser aufzumachen.

Da änderte sich plötzlich die Scene. Sabine, die den Lärm in ihrem Zimmer gehört hatte, war die Treppe heruntergekommen und hatte auf dem Gang den letzten Vorschlag mit angehört. Sie verstand schnell, um was es sich handle, machte sich Platz und stand plötzlich am Tisch des Dorfrichters. Alle wichen zurück: „Nun kommt das Zeugniß!" sagten sie, „nun ist der Xaver fertig. Vor der Tochter seines Herrn, den er so schmählich bestohlen, kann er nicht mehr leugnen!"

Es wurde still. Das junge, schmächtige Mädchen, so kindlich es aussah, flößte Allen Respect ein. Und Xaver? Als er die Tochter seines Herrn eintreten sah, als sie ihn fest anblickte, noch ohne ein Wort zu reden, wurde er kreidebleich, dann senkte er das Auge zu Boden und seine Fassung verließ ihn. Von *der* war ihm nie etwas Gutes gekommen; das Vertrauen seines Herrn hatte sie ihm geraubt und immer die Ueberlegenheit ihrer Stellung fühlen lassen. Eins aber beschloß er: was sie auch gegen ihn sagen würde, keine Silbe wollte er erwidern, und wenn es sein Leben kosten sollte. Er haßte sie mehr als alle Andere, wenigstens bildete er sich das ein. Die jungen Burschen von zwanzig Jahren bilden sich meist ein, die jungen Mädchen zu hassen, und Xaver merkte nicht, daß die letzte Stunde ihn um mehrere Jahre älter gemacht hatte. Es war ihm ordentlich ein freudiges Behagen, daß ihm grade das Bien'l weh thun würde. Er wollte es auch auf sich nehmen.

Sabine sah wohl, welchen Eindruck ihr Eintreten unter den Bauern gemacht hatte, erkannte gleich, daß sie hier handeln müsse, und leise erröthend wandte sie sich an den Dorfrichter. „Ihr scheint mir der Aelteste hier und der Besonnenste. Wollt Ihr mir sagen, was hier vorgeht, und auch mein Wort gestatten?"

Der Dorfrichter sah sich um im Kreise, und als er überall ein Zeichen der Zustimmung gewahrte, erwiderte er: „Wenn's zur Sach' gehört, Euer Gnaden, gnädiges Fräulein, denn wir sind hier bei strenger Untersuchung."

„Zur Sache wird's schon gehören!" sagte Sabine, „und ich errathe ungefähr, was Ihr hier verhandelt. Ich habe auch Anstand genommen, dazwischen zu treten, denn mein Vater hatte mir und der Frau Wirthin befohlen, nichts zu thun noch zu reden, bis er heim käme. Nun aber, wie mir scheint, die Frau Wirthin seinen Befehl nicht geachtet hat, und die Angelegenheit dadurch an ganz falschem Ende heraus kommt —"

Die Gamswirthin wollte sich entschuldigen, aber eine leise Handbewegung des jungen Mädchens schloß ihr den Mund. Dieses fuhr fort: — „so muß ich wohl eingreifen. Zuerst also frage ich: was wollt Ihr von dem Diener meines Vaters? Er steht in unsern Diensten, und da mein Vater nicht hier ist, habe *ich* ihm zu befehlen. Wer aber den Diener schmäht, beleidigt den Herrn, und dagegen, so lange er in unserm Dienst steht, werden wir uns und ihn zu schützen wissen. Sagt es also grade heraus, wessen Ihr ihn anklagt."

„Er ist verstockt und will nicht Rede stehen," erwiderte der Dorfrichter, und die Andern stimmten bei.

„So ist er also bisher keiner Schuld überführt," sagte Sabine, und fügte dann befehlend, mit erhobener Stimme hinzu: „Löst ihm die Arme. Wer frei reden soll, muß auch die Hand frei haben."

Die Bauern sahen sich erstaunt an, gehorchten aber. Xaver hob leise die rechte Hand, als wolle er nur prüfen, ob sie nicht mehr gebunden sei, dann legte er sie wieder auf den Rücken und stand unbeweglich wie vorher, aber sein Blick hing in gespannter Erregung an den Lippen des jungen Mädchens. Sabine zeigte zum ersten Mal eine Unsicherheit, denn sie fühlte, daß sie eine Schwäche des Vaters eingestehen müsse. Aber schnell faßte sie sich. „So, Xaver," fing sie an, „tritt hierher, hinter mich!" Der Bursche wurde feuerroth, wie im Triumph ließ er das dunkle Auge durch den Kreis fliegen, und that dann, wie Sabine befohlen hatte. Diese fing an: „Ich habe genug gehört von meinem Fenster, um zu errathen, was man dem Diener meines Vaters vorwirft. Mein Vater meinte im Augenblick, als er fortfuhr, es fehle ihm Geld aus seinem Fach. Er irrte sich. Das Fach ist zwar leer, aber das Geld hat sich gefunden — in meinen Rechnungen, wenigstens kann ich es so ziemlich nachweisen."

„So ziemlich!" rief die Wirthin mit beleidigtem Ton. „So ziemlich! Auf Kreuzer und Pfennig muß es beisammen sein. Anders leid' ich es nicht, zur Ehr' meines Hauses! Den Xaver habe ich gesehen, wie er sich heimlich in das Zimmer schlich, in dem das Geld war, habe gehört, wie er sich da einschloß, und immer, wenn sein Herr nicht im Hause war."

„Nun kommt's heraus!" riefen die Bauern durcheinander.

„Ist's wahr, was die Wirthin sagt?" fragte Sabine, indem sie sich zu Xaver wandte.

Xaver nickte mit dem Kopf.

„Was hattest Du allein da im Zimmer zu schaffen?" fragte Sabine weiter.

Der junge Bursche wurde feuerroth. „Ich will's sagen," stotterte er, „aber nur meinem Herrn, wenn wir allein sind, oder dem gnädigen Fräulein, den das hat nur zu befehlen, wenn er nicht da ist. Vor denen aber sage ich nichts — nicht eine Silbe, und wenn sie mich todt schlagen. Sie haben's nicht um mich verdient, und wenn ich nicht besser wäre als sie, ich wollte —" er erhob die Faust, und der Zorn drohte ihn zu übermannen. Auf einen Blick von Sabine ließ er aber den Arm sinken und indem er sich vor ihr beugte, flüsterte er leise: „Erlaßt es mir, gnädiges Fräulein, das zu sagen, und ich werde es Euch in Ewigkeit nicht vergessen."

Sabine zögerte einen Augenblick, dann trat sie ganz vor. „Wo das Geld meines Vaters blieb, kann ich selbst Euch sagen," fing sie an, „und Eure Ungerechtigkeit zwingt mich sogar, das auszusprechen, was man sonst nicht gern laut werden läßt. Das Geld ist fort, weil Viele unter Euch, und einige kenne ich sogar, obgleich ich erst wenige Wochen hier bin, die Andern wird aber vielleicht der Xaver bezeichnen können, die Gutheit meines Vaters mißbrauchten und ihm seine Barschaft abborgten und abbettelten, und weil er willig gab, so lange er selbst hatte, wenn er meinte, es sei einer in Noth oder doch im Augenblick in Sorge. Er hat es selbst kennen gelernt, was es heißt, sorgen von einem Tag zum andern, und das hat ihm das Herz nachgibig gemacht, wenngleich ihm die

Ueberlegung anders hätte rathen müssen. Nun kann ich Euch genau nachweisen, wie viel mein Vater im Kasten hatte, und Ihr könnt nur helfen nachzuweisen, wo das Geld blieb, wenn Jeder vortritt, der von ihm Darlehn oder Unterstützung empfing. Wir rechnen dann auf. Es soll Keiner einen Kreuzer zurückgeben, es ist nur, daß wir um des Xaver's willen feststellen, wo das Geld blieb. Jeder muß Zeugniß abgeben. Nicht wahr, Herr Dorfrichter, erst das Zeugniß, dann die Anklage!" Das Bien'l hatte jetzt ein Mal den Stachel gezeigt, und das in aller Ruhe und Besonnenheit.

Von den Bauern trat aber keiner vor zu dem Zeugniß, das Sabine verlangt hatte, sondern hier und da drückte sich Einer hinter die Andern fort und verschwand aus dem Zimmer. Auch die Resi mußte wohl wieder im Keller und die Gamswirthin am Herd zu thun haben, freilich der neu angekommene Gast, der wartend in der offenen Thür zum Speisezimmer stand, wollte sein Frühstück, und wenn sie ihre ganze Rechnung mit dem Major noch ein Mal hätte aufstellen sollen, wäre sie doch ziemlich in Verlegenheit gekommen. Schließlich wurde der Kreis immer kleiner im Zimmer und auch der Dorfrichter packte seine Papiere zusammen, stellte Dintenfaß und Sandbüchse wieder auf das Pult der Wirthin und reichte Sabine mit einem verlegenen „Grüß Gott" die Hand, indem er hinzufügte, er hoffe doch, der Herr Major, dessen Anwesenheit ein Segen für das ganze Dorf sei, würde es diesem nicht entgelten lassen, wenn sie sich wirklich seiner Angelegenheit etwas zu eifrig und voreilig angenommen hätten. Damit ging er, ohne aber den Xaver, der ihm fast im Wege stand, eines Blickes zu würdigen.

Das Zimmer war leer; denn auch der Gast in der Thür des Eßzimmers war zurückgetreten, und Sabine und Xaver standen sich allein gegenüber. Sie war scheinbar ganz ruhig, der junge Mann rang nach Worten und konnte sie nicht finden. „Laß gut sein, Xaver," sagte das junge Mädchen, „wasche Dir das Blut aus dem Gesicht und bringe Deine Kleider in Ordnung. Der Herr Major kann jeden Augenblick zurückkommen, und Du sollst ihm so nicht begegnen."

„Erst muß ich seine Mappen in Sicherheit bringen," erwiderte er, „sie rissen sie mir auf der Gasse vom Rücken, um mich zu binden."

Sabine trat ihm in den Weg: „Du wirst wieder in Streit kommen!" sagte sie.

„Nein!" erwiderte er, „jetzt nehme ich's mit dem ganzen Dorf auf." Und damit stürzte er zum Zimmer hinaus. Sie folgte, stieg ruhig die Treppe hinauf und wollte vom Fenster aus beobachten, wie sein Gang ausfiele.

(Schluß im nächsten Heft.)

Indische Reisebriefe.

Von

Ernst Haeckel.

XVI. Die Kaffee-Districte des Hochlandes.

Den letzten Monat meines Aufenthaltes auf Ceylon hatte ich beschlossen einem Besuche des Hochlandes zu widmen. Die Flora und Fauna desselben, wie sein Klima und sein gesammter Naturcharakter, ist von demjenigen des Tieflands so verschieden, daß beide zwei weit entfernten Erdtheilen angehören könnten. Wenn man in einer einzigen Tagereise die sechstausend Fuß aus den Palmengärten des Unterlandes in die Urwälder des Oberlandes emporsteigt, so ist der Unterschied im Klima und Scenerie nicht geringer, als ob man plötzlich aus den Urwäldern Brasiliens auf die Hochebenen von Peru, oder aus den Dattelhainen Egyptens auf die blumenreichen Matten unserer Alpen versetzt würde.

Das Hochland von Ceylon nimmt ungefähr den vierten Theil seines gesammten Flächeninhalts ein und hat eine durchschnittliche Höhe von 4—6000 Fuß über dem Meeresspiegel; nur die höchsten Erhebungen steigen bis 7000 und 8000 Fuß empor. Die nördliche Hälfte der Insel ist ganz flach. In der südlichen Hälfte erhebt sich das Oberland ziemlich steil und abgeschlossen als ein zusammenhängendes Bollwerk von Urgebirge, dessen östliche und südliche Gehänge weit schroffer sind als die westlichen und nördlichen. Der flache Ring des Unterlandes, welcher dasselbe umgibt und vom Meere trennt, ist auf der östlichen Seite doppelt so breit als auf der westlichen. Eine Senkung der Insel um wenige hundert Fuß würde genügen, drei Viertel derselben unter Wasser zu setzen; das Hochland allein würde als letztes Viertel steil aus dem Spiegel des Oceans sich erheben. Der gewaltige Felsenleib desselben besteht fast ausschließlich aus krystallinischen Gesteinen, ganz vorwiegend Gneiß. An einzelnen Stellen ist dieser von Granit, an anderen von Trachyt und Basalt durchbrochen.

Noch im Anfang unseres Jahrhunderts war das Hochland von Ceylon zum größten Theile ganz unbekannt. Auf der Karte, welche 1813 der Regierungs-Ingenieur Schneider veröffentlichte, sind nicht weniger als zwei Drittel vom ganzen Königreich Kandy durch einen weißen Fleck bezeichnet. Als im Jahre 1817

Doctor Davy (der Bruder des berühmten Physikers) die erste gründlichere Durchforschung desselben unternahm, stieß er auf unsägliche Schwierigkeiten. Der größte Theil des Gebirges war noch ganz unwegsam, mit einem zusammenhängenden und undurchdringlichen Mantel von ungeheuren Urwäldern bedeckt, welche noch keines Europäers Fuß betreten hatte. Scharen von Elephanten, Bären, Leoparden, Wildschweinen, Hirschen u. s. w. waren die Beherrscher dieser Wälder; die Spuren menschlicher Existenz beschränkten sich auf die wilden Horden der Veddahs, die gegenwärtig ihrem Aussterben entgegen gehen. Keinerlei gebahnte Wege führten durch diese Urwälder hindurch; keine Brücken überwölbten die wilden Bäche und Ströme, die in den unzugänglichen Schluchten des Gebirges zahllose Wasserfälle bildeten.

In verhältnißmäßig kurzer Zeit, im Verlaufe von weniger als fünfzig Jahren, hat sich dieser Charakter des Hochlands völlig verändert. Im Jahre 1825 legte der verdienstvolle Gouverneur Sir Edward Barnes die erste Kaffeepflanzung im Hochlande, in der Nähe von Peradenia an und wies nach, daß Boden und Klima daselbst für die Kaffeecultur außerordentlich günstig seien. Ermuntert durch sein Beispiel, angespornt theils durch die lockende Aussicht auf hohen Gewinn, theils durch die eigenthümliche Romantik des Hochland-Lebens, drang jetzt ein ganzes Invasionsheer von Kaffeepflanzern in die Urwälder des Gebirges ein und verwandelte in weniger als zwanzig Jahren mit Hilfe von Axt und Feuer den größten Theil desselben in einträgliche Kaffeepflanzungen. An den steilen Abhängen der Berge wurden ganze Wälder dadurch niedergelegt, daß die obersten Reihen der uralten Baumriesen mit der Axt gefällt und auf die darunter stehenden an einer Seite eingeschnittenen Bäume gestürzt wurden. Der ungeheure Druck jener gewaltigen, durch Schlingpflanzen dicht verketteten Baummassen brachte auch diese letzteren zu Fall und so setzte sich lawinenartig der Zusammensturz von oben nach unten bis zur Thalsohle fort. Dann wurde der ganze niedergelegte Urwald angezündet und so der fruchtbarste Boden für die neuen Kaffeepflanzungen gewonnen. Der Ertrag derselben war so reichlich und die ganze Kaffeecultur wurde durch zufälliges Zusammentreffen von glücklichen handels-politischen und commerciellen Verhältnissen so ausnehmend begünstigt, daß schon zwanzig Jahre nach dem ersten Anfang, 1845, die Kaffeespeculationen eine schwindelhafte Höhe erstiegen hatten.

Natürlich blieben die Rückschläge, die stets auf solche übertriebenen Speculationen folgen, nicht aus. Wie bei den australischen und californischen Goldminen, oder bei den Diamantenfeldern von Südafrika, verlockten die glänzenden Erfolge einzelner Glücklicher auch eine große Anzahl von Unternehmern, die weder Capital noch Verstand und Kenntnisse genug hatten. Und so sollen in den fünf Jahren zwischen 1845 und 1850 mehr als fünf Millionen Pfund Sterling an Privatvermögen durch verunglückte Kaffee-Unternehmungen verloren worden sein. Auch machten sich, wie es bei allen Culturpflanzen früher oder später geschieht, bald zahlreiche und gefährliche Feinde geltend, welche den Kaffeepflanzungen großen Schaden brachten, theils Thiere, theils Pflanzen und Protisten; so namentlich die gefräßigen Golunda-Ratten (Golunda Elliotti) und die gefährlichen Kaffee-Schildläuse (Lecanium Caffeae), ferner verschiedene vegetabilische Parasiten. In

den letzten zehn Jahren wuchsen zunehmend die Verwüstungen durch den weitaus gefährlichsten Feind, einen mikroskopischen Pilz, die Hemileja vastatrix: die durch ihn bewirkte Krankheit der Kaffeeblätter hatte gegenwärtig solche Dimensionen angenommen und hatte sich als so unheilbar erwiesen, daß in vielen Pflanzungen die Kaffeecultur ganz aufgegeben worden war; der Theestrauch und der Chininbaum (Cinchona) waren jetzt an die Stelle des Kaffeebaumes getreten, und zwar mit ausgezeichnetem Erfolge.

Mag nun in Zukunft mehr der Kaffee oder mehr der Thee oder mehr die Cinchona das Hauptobject der Pflanzungen in diesen sogenannten „Kaffee-Districten" der Insel bilden, so kann doch darüber kein Zweifel mehr bestehen, daß die klimatischen und Bodenverhältnisse des Hochlands von Ceylon für die Cultur der genannten und vielleicht auch noch anderer höchst werthvoller Nutzpflanzen überaus günstig sind. Nicht lange mehr wird es dauern und das ganze Hochland mit Ausnahme sehr weniger Stellen wird ein Culturland ersten Ranges sein. Schon jetzt dehnt sich das Netz der Kaffeedistricte alljährlich mehr bis in die entlegensten Theile des Gebirges aus, und ich mußte schon ziemlich weit wandern, um noch ein größeres Stück desselben in seiner ursprünglichen jungfräulichen Beschaffenheit kennen zu lernen. Aber selbst dort begegnete ich fast allenthalben in nächster Nachbarschaft der unberührten Urwälder jungen Rodungen, die soeben mit Feuer und Art urbar gemacht wurden.

Daß mein sehnlicher Wunsch, einen der wildesten und ursprünglichsten Theile des Hochlands zu besuchen, in Erfüllung ging, verdanke ich hauptsächlich der freundschaftlichen Unterstützung von Dr. Trimen, dem Director des botanischen Gartens von Peradenia. Bei meiner letzten Anwesenheit verabredeten wir uns, Mitte Februar in Nurellia, der berühmten „Sommerfrische" des Hochlands zusammen zu treffen, und von da aus gemeinschaftlich einen Ausflug nach Horton's-Plain's zu unternehmen. Es ist dies der wilde und selten besuchte südöstliche Theil des Plateau's, von welchem dasselbe am sogenannten „Ende der Welt" überaus steil, fast 5000 Fuß hinabstürzt; hier wollten wir in das Hügelland von Billahuloya hinuntersteigen, von da westwärts nach Ratnapura, der „Stadt der Edelsteine" wandern und endlich von hier auf dem malerischen „schwarzen Flusse", dem Kalu-Ganga, bis zu dessen Mündung an der Westküste, bis Caltura, zu Boot fahren. Mein Freund Trimen übernahm es gütigst, alle nöthigen Vorbereitungen zu dieser Expedition zu treffen. Da wir über eine Woche in völlig menschenleeren Gegenden zu campiren hatten, und zwar in dem kältesten und wildesten Theile des Hochgebirges, so mußte zum Tragen der Lebensmittel, Decken, Betten, Zelte u. s. w. ein Transport von mindestens zwanzig Kuli's eingerichtet werden. Ich selbst beschloß inzwischen die erste Hälfte des Februar für den Besuch des westlichen Gebirgstheils und insbesondere des weltberühmten Adams-Pik zu verwenden.

Nachdem ich Ende Januar von Punto-Galla nach Colombo zurückgekehrt war, traf ich in Whist-Bungalow die nöthigen Vorbereitungen für diese Unternehmung. Indessen wurde fast die ganze erste Woche des Februar durch die Theilnahme an einem seltenen und höchst merkwürdigen Schauspiel weggenommen, das man gegenwärtig wohl nur noch in Ceylon — und auch da nur noch sehr

selten — sehen kann, durch einen „Elephanten-Korral". Man versteht darunter den Fang und die Zähmung einer ganzen Heerde wilder Elephanten, welche durch gezähmte Elephanten bethört und gefesselt werden. Früher, als die wilden Elephantenheerden in Ceylon noch sehr zahlreich und lästig waren, und als die zahmen Elephanten noch vielfach zum Wegebau und zu anderen Arbeiten verwendet wurden, fanden solche Korrals ziemlich häufig statt. Gegenwärtig hat ihre Zahl und Bedeutung sehr stark abgenommen; und da jetzt ein solcher Korral nur mit großen Kosten und Schwierigkeiten herzustellen ist, kommt er nur noch selten, bei besonders feierlichen Gelegenheiten zu Stande. Diesmal wurde die Veranlassung dazu durch den Besuch der beiden Söhne des Prinzen von Wales gegeben, die gelegentlich der Rückkehr von ihrer Weltumsegelung ein paar Wochen in Ceylon zubrachten. Nicht weniger als 3000 Treiber waren volle drei Monate hindurch beschäftigt, die wilden Elephanten aus den Urwäldern zusammen zu treiben und nach dem Korral von Lambugama hinzutreiben; hier war ein besonderes Dorf aus Blockhäusern, ein „Korral-Town", für die zahlreichen Gäste dieses interessanten Schauspiels erbaut worden; in den ersten drei Tagen des Februar fand der merkwürdige Fang und die Fesselung der wilden Elephanten statt. Ich verspare jedoch die Beschreibung desselben auf eine spätere Gelegenheit, da sie mich hier zu weit von meinem eigentlichen Gegenstande hinwegführen würde.

Aus demselben Grunde übergehe ich hier auch den ersten Theil meiner Hochlandsreise, von Peradenia über Gampola und Dickoya, sowie die Besteigung des Adams-Pik. Ich erstieg diesen berühmten Berg, einen der merkwürdigsten Gipfel der Erde, am 12. Februar d. J. beim schönsten Wetter und werde diese interessante Bergfahrt ein ander Mal im Zusammenhang ausführlich schildern. Der Ausgangspunkt dieser Unternehmung, zu dem ich auch zurückkehrte, war St. Andrews, die höchst gelegene Kaffeepflanzung in der südwestlichen Ecke des Hochlands, unmittelbar am Fuße des Adams-Pik. Der Eigenthümer derselben, Mr. Christie, der mich ein paar Tage freundlichst beherbergte, führte mich selbst bis auf den Gipfel des heiligen Pilgerberges.

Von hier wendete ich mich in nordöstlicher Richtung gegen den Mittelpunkt des Hochlandes, um einige Tage in Nurellia zuzubringen, dem beliebten und viel besuchten Sanitarium der Engländer. Der Weg von St. Andrews bis Nurellia beträgt 45—50 englische Meilen. Noch vor wenigen Jahren führte der größere Theil desselben durch dichte Wälder; jetzt sind dagegen meistens Kaffee- und Cinchonapflanzungen an deren Stelle getreten. Ich legte diesen Weg, von schönem und nicht allzuheißem Wetter begünstigt, in zwei starken Tagemärschen zurück, nur von zwei schwarzen Tamil-Kuli's begleitet, die mein Gepäck trugen. Am ersten Tage (am 13. Februar) wanderte ich 24 englische Meilen, von Morgens sechs bis Abends acht Uhr; am zweiten Tage 20 Meilen. Da die genannte Jahreszeit in diesem Theile der Insel die kühlste ist, und die Temperatur Mittags im Schatten nur 24—26° R. betrug, konnte ich auch die Mittagsstunden, mit Unterbrechung durch eine einstündige Rast, zum Marschiren benutzen. Als bestes Erfrischungsmittel benutzte ich dabei wieder nasse Tücher, die ich unter dem breit-

krämpigen Sola-Hut über Kopf und Nacken trug und in den allenthalben reichlich fließenden Bächen jede Viertelstunde auffrischte.

Da ausgedehnte Pflanzungen, die nur aus Massen einer einzigen Culturpflanze bestehen, meistens in den Tropen kaum weniger langweilig sind als unsere einförmigen Kornfelder und Weinberge, so hatte ich mich vor dieser tagelangen Wanderung durch die Kaffeeplantagen etwas gefürchtet. Indessen erwies sich dieselbe weit unterhaltender, als ich gedacht hatte. Das Terrain des Hochplateaus wird vielfach von tiefen Schluchten eingeschnitten, in denen schäumende Bäche, oft in schönen Wasserfällen und von prächtigster Farn- und Djungle-Vegetation bekränzt, herabstürzen. Viele dieser Schluchten sind bereits von guten neuen Brücken überwölbt. An anderen hingegen wird deren Stelle einfach durch einen Baumstamm vertreten, der von einem Ufer zum anderen hinüber gelegt ist. Bisweilen ist daneben eine Liane seilartig ausgespannt, die als Geländer zum Festhalten dient. Bisweilen ist man gezwungen, ganz frei über den hoch schwebenden Baumstamm hinüber zu balanciren, wobei man allerdings nicht an Schwindel leiden und sich nicht durch das Toben des wilden Bergbaches irre machen lassen darf, der tief unten schäumend über zackige Felsen dahin strömt. Alte Turnkünste, seit vielen Jahren nicht geübt, wurden bei dieser Gelegenheit wieder aufgefrischt und kamen mir sehr zu Statten.

Dann und wann wird auch unser Weg, der wechselnd bergauf, bergab geht, durch ein größeres tiefes Thal geschnitten, an dessen steilen unzugänglichen Felswänden noch ein Rest des alten Urwaldes stehen geblieben ist. Der Anblick seiner mächtigen Riesenstämme, die säulengleich hoch emporsteigen und von deren breiten Schirmkronen gewaltige Lianenmassen dicht verschlungen herabhängen, läßt uns die unvergleichliche Vegetationspracht ahnen, die hier dem unaufhaltsamen Fortschritte der menschlichen Cultur zum Opfer gefallen ist. Auf kurze Strecken ist auch unser Pfad mit der Axt mühsam mitten durch das Dickicht selbst gehauen und wir können die mannigfaltigen Baumformen näher betrachten, die dasselbe zusammensetzen, hauptsächlich verschiedene Lorber- und Myrtenarten, Rubiaceen u. s. w. Meist sind die Blätter dieser Gebirgsbäume von einem dunkeln, bräunlichen oder schwärzlichen Grün, trocken und lederartig. Die schönsten Guirlanden verschiedenartiger Kletterpflanzen schlingen sich von Stamm zu Stamm, während die Stämme selbst mit den seltsamen Blüthen zahlreicher Orchideen und Bromelien auf das Prächtigste geschmückt sind. Unter den Lianen zeichnet sich besonders der kletternde Pandang aus (Freycinetia), aus dessen schraubenförmig gewundenen Blätterbüscheln glühend feuerrothe Blüthenähren hervorragen. Von den schönen Palmen des Tieflands ist hier nichts mehr zu sehen; aber ihre Stelle wird ersetzt durch die wundervollen Baumfarne, eines der zierlichsten und anmuthigsten Producte der Tropenflora. Im Grunde der schattigen Schluchten ragen armsdick kohlschwarze Stämme solcher Farnbäume (Alsophila) 20—30 Fuß, bisweilen noch höher empor, während ihre flach ausgebreitete Fiederkrone aus vielfach eingeschnittenen Wedeln von 8—12 Fuß Länge sich zusammensetzt. Eine Masse der verschiedensten kleineren Farnkräuter und ihrer zierlichen Cousinen, der feinen Selaginella, ist daneben allenthalben über den Klippen ausgebreitet.

Während diese anmuthigen Waldschluchten den verschlungenen Fußpfad durch

die Hügellandschaft der Kaffeedistricte vielfach unterbrechen und ihre üppige Felsen-Vegetation häufig den schönsten Vordergrund für ein Landschaftsbild liefert, ist auch der Blick auf den entfernten Hintergrund durch die blauen Gebirgsketten oft nicht wenig gehoben, und namentlich ragt der schlanke Kegel des Adams-Pik weit über seine Nachbarn hervor. Besonders im Hügellande von Maskilia, dessen Bach reich an schönen Wasserfällen ist, bildet der Pik darüber einen sehr stattlichen Hintergrund.

Uebrigens ist auch der Anblick der Kaffepflanzungen selbst ganz hübsch. Während die Kaffeebäume im Tieflande, wo die Singhalesen sie einzeln neben ihren Hütten cultiviren, zu schlanken Stämmen von 20—30 Fuß Höhe emporwachsen, werden sie dagegen in den Plantagen des Hochlands jetzt meistens des reicheren Ertrages wegen stark verschnitten und in Gestalt flacher Sträucher, nur 3—4 Fuß hoch, gezogen. Die schönen dunkelgrünen glänzenden Blätter bilden ein dichtes Dach, auf welchem die Büschel der duftenden weißen Blüthen und der dunkelrothen kirschenähnlichen Beeren anmuthig zerstreut sind. Auf ausgedehnten Strecken findet man jetzt, mit dem ursprünglich herrschenden Kaffee abwechselnd, den duftigen Theestrauch und die schlanken Cinchonabäume, beide ebenfalls mit zierlichen weißen Blüthen geschmückt. Die großen Blätter der Chinarindenbäume sind in der Jugend prächtig roth gefärbt; ihre schlanken Stämmchen zeichnen sich durch sehr festes und zähes Holz aus; und ein solches Stämmchen, das ich mir am Adams-Pik selbst ausgegraben hatte, lieferte mir für meine ganze Gebirgsreise den besten Wanderstab.

Die unterhaltendste Staffage in den Hochlandsplantagen bilden die schwarzbraunen Arbeiter in denselben, die sogenannten Tamil-Kuli's. Dieselben gehören zu der echten Rasse der Dravida, die früher noch mit der arisch-indischen Bevölkerung vereinigt, neuerdings aber mit Recht ganz davon abgetrennt worden ist. Von den eigentlichen Singhalesen sind sie ganz verschieden und halten sich auch völlig von ihnen getrennt. Ihre Tamilsprache hat gar Nichts mit dem Pali der Letzteren gemein, so daß die neueren Linguisten überhaupt keine Verwandtschaft zwischen Beiden herausfinden können. Die meisten Anthropologen halten die Tamils oder „Malabaren" für die Reste der Urbevölkerung Vorder-Indiens, welche erst durch die von Norden kommenden Arier mehr und mehr verdrängt wurde. In Ceylon hingegen traten die Ersteren nachweislich als Eroberer auf, welche die arischen, früher eingedrungenen Singhalesen zunehmend verdrängt haben. Gegenwärtig ist nicht allein der ganze Norden der Insel und ein großer Theil des Ostens vorwiegend von Tamils bewohnt, sondern auch im centralen Hochlande haben sie sich auf Kosten der trägen und weichlichen Singhalesen überall ausgebreitet, Dank ihrer größeren Tüchtigkeit und Arbeitsfähigkeit. Eine sehr große Anzahl von Tamilen oder sogenannten Malabaren (schon vor dreißig Jahren 50 000, jetzt wohl weit über 200 000) kommt alljährlich während der Winterszeit über die Adams-Brücke von der Koromandel-Küste nach Ceylon auf sechs bis acht Monate herüber, um in den Pflanzungen zu arbeiten, und kehrt für den Rest des Jahres mit ihren Ersparnissen in die festländische Heimath zurück.

Die Tamilen sind in Hinsicht auf Körperbau, Gesichtsbildung, Hautfarbe

und Charakter von den eigentlichen Singhalesen nicht weniger verschieden als bezüglich ihrer Sprache, ihres Cultus, ihrer Sitten und Gewohnheiten. Während die Letzteren größtentheils an Buddha glauben, sind die Ersteren hingegen meistens Anhänger des Siva-Cultus. Die Hautfarbe der Tamilen ist stets viel dunkler, kaffeebraun bis schwarzbraun, diejenige der Singhalesen hingegen zimmtbraun bis hell gelblichbraun. Das lange Haar ist in beiden Rassen durchgängig schwarz und schlicht oder schwachlockig (niemals wollig). Der Bart ist hingegen bei den Tamilen weit schwächer entwickelt als bei den Singhalesen; die Gesichtsbildung weicht viel bedeutender von der mediterran-europäischen ab, als bei den Letzteren. Die Stirn ist niedriger, die Nasenflügel sind breiter, die Lippen dicker und aufgeworfener, das Kinn stärker. Der Blick ist ernst und finster. Selten sah ich Tamilen lachen und niemals so heiter, als es oft die Singhalesen sind. Der Skeletbau der Tamilen ist schlanker und kräftiger als der der Singhalesen. Das Muskelsystem der Ersteren ist weit besser entwickelt als das der Letzteren: wie sie denn auch mit Leichtigkeit und Ausdauer die schweren Arbeiten verrichten, zu welchen diese nicht zu gebrauchen sind. Der auffallend weiche und oft weibische Typus der Körperbildung, der besonders bei den männlichen älteren Singhalesen sich geltend macht, fehlt den Tamilen ganz; und selbst das weibliche Geschlecht erscheint hier weit kräftiger und nerviger. Dabei ist übrigens der Körperbau der Tamilen keineswegs besonders robust und starkknochig; vielmehr schlank und zierlich. Die Proportionen des Körpers entsprechen durchschnittlich so sehr den künstlerischen Anforderungen der Schönheit, daß man die Dravida in dieser Hinsicht keineswegs zu den niederen Menschenrassen zählen darf. Vielmehr nähern sich Viele auffallend dem griechischen Ideale. Da die Kleidung derselben in den Pflanzungen sich beim männlichen Geschlecht auf einen leichten Turban und einen schmalen Lendenschurz oder eine Schwimmhose beschränkt, beim weiblichen Geschlecht auf eine kurze Schürze und ein locker umgeschlungenes Busentuch oder ein kurzes weißes Jäckchen (— überdies während der heißen Arbeit oft entfernt —), so hat man bei der Wanderung durch die Pflanzungen stets Gelegenheit, die Schönheit ihres Körperbaues zu bewundern. Dazu kommt noch, daß ihre Bewegungen durch eine gewisse natürliche Anmuth ausgezeichnet sind und daß die mannigfache schwere Arbeit in den Plantagen sie in den verschiedensten Stellungen zur Anschauung bringt. Wie viel mehr könnte hier an diesen natürlichen und ungefälschten Modellen ein Bildhauer für das Verständniß der Schönheit und des Ebenmaßes der menschlichen Figur gewinnen, als in den Aktsälen unserer Kunstakademien, wo die mühsam ausgesuchten Modelle des verkümmerten Culturmenschen in künstlich erzwungenen Stellungen nur ein dürftiges Surrogat liefern!

Der freundlichen Einladung eines der angesehensten Pflanzer des Hochlandes, Mr. Talbot, folgend, übernachtete ich am 13. Februar in Wallaha. Da im Gebirgslande von Ceylon (mit Ausnahme einzelner vielbesuchter Punkte) weder Hôtels noch Rasthäuser existiren, so ist der Reisende fast ausschließlich auf die Gastfreundschaft der englischen Pflanzer angewiesen, und diese wird auch allenthalben mit einer unbegrenzten Freigebigkeit gewährt, als ob sie selbstverständlich wäre. Allerdings liegt auch die große Mehrzahl der Pflanzungen so isolirt

inmitten einsamster Wildniß, daß jeder Besuch willkommen ist; ein fremder Gast aber, der unmittelbar aus Europa kommt und frische Neuigkeiten aus dem geliebten Mutterlande erzählen kann, wird zu den erfreulichsten Ueberraschungen gerechnet. Ich zähle die gastfreundliche und herzliche Aufnahme, die ich hier allenthalben fand, zu meinen angenehmsten Reiseerinnerungen. Nichts ist wohlthuender, als der unvergleichliche britische Comfort: ein kühles Bad, ein vortreffliches Abendessen, ein anregendes Gespräch bei einem guten Glase Wein, und endlich ein weiches Bett, nachdem man zehn bis zwölf Stunden bergauf, bergab durch die steinigen und sonnigen Fußpfade der Kaffeepflanzungen gewandert ist, dabei vier bis sechs Stunden in einer Hitze, welche diejenige unserer schlimmsten „Hundstage" übertrifft. Nur bisweilen wird dieser Genuß etwas getrübt durch die Strenge der britischen Gesellschafts-Etiquette, die einzelne wohlerzogene Pflanzer selbst mitten in der Wildniß des tropischen Hochlandes nicht verleugnen können. So gedenke ich noch mit Schrecken eines Abends, als ich höchst ermüdet nach Sonnenuntergang in eine ganz einsame Pflanzung kam und der gastfreie Hausherr mir deutlich zu verstehen gab, daß er mich bei dem bald beginnenden Diner in schwarzem Frack und weißer Cravatte zu sehen erwarte. Meine aufrichtige Betheuerung, daß ich dieses „black evening dress" unmöglich in meinem kleinen Tourniſter auf dieser wilden Hochgebirgstour mit mir führen könne, vermochte nicht zu hindern, daß mein Wirth selbst mir zu Ehren dieselbe anlegte, und daß auch die Frau Gemahlin, die dritte und letzte Person an unserm Gesellschaftstische, in feierlichem Dinner-Costüm erschien.

Abgesehen von diesen und einigen anderen steifen Formalitäten, die uns zwanglosen Deutschen sehr sonderbar vorkommen, habe ich von meinem Aufenthalte bei den britischen Pflanzern im Hochlande von Ceylon nur die angenehmsten Eindrücke bewahrt. Das einsame Leben dieser Leute ist voll harter Arbeit und vieler Entbehrungen, und man würde gar sehr irren, wenn man sie etwa mit den Sklavenbaronen des tropischen Amerika vergleichen und annehmen wollte, daß sie mühelos durch die Arbeit ihrer Hunderte von schwarzen Tamils ein reiches Vermögen erwürben. Hier heißt es vielmehr: thätig sein, denken und aufpassen vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Ueberall fand ich die Pflanzer schon mit Tagesanbruch bei der Arbeit; ein großer Theil des Tages wird durch den Besuch des weit ausgedehnten Culturlandes weggenommen, durch die Instruction und Beaufsichtigung der vielen Diener und Aufseher, durch Berechnungen, Correspondenz u. s. w. Denn ein großer Theil des guten Erfolges hängt von umsichtiger Berechnung ab, wenn auch die Glücksverhältnisse der Lage, des Wetters u. s. w. dabei eine große Rolle spielen. Da in der Regel die Pflanzungen durch weite Entfernungen von einander getrennt sind, ist der nachbarliche Verkehr sehr beschränkt, und besonders die Frauen sind meistens auf sich selbst angewiesen. Viele werden für diese Entbehrungen nur theilweise durch die ungebundene Freiheit entschädigt, deren sie sich auf ihrem ausgedehnten Besitze erfreuen, und durch den unmittelbaren Verkehr mit der großartigen Natur, die allerdings einem dafür empfänglichen Gemüthe hier hohe Genüsse darbietet.

Das „Bungalow" oder das eigentliche Wohnhaus des Pflanzers ist in der Regel ein einstöckiges steinernes Gebäude mit breitem Schattendach und freund-

licher Veranda, von einem hübschen Garten umgeben und innen mit all' dem britischen Comfort ausgerüstet, den die Umstände nur irgend gestatten. In nächster Umgebung stehen gewöhnlich (ebenso auch in der Pflanzung streckenweise vertheilt) kleine Gebüsche von australischem Eucalyptus globulus, der seiner austrocknenden und gesunden Nachbarschaft wegen besonders geschätzt wird.

Die Wohnhütten der Tamils, die oft ein kleines Dorf zusammen bilden, stehen gewöhnlich in weiterer Entfernung, in der Nähe der Kaffeemagazine. Neuerdings ist viel für Anlage guter Wege geschehen und bei der zunehmenden Ausdehnung der Pflanzungen wird bald der größte Theil des Hochlandes von solchen durchschnitten und für Wagen zugänglich sein.

XVII. Nurellia.

Der weitaus besuchteste und bekannteste Ort des Hochlandes von Ceylon die beliebteste „Sommerfrische" der Insel, ist Nurellia (geschrieben Nuwara-Elliya, d. h. die „Lichtstadt"). Dieser Ort liegt inmitten eines muldenförmigen elliptischen Hochthales von 1—2 Stunden Ausdehnung, das rings von 1500 bis 2000 Fuß hohen Bergketten eingeschlossen ist. Das Plateau selbst liegt 6000 bis 6200 Fuß über dem Meere. Klima und Scenerie sind völlig verschieden von demjenigen des Tieflandes und erinnern vielmehr an das Gebirgsland von Mitteleuropa. Wenn auch um Mittag bisweilen die Tropensonne eine Hitze von 20—25° R. hervorruft, so sind doch die Nächte beständig kühl und im Frühjahr findet man nicht selten Morgens das Gras mit Reif bedeckt und die Wassergefäße, die man zur Kühlung vor das Fenster gestellt hatte, mit einer dünnen Eisschicht überzogen. An den meisten Tagen wird Abends und Morgens Feuer in den Kaminen gemacht, die überall in den niedrigen steinernen Häusern angebracht sind.

Wenn man bedenkt, daß Nurellia unter 7° nördlicher Breite liegt, so erscheint eine mittlere Jahrestemperatur von 12—13° R. bei nur 6000 Fuß Meereshöhe auffallend niedrig. Sie ist wohl, wie die unverhältnißmäßig niedere Temperatur des Hochlandes überhaupt, vorwiegend der isolirten Lage von Ceylon und der überaus starken Verdunstung bei Tage, wie der nächtlichen Abkühlung durch Wärmestrahlung zu verdanken. Die Luft ist beständig feucht. Dichter Nebel erfüllt das ganze Hochthal oft tagelang. Die Regenmenge ist überaus groß; zahlreiche Quellen und Bäche, die überall von den Berghängen in reicher Fülle herabstürzen, begünstigen die üppigste Vegetation und speisen den kleinen See, der einen großen Theil der Südhälfte des Plateaus einnimmt.

Dieses Uebermaß von kühler Feuchtigkeit, von Nebel- und Wolkenbildung, Regen und Sturm verstärkt den ernsten und melancholischen Eindruck, welchen die einförmige Gestalt der einschließenden Bergketten, die düstere Farbe ihrer schwarzgrünen Wälder und des braungrünen Moorbodens der Sumpfwiesen unten im Thale hervorbringt. Man fühlt sich oft unwillkürlich fünfzig Breitengrade weiter nördlich, nach dem Hochlande von Schottland versetzt, und genau dieselbe düstere Stimmung, die mich vor wenigen Jahren (im Herbst 1879) beim Durchstreifen des Letzteren erfaßt hatte, überkam mich auch zu wiederholten Malen in dem Hochmoor von Nurellia. Ja, ich glaube, daß sich aus dieser auffallenden Aehnlich-

keit in Klima und Scenerie mit Schottland auch großentheils die ausgeprägte Vorliebe der britischen Colonisten für Nurellia erklärt. Das Feuer im Kamin zaubert ihnen hier nicht weniger die Reize der entfernten nordischen Heimath vor, als draußen der Zug der grauen Nebelwolken, die sich von den schwarzen Bergwäldern auf das feuchte dunkle Moor und den blanken Spiegel des eiskalten Sees herabsenken.

Zwar war dies entlegene und verborgene Hochthal von Nurellia, mitten im höchsten Theile des waldigen Oberlandes, den Eingeborenen des heißen Unterlandes schon seit mehreren Jahrhunderten bekannt; und ein alter Kandykönig soll schon im Jahre 1610 hier vor den portugiesischen Eroberern eine sichere Zuflucht gefunden haben. Allein den ersten Besuch von Europäern erhielt es erst im Jahre 1826. Es waren englische Officiere, die sich auf der Elephantenjagd zufällig hierher verirrten: sie gaben von der erfrischenden Kühle und Schönheit des Gebirgsthals eine so begeisterte Schilderung, daß der damalige Gouverneur, Sir Edward Barnes, sich alsbald daselbst ein Bungalow baute und eine Gesundheitsstation für die britischen Truppen gründete, welche schon 1829 eröffnet wurde.

In der That wirkt die kühle Gebirgsluft von Nurellia auf den europäischen Organismus, der durch längeren Aufenthalt im heißen Unterlande erschlafft ist, ganz wunderbar erfrischend; und wenn man jetzt mit Hilfe von Eisenbahn und Postkutsche innerhalb vierundzwanzig Stunden von Colombo hier hinauf gelangt, so fühlt man sich mit einem Schlage wie umgewandelt. Das ungewohnte Vergnügen des Frierens und der einseitigen Erwärmung am Kaminfeuer, das behagliche Gefühl, mit dem man wieder beim Ausgehen den längst entwöhnten Ueberrock und Plaid anthut, und sich Abends ein Mal wieder die warme Bettdecke bis über die Ohren zieht, wirken als Contrast zu den nackten Gewohnheiten des heißen Unterlandes so anheimelnd, daß man allenthalben in den Städten des Letzteren mit Begeisterung Nurellia preisen hört. Würden wir direct aus unserm frostigen Norddeutschland dahin versetzt, so würden wir von der überraschenden Aehnlichkeit nur wenig erbaut sein!

Im Allgemeinen wird die Bedeutung von Nurellia als Gesundheitsstation sicher stark übertrieben; denn das feuchte und kühle Klima, dessen Temperatur an klaren Wintertagen zwischen Morgen (3—4°) und Mittag (20—25°) nicht selten um mehr als 20° R. innerhalb sechs Stunden springt, disponirt natürlich leicht zu starken Erkältungen und ist für viele Leiden, insbesondere catarrhalische und rheumatische, nichts weniger als zuträglich. Auch hörte ich von vielen einzelnen Erkrankungen, die der plötzliche Klimawechsel zwischen Colombo und Nurellia herbeigeführt hatte. Trotzdem erhält sich, theils durch künstliche Reclame, theils in Folge secundärer Verhältnisse, sein hoher Ruf als klimatischer Curort beständig und ist sogar fortwährend im Wachsen. Die Zahl der englischen Landhäuser oder „Cottages", welche den grasigen Thalboden und den Fuß der waldigen Gehänge bedecken, nimmt von Jahr zu Jahr bedeutend zu und es kann nicht lange mehr dauern, so wird Nurellia eine ansehnliche Stadt sein, allerdings nur während des dritten oder vierten Theils des Jahres bewohnt, während der trockenen Monate Januar bis April. Später, während der Dauer des Südwest-

Monsuns, läßt der ununterbrochene triefende Regen keinen längeren Aufenthalt mehr zu.

Der letztere Umstand macht es auch zweifelhaft, ob Nurellia sich, wie Viele hoffen, bleibend zur Errichtung einer großen Erziehungsanstalt für die in Ceylon geborenen Kinder der Europäer eignen wird. Dazu kommt noch die enorme Theuerung der Wohnungen und Lebensmittel. Nirgend in Ceylon hat mein schlanker Jenenser Geldbeutel so schwer geblutet, wie in dem schlechten Rasthause von Nurellia. Beispielsweise mußte ich für jedes Hühnerei 50 Pfennige zahlen, für ein Pfund Butter 2 Mark, eben so viel für jede Flasche schlechtes Bier u. s. w. Obwohl daher jeder europäische Gentleman in den heißen Küstenstädten von dem heimlichen Verlangen beseelt ist, die trockene kühle Frühlingssaison in Nurellia zuzubringen, besinnt er sich doch mehr als ein Mal, ob sein Portemonnaie diese starke Erleichterung ertragen kann.

Sehr amusant zu beobachten ist es, wie die Anpassung an die Vorstellung, in einem „Badeort erster Classe" zu leben, hier unter dem 7. Grade nördlicher Breite ganz dieselben Culturauswüchse und Modekrankheiten hervorruft, wie 50 Breitengrade weiter nördlich in den vornehmen Bädern von Nordeuropa. Das starke Geschlecht wetteifert mit dem schönen in Production der elegantesten, theuersten und geschmacklosesten Toiletten. Die kleinen Kinder erscheinen oft in Kleidungen, welche lebhaft an diejenigen ihrer vierhändigen Stammverwandten im Affentheater erinnern. Die reichsten und vornehmsten Residenten suchen sich in ihren modernen Equipagen auf den Promenadenanlagen eben so durch Glanz der Ausstattung zu überbieten, wie innerhalb ihrer Cottages durch Luxus des Mobiliars. Daher entwickeln sich auch bereits mitten zwischen den Bananen- und Reishandlungen der Singhalesen jene charakteristischen Luxusläden unserer Badeorte, in denen raffinirte Schwindler durch zehnfach übertriebene Preise den eleganten Badegästen die wohlverdiente Strafe für ihre Modenarrheiten angedeihen lassen. Mir kam dieses europäische Badetreiben mitten im wilden Hochlande von Ceylon, wo zahlreiche Elephanten, Bären und Leoparden noch jetzt die Wälder in wenigen Stunden Entfernung bevölkern, um so komischer vor, da ich noch ganz von den Erinnerungen an mein primitives Singhalesen-Leben in dem erst kürzlich verlassenen Belligemma erfüllt war.

Die Illusion, hier in einem europäischen Badeorte sich zu befinden, wird um so größer, als auch die Mittagstafeln von Nurellia sich möglichst denjenigen der Letzteren anzupassen suchen. Da bekommt man zu seiner großen Ueberraschung frische Kartoffeln in der Schale, gewürzt mit frischer Butter, zu essen, ferner frische grüne Erbsen und Bohnen, Kohl u. s. w. Alle diese edlen europäischen Gemüse gedeihen in den Gärten und auf den Aeckern von Nurellia fast eben so gut, wie daheim bei uns; und die Kartoffeln (— für die germanische Rasse natürlich die Hauptsache! —) können bei guter Düngung (mit Knochenmehl) sogar vier Mal im Jahre auf demselben Acker geerntet werden! Leider muß man dafür auch das Vier- bis Sechsfache zahlen! Es ist aber sehr unterhaltend bei Tische, den Enthusiasmus zu vernehmen, mit dem hier der kühle Brite von den vortrefflichen Kartoffeln und Erbsen, von dem warmen Ueberrock und dem

Kaminfeuer spricht. Man sieht, der Hauptreiz des Lebens liegt überall in der Contrastwirkung!

Die große Aehnlichkeit, welche das gelobte Land von Nurellia mit Nord-Europa besitzt, und welche ihm die warme Sympathie der europäischen Colonisten von Ceylon einbringt, ist übrigens zum großen Theile nur oberflächlich und zeigt bei genauerem Zusehen mancherlei Differenzen. Das gilt sowohl von dem Klima, als von der Vegetation, den beiden Hauptfactoren, welche den Charakter jedes Landes bestimmen. Was das Klima betrifft, so zeichnet sich nicht allein Nurellia, sondern auch das übrige Hochland von Ceylon durch ganz eigenthümliche Verhältnisse aus, die durch die insulare Lage, frei im indischen Ocean und unterhalb der Südspitze des vorderindischen Festlandes bedingt sind. Die beiden Passatwinde, der trockene Nordost-Monsun des Winters ebensowohl als der nasse Südwest-Monsun des Sommers, führen in Folge der localen Verhältnisse hier beide Niederschläge herbei, nur mit dem Unterschiede, daß die schweren Regenmassen des letzteren weit bedeutender und anhaltender sind als die des ersteren. Daß auch die sogenannte „trockene Jahreszeit" hier (ebenso wie an der Küste von Südwest-Ceylon) ihren Namen nur euphemistisch führt, davon konnte ich mich aus eigener Erfahrung genügend überzeugen. Während meines dreiwöchentlichen Aufenthalts im Hochlande kamen häufig (besonders Nachmittags) starke Regengüsse, bisweilen von solcher tropischen Gründlichkeit, daß ich trotz Regenschirm und Regenmantel keinen trockenen Faden am Leibe behielt.

Auch die Flora von Nurellia, die auf den ersten Blick überraschend viel Aehnlichkeit mit unserer nordeuropäischen hat, zeigt bei genauerer Betrachtung sehr wesentliche Unterschiede. Die braungrünen subalpinen Moorwiesen, welche die Thalsole größtentheils bedecken, sind zwar auch, wie bei uns, vorzugsweise aus Riedgräsern und Binsen zusammengesetzt (Carices und Juncaceae) und darin finden sich überall viele liebe alte Bekannte zerstreut: Veilchen, Glockenblumen, Ranunkeln, Maiblümchen, Baldrian, Hornkraut, Knöterich, Brombeeren, Fingerhut u. s. w. Aber daneben und dazwischen entdecken wir auch viele eigenthümliche Blumen, die uns ganz fremd sind, so z. B. prachtvolle große Balsaminen von höchst origineller Blüthenform, phantastische bunte Orchideen, scabiosenähnliche Restiaceen, große violette Gentianen mit gelben Staubfäden (Exacum), besonders aber hohe Lobelien mit rothen mehrere Fuß langen Blüthentrauben. Folgen wir dem Laufe der Bäche aber aufwärts und dringen in die schattigen Schluchten ein, so entdecken wir sofort einige tropische Charakterpflanzen, die unsere europäischen Illusionen zerstören; vor Allen die herrlichen Farnbäume (Alsophila), die mächtigen Schirmfarne (Angiopteris), die merkwürdigen Nillustauden (Strobilanthus) und die prachtvollen baumartigen Alpenrosen (Rhododendron arboreum): letztere 20—30 Fuß hohe knorrige Bäume, deren Aeste die schönsten Riesenbouquets von blutrothen großen Blüthen tragen.

Noch größere Verschiedenheiten zeigt der Wald, der mit seinen dichten dunkelgrünen Laubmassen aus der Entfernung fast wie Nadelwald aussieht. Er setzt sich aus sehr vielen Baumarten zusammen, die größtentheils zu den Familien der Myrten, Lorberen, Haidekräuter, Guttabäume und Magnoliaceen gehören. Obwohl die zahlreichen Species dieser Bäume nach Blüthenbau und Frucht zu ganz ver-

schiedenen Familien gehören, sehen sie sich doch auffallend ähnlich im äußeren Habitus und Wachsthum. Die lederartigen Blätter sind dunkelgrün oder braungrün, unten oft filzig. Der säulenförmige gerade Stamm gleicht oft ganz den südeuropäischen Pinien und geht oben in zahlreiche Gabeläste aus, die eine breite flache Schirmkrone tragen. Auffallend pinienähnlich sind namentlich die hohen Guttabäume (Calophyllum), von denen zahlreiche Prachtexemplare Stämme von 80—90 Fuß Höhe und 10—12 Fuß Dicke bilden, ausgezeichnet durch die spirale Drehung ihrer Borkenrinde. Sehr groß ist auch in diesen Wäldern des kühlen Hochlandes, ebenso wie in denjenigen des heißen Tieflandes, die Menge und Mannigfaltigkeit der Schmarotzer, der Kletter- und Schlingpflanzen; nur sind es hier größtentheils andere Arten und Gattungen als dort. Außerdem kommen aber hier dazu noch dichte Mäntel von Laubmoosen an den Baumstämmen.

Viele Wälder in der nächsten Umgebung von Nurellia sind jetzt zugänglich gemacht durch breite bequeme Promenadenwege oder wenigstens durch passable Fußpfade, und der civilisirte zahme Badegast, der hier Nachmittags gemächlich lustwandelt, kann sich dabei mit dem schauerlichen Gedanken kitzeln, daß Nachts an derselben Stelle, kaum eine Stunde von seiner Wohnung entfernt, wilde Elephanten seinen Weg gekreuzt, oder Leoparden ein wildes Schwein erlegt haben. Freilich ist die üppige Uebermacht der wilden Vegetation auch hier so groß, daß die Forstaufseher beständig mit der Axt nachhelfen müssen, um die Waldpfade leidlich gangbar zu erhalten.

Die vier Tage, welche ich in Nurellia verweilte, verwendete ich dazu, um interessante Ausflüge nach allen vier Himmelsgegenden zu machen. Am 16. Februar bestieg ich den höchsten Berg der Insel, den östlich gelegenen Pedro-Talla-Galla und feierte auf der Spitze desselben meinen achtundvierzigsten Geburtstag. Diese höchste Bergspitze von Ceylon erreicht 8200 Fuß Meereshöhe und liegt mithin nur 2000 Fuß höher als das Plateau von Nurellia. Sie führt ihren Namen: „Matten-Gewebe-Berg" von den vielen Binsen, die auf ihrem wasserreichen Fuße wachsen und zum Weben von Matten verwendet werden.

Es war ein prächtiger sonniger Frühlingsmorgen, als ich in zwei Stunden von Nurellia hinaufstieg, nur von einem Tamil-Kuli begleitet, der mein Malzeug und den Proviant trug. Der enge Pfad führt anfangs ziemlich steil, später sanfter aufwärts, fast bis zur Spitze durch dichten Wald, mehrmals über rauschende Bergbäche und kleine Wasserfälle. Das Merkwürdigste, was ich beim Hinaufsteigen fand, war einer der großen berühmten Regenwürmer des Hochlandes von Ceylon; sie sind die Riesen ihres Geschlechts, fünf Fuß lang, zolldick und von schöner himmelblauer Farbe. Außerdem traf ich hier zum ersten Male den prächtigen Waldhahn des Hochlandes (Gallus Lafayetti), den ich später „am Ende der Welt" sehr häufig fand. Auch der große aschgraue Affe des Berglandes (Presbytis ursinus) zeigte sich, war aber so scheu, daß ich nicht zum Schusse kommen konnte. Die dichte, mit langem rothgelben Moospelz verbrämte Waldecke des Pedura geht fast bis zu dessen Gipfel hinauf. Eine eigentlich alpine, oder selbst subalpine Vegetation fehlt auf Ceylon. Die Schneelinie würde hier erst bei 14—15 Tausend Fuß Höhe beginnen.

Die freie Aussicht von dem baumlosen Gipfel ist großartig und umfaßt den

größten Theil der Insel, bis zum Meere hin, von dem westlich und östlich ein schmaler Silberstreifen sichtbar ist. Im Osten erhebt sich der schöne Namuna-Pik über den Thälern von Badula, während im Westen der Adams-Pik alle anderen Höhen überragt. Wie auf dem letzteren, so ist auch hier das imposante Panorama insofern einförmig, als der größte Theil desselben von dunkelgrünen, dichtbewaldeten Bergmassen eingenommen wird, durchzogen von den dünnen Silberfäden zahlreicher Bäche und Ströme, aber nur hier und da von kleinen Stücken heller grünen Culturlandes unterbrochen. Es ist mehr das Gefühl der Erhabenheit, welches inmitten dieser unendlichen Waldeinsamkeit das Gemüth erhebt, und die Vorstellung, eine der schönsten und reichsten Inseln der ganzen Welt von einem Punkte aus zu überschauen. Während am frühen Morgen die Rundsicht vom Pedura noch ganz rein und klar war, stiegen bald nachher zahlreiche Nebel aus den Thälern auf und ballten sich zu dichten Wolkenmassen. Ich folgte dem interessanten Spiel derselben mehrere Stunden, wie ich denn überhaupt kaum irgendwo in unseren Gebirgsländern so merkwürdige Wolkenstudien machen konnte, wie im Hochlande von Ceylon.

Am 17. Februar, ebenfalls einem ausnehmend schönen Frühlingstage, wanderte ich von Nurellia auf guter Fahrstraße fünf Meilen südwärts, über die Brücke von Uda-Pussilawa nach dem südöstlichen Rande des Plateaus. Ich bestieg hier einen Berggipfel, der eine prächtige Aussicht nach Süden auf den Hakgalla gewährt. Dieser „Kieferberg" besitzt unter allen Bergen, die ich auf Ceylon gesehen habe, die schönste Form und gleicht durch die edle Composition seiner Massen und den feinen Schwung seiner Linien dem berühmten Monte-Pellegrino bei Palermo. Die waldigen, tief eingeschnittenen Schluchten dieser Gegend, in denen hohe Wasserfälle herabrauschen, zeichnen sich durch den Reichthum an prächtigen Baumfarnen aus.

Den folgenden Tag machte ich von Nurellia aus nordwärts eine Excursion in die Gegend von Rambodde, auf der Hauptfahrstraße, welche von Kandy hier heraufführt. Der Weg steigt zunächst zwei Stunden aufwärts zur Höhe des Rambodde-Passes, ungefähr 7000 Fuß über dem Meere. Der Sattel dieser Paßhöhe gewährt einen prächtigen Doppelblick, südwärts auf den ganzen Thalkessel von Nurellia, im Hintergrunde der schön geformte Hakgalla, darunter der blanke Spiegel des Sees; nordwärts auf die waldigen Schluchten des Kotmallithales und darüber hinaus auf die weiten Hügelflächen des Pussilawa-Districtes. Unter den vielen Berghäuptern des letzteren erhebt sich in der Mitte vor allen stattlich der Doppelkegel des Alla-Galla. In vielen Schlangenwindungen senkt sich hier die Fahrstraße steil abwärts gegen Rambodde, und ich folgte ihr mehrere Meilen weit, bald der zahlreichen hübschen Wasserfälle mich erfreuend, die von beiden Seiten in den engen Thalboden herabstürzen, bald der üppigen Buschvegetation und besonders der schönen Baumfarne, welche die Bachufer säumen. Der herrliche Hochwald, der die Berglehnen hier noch vor wenigen Jahren bedeckte, ist jetzt fast allenthalben den Kaffeepflanzungen gewichen. Die Straße war besäet mit sehr zahlreichen großen Ochsenkarren, jeder mit vier starken weißen Zebu bespannt, die Proviant und Luxusartikel nach Nurellia hinaufschleppten.

Am 19. Februar benutzte ich den schimmernden Sonntagmorgen, um in

aller Frühe die Bergkette zu besteigen, welche die Westseite des Nurellia-Beckens begrenzt. Ich hatte von der Höhe die schönste Aussicht auf den Adams-Pik und die zwischenliegenden Bergketten von Dimbula. Zu Mittag folgte ich der Einladung des Gouverneurs, welcher Tags zuvor mit seiner Gemahlin nach Nurellia gekommen war und in dem freundlichen, von einem hübschen Garten umgebenen „königlichen Landhaus", der „Queens' Cottage", an der westlichen Thalseite residirte. Hier konnte ich einen auserlesenen Flor von Rosen, Veilchen, Tulpen, Nelken und anderen europäischen Gartenpflanzen bewundern, die in schönster Blüthe standen; auch üppige Kirschbäume und andere europäische Obstbäume. Sie bekommen hier reichen Blätter- und Blüthenschmuck, tragen aber keine Früchte.

Ich traf hier mit Dr. Trimen zusammen, der inzwischen alle Vorbereitungen für unsere Hochgebirgsreise vollendet hatte, und noch am selben Nachmittag traten wir unsere Tour „an das Ende der Welt" an. Wir fuhren jedoch für heute nur zwei Stunden weiter südwärts, bis Hakgalla, wo die Fahrstraße und die menschliche Civilisation überhaupt aufhört. Hier befindet sich in 6000 Fuß Höhe, unmittelbar am südlichen Fuße der vorher erwähnten prächtigen Gebirgskuppe, ein botanischer Garten für tropische Gebirgspflanzen, eine Filiale des großen Peradenia-Gartens, und gleich diesem von Dr. Trimen dirigirt. Wir benutzten einige Abendstunden, um denselben zu durchwandern und die Pflanzschulen für die verschiedenen Cinchona- und Kaffeesorten zu mustern, sowie die prachtvollen Baumfarnen und Pothospflanzen, von denen hier Riesenexemplare gezüchtet werden. Man genießt von den Terrassen dieses höchstgelegenen Gartens von Ceylon eine schöne Aussicht auf die stattliche Felspyramide des Namuna-Pik, der sich ostwärts über den Thälern von Badula isolirt erhebt. Wir übernachteten im Hause des schottischen Gärtners, dem äußersten Vorposten europäischer Cultur in diesem Theile des Hochlandes.

XVIII. Am Ende der Welt.

Die ausgedehnte und unbewohnte Hochebene, welche sich von Nurellia südwärts bis gegen den Rand des großen Central-Plateaus von Ceylon ausdehnt, und an deren nördlicher Grenze der Hakgalla-Garten als vorgeschobener Posten ganz isolirt liegt, führt ihrem Entdecker, Lord Horton zu Ehren, den Namen Horton-Plains. Der größte Theil derselben ist noch heute mit Urwald bedeckt, abwechselnd mit trockenen oder sumpfigen Grasflächen, den sogenannten Patnas. Die Beherrscher dieser Wildnisse sind Leoparden, Bären und wilde Elephanten. Der wellenförmige Rücken des Plateaus wird von zahlreichen Bächen durchschnitten, zwischen denen sich flach gewölbte Hügel erheben, hier und da auch einzelne höhere Berge, von 7000 bis gegen 8000 Fuß Meereshöhe. Am südlichen Rande fällt das Plateau fast überall äußerst steil ab und der wildeste Theil dieses schroffen Absturzes führt den charakteristischen Namen „World's End", das Ende der Welt. Ueber 5000 Fuß hoch fallen die jähen Felswände hier anscheinend senkrecht hinab und gewähren einen wunderbaren Blick in die üppigen Thäler des südlichen Tieflandes, die sich unmittelbar zu ihren Füßen ausdehnen. Dieser merkwürdige Ort ist als der wildeste Theil der ganzen Insel berühmt, wird aber nur sehr selten von Europäern besucht.

Nicht weit von diesem romantischen Punkte liegt, mitten in der einsamen Wildniß, eine unbewohnte dickwandige Steinhütte, welche die Regierung als Zufluchtsort für durchreisende Beamte hat errichten lassen: „Horton Plains' Resthouse". In dieser Hütte beabsichtigte ich mit Dr. Trimen eine Woche zu bleiben und von da aus Excursionen in die wilde, auch von Letzterem noch nie besuchte Umgegend anzustellen. Alle Vorbereitungen dazu waren getroffen, der Schlüssel des Rasthauses und die Erlaubniß des Gouverneurs in unseren Händen, und so brachen wir denn wohlgemuth und voller Erwartung am frühen Morgen des 20. Februar von Hakgalla auf.

Da wir nicht allein den nöthigen Proviant für acht Tage, sondern auch Betten, Decken, Zelte, Waffen u. s. w., sowie eine Menge Apparate und Gefäße zum Sammeln von Pflanzen und Thieren mit uns zu nehmen hatten, so brauchten wir für den Transport dieser Dinge nicht weniger als zwanzig Träger. Außerdem hatte ein Jeder von uns Beiden noch seinen besonderen Diener und Dr. Trimen mehrere Leute aus dem Peradenia-Garten zum Sammeln und Präpariren von Pflanzen bei sich. Diese letzteren waren braune Singhalesen, die übrigen meistens schwarze Malabaren oder „Tamil-Kulis". Mit Einschluß eines Koches und eines Führers belief sich unsere Gesellschaft auf nicht weniger als dreißig Mann.

Wie immer in Indien, wenn ein so großer Troß sich in Bewegung setzen soll, vergingen mehrere Stunden, ehe Alles in Ordnung war. Obgleich wir schon vor Sonnenaufgang gerüstet waren und unterwegs sein sollten, fehlte an unserer Bagage doch bald dies, bald das. Als endlich sämmtliche dreißig Leute gerüstet beisammen waren und der Abmarsch beginnen sollte, machte der „Hühner-Kuli", welcher einen großen Korb mit ein paar Dutzend Hühnern trug, einen Fehltritt und durch eine geöffnete Lücke des Korbes entwischten ein paar Hennen unter lautem Gackern. Das war das Signal für alle Kulis, sofort ihre aufgepackte Last vom Kopfe zu werfen und sich unter lautem Geschrei an der allgemeinen Jagd auf die entwischten Flüchtlinge zu betheiligen. Kaum waren diese eingefangen, wieder eingesperrt, und der Abmarsch auf's Neue begonnen, als ein zu festgepackter Reissack platzte und seinen weißen Körnerinhalt auf den Boden entleerte. Abermaliges Signal zu allgemeinem Stillstand und zur Betheiligung am Einsammeln des Reises. Diese Pause benutzten einige Hühner, um durch eine neuentdeckte Lücke des Hühnerkorbes abermals zu entschlüpfen und auch ihrerseits Reiskörner zu sammeln, aber direct in den Magen. Nun ging die lustige Jagd erst recht los und abermals verrann eine kostbare halbe Stunde, ehe Alles wieder in Ordnung war. Aehnliche Scenen wiederholten sich am Tage noch mehrmals und so war es kein Wunder, daß wir mehr als volle zwölf Stunden gebrauchten, um den Marsch von zwanzig englischen Meilen, von Hakgalla bis zum Rasthaus, zurückzulegen. Es war ein Glück, daß unser Marsch den ganzen Tag vom schönsten Frühlingswetter begünstigt war; denn bei heftigem Regen wären wir hier schlimm angekommen.

Der einsame und selten betretene Pfad, der dahin führt, durchschneidet abwechselnd dichten Urwald und ausgedehnte offene Grasflächen oder Patnas. Beide sind fast überall vollkommen scharf abgegrenzt. Denn die trocknen hohen Ried-

gräser, welche vorwiegend die Patna zusammensetzen, wachsen so äußerst dicht gedrängt und ihre Rasen bilden so undurchdringliche Wurzelgeflechte, daß sie im Kampf um's Dasein die sämmtlichen riesigen Bäume des Urwalds besiegen und daß jeder Keim der letzteren, der aus den zahlreich ausgestreuten Samen zwischen den Gräsern emporzustreben beginnt, alsbald von diesen erstickt wird. Nur ein einziger Baum besteht diesen Kampf bisweilen siegreich und man sieht seinen hohen Stamm mit dunkelgrüner Schirmkrone oft einzeln mitten aus den Patnas hervorragen; es ist die Bergmyrte mit giftigen birnförmigen Früchten (Careya arborea). Fast alle jene Gräser liefern ein schlechtes Viehfutter und zeichnen sich durch trockene, harte und rauhe Blätter, scharfe und spröde Stengel aus, viele zugleich durch aromatischen Geruch. Theils sind es echte Gramineen, theils Cyperaceen und Restiaceen.

Der dichte Hochwald, der mit diesen Patnas abwechselt und gewissermaßen große unregelmäßige Inseln in dem ausgedehnten Graslande bildet (ähnlich wie in den Prairien von Nord-Amerika), besitzt denselben ernsten und düsteren Charakter, der alle Wälder des Hochlandes, vom Adams-Pik bis hinüber zum Pedura auszeichnet. Obwohl die Bäume desselben sehr zahlreichen verschiedenen Arten und Gattungen angehören, stimmen sie doch in der allgemeinen Physiognomie meistens sehr überein; und da Blüthen und Früchte oft fehlen, hält es sehr schwer sie zu unterscheiden. Die Blätter sind meistens lederartig, oben dunkel braungrün oder schwärzlich grün, oft glänzend; unten heller, häufig graugrün, silber- oder rostfarben. Die starken knorrigen Stämme sind mit gelben Moosen und Flechten oft ganz umwickelt und außerdem mit Massen von Schmarotzern bedeckt, unter denen sich Orchideen und Leguminosen durch ihre prächtigen Blüthen auszeichnen.

Horton-Plain's Resthouse liegt ebenso hoch, wie der Gipfel des Adams-Pik, 7200 Fuß; mithin tausend Fuß höher als das Becken von Nurellia. Diese Steigung fällt größtentheils auf die zweite Hälfte des Weges, während die erste Hälfte sich in wellenförmigem Hügellande, abwechselnd bergauf und bergab bewegt. Ungefähr in der Mitte zwischen Beiden stießen wir auf einige leere Rohrhütten, die von einer Jagdgesellschaft vor einiger Zeit errichtet waren, und hier wurde eine Stunde Mittagsrast gehalten. Einige wilde Bergbäche abgerechnet, die wir auf übergelegten Baumstämmen überschritten, bot der Weg keine besonderen Schwierigkeiten.

Sobald wir, nach Ueberwindung einer steilen, von einem schönen Wasserfall durchrauschten Schlucht, die höhere Stufe des Plateaus erklommen hatten, begannen die charakteristischen Nillu-Wälder, der Lieblingsaufenthalt der wilden Elephanten. Die großen, zum Theil ganz frischen Dunghaufen derselben, die hier überall zerstreut lagen, sowie das niedergetretene Gebüsch bewiesen zur Genüge, wie häufig ihre Heerden hier noch sein mußten. Da wir alle Augenblicke auf eine solche stoßen konnten, bemächtigte sich des ganzen Kuli-Trosses eine große Aufregung, und während die Träger vorher in kleineren Gruppen weit auseinander zerstreut gewandert waren, schlossen sie sich nun eng zusammen und gingen auf dem schmalen Pfade im Gänsemarsch dicht hinter einander, in einer langen Linie.

Die Nillu-Wälder, welche ich hier in Horton-Plain's in der größten Entwickelung und Ausdehnung antraf, bilden eine sehr eigenthümliche Waldformation und führen ihren Namen von verschiedenen Arten der Acanthaceen-Gattung Strobilanthus, von den Eingeborenen Nillu genannt. Sie sind das bevorzugte Lieblingsfutter der Elephanten; meistens dünne, schlanke Stämmchen von 15—20 Fuß Höhe, in dicht gedrängten Garben neben einander wachsend und oben mit hübschen Blüthenähren geschmückt. Die schönste von ihnen (St. pulcherrimus) zeichnet sich durch prächtig carmoisinrothe Färbung der Stengel und Blüthenrispen aus, und da sie in dichten Massen das ganze Unterholz des Hochwaldes bildeten, brachten die durchfallenden Strahlen der sinkenden Abendsonne in ihnen einen wundervollen Effect hervor. Die Elephanten fressen sich durch dieses dichte Unterholz förmlich hindurch. Einer geht immer dicht hinter dem anderen; alles Gebüsch, das nicht gefressen wird, wird flach niedergetreten, und wenn eine Heerde von zwanzig oder dreißig solcher Colosse hinter einander durch den Urwald marschirt ist, hat sie eine glatte Straße von einem Meter Breite gebahnt, wie man sie hier nicht angenehmer sich wünschen kann. Solche Elephantenstraßen waren es, auf denen wir in den nächsten Tagen uns fast ausschließlich bewegten, und nur mit ihrer Benutzung konnten wir mehrere sehr interessante Excursionen ausführen. Freilich sind aber diese bequemen Straßen auch nicht ungefährlich. Denn wenn man auf einer solchen plötzlich einer Elephantenheerde begegnet, ist an Ausweichen nicht zu denken und man muß daher stets auf der Hut sein.

Die Sonne war bereits untergegangen und es wurde schon ziemlich dunkel, ehe wir beim Austritt aus einer Waldinsel auf die freie Patna in der Entfernung einer Meile des ersehnten weißen Rasthauses ansichtig wurden. Neuer Muth durchdrang die ermattete und zum Theil schon recht niedergeschlagene Gesellschaft. Aber wir mußten noch einen tiefen Thaleinschnitt hinab und herauf klettern, um zu dem auf der jenseitigen Lehne gelegenen Rasthaus zu gelangen. In der Tiefe dieses Einschnitts toste ein wilder Bach, über welchen anstatt der Brücke ein übergelegter Baumstamm führte. Wir waren recht froh, als endlich der ganze Troß im Dunkeln glücklich diesen gefährlichen Weg passirt hatte und wir wohlbehalten am ersehnten Ziele waren. Rasch wurden Feuer angemacht, die öden Räume der einsamen Steinhütte so behaglich als möglich hergerichtet, und der Reis nebst Hühner-Curry mit einem Appetite verzehrt, der den Anstrengungen des Tagemarsches entsprach. Die Temperatur, die Mittags in der Sonne gegen 30° R. betragen hatte, war jetzt auf 8° gesunken, und wir fühlten uns daher drinnen am Kaminfeuer, in wollene Decken eingewickelt, sehr behaglich, während unsere Kulis, draußen im halboffenen Schuppen gelagert, an die großen Feuer so nahe heranrückten, als ohne Verbrennung möglich war.

Das Wetter blieb während unseres Aufenthaltes in Horton-Plain's Rasthaus fortwährend schön und begünstigte die interessanten Ausflüge, die wir in die wilde Umgebung dieser weltentlegenen Einsiedelei machten. Die erfrischende Hochgebirgsluft wirkte außerordentlich anregend; nur unsere arme Haut, durch die gleichmäßige feuchte Hitze des Tieflandes sehr verwöhnt, hatte viel zu leiden. Gesicht und Hände sprangen so auf, wie bei uns mitten im Winter, theils in

Folge der ungewohnten Trockenheit der dünnen Luft, theils auf Grund der starken Temperaturwechsel. Während das Thermometer in den heißen Mittagsstunden (im Schatten) auf 24—26° R. stieg, fiel es nach Mitternacht auf 3—4°, und Morgens früh fanden wir die Patnas vor uns mit Reif bedeckt. Dichter Nebel lagerte dann auf Berg und Thal, sank aber bald wieder und machte dem strahlendsten Sonnenschein mit tiefer Himmelsbläue Platz. Nachmittags bildeten sich gewöhnlich dicke Haufwolken, ohne daß es jedoch zum Regen kam; sie gruppirten sich zu phantastischen Massen, welche die untergehende Abendsonne mit den prachtvollsten Farben schmückte.

Wie das Wetter hier im Februar mich sehr an einen schönen Spätherbst in der deutschen Heimath erinnerte, so hatte auch die ganze Hochgebirgslandschaft, gegenwärtig schon dem Ende der sogenannten „trocknen Jahreszeit" entgegengehend, einen vorwiegend herbstlichen Charakter. Die dichten Grasdecken der Patnas waren großentheils vertrocknet, mehr gelb und braun als grün gefärbt. Lange Strecken derselben waren auch braun und schwarz, mehr oder weniger verkohlt. Die singhalesischen Gebirgshirten, welche jährlich auf einige Monate mit ihren Heerden hier herauf kommen, haben nämlich die Gewohnheit, vor Eintritt der Regenzeit die Grasflächen anzuzünden und niederzubrennen, um dadurch das Grasland zu verbessern. Wir genossen jeden Abend das prachtvolle Schauspiel dieser ausgedehnten Prairiebrände, die sich bei dem wellenförmigen Hügelterrain der Hochebene und inmitten der dunkeln Wälder, die die Patnas umschließen, doppelt großartig ausnehmen. Bald kroch die rothe Flamme im Zickzack gleich einer feurigen Riesenschlange an den Bergkanten hinauf; bald ergriff sie, rasch sich ausbreitend, eine größere Fläche trockenen Grases und schuf ein Flammenmeer, dessen rother Glanz von den düsteren Wäldern des Hintergrundes und den dunkeln Wolkenmassen des Firmaments zurückgeworfen wurde. Dann wieder stiegen hunderte von kleinen weißen Rauchwolken aus den Patnas auf, als ob heiße Geisirquellen aus dem Schoße des Gebirgs hervorbrächen; und die rothen hellen Feuerstreifen, welche dieselben blitzartig durchzuckten, vermehrten die vulcanische Illusion.

Obgleich wir jeden Abend vom Rasthause aus an dem wechselnden Feuerwerke dieser Grasbrände uns ergötzten, so bekamen wir doch niemals die Urheber derselben, die singhalesischen Hirten, zu Gesicht; und die vollkommene Einsamkeit, deren wir uns hier erfreuten, wurde durch keine menschliche Figur gestört.

Wir feiern in unserer deutschen Poesie die herrlichen Reize der „Waldeinsamkeit" und entschädigen uns durch deren Illusion für die zahlreichen Qualen, welche unser verschrobenes Culturleben uns tagtäglich auferlegt. Was ist aber unsere eingebildete deutsche „Waldeinsamkeit" (im besten Falle wenige Meilen vom nächsten Dorfe entfernt) gegenüber der wahren und unergründlichen Waldeinsamkeit, welche hier die alten Urwälder im Hochlande von Ceylon uns darbieten? Hier sind wir sicher, in Wahrheit ganz allein mit der ursprünglichen Natur zu sein. Ich werde niemals die Wonne der stillen Tage vergessen, die ich hier in den dunkeln Wäldern und auf den sonnigen Grasflächen „am Ende der Welt" zubrachte. Da mein Freund Trimen, mit besonderen botanischen Aufgaben beschäftigt, meistens seine eigenen Wege ging, durchstrich ich diese un-

berührten Wildnisse theils ganz allein, theils nur von einem schweigsamen schwarzen Tamil-Kuli begleitet, der mein Gewehr und Malzeug trug.

Der tiefe Eindruck absoluter Einsamkeit, den diese abgelegenen Wälder im Hochgebirge von Ceylon hervorbringen, wird nicht wenig dadurch verstärkt, daß das Thierleben in denselben auffallend wenige Aeußerungen darbietet. Allerdings sind wilde Elephanten auch heute noch die Könige dieser Wälder. Aber nur ein einziges Mal bin ich ihnen hier wirklich begegnet, und die großen Russa-Hirsche oder „Elke" (Russa Aristotelis), die hier noch sehr häufig sein sollen, habe ich zwar mehrmals gehört, aber niemals gesehen. Auch von den Lippenbären und Leoparden, den gefürchteten Raubthieren dieser Wälder, habe ich keinen zu Gesicht bekommen. Diese und die meisten andern Bewohner derselben sollen vorzugsweise oder ausschließlich eine nächtliche Lebensweise führen und sich tagsüber im kühlen Dickicht versteckt halten. Selbst die großen grauen Affen (Presbytis ursinus), die hier zahlreich sind, habe ich nur selten sehen können, obwohl ich ihre grunzende Stimme am frühen Morgen oft hörte.

Die klagenden melancholischen Stimmen einiger Vögel, insbesondere der schönen grünen Waldtauben und Bienenfresser, hört man meistens auch nur am frühen Morgen. Später ist gewöhnlich das bunte Waldhuhn der einzige Vogel, der sich hören läßt. Dieser prächtige Gallus Lafeyetti steht dem vermuthlichen Stammvater unseres Haushuhns ganz nahe. Der Hahn zeichnet sich durch bunt glänzendes Gefieder, schönen rothbraunen Halskragen und grünen Sichelschwanz aus, während die Henne ein unscheinbares graubraunes Federkleid besitzt. Die klangreiche Stimme des wilden Hahnes, viel melodischer als das Kikeri seines cultivirten Vetters, hörte ich oft stundenlang im Walde, bald näher, bald ferner; denn die rivalisirenden Hähne führten ihren musikalischen Wettkampf um die Gunst der kritischen Hennen mit großem Eifer aus. Zum Schusse konnte ich aber trotzdem selten kommen; denn sie sind so scheu und vorsichtig, daß beim leisesten Geräusch das Concert verstummt, und sobald ich ein Mal einen geschossen hatte, blieb der Wald lange Zeit mäuschenstill.

Oft saß ich hier, mit Malen beschäftigt, stundenlang auf einem alten Baumstamm, ohne einen einzigen Laut zu vernehmen. Wie das Vogelleben, so ist auch das Insectenleben, die Ameisen ausgenommen, auffallend arm, und namentlich von Schmetterlingen und Käfern sieht man nur sehr wenige, meist unansehnliche Formen. Das leise Summen schwebender Waldfliegen ist oft der einzige Laut, der neben dem Gemurmel eines kleinen Baches oder dem Rauschen des vom Winde bewegten Laubes das tiefe Schweigen des Gebirgsgeistes unterbricht.

Um so größer ist der Eindruck, den die phantastischen Baumformen des Urwaldes hervorbringen, die knorrigen, wild durcheinander gewachsenen Stämme, deren zackige Aeste mit fußlangen Bärten von rothgelben Moosen und Flechten geschmückt sind, und von deren breiten Schultern glänzend grüne Mäntel von Schlingpflanzen herabhängen. Oft sind die Stämme unten mit den weißen oder bunt gezeichneten duftreichen Blüthen parasitischer Orchideen geziert, während oben über ihrer schwarzgrünen Krone Schmarotzerpflanzen verschiedener Familien ihre bunten Blüthen entfalten. Eine ganz besondere Decoration dieser Wälder bilden die zierlichen schlingenden Bambusen (Arundinaria debilis). Ihre schlanken

dünnen Rohrhalme klettern hoch oben in die Bäume hinauf und hängen von deren Zweigen senkrecht, gleich Ampeln, herab, auf das Zierlichste mit Quirlen von frischgrünen Blattbüscheln geschmückt. Den größten Schmuck bilden aber auch hier wieder, wie allenthalben im Hochlande, die prachtvollen baumartigen Alpenrosen (Rhododendron arboreum) mit den Riesenbouquets ihrer hochrothen Blüthen. Demnächst sind die wichtigsten Bäume dieser Hochlandwälder verschiedene Lorber- und Myrtenbäume, namentlich Eugenien, ferner Rubiaceen und Ternstroemiaceen. Dagegen vermißt man gänzlich die gewöhnlichen Baumformen unserer europäischen Wälder und vor Allen die Nadelhölzer. Diese wichtige Familie fehlt merkwürdiger Weise auf Ceylon ganz.

Das schönste Gebirgspanorama, das wir bei unseren Excursionen auf Horton-Plain's zu Gesicht bekamen, genossen wir auf dem Gipfel des Totapella-Pik, den wir am 22. Februar beim prächtigsten Wetter bestiegen. Derselbe ist 7800 Fuß hoch und liegt nahe dem östlichen Rande des Plateaus. Von seinem schwach bewachsenen Gipfel, der mit prächtigen rothen Melastomen (Osbeckia buxifolia) geziert ist, genießt man einen weiten freien Blick nach allen Seiten, nördlich auf die Gebirge von Nurellia, Pedura und Hakgalla; östlich auf die Hügellandschaft von Badula und den Namuna-Pik; südlich auf die Grenzmauern vom „Ende der Welt" und westlich auf den Adams-Pik. Auch der Zugang zu diesem schönen Berggipfel wurde uns größtentheils nur dadurch möglich, daß wir ausgetretenen Elephantenpfaden folgten; wo diese fehlten, mußten unsere Kuli's mit der Axt uns den Weg durch das dicht verwachsene Unterholz bahnen.

Am 24. Februar besuchten wir das eigentliche „Ende der Welt" („World's End"), jene berühmte, aber selten besuchte großartige Felsenschlucht, in welcher der Südabhang des Hochlandes gleich einer senkrechten Mauer über 5000 Fuß in das Tiefland hinabstürzt. Der gewaltige Anblick dieses ungeheuren Abgrundes wirkt um so überraschender, als man nach zweistündiger Wanderung durch dichten Wald plötzlich beim Austritt aus demselben die gähnende Tiefe unmittelbar zu Füßen hat. Wie feine Silberfäden schlängeln sich die Flüsse unten durch den grünen Sammetteppich des Thalbodens, in dem man mittelst des Fernrohrs hier und da das Bungalow einer einzelnen Pflanzung erkennt. Von den oberen Rändern der Felsenschlucht, die mit prächtigen Baumfarnen geziert sind, stürzen Wasserfälle herab, die sich (ähnlich dem „Staubbach" im Lauterbrunner Thale) vollständig in feinen Nebel auflösen, ehe sie unten ankommen.

An dieser wildesten und großartigsten Stelle von Ceylon war es, wo ich auch zum ersten und einzigen Male wilde Elephanten in voller Freiheit erblickte, nachdem ich sie zuvor schon bei der Elephantenjagd von Lambugama in den Korral hatte treiben sehen. Ich wurde zuerst auf sie aufmerksam durch das Knistern gebrochener Zweige mitten im Waldesdickicht, ungefähr fünfzig oder sechzig Fuß unterhalb der vorspringenden Felsplatte, auf welcher ich stand. Beim genauen Zusehen entdeckte ich in den wogenden grünen Massen des Dickichts eine Elephantenheerde von zehn bis zwölf Stück, die in aller Ruhe ihr Nillu-Frühstück einnahm. Außer den Köpfen und den emporgestreckten Rüsseln, mit denen sie die Zweige umbogen und abbrachen, war von den meisten wenig zu sehen. Nach-

dem ich mich eine Zeitlang an dem seltenen Anblick geweidet, feuerte ich von meinem sichern Hinterhalt aus auf die nächststehenden Elephanten die beiden Schüsse meiner Doppelflinte ab, natürlich ohne sie irgend zu verwunden, da letztere nur mit Rehposten geladen war. Die Antwort waren die lauten Trompetentöne, welche überraschte Elephanten stets ausstoßen, dann ein lautes Krachen in den dichten Baummassen, welche die gewaltigen Thiere wie Rohr niedertraten, und in wenigen Minuten war die ganze davon eilende Heerde hinter der nächsten Felsenecke verschwunden.

Vom „Ende der Welt", das zugleich das Ende unserer höchst interessanten Hochgebirgsreise war, stiegen wir auf einem steilen vielgewundenen Serpentinenpfade durch die prachtvollsten wilden Waldschluchten hindurch in fünf Stunden nach Nonpareil hinab, der nächsten Kaffeepflanzung, die am weitesten in diese Einöden emporgedrungen ist. Dieselbe gehört Capitän Bayley, demselben unternehmenden Mann, dessen prächtiges Miramare in Puntogalla ich früher erwähnt habe. Bei seinem Sohne und Verwalter fanden wir die freundlichste Aufnahme. Wir hatten die Absicht gehabt, am Nachmittag desselben Tages noch weiter bis Billahuloya, dem ersten Dorfe dieses Thales, hinabzusteigen; allein als wir nach einem vortrefflich mundenden Mittagessen um vier Uhr weiter wandern wollten, brach ein so gewaltiger Gewitterregen los, daß wir gern der dringenden Aufforderung unserer werthen Gastfreunde entsprachen, die Nacht bei ihnen zu bleiben.

Nachdem der Regen gegen 6 Uhr aufgehört hatte, erfreuten wir uns noch eines herrlichen Abends. Wir besichtigten die großartige, musterhaft angelegte Pflanzung und machten einen Spaziergang durch deren schöne Schluchten. Hunderte kleiner Wasserfälle, die den heftigen Güssen ihren momentanen Ursprung verdankten, stürzten allenthalben von den steilen Felswänden herab. Die prachtvolle Waldvegetation, welche die engen Schluchten erfüllte, glänzte im frischesten Grün und namentlich die herrlichen Guirlanden der Schlingpflanzen, welche von den mächtigen Schultern der hohen Bäume gleich grünen Kränzen herabhingen, erregten auf's Neue unser Entzücken. Muntere Affen übten auf denselben ihre Seiltänzerkünste. Ganz besonders aber bewunderten wir die prächtigen Baumfarne (Alsophila), diese Palmen der Hochlandsschluchten. Ihre schirmförmigen zierlichen Fiederkronen mit den gewaltigen und doch so zarten frischgrünen Wedeln bildeten die schönsten Schattendächer über den schäumenden Wasserfällen, über deren Felsenbecken ihre schlanken, schwarzen Stämme sich zwanzig bis dreißig Fuß erhoben; einzelne Prachtexemplare erreichten hier sogar die seltene Höhe von fünfundvierzig bis fünfzig Fuß und darüber. Es war das letzte Mal, daß ich mich an solchen großartigen Farnbäumen erfreute; denn weiter unterhalb an den Bächen waren sie viel unansehnlicher und kleiner, und beim weiteren Herabsteigen in das Tiefland verschwanden sie bald ganz.

XIX. Der schwarze Fluß.

Voll von den herrlichen Eindrücken der Gebirgsreise durch das Hochland von Ceylon nahm ich am „Ende der Welt" von ihm für immer Abschied und stieg am 25. Februar von Nonpareil nach dem ersten Dorfe des Thalgrundes, nach Billahul-Oya hinab. Dasselbe liegt bereits an der „großen Kaffeestraße",

welche von den südöstlichen Kaffeedistricten, aus der Gegend von Badula, den Kaffee westwärts nach Ratnapura führt. Die Straße ist stets mit zahlreichen großen Ochsenkarren bedeckt, welche die Kaffeesäcke abwärts oder umgekehrt die Culturbedürfnisse der Kaffeepflanzer aufwärts schaffen. Bei Ratnapura wird der Kalu-Ganga, der große „schwarze Fluß" von Ceylon, schiffbar. Hier wird der Kaffee in großen Booten verschifft, welche denselben flußabwärts bis zu dessen Mündung bei Caltura führen, und von hier endlich gelangt er auf der Eisenbahn nach Colombo.

Ich hatte mit meinem Freunde Trimen beschlossen, für unsere Rückreise nach Colombo diesen Kaffeeweg (den er ebenfalls noch nicht kannte) zu adoptiren und zunächst von Billahul-Oya mit dem Ochsenkarren nach Ratnapura zu fahren, von dort zu Boot den schwarzen Fluß hinab nach Caltura, und dann mit der Eisenbahn nach Colombo. Diese ganze Fahrt erwies sich höchst lohnend und sowohl die beiden interessanten Tage im Ochsenkarren, als besonders die wundervolle Flußfahrt bereicherten uns mit einer Reihe der schönsten Bilder, ein würdiger Abschluß der gelungenen Gebirgsreise.

Das kleine Dorf Billa-Hul-Oya (d. h. wörtlich „Opfer-Fackel-Bach") führt seinen Namen von dem prächtigen Gebirgsbache, der hier in rauschenden Wasserfällen aus einer großartigen Schlucht des südlichen Gebirgsabsturzes hervorbricht und sich mit einem kleineren, vom „Ende der Welt" direct herabkommenden Bache, sowie mit mehreren anderen Bächen vereinigt. Die engen felsigen Betten dieser wilden Bäche sind mit der prachtvollsten Vegetation geschmückt und von steilen himmelhohen Thalwänden überragt, die der ganzen, nach Westen geöffneten Landschaft einen höchst großartigen Charakter verleihen. Schon beim Hinabsteigen von Nonpareil hatte uns dieselbe so entzückt, daß wir ein paar Tage an diesem herrlichen Orte zu bleiben beschlossen. Das Rasthaus des Dorfes liegt sehr schön an der steinernen Brücke, welche den Bach überwölbt, und ist von einer gewaltigen Tamarinde überschattet; einen großartigen Hintergrund darüber bildet das Felsen-Amphitheater vom „Ende der Welt". Die Verpflegung in dem comfortablen Rasthause fanden wir auch verhältnißmäßig recht gut; wenigstens kam es uns nach den Entbehrungen in der Steinhütte von Horton-Plains so vor. Wir entließen demzufolge hier den ganzen Troß unserer Kulis und behielten bloß ein paar Diener bei uns, die uns bis Caltura begleiten sollten. Die Kulis nahmen ihren directen Rückweg nach Kandy und Nurellia über den Adams-Pik.

Während Dr. Trimen die reiche Flora in der Umgebung von Billahul-Oya untersuchte und durch die Entdeckung mehrerer neuer interessanter Pflanzenarten belohnt wurde, machte ich allein einige Excursionen in die verschiedenen Thäler und bereicherte mein Skizzenbuch mit mehreren Aquarellen. Ich bedauerte nur, daß ich hier nicht mehrere Wochen, statt weniger Tage bleiben konnte. Denn die tropische Vegetation, an deren Reize ich nun doch schon seit mehr als drei Monaten gewöhnt war, schien hier am südlichen Fuße des centralen Hochlandes ihre höchste Entfaltung zu erreichen. Da die brennende Tropensonne hier ihren mächtigsten Einfluß ausübt und gleichzeitig die Menge der atmosphärischen Niederschläge an der gewaltigen Gebirgsmauer überaus groß ist, so bringt die vereinte

Wirkung von größter Hitze und Feuchtigkeit eine Ueppigkeit des tropischen Pflanzenwuchses hervor, die vielleicht von keiner anderen Stelle der Erde übertroffen wird. Indem ich stundenweit dem Laufe der Bäche folgte und in den steilen Felsenschluchten umherkletterte, stieß ich auf Wunderwerke der Ceylon-Flora, die alles bisher Gesehene übertrafen. Insbesondere waren es wieder die parasitischen Kletter- und Schlingpflanzen, die meine höchste Bewunderung erregten. Mächtige Baumstämme von mehr als ein Fuß Dicke winden sich hier korkzieherartig um die cylindrischen Säulenstämme von anderen Baumriesen, die mehr als hundert Fuß Höhe erreichen; in ähnlicher Weise wie bei uns die zarte Waldrebe oder der wilde Wein mit ihren bindfadendünnen Kletterstengeln sich um den Stamm von schlanken Buchen oder Tannen emporwindet. Von den gewaltigen Kronen hoher Terminalien und Dillenien hängen grüne Mäntel herab, die aus einem förmlichen Flechtwerk von verwachsenen Lianen bestehen, und oft bedecken die goldgelben Blüthen der letzteren die Krone der ersteren in solcher Ausdehnung, daß man sie nicht für die Blüthen der Schmarotzer, sondern ihrer Wirthe hält. Unzweifelhaft der großartigste dieser Parasiten ist jedoch der berühmte „Maha-Pus-Wael", der „große hohle Kletterer" (Entada Pursaeta); seine reifen Schoten sind volle fünf Fuß lang und einen halben Fuß breit, und enthalten schöne braune Bohnen von solcher Größe, daß die Singhalesen sie aushöhlen und als Trinkbecher benutzen.

Nicht minder herrlich als dieses Djungle mit seinen mannigfaltigen Parasiten ist auch die niedere Flora, welche in üppigster Entwickelung die Felsen der rauschenden Bäche bekleidet. Hier zeichnen sich besonders edle Farne mit zierlichen Fiederblättern von zehn bis zwölf Fuß Länge aus, ferner Balsaminen, Aroideen und Gewürzlilien, die mit den prächtigsten großen Blüthen geschmückt sind. Eine besondere Zierde der Bäche ist hier eine kleinere Pandanus-Art (P. humilis?), die kleinen Zwergpalmen ähnlich sehen und in Menge auf den Steinen im Bache wachsen. Die Lianen an dem Buschwerk, das die Bachufer überhängend säumt, bilden ein so dichtes und undurchdringliches Gewebe, daß man nur im Bette der Bäche selbst vorwärts kommen kann. Allerdings reicht das Wasser oft bis über den Gürtel; aber bei der Temperatur von 22—24 ° R. erscheint das fortgesetzte Baden in demselben als eine höchst angenehme Erfrischung.

Größere Schwierigkeiten bereitete meinen Excursionen der Hauptbach des Thals, der zu den bedeutendsten Zuflüssen des schwarzen Flusses gehört und hier aus dem Zusammenflusse mehrerer kleiner Bäche entsteht. Durch die starken Regengüsse, welche an den vorhergehenden Tagen im Hochlande stattgefunden hatten, war derselbe so sehr angeschwollen, daß er eine Reihe von hübschen Wasserfällen bildete und seine Wassermassen unter lautem Brausen schäumend über die gewaltigen Granitblöcke des Flußbettes fortwälzte. Hier war nicht mehr daran zu denken, im Flußbette selbst aufwärts zu klettern, und ich war gezwungen, als Brücken die nackten Baumstämme zu benutzen, die von einem Ufer zum andern gelegt waren. Mit einigem Gruseln erinnere ich mich hier einer solchen Nothbrücke, die ungefähr eine Stunde unterhalb Villahul-Oya hoch über einen rauschenden Wasserfall führte. Ich war spät am Abend, auf dem Rückwege von einer weiteren Excursion, gezwungen, dieselbe zu passiren, um noch

vor Anbruch der Nacht auf das jenseitige Ufer zu gelangen. Als ich mitten über dem tosenden Wasserfall war, fing der ziemlich dünne Baumstamm, über den ich langsam und vorsichtig balancirte, dergestalt zu schwanken an, daß ich es für das Gerathenste hielt, meine aufrechte Stellung aufzugeben, mich langsam auf den Stamm niederzulassen und den Rest des Weges im Reitsitze zu passiren; ich athmete ordentlich auf, als ich mit Aufgebot aller meiner Turnkünste das andere Ufer glücklich erreicht hatte. Allerdings hatte ich nun das Vergnügen, im Dunkeln noch eine halbe Stunde durch überschwemmte Reisfelder zu waten. Als ich schließlich halb mit Schlamm bedeckt im Rasthause anlangte, zeigten mir die langen Blutstreifen an den Beinkleidern deutlich, daß die entsetzlichen Blutegel wieder ihr Werk begonnen hatten; ich las ihrer mehrere Dutzend von den Beinen ab. Diese schreckliche Landplage, die im Hochlande glücklicher Weise ganz fehlt, begann hier im heißen feuchten Tieflande sofort wieder ihre Qualen; ich habe an wenigen anderen Orten von Ceylon so sehr von den Landblutegeln gelitten, als in den wundervollen Wäldern und Schluchten von Billahul-Oya.

Die Fahrt im Ochsenkarren von Billahul-Oya nach Ratnapura nimmt zwei volle Tage in Anspruch; und da die Ochsen während der heißen Mittagszeit mehrere Stunden rasten müssen, brachen wir schon Morgens früh um vier Uhr auf. Die erfrischende Kühle der reinen Morgenluft und der außerordentliche Glanz der funkelnden Gestirne am tiefblauen Firmament ist in diesen Thälern ganz wundervoll und wir gingen mehrere Stunden lang neben den bedächtigen großen Zebu-Stieren unseres langsam fahrenden zweirädrigen Karrens einher, ehe die zunehmende Hitze der steigenden Sonne uns zwang, unter dessen breitem Dache Schutz zu suchen. Dieses gewölbte Dach aus Palmenmatten bietet genügenden Raum für sechs bis acht Personen, und wir konnten uns auf ausgebreiteten Matten unter demselben ganz bequem lagern, obgleich die Stöße des federlosen Karrens auf die Dauer etwas angreifend wurden.

Die Landschaft ist auf dieser ganzen Strecke voll hoher Schönheit. Der Weg zieht sich anfangs noch lange am Südabhange des Hochlandes hin, dessen gewaltige Gebirgsmauern die Ketten der niedrigeren waldbedeckten Vorberge hoch überragen. Die fruchtbare Thalebene an ihrem Fuße erweitert sich allmälig und ist theils mit Reisfeldern, theils mit Pflanzungen von Mais, Cassaven, Bananen und andern Nutzpflanzen bedeckt. Hübsche Waldpartien, mit diesen wechselnd, hier und da ein malerisches Dorf, ein Wasserfall des immer stärker werdenden Baches, bringen Mannigfaltigkeit in das anmuthige Bild. Papageien und Affen auf den Bäumen, Büffel und Reiher auf den Wiesen, Eisvögel und Kraniche in den Bächen sorgen für bunte Staffage. Auch die Straße selbst ist sehr belebt, theils durch Singhalesen, theils durch Ochsenkarren.

Nach heißer achtstündiger Fahrt rasteten wir am ersten Mittage in Madula, einem kleinen Dorfe, das sehr malerisch in einer engen Waldschlucht liegt. Ich erquickte mich alsbald durch ein herrliches Bad in dem nahen Gebirgsbache; sein Genuß wurde nur durch Scharen kleiner Fische (Cyprinodonten?) beeinträchtigt, welche in dichten Haufen energische Angriffe auf den seltenen Badegast richteten; leider gelang es mir nicht, einen der kleinen flinken Räuber zu fangen, trotzdem sie unaufhörlich aus ihrem felsigen Verstecke hervorschossen und mit ihren kleinen

Mäulchen muthig zu beißen versuchten. Nach dem Mittagessen kletterte ich in das steinige Bett des Hauptbaches hinab, dessen steile Felsenufer mit dem schönsten Hochwalde geschmückt und mit den üppigsten Schlingpflanzen phantastisch decorirt waren. Gleich natürlichen Seilbrücken rankten sich mächtige Stämme von wildem Wein (Vitis indica?) in hohen Bogen von einem Ufer zum andern, und es gewährte ein prächtiges Schauspiel, eine Affenheerde, die ich aufgescheucht hatte, eben so geschwind als gewandt über diese Lianenbrücke unter lautem Geschrei hinüber voltigiren zu sehen. Ich kletterte in dem schäumenden Wasser und über die glatten Felsen noch eine Strecke weiter, wo ein paar Riesenbäume erster Größe (Terminalien?) wie Säulen zum Himmel emporstrebten, mit mächtigen Lianen wie mit Kränzen und Guirlanden geschmückt. Während ich eine Skizze der wilden Scenerie aufnahm, entluden sich die inzwischen gesammelten Wolken in einem heftigen Gewitter. Die gewaltigen Blitze durchzuckten das finstere Waldthal Schlag auf Schlag und der Widerhall der Donnerschüsse, einem starken Artilleriefeuer gleich, war so heftig, daß ich meinte die mächtigen Felsenblöcke erzittern zu sehen. Der folgende Regenguß war von solcher Heftigkeit, daß das Wasser in förmlichen Bächen von den Felsenkanten herabstürzte und ich fürchtete, mein ganzes Malzeug durchnäßt zu sehen. Aber der tausendjährige Feigenbaum, unter dessen ungeheurer Krone ich Schutz gesucht hatte, trug ein so dichtes Blätterdach, daß nur einzelne Tropfen dann und wann durchschlüpften und ich mein Aquarell unbehelligt vollenden konnte.

Ueber eine Stunde hielt der gewaltige Regenguß an; als ich nach Aufhören desselben zum Rasthause wieder hinaufkletterte, hätte ich beinahe einen schönen Fang an einer stattlichen, über sechs Fuß langen Schlange gemacht, die von einem überhängenden Baumzweige herabglitt. Sie entschlüpfte jedoch rasch zwischen den angehäuften Blättermassen, ehe ich ihr mit dem Jagdmesser den Garaus machen konnte. Zum Ersatze dafür erbeutete ich hier mehrere riesengroße stachelige Spinnen (Aerosoma?), die mit ihren dünnen behaarten Beinen spannenlang waren. Außerdem schoß ich ein paar hübsche grüne Papageien, von denen ein ganzer Schwarm laut schreiend vorüberflog.

Die ersten Nachmittagsstunden, in denen die siegreiche Sonne das frischgewaschene Waldthal mit tausend glitzernden Diamanten schmückte, waren von entzückender Schönheit. Später brach leider der Regen von Neuem los und zwang uns, im Ochsenkarren Schutz zu suchen. Wir begegneten vielen Singhalesen, die unverdrossen im strömenden Regen mit stoischem Gleichmuth weiter marschirten, aber ein großes Caladiumblatt über dem Haupte hielten, um ihren theuren Zopf und Kamm vor Nässe zu schützen. Erst spät am Abend gelangten wir nach Pelmadula, einem größeren schön gelegenen Dorfe, in dem wir übernachteten.

Von Pelmadula an wird die Gegend offener und flacher. Die gewaltigen Bergmassen des eigentlichen Hochlandes treten mehr zurück; wogegen niedrigere Hügelreihen sich mehr geltend machen. Unter den ersteren ragte dominirend über seine Nachbarn der Adams-Pik hervor, obwohl er von dieser südlichen Seite bei Weitem nicht so großartig erscheint, als von der östlichen und nördlichen Seite. Die Vegetation nimmt hier schon mehr und mehr den Charakter an, der

sie im ganzen südwestlichen Theile der Insel beibehält. Insbesondere erfreuten wir uns wieder an dem Schmucke der herrlichen Palmen, deren Anblick wir im Hochlande ganz entbehrt hatten.

Da wir am 28. Februar sehr frühzeitig von Pelmadula aufgebrochen waren, trafen wir in Ratnapura schon Mittags bei guter Zeit ein und konnten noch mehrere Stunden auf den Besuch dieses Ortes und seiner nächsten Umgebung verwenden. Letztere ist sehr schön: das Thal, das sich hier zu einem stattlichen, rings von Bergen umschlossenen Kessel erweitert, ist gut cultivirt und mit der üppigsten Vegetation geschmückt. Dagegen bietet der Ort selbst nur wenig, und wenn man aus seinem stolzen Namen: „Stadt der Edelsteine" etwa auf eine besondere Pracht schließen wollte, so würde man arg enttäuscht sein. Jener Name rührt von den zahlreichen Edelsteinen her, durch deren Reichthum diese Gegend seit Jahrhunderten berühmt ist: sie finden sich sowohl im Gerölle der Flüsse und Bäche, als in dem moorigen Grunde des Thalbodens; und noch jetzt gibt es hier berühmte Edelsteingruben, obwohl der Ertrag derselben bei Weitem nicht mehr so groß ist, als früher. Im Orte selbst sieht man auch viele Läden, in denen dergleichen verkauft werden, und viele Indo-Araber („Moormen"), die sich mit ihrer Bearbeitung und Schleifung beschäftigen. Doch nimmt auch hier schon die Zahl der künstlichen Imitationen neuerdings sehr zu, und wahrscheinlich werden schon jetzt in Ratnapura (ebenso wie in Colombo und Puntogalla) viel mehr geschliffene, aus Europa importirte bunte Gläser verkauft, als echte, daselbst gefundene Edelsteine. Die Kunst der Nachahmung ist jetzt so vervollkommnet, daß selbst Mineralogen und Juweliere von Fach ohne nähere physikalische und chemische Untersuchung die echten und unechten Producte oft nicht unterscheiden können.

In der Mitte von Ratnapura, auf dem rechten (nördlichen) Ufer des schwarzen Flusses, steht unter einem prächtigen uralten Tamarindenbaum ein hübscher Brunnen. Oestlich davon erhebt sich auf einem Hügel das alte holländische Fort, dessen weitläufige Bauten jetzt als Gerichts- und Verwaltungs-Locale der Regierungsbehörden benutzt werden. Am Fuße des Hügels dehnt sich der Bazar aus, eine lange Doppelreihe von einstöckigen Hütten, in deren Läden hauptsächlich Lebensmittel, Gewürze und Hausgeräth neben den Edelsteinen feilgeboten werden. Einige andere Gruppen von Hütten längs des Flußufers und eine Anzahl von freundlichen Bungalows der englischen Beamten, die von hübschen Gärten umgeben in der parkähnlichen Thalfläche zerstreut liegen, bilden mit jenem Bazar und dem Fort zusammen das, was man die „Stadt der Edelsteine" nennt. —

Am ersten März fuhren wir von Ratnapura den schwarzen Fluß hinab, den Kalu-Ganga, der hier erst schiffbar wird. Nächst dem Mahawelli-Ganga (der ostwärts fließt und bei Trinkomalie mündet) ist er der größte, stattlichste und schönste Fluß von Ceylon, obwohl der bei Colombo mündende Kelany-Ganga ihm fast gleich kommt. In der Nähe des Rasthauses von Ratnapura befindet sich der Hafen des Ortes, d. h. die Stelle, an welcher die Flußschiffahrt beginnt und eine große Menge Boote vor Anker liegen. Die meisten dieser Kähne sind „Kaffeeboote", welche den aus den östlichen Kaffeedistricten hierher geschafften

Kaffee stromabwärts nach Caltura befördern, und welche leer (oder nur schwach mit Importartikeln beladen) den beschwerlichen Rückweg machen. Die Boote sind entweder Doppelcanoes, aus zwei parallelen hohlen Baumstämmen bestehend, die durch Querbalken und übergelegte Bretter fest verbunden sind; oder mit einem sehr breiten und ganz flachen Boden ausgestattet, ohne Kiel. Vorder- und Hintertheil sind gleich gebaut. Stets sind sie mit einem ansehnlichen und wasserdichten Dach aus Palmen- oder Pandangmatten versehen, die über Bambusbögen ausgespannt sind. Der saalartige Raum unter diesem Dache, nur vorn und hinten geöffnet, ist so geräumig, daß auf den kleineren Booten 8—10, auf den größeren 20—30 Leute bequem darin Platz haben. Auf den größeren Booten ist der Raum oft durch quer gestellte Mattenwände in mehrere Abtheilungen getrennt. Wir mietheten ein kleines Doppelcanoe mit vier Ruderern.

Bei hohem Wasserstande und gutem Wetter kann man die ganze Fahrt auf dem schwarzen Flusse, von Ratnapura bis zur Mündung bei Caltura, in einem einzigen Tage zurücklegen, während man bei niederem Wasserstande oder schlechtem Wetter dazu zwei bis vier Tage braucht. Durch die heftigen Regengüsse der letzten Tage waren die Zuflüsse plötzlich so angeschwollen, daß wir den Vortheil eines sehr hohen Wasserstandes genossen und die ganze Fahrt ununterbrochen in achtzehn Stunden zurücklegten. Wir fuhren Morgens sechs Uhr von Ratnapura ab und waren um Mitternacht in Caltura. Ich bedauerte diese Schnelligkeit nachher sehr; denn die Scenerie des Flusses erwies sich fast überall so prachtvoll, daß ich gern die doppelte und dreifache Zeit auf ihren Genuß verwendet hätte.

Unsere Stromfahrt war vom schönsten Wetter begünstigt und ich werde nie die wunderbare Reihe von prachtvollen Bildern vergessen, die hier wie in einer Laterna magica an mir vorüberzog. Ich war neben meinem Freunde Trimen ganz vorn im Boote auf einer Palmenmatte bequem gelagert und durch das vorspringende Dach gegen die Sonne geschützt, während unsere Diener und Schiffsleute den mittleren und hinteren Theil einnahmen. Hier wurden auch unsere frugalen Mahlzeiten bereitet, bestehend aus Thee, Reis und Curry, Bananen und Cocosnüssen; als besondere Würze dienten ein paar Conservenbüchsen und Chocoladentafeln, die wir bis zuletzt aufgespart hatten.

Die dichten Massen des überhängenden dunkelgrünen Laubes und der schwarze Spiegel, den ihr tiefes Dickicht am Ufer im Wasser hervorruft, haben dem Kalu-Ganga, dem „schwarzen Flusse" seinen bezeichnenden Namen gegeben. Das Wasser selbst ist bei niederem Wasserstande dunkelgrün oder schwärzlich braun, bei hohem Wasserstande gelbbraun bis rothbraun, in Folge der großen Mengen gelben oder rothen Lehmes, welche die Regengüsse hinein führen. Unmittelbar am Ufer liefern schroffe Felsen und mannigfaltige Steingruppen, überhängende Zweige und entwurzelte Baumstämme dem Landschafter den schönsten Vordergrund für seine Skizzen; den erhabensten Hintergrund bilden die schöngeformten Gipfel der Berge, die in blauen Nebelduft getaucht weit höher erscheinen, als sie wirklich sind.

Der weitaus größte Theil des Flußufers ist anscheinend von dichten Waldmassen gebildet; Araliен und Terminalien, Dillenien und Bombaceen, Rubiaceen und Urticeen machen ihren wichtigsten Bestandtheil aus. Mit dem ernsten Dunkelgrün dieses Waldes wechselt in anmuthiger Weise das heitere Lichtgrün

der Bambusen, deren orangegelbe, vierzig bis fünfzig Fuß hohe Rohrstämme sich in dichten Büschen erheben und die zierlichen Federkronen gleich den Büscheln riesiger Straußenfedern über das Wasser neigen. Daneben verrathen uns Cocos und Areca, Talipot und Kittulpalmen, hier und da auch eine Pflanzung von Bananen und Cassaven, daß hinter dem Ufergebüsch auch Leute hausen, und daß die Flußufer keineswegs so wild und unbewohnt sind, wie ihr Waldsaum es vorspiegeln möchte. Seltener stehen einsame singhalesische Hütten einzeln auf einem Felsenvorsprunge des Ufers selbst, und noch seltener bezeichnet die weiße Kuppel einer Dagoba die Nähe eines kleinen Dorfes.

Auch das Thierleben trägt in mannigfaltiger Weise zur Belebung der reizenden Flußlandschaft bei. In der Nähe der singhalesischen Hütten treiben sich zahme schwarze Schweine am Ufer umher und wühlen an den Wurzeln der Bäume. Große schwarze Büffel wälzen sich auf Sandbänken oder am seichteren Ufer im Schlamme und lassen nur den Kopf über Wasser hervorragen. Wo hingegen eine längere Strecke einsamen Waldes folgt, zeigen große Scharen von schwarzen Affen ihre bewunderungswürdigen Turnkünste und springen unter lautem Geschrei von einer Baumkrone zur andern. Hier und da erscheint ein riesiger uralter Feigenbaum, dessen hohe entblätterte Aeste dicht mit Flederfüchsen behangen sind. Auf den überhängenden Zweigen am Ufer sitzen prächtige blaugrüne Königsfischer oder Eisvögel und stürzen sich tauchend auf die vorbeischwimmenden Fische; Schnepfen, Reiher, Wasserläufer und andere Stelzvögel fischen an seichteren Stellen und auf den Sandbänken watend. Die Kronen der Bäume sind von den munteren Scharen der grünen und rothen Papageien belebt. Bisweilen zeigt sich auch der schöne „Paradiesvogel von Ceylon", mit seinen beiden langen weißen Schwanzfedern. Crocodile waren früher im schwarzen Flusse sehr häufig, sind aber jetzt größtentheils durch den zunehmenden Verkehr der Kaffeeboote verdrängt worden. An ihrer Stelle sonnen sich auf den Felsen im Strome die grünen Rieseneidechsen, die „Cabra-Goya". Auch an großen Flußschildkröten, die ihre Eier auf den Sandbänken ablegen, fehlt es nicht. Von Fischen sieht man in dem trüben undurchsichtigen Wasser wenig, obwohl welsartige (Siluroiden) und karpfenartige (Cyprinoiden) sehr häufig sein sollen; hier und da sitzt am Waldrand ein einsamer Singhalese, der angelt, oder mit dem Schöpfnetze fischt. Von Insecten sind namentlich prachtvolle große Schmetterlinge und metallglänzende Wasserjungfern oder Drachenfliegen zu erwähnen; Stechfliegen und Mosquitos, die zu anderen Jahreszeiten äußerst lästig sein sollen, waren während unserer Fahrt erträglich.

Die interessanteste Episode unserer herrlichen Flußfahrt war die Passage der gefürchteten Stromschnellen oder „Rapids", die ungefähr halbwegs zwischen Ratnapura und Caltura der Schiffahrt auf dem schwarzen Flusse ein gefährliches Hinderniß bereiten. Der Kalu-Ganga bricht sich hier gewaltsam Bahn durch mehrere Felsenbarren, welche das Flußthal gleich queren Riegeln durchsetzen: die hohen Ufer treten enger zusammen und unter lautem Brausen stürzt der eingeengte Fluß schäumend zwischen einzelnen Felsen hindurch: das Gefälle ist hier auf kurze Strecken sehr beträchtlich. An der gefährlichsten Stelle mußte unser Boot vollständig ausgeladen und alle Sachen einzeln eine Strecke weit am

Ufer hinabgetragen werden; wir selbst kletterten über mächtige Granitblöcke an das untere Ende der Stromschnelle. Eine Anzahl Eingeborener sind hier beständig stationirt, um die entleerten Boote über die schäumenden Wasserfälle hinab und herauf zu schaffen. Ein halbes Dutzend derselben, unter ihnen ein riesiger schwarzer Tamil von mehr als sechs Fuß Länge und herkulischem Körperbau, sprangen unter lautem Geschrei mitten in die schäumende Fluth und wußte das leere Boot so geschickt durch das enge Thor hindurchzuleiten, daß es ohne alle Beschädigung zwischen den zackigen Klippen hindurchschoß.

Einige Stunden unterhalb dieser Stromschnellen erweitert sich das Flußbett bedeutend und geht allmälig in die flache Ebene des westlichen Küstenlandes über. Das Gefälle wird hier bald sehr schwach und unsere Bootsleute hißten ein großes viereckiges Segel auf, um durch die Hilfe des sanften Abendwindes die Ruderarbeit zu fördern. Bald nach Einbruch der Dunkelheit ergoß der aufgehende, nahezu volle Mond sein sanftes Licht über die weite spiegelnde Wasserfläche und warf glitzernde Strahlen durch die Kronen der Bäume. Der schwarze Fluß erscheint hier im untersten Theile seines Laufes nicht weniger stattlich als der Rhein bei Cöln. Nur die glockenähnlichen Stimmen kleiner Laubfrösche und das monotone Plätschern der Ruder unterbrach die lautlose Stille der Nacht, dann und wann der laute Schrei eines Vogels oder das Grunzen eines Affen. Die ganze Natur schien sanft entschlafen, als wir endlich nach Mitternacht in Caltura landeten.

XX. Heimwärts über Aegypten.

Die prachtvolle Reise durch das Hochland, welche mit der Thalfahrt auf dem schwarzen Flusse ihren reizenden Abschluß fand, hatte das Programm meiner wichtigsten Wünsche und Ziele auf der Wunderinsel Ceylon geschlossen und ich mußte nun mich zur bevorstehenden Heimreise rüsten. Allerdings hätte ich sehr gern noch das interessante und besonders in zoologischer Hinsicht so reiche Trinkomalie gesehen, und auch den alten Ruinenstädten im Norden der Insel, dem berühmten Anaradjahpura und Pollanarua einen Besuch abgestattet. Aber mein halbjähriger Urlaub ging zu Ende; das letzte Lloydschiff, welches mich noch rechtzeitig nach Europa zurückführen konnte, sollte schon am 11. März von Colombo abgehen, und ich will nicht verschweigen, daß trotz allen genossenen Herrlichkeiten doch das Heimweh sich immer mehr geltend machte und die glückliche Rückkehr nach der theuren deutschen Heimath mir immer mehr das Begehrenswertheste erschien.

So begann ich denn alsbald nach der Rückkehr nach Colombo den Rest meiner Sammlungen zu packen und alle übrigen Vorbereitungen zu treffen. Einen sehr hübschen Ausflug machte ich noch mit Dr. Trimen nach Henerakgodde, einer Filiale des Peradenia-Gartens, welche an der Colombo-Kandy-Bahn im heißesten Theile des feuchten Tieflandes liegt und für die Cultur derjenigen Pflanzen bestimmt ist, die den höchsten Hitzegrad des Tropenklimas verlangen. Ich sah hier Prachtexemplare von Riesenbäumen, Palmen, Lianen, Farnen, Orchideen u. s. w., die mich nach allem Vorhergegangenen noch in Erstaunen versetzten. Ein paar sehr angenehme Tage verbrachte ich bei dem guten alten Mr. Staniforth Green

und seinem Neffen in der lieblichen „Villa der Tempelbäume"; und mit besonderem Vergnügen denke ich noch an eine reizende abendliche Kahnfahrt, die ich mit denselben auf dem spiegelglatten See der Zimmtgärten machte. Ein paar andere lehrreiche Tage widmete ich dem Studium des Colombo-Museums, dessen jetzt anwesender Director, Dr. Haly, mir auf das Freundlichste die lehrreichen Schätze desselben erläuterte. Sodann machte ich eine Anzahl Abschiedsbesuche bei anderen Engländern, die meine Zwecke während meines hiesigen Aufenthaltes in freundlicher Weise gefördert hatten. Mr. William Ferguson bereicherte noch am letzten Tage meine Sammlung mit einigen prachtvollen riesengroßen Tigerfröschen (Rana tigrina) und anderen Amphibien; und Freund Both krönte die Reihe seiner zoologischen Geschenke durch einen erwachsenen „Negombo-Teufel", das große, von den Singhalesen abergläubisch gefürchtete Schuppenthier, welches allein die Ordnung der Edentaten auf der Insel vertritt (Manis brachyura). Es kostete einige Mühe, dieses zähelebige Ungethüm vom Leben zum Tode zu bringen, da die Processe des Hängens, des Bauchaufschneidens und des Einspritzens von Carbolsäure sich durchaus ungenügend erwiesen hatten; erst eine größere Dosis Cyankalium führte das Ende herbei.

Alle freien Augenblicke, die mir das böse Geschäft des Einpackens übrig ließ, verwendete ich noch täglich auf den Genuß des geliebten Whist-Bungalow, von dessen schönsten Punkten ich noch mehrere Photographien aufnahm. Der Abschied von diesem lieblichen Paradiese und von den braven Landsleuten, deren Gastfreundschaft ich hier genossen, wurde mir natürlich besonders schwer, und ich empfand in seltener Stärke jenes drückende Gefühl, welches dem Abschiede von einem geliebten Erdenflecke vorausgeht. Freilich wurde aber diese gedrückte Abschiedsstimmung wesentlich aufgehoben durch den einen Zukunftsgedanken: *Heimwärts!* In den Tropen hat dieses theuere Wort für jeden Europäer noch einen ganz anderen Klang, als irgendwo in Europa. Das Gefühl von einer glücklich beendigten und erfolgreichen Tropenreise in die geliebte Heimath zurückzukehren, läßt sich nur mit demjenigen vergleichen, mit dem der Soldat aus einem siegreichen Feldzug heimkehrt. Ich durfte es in der That als ein besonderes Glück preisen, daß ich während meines fünfmonatlichen Aufenthalts in den Tropen, trotz aller Anstrengungen und Strapazen, nicht einen einzigen Tag krank gewesen war und daß ich allen drohenden Gefahren glücklich entgangen war.

Aber dieses Glück und jene Widerstandsfähigkeit haben auch ihre Grenzen, und ich hatte das instinctive Gefühl, nahe an diesen Grenzen angelangt zu sein. Die tausend wunderbaren und großartigen Eindrücke, mit denen die vier letzten Monate mich in überreichem Maße beschenkt hatten, waren fast allzu mächtig und hatten mich dergestalt übersättigt, daß ich die lebhafteste Sehnsucht nach Ruhe und Erholung empfand. Besonders während der letzten Woche in Colombo, wo zudem schon der drückende Einfluß des nahenden Monsun-Wechsels sich bemerkbar machte, fühlte ich mich ermatteter und mitgenommener als je zuvor. Ich sehnte mich zuletzt wahrhaft nach den kommenden ruhigen Wochen auf dem Dampfschiffe, und nach der stillen Muße, die mir dasselbe zur Bewältigung jener massenhaft zusammengerafften Eindrücke gewähren würde.

Und diese erhoffte Muße, diese Sonntagsstimmung ruhigen Genusses ge-

währte mir das schöne Schiff, auf dem ich von Colombo zurückkehrte, in vollstem Maße. Niemals habe ich eine schönere Seefahrt gehabt, als auf der prächtigen „Aglaja", dem vortrefflichen Dampfer des Oesterreichischen Lloyd, der mich in achtzehn Tagen von Ceylon nach Aegypten hinüberführte. Derselbe kam bereits von Calcutta so schwer beladen an, daß er den größten Tiefgang hatte, und daß meine Kisten, in Ermangelung anderen Raums, im „Rauchzimmer" untergebracht werden mußten. Selbst bei stürmischem Wetter würde das vollgeladene Schiff nur wenig geschwankt haben. Unter dem prachtvollen wolkenlosen Frühlingshimmel, dessen wir uns während der ganzen Fahrt erfreuten, den günstigen Nordost-Monsun im Rücken, war die Bewegung des Dampfers kaum wahrnehmbar, und die zehntägige Reise über den indischen Ocean, von Colombo bis Aden, glich einer heiteren Sonntagsfahrt über einen stillen Landsee.

Zu dieser großen Annehmlichkeit gesellte sich noch die andere, daß die Reisegesellschaft die willkommenste war. In der ersten Cajüte waren außer mir nur drei Passagiere, drei deutsche Landsleute, die von Calcutta heimkehrten, und mit denen ich mich vortrefflich unterhielt. Der alte Capitän, Herr N., war der liebenswürdigste, den ich je getroffen habe, und dabei ein humoristischer Philosoph, der alle Lebensweisheit von Sokrates und Aretschi in sich vereinigte. Das schöne Geschlecht war auf dem ersten Platze gar nicht vertreten, was die Bequemlichkeit unserer Fahrt nicht wenig erhöhte. Verzeihe mir, gütige Leserin, dieses frevelhafte Geständniß! Sowohl wir vier Passagiere, als die freundlichen Schiffsofficiere, mit denen wir unsere Mahlzeiten theilten, genossen die mancherlei Vorrechte, welche uns die gänzliche Abwesenheit der Damen ertheilte, in ausgibigster Weise und wir kamen während der ganzen Fahrt aus dem angenehmsten indischen Negligé nicht heraus. Weder Halskragen noch Cravatte schnürten unsere Kehle ein; bequeme gelbe indische Hausschuhe ersetzten die schwarzgewichsten Stiefeln, und das ganze übrige Costüm bestand aus jener unvergleichlich leichten und angenehmen weißen Baumwollenkleidung, die in Indien als „Pundjama" allgemein üblich ist.

Von entzückender Schönheit waren die Nächte während dieser Fahrt. Wir schliefen stets oben auf dem Verdeck, von der mildesten tropischen Seeluft umspült, unter dem tiefdunkeln Zeltdache des reinen Firmaments, von dem die Sterne in unübertroffener Pracht herabfunkelten. Ich lag oft stundenlang in der Nacht wach und athmete mit vollstem Behagen die balsamische kühle Brise ein, im Vollgenuß des paradiesischen Friedens, der achtzehn Tage lang weder durch Briefe noch durch Correcturen, weder durch Studenten noch durch Pedelle gestört wurde. Pflichtschuldigst bewunderte ich sodann allnächtlich den „milden Glanz des südlichen Kreuzes" und lange Zeit schaute ich oft in das funkelnde Kielwasser hinab, das hinter dem Schiffe einen langen feurigen Schwanz bildete, aus tausend leuchtenden Medusen, Krebschen, Salpen und anderen Leuchtthieren des Meeres zusammengesetzt.

Tagsüber beschäftigte mich größtentheils das Ordnen und Ergänzen meiner Reisenotizen und Aquarellskizzen; und wenn ich des Schreibens, Malens und Lesens müde war, wanderte ich hinüber auf den zweiten Platz, wo eine indische Menagerie von Affen, Papageien, Waldtauben und anderen Vögeln uns unerschöpf-

liche Unterhaltung bot. In meiner eigenen kleinen Menagerie war das Interessanteste ein Halbaffe von Belligemma (Stenops gracilis); ein höchst amüsanter kleiner Geselle, dessen fabelhafte Turnkünste wir jeden Abend bewunderten.

Von den Einzelheiten unserer Rückreise ist wenig zu berichten. Am 10. März Mittags 2 Uhr hatte ich nach herzlichstem Abschiede von den Bewohnern des Whist-Bungalow Colombo verlassen. Am 12. passirten wir die Malediven-Inseln und fuhren ziemlich nahe an den Cocoswäldern des Korallen-Eilandes Minikoi vorüber. Am 18. Morgens steuerten wir längs der malerischen Küste der großen Insel Sokotora hin, von deren zerklüfteten Gebirgsrücken sich mächtige schneeweiße Sandfelder, Gletschern ähnlich, in das Meer senken. Am 20. Abends langten wir in Aden an. Da wir jedoch wegen der fortbestehenden Cholera-Quarantäne keine Pratica erhielten, dampften wir schon um 9 Uhr weiter, in das rothe Meer hinein. Am 21. März passirten wir das Thränenthor, Bab el Mandeb, und am 22. die Guanoinsel Geb el Tebir. Ungeheuere Massen von braunen Seeraben oder Cormoranen umschwärmten hier unser Schiff. Am 25. Morgens überschritten wir, dem Cap Berenice gegenüber, den Wendekreis des Krebses, fuhren am 27. längs der Sinaiküste hin und ankerten am 28. in der Morgenfrühe auf der Rhede von Suez.

Da ich noch ein paar freie Ferienwochen vor mir hatte und von Alexandrien jede Woche mehrmals Fahrgelegenheit nach Europa fand, beschloß ich vierzehn Tage in Aegypten zu bleiben; hauptsächlich um den schroffen Wechsel des Klimas zu vermeiden, den gerade zu dieser Jahreszeit die plötzliche Uebersiedelung aus dem heißen Indien nach dem kalten Nord-Europa mit sich bringt. Auch reizte mich der Gedanke, die Natur von Unter-Aegypten, die mir bei meinem ersten Besuche, vor neun Jahren, so sehr imponirt hatte, mit meinen indischen Eindrücken zu vergleichen. Und dieser Vergleich war in der That lohnend; denn es kann kaum einen größeren Gegensatz in jeder Beziehung zwischen zwei Ländern der heißen Zone geben, als den Contrast zwischen Ceylon und Aegypten.

Ich verließ demnach am Morgen des 28. März die treffliche „Aglaja", nach herzlichem Abschiede von den freundlichen Reisegefährten. Am folgenden Tage machte ich von Suez zu Esel eine Excursion nach der „Moses-Quelle", einer interessanten kleinen Oase in der arabischen Wüste; einige Stunden östlich vom Eingang in den Suez-Canal.

Am 30. März fuhr ich auf der Eisenbahn in neun Stunden von Suez nach Cairo, wo ich in dem freundlichen deutschen „Hôtel du Nil" meine Wohnung nahm. Zehn Tage in Cairo, diesem „Märchen aus Tausend und Einer Nacht", benutzte ich, theils um die schönen Erinnerungen meines ersten Besuches aufzufrischen, theils um dieselben durch einige neue Excursionen zu ergänzen. Unter diesen war mir besonders ein weiterer Ausflug in die Wüste von Interesse, nach dem sogenannten „großen versteinerten Walde". Unter der sachkundigen Führung eines freundlichen deutschen Landsmannes, des seit lange in Cairo ansässigen Apothekers und Botanikers Sickenberger, brach ich in Gesellschaft mehrerer anderer deutscher Landsleute am 5. April, früh 6 Uhr, dorthin auf. Wir hatten uns Alle gut mit Proviant und mit recht tüchtigen Eseln versehen, da der Ritt hin und zurück einen vollen Tag in Anspruch nimmt. Der

Weg führte uns gegen Osten, zuerst durch die wunderbare Todtenstadt der Chalifengräber, weiterhin längs der nördlichen Abhänge des Mokattam-Gebirgs hin. In vier Stunden scharfen Trabes mitten durch die Sandwüste hatten wir unser Ziel erreicht. Mitten in der pflanzenarmen Wüste liegen hier zwischen deren Sandhügeln versteinert eine große Menge stattlicher Baumstämme von 70—90 Fuß Länge, 2—3 Fuß Durchmesser. Die meisten gehören einem Balsambaum (Nicolia) aus der Familie der Sterculiaceen an. Die Mehrzahl der Stämme sieht glänzend schwarzbraun oder rothbraun, wie polirt aus, und ist in Stücke von zwei bis sechs Fuß Länge zerbrochen, die im Sande halb vergraben, zum Theil aber auch ganz frei hintereinander liegen. Am zahlreichsten sind sie in der Nähe des Kohlenbrunnens (Bir el Fahme), eines sechshundert Fuß tiefen Schachtes, den Mohamed Ali 1840 hier mitten in der Wüste graben ließ in der vergeblichen Hoffnung, Kohlen zu finden.

Den Rückweg vom versteinerten Walde nahmen wir durch das Wadi-Dugla, ein großartiges und malerisches Felsenthal, durch welches die nach Mekka bestimmte Pilger-Karawane von Cairo nach Suez zieht. In den mannigfachen Schlangenwindungen dieser wilden Schlucht, deren nackte gelbweiße Felsenwände beiderseits fast senkrecht emporsteigen, ritten wir mehrere Stunden abwärts, ehe wir wieder das Nilthal erreichten, zwischen Wadi-Turra südlich und den Mokattam-Höhen nördlich. Erst spät Abends trafen wir wieder in Cairo ein.

Dieser Wüstenritt, der einen recht guten Einblick in den Charakter der arabischen Wüste gewährt, regte mich lebhaft zu Betrachtungen über den merkwürdigen Gegensatz an, in welchem die ganze Natur von Unter-Aegypten zu derjenigen von Ceylon steht. Dieser ungeheuere Contrast betrifft in erster Linie das Klima und die Vegetation, in zweiter Linie aber auch die gesammte übrige Natur und die Menschenwelt. Während der alte Meeresboden, der jetzt die gelbe ägyptische Wüste bildet, reich an schönen Versteinerungen ist, die fein verhältnißmäßig jugendliches geologisches Alter bezeugen, ist der uralte Felsenleib des grünen Ceylon aus Urgestein gebildet, in dem Versteinerungen vollständig fehlen. Während dort die größte Trockenheit der Atmosphäre kaum den dürftigsten Pflanzenwuchs gestattet, bedingt hier die vollkommene Feuchtigkeit der Luft eine Ueppigkeit der Vegetation, die von keinem anderen Theile der Erde übertroffen wird. Heftige atmosphärische Niederschläge, die dort sehr selten sind, gehören hier zu den alltäglichen Ereignissen. Die täglichen Temperatur-Schwankungen sind dort bekanntlich so groß, daß sie nicht selten gegen 30 ° R. betragen; mitten in der Wüste bildet sich in der Nacht bisweilen eine dünne Eiskruste, während um Mittag das Thermometer im Schatten auf 35 ° und mehr steigt. Im heißen und dampfenden Treibhausklima der Küste von Ceylon sind umgekehrt jene Schwankungen so gering, daß sie gewöhnlich nur 4—5 ° betragen (21—26 ° R).

Nicht minder auffallend als diese extreme Verschiedenheit in Bezug auf Boden, Klima und Vegetation ist diejenige der Menschenwelt, welche diese beiden Länder bewohnt. Hier in Aegypten die lauten und lebhaften Araber mit ihrem unverschämten aufdringlichen und anmaßenden Charakter, fanatische Mohammedaner von hamitischer Rasse; dort in Ceylon die sanften und stillen Singhalesen, indolente Buddhisten von arischem Ursprung, mit durchaus friedlichem, bescheidenem und

furchtsamem Wesen. Während Aegypten mit seiner einzigen centralen Lage, mitten zwischen den drei alten Welttheilen, seit uralter Zeit die größte Rolle in der Völkergeschichte gespielt hat und der Zankapfel der mächtigsten Nationen, der Spielball der heftigsten Leidenschaften gewesen ist, hat das stille Paradies von Ceylon gleichsam außerhalb der Culturgeschichte gestanden und seine politische Geschichte hat niemals ihre locale Bedeutung überschritten.

Als botanisches Symbol dieses merkwürdigen Gegensatzes kann ein einziger Baum dienen. In Aegypten wie in Ceylon ist es eine Palmenart, die an national-ökonomischer Bedeutung alle anderen Producte der Pflanzenwelt übertrifft: dort die Dattelpalme, hier die Cocospalme. Obgleich nun diese beiden edlen Gaben der Flora fast gleich hohen Werth besitzen und jeder einzelne Theil derselben seine Nutzanwendung hat, so ist diese doch im Einzelnen ebenso verschieden, wie der äußere Charakter beider Palmen und ihre Bedeutung für die Landschaft. In der ägyptisch-arabischen Landschaft ist die Dattelpalme ebenso unentbehrlich, wie die Cocospalme in der Küstenlandschaft von Ceylon.

Der Nordländer, der die Alpen überschreitet und in Italien zum ersten Male die Dattelpalme kennen lernt, bewundert sie als ersten Vertreter der edlen Palmenfamilie; und diese Bewunderung steigt noch, wenn er weiter südwärts nach Aegypten kommt und hier dieselbe massenhaft in ungleich vollkommenerer Form vorfindet. So hatte auch ich selbst sie früher mit besonderer Andacht verehrt.

Wie anders jetzt, wo die ungleich edlere und vollkommenere Form der Cocospalme sich mir in Ceylon so fest eingeprägt hatte, daß ich die Dattelpalme daneben unansehnlich fand! Der schlanke, glatte und weiße Stamm der Cocos ist stets anmuthig gebogen und erhebt sich gewöhnlich zu der doppelten Höhe des plumpen, struppigen, graubraunen Stammes der steifen Dattel. Und ebenso übertreffen die mächtigen, schön geschwungenen, gelblich grünen Fiederblätter der Cocos an Größe und Schönheit um mehr als das Doppelte die steifen und starren, graugrünen Wedel der Dattel. Der ganze malerische Werth der Cocos übertrifft denjenigen der Dattel in ähnlichem Verhältnisse, wie die mächtige, kopfgroße Nuß der ersteren die kleine, unansehnliche Frucht der letzteren.

Während der Osterwoche, die ich in Cairo zubrachte, warfen die großen politischen Umwälzungen in Aegypten, deren Zeuge wir gegenwärtig sind, ihren Schatten bereits voraus. Der Haß der Aegypter gegen die Europäer, durch fanatische mohammedanische Priester aufgestachelt, machte sich wiederholt in Angriffen geltend. Ich selbst wurde zwei Mal insultirt, ein Mal durch einen Derwisch beim Besuche der Moschee el Abka, der Universität von Cairo; das andere Mal durch einen Soldaten, während ich am Nilufer saß und eine Skizze aufnahm. Nur durch einen günstigen Zufall entging ich beide Male dem Schicksal, noch am Ende meiner Reise in ernstliche Lebensgefahr zu gerathen. Ein englischer Maler war kurz zuvor beim Zeichnen der Chalifengräber, ebenfalls ohne jede Veranlassung, von einem Soldaten angegriffen und gefährlich verwundet worden. Man sagte schon damals, daß Arabi Paicha diese Conflicte systematisch fördere. In diesem ehrgeizigen Soldaten verkörpert sich die Todfeindschaft des Islam gegen europäische Cultur. Die englische Regierung hätte viel erspart, wenn sie frühzeitiger mit Energie eingegriffen hätte.

Da gegenwärtig vielfach die Erfolge der Engländer in Aegypten mit mißgünstigen Augen angesehen werden, will ich hier meine entgegengesetzte Ansicht nicht verhehlen. Mir scheint, daß wir dieselben eher sympathisch begrüßen sollten, ebenso vom Standpunkte der allgemeinen Humanität als von demjenigen einer vernünftigen Politik. Die Aegypter selbst sind noch weit davon entfernt, ein modernes Culturvolk zu sein, und so lange der Islam seinen culturfeindlichen lähmenden Einfluß ausübt, ist daran auch nicht zu denken.

Andererseits liegt das Land selbst so mitten an der großen Weltstraße zwischen Orient und Occident, und speciell am directen Wege von England nach Indien, daß Großbritannien den Besitz des Suez-Canals nicht mehr entbehren kann, will es seine großartige Weltherrschaft aufrecht erhalten. Diese letztere selbst verdient Bewunderung. Denn die Engländer verstehen es weit besser, als alle anderen Nationen, Colonien zu gründen und zu verwalten. Gerade die eigene Anschauung, welche ich auf dieser Reise sowohl in Bombay als in Ceylon von der englischen Colonialherrschaft erhielt, hat meine aufrichtige Bewunderung derselben erhöht. Nur dadurch, daß Großbritannien das ungeheure indische Reich ebenso zweckmäßig als weise regiert, vermag es mit einer unverhältnißmäßig geringen Beamtenzahl dasselbe sich zu erhalten.

Statt daher die Erweiterung und Verstärkung der britischen Weltherrschaft grollend mit den Augen des Neides anzusehen, sollten wir von ihrer klugen Politik lernen, deren Erfolge der ganzen civilisirten Menschheit zu gute kommen. Hätte Deutschland, dem Beispiele des stammverwandten England folgend, rechtzeitig Colonien gegründet, wie anders könnte der veredelnde Einfluß der deutschen Cultur sich in der Welt geltend machen; wie viel größer würde unser Vaterland dastehen!

Meine Rückreise von Aegypten nach Triest verlief ohne erwähnenswerthe Erlebnisse. Ich verließ Morgens am 12. April auf dem österreichischen Lloyddampfer „Castor" den Hafen von Alexandrien und traf am 18. April Morgens wohlbehalten in Triest wieder ein. Hier fand ich bei meinen lieben alten Freunden das herzlichste Willkommen. Dann eilte ich über Wien direct nach Jena. Eine schmerzliche Neuigkeit ereilte mich unterwegs, der Tod meines hochverehrten Freundes und Meisters Charles Darwin, dem ich erst vor wenigen Monaten, am 12. Februar, auf dem Gipfel des Adams-Pik einen Glückwunsch zu seinem 73. Geburtstag geschrieben hatte!

Am 21. April, Nachmittags 5 Uhr, traf ich glücklich und wohlbehalten in meinem lieben alten Jena wieder ein. Da ich meine Ankunft erst auf den folgenden Tag angemeldet hatte, überraschte ich meine theure Familie und genoß nach schwerer halbjähriger Trennung das glücklichste Wiedersehen. Mit Dank gegen das gütige Geschick, das mir noch so spät die Erfüllung meines sehnlichsten Jugendwunsches gewährt hatte, zog ich wieder in das traute Daheim ein, reich beladen mit Schätzen von Erinnerungen, die mir für meine ganze übrige Lebenszeit eine unerschöpfliche Quelle des Genusses und der Erkenntniß bleiben werden!

Aus zwei annectirten Ländern.

Erzählungen eines deutschen Officiers.

3.

In Hannover war für Alfred und mich eine Wohnung in dem gut empfohlenen Hause eines Hofsattlers gemiethet. Derselbe empfing uns in Hemdsärmeln, mit dem Schurzfell bekleidet, das Werkmesser in der Hand, nicht eben mit ausgesuchter Höflichkeit. Seine dicke Frau mit weißer Schürze war manierlicher. Sie stieg mit uns die schmale steile Treppe hinauf, um uns in unsere Wohnung zu führen, welche drei Stuben enthielt und die Front des Hauses einnahm. Ueber dem Sopha hingen die Porträts des Königs Georg und der Königin Marie, Steindrucke nach L'Allemand. Die Zimmer waren so hoch, daß auch der große Wichard, selbst unter den Deckbalken, aufrecht stehen konnte. Im Ganzen bemerkte Alfred nicht mit Unrecht, daß wir in Stade besser gewohnt hatten. Indeß wir waren doch in der Residenz und die Einrichtung war genügend und sehr reinlich. Wir legten uns in die Fensterbank und blickten auf die enge Straße hinab, die uns ebenfalls an Stade erinnerte. Drei oder vier größere Gebäude abgerechnet, waren alle Häuser ungefähr so klein, wie das unseres Hofsattlers. Nur wenige Menschen gingen auf der Straße und gewöhnlich begrüßten sich die einander begegnenden, ein Zeichen, daß viel persönliche Bekanntschaft unter den Einwohnern bestand.

Als wir demnächst ausgehen wollten, fanden wir den Hofsattler in der Hausthür im Gespräch mit seinem Nachbar, dem Buchbinder. Alfred redete sie mit der geschickten Frage nach der Einwohnerzahl der Residenz an.

„Getellt sinn wi nu lange nich," antwortete unser Wirth. „In dem Unglücksjahre 1848 hatten wir 44,000. Jetzt sollen es 50,000 sein."

„Wir sind gewaltig im Zunehmen," bemerkte der Buchbinder.

Alfred machte hierauf ein Zeichen des Erstaunens. Dann sagte er: „Hannover ist eine schöne Stadt."

Der Buchbinder warf einen forschenden Blick auf ihn und entgegnete: „Diese Straße just nich."

Der Hofsattler aber sagte: „Sehen Sie den neuen Stadttheil! Der ist prächtig. Hannover ist eine der schönsten Städte der Welt."

Er meinte dies wirklich so, hatte aber, seit er vor vielen Jahren auf seiner Handwerkswanderung bis Straßburg gekommen war, nichts Anderes gesehen. Alfred und ich kannten Hamburg und mußten uns sagen, daß dort ein viel regeres Treiben und großartigere Anlagen seien. Hannover war ein stiller Ort, in welchem die Menschen gemächlich gingen, als hätten sie viel Zeit übrig, während in Hamburg Jeder eilt, als sei ein Vermögen in Gefahr. Dagegen machten die äußeren Straßen, besonders die Friedrichstraße mit den freundlichen Parkanlagen und dem hübschen Blick über die Wiesen nach dem Deisterberge und die Georgstraße mit dem neuen Hoftheater und den anstoßenden freien Plätzen einen gefälligen, vornehmen Eindruck, und die Equipagen mit den schönen Pferden und reichen Livreen, zahlreiche Militär-Wachen und -Posten, im Inneren der Stadt auch einige elegante Kaufläden ließen wohl erkennen, daß man sich in einer Haupt- und Residenzstadt befand.

Unser Eintritt in die Armee fiel in die Zeit, als der Krieg zwischen Rußland und der mit den Westmächten verbündeten Türkei auch Deutschland in die Verwickelung ziehen konnte. Der Bundestag hatte die deutschen Staaten zu erhöhten Leistungen veranlaßt, eine regere militärische Thätigkeit war eingetreten. Unter den Eindrücken des Kampfes vor Sebastopol betrieben wir unsere Ausbildung um so eifriger.

Den ersten Recrutenunterricht hatten wir noch in unseren Civilkleidern. Unser Instructor, ein Sergeant, der sehr bestimmt, aber freundlich und wohl gesittet war, gab uns einige Dienstbücher mit nach Hause, in denen wir fleißig studirten. Da Königsgeburtstag und mit ihm die große Parade nahe war, bereiteten wir uns auf letztere, die wir selbst noch nicht mitmachen konnten, aber unter Aufsicht unseres Sergeanten ansehen sollten, insofern vor, als wir die Anordnung und den Verlauf derselben in dem Reglement lasen.

„Hier steht: die Musik spielt God save the King. Das ist recht deutsch!“ rief Alfred. „Freilich steht Heil unserem König! Heil! davor. Was soll das!“

„Eigentlich heißt es God save the King,“ erwiderte ich. „Unsere Truppen haben es aus dem englischen Dienst.“

„Die Preußen nennen es Heil Dir im Siegeskranz,“ sprach Alfred mürrisch vor sich hin und las weiter.

Am 27. Mai, Königsgeburtstag, zogen wir in unserer Wohnung zum ersten Mal die Uniform an, die, wie wir uns gegenseitig versicherten und bei dem Blick in den Spiegel auch selbst fanden, uns gut stand. Wir schnallten das Seitengewehr um und setzten den vom König Ernst August eingeführten preußischen Helm auf. An ihm befand sich statt des Adlers das hannover'sche weiße Pferd in Silber und darunter das Motto, welches die Namen der Kriegsschauplätze oder Schlachten enthielt, wo das Regiment mit Auszeichnung gefochten hatte. „Waterloo“ kam in den meisten, „Peninsula“ in vielen Mottos vor.

Nun stiegen wir, uns vorsichtig bückend, die Treppe hinunter und wurden unten von unserem Hauswirth, diesmal freundlich, begrüßt. „So maak eck Sei lieen!“ sagte er. „So mag ich Sie leiden, in des Königs Rock! Ich werde nicht ermangeln, bei der großen Parade zu erscheinen.“

Vor der Caserne erwartete uns unser Sergeant. Er musterte unseren Anzug,

war mit demselben zufrieden und führte uns in die Nähe des Eingangs zum Waterlooplatz, nahe vor die dichten Reihen der Zuschauer. Hier hatten wir die Paradeaufstellung vor uns und sollten mit anderen bereits aufgestellten Posten das weitere Vordringen des Publicums verhindern.

Der Waterlooplatz in seiner festlichen Ausstattung imponirte mir sehr. Auf den Casernen und dem neuen Zeughause wehten Fahnen, die Fenster dieser Gebäude waren mit bunt gekleideten Damen besetzt. Den Leibnitz-Hügel hinan stand Kopf an Kopf, selbst die Gallerie oben an der Waterloosäule war voll Menschen.

Den rechten Flügel der Paradeaufstellung bildete die in goldenen Küraſſen glänzende Garde-du-corps. Ihr dicker Pauker sah auf seinem reich geschirrten Rappen noch über die großen silbernen Pauken gewaltig hervor. In einigem Abstande von ihm hielt ein noch dickerer General. Er hatte ein weißes Taschentuch in der Hand, mit dem er sich den Schweiß von dem Gesicht wischte.

„Das ist der General-Inspecteur der Cavallerie," erklärte unser Sergeant, „Herr General Graf von der Decken. Er hat schon als junger Officier bei Kings german legion in Spanien sich einen Namen gemacht und nachher eine Prinzessin geheirathet. Der Herr General, der jetzt auf ihn zu reitet, ist der Kriegsminister von Brandis, auch ein Legionär."

„Der hat kein deutsches Gesicht," meinte Alfred. Der Kriegsminister hatte dunkele, etwas finster blickende Augen, scharf geschnittene Züge und einen gelblichen Teint.

An die Cavallerie schloß sich die Infanterie. Rechts neben ihr auf einem schönen Pferde hielt ein General von kleiner Gestalt, aber sehr vornehmer, leichter Haltung. „Das ist der berühmte Halkett, der Herr General-Inspecteur der Infanterie," sagte der Sergeant. Wir betrachteten den General Halkett, der 1848 die Hannoveraner in Schleswig-Holstein commandirt und die Sympathie der Schleswig-Holsteiner im höchsten Grade gewonnen hatte, mit dem lebhaftesten Interesse. Seine außerordentliche Tapferkeit, sein ritterliches Wesen, seine herzliche, das Englische nicht verleugnende Sprache hatten ihn populär gemacht.

„Sie wissen wohl schon, daß er bei Waterloo den General Cambronne nahe vor der Front der französischen Garden gefangen genommen hat," fuhr der Sergeant fort. Wir bejahten dies durch Nicken mit dem Kopfe.

„In Schleswig hat er ein Wettrennen mit dem General Wrangel gewonnen," sprach eine Stimme aus dem dicht aufdrängenden Volk hinter uns. Es war unser Hofjattler, der festlich im Frack gekleidet war und jetzt den Sergeanten begrüßte, indem er seinen Cylinderhut an dem hinteren Rande erfaßte und etwas lüftete. Er nahm den Hut, wahrscheinlich um die Vorderseite zu schonen, immer so ab.

„Guten Tag, Herr Hofjattler!" erwiderte der Sergeant. „Nun ja, man kann ihm dies wohl sagen. Die Sache verhält sich so," fuhr er uns belehrend fort. „Halkett ist zwar nicht Cavallerist, aber er reitet besser, als irgend sonst wer. In Schleswig hat ihn der preußische General von Wrangel, der ein tüchtiger Cavallerist ist und von Halkett's Reiten gehört hatte, gebeten, eine Recognoscirung mit ihm zu machen und sich schon gerühmt, er würde Halkett müde reiten. Aber

je länger sie ritten, je munterer wurde dieser. So waren sie in der schärfsten pace den ganzen Tag geritten und Abends spät an Wrangel's Quartier gekommen. Da hatte Wrangel gesagt: „Lieber Sir Halkett, Sie müssen müde sein, bleiben Sie diese Nacht bei mich." Worauf Halkett antwortete: „O nein, ich danke. Ich habe in mein Hauptquartier zu thun. Es sind ja nur sechs Meilen dahin!" Und so war er davon gejagt.

Vor der Waterloosäule stand im rechten Flügel gegen die vorhin beschriebene Truppenlinie die Artillerie mit ihren bespannten Geschützen. Jetzt schlug es von dem alten, über das Residenzschloß hervorragenden Marktthurm zwölf Uhr. In demselben Moment begannen alle Glocken der Stadt zu läuten und eine hinter der Waterloosäule aufgestellte Batterie Salut zu schießen. „Nun geben Sie Acht," sagte der Sergeant, „wie schnell die schießende Batterie, wenn die hundert und ein Schüsse heraus sind, in die Paradeaufstellung einrückt."

„Ja, da steckt unserem alten Sir Julius seine Schule drin," sagte der Hofsattler.

„Sie meinen Seine Excellenz den Herrn General Hartmann," warf, wieder zu unserer Belehrung, der Sergeant ein. „Auch der gehört zu den berühmten Generalen der Armee und ist bei den Bürgern sehr beliebt. Vor fünf Jahren nahm er seinen Abschied; sein hohes Alter forderte dies."

„Hei konne nich mehr rieen," sagte der Hoffattler. „Er ist einundachtzig Jahr alt. Aber sein Geist ist noch jung."

„Hier kommt er!" riefen andere Leute hinter uns. Wir sahen uns um. Das Publicum hatte Kehrt gemacht und grüßte einen alten General mit jugendfrischem Gesicht, kurzem schneeweißen Schnurrbart, einer Stumpfnase und zwei lebhaften Augen, der in einem offenen Wagen vorbei fuhr und freundlich dankte.

Jetzt commandirte der Parade-Commandeur: „Parade! Vor Euch!" Die ganze Linie stand still. Das Publicum blickte seitwärts, wo von dem Residenz-Palais der königliche Zug heran ritt.

Der König hatte noch nicht den Waterlooplatz erreicht, als unser Hofsattler mit erschrecklich starker Stimme rief: „Seine Majestät hoch!" Das ganze Publicum stimmte ein und setzte das Hochrufen lange fort. Man hörte kaum das Commando des Parade-Commandeurs: „Achtung! Präsentirt's Gewehr!" Nun fing die Musik an zu spielen.

„God save the King," raunte Alfred mir in's Ohr.

Der König auf einem weißen, langschweifigen Pferde kam heran, neben sich den Flügeladjutanten, welcher des Königs Pferd an einem Beizügel leitete; hinter ihm das Gefolge. Der König, der heute sechsunddreißig Jahr alt wurde, saß schön, nur etwas steif zu Pferde; den Kopf trug er hoch, den Oberkörper gerade ein wenig nach hinten, die rechte Hand auf das Oberbein gestützt. So galoppirte er die Front ab und darauf nach dem Aufstellungspunkte, wo die Truppen an ihm vorbeimarschiren sollten.

Da wir ihn immer im Auge behielten, so sahen wir, daß sich an diesem Punkte das Publicum jetzt theilte und, ehrfurchtsvoll die Kopfbedeckung abnehmend, seinem Liebling, dem General Sir Julius Hartmann Platz machte.

Der König ritt diesem ein paar Schritte entgegen und reichte ihm die Hand. Dann stellte der General sich neben Seine Majestät.

Der Vorbeimarsch begann. Als Wichard an uns vorbei kam, nickten wir ihm zu; aber er sah uns in seinem Eifer nicht. Die Parade verlief vortrefflich, Allen, von Seiner Majestät bis zum letzten Zuschauer, zu großem Wohlgefallen.

Am folgenden Tage schworen wir in ernster Stimmung und feierlicher Form den Eid auf die Fahne.

Nach einigen Monaten erstiegen wir die erste Stufe, wir wurden Corporal. Kaum eine spätere Beförderung hat mich so sehr, wie diese erfreut und nie habe ich den Stolz wieder empfunden, mit dem ich die Ehrenbezeugungen, welche die Soldaten dem Corporal zu erweisen hatten, empfing.

Unsere Volontärzeit verstrich angenehm für uns. Wir waren in guten Händen. Die Officiere erwiesen sich uns freundlich, auf alle Weise förderlich und zogen uns bei passenden Gelegenheiten in ihre Gesellschaft.

Mit Wichard kamen wir so viel zusammen, als die Umstände, vornehmlich die Dienstheintheilung der verschiedenen Regimenter gestatteten. Wir Drei waren gleich lernbegierig; aber eine Verschiedenheit der Neigungen stellte sich bald heraus. Wichard hatte für sämmtliche Dienstzweige, für die rein formellen sowohl, wie für diejenigen, welche eine Geistesthätigkeit verlangten, dieselbe Achtung und führte alle mit gleichem Eifer aus. Alfred, ohne auch nur das Geringste zu versäumen und ohne sich außerhalb unseres vertrauten Kreises eine unvorsichtige Aeußerung zu gestatten, sah auf das Formelle herab, über welches er, wenn wir unter uns waren, gern scherzte. Er interessirte sich dagegen lebhaft für den persönlichen Gebrauch der Waffen, wurde ein guter Schütze und ein guter Fechter. Ich fand an allem, was die Taktik, die zweckmäßige Verwendung der geregelten Truppe zum Gefecht, anbetrifft, das größte Gefallen.

Es blieb Alfred und mir nicht lange verborgen, daß die Garde sich als einen bevorzugten Truppentheil etwas höher schätzte, welche Ansicht Wichard, gewissermaßen pflichtmäßig, in sich aufgenommen hatte, ohne daß jedoch seine Anhänglichkeit an uns, sein natürliches, offenes Wesen dadurch geschmälert worden wäre. Er erzählte uns ohne Prahlerei und wir hörten es ohne Neid, wenn er in den Familien des Hofkreises, in denen er durch Verwandtschaft oder Empfehlungen Zutritt erhalten hatte, vornehmen oder namhaften Personen begegnet war. Alfred war durch Collegen seines Vaters einigen Magistrats-Beamten empfohlen und mir standen die befreundeten Häuser meiner Eltern offen.

Wenn aber diese Beziehungen unsere Muße nicht in verschiedener Weise in Anspruch nahmen, so vereinigten wir Drei uns immer zum einen oder anderen Zweck. Die Sonntage benutzten wir zu größeren Ausflügen, um uns mit der entfernteren Umgegend Hannovers bekannt zu machen. Am meisten lockten uns die Berge im Südwesten, die man auf dem Waterlooplatz vor Augen hat. Wenn wir die alten, stillen Wälder des Deisters ohne Führer durchstrichen, brachte gewöhnlich Alfred uns aus der Verirrung heraus. Er hatte ein merkwürdiges Gedächtniß für einzelne Bäume, Fußpfade oder andere Merkmale, mittelst deren er sich orientirte. Hatten wir einige freie Stunden, so wanderten wir gern durch das an prächtigen Eichen und Buchen reiche Gehölz der Eilen-

riede, oder nach Herrenhausen, oder im Winter, wenn Eisbahn war, zum Schlittschuhlaufen nach den von Bäumen und Gebüsch schön umgebenen Gewässern des Georgengartens.

Als wir auf einem dieser Wege um die dritte Nachmittagsstunde im Januar — es war die Zeit nahe vor der erwarteten Beförderung Wichards zum Officier — die Schlittschuhe in der Hand, die Herrenhäuser Allee entlang gingen, begegneten wir dem König. Er ging rasch mit gerader Haltung, den Arm in den des Flügeladjutanten gelegt, der links neben ihm gleichen Schritt hielt. Der Schirm der Militärmütze bedeckte die todten Augen des Königs. Der Flügeladjutant, welcher ihn heute führte, war ein Verwandter von Wichards Mutter. Wir traten zur Seite, machten Front gegen Seine Majestät und legten die Hand an unsere Kopfbedeckung. Wichard stand den Herankommenden am nächsten. Wir bemerkten, daß der Flügeladjutant einige Worte leise sprach und hörten die klangvolle Stimme des Königs, der zu unserem Schrecken vor uns stehen blieb. Ein Wink des Flügeladjutanten bedeutete Wichard, daß dieser angeredet werden solle, und mit einem kaum sichtbaren Druck des Armes hatte Jener den König beinahe in die hierfür passende Stellung gebracht; dennoch that Seine Majestät die Frage: „Sie sind ein Holsteiner?“ nicht genau nach dem richtigen Platze. Zum Glück faßte Wichard sich schnell und antwortete, indem er etwas zur Seite trat, sogleich: „Zu Befehl, Eure Majestät!“ Beim ersten Ton dieser Worte wandte der König seinen Blick — wenn man so sagen darf — auf den Sprechenden. „Ich sehe es gern, daß Holsteiner in Meiner Armee dienen. Sie sind in Meiner Cadettenanstalt gewesen?“

„Zu Befehl, Eure Majestät.“

Hierauf richtete der König den Kopf noch etwas höher, als wolle er hierdurch grüßen, und schritt davon, ohne Alfred und mich zu beachten. Wahrscheinlich wußte er gar nicht, daß Wichard nicht allein war. Diese Begegnung machte uns recht traurig. Zum ersten Male sahen wir den König so nahe, seine hehre Gestalt, sein edles Gesicht. Er war ein stolzer König und blind!

Wir gingen schweigend neben einander, bis ich sagte: „Welch' feine Züge!“

„Aber kalte,“ meinte Alfred. „Es ist kein Herz darin.“

„Für alle Blinde hat er Sympathie,“ entgegnete Wichard.

„Für die mag er Mitgefühl haben,“ war Alfreds Antwort.

In der folgenden Woche wurde Wichard, und wenige Monate später Alfred und ich in unsern Regimentern zu Seconde-Lieutenants befördert.

Nun wurden wir von dem Officiercorps zu Gast in die Messe geladen, um als Mitglieder derselben eingeführt zu werden. Diese Tischgesellschaft eines jeden Regiments, an welcher regelmäßig alle unverheiratheten Officiere Theil nahmen, war den englischen Officiermessen nachgebildet und beruhte auf der Ansicht, daß so streng auch der Rangunterschied im Dienst bewahrt werden müsse, außer Dienst jeder gentleman als solcher seinen Genossen gleich sei. Auch englische Sitte herrschte in den hannover'schen Messen. Man erschien im Gesellschaftsanzuge und dinirte spät. Für die Tischordnung sorgte ein Präsident und ein Vicepräsident. Der Präsident übte die gesellschaftliche Leitung selbst gegen Höhere im Range aus. Sie mußten nicht minder seinen Anordnungen Folge leisten

Durch solche Rechte und Pflichten bildete sich eine Vorsicht des Benehmens, der Takt im Verkehr der Jüngeren und Aelteren, gegenseitiges Vertrauen und eine Freiheit und Sicherheit des Umgangs, durch welche die hannover'schen Officiere sich auszeichneten.

Alfred und ich erhielten an diesem Tage unseren Platz zu beiden Seiten des am oberen Ende der langen Tafel sich niederlassenden Präsidenten, heute ein Premier-Lieutenant. Mein Nachbar rechts war ein Major mit der Waterloo-Medaille, ihm gegenüber saß links von Alfred ein Halfpay-Officier aus der Legion, Ehrenmitglied der Messe, in elegantem, für den bejahrten Mann mit dem gefärbten Schnurrbart und knochigem Gesicht zu jugendlichem Civilanzuge. Der Präsident und die alten Herren waren so freundlich gegen mich, daß ich die erste Blödigkeit bald überwunden hatte, mir nicht allein die Speisen, sondern auch den Wein gut schmecken ließ und von Gang zu Gang lustiger und gesprächiger wurde. Dabei amüsirte ich mich im Stillen über den Legionär mir gegenüber, dessen verwittertem Gesicht ich schon begegnet zu sein glaubte. Bald fiel mir ein, daß er einem Bilde des Don Quixote glich, und ich beobachtete nun mit Ergötzen, wie ernsthaft er sich mit Alfred unterhielt. Dieser schwieg fast ganz still; aber ich sah an seinen gespannten Gesichtszügen, daß er sich innerlich belustigte.

Nun wurde der Kaffee gereicht.

„Mit Erlaubniß, Herr Präsident," sagte der Major neben mir und stand auf, als Jener eine genehmigende Verbeugung machte.

„Was ist's heute?" rief der Halfpay-Mann ihm nach.

„Er hat immer Jemandem etwas zu sagen, was er nicht vergessen will," flüsterte der Präsident mir zu. Ich sah den Major zu dem Vicepräsidenten, unseren ältesten Capitän, gehen und mit ihm sprechen. Dann kam er wieder und nahm seinen Platz ein, indem er sagte: „Ich hatte Recht. San Sebastian liegt in Guipuzcóa."

„Guipúzcöa heißt es," warf der Halfpay-Mann ein.

„Das bezweifele ich; doch werde ich mich zu Hause überzeugen. Guipúzcöa habe ich noch niemals gehört," entgegnete der Major.

„Ich aber an Ort und Stelle oft genug," erwiderte der andere und setzte, sich an uns wendend, hinzu: „Ich lese gern Spanisch. Der Don Quixote in der Ursprache ist ganz 'was anderes."

Ich lachte auf. Der Präsident sah mich ernst an und ich rief, um meiner Unschicklichkeit einen Mantel umzuhängen: „Ein herrliches Buch! Man braucht nur daran zu denken, um immer wieder zu lachen."

„Ganz richtig," bestätigte der Spanier. So bezeichneten ihn, wie ich später erfuhr, die jüngeren Kameraden, wenn sie von ihm sprachen.

Jetzt wurde das weiße Tafelleinen von dem mit grünem Tuch belegten Tische abgenommen und damit das Ende des Diners bezeichnet, worauf Jeder nach Gefallen fortgehen durfte. Heute blieben die Meisten. Man rückte zusammen; nur zwei Seconde-Lieutenants behielten im eifrigen Gespräch ihren alten Platz abgesondert am Ende des leerer gewordenen Tisches.

„Kastor!" rief der Präsident und der eine von jenen Beiden blickte auf.

„Darf ich bitten, anzuschließen.“ Die Freunde erhoben sich, um die Plätze unmittelbar neben der übrigen Gesellschaft einzunehmen. „Der andere heißt Pollux,“ erklärte der Präsident. „Die beiden sind unzertrennlich. Schon als Fähnrichs 1848 in Schleswig haben sie sich gegenseitig beigestanden. Ihr werdet auch Spitznamen bekommen, wenn Ihr beliebt bei uns seid.“

Dieses „Ihr“ hatte der Premier-Lieutenant cordialerweise im Plural, für Alfred und mich gemeint. Ich verstand es aber im Singular, wie es in Hannover, wo man sich selten duzte, unter näher stehenden Kameraden üblich war. Deshalb fragte ich den Präsidenten: „Welchen Spitznamen habt Ihr denn?“

Der Spanier, auch Alfred sahen mich erstaunt an und der Präsident antwortete: „Das werden Sie im Lauf der Zeit wohl hören.“

Nun erkannte ich meinen blunder. Zu dem Gebrauche des „Ihr“ berechtigte nur eine längere Bekanntschaft und dem Jüngeren kam es nicht zu, dasselbe gegen den Aelteren zuerst zu gebrauchen. Meine Verlegenheit mußte unverkennbar, mein mistake aber verzeihlich sein, denn der gutmüthige Major sagte sofort: „Seine Altersgenossen nennen ihn Zettel, weil er einmal bei einem Liebhabertheater den Zettel im Sommernachtstraum unvergleichlich gespielt hat.“

„Ja wohl, Herr Major,“ ergänzte lachend der Präsident, und setzte, sich freundlich an mich wendend, hinzu: „Das heißt, ich blieb stecken.“

Eine silberne Amphora mit Champagner wurde aufgesetzt, das „Pass the bottle“ begann. Die Musik war entlassen, die Dienerschaft aus dem Saal gegangen und wartete im Nebenzimmer. Die Unterhaltung an der Tafelrunde wurde nun eine gemeinsame.

„Was macht das Kind von Frankreich?“ fragte der alte Capitän, der Vicepräsident gewesen war, einen ihm schräg gegenüber sitzenden Premier-Lieutenant, der wegen seines eifrigen Zeitungslesens der Politiker genannt wurde. Der Präsident machte, indem er sich seine Manilla anzündete, ein höchst behagliches Gesicht; er freute sich, daß das Gespräch in lustigen Gang zu kommen schien.

„Ich danke für gütige Nachfrage, Herr Capitän,“ antwortete der Gefragte. „Die letzten Nachrichten lauten den Umständen nach gut. Es ist,“ fuhr er fort, wahrscheinlich um den Widerspruch der alten Herren hervorzurufen, „unter dem Glücksstern seines Vaters zur Welt gekommen, der auch geboren wurde, als Frankreich einen großen Krieg siegreich beendigt hatte.“

„Und ehe es den folgenden anfing, wollt Ihr sagen,“ unterbrach ihn der Präsident.

„Napoleon IV. wird dasselbe Glück wie seine Vorgänger haben,“ nahm jener wieder das Wort. „Napoleon III. ist der Mächtigste auf Erden geworden.“

Meinem Nachbar, dem Major, schwollen die Adern an der Stirn. „Bis er vom Schicksal erreicht wird, wie der sogenannte Große bei Waterloo!“ warf er ein. Aber der Spanier, der die Franzosen ebenfalls aus dem Grunde seines Herzens haßte, seufzte und meinte: „Wenig Aussicht, seitdem er sich mit England befreundet hat.“

„Wir müssen uns selbst helfen,“ sagte der alte Capitän.

Der Spanier legte den rechten Arm auf den Tisch und sah sich ironisch nach diesem Sprecher um.

„Wir können uns selbst helfen," fuhr letzterer fort, „wenn wir Alle zu Preußen halten."

Alfred, welcher nach wie vor bei seiner Enthaltsamkeit wie im Trinken, so im Sprechen beharrte, machte ein unzufriedenes Gesicht. Der Spanier schlug, indem er sich gegen seine Stuhllehne zurückwarf, mit der Hand auf den Tisch und der Major rief: „Ihr wieder mit Eueren Preußen! A propos, ich habe im Siborne nachgesehen. Nachmittags 4½ Uhr hatten die Preußen erst 16,000 Mann auf dem Schlachtfelde."

„Mag sein," antwortete der Capitän. „Wellington hat zu Lord Hill gesagt: Blücher oder die Nacht."

Dieses Gespräches erinnere ich mich noch genau. Es veranlaßt mich jetzt, da ich es niederschreibe, zu einigen Bemerkungen. Es ist oft gesagt worden, man habe in Hannover die Preußen nicht geschätzt. Das ist ein Irrthum. Insbesondere dachte auch die Mehrzahl der jüngeren Officiere, wie der alte Capitän. Die meisten Legionärs und Waterloomänner hatten freilich vor Deutschland mit Ausnahme Hannovers, wenig Respect; sie lebten in ihren Erinnerungen. Der sonderbare Streit, ob „der eiserne Herzog" in der Schlacht von Waterloo, welche der englisch-deutschen Legion und den Hannoveranern reiche Lorbeeren gebracht hatte, ohne Blücher's Hilfe unterlegen wäre oder nicht, war noch immer an der Tagesordnung und wurde von ihnen natürlich verneinend entschieden. Die neueren Kriege, die italienischen und ungarischen Feldzüge der Oesterreicher 1848 und 1849, so wie der soeben beendigte Krimkrieg, welche von den jüngeren Officieren mit Eifer studirt wurden, interessirten jene Herren natürlich auch, doch bei Weitem nicht so lebhaft.

„Der Pariser Friedensvertrag steht jetzt in der Kreuzzeitung," sagte der Politiker, um das Gespräch von Waterloo abzulenken.

„Na, die Preußen haben wenig dazu gethan," entgegnete der Major und setzte sein Zwiegespräch mit dem Capitän fort: „Vor dem Schlimmsten schützte uns der Wald von Soigne."

„Da wäre keine Ordnung mehr gewesen. Ihr wart durch einander und erschöpft."

„Erschöpft? — Um 8 Uhr Abends machten wir ja noch den Angriff."

„Ja. Aber die Offensive war doch bei den Preußen und sie verfolgten."

„Habt Ihr Eueren Herrn Onkel schon gesprochen?" fragte nun ein junger Officier einen anderen über den Tisch hinüber. Dieser Onkel stand im Hofdienst und hatte den König nach Braunschweig zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums des Herzogs begleitet.

„Ja, heute Mittag."

„Wie ist's in Braunschweig gewesen?" warf der Spanier hin.

„Sehr hübsch, besonders die Illumination."

„Welche regierende Herren sind denn wirklich hingekommen?" fragte der Politiker.

„Außer unserer Majestät noch der Großherzog von Oldenburg und der alte Fürst von Bückeburg."

„Auch der Herzog von Coburg," ergänzte Einer.

„Ja, der auch und der von Augustenburg."

„Der wollte 1848 Ihr Herzog werden," sprach der Präsident zu Alfred. „Kennen Sie ihn?"

„Ich habe ihn niemals gesehen," antwortete Alfred.

„Ich habe ihn 1848 gesehen," fuhr der Präsident fort. „Als wir zum ersten Male nordwärts zogen, kam er uns nach und erreichte uns in Gravenstein. Er machte den Eindruck eines englischen Lords."

„Mein Vater ist der Ansicht, daß er nach Recht Herzog von Schleswig-Holstein sein müßte," bemerkte Alfred.

In solcher Weise ging das Gespräch von einem Gegenstand zum anderen, aber ich erinnere mich des Weiteren nicht. Ich wurde immer lebhafter. Als ich endlich gar rief: „Gib mir ein Glas Sect!" lehnte der Präsident sich in komischer Weise in seinen Stuhl zurück, machte eine Bewegung, als wäre er so dick wie Falstaff und sprach mit breiter Stimme: „Nu, Heinz! Welche Zeit am Tage ist es, Junge?"

Alfred stand auf, kam zu mir und raunte mir fast befehlend in's Ohr: „Ernst, es ist hohe Zeit, daß wir gehen." Ich erhob mich, wir empfahlen uns und wurden freundlich entlassen. „Gib mir Deinen Arm," sagte er, als wir auf der Straße waren. So gelangten wir nach unserem Hause. Die Laterne vor demselben ließ uns trotz des strömenden Regens den Hofschattler erkennen, der in der Hausthür auf uns wartete: „Guten Abend, meine Herren. Ein schöner Abend." Er richtete seinen Blick auf uns, nur einen Moment auf Alfred, länger auf mich.

„Das Fleisch ist willig," stammelte ich, „aber der Geist ist schwach."

„Dat Fleisch ook. Sie haben heute zu bonvivant gelebt. Na, ich will Sie hinauf leuchten."

Am anderen Morgen trat ich nach dem Exerciren an den Premier-Lieutenant, genannt Zettel, hinan und sagte: „Ich hatte gestern zu viel getrunken."

„Schadet nicht," antwortete er und reichte mir die Hand. „An hohen Festtagen mag das wohl einmal vorkommen. Besser ist's freilich, es kommt gar nicht vor."

Dies habe ich mir zur Lehre gereichen lassen.

4.

Georg V. war nicht allein körperlich, sondern auch geistig blind, obgleich er einen hellen Verstand und gute Kenntnisse besaß. Das Geschlecht der Welfen erschien ihm über alle Fürstenhäuser erhaben, berechtigt und verpflichtet, das Königthum nach Außen vollkommen souverän, nach Innen uneingeschränkt mächtig zu gestalten. Er wollte als Selbstherrscher regieren bis in Kleinigkeiten hinab. Die führende Hand, die er bei dem Geringsten nicht entbehren konnte, sollte seines Willens Unterthan sein. Er brauchte gefügige Menschen; versagten sie als seine Werkzeuge ihren Dienst, so warf er sie fort und nahm andere.

1855 ernannte er schon sein drittes Ministerium, das Ministerium Borries, welches die Verfassung von 1848 abzuändern und die königlichen Einkünfte zu erhöhen bereit war. Zu dem ersteren Zwecke führte dasselbe den vom deutschen

Bundestage gutgeheißenen Verfassungs-Rückschritt aus, durch welchen die Ritterschaften ihre frühere Herrschaft in der Ersten Kammer der Allgemeinen Ständeversammlung wieder erhielten. Alsdann wurde mit letzterer, nachdem man eine nachgibige Majorität auch in der Zweiten Kammer zu Stande gebracht hatte, das sogenannte Finanzcapitel vereinbart, welches einen großen Besitz aus den Domänen des Landes als königliches Haus-Eigenthum ausschied.

Indeß amüsirte die Residenz sich wie früher und ergötzte sich an den mehr oder weniger witzigen Bemerkungen über die Creaturen des neuen Regimes. Im Ganzen blieben die Hannoveraner königlich gesinnt. Die Einfachheit, welche in dem Familienleben des Kronprinzen und der Kronprinzessin gewaltet hatte, war verschwunden. Der König liebte die Pracht, obwohl er sie nicht sah, und aus der Machtfülle der Majestäten entwickelte sich ein Prunk, mit welchem die Mehrzahl der Unterthanen wohl zufrieden war. Am meisten die Residenzbewohner. Sie freuten sich, einen glänzenden Hof zu besitzen, dem sie die rasch entwickelte Vergrößerung und Verschönerung der Stadt, erhöhte Kunstgenüsse, das Aufblühen der Gewerbe verdankten. Und die Politik trennte alte Freunde nicht sogleich, wie ich dies an unserem Königlichen Hofsattler und seinem Nachbar, dem Buchbinder, beobachtete. Als letzterem von den Regierungsbehörden die Arbeit entzogen war, weil er sich in der Opposition bemerklich gemacht hatte, da sagte der Hofsattler gutmüthig: „Wat sall eck datau seggen" und unterhielt sich nach wie vor mit dem Nachbar in der Hausthür.

Aber das Ministerium Borries forderte die Opposition förmlich heraus. Weniger die rücksichtslose Energie an sich, mit der es seine Zwecke durchsetzte, als die Mittel, deren es sich bediente, riefen große Erbitterung hervor. Persönliche Beeinflussungen, grobe Willkürlichkeiten, gegen welche sogar Behörden klagend auftraten, der Versuch, den Widerstand der Gerichte zu brechen, trugen böses Blut in die Bevölkerung. Der Abgeordnete Rudolph von Bennigsen gab in der Allgemeinen Ständeversammlung der im Lande herrschenden Unzufriedenheit beredten Ausdruck und gewann schnell zahlreiche Anhänger im Volke. Eine schärfere Trennung der Parteien trat ein. Der Hofsattler nannte seinen Nachbar jetzt den „Bennigser", grüßte ihn nicht mehr und stand Abends allein in seiner Hausthür.

Der Minister von Borries hatte mich einmal, als ich ihm vor dem Steinthor begegnete, angeredet. Er war früher Regierungsrath in Stade gewesen und erinnerte sich meiner. Ich erkannte ihn nicht gleich. In einem schlechten Rock, seine großen Füße mit groben Stiefeln bekleidet, trat der kleine, plumpe und häßliche Mann auf mich zu, fragte nach meinem Vater und that so bekannt, daß ich in meinem nächsten Briefe nach Haus fragte, ob ich Seiner Excellenz meine Aufwartung machen solle. Vater verneinte dies.

Dagegen mahnte meine Mutter, ihre Verwandten zu besuchen. Ich folgte ihren Wünschen hierin, fühlte mich aber nicht heimisch in diesen Häusern.

Die Ritter, welche 1848 in nicht vornehmer Weise den Forderungen der Revolution nachgegeben und jetzt durch ihre Umtriebe das damals Verlorene wieder gewonnen hatten, waren trotzdem unzufrieden. Sie hatten politischen Einfluß auf den blinden König ausüben wollen, was ihnen mißlang, und der

wenig aristokratische Minister von Borries sagte ihnen nicht zu. Sie zogen sich mehr und mehr vom Hofe zurück und überließen den König, wie die unerfahrene Königin, statt diese zu schützen, ungeeigneteren Leuten. Der Adel in der Residenz schloß sich in seinem Cirkel noch enger als früher ein.

Die adeligen Verwandten hatten mich mit vollendeter Höflichkeit empfangen; aber ihr Benehmen gegen mich war und wurde nie natürlich. Am lustigsten war eine Wittwe, die in der Familie Tante Balbina genannt wurde, eine noch blühende, kräftige Dame, deren zehnjährige Ehe kinderlos geblieben war und nicht glücklich gewesen sein soll. Sie hatte den Ruf großer Frömmigkeit, sprach zuweilen salbungsvoll und bemühte sich um mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, die unter dem Protectorat Ihrer Majestät standen. Sie lud mich öfter ein und fragte viel nach meiner Cousine Cordula, die sie zu sich nehmen wollte. Aber auch sie, wie die anderen adeligen Verwandten, ging, wenn ich vornehmen Besuch bei ihnen traf, über unser verwandtschaftliches Verhältniß gern hinweg.

Lieber besuchte ich Frau Elisabeth, eine Dame in den Funfzigen, die Wittwe eines hohen Staatsbeamten, zu dem mein Vater in nahen Beziehungen gestanden hatte. Ihr Haus, welches bei Lebzeiten des Mannes von den gebildetsten und bedeutendsten Menschen, einheimischen wie fremden, gesucht worden war, stand noch jetzt den alten Freunden offen und auch mich nahm Frau Elisabeth mit wohlthuender Freundlichkeit auf. Anmuth und Herzensgüte verschönten ihre Züge, aus denen ein klarer, lebhafter Geist leuchtete. Gern kam ich bald und oft wieder, immer gewann ich etwas für mich selbst.

In ihrem Hause lernte ich ein Ehepaar kennen, welches den angenehmsten Eindruck auf mich machte, den bedeutendsten der Mann, Aurelius. Er blickte aus seinen dunkeln Augen fest, selbstbewußt und dennoch bescheiden. Seine Redeweise, kurz und wohlklingend, war sicher, aber ohne Anmaßung. Man schenkte ihm gern das vollste Vertrauen; an dem, was er sagte, zweifelte man nicht. Er hatte bis zum Tode des Königs Ernst August im Ministerium gearbeitet und widmete sich jetzt, ohne öffentliches Amt, der Politik und gemeinnützigen Bestrebungen.

Alfred besuchte nicht so viele Gesellschaften wie ich, machte aber zahlreiche Bekanntschaften, weil er es liebte, mit Menschen jeden Standes und Berufs gelegentlich zu sprechen. So wußte er bald von den Verhältnissen in der Stadt mehr als ich. Mit einigen Familien war er in freundschaftlicher Verbindung. Am besten gefiel ihm das Haus des Senators Wellmeier, der eine schöne junge Tochter hatte, um die sich, wie die Welt glaubte, der Premier-Lieutenant, genannt Zettel, ernstlich bemühte. Alfred wünschte dieser Bewerbung einen günstigen Ausgang. Bei dem Senator lernte er Aurelius kennen, der ihm großes Interesse einflößte und den er, wo er konnte, aufsuchte.

Wichard wurde bald in der ersten Gesellschaft fast verzogen. Wir konnten dies im Theater beobachten, wenn er seine Bekannten in ihren Logen besuchte, wo uns dann auf unseren Parketplätzen die Art, wie er aufgenommen wurde, nicht verborgen blieb. Er war ein auffallend schöner Mensch und seine Unbefangenheit hatte etwas Ideales. Eine alte Ministerin machte ihm förmlich den Hof und die Gesandten, welche heranwachsende Töchter besaßen, empfingen ihn

ohne jede diplomatische Förmlichkeit. Er aber fühlte sich am wohlsten in dem Hause seines Compagnie-Chefs, des Hauptmanns von Leinau, der sich erst kürzlich mit einer ebenso guten, wie schönen, reichen, aber bürgerlichen Dame vermählt hatte.

Die gesellschaftlichen Verbindungen brachten es mit sich, daß wir drei Freunde auch verschiedene Herrenclubs aufsuchten. Das Clubleben war damals in Hannover sehr ausgebildet. Der Adel hatte seinen Billardclub, dessen Mitglied Wichard auf den Wunsch seiner Vorgesetzten geworden war. Alfred und ich ließen uns in das sogenannte Museum, die zahlreichste Herrengesellschaft der oberen Stände, aufnehmen, welches sich durch einen sehr vollständig ausgestatteten Lesesaal auszeichnete. Alfred war außerdem in einen lustigen Club eingetreten, der sich „Lemförde" nannte, am wenigsten exclusiv war, keine Lecture, wenig Kartenspiel, aber viele witzige Mitglieder aufzuweisen hatte und in dem Ruf größter politischer Freisinnigkeit stand.

Trotz dieser uns äußerlich trennenden Beziehungen blieben wir Freunde in inniger Verbindung. Alfred und ich konnten, da wir zusammen wohnten, unsere Erlebnisse stets austauschen. Und selten verging ein Tag, ohne daß Wichard bei uns oder wir bei ihm eintraten und er dann rückhaltlos erzählte, was ihm begegnet war.

Unter den vornehmen jungen Männern in seinem Regiment stand Timon dem Hofe sehr nahe. Er zog Wichard in auszeichnender Weise an sich. Wir erklärten uns dies aus dem Umstande, daß auch er kein geborener Hannoveraner und um so bereitwilliger war, den jungen Kameraden in die fremden Verhältnisse einzuführen. Durch Wichard lernten Alfred und ich ihn kennen. Er war eher häßlich als hübsch, aber gescheut, talentvoll, ein angenehmer Gesellschafter. Dennoch empfanden wir keine Zuneigung zu ihm. Wir konnten nicht sagen weshalb und hatten keinen Grund zu glauben, daß er das Herz nicht auf dem rechten Flecke habe; aber es lag etwas Ausweichendes in seinem Wesen, was unserer Offenherzigkeit nicht entsprach und uns in seiner Gegenwart vorsichtig machte.

Eines Tages theilte Wichard uns mit, daß die Frau seines Compagnie-Chefs nicht hoffähig, also vorläufig von der allerhöchsten Gesellschaft, zu welcher übrigens das ganze Regiment Zutritt hatte, ausgeschlossen sei und daß ihre Zulassung bei Hof, um welche ihr Mann gebeten hatte, auf Schwierigkeiten stoße. Hoffähig waren, außer der Ritterschaft, die Ritter des Guelphen-Ordens und sämmtliche Officiere, von Damen aber nur die adeliger Geburt, sowie einzelne, denen aus besonderer königlicher Gnade die Hoffähigkeit ausnahmsweise beigelegt war. Wichard erzählte dies mit Bezug auf Frau Felicia von Leinau in solcher Erregung, daß Alfred ihm sagte: „Nimm Dich in Acht, daß Du Dich nicht in die schöne Frau verliebst." Da wurde Wichard ganz roth. Einige Zeit später erfuhren wir von ihm, daß allerlei Intriguen gegen Felicia gespielt zu haben schienen, schließlich aber der König auf die Bitte eines hohen Officiers die Ausfertigung des Hoffähigkeitsdiploms für die Dame seines Garde-Regiments befohlen hatte.

So lernte ich sie denn auf einem Hofballe im königlichen Residenzschlosse

kennen. Sie war eine feine, reizende Erscheinung, herrlich gekleidet, die schönste in der Gesellschaft. Tante Balbina, gegen die ich meine Bewunderung äußerte, lachte mich aus. „Welcher Geschmack!“ sagte sie. „Wie kannst Du sie im Geringsten mit Ihrer Majestät vergleichen! Und Manche weniger schöne sind noch immer schöner, als diese junge Frau, welcher man ihre Extraction und das Kleinstädtische ansieht.“

Wichard stellte mich Felicia vor. Sie begrüßte mich mit unbefangener Freundlichkeit und gab mir sogar einen Tanz, was ihre Gegner, wie ich später hörte, als einen Beweis bezeichnet haben, daß sie das bürgerliche Blut nicht verleugnen könne. Ihre Natürlichkeit, die ihr mit Unrecht als Coquetterie zur Last gelegt wurde, kleidete sie allerliebst. Gewiß, sie konnte einen jungen Mann bezaubern. Aber Wichards Herz schien mir ruhig zu bleiben, wie sein Verstand gegen alle Verlockungen der Eitelkeit kühl war.

Auf diesem Hofballe gehörte er zu den Beneideten, welche Ihre Majestät zu einem Tanz befehlen ließ. Die Königin Marie hatte eine hohe, schöne Gestalt und ihr Gesichtsausdruck war, sobald sie die ihr peinlichen Acte des Ceremoniells überstanden hatte, froh und lieblich. Sie tanzte gern und mit Anmuth. Selbst der ernste Alfred freute sich an dem Anblick, als sie mit unserem Freunde dem Paar, welches den Vortanz hatte, folgend, durch den Saal schwebte.

In dieser Nacht sagte ich, als wir uns zum Schlafengehen entkleideten: „Nun ich Wichard neben Felicia gesehen habe, fürchte ich für ihn nicht mehr.“

„Ich noch,“ entgegnete Alfred.

„Er ist mit ihr zu unbefangen.“

„Das ist vielleicht nur Schein.“

„Was denkst Du!“ rief ich aus. „Sie ist verheirathet, die Frau eines Kameraden.“

„Ich fürchte nicht für seine Rechtschaffenheit, aber für seine Gemüthsruhe,“ erwiederte er. „Seit ich ihn warnte, hat er jedes Gespräch über sie mit uns möglichst vermieden. Sie ist das erste und einzige Geheimniß, was er vor uns hat.“

Wenige Wochen später wurde jeder von uns durch Briefe von Haus in Trübsal und Sorge versetzt. Ich erhielt die Nachricht von dem Tode meiner Großmutter, die ohne Krankheit sanft entschlafen war. Alfred traf die ihn auf das Heftigste ergreifende Mittheilung von der schweren Erkrankung seiner Mutter. Er bat sogleich um Urlaub und reiste nach Stade. Und Wichard erfuhr, daß sein Bruder Friedrich ernsthaft erkrankt war. Sein Vater hatte einen Kieler Arzt zugezogen.

Meine Trauer führte mich wieder zu den Verwandten meiner Mutter. Tante Balbina tröstete mich damit, daß Großmama nun im Himmel sei. „Wie lieblich sind Deine Wohnungen, Herr Zebaoth,“ sprach sie, „der Du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder.“

Hierauf fuhr sie fort: „Hoffentlich kommt Cordula nun bald. Ich muß Hilfe haben. Die Königin fragte gestern abermals, wann ich ihr das junge Mädchen vorstellen würde. Ihre Majestät weiß, wie überbürdet ich bin.“

Alfreds Mutter hatte noch die Freude, den heiß geliebten Sohn in die

Arme zu schließen. An seinem Herzen war sie entschlafen. Die erste Nachricht von ihrem Tode erhielt ich von meiner Schwester, welche traurig klagte, wie sehr die gute Frau Räthin ihr fehlen werde. Nach einigen Wochen kehrte Alfred zurück. „Keine andere Liebe ist so uneigennützig, wie die der Mutter zu ihrem Kinde!" Mehr sagte er kaum über seinen Verlust und erst allmälig schüttete er Wichard und mir sein Herz aus. Dann sprach er immer lieber von der Verstorbenen, deren früher Tod, wie er meinte, von dem schleswig-holsteinischen Kriege herbeigeführt sei, der ihr Gesundheit wie Heimath gekostet hatte. Nur mit Mühe unterdrückte er die Bitterkeit seines Schmerzes. Er hatte um seine Versetzung nach Stade bitten wollen und klagte, daß sein vereinsamter Vater dies für ein Opfer halte und nicht wünsche. Abends, wenn er mit mir allein war, unterhielt er mich gern von der Zärtlichkeit, welche Clotilde der Räthin gezeigt, von der vortheilhaften Entwickelung meiner Schwester, welche seine Mutter am liebsten um sich gehabt habe. Mit immer neuen Einzelheiten suchte er dies, leider nun gelöst'te Verhältniß darzustellen.

Wichard lebte wochenlang in Angst um seinen Bruder. Daß er nach Haus käme, wünschten seine Eltern nicht. Friedrichs Fieber waren stark und anhaltend. Die eigentliche Krankheit war endlich besiegt, aber eine große Schwäche geblieben, welche den Genesenden des Lebens noch nicht froh werden ließ.

Jeder von uns Freunden wünschte, den anderen in seiner Trübsal zu zerstreuen. Dies führte wieder zu gemeinschaftlichen weiten Spaziergängen. Es war in der heißen Sommerzeit, als wir eines Sonntags bei Sonnenaufgang die Stadt verließen und nach dem Döhrener Thurme gingen, wo südlich der Stadt nicht weit von der Leine die Eilenriede beginnt, welche Hannover auf dem rechten Flußufer im weiten Bogen umspannt. Wir gingen durch den ganzen Wald bis an seinen anderen Endpunkt, den Lister Thurm. Die Sonne brannte schon heiß, Alfred wollte aber noch weiter. Er sagte: „Der Senator Wellmeier erzählte neulich, daß noch im vorigen Jahrhundert der Wald hier ebenfalls bis an die Leine gereicht hat. Laßt uns in der Vorstellung, es wäre noch so, den Bogen ganz vollenden."

Wir setzten den Marsch fort. Schwere Wolken stiegen auf, bald hörten wir den ersten Donner. Als wir um die neunte Morgenstunde die Herrenhäuser Allee erreicht hatten, in der es noch still war — nur ein Wagen fuhr der Stadt zu — ergoß sich das Gewitter mit seiner ganzen Macht über uns. Wir sahen, daß jener Wagen, eine Miethkutsche, hielt, ein Herr und eine Dame ausstiegen und in den von hohen Bäumen freiesten Theil des Georgengartens eilten. Dies auffallende Benehmen machte uns um so neugieriger, als Wichard sagte: „Das sind ja meine Hausgenossen."

Wir gingen den Leuten nach, die sich dem Regen aussetzten, nicht einmal ihre Schirme aufspannten und auf einem breiten Wege stehen blieben. Der Mann war von mittleren Jahren, hohlwangig und hohläugig, die Dame, mit unangenehmem, fast frechem Blick, mindestens ebenso alt. Sie waren elegant gekleidet, sahen aber dennoch verkommen aus, er wie ein verdorbenes Genie, sie schlimmer.

Sie wollten nicht erkannt sein; Wichard grüßte sie und redete sie an. Da

sprach in zaghaftem Tone der Mann: „Haben Sie auch Furcht vor dem Gewitter? Ich habe Grund dazu.“ Als in diesem Augenblicke ein Blitz niederschlug, zitterte sein ganzer Körper.

„Glauben Sie, daß die Gefahr im Wagen größer ist?“

„Ohne jede Frage. Im Wagen und unter Bäumen.“

Die Leute flößten uns Widerwillen ein, wir gingen weiter.

„Was sind das für nebelhafte Gestalten?“ fragte Alfred.

„Ich weiß nicht,“ antwortete Wichard. „Sie zogen ärmlich gekleidet in mein Haus, worin sie ein paar elegante Zimmer gemiethet hatten. Nicht lange nachher gingen sie in guter Toilette. Mein Wirth weiß nicht, was sie treiben.“

Alfred hatte dies nach einigen Tagen herausgebracht. Das geheimnißvolle Paar lebte vom Gelde des Königs, der noch immer hoffte, durch irgend ein Mittel die Sehkraft wieder zu erhalten. Der Mann hatte sich als Magnetiseur eingeführt und behandelte den König, dessen Heilung er für möglich erklärte.

Diese neue Hoffnung währte jedoch nicht lange. Einige Monate später hatten die Leute ihre Wohnung und die Stadt verlassen.

Im Herbst 1858 sollte das zehnte Bundes-Armeecorps in der Gegend von Nordstemmen, einige Meilen von Hannover, zu Uebungen versammelt werden. Diese großen Manöver, die ersten, welche wir mitmachten, nahmen im Voraus unsere Zeit und Gedanken in Anspruch und waren für Alfred eine wohlthätige Zerstreuung. Ich freute mich auf sie und hoffte, davon zu lernen.

Unser Armeecorps bestand aus vielen Contingenten. Hannover stellte mit Braunschweig die erste Division; die Contingente der beiden Mecklenburgs, Oldenburgs und der drei Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck bildeten die zweite. Das holstein-lauenburgische Contingent gehörte auch hierzu, kam diesmal jedoch nicht. Als im Jahre 1843 das Armeecorps, zum ersten Male seit der Errichtung des deutschen Bundes, zu gemeinschaftlichen Uebungen bei Lüneburg concentrirt worden war, hatte das holstein-lauenburgische Contingent Theil genommen; aber schon damals waren Streitigkeiten zwischen den in ihm dienenden Dänen und Deutschen nicht ganz ausgeblieben. Jetzt hatte man auf die Theilnahme dieser, von Dänemark vertragswidrig auf die dänischen Inseln verlegten Truppentheile verzichtet. „So fallen wir immer mehr aus einander,“ klagte Alfred.

Während der zweiten Concentrirung im Jahre 1858 wurde die Infanterie unweit von Nordstemmen in Zeltlagern untergebracht, die Cavallerie und Artillerie cantonnirte in den umliegenden Ortschaften. Die zahlreichen fremdherrlichen Officiere wohnten in Hannover, von wo auch der königliche Hof, der in dieser Zeit seine glänzende Gastlichkeit im reichsten Maße entfaltete, täglich nach dem Manöverterrain kam. Außerdem führte die Eisenbahn Scharen von Schaulustigen aus der Residenz und anderen Orten herbei, welche den Manövern zu Wagen oder zu Fuß, wie sie vermochten, folgen oder die Freunde im Lager und Cantonnement besuchen wollten. Und in der That lohnte es sich solcher Mühen. Das Wetter war schön. Die Sonne beschien ein liebliches Stück des breiten Leinethals, dessen wellenförmige reiche Fluren mit den einladenden Gütern und wohlhabenden Dörfern von den Höhen des Osterwaldes und Deisters im Westen,

der Hildesheimer Berge im Osten eingerahmt sind. Die alten Herzöge von Braunschweig-Lüneburg hatten nicht Unrecht, wenn sie sich priesen: „An Deister und Leine, das Land ist das meine."

Im Lager war nach gethaner Arbeit bis in die Nacht ein lebhaftes Treiben. Man suchte die fremden Kameraden auf und wünschte die Einrichtungen, welche ihrem Contingente eigenthümlich waren, kennen zu lernen. Während die Gediegenheit und vorzügliche Disciplin der hannoverischen Truppen, die Bildung ihrer Officiere, die seltene Tüchtigkeit ihrer Unterofficiere bereitwillig anerkannt wurden, fanden auch wir bei den anderen manches Nachahmungswerthe. Dennoch hielt jeder an dem, was er besaß, fest; es zeigte sich wenig Bereitwilligkeit, zum Besten größerer Uebereinstimmung etwas zu opfern. Und doch bestanden in der Bewaffnung, Ausrüstung und sonst so große Verschiedenheiten, daß die Reibung den Gang der Maschine bei ernster Arbeit bedenklich erschwert haben würde. Uebrigens waren auch die kleinsten Contingente vom ernstesten Streben beseelt und so viel ich wahrnahm und von Kundigeren hörte, war jeder Truppentheil an sich recht brauchbar. Dagegen ließ die Führung zu wünschen übrig. Der commandirende General, der hannover'sche General Jacobi, hatte die Manöver nach allgemeinem Urtheil vortrefflich angelegt; aber vielen Unterbefehlshabern mangelte die taktische Durchbildung, welche sie auch nicht erlangt haben konnten, weil dieselbe nur in größeren Verbänden bei oft wiederholter Uebung gewonnen werden kann.

Alle fürstlichen Contingentsherren waren zugegen, an ihrer Spitze unser König, der nie fehlen wollte, wo der Souverän sich zeigen soll. Er begleitete die Manöver mit größter Ausdauer, oft im schärfsten Ritt, wobei er zur höchsten Besorgniß des sein Pferd leitenden Flügeladjutanten gefährliches Terrain durchaus nicht vermieden wissen wollte. Seine Bereitwilligkeit zu loben und dadurch kleine Eifersüchteleien auszugleichen, war unverkennbar. „Das haben die Hamburger gut gemacht," oder „Das Strelitz'sche Bataillon marschirt sehr schön" und dergleichen Aeußerungen, die er sich hatte einflüstern lassen oder die lediglich Form waren, wurden aus seinem Munde oft gehört. Aber den Mangel an Einigkeit, die Abneigung der Kleineren, sich den etwas Größeren unterzuordnen, fühlte man doch. In Wahrheit war das Armeecorps ein nur äußerlich lose zusammenhängender Körper. In vertrauten Kreisen wurde dies viel besprochen und dabei von Neuem erörtert, was schon lange klar zu Tage lag: daß die Kriegsverfassung des deutschen Bundes der Verbesserung höchst bedürftig und leider kaum fähig sei. Das Nothwendigste: ein einziger Willen, war nur zu erreichen auf Kosten der einzelnen Souveränitäten. „Einer muß in Deutschland commandiren und das kann nur Preußen," rief ich einmal aus. „Nur Preußen arbeitet beharrlich an der Verbesserung seiner militärischen Macht, nur Preußen bildet durch seine alljährlichen Truppen-Uebungen Führer."

„Was hilft's, wenn die Preußen es besser machen? Allein können sie es auch nicht und Deutschland ist nun einmal Nichts," warf der starre Schleswig-Holsteiner Alfred ein.

„Es kommt immer darauf hinaus, daß Preußen sich Oesterreich unterordnet," meinten Andere.

Oesterreich hatte in dem hannover'schen Officiercorps zahlreiche Anhänger, viele Hannoveraner dienten in der kaiserlichen Armee. Indeß ergaben diese Gespräche mit den Kameraden, daß die Unbefangensten und die am besten Unterrichteten auf Seite unseres großen protestantischen Nachbarstaates waren. Und der Prinz von Preußen, der spätere König Wilhelm, welcher einige Tage den Manövern beiwohnte, machte durch die Ruhe seiner Haltung, durch das innerlich Soldatische seiner Person auf viele von uns einen Eindruck, welcher sich in dem Wunsche: „der müßte Bundesfeldherr sein!" aussprach.

Nachmittags und Abends war im Lager viel Besuch von Bekannten aus den nächsten Orten. Gleich am ersten Sonnabend kamen die Frau und Töchter unseres Obersten, die einige andere Familien aus Hannover, auch diejenige des Senators Wellmeier, mitbrachten. Wir zeigten ihnen die Lagereinrichtung, die Damen gaben ihr Urtheil über die Feldküche ab, nahmen unser Meßzelt in Augenschein und warfen sogar einen wißbegierigen Blick in ein Mannschaftszelt. Dann setzte man sich im Freien um einen großen Tisch, sah den Scherzen der Soldaten zu und hörte ihren Gesang. Die Lagerfeuer brannten, der Mond schien, die Regimentsmusik spielte heitere Weisen und Jeder war fröhlich, freute sich des bunten Lebens und des Daseins in der schönen Natur. Wichard kam und nahm an der Gesellschaft Theil. Als Letztere aufbrach, ging ich mit ihm. Die anderen Kameraden führten unsere Gäste zu ihren Wagen.

Nachher sagte Alfred mir sehr vergnügt: „Zettel hat die Wand des Zauberns umgestoßen und seine Thisbe im Mondschein gewonnen." Er hatte richtig beobachtet, Zettel und Fräulein Wellmeier waren ein Brautpaar geworden.

Wichard theilte mir mit, daß er meine Tante Balbina gesprochen habe. Die Aebtissin eines Klosters, wohin der Weg vom Bahnhof an unserem Lager vorbei führte, war in Hannover gewesen und Tante Balbina hatte diese Gelegenheit ergriffen, ihren Wunsch, das Kloster zu besuchen, sofort auszuführen. Sie hatte sich der Aebtissin als ihr Gast angeschlossen. Sie waren durch das Lager gefahren, wo sie Wichard an ihren Wagen kommen ließen. Tante Balbina hatte sein Anerbieten, mich holen zu lassen, abgelehnt. „Stören Sie ihn nicht. Wir können doch nicht warten. Aber benachrichtigen Sie ihn, daß nahe bei dem Kloster sein Onkel Wilhelm einquartirt ist. Den besucht er vielleicht morgen. Frau Aebtissin wird sich gewiß freuen, ihn zu sehen. Vielleicht kommen Sie auch mit. Kommen Sie aber früh, schon zur Kirche. Nach dem Gottesdienste sehen wir uns." Ihre Hochwürden, die Frau Aebtissin, eine alte, freundliche Dame, schwieg zu dieser etwas gewaltsamen Einladung mit einem liebenswürdigen Lächeln und nickte nur zur Bestätigung, daß wir ihr willkommen sein würden. Wichard erzählte den Hergang sehr komisch und schloß mit der Frage: „Hast Du Lust und kannst Du Urlaub bekommen?"

„Wenn Du, auf den es eigentlich abgesehen ist, hin willst, so begleite ich Dich."

Meinen Onkel Wilhelm hatte ich schon gesprochen, ihm begegnete ich bei den Manövern wahrscheinlich noch öfter. Aber ein Kloster hatte ich noch nicht gesehen; dies lockte mich. Anderen Morgens fuhren wir frühzeitig, um an dem Gottesdienste in der Klosterkirche Theil zu nehmen.

Die kleine, in einfachen, reinen Formen erbaute Kirche war kürzlich restaurirt. Die Königin hatte ein gutes Altarbild geschenkt, die Fenster um den Altar waren mit buntem Glas ausgesetzt, durch welches das Sonnenlicht gedämpft herein fiel. Feierlich klang die Orgel. Die Stühle im Schiff waren mit Bauern und Bäuerinnen gefüllt, die uns Plätze neben sich einräumten. Der Kanzel gegenüber in dem Damenstuhl, zu dem man aus dem Inneren des Klosters unmittelbar gelangte, saßen die Frau Aebtissin mit den Chanoinessen und neben Ersterer Tante Valbina. Der Gottesdienst auf dem Lande hat etwas eigenthümlich Erhebendes, man sieht den einfachen Menschen die fromme Empfindung an. Wenn auch hier und da ein altes Mütterchen oder ein von der Wochenarbeit müder Bauer ein bißchen schläft, die Meisten nehmen andächtig Theil. Der Pastor hielt eine schlichte, belehrende Predigt, nicht ohne Geist. Recht erbaut traten Wichard und ich aus der Kirche, wir ließen die ländliche Gemeinde an uns vorüber gehen und besahen darauf das Aeußere und die Umgebung des Klosters. Das an die Kirche stoßende große Gebäude, ohne Schmuck, aber wie Alles hier wohl gehalten, umfaßte die Wohnungen, diese sehr begehrten Klosterplätze, welche unverheiratheten und unversorgten protestantischen Damen ein würdiges Domicil geben. Hinter der Kirche der sorgsam gepflegte Friedhof, hinter dem Wohngebäude die Klostergärten waren vom Buchenwalde umschlossen. Nach der Thalseite sah man unter den Baumkronen hinweg auf das Klosterdorf und seine Fluren.

Wir waren in die Betrachtung dieses friedlichen Bildes vertieft, als Tante Valbina uns guten Morgen zurief. Sie kam anscheinend, um uns spazieren zu führen, hatte von der gewöhnlichen Etiquette Manches in der Residenz gelassen, war auch jugendlicher gekleidet als dort und in der rosigsten Laune. Diese sollte bald gestört werden. Zunächst folgte Tante Valbina fast auf dem Fuße eine Chanoinesse, eine ältere Dame mit spitzem Gesicht, die vielleicht auch spazieren wollte, nun aber vorzog, stehen zu bleiben, um mit der Anrede: „Eine schöne Predigt von unserem lieben Pastor! Nicht wahr, Excellenz?“ ein Gespräch anzuknüpfen. Jetzt konnte Tante Valbina nicht umhin, uns vorzustellen. „Die jungen Herren wollen wohl auch in den Wald?“

„Nein,“ antwortete Tante Valbina, welcher der Spaziergang in der aufgedrungenen Begleitung nicht zusagen mochte, mit Entschiedenheit. „Die Herren müssen jetzt der Frau Aebtissin ihren Besuch machen,“ und damit wandte sie sich, der alten Chanoinesse Adieu sagend, der Klosterthür zu und wir traten ein.

Mit der Aebtissin, einer gescheuten Dame, hatte eine angenehme Unterhaltung eben begonnen, als eine Jungfer hastig eintrat und fast athemlos den Herzog von Cambridge anmeldete. „Herr Gott!“ sagte erschrocken die Aebtissin. „Sehr gnädig. Führe Seine königliche Hoheit herein — Nein, warte. Ich muß dem Herzog entgegen gehen.“ Als sie das Zimmer verlassen hatte und ich mich nach Tante Valbina umwandte, bemerkte ich, daß diese unzufrieden aussah. Sie stellte sich aber in passender Entfernung von der Eingangsthür auf, um ihren Knix an der richtigen Stelle zu machen.

Der Herzog, ein starker Herr, der an einem Stock ging, trat mit der Aebtissin ein. Sie stellte Tante Valbina vor. „Ach!“ rief er. „O, wie freue ich

mich, Sie zu sehen." Nun wurden auch wir dem Herzog von der Aebtissin genannt. Seine königliche Hoheit ließ sich in dem Sopha nieder, die Aebtissin mußte sich zu ihm setzen, Tante Balbina nahm in einem Sessel an seiner anderen Seite Platz, Wichard und ich zogen uns in eine Fensternische zurück. „Ich freue mich sehr, einmal wieder in diesem Land zu sein und so viele alte Bekannte zu sehen. Meine Mutter läßt Sie grüßen," sagte er der Aebtissin.

„Sehr gnädig. Wie befindet sich unsere verehrte Frau Herzogin?"

„O gut, gut — älter werden wir alle. Wissen Sie noch, wie wir zusammen tanzten?" fragte er Tante Balbina. „Ah! In dem Spiegelsaal, wissen Sie? — Ja, die Zeiten vergehen."

Jetzt begriff ich, weshalb Tante Balbina, die sonst in der Nähe höchster Herrschaften so glücklich war, an diesem Wiedersehen nicht die reine Freude empfand, die auf dem Gesicht der Aebtissin zu lesen war. Des Herzogs Aeußerung führte zu bedenklichen Folgerungen in Betreff ihres Alters; denn sein Vater, der Vicekönig von Hannover, hatte mit seiner Familie schon 1837 Hannover verlassen. Der Herzog unterhielt sich, nach Vielen theilnehmend fragend, lebhaft und herzlich wohl eine Viertelstunde lang. Dann stand er auf, gab den Damen zum Abschied die Hand und ging, nachdem er uns zugenickt hatte, von ihnen begleitet, hinaus. Wichard und ich sahen, indem wir ihm aus dem Fenster nachblickten, daß er meinen Onkel Wilhelm und einen Major von dessen Regiment anredete, die in das Kloster eintreten wollten, als der Herzog im Begriff war, seinen Wagen zu besteigen. Als Tante Balbina mit der Aebtissin wieder kam, sagte ich: „Onkel Wilhelm bringt seinen Major mit."

„Ach!" rief Tante Balbina unlustig aus. Auch diese Nachricht schien ihr keine Freude zu machen. Der Major, ein gut conservirter vornehmer Lebemann, hatte, wie das Gespräch bald ergab, vor Jahren gleichfalls zu ihren Tänzern gehört und war wohl ihretwegen gekommen; wenigstens bemühte er sich, ihr den Hof zu machen. Die Aebtissin bat ihn zum Essen zu bleiben, wozu sie außerdem noch die älteste Chanoinesse, gewissermaßen als Ehrendame, eingeladen hatte. „Unseren lieben Pastor konnte ich heute leider nicht bei mir sehen," sagte sie, als wir uns zu Tisch setzten. „Es ist der Sonntag, an welchem er den Nachmittagsgottesdienst in seinem anderen Kirchdorfe abhalten muß." So machte es sich nun, daß Onkel Wilhelm seine Aufmerksamkeit der Frau Aebtissin, der Major die seinige Tante Balbina zuwandte und diese sich mit Wichard nicht so beschäftigen konnte, wie ihre Absicht wohl gewesen war. Wahrscheinlich hatte sie die Chanoinesse mir allein zugedacht, nun mußte ich die Freude an deren Anwesenheit mit Wichard theilen. Das Tischgespräch weilte länger bei dem Herzog von Cambridge und den anderen Fürsten, welche zu den Manövern in diese Gegend gekommen waren und führte dann auf unsere allerhöchsten Herrschaften. Onkel Wilhelm rühmte, daß auch die Königin sich bemühe, Interesse für die militärischen Uebungen kund zu geben. Sie komme täglich nach dem Manöverterrain und verlasse oft ihren Wagen, um von geeigneten Höhen die Bewegungen der Truppen zu überblicken und sich den letzteren zu zeigen.

„Seit sie Königin ist, überläßt sie sich dem Vergnügen," sagte der Major.

„Ihre Majestät freut sich gewiß über unsere schöne Gegend," sprach schnell

die über des Majors Aeußerung erschrockene Aebtissin. „Die Freude an der Natur hat sie aus ihrer Heimath mitgebracht. Recht oft mag sie an die glücklichen Jahre denken, welche sie in größerer Freiheit und mit ihren Schwestern daheim verlebte."

Hierauf entgegnete der Major: „Der Uebergang aus dem einfachen Leben in Altenburg an unseren königlichen Hof mag ihr freilich schwer geworden sein; denn unser gestrenger hochseliger König hat sie noch dazu eingeschüchtert."

„Es wäre begreiflich," erwiderte verlegen die gute Aebtissin, „wenn Ihre Majestät den Zwang, welchem sie als Kronprinzessin unterworfen war, bei ihrem natürlichen Wesen und Frohsinn doppelt empfunden hätte. Ich hoffe, daß Ihre Majestät, da sie jetzt täglich in die Nähe unseres Klosters kommt, auch uns durch ihren Besuch beglückt."

Dies bezweifelte der Major, weil die Herrschaften unmittelbar nach dem Manöver nach der Residenz zurückkehren und ihre Gäste zum Diner empfangen müßten. Der Kaffee wurde im Garten der Aebtissin gereicht. In den durch niedrige Hecken geschiedenen Nebengärten gingen die Chanoinessen spazieren. Die Aebtissin hielt es für ihre Pflicht, die nächsten zu sich einzuladen. So erschienen noch mehr freundliche Damen. Aber Wichard und ich mußten Abschied nehmen. Mit der Entschuldigung, uns nach dem Dienst für den folgenden Tag erkundigen zu müssen, empfahlen wir uns, der Frau Aebtissin für ihre Güte ehrerbietigst dankend. Im Wagen ließen wir unserer Heiterkeit freien Lauf. Wichard hätte meine Behauptung, daß er derjenige sei, welchen Tante Balbina beglücken wolle, gern auf mich zurück bezogen, nahm sie aber, da dies unmöglich war, lachend und in größter Unschuld hin. „Der Major ist ja ledig, den kann sie heirathen," meinte er.

„Ja, wenn sie ihn in die Residenz bekommen könnte!" erwiderte ich und fuhr, zu dem Scherz zurückkehrend, fort: „Was soll daraus werden, wenn meine Cousine Cordula kommt? Die mochte Dich schon vor drei Jahren gern leiden, als sie noch ein halbes Kind war."

„Was sprichst Du!" rief er aus und lachte wieder. „Damals, nimm es mir nicht übel, war Deine Cousine gar nicht hübsch und kam mir auch ein bißchen dumm vor."

Ich schwieg, weil ich nicht widersprechen konnte und nicht zustimmen wollte.

An einem der nächsten Tage gehörte ich beim Manöver der Reserve an, die bis zum entscheidenden Moment zurückgehalten wurde. Vor unserer Front war das Gefecht sehr lebhaft. Nun schien es, als bedrohe der Feind unerwartet unseren rechten Flügel. Die Adjutanten jagten, die Reserve wurde nach rechts in Bewegung gesetzt. Ich hatte die Spitze. Vor mir lag, von vorn flach ansteigend, nach hinten steil abfallend, ein Hügel, der wichtig sein konnte. Ich eilte hinauf. Gleichzeitig mit mir kam von der anderen Seite eine Gesellschaft; zuerst mehrere Herren, einige waren Officiere, andere in blauen Fracks mit rothen Kragen Kammerherren. Dahinter vier oder fünf Damen, zuletzt Lakaien. Einer der Kammerherren schritt auf mich zu und benachrichtigte mich, daß Ihre Majestät auf dem Hügel dem Manöver zuschauen wolle. Man schien den steilen Abhang zu fürchten, denn man geleitete die Königin weiter vor. Ich führte

meine Truppe um die Gesellschaft herum nach der Seite des Gegners. Da, o Schrecken! brausten schon feindliche Schwadronen heran. Die Königin und ihr Hof konnten in ein Gedränge kommen, das wäre sehr unangenehm gewesen! Die Wagen zu erreichen, war nicht mehr möglich. Ich lief zu ihr und bat, indem ich auf die Cavallerie wies: „Gestatten Eure Majestät, daß Ihr Gefolge nahe an Sie heran tritt." Das geschah. Ich stellte meine Leute schützend um die Gruppe. Aber ihrer waren zu wenig; die Cavallerie vermochte im Staube nicht zu erkennen, wer hier stand und konnte noch immer von Seite und Rücken zu weit vorbrechen. In der That folgte der ersten Linie und diese überflügelnd eine Oldenburger Schwadron. Ich stürzte dem feindlichen Commandeur, der wohl funfzig Schritt vor war, entgegen, immer mit meinem Degen winkend. Er jagte heran, es war Onkel Wilhelm. „Was willst Du?" schrie er. „Du wirst übergeritten!"

„Die Königin!" rief ich. Er verstand nicht gleich. „Die Königin steht dort!" Da wendete er sein Pferd so heftig, daß es mich fast umgeworfen hätte, und commandirte Halt! Sein Regiment stand. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Auch die Oldenburger wurden durch unser Regiment, auf welches sie aufjagten, zum Stehen gebracht, wobei nahe vor uns ein Mann stürzte. Ich eilte wieder zu der Königin. „Eure Majestät können jetzt nach dem Wagen gehen. Ich rathe allerunterthänigst dazu. Dort kommt viel Infanterie. Es gibt ein Schlachtgetümmel und argen Staub."

Nun erst bemerkte ich, wie schön die Königin heute aussah. Sie war ungemein geschmackvoll gekleidet und der Schrecken hatte ihre Wangen gebleicht. Onkel Wilhelm sprengte heran, seinen Säbel senkend.

„Es ist Jemand gestürzt," sagte sie.

„Nur ein Oldenburger, Majestät," antwortete er, salutirte abermals und ritt davon. Ich geleitete unaufgefordert die Königin an ihren Wagen. Wie ich [illegible] kam, weiß ich nicht; man schien es aber natürlich zu finden. Die Königin sagte, als ich neben ihr ging, ohne Förmlichkeit und sehr freundlich: „das hätte wohl schlimmer verlaufen können?"

„Eure Majestät waren nicht in Gefahr," antwortete ich. „Die Cavallerie darf beim Manöver nicht zu nahe heran kommen."

„Aber der Mann ist durch meine Schuld gestürzt." Sie gab einem der Kammerherren, die ihr beim Einsteigen halfen, einen Auftrag, den ich nicht verstand. Ich verbeugte mich und lief auf meinen Posten zurück. Unsere Infanterie bedeckte schon den ganzen Hügel und feuerte lebhaft. Das Gefecht auf diesem Punkte war von anderen Stellen, wo man es im Einzelnen nicht beurtheilen konnte und die Anwesenheit der Königin nicht wahrgenommen hatte, als eine gut abgespielte taktische Episode beobachtet worden. Daß dies so sein könne, hoffte ich. Der Königin mochte ein Gespräch über die Lage, in welche sie gerathen war, unlieb sein. Ich schwieg, Onkel Wilhelm ebenfalls. Der Vorfall wurde nicht weiter bekannt.

Nur Alfred erfuhr ihn gleich nach jenem Manöver. Er hatte sich in der nächsten Abtheilung befunden, welche mir nach dem Hügel folgte. „Mir scheint, Du hättest Deine Abtheilung besser aufstellen können," sagte er, „statt mitten

auf das freie Feld. Weshalb gingst Du nicht bis an den Rand zurück? Gewährte dieser keinen Schutz für Deine Leute?" Er hatte ganz recht und ich erklärte nun dem verschwiegenen Freunde den Zusammenhang.

Am folgenden Tage aß Wichard in unserer Messe. Er war schweigsamer als sonst. Wir begleiteten ihn Abends auf seinem Heimwege. Da sagte Alfred zu meiner Ueberraschung: „Du hast uns in diesen Stunden nicht einmal erzählt, daß gestern Frau von Leinau im Lager war."

„Ja, ja," antwortete er eilig und verlegen, „das habe ich Euch nicht erzählt. Es waren mehrere Damen unseres Regiments hier. Sie blieben nicht lange. Ich habe ihnen für längere Zeit Adieu gesagt; denn ich fahre, wenn wir nach Hannover kommen, gleich nach Haus. Und wenn auch Euer Urlaub zu Ende geht, holt Ihr mich ab. Nicht wahr?"

Nach dem letzten Manöver machte unser Regiment neben der Garde und dem Husaren-Regiment, dessen Chef die Königin war, an dem schönen Berge, auf welchem der Bau der Marienburg begonnen hatte, einen Ruhehalt. Oben stand eine Gesellschaft, es war die Königin mit ihrem Gefolge. Alsbald kam ein Kammerherr zu uns und lud im Auftrage Ihrer Majestät die Officiere ein, herauf zu kommen und den Platz, wo ihre Burg stehen werde, zu sehen. Wir gingen hinauf. Die Königin trug heute eine Kopfbedeckung und ein Kleid, welche der Uniform ihres Husaren-Regiments nachgeahmt waren und ihr ausgezeichnet gut standen. Die Stabsofficiere, dann auch jüngere Officiere wurden zu ihr befohlen. Mit Wichard unterhielt sie sich länger. Ich konnte dies von meinem Standpunkte, weiter rückwärts unter einer alten Eiche, sehr gut beobachten. Da, zu meiner großen Ueberraschung, wurde auch ich zu der Königin befohlen. Sie stand in der Mitte des weiten Kreises allein, die Hofdame vom Dienst in einiger Entfernung hinter ihr. „Ich wollte Ihnen danken," sprach sie mit ihrer weichen Stimme und dem gemüthlichen altenburgischen Dialekt, nicht gar laut. „Sie haben mich neulich auf dem Hügel beschützt. Da oben ging Alles so schnell; erst als kein Grund zur Besorgniß mehr war, fühlte ich, wie sehr ich mich erschrocken hatte. Und als ich Ihnen danken wollte, waren Sie schon fort. Sie selbst waren in Gefahr."

„Euere Majestät sind zu gnädig," antwortete ich. „Mich hat dieser Zufall hoch beglückt."

Sie lächelte lieblich, sah mich huldvoll an und wiederholte noch einmal: „Ich danke Ihnen." Dann trat sie zurück und ich ging wieder zu meinen, über die mir zu Theil gewordene Auszeichnung erstaunten, Kameraden. Gleich darauf verließ die Königin, von ihren Damen und Herren gefolgt, den Platz.

Am anderen Morgen traten die Truppen den Rückmarsch in ihre Garnisonen an.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Elba.

Studie von **E. Reyer.**

III. Aelteste Geschichte von Elba.

Ein Blick auf Rio und auf die verfallene Burg von Volterrajo ruft historische Erinnerungen wach, er führt zurück in die ältesten Zeiten. Hier unten am Meeresstrand haben schon die Etrusker das reiche Erz gegraben und verhüttet; auch die Burg wurde von ihnen gegründet. Nach ihrer Hauptstadt Volterra nannten sie die kleine Feste, welche ihnen den Besitz der Eiseninsel sichern sollte. Einen Theil der Erze haben sie, wie man aus den Schlackenhalden schließen kann, auf der Insel selbst verhüttet; in späterer Zeit aber verfrachteten sie den Eisenstein großentheils nach der nahen Hafenstadt Populonium an der toscanischen Küste, wo sie ein Arsenal und den Hauptstapelplatz für Metalle hatten.

Die Burg Volterrajo beherrschte das Land. Dorthin konnten sich die Bergarbeiter flüchten, wenn feindliche Schiffe der Insel nahten. Wahrscheinlich bestand aber wohl auch eine kleine Ortschaft näher an den Eisenminen. Celetensus erwähnt einen Ort Quire, welcher nicht weit von Volterrajo — wohl im Gebiete von Rio Alto — gelegen war und seit den ältesten Zeiten bestanden haben soll. Dort lag ein der Kriegsgöttin geweihter Tempel, in welchem die heimkehrenden Sieger ihre Trophäen aufzuhängen pflegten. Dies berichten die Geschichtsschreiber; aber auch zwei alte und allbekannte Sagen berühren unsere Insel: Jason, der goldsuchende Abenteurer, landet auf seinen Raub- und Entdeckungsfahrten auf Etalia — so nannten die Griechen Elba. Er ruht aus, verproviantirt sich und fährt, nachdem er gefunden, daß das Land ihm weiter nichts biete, wieder ab. Auch die Sage von Aeneas erwähnt die Insel Ilva. Die Bewohner sollen dem trojanischen Helden gegen den tapfern König der Rutuler beigestanden haben.

Das wird uns überliefert aus den Zeiten der Blüthe des etruskischen Reiches. Lange beherrschte dies alte Culturvolk die Insel und fertigte Werkzeug und Ackergeräthe aus dem Eisenstein. Es kamen aber harte Zeiten; die ringsum wohnenden Völker wuchsen heran und verdrängten die alten Gebieter von ihren weiten Besitzungen. Die Ligurer fuhren gegen Elba, eroberten es und gründeten

nahe den Eisenminen einen Thurm, von dem aus sie das Meer und die ganze italische Küste überblickten.[1]) Doch blieben sie nicht lange; sie mußten, noch bevor die Zwingburg ganz vollendet war, wieder weichen. Dann im 5. Jahrhundert vor Chr. zogen die Syrakusaner mit starker Flotte herauf gegen die Etrusker. Sie gewannen eine Seeschlacht und verwüsteten Elba und Corsica. In den letzten Jahrhunderten vor Chr. drängten abwechselnd Gallier, Siciler, Karthager und Römer gegen die Herrschaft der Etrusker an. Nach langem Widerstreit erlag das kunstreiche Volk endlich den Römern. Von nun an lieferte Elba den neuen Gebietern die Waffen, mit welchen dieses Volk im Laufe weniger Jahrhunderte die Welt bezwang. Während die Etrusker aus uns unbekannten Gründen das Eisen fast nur für friedliche Arbeiten verwendet hatten, benutzten die Römer, sobald sie die Eiseninsel innehatten, das neue Metall sogleich in ausgedehntem Maße für Kriegszwecke. Große Heeresabtheilungen wurden mit eisernen Waffen und Sturmhauben versehen, zum zweiten punischen Kriege aber hat Elba in kurzer Zeit alles Eisengeräthe für Flotte und Truppen gestellt. Populonium blieb noch lange der wichtigste Stapelplatz für Erz und Kriegsgeräthe; erst im Kriege zwischen Marius und Sulla ging die alterthümliche Stadt unter.

Diese Geschicke ziehen vorüber, wenn wir auf die Burg blicken. Doch müssen wir uns wohl hüten zu glauben, das Bild jener Tage habe dem heutigen entsprochen. Damals war die Insel noch großentheils bewaldet, es fehlten die weiten Felder und Weingärten, die Kastanien, Oliven und Citronen. Nur oberhalb Rio's war eine kleine Niederlassung von vielleicht 100 Bergarbeitern; nur hier war die Gegend cultivirt. Bei den rothen Halden, welche noch recht unbedeutend waren, arbeitete ein kleines Häuflein Sklaven. Hier und dort am Inselstrande war der Wald gelichtet; Kohlenmeiler brannten und in kleinen Oefen wurde mit primitiven Blasebälgen mühsam das strengflüssige Metall erschmolzen. Dann kamen die dickbauchigen Boote der etruskischen Kaufherren mit langsamem Ruderschlag angefahren, um die werthvolle Waare nach Populonium zu verfrachten.

Wie hat sich seitdem alles geändert! Soweit man blickt, sind Hügel und Berge entwaldet und an den tieferen Gehängen mit verschiedenartigen Culturen bedeckt. Da und dort sieht man Häuschen und Ortschaften an den Gehängen und am Strand. Statt der wenigen Hundert bewohnen jetzt 20,000 Menschen das Land. Arme kriegsgefangene Sklaven arbeiteten vordem tagaus tagein ohne Hoffnung auf Erlösung für ihre Zwingherren; Aufseher und Soldaten bewachten sie und trieben mit der Geißel zur harten trostlosen Arbeit an. Heute werden zur selben Leistung Sträflinge verwendet, welche glücklich sind, wenn sie so dem wohlverdienten Gefängnisse entrinnen, in freier Luft arbeiten und ein Stück Geld verdienen können. Statt der kleinen Ruderboote, welche vordem nur selten im Laufe eines Jahres kamen und gingen, wimmeln heute ganze Schwärme von Seglern auf dem Meere; sie bringen Getreide und andern Lebensbedarf und ver-

[1]) Der Torre del Giogo (fälschlich Giove) dürfte auf den Trümmern dieses Bauwerkes aufruhen.

frachten dafür Tunfisch, Wein, Eisen und andere Producte der Insel. Mächtige Dampfer legen an und tragen die Erzlasten nach dem fernen Britannien. Wo vordem im Jahre wohl höchstens 100 Tonnen Erz erbeutet und verschmolzen wurden, da erarbeitet man heute das zweihundertfache. So hat seit drei Jahrtausenden alles sich geändert. —

Die Geschichte von Portoferrajo reicht nicht so weit zurück, wie jene von Volterrajo und Rio.

Zu Römerzeiten sollen die Fabricier an Stelle der heutigen Stadt eine Niederlassung Namens Fabricia gegründet haben. Andere Autoren behaupten, es sei hier viel Eisen verschmolzen und der Ort demnach Fabrica genannt worden. Aus ein oder dem anderen Namen bildete sich mit der Zeit das heutige Portoferrajo.

Der Ort hatte bereits zu Römerzeiten einige Bedeutung. Der Hafen bot den Schiffen, welche in Rio und anderwärts den Stürmen preisgegeben waren, vollkommene Sicherheit, auch war das flache Hinterland der Cultur günstig. Gegenüber der heutigen Stadt entstanden auf den Hügeln, welche in die Bucht vortreten, Gehöfte und Villen, von welchen noch heute stattliche Reste erhalten sind [1]).

Ueberhaupt wurde Ilva durch die Römer bedeutend gehoben. Caput liberum, (Capoliveri), Agnone, Rio, Pedemonte (Pomonte) und andere Niederlassungen wurden gegründet. Die Eisenerze blieben nach wie vor das Hauptproduct der Insel; man verhüttete sie noch zum Theil an Ort und Stelle, zum größeren Theile aber am italienischen Festlande.

In den unruhigen Zeiten, welche dem römischen Reiche ein Ende machten, wurde Ilva der Reihe nach von verschiedenen Machthabern besetzt und ausgebeutet. Zuerst kamen die Gothen, dann Narses, später unterstand die Insel dem Bischofe, welcher das benachbarte Festland beherrschte. Als das Episkopat den Longobarden erlag (im J. 575), floh der Bischof Cerbonius nach Elba [2]). Die Longobarden bemächtigten sich nun auch der Insel; Fabricia und einige feste Thürme der alten Zeit sollen damals zerstört worden sein. Doch war die Herrschaft dieses tüchtigen Stammes hier wie überall in Italien in der Folge segensreich. Das Land erholte sich bald. Neue Ansiedelungen und Orte wurden gegründet; insbesondere der westliche Inseltheil, auf welchem zu Römerzeiten nur die Ansiedelung Pedimonte bestanden hatte, wurde der Cultur gewonnen. San Piero-Hilario, Poggio und Marciana Castello sollen alle unter der Regierung der Longobarden entstanden sein. Auch das zerstörte Portoferrajo wurde im Jahre 715 wieder aufgebaut.

In eben diese Zeit fällt die Einführung des christlichen Cultus. Cerbonius hatte die Lehre zuerst verkündet. Als der Papst in der Folge die Herrschaft über Mittelitalien sammt Elba erhielt, drang natürlich der neue Cultus bald

[1]) Die zahlreichen Terracotten, Gläser, Waffen, Geräthe und Münzen, welche seit 1725 wiederholt im Gebiete von Portoferrajo ausgegraben worden sind, sprechen für die Bedeutung der Ansiedelung.

[2]) Die malerische Waldcapelle S. Cerbone bei Marciana Castello ist diesem Heiligen zu Ehren erbaut.

durch). Im achten und neunten Jahrhunderte kamen üble Tage für Elba. In Folge der Zwietracht zwischen den geistlichen und weltlichen Machthabern hatten die Barbaresken im Meere freies Spiel; die Küsten und Inseln waren ihren Einfällen preisgegeben. Unter solchen Umständen wurden die gefährdetsten Länder so gut wie herrenlos; ohne Widerspruch fielen sie dem Mächtigsten anheim. Das war in unserem Falle Pisa.

Zu Anfang des 11. Jahrhunderts litt die Insel trotz dieses mächtigen Schutzes abermals unter den Einfällen der Barbaresken. Das erste Mal zog im Jahre 1003 Museto der Sarazene herauf und eroberte Sardinien und Elba; dann im Jahre 1015 kamen die Sarazenen abermals mit einer starken Flotte gegen die Küsten Toscana's. Sie eroberten diesmal mehrere Orte am Festlande und die Insel Elba; auch Portoferrajo fiel. Im folgenden Jahre besetzten die Pisaner aber wieder alle verlorenen Posten.

Nun wurde, da sich die bestehenden Festungen als ungenügend erwiesen hatten, die verfallene Burg Volterrajo wieder aufgebaut; man verstärkte auch Capoliveri, Marciana Castello, San Piero und Hilario. Durch diese ausgedehnten Arbeiten gewann die Insel bedeutend. Die bereits von den Römern verwertheten Granitbrüche von Secchetto wurden wieder belegt, sie lieferten das Material für einige monumentale Bauten der Pisaner, u. a. für die Säulen des Domes von Pisa (11. Jahrhundert). Auch die aus Quadern gefügte Waldkirche S. Giovanni bei S. Piero — das schönste Bauwerk der Insel — wurde aus jenem Granit erbaut[1]). Die Insel erfreute sich nun eines langen Friedens und eines gesegneten Gedeihens — bis zum Ende des 12. Jahrhunderts; da brach der längst vorbereitete Krieg mit Genua los, jener Daseinskampf, welcher mit der gänzlichen Niederlage Pisa's endete. Wie einst das alte Reich der Etrusker, so erlag jetzt die blühende mächtige Handelsstadt dem vereinten Einstürmen der Nachbarn. Nach jahrelangem Kampfe ergab sich die verarmte, entvölkerte, todmüde Stadt in ihr Geschick. Sie nahm alle Friedensbedingungen an: Corsica wurde abgetreten, man zahlte eine kaum erschwingliche Kriegsentschädigung; Elba wurde nur gegen bedeutende Geldopfer wieder erlangt.

Etwa hundert Jahre später verlor Pisa auch noch die staatliche Selbständigkeit durch den berüchtigten Appiano, den Mann, dessen Energie und Gewissenlosigkeit sogar in jenen Zeiten mehr Grauen als Bewunderung erregt hat. Er war durch Gambacorti, den weisen Beherrscher von Pisa, aus dem Nichts emporgehoben und wegen seiner Talente rasch zum Staatssecretär befördert worden. Der ehrgeizige Mann wurde aber durch diese Erfolge nicht gesättigt, sondern nur noch begieriger. Durch endlose verwickelte Intriguen wußte er seinen Herrn und Wohlthäter zu stürzen und selbst eine unbeschränkte Tyrannis zu erlangen. Nur kurz überlebte er aber diesen Erfolg. Sein Sohn, welcher sich der Aufgabe nicht gewachsen fühlte, zerstörte die Pläne seines Vaters, indem er den ganzen Staat an Visconti von Mailand verkaufte (1398). Er erhielt eine beträchtliche Summe

[1]) Vor wenigen Decennien brannte das Dach ab; seitdem ist das ehrwürdige Werk dem Verfalle preisgegeben.

baaren Geldes und reservirte sich außerdem Piombino und Elba als freies Eigenthum.

Die neuen Verhältnisse blieben mit geringen Aenderungen lange bestehen und in friedlichen Zeiten verlebten die Elbaner von nun an wieder gute Tage. Die festen Punkte wurden verstärkt, der Thurm Giogo wurde — vielleicht an Stelle der Ruinen des ligurischen Wartthurmes — erbaut. Stürmischen Zeiten waren aber weder diese Werke noch die neuen Herren gewachsen. Da war die Insel den Corsaren und den nachbarlichen Mächten preisgegeben. Sie wurde verwüstet, willkürlich besetzt und ausgebeutet, während die schwachen Fürsten sich begnügen mußten, durch Bündnisse, Suppliciren und Intriguiren Dasein und Besitz nothdürftig zu erhalten.

Sie begaben sich unter die Schutzherrschaft von Siena, dann unter kaiserliche Lehnsherrlichkeit (16. Jahrhundert). Aber auch dieser Schutz war illusorisch. Der Kaiser hatte mehr zu thun, als für den Fürsten Appiani zu sorgen.

Als unter Karl V. der große Zusammenstoß der Mittelmeermächte erfolgte, mußte die Insel besonders schwer leiden; die bösen Zeiten mittelalterlicher Schutzlosigkeit schienen zurückgekehrt.

Ich greife aus der Summe von Aufzeichnungen nur eine Episode heraus. Im Jahre 1534 rückte der Corsarenfürst Barbarossa mit seiner Flotte in den toscanischen Gewässern vor bis nach Elba. Eines Nachts überfällt er Rio. Ein Theil der Einwohner flüchtet, ein anderer Theil wird niedergemetzelt oder gefangen. Die Corsaren wenden sich gegen Grassera, eine benachbarte (derzeit vom Erdboden verschwundene) Ortschaft. Die Einwohner, welche durch das nächtliche Getöse aufgeschreckt sind, setzen sich zur Wehr. Ein verzweifelter Straßenkampf entspinnt sich, die Glocken schlagen Sturm und rufen um Hilfe hinaus in die nächtige Landschaft. Die Männer können sich nicht halten; sie werden überwältigt. Nur einem Theile gelingt es, den Thurm Giogo zu erreichen. Die Corsaren folgen ihnen und von Neuem entspinnt sich das Gefecht. Unterdessen beginnt es zu tagen, an allen Orten regt es sich und bewaffnete Mannschaft eilt hier und dort über die Gebirgswege herab zur Hilfe. Die Corsaren aber haben ihr Werk schon gethan, sie kehren mit der Beute beladen, Männer, Weiber und Kinder vor sich hertreibend eilig zum Strande zurück. Von dort her tönt Klage und Wehgeschrei der Opfer, welche in die Schiffe geworfen werden. Die Hilfsmannschaften kommen zu spät hinab zum Strand — bereits sind die Anker gelichtet, die Ruder schlagen im Tact und führen die Gefangenen unwiderruflich fort in die Barbarei und Sklaverei. Fluchend und weinend blicken ihnen die Haufen überflüssiger Retter vom Strande nach.

Aehnliche Scenen wiederholen sich im Jahre 1544, da Barbarossa abermals landet. Er verwüstet diesmal die ganze Insel. Viele flüchten in die Berge, während wenige streitbare Rotten sich in Volterrajo halten. Die Corsaren durchstreifen die Berge und führen, was sie finden und fangen, in die Sklaverei.

Da der Fürst diesen Ereignissen ganz machtlos gegenübersteht und der Kaiser nicht in der Lage ist einzugreifen, überdies auch, wie so oft, an Geldnoth leidet, erachtet Cosimus von Medici die Gelegenheit günstig, das ganze kleine Fürstenthum Piombino sammt Elba seinem Reiche einzuverleiben. Er erbietet

sich, dem Kaiser ein Darlehn von 200,000 Scudi vorzustrecken, falls dieser ihn infeudire. Karl V. geht in der Noth auf den Vorschlag ein; er erklärt das Lehen wegen Armuth und Schwäche des Lehensmannes als heimgefallen und läßt der Wittwe Appiani andeuten, sie möge das Lehen gutwillig abtreten, man werde sie möglichst entschädigen.

Die Wittwe versuchte nun natürlich mit allen Mitteln, das Geschick abzuwenden und das gelang ihr schließlich auch. Cosimus aber benutzte die erflossene Entscheidung und schickte sogleich von Livorno aus Schiffe und Material nach Portoferrajo. In Eile wurden hier jene schwerfälligen Forts gebaut, welche die Stadt noch derzeit krönen und welche in früheren Zeiten als uneinnehmbar gegolten haben.

Diese rasche That sicherte Cosimus einen festen Hafen, welcher ihm für alle maritimen Unternehmungen von großem Vortheile wurde. Die Wittwe Appiani wurde zwar später im Besitze der Insel wieder bestätigt, Cosimus aber blieb doch fortan Herr von Portoferrajo.

Einige ältere Geschichtsschreiber berichten, der Kaiser habe, erweicht durch die rührenden Bitten des unmündigen Sohnes Appiani's die Uebergabe der Insel an den Medicäer widerrufen; von größerem Einflusse waren aber gewiß die Intriguen der eifersüchtigen italienischen Mächte (Genua u. a.), welche eine solche Vergrößerung der toscanischen Macht um jeden Preis zu hintertreiben suchten. Großentheils gelang es ihnen ja auch. Portoferrajo aber gab der Medicäer nicht mehr heraus. Er setzte die wichtige Erwerbung vielmehr rasch in guten Stand, er baute Magazine und Windmühlen[1]), um die Besatzung materiell zu sichern und so wurde Portoferrajo rasch der wichtigste Ort der Insel und hat seither diese Stellung behauptet.

Die neue Festung sollte sich bald bewähren. In den Jahren 1551 und 1553 wurde Elba von saracenischen Geschwadern heimgesucht. San Piero, Hilario, Pomonte und Poggio wurden bezwungen und geplündert; die Besatzung des Thurmes Giogo capitulirte und wurde in die Sklaverei geschleppt. Portoferrajo aber widerstand allen Angriffen.

Das Beispiel, welches Cosimus gegeben, fand zum Nachtheile Appiani's bald Nachahmung. Philipp III., welcher einen ähnlichen festen Punkt wünschte, schickte nach dem Vorbilde des Medicäers kurzweg einige Schiffe und Material nach Lungone und ließ hier eine Festung bauen. Er versicherte, daß dies nur zum Heile der Christenheit und zum Schutze gegen die heidnischen Corsaren geschehe.

Derart hatten die zwei mächtigen Herren dem kleinen Fürsten von Piombino zwei Stücke seines Reiches genommen und dabei blieb es auch bis zum Anfange unseres Jahrhunderts. — Dies scheinen mir die wichtigsten Episoden aus der älteren Elbaner Geschichte. Die folgenden zwei Jahrhunderte sind so inhaltsarm, daß ich sie füglich übergehen kann; mit den Ereignissen unseres Jahrhunderts aber sind wir bereits im ersten Abschnitte bekannt geworden.

---

[1]) Eine dieser Windmühlen steht noch heute am Hügelrücken, welcher vom Orello gegen West verläuft. Von hier aus genießt man einen der herrlichsten Ueberblicke über die ganze Insel.

Im Folgenden wende ich mich wieder der Natur zu, indem ich die Mitte und den Westen der Insel landschaftlich und geologisch schildere; zum Schlusse aber wollen wir die ganze große Entwickelungsgeschichte des schönen Eilandes in einem Bilde überblicken.

IV. West-Elba.

Wir haben im zweiten Abschnitte gesehen, daß das ganze Schichtsystem des östlichen Inseltheiles gegen die Mitte der Insel geneigt ist. Die jüngsten Gebilde, welche die Westgehänge des Gebirges von Volterrajo beherrschen, senken sich vom Kamm hinab zur Ebene. Jenseits der Ebene erhebt sich der Gebirgszug des Orello. Am östlichen Gehänge dieses Berges stehen bis zu bedeutender Höhe jene dunklen Eruptivgesteine an, welche wir als Glieder des Jura und der unteren Kreide kennen gelernt haben. Darüber folgen hier ebenso wie bei Capoliveri die jungen Kalk- und Sandsteine mit eingelagerten Granitporphyr-Strömen. Der Complex bildet hier wie im östlichen Inseltheile eine schief gegen West geneigte Stufe. Zwischen der mittleren Stufe und dem östlichen Gebirge muß eine mächtige Nordsüd-Verwerfung durchsetzen.

Die ältesten Glieder fehlen im Gebiete des Orello; sie sind unter das Meeresniveau versenkt oder richtiger: sie sind gar nicht über das Meer emporgehoben worden.

Das Relief dieses Inseltheiles ist milder und flacher, als jenes von Volterrajo. Weithin sind die Berge und Hügel von dichtem Buschwald überwachsen. Stundenlang kann man hier wandern, ohne einen geologischen oder landschaftlichen Ueberblick zu gewinnen. Nur der Gipfel des Orello, der Windmühlberg und der Tambone sind entwaldet; da kann man frei Umschau halten und diese ist besonders am Tambone überraschend schön. Die Halbinseln von Elba und die Küsten Italiens dehnen sich als parallele Züge weithin gegen Nord und Süd, und jeder Zug ist vom folgenden durch tief eingreifende Meeresstreifen und Buchten getrennt. Hinter uns aber gegen West erhebt sich aus dem offenen Meere das Granitmassiv des Monte Capanne.

Das geologische Bild, welches man hier und an anderen Stellen gewinnt, ist monoton. Immer wieder mächtige Lagen von Kalk, Sandstein, Porphyrtuff und dazwischen eingeschaltet Bänke von Granitporphyr. Nur die Mächtigkeit dieser Gebilde ist interessant; die Eruptionen, welche sich hier in mäßig tiefem Meere während der oberen Kreide und des Eocän abgespielt haben, müssen sehr bedeutend gewesen sein. Ganze Berge bestehen aus dem erstarrten granitischen Gestein, weite Hügelzüge werden zum Theil gebildet von den Tuffen, zum Theil von den Sandsteinen und Kalken, welche zu gleicher Zeit sich ablagerten.

Die nördlichen Gestade des Gebietes legen uns das ganze System klar vor Augen. Ein schmaler Steg führt hier längs der reichgegliederten Küste hin und bietet geologisch wohl monotone, landschaftlich aber schöne und erquickende Bilder: Unweit Portoferrajo treten wir beim Monte Bello an's Gestade. Der weiße klüftige Tuffberg stürzt hier steil in's Meer ab. Weiter führt uns der Steig über einen niederen Bergausläufer, dann folgt ein schmales Stück Cultur-

land, das in eine kleine Bucht ausläuft. Jenseits erhebt sich wieder ein Höhenzug und so geht es fort.

Die Höhen ringsum sind von Buschwald bedeckt; keine Behausung weit und breit. Der flache Uferstreifen vor uns wird gebildet von schneeweißen Tuffgeröllchen und Körnchen, welche durch die Brandung fein gerundet und gescheuert sind. Jede Welle erzeugt darin ein fröhlich klingendes, rieselndes Spielen. Hellblau schimmert das Meer am weißen Gestade, hinter uns die Berge und ein stilles Stückchen Weingarten, milde Luft umspielt uns, eintönig rauschen die Wellen und wir blicken hinaus in's weite stille Meer — das ist eine der vielen stimmungsvollen Idyllen, welche uns diese Uferwanderungen vorführen.

Diese wenigen Züge genügen zur Charakteristik des Districtes. —

Wir setzen unsere Wanderung gegen West fort und betreten das geologisch, wie landschaftlich großartige Gebiet des Monte Capanne, mit welchem die Insel gegen Westen abschließt. Das ganze Gebirge besteht aus Granit; nur in den untersten Gehängen des Massivs treten andere Gesteinsarten auf. Sie überdecken, wie die Reste eines Mantels, den ganzen Fuß des gewaltigen Kegels. Schieferige, tuffige und gneißartige Gesteine — untergeordnet auch Kalke — liegen zunächst auf dem Granit, sie sind durchsetzt von Granitgängen und Granitlager finden sich zwischen ihnen eingeschaltet. Darüber folgen die dunklen Eruptivmassen, welche wir auch in den anderen Inseltheilen beobachtet haben. Sie hängen durch Uebergänge zusammen mit den jüngeren Granitporphyren und Tuffen; junge Sandsteine und Kalke begleiten die letzteren. Sie wechseln gern mit den Porphyren und werden von ihnen gangweise durchbrochen. Der ganze Complex von Sedimenten und Eruptivgesteinen, welcher den Granitkegel überlagert, gehört dem Jura, der Kreide und dem Eocän an; der Granit aber gehört offenbar dem oberen Horizonte der Schiefer, also der Trias an.

Nachdem wir diese allgemeinen Verhältnisse festgestellt, betreten wir das Granitmassiv selbst. Die ganze Masse besteht aus einem System von Kämmen, welche tiefe Schluchten zwischen sich einschließen. Begehen wir die Kämme, so finden wir, daß jeder derselben ausgezeichnet schalig geklüftet ist. Die Schalen liegen oben am Rücken flach und neigen sich beiderseits im Sinne des Gehänges hinunter gegen das Thal. Jeder Granitzug ist also aufgebaut aus sattelförmig übereinander gelagerten Granitschalen.

Wie ich an anderem Orte gezeigt habe, sind derartige Züge entstanden, indem der Gluthteig auf einer in der Axe des Zuges verlaufenden Spalte empordrang und sich über derselben aufkuppte und ausbreitete. Sämmtliche Eruptivrücken aber beherrschen einen kreisförmigen Raum und erreichen in den centralen Partien die größte Höhe. Jeder Gebirgszug entspricht demnach tektonisch einer untergeordneten Vulkanreihe; das ganze System des Monte Capanne aber findet sein Analogon in den centralen Vulkangruppen. Es hat hier offenbar zur Zeit, da tiefes Meer über dem Lande stand, in weitem Umkreise eine verwickelte Zerspaltung der Erdkruste sich vollzogen. Durch lange Zeiträume ist aus diesen Spalten Gluthbrei aufgequollen. Er hat sich am Meeresboden ausgebreitet und aufgekuppt. In späterer Zeit sind an den tieferen Flanken des Granitmassivs

junge dunkle Eruptivmassen hervorgebrochen, Sedimente haben sich abgelagert — beide Gebilde haben den Fuß des alten Granitkegels ummantelt.

Wir haben somit im Monte Capanne ein prächtiges Modell eines granitischen Massenergusses vor uns. Schon viel Gestein ist zerstört und in's Meer geführt worden, noch immer aber verrathen uns die Züge und Kuppen die ursprüngliche Anordnung und Bildung der gewaltigen Granitergüsse.

Mit Bewunderung blicken wir auf dieses Gefüge, welches besonders in der höheren kahlen Region des Monte Capanne weithin verfolgt werden kann; mit Staunen überschauen wir die Massen von Gluthbrei, welche hier aufgethürmt liegen; wir suchen nach einem Maßstab, wir vergleichen sie mit den Ergüssen, welche unsere Vulkane liefern: Ein starker Vulkanstrom fördert im Laufe einiger Wochen oder Monate ein Material, welches genügt, um das ganze Gebiet einer mittelgroßen Stadt haushoch zu bedecken. Durch solche Massen würde aber doch nur der hundertste Theil der Oberfläche eines großen Vulcanes um einige Meter erhöht. Nehmen wir an, daß alle zehn Jahre ein solcher Erguß erfolge, so ergibt sich, daß erst im Laufe eines Jahrtausendes der ganze vulcanische District um einige Meter erhöht ist. Der Monte Capanne aber ragt 1000 Meter über das Meer und reicht bis in unbekannte Tiefen unter dasselbe. Wie verschwinden unsere historischen Zeiträume, wie geringfügig erscheinen die gewaltigen Materialhäufungen der menschlichen Cultur, wenn wir auf ein solches Werk der großen Natur blicken!

V. Marciana; Land und Leute.

Ich ergänze diese geologische Skizze durch einige landschaftliche Bilder. Sie lehren uns die äußere Gestalt und Gewandung jener Gebirgsmassen kennen, deren Aufbau und Entstehung wir eben untersuchten.

Die Insel erreicht, wie erwähnt, in dem betrachteten Gebiete ihre bedeutendste Höhe. Sanft steigt das Granitmassiv auf bis zu dem Hochgipfel des Capanne. Während in den übrigen Gebieten der Insel die Felsmassen in parallelen Zügen von Nord gegen Süden streichen, verlaufen hier die gewaltigen Rücken und Schluchten vom centralen Gipfel allseitig gegen das Meer. Während die Insel im Osten reich gegliedert ist, besteht hier eine große einheitliche Masse, welche rund und offen gegen die See abgegrenzt ist. Hier gibt es keine stillen, flachen Buchten, sondern tief fallen die Gestade ab in das Meer, welches ewig unruhig an den Felsen brandet. Kein großer Hafenort besteht, wenige verstreute Häuser und kleine Felsnester trifft man da und dort im Bergland und am Strand. Nur Marciana Marina hat ein flaches Gestade, an welchem Schifferbarken ruhen; nur Marciana Castello, Poggio und San Piero haben gute Fahrstraßen, welche bis zum Meere führen. Alle andern Orte und Häuser stehen untereinander und mit dem Meere durch schlechte Saumpfade in Verbindung. Durch Wochen kann man hier herumstreifen, ohne einen Wagen zu sehen; nur am Tage vor den großen Festen geht es lebhafter zu; da begegnet man Zügen von Männern und Weibern zu Fuß und zu Pferd; da zieht Alles zur Stadt. Stille Landleute

leben in diesem Berglande, während im Osten Handel und Verkehr die Küsten und die Orte beleben. So große Gegensätze werden durch die Verschiedenheit des geologischen Baues bedingt.

Eigenthümlich sind auch die landschaftlichen Bilder, welche hier größer und majestätischer sind, als im Osten. Das Mittelgebirge wird beherrscht von alten, saftig grünen Kastanienwaldungen; darüber erheben sich die braun und gelben Buschhaiden, in denen die Ziegen weiden. Braun ist die Erika, gelb blüht der Ginster; dazwischen schauen die gewaltigen Granitblöcke heraus. Dort sieht man die schalig-plattigen Felsgehänge, welche den inneren Bau und die Ergußbewegungen des Granites offenbaren. In Streifen rieseln von den kahlen, todten Felsgipfeln die Gewässer herab, sie finden ihren Weg durch die Felsmeere, durch die Haidegehänge und sammeln sich dann in den waldigen Schluchten zu heimathlich rauschenden, fröhlichen Bächen. Inmitten dieses schönen Gebietes liegen die mittelalterlichen Felsnester Poggio und Marciana Castello. Der letztere Ort ist für die Ausflüsse gut gelegen und besitzt auch ein Wirthshaus, in welchem man ein für sehr bescheidene Bedürfnisse genügendes Unterkommen findet.

Die Ortschaft ist um einen Grad reinlicher, als das berühmte Alt-Sanremo an der Riviera. Vor Allem fehlen hier die offenen Cloaken, welche die Luft von Sanremo in einer Weise verpesten, welche jedem Besucher unvergeßlich bleibt. Bauart und rauchige Farbe erinnern aber lebhaft an jenes romantische Schmutznest. Die Straßen und Steige gehen auf und ab über das buckelige Gehänge des Granitgebirges, sie biegen sich und kreuzen einander vielfach. Ein malerisches Wirrwarr von Winkeln und Vorsprüngen, freien Stieglein und Balkonen, Tragsteinen, Veranden und Dächern tritt uns allerwärts entgegen.

Unser Wirthshaus liegt in einer der besseren Straßen. Trotzdem ist der erste Eintritt immer noch unerquicklich genug. Das große, schwarz verrauchte Schlafzimmer der alten bettlägerigen Wirthin ist zugleich Gast- und Speisezimmer. Man nimmt etwas befangen Platz und wartet der Dinge, die da kommen werden. Glücklicher Weise ist mit dem Eintritte das Schlimmste überstanden und es folgen hellere Eindrücke. Eine Fallthüre führt in ein unteres Gelaß, aus welchem mit der Zeit einiger Proviant heraufgeholt wird. Das schmackhafte Essen, die gutmüthigen Leute und der feurige Wein versöhnen uns allmälig; ein Blick durch das Fenster hinaus auf die prächtigen Kastanienwälder erquickt.

Wir wohnen, abgesehen von dem Schmutze, nicht so schlecht. Das Haus ist gleich allen anderen am Berggehänge aufgebaut. Gegen rückwärts erscheint in Folge dessen das Zimmer, in das wir von der Straße unmittelbar eintraten, als hoher erster Stock. Darüber liegt noch ein Stockwerk mit zwei Fremdenzimmern. Geht man nun, nachdem der erste üble Eindruck überwunden und die einfache Mahlzeit abgeschlossen ist, in's Freie, so genießt man eine so reine Luft und so schöne, wechselvolle Bilder, daß man sich nicht nur entschädigt, sondern geradezu glücklich fühlen muß. Man braucht nur hinauszutreten vor die Ortskirche, so sieht man über die riesigen frischgrünen Kastanienwipfel weit hinab in's fruchtbare Land: Weingärten mit kleinen Winzerhäusern, zusammengenistete Bauernhütten, umgeben von Feigen- und Granatbäumen liegen da vor

uns an den Gehängen des Gebirges. Zu unterst folgt ein Stück Culturland mit Feldern und dem Häuserstreifen Marciana Marina, welcher sich längs des Strandes hinzieht. Weiter sieht man über das Meer, darin die bergigen Halbinseln von Elba weit vorragen. In duftiger Ferne dehnt sich die Küste des Festlandes. Das ist das erste Bild, welches uns entgegentritt.

Die Tage sind blau und sonnig, sie bieten Arbeit und Genuß. Den Abend verbringen wir in der Wirthsstube — da gibt es manch gute Plauderstunde. Beim Schein der Oellampe, welche heute gerade noch so aussieht und noch ebenso ärmlich leuchtet, wie im Mittelalter und wie im Alterthume, sitzen wir am gedeckten Tisch, halten unsere Abendmahlzeit und plaudern mit der kranken greisen Frau, welche so gut und klug und ergeben redet von dem Leben und den Geschicken. Daneben sitzt die ältliche Tochter und nickt schläfrig — sie ist den ganzen Tag so müde.

Ein Mädchen vom Nachbarhaus kommt manchmal hereingehuscht wie ein Irrwisch: ein rechtes Kind des Südens — in armem Kittel, mit zausigem Haar, aber lustig lacht ihr Mund, ihre rothen Lippen zucken und ihre Augen blitzen; die ganze Zukunft lacht ihr entgegen: Ein netter junger Bursch, ein Stück Weingarten, ein paar Rinder, ein hübsches Band für den Sonntag in die Kirche! Wieder blitzen lustig die dunkeln Augen und sie lacht hell auf über die zwei Reisenden, die weit herumfahren in der großen Welt und doch keine Frau und kein Stück Weingarten haben. Sie lacht und wird roth und blitzt und huscht wieder zur Thür hinaus.

Der Schwiegersohn erscheint ab und zu, um einige artige Worte zu reden und die Rechnung zu construiren. Er hat etwas von der Welt gesehen und kann es nicht ertragen, wenn die alte Frau in bäuerischer Weise kurz und gut den kleinen landläufigen Preis ansetzt. Er sucht die fremden Gäste zu ehren, indem er für Bedienung, für Zubereitung der Speisen u. s. w. kleine Summen auswirft und das Ganze zu Papier bringt. Jeden Tag schraubt er die Ziffern etwas in die Höhe, um zu sehen, an welche Preise die Herren gewöhnt sind.

Wir setzten uns gleich am zweiten Abende ruhig zur Wehr und machten ihn auf einige Irrthümer aufmerksam. Nach einem kurzen beleidigten Zögern erkannte der Mann, daß wir bewandert seien und corrigirte seine Rechnung mit unbefangener Freundlichkeit. —

Außer diesen Insassen stellen sich aber Abends auch manche Besuche ein, welche am Tisch oder beim Bette der alten Wirthin Platz nehmen.

Ein Buchbinder, welcher Toscana und die italienische Literatur kennt, sucht unsere Gesellschaft auf. Er spricht hochitalienisch, höflich und belehrend; seine ungebildeten Landsleute weist er oft durch Citate zurecht und setzt voraus, daß wir als gebildete Leute wohl seiner Anschauung beipflichten werden.

Ein junger Musiker schwärmt herein, wirft den Kopf mit dem genialen Haarwuchse zurück und grüßt uns heftig. Er freut sich, Deutsche zu sehen, er spricht warm von den deutschen Musikern, unter denen er Strauß besonders schätzt. Sein Interesse für uns bleibt zwei Abende äußerst lebhaft, dann verraucht es ebenso rasch, wie es gekommen und er verschwindet vom Schauplatz.

Selten, aber stetig kommt der Pfarrer, ein würdiger, schöner Mann, welcher

klug und wohlwollend auf alle Freuden und Leiden der ihm anbefohlenen Seelen eingeht. Er spricht sicher und klar über die Fragen des praktischen Lebens, plaudert mit den Leuten über ihr Vieh, über Weinernte und Steuern und redet ein gelassenes, tröstendes Wort mit der kranken Frau.

Das sind einige der Typen, welche in der verrauchten Wirthsstube abendlich sich einfinden. Des Tags aber streifen wir durch die Berge. Da treten uns viel schöne und eigenartige Bilder entgegen.

Die höheren Berggehänge haben ringsum im Gebiete des Monte Capanne denselben Reliefstypus, hingegen verschiedene Vegetation. Nur im Norden des Massivs, im Revier von Poggio und Marciana treffen wir jene herrlichen Kastanienwälder, durch welche man stundenlang lustwandeln kann; im Süden des Capanne-Gebietes werden die Bergrücken und -Züge vorwaltend von Weide und undurchdringlichem Buschwald (Macchie) beherrscht. Die Weingärten, welche im Norden nur in den untersten Ausläufern des Gebirges gedeihen, reichen im Westen und Süden an den Gehängen der Bergzüge hinauf bis in die Region der Macchie. Im Gebiete von San Piero endlich herrscht fast ausschließlich Feldcultur. Das Erdreich ist hier arm, zahllose Blöcke von Granit liegen durch die Gehänge hingestreut, sie unterbrechen überall die Cultur; stellenweise geben sie dem Bilde sogar den Hauptcharakter. Dann erscheint die ganze Gegend als Felsmeer, welches von den armen gelben Feldchen nur da und dort durchsetzt ist. Inmitten dieser Landschaft liegen die grauen Nester San Piero und Hilario. Das ganze Bild ist gelb in grau gemalt. Erst hoch oben in den Berggehängen beginnt der grüne Buschwald, während unten zu Füßen des öden Gehänges ein Stück üppiges, flaches Feldland und blaues Meer liegt.

Die öde Gegend ist übrigens nicht ohne Interesse. Hier findet man auf Granitklüften, welche von Feldspat, Quarz und Turmalin ausgekleidet sind, viel seltene Minerale in schöner Ausbildung. Am Strande bei Secchetto liegen die berühmten Steinbrüche, aus denen Römer und Pisaner das Material für ihre Monumentalbauten bezogen haben. Oben am Berggehänge aber sehen wir inmitten des stillen Buschwaldes die schöne verfallene Capelle aus den frühen Pisaner Zeiten. —

Seit wenigen Decennien hat die Physiognomie der Landschaft, insbesondere im Süden des Capanne-Gebietes in Folge übermäßiger Verbreitung des Weinbaues so wesentliche Aenderungen erlitten, daß die alten Leute versichern, mancher Landstrich sei nicht mehr zu erkennen. Jeder sucht sein Stück Land, mag es nun wie immer beschaffen sein, mit Wein zu bepflanzen. Die steilen Gehänge mit ihren Granitplatten, Klötzen und Felsmeeren sind nicht zu schlecht und arm; jedes Fleckchen, auf welchem sich etwas Schutt und Sand zwischen den Blöcken und Platten ansammelt, wird bepflanzt.

Dies Verfahren ist seit zwei oder drei Decennien immer allgemeiner und eifriger verfolgt worden und soll auch momentan sehr einträglich sein. Seit einer Generation ist die Insel nicht von Catastral-Beamten heimgesucht worden. Alle Grundstücke des Capanne-Gebietes sind derzeit noch als werthloser Macchie-Grund registrirt und zahlen fast keine Steuer. Unter solchen Umständen ist es natürlich einträglich, Culturen anzulegen.

Kommt einmal die Commission und die neue Grundsteuer, so dürften sich wohl die Verhältnisse ändern und mancher wird zu spät erkennen, daß er um eines vergänglichen Vortheiles Willen einen vielleicht unwiderbringlichen Schaden geerntet hat. Die Pflanzungen am Hochgehänge werden sich nicht rentiren und überdies ist zu befürchten, daß, wo die Terrassirung schlecht ist, eine gründliche Enterdung platzgreifen wird[1]). Dann wird das Gebiet aber vollkommen entwerthet sein.

Vorläufig ist sich die Bevölkerung des künftigen Schadens noch nicht bewußt geworden. Der Bauer sieht nur sein Vermögen rasch wachsen und dem entsprechend ist er fröhlich und wohlwollend.

Wo man im Gebiete des Monte Capanne an einem einsamen Häuschen vorüber kommt, kann man einkehren. Die Leute bieten, was sie haben; ja ungebeten laden sie den Wanderer zu Gast. Ein gekochtes Gemüse mit Oel übergossen oder eine Eierspeise und trockenes Brod ist freilich Alles, was sie bieten können; dazu setzen sie aber einen Krug vortrefflichen feurigen Weines auf und beginnen, nachdem sie zuerst den Fremden eine Weile schweigend beobachtet, ein Gespräch, welches meist so gutmüthig und klug ist, daß man seine Freude hat.

Ein alter Mann mit scharfem Gesicht und dunklem Blick schenkt uns den Wein ein, während die runzelige, kerngesunde Alte am offenen Herd im kleinen Hängekessel das ärmliche Mal bereitet.

Der Alte war Soldat, dann Schiffer. Spanien, Frankreich, ein gut Stück Italien und das schwarze Meer hat er bereist, einige hundert oder tausend Lire hat ihm dann der Handel eingebracht. Bis in sein dreißigstes Jahr hielt er es mit dem wandernden freien Leben, dann heirathete er ein Mädchen aus der Nachbarschaft, welches ein kleines Gut mitbrachte. Darauf folgte die zweite Zeit der Wanderschaft. Nur auf ein paar Wintermonate kam er jährlich heim und fast immer gab es einen kleinen Zuwachs in seiner Familie. Für alle seine Kinder hat er im Laufe der Zeit gesorgt, sie sind verheirathet und führen zum Theil das Matrosenleben des Vaters, zum Theil leben sie als kleine Bauern in der Nachbarschaft. So geht das fort von Glied zu Glied.

Die Alten, welche nun ihre Freuden und Sorgen ausgelebt haben, wollen die Jahre, die ihnen noch beschieden sind, ruhig in ihrem Heim verbringen. Sommer und Winter hausen sie da in der kleinen Weingartenhütte, über sich den Kastanienwald, unter sich die Klippen und das brandende Meer. Still und fleißig gehen die Tage hin bis zur Weinernte, deren glückliches Ende von den Jungen durch Tanz und Sang und Improvisation fröhlich gefeiert wird.

Wie alle vermöglichen Leute des Berglandes haben auch unsere Gastfreunde ein Häuschen oben in Marciana Castello. Dort kehren sie ein, wenn Sonn- oder Feiertag ist. Sie speisen und plaudern mit ihren Freunden in der Altstadt. Am nächsten Tage sperren sie ab und kehren in ihren Weingarten zurück.

Diese merkwürdige Einrichtung verweist uns zurück in die vergangenen Jahr-

---

[1]) Schon jetzt müssen die Leute, um die einzelnen Fleckchen in Stand zu halten, das abgeschwemmte Erdreich nach jedem Regenguß in Körben wieder hinauftragen.

hunderte. Da hatten alle ihr festes Haus nahe dem Castell oben in den Bergen; dorthin flüchteten sie, wenn die Corsarenschiffe oder andere Feinde sich zeigten. In friedlichen Zeiten aber bewohnte jeder sein Gütchen, welches oft mehrere Stunden vom Castell ablag. Das ist wohl der Ursprung jener Sitte der doppelten Behausung.

Aus der Allgemeinheit dieser Lebensführung kann man entnehmen, daß die Leute behaglich leben und in der That gibt es kaum eine Familie, welche nicht bäuerlich seßhaft wäre. Man trifft zwar wenige sehr vermögliche Leute, anderseits aber auch keinen Bettler im ganzen Bezirk. —

Aehnliche Verhältnisse bestehen im Westen unirer Insel, in Rio Castello. Beide uralte Berggemeinden beherrschen das Land in weitem Umkreise, obwohl unter ihnen am Strand die jüngeren Handel treibenden Städtchen Marciana Marina und Rio Marina ein regeres Leben entfalten. In die Tage meines Aufenthaltes fiel eine merkwürdige Episode, welche die historisch begründeten Gegensätze grell illustrirt.

Die Küstenstädte, welche bereits durch Handel, Reichthum und Steuerkraft ein bedeutendes Uebergewicht über die mittelalterlich bäuerlichen Castellorte erlangt, suchten durch alle Mittel eine Verlegung der Behörden, welche bisher in den Bergorten residirt hatten, zu erreichen. Aber gegen sie standen die alten Berggemeinden auf. Sie hielten große Volksversammlungen, an denen auch alle Weiber Theil nahmen: sie beriefen sich auf die uralten Privilegien und schworen, sie wollten sich wehren, so lange bei ihnen noch ein Stein am andern liege. Die Strandgemeinden traten nicht weniger energisch auf. In Reden und Flugschriften fochten die Feinde gegeneinander und geflügelte Worte, grobe Ausrufe, Trutz- und Spottverse figurirten an den Mauern der Ortschaften.

Die Bewegung wurde so bedenklich, daß die bewaffnete Macht einschreiten mußte. Wie die Sache beigelegt wurde, ist mir nicht bekannt: doch scheint es mir kaum zweifelhaft, daß die modernen Küstenstädte im Laufe der Zeit die volle Herrschaft erlangen werden. Das thut mir leid: denn gewiß sind doch die vom Lande sittlich werthvollere und sympathischere Menschen. Treu und Glauben, Offenherzigkeit und Gastfreundschaft sind bei ihnen zu Hause: sie leben einfach, wie ihre Vorfahren, und haben die heitere Zufriedenheit von ihnen geerbt. Und doch müssen diese guten Typen weichen einer Gesellschaft, welche in vielen Beziehungen minder werthvoll, dafür aber ehrgeizig und rührig ist.

Da treffen wir jene Rastlosen, welche mit rücksichtsloser Energie die Wege des Reichthumes verfolgen. Neben ihnen wuchert ein städtisches Proletariat, welchem der üble Geruch der Handels- und Seestadt anhaftet: Declassirte und Frauen, deren Freude am Putz und deren Gefälligkeit allzusehr gerühmt wird. Aus diesen Städten der Emporkömmlinge ziehen die jungen Männer jährlich zu Hunderten aus, um sich ein Glück zu erkämpfen in fernen Landen. Jeder hat sein Mädchen daheim: ihr schickt er von Zeit zu Zeit ein Stück Spargeld. Geht es gut, so kommt der unternehmende junge Mann nach einigen Jahren zurück, um sich und seine Erfolge zu zeigen. Erfahrener und gewandter ist er geworden, er hat ein übermäßiges Bewußtsein seines Werthes und jenen unsicheren Hochmuth, der den Streber kennzeichnet. Die Heimath ist in der Zeit so, wie sie

war, geblieben; er aber ist ein Anderer geworden. Die Verhältnisse und Leute, welche ihm vordem behagt, genügen ihm nicht mehr, sie scheinen ihm zu niedrig und gering. Das endet dann selten gut.

Nicht viel befriedigender gestalten sich die Verhältnisse, wenn der junge Mann, bevor er in die Fremde gezogen, ein Weib heimgeführt hat. Wenige beschränken sich auf fleißige Arbeit und mäßigen Erwerb. Die meisten lassen sich bald in gewagte Geschäfte ein, sie gewinnen viel und verlieren Alles, sie kämpfen sich wieder empor; so geht es auf und ab und mancher stirbt inmitten dieser Mühen. Manch Anderer kehrt nach langer Zeit erfolgreich heim zu seinem Weib. Er baut ein neues Haus; in das Haus zieht aber nicht mehr der lebenslustige Jüngling ein, sondern ein von kluger Berechnung und unzufriedenem Ehrgeiz beherrschter, früh gealterter Mann, welcher nicht mehr nach Liebe strebt, sondern nur noch Freude hat am Neide seiner Mitmenschen. —

Das ist ein Lebensbild, von welchem wir uns gerne abwenden. Glücklicher Weise treten diese Figuren zurück gegen die frischen Menschengestalten des Hochlandes; beide aber verschwinden vor der Größe der Natur.

Stundenlang können wir über den Steig am Strand wandern und felsauf felsab klettern, ohne einem Menschen zu begegnen. Durch Felder und Weingärten, durch Buschwald und Haide führt unser Weg. Weit treten wir vor auf die vielfarbigen Klippen, welche in's Meer hinausragen. Haidebüsche, duftiger Ginster, Rosmarin und weißknospige Myrten wuchern zwischen dem Granitgefels, welches von den Wogen umspielt wird. Sommerlich blau schimmern Meer und Himmel, unter uns rauschen die Wellen, über uns summt es in der duftigen, erfrischenden Luft und sinnende Mittagsruhe herrscht weit und breit. Das ist eines der vielen Strandbilder.

Wenden wir uns dann in die Höhe, wandern wir über die Hochrücken des Granitmassivs, so treten uns größere, in ihrer Art vielleicht auch noch schönere Bilder entgegen. In den Felsmeeren dieses Hochlandes gedeiht die Vegetation nur noch spärlich und buschweise. Unter uns liegen die frischgrünen Kastanienwälder, dazwischen die rauchgrauen Bergnester mit ihrem Dachgewimmel. Tiefer hinab folgt die Zone der Weingärten. Da und dort ragen steile Felsvorsprünge vor in das brandende Meer.

Je höher wir aufsteigen, desto weiter wird der Umblick. Vom Gipfel des Monte Capanne aus sehen wir ringsum die freie See, groß und weit. Die Insel unter uns ist zusammengeschrumpft und wir überblicken sie wie ein Modell. Der mittlere und östliche Inseltheil erscheinen klein und fast voneinander getrennt durch die tief eingreifenden Meeresbuchten. Weiterhin dehnen sich die Küstenstriche Italiens und Corsica's im Osten und Westen. Drei gewaltige, fernblaue Gruppen von Schneebergen steigen im Hinterlande von Corsica auf.

Die Monotonie des weiten Meeres wird durch mehrere Inseln wohlthätig unterbrochen. Im Norden sehen wir den langen Rücken von Capraja, im Süden liegt das flache Inselchen Pianosa, in größerer Ferne taucht das kühne Felseiland Monte Christo auf. —

Das große Bild macht die kleine Gegenwart vergessen; rasch fliegen die Gedanken durch die Vergangenheit.

Napoleon's Geschick, die Corsarenfahrten, Plünderung und Brand, der Festungsbau des großen Medicäers, die Zeit der Pisaner, der flüchtige Bischof, welcher die heidnischen Bergvölker bekehrt, die Römerzeit, Volterrajo und die Etrusker — all das taucht vor uns auf und wieder unter. Durch alle Zeiten hören wir das Pochen der Hämmer und das Kollern der Eisenerze dort an den blutrothen Halden von Rio.

Und weiter schauen wir zurück in die Vergangenheit, langsam sehen wir das Land werden und sich erheben. Da eröffnen sich vor uns so gewaltige Zeiträume und Geschicke, daß die Zeit und die Größe der Menschengeschichte klein und unbedeutend wird.

Das gewaltige Bergmassiv, auf dessen Gipfel wir stehen, lag einst begraben in den lichtlosen Tiefen des Meeres. Dort quoll der Granit aus viel klaffenden Spalten. Durch lange Zeiträume drang das glühende Gestein aus dem tiefen Erdschoße empor, bis endlich jene gewaltigen Massen angehäuft waren, deren Reste wir heute vor uns sehen.

Trotz der riesigen Häufung blieb doch Alles noch unter dem stillen Meere verborgen. Schiefer lagerten sich ab, schwarzflüssige Massen quollen aus den alten und aus neugebildeten Klaffen empor. Zugleich lagerten sich Kalke und Kieselschiefer ab. Und wieder wurde die Erdkruste an hundert Stellen von gewaltigen Rissen durchsetzt und wieder breitete sich das glühende schwere Blut der Erdtiefen am Meeresgrunde aus. Granitporphyre wurden diesmal gefördert. Tuffsandsteine und Kalke wechsellagerten mit ihnen.

Mächtig wuchsen diese Gebilde an bis in's Eocän. Immer seichter wurde das Meer und endlich trat das Eiland hervor. Seitdem ist jenes gewaltige Werden der Gesteine erstorben; seitdem nagen die rauschenden Gewässer an den festen Gebilden und die Brandung stürmt gegen sie an. Durch diese langsamen, mächtigen Gewalten werden die Gebirge modellirt, die Gesteine sterben und über sie breitet sich nun jenes blühende, bewegte, rasch verrauschende Leben, in dessen Rahmen unsere kleinen Geschicke als flüchtige Episoden spielen. —

Die zweiundfünfzigste Versammlung der britischen Naturforscher.

Von

E. du Bois-Reymond.

Am 23. August d. J. wurde in Southampton die zweiundfünfzigste Versammlung der „British Association for the Advancement of Science“ eröffnet. Die Versammlung dauert eine Woche, während welcher wie bei der deutschen Naturforscherversammlung allgemeine Zusammenkünfte, Sectionssitzungen, gemeinschaftliche Ausflüge in die Umgegend die Mitglieder vereinen. Diese sind theils aus den verschiedenen Mittelpunkten britischer Wissenschaft herbeigekommene Gelehrte, theils Herren und Damen aus der Stadt und Umgebung, welche für ihr Geld mit freudigem Stolz und lebhafter Theilnahme den Verhandlungen der in ihrer Heimath tagenden berühmten Gesellschaft beiwohnen, theils endlich Gäste vom Festland oder aus Amerika, die mit großartiger Gastfreiheit willkommen geheißen werden. Die Gesammtzahl der Theilnehmer in Southampton war 1259, darunter 189 Damen.

Die Einrichtungen der britischen und der deutschen Naturforscherversammlung unterscheiden sich in einem wichtigen Punkt. Dort besteht ein ständiger Ausschuß in eigenen Geschäftsräumen (in London, nahe der Royal Institution) das ganze Jahr fort, der über ansehnliche, durch Beiträge der Mitglieder aufgebrachte Geldmittel verfügt, mit welchen er wissenschaftliche Zwecke fördert. An der Spitze des Ausschusses steht der Präsident der Association. Präsident und Ausschuß werden in der Jahresversammlung zugleich mit dem nächsten Versammlungsorte für das zweite darauf folgende Jahr gewählt, beispielsweise 1882 für das Geschäftsjahr 1883—84. Vielleicht beruht auf der so gesicherten Stetigkeit des Verbandes die größere Lebendigkeit und Bedeutung, welche die britische Versammlung sich im Vergleich zu ihrer älteren Schwester, der deutschen, bisher glücklich erhielt. Den Großthaten der englischen Medicin gegenüber ist es merkwürdig, daß medicinische Mittheilungen grundsätzlich keinen Platz in den Verhandlungen der Association finden; sie ist nicht, wie unsere deutsche Versammlung, eine Vereinigung von Naturforschern und Aerzten. Die Engländer

glauben, daß dies wesentlich zum strengeren Charakter beitrug, den ihre Association sich bewahrte. Bei alledem hört man auch hier viel vom Verfall der Versammlung reden, welche bei der heutigen Entwickelung des Verkehrs und der Wissenschaft nicht mehr zeitgemäß sei. Erreichte auch die heurige Versammlung nicht den Glanz der des Vorjahrs, wo in York das fünfzigjährige Stiftungsfest der Association gefeiert wurde, so zeigte sie doch, daß es mit dem Verfall noch gute Wege hat.

Der deutschen Gelehrtenwelt bot die gegenwärtige Versammlung das besondere Interesse, daß ein Deutscher Präsident war. Der Name Siemens ist mit den wichtigsten neueren Fortschritten der Technik verknüpft. Was unter den deutschen Industriellen Krupp für den Krieg, ist der Collectivname Siemens für den Frieden. Siemens'sche Telegraphendrähte umstricken den Erdball, der Siemens'sche Kabeldampfer „Faraday" ist fast dauernd beschäftigt, neue unterseeische Verbindungen herzustellen. Siemens'sche Methoden lösen dabei eine Aufgabe, neben der das volksthümliche Problem, eine Nadel in einem Heuschober zu finden, kinderleicht erscheint: die Aufgabe, auf stürmischer See in einer Tiefe wie das Chamounixthal die Enden eines zerrissenen Kabels aufzufischen. Trotz dem entgegenstehenden Beschlusse des Pariser elektrischen Congresses wird der elektrische Widerstand noch lange nach Siemens'schen Quecksilbereinheiten gemessen werden. „Siemens" steht auf unseren Wassermessern, die russische Spirituserzeugung wird durch Siemens'sche Apparate zollamtlich controlirt, die deutsche verdankt ihre heutige Vollkommenheit einer Siemens'schen Verbesserung des Pistorius'schen Apparats. Die Siemens'sche Vergoldung und Versilberung, der Siemens'sche anastatische Buchdruck bezeichnen eine Stufe in der Entwickelung dieser Industriezweige. Siemens'sche Differential-Regulatoren beherrschen den Gang der gewaltigen Dampfmaschinen, welche in Woolwich Englands Waffen schmieden, wie in dem benachbarten Greenwich den der Chronographen, auf welchen der Beobachter den Appuls des Sternes verzeichnet. In aller Techniker Munde sind die Siemens'schen Gußstahlwerke und Glashütten mit ihren Siemens'schen Regenerativöfen, welche sich die ihnen zuströmende Luft zu fast unbegrenzter Gluth vorwärmen, indem Zufluß- und Abflußrohr periodisch die Rollen vertauschen. In aller Welt Munde sind die Siemens'schen Leichenverbrennungen. Siemens'sches elektrisches Licht leuchtet überall in Versammlungsräumen, auf öffentlichen Plätzen; bald wird auch in Treibhäusern Siemens'sche Elektrocultur der Länge nordischer Winternächte spotten. Die Siemens'sche Gasbeleuchtung macht dem Siemens'schen elektrischen Licht Concurrenz. Die Siemens'sche elektrisch betriebene Eisenbahn, die bisher nur Lichterfelde mit der Cadettenanstalt, Charlottenburg mit Westend verband, wird in Städten, Tunneln u. s. w. sicher zur Herrschaft gelangen. Der Siemens'sche elektrische Schmelztiegel, der in zwanzig Minuten vier Kilogramm Platin verflüssigt, war eins der Wunder der Pariser Ausstellung, von der es hieß, sie sei eigentlich eine Ausstellung Siemens'scher Apparate und Erzeugnisse. Daneben sah man eine unerhörte Menge durch Siemens'sche Ströme galvanoplastisch abgesetzten Kupfers. Ueberhaupt ist noch gar nicht abzusehen, wohin die elektrische Kraftübertragung durch die Siemens'sche Dynamomaschine führen werde, vermöge welcher durch eine angemessene Leitung

von der Nordsee nach Berlin die in Ebbe und Fluth vergeudete Energie zur Heizung und Beleuchtung der Stadt und zum Befahren der Straßenbahnen dienen könnte.

Der Bewohner der Reichshauptstadt denkt bei dem Namen Siemens zunächst nur an seinen Mitbürger, den Dr. Werner Siemens, das Haupt der Firma Siemens und Halske in der Markgrafenstraße, Geheimen Regierungsrath im kaiserlichen Patentamt und Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften. Jedermann weiß, wie Werner Siemens seine Laufbahn als ein von seinem Solde lebender Artillerie-Lieutenant begann, allmälig in der wissenschaftlichen Technik Fuß faßte, durch die Zeitläufte begünstigt 1848 mit dem vorzüglichen Mechaniker, jetzigem Stadtrath J. G. Halske, eine Telegraphenbauanstalt gründete, und sich bald zu einer der hervorragendsten Berliner Persönlichkeiten, und einer der ersten Auctoritäten in der Elektrotechnik aufschwang. Jedermann bewundert in ihm den genialen Erfinder und mächtigen Organisator. Dem Adel seiner Gesinnung entspricht deren freundliche Milde: lange vor der neuen socialpolitischen Bewegung trug er für das Wohl seines Arbeitervolkes väterlich weise Fürsorge.

Der Bewohner der Reichshauptstadt weiß auch im Allgemeinen noch, daß die Firma Siemens und Halske in anderen Hauptstädten Zweigniederlassungen hat, aber von dem näheren Zusammenhange findet sich in weiteren Kreisen selten eine richtige Vorstellung. Liefern die Bernoulli, die Vernet Beispiele eines durch mehrere Geschlechter erblichen Talentes, so bietet die Familie Siemens den nicht minder seltenen Fall, daß mehreren Brüdern dieselbe specifische Begabung zu Theil ward. Die Brüder Siemens sind zu Lenthe im damaligen Königreich Hannover als Söhne eines Amtmanns geboren. Doch braucht man nicht anzunehmen, daß in ihnen das Talent des mechanischen Erfindens plötzlich wie durch Urzeugung entstand. Es fehlt nicht an Spuren, daß schon früher in der Familie väterlicher- und mütterlicherseits bedeutende technische Begabung vorhanden war. Man hat die Brüder Siemens, als eine über Europa verbreitete Sippe von Königen der Technik, den Söhnen der Lätitia Bonaparte verglichen, und Werner Siemens die Rolle Napoleon's zugeschrieben, doch ist der Vergleich mindestens in Einem Punkte falsch: der Kaiser vermochte, Werner Siemens brauchte seinen Brüdern nichts von seinem Geiste einzuflößen.

Die oben aufgezählten Siemens'schen Leistungen sind das gemeinsame Werk namentlich der drei Brüder Werner, William und Fritz, deren Antheil an den einzelnen oft kaum zu sondern ist. Unter den Siemens'schen Brüdern aber ragt der in England lebende Dr. C. William Siemens so hervor, daß schwer zu sagen ist, wem von beiden, ihm oder Werner, der Vorrang gebühre. Die Deutschen halten an Werner fest, die Engländer möchten William höher stellen. Da sie aus dessen deutscher Nationalität kein Hehl machen, wollen wir nicht mit ihnen hadern, sondern nach Goethe's Wort über sich und Schiller uns freuen, „daß überall ein paar Kerle da sind, worüber wir uns streiten können."

William Siemens, 1823 geboren, besuchte wie Werner das Catharinum zu Lübeck, aus welchem damals auch Emanuel Geibel, Ernst und Georg Curtius hervorgingen. Nachdem er in Göttingen unter Wöhler studirt hatte, begann er, das Beispiel

seines sechs Jahre älteren Bruders vor Augen, seine Laufbahn als Erfinder. Es war die Zeit, wo die durch de la Rive an die Stelle der kostspieligen und gesundheitsgefährlichen Quecksilbervergoldung gesetzte galvanische Vergoldung sich allgemein verbreitete, und mit einem von Werner und ihm erprobten Verfahren und einigen Pfund Sterling in der Tasche ging William Siemens 1843 nach England, um das neue Verfahren Elkington anzubieten, welcher durch Ankauf aller Methoden sich das Monopol der galvanischen Vergoldung und Versilberung zu sichern suchte. In einem voriges Jahr in Birmingham gehaltenen Vortrage hat William Siemens selber in launiger doch ergreifender Weise seine ersten strauchelnden Schritte in dem Lande der Energie und der mechanischen Naturbeherrschung geschildert, das ihm eine zweite Heimath werden sollte.

Von Elkington, wie es ihm däuchte, als ein Krösus entlassen, kehrte er diesmal noch nach Deutschland zurück. Doch schon das nächste Jahr sah ihn wieder in England, bemüht, dem Differential-Regulator für Dampfmaschinen Eingang zu verschaffen. Von nun an ward er mehr und mehr drüben heimisch. Gewissen nordbritischen Typen eine verwandte Natur, fand er sich dort überraschend schnell zurecht und zu Hause, heirathete eine schottische Dame, und schritt von Stufe zu Stufe fort in der Anerkennung seiner Adoptivlandsleute, welche über seinen großen Eigenschaften als Erfinder und schöpferischer Geschäftsmann ihrer nativistischen Sprödigkeit vergaßen. Endlich fand er sich nach seinem Wahlspruch „durch eigene Kraft" an der Spitze der großartigsten Fabrikanlagen, von deren Bedeutung es einen Begriff gibt, daß das Landore-Siemens'sche Stahlwerk zu Swansea wöchentlich tausend Tonnen (eine Million Kilogramm) Gußstahl liefert. Mit den Brüdern Werner und Carl und Hrn. Halske aber gründete er unter der Firma Siemens Brothers die Fabrik elektrischer Kabel zu Woolwich, welche sich den größten Unternehmungen gewachsen gezeigt hat.

Solche Thätigkeit hätte wohl die Kräfte der Meisten vollauf beansprucht, und ihre materielle Frucht wäre wohl geeignet, zu behaglichem Ausruhen in englischem Wohlleben zu verführen. Bei William Siemens jedoch brach, je höher er als Techniker stieg, um so stärker der ideale deutsche Sinn durch. Seine praktischen Erfolge ruhten stets auf tiefem und sicherem wissenschaftlichen Grunde, und die Lehre von der Erhaltung der Energie, die mechanische Wärmetheorie, zählen ihn zu ihren Begründern. Die jüngste Arbeit des Stahlfabrikanten und Elektro-Ingenieurs William Siemens behandelt eine der erhabensten Fragen der speculativen Physik. Ist es wahr, daß die Sonne unaufhaltsam erkalten müsse? Ist keine Aussicht da, das jüngste Gericht der ewigen Eiszeit abzuwenden, womit der zweite Hauptsatz der Thermodynamik unsere Erde in endlicher Zeit bedroht? William Siemens hat eine Art erdacht, wie der in den Weltraum sich zerstreuende Wärmevorrath der Sonne fortwährend erneuert werden könnte. Er stellt sich vor, daß von dem Aequatorialgürtel der Sonne tangential ausgeschleuderte Materie durch die Sonnenstrahlung dissociirt werde, um in die Sonnenpole zurückzustürzen und dort wieder zu verbrennen.

Dieser Verbindung von Theorie und Praxis, wie sie auch Werner Siemens auszeichnet, und wie sie seit Archimedes bei allen großen Mechanikern stattfand, entsprang die leitende Stellung, welche William Siemens in den wissenschaftlich-

technischen Kreisen Englands einnimmt. 1859 naturalisirt, wurde er 1862 Mitglied der Royal Society, deren Council er zwei Mal angehörte. Er war Vorsitzender der Gesellschaft für elektrische Telegraphie und der Institution of Mechanical Engineers, saß im Council der Institution of Civil Engineers, wurde nach Landessitte in Oxford zum D. C. L. (Doctor of Civil Law), in Glasgow und Dublin zum LL. D. (Legum Doctor) ehrenhalber promovirt u. s. w. So kam es schließlich, daß wir unseren Landsmann jetzt als Präsidenten der British Association begrüßen durften, eine um so höhere Auszeichnung, als die Wahl zu diesem Ehrenamte von einer freien Vereinigung von Gelehrten ausgeht, welche den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten angehören, sehr verschiedene Lebensstellungen einnehmen und von den verschiedensten Punkten des Vereinigten Königreiches herbeikamen.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß eine größere Zahl deutscher Naturforscher diesmal der Einladung der Association entsprochen hätte, um die Theilnahme zu bekunden, mit welcher sie auf die ihrer Einem im Auslande dargebrachte Huldigung blicken. Es waren aber außer dem den Brüdern Siemens seit langer Zeit befreundeten Berichterstatter und Werner Siemens selber, nur Clausius aus Bonn, der berühmte Ausarbeiter der Thermodynamik, und der Geologe Gerhard vom Rath ebendaher erschienen. Von in England lebenden Deutschen hatten sich eingefunden die HH. Alexander Siemens, Obach, Gadow; Dr. Günther war mit der Umsiedelung seiner Fische vom British Museum nach dem neuen Sammlungsgebäude in South Kensington beschäftigt. Max Müller, dem Sprachforschung Naturwissenschaft ward, fehlte ebenfalls. Auch sonst war die Versammlung von Ausländern nicht zahlreich besucht. Der Chemiker Baumhauer aus Harlem vertrat Holland, der Heliophysiker S. P. Langley aus Pittsburg in Pennsylvanien die Vereinigten Staaten. Die französischen Gelehrten hatten gerade um dieselbe Zeit ihren eigenen Congreß in La Rochelle.

Die englische Wissenschaft war glänzend repräsentirt. Vermißte man die großen Namen der älteren Generation, wie Sir George B. Airy, Richard Owen, Sir Edward Sabine; waren Frankland, Huxley, Burdon Sanderson, Stokes ausgeblieben; hatte Tyndall seine Lüsgenalp nicht verlassen mögen: so war doch in Southampton ein Kreis der ausgezeichnetsten britischen Gelehrten aller Fächer beisammen, im Gegensatz zu den deutschen Naturforscherversammlungen, welche von Sternen erster Größe oft fast ganz verlassen sind. Einzelne hervorzuheben ist mißlich, wo der Zufall persönlicher Begegnung bei der Auswahl mitspielt. Viele Mitglieder waren in Begleitung ihrer Damen gekommen.

Die Stadt selber hatte sich zum zweiten Besuche der Association — schon 1846 tagte diese hier — reich mit Flaggen geschmückt, worunter auch die deutschen Farben häufig waren. Ihre Lage ist nicht eben malerisch, aber um so bedeutender. Ein langer Seearm, Southampton Water, in welchen zwei Flüsse, Itchen und Test, sich ergießen, ragt von der englischen Seeküste nach Nordwest in das Land hinein. Vor seiner Mündung liegt die Insel Wight mit ihrer Fülle von Reizen aller Art. Der westliche Canal zwischen ihr und der Südküste heißt Solent, und führt, den aus der See starrenden Kreidenadeln an der Westspitze der Insel vorbei, in den atlantischen Ocean, der östliche heißt Spithead und

öffnet sich auf die Rhede von Portsmouth. Hier zeigt man die Stelle, wo, gerade in den Tagen der Versammlung (am 29. August) vor hundert Jahren, das vor Anker liegende Linienschiff Royal George bei ruhiger See durch einen nie aufgeklärten Umstand mit Mann und Maus kenterte. Erst die elektrischen Sprengmethoden der Neuzeit beseitigten das der Schiffahrt gefährliche Wrack. Von den lieblichen Höhen der Insel überschaut diese Gewässer das Meerschloß der Königin Victoria, Osborne House. Prinz Leopold, Herzog von Albany, der Königin jüngster Sohn, lag hier leider krank während der Dauer der Versammlung, der er seine Mitwirkung als Vorsitzender des örtlichen Ausschusses zugesagt hatte.

Bei der Nennung von Southampton steigt unwillkürlich in uns auf das Bild des modernen Emporiums mit seinem Mastenwald und den rauchenden Schloten seiner Dampferflotte. Wegen der Entfernung der Docks bekommt man jedoch in der Stadt wenig vom Seeleben zu sehen. Wie erstaunt dagegen der in englischer Geschichte minder Bewanderte vielfach auf Trümmer zu stoßen, welche ihn belehren, daß er auf uraltem Culturboden wandelt. Die Hauptstraße — Highstreet — unterbricht ein grauer phantastischer Thorbau unbekannten Ursprungs, Bar Gate genannt, ein Mittelding zwischen Porta nigra und dem ehemaligen Temple Bar. Die Geschichte Southamptons reicht bis zur Römerzeit hinauf. Ein in der Umgegend ansässiger Herr, Mr. M'Naghten, lud eine ausgewählte Gesellschaft zur Besichtigung der auf seiner Besitzung Bittern Manor House aufgedeckten Alterthümer ein. Am Aestuarium des Itchen, auf englisch grünem Rasengrund, erhebt sich ein Tempelchen zum Schutz eines jener Mosaikfußböden, welche ein sprechendes Wahrzeichen römischer Cultur sind. Es wird angenommen, daß hier ein römisches Castell Clausentum stand.

Fremdartiger als diese Spuren der römischen Legionen berührt das in Southampton lebendige Andenken an den Dänenkönig Kanut, nach welchem sogar eine Straße heißt. Die doppelte Fluthwelle, welche vier Mal täglich das Southampton Water durcheilt, so daß in zwei Stunden Abstand zwei Mal nacheinander Hochwasser ist, soll es gewesen sein, durch deren Unaufhaltsamkeit dieser grausame aber sichtlich philosophische Fürst seine schmeichelnden Höflinge ad absurdum führte. Wem ein als Rest von Kanut's Palast bezeichnetes Gemäuer kein sicherer Beweis für die Richtigkeit dieser Angabe erschien, mußte sich bei einem Ausfluge nach New Forest doch der Evidenz fügen, als man ihn an den Stein führte, der an der Stelle der Eiche steht, von der Sir Walter Tyrrel's Pfeil abglitt, und statt des Hirsches König William Rufus, den röthlich gelockten Sohn Wilhelm's des Eroberers, erlegte. Das war die von Uhland nach einer etwas verschiedenen Version besungene „Jagd von Winchester".

Nicht viel jünger als die Normannenherrschaft ist die seit dem dreizehnten Jahrhundert ununterbrochene Reihe der Mayors von Southampton, deren gegenwärtiger Nachfolger, Mr. W. H. Davis, die Stadt bei der Association vertrat. An zwei Nachmittagen empfingen der Mayor und seine liebenswürdige Mayoreß, von blühenden Kindern umgeben, die Mitglieder in dem hier Audit-House genannten Rathhause; an zwei Abenden in den dazu passend umgestalteten Räumen des städtischen Sammlungsgebäudes, der Hartley Institution, wobei es an

Musik, Gesang und Tanz nicht fehlte. Wie bei den Londoner Conversaziones, die wir wohlthun würden in Berlin einzuführen, war hier eine Fülle wissenschaftlicher und technischer Sehenswürdigkeiten ausgestellt. Darunter befand sich das Modell der von Messrs. John Fowler und Baker über den Frith of Forth bei Edinburgh geplanten Stahlbrücke, welche weitaus das größte derartige Bauwerk sein wird, da ihre Gesammtlänge anderthalb englische Meilen, die Spannweite ihres mittleren Bogens 1700 engl. Fuß, über ein halbes Kilometer, seine Höhe über der Fluth 150 Fuß beträgt. Das in gleichem Maßstab ausgeführte Modell der einst angestaunten Britannia-Röhrenbrücke nach Anglesea über den Conwaybusen und die Menaistraße nahm sich daneben aus wie neben einer Rheinbrücke eine Brücke über die Spree. Möge die Forthbrücke sturmfreier ausfallen als grausen Andenkens die über den Frith of Tay.

Alle Zuvorkommenheit der städtischen Körperschaften, alle Bemühungen des örtlichen Ausschusses waren nicht im Stande gewesen, dem Uebelstand abzuhelfen, welcher für die Versammlung aus dem Mangel an einem oder mehreren großen öffentlichen Gebäuden entsprang, worin die Gesellschaftsräume und die Säle für allgemeine und Sectionssitzungen hätten unter einem Dache vereint, oder in wenige natürliche Gruppen vertheilt werden können. Die allgemeinen Versammlungen fanden in dem etwas niedrigen Skating Rink statt. In Deutschland wäre der Aufenthalt in dem dichtgefüllten Raume bald unerträglich geworden; nicht so in England, wo Niemand den mit kräftiger Lüftung verbundenen Zug scheut, und gute Luft die erste Sorge ist. Die Sectionen waren in Schulräumen, Bethäusern u. dgl. m. weithin zerstreut, ja versteckt. Bei der herrschenden Witterung, welche der Beschreibung des Narren im Schlußliede von „Was Ihr wollt" nur zu sehr entsprach, war es daher nicht ganz leicht, in den verschiedenen Sectionen zu hospitiren. Daß sonst für den Verkehr, auch durch telephonische Verbindung, musterhaft gesorgt war, bedarf nicht der Erwähnung.

Eine anziehende Eigenthümlichkeit der britischen Naturforscherversammlungen ist die starke Betheiligung der Damen, welche nicht nur zu den allgemeinen und gemeinfaßlichen Vorträgen, sondern auch zu den Sectionsverhandlungen sich zahlreich einfinden, dem, welcher die Vorlesungen in der Royal Institution kennt, freilich ein gewohnter Anblick. Es ist sehr leicht zu behaupten, daß Frauen von Thermo- und Elektrodynamik, Sonnenphysik und Valenztheorie schließlich doch nichts begreifen, dagegen dürfte es sehr schwer sein zu beweisen, daß von solchen Dingen zu hören und sich von männlichem Forschungsgeist anwehen zu lassen, ihnen nicht ebenso nützlich sei, wie in Musik und etwas Kunstgeschichte weichlich schwärmend aufzugehen.

Eine andere Sitte der Engländer, welche dem deutschen Gast auffällt, sind die Votes of thanks. Nach einem allgemeinen Vortrag ertheilt der Vorsitzende einem der Sache näher stehenden Mitgliede das Wort zum Antrage: die Versammlung möge dem Redner ihren Dank für seine Leistung zollen. Der Aufgeforderte läßt sich über die Verdienste des Redners im Allgemeinen, seine besondere Befähigung zur Behandlung des Gegenstandes, den Werth und die Schönheit seines Vortrages weitläufig aus. Nicht selten auch ergreift er die Gelegenheit neben diesen schmeichelhaften Dingen seine abweichende Meinung im einen oder

anderen Punkte geltend zu machen. Dabei hat es sein Bewenden nicht; ordnungsmäßig erhält noch ein Zweiter das Wort zur motivirten Unterstützung des Antrages, und setzt womöglich einen Trumpf darauf. Nun bricht die Versammlung in Beifallssturm aus, wofür sich der Redner mit einigen bescheidenen Worten bedankt. Offenbar verträgt das starke Selbstgefühl des Engländers mehr öffentliches Lob, als dem Deutschen behaglich wäre, dessen blöde Natur bei manchmal so derber Berührung sich beschämt in ihr Schneckenhaus verkröche. Es ist wohl anzunehmen, daß die Sitte öffentlicher Anpreisung von Angesicht zu Angesicht sich von der politischen Wahlbühne in die wissenschaftlichen Versammlungen fortgepflanzt habe.

Eine englische Zuhörerschaft verharrt übrigens nicht wie eine deutsche bei wissenschaftlichen Vorträgen in stummer Passivität, sondern gibt ihr beifälliges Verständniß unmittelbar durch Händeklatschen und Pochen kund. Auch wenn ein Versuch mißlingt, gibt sie dem Experimentator durch dieselben Zeichen, welche dann fast ironisch klingen, zu verstehen, daß sie ihm den Mißerfolg nicht verdenkt. Man gewöhnt sich als Redner leicht an diese freundliche Rückwirkung seitens der Zuhörer; doch ist die Frage, ob solche Demonstrationen auch in unseren Universitätsvorlesungen am Platze sind, wo sie neuerlich angefangen haben, sich einzubürgern.

Ueber die Eröffnung der Versammlung zu Southampton warf ein tragisches Ereigniß seinen Schatten. Unter den jüngeren englischen Biologen ragte Francis Maitland Balfour um Haupteslänge hervor. Durch Anton Dohrn in der zoologischen Station zu Neapel in Entwickelungsgeschichte und allgemeine Morphologie eingeführt, hatte er dies weite Gebiet mit vielbewunderter Energie, Schärfe und Umsicht bewältigt, und mit neuen Thatsachen und Gedanken bereichert. Auch seine äußeren Erfolge waren die glänzendsten: Cambridge hatte eigens für ihn eine Professur der thierischen Morphologie gegründet. Er sollte als einer der beiden Generalsecretäre der Association fungiren. Einen Monat vor der Versammlung kam die Nachricht, daß Balfour's zerschmetterte Leiche am Fuß der unbezwungenen Aiguille blanche de Penteret, in der Montblanc-Gruppe gefunden worden sei, zu deren Besteigung er ausgezogen war, nachdem er, wie es heißt, sein Testament gemacht hatte. In den seinem Andenken gewidmeten schmerzlichen Nachrufen wurde das gewaltsame Ende des dreißigjährigen Forschers, der im natürlichen Lauf der Dinge noch ein Menschenalter fruchtbarer Arbeit vor sich sah, dem Erlöschen der glorreichen Leuchte englischer Wissenschaft, Charles Darwin's, entgegengestellt, welcher zu seinem vollbrachten Tagewerk etwas Wesentliches wohl kaum noch hinzufügen konnte. Uns muß Balfour's Tod an die Cevedale-Katastrophe erinnern, welche vor vier Jahren Carl Sachs' gleich hoffnungsvolle Laufbahn noch früher abschnitt. Möchte Balfour das letzte Opfer des „κακόηθες scandendi" bleiben, wie Mr. T. W. Hinchliff, einer der Veterane des Londoner Alpenclubs, Juvenal parodirend, den wahnsinnigen Hang bezeichnet, Höhen zu erklettern, bloß um oben gewesen zu sein.

Die öffentlichen Verhandlungen zu Southampton begannen am 23. Abends damit, daß Sir John Lubbock, der sinnreiche Beobachter des Insectenlebens, als vorjähriger Präsident sein Amt dem neuen Präsidenten abtrat, worauf dieser

seine Eröffnungsrede verlas. William Siemens hat sich die englische Kunst gemeinfaßlicher, doch innerlich strenger, einfacher, doch fesselnder Darstellung in hohem Grade angeeignet. Es wäre unmöglich, von seiner ausgedehnten und naturgemäß nur lose, wenn auch kunstvoll geknüpften Darlegung hier ein einigermaßen entsprechendes Bild zu geben. Jeden denkbaren Punkt leicht doch treffend berührend, den Zusammenhang zwischen Wissen und Können fortwährend betonend, den Blick gerichtet auf die höchsten Ziele menschlicher Macht und Wohlfahrt, beschritt der Redner ziemlich das ganze Gebiet der wissenschaftlichen Technik, soweit es sich darin um Verwerthung der Energie in Gestalt von mechanischer Arbeit, Licht und Wärme handelt, indem er zugleich, rechts und links ausschauend, manche nicht unmittelbar auf seinem Wege liegende neue Errungenschaft zur Sprache brachte. Am Allgemeinsten dürfte seine Auseinandersetzung über die Zukunft des Leuchtgases interessiren.

„Setzt man," sagte er, „die Kosten der elektrischen und der Gasbeleuchtung gleich, so wird es im einzelnen Falle von Bequemlichkeitsrücksichten abhängen, welche von beiden den Vorzug erhält; doch glaube ich, daß die Gasbeleuchtung als Freundin des armen Mannes ihren Platz behaupten wird. Das Leuchtgas ist für den Handwerker von höchstem Werth; es erfordert kaum irgend welche Aufsicht, wird zu festem Preise geliefert, und verbreitet mit freundlicher Helle zugleich behagliche Wärme, welche oft ein Feuer im Kamin erspart. Zudem glaube ich die Behauptung wagen zu dürfen, daß die Zeit nicht fern sei, wo Reich und Arm vielfach zum Leuchtgase als dem bequemsten, reinlichsten und wohlfeilsten Brennmaterial greifen werden, und wo rohe Steinkohle nur noch in dem Schacht oder der Gasfabrik zu sehen sein wird. In allen Fällen, wo eine Stadt nicht über etwa 30 engl. Meilen von der Grube liegt, können die Gaswerke mit Vortheil an der Mündung des Schachtes oder noch besser an dessen Grunde angebracht werden, wodurch aller Transport von Kohle umgangen und das Gas vermuthlich eine ausreichende Steigkraft erlangen würde, um es nach seinem Bestimmungsorte zu treiben. Die Möglichkeit, brennbares Gas durch so lange Röhren zu leiten, wurde in Pittsburg bewiesen, wo natürliches Gas aus dem Steinöldistrict in großer Menge angewandt wird."

Die Nebenerzeugnisse der Leuchtgasbereitung — Farbstoffe, Ammoniak, Theer, Kreosot, Carbolsäure, Coak — erreichen in England jährlich einen Werth von rund £ 8,370,000, d. h. von fast £ 3,000,000 mehr als der Werth der rohen Kohle betrug.

„Indem wir rohe Kohle als Brennmaterial verwenden," fuhr der Redner fort, „gehen nicht bloß diese werthvollen Producte ganz verloren, sondern an ihrer Stelle werden wir mit jenen halb gasförmigen Nebenerzeugnissen in der Atmosphäre beschenkt, welche den Bewohnern Londons und anderer großer Städte nur zu gut als Rauch bekannt sind. Prof. Roberts hat berechnet, daß der Ruß in dem an einem Wintertage über London lagernden Trauermantel sich auf fünfzig Tonnen (fünfzigtausend Kilogramm) beläuft, und daß das der unvollkommenen Verbrennung der Kohle entsprungene Kohlenoxyd, ein tödtliches Gift, mindestens das Fünffache beträgt. In einer der königlichen Gesellschaft in Edinburgh voriges Jahr mitgetheilten interessanten Abhandlung zeigte überdies

Mr. Aitken, daß der feine von der unvollkommenen Verbrennung der Kohle herrührende Staub bei der Nebelbildung wesentlich betheiligt ist, indem jedes der festen Theilchen Wasserdampf an sich zieht. Diese Nebelkügelchen werden noch besonders klebrig und unangenehm durch die Beimischung von Theerdampf, einem anderen Erzeugniß der unvollkommenen Verbrennung der rohen Kohle, welches besser in den Färbereien verwerthet worden wäre. Der verderbliche Einfluß des Rauches auf die öffentliche Gesundheit, die großen Unbequemlichkeiten, die er für den Einzelnen mit sich bringt, und die bedeutenden Kosten, die er mittelbar durch Zerstörung unserer Denkmäler, Gemälde, Mobilien und Kleidung verursacht, werden jetzt anerkannt, wie der Erfolg der neulichen Rauchbeseitigungs-Ausstellung (Smoke Abatement Exhibition) beweist. Das wirksamste Mittel bestände in der allgemeinen Anerkennung der Thatsache, daß, wo immer Rauch entsteht, Brennmaterial vergeudet wird, und daß alle von uns bezweckten Heizwirkungen, von der gewaltigsten bis zum häuslichen Kaminfeuer, ebenso vollkommen und dabei wohlfeiler erreicht werden können, ohne daß irgend ein Theil des Brennmaterials unverbrannt in die Atmosphäre gelangt. Dies höchst wünschenswerthe Ziel kann durch den Gebrauch des Gases zu allen Heizzwecken mit oder ohne Hinzufügung von Coak oder Anthracit erreicht werden."

Wie verschieden auch die englischen und die Berliner Verhältnisse sein mögen, diese Aufstellungen dürften doch geeignet sein, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln im Augenblick, wo Berlin, nachdem es kaum die sprüchwörtliche Schmach seiner Rinnen los ward, auf dem besten Wege ist, sich den ekelhaftesten Dunstkreis zu bereiten. Mit dem Wassergas haften an den Rußflocken oder „Schwärzchen" die in der Luft schwebenden mikroskopischen Krankheitskeime, unter anderen gewiß die der Koch'schen Tuberkelbacillen, welche übrigens in der anatomisch-physiologischen Abtheilung der Association gebührende Würdigung fanden. Möglicherweise hing die große Häufigkeit der Lungentuberculose in England zusammen mit der Rußwolke, in die es dauernd gehüllt war, womit die verhältnißmäßige Immunität der Küstenbevölkerung stimmen würde. Es wäre gar nicht zu verwundern, wenn diese verheerendste der Infectionskrankheiten dort bei abnehmender Unreinheit der Luft seltener, bei uns in dem Maß häufiger würde, wie wir unsere Atmosphäre mit den Nebenerzeugnissen schlechter Heizanlagen verunreinigen.

Aus der Rede des Präsidenten sei noch die wichtige Rolle erwähnt, welche er einer neuen Art, das edelste Metall, das Eisen, zuzubereiten, im künftigen Schiffsbau zuschrieb. Diese Eisenart wird als mild Steel bezeichnet, doch würde man irren, stellte man sich darunter ungehärteten Stahl vor. Milder Stahl ist kein Stahl, sondern vielmehr Eisen mit so wenig Kohle, daß es nicht mehr gehärtet werden kann, dafür aber die bekannte ungemeine Zähigkeit des Meteoreisens annimmt, an welchem die beste Feile erlahmt. Der milde Stahl, obschon als kohlefrei sehr strengflüssig, wird doch gegossen, daher sein deutscher Name Flußeisen im Gegensatz zum kohlereichen, leichtflüssigen, spröden Gußeisen, und weiterhin durch Zug und Druck verarbeitet. Es mag nicht sehr interessiren, daß aus Flußeisen ein Schiffsrumpf ein Fünftel leichter gemacht werden kann, als aus gewöhnlichem Eisen, daher er ein Fünftel des Gewichtes des letzteren mehr zu tragen vermag. Was aber jeder gern hören wird, ist, daß diese Erfindung

die jetzt vielleicht größte Gefahr zur See, die des Zusammenstoßes mit einem anderen Schiffe, sehr vermindert, indem Schiffswände von Flußeisen ohne Spur von Riß mehrere Fuß tief eingedrückt werden können.

Die deutsche Naturforscherversammlung war bekanntlich zuerst ungegliedert. Alexander v. Humboldt brachte bei der denkwürdigen Berliner Versammlung im Jahr 1828 die Eintheilung in Sectionen zu Wege, deren Nutzen für die fachwissenschaftlichen Zwecke in die Augen springt. Die British Association zerfällt in sieben Sectionen, deren jede ihren schon das Jahr vorher gewählten Präsidenten hat. Seit bei der Versammlung in Aberdeen im Jahre 1859 Sir Charles Lyell die Arbeiten der geologischen Section mit einem Bericht über die von Boucher de Perthes in den Kieslagern des Sommethales entdeckten Feuersteinwaffen einleitete, ward es Sitte, daß jeder Sectionspräsident, gleich dem Präsidenten der Gesammt-Association, seine Eröffnungsrede hält. Die verschiedenen Präsidenten entledigen sich, wie man gleich hören wird, dieser Verpflichtung in sehr verschiedener Form; immerhin liefert die Gesammtheit ihrer Reden ein wenn auch unvollständiges, doch reiches und belebtes Zeitbild der englischen Meinungen, Anschauungen, Kenntnisse in den verschiedenen Zweigen des Naturwissens.

In der Section (A) für Mathematik und Physik erörterte der ausgezeichnete messende Physiker Professor Lord Rayleigh aus Cambridge, der unter dem britischen Adel die Tradition Lord Cavendish's und Lord Rosse's fortsetzt, die beiden einander entgegenstehenden und ergänzenden Wege der physikalischen Forschung, den experimentellen und den rechnend-theoretischen. Wir irren sehr oder die Darlegung des edlen Lords verfehlte den Hauptpunkt, der darin besteht, daß Rechnung aus bekannten Thatsachen deducirt, während nur der inductive Versuch wahrhaft neue Thatsachen schafft. Der messende und rechnende Physiker gleicht einem Fürsten, der sein ererbtes Land sorgsam ausbaut; der qualitative Experimentator (wie wir in Deutschland sagen) dem in unbekannte Meere hinaussteuernden Seekönige, der neue Eilande, vielleicht Continente entdeckt. Man legt unseres Erachtens jetzt wirklich etwas zuviel Werth auf die erste Art der Thätigkeit, obschon es bei der zweiten freilich heißt:

> It may be that the gulfs will wash us down,
> It may be we shall touch the happy isles.

Aber Radiometer, Telephon, Phonograph zeigten erst kürzlich, daß der glücklichen Inseln noch immer genug des wagenden Schiffers harren.

In der Rede des Präsidenten der chemischen Section (B), Prof. G. D. Liveing, war es von hohem Interesse zu sehen, wie auch in England eine neue Phase des chemischen Denkens sich vorbereitet. Norman Lockyer's Schlüsse zwar, der, das Auge am Spektroskop, schon die Hand nach dem Steine der Weisen ausstreckte, scheinen nicht von hinreichend scharfen Beobachtungen ausgegangen zu sein. Neuere spektroskopische Untersuchungen, welche jetzt nicht mehr mit dem prismatischen Spectrum, sondern mit dem Diffractionsspectrum Rutherford'scher Gitter (17 296 Linien auf den englischen Zoll) angestellt werden, lehrten, daß die von ihm angenommenen Coincidenzen nur scheinbare waren. Allein Prof. Liveing selber hält es für unmöglich, beispielsweise das Eisenspectrum mit der Vorstellung einer einfachen Natur des Eisenatoms zu verbinden; und er ließ dent

lich erkennen, daß der Tag nahe sei, wo alle Kräfte sich darauf richten werden, der Structurchemie mechanischen Sinn zu unterbreiten.

Mr. Robert Eheridge, Präsident der geologischen Section (C) befolgte in seiner Eröffnungsrede ein anderes Verfahren. Sie war eine vollständige stratigraphische und paläontologische Abhandlung über die tertiären Ablagerungen in Hampshire und Sussex, mit Einschluß der Insel Wight, und unter Berücksichtigung der Lagerungsverhältnisse der gegenüberliegenden Küsten Frankreichs und Belgiens. Die Rede, aus sehr zahlreichen Einzelheiten gefügt, läßt nach Art geologischer Specialuntersuchungen Außenstehenden kein allgemeines Ergebniß erkennen.

Die biologische Section (D) ist in drei Subsectionen gespalten, für Anatomie und Physiologie, für Zoologie und Botanik, und für Anthropologie. Doch wurde in diesem Jahre beschlossen, wegen der geringen Anzahl von Mittheilungen die beiden ersten Subsectionen wieder zu einer zu verschmelzen. Der Präsident der ganzen Section wie auch der Subsection für Anatomie und Physiologie war Prof. Arthur Gamgee aus Manchester, der Verfasser eines auch in Deutschland sehr geschätzten Lehrbuches der physiologischen Chemie. Zum Anhören der Eröffnungsrede waren die drei Sectionen vereinigt. In unserer Zeit, wo die geschichtliche Kenntniß der Wissenschaft, welche gewissermaßen erst wahre Wissenschaft ist, leider auch in Deutschland mehr und mehr schwindet, that es ungemein wohl, daß Prof. Gamgee zum Gegenstand seiner Rede die Entwickelung eines der wichtigsten Capitel der Physiologie, der Lehre von der Absonderung, gewählt hatte. Doppelt wohlthuend war in dieser Zeit des wissenschaftlichen Chauvinismus die freudige, ja liebevolle Unparteilichkeit, womit er den Antheil deutscher Forscher an dieser Entwickelung hervorhob. Während in Deutschland der Name des hohen Meisters Johannes Müller aus den Schriften und dem Andenken des heutigen Geschlechtes fast verschwand, zeichnete Prof. Gamgee mit kräftigen Strichen dessen große Gestalt, und schilderte seine staunenswerthen Arbeiten über den feineren Bau der absondernden Drüsen, ohne dabei Ernst Heinrich Weber's Verdienste zu vergessen. Auch den Lebenden wurde er in schönem Maße gerecht. Carl Ludwig's bahnbrechenden Versuchen über die speichelabsondernden Nerven und seiner fruchtbaren Lehrthätigkeit widmete er einen eigenen Abschnitt voll wärmster Anerkennung. Nur damit es nicht scheine als sei ihm die Lücke entgangen, bemerkt der Berichterstatter, daß Prof. Gamgee den entscheidenden Einfluß übersah, welchen nach deutscher Auffassung Meckel von Helmsbach's „Mikrographie einiger Drüsenapparate der niederen Thiere" (1846) auf die Feststellung des Begriffs eines Secretionsepithels übte. Auch die elektrischen Vorgänge bei der Absonderung, deren Bedeutung sehr klein, aber auch sehr groß sein mag, hätten Erwähnung verdient.

Prof. Boyd Dawkins gab in seiner Eröffnungsrede als Präsident der Subsection für Anthropologie eine Uebersicht der Ergebnisse über die älteste Geschichte des Menschengeschlechtes. Der erste Mensch, von dem wir Kenntniß haben, ist im Gegensatz zu dem schon weiter vorgeschrittenen Höhlenmenschen der River-drift man, oder Flußbett-Mensch, d. h. der Mensch, dessen rohe Feuersteinwerkzeuge in den Ablagerungen der Flüsse gefunden werden. „Diese Werkzeuge, die der Urjäger in den Kieslagern von Hampshire und Wiltshire, längs dem Ufer des

Southampton Water's und anderswo hinterließ, sind ein sprechendes Zeugniß der Gegenwart des Menschen in diesen Gegenden zu einer Zeit, da es noch kein Southampton Water gab; da Elephant und Rennthier weideten, wo jetzt mächtige Seedampfer ankern; da die Insel Wight noch kein Eiland war und der Flußbett-Jäger zu Fuß von Portsmouth nach Cowes wanderte, ohne anderes Hinderniß als Flüsse und Moräste ... Es ist nicht wenig merkwürdig, daß seine Lebensweise die nämliche war in den Wäldern nördlich und südlich vom Mittelmeer, in Palästina, den tropischen Waldungen Indiens und längs der Westküste der Atlantik. Der Rennthier-Jäger im Delawarethal war in allen Stücken derselbe Wilde wie der auf den Ufern des Wiley oder des Solent. Doch beweist die Einerleiheit der Werkzeuge nicht, daß dieselbe Menschenrasse diese weiten Strecken bewohnte, sondern nur, daß überall dieselbe Urwildheit herrschte." Die ausgedehnte Verbreitung des Flußbett-Menschen scheint aber (wenigstens wenn die Menschheit von Einem Punkt aus sich zerstreute) ferner zu beweisen, daß er die Erde während langer Zeiträume bewohnte, und daß seine Wanderungen, auch der Uebergang von Asien nach Amerika, vor dem Sinken der Temperatur und der allgemeinen Vergletscherung in Nord-Europa, -Asien und -Amerika stattfanden. Alles deutet darauf hin, daß er, ursprünglich ein Glied der tropisch-indischen Fauna, vor der Eiszeit längs den warmen Erdstrichen in Europa einwanderte. Keine deutlichen Knochenreste belehren uns über seine Rasse; keine astronomische Berechnung, keine Thalerosion, kein Zurückweichen von Wasserfällen gibt einen Maßstab für die seitdem verflossenen Jahrtausende. „Vor den Felsengräbern der Könige zu Luxor drängt sich uns die Unmöglichkeit auf, die Zeit anzugeben, da der Flußbett-Jäger auf der Stätte des alten Theben lebte, oder den Zeitraum zwischen seinen Tagen und den Blüthetagen altägyptischer Cultur zu ermessen."

Sir Richard Temple, als Präsident der Section für Erdkunde (E), entführte seine Zuhörer in Gedanken nach der centralasiatischen Hochebene, jener Wiege gefürchteter Reiterhorden, deren Eroberungszüge Jahrhunderte lang die in mittelalterlicher Finsterniß hinsiechende europäische Cultur bedrohten; und in echt Humboldt-Ritter'schem Geiste entrollte er ein umfassendes und anschauliches Gemälde von den natürlichen, ethnographischen und geschichtlichen Bedingungen jener merkwürdigen Auftritte auf der Weltbühne.

Es war ein witziges Spiel des Zufalls, daß in der Section (G) für mechanische Wissenschaft der Architekt der Forthbrücke, Mr. John Fowler, im Gegensatz zu Mr. Boyd Dawkins' wildem Flußbett-Menschen und Sir Richard's kaum zahmerem Mongolen, das Bild des modernen Civil-Ingenieurs zeichnete, als eines erst durch die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gezeitigten hohen Menschentypus. In der classischen Schilderung der Thätigkeit eines Ingenieurs, welche der bedeutende Wasserbaumeister Thomas Telford vor mehr als fünfzig Jahren entwarf, fehlen noch die Eisenbahn mit der Dampf-Locomotive und die technischen Anwendungen der Elektricität. Das merkwürdigste Buch unserer Zeit ist ohne Frage Bradshaw's „Railway Guide". Legen wir es manchmal verwirrt bei Seite, so denke man sich, welch unbegreifliches Räthsel es unseren Voreltern gewesen wäre. 1763 fuhr zwischen London und Edinburgh Eine Postkutsche vierzehn Tage lang mit der mittleren Geschwindigkeit von fünfviertel englische

Meilen in der Stunde. Bei der Eröffnung der Bahn zwischen Liverpool und Manchester am 15. September 1830 überstieg die Geschwindigkeit selten zehn Meilen. Jetzt legt man die 400 Meilen zwischen London und Edinburgh auf dem Great Northern Railway in neun Stunden zurück, mit der mittleren Geschwindigkeit von 47 Meilen. Vor wenigen Monaten aber fuhr der Herzog von Edinburgh in genau drei Stunden von Leeds nach London: Entfernung $186\frac{3}{4}$ Meilen, mittlere Geschwindigkeit (mit Berücksichtigung eines Aufenthaltes) über 62 Meilen in der Stunde, oder 27.72 Meter in der Secunde. Dies dürfte die größte je irgendwo erreichte Geschwindigkeit sein. Es ist zugleich (fügt Berichterstatter hinzu) fast genau die von Helmholtz gefundene Geschwindigkeit der Reizung in unseren Nerven. Streckt ein im Zuge rückwärts sitzender Reisender die Hand vor sich hin und bewegt die Finger, so steht das Nervenagens in seinem Arme still im Raum, weil die Bewegung des Zuges das Fortschreiten der Reizung gerade aufhebt.

Eine Hauptbedingung für geschwinde und wohlfeile Beförderung auf Eisenbahnen ist, daß der Zug nicht oft anhalte. Obschon dies leicht ersichtlich und allgemein bekannt ist, macht man sich von der Bedeutung dieses Umstandes nicht leicht einen richtigen Begriff. Auf der Londoner unterirdischen Bahn, welche eine wahre Stadtbahn ist — nicht, wie nach der Meinung der Engländer die Berliner, eine unerklärlicherweise mitten durch eine große Stadt gelegte strategische Bahn — sind die Stationen durchschnittlich eine halbe englische Meile von einander entfernt. Obschon die Maschinen ebenso kräftig, die Züge leichter sind wie auf dem Northern Railway, wird höchstens eine Geschwindigkeit von zwölf Meilen erreicht. Dabei verzehren nach Mr. Fowler die Bremsen 60 Procent der ganzen aufgebotenen Energie. Mit anderen Worten, bei einem Verbrauch von 30 Pfund Kohle auf die durchlaufene Meile werden nicht weniger als 18 Pfund darauf verwendet, die Bremsen zu erhitzen und abzunutzen, und nur 12 Pfund verrichten nützliche Arbeit, indem sie Reibung und Luftwiderstand überwinden. Man würde auf solcher Bahn den Kohlenverbrauch vermindern und die Geschwindigkeit steigern, wenn man die Schienen in einer Wellenlinie sich heben und senken ließe, so daß die Stationen auf dem Gipfel der Wellenberge lägen.

Die Rede des Präsidenten der Section (F) für Volkswirthschaft und Statistik, des Right Hon. G. Sclater-Booth, „On Local Government Boards" lag dem Berichterstatter nicht vor.

Wenn acht der ausgezeichnetsten Männer ihres Faches ein Jahr lang Zeit haben, sich Jeder auf eine Rede über einen ihm zunächst liegenden Gegenstand zu besinnen, so kann der Inhalt so gezeitigter Reden in einer Skizze wie diese natürlich nur auf das Flüchtigste berührt werden. Doch reicht Obiges wohl hin, um den Eindruck des kräftigen wissenschaftlichen Lebens wiederzugeben, welches durch die Versammlung in Southampton pulsirend doch nur ein geringer Ausläufer der andauernd großen geistigen Bewegung im Lande Newton's, Faraday's und Darwin's war.

Auf die reichhaltigen Verhandlungen im Schoß der einzelnen Sectionen kann hier vollends nicht eingegangen werden. Besondere Aufmerksamkeit erweckten

Prof. Langley's auf dem 13 000 Fuß hohen Pike's Peak im Felsengebirge angestellten Untersuchungen über die Sonnenstrahlung. Er bedient sich dazu eines neuen Instrumentes, seines Bolometers, in welchem die Sonnenstrahlung einen dünnen Platindraht erwärmt, der den einen Schenkel eines Wheatstone'schen Stromnetzes bildet. Die Erwärmung ändert den Widerstand des Drahtes und erzeugt in der Brücke einen Strom, aus dessen Stärke die der Strahlung gefolgert werden kann. Diese Vorrichtung ist zwanzig Mal empfindlicher als die Thermosäule. Nach Prof. Langley birgt das überrothe Spectrum volle drei Viertel der gesammten uns zugestrahlten Energie; es zeigt sehr merkwürdige Lücken; die Farbe der Sonnen-Photosphäre hält er für bläulich.

Wenig Glauben fand vorläufig Prof. Schwedoff's Angabe, daß gewisse Arten des Hagels aus dem Weltraum stammen, mit anderen Worten Eismeteoriten sind.

Zu manchem Scherz gab Captain Abney's Mittheilung Anlaß, welcher einige Absorptionsstreifen im Spectrum auf interplanetarischen Alkoholdampf beziehen zu sollen glaubt. Der weinselige Ausdruck, den ein auch in England bekanntes deutsches Wirthshauslied dem Mann im Monde zuschreibt, schien nun mit Einem Schlag erklärt.

Dr. Spencer Cobbold beschrieb einen in Aegypten heimischen, dem Leberegel verwandten Parasiten, Bilharzia haematobia, der mit dem Trinkwasser in Menschen und Thiere gelangt und im Blute kreisend schwere Zufälle, unter anderen die dort endemische Hämaturie, veranlaßt. Die Regeln, welche er empfiehlt, um sich davor zu schützen, werden die englischen Truppen schwerlich befolgen können. Auf das seit den Puritanern in England noch immer sehr rege Interesse für alles Alttestamentliche rechnete wohl Dr. Spencer, als er in den feurigen Schlangen, welche die Israeliten in der Wüste bissen, und gegen welche Moses die eherne Schlange zum Zeichen aufrichtete, diese zolllangen schlängelnden Egel wieder zu erkennen meinte.

In der geologischen und der mechanischen Section wurde natürlich der Channel Tunnel vielfach erörtert. Ueber dessen Ausführbarkeit scheint weder technisch noch finanziell ein Zweifel zu sein; über die commerzielle und militärische Zweckmäßigkeit sind nach wie vor die Stimmen getheilt.

Der Berichterstatter selber machte in der Subsection für Zoologie und Botanik unter Prof. Lawson's Vorsitz eine kleine Mittheilung, welche wohl geeignet war, die Aufmerksamkeit englischer Zoologen zu erwecken. Im Jahre 1773 wurden zu Torbay an der englischen Südküste zwei ungeheure Zitterrochen gefischt, wie sie nie irgendwo gesehen worden waren. Die Thatsache blieb in ihrer Vereinzelung räthselhaft, bis Prof. Gustav Fritsch, Vorsteher der mikroskopischen Abtheilung des Berliner physiologischen Instituts, sie neuerlich aufklärte. Auf Schlüsse gestützt, die der Berichterstatter aus dem von ihm sogenannten delle Chiaie-Babuchin'schen Satz über die Präformation der elektrischen Elemente zog, zeigte Prof. Fritsch, daß jene beiden Ungeheuer durch den Golfstrom verschlagene Exemplare einer vor vierzig Jahren von Storer in Boston beschriebenen amerikanischen Riesenspecies, T. occidentalis Storer, waren. Der Berichterstatter fand in den englischen naturgeschichtlichen Zeitschriften noch zwei spätere Beispiele des-

selben Vorkommens auf, welche aber nicht weiter beachtet worden waren. Seine Aufforderung an die englischen Zoologen, durch geeignete Unterweisung der Fischer längs den südwestlichen Küsten Englands zu verhüten, daß in ähnlichen Fällen die Gelegenheit zu gewissen wichtigen Beobachtungen wiederum versäumt werde, wird hoffentlich nicht vergeblich bleiben.

Zu den Arbeiten der Sectionen gehörte auch die Entgegennahme der zahlreichen Berichte über die während des abgelaufenen Geschäftsjahres mit Mitteln der Association ausgeführten Arbeiten, während neue Bewilligungen für das kommende Jahr, im Gesammtbetrage von £ 1270 = rund 25 000 M., für wissenschaftliche Zwecke der verschiedensten Art gewährt wurden. Die von der physikalisch-mathematischen Classe der Berliner Akademie der Wissenschaften während des Kalenderjahres 1881 gewährten ähnlichen Unterstützungen bezifferten sich auf 19 250 M.

Neben den Sectionssitzungen fanden drei allgemeine Abendsitzungen im Skating Rink statt, in welchen gemeinfaßliche Vorträge gehalten wurden. Die größten Erwartungen sahen der von Sir William Thomson aus Glasgow angekündigten Vorlesung über die Gezeiten entgegen. Sir William steht unter den britischen Gelehrten gegenwärtig in erster Reihe. Die, welche ihn Helmholtz vergleichen, vergessen wohl, daß Helmholtz den Augenspiegel und das Myographion erfand, daß er nicht bloß schöpferischer Physiolog ersten Ranges ist, sondern sogar über Anatomie und allgemeine Pathologie las. Dem Physiker Helmholtz freilich gleicht der schottische Physiker in der unbedingten Herrschaft über das Werkzeug der Analyse, wenn er ihm auch als mathematischer Erfinder vielleicht nachsteht. Wie Helmholtz ist er überaus fruchtbar in schönen und kühnen wissenschaftlichen Gedanken, mit welchen er das ganze Gebiet der mathematischen Physik durchdrungen hat. Er hat den Aether gewogen, und aus dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik zuerst jene Schlüsse gezogen, die das Weltall mit eisigem Stillstande bedrohen. Wie Helmholtz verbindet er mit solcher theoretischen Begabung kaum geringere experimentelle Gewandtheit und technische Fertigkeit. Mit demselben Verfahren, dessen der Berichterstatter sich zur Vorführung seiner thierisch-elektrischen Versuche in der Royal Institution bediente, gelang es Sir William, die schwachen transatlantischen Kabelbotschaften abzulesen. Sein Quadrant-Elektrometer hat die Messung gespannter Elektricitätsmengen zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Seine Tiefsee-Loth-Apparate, welche er auf seiner eigenen Yacht ausprobirte, sind für die Schifffahrt so wichtig, daß William Siemens in seiner Eröffnungsrede sagte: „Bei deren richtigem Gebrauch würden Unglücksfälle wie der, welcher vor nicht vierzehn Tagen die „Mosel" betraf, unmöglich sein." Nachhaltig hat Sir William sich mit den Gezeiten beschäftigt und eine Uhr construirt, die für einen gegebenen Hafen, beispielsweise Madras, eingestellt, Stunde und Höhe von Ebbe und Fluth daselbst auf unbestimmte Zeit vorhersagt.

Sein Vortrag war ungemein interessant, namentlich für Vortragskünstler von Profession, indem er einen Mann von außerordentlichem Talent, der seinen Gegenstand vollständig beherrschte, im offenbaren Kampf mit der Schwierigkeit zeigte, daß er sich nicht gehörig vorbereitet hatte. Kein Talent, keine Kenntniß schützt bekanntlich in solchem Falle vor den Tücken des Zufalls, durch die man

die richtige Reihenfolge der Gedanken und das richtige Verhältniß in ihrer Ausführung verfehlt. Man verläuft sich wie in einem Walde, findet sich plötzlich wieder an der Ausgangsstelle, bringt die Zeit mit Nebendingen hin, und bricht zuletzt die Hauptsache über's Knie. Trotz solchen kleinen Mängeln, die zwar bemerkt, doch sehr nachsichtig aufgenommen wurden, brachte Sir William's Vortrag durch Energie und sprudelnde Lebhaftigkeit große Wirkung hervor; aber die Gezeiten-Uhr kam dabei entschieden zu kurz.

Sir William erneuerte übrigens seine Behauptung, daß die Erde nicht, wie man aus der Wärmezunahme mit wachsender Tiefe bisher schloß, eine feurig flüssige Masse in vergleichsweise dünner Schale sei, weil solche Schale entweder mit der unter ihr fortlaufenden ungeheuren Fluthwelle sich biegen, oder dadurch zertrümmert werden müßte. Er ließ aber die von Werner Siemens schon vor mehreren Jahren ihm entgegengestellte Hypothese unerwähnt, wonach das Erdinnere nicht dünnflüssig, sondern zähflüssig wäre, wie Quarz und quarzreiche Silicate, beispielsweise Glas, bei gewissen Temperaturen; wodurch seinen Schlüssen der Boden entzogen würde.

Der zweite Vortrag wurde im Auftrage der Association, einer schönen Sitte gemäß, für die Arbeiterbevölkerung der Stadt gehalten. Unter dem Titel: „Ungeschriebene Geschichte, und wie sie zu lesen ist," gab Dr. John Evans ein Stück Urgeschichte aus der Bronzezeit, mit vielen örtlichen Hinweisen, und mit Bezugnahme auf die in südenglischen Funden häufigen Gallischen Münzen, deren Vorbild der makedonische „Philippus" gewesen sei. War dieser Vortrag, was wir zu bezweifeln kein Recht haben, für die Fassungskraft seiner Hörer richtig berechnet, so kann man der Stadt Southampton dazu, wie zur äußeren Erscheinung ihrer Arbeiter mit ihren Familien, nur Glück wünschen.

Von den drei allgemeinen Abendsitzungen war die erfolgreichste aber wohl die letzte, in welcher der als Theilnehmer an der wissenschaftlichen Weltreise des „Challenger" auch in weiteren Kreisen bekannte Prof. Moseley „Ueber pelagisches Leben" sprach. Darunter verstand er diesmal nicht das Tiefleben der See, über welches die Challenger-Expedition so viel Licht verbreitete, sondern das an ihrer Oberfläche wimmelnde und schwärmende Leben. Mittels eines vortrefflich gehandhabten Scioptikon's führte er eine Unzahl überraschender und anziehender Bilder vor, deren jedes er mit einigen Erläuterungen begleitete. Gingen diese nicht tiefer, als eben nöthig, so packten sie doch durch die aus ihnen sprechende Unmittelbarkeit der Anschauung. Eins der Bilder gab Prof. Moseley Gelegenheit, der wichtigen Entdeckung zu gedenken, welche dem Dr. Karl Brandt, bisherigem Assistenten an der mikroskopischen Abtheilung des Berliner physiologischen Instituts, kürzlich über Symbiose chlorophyllhaltiger Algen mit niederen Thieren gelang.

Vom Schluß der Versammlung ist zu berichten, daß als Ort im nächsten Jahre Southport bei Liverpool, als Vorsitzender der Mathematiker Cailey gewählt wurde. Für 1884 ist der kühne Plan gefaßt, das Meeting zu Montreal in Canada zu halten.

Eine Versammlung der British Association wäre nicht vollständig ohne ein Gastmahl der „Rothen Löwen". Die Rothen Löwen sind eine Gesellschaft ge-

lehrter Männer, alt und jung, welche bei Speise und Trank sich in humoristischer Weise über die gelehrte Welt und ihre Wege lustig machen; eigentlich wohl ein Verein gegen Zopf und Philisterthum in ihrer englischen Gestalt, welche keine der am wenigsten schlimmen ist. Zum Thun und Treiben des Vereines gehört es, daß Mitglieder und Gäste als Löwen, das Local als Löwengrube, die neu aufzunehmenden Mitglieder als Cubs, die Geschäftsführer als Schakale bezeichnet werden. Statt der gewöhnlichen Zeichen des Beifalls oder Mißfallens wird in verschiedenen Registern gebrüllt, statt des Schweifes, dessen Bewegungen beim Löwen so ausdrucksvoll sind, dient der Rockschoß. Die Einladungskarten zeigen einen rothen heraldischen Löwen, mit dem Wahlspruch: „Thorough", und in Gestalt sich erlustigender Frösche „Ye Philosophers at Play". Der Sage nach stammt dieser scherzhafte Apparat daher, daß der Verein sich ursprünglich in Red Lion Court, Fleetstreet, versammelte. Wie dem auch sei, die Rothen Löwen hielten diesmal ihre Sitzung unter des Ingenieurs Sir Frederic Bramwell's Vorsitz in allen gewohnten Formen ab, und es war für die fremden Löwen ein merkwürdiger Anblick, die für so steif und förmlich geltenden Engländer sich kindlicher Heiterkeit und ausgelassenen, wenn auch höchst unschuldigen Späßen hingeben zu sehen, ein sicheres Merkmal körperlicher und geistiger Gesundheit und Jugend.

Der Tag nach dem geschäftlichen Schluß der Versammlung vereinte einen Theil ihrer Mitglieder noch einmal zu einem gemeinschaftlichen Ausfluge nach Stonehenge bei Salisbury, das von Southampton auf dem Wege nach London bequem zu erreichen ist. Welch eine Reihe von Eindrücken preßt der heutige Verkehr in wenig Stunden zusammen: auf einsamer Haide das megalithische Paestum Stonehenge, Old Sarum's moosiger Ringwall, Pisa vergleichbar die Herrlichkeit des Münsters von Salisbury, zuletzt auf der neuen prächtigen Themsegracht, umtost von der Menschenbrandung der Millionenstadt, die schicksalsreiche Nadel der Kleopatra. Wohl dem, der in die behagliche Stille englischen Landlebens geflüchtet in Dr. Siemens' luftigem Sherwood, oder in des Präsidenten der Royal Society Mr. Spottiswoode's cedernbeschattetem Combe Bank ein kurzes Idyll träumen durfte.

Individualismus in den Vereinigten Staaten.

Eine Stimme aus Amerika [1]).

Es ist nicht beabsichtigt, die statistischen Angaben, die sich in der von Holtzendorff'schen Abhandlung über „politischen und gemeinen Mord in den Vereinigten Staaten" befanden, einer genauen Kritik zu unterziehen. Die Redfield'sche Arbeit, worauf diese Angaben hauptsächlich beruhen, war eine Tendenzschrift, darauf berechnet, diejenige zahlreiche Classe des Nordens, welche geneigt war, nach Unterdrückung der Rebellion und nach der Restauration der Südstaaten das alte brüderliche Einverständniß zwischen Nord und Süd wieder herzustellen, von versöhnenden Schritten abzuhalten. Die Mission der aus mehreren der alten Parteien gebildeten republikanischen Partei war erfüllt. Nicht nur die Ausbreitung des Systems der Sklaverei in die neu erschlossenen Gebiete war verhindert, sondern die Union vor einer Zertrümmerung bewahrt und in Folge des Bürgerkrieges die unbedingte Emancipation der Sklaven erreicht worden, — ein Resultat, das sowohl bei der Gründung der republikanischen Partei, als auch bei ihrem Siege in der Wahl Lincoln's außer aller Berechnung lag.

Nach Abänderung der Verfassung waren die theuer erkauften Errungenschaften auf dem Gebiete der Freiheit nicht mehr in Frage gestellt. Sollte demnach die republikanische Partei, um die sich im Laufe der Zeit, wie um jede lang in der Macht befindliche, sehr unreine Elemente angesetzt hatten, noch länger am Ruder bleiben, so mußte man von dem Süden ein Bild zu entrollen suchen, welches die ganze Bevölkerung desselben als eine leidenschaftliche, unbändige, trotzige und gewaltthätige darstellte, welcher einen Antheil an der Herrschaft zu gewähren die ganze Civilisation in Frage stellen würde. Nicht nur alle traurigen Erinnerungen des großen Krieges mußten aufgefrischt werden, sondern es galt den restaurirten Süden noch immer als ein äußerst gefährliches, unverbesserliches Element hinzustellen, als einen Vulkan, von dem zu jeder Zeit ein neuer Ausbruch zu befürchten stünde. —

Ein Theil der nördlichen und der südlichen, durch nördliche Hilfe errichteten Presse machte es sich zur besonderen Aufgabe, alle und jede Gewaltthätigkeit im Süden nicht nur auf der Stelle zur Oeffentlichkeit zu bringen, sondern sie oft in's Ungeheuerlichste zu übertreiben und im aufreizendsten Sinne auszuschmücken. Wenn Herr von Holtzendorff glaubt, daß Leute wie Redfield noch zu hell gemalt hätten, und daß es in dünn bevölkerten Staaten, wie Texas, Louisiana, Tennessee, Arkansas, durchaus wahrscheinlicher sei, daß Mordthaten von Berichterstattern kleiner Localblätter übersehen werden und hinter der Ziffer der wirklich verübten Missethaten

[1]) Mit Bezug auf Franz von Holtzendorff's Artikel: „Politischer und gemeiner Mord in den Vereinigten Staaten", Deutsche Rundschau, 1882, Bd. XXXI, S. 253 ff.

zurückblieben, während im Norden das Gegentheil Statt gefunden, so ist dies eben ein doctrinärer Schluß — ohne thatsächliche Grundlage. Die dem Süden aufoctroyirten Beamten, welche fast alle aus dem Norden stammten, und die sehr spärlich gesäeten weißen Republikaner, meist aus dem Norden eingewandert (Carpetbaggers), machten es sich zur besonderen Pflicht, jede Gesetzübertretung durch den Telegraphen der Welt zu verkündigen, und die radicalen republikanischen Blätter zogen aus jedem südlichen „horror" Jahre lang ihren beliebtesten Nahrungsstoff.

Eine genaue Beobachtung der Verhältnisse nach dem Kriege im Norden und im Süden, gestützt auf persönliche Anschauungen, auf die öffentlichen Berichte der Untersuchungscomités, ein sorgfältiges Studium der Congreßdebatten und der Verhandlungen der Gesetzgebungen der einzelnen Staaten, — eine fortlaufende Zeitungslectüre muß die meisten Angaben über die Zahl der Tödtungsfälle in den Vereinigten Staaten, namentlich im Süden, als durchaus übertrieben bezeichnen.

In dem beregten Artikel heißt es (Redfield, Holtzendorff's Hauptquelle): „Seit dem vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts haben in der Union durch Mord und Todtschlag mehr Menschen ihr Leben geendet, als in den Heeren der beiden 1861 bis 1864 kämpfenden Parteien — während des blutigsten Bürgerkriegs, den die neueste Zeit gesehen hat."

Es ist fast unbegreiflich, wie man eine solche Quelle, welche die Uebertreibung an ihrer Stirne trägt, ernstlich citiren kann. Von beiden Theilen zusammen waren im Laufe dieser Jahre über $3^1/_2$ Millionen im Felde. Die mäßigsten Berechnungen haben ergeben, daß mehr als eine Viertelmillion auf den Schlachtfeldern und in Spitälern gestorben ist. Es müssen also seit den letzten 40 Jahren in den Vereinigten Staaten in jedem Jahre über 8000 Menschen vorsätzlich erschlagen worden sein. Und doch gibt Redfield als ein schreckliches Beispiel von Mordlust gleich darauf an, daß im Jahre 1878 in dreien der Südstaaten, in Texas, Kentucky und Südcarolina, 334 vorsätzliche Tödtungen zu verzeichnen gewesen seien. Dies würde auf jeden dieser Staaten 111 Tödtungen ergeben, also auf 36 Staaten nur erst etwa 4000. Und doch ist nach Redfield die Zahl der Tödtungen in allen nördlichen Staaten zehn- bis fünfzehnfach kleiner gewesen als in den Südstaaten!

Wahr ist, daß in den Südstaaten zu jeder Zeit mehr Todtschläge Statt fanden, als im Norden, — ob aber Morde, ist nicht so gewiß. Daß hierbei klimatische Einflüsse mitwirken, ist unzweifelhaft und auch von v. Holtzendorff zugegeben. Finden wir doch die europäischen Südländer ebenfalls leichter geneigt, Beleidigungen mit Thätlichkeiten zu vergelten. Unstreitig hat auch die Sklaverei in dieser Hinsicht, wie in so mancher anderen, ihre nachtheilige Einwirkung geübt. Was nun aber speciell die Tödtungen betrifft, welche sich seit der Restauration der Südstaaten in bedauerlichem Maße gezeigt haben, so kommt ein guter Theil davon auf Rechnung der Demoralisation, welche die Folge eines jeden großen, langjährigen Krieges, — namentlich eines Bürgerkrieges ist, und die sich auch im Norden in den dem Kriege folgenden Jahren, wenn auch in geringerem Maße, gezeigt hat.

Der Süden aber befand sich in einer geradezu ganz außergewöhnlichen Lage. Diejenigen, welche sich an der Rebellion mittelbar oder unmittelbar betheiligt hatten, — und das hatten wohl neun Zehntel aller Erwachsenen männlichen Geschlechtes gethan, — waren durch die Gesetze der siegenden Partei des activen und passiven Wahlrechts verlustig gegangen. Die Sklaven waren nicht bloß befreit, sondern durch das fünfzehnte Amendement der Constitution mit dem allgemeinen Stimmrecht begabt worden. Es dauerte Jahre lang, ehe den Weißen — in der Mehrzahl wenigstens — das Stimmrecht wieder verliehen wurde. In der Zwischenzeit lag die Gesetzgebung und die Verwaltung der Südstaaten einzig und allein in den Händen der wenigen importirten Weißen und der gänzlich unwissenden Neger, — blinde Werkzeuge in den Händen der republikanischen Bundesbeamten. Ein wahrer Carneval von Corruption, der unsinnigsten Verschwendung, des leichtsinnigsten Contrahirens von Staats- und Gemeindeschulden spielte sich vor der erstaunten Mitwelt ab. Die Intelligenz, und

was noch von Wohlstand in dem fast ganz ruinirten Lande übrig geblieben, war machtlos. Selbst als die Weißen wieder ihr Stimmrecht erlangten, waren doch die Farbigen in einigen Staaten in der Mehrzahl, in anderen standen sie mit Hilfe weißer Republikaner, wenigstens in vielen Localitäten, den Weißen an Stimmen gleich. Daß nun von Seiten der weißen Bevölkerung, die für alle Steuern aufzukommen hatte, welche die andere Partei, die keine oder nur nominelle Steuern bezahlte, ihr auferlegt hatte, bei den Wahlen alle Mittel aufgeboten wurden, um den Sieg zu erlangen, ist leicht erklärlich. — Daß zu diesen Mitteln Drohungen, Mißhandlungen u. dgl. gehörten; daß zu Wahlschlachten im eigentlichen Sinne gegriffen wurde, ist nicht zu rechtfertigen, aber so lange Menschen eben Menschen sind, nicht ohne „mildernde Umstände" zu verurtheilen.

Es wäre indeß viel zu weit gegangen, wollte man diese Ausbrüche von Entrüstung, die in gelegentlichen Raufereien und Todtschlag endigen, als politische Morde bezeichnen. Der Südländer ist leidenschaftlich, ist „rasch zur That", übermüthig, gewaltthätig; aber er hat viele große und gute Eigenschaften. Er ist offenherzig, freigebig, gastfrei, aufopfernd für Freunde, ritterlich-höflich gegen Frauen, der Heuchelei fremd, voll Ehrgefühl und liebenswürdiger in der Gesellschaft als der Nordländer. Er hat eben die Fehler seiner Tugenden. —

Wenn von Holtzendorff die Ermordung Lincoln's und Garfield's als politische Morde bezeichnet, so ist er wenigstens im letzteren Falle im Irrthum, — ja, es ist zweifelhaft, ob selbst Lincoln nicht eher das Opfer eines von Eitelkeit verzehrten Wüstlings geworden ist, als eines politischen Fanatikers. Von Holtzendorff schreibt die Motive dieser Morde dem ihm so seltsam scheinenden Umstande zu, daß in beiden Fällen die gesetzlichen Nachfolger einer anderen Partei angehört hätten als ihre Vorgänger, die eigentlichen Präsidenten. Freilich wäre dies höchst seltsam gewesen, da die Partei, der es gelingt, den Präsidenten zu erwählen, auch fast unfehlbar immer den Vicepräsidenten wählt. Aber Andrew Johnson, Lincoln's Nachfolger, galt nicht nur für einen ebenso guten, sondern für einen noch energischeren Republikaner, als Lincoln es war. Noch längere Zeit nach Lincoln's Ermordung war man der Meinung, daß er bei Weitem mehr für den Süden zu fürchten sei, als es der versöhnliche, edel gesinnte Lincoln gewesen war, dessen Tod in Hinsicht gerade auf seinen Nachfolger die intelligenten und leitenden Südländer ebenso sehr bedauerten, als die Nordländer.

Bei Guiteau ist es klar, daß der politische Beweggrund, den er angab, nur eine Maske war. Ein herabgekommener Mensch, offenbar theilweise dem Wahnsinn verfallen, der in einer abnormen Eitelkeit und Größensucht zu Tage trat, beging er die That in einem geistig unzurechnungsfähigen Zustande, wenn auch gleich eine juristische Zurechnungsfähigkeit nicht ausgeschlossen werden konnte. Arthur ist ein — wie man es hier nennt — in der Wolle gefärbter Republikaner; und Niemand — selbst Guiteau nicht — erwartete von ihm eine Aenderung in der Politik, soweit es dieselbe mit Grundsätzen und Maßregeln zu thun hat.

Wenn aber von Holtzendorff diese seiner Ansicht nach politischen Morde dem Süden anrechnet, so trifft dies nicht einmal bei Wilkes Booth zu. Der Vater dieses Mannes, ein Engländer und berühmter Schauspieler, wohnte zwar zuweilen in Maryland, wo Wilkes geboren wurde; wechselte aber seinen Wohnort sehr häufig und brachte die meiste Zeit in Philadelphia, New-York, Boston und anderen großen Städten zu, wie es sein Beruf mit sich brachte. Maryland blieb bei der Union, und die Sympathie mit den Conföderirten von Seiten Booth's war keines Falls groß genug, um ihn sich an der Rebellion betheiligen zu lassen. Er war ein Strandgut — ohne Heimath, und theilte Guiteau's Größenwahnsinn. Guiteau war aber ein vollständiger Nordländer. Im nördlichsten Theil von Illinois geboren, hielt er sich nur im Norden auf, war ein radicaler Republikaner und einer der heftigsten Gegner des Südens. —

Ueberhaupt kann gesagt werden, daß vorbedachte Tödtung (Mord) im Süden eher weniger häufig vorkommt, als im Norden.

Zugestanden muß werden, daß namentlich in den südlichen, und besonders in den neuerschlossenen Staaten und Territorien des Westens die Rechtssicherheit sehr viel zu wünschen übrig läßt. Die Behauptung aber, daß die republikanische Staatsform in den ehemaligen Sklavenländern Nordamerika's für diese Sicherheit (in Criminalfällen) nicht leistungsfähiger sei als die Ausnahmezustände des russischen und türkischen Absolutismus, ist nicht durch die Thatsachen gerechtfertigt. Daß in wenig besiedelten Gegenden, deren eben erst eingewanderte Bevölkerung aus Goldgräbern, Viehzüchtern, Spielern und Abenteurern aus aller Herren Ländern, fast ausschließlich aus jungen Männern besteht, eine geraume Zeit vergehen muß, ehe sich fest geordnete Zustände bilden können, ist natürlich; und daß es bei mangelnden Gerichtsbeamten, in der Abwesenheit von sicheren Gefängnissen und in Folge des aus England herrührenden Systems der Cautionsleistung bei allen Verbrechen mit Ausschluß von Hochverrath und vorbedachtem Mord, oft zur Selbsthilfe kommen muß, ist eben so leicht zu erklären.

Diesen unsicheren Rechtszuständen (die nach von Holtzendorff's einseitiger Anschauung fast nur in den ehemaligen Sklavengebieten vorkommen sollen) kann möglicherweise abgeholfen werden. Der Verfasser sagt: „Nur zweierlei könnte aller Wahrscheinlichkeit nach allmälig Abhilfe verheißen: Das Einströmen europäischer Einwanderung oder nordstaatlicher Ansiedler in das bisher minder beachtete Gebiet der Südstaaten, und die Ausrottung jenes Corruptionssystems, das Präsident Garfield zu bekämpfen entschlossen war. In diesem Sinne ist die Reinigung des amerikanischen Staatsdienstes in der amerikanischen Union, die Wiederherstellung der das Staatsamt umgebenden Würde, nicht nur eine Sache der politischen Reform, sondern auch in Wahrheit eine Lebensfrage für Tausende. Erst wenn das Richteramt in Amerika über die gewaltsame Selbsthilfe der Pöbelhaufen und die Selbstüberschätzung der Einzelnen in den Südstaaten zur gesicherten Herrschaft gelangt, können jene Erscheinungen des socialpolitischen Mordes aus der Gesellschaft verschwinden. Noch gegenwärtig aber steht, in der Presse wirkend, die öffentliche Meinung oft genug nicht auf der Seite des Gemordeten, sondern des Mörders."

Daß ein solches Einströmen europäischer oder nordstaatlicher Einwanderung einen günstigen Einfluß auf eine wirksamere Criminalrechtspflege haben würde, möchte wohl der Fall sein; weniger begreiflich wäre aber eine solche Einwirkung durch Ausrottung des Corruptionssystems und Reinigung des Staatsdienstes. So wünschenswerth eine solche Reinigung ist, so kann sie nur *Folge* einer gesteigerten Moralität des ganzen Volkes sein, — nicht die *Ursache* einer besseren Rechtspflege. Gerade der Richterstand steht bis jetzt noch im großen Ganzen unangetastet da und ist am allerwenigsten Parteieinflüssen zugänglich. Beiläufig sei noch bemerkt, daß der verstorbene Garfield nichts weniger als entschlossen war, die Reinigung des Staatsdienstes im Sinne der großen und intelligenten Reformpartei in den Vereinigten Staaten zur Ausführung zu bringen. Der Zwist zwischen ihm und einem Theile seiner Partei brach gerade darüber aus, daß er einen hochgestellten fähigen Finanzbeamten mitten in seinem Amtstermine und gegen die Vorstellungen des Handelsstandes von New-York aus seinem Amte entfernte, um es einem Freunde zu geben, der durch sein Wirken ihm die Ernennung zur Präsidentschaft wenigstens indirect möglich gemacht hatte. Daß seine Gegner in der Partei es bei vorkommenden Fällen nicht besser gemacht haben würden und sie die Letzten hätten sein sollen, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, kam dem Präsidenten zu Gunsten, machte ihn aber darum doch zu nichts weniger, als zum Märtyrer einer großen Sache. — Amicus Plato, magis amica veritas.

Wenn man sich die Arbeit des Herrn von Holtzendorff genau ansieht, so scheint ihm der Grund des von ihm gerügten Uebels, nämlich eine gewaltsame Behauptung wirklicher oder vermeintlicher Rechte, in dem zu stark ausgeprägten Individualismus des amerikanischen Volkes, wie überhaupt eines jeden demokratischen Volkes, zu liegen. Wir lesen: „Wo in bestimmten Entwickelungsepochen republikanischer Staatswesen

mit Lockerung althergebrachter Ueberlieferungen in der Gesellschaft das Bewußtsein schwindet, daß das Volk unter, nicht über dem Gesetze steht, steigert sich nothwendig auch Willkür und Missethat der einzelnen Volksglieder. Der zunehmenden Ohnmacht des Gesetzes entspricht zunehmende Neigung zu gewaltsamer Selbsthilfe bis zu dem Punkte, wo eine gewaltsame Dictatur berufen wird, durch Ausnahmegesetze die Gesellschaft zu vertreten."

Ohne hier zu discutiren, ob ein zum Uebermaß gesteigertes persönliches Selbstgefühl die Folge republikanischer oder demokratischer Staatseinrichtungen sei, wie es die Ansicht des Herrn von Holtzendorff ist, oder nicht vielmehr demokratische Institutionen gerade diesem gesteigerten Selbstgefühl entspringen — was natürlicher scheint —, so muß unbedingt zugegeben werden, daß dieser „krankhaft gesteigerte Individualismus" hier existirt und oft auf's Nachtheiligste zum Vorschein kommt. Es ist ein Zug desselben in der angelsächsischen Race überhaupt; aber die Umstände, unter welchen die Einwanderung nach Nord und Süd von Nordamerika Statt fand, haben doch wohl am meisten zu der zu starken Entwickelung dieses Selbstgefühls beigetragen. Von vorneherein standen die Ansiedelungen in Neu-England und Virginien auf eigenen Füßen. Das Mutterland hatte sie ausgestoßen, und selbst nachdem sie als Colonisten diesem im Laufe der Zeit zum Vortheile gereicht hatten, war die staatliche Unterstützung von Seiten Großbritanniens sogar den Angriffen der Franzosen gegenüber eine sehr dürftige. In den Neuenglandstaaten sowohl, als in Virginien, Westpennsylvanien, Kentucky, — später Ohio, Indiana, Illinois — mußte der Landmann mit der einen Hand den Pflug leiten, mit der anderen die Büchse halten, um sich vor den grausamen Indianern zu schützen. Zum Bethaus ritten die Ansiedler bewaffnet, und ihre einsamen Blockhütten hatten Schießscharten, um sich und Weib und Kind der Angriffe der unversöhnlichen und mordlustigen Rothhäute zu erwehren. So erkämpfte sich die weiße Bevölkerung fast Schritt für Schritt den Weg von den Appalachen bis zu den Cordilleren und darüber hinaus bis zum stillen Ocean.

Der Pionier überschritt bald die Gürtel der kleinen Forts — zu seinem Schutze angelegt —, und eilte ihm die Regierung nach und zog einen neuen Gürtel, so drang er bald wieder weiter vor — unbekümmert um etwaigen Schutz:

„Da trat kein Andrer für ihn ein,
Auf sich selber stand er da ganz allein." —

Daß sich unter einem solchen Volke, unter solchen Umständen, nicht nur bei den Männern, sondern auch bei den Frauen, — wie manche Mutter rettete ihre Kleinen vom qualvollen Tode der Rothhäute durch wohlgezielte Schüsse und im Nothfalle mit der handlichen und tödtlichen amerikanischen Art! — ein starkes Selbstgefühl entwickeln mußte, ist klar; daß sich dieses vererbte, ist ebenfalls unzweifelhaft. Es hat aber auch die später angekommenen und aus anderen Volksstämmen entsprungenen Einwanderer angesteckt. Ohne Zweifel hat es häßliche Auswüchse erzeugt; ohne Zweifel macht es das Leben hier nicht so gemüthlich als in alten polizeilich musterhaft eingerichteten Culturstaaten; ohne Zweifel ist der Einzelne im concreten Falle nicht so gesichert und geschützt, als es wohl zu wünschen wäre.

Aber auf der andern Seite — welche Früchte hat gerade dieser ausgesprochene Individualismus getragen! Ein polizeilich geschultes Volk, mit allen Vortheilen väterlicher Bevormundung beglückt, von Schutzmännern und Truppen begleitet, hätte einige Jahrhunderte mehr gebraucht, als die Nordamerikaner, einen Continent, mit Ausschluß Rußlands so groß wie Europa, der Civilisation zu gewinnen und die mächtigen Urwaldungen, unermeßlichen Prairien und selbst trostlos scheinende Haiden in ein reiches, blühendes Getreide- und Obstland zu verwandeln. Es ließe sich hier ein wahrer Päan singen. Aber dieses Selbstgefühl hat auch dieses Volk frei erhalten, ja hat seine Einheit und Größe bewahrt. Wäre der Amerikaner nicht selbständig, nicht durchaus fähig zum „self-government", so war unsere Union verloren.

Der Ausbruch des Bürgerkrieges, mit der Beschießung von Sumpter beginnend,

fand den Norden gänzlich unvorbereitet. Wenngleich die große Masse des Südens keineswegs für eine Secession gewesen war, am wenigsten für eine gewaltsam zu erzwingende, so hatte doch diese Trennung schon jahrelang in den Köpfen bedeutender Führer des Südens Wurzel gefaßt, denen allerdings der Gedanke nicht fremd geblieben, die Secession auf gewaltsamem Wege, wenn nöthig, zu erzwingen.

Die Wahl Lincoln's gab den Vorwand, und ein Südstaat nach dem anderen secedirte oder machte sich zur Secession bereit. Unter der schwachen Regierung Buchanan's war es seinem südlich gesinnten Cabinet leicht gewesen, die kleine Armee, sowie die Flotte, so zu verzetteln, daß an eine rasche Zusammenziehung nicht zu denken war. Die südlichen Arsenale waren reichlich mit Waffen und Munition versehen. Im Süden selbst, wo ohnehin das Milizsystem sich weit besser ausgebildet hatte, als im Norden, wo es zum größten Theil gar nicht einmal in Wirklichkeit mehr bestand, fing die Jugend an sich fleißig in den Waffen zu üben. Ohnehin waren die Weißen des Südens weit mehr mit der Führung von Waffen und mit allen körperlichen Uebungen vertraut als — mit Ausnahme der westlichen Staaten — der Norden.

Als der Schlag gegen Fort Sumpter in Südcarolina fiel, war die republikanische Regierung in Washington beinahe machtlos. Die Bevölkerung der Stadt selbst sympathisirte mit dem Süden. Scharf an der Grenze von Virginien gelegen, stieß das kleine Bundesgebiet Columbia nach Norden und Osten an Maryland, das auf dem Punkt stand ebenfalls zu secediren. Baltimore war in den Händen der Rebellen und schnitt die directe Verbindung mit dem Norden ab.

Es kam der erste Aufruf des Präsidenten an die loyalen Staaten für die Stellung von 75,000 Mann, dem nicht lange darauf der für 300,000 folgte. Wie aber waren diese Hunderttausende zu organisiren und zu mobilisiren?

Die einzelnen Staaten hatten keine Geldmittel. Die Gouverneure konnten zwar eine Art Stab errichten, konnten für Regimenter Sammelplätze anweisen, konnten die sehr kleinen, meist veralteten Waffenvorräthe zur Verfügung stellen; aber das war ungefähr Alles, was in ihrer Macht stand. — Da zeigte sich nun der amerikanische Individualismus in seiner höchsten Glorie. Banken und reiche Privatleute stellten ihren Staatsregierungen große Capitalien zur Verfügung. In jeder Stadt, in jedem Städtchen versammelten sich die Bürger, setzten Finanz- und andere Commissionen ein. Bürger, die das Vertrauen der Gemeinde genossen, stellten sich an die Spitze und riefen zum Kampfe auf. In wenigen Tagen bildeten sich Freiwilligencompagnien und wählten ihre Officiere. Die Bürger versahen sie mit Uniformen, lieferten ihnen alle Lebensbedürfnisse, sorgten für ihre Transportation an die Sammelorte, und in Zeit einer Woche standen die 75,000 unter Waffen in ihren Lagern und hatten sich noch ebenso viele gemeldet, die zurückgewiesen werden mußten. Aehnlich erging es (wenigstens in den westlichen Staaten) bei dem Aufruf für die 300,000 Mann. Alle diese Formirungen der Compagnien und Bataillone geschahen ohne irgend wesentliche Hilfe von oben. Erst die vollen Regimenter wurden von der Bundesregierung in den Dienst genommen und fielen dann unter die Anordnungen dieser Regierung. Die vorhergehende Formation und Mobilisation war Sache der individuellen Bürger, und es zeigt sich da ein Organisationstalent, eine administrative Fähigkeit bis in's kleinste Dorf hinunter, wie es nur bei einem Volke möglich war, welches ein starkes Selbstgefühl, eine eigene Kraft in sich fühlt, — mit einem Wort bei einem Volke des ausgesprochensten „Individualismus".

Dieser Selbstthätigkeitstrieb zeigte sich während des ganzen langen und blutigen Krieges. Die vorzüglichsten Sanitätsanstalten entsprangen zumeist dem Enthusiasmus und der Energie von Privatpersonen, handelten sogar oft ganz unabhängig von der Regierung. Für den Comfort der Truppen in jeder Hinsicht sorgten die Frauen und Mädchen durch ihre Bazars, welche mehrere Millionen Dollars einbrachten, und auch sie zeigten ein ungewöhnliches Organisationstalent.

Gleich stark äußerte sich das „Help yourself"- und „Self-governing"-Princip im

Süden, und mit noch größerer Opferfreudigkeit, weil eine Rückerstattung der Ausgaben und Vorschüsse, von Communen oder Einzelnen gemacht, viel unwahrscheinlicher war, als im Norden.

Es ist wahr — man hat später in Deutschland im Kriege mit Frankreich ähnlichen Enthusiasmus und ähnliche Opferfreudigkeit gesehen; allein man bedenke, daß in Amerika der Krieg vier Jahre lang wüthete und die ersten Jahre für den Norden die entmuthigendsten Resultate hatten, und daß in Deutschland ein mächtiges schlagfertiges Heer schon völlig organisirt dastand, während hier Alles erst geschaffen werden mußte.

Die Befürchtung des Herrn von Holtzendorff, daß die Neigung zu gewaltsamer Selbsthilfe, dem krankhaft gesteigerten Individualismus des amerikanischen Volkes entsprungen, zur Dictatur führen würde, ist wohl kaum begründet. Ein Volk, dessen Einzelner ein so hochgesteigertes Selbstvertrauen, ein Kraftgefühl besitzt, welches, ungeachtet der Gefahr, jede Beleidigung zurückgibt, — ein solches Volk fällt nicht leicht dem Cäsarismus anheim. Einem solchen Volke ist ein sogenannter „Gesellschaftsretter" ein gänzlich fremder Begriff.

Und so mag denn vor der Hand, bis die große Aufgabe des amerikanischen Volkes gelöst ist, seine weiten Gebiete völlig der Cultur unterworfen zu haben, der Individualismus mit all seinen Schattenseiten noch immer mehr für einen Vorzug, als für einen Fehler angesehen werden. Amerika ist noch ein Land, in dem es vergönnt ist „nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen".

Eine Kritik dessen, was Herr von Holtzendorff über die Strafrechtszustände in den Vereinigten Staaten, namentlich im Süden, gesagt hat, würde zu weit führen und zu wissenschaftlichen Erörterungen Anlaß geben, wie sie einem größeren Publicum kaum interessant wären; so wünschenswerth es sonst auch sein möchte, die Bemerkungen des Verfassers (die sich theilweise auf unverbürgte Anekdoten gründen, wie sie jeden Tag in den Sensationszeitungen Amerika's zu lesen sind) auf's richtige Maß zurückzuführen.

Politische Rundschau.

Berlin, den 15. October.

Das Jahr „klingt allmälig ab", der Herbst ist in das Land gekommen und die Früchte, die der Sommer gezeitigt hat, sollen in die Scheuern gesammelt werden. Die Ergebnisse der landwirthschaftlichen Ernte lassen sich mit leidlicher Sicherheit übersehen; ob ein politisches Erntefest werde gefeiert werden können, ist indessen zweifelhaft. Die von den Parteien gewetzten Sensen der Wahlagitation klingen von allen Seiten zu uns herüber, wie der Schnitt ausfallen wird, vermag Niemand anzugeben. Bezüglich der Aufgaben, welche dem nächsten preußischen Landtage vorgelegt werden sollen, wissen wir bis jetzt nur, was sie nicht bringen werden — nämlich kein neues Verwendungsgesetz; anlangend die Zusammensetzung des künftigen Abgeordnetenhauses gehen die Meinungen weit auseinander, weil allenthalben der Wunsch der Vater des Gedankens ist, und weil der Wünsche viele und verschiedene sind. Die Annahme, daß die Parteien von rechts und links einander mit erhöhter Schärfe entgegentreten, und daß die sog. Mittelparteien die Zeche der diesmaligen Wahlagitation bezahlen werden, ist die einzige, für welche eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht. Doch über Wahrscheinlichkeiten und Wahrscheinlichkeitsberechnungen wird der Leser der „Rundschau" hinaus sein, wenn diese Blätter in seine Hände kommen, und dem Rundschauer bleibt nichts übrig, als die Beschränkung auf seine nächste Aufgabe, die Rückschau über den hinter uns liegenden jüngsten Zeitabschnitt.

Das Ereigniß der letzten Wochen ist die Niederschlagung des ägyptischen Aufstandes gewesen. Die bisher gemachten Erfahrungen darüber, daß der Sieg der britischen Waffen eine bemerkbare Aenderung der Weltlage nicht herbeigeführt hat, bildet eine Bestätigung der an dieser Stelle vertretenen Auffassung, daß das ägyptische Zwischenspiel die ihm vielfach zugeschriebene friedensgefährliche Bedeutung überhaupt nicht gehabt hat, und daß die Signatur der Zeit wesentlich, wenn nicht ausschließlich durch das allgemeine Friedensbedürfniß bestimmt wird. Weder haben die russischen und französischen Declamationen über die Bedenklichkeit einer britischen Vorherrschaft an der Nilmündung auf den Gang der Ereignisse irgend welchen Einfluß geübt, noch hat es auch nur momentan den Anschein gehabt, als sollten dieselben in Thaten übersetzt werden. Die ruhige Sicherheit, mit welcher die deutsche Politik die auf der Conferenz von Constantinopel gewonnenen Resultate als genügende Bürgschaften gegen die Gefährdung dessen behandelt hat, was man das Gleichgewicht nennt, hat in jeder Rücksicht Recht behalten. Daß die Auseinandersetzungen der „Times" über den hohen und unvergleichlichen Werth einer französisch-englischen Alliance ebenso spurlos an uns vorübergegangen sind, wie die Pariser Antworten darauf und wie die entsprechenden St. Petersburger Randglossen, haben wir ausschließlich dieser Politik und der deutlich bezeichneten Grenze zu danken, welche dieselbe zwischen wirklichen und vermeintlichen, bloß herkömmlich als vital angesehenen Interessen gezogen und auch in diesem Falle eingehalten hat. Dieser Beschränkung ist es gelungen, eine maßvolle Benutzung des errungenen Sieges zur britischen Ehrenpflicht zu machen und unsere Beziehungen

zu dem Inselreich jenseits des Canals so zu gestalten, daß dieselben bis auf Weiteres von den Schwankungen der inneren englischen Politik unabhängig geworden sind. Der Regierungswechsel vom April des Jahres 1880 hat längst aufgehört, für Deutschland die ihm ursprünglich inne wohnende peinliche Bedeutung zu haben; tritt ein abermaliger Umschlag ein, so würden wir bei einem solchen allerdings gewinnen können — Verluste werden uns aber auch von einer Fortsetzung des Gladstone'schen Regimentes nicht angedroht. Die gelegentlichen Feindseligkeiten der Londoner Presse gegen Deutschland erscheinen als bloße Compensationen für gewisse publicistische Thorheiten, deren man sich bei uns im Verlauf des Hochsommers schuldig gemacht hatte.

Es versteht sich von selbst, daß Lord Wolseley's ägyptische Erfolge neues Blut in die Adern der Gladstone'schen Regierung gegossen, und daß sie auch auf die Beschaffenheit, noch mehr aber auf die Beurtheilung der irländischen Zustände einen gewissen Einfluß geübt haben. Das Gleiche haben die von den englischen Erfolgen im Grunde wenig erbauten Franzosen von der Einwirkung der ägyptischen Entscheidung auf die Stimmungen in Tunesien rühmen müssen. Dieses Sorgenkind des Frankreich von 1881 macht den Duclerc und Genossen ungleich weniger zu schaffen, als das Mutterland selber. In den ernsthafteren publicistischen Organen aller republikanischen Fractionen wird die Sorge um die Zukunft kaum mehr durch die herkömmlichen Redensarten verhüllt und das Ministerium Duclerc selber äußert sich besorgter, als bei schwachen Regierungen sonst üblich ist. Der bekannte Brief, den der gegenwärtige Conseils-Präsident (der sechzehnte seit Aufrichtung der Republik, der sechste, mit dem Herr Jules Grévy binnen drei und einem halben Jahre sein Heil versucht hat) an einen Freund in der Auvergne gerichtet hat, gehört zu den merkwürdigsten Actenstücken, die seit Jahr und Tag in dem selbstzufriedensten aller westlichen Länder geschrieben wurden. In diesem Schreiben wird die Zersplitterung der Parteien nicht nur als Tod des Parlamentarismus, sondern zugleich als „Tod der Völker" bezeichnet, und hinzugefügt, daß man nur noch zwischen Herstellung der parlamentarischen Disciplin und Verzicht auf die republikanische Staatsform zu wählen haben werde! So wird in gouvernementalen und parlamentarischen Kreisen geurtheilt, in den breiteren Schichten der Bevölkerung aber treiben royalistische und socialistische Kundgebungen mit unerhörter Keckheit und unverhohlener Rechnung auf die Schwäche der Regierung ihr Wesen. — Ein Spiel des Zufalls hat gewollt, daß die diesjährige Generalversammlung der trade-unions von England und Schottland gleichzeitig mit dem französischen Arbeiter-Congreß abgehalten worden ist. Erröthend mußte die Pariser Journalistik einräumen, daß eine Vergleichung zwischen diesen Veranstaltungen gar nicht möglich sei und daß höchstens darüber gestritten werden könne, ob die Versammlung von Saint-Etienne oder diejenige von Roanne unsinniger und pöbelhafter verlaufen sei. Und dennoch kann die liberale Presse Frankreichs sich dem Eingeständniß nicht entziehen, daß auf dem linken Flügel der bürgerlich-republikanischen Partei Dinge passiren, die von den Tollheiten der Socialisten kaum zu unterscheiden sind. In den Organen erprobter Anhänger der liberalen Religions- und Kirchenauffassung (beispielsweise seien die „Débats" und die „Revue des deux Mondes" genannt) kehren unaufhörliche Klagen darüber wieder, daß ein Zusammengehen mit Elementen, „welche der Religion ebenso den Krieg erklärten, wie der Armee, der militärischen Disciplin, der Organisation des Richterstandes, ja der Geschichte" vernünftiger Weise nicht möglich sei, und daß Elemente solcher Art einmal zu der in ein Ganzes zusammenzuschweißenden Linken gehörten!

Herr Gambetta hat sich durch diese der republikanischen Sache in den Weg gestellten, lawinenartig anwachsenden Schwierigkeiten in der Verfolgung seiner Pläne nicht beirren lassen. Abwechselnd läßt er durch in- und ausländische Zeugen (z. B. den russischen General Leer) sich selbst als größten Staatsmann und allein möglichen Staatsretter, sein System der Listenscrutinien als Rettungsanker anpreisen und ausführliche Listen des nächsten „großen Ministeriums" veröffentlichen. Was es mit dem System der departementalen Listenscrutinien auf sich hat, wird eben jetzt in dem be-

nachbarten Italien erprobt, wo die Wahlbewegung in vollem Zuge ist. Während man bei uns annimmt, das Ergebniß werde dem Ministerium Mancini-Depretis günstig sein, behaupten französische Berichterstatter, das neue, eine Verdreifachung der Zahl der Wähler einschließende Wahlsystem werde in letzter Instanz dem Radicalismus und dem revolutionär-socialistischen Sectenwesen zu Gute kommen und dem sechs Jahre lang behaupteten Regimente der Linken ein Ende bereiten, bevor die Rechte wieder regierungsfähig geworden. Wie viel von diesem Urtheil auf Rechnung des französisch-italienischen Antagonismus, wie viel auf Rechnung der Abneigung der Anti-Gambettisten gegen das Scrutiniensystem zu setzen ist, muß der Erfolg lehren: gewisse „Abzüge" verstehen sich bei von modernen Partei-Politikern abgegebenen Urtheilen von selbst, und die jüngsten Vorgänge in Aegypten haben erheblich dazu beigetragen, hier Franzosen und Italiener, — dort Gambettisten und Anti-Gambettisten zu Parteigegnern zu machen, von denen Unbefangenheit des Urtheils nicht mehr erwartet werden kann. In der abfälligen Beurtheilung der gegenwärtig in Italien vorherrschenden Partei und ihrer auswärtigen Politik stimmen die französischen Preßorgane der verschiedensten Richtungen aus denselben Gründen überein, aus denen drei Viertheile der italienischen Zeitungen in den Pariser Ablehnungen der Botschafter-Candidatur des Ritters Nigra eine absichtliche Beleidigung Italiens sehen. Ein Bedürfniß nach Wiederanlehnung an die lateinische Schwester scheint sich in Rom noch nicht zu regen und die französischen Randglossen über die von der Linken verschuldete Isolirung Italiens erinnern zu lebhaft an das Gleichniß vom Splitter und Balken, als daß sie auch nur da Eindruck machen könnten, wo man sich das bei dieser Gelegenheit geäußerte „c'est toujours par là, que la gauche finit dans tous les pays" vielleicht nicht ungern gefallen ließe.

Der in der letzten Septemberwoche erfolgte Zusammentritt von sechs österreichischen Provinziallandtagen ist von dem Wiederaufflammen derselben nationalen Gegensätze und Leidenschaften begleitet worden, denen man auf nahezu allen Gebieten westösterreichischen Staatslebens begegnet. Auf dem böhmischen Landtage haben die Czechen sich durch ihren Vorschlag, die Virilstimme des deutschen Universitäts-Rectors ruhen zu lassen, bis dem Repräsentanten der neuen czechischen Hochschule das gleiche Recht ertheilt worden, so eclatant in das Unrecht gesetzt, daß sie trotz der Vorherrschaft der nicht-deutschen Elemente den Kürzeren ziehen mußten. Wie wenig man sich auf czechischer Seite der natürlichen Grenze seiner Ansprüche bewußt ist, hat noch deutlicher die dem niederösterreichischen Landesschulrath gestellte Zumuthung, in Wien mit der Begründung einer czechischen Schule vorzugehen, gezeigt. Politisch gesprochen erscheint dieses Ansinnen als vollendete Absurdität, vom czechischen Standpunkt als sträfliches Verlassen des alten Rechtsbodens, auf den man sich sonst so emphatisch steifte. Sollen wirklich die nationalen Machtverhältnisse den Ausschlag geben, so stellt sich der Schlesinger'sche Vorschlag, das böhmische Kronland in eine deutsche und eine czechische Hälfte zu theilen, unter einem ganz andern als dem ursprünglichen Gesichtspunkt dar, und hat das Jungczechenthum in der That einige Aussicht darauf, mit dem Geschick seiner altczechischen Gegner das eigene Geschick zu besiegeln und die gemäßigteren Elemente des böhmischen Großgrundbesitzes in das feindliche Lager zurückzutreiben. Zur Theilnehmerin an einer rein nationalen Agitation herabzusinken, dürfte die böhmische Aristokratie keine Neigung verspüren.

Inzwischen ist durch die kaiserliche Genehmigung des Gesetzes betreffend die Wahlreform für den Reichstag ein neuer Abschnitt der cisleithanischen Staatsentwickelung eröffnet worden. Charakteristischer Weise hat diese Mündigsprechung von hunderttausenden bisher von der Theilnahme am öffentlichen Leben ausgeschlossen gewesener Staatsbürger in dem Lager der deutsch-liberalen Opposition die freudige Aufnahme nicht gefunden, auf welche Zugeständnisse an den demokratischen Zug der Zeit sonst rechnen durften. Liegt die Schuld davon an dem Umstande, daß eine weder deutsche noch liberale Regierung dieses Gesetz zu Stande zu bringen geholfen hat, oder hat es damit seine Richtigkeit, daß diese Reform der neuen Volkspartei ebenso gute, wie der

liberalen Verfassungspartei schlechte Dienste leisten wird? Das moderne Parteiwesen lebt einmal von der Hand in den Mund: über der Frage nach den nächsten Wirkungen und über der Nothwendigkeit, sich unerwarteter Weise auf Neuwahlen einrichten zu müssen, wird die bleibende Bedeutung der wichtigen gesetzgeberischen Maßregel übersehen — und daß die nächsten Wahlen der Verfassungspartei nicht zu Gute kommen werden, gilt Freund und Feind für ausgemacht. Wer in letzter Instanz der Gewinner sein wird, erscheint freilich zweifelhaft, seit in nahezu allen constitutionellen Ländern die Erfahrung gemacht worden ist, daß liberales Wahlrecht und liberale Wahlen durchaus verschiedene Dinge sind. Die Erfahrungen, denen West-Oesterreich in dieser Hinsicht entgegengeht, werden auch für uns Reichsdeutsche von Interesse sein.

Auf dem östlichen Ufer der Leitha hat die Wiederkehr der politischen Jahreszeit sich durch die unter dem Vorsitz des Kaisers eröffneten Minister-Conferenzen betreffend Feststellung des gemeinsamen Reichsbudgets, durch den Zusammentritt des ungarischen Reichstages und durch eine mehrtägige Judenhetze angekündigt, deren Veranlassung noch nicht vollständig aufgeklärt worden ist. — Für die Verschiedenheit der Bildungszustände von hüben und drüben ist es höchst charakteristisch, daß diese Pöbelausschreitungen in einen Zeitpunkt entschiedenen Rückgangs der sogenannten Antisemiten-Bewegung in Deutschland gefallen sind. Für diesen Rückgang kann kein redenderer Beleg angeführt werden, als der Dresdener Congreß, der den erwarteten Widerhall nirgend gefunden und nur ein flügelbeschwingtes Wort, -- des Hofpredigers Stöcker Ausspruch zu Tage gefördert hat, „daß der Gedanke, die Antisemiten aus dem Lande zu schaffen, einstweilen populärer sei, als die von Herrn Henrici empfohlene gewaltsame Fortschaffung der Juden." In gewissen Kreisen der deutschen Gesellschaft werden die Schlagworte dieser Agitation noch eine Weile nachgesprochen und zur Wachhaltung socialer Antipathien benutzt werden; das sinn- und ziellose Treiben selbst hat in Deutschland seinen Höhepunkt hinter sich und wird politisch kaum mehr in Betracht kommen. Daß für Ungarn und Oesterreich nicht das Gleiche gilt, ist durch einen unparteiischen Sachkenner, den Verfasser der „Austriaca", noch neuerdings behauptet und durch Ausführungen belegt worden, denen nicht wohl widersprochen werden kann. . . . .

Das eigentliche Problem der politischen Arbeit der habsburgischen Monarchie ist nach wie vor die Eingliederung Bosniens und der Herzegowina in den Kaiserstaat geblieben. Herrn von Kallay's bosnischer Organisationsplan hat eine unerwartet günstige Aufnahme gefunden, durchaus fraglich aber ist es, ob es bei derselben bleiben wird, nachdem ziffernmäßig festgestellt worden, daß die Occupation der neuen Provinz im nächsten Jahre drei Millionen mehr kosten wird, als im Vorjahre verausgabt worden. Der provisorische Charakter des Verhältnisses, in welchem die neuen Provinzen zum Kaiserstaate stehen, läßt Aufwendungen für dieselben auch da bedenklich erscheinen, wo man die kurzsichtigen Antipathien gewisser deutscher und magyarischer Kreise gegen das der politischen Nothwendigkeit gebrachte Opfer nicht theilt; bis zur Verwandlung dieses Provisoriums in ein Definitivum dürfte der Weg aber noch ein weiter sein. Zu den Rücksichten auf die inneren Schwierigkeiten der Sache und auf die Pforte kommt noch die Rücksicht auf Serbien, dessen Anschluß an das österreichische System mit der Hoffnung auf eine bosnische Compensation im engern Zusammenhang steht. Im Verlauf des letzten Monats ist der vielbesprochene österreichisch-serbische Eisenbahn- und Zollvertrag endlich in Kraft getreten, die Aufmerksamkeit des Serbenlandes aber nicht sowohl mit dieser eminent wichtigen wirthschaftlichen Angelegenheit, als mit den Entdeckungen beschäftigt gewesen, welche in Sachen der „Quittungen" von 1876 und 1877 gemacht worden sind. Das Unglück hat gewollt, daß unter den Aufkäufern der jetzt zur Auszahlung kommenden Forderungen der Zwangslieferanten aus der Kriegszeit der gegenwärtige Präsident der Skuptschina eine Hauptrolle gespielt hat und daß dieser der bedrängten Regierung außerordentlich wichtige und eng befreundete Herr in einen Proceß verwickelt ist, bei welchem es sich um arge Fälschungen dieser (für Spottpreis gekauften) Anweisungen auf die Staatskasse handelt. Daran ist von der slavistische

Oppositionspresse Belgrads zu einem Wuthschrei gegen die die „Corruption der an Oesterreich verkauften" Regierung Veranlassung genommen worden, dessen Wiederhall sich bis an die Newa fortgesetzt hat. Daß es unter den Catonen der in der Opposition stehenden panslavistisch-nationalen Partei zahlreiche Männer gibt, die als Mitglieder des früheren Cabinets an dem Quittungsschacher und an den zur Herabdrückung des Courses dieser Bons angewendeten Kniffen den lebhaftesten Antheil genommen haben, hindert diese Partei natürlich nicht, die Sache wie ein in dem tugendhaften Serbenlande unerhörtes, direct auf Wiener Einflüsse zurückzuführendes Vorkommniß zu behandeln und alle ihr zur Verfügung stehende Schleusen sittlicher Entrüstung zu öffnen. Man trägt sich mit dem Plane, dem jungen Serben-Könige die Wahl zwischen Abdankung oder Entlassung seiner „österreichischen" Minister zu stellen, und nach erfolgter Erledigung des Thrones entweder eine aus Führern der Nationalpartei bestehende Regentschaft einzusetzen oder — den Fürsten Alexander von Bulgarien nach Belgrad zu berufen. — Wie weit diese in der slavischen und russischen Presse viel besprochenen Pläne vorgeschritten sind, muß sich zeigen; allzugefährlich scheint es um dieselben nicht bestellt zu sein, denn König Milan weilt zur Zeit in Wien. Immerhin liegen die Dinge so, daß das österreichisch-serbische Bündniß in Serbien auf eine hartnäckige Opposition gestoßen ist, und daß dasselbe auf allzuernsthafte Proben nicht gestellt werden darf. Die härteste Probe aber würde eine österreichische Annexion der von „Stammesbrüdern" des Volks der Serben und Raizen bewohnten bosnischen Länder sein. Schon aus diesem Grunde wird es vorläufig beim Alten bleiben und zunächst der Versuch gemacht werden müssen, in Serbien die erobernde Kraft des Handelsvertrages, in Bosnien und der Herzegowina die Segnung geordneter Zustände das ihrige thun zu lassen.

Von den beiden osteuropäischen Zwischenfällen des abgelaufenen Monats, dem türkisch-griechischen Grenzconflict und der im Schoße der internationalen Donau-Mündungs-Kommission zu Tage getretenen Meinungsverschiedenheit, läßt sich annehmen, daß sie bloße Zwischenfälle bleiben werden. Auf sich selbst angewiesen, ist das Königreich der Hellenen nicht in der Lage, es auf einen ernsthaften Zusammenstoß mit der Pforte ankommen zu lassen; daß auf auswärtige Unterstützungen nicht zu rechnen ist, weiß Herr Conduriotis aber unzweifelhaft genau genug, um danach seine Maßregeln zu nehmen. — Bei der Donaumündungs-Streitigkeit handelt es sich um die bereits vor einigen Jahren aufgeworfene und damals verneinte Frage, ob die Regierung des den nördlichen Donauarm (die sog. Kilia) einschließenden Landes das Recht habe, von sich aus Versuche zur Schiffbarmachung dieses Gewässers anzustellen. Die zu Bessarabien gehörigen Ufergebiete der Kilia standen zur Zeit, als diese Controverse das erste Mal spielte (Ende der sechziger Jahre), unter rumänischer Hoheit, während sie heute Rußland einverleibt sind. Sachlich kann das um so weniger einen Unterschied machen, als das damalige internationale Veto gegen das bescheidene Project einer Austiefung der Kiliamündung gerichtet war, während gegenwärtig die Ausgrabung eines förmlichen neuen Kanals in Aussicht genommen sein soll. Da die Sache eine weit aussehende ist, die Ausführung des Kanalprojects mindestens ein Jahrzehnt in Anspruch nehmen würde, und da Rußland keinen Grund haben kann, es einer so geringfügigen Sache wegen auf einen förmlichen Conflict ankommen zu lassen, spricht alle Wahrscheinlichkeit für eine friedliche und geräuschlose Erledigung.

Zur Vermeidung von Allem, was den ruhigen Gang der Ereignisse stören könnte, hat Rußland gerade gegenwärtig reichlicheren Grund als jemals. Täuschen die Anzeichen nicht, so ist eine gewisse Reaction gegen die Aufregungen und Auflösungen der letzten Jahre eingetreten und das Bedürfniß nach Ruhe um jeden Preis einer großen Anzahl von Russen wiedergekehrt, die den Stillstand sonst für das größte aller Uebel anzusehen gewohnt waren. Nicht daß wir den herkömmlichen officiellen Redensarten von Wiederherstellung des Vertrauens irgend welche Bedeutung oder der glücklich absolvirten Moskauer Reise Kaiser Alexander's III. den Sinn einer Neuconsolidirung der Monarchie beilegen wollten; mit der Trüglichkeit von Schlüssen solcher Art sind

gerade in Rußland so zahlreiche Erfahrungen gemacht worden, daß man von falscher Sicherheit nirgend weiter entfernt sein dürfte als in Petersburg oder Moskau. Für sehr viel charakteristischer ist es anzusehen, daß der Minister des Innern Graf Tolstoy eben jetzt mit dem neuen, ihm angeblich von seinem Vorgänger hinterlassenen Preßgesetze hervorgetreten ist und daß man diese rigorose, den letzten Rest von russischer Preßfreiheit beseitigende Maßregel sehr viel gleichgültiger ja phlegmatischer aufgenommen hat, als noch vor einem halben Jahr möglich gewesen wäre. Ein anderes Zeichen der Zeit ist der unerwartete Sieg, den dieser zunächst conservative, erst in zweiter Reihe nationale Minister, in einer an und für sich secundären aber darum nicht minder charakteristischen Angelegenheit über seine sämmtlichen Collegen davongetragen hat. Zwischen dem Gouverneur von Livland und dem mit der Revision der Ostseeprovinzen betrauten Senateur Manassein war es zu einem heftigen Conflict gekommen, weil der Erstere (ein sonst gefügiger Büreaukrat) dem Letzteren (einem ausgesprochenen Slavisten) den Vorwurf gemacht hatte, durch gewisse Erhebungen über die Verhältnisse der bäuerlichen Grundeigenthümer und Pächter den öffentlichen Frieden stören, die Begehrlichkeit und die nationalen Leidenschaften des lettischen und esthnischen Landvolks der Ostseeländer aufstacheln zu wollen. Graf Tolstoy, der die Richtigkeit der von dem Gouverneur erhobenen Beschwerde nur allzu genau kannte, stellte sich auf die Seite dieses Beamten, und wußte gegen das Votum seiner Collegen durchzusetzen, daß der Kaiser Herrn Manassein ein verändertes Verhalten zur Pflicht machte. Dieser Sieg des Vertreters der Mäßigung ist nur daraus zu erklären, daß die in Finnland und in Livland gemachten Erfahrungen (in beiden Ländern sind neuerdings russische Beamte und Officiere, die sich für Vertreter der nationalen Sache ausgaben, als Nihilisten verhaftet worden), der Regierung zur Warnung gereicht haben, und daß der Zustand relativer Ruhe und Sicherheit, dessen man sich während der letzten Monate zu erfreuen gehabt, derselben Regierung den Muth gegeben hat, sich wenigstens gelegentlich von der Vorherrschaft der nationalen Fanatiker zu emancipiren. Nach den neuesten aus den russischen Ostseeprovinzen eingegangenen Nachrichten hat es freilich den Anschein, als sei die Aufhetzung des Landvolks gegen die deutsche Aristokratie und die Städte bereits so weit vorgeschritten, daß die neugefaßten guten Absichten der Regierung zu spät kommen. Aus dem nördlichen Livland wurden dieser Tage Plünderungen bei Gelegenheit eines Jahrmarkts, aus Kurland so zahlreiche Brandstiftungen gemeldet, daß begreiflich erscheint, wenn die deutsche Bevölkerung dieser Länder den Eindruck hat, auf einem von russisch nationalen Einflüssen absichtlich unterminirten Boden zu stehen. Im Innern Rußlands haben Störungen der öffentlichen Ruhe schon seit einiger Zeit nicht mehr stattgefunden. Während die Nachrichten darüber, ob die Krönung in diesem Jahre stattfinden soll, noch immer weit auseinander gehn, scheint festzustehen, daß der Hof den Winter in St. Petersburg zubringen wird. Diese Nachricht zusammt den Meldungen über einen wenigstens erträglichen Ernteausfall und über unerwartete Mehreinnahmen in einzelnen Verwaltungszweigen haben den tiefgesunkenen Muth der Residenzbewohner an der Newa wenigstens für den Augenblick gehoben. Alles deutet darauf hin, daß die an sich unaufhaltsame Zersetzung der russischen öffentlichen Zustände wenigstens für den Augenblick zu einer Art von Stillstand gebracht worden ist. Diese Gunst der Lage durch auswärtige Verwickelungen zu stören, wird die St. Petersburger Regierung schwerlich Neigung verspüren. Ist es doch bisher nahezu Regel gewesen, daß die Actionslustigen immer und in Zeiten erhöhter innerer Schwierigkeiten das Uebergewicht erhielten.

Literarische Rundschau.

Neue Faust-Commentare.

Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Erklärt von Oswald Marbach. Stuttgart, Göschen. 1881.

Goethe's Faust als einheitliche Dichtung erläutert und vertheidigt von Hermann Schreyer, Dr. phil., Professor zu Pforta. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1881.

Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Erster und zweiter Theil. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1881.

Daß die Deutschen nicht müde werden, Commentare über Goethe's Faust zu schreiben, zeigt der Augenschein. Ob sie auch nicht müde werden, dieselben zu lesen? Darüber müßten die Verleger Auskunft geben. Ob alle diese Commentare nothwendig sind? Darüber hat die Kritik sich zu äußern; und zwar muß sie im Allgemeinen bekennen, daß das Bedürfniß, über den Faust zu schreiben, verbreiteter ist, als der innere Beruf dazu, daß der Wunsch, sich als Faust-Commentator gedruckt zu sehen, mit der Fähigkeit, etwas Originelles, Wissens- und Lesenswürdiges über das gewaltigste Werk unserer neueren Literatur vorzubringen, nicht gleichen Schritt hält. Auf eine gute, wirklich fördernde Faustuntersuchung kommen allemal zehn ganz oder theilweise überflüssige; und man muß von Glück sagen, wenn eine thatsächliche Mittheilung, eine vereinzelte Berichtigung, eine glückliche Paradoxie für lange Wiederholungen von bekannten Dingen entschädigt. Die Entsagung und Selbstkritik, nur wirklich Neues zu veröffentlichen, wird den Arbeitern in Faust's Weinberge wohl noch lange fehlen. Nie sagt ein Faust-Erklärer, wenn er die Arbeiten seiner Vorgänger prüft: Vestigia terrent. Und wir werden ohne Zweifel nächstens erleben, daß irgend ein fleißiger Sammler ohne eigenes Urtheil, wie es deren so viele gibt, aus den vorhandenen Commentaren einen Gesammt-Commentar schmiedet, worin wir alle überhaupt jemals aufgestellten Ansichten bequem neben einander überschauen könnten. Ein Abschluß aber wäre das noch lange nicht! Vielmehr würde die Fluth dann nur um so rascher steigen. Muß doch der gewissenhafte Beobachter gestehen, daß die rechte Art, den Faust zu erklären, eben erst beginnt und daß ihre Aufgabe, im strengsten Sinne der Philologie und Aesthetik genommen, ungemein schwer und wohl nur durch fortgesetzte gleichgerichtete Thätigkeit Mehrerer annähernd zu lösen ist.

Jedermann weiß, daß die Arbeit am Faust sich durch Goethe's ganzes schriftstellerisches Leben hindurchzieht; und Jedermann, der auf sich selbst achten will, kann bemerken, daß das Fallenlassen und Wiederaufnehmen, die Entfremdung und das

Zurückkehren bei dichterischen und überhaupt bei allen literarischen Arbeiten gewisse Unebenheiten, Inconsequenzen, Incongruenzen, bewußte oder unbewußte Abänderungen des Planes zur Folge hat, welche nur so weit hinweggeschafft zu werden pflegen, als sie dem Verfasser selbst auffallen, die ihm aber in der Regel nicht alle auffallen, so daß eine scharfe und genaue Interpretation, wenn sie nur wirklich ganz scharf und genau ist, die übrig gebliebenen nothwendig entdecken und hervorheben muß. Von derartigen Unebenheiten ist Goethe's Faust voll; und eine strenge ästhetisch-philologische Betrachtung darf an ihnen nicht vorübergehen. Sie wird auch, wenn sie in den rechten Händen liegt, auf stilistische Unterschiede achten und, da sich die allmälige Entwickelung von Goethe's Stil sehr wohl erkennen läßt, den einzelnen Partien ihre richtige Stelle in dieser Entwickelung anweisen müssen. Ein Angriff auf Goethe's unsterbliches Werk liegt hierin gar nicht. Der Interpret erfüllt nur seine Pflicht; und eine so schlechte, oberflächliche Redaction, wie sie etwa die Wanderjahre aufweisen, wird er im Faust kaum zu tadeln finden. Fände er sie aber doch, welchen Sinn hätte es, sie zu verwischen, zu verkleistern? Braucht Goethe kleinliche Schutzschriften? Braucht er entschuldigende Advocaten, wie ein armes Schriftstellerlein, das von einer unbefangenen Kritik verminderten Absatz seiner allerwerthesten Geistesproducte fürchten muß? Darf doch die strenge Interpretation ihrerseits auch nicht vergessen, daß durch die Discrepanzen, die sie aufdeckt, die Wirkung im Großen bei einem großen Künstler selten beeinträchtigt wird und daß ein Kunstwerk sehr wohl eine Einheit sein kann, wenn es auch die Spuren der Unvollendung, ungleichen Arbeit, mangelhaften Feile sichtlich aufweist.

Keine der obengenannten Schriften kann zu den bedeutenden Förderungen der Faustliteratur gerechnet werden. Keine faßt die soeben angedeuteten Ziele einer höheren Interpretation, welche zugleich die höhere Kritik ist, energisch in's Auge. Keine macht daher auch nur den Versuch, gewisse Schwierigkeiten des Verständnisses, die sich bei genauer hingebender Lectüre aufdrängen müssen, zu heben. Wir geben zwei Beispiele.

Faust hat im ersten Monolog den Entschluß gefaßt, auf und davon zu gehen; nur das geheimnißvolle Buch will er mitnehmen; Natur soll ihn unterweisen; von trocknem Sinnen in dem dumpfen Mauerloche hofft er nichts mehr . . . wir denken, nun wird er fortgehen. Aber nein! Die Geister, die ihm soeben noch unerreichbar schienen, umschweben ihn. Warum? Durch welche Zaubermacht herangezogen? Das trockne Sinnen hilft also doch? Marbach verhüllt den Sachverhalt, indem er annimmt, daß im Folgenden immer nur Faust's eigener Geist zu ihm rede. Schreyer übergeht die Sache völlig. Schröer begnügt sich zu constatiren, daß Faust fort wolle: „Doch da auf einmal ist ihm, als ob ihn die Geister umschwebten." Es war doch mindestens festzustellen, daß Goethe das Motiv, das er eben noch ausgeführt, worauf alles Vorhergehende hindeutete, nun plötzlich und ohne daß man sieht, warum, fallen lasse.

Zweites Beispiel. Das Ende der Vertragsscene war bereits in dem Faustfragment von 1790 enthalten, und zwar begann das dort Ueberlieferte mit den Worten: „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, will ich in meinem innern Selbst genießen." Was jetzt vorhergeht, fehlte natürlich, weil es nicht vorhanden, weil der Anfang der Scene nicht geschrieben oder doch nicht fertig gemacht war. Kein Wunder, daß nach der späten Vollendung an dieser Stelle nicht Alles klappt, da gleichsam die Naht sichtbar geblieben ist. Der Faust von 1790, der mit seinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen, der sein eigen Selbst zu dem Selbst der ganzen Menschheit erweitern will, der noch ganz Titan, ungebrochen, hohen Strebens voll ist, um dem durch Mephisto erst seine Kleinheit klar gemacht werden muß, darf keineswegs behaupten, wie der Faust von 1808 es thut, daß sein Busen von Wissensdrang geheilt sei oder daß ihn lange vor allem Wissen ekle. Ja noch mehr! Faust hat noch eben ein bestimmtes Programm gehabt: er will in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaft stillen; er will undurchdrungne Zauberhüllen durchdring

und jedes Wunder zu seiner Verfügung haben; er will sich in das Rauschen der Zeit stürzen. Statt des Denkens und Wissens schwebt ihm ein rastloses Leben voll Genuß und Thaten vor; er rechnet dabei auf Gelingen und Mißlingen, wie es irdisches Streben mit sich bringt. Gleich darauf aber verschwindet dieses bestimmte Lebensprogramm und es ist ganz allgemein von Taumel, von schmerzlichem Genuß, verliebtem Haß, erquickendem Verdruß die Rede, womit eine völlig andere Gedankenreihe eröffnet, der Uebergang zu den ersten Versen des „Fragmentes" gesucht, — aber nicht gefunden wird. Denn auch diese Verse entwickeln ein bestimmtes Programm, aber ein anderes: Faust will der Menschheit Krone erringen, sein Denken und Empfinden zu einer Welt erweitern, alle Gedanken, alle Gefühle der Menschheit durchdenken, durchfühlen, erkennen, genießen, erleiden — und auf dieser Höhe der Menschheit sterben. Er will, was Goethe's Prometheus von den Göttern verlangen würde, wenn sie es gewähren könnten: „Vermögt ihr", sagt er zu Merkur, „mich auszudehnen, zu erweitern zu einer Welt?" Und der Tod schwebt ihm vor, wie derselbe Prometheus ihn der Pandora erläutert: „Wenn aus dem innerst tiefsten Grunde du ganz erschüttert Alles fühlst, was Freud' und Schmerzen jemals dir ergossen, im Sturm dein Herz erschwillt, in Thränen sich erleichtern will und seine Gluth vermehrt und Alles klingt an dir und bebt und zittert und all die Sinne dir vergehn und du dir zu vergehen scheinst und sinkst und Alles um dich her versinkt in Nacht und du in inner eigenem Gefühle umfassest eine Welt: dann stirbt der Mensch."

In diesem Lebensprogramm, wie man sieht, ist nicht vom Handeln und sinnlicher Leidenschaft die Rede, worauf die früheren Worte Faust's so entschieden hinwiesen. Was dazwischen liegt, soll von dem einen Programm zum andern überleiten und enthält doch nur eine blendende, an sich wunderschöne, in diesem Zusammenhang aber leere und ungehörige Declamation. Der eigentliche Uebergangssatz vollends!

Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen.

Die zwei ersten Verse von 1808, der dritte und vierte von 1790! Der Uebergang ist genial: auf die zwei reimlosen Verse des „Fragmentes" waren Reime zu finden, und der Gedanke scheint vortrefflich zu stimmen: es wird der Schein erzeugt, als ob die beiden ersten Verse dem Schmerz, die beiden darauffolgenden der Freude gälten. Sieht man aber näher zu, so ist das keineswegs der Fall. „Was der ganzen Menschheit zugetheilt ist," das umfaßt schon an sich Freude und Schmerz, Wohl und Wehe; ja es umfaßt noch mehr, es umfaßt auch das Höchste und Tiefste, das Faust mit seinem Geiste greifen will. So haben der dritte und vierte Vers durch die spätere Ergänzung einen ganz anderen Sinn bekommen; der Accent scheint jetzt auf dem Genuß im Gegensatz zum Schmerz zu liegen, und doch widerstrebt der Wortlaut. Völlig klar wird die Stelle nur, wenn man sich ihre Entstehung vergegenwärtigt, wie wir soeben versucht.

Und nun, was sagen unsere Commentatoren? Marbach gleitet sachte vom ersten Lebensprogramm zum zweiten über. Faust fühle sich zum Teufel herabgestoßen („in deinen Rang gehör' ich nur," sagt er zu Mephisto); aber er wolle den Beweis liefern, daß er in diese niederträchtige Gesellschaft nicht gehöre, daß sein Streben ein höheres sei, und er wisse, daß es sich dabei nicht bloß um ihn, den Einzelnen, handle, sondern um Alles, was Mensch heiße: deshalb will er den Jammer der ganzen Menschheit auf sich nehmen. Nur den Jammer? Aber es ist klar, daß der Interpret auch sonst dem Dichter seine Gedanken unterschiebt und daß er die Schwierigkeiten, um die es sich handelt, mit nichten löst. Ebenso geht Schreyer darüber weg. Und Schröer bemerkt zu dem Vers: „Mein Busen" u. s. w., daß von hier an der Gedankengang Faust's wieder umschlage und idealen Hintergrund gewinne. Bedarf dieses „Um-

schlagen" keiner Erklärung? Die vorangehenden Verse vom Taumel, vom schmerzlichsten Genuß sollen sich auf die sinnliche Liebe beziehen; und der Interpret knüpft daran einen Ausfall auf neuere frivole Theorien, der wirklich besser weggeblieben wäre. Die Beziehung ist ganz richtig: der „Taumel" steht der „Freude", dem Glück entgegen: aber Faust's erstes Lebensprogramm sprach nicht blos von sinnlicher Leidenschaft und redete von jenem Wechsel zwischen Gelingen und Verdruß, den alles Streben mit sich bringt, nicht von verliebtem Haß, erquickendem Verdruß, nicht von einem Genusse, der an sich selbst kein Glück, keine Freude ist.

Zur weiteren Charakteristik der obengenannten Commentare bemerken wir nur Folgendes. Marbach und Schreyer liefern im Wesentlichen Inhaltsangaben, bei denen das, was ihnen als der Kern der einzelnen Scenen erscheint, auf gewisse Hauptgedanken bezogen wird, welche ihrerseits die Einheit der ganzen Dichtung ausmachen sollen. Auch eine strengere Betrachtung, wie wir sie wünschen, mag diese Einheit erforschen und in's Licht setzen. Sie wird aber nicht darauf ausgehen, dieselbe *so weit als möglich* in den vorliegenden Text hineinzuinterpretiren; sondern sie wird sich überall unbefangen fragen: *wie weit* herrscht Einheit? Und sie wird sich nicht sträuben, den Mangel der Einheit anzuerkennen, wo genaue Erklärung darauf führt.

Marbach erzählt eine hübsche Geschichte aus seiner Jugendzeit, wie er nach Weimar gekommen, in der Absicht, womöglich Goethe zu sehen, wie er durch eine glückliche Fügung ihn beinahe gesprochen hätte, wie aber diese Hoffnung sich doch nicht erfüllt und wie er dann in Goethe's Gartenhäuschen eindringt und Verse niederschreibt auf ein Blatt, das Goethe's eigene Schriftzüge trägt, und wie ihn das nachher reut — doch man muß das Weitere bei ihm selbst nachlesen.

Schreyer fügt seiner Erläuterung einen zweiten Theil hinzu: „Goethe's Faust als einheitliche Dichtung vertheidigt." Seine Bemerkungen können wenigstens als Ausgangspunkt fernerer Discussion dienen und dadurch fruchtbar werden.

Schröer's Erklärung ist mit einer neuen Edition verbunden, welche gewissermaßen neben Herrn v. Loeper's commentirte Ausgabe tritt und sich ihr gegenüber zu behaupten suchen muß. Herr v. Loeper hat die Verdienste der neueren Arbeit wiederholt selbst anerkannt; und ohne Zweifel haben beide neben einander Platz. Ob aber, was Schröer Nützliches und Neues bringt, nicht in einzelnen Bemerkungen niedergelegt werden konnte, darf mindestens gefragt werden. Im Texte bedauern wir, nicht Goethe's eigene oder doch von ihm selbst gebilligte Interpunktion streng nach der Ausgabe letzter Hand beibehalten zu finden. In den Erklärungen scheint uns manches Wünschenswerthe zu fehlen, und manches Vorhandene nicht wünschenswerth. Was sollen Citate aus Preller's griechischer Mythologie, wo es sich um Erläuterung bekannter Dinge handelt? War es unmöglich, die Hilfsmittel zu erforschen, deren sich Goethe selbst bediente? Auch vieles Altdeutsche war leicht zu entbehren, und die betreffenden Angaben sind nicht einmal immer richtig: Einzelheiten gehören nicht hierher. Der Hauptfortschritt wird darin beruhen, daß der neue Interpret viele Stellen mit einer Erklärung versah, an denen man bisher achtlos vorübergegangen. Und findet dieser oder jener Leser, daß er solche Erklärungen nicht gebraucht hätte, so mag er denken, daß andere Leser vielleicht nicht auf der Höhe seiner Einsicht stehen und daß der Commentator auch für den minder Scharfsinnigen sorgen muß. Wir machen uns unsererseits anheischig, zu beweisen, daß noch manche Stellen der Aufhellung bedürfen, die auch hier ohne Anmerkung geblieben sind.

Wilhelm Scherer.

Der Walujew'sche Roman.

Lorin. Roman in drei Bänden von Graf P. A. Walujew. Deutsche Ausgabe. Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 1882.

Gleich vielen anderen Erscheinungen russischen Lebens ist auch diese von Iwan Turgenjew vorausgesehen und vorausgesagt worden. Das Walujew'sche Buch ist der Roman aus der russischen großen Welt, „le grand monde russe, peint par lui-même", den der Kammerjunker Kolomeyzow der schönen Frau Sipjägin als Werk seines Freundes Wladislaw ankündigt. Der historischen Genauigkeit wegen hätte die Sache allerdings umgekehrt liegen und Frau Sipjägin Herrn Kolomeyzow mittheilen müssen, daß ihr Freund und Gemahl seine Mußestunden einem Roman zugewendet habe. Zwischen dem Staatsmanne in „Neuland" und dem Verfasser des Lorin besteht nämlich — doch das gehört nicht hierher, wo über das Walujew'sche Buch und nicht über den Grafen Walujew selbst, berichtet werden soll.

In Rußland zählt die Beschäftigung mit der schönen Literatur seit mehr denn hundert Jahren zu den Dingen, auf die ein Mann von Stande sich ohne Gefahr für seine gesellschaftliche Stellung einlassen darf. Namentlich in älterer Zeit ist russischen Dichtern und Schriftstellern der Musendienst sehr häufig als Herrendienst angerechnet und mit Erhebung in die Classe der vornehmen Leute gelohnt worden; noch häufiger ist es in Rußland vorgekommen, daß Leute von Rang und Stellung unter die Schriftsteller gingen. In die erste Kategorie gehörten — um von vielen Beispielen einige besonders bekannte zu nennen — die Justizminister Derschawin und Dmitrijew und der weiland Reichshistoriograph Karamsin, zu der letzteren Gribojedow, Fürst Wjäsemski, Wenjewitinow, Graf Solohub, die beiden Tolstoi, in gewissem Sinne auch Puschkin und Lermontow, die sich Zeit ihres Lebens zur hohen Aristokratie rechneten. Noch vor dreißig Jahren war die Behauptung Herzen's, daß die russische Literatur einen ausgesprochen aristokratischen Charakter trage, durchaus zutreffend und mußte es wesentlich aus diesem Umstande erklärt werden, daß in der Literatur dieses Landes auf je eine Schilderung aus einem Bauern-, Kaufmanns- oder Beamtenhause ein Dutzend Darstellungen aus den Salons von Petersburg und Moskau kam. Seitdem ist auch in Rußland das „Volk" entdeckt und diese Entdeckung politisch und literarisch mit so viel Eifer ausgebeutet worden, daß der Mensch auch jenseit der Weichsel nicht mehr mit dem, was bei uns Baron heißt, anfängt. Literatur und Schriftstellerthum sind auch in Rußland demokratisirt, Schilderungen von und für gewöhnliche Menschen denjenigen der ausschließlichen Gesellschaft gleichgestellt worden. Gleichwohl ist von der alten aristokratischen Tradition so viel übrig geblieben, daß die Verwunderung über einen von einem ehemaligen Minister geschriebenen Roman in Rußland sehr viel geringer sein dürfte, als in Deutschland.

Wegen seines Romans wäre Graf Walujew wahrscheinlich nicht zum Minister gemacht worden und diesen Roman hätte er wohl auch ohne Minister gewesen zu sein, schreiben können. Ob er das ganz so, wie geschehen, gethan hätte und ob zwischen der Ministerschaft des Verfassers und dem Inhalt des Buches alle Zusammenhänge fehlen, ist eine andere Frage.

Der dreibändige Roman „Lorin" erhebt den Anspruch mehr als eine Sitten- und Gesellschaftsschilderung zu sein: er will für ein poetisch empfundenes, einem dichterischen Bedürfniß entsprungenes Werk angesehen werden. Es handelt sich in diesem Buche um die Lösung eines „Problems des Herzens", eines der Räthsel, welche die Beziehungen zwischen Mann und Weib zu rathen aufgeben und die nur poetisch gelöst werden können. Den Dichter zum Dichter macht (wie Weislingen's Franz sagt) „nur das volle, von einer Empfindung übervolle Herz." Eine gewisse Fähigkeit, lebhaft zu empfinden und dieser Empfindung Ausdruck zu geben, kann dem Verfasser des Lorin nicht wohl bestritten werden. Der Gebrauch, den er von derselben macht, ist aber so

eigenthümlicher Art, daß dem Leser die Frage nahe liegt, ob Graf Walujew wohl jemals gewußt haben mag, was es mit einem von einer Empfindung vollen, übervollen Herzen eigentlich auf sich hat. — Der Leser hat natürlich ungeheuer viel zu lesen: schwerlich aber wird ihm ein vom Standpunkt höherer Bildung geschriebenes Buch zu Händen gekommen sein, das von einer so eigenthümlichen Verzettelung oder (wenn das besser klingt) von einem so wunderlich gearteten Universalismus der Empfindung Zeugniß ablegt, wie das der Lorin thut. — Unrecht würde es sein, wenn man dem Verfasser Sentimentalität zum Vorwurf machen wollte. Sentimentalität ist von Weichlichkeit der Empfindung nicht zu trennen und Spuren einer solchen lassen sich dem vorliegenden Buche nicht nachweisen. Dafür aber sind die poetischen Empfindungen, die der Verfasser zum Ausdruck bringt, so reichlicher und so heterogener Natur, daß von einer großen und bewältigenden Empfindung, von einem Zuge, der durch das Ganze geht, nirgend eine Spur vorhanden ist. Bei einem praktischen Staatsmanne, dem das Leben unter der Abwickelung trockener Geschäfte vergeht, ist es erklärlich, wenn die Dinge, die außerhalb der erdrückenden Sphäre seiner Amtsthätigkeit liegen, ihn mehr oder minder poetisch anmuthen, sobald sie der gemeinsten Wirklichkeit entrückt sind, — der Dichter sollte zwischen diesen verschiedenen Arten von Eindrücken zu unterscheiden wissen. Werden die Nerven seines Empfindungslebens durch den Anmarsch eines wohl eingeübten Reiterregiments, durch die Wirbel einer elegant getanzten Masurka oder durch die Töne einer Verdi'schen Melodie ebenso in Schwingung versetzt wie durch den Anblick der Salzburger Alpen oder den Schall der Abendglocke des St. Peter, und hält er für geboten, für alle diese inneren Erlebnisse unsere Theilnahme in Anspruch zu nehmen, so kann leicht geschehen, daß diese Theilnahme dem Dichter da versagt bleibt, wo er ihrer am dringendsten bedarf. Wer an der Newa und an der Moskwa ebenso heimisch ist, wie am Rhein und am Tiber, wer den Einflüssen fremden Kirchenthums ebenso bereitwilliges Verständniß entgegen trägt, wie denjenigen der Kirche seines Volks und wen die Schauer der Ewigkeit beim Anblick einer vom Mondschein beleuchteten Ruine ebenso stark berühren, wie am Grabe seiner Geliebten, dem werden wir zu dem Reichthum seiner Bildung und Entwickelung Glück wünschen dürfen: an der Stärke seiner Empfindung werden wir denselben Zweifel übrig behalten, wie an dem poetischen Gehalt derselben. Für einen russischen Minister mag die Fähigkeit über eine ganze Claviatur nationaler und dichterischer Empfindungen verfügen und dem Salon ebenso gerecht werden zu können, wie dem Exercierplatz, der Alpennatur und dem grandiosen Ernst der ewigen Stadt, von Werth sein: für den Dichter ist sie kein Gewinn gewesen. Das beweist der „Lorin", den die Versabilität der poetischen Empfindungen seines Verfassers um jene Einheit des Tons und der Stimmung gebracht hat, der Turgenjew seine großen Wirkungen verdankt und die uns vollständig vergessen läßt, daß auch in der Brust dieses bedeutendsten Dichters der Gegenwart zwei Seelen wohnen.

Der Mangel an Einheit des Tons, an welchem der Lorin leidet, ist freilich noch durch einen anderen, äußeren Umstand bedingt. Der Aufbau dieses Werkes (oder wie man gewöhnlich sagt, die Composition) ist so „uneinheitlich", so complicirt und so winkelig, wie immer möglich. Unaufhörlich wechselt der Schauplatz der Handlung, unaufhörlich treten neue Theilnehmer, Gehilfen, befangene und unbefangene Zeugen derselben auf und ab, ebenso häufig wechseln die Gegenstände der Verhandlung zwischen den Mitspielenden und wo die Sache all' zu kraus zu werden droht, schiebt der Verfasser Briefe ein, in denen er den Ueberschuß dessen verwerthet, was er zu sagen hat. Und zwar Briefe von der soliden alten Art, die es nicht unter einem Dutzend eng geschriebener Seiten macht und in denen es nicht auf die Mittheilung über bestimmte Thatsachen, Verhältnisse oder Stimmungen, sondern auf ein möglichst reichliches Beiwerk von allgemeinen, speciellen, gelegentlichen und völlig ab- und ungelegenen Betrachtungen über Welt und Leben hinauskommt. Ob Briefe solcher Art heut' zu Tage noch geschrieben werden, weiß ich nicht: mir ist dergleichen trotz ziemlich ausgedehnter Correspondenz mit Gliedern verschiedener Völkerfamilien

geschrieben niemals begegnet. Seine im Uebrigen völlig modernen Helden und Heldinnen aber läßt der Verfasser solche Briefe schreiben, weil er selbst dem Leser unendlich viel zu sagen hat. Dem ehemaligen Minister, der in ungezählte Details des russischen Lebens Einblick gewonnen hat, ist offenbar darum zu thun gewesen, über die Resultate seiner Beobachtungen genaue Rechenschaft abzulegen. Nicht nur, daß er uns Repräsentanten des staatlichen und des landschaftlichen Beamtenthums, bureaukratische und aristokratische Typen der Centralstelle, der Provinz, des städtischen und des ländlichen Kreises in ihrer amtlichen und außeramtlichen Thätigkeit vorführt, er macht uns mit den speciellen Aufgaben und Sorgen dieser Männer so genau bekannt, als ob wir denselben zu Hilfe zu kommen berufen wären. Ueber die geeignetste Methode Ministerconferenzen abzuhalten, Informationen einzuziehen und Berichte zu erstatten, wird ebenso ausführlich gehandelt, wie über die Noth der russischen Landwirthschaft im Allgemeinen und der Viehzucht im Speciellen, wie über die Beziehungen zwischen Russen und Polen, Russen und Deutschen solchen aus den Ostseeprovinzen und solchen aus dem deutschen Reich; Stärken und Schwächen der griechischen Kirche, ihrer Diener, ihrer Gläubigen und Ungläubigen werden vom russischen und außerdem vom katholischen Standpunkte erörtert u. s. w. Etwa den Raskol (das kirchliche Schisma) ausgenommen, gibt es keine Erscheinung des russischen Lebens, mit der der Verfasser sich nicht auseinander zu setzen, der er nicht gerecht zu werden versucht hätte. Und weil der vornehme und gebildete Russe einen Haupttheil seiner Bildung der Fremde und „bildenden" Reisen zu danken hat, wird der Leser nach Rom und Neapel, an die oberitalienischen Seen und in die Tiroler Alpen, nach München und nach Wiesbaden mitgenommen, Touristen aus aller Herren Ländern vorgestellt und darüber belehrt, daß diejenige russische Gesellschaft, in welcher der Verfasser sich bewegt, mit der Eigenartigkeit der Flora des Colliseo ebenso genau bekannt ist, wie mit den verschiedenen socialistischen Systemen des Abendlandes, den Vorzügen und den Gebrechen deutsch-protestantischer und romanisch-katholischer Civilisation. Beiläufig wird bei dieser Gelegenheit auch festgestellt, daß der Russe sich den fremden Eindrücken nicht bedingungslos hingibt, daß er zugleich Russe bleiben und Westeuropäer werden kann und daß er, wenn seine Zeit ihm ein Mal die Bestimmung auf sich selbst und sein Allerheiligstes gestattet, — dieses Allerheiligste regelmäßig russisch befindet. Darauf — so scheint es — kommt Alles an, denn in dieser Rücksicht gelangen sämmtliche Hauptfiguren des Buchs zum gleichen Ergebniß. So geht es Lorin, dem Ideal des gebildeten jungen Russen, dem Officiere eines auf den Friedensfuß gesetzten Garde-Reiterregiments, bei dem die patriotische Gesinnung den Mangel jeder Art geordneter Thätigkeit ersetzt, — so der Gräfin Sinaïda, die in dem Verhältniß zu Lorin Ersatz für ihre unglückliche Ehe und ihren mutterlos zurückgelassenen Sohn sucht, so der vortrefflichen Olga, die Lorin eigentlich liebt und die er schließlich heirathet, so endlich dem Baron Ringstahl, der Lorin's Geschicke lenkt und der — gleich Herrn Stolz in Oblomow — einen unentbehrlichen Factor des uns vorgeführten russischen Lebens darstellt, ob er gleich einmal ein Deutscher gewesen ist. Worin das Wesen des russischen Allerheiligsten liegt und was seine Gewähr bildet, wird uns leider nicht gesagt. Das russische Leben soll ein Mal bejaht werden und weil seine einzelnen Erscheinungen sich durchweg unbefriedigend darstellen, läßt der Verfasser sich daran genügen, daß dieses Leben russisch ist und daß sich innerhalb desselben eine Summe guter Absichten nachweisen läßt, die unter Umständen in Thaten umgesetzt werden könnte. Zu solchen Thaten kommt es in dem Walujew'schen Roman aber ebensowenig, wie in der wirklichen Welt, die in diesem Romane geschildert werden soll, weil die Umstände und weil die Menschen nicht danach sind.

Hier dürfte der entscheidende Punkt liegen. Grundgedanke, künstlerische Tendenz und Methode des Verfassers sind von denjenigen der übrigen in Deutschland bekannt gewordenen russischen Novellisten durchaus verschieden. Mit dem poetischen Pessimismus Turgenjew's hat Graf Walujew ebenso wenig gemein wie mit dem politisch-socialen Pessimismus Gribojedow's, der Weltmüdigkeit Puschkin's und Lermontow's,

oder den radicalen, beziehentlich slawistisch-nationalen Velleitäten der russischen Allerneuesten: im Grunde genommen ist das Schlußergebniß *seiner* Betrachtung der heutigen russischen Gesellschaft aber ebenso unbefriedigend, wie das jener Ankläger. Die erhebenden Empfindungen, mit denen der Verfasser des „Lorin" die Feder aus der Hand gelegt haben mag, werden sich schwerlich auch nur einem unbefangenen Leser seines Buchs mitgetheilt haben. Dem Helden des Buchs muß ein Anderer den Ausweg aus der Sackgasse zeigen, in welche sein Verhältniß zu Sinaïde ihn geführt hat; Lorin's eigenes Verdienst beschränkt sich darauf, daß er gutem Rathe gefolgt und durch eine schwere Krankheit in die Lage versetzt worden ist, seinen reichen Onkel versöhnen zu können. Einen Ausweg aus den verwirrten *Verhältnissen*, die vor uns ausgebreitet werden, hat wiederum der Verfasser nicht gefunden und wenn im Leben der Völker auch Todesfälle vorkommen mögen, die in Bezug auf Rechtzeitigkeit mit dem Ableben Sinaïdens verglichen werden können, so pflegen die wohlhabenden Anverwandten, die die Sache materiell in's Geleise bringen, regelmäßig, die fremden guten Rathgeber in der Mehrzahl der Fälle zu fehlen. Einerlei, ob man die Bedeutung dieses Buches auf der poetischen Seite oder in seinem sittengeschichtlichen Beiwerke sucht, *Trost* für das russische Leben läßt sich aus dem „Lorin" nicht schöpfen. Auf einen solchen ist es von dem Verfasser aber doch wohl abgesehen gewesen. —a—.

Presber's „Rheinische Novellen".

Rheinische Novellen von Hermann Presber. Zweite Auflage. Leipzig, Theodor Thomas. 1882.

Diese Novellen kamen zuerst im Jahre 1859 unter dem Titel „Wolkenkukuksheim" heraus. Der Titel der neuen Auflage wird sicher dazu beitragen, sie denjenigen weiteren Kreisen unseres Publicums zu empfehlen, welche hinter der ursprünglichen Bezeichnung etwas Phantastisches vermuthen könnten, was nicht nach Jedermanns Geschmack ist; Etwas, das nicht auf der Erde, sondern in den Wolken spielt. Aber Nichts wäre weniger gerechtfertigt. Denn unmittelbare Wirklichkeit ist in diesen Novellen; eine schöne Wirklichkeit freilich und überall vergoldet von den Strahlen der Poesie. So scharf umgrenzt indessen ist der Schauplatz, daß es nicht schwer fällt für das Fürstenthum Lustenburg das ehemalige Herzogthum Nassau, Wiesbaden für die Residenz Windig und Rüdesheim für das kleine „durch reizende Lage, edeln Wein und originelle Bewohner fesselnde Rheinstädtlein Wolkenkukuksheim" zu setzen.

Vor Jahren, sagt der Verfasser im Vorwort, wurden diese Novellen „in fröhlichem Jugendmuth" niedergeschrieben. Sie haben durch den Verlauf der Zeit Nichts verloren; vielleicht noch gewonnen. Denn was die Jugend Schönstes hat, ist darin und entzückt uns darum nicht minder, weil wir inzwischen älter geworden sind. Es ist die Leidenschaft und der Enthusiasmus, es ist auch die Sentimentalität, es sind die Thorheiten und Illusionen und all' die „süßen Eseleien" der Jünglingsjahre darin. Wie wär' es auch sonst die Jugend? Aber ein Zug leichten und gutmüthigen Spottes, jener Selbstironie, die sich so gern einfindet, wenn man erst „darüber hinaus" ist, hebt jede Spur von Uebertreibung auf; und mehr noch ruht über den bescheidenen Lebensläufen, welche dieses Büchlein uns vorführt, über allem Leid und aller Lust ein ungemein wohlthuender, erquickender Humor, fein und durchsichtig wie ein Schleier oder Duft.

Presber's Humor ist nicht von der zudringlichen und grobkörnigen Sorte; kein solcher, der wie Harlequin seine Meinung mit dem Zaunpfahl illustrirt oder die Worte verrenkt, wie jener die Glieder; nein, decent, zurückhaltend, ein wenig schüchtern, immer ein Ergebniß der Situation und niemals von Außen in sie hineingetragen. Dennoch steigert sich die gute Laune nicht selten zu jugendlicher Ausgelassenheit und reißt zu herzhaftem Gelächter hin, wie z. B. in den Reminiscenzen an die Bürgerwehrzeit des Jahres 1848, im „Lämpeler"; oder erhebt sich zu wahrer Komik voll von Schwänken und allerlei Späßen, wenn er den „scheelen Kasper" oder die auserlesene Gesellschaft von Originalen, Subalternbeamten, Schreibern und Musikanten in der „Villa Scherr" zeichnet. Mit wenigen Strichen steht solch ein Wesen wie der „Herr Kanzlist" Scherr oder der „Concipist" Kitz vor uns. Ihr Zusammenleben und ihre Unterhaltungen sind das Drolligste, was man sich denken kann. Es ist kein überflüssiges Wort darin; Alles hat Bezug, Alles zielt auf den tragischen Ausgang, der uns nicht unvorbereitet trifft, aber in dieser Mitte von Alltäglichkeiten um so mehr erschüttert. Der Ausdruck ist immer knapp, der Ton der Erzählung einfach, schlicht, ohne sonderlichen Apparat: aber was erzählt wird, lebt mit den geringsten Nebenumständen vor dem Auge des Lesers.

Durch das ganze Buch ist jene ahnungsvolle Stimmung festgehalten, in welcher das Knabenalter mit dem Jünglingsalter ringt. In diesen Novellen ist immer Februar oder März, und in das elementare Gähren und Brausen zwischen Winter und Frühling wehen die Stürme der großen politischen Bewegung von 1848. Ein grauer oder zerrissener Wolkenhimmel dehnt sich über der Rheinlandschaft aus; in einer Novelle, die den Namen des Westwindes führt, herrscht ganz jener weiche, dunkle Luftton, welcher dem Tag und Erwachen vorausgeht, und erst gegen das Ende hin kommen der Sommer und das Grün und die Reben zum Vorschein. Unter ähnlicher Beleuchtung sieht der Dichter die Frauen. Selten mag die Schülerliebe reizender geschildert worden sein, ihr ungestümes Sehnen und Verlangen, ihr kindisches Zagen und Zurückweichen. Solch ein holdes leichtfertiges Geschöpfchen wie die Schauspielerin Leonie mag manch einem heißblütigen, versemachenden Gymnasiasten begegnet sein; aber nicht viele haben das Glück, nachmals von einer reifen Schönheit wie Frau von Thivier bevorzugt und von einem lieblichen und rechtschaffenen Backfisch wie Lili zuletzt aus der Klemme gezogen zu werden. Sehr glücklich ist in dieses Liebesleben das erwachende Verständniß für Goethe verflochten, dessen Namen in der Auswahl deutscher Gedichte — ich glaube es ist Wackernagel's, auch in den hessischen Gymnasien damals eingeführtes Lesebuch gemeint — der „Lämpeler" von einem Rosenkranz umgeben findet, mit den Worten Platen's darunter: „Doch um Goethe's erleuchtete Stirne glüh'n Rosen im Kranz." — In der bereits genannten Erzählung vom „Westwind", der „aus fernen Ländern und von fernen Meeren kommt", ist an die Stelle des Nacheinander in der Liebe die nicht minder charakteristische Erscheinung oder Verirrung des Nebeneinander getreten. Diese Doppelliebe führt jedoch nicht zu einer Katastrophe, wie in „Stella"; sanft, wenn auch schmerzhaft, etwa wie im „Grünen Heinrich", löst die Natur selber einen Zwiespalt, der ihr widerstrebt. Nicht mit dem gleichen Erbarmen verfährt sie gegen das alternde Mädchen, dessen rührende Figur im Mittelpunkt der „Villa Scherr" steht. Ein Menschenschicksal vollzieht sich hier, so trüb' und herb' und dennoch so ganz nach dem Leben, daß wir es nicht mehr vergessen zu können meinen. Arme Luise! — wer die kurze, traurige Geschichte Deiner unerwiderten, abgewiesenen Liebe gelesen hat, dem mag es wohl ergehen, wie dem Dichter selber: er wird immer, auch wenn er im Sommer und Sonnenschein an der verhängnißvollen Stelle des Rheines bei Bieberich vorüberfährt, an die Februarnacht denken, in welcher Du hier während eines furchtbaren Sturmes den Tod gesucht hast.

Diese beiden Novellen, „Villa Scherr" und der „Lämpeler", welche den Hauptbestandtheil des Bändchens ausmachen, sind zugleich die vorzüglichsten desselben. Man könnte sich versucht fühlen, der zweitgenannten dieser Novellen den Vorwurf einer nicht ganz stilgerechten Composition zu machen; denn in der That trappirt es, die Stimmung unter-

brochen zu sehen durch die tagebuchartigen Einschiebungen, welche zugleich einen Wechsel des Schauplatzes bedingen. Aber allmälig und im Weiterlesen gleicht dieser Mangel sich aus durch einen künstlerisch durchgeführten Parallelismus, welcher die reinsten Wirkungen hervorbringt. Ist es Zufall, daß an der Spitze der Sammlung eben dieser „Lämpeler" steht, über dessen eigenthümlichen, uns Norddeutschen unverständlichen Namen wir erst am Schlusse dieser Erzählung, im Wirthsgarten des Herrn Fröhlich, auf der Kegelbahn unterrichtet werden: „er warf die Kugel nicht heftig, sondern, um einen Wolkenkukuksheimer Ausdruck zu gebrauchen, er lämpelte, das heißt im Anfange glaubte man, die Kugel würde nichts treffen, dann traf sie aber zwei, drei Kegel und diese rissen im Fallen und Rollen meistens die andern mit sich."

Der Verfasser dieser anmuthigen Novellen besitzt ohne Zweifel Humor genug, um uns nicht mißzuverstehen oder übel zu nehmen, wenn wir den Ausdruck seiner Heimath ein wenig auf ihn selbst deuten. Es gibt auch Bücher, welche nur langsam und mit einem gewissen Zögern ihren Weg machen, wie die Kugel des „Lämpelers"; sie verursachen keinen Lärm und schlagen nicht mit Heftigkeit in die Masse hinein. Und dennoch wird immer ein kluger und verständiger Mann von der Partie sein, der sich nicht irre machen läßt und mit dem Weinmakler der Novelle sagt: „den wähl' ich, der gewinnt das Spiel!" Dreiundzwanzig Jahre sind seit dem ersten Erscheinen der „Rheinischen Novellen" vergangen; viel Wasser ist seitdem den Rhein hinuntergeflossen, viel Flitter- und Rauschgold der Literatur, nachdem es eine Weile geglänzt hat, verblaßt, verschwunden und vergessen. Aber frisch, wie am ersten Tage, sind diese Geschichten von Wolkenkukuksheim; ihr Humor ist nicht veraltet, ihre Poesie hat noch immer den Zauber des nahenden Frühlings und an den biedern Rhein- und Kleinstädtern, ihren Worten und Thaten ergötzt sich eine zweite Generation von Lesern.

J. R.

o. β. **Denkmal Johann Winckelmann's.** Eine ungekrönte Preisschrift Johann Gottfried Herder's aus dem Jahre 1778. Nach der Kasseler Handschrift zum ersten Mal herausgegeben und mit literarhistorischer Einleitung versehen. Von Dr. Albert Duncker, Ersten Bibliothekar in Kassel. Kassel, Theodor Kay. 1882.

Dem verdienten Herausgeber, der durch fleißige Forschungen aus dem Gebiet der hessischen Culturgeschichte sich sehr vortheilhaft bekannt gemacht hat, ist es geglückt, eine hundert Jahre hindurch verschollen gewesene Handschrift Herder's wieder aufzufinden, und er bietet uns nun das werthvolle Document in einem treuen Abdruck, und mit einer orientirenden Einleitung versehen, dar. Von der „Société des Antiquités de Cassel", einer Stiftung des kunstliebenden Landgrafen Friedrich des Zweiten von Hessen, wurde im Jahre 1777 die Preisaufgabe gestellt, Winckelmann durch eine Gedenkschrift zu ehren: Herder bewarb sich, wurde aber durch den Göttinger Philologen Heyne aus dem Felde geschlagen. Aerger über seine Niederlage veranlaßte den empfindlichen Mann, gegen Jedermann von der Arbeit zu schweigen: und so ist es dem, durch Rudolf Haym's nachrühmenden Eifer angeregten Dr. Duncker vorbehalten gewesen, unter den Manuscripten der Société diesen Schatz auszugraben. Reich an faßbaren Gesichtspunkten, und einer Fülle von Ideen, die in einer blühenden, oft dichterisch gehobenen Sprache vorgetragen werden, gibt die knappe Schrift Herder's ein geistreiches Bild des Begründers unserer Kunstgeschichte, welche zugleich den gebotenen Ton der Lobrede ungezwungen festhält und doch nirgends die Verschiedenheit zwischen der Individualität des Geschilderten und dem Schildernden zu verwischen trachtet: und es gewährt einen hohen Genuß, zu beobachten, wie bestimmt und wie fein, wie sicher und erfolgreich dem nach rein ästhetischen Kategorien urtheilenden einseitigen Verehrer der Griechen der überall auf das genetisch Gewordene zurückgehende, mehr begreifende als beurtheilende Völkerpsychologe sich entgegenstellt.

o. γ. **Schiller.** By James Sime M. A. Edinburgh and London, William Blackwood & Sons. 1882.

In der Sammlung von „ausländischen Classikern für englische Leser", welche Mrs. Oliphant herausgibt, hat James Sime, auch bei uns durch sein Buch über Lessing bestens eingeführt, eine knappe, aber alles Wesentliche gut zusammenfassende Arbeit über Schiller erscheinen lassen. Die Vorzüge, die man seinem „Lessing" nachrühmen durfte: Zuverlässigkeit der Forschung, Präcision und eine flotte Energie der Darstellung, haben auch auf das vorliegende Buch sich übertragen; der Autor packt seinen Gegenstand fest und bestimmt an und gestaltet mit jener gewissen sauberen Nettigkeit, die das besondere Eigenthum englländischer Schriftsteller ausmacht. In den Geist des deutschen Dichters, den man mit einem seltsamen Superlativ so gern den „nationalsten" nennt, hat er sich hingebend vertieft, und ihn in allem Wesentlichen gut erfaßt, ohne daß er doch von dem Stoff erdrückt würde, wie so oft deutsche Literarhistoriker: er steht über seinem Stoff und kann ihn darum mit künstlerischer Feinheit formen. In seinem Urtheil ist er durchaus maßvoll, verständig, unbefangen, er gibt im Einzelnen manche hübsche, ästhetische Beobachtungen und weiß, mit zarter Rücksicht auch auf den unkundigen Leser, mannigfach zu belehren und anzuregen. Gelungen erscheinen uns besonders die Bemerkungen über Karl Moor, dessen Figur der Autor mit Recht weit über den aus Shakespeare'schen Reminiscenzen geborenen Franz stellt, und die Charakteristik Wilhelm Tell's; dagegen ist er „Kabale und Liebe" nicht gerecht geworden, und in der Beurtheilung der Werke der letzten Periode Schiller's ist er von der landläufigen deutschen Kritik mehr abhängig, als billig. Von den neueren Forschungen über Schiller scheinen ihm leider die in jeder Hinsicht so bedeutenden „Shakespeare-Studien" Otto Ludwig's entgangen zu sein; die anderen Materialien, Quellen und Biographien, hat er alle vortrefflich benutzt und die wenigen geringfügigen Irrthümer, denen er dabei verfallen ist, wird man dem Ausländer gern nachsehen.

o. **Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.** Vom Beginn der Reformation bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Von Rudolph Genée. (Publication des Vereins für Deutsche Literatur.) Berlin 1882, A. Hoimann & Comp.

Der Titel ist nicht wörtlich genau, denn es wird in einem der ersten Capitel auch von Roswitha und dem mittelalterlichen Drama gesprochen; eine solche Grundlage war allerdings nicht zu umgehen, denn die Tradition ebenso der kirchlichen Festspiele wie der Fastnachtsspiele des Mittelalters läßt sich noch durch das ganze sechzehnte Jahrhundert und darüber hinaus verfolgen. Der Verfasser besitzt eine reiche Belesenheit auf dem Gebiete des älteren deutschen Drama's; insbesondere die Schätze der Berliner Königl. Bibliothek sind ihm wohlbekannt; und daß er überall aus den Quellen selbst schöpft, muß man bei einem Gegenstande besonders hoch anschlagen, der bisher viel mehr zu allgemeinen Urtheilen, die einer dem andern nachspricht, als zu wirklich quellenmäßiger Forschung angelockt hat. Aber es scheint uns, daß der Verfasser nach der entgegengesetzten Seite zu weit geht, daß er sich zu sehr mit den Quellen begnügt und auch die werthvollen wissenschaftlichen Bearbeitungen, die einzelne Theile seines Thema's doch neuerdings gefunden haben, außer Augen setzt. Wenn er z. B. S. 77 die schweizerische „Lucretia" von 1533 als ein anonymes Stück aufführt, so hat er offenbar das Buch von E. Weller über das alte Volkstheater der Schweiz nicht benutzt, woraus (S. 23) er gelernt haben würde, daß die Tragödie von keinem Geringeren als Heinrich Bullinger herrührt. Das Weller'sche Buch müßte schon deshalb herbeigezogen werden, weil die Berliner Königl. Bibliothek gerade für das Schweizer Drama nicht sehr reich ist. Wenn Genée ferner in demselben Capitel S. 82 behauptet, der „Joseph" des Thiebold Gart lasse keine eigene poetische Schaffenskraft erkennen, so genügt es auf den durch Erich Schmidt besorgten Neudruck des Stückes (Elsässische Literaturdenk-

mäler Bd. II. Straßburg, Trübner 1880) und Schmidt's Vorrede zu verweisen. Dies sind aber nur zwei Fälle von vielen. Mit der Vernachlässigung der bisherigen Arbeiten hängt auch zusammen, daß wieder von einem Verfall des deutschen Volksdrama's am Ende des 16. Jahrhunderts geredet wird, während man nur in Goedeke's „Grundriß" die Uebersicht des späteren Straßburger Drama's oder die Charakteristik des Straßburger „Saul" bei Gervinus zu lesen braucht, um sich von dem Gegentheil zu überzeugen; aber ein Mann wie Kaspar Brülow fehlt ganz bei Genée, und Wolfhart Spangenberg wird nur als Uebersetzer des Naogeorg genannt. Sehr auffallend ist dann die Kürze, mit der Andreas Gryphius und Christian Weise abgethan werden, besonders wenn man sie mit der ausführlichen Behandlung der englischen Comödianten vergleicht. Durchweg müssen wir dem Verfasser vorwerfen, daß er in der Charakteristik der einzelnen von ihm behandelten Dramen mehr Aeußerlichkeiten hervorhebt, als daß er sie innerlich zu erfassen suchte: das Drama des 16. Jahrhunderts kommt dabei wesentlich zu kurz. Nur wenn man so ein Stück ganz genau und in's Einzelne mit der Quelle vergleicht, aus der es geschöpft ist, nur wenn man die zarten Abweichungen erwägt, in denen sich persönliche Auffassung zeigt, kann man z. B. einem Dichter wie Hans Sachs gerecht werden.

ξ. **Literarische Studien und Charakteristiken** von Friedrich Kreyssig. (Nachgelassenes Werk.) Mit einer Einleitung von Dr. Julius Rodenberg. (Publication des Vereins für Deutsche Literatur.) Berlin, 1882. A. Hofmann & Co.

Die „Deutsche Rundschau" erfüllt eine Pflicht dankbarer Pietät, wenn sie diesem Buch ein freundliches Geleitswort auf den Weg mitgibt. Jahre lang hat der ausgezeichnete Schriftsteller, den ein vorzeitiger Tod uns entriß, in dieser Monatsschrift des kritischen Amtes gewaltet; seine ausgebreitete Bildung, seine feine Empfänglichkeit, nicht zuletzt die unantastbare Ehrlichkeit des Charakters hatten ihn in seltener Weise dazu befähigt. Kreyssig riß niemals eine Persönlichkeit oder ein Werk aus dem geistigen Zusammenhange heraus; er hat immer danach gestrebt, jene Höhe zu erreichen, auf welcher man, unbeirrt durch Stimmungen des Tages, ungetrübte Klarheit des Urtheils zu gewinnen vermag. Er hat, zu seinem Ruhme sei es gesagt, niemals zu den sogen. „geistreichen" Kritikern gehört; er war zu ernst und zu tüchtig angelegt, als daß er jemals sich hätte in Scene setzen wollen. Gediegen war er in seinem ganzen Wesen und diesen Zug hat er auch allen seinen Schöpfungen gegeben.

Das vorliegende Werk, durch eine Charakteristik des Todten eingeleitet, welche den Herausgeber der „Deutschen Rundschau" zum Verfasser hat, enthält neun Essays, von welchen fünf ihren Stoff dem deutschen, vier dem französischen Geistesleben entnommen haben. Von den ersten sind besonders bedeutend: „Die deutsche Geistesbewegung vom Schillerfeste bis zum Bruche des Reiches mit Rom" und „Ueber die pessimistische Strömung in der Literatur unserer Zeit". Beide bekunden jene Fähigkeit, sich in das Werdende zu versenken, die einzelnen Erscheinungen im Zusammenhange mit dem Allgemeinen zu erfassen. Dabei blieb Kreyssig frei von dem Gelüste, alles Leben in abstracte Gedankenbewegung aufzulösen; überall gibt er den Ideen durch kleine Züge aus der Wirklichkeit Stütze und Halt. — Daß er unbeirrt von nationalen Vorurtheilen den französischen Geist verstand, weiß jeder Gebildete. Die vier Aufsätze („H. Heine und A. de Musset", „Diderot und die Encyklopädisten", „Beaumarchais", „Ueber das gallische Element in der französischen Literatur") liefern dafür einen neuen Beweis. Was besonders betont werden mag, ist der Geist des Wohlwollens, welchen er hier bekundet, der ihn jedoch nicht blind macht; das beweist sein Urtheil über Musset. Unsern Lesern das Buch zu empfehlen, ist wohl überflüssig, denn der Verfasser hat sich in den Kreisen unserer Zeitschrift viele Freunde gesichert; diese Zeilen hatten nur den Zweck es anzuzeigen. Es ist das Vermächtniß eines feinsinnigen Gelehrten, welcher zugleich Herz besaß; eines Talentes, das es nicht für überflüssig hielt, Charakter zu haben. Möge das Buch in dem Sinne von der Nation aufgenommen werden.

οβ. **Gedichte** von Martin Greif. Zweite, stark vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta. 1881.

Trotz aller Ungunst des Zeitgeschmacks erhält sich unsere Lyrik auf einer glücklichen Höhe. Daß selbst auf diesem Gebiete das wirklich Gute sein wenn auch kleines Publicum findet, hat der späte Erfolg Heinrich Leuthold's bewiesen; auch Martin Greif, dessen Sammlung uns heute in zweiter Auflage vorliegt, scheint jetzt zu einer Anerkennung gelangen zu sollen, die sein schönes Talent lange verdient hat. Als ein Schüler Goethe's tritt er uns entgegen, der mit Glück nach prägnanter Einfachheit des Ausdrucks, nach poetischer Durchsichtigkeit und Klarheit strebt, und dessen nicht reiche, aber schöne Innerlichkeit in dem einfachen lyrischen Sang von Liebe und Natur ihr Bestes gibt. Es ist ein eng begrenzter Kreis, in dem der Dichter steht, aber auf dem umschriebenen Raume steht er mit beiden Füßen und singt in reinen Tönen das ewig alte, ewig neue Lied. Ein Gefühl der Resignation, „männlich früher Gram", tritt als das Bezeichnendste in der nicht sehr ausgeprägten Physiognomie Greif's hervor; der Dichter blickt zurück, in herbstlicher Stimmung, auf verlorenes Jugendglück. In den Balladen und Romanzen ist er oft nicht minder glücklich, aber auch manches Verfehlte begegnet; er folgt bald mittelhochdeutschen Vorbildern, Walther von der Vogelweide, dem Nibelungenlied (wie in dem schönen, „klagenden Lied"), bald schließt er sich (wie in dem wunderlichen „Kind von Fehrbellin") den historischen Volksliedern des 16. und 17. Jahrhunderts an, bald wieder den naturfreudigen Dichtern der schwäbischen Schule. Wird solcher Anschluß allzu eng, so ergiebt sich wohl ein anderer Effect, als der Dichter glaubt: „Apfelmostes Mittelgüte Macht dem Obst uns zugethan, Auch die liebe Bohnenblüthe Seh'n wir mit Vergnügen an" — solche Verse lesen sich in ihren steifen Archaismen wie Parodie und sind doch ernst gemeint. Eine sorglose Kindlichkeit des Ausdrucks macht sich hier bemerkbar,

die an Dichter aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, etwa an Brockes erinnern kann, übrigens oft anmuthig wirkt; den bitterbösen und wohl auf kleine persönliche Kränkungen zurückzuführenden Epigrammen läßt sich diese anmuthige Wirkung weniger nachrühmen und wir hätten der an Schönem so reichen Sammlung ein reineres Austönen gewünscht.

ϱ **Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie. Dreizehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten. In sechzehn Bänden. Zweiter Band, Arras—Bibelerklärung. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

In trefflicher Weise schreitet die dreizehnte Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon fort: auf den alten, bewährten Grundlagen ein durchaus neues und zeitgemäßes Werk. Statt der 1920 Stichwörter, welche der correspondirende Band der vorigen Auflage hatte, weist der vorliegende mehr als die dopvelte Zahl auf, nämlich 4125. Er bringt 27 Tafeln mit mehreren hundert Abbildungen, 11 geographische Karten und Pläne, daneben viele in den Text gedruckte Holzschnitte. Sämmtliche Karten ebenso wie die schöne Tafel, welche die Organe des menschlichen Auges darstellt, sind im saubersten Farbendruck ausgeführt. Es versteht sich, daß fast alle Artikel neu geschrieben sind; von den größeren, eingehenderen, welche stets eine Zierde dieses Conversations-Lexikons waren, ausgezeichnet durch Fülle des Stoffs wie durch lichtvolle Darstellung und guten Stil, sind als besonders gelungen hervorzuheben der Artikel Berlin, mit einer vorzüglichen Karte von Berlin und Umgebung und einer Tafel Berliner Bauten; ferner Baden, Bayern und Belgien; und auf einem andern Gebiete Baustile (mit 12 Tafeln Illustrationen). Unter den biographischen Artikeln machen wir auf die über Beaconsfield und Berthold Auerbach aufmerksam. Nach wissenschaftlicher Genauigkeit strebend, ohne jemals die Grenzen des allgemein Verständlichen zu überschreiten, hat Brockhaus' Conversations-Lexikon immer an einer guten literarischen Tradition festgehalten; dieser Vorzug, der auch der neuen Auflage gewahrt ist, erhöht in nicht geringem Grade den bildenden und erziehenden Werth dieser großen und nützlichen Encyklopädie.

αβ **Raskaſi iz 1813 goda.** Reuter's Ut de Franzosentid in's Russische übersetzt von S. von Fleroff. Moskau 1881 (Rußki Vestnik). Verlag von Katkoff & Comp.

In wie hohem Grade der Volkscharakter von der Sprache gespiegelt, und der Charakter des Individuums von der Sprache bestimmt wird, zeigt diese Uebersetzung aus dem Niederdeutschen in's Russische. Auf einer genauen und feinen Kenntniß beider Sprachen beruhend, und mit großer Liebe gearbeitet, ist die Uebersetzung so gut, wie sie sein kann, und gibt Alles, was sie zu geben vermag. Aber gibt sie das Original? In dem Umriß, den die Thatsachen der Erzählung bilden, gewiß; in der Farbe, die von der ganzen geistigen Richtung der Sprache abhängt, viel weniger. Zwei verschiedenere linguistische Typen als der sächsische und slavische lassen sich im civilisirten Europa eben nicht auffinden, und wo der eine zum vollen malerischen Ausdruck gelangt, wird der andere es immer schwer finden, eine Copie zu liefern. Die Bedeutungen niedersächsischer Worte sind eng, aber verständig; warm, aber zurückhaltend; gutmüthig, aber neckisch; brav, aber derb. Von nahezu Allem findet im Russischen das Gegentheil statt. Mit einem bezeichnenden Idiotismus nennt sich der Russe in Verstand und Gemüth eine „breite Natur". Gescheidt und leichtblütig, ist seine Sprache reich an klugen und freundlichen Nüancen, aber verhältnißmäßig arm an Bedeutungen, welche die Stetigkeit des Kopfes und Herzens ausdrücken. Dazu kommt, daß die Mischungen anders vertheilt sind. Die russische Wärme ist nichts weniger als zurückhaltend, sondern eher demonstrativ; die russische Bravheit dagegen mehr reservirt. Die russische Neckerei ist häufig nicht gutmüthig, die russische Gutmüthigkeit selten neckisch; die russische Klugheit durchaus nicht eng, aber dafür auch nicht immer verständig und auf praktische Zwecke gerichtet. Um nur ein Beispiel anzuführen, mit welch naiver Innerlichkeit wirkt nicht das plattdeutsche „dat is woahr", wenn es als Zustimmung zu einer verhältnißmäßig geringfügigen Aussage eines Anderen gebraucht wird? Wie tritt nicht darin die Wahrheitsliebe hervor, welche nichts Geringfügiges kennt, wo es sich um Wahrheit handelt; die Selbstachtung, welche eine so gewichtige Billigung fremder Bemerkungen wagen kann; und die Schwerfälligkeit, welche selbst Kleines überlegt, ehe sie es zugibt. Und dafür sagt der Russe: eto pravda, „dies ist Wahrheit, Gerechtigkeit, Gesetzmäßigkeit und Sündlosigkeit". Denn alle diese Bedeutungen hat pravda, weil der Russe die sittliche Wahrheit nicht als ein inneres Gut an sich, sondern als eine Handlungsweise gegen Dritte auffaßt, und so von der sachlichen Wahrheit, die durch ein anderes Wort bezeichnet wird, scheidet. Wie soll eine Uebersetzung von Gemüthsschilderungen den Ton des Originals treffen, wo die Wortinhalte so weit auseinandergehen? Hat nicht einmal das Schriftenglisch, das unserem Platt so viel näher steht, eine entsprechende Uebersetzung der genannten Erzählung zu liefern vermocht, wie sollte es das ferne Russische? Zumal das geschriebene Großrussische, welches in so hohem Grade eine Literatursprache voll Abstractionen, mit Vermeidung volksthümlicher Färbungen und Verbindungen, ist. Nach Herrn Fleroff's Vorwort zu schließen, hat er dies, wie von einem so guten Kenner zu erwarten war, auch gefühlt, und würde lieber in den Kleinrussischen Volksdialekt übersetzt haben, — wenn derselbe gedruckt werden dürfte. Aber die Nationaleinheit in ihrer gegenwärtigen Auffassung duldet das nicht.

Wir fügen unserer Notiz hinzu, daß Herr von Fleroff eben auch Hoffmann's „Nußknacker" in einer vortrefflichen russischen Nachbildung (bei Alex. Lang, Moskau) veröffentlicht hat. Das Werk, in höchst ansprechender Ausstattung, mit vier colorirten Bildern von Makomski, hat in Rußland außerordentlichen Beifall gefunden und wird ohne Zweifel sich in der dortigen Kinderliteratur ebenso einbürgern, wie das Original bei uns.

o. β. **Wundersame Abenteuer des edlen Tartarin von Tarascon.** Von Alphonse Daudet. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1882.

Ein älteres Werk Daudet's, das sich uns in einer recht lesbaren Uebersetzung präsentirt und in mehrfacher Hinsicht gerade jetzt neues Interesse erweckt. Es zeigt uns den heutigen ernsten Realisten als einen harmlos spielenden, von aller bittern Satire freien Humoristen, der als ein Zeichen seiner Harmlosigkeit dem Buche das Wort voranstellt: „Jeder Franzose stammt ein wenig aus Tarascon." Es zeigt uns den unpolitischen älteren Bruder des Numa Roumestan, dessen Don Quichoterien im Vergleich zu denen des jüngeren nach unserem Wortgebrauch „vormärzlich" genannt werden könnten. Das Vorbild des „Don Quixote" hat Daudet nicht zu verstecken gesucht, sondern mit einer gewissen Absichtlichkeit mehrfach darauf hingewiesen, indem er hinzufügt, daß in seinem Helden zugleich die Seele des Don Quixote und jene des Sancho Pansa wohne; allzu wörtlich darf man das freilich nicht nehmen, wie denn gegenüber der großartigen Weltweite des spanischen Gedichtes Daudet's Tartarin aus Tarascon klein und gewissermaßen körperlos erscheint. Aber ohne Vergleich betrachtet, haben wir hier die lustige und oft witzige, an launigen Einfällen und geistreichem Spiel reiche Geschichte eines südfranzösischen Prahlhansen, der, halb gezwungen durch seine eigenen Großsprechereien, auf die Löwenjagd nach Algier geschickt wird und nach allerlei leichten Abenteuern als ein berühmter Mann zu seinen gleichgestimmten Landsleuten heimkehrt — eine Geschichte, die den bei uns zumeist nur aus seinen jüngsten Werken bekannten Autor von einer neuen Seite zeigt, und auch ohne jede literarische Betrachtung durch ihre anmuthigen Harmlosigkeiten den empfänglichen Leser erfreuen wird.

o. β. **Mandragola.** Komödie in fünf Aufzügen von Niccolo Machiavelli. Aus dem Italienischen übersetzt und eingeleitet von Albert Stern. Leipzig, Otto Wigand. 1882.

Es ist die bedeutendste von Machiavelli's Komödien und nach dem Urtheil Mancher, die bedeutendste aller italienischen Komödien, welche durch die dankenswerthe (nur in den Versen leider etwas bösartige) Uebersetzung von Stern jetzt allgemein zugänglich wird. Sie spiegelt voll die Sitten, oder Nicht-Sitten, ihrer Zeit, so voll, daß selbst andeutungsweise ihr Inhalt nicht wiederzugeben ist, und daß eine berühmte Streitfrage existirt, ob Machiavelli mehr die Absicht hatte, sein Publicum durch diese äußerst natürlichen Vorgänge zu amüsiren, oder es zu bessern und zu bekehren. Ich neige entschieden zu der ersten Ansicht: über den betrogenen Liebhaber zu lachen, der selbst den Rivalen zu Liebchens Thüre geleitet, ist aller Zeiten gutes Lustspielrecht gewesen; wenn selbst in unserer zahmen Welt dieses Motiv etwa in Theodor Körner's „Nachtwächter" Gestalt gewinnen konnte, so hat es wenig Wunderbares, ihm im 16. Jahrhundert in dieser unbeschreiblich heidnischen Nacktheit zu begegnen. Man vergleiche nur was Shakespeare in seinen Komödien leistet an solchen Dingen, wie viel, von uns aus geurtheilt, Rohheiten, Derbheiten und Eindeutigkeiten Motoren der Handlung sind in der „Widerspänstigen Zähmung" oder „Imogen", und man wird die tendenzlose Lustigkeit des großen Florentiners leichter verstehen und sich — ist man nur im Stande, etwas sehr kräftige Kost ohne Beschwerden zu verdauen — an der verwegenen Komik der Situationen und der lebendigen und scharfen Charakteristik aller Figuren weidlich ergötzen.

ξ. **Der Orden der Odd-Fellow's, dessen Geschichte, Organisation und Wesen.** Bearbeitet von D. Andreas, Exmeister ꝛc. 1882. Leipzig, Eug. Grimm.

Das Buch ist geeignet, die schiefen Vorstellungen, welche man sich über den Orden zu machen pflegt, zu beseitigen. Die ursprünglichen „Odd-Fellows" — das Wort bezeichnet nicht „Sonderbare Brüder", sondern wahrscheinlich „Ueberzählige Gesellen" — waren eine Vereinigung von Hilfsarbeitern, welche wegen ihrer weniger sicheren Lage sich zusammenthaten, um für Tage der Arbeitslosigkeit und Krankheit sich gegenseitig eine Stütze sein zu können. Erst späterhin traten dem Bunde auch Mitglieder anderer Stände bei. Aber diese verschiedenen Logen der älteren englischen Odd-Fellow's tragen überwiegend den geschäftlichen Charakter an sich, und bewegen sich vornehmlich auf dem Gebiet des Hilfs-, Kranken- und Sterbekassenwesens, während der eigentliche Orden, so wie er sich zuerst auf amerikanischem Boden entwickelt, von da 1870 nach Deutschland verpflanzt hat, aber diesen humanen Gedanken brüderlicher Hilfe, allgemeine sittliche und geistige Hebung der Mitglieder und dadurch der Menschheit sich zum Ziele gesetzt hat. Dadurch stellt er sich neben die Freimaurer. In Nordamerika hatten 1878 die Logen eine Mitgliederzahl von 450,238; die Einkünfte von 1877 auf 1878 betrugen 4,266,986 Dollars. Bei uns bestanden Ende 1880 56 Logen mit ca. 2300 Mitgliedern. Wir wünschen dem Orden weitere Fortschritte, und hoffen, daß dieses Buch ihnen manchen Gleichgesinnten zuführen möge. Vermißt haben wir nur nähere Angaben über den Beitritt und über die Statuten, so weit dieselben der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht werden können.

ξ. **Album des klassischen Alterthums.** Zur Anschauung für Jung und Alt, besonders zum Gebrauch in Gelehrtenschulen. Eine Gallerie von 76 Tafeln in Farbendruck nach der Natur und nach antiken Vorbildern mit beschreibendem Text, von Hermann Rheinhard. 2. Aufl. Stuttgart, Hoffmann'scher Verlag.

Das ganze Werk soll in 12 Lieferungen vollendet sein. Die erste vorliegende macht einen günstigen Eindruck. Sie enthält: Athen; Akropolis zur Zeit des Perikles, Propyläen (restaurirt); Erichthurm; Jupitertempel und der Thurm der Winde. Die farbigen Steindrucke aus der Anstalt von Hochdang sind klar und sauber. Für Gymnasien und andere Anstalten ist das Werk, welches in den nächsten Heften auch Abbildungen von Kunstwerken, Waffen, Kostümen u. s. w. bringen wird, recht empfehlenswerth.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. October zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Amici. — Edmondo de Amici's Marokko. Nach dem Italienischen frei bearbeitet von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 165 Original-Illustrationen. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1883.

Andersen. — Der Improvisator. Roman in zwei Theilen von H. C. Anderien. Nach dem dänischen Original neu übersetzt und eingelettet von Edm. Lobedanz. (Collection Spemann.) Stuttgart, W. Spemann.

Asher's Collection of english Authors british and american. — Vol. 195/196. God and the man. A Romance by Robert Buchanan. Copyright edition. In two volumes. Hamburg, K. Gradener & J. F. Richter. 1882.

„Autoemancipation." Mahnruf an seine Stammesgenossen von einem russischen Juden. Berlin, Commissions-Verlag von W. Issleib. 1882.

Baden-Pritchard. Die photographischen Ateliers von Europa. Von H. Baden-Pritchard. Deutsche autorisirte Ausgabe mit 43 Holzschnitten. Düsseldorf, Ed. Liesegang. 1882.

Balbi. — Adrian Balbi's Allgemeine Erdbeschreibung. Ein Handbuch des geographischen Wissens. Siebente Auflage. Vollkommen neu bearbeitet von Dr. Joseph Chavanne. Mit 400 Illustr. u. 150 Karten. Lfg. 6/10. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Baumbach. — Von der Landstrasse. Lieder von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1882.

Beneke. — Die erste Ueberwinterung Kranker auf Norderney. Aerztlicher Bericht von Dr. F. W. Beneke. Norden und Norderney, H. Braams. 1882.

Beyer. — Deutsche Poetik. Theoretisch-praktisches Handbuch der deutschen Dichtkunst. Nach den Anforderungen der Gegenwart von Dr. C. Beyer. Zweiter Band. Stuttgart, G. J. Göschen. 1882.

Biberfeld. — Gedichte von Carl Biberfeld. Breslau, Trewendt & Granier's Verlag. 1882.

Boehling. Schicksale und Wirkungen des W-Lautes in den indogermanischen Sprachen. Von Dr. Georg Boehling. I. Theil. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. Th. Mierzinsky. 1882.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. Liefg. 33/39. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Bubenik. — Alexander Petöfi. Eine Skizze seines Lebens und Dichtens. Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Club in Wien am 20. April 1882, von Dr. Franz Bubenik. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1882.

Byron. — Marino Faliero, Doge von Venedig. Geschichtliche Tragödie von Lord Byron. Freie Uebersetzung von Thierry Freyer. Frankfurt a. M., Alfred Neumann'sche Buchhandlung. 1883.

Cagnat. — Etude historique sur les impôts indirects chez les Romains jusqu'aux invasions des barbares, d'après les documents litteraires et epigraphiques, par M. R. Cagnat. Paris. Imprimé par autorisation du gouvernement à l'imprimerie nationale. 1882.

Chaillu. — Im Lande der Mitternachtssonne. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nordfinnland. Nach Paul B. du Chaillu frei übersetzt von A. Helms. 17. Lfg. Leipzig, F. Hirt & Sohn.

Darwinistische Schriften. Nr. 13 und 14. — Nr. 13: Die Religion und der Darwinismus. Eine Studie von Carl Julius Elfeld. Nr. 14: Ueber Ursprung und Lebenserscheinungen der thierischen Organismen. Lösung des Problems über das ursprüngl. Entstehen organischen Lebens in unorganisirter Materie von S. Philipp. Leipzig, Ernst Günther's Verlag. 1883.

Deutsche Wahrheiten und Magyarische Entstellungen. — Eine Entgegnung auf die officiöse Broschüre: Dr. Heinze's Anklageschrift „Hungarica" im Lichte der Wahrheit. Pressburg und Leipzig, 1882, bei C. Stampfel. Leipzig, Otto Wigand. 1882.

Dietrichs und Parisius. — Bilder aus der Altmark von Hermann Dietrichs und Ludolf Parisius. Mit 140 Original-Holzschnitten. V. Lfg. Hamburg, J. F. Richter. 1882.

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenck, Geh. Schulrath Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. Wittstein, Prof. Dr. von Zech. Zweite Abtheilung. Lfg. 57. Breslau, Ed. Trewendt. 1882.

Engelhardt. — Eine Hochzeitsreise und Gedichte vermischten Inhalts von Helene von Engelhardt. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung. 1882.

English library. — Nr. 5 bis Nr. 17. Zürich, Rudolphi & Klemm. 1882.

Gewerbehalle. 1882. Lfg. 10. Stuttgart, J. Engelhorn.

Godin. — Gräfin Lenore. Roman von A. Godin. Leipzig, Schulze & Comp. 1882.

Goldstein. — Richard Wagner's Parsifal. Briefe aus Bayreuth von Max Goldstein. Berlin, Freund & Jeckel. 1882.

Gottschall. — Poetik. Die Dichtung und ihre Technik. Vom Standpunkte der Neuzeit von Rudolf von Gottschall. 2 Bde. Fünfte durchgesehene und verbesserte Auflage. Breslau, Ed. Trewendt. 1882.

Götzinger. — Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studirende und Laien, bearbeitet von Ernst Götzinger. Lfg. 16/17. Leipzig, Woldemar Urban.

Grohmann. — Lehre der Declamation. Ein Lehr- und Hilfs-Buch. Herausgegeben von Wilhelm Grohmann, kgl. Schauspieler a. D. Berlin, Franz Rosenthal. 1882.

Gubernatis. — Storia universale della letteratura, di Angelo de Gubernatis. Volume I und II. 1 u. 2. Storia del teatro drammatico. Milano, Ulrico Hoepli. 1882.

Hahn. — Zwanzig Jahre. 1862—1882. Rückblicke auf Fürst Bismarck's Wirksamkeit für das deutsche Volk. Von Ludwig Hahn. Eine politische aber keine Parteischrift. Berlin, Wilhelm Hertz. 1882.

Hamerling. — Amor und Psyche. Eine Dichtung in sechs Gesängen von Robert Hamerling. Illustrirt von Paul Thumann. Leipzig, Adolf Titze.

Heimgarten. — Eine Monatsschrift, gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. VII. Jahrg. Heft 1. Graz, Leykam-Josefsthal.

Herbart. — Joh. Friedr. Herbart's sämmtl. Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von Karl Kehrbach. 1. Lfg. Leipzig, Veit & Comp. 1882.

Hertz. — Bruder Rausch. Ein Klostermärchen von Wilhelm Hertz. Stuttgart, Gebrüder Kröner. 1882.

Jastrow. — Pufendorf's Lehre von der Monstrosität der Reichsverfassung. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Einheit von Dr. J. Jastrow. Berlin, In Kommission bei Mayer & Müller. 1882.

Kaden. — Die Riviera, Rom, Neapel, Sicilien. Praktischer Wegweiser für Reisende. Von Woldemar Kaden. Mit Karten und Plänen. (Grieben's Reise-Bibliothek, Bd. 80.) Berlin, Albert Goldschmidt. 1883.

Kares. Poesie und Moral im Wortschatz mit besonderer Berücksichtigung der deutschen und englischen Sprache von Dr. Otto Kares. Essen, G. D. Bädeker. 1882.

Karlshoff. — Variationen über das Thema „Laura am Klavier". In zwölf Dichter-Charakteren von K. Karlshoff. Berlin, Ulrich Klein. 1883.

Kautzmann-van Oosterzee. — Fürstin und Frau. Ein Charakter- und Sittengemälde aus der holländischen Gesichte von S. Kautzmann-van Oosterzee. Autorisirte Uebersetzung von Mathilde Karstens. Mit einem Vorwort von C. Funcke. Basel, Felix Schneider. 1883.

Köppen. — Feld- und Federzüge. Erinnerungen aus dem Jahrzehnt der Einführung der neuen Heeres-Organisation in Preußen 1860—1860 von Fedor von Köppen. Leipzig, Carl Reißner. 1882.

Kühn. — Schiller. Zerstreutes als Bausteine zu einem Denkmale gesammelt von Adalbert Kühn. I. Band. Weimar, B. F. A. Kühn. 1882.

Lecky. — Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert von William Eduard Hartpole Lecky. Mit Genehmigung des Verfassers nach dem englischen Original übersetzt von Ferdinand Löwe. III. Band. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshdlg. 1882.

Lehmann. — Ueber systematische Förderung wissenschaftlicher Landeskunde von Deutschland. Vortrag, gehalten auf dem zweiten deutschen Geographentage zu Halle von Dr. Richard Lehmann. Nebst einem Anhang, enthaltend die bezüglichen Verhandlungen des Geographentages und den im Auftrag desselben erlassenen Aufruf. Separatabdruck aus den Verhandlungen des zweiten deutschen Geographentages zu Halle. Berlin, Dietrich Reimer. 1882.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 54/55. Stuttgart, J. Engelhorn.

Lewald. — Treue Liebe. Erzählung von Fanny Lewald. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1883.

Lyon. — Goethe's Verhältniss zu Klopstock. Ihre geistigen, literarischen und persönlichen Beziehungen. Von Dr. Otto Lyon. Leipzig, Th. Grieben. 1882.

Marholm. — Ein Verkommener. Drama in vier Acten von Leonhard Marholm. Riga, Stahl'sche Buchdruckerei. 1882.

Maschek. — Das Kopfzeichnen nach einfachen Gesetzen der räumlichen Symmetrie von F. Maschek. 6 Blätter mit Text. Troppau, Commissions-Verlag von Otto Gollmann.

Moderne Wohlthätigkeit. — Erzählung von der Prinzessin ". ", Verfasserin des Romans „Eglantine". Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1883.

Moldenhauer. — Das Weltall und seine Entwickelung. Darlegung der neuesten Ergebnisse der kosmologischen Forschung von E. F. Theodor Moldenhauer. 17./18. Lfg. (Schluß.) Köln, Ed. H. Mayer. 1882.

Monin. — Monumentes des amiens idiomes gaulois. Textes-Linguistique par H. Monin. Paris, Ernest Thorin.

Müldener. — Das Buch vom Wetter oder das Wetter im Sprüchwort. Von Dr. Rudolf Müldener. Bernburg und Leipzig, J. Bacmeister.

Nordlandfahrten. — Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. 23. Lfg. Leipzig, F. Hirt & Sohn.

Nover. — Der Vater Rhein in Sage und Dichtung. Eine poetische Wanderung von der Quelle bis zum Meere. Von Dr. J. Nover. Mainz, Victor v. Zabern.

Polack. — Brosamen. Erinnerungen aus dem Leben eines Schulmannes von Friedrich Polack. Erster Band. Jugendleben. Wittenberg, R. Herrosé. 1883.

Racowitza. — Gräfin Vera. Roman in drei Theilen von Helene von Racowitza. 2 Bde. München, Georg Pollner. 1882.

Rhomberg. — Die Erhebung der Geschichte zum Range einer Wissenschaft oder Die historische Gewissheit und ihre Gesetze. Von Adolf Rhomberg. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1883.

Roquette. — Inga Svendson. Erzählung von Otto Roquette. Stuttgart, Richter & Kappler. 1883.

Rosegger. — P. K. Rosegger's Ausgewählte Schriften. Lfg. 61—70. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1883.

Rosenberg. — Geschichte der modernen Kunst. Von Adolf Rosenberg. Lfg. 2. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1882.

Rundschau, deutsche, für Geographie und Statistik. V. Jahrg. I. Heft. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVII. Serie. Heft 398. Was geboren ist auf Erden, muß zu Erd' und Asche werden. Von Dr. Fritz Pfuhl. — Heft 399. Stellung und Leben der deutschen Frau im Mittelalter. Von Gustav Reinsch. Berlin, C. Habel. 1882.

Schmidt. — Die Knappenlisl vom Rauschenberg. Erzählung aus dem bayerischen Hochgebirge. Von Maximilian Schmidt. Stuttgart, Ferd. Krabbe. 1882.

Schwarz-Curtmann. — Lehrbuch der Erziehung von Schwarz und Curtmann. Ein Handbuch für Eltern, Lehrer und Geistliche, herausgegeben von H. Freienfehner. Achte Aufl. Zweiter Theil. Schul-Erziehungslehre. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter. 1882.

Schweiger-Lerchenfeld. — Griechenland in Wort und Bild. Eine Schilderung des hellenischen Königreichs von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit ca. 200 Illustrationen. 14/15. Lfg. Leipzig, H. Schmidt & Carl Günther. 1882.

Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. Heft 9: Aus dem Kanton Basel. Zweites Heft. Heft 10: Aus dem Kanton Schaffhausen. Erstes Heft. Gesammelt und herausgegeben von Professor C. Sutermeister. Zürich, Orell, Füßli & Comp. 1882.

Seraphin. — Moderne Walpurgisnacht. Didaktisches Gedicht von Franz Seraphin. Hannover, Schmorl & von Seefeld. 1882.

Seuberlich. — Wilder Garten. Neue Gedichte von Rudolf Seuberlich. Riga, R. Kymmel. 1881.

Slowacki. — Balladina. Tragodie in V Aufzügen, übersetzt von Dr. Ludomil German. Krakau, In Commission bei S. A. Krzyzanowski. 1882.

Steinbach. — Der Reisebegleiter von Düsseldorf nach Frankfurt auf der links- und rechtsrheinischen Eisenbahn und auf dem Dampfboot. Von Joseph Steinbach. Mit Rheinansichten, Karte und Anhang. Neuwied und Leipzig. Heuser's Verlag.

Steinhausen. — Zufällige Herzenserleichterungen eines einsamen Kunst- und Literaturfreundes. Herausgegeben von H. Steinhausen. Neue Folge. Leipzig, Georg Böhme 1883.

Stetten. — Gedichte von Norbert Freiherrn von Stetten. Wien, Carl Konegen. 1882.

Szilágyi. — Gabriel Bethlen und die schwedische Diplomatie. Aus dem ungarischen Original des Alexander Szilágyi. Budapest, Fr. Kilian. 1882.

Taine. — Die Entstehung des modernen Frankreich. Von H. Taine. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich. Zweite Abtheilung. Leipzig, Ambr. Abel. 1882.

Verhandlungen des zweiten deutschen Geographentages zu Halle am 12., 13. und 14. April 1882. Berlin, Dietrich Reimer. 1882.

Verwijs und Verdam. — Middelnederlandsch Woordenboek, van Dr. E. Verwijs en Dr. J. Verdam. Tweede Aflevering. Aeng — Afga. 's-Gravenhage, Martinus Nijhoff. 1882.

Voß. — Luigia Sanfelice. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. (Mit dem „Räuberjubiläumspreis" am Schillertage zu Mannheim gekrönt.) Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 1882.

Weber. — Vom rollenden Flügelrade. Skizzen und Bilder von Max Maria von Weber. (Nachgelassenes Werk.) Mit einer biographischen Einleitung von Major Max Jähns. (Bd. I. Serie VII des Vereins für deutsche Literatur.) Berlin, A. Hofmann & Comp. 1882.

Weihnachtsspiel, Das Berliner. — Von den Prinzen und Prinzessinnen des Kurfürstlichen Hofes im Jahre 1589 in Berlin aufgeführt. Uebertragen von Dr. Alb. Freybe. Leipzig, Dörffling & Franke. 1882.

Wellmer. — Gemüthsbuch und Thierschutz. Von Meta Wellmer. Herausg. vom Münchener Thierschutzverein. Neue Auflage. München, J. Gotteswinter. 1882.

Weltgeschichte, illustrirte, für das Volk. Prachtausg. Mit etwa 2000 Text-Illustrationen. 40 — 50 Tontafeln und zahlreichen Portrait-Gruppen. Lfg. 95/100. Leipzig, Otto Spamer's Verlag.

Weltpost. — Blätter für deutsche Auswanderung, Colonisation und Weltverkehr. II. Jahrg. 12. Heft. Leipzig, Weltpost-Verlag.

Wichert. — Heinrich von Plauen. Historischer Roman in 3 Bänden. Leipzig, Carl Reißner. 1881.

Wirth. — Geschichte der Handelskrisen von Max Wirth. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1883.

Wissen, Das, der Gegenwart. — Band IV: Die Insecten nach ihrem Schaden und Nutzen. Von Prof. Dr. C. Taschenberg. Band V: Geschichte des dreißigjährigen Krieges in drei Abtheilungen von Anton Gindely. III. Abtheilung. Mit 9 Doppelbildern und 3 Portraits in Holzstich. Band VI: Der Welttheil Australien. Von Dr. K. E. Jung. I. Abtheilung. Mit 14 Vollbildern, 24 Abbildungen und 2 Karten in Holzstich. Leipzig, G. Freytag. 1882.

Zeit- und Streit-Fragen, deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. v. Kluckhohn, Redakteur A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer u. Prof. Dr. Paul Schmidt, herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. XI. Heft 170. Die katholischen Gesellenvereine in Deutschland. Von Paul Dehn. Berlin, C. Habel. 1882.

Zeitschrift, historische. — Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Jahrg. 1882. Heft 3. Inhalt: Die Prinzessin von Ahlden. Von A. Köcher. Zweiter Artikel. Zur Geschichte der preußischen Verfassungsfrage. Von Alfred Stern. Literaturbericht. Bericht über die Monumenta Germaniae. München, R. Oldenbourg.

Zollern. — Ein politischer Schachzug Friedrich des Großen. Historischer Roman von Hans von Zollern. 2 Bde. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1883.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Sinnigstes Hochzeitsgeschenk!
Neu!
Hochzeits-Album.
Preis 6 Mark.
Verlag R. Herrose
W. Menbert
an den Geber!
Ein eigenartig durchdachtes Prachtwerk, eine Chronik für Familie und Haus.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena**.

Vor Kurzem erschien:

Die Venus von Milo.

Eine Untersuchung auf dem Gebiete der Plastik und ein Versuch zur Wiederherstellung der Statue

von [67]

C. Hasse.

o. ö. Prof. der Anatomie an der Universität Breslau.

Mit 4 Lichtdruck- und 4 lithographischen Tafeln. Preis: 7 Mark.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena**.

Rubens und die Antike.

Eine kunstgeschichtliche Untersuchung

von

Dr. Friedr., Freiherr Goeler von Ravensburg. [68]

Ein Band. Lex. 8°. In hocheleg. Ausstattung mit Kopfleisten und Initialen. Mit 6 Lichtdrucktafeln. Brosch. **10** Mark.

*Das vorliegende Buch behandelt ausführlich die sämmtlichen mythologischen, allegorisch-mythologischen und antik-geschichtlichen Darstellungen von Rubens und enthält mehrere **fast noch unbekannte** Gemälde von Rubens, die hier zum **ersten Male** publicirt werden. Die Widmung hat Se. K. K. Hoheit der **Kronprinz des deutschen Reiches** allergnädigst angenommen.*

Verlag von **G. Reimer** in **Berlin**, zu beziehen durch jede Buchhandlung: [63]

Shakespeare's

dramatische Werke

nach der Uebersetzung von

Aug. Wilh. Schlegel und **Ludw. Tieck**,

sorgfältig revidirt und theilweise neu begründet, mit Einleitungen und Noten versehen, unter Redaction von **H. Ulrici**, herausgegeben durch die **Deutsche Shakespeare-Gesellschaft**.

Zwölf Bände groß Octav.

Zweite Auflage 15 Mark.

Soeben erschienen:

Karl Maria von Weber.

Sein Leben und seine Werke dargestellt

von [62]

August Reißmann.

Mit Portraits, Illustrationen und Notenbeilagen.

8° auf feinem Velinpapier, geh. M. 6,—, fein geb. M. 7,—.

Dieses Werk schließt sich den weitverbreiteten Musiker-Biographien Schumann, Mendelssohn, Schubert u. s. w. des Verf. an, indem es eine Darstellung der künstler. Entwickelung des Meisters, sowie seiner kunst- und culturgeschichtlichen Bedeutung gibt. Eine werthvolle Beigabe bilden d. „Kyrie" und „Sanctus" aus Weber's ungedruckter G-dur-Messe.

Verlag von **Robert Oppenheim**. **Berlin W.**

Im Verlag von **H. Reuther** in **Karlsruhe** und **Leipzig** ist soeben erschienen:

Ersatz der Religion

durch Vollkommeneres

und die

Ausscheidung alles Judenthums

durch den modernen Völkergeist

von [74]

Dr. E. Dühring.

gr. 8°. 17½ Bogen. Preis: M. 4.50.

Inhalt: I. Freiheit von der Religion. II. Selbstverwerfung des Judenthums in der Christuslehre. III. Lossagung der modernen Völker von aller Judenüberlieferung. IV. Unverträglichkeit des jüdischen Sinnes m. d. neueren Völkergeist. V. Surrogate und Abschaffung der Religion. VI. Ursprung und Artung des Vollkommeneren. VII. Gestaltung der Hauptbegriffe. VIII. Culturersatz und neueres Martyrerthum. IX. Geistesführung in Staat u. Gesellschaft.

Die aus dem Biliner Sauerbrunn gewonnenen
PASTILLES DE BILIN
(Biliner Verdauungszeltchen)
bewähren sich als vorzügliches Mittel bei Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht und beschwerlicher Verdauung, bei Magenkatarrhen, wirken überraschend bei Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus, u. sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen.
Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen, in den meisten Apotheken und Droguen-Handlungen.
Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen)
[57]

Die Kaffee-Surrogat-Fabrik

von
Lensmann & Zabel, Hannover
liefert durch die meisten Detail-Geschäfte
Hannov. Kaffee-Ersatz. [53]
" **Feigen-Kaffee** aus besten orientalischen Feigen.
" **Kaffee-Spar-Extract.**
Sämmtliche Fabrikate sind vom Lebensmittel-Untersuchungsamt zu Hannover und anderen Autoritäten als vorzüglich begutachtet.

Binet fils & Cie, Reims,
Champagnes Élite & Dry Élite,
empfiehlt dem Kenner und Feinschmecker
der Generalagent [46]
J. Nebrich, Köln.

Eine Fabrik vom besten Ruf
„Specialität Kunstsandstein"
verbunden mit Stuck- und Bildhauerwerkstatt, ist veränderungshalber für den Preis von 28,000 ℳ **zu verkaufen.** Am vortheilhaftesten, wenn ein Architekt und ein Bildhauer die Sache gemeinschaftlich übernehmen; auf diese Weise läßt sich das Geschäft auf bedeutende Höhe treiben. Briefliche Offerte unter J. R. 8977 an Rudolf Mosse, Berlin S.W. [44]

Eine vollständige Einrichtung zur **Bonbon- u. Confituren-Fabrikation** ist sofort billig zu verkaufen. Adressen sub M. N. 1808a. befördert Haasenstein & Vogler, Berlin, S.W. [49]

Kanarienvögel
Meine wahrhaft schön singenden
werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dürsten, Erfrieren der Vogel unmöglich ist. [47]
R. Maschke,
St. Andreasberg im Harz.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao. 1 Pfd. = 100 Tassen.
Preis: per 1/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 80 Pfennig.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Colonial-, Delicatessen- und Droguengeschäften. [45]

Griechische Weine
1 Probekiste
mit 12 ganzen Flaschen in 12 ausgewählten Sorten von Cephalonia, Corinth, Patras und Santorin
versendet Flaschen und Kisten frei zu **19 Mark**
J. F. MENZER, Neckargemünd, Ritter des Königl. Griech. Erlöser-Ordens
154

Neuer Verlag von Dietrich Reimer in Berlin S.W.

1882.] **Anhaltstrasse No. 12.** [1882.

Ferd. von Richthofen, China. Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien. **Zweiter Band.** Das nördliche China. Mit 126 Holzschnitten, 1 farbigen Ansicht, 2 Karten und 5 geologischen Profiltafeln. 1882. Preis geheftet 32 Mark, geb. 36 Mark. — **Vierter Band.** Die Paläontologie China's. Mit 54 paläontologischen Tafeln. 1882. Preis geh. 32 Mark, geb. 36 Mark. (**Der vierte Band wird ebenfalls noch in diesem Jahre ausgegeben!**)

H. Kiepert, Neue General-Karte von Unter-Italien mit den Inseln Sicilien und Sardinien. (Für Italien unter dem Titel: Italia meridionale colle isole di Sicilia e Sardegna.) 2 Blätter. Maßstab 1 : 800,000. 1882. Preis zusammengesetzt in Carton 6 Mark, auf Leinwand in Mappe 8 Mark. [61]

H. Kiepert, General-Karte des Russischen Reiches in Europa. 6 Blätter. Maßstab 1 : 3,000,000. **Fünfte verbesserte Auflage. 1882.** Preis in Umschlag 10 Mark, auf Leinwand in Mappe 15 Mark.

C. Haussknecht's Routen im Orient. Nach den Originalskizzen redigirt von **H. Kiepert.** 4 Blätter. **Blatt I. II: Nord-Syrien, mesopotamien** und **Süd-Armenien.** Maßstab 1 : 600,000. **Blatt III: Kurdistan** und **Irak.** 1 : 800,000. **Blatt IV: Centrales** und **südliches Persien** Irak, Farsistan und Luristan. Mit kurzem erläuternden Text. 1882. Preis der 4 Blätter in Umschlag 10 Mark. — Preis des einzelnen Blattes 4 Mark.

H. Kiepert, Neue General-Karte von Süd-Amerika. Auch unter dem Titel: Mapa general de la América meridional. 1 großes Blatt. Maßstab 1 : 10,000,000. 1882. Preis in Umschlag 3 Mk., auf Leinwand in Mappe 6 Mark.

Verhandlungen des ersten deutschen Geographentages zu Berlin am 7. und 8. Juni 1881. Mit 1 Kartenskizze und 6 Tafeln Abbildungen. gr. 8. 1882. Preis geh. 4 Mark.

Verhandlungen des zweiten deutschen Geographentages zu Halle am 12., 13. und 14. April 1882. gr. 8. 1882. Preis geh. 3 Mark.

☛ **Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!**

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Unter den Kannibalen auf Borneo.

Eine Reise auf dieser Insel und auf **Sumatra.**

Von [71]

C. Bock.

Aus dem Englischen. Mit einleitendem Vorwort von **A. Kirchhoff.** Lex.-8°. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, 7 Holzschnitten und 1 Karte.

Broch. 21 ℳ, in originellem mit Deckenzeichnung versehenem Einbande 23 ℳ 50 ₰.

Das Werk wird nicht verfehlen durch seine glänzende Ausstattung mit 30 Farbendruckbildern, durch seine reiche Fülle werthvollen geographischen und ethnologischen Materials in Schilderung noch **gänzlich unbekannter Gegenden** und noch niemals gesehener Menschenracen verdientes Aufsehen zu erregen.

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Großes illustrirtes Journal für Unterhaltung und Mode.

Jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2½ Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 Mark 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe", und kostet das Heft (24 jährlich) 50 Pf.

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf.

Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Post-Anstalten. [58]

Am 1. October beginnt eine neue Novelle aus Alexandrien von O. Ernst.

Fritz Borstell's Lesezirkel verbunden mit der Nicolai'schen Buchhandlung.

Berlin, C., Brüderstr. 13.

Grösstes deutsches Bücher-Leih-Institut. — Lager über 500 000 Bände.

Hauptverzeichniss: Romane, Novellen, Erzählungen etc. Berlin 1880. 9 Bgn. Preis 1 M.

— Unterhaltungsschriften und Werke wissenschaftlicher Richtung in deutscher, französischer und englischer Sprache erschienen i. d. J. 1880—81. 2½ Bogen. Gratis. [56]

— Unterhaltungsschriften und Werke wissenschaftlicher Richtung in französischer und englischer Sprache. 4 Bogen. Preis 50 Pf.

Jahresabonnements für auswärtige Leser und Lesegesellschaften:

12 Bände	*25 Bände*	*50 Bände*	*100 Bände*
36 M. —	*70 M. —*	*100 M. —*	*175 M. —*

Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospecte gratis.

Umfangreicher Journal-Lesezirkel. Freie Auswahl von mehr als hundert belletristischen und wissenschaftlichen Wochenschriften und Revuen.

Abonnements-Beginn jederzeit. **Auslieferung** unserer Vorräthe in neuen oder aufgeschnittenen Exemplaren zu sehr ermässigten Preisen. **Günstigste Bedingungen** für Anlage und Ergänzung von Leih-Bibliotheken und Export. Umfassende Verzeichnisse gratis und franco.

Verlag von **Wilh. Engelmann** in Leipzig.

Weber's Allgemeine Weltgeschichte. [65]

Zweite Auflage.

Alle 2—3 Wochen eine Lieferung à 1 M. Jährlich 2—3 Bände; in 15 Bänden complet. Jeder Band einzeln käuflich. — Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Erschienen ist: 1 Band. **Geschichte des Morgenlandes.** 1882.

geh. M. 7.—, einf. geb. M. 8.25, eleg. geb. M. 9.—.

Elegante Einbanddecken zur Deutschen Rundschau

liefert jede Buchhandlung zum Preise von M. 1.50. — Ausgegeben wurden bisher solche für **Band I XXXII.** [87]

Verlag von FIRMIN DIDOT & Cie. in PARIS.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

DICTIONNAIRE

DE

L'ACADÉMIE FRANÇAISE.

SEPTIÈME EDITION,

dans laquelle on a reproduit, pour la première fois les préfaces des six éditions précédentes.

2 Bände in — 4°. Broschirt 36 frs. Gebunden 46 frs.

Das »Dictionnaire de l'Académie« bedarf eines empfehlenden Wortes nicht mehr. Begrüsst wie eine wissenschaftliche That von Beginn seines Erscheinens, ist dieses Werk seit 1835 ein Gesetzbuch für alle die, denen Reinheit und Schönheit der französischen Sprache am Herzen liegt. In beständiger, lebendiger Fühlung mit dem Sprach- und Volksgeiste buchen hier die berufensten Vertreter französischen Geistes und Geschmackes in echter Wissenschaftlichkeit alles, was an sprachlichen Formen der flüchtige Tag Gutes, Packendes, Bleibendes erschafft. Genaue, klare Definitionen, feinsinnige Analyse mannigfaltiger Begriffsschattirungen, treffende Beispiele — das sind einige Vorzüge dieses Werkes. [43]

Verlag von **Herm. Costenoble** in **Jena.**

Geschichte [68]

der

deutschen Homerübersetzung

im 18. Jahrhundert.

Von

Dr. Adalbert Schröter.

Ein starker Band. 8°. Preis 7 M.

Das vorstehende Buch bildet ein ***so nothwendiges,*** *wie* ***zeitgemässes*** *Supplement zu den literarhistorischen Universalwerken. Der durch seine als* ***vorzüglich*** *beurtheilte* ***Nachdichtung*** *der* ***Gedichte Walthers von der Vogelweide*** *und des* ***Nibelungenliedes*** *bewährte Verfasser löst seine Aufgabe in obigem Werke glänzend.*

Hervorragende Novität

aus dem

Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Das Bild des Eros.

Neue milesische Märchen

von

Oscar Linke. [70]

I. Band.

In eleganter Ausstattung mit Kopfleisten und Initialen. Brosch. 5 M., in stilvollem Einbande 6 M. 20 Pf.

Unter dem vorstehenden symbolischen Titel entrollt der Verfasser der „Milesischen Märchen" reizvolle Bilder von hochpoetischer Wirkung und Schönheit aus **Altgriechenland,** die an den kühnen, farbenreichen Pinsel eines **Makart** erinnern.

Im Verlage von E. KEMPE in LEIPZIG erscheinen:

Caesar	übersetzt von	*Franz Violet.*
Herodot	= =	*Prof. J. Maehly.*
Plutarch	= =	*Dr. Paul von Boltenstern* und *Dr. H. Stoessell.*
Sallust	= =	*Dr. Victor Pfannschmidt.*
Tacitus	= =	
Thucydides	= =	*Prof. Dr. Eyssenhardt.*
Xenophon	= =	*E. Flemming.*

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet. —

Etwa 130 Hefte à 50 Pf., oder 18 Bände à 4 M. Jeder Band ist einzeln käuflich. —

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt z. B. das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes **1881, Nr. 24:**

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Das Nibelungenlied.

Nachgedichtet
von [72]
Dr. Adalbert Schröter.

2 Teile in 1 Bde. 8°. Mit Kopfleisten und Initialen. In eleg. Ausstattung br. 6 M., in stilvollem Einbande 7½ M.

Das **Nibelungenlied**, welches in der vorliegenden Form **nach dem Urtheile des Herrn Geh. Hofraths Professor Dr. Friedrich Zarncke zu Leipzig wohl begründeten Anspruch hat, „als die gelungenste aller cristirenden Erneuerungen des Nibelungenliedes bezeichnet zu werden"**, erscheint im Anschlusse an die mit bedeutendem und rühmlichen Erfolge bereits früher herausgegebenen Gedichte **Walthers von der Vogelweide**. Diese Nachdichtung wird von allen mit Beifall begrüßt werden, die unsere mittelhochdeutschen Meisterwerke in **reiner, würdiger** Fassung zu genießen trachten.

Im Verlage von Richter & Kappler in Stuttgart erschienen: [73]

O. Roquette.

Inga Svendson.

Erzählung. 8°. Preis broch. M. 4.— Fein geb. M. 5.—

E. v. Stengel.

Was die Meereswellen sagen.

Erzählung. 8°. Preis broch. M. 3.— Fein geb. M. 4.—

Zu beziehen d. alle Buchhandlungen.

Elegantes Festgeschenk!

Verlag von Gebr. Paetel in Berlin.

Gedichte [79]
von
Theodor Storm.

Sechste Auflage.

Miniatur-Format.

Velinpapier. Elegant gebunden mit Goldschnitt 5 Mark.

Verlag von Fr. Kortkampf in Berlin, W.

Ausgewählte
Reden des Fürsten v. Bismarck.

Mit einer biographischen Skizze, erläuternden Einleitungen und Anmerkungen, sowie einem Anhang, enthaltend: Reden des Abgeordneten v. Bismarck-Schönhausen aus den Jahren 1847 bis 1852. Kl.-8°.

Band I: Reden aus den Jahren 1862 bis 1870.
Band II: Reden aus den Jahren 1871 bis 1877.
Band III: Reden aus den Jahren 1878 bis 1881.
Anhang: Reden von 1847 bis 1852.

Zusammen in Leinwdbd. 20 M., [52]
eleg. Halbfrzbd. 25 M.

In Vorbereitung Band IV.

Deutsche Lyrik im Liede.

Von Dr. J. B. Peters.

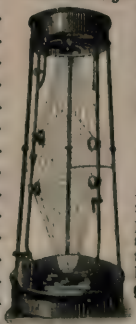
Ein Lied mein Morgen- und mein Abendsegen,
Ein Lied für jeden Jubel, jedes Weh. —

Neu! Neu!
Hervorragendes bleibendem
von
Festgeschenk Werth.
35 Bogen Cabinet-Format
Prachtband m. Goldschn.
Preis 7 M. 50 Pf.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

August Neumann's Verlag in Leipzig (Fr. Luca).

Hoelcke's selbstthätiger Douche-Apparat.



Nach dem übereinstimmenden Ausspruch **medizin.-massgebender Autoritäten das Beste** in seiner Anwendung; nach dem Urtheil **erster Fachleute das Vorzüglichste** in Construction. [a

Hoelcke's Bade-Einrichtung für Familien.

In jedem Wohnraum aufzustellen. — Anerkannt praktischste, billigste und sparsamste Bade-Einrichtung. — Versandt überall hin franco. — **Prospecte gratis und franco.**

Hoelcke's Bade-Apparate-Fabrik, BERLIN S.W., Besselstr. 5. Lieferanten d. Kaiserl. Marine- u. Militär-Lazarethe. [55]

Neuer Verlag von Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Diez, Fr. **Leben und Werke der Troubadours.** Ein Beitrag zur nähern Kenntniss des Mittelalters. 2. verm. Auflage von Karl Bartsch. 8°. XVI. 506 Seiten. 1882. M. 10.—.

Krenkel, M. **Klassische Bühnendichtungen der Spanier,** herausgegeben und erklärt. I. **Calderon,** das Leben ist Traum; der standhafte Prinz. 8°. XII. 292 Seiten. 1881. M. 4.50.

[75] Span. Text mit sprachlichen und sachlichen Anmerkungen sowie Einleitung, in der Weise der Teubner- und Weidmann'schen Klassikerausgaben.

v. Reden-Esbeck, Fr. **Karoline Neuber** und ihre Zeitgenossen. Ein Beitrag zur deutschen Kultur- und Theatergeschichte. XII, 357 Seiten gr. 8° mit 7 Beilagen (facsim. Briefen, Theaterzetteln ꝛc.). 1881. Cart. 12 M.

Hanslick, Ed. **Vom Musikalisch-Schönen.** Ein Beitrag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst. Sechste, verb. Aufl. 1881. M. 3, in f. Halbfranzband M. 4.50.

Rau, Albr. **Ludwig Feuerbach's Philosophie,** die Naturforschung und die philosophische Kritik der Gegenwart. 8°. 249 Seiten. 1882. M. 4.

Im Verlage der Hof-Kunst- und Buchhandlung von **Theodor Kay** in **Kassel** erschien soeben:

Denkmal Johann Winckelmann's.

Eine ungekrönte Preisschrift

Johann Gottfried Herder's [76]

aus dem Jahre 1778.

Nach der Kasseler Handschrift zum ersten Male herausgegeben und mit literarhistorischer Einleitung versehen

von

Dr. Albert Duncker,

Erstem Bibliothekar der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel.

Preis brosch. M. 2.50.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden). [50]

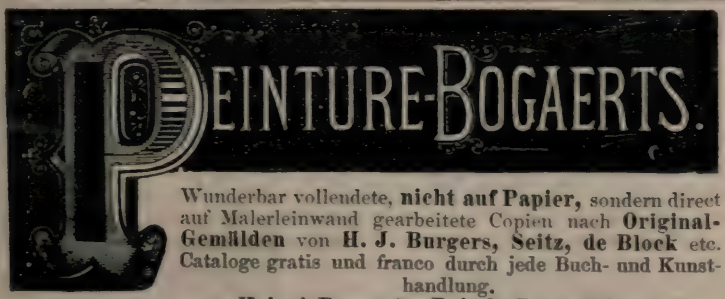
Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Baumgartner, A., S. J., Göthe's Lehr- und Wanderjahre in Weimar und Italien. (1775—1790.) (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". 19. 20.) gr. 8°. (XII u. 376 S.) M. 4.80.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Göthe's Jugend. Eine Culturstudie. (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". 5.) gr. 8°. (IV u. 154 S.) M. 2.

Die **„Blätter f. literar. Unterhaltung"** (1880 Nro. 20) sagen in einer Besprechung dieser früheren Schrift: „Baumgartner ist ein kenntnißreicher Mann, er weiß in der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, in den Schriften von und über Göthe gut Bescheid; er ist geistvoll und schlagfertig, ein gewandter Stilist."



Wunderbar vollendete, **nicht auf Papier,** sondern direct auf Malerleinwand gearbeitete Copien nach **Original-Gemälden** von **H. J. Burgers, Seitz, de Block** etc. Cataloge gratis und franco durch jede Buch- und Kunsthandlung.

„Heinri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland."

Neu!!! **de Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.** [59]

Les livraisons *d'août*, *de septembre et d'octobre* de la BIBLIOTHÈQUE UNIVERSELLE ET REVUE SUISSE contiennent les articles suivants:

La livraison d'août.

I. LUDOVIC ARIOSTE, d'après les biographes et les critiques récents, par M. *Marc- Monnier.*

II. PAUVRE MARCEL. — Nouvelle, par M. *T. Combe.*

III. ESSAI D'HISTOIRE RELIGIEUSE. — LE CULTE DES IMAGES, par M. *Frèd. Frossard.* (Troisième et dernière partie.)

IV. LE MOUVEMENT LITTÉRAIRE EN ESPAGNE, par M. *E. Rios.*

V. L'ÉDUCATION D'UN GENTILHOMME AU XVIIe SIÈCLE, par M. *Arvède Barine.*

VI. CHRONIQUE PARISIENNE.
Les idées de Mlle Hubertine Auclert. — M. Thiers et le tunnel de la Manche. — Livres nouveaux. — Un portrait de Mme d'Epinay.

VII. CHRONIQUE ITALIENNE.
La *Rivista scientifica svizzera.* — Livres nouveaux de MM. Antona-Traversi, Cantù, F. Martini, Neri, Fontana, Minghetti, Peruzzi, Pennazzi, Stepniak, G. di Castro, Ragusa Moleti, Uriele Cavagnari, Farina, Verdinois. — Avis aux prêteurs de livres. — Garibaldi, Mme Marjo et Herzen.

VIII. CHRONIQUE ALLEMANDE.
La littérature de la jeunesse: Mme Johanna Spyri. — Un Victor Tissot allemand. — M. de Goltz sur les qualités nécessaires aux conquérants.

IX. CHRONIQUE ANGLAISE.
La lune s'en va. — Anecdote sur Emerson. — Une lettre de Mme Carlyle. — Bavardages américains. — Les logements insalubres.

X. BULLETIN LITTÉRAIRE ET BIBLIOGRAPHIQUE.

La livraison de septembre.

I. DES PROGRÈS DE L'ÉCONOMIE NATIONALE EN SUISSE, 1848-1882, par M. *Numa Droz.*

II. PAUVRE MARCEL. — Nouvelle, par M. *T. Combe.* (Seconde partie.)

III. LES POÈTES AMÉRICAINS. — LONGFELLOW, par M. *Léo Quesnel.*

IV. COROT A MONTREUX. — UNE EXCURSION D'ARTISTES, par M. *Armand Leleux.*

V. LUDOVIC ARIOSTE, d'après les biographes et les critiques récents, par M. *Marc-Monnier.* (Seconde et dernière partie.)

VI. CHRONIQUE PARISIENNE.
Démocrates et faux nobles. — M. Zola passe à la vertu. — George Sand d'après sa correspondance.

VII. CHRONIQUE ITALIENNE.
Le Machiavel de M. Villari. — Les vacances de M. de Gubernatis. — Les misogalli et les italophobes. — Livres nouveaux sur Leopardi, Bellini, Angelo Mai. — Vers français de Garibaldi. — Bambochades et comédioles. — J'ai faim!

VIII. CHRONIQUE ALLEMANDE.
Le roman de mœurs à Berlin: Kossak, Lehmann, Springer, Wachenhusen et Kretzer. — Les acteurs écrivains, à propos de deux nouvelles viennoises. — Un historien: Frédéric-Charles Biedermann. — Le dictionnaire allemand des contemporains illustres.

IX. CHRONIQUE ANGLAISE.
Sir John Lubbock historien. — Un peu d'histoire naturelle. — La vie du sage. — Les chiens de la police.

X. BULLETIN LITTÉRAIRE ET BIBLIOGRAPHIQUE.

La livraison d'octobre.

I. LA TERRE ET SES DESTINÉES, par M. *Auguste Glardon.*

II. PAUVRE MARCEL. — Nouvelle, par M. *T. Combe.* (Troisième partie.)

III. LES GRANDS PEINTRES D'ESPAGNE. MURILLO, par M. *E. Rios.*

IV. LES COLONIES HOLLANDAISES, par M. *G. van Muyden.*

V. LE PEINTRE DES DÉCLASSÉS, par M. *Edouard Sayous.*

VI. L'ALKEKENGE. — Nouvelle, par M. *J. des Roches.*

VII. CHRONIQUE ITALIENNE.
Baretti et Voltaire. — Pietro Giordani. — La monumentomanie. — Un congrès scolaire à Naples. — Livres de MM. Bodio, Venanzio Rapolla, Cordelia, Varvaro Pojero. — Grenouillotte, tends ta menotte.

VIII. CHRONIQUE ALLEMANDE.
La décadence de Vienne. — La philosophie de Schopenhauer expliquée par sa vie. — Un roman satirique de Jean Scherr.

IX. CHRONIQUE ANGLAISE.
Le roi Mtesa et son peuple. — Deux satires: *Vice versa* et *La revolte de l'homme.* — Les exécutions aux Etats-Unis.

X. CHRONIQUE SCIENTIFIQUE.
Plus de lumière. — Le chemin de fer électrique de Genève. — Le progrès à la Rochelle. — Echec et mat aux marchands de combustibles. — Le tunnel de la Manche. — Température de la grande galerie du Gothard. — La vitesse des express. — Les ivrognes vont se rendre utiles.

XI. BULLETIN LITTÉRAIRE ET BIBLIOGRAPHIQUE.

La *Bibliothèque universelle* paraît au commencement de chaque mois par livraisons de près de 200 pages. Pour tous les pays de l'Union postale: Un an: 25 fr. — Six mois: 14 fr. — LAUSANNE, Bureau de la *Bibliothèque universelle;* chez tous les libraires, et auprès des bureaux de poste.

Verlag von **Gebrüder Borntraeger** in Berlin.

Victor Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. *Historisch-linguistische Skizzen. Vierte, durchgesehene Auflage.* 1883. gr. 8. br. 10 M.

Das literarische Centralblatt 1870 No. 20 sagt in einem längeren Referat über dieses Werk: »Ein Buch von überraschendem Reichthum des Inhalts, hervorgegangen aus einer Verbindung sprachwissenschaftlicher, culturhistorischer, naturwissenschaftlicher, geographischer Kenntnisse und eigener auf ausgedehnten Reisen erworbener Anschauungen, wie sie sich höchst selten zusammenfinden.« . . . . »eine Fülle bedeutender Aufschlüsse, scharfsinniger Combinationen und geistvoller Betrachtungen, durch welche sich dieses Buch auszeichnet, das man nicht aus der Hand legen kann, ohne von wahrer Hochachtung für den Verf. erfüllt zu sein.«

Victor Hehn, Italien. Ansichten und Streiflichter. *Zweite, stark vermehrte Auflage.* 1879. 8. br. 5 M.
eleg. und dauerhaft geb. 6 M.

Ein feines geistreiches Buch, aus dem der Gebildete hohen Genuss schöpfen wird, einen um so höheren, wenn er Land und Volk bereits kennt. [85]

Franz Eyssenhardt, Römisch und Romanisch.

Ein Beitrag zur Sprachgeschichte. 1882. 8. br. 3 M. 60 Pf.

Die Resultate langjähriger Studien des bekannten Sprachforschers werden in eleganter geistreicher Form vorgetragen, so dass auch der Laie das Buch mit Genuss lesen wird.

Carus Sterne, Werden und Vergehen. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. *Zweite Auflage* mit 394 Abbildungen im Text und 11 Vollbildern. 1881. gr. 8. br. 12 M.
eleg. geb. 14 M.

Ein nach Form, Inhalt und Ausstattung gleich hervorragendes Werk der populär-naturwissenschaftlichen Litteratur.

[86]

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.
Der Boden
und sein Zusammenhang
mit der
Gesundheit des Menschen.
Von
Max von Pettenkofer,
o. ö. Prof. der Hygiene a. d. Universität München.
Zweite Auflage. 8°. Eleg. geh. Preis 1 Mk.
Berlin, W., Lützowstr. 7.

Soeben erschien in dem Verlage von **Gebrüder Paetel** in **Berlin** und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Schleier der Maja.

Roman

von [84]

E. Juncker.

4 Bände. Octav. Elegant geheftet 12 Mark. — Elegant in 2 Bde. gebunden 16 Mark.

Es ist ein wirkungsvolles, farbenreiches Gemälde aus dem modernen socialen Leben, das der talentvolle Verfasser in diesem neuen Roman vor dem Leser entrollt, in dem fast alle Stände und alle bewegenden Factoren unserer heutigen Cultur ihr treues Spiegelbild gefunden haben. Die Fülle vorzüglich gezeichneter charakteristischer Figuren, die sich um die Heldin gruppiren, die schnell fortschreitende und allzeit spannende Handlung, verbunden mit elegantem, leichtem Stil, erheben den neuen Roman weit über das Niveau des Alltäglichen und sichern ihm unter den Publicationen der Gegenwart einen der hervorragendsten Plätze, wie weiteste Verbreitung.

Conr. Ferd. Meyer's Schriften.

Jürg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte. 3. Aufl. 1882.
geheftet M. 6. —
gebunden M. 7. —

König und Heiliger. Novelle. 3. Auflage. 1882.
geheftet M. 3. —
gebunden M. 4. —

Denkwürdige Tage. Zwei Novellen. (Der Schuß von der Kanzel. — Das Amulet.) 2. Auflage. 1880.
geheftet M. 3. —
[51] gebunden M. 4. —

Gedichte. 1882.
geheftet M. 5. —
gebunden M. 6. —

Kleine Novellen. 1882.

1. Band. Das Amulet. 3. Aufl. geheftet M. 1. —
gebunden M. 1. 40

2. Band. Der Schuß von der Kanzel. 3. Aufl.
geheftet M. 1. —
gebunden M. 1. 40

3. Band. Plautus im Nonnenkloster. geheftet M. 1. —
gebunden M. 1. 40

Hutten's letzte Tage. Eine Dichtung. 3. Aufl. 1881.
geheftet M. 3. —
gebunden M. 4. —

——— ——— 4. Aufl. In Quarto auf Kupferdruckpapier mit Schwabacher Schrift gedruckt. geheftet M. 16. —
gebunden M. 20. —

Engelberg. Eine Dichtung . . . . . M. 2. —
Balladen . . . . . M. 1. —
Romanzen . . . . . M. 1. —

Verlag von H. Haessel in Leipzig.

Verlag von **Wilhelm Hertz** (Besser'sche Buchhandlung)
in Berlin.

Prospect.

Ariost's
Rasender Roland

übersetzt
von
Otto Gildemeister.

Vier Bände. — Stattliches Octav. — Schöner Druck.

Preis jedes Bandes M. 3.60. In Originalband geb. M. 4.60.

Band I ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen. Die weiteren Bände erscheinen in Zwischenräumen von ca. 2 Monaten, so daß das Werk im Jahre 1883 complet sein wird.

Es gibt alte Dinge, die immerdar neu bleiben, und es gibt neue, welche sofort bei der ersten Bekanntschaft unser Herz gewinnen, wie als ob sie längst Anspruch auf unser Vertrauen, unsre Zuneigung hätten. Ein altes und dabei ewig junges Ding ist Ariost's Lied von Roland, dem weisen Manne, der

vor Liebe schmählich
Verrückt ward und in Raserei gerieth.

Die neue Uebersetzung Otto Gildemeisters aber wird vom ersten Tage an für den Leser nichts Fremdes haben; bequem und zuthulich,

lieb und vertraut, mit der Stimme und Sprache alter Freundschaft wird sie zu Ohr und Seele reden, und von Sinn und Geist mit ebenso unwiderstehlicher als zwangloser Gewalt Besitz ergreifen.

Wir wagen diese rasche, rückhaltlose Verständigung zwischen der Gildemeister'schen Uebersetzung und dem deutschen Publikum vorauszusagen, obwohl es kaum fehlen kann, daß Einer oder der Andere fragt: Wozu noch eine Ariost-Uebersetzung? haben wir deren nicht genug? was sollen überhaupt dem ernsthaften Geschlechte von heute die Frauen und Ritter, die Flügelpferde und gefeiten Waffen, die labyrinthischen Abenteuer und abenteuerlichen Labyrinthe, in denen der italienische Fabulirer zugleich seine Helden und seine Hörer zum Besten hält? — Darauf erwidern wir: eben weil unsre Zeit des alten Satzes, daß, wie ernst auch das Leben sei, doch die Kunst heiter zu bleiben habe, so wenig eingedenk ist, ebendarum frommt es ihr, an der Hand des künstlerischsten aller Poeten, des heitersten aller Künstler aus der trüben Wirklichkeit zu flüchten in das Elysium des holden Scheines und freien Spieles. Wie kein Zweiter hat der Dichter von Ferrara das alte Wahrwort erfüllt, wonach Gesang und Zauberei eins und dasselbe sind; wie kein Zweiter hat er die dem Gesetz der Gravität gehorchende Welt des Stoffes in eine aller Erdenschwere entkleidete Welt der Form, in Duft und Glanz, in Anmut und Witz verwandelt. Die Elemente, deren Mischung und Vermählung Goethe den Dichtern vorschreibt:

> Laßt Phantasie mit allen ihren Chören,
> Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
> Doch, merkt euch wohl, nicht ohne Narrheit hören —

nie hat sich das Alles glücklicher zusammengefunden als in diesem größten Dichter der Renaissance, die ja das Zeitalter gewesen ist, wo die sämmtlichen Geisteskräfte der Menschheit noch einmal jung und rege waren und der Verstand nicht vor der Empfindung den Vorrang gewonnen hatte, die Erkenntniß nicht vor der Lust zu leben und zu lieben. Denn Verstand und Vernunft fehlen wahrlich nicht in den „Narretheien Meister Ludovico's". Nur daß der nicht nur die Feen und Zauberer, sondern auch die Menschen kennende Dichter wohl wußte, daß die Wahrheit nicht nackt auf Erden gehen kann, sondern der Hülle bedarf, und daß ihm dünkte, ein phantastisches Maskenkleid sitze ihr ebenso gut und mache sie reizender als ein feierlicher Talar.

Es ist richtig, daß wir von dem Poem des Ariost bereits eine erkleckliche Anzahl deutscher Uebersetzungen haben; allein von jenem Dietrich von Werder an, der schon zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs die biegsamsten italienischen Ottaven in die steifsten deutschen Alexandriner zwängte, bis auf die jüngsten Orlando-Verdeutscher dürfte keiner die Flüssigkeit

und Fülle, die lässige Grazie und kunstvollendete Natürlichkeit erreicht haben, die dazu gehört, damit der deutsche Leser diese dichterische Ambrosia nicht nur als ein verheißungsvolles Schaugericht mit staunenden Augen betrachte, sondern als lieblichste Kost in vollen Zügen genieße. Das mag daran liegen, daß es für einen rechten Orlando-Uebersetzer nicht genügt, ein genauer Kenner des Italienischen und ein virtuoser Nachdichter zu sein; will er mehr als in wohlklingenden deutschen Versen die wundersamen Mähren wiedererzählen, will er zu Inhalt und Reim auch jenes unnennbare Etwas fügen, das den Arioſt eben zum Arioſt machte, so muß in ihm selbst etwas von dem arioſtesken Geiste athmen: Sprache und Vers muß er meistern, zumal aber auch zu Welt und Leben in einem ähnlichen Verhältniß stehen, wie der nicht blos der Kunst sondern auch der Geschäfte beflissene Ferrarese — in dem Verhältniß eines überlegten Weltmannes und überlegenen Weltweisen, der in nichts zu viel thut, sich immer in einer mittleren Höhe hält zwischen Vertraulichkeit und Würde, scharfer Beobachtung und milder Betrachtung, hoher Gesinnung und schalkhafter Ironie. Die, welche Otto Gildemeisters Uebersetzung des Byron'schen Don Juan kennen, wissen am besten, ob er der wahlverwandte Uebersetzer ist solcher aus Phantasie und Erfahrung, Pathos und Humor gemischten Dichter.

Die Verlagshandlung hat durch eine würdige Ausstattung, durch Anwendung eines starken holzfreien Papiers und eines schönen, klaren Druckes sich bemüht, den Gildemeister'schen Arioſt auch äußerlich zu einem gediegenen Werke zu machen. Die in den höchst geschmackvollen Originalband gebundenen Exemplare werden jedem Bücherschrank zur Zierde gereichen.

Die Buchhandlungen haben den ersten Band des Werkes vorräthig und werden ihn auf Wunsch vorlegen.

Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Bestellzettels gefälligst bedienen.

Berlin W., October 1882.
17 Behrenstraße.

Wilhelm Hertz
(Besser'sche Buchhandlung).

Bei der Buchhandlung von .....

..... in ..... bestelle ich hierdurch

..... Expl. **Ariost's Rasender Roland** übersetzt von **Otto Gildemeister.** Band I u. ff. broschirt,

do. desgl. gebunden.

(Das Nichtgewünschte bitte zu durchstreichen.)

Preis jedes Bandes broschirt ℳ 3.60, gebunden ℳ 4.60.

(Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin.)

Ort und Datum: Name:

....

PROSPECT.

TH. GRIEBEN's Verlag (L. FERNAU) in Leipzig.

In obigem Verlage ist erschienen:

Johann August Eberhard's

weil. Königl. Preufs. Geh. Rats, ord. Professors der Philosophie zu Halle und Mitglieds der Akademie der Wissenschaften zu Berlin

synonymisches

Handwörterbuch

der deutschen Sprache.

Dreizehnte Auflage.

Nach der von Dr. Friedrich Rückert besorgten 12. Ausgabe durchgängig umgearbeitet, vermehrt und verbessert

von

Dr. Otto Lyon und Dr. F. Wilbrandt.

Mit Übersetzung der Wörter

in die englische, französische, italienische und russische Sprache

von Dr. D. Asher und Prof. Dr. Aug. Boltz

und einer vergleichenden Darstellung der deutschen Vor- und Nachsilben unter erläuternder Beziehung auf die englische, französische, italienische und russische Sprache

von Prof. Dr. Aug. Boltz.

62 Bogen 8°. 987 Seiten, sehr elegant ausgestattet und übersichtlich angeordnet. 1325 Artikel (ca. 3400 Worte) enthaltend. Mit vollständigem alphabetischen Wort-Register für alle fünf Sprachen.

(Nach der amtlich festgesetzten, neuen Orthographie.)

Preis broch. 11 Mark, in elegantem Halbfranzband 12,50 Mark.

Text- und Formatprobe sowie Bestellzettel umstehend.

Dem vorstehenden Werke ist seit seinem Erscheinen unausgesetzt der Beifall aller Gebildeten, sowohl im Inlande als im Auslande, zu teil geworden, wie die seither verkauften zwölf Auflagen beweisen. Den gewaltigen Fortschritten gegenüber, welche die deutsche Sprachforschung in den

.... An sonstigen Verbesserungen sind besonders hervorzuheben die Ersetzung von Worterklärungen und Begriffsbestimmungen, welche, ohne Rücksicht auf den Charakter einer lebenden Sprache, *a priori* construiert waren, durch solche, welche auf der Beobachtung des Sprachlebens der Gegenwart beruhen .... Die „Synonyma", 1325 Nummern, sind in scharfer Scheidung der Begriffe und in conciser Weise definiert; die Belege meist kurz und durchaus zutreffend. Die Anordnung ist übersichtlich; ein deutsches Register und ein vierfacher Index, sowie die typographische Einrichtung ermöglichen ein schnelles Auffinden des gesuchten Begriffes .... Das vorzüglich ausgestattete Werk verdient demnach empfohlen zu werden.

Zeitschr. f. Realschulwesen 1882. Heft 7.

.... Die Einrichtung des gediegenen Werkes ist derart, dass es durch die modernen Arbeiten von Sanders u. a. durchaus nicht entbehrlich gemacht wird; es will den Zwecken des wissenschaftlichen Deutschen und des Ausländers gleichmässig dienen ....

Das eigentliche Werk ist derart organisiert, dass die einzelnen Gruppen der Synonyma alphabetisch auf einander folgen, und dass die Reihenfolge jedesmal durch das wichtigste und üblichste Wort bestimmt wird. Auf die in jeder Gruppe aufgezählten Synonyma folgt regelmässig die Reihe der gleichen oder ähnliches bedeutenden Wörter jener vier Sprachen; dann kommt die eigentliche Erklärung, durch Beispiele unterstützt.

Centralorg. f. d. Interessen des Realschulwesens 1882. Heft 3.

In demselben Verlage ist das nachstehende ausgezeichnete, für alle Kreise gleich interessante Werk erschienen:

Die Seele des Kindes.

Beobachtungen über

die geistige Entwickelung des Menschen

in den ersten Lebensjahren.

Von **Hofrath Prof. Dr. W. Preyer** in Jena.

436 Seiten gr. 8°. Preis 8 Mark.

D..... Unterzeichnete bestell hierdurch bei der Buchhandlung von.....

.....Expl. **Eberhard's synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache.** Dreizehnte Auflage. Complet brosch. Preis ℳ 11.—

.....Expl. desgl. in elegantem Halbfranzband ℳ 12.50.

.....Expl. **Preyer**, Prof. Dr. W., **die Seele des Kindes.** Preis ℳ 8.—

(Th. Grieben's Verlag [L. Fernau] in Leipzig.)

Ort und Datum .....

Name und Adresse .....

Leipzig, Metzger & Wittig.

J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.

Die Pflanze.

Vorträge aus dem Gebiete der Botanik.

Von

Dr. Ferdinand Cohn,

Professor an der Universität zu Breslau.

Inhalt: Botanische Probleme. — Goethe als Botaniker. — Der Zellenstaat. — Licht und Leben. — Der Pflanzenkalender. — Vom Pol zum Aequator. — Vom Meeresspiegel zum ewigen Schnee. — Was sich der Wald erzählt. — Weinstock und Wein. — Die Rose. — Insektenintressende Pflanzen. — Botanische Studien am Meeresstrande. — Die Welt im Wassertropfen. — Die Bakterien. — Unsichtbare Feinde in der Luft. — Die Gärten in alter und neuer Zeit.

32 Bogen gr. 8° in elegantester Ausstattung mit Illustrationen.

Preis broschirt 11 M., in geschmackvollem Prachtband 13 M. 50 Pf.

Nur wenige Werke deutscher Wissenschaft haben sich der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, die Resultate der Forschung in gemeinverständlicher Darstellung den Gebildeten zugänglich zu machen. Besonders auf populärbotanischem Gebiete ist seit lange kein Buch erschienen, welches in so hohem Maße die allgemeine Aufmerksamkeit beanspruchen dürfte, als das hier angezeigte. Der Verfasser gehört zu den hervorragendsten Botanikern und ist dabei ein Meister populärer Darstellung, dem als glückliche Gabe jener feine Sinn zufiel, der das Wahre im Lichte der Schönheit zu zeigen vermag.

Die leitenden Gesichtspunkte, welche der Verfasser bei Abfassung dieses Buches vor Augen hatte, bezeichnet er in dem Vorworte wie folgt:

„Meiner Ueberzeugung nach gehört die Bekanntschaft mit den wichtigsten naturwissenschaftlichen Problemen, mit den Methoden, welche zu ihrer Lösung versucht, und mit den Ergebnissen, die durch dieselben gewonnen worden sind, ebenso nothwendig zur allgemeinen Bildung, als dies für Religion und Philosophie, für Staats- und Kulturgeschichte, für Kunst und Litteratur allgemein zugestanden wird. Mangel naturwissenschaftlicher Kenntnisse stört nicht bloß die Harmonie der Bildung, sondern vermindert auch das Maß des edelsten geistigen Genießens, welches sich uns durch das Verständniß der Natur eröffnet.

Jenes wünschenswerthe Maß naturwissenschaftlicher Bildung aber wird nur in seltenen Fällen die Schule verleihen können, deren erziehende Richtung den Unterricht in den Naturwissenschaften auf Ausbildung des Anschauungs- und Auffassungsvermögens und auf Mittheilung der elementaren Vorkenntnisse beschränkt; ihre Fortbildung und Ergänzung muß vielmehr, ähnlich wie in der Kunstgeschichte, den fremden Litteraturen und anderen Elementen der modernen Bildung, dem Selbststudium des reiferen Lebensalters überlassen bleiben. Dadurch erwächst den Vertretern der einzelnen naturwissenschaftlichen Zweige die Aufgabe, eine Litteratur zu schaffen, welche unseren gebildeten Kreisen das Eindringen in ihre Wissenschaft erleichtert; sie dürfen vor dieser Aufgabe, trotz der Schwierigkeiten, welche einer befriedigenden Lösung sich entgegenstellen und die populären naturwissenschaftlichen Schriften bei Vielen in Mißachtung gebracht haben, nicht zurückschrecken, wo es gilt, an der idealen Entwickelung unseres Zeitalters mitzuarbeiten."

In welcher hervorragenden Weise es dem Verfasser gelungen ist, diese Aufgabe zu lösen, darüber sprechen sich zahlreiche

Urtheile der Presse

aus, von denen im Nachstehenden einige hervorgehoben sein mögen:

„Die Natur," herausgegeben von Dr. Karl Müller in Halle.

Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. Von Dr. Ferdinand Cohn, Professor an der Universität zu Breslau.

„Seit längerer Zeit ist auf dem Gebiete der populären Pflanzenkunde kein Werk erschienen, welches dem vorliegenden in anregender Kraft auch nur entfernt gleich käme. Vf. hat sich sein Vorbild offenbar in einem anderen Buche gesucht, das vor Jahrzehnten das Gleiche vollbrachte und darum selbst bei den „Blaustrümpfen" beliebt war. Wir meinen: „Die Pflanze und ihr Leben" von Schleiden. Längst ist dieses Produkt eines geistreichen Kopfes verschollen, wie Alles nur eine Zeit lang blüht, um sodann der Gleichgiltigkeit des Menschengeschlechts zu verfallen. Das vorliegende Buch wird sicher an seine Stelle treten, bis auch ihm einmal seine Stunde schlagen wird. Die Eigenschaft, eine Lücke auszufüllen, beruht in der ganzen Individualität des Verfassers, der, wenn er auch nicht die Genialität seines Vorgängers in sich trägt, doch ein Etwas besitzt, was jenem abging, nämlich die überaus keusche Liebe zu seiner Wissenschaft. In sie hinein legt er all sein Sinnen und Träumen, mit dem Bestreben, seinen Geist und sein Gemüth zu befriedigen. Diese Individualität, abgeschlossen und harmonisch, wie sie es ist, spiegelt sich in jeder Zeile wieder und sagt uns von einer Begeisterung, die längst in jenen ruhigen Fluß kam, den jahrelanges ernstes Beobachten mit sich führt. Insofern bietet er kein Blaustrumpf-Futter, sondern eine Kost, deren „Paprika" in dem geist- und geschmackvollen Betrachten der Dinge, in ihrer liebevollen Schilderung, in ihrer durchaus edlen Darstellung beruht. Es ist nicht der rohe Botaniker, der hier vorträgt, nicht der eingefleischte Mikroskopiker, welcher Alles mit seinem Vergrößerungsglase lösen möchte, sondern der durch klassische Bildung ethisch Angehauchte, welcher darum seines Erfolges um so sicherer sein kann, als gerade dieser ethische Duft seiner Vorträge jene poetische Färbung mit sich führt, ohne welche kein zündender Erfolg gedacht werden kann. Aber auch das würde noch immer nicht ausreichen, unser Urtheil zutreffend zu machen, wenn nicht ein Etwas hinzu käme, das in dem Vf. ganz besonders nachdrucksvoll sich ausspricht, nämlich die wissenschaftlich

Einsicht und Sorgfalt. Ob er über winzige Bakterien oder über Weinstock und Wein, über die Welt im Wassertropfen oder über die Pflanzenwelt des Oceans, über die Rose oder über das räthselhafte Vorwärtsschreiten der Pflanzen-Jahreszeiten u. s. w. spreche, immer ist und bleibt er der zuverlässige Erzähler und Schilderer, dessen Phantasie nicht über die Grenzen des sinnlichen Erkennens hinaus schweift. Der Vf. gehört zu jenen stillen, fleißigen Forschern, die ihre Erfolge nicht dämonisch-genialen Einfällen und Anschauungen verdanken, sondern auf gebahnten Wegen überaus treue und wahrhaftige Mitarbeiter sind. In Folge davon spiegelt sich in Solchen auch der gegenwärtige Zustand einer Wissenschaft objectiver ab, als in jenen; diese Eigenschaft macht den Verfasser zwar kritischer, allein das Kaustische dieser Kritik stumpft sich durch eine liebenswürdige humane Persönlichkeit ab. So kommt es denn, daß die Gefilde, in die uns der Redner führt, unter dem Sonnenscheine eines durchgebildeten Geistes nur Licht und überall Licht ausstrahlen, daß wir uns in diesen Lichtstrahlen sonnig und wohlig fühlen, daß uns, mit anderen Worten, die Wissenschaft nicht nur erleuchtet, sondern auch erwärmt."

„Die Grenzboten."

Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. Von Dr. Ferdinand Cohn, Professor an der Universität zu Breslau.

„Ein Hauptvorzug dieser Vorträge vor ähnlichen populären naturwissenschaftlichen Schilderungen beruht in der edeln und schwungvollen Sprache, sowie in den geistvollen Betrachtungen allgemeiner Art, zu denen der Verfasser vermöge seiner umfassenden Kenntnisse sowohl auf andern naturwissenschaftlichen Gebieten als auch in der schönen Litteratur, der Philosophie und Geschichte wie wenige seiner Fachgenossen befähigt ist. In neuerer Zeit ist wohl kein populäres Buch über Pflanzenkunde erschienen, das auf das Interesse aller Freunde der scientia amabilis so großen Anspruch machen könnte wie das vorliegende. Dasselbe ist entschieden berufen, an die Stelle des seinerzeit berühmten, aber nunmehr veralteten Buches „Die Pflanze und ihr Leben" von dem geistreichen Botaniker Schleiden zu treten.

„Magdeburgische Zeitung."

Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. Von Dr. Ferdinand Cohn, Professor an der Universität zu Breslau.

„Im vorliegenden Prachtwerke wird der bereits früher von Schleiden mit Erfolg gemachte Versuch erneut, die schöne Wissenschaft der Botanik dem großen, gebildeten Publikum zugänglicher zu machen und regeres Interesse dafür zu erwecken. Aehnlich wie bei Schleiden ist das Buch aus öffentlichen Vorträgen entstanden, welche der um seine Wissenschaft hochverdiente Verfasser vor einem größeren Zuhörerkreise hielt, in dem meist gebildete Laien, darunter auch Damen, den Hauptbestandtheil ausmachten. Jeder dieser Vorträge, deren das Buch 16 enthält, bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze, doch sind alle hinwiederum gleich den frei beweglichen Gliedern einer Kette so geschickt verbunden und ergänzen einander derartig, daß man nach Durchlesung des ganzen Buches ein eben so großartiges als harmonisches Bild der unendlichen Mannigfaltigkeit, Schönheit und hohen Bedeutung der Pflanzenwelt im Haushalt der Natur gewinnt. Das Werk ist die reife Frucht denkender Naturforschung und sinniger Naturanschauung; obschon weniger für den Fachmann als für den gebildeten Laien bestimmt, ist es gleichwohl von dem Geiste echter Wissenschaft durchweht und hat nichts gemein mit den meist eben so seichten als geschmacklosen Erzeugnissen der sogenannten populären naturwissenschaftlichen Tageslitteratur. Der Stil, in dem es geschrieben, erinnert an das classische Vorbild der Meister in der Naturschilderung, eines Bernardin de St. Pierre und Alexander von Humboldt. Die Sprache ist edel, gewählt, oft voll poetischen Schwunges, die Bilder des Pflanzenlebens sind mit frischen Farben und anschaulicher Treue gezeichnet; der Reiz der Darstellung wird noch wesentlich dadurch erhöht, daß der Verfasser nicht bloß sein Fachstudium beherrscht, sondern auch in den verwandten naturwissenschaftlichen Fächern eben so wie in der Philosophie, der schönen Litteratur und Geschichte bewandert genug ist, um durch geistvolle Betrachtungen allgemeinerer Art, durch lehrreiche Vergleiche und Citate den Vortrag zu beleben und dem behandelten Gegenstande neue, interessante Seiten abzugewinnen. Die äußere Ausstattung des Buches entspricht der Gediegenheit seines Inhalts und gereicht der Verlagsbuchhandlung zu großer Ehre, Druck, Papier und

Einband sind von solider Pracht, auch fehlt nicht der Schmuck der Illustration durch Holzschnitte, welche, mit feinem künstlerischem Geschmacke entworfen, in Form von Vignetten zu Anfang und Schluß jedes Vortrages eingefügt sind. Hiermit sei das schöne Werk allen gebildeten Freunden und Freundinnen der Natur dringend empfohlen, es wird — und das ist seine Bestimmung — den Kreis ihres botanischen Wissens erweitern und ihnen dadurch sowohl die Freude an der schönen Formenwelt der Pflanzen erhöhen, als auch das Verständniß des vegetativen Lebens näher erschließen. Sie werden es nicht bloß einmal der flüchtigen Unterhaltung wegen durchlesen, sondern es oft und gern wieder in die Hand nehmen, um von Neuem edlen Genuß und Belehrung daraus zu schöpfen."

Das Werk, dem auch seitens der Verlagshandlung eine seiner inneren Bedeutung entsprechende schöne äußere Ausstattung gegeben worden ist, sei der Beachtung aller gebildeten Kreise, insbesondere

als gediegenes Festgeschenk,
als Prämiengabe für Schüler höherer Lehranstalten,
zur Anschaffung für Lehrer- und Schüler-Bibliotheken

bestens empfohlen. Dasselbe kann durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Breslau.

J. U. Kern's Verlag (Max Müller).

Unterzeichneter bestellt bei der Buchhandlung von

.....

1 Ferd. Cohn, Die Pflanze.

brosch. 11 M., in geschmackvollem Prachtband 13 M. 50 Pf.

(J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.)

Ort u. Wohnung: .....

Name: .....

Druck von Graß, Barth und Comp. (W. Friedrich) in Breslau.

SCHILDEREIEN

AUS

DEM ALPENLANDE.

30 LICHTDRUCKBILDER NACH GEMÄLDEN

VON

CARL UND ERNST HEYN

GEDICHTE

VON

RUDOLF BAUMBACH

RANDZEICHNUNGEN

VON

JOHANN STAUFFACHER.

Preis M. 55.— gebunden.

LEIPZIG 1882.

A. G. LIEBESKIND.

Die Alpen, eine unerschöpfliche Quelle der Poesie, bilden den Vorwurf zu dem hier angekündigten Werke, welches im November d. J. erscheinen soll.

Vielfach und oft ist dieser Vorwurf behandelt worden. Wenn wir aber trotzdem etwas Neues zu bieten hoffen, so ist es: dass wir, absehend von allem Beschreibendem, Lehrhaften, die Alpen lediglich schildern, wie sie sich in der freien, frohen Künstlerseele wiederspiegeln — in Bild und Lied.

Was aber auch, durch Stift und Wort gefesselt, an uns vorüberzieht, Berg und Thal, Wald und See, des Südens Hitze und des Nordens Frische, Regen und Sonnenschein, Mittag und Abend, Sommer und Winter, zauberhafte Sagen, fröhliche und ernste Weisen, Lieder von Wanderlust und erquickender Rast — es klingt Alles zusammen in eins, — zu einem einzigen Hohenlied von den Alpen. —

In wie weit unser Ziel erreicht wurde, soll hier nicht anpreisend erörtert werden; nur soviel glaubt der Verleger sagen zu dürfen, dass Maler und Dichter bestrebt waren, ihr Bestes zu geben, und dass der äusserste Fleiss und die grösste Sorgfalt auf die Vervielfältigung verwandt wurde.

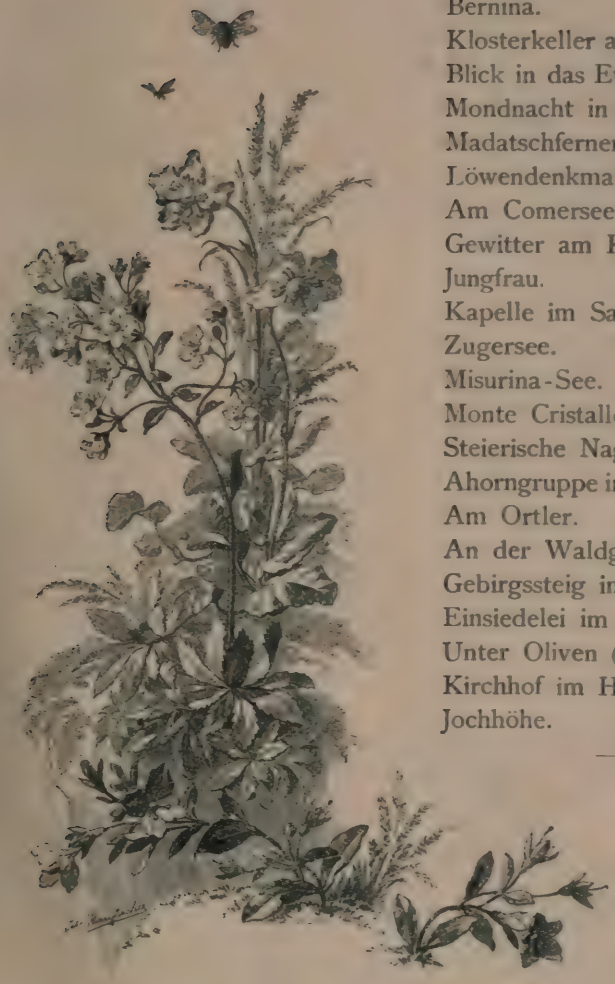
Jedem der ganzseitigen Landschaftsbilder (Lichtdrucke nach Gemälden) folgt auf besonderem Blatte das entsprechende Gedicht, umrahmt von einer Laub- oder Blumenranke, deren mehrere in verkleinertem Format diesen Prospekt schmücken. Die Rückseite der vorliegenden Ankündigung zeigt die Umrisse des schönen Einbandes, der in hohem Relief mit reicher Goldpressung ausgeführt wurde. Von der Mannichfaltigkeit des Inhalts zeugt das nachstehende Verzeichniss.

Das Werk liegt in jeder grösseren Buchhandlung zur Einsicht auf.

Inhalts-Verzeichniss

der

Landschaftsbilder:



Mühle im Winter.
Am Waldessaum (Untersberg).
Klamm bei Peutelstein.
Isola bella.
Burg im Thal (Motiv bei Kufstein).
Ruine im Walde (Motiv bei Taufers).
Alm an der Kampenwand.
Watzmann.
Bernina.
Klosterkeller am See (Walchensee).
Blick in das Etschthal bei Meran.
Mondnacht in den Dolomiten.
Madatschferner.
Löwendenkmal in Luzern.
Am Comersee.
Gewitter am Kochelsee.
Jungfrau.
Kapelle im Saasthal.
Zugersee.
Misurina-See.
Monte Cristallo.
Steierische Nagelschmieden.
Ahorngruppe im Engelbergerthal
Am Ortler.
An der Waldgrenze.
Gebirgssteig im Zillerthal.
Einsiedelei im Innthal.
Unter Oliven (Luganersee).
Kirchhof im Hochgebirge.
Jochhöhe.

Inhalts-Verzeichniss

der

Holzschnitt-Illustrationen.

Heckenrosen.
Schneerosen.
Blühender Weissdorn.
Steinbrech, Pirola, Veronica.
Heliotrop.
Cyclamen und Farren.
Epheu.
Eisenhut.
Anemonen- und Primelstrauss.
Aepfelblüthenzweig.
Ahornzweig mit Vögel.
Weinranken.
Saxifraga Cotyledon, Gypsophila, Möhringia.
Saxifraga bryoides, Ranunculus glacialis.
Edeltanne und Eiche.
Dattura.
Aquilegia pyrenaica.
Edelweiss, Felsenleimkraut und Felsenwindhalm.
Geum reptans, Polygonum viviparum, Valeriana saxatilis.
Wasserrosen und Libellen.
Linaria alpina, Dianthus alpinus.
Gentiana asclepiadea.
Frühlings-Enzian, Trollius europ., Pinguicula.
Rosen und Gedenkemein.
Alpenflachs, Mannsschild und Ehrenpreis.
Erdbeeren und Augentrost.
Edelraute.
Brombeeren.
Blühender Olivenzweig.
Alpengeisklee (Cytisus alpinus).
Alpenrosen.

Leipzig, Carl Marquart.

Neue Subscription in 30 Lieferungen à 1 Mark

auf

Die Bibel in Bildern

240 Darstellungen, erfunden und auf Holz gezeichnet

von

Julius Schnorr von Carolsfeld.

„Vielleicht besitzt ein Haus zur Vermehrung der Sonntagsfreude jenes herrliche Werk, das unsere Nation mit Stolz das Ihre nennen darf, die Bilderbibel von Schnorr. Hier in Dresden, wo dieser unvergeßliche Künstler gewohnt, gewirkt und seinen seligen Heimgang gehalten hat, soll man es nicht versäumen, mit dem deutschen Sonntag den Namen eines Mannes zu verbinden, der, mit Recht zum Doctor der Theologie ernannt — wie Moses auf dem Sinai die Grundrisse und Bilder zur Stiftshütte schaute, uns in seinen Zeichnungen die Schrift erschlossen und verdolmetscht hat. Mag Gustav Doré mit französischer Romantik uns eine Bilderbibel geben, deren Darstellung an Tausend und eine Nacht erinnert — bei Schnorr ist heiliges Land und in solches soll das Haus am Sonntag seine Glieder führen."

(Dresdner Congreß für innere Mission.)

Die erste Lieferung erschien am 1. April, von da an zwei Lieferungen monatlich, jedoch kann jeder Abonnent die Entnahme derselben nach Wunsch regeln. — Jede Lieferung enthält 8 Blatt in Umschlag. — Titel und erklärender Text, sowie eine Klappe zur Aufbewahrung werden mit der letzten Lieferung unentgeltlich gegeben. — Alle jenigen, welche „Schnorr's Bilderbibel" noch nicht besitzen, mögen diese neue Bezugsart nutzen. — Das Werk ist jedoch jederzeit complett zu 30 Mark, gebunden für 42 bez. 3 Mark zu beziehen.

Für besondere Gelegenheiten, sowie für höhere Anforderungen wird die in nur 500 Exemplaren von den Holzstöcken i. J. 1879—1880 gedruckte

— Prachtausgabe —

desselben Werkes in vorzüglichster Ausstattung

In Leinenmappe 80 M. In Lederband mit Goldschnitt 105 M.

mpfohlen.

Ferner:

Die Bibel oder: Die ganze heilige Schrift.

Nach der Uebersetzung Dr. Martin Luther's.

Mit 140 Bildern nach den großen Zeichnungen von

Schnorr von Carolsfeld.

unden in Leinen mit Goldschnitt 42 Mark. In Leder mit Goldschnitt 48 Mark. Desgl. mit zwei Bronzeschlössern 70 Mark ꝛc.

Die Corporation Berliner Buchhändler
wählte für die dem Prinzen Wilhelm zur Vermählung
gestiftete Bibliothek diese Bibel.

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München.

"Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränke, wesshalb ich es bestens empfehlen kann."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

"Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. December 1878."

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin.

"Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879."

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a M. Ausserordentliches Mitglied des Kais. deutschen Gesundheitsamtes.

"Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränk unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein &c. 4. März 1879."

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

"Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

"Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879."

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

"Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser, das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden Einfluss auszeichnet. 5. April 1879."

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Neunter Jahrgang. Heft 3. December 1882.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchh. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capstadt, J. H. Rose. Herrmann Michaelis. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Bieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, C. F. Niemeyer — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

December 1882.

		Seite
I.	Das Maler-Majorle. Novelle von **Gustav zu Putlitz.** II. (Schluß.)	337
II.	Der Islâm. Von Prof. **Th. Nöldeke** in Straßburg	378
III.	Die Anfänge der Universitätsverfassung. Von Prof. Dr. **Behrend**	403
IV.	Aus dem Gebiete der Social-Physiologie. Von **F. X. von Neumann-Spallart**	417
V.	Henry Thomas Buckle. Von **Julius Rodenberg**	440
VI.	Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officiers. V. VI.	455
VII.	Die Hamilton'sche Sammlung	479
VIII.	Politische Rundschau	482
IX.	Weihnachtsliteratur	490
X.	Literarische Notizen	494
XI.	Bibliographie.	495

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Das vorliegende Heft enthält fünfzehn Extrabeilagen, welche der freundlichen Beachtung hiermit besonders empfohlen werden, und zwar:

von Herrn **Ambr. Abel** in Leipzig (Empfehlenswerthe illustrirte Märchenbücher);
von Herrn **F. A. Brockhaus** in Leipzig (Verzeichniß ausgewählter Werke in eleganten Einbänden);
von der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in Stuttgart (Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich von Schack);
von Herrn **Alphons Dürr** in Leipzig (Prachtwerke für Kunstfreunde);
von Herrn **W. Engelmann** in Leipzig (Verlagsverzeichniß);
von Herrn **Fritz Gurlitt** in Berlin (Tanagra-Figuren 2c.);
von Herrn **G. Janke** in Berlin (Willibald Alexis' Werke complet);
von Herren **Licht & Meyer** in Leipzig (Preisherabsetzungen vorzüglicher älterer und neuerer Werke);
von Herren **Lubarsch & Co.** in Berlin („Mannfeld, Radirungen");
von Herrn Prof. Dr. **Bruno Meyer** in Karlsruhe (Glasphotogramme für den kunstwissenschaftlichen Unterricht);
von Herrn **P. Neff** in Stuttgart (Hervorragende Kunstnovitäten zu enorm billigen Preisen);
von Herrn **R. Oldenbourg** in München (Festgeschenke für den Weihnachtstisch);
von Herrn **Jul. Springer** in Berlin (Boetticher, Olympia, das Fest und seine Stätte);
von Herrn **Adolf Titze** in Leipzig (Vornehmste Festgeschenke);
von Herrn **R. Wilhelmi** in Berlin (Militärische Klassiker des In- und Auslandes. Weihnachtsgeschenk

WEIHNACHTS-ANZEIGER
DER
DEUTSCHEN RUNDSCHAU
FÜR DAS JAHR 1882.

Werke aus dem Verlage folgender Firmen:

E. Baensch, Leipzig.
C. H. Beck'sche Buchh., Nördlingen.
Besser'sche Buchhandlung (W. Hertz), Berlin.
Breitkopf & Härtel, Leipzig.
J. C. C. Bruns, Minden i. W.
Carl Conrads, Stuttgart.
Herm. Costenoble, Jena.
J. G. Cotta'sche Buchh., Stuttgart.
J. Dalp'sche Buch-, Kunst- und Landkartenhandl. (Karl Schmid), Bern.
Firmin Didot & Cie., Paris.
Ferd. Dümmler's Verlagshandl. (Harrwitz & Gossmann), Berlin.
Franz Duncker, Leipzig.
Th. Chr. Fr. Enslin, Berlin.
F. C. Entrich (Verlagsbuchh. u. Literar. Inst.), Berlin.
Hans Feller (K. K. Hofbuchhandl.), Karlsbad.
Herm. Gesenius, Halle a/S.
B. F. Haller, Bern.
A. Hartleben, Wien.
Haude & Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling), Berlin.
Albert Heitz, Stuttgart.
J. C. Hinrichs'sche Buchh. (Verlags-Conto), Leipzig.
Ferd. Hirt & Sohn, Leipzig.
A. Hofmann & Co., Berlin.
J. U. Kern's Verlag, Breslau.
Gebr. Kröner, Stuttgart.
A. G. Liebeskind, Leipzig.
Rudolf Lincke, Leipzig.
Friedr. Manke, Jena.
Ed. Heinr. Mayer, Köln.
Heinr. Minden, Dresden.
W. Moeser Hofbuchh., Berlin.
R. Oppenheim, Berlin.
Gebrüder Paetel, Berlin.
C. F. Peters, Leipzig.
Carl Reissner, Leipzig.
Bernh. Schlicke, Leipzig.
Heinrich Schmidt & Carl Günther, Leipzig.
L. Voss & Co., Düsseldorf.
Fr. Wagner'sche Buchh., Freiburg i. B.
G. Westermann, Braunschweig.
C. Winter's Universitäts-Buchh., Heidelberg.

Im unterzeichneten Verlage erschien soeben eine in Wort wie Bild originelle und brillant ausgestattete Kinderschrift:

Kinderspiegel.

Aus dem Leben und Treiben unserer Kleinen.

40 Farbendruckillustrationen von Es

mit Reimen von Victor Blüthgen. [103]

Preis in elegantem dauerhaftem Einbande **5 Mark.**

Dieses reizende, eigenartige Kinderbuch wird voraussichtlich bedeutenden Erfolg erzielen, da es in seiner Art unübertroffen dasteht. Ein grosses künstlerisches Malertalent tritt hier zum ersten Mal illustratorisch vor die Oeffentlichkeit. Victor Blüthgens geist- und gemüthvolle Feder versah das Buch mit poetischem Text.

Als gediegene Prachtwerke empfehlen wir:

Tennyson-Doré: Die Königsidyllen. 9 Bogen Text mit 37 englischen Stichen von GUSTAV DORÉ. Reich ornamentirter Prachtband. Preis 20 Mark.

Kleist-Menzel: Der zerbrochene Krug. Jubiläums-Prachtausgabe mit 30 Illustrationen und 4 Photographien nach Originalen von ADOLPH MENZEL. Gross-Folio. Original-Prachteinband in Gold-Farben- und Schwarzdruck. Preis 20 Mark.

Berlin, im December 1882. A. Hofmann & Comp.

Verlag der **Haude- & Spenerschen Buchhandlung** (F. Weidling), Berlin.

Gefügelte Worte. Von **G. Büchmann.** 13. vermehrte Auflage. Geheftet 5 M., elegant gebunden 6 M., mit Goldschnitt 6 M. 25 Pf.

Sentenzenschatz aus Dichtern und Denkern aller Zeiten. 2. vermehrte Auflage. Elegant geheftet 2 M., elegant gebunden 3 M.

Der Treppenwitz der Weltgeschichte. 2. vermehrte Auflage. Geheftet 2 M., gebunden 3 M.

A Coronal of English Verse. Or a Selection from English and American Poets. By **Th. Solly.** In reichem Relief-Einband mit Goldschnitt 6 M. (107)

Moldenhauer,

Das Weltall

und s. Entwickelung.

Darlegung der neuesten Ergebnisse der kosmologischen Forschung.

2 Bde. gr. 8., brosch. M. 14.40; eleg. geb. M. 16. – (auch in 18 halbmonatl. Lfg. à 80 Pf.).

Von der Kritik allgemein als die hervorragendste und vorzüglichste Arbeit auf diesem Gebiete bezeichnet. [111]

E. H. Mayers Verlag, Köln.

Ernst Wicherts Heinrich v. Plauen

ist allgemein anerkannt als einer der hervorragendsten culturgeschichtlichen Romane.

Zweite Auflage. Drei Bände. Elegant gebunden 12 Mark. [101]

Es ist immer erfreulich, wenn der rechte Mann das rechte Buch schreibt, d. h. der Berufenste einen günstigen, einladenden, dankbaren Stoff ergreift. Das ist hier im besten Sinne des Wortes geschehen.
Prof. Felix Dahn im „Magazin für die Literatur d. In- u. Auslandes".

Wer an den historischen Romanen von Scheffel, Freytag, Dahn Freude und Erhebung gefunden hat, wird diesen mit voller Befriedigung Wicherts „Heinrich von Plauen" folgen lassen. Blätter für literar. Unterhaltung.

Wir wünschen, daß das schöne Werk werde, was es verdient, eine Zierde jeder deutschen Haus- und Familienbibliothek. Königsberger Hartungsche Zeitung.

Verlag von Carl Reißner in Leipzig.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung

Harrwitz und Gossmann

Berlin SW 12, Charlotten-Strasse 77.

Grimm, Herman, Zehn ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der modernen Kunst. Geh. 5 Mark. In Leinwand gebunden 6 Mark.

Inhalt: Die Venus von Milo. – Raphael und Michelangelo. – Carlo Saraceni. – Albrecht Dürer. – Göthe's Verhältniss zur bildenden Kunst. – Jacob Asmus Carstens. – Berlin und Peter von Cornelius. – Schinkel. – Curtius über Kunstmuseen.

Grimm, Herman, Fünfzehn Essays. Geh. 7 Mark 50 Pf. In Leinwand gebunden 9 Mark.

Inhalt: Voltaire. – Friedrich der Grosse und Macaulay. – Göthe in Italien. – Schiller und Göthe. – Göthe und die Wahlverwandtschaften. – Göthe und Suleika. – Göthe und Louise Seidler. – Heinrich von Kleist's Grabstätte. – Lord Byron und Leigh Hunt. – Alexander von Humboldt. – Schleiermacher. – Herrn von Varnhagen's Tagebücher. – Gervinus. – Dante und die letzten Kämpfe in Italien. – Ralph Waldo Emerson.

Grimm, Herman, Fünfzehn Essays. Neue Folge. Geh. 8 Mark 60 Pf. In Leinwand gebunden 10 Mark.

Inhalt: Der Maler Wiertz. – Schinkel als Architekt der Stadt Berlin. – Rauch's Biographie von Friedrich Eggers. – Die Ruinen von Ephesus. – Athenische Todtenkrüge. – Die Gallerien von Florenz. – Engel und Liebesgötter. – Das Theater des Herzogs Heinrich Julius zu Braunschweig. – Shakespeare's Sturm in der Bearbeitung von Dryden und Davenant. – Alfieri und seine Tragödie Mirra. – Hamlet's Charakter. – Raphael's eigene Bildnisse. – Die beiden Holbein'schen Madonnen zu Dresden und Darmstadt. – Das Porträt des Bonifacius Amerbach von Holbein. – Cornelius und die ersten fünfzig Jahre nach 1800.

Grimm, Herman, Fünfzehn Essays. Dritte Folge. Geh. 8 Mark. In Leinwand gebunden 9 Mark.

Inhalt: Vorbemerkung. – Ralph Waldo Emerson. – Fiorenza, Anmerkungen zu einigen Gedichten Dante's und Michelangelo's. – Raphael's Schule von Athen. – Michelangelo's Sarkophage in der Sacristei von San Lorenzo. – Raphael's Madonna di Terranuova auf dem Berliner Museum. – Zwei Stiche von Friedrich Weber: 1. Tizian's Irdische und Himmlische Liebe. 2. Holbein's Porträt des Erasmus von Rotterdam. – Die Entstehung des Volksbuches vom Dr. Faust. – Ralph Waldo Emerson über Göthe und Shakespeare. Uebersetzt aus dem Englischen: 1. Göthe, der Schriftsteller. 2. Shakespeare, der Dichter. – Bettina von Arnim. – Die Brüder Grimm: 1. Wilhelm Grimm. 2. Jacob Grimm. 3. Ludwig Emil Grimm. – Rauch's hundertjähriger Geburtstag. – Anselm Feuerbach. – Zwei Dürer'sche Kupferstiche. – Raphael's Galatea in der Farnesina zu Rom. – Raphael's erste Zeiten. – Register über alle drei Bände.

Lazarus, Prof. Dr. M., Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. Zweite Auflage. Drei Bände. Geh. à 7 Mark 50 Pf. In Leinwand gebunden à 9 Mark.

Inhalt: Band I. Bildung und Wissenschaft. – Ehre und Ruhm. – Der Humor. – Ueber das Verhältniss des Einzelnen zur Gesammtheit. Band II. Geist und Sprache, eine psychologische Monographie. Band III. Der Tact. – Die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste. (Malerei und Musik. – Baukunst, Bildhauerei und Malerei. – Plastische und redende Künste.) – Die Freundschaft. – Zum Ursprung der Sitten.

Luise, Königin von Preussen von Friedrich Adami. Zehnte Auflage. Mit dem Bildniss der Königin und einem Facsimile ihrer Handschrift. Geh. 4 Mark 50 Pf. In Leinwand mit Goldschnitt gebunden 6 Mark.

Luise, Königin von Preussen, Festausgabe zum hundertjährigen Geburtstage derselben. Geheftet 50 Pf. In Leinwand gebunden 1 Mark.

Kinder- u. Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Jac. u. Wilh. Grimm.

Kleine Ausgabe. 31. Auflage. Mit acht Bildern in Farbendruck nach Zeichnungen von Paul Meyerheim. In Leinwandrücken cartonnirt 1 Mark 50 Pf.

Ausgabe auf Velinpapier. Mit neun Bildern in Farbendruck nach Zeichnungen von Paul Meyerheim. In Leinwand gebunden 3 Mark.

Ausgabe in Bilderbüchern. Mit je vier Farbendruckbildern nach Zeichnungen von Rudolf Geissler. Gr. 4. Cartonnirt à 75 Pf. Erschienen sind: Aschenputtel. Hänsel und Grethel. Sneewittchen. Allerleirauh. Dornröschen. Rothkäppchen. Die Gänsemagd. Brüderchen und Schwesterchen.

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Illustrirte Ausgabe. 24. Auflage. Mit sechzig Holzschnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller. In Leinw. mit Goldschnitt u. Goldpressung geb. 3 Mark.

Miniatur-Ausgabe. 23. Auflage. Mit Titelkupfer nach Ludwig Richter. In Leinwand mit Goldschnitt gebunden 1 Mark 50 Pf.

Stereotyp-Ausgabe. 22. Auflage. Mit Titelbild in Holzschnitt. Cartonnirt 50 Pf.

Wunk, Prof. Dr. Eduard, Geschichte der Griechischen Literatur.

Für Gymnasien, höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterrichte. 3. Auflage. Bearbeitet von Richard Volkmann, Gymnasial-Director in Jauer. Zwei Theile. Geh. 12 Mark. In Halbfranz gebunden 13 Mark 50 Pf.

Wunk, Prof. Dr. Eduard, Geschichte der Römischen Literatur.

Für Gymnasien, höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterrichte. 2. Auflage. Bearbeitet von Dr. Oskar Seyffert, Oberlehrer am Sophiengymnasium zu Berlin. Zwei Bände gr. 8. Geh. 10 M. In Halbfr. geb. 11 M. 50 Pf.

Voigt, F., Prof. an der Kgl. Realschule und Mitglied des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg in Berlin. Geschichte des brandenburg.-preussischen Staates.

Dritte Auflage. Mit der Karte der territorialen Entwickelung des brandenburg.-preussischen Staates von Adolf Brecher. Geh. 7 Mark. In Leinwand geb. 8 Mark.

Hagelberg's Zoologischer Handatlas. Naturgetreue Darstellung des Thierreichs. 5 Theile. Cart. 24 Mark.

A. Säugethiere	228	Abbild.	auf	20	Tafeln	mit	Text	M.	5.
B. Vögel . .	285	-	-	24	-	-	-	-	6.
C. Amphibien	93	-	-	8	-	}	-	-	5.
D. Fische . .	117	-	-	10	-	}	-	-	5.
E. Gliederthiere	240	-	-	20	-	-	-	-	5.
F. Weichthiere	48	-	-	4	-	}	-	-	3.
G. Würmer .	72	-	-	6	-	}	-	-	3.

Das Werk ist gleichzeitig auch in englischer, französischer, holländischer, spanischer, italienischer und schwedischer Sprache erschienen. [122]

Herrliches Festgeschenk.

Ein Autographen-Album deutscher Fürsten u. Fürstinnen.

[125]

Unter Allerhöchster Protektion Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta von Deutschland, herausgegeben von Eufemia Gräfin Valletrem, Ehrenstiftsdame, und Constantin von Schmidt, Oberstlieutenant z. D.

Zum Besten der vom „Vaterländischen Frauenverein" gegründeten Institute zur Hebung der Hausindustrie. Soeben in hocheleganter Ausstattung erschienen und direct vom Verlag wie durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ladenpreis: Prachtausgabe 15 M., fein geb. 5 M., brosch. 1,50 M. pro Expl.

Dieses hochinteressante und werthvolle Werk, wie es einzig auf dem Büchermarkte dasteht, wird jedem Salon und jeder Bibliothek als Zierde dienen. Der pünktlichen Lieferung wegen ist unverzügliche Bestellung zu empfehlen.

Berlin, Neue Königstr. 88.

E. C. Entrich,
Verlagsbuchhandlung.

Empfehlenswerthe Festgeschenke

aus dem Verlage der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig.

Geschichte der griechischen Plastik. Für Künstler und Kunstfreunde. Von Geh. Hofrath Prof. Dr. J. OVERBECK. Dritte verm. u. verb. Aufl. 2 Bände Imp.-8. 1008 S. m. Holzschnitten und Holzschnitttafeln. 1882. Halbfranzbd. M. 37.—, Halbsaffianbd. M. 38.—.

An der Waldecke. Eine Erzählung von ANNA v. WERDER. 1883. 2. Aufl. 304 S. Geb. M. 3.80.

Bienchen. Eine Erzählung von ANNA v. WERDER. 1883. 2. Aufl. 264 S. Geb. M. 3.20.

Frau Ludwike. Eine Erzählung von ANNA v. WERDER. 1883. 256 S. Geb. M. 3.20. [129]

Weihnachten in deutscher Dichtung von Dr. A. FREYBE. 1881. 243 S. Geb. M. 4.80.

1. Das Julfest und die Weihnachtsfeier in Geschichte und Sage. — 2. Die Weihnachtsgeschichte im Volksepos. — 3. Weihnachten im Lied. — 4. Die dramatischen Darstellungen der Weihnachtsgeschichte.

☞ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In diesem Jahre neu erschienen:

Der Wunderborn.

Eine Sammlung der schönsten Märchen u. Sagen aus deutschen Gauen.

Herausgegeben von [123]

Karl Seifart.

Illustrirt von

Eugen Neureuther.

Folio-Format.

Preis in glänzend. Prachtband M. 10.—

Der Wunderborn wird infolge seines Alt und Jung ansprechenden Inhalts, seiner ebenso gediegenen als reichen Illustration und seines wohlfeilen Preises voraussichtlich eines der beliebtesten deutschen Familienbücher, ein vielbegehrtes Geschenkwerk zu festlichen Gelegenheiten, besonders zu Weihnachten werden.

Verlag von
Gebrüder Kröner
in **Stuttgart.**

J. C. C. Bruns' Verlag in Minden i. W.

Weihnachts-Geschenke!

Michelet, J., Die Welt der Vögel. Mit 200 Ill. v. O. Giacomelli. Mit e. Vorwort v. H. Masius. 2. Aufl. El. geb. M. 11.

Hartmann u. Weddigen, Das Buch vom Sachsenherzog Wittekind. Sage u. Dichtung nebst hist. Einleitung. Mit e. Titelbilde v. Wilh. v. Kaulbach u. 17 Ill. in Lichtdruck, reproducirt v. Fr. Bruckmann in München. Eleg. geb. m. G. M. 8.50. [124]

Francke, Dr., Christliches Album. Ein Gedenkbuch mit Gottes Wort u. mit relig. Betrachtungen auf jeden Tag d. Jahres. Mit Titelbild: „Der segnende Christus" nach Thorwaldsen. Eleg. geb. m. Goldschn. M. 6.—.

Wilhelm Hauff-Gallerie. 12 Photographieen nach Orig.-Gemälden d. Düsseldorfer Künstler E. Bosch, Ph. Grot-Johann u. Max Volkhart, photograph. reproducirt v. Fr. Bruckmann i. München. Cab.-F. in el. Mappe M. 13,50. (Einz. Blätter in Cab.-F. à M. 1.—, in Gr.-Fol. à M. 2.—)

Weddigen, Dr., Westfalen, das Land der roten Erde, in der Dichtung. Eine ausgew. Liedersammlung. Eleg. geb. m. G. M. 3.—.

Depping, G., Die Körperkraft u. Geschicklichkeit d. Menschen. Hist. Darstellung d. Leibesübungen bei d. alten u. neueren Völkern. 2. Aufl. 60 Ill. Eleg. geb. M. 5.25.

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhdlg. in Stuttgart. [127]

Ein deutsches Hausbuch.

Episch-lyrische Dichtung von

Oscar v. Redwitz.

kl. 8°. 23 Bogen.

Eleg. gebunden M. 6. —.

Wildermuth's

Jugendgarten

erschien auch in diesem Jahre wieder mit einer Fülle anziehender Erzählungen und belehrenden Aufsätzen, illustrirt durch schöne farbige und Tonbilder — Der stattliche Band gewährt den Kindern eines Hauses während des ganzen Jahres Anregung und Unterhaltung und kann deshalb als ein wahrer Hausschatz für jede Familie bezeichnet werden.

Preis hübsch kart. M. 6.—, prachtvoll geb. M. 6.75.

Verlag von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Einkehr und Umschau. Neueste Dichtungen von **Friedrich Bodenstedt.** 5., unveränderte Auflage. 8. In höchst eleg. Mosaikbd. M. 6.

Gedichte von **Heinrich v. Mühler.** 2., von dem verewigten Verfasser selbst geordnete, erneuerte und verbesserte Auflage. Mit Porträt. 8. In eleg. Renaissanceband mit Goldschnitt M. 7.

Gedichte Walther's von der Vogelweide. Nachgedichtet von **Dr. Adalbert Schröter.** 8. Mit Kopfleisten und Initialen. Eleg. broch. M. 3., in eleg. stilvollen Einbd. M. 4.

Das Nibelungenlied. Nachgedichtet von **Dr. Adalbert Schröter.** 2 Theile in 1 Bde. 8. Mit Kopfleisten und Initialen. In eleg. Ausstattung. Broch. M. 6., in stilvollem Einband M. 7.50.

Das Nibelungenlied hat in der vorliegenden Form nach dem Urtheile des Herrn Geh. Hofraths Professor Dr. Friedrich Zarncke zu Leipzig wohl begründeten Anspruch, „als die gelungenste aller existirenden Erneuerungen des Nibelungenliedes bezeichnet zu werden, indem sich der Umdichter seiner Aufgabe in glänzender Weise entledigte. Es ist ein Wohlklang in seinen Versen und eine Pracht in seiner Diktion, mit der sich nur wenige Dichter werden messen können." „Es handelt sich bei dieser Umdichtung darum, daß unsere gebildeten Lesekreise, die das Original nicht studiren, durch diese neue Uebertragung wirklich gepackt und angezogen werden," wie bei der Walthers von der Vogelweide durch den Autor, die mit allgemeinstem Beifall aufgenommen wurde.

Der Königsleutenant. Lustspiel in 4 Aufzügen von **Karl Gutzkow.** 8. Auflage. Von Erdmann Wagner reich illustr. Miniatur-Ausgabe. In höchst eleg. Einband mit Goldschnitt M. 4.

Karl Gutzkow's Dramatische Werke. Vierte Gesammt-Ausgabe. In vier starken Bänden. Höchst eleg. geb. M. 25. Preis jedes Dramas in eleg. Mosaikband mit Goldschnitt M. 2.20.

Zopf und Schwert — Uriel Acosta — Werner — Königsleutenant — Pugatschew — Urbild des Tartüffe — Ella Rose — Patkul — Weißes Blatt — Philipp und Perez — Richard Savage — Ottfried — 13. November und Fremdes Glück — Liesle — Lenz und Söhne — Schule der Reichen — Lorber und Myrte — Nero — Wullenweber. Preis in eleg. Einband M. 3.10.

Braut in Haaren. Eine Erzählung aus dem Gebirge. Von **H. A. Münnich.** Zweite Auflage. Mit einem Titelkupfer, gezeichnet von P. Thumann, in Kupfer gestochen von Professor H. Bürkner. 8. In eleg. Mosaikband M. 5.25.

Frauengestalten aus der Sage und der Geschichte aller Zeiten und Völker. Für Schule und Haus gesammelt und bearbeitet von **Ferdinand Schmidt.** 1 Band von 43 Bogen. gr. 8. Mit Kopfleisten und Initialen. In eleg. Ausstattung. Broch. M. 8. In eleg. Leinwandband M. 9.50.

In dem von Dr. Fr. Dittes und dem Reg.- und Schulrath Dr. Schumann empfohlenen „Führer durch die Jugendliteratur von Th. Theden" heißt es: „Unter allen für die weibl. Jugend berechneten und geeigneten Werken gebührt dem vorstehenden die Krone, sein Werk ist unübertroffen."

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Dargestellt von **H. A. Berlepsch.** Mit 22 Illustrationen in Tondruck nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer. Pracht-Ausgabe. 4., sehr vermehrte Aufl. Lex.-8. 1 starker Band broch. M. 9. Eleg. Leinwandband M. 11.25. Goldschnittband M. 12.

Unter den Kannibalen auf Borneo. Eine Reise auf dieser Insel und auf Sumatra. Von **C. Bock.** Aus dem Englischen. Mit einleitendem Vorwort von A. Kirchhoff. Lex.-8. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, 7 Holzschnitten und 1 Karte. Broch. M. 21., in originellem mit Deckenzeichnung versehenem Einbande M. 23.50.

Das Werk wird nicht verfehlen durch seine glänzende Ausstattung mit 30 Farbendruckbildern, durch seine reiche Fülle werthvollen geographischen und ethnologischen Materials in Schilderung noch **gänzlich unbekannter Gegenden** und noch wenig gesehener Menschenracen verdientes Aufsehen zu erregen.

Durch Sibirien von **Henry Lansdell.** Autor. deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen. 2 starke Bände von ca. 46 Bogen gr. 8. Mit 43 großen und kleineren Holzschnitten und 1 großen Karte in Farbendruck. In illustr. Umschlag brochirt M. 16., in originellem Einband mit Deckenzeichnung M. 4. mehr.

Eine selten interessante Reise von 8000 Meilen vom Ural bis zum stillen Ocean von geographischer, ethnographischer wie hochpolitischer Bedeutung. Die 1. Auflage des Originals wurde in England noch vor Ankündigung gänzlich ausverkauft. Die vielfach irrigen Ansichten über das Land und die Leute berichtigend, schildert der Verfasser seine gefahrvollen Erlebnisse in anziehender und höchst unterhaltender Weise.

Geschichte der bildenden Kunst. Ein Handbuch für Gebildete aller Stände, zum Selbststudium sowie zum Gebrauche für Gelehrten-, Kunst- und Gewerbeschulen. Von **Theodor Seemann.** Ein starker Band. Lex.-8. Mit 166 in den Text gedruckten Holzschnitten. In eleg. illustr. Umschlag broch. M. 8., in eleg. Renaissanceband M. 10.

[128]

Aug. Reißmann, Carl Maria v. Weber. Sein Leben u. seine Werke. Mit Portraits, Illustrationen u. Notenbeilagen. Kyrie u. Sanctus aus W.'s (ungedruckter) G-dur-Messe. 8°. geh. M. 6,00. f. geb. M. 7,50.

Aug. Reissmann, Handlexikon der Tonkunst. gr. 8°. geh. M. 9,00. f. geb. M. 10,00. — Neue Zeitschr. f. Musik: Autor u. Verleger haben hier ein Meisterstück ohne Gleichen vollbracht.

Ergänzungsband z. Musikal. Conversations-Lexikon, geführt bis Ende 1882. geh. M. 9,00. f. geb. Mark 10,50.

Karl Hillebrand, Zeiten, Völker u. Menschen. 8°. Bd. 1—6 zu je M. 6,00 (einzeln verkäuflich). 1. Frankreich u. d. Franzosen. 3. Aufl. — 2. Wälsches u. Deutsches. — 3. Aus u. über England. — 4. Profile. — 5. Aus dem Jahrh. der Revolution. — 6. Zeitgenossen und Zeitgenössisches.

Emil Naumann, Deutsche Tondichter. Von Seb. Bach bis auf die Gegenwart. 8°. 5. Aufl. geh. M. 3,00. f. geb. M. 4,00.

Neuer Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

A. Litzer (Verf. d. Trauerspiels „Die Hexe"), **Winternächte.** Gedichte. 8°. geh. M. 4,00, reich geb. M. 5.00.

Emil Naumann, Italienische Tondichter. Von Palästrina bis auf d. Gegenwart. 8°. 2. Aufl. geh. M. 4,00. f. geb. M. 5,00. (Beide Werke von Naumann auch in illustr. Pracht-Ausg. reich geb. zu haben.)

R. Elze, Lord Byron. 2., verm. Ausg. 8°. M. 6,00.

Amy Fay, Musikstudien in Deutschland. Aus d. Englischen. 8°. geh. M. 2,50. f. geb. M. 3,50.

J. J. Honegger, Kritische Geschichte der französischen Kulturein flüsse. gr. 8°. M. 7,50.

Musikalisches Conversations-Lexikon. Encyclopädie der gesammten musikal. Wissenschaften. Herausg. v. **H. Mendel u. A. Reissmann.** gr. Lex. 8°. 11 Bde. geh. M. 62,00. f. geb. M. 78,00. Auch bandweise zu beziehen.

Robert Burns, Lieder und Balladen. Deutsch von Adolf Laun. Zweite Auflage. 8°. geh. Mark 2,00. fein geb. Mark 3,00. [115]

Maipredigten, von Frater Hilarius (Ed. Fentsch). Fünfte Auflage, eingeleitet v. Ludw. Steub. 8°. geh. M. 2,00, f. geb. M. 3,00.

NEU!

Die
Schule der Gesundheit
von
Med. Dr. Fr. Dornblüth.

Aerztliche Belehrungen.
2. Aufl. 629 S. u. 163 Abbild. brosch. M. 7,—, eleg. geb. M. 8,50.

Ein zuverlässiger „Führer zur Gesundheit", ein „Haus- und Familienbuch" des deutschen Volkes. [116]

Hans Feller,
Kais. Königl. Hofbuchh., Karlsbad.

R. Lincke's Verlag in Leipzig.

Deutsche Lyriker

seit 1850. [108]

Mit einer litterar-hist. Einleit. u. biogr.-kritischen Notizen.
Herausgegeben von
Dr. Emil Kneschke.
Mit Emanuel Geibel's Porträt.
Fünfte,
vollständig neu bearb. Aufl.
824 Seiten. Original-Prachtbd. mit Goldschnitt. Preis: 6 Mark.

Neuer Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig.

Alphonse Daudet, Wundersame Abenteuer d. edlen Tartarin aus Tarascon. II. Aufl. Brosch. M. 2,50, fein geb. M. 3.50.

Karl Emil Franzos, Stille Geschichten. III. Aufl. Ausgabe für Bücherfreunde. Preis brosch. M. 5.50, in Halblederbd. M. 7.50.

Claire von Glümer, Vom Webstuhl der Zeit. Preis eleg. brosch. M. 4.50, fein geb. M. 5.50.

Hans Hopfen, Die Einsame. 2 Novellen in einer. II. Aufl. 2 Bde. Eleg. brosch. M. 8.—, fein geb. M. 10.—.

Fanny Lewald, Treue Liebe. Preis elegant brosch. M. 3.60, fein geb. M. 4.50.

Fritz Mauthner, Der neue Ahasver. Roman aus Jung-Berlin. II. Aufl. 2 Bde. Preis eleg. brosch. M. 8.—, fein geb. in 1 Bd. M. 9.20.

Prinzessin *,** Moderne Wohlthätigkeit. Eine Folgeschichte. Eleg. brosch. M. 2.—, fein brosch. M. 3.—.

Baron von Roberts, „Es" und Andres. Preis eleg. brosch. M. 3.—, in Originalbd. M. 4.—. [105]

Emil Baensch Verlag (R. Bredow) in Leipzig.

CLARA CRON'S SCHRIFTEN

für junge Damen. [100]

Neu. **Des Herzens Heimath.** Neu.

Eine Erzählung für die Frauenwelt.
Reich gebunden mit Goldschnitt Mark 5.

Früher erschienen:

SCHLOSS WENDSHEIM. *Eine Erzählung für die Frauenwelt.* Mit Titelkupfer. Reich gebunden mit Goldschnitt Mark 6.

ADELAIDE. *Ein Charakterbild für die Frauenwelt.* 2. Aufl. Mit Titelkupfer. Reich geb. mit Goldschn. M. 5.50.

AUF UND AB. *Gesammelte Novellen für die Frauenwelt.* Mit Stahlstich. Reich gebunden mit Goldschnitt M. 5.50.

MARIA WERNAU. *Eine Erzählung für die Frauenwelt.* Mit Titelkupfer. Reich geb. mit Goldschn. M. 5.50.

REGINA. *Ein Charakterbild für die Frauenwelt.* Mit Titelkupfer. Reich gebunden mit Goldschnitt M. 5.50.

ROSEN UND DORNEN. *Gesammelte Novellen für die Frauenwelt.* Mit Portrait der Verfasserin. Reich gebunden mit Goldschnitt Mark 5.50.

Die Verfasserin obiger Erzählungen und Novellen ist längst, wie sie es verdient, die Lieblingsschriftstellerin unserer Frauen und Jungfrauen!

FESTGESCHENK

aus dem Verlage von **Wilhelm Hertz**
(Bessersche Buchhandlung) in **Berlin W.**, Behrenstrasse 17.

Neuigkeiten:

Ariost's Rasender Roland übersetzt von Otto Gildemeister. 4 Bände. Band I und II. Preis jedes Bandes elegant geheftet 3.60 M., elegant gebunden 4.60 M. Band III und IV erscheinen im Jahre 1883.

Emanuel Geibel, **Classisches Liederbuch.** Vierte Auflage. Reizende Ausstattung auf holländischem Büttenpapier. In schönen Halbfranzband gebunden 9 M. [113]

Herman Grimm, **Goethe.** Vorlesungen. Dritte, verbesserte Auflage. In Leinwandband geb. 7.20 M. In feinsten Halbkalblederband gebunden 9 M.

Paul Heyse, **Unvergeßbare Worte und andere Novellen.** Elegant gebunden 7.20 M.
Inhalt: Unvergeßbare Worte. Die Eselin. Das Glück von Rothenburg. Getheiltes Herz.

Deutsche Inschriften an Haus und Geräth. Vierte, stark vermehrte Auflage. Elegant gebunden 4.20 M.

Eleonore Fürstin Reuß, **Gedichte.** Band I (Zweite Auflage von El. Gesammelte Blätter) gebunden mit Goldschnitt 4 M.

Adolf Schöll, **Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens.** Gesammelte Abhandlungen. Elegant gebunden 10.20 M. In Halbkalblederband 12 M.

Bernhard Weiß, **Das Leben Jesu.** Zwei Bände. Eleg. geh. 18 M., in Halbfranzband geb. 21 M.

Bereits früher erschienen:

ERNST CURTIUS, Alterthum und Gegenwart. Gesammelte Reden und Vorträge. 2 Bände. Jeder Band gebunden 8.20 M.

THEODOR FONTANE, Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 4 Bände. Elegant gebunden, jeder Band 8.20 M.

Altpreuss. Geschichten von dem Einen und dem Andern. Eleg. geb. 6 M.

BRÜDER GRIMM, Kinder- und Hausmärchen. Grosse Ausgabe. Cartonnirt 6 M., elegant gebunden 7.25 M.

HERMAN GRIMM, Leben Michelangelo's. 2 Bände. Elegant gebunden 23 M. In feinsten Halbkalblederband gebunden 29 M.

Fürst Bismarck, Sein politisches Leben und Wirken, urkundlich dargestellt von LUDWIG HAHN. 3 Bände. Geheftet 33 M., gebunden 37.50 M.

LUDWIG HAHN, Geschichte des preussischen Vaterlandes. Achte, vermehrte Auflage. Gebunden in Halbfranzband 7.50 M.

PAUL HEYSE, Gesammelte Werke. 16 Bände. Geheftet 57.60 M., gebunden 76.80 M. Jeder Band ist einzeln zum Preise von geheftet 3.60 M., geb. 4.80 M. zu haben. Band I enthält Gedichte; Band II—III Novellen in Versen; Band IV—VIII, Band XV—XVI Novellen in Prosa, Band IX—X Dramen; Band XI—XII Kinder der Welt, Roman; Band XIII—XIV Im Paradiese, Roman.

Jugenderinnerungen eines alten Mannes (W. VON KÜGELGEN). Volksausgabe, nett gebunden 4 M.

GOTTFRIED KELLER, Das Sinngedicht. Novellen. Eleg. geb. 7.20 M.

Zu Festgeschenken allen Familienkreisen empfohlen!

Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Theodor Storm's sämmtliche Schriften

14 Bände.

Zweite Auflage.
Gebd. M. 38,50.

Als einzelne Serien können hiervon bezogen werden:
Bd. 1 bis 6 geb. in 3 Bdn. M. 16,50. — Bd. 7 bis 10 geb. in 2 Bdn. 11 M. — Bd. 11 bis 14 geb. in 2 Bdn. 11 M.

Alle späteren Schriften des Autors erscheinen in dieser Ausgabe.

Inhalt. 1. Band: Gedichte. — 2. Band: Immensee. Späte Rosen. Im Schloß. Veronika. — 3. Band: Im Sonnenschein. Auf dem Staatshof. Ein grünes Blatt. Unter dem Tannenbaum. Abseits. — 4. Band: Von Jenseits des Meeres. Im Saal. In St. Jürgen. Eine Malerarbeit. — 5. Band: Auf der Universität. Angelica. Posthuma. Wenn die Aepfel reif sind. Drüben am Markt. Marthe und ihre Uhr. — 6. Band: Die Regentrude. Der Spiegel des Cyprianus. Bulemann's Haus. Hinzelmeier. Der kleine Häwelmann. 7. Band: Gedichte. Draußen im Haideborfe. Viola tricolor. Beim Vetter Christian. — 8. Band: Die neuen Liebes-Lieder. Zerstreute Capitel. Eine Halligfahrt. — 9. Band: Pole Poppenspäler. Waldwinkel. — 10. Band: Ein stiller Musikant. Psyche. Im Nachbarhause links. — 11. Band: Aquis submersus. — 12. Band: Renate. Carsten Curator. — 13. Band: Eekenhof. Zur Wald- und Wasserfreude. — 14. Band: Im Brauerhause. Die Söhne des Senators. Meine Erinnerungen an Eduard Mörike.

Waldwinkel.
Pole Poppenspäler.
Zwei Novellen
von
Theodor Storm.
Miniatur-Ausgabe.
Elegant geb. mit Goldschnitt.
Preis M. 4,50.

Ein stiller Musikant.
Psyche.
Im Nachbarhause links.
Drei Novellen
von
Theodor Storm.
Miniatur-Ausgabe.
Elegant geb. mit Goldschnitt
Preis M. 4,50.

Novellen
und Gedenkblätter:
Von
Theodor Storm.
Miniatur-Ausgabe.
Elegant geb. mit Goldschnitt.
Preis M. 4,50.

P. K. ROSEGGER'S Ausgewählte Schriften.

Sechzehn Bände.
Inhalt 400 Bogen. Octav.
Eleganteste Ausstattung.

Bd. I. II. Waldheimat. 2 Bde. — III. Die Aelpler. — IV. Volksleben in Steiermark. — V. Heidepeters Gabriel. — VI. Die Schriften des Waldschulmeisters. — VII. VIII. IX. Buch der Novellen. 3 Bde. — X. Feierabende. — XI. Sonderlinge aus dem Volke der Alpen. — XII. Am Wanderstabe. — XIII. Sonntagsruhe. — XIV. Dorfsünden. — XV. Meine Ferien. — XVI. Der Gottsucher.

16 Bände. Complet geheftet fl. 20 = Mk. 40.
In 16 eleganten, charakteristischen Originalbänden gebunden fl. 29,60 = Mk. 59,20.

Jedes Werk ist einzeln zu haben à Bd. geh. fl. 1,25 = Mk. 2,20, gebd. fl. 1,85 = Mk. 3,70.

Der gottbegnadete, eigenartige Schriftsteller, dessen Werke nunmehr in dieser würdigen Gesammt-Ausgabe vorliegen, findet in immer weiteren Kreisen Freunde und Anhänger. Jeder, dem der Sinn für wahre Poesie nicht ganz abhanden gekommen, fühlt sich tief ergriffen von dem eigenartigen Reiz der Rosegger'schen Darstellung und wird die lieben, einfachen, gemüthvollen Erzählungen immer aufs Neue gern wieder zur Hand nehmen.

JULIUS VERNE'S Schriften.

Octav-Ausgaben.
Jeder Band geheftet fl. 1.50 = Mk. 2,70. In elegantem rothen Ganzleinwandbd. jeder Band fl. 2 = Mk. 3,50.

I. Von der Erde zum Mond. Directe Fahrt in 97 Stunden 20 Minuten.
II. Reise um den Mond. (Fortsetzung des Obigen.)
III. Reise nach dem Mittelpunkt der Erde.
IV. V. Zwanzigtausend Meilen unter'm Meer. 2 Bde.
VI. Reise um die Erde in 80 Tagen.
VII. VIII. Reisen und Abenteuer des Kapitän Hatteras. 2 Bde.
IX. Fünf Wochen im Ballon.
X. Abenteuer von drei Russen und drei Engländern in Süd-Afrika.
XI. XII. XIII. Die Kinder des Kapitän Grant. 3 Bde.
XIV. XV. XVI. Die geheimnissvolle Insel. 3 Bde.
XVII. XVIII. Das Land der Pelze. 2 Bde.
XIX. Eine schwimmende Stadt. — Die Blokade-Brecher.
XX. Eine Idee des Doctor Ox. — Meister Zacharius. — Ein Drama in den Lüften. — Eine Ueberwinterung im Eise. — Eine Mont-Blanc-Besteigung.
XXI. Der Chancellor. Tagebuch des Passagier J. R. Kazallon.
XXII. XXIII. Der Courier des Czar (Michael Strogoff). — Ein Drama in Mexiko. 2 Bde.
XXIV. Schwarz-Indien.
XXV. XXVI. Reise durch die Sonnenwelt. 2 Bde.
XXVII. XXVIII. Ein Kapitän von 15 Jahren. 2 Bde.
XXIX. XXX. Die Entdeckung der Erde. 2 Bde.
XXXI. Die fünfhundert Millionen der Begum.
XXXII. Die Leiden eines Chinesen in China.
XXXIII. XXXIV. Die grossen Seefahrer des 18. Jahrhunderts. 2 Bde.
XXXV. XXXVI. Das Dampfhaus. 2 Bde.
XXXVII. XXXVIII. Der Triumph des 19. Jahrhunderts. 2 Bde.
XXXIX. XL. Die Jangada. Achthundert Meilen auf dem Amazonenstrom. 2 Bde.

Jedes Werk ist einzeln zu haben. Preis jedes Bandes geheftet fl. 1,50 = Mk. 2,70. In elegantem rothen Ganzleinwandband mit Goldtitel fl. 2 = Mk. 3,50.

JULIUS VERNE.

Illustrirte Pracht-Ausgaben. Quart. Collectiv-Titel:
„Bekannte und unbekannte Welten."

I. II. Bd. (Vereinigt.) **Von der Erde zum Mond. — Reise um den Mond.** — Mit 89 Ill. Geh. fl. 4,50 = 8 Mk. Prachteinb. fl. 6 = Mk. 11. — III. Bd. **Reise nach dem Mittelpunkt der Erde.** Mit 56 Ill. Geh. fl. 2,50 = Mk. 4,50. Prachteinb. fl. 4 = Mk. 7,50. — IV. V. Bd. (Vereinigt.) **Zwanzigtausend Meilen unter'm Meer.** Mit 114 Ill. Geh. fl. 4,50 = Mk. 8. Prachteinbd. fl. 6 = Mk. 11. — VI. Bd. **Reise um die Erde in 80 Tagen.** Mit 55 Ill. Geh. fl. 2,50 = Mk. 4,50. Prachteinbd. fl. 4 = Mk. 7,50. — VII. VIII. Bd. (Vereinigt.) **Reisen und Abenteuer des Kapitän Hatteras.** Mit 257 Ill. Geh. fl. 5 = Mk. 9. Prachteinbd. fl. 6,50 = Mk. 12. — IX. Bd. **Fünf Wochen im Ballon.** Mit 78 Ill. Geh. fl. 3 = Mk. 5,50. Prachteinbd. fl. 4,50 = Mk. 8,50. — X. Bd. **Abenteuer von drei Russen und drei Engländern in Süd-Afrika.** Mit 52 Ill. Geh. fl. 2,50 = Mk. 4,50. Prachteinbd. fl. 4 = Mk. 7,50. — XI. XII. XIII. Bd. (Vereinigt.) **Die Kinder des Kapitän Grant.** Mit 174 Ill. Geh. fl. 6,50 = Mk. 12. Prachteinbd. fl. 8. = Mk. 15. — XIV. XV. XVI. Bd. (Vereinigt.) **Die geheimnissvolle Insel.** Mit 152 Ill. Geh. fl. 6,50 = Mk. 12. Prachteinbd. fl. 8 = Mk. 15. — XVII. XVIII. Bd. (Vereinigt.) **Das Land der Pelze.** Mit 102 Ill. Geh. fl. 4,50 = Mk. 8. Prachteinbd. fl. 6 = Mk. 11. — XIX. Bd. **Eine schwimmende Stadt. — Die Blokade-Brecher.** Mit 43 Ill. Geh. fl. 2,50 = Mk. 4,50. Prachteinbd. fl. 4 = Mk. 7,50. — XX. Bd. **Eine Idee des Dr. Ox. — Meister Zacharius. — Ein Drama in den Lüften. — Eine Ueberwinterung im Eise. — Eine Mont-Blanc-Besteigung.** Mit 63 Ill. Geh. fl. 2,50 = Mk. 4,50. Prachteinbd. fl. 4 = Mk. 7,50. — XXI. Bd. **Der Chancellor.** Mit 56 Ill. Geh. fl. 2,50 = Mk. 4,50. Prachteinbd. fl. 4 = Mk. 7,50. — XXII. XXIII. Bd. (Vereinigt.) **Der Courier des Czar (Michael Strogoff). — Ein Drama in Mexiko.** Mit 90 Ill. Geh. fl. 4,50 = Mk. 8. Prachteinbd. fl. 6 = Mk. 11. — XXIV. Bd. **Schwarz-Indien.** Mit 43 Ill. Geh. fl. 2,50 = Mk. 4,50. Prachteinbd. fl. 4 = Mk. 7,50. — XXV. XXVI. Bd. (Vereinigt.) **Reise durch die Sonnenwelt.** Mit 97 Ill. Geh. fl. 4,50 = Mk. 8. Prachteinbd. fl. 6 = Mk. 11. — XXVII. XXVIII. Bd. (Vereinigt.) **Ein Kapitän von fünfzehn Jahren.** Mit 90 Ill. Geh. fl. 4,50 = Mk. 8 Prachteinbd. fl. 6 = Mk. 11. — XXIX. XXX. Bd. (Vereinigt.) **Die Entdeckung der Erde.** Mit 112 Ill. Geh. fl. 4,50 = Mk. 8. Prachteinbd. fl. 6 = Mk. 11. — XXXI. Bd. **Die fünfhundert Millionen der Begum.** Mit 48 Ill. Geh. fl. 2,50 = Mk. 4,50. Prachteinbd. fl. 4 = Mk. 7,50. — XXXII. Bd. **Die Leiden eines Chinesen in China.** Mit 52 Ill. Geh. fl. 2,50 = Mk. 4,50. Prachteinbd. fl. 4 = Mk. 7,50. — XXXIII. XXXIV. Bd. (Vereinigt.) **Die grossen Seefahrer des 18. Jahrhunderts.** Mit 103 Ill. Geh. fl. 4,50 = Mk. 8. Prachteinbd. fl. 6 = Mk. 11. — XXXV. XXXVI. Bd. (Vereinigt.) **Das Dampfhaus.** Mit 99 Ill. Geh. fl. 4,50 = Mk. 8. Prachteinbd. fl. 6 = M. 11. — XXXVII. XXXVIII. Bd. (Vereinigt.) **Der Triumph des 19. Jahrhunderts.** Mit 93 Ill. Geh. fl. 4,50 = Mk. 8. Prachteinbd. fl. 6 = Mk. 11. — XXXIX. XL. Bd. (Vereinigt.) **Die Jangada. 800 Meilen auf dem Amazonenstrom.** Mit 97 Ill. Geh. fl. 4.50 = Mk. 8. Prachteinbd. fl. 6 = Mk. 11.

Jedes Werk ist für sich abgeschlossen und einzeln zu haben.

A. HARTLEBEN'S VERLAG IN WIEN.

Im Verlag von Albert Heitz in Stuttgart erschien soeben:

K. O. MÜLLER'S

Geschichte der griechischen Litteratur

bis auf das Zeitalter Alexanders. [121]

IV. Auflage

mit Zusätzen und Anmerkungen von *Emil Heitz*, Prof. an der Kaiser Wilhelms-Universität zu Strassburg.

Band I. II. Abtheilung 1. Preis 12 M.

Soeben erschien in der J. DALP'schen Buchhandlung in BERN:

Gastgeschenke.

Neue Spruchdichtungen von OTTO SUTERMEISTER.

(Welt und Geist. Neue Folge.) Preis broch. M. 2.50, geb. M. 3.75.

Letztes Jahr erschien von demselben Verfasser [119]

Welt und Geist.

Alte und neue Tagebuchblätter in Spruchdichtungen.

Preis broch. M. 2.50, geb. M. 3.75.

„Der Dichter bewährt durchaus kernhafte, edle Gesinnung, tiefe Bildung, Witz und jenes Feingefühl, ohne das der Lehrdichter immer zum platten Moralisten herabsinkt." (Grenzboten 1881 Nr. 33.)

STUDIEN

UNTER DEN TROPEN

AMERIKA'S.

VON DR. FR. ENGEL.

ZWEITE AUFLAGE.

GROSS-OCTAV. BROCHIRT 4 M.
ELEGANT GEBUNDEN 5.50 M.

NACH DEM URTHEILE DER GESAMMTEN PRESSE, ALS EINZIG IN SEINER ART DASTEHEND.

FR. MAUKE'S VERLAG IN JENA.

[117]

Soeben ist erschienen:

Des Mädchens Wunderhorn.

Hochdeutsche Gedichte der neueren und neuesten Zeit.

Zwölfte Auflage.

Gänzlich neu bearbeitet von

G. Emil Barthel.

Höchst elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

Früher sind erschienen: [118]

Album meiner Frau.

Fünfte Auflage.

Mit einem Titelbilde in Farbendruck. Brosch. 4 M. 50 Pf. Eleg. geb. 6 M.

Blüthen und Perlen deutscher Dichtung.

Illustrirte Ausgabe.
26. Auflage. Elegant gebunden 6 M.

Miniatur-Ausgabe.
27. Auflage. Elegant gebunden 5 M.

Verlag von B. Geisenius in Halle.

J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.

Illustrirtes Buch der Patiencen.

60 Patience-Spiele mit Abbildungen zur Veranschaulichung der Lage der Karten.

(Auch in französ. Ausgabe: Le livre illustré des patiences.)

Illustrirtes Whist-Buch.

Theorie und Praxis des Whistspiels zur gründlichen Erlernung für Anfänger und Geübtere. Mit zahlreichen illustrirten Spiel-Aufgaben. [120]

Eleganteste Ausstattung in schwarzem und rothem Druck. Fein gebunden. Preis jedes Bändchens 5 Mark.

Geschmackvolle und originelle Geschenke.

Geschmackvolle und originelle Geschenke.

Geschmackvolle und originelle Geschenke.

Geschmackvolle und originelle Geschenke.

Zu Festgeschenken
sehr empfehlenswerth. [106]

G. Brandes, *Die Hauptströmungen der Literatur des XIX. Jahrhunderts.* Uebersetzt und eingeleitet von A. Strodtmann. Bd. I—IV. Geheftet 21 M. Gebunden 25 M.

G. Brandes, *Ferdinand Lassalle.* Ein literarisches Charakterbild. Aus dem Dänischen. Autoris. Uebersetzung. 4 M.

A. Bernstein, *Vögele der Maggid.* Geschichte aus dem Leben einer kleinen jüdischen Gemeinde. Vierte Auflage. Der neuen Bearbeitung zweite Auflage. 4 M. Eleg. geb. 5 M.

Verlag von Franz Duncker, Leipzig.

In der Edition Peters

erschien soeben [104]
(Nr. 2071):

Liederkranz.

Sammlung
der berühmtesten Lieder.
4 von Haydn. 4 von Mozart.
18 von Beethoven. 6 von Weber.
30 von Schubert. 20 von Mendelssohn. 18 von Schumann.

Preis 3 Mark.

NEUES PRACHTWERK.

ROM

IN WORT UND BILD.

EINE SCHILDERUNG
DER EWIGEN STADT UND
DER CAMPAGNA

VON [112]

Dr. phil. RUD. KLEINPAUL.

MIT 368 ILLUSTRATIONEN.

Der Verfasser hat 7 Jahre in Rom gelebt, die 1. Lieferung, welche in allen Buchhandlungen zur Einsicht ausliegt, zeigt, dass der Text und die künstlerische Ausstattung des Werkes würdig der Grösse des Gegenstandes allen Anforderungen entsprechen werden. Das schöne Werk erscheint in 40 Lieferungen à 1 Mark.

Der I. Band ist soeben compl. erschienen, derselbe enthält 172 Illustrationen nebst grossem Plane der Stadt und kostet in hocheleg. Originalprachtband nur 30 M.

Se. Majestät der König Albert von Sachsen hat die Widmung des Werkes entgegengenommen.

Freiherr Alex. v. Hübner
(ehemaliger Botschafter
in Paris und am päpstlichen Hofe).

Ein Spaziergang um die Welt.

Mit 417 Illustrationen und dem Porträt des Verfassers. Original-Prachtband 70 Mark oder in 39 Lieferungen à 1 Mark 50 Pf. zu beziehen.

Verlag von SCHMIDT & GÜNTHER in Leipzig.

Verlag von L. Voß & Co., Königl. Hofbuchdruckern in Düsseldorf.

KUNST- UND NATUR-SKIZZEN
AUS NORD- UND SÜD-EUROPA.

EIN REISETAGEBUCH VON K. WOERMANN, DIRECTOR D. DRESDNER GALLERIE.

2 Bände, 51 Bogen, gr. 8., in elegantem Umschlag broschirt: M. 12.—. Desgleichen, gebunden in 2 Halbfranz-Einbänden (Liebhaber-Einband): M. 17.—.

INHALT:

I. Band: *Belgien, Holland, Kopenhagen, Stockholm, Russland, Konstantinopel, Athen, Italien.*

II. Band: *Südost-Frankreich, Spanien, das übrige Frankreich, England, Schottland.*

DIE POESIE DER SINNSPRÜCHE UND DEVISEN.

VON W. WICHMANN.

22 Bogen 8., in besonders eleganter Ausstattung, broschirt M. 6.—, in Prachtband M. 8.—.

S. Königl. Hoheit Prinz Carl von Preussen nahmen die Widmung huldvollst an.

GENREBILDER DER POESIE.

HERAUSGEGEBEN VON

LUDWIG BUND.

Mit einem chromo-lithogr. Titelbild von Ph. Grot Johann in Düsseldorf.
In Prachtband Mark 7.50.

2. Auflage.

Eine Auswahl der besten Werke unserer beliebtesten Dichter.

Illustrirte Prachtwerke ersten Ranges.

SPANIEN.

In Schilderungen von *Theodor Simons*.
Reich illustrirt von Prof. *Alexander Wagner* in München.
In Holz geschnitten von *Theodor Knesing* in München.
Gross Folio-Format. Preis in glänzendem Prachtband 75 M.

In Tausenden von Exemplaren bereits verbreitet, von der gesammten massgebenden Kritik als Prachtwerk allerersten Ranges bezeichnet, gehört „Spanien" zu den hervorragendsten Werken der Geschenksliteratur und ist die Zierde eines jeden Salontisches.

Ausführliche Prospecte, so wie eine Sammlung competenter «Stimmen der Presse» auf Wunsch jederzeit gratis und franco durch die Verlagshandlung.

Aus altrömischer Zeit.

Culturbilder von *Th. Simons*. Mit Illustrationen von Prof. *Alex. Wagner* in München.

In Holz geschnitten von *Theodor Knesing* in München.

Pracht-Ausgabe. Gross-Quart-Format. In reichem Originalband mit Goldschnitt 42 M.

Die einzelnen Schilderungen behandeln die verschiedensten Gebiete des öffentlichen wie Privatlebens der alten Römer, sie sind in so lebendiger und allgemein fesselnder Weise geschrieben, die Illustrationen zugleich so meisterhaft und so ganz im Geiste des Alterthums entworfen, dass dies Prachtwerk — das einzige der Art — einen bleibenden Werth hat und Jedem, besonders aber allen Schülern höherer Lehranstalten, eine höchst willkommene Weihnachtsgabe sein wird.

VERLAG VON GEBRÜDER PAETEL IN BERLIN.

Das Weltblatt: Die Gartenlaube

sagt darüber in Nr. 49 des Jahrganges 1881: »Dieses Handbuch ist vermöge seiner Vollständigkeit und lichtvollen Composition ein Kunstwerk lehrreichen, vermöge des Geistes echter Idealität, der es durchweht, aber auch ein in höherem Sinne ungemein nützliches Buch. Mit gleichem Feuer tritt es ein für die idealen Güter des literarischen Schaffens der Völker, wie es den falschen Idealismus, alles sentimentale und unkräftige Wesen in Schriftthum und Leben bekämpft. Was dieser »Allgemeinen Literaturgeschichte« aber noch einen besonderen Reiz verleiht, das ist die überall hervorleuchtende tüchtige und eigenartige Ursprünglichkeit der Persönlichkeit des Verfassers. Hierinliegt der Schlüssel zu dem Geheimniss, dass man über der Lectüre des Scherr'schen Buches, wie nüchtern und antiquarisch auch der Stoff dieses oder jenes Capitels sein mag, stets das Gefühl wohlthuender Frische hat; diese Frische ist hier, wie bei allen Scherr'schen Schriften, der Ausfluss eines gewissen eigenartigen, subjectiven Stilgepräges, das die Kathedergelehrten so sehr hassen, das aber trotzalledem das wahre Merkmal selbständigen Denkens und Urtheilens, und zugleich der richtige Becher ist, in dem man dem Volke den Wein literarischen Geniessens credenzen soll, wenn anders man es dauernd fesseln will.« [100]

Prof. Dr. Johannes Scherr's

ALLGEMEINE

GESCHICHTE DER LITERATUR.

Ein Handbuch in zwei Bänden,
umfassend die national-literarische Entwickelung sämmtlicher Culturvölker des Erdkreises.

6., neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage
in 2 Bänden Gross-Octav. Broch. M. 12.—. In 1 hocheleg. Ganzleinwand- oder Halbfranzband M. 14.—. (1880—81).

Verlag von Carl Conradi in Stuttgart.

Wir laden Jedermann ein, den Wein Scherr'schen Geistes zu kosten, der in dieser »Geschichte der Literatur« fliesst.

Zu Festgeschenken geeignete Bücher!

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg sind erschienen:

Durch Italien und Griechenland nach dem Heiligen Land. Reisebriefe von C. v. RAFF, geh. Bergrath und Professor in Bonn. 2 Bände. 8°. Eleg. geb. 14 M.

Das Buch zeichnet sich durch feine und wahre Schilderung von Natur und Menschen ganz besonders aus und ist eine belehrende und unterhaltende Lektüre für jeden Gebildeten. Wer aber die betreffenden Länder bereisen will, findet kaum eine bessere Vorbereitung als diese Reisebriefe und wird auf viel Nützliches und Wünschenswerthes aufmerksam gemacht, was ein gewöhnliches Reisebuch nicht bieten kann. [99]

Otto Magnus von Stackelberg. Schilderung seines Lebens und seiner Reisen in Italien und Griechenland. Nach Tagebüchern und Briefen dargestellt von N. v. STACKELBERG. Mit einem Vorwort von KUNO FISCHER, geh. Rath und Prof. an der Universität Heidelberg. Mit Stackelberg's Bild nach Vogel von Vogelstein. Gr. 8°. Eleg. geh. 11 M.

„. . . . Das interessante, überall fesselnde Lebensbild, welches die Verfasserin von Stackelberg entwirft, empfiehlt sich durch seinen Inhalt so unmittelbar, dass es sich von selbst bei Verehrern und Kennern der antiken Kunst einführen wird." (Augsb. Allg. Zeitung.)

Louis Posselt's Kreuz- und Querzüge durch Mexiko und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach Tagebuchaufzeichnungen bearbeitet von FELIX MAURER. 8°. Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

„. . . . Die Schrift wird allen Denjenigen, welche an schlichter, gemüthlicher Reiseliteratur Gefallen finden, eine zugleich belehrende und unterhaltende Lektüre an die Hand geben u. s. w." (Badische Landeszeitung.)

Nach dem griechischen Orient. Reisestudien von K. B. STARK, weil. Prof. an der Universität Heidelberg. Nebst einer Situationskarte und einer photolithogr. Tafel. 2. Ausgabe. 8°. Eleg. geh. 6 M.

„. . . . Für jeden, den die künstlerischen Monumente des klassischen Alterthums interessiren, den die Entwickelung der Kunst überhaupt anzieht, bietet das Buch ein treffliches und reiches Material bei dem Vorzug einer angenehmen Lektüre." (St. Petersb. Herold.)

Wanderbuch eines Ingenieurs. In Briefen von MAX EYTH. Inhalt: I. Bd. Europa, Afrika und Asien. II. Bd. Amerika. III. Bd. Novellen. Nebst einem Anhang von Gedichten. IV. Bd. Aus drei Welttheilen. V. Bd. Aus Nah und Fern. 8°. In 4 Halbfranzbände eleg. geb. 26 M. 40 Pf.

„Die deutsche Literatur ist nicht reich an Büchern, die so frisch geschrieben sind, wie Eyth's Wanderbuch. Wer eine Reise thut, der kann etwas erzählen, wer aber so viel herumgekommen, wie Eyth, wer über eine so reiche Bildung verfügt, wie er, wer ein so gutes Auge hat, aber auch so viel Witz und Schalkheit, so viel satyrischen Humor neben inniger Gemüthstiefe, wie Eyth, der kann Vieles und Gutes erzählen, der kann anregen und belehren, unterhalten und selbst hinreissen."
(Wiener landw. Zeitung.)

Sammlung von Vorträgen für das deutsche Volk. Herausg. von Prof. WILH. FROMMEL u. Prof. Dr. FR. PFAFF. I. bis VIII. Band. 8°. Eleg. geh. à 5 M.

„Das in streng einheitlichem Geiste geleitete Werk ist ein sehr zeitgemässes und in seiner gelungenen Ausführung durchaus empfehlenswerthes Unternehmen. Die uns vorliegenden Bände empfehlen sich ebenso sehr durch die grosse Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände wie durch die überaus klare und populäre Vortragsweise."
(Seemann's Illustr. Weihnachtskatalog.)

Sänger aus Helvetiens Gauen.

Album deutsch-schweizerischer Dichtungen der Gegenwart. Aus Originalbeiträgen zusammengestellt und herausgegeben von **Ernst Heller.**

Neue Ausg. 8. Broch. M. 2.80, i. eleg. Origlwbd. M. 4.—, m. Goldschn. M. 4.50.

Diese Sammlung deutsch-schweizerischer Dichtungen ist reich an Farben und Tönen. Sie bringt Lieder, erzählende Gedichte Balladen, naturbeschreibende Poesien, Sinnsprüche, Vieles auch im Schweizerdeutsch. Seither fehlte der Schweiz eine derartige Antbologie, durch deren Erscheinen eine bedeutende Lücke in unserer poetischen Nationallitteratur ausgefüllt wird. Ueber Inhalt und Ausstattung desselben hat sich die gesammte Kritik einstimmig günstig ausgesprochen.

Verlag von B. F. Haller in Bern. [135]

Verlag der **Fr. Wagner**'schen Buchh. Freiburg in Baden.

Wiel, Dr. med. Diätet. Kochbuch für Gesunde und Kranke.

Fünfte verm. Auflage. Preis brosch. M. 4.80, geb. 5.50.

Prof. Dr. Billroth schreibt: „Die ausgezeichneten Bücher von Dr. Jos. Wiel (Diätet. Kochbuch 2c.), welche in keinem Krankenhause fehlen sollten, überheben mich der Aufgabe, auf das Besondere der Diät bei einzelnen Krankheiten und auf die Bereitung der einzelnen Speisen einzugehen" 2c. [132]

Ein Geschenk [134] für Kunstliebhaber!

Pecht, Deutsche Künstler des 19. Jahrh.

3 Bde. Inhalt Bd. I: Cornelius, Richter. Knaus, Feuerbach, Preller 2c., geb. M. 4,80. — Bd. II: Kaulbach, Pfetzegger, Lenbach, Böcklin, Menzel, Makart, Passini 2c., M. 6,50. — Bd. III: Pilotn. Max, Achenbach, Vautier 2c., M. 6,50.

Verlag von C. H. Beck in Nördlingen.

Empfehlenswerthe Festgeschenke der Illustrirten Doré-Prachtausgaben.

Dante's Göttliche Komödie

übersetzt von **Wilhelm Kirgar**, mit 136 Illustrationen von **Gustav Doré.** 2 Bände in Orig.-Prachtband. Preis 112 M. 75 Pf.

Lafontaine's Fabeln

übersetzt von **Ernst Dohm**, mit 548 Illustrationen von **Gustav Doré.** 2 Bände in Orig.-Prachtband. Preis 112 M. 75 Pf.

Beide Werke können in beliebigen Zwischenräumen auch in Lieferungen à 2 Mark durch alle Buchhandlungen bezogen werden. [133]

W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin, Stallschreiberstraße 34. 35.

Billigste, correcte, gutausgestattete Bibliothek der Classiker u. modernen Meister der Musik.

Volksausgabe Breitkopf & Härtel.

Ausführliche Prospecte gratis.

Durch alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen.

[126]

Verlag von **Th. Chr. Fr. Enslin** (Richard Schoetz) Berlin SW., Wilhelmstr. 122.

Weisheit und Witz.

deutschen Sprüchen. Eleg. geb. M. 3.50.

in alt. Reimen und Broschirt M. 2.50.

Gesammelt v. Herausgeber von: **„Altdeutscher Witz u. Verstand"**

Zweite Auflage.

„Herrig's Archiv für neue Sprachen" sagt über die 1. Auflage der so beliebten Sammlung von Sprüchen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert:

„Diese ansprechende Sammlung ist von dem rühmlichst bekannten Herausgeber von „Altdeutscher Witz und Verstand" veranstaltet worden und empfiehlt sich als ein außerordentlich schönes Hausbuch, welches wegen des Reichthums des Inhalts sowohl, als auch wegen der Eleganz der Ausstattung allseitig viele Freunde finden wird." [137]

Verlag von *A. G. Liebeskind* in Leipzig.

Der feige Wandelmar.

Ein erzählendes Gedicht in vier Gesängen nach einer altdeutschen Sage

von **Hans Hoffmann.**

M. 2.— brosch. [136]

Aus dem reichen Schatz altdeutscher Sagen greift der Dichter eine der reizvollsten, die vom treuesten Manne durchwachte Geschichte von Jahrhunderten und seiner Weggefährtin heraus. Ohne dem Versuch zu machen die alte Sage in ihrer ursprünglichen Gestalt gedichtet zu reconstruiren, hat er seine Phantasie frei den überlieferten Stoff umspielen, das Abgeblichene und Erweiterte, Incongruente in solcher Art aus den Brüchstücken entstandene, runde Ganze rückt uns die Sage näher und dies umsomehr, als der Dichter sich verstand, den, dem einfachen Sinn der Sage eigenen kecken Humor und kernigen Witz gesund walten zu lassen.

Empfehlenswerthe Festgeschenke

Malerische Wanderungen durch Norwegen, Schweden, Irland, Schottland, England und Wales.

aus dem Verlage von FERD. HIRT & SOHN in Leipzig.

Nordland-Fahrten.

Unter besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Litteratur und Kunst.

Geschildert durch Prof. Dr. **Brennecke, Francis Broemel, Friedrich von Hellwald**, Dr. **Hans Hoffmann, Richard Oberländer, Joh. Pröls**s, Dr. **Adolf Rosenberg** und **H. Weitemeyer**. [130]

Illustriert durch mehrere hundert der prachtvollsten, meist ganzseitigen Holzschnitte.

Begonnen im Oktober 1880 ist dies Prachtwerk ersten Ranges in 24 Lieferungen à 2 Mark, resp. in 3 in sich abgeschlossenen einzeln käuflichen Abteilungen à 20 M. soeben vollendet worden:

Abteilung I. **Norwegen, Schweden, Irland und Schottland.**
Abteilung II. **Wanderungen durch England und Wales.**
Abteilung III. **England und die Kanalinseln.**

Wir knüpfen hieran die Anzeige, dass wir auf vielseitigen Wunsch, sowie ermutigt durch den grossartigen Erfolg der bisher erschienenen Abteilungen, nachfolgen lassen, und zwar in 7–8 Lieferungen à 2 Mark, einen

IV. (Ergänzungs-)Band: Holland und Dänemark

nach neuesten Reisen geschildert von **Friedrich von Hellwald** und **H. Weitemeyer**.

Die 1. Lieferung dieser neuen Abteilung kann durch jede Buchhandlung zur Ansicht vorgelegt werden.

Im Anschluss an unsere Nordland-Fahrten empfehlen wir allseitiger Beachtung das folgende, soeben abgeschlossene, grösste populär-wissenschaftliche Werk über Skandinavien:

Im Lande der Mitternachts-Sonne.

Sommer- und Winterreisen in Schweden, Norwegen, Lappland und Nord-Finnland.

Nach **Paul B. Du Chaillu** frei übersetzt von **A. Helms**. Mit 48 Tonbildern, circa 200 Holzschnitten im Text, Karte und einer grösseren Ansicht Stockholms. In 4 eleganten Halbbänden brosch. 20 M. In 2 Prachtbänden 24 M.

Wir bringen zugleich in Erinnerung folgendes im Vorjahre erschienene, grossartige Reisewerk:

Serpa Pinto's

Wanderung quer durch Afrika vom Atlantischen zum Indischen Ozean durch bisher grösstentheils gänzlich unbekannte Länder, die Entdeckung der grossen Nebenflüsse des Zambesi, nach des Reisenden eigenen Schilderungen frei übersetzt von **H. v. Wobeser.**

2 Bände mit 24 Tonbildern, über 100 Holzschnitten im Text und vielen Karten. Brosch. 27 M. Eleg. geb. 31 M.

Verlag von Firmin Didot & Cie. in Paris.

L'Algérie, Histoire, Géographie, Mœurs, etc., *par M. PAUL GAFFAREL, 1 vol. grand in-8°, illustré de 4 chromolithographies, 3 belles cartes et de nombreuses gravures sur bois. — Prix: broché, 30 fr. — Relié avec fers spéciaux. 40 fr.*

Dictionnaire de l'Art, de la Curiosité et du Bibelot *par ERNEST BOSC, architecte. 1 vol. grand in-8°, illustré de 600 gravures. — Prix: broché, 40 fr. — Relié amateur. Cartonné 50 fr.*

Contes et Histoires pour les Enfants: [131]

La Chronique des trois Sœurs, illustré, par CH. GOSSELIN, de nombreux dessins dans le texte. Cartonné 6 fr.

Le Miroir magique, illustré, par JEANNIOT, de nombreux dessins dans le texte. Cartonné 6 fr.

Les cinq Sous d'Isaac Laquedem, texte par AIMÉ GIRON, illustration de H. PILLE (8 planches en couleur et dessins nombreux dans le texte). Cartonné 10 fr.

Aventures de Bertoldo de Bertagnana, illustré par ALEXIS LEMAITRE (4 planches en couleur et nombreux dessins dans le texte). Cartonné 10 fr.

Danses, Désirs et Désappointements, illustré par CASELLA (8 planches en couleur et dessins dans le texte). Cartonné 3 fr.

Le Monde enchanté, Choix de Contes de Fées, par M. de LESCURE. 1 vol. in-8°, illustré de nombreuses gravures. — Prix: Broché, 10 fr. — Cartonné percaline, avec fers spéciaux, tranches dorées, 12 fr. 50. — Relié, dos chagrin, tranches dorées 14 fr.

GEDIEGENE GESCHENKS-LITERATUR!

VERLAG VON BERNHARD SCHLICKE (B. ELISCHER) IN LEIPZIG.

Die Welt im Kleinen.

Unterhaltende Belehrungen über das Interessanteste und Wissenswürdigste aus der Völker- und Länderkunde zum Gebrauch für Schule und Haus, von Friedrich Gerstäcker. Unter Berücksichtigung der neueren Forschungen bearbeitet und herausgegeben von A. W. Grube. ☞ Dritte, wesentlich verbesserte Auflage. Mit 10 Karten in Buntdruck und Titelvignetten nach Zeichnungen von F. Flinzer. 3 Bde. in Original-Einband (Roth-, Schwarz- und Golddruck) fein gebunden Preis 9 M.

Hieraus einzeln
in Buntdruck-Umschlag cartonnirt:
I. Bändchen: Vorstufe. II. Bändchen: Europa. III. Bändchen: Nord-Amerika. IV. Bändchen: Süd-Amerika. V. Bändchen: Polynesien und Australien. VI. Bändchen: Asien. VII. Bändchen: Afrika. à 1,50 M.

Reisen um die Welt.

Zwanglose Schilderungen aus der Völker- und Länderkunde, zur Ergänzung und Belebung des gesammten geographischen Unterrichts und zum Gebrauch für Lehrer, Schüler und alle Freunde der Geographie von Friedrich Gerstäcker. Unter Berücksichtigung der neueren Forschungen bearbeitet und herausgegeben von A. W. Grube. ☞ Fünfte, wesentlich verbesserte Auflage. Mit Illustrationen in Holzschnitt und dem Bildniß des Verfassers. Lex. 8°. 2 Bände in elegantem Kunstdruckumschlag nach einem Aquarell von F. Flinzer. Elegant cartonnirt 13,50 M. In 2 Original-Bände elegant gebunden 15 M.

[102]

Vom Kreml zur Alhambra.

Kulturstudien von **Max Nordau.**

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

2 Bde. in gr. 8 und in gediegenster Ausstattung. Preis broch. 12 M., in hocheleg. Mosaikband geb. 15 M.

Paris unter der dritten Republik.

Neue Bilder aus dem wahren Milliardenlande von **Max Nordau.**

Dritte Auflage. gr. 8 in gediegenster Ausstattung. Preis broch. 6 M., hochfein gebunden 7,50 M.

Richard Wagner.

Studien und Kritiken von **Richard Pohl** (Baden-Baden).

Seiner Majestät Ludwig II., König von Bayern gewidmet.

Mit Richard Wagner's Porträt, gestochen von A. Weger.

Ein starker Band in Octav (Renaissancestil). Preis broch. 7,50 M., in hocheleg. Orig.-Einband fein geb. 9 M.

Drei Sommer in Norwegen.

Reiseerinnerungen und Kulturstudien von **Ludwig Passarge.**

Gross-Octav in gediegenster Ausstattung. Preis broch. 6 M., geb. 7.50 M.

Die letzten Humanisten.

Historischer Roman von **Adolf Stern.**

Zweite Auflage.

Octav in gediegenster Ausstattung. Preis brochirt 5 Mark, fein gebunden 6,50 Mark.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Altenburg.

Das Maler-Majorle.

Novelle

von

Gustav zu Putlitz.

(Schluß.)

Der junge Fremde hatte im Eßzimmer sein Frühstück noch nicht berührt und obgleich er nicht mehr in der offenen Thür stand, hatte er doch den ganzen Auftritt genau beobachtet. Kein Wort war ihm entgangen und sinnend saß er noch eine ganze Weile, als das Schenkzimmer neben ihm leer geworden war. Wir brauchen wohl nicht erst zu berichten, daß er das Mündel des Majors, der junge Privatdocent war, der gekommen, sich sein kleines Capital abzuholen und jetzt fast annehmen mußte, es sei nicht mehr in den Händen des Vormunds. Freilich konnte er das bei der früheren Pünktlichkeit und gewissenhaften Buchführung des Majors nicht verstehen; denn er wußte nicht, daß dieser im Rausch der Production und im unerwarteten Ertrag derselben seine ganze Lebensgewohnheit, ja fast seinen Charakter geändert hatte. Darüber freilich hätte ihn Sabine aufklären können und er hatte auch bei der Ankunft, als die Wirthin ihm mittheilte der Major sei ausgefahren und nur dessen Tochter daheim, sich wollen bei dieser melden lassen, jetzt aber hielt ihn eine eigenthümliche Empfindung davon zurück und er wollte erst dem Eindruck nachdenken, den ihm das junge, und doch so muthige und mit klarer Sicherheit handelnde Mädchen gemacht hatte, ehe er ihr entgegentrat. Ein Kind hatte er sich vorgestellt und fand einen Charakter. Das beschäftigte ihn mehr, als er selbst merkte, und so schritt er sinnend im Zimmer auf und ab, bis er einen Wagen vorfahren hörte und auch die Stimme des Vormunds erkannte, obzwar sie kurz und düster klang, und auf die freudige Begrüßung der Tochter, die den Vater oben an der Treppe erwartete, nicht einging, sondern schnell mit dieser in seinem Zimmer verschwand.

Das Aussehen des Majors erschreckte die Tochter. Er war bleich und Sabine wußte nicht, ob Zorn oder Kummer in den Zügen lag. Er hatte zwar ihre Begrüßung erwidert, dann aber ging er schweigend auf und ab, und wenn sein Kind ein Gespräch anknüpfen wollte, so überhörte er es. Dem armen Kinde wurde bang um den Vater, aber schließlich faßte sie sich ein Herz und sagte:

„Papa, ich kann Dich nicht so traurig und niedergebeugt sehen, und wenn Du mir nicht Dein Herz ausschütten willst, so muß ich doch gestehen, daß ich in Deiner Abwesenheit Deine Befehle überschritten habe, und Dir klar machen, was mich dazu zwang." Sie erzählte nun ganz einfach, was mit Xaver geschehen sei und wie sie sich dabei benommen hätte. Der Vater brauste auf, machte seinem Zorn gegen die Wirthin und die Bauern in heftigen Worten Luft, dazwischen aber sänftigte die Anerkennung und Liebe für sein verständiges, muthiges Kind seine Stimmung, und als sie geschlossen hatte, ergriff er mit beiden Händen den Kopf der Tochter und drückte einen langen Kuß auf die klare Stirn. „Wenn ich Dich zur Seite gehabt hätte in meinem öden, lichtlosen Leben!" sagte er, „wie Vieles wäre anders geworden, und jetzt finde ich mich nicht mehr zurecht." Er versank wieder in seine düstere Schwermuth, aber das Bien'l ließ ihn nicht wieder los und rief: „Papa, Du sollst Dir aber keine unnützen Sorgen machen, ich habe mir schon Alles überlegt. Sieh, hier habe ich es aufgeschrieben, in klaren deutlichen Zahlen, und es stimmt ganz gut. Das halbe Dorf ist Dir schuldig und verdient es gar nicht, daß Du Dich für die Leute opferst. Was Du den Bedürftigen gabst, nun, das ist Almosen; was Du aber den Wohlhabenderen vorstreckteſt, müssen sie Dir wiederzahlen. Das ist ganz in der Ordnung und ich habe sie auch schon ein wenig darauf vorbereitet. Du hättest nur sehen sollen, wie beschämt sie sich Alle fortschlichen, als ich nur dahin anspielte. Inzwischen helfe ich aber mit meiner Sparcasse aus, in die der Großvater gewissenhaft Alles legte, was Du für mich schicktest und Dir abdarbtest, armer Papa, und was Dir also gehört, denn ich brauchte nie etwas. Das hat sich nun in den siebenzehn Jahren ganz hübsch angesammelt, und ich kann allein darüber verfügen, denn seit ich dem Großvater alle seine Bücher führe, habe ich auch das unter den Händen. Also sei wieder vergnügt, wie Du warst, als ich kam; schlage Dir die Grillen aus dem Kopf und überlaß mir das Geschäftliche. Ich bringe es Dir sicher in Ordnung!"

Der Vater hatte sie mehrere Mal unterbrechen wollen, aber er konnte vor Rührung kein Wort hervorbringen und das Bien'l sah so vergnügt und zuversichtlich aus, daß er nicht wagte, in den Sonnenschein, der über ihrem ganzen Wesen ausgebreitet war, den Schatten zu werfen, der sein Gemüth verdüsterte; ja er hätte in diesem Augenblick nicht vermocht, ihr die neue Kränkung mitzutheilen, die er erfahren hatte, und die, seiner Meinung nach, seine Ehre verletzte. Und doch lag es wie ein Alp auf ihm, daß er schweigen mußte; denn was ihn jetzt bedrückte, war nicht für das Verständniß eines jungen Mädchens, für das Ohr der Tochter geeignet. Es war ihm ganz lieb, daß Xaver grade eintrat und so das Alleinsein mit dem Kinde unterbrach. Der Junge hatte so gut als möglich von Gesicht und Kleidern die Spuren seiner Erlebnisse verwischt und suchte so unbefangen zu erscheinen, als sei nichts vorgegangen. Als er aber Sabine sah, flammte es dunkelroth auf über seinem Gesicht und er senkte verlegen den Blick. Er war ihr noch den Dank schuldig für Alles, was sie für ihn gethan hatte, durch's Feuer wäre er für sie gegangen, aber ein Wort an sie richten, das hätte er nicht gekonnt, und dann meinte er: „sie mußte es mir ja anmerken, daß ich sie haßte, sie ist so klug. Und doch hat das schwache Mäd-

chen mir geholfen, als ich mich selbst nicht vertheidigen konnte." Und die Verpflichtung empfinden gegen Einen, den man haßt, ein kräftiger Bursch gegen ein zartes Mädchen, fast noch ein Kind, das ist zu viel. Er glaubte, er hasse sie noch, und nun hatte sie ihn noch obenein beschämt. Eben noch, als er auf der Straße die Mappen seines Herrn zusammengelesen, ja einige auseinander gefallene Skizzen den Dorfkindern abgerungen hatte, hob er den Kopf so selbstbewußt und stolz, mit dem ganzen Hochmuth des guten Gewissens, und jetzt fühlte er sich gedemüthigt und zu Boden gebeugt.

Sabine schob Alles auf die Scham über den ungerechten Verdacht, die harte Anklage und der Junge that ihr leid. „Der arme Xaver," sagte sie, „man hat ihm übel mitgespielt. Es war gut, Papa, daß ich da war, um anstatt Deiner für ihn eintreten zu können!"

Der Major verstand den Wink der Tochter. Er legte die Hand auf Xaver's Schulter und sagte wohlwollend: „Meine Tochter hat mir Alles erzählt. Mir wäre nie der Gedanke gekommen, daß Du unredlich gegen mich handeln könntest. Ich will Dich nicht in Allem loben. Du bist heftig, jähzornig und rachsüchtig gegen die Dorfleute. Nun, sie verdienen es vielleicht nicht besser. Aber Du bist ein ehrlicher Junge, und hätte das nicht meine Tochter schon gethan, vor allen Leuten wollte ich es bezeugen."

Xaver richtete sich bei diesen Worten seines Herrn hoch auf: ein Ausdruck von Stolz und höchstem Glück zeigte sich in seinem Gesichte, mit keinem König hätte er getauscht in diesem Augenblick, der ihn zum Mann machte, der seine ganze Stellung in der Welt änderte. Plötzlich aber schrak er zusammen und seine Lippe fing an zu beben. Er mußte diesen Augenblick ganz rein haben und ein Unrecht gestehen, das ihn beschämte und niederdrückte: „Ich habe doch gefehlt, Herr Major," stammelte er, „und hab's nicht aussprechen wollen, obgleich das gnädige Fräulein danach fragte, aber jetzt muß es von der Seele, sonst frißt es mir das Herz ab, der Herr Major mögen mich fortjagen oder nicht!"

„Ei, Xaver, was ist's?" fragte dieser.

Xaver holte tief Athem: „Ich hab' mich heimlich geschlichen in des Herrn Major Atelier, wenn ich wußte, daß mich Niemand überraschen konnte, und da — und da — hab' ich — eine Leinwand aufgespannt und des Herrn Farben genommen, und gemalt, Berge und Wasser und ein' Kirch' zwischen den Bäum' — und —"

„Ah," sagte der Major, und sah auf ein Mal ganz heiter aus, „Du hast gemalt? Das muß ich sehen." Er wollte in das Atelier, aber Xaver trat ihm mit so rührend bittender Geberde entgegen, daß er die Hand wieder losließ von der Thürklinke. „Nicht jetzt, nicht, wenn ich dabei bin," flehte Xaver. „Euer Gnaden haben mich noch eben so stolz gemacht, daß es mir zu weh wäre, wollten Euer Gnaden mich jetzt auslachen, und gar vor dem gnädigen Fräulein. Strafen mich Euer Gnaden, aber lachen's mich nicht aus."

Der Major hatte plötzlich wieder den finstern Schatten auf der Stirn. Xaver's Bitte mußte ihm seine eigene Stimmung wieder wach gerufen haben. „Geh, Xaver," sagte er, „und das nimm Dir zur Lehre: laß Dich mit Niemand ein im Dorf, nicht aus Uebermuth noch aus Rachsucht. Dein Schimpf ist ge-

sühnt, und die Menschen vergeben uns nichts schwerer, als wenn sie uns Unrecht angethan haben. So lange ich aber noch hier im Dorf bin, möchte ich nicht, daß mein Diener in Händel käme. Hörst Du?"

Xaver ging. Der Befehl seines Herrn war seinen eigenen Wünschen sehr entgegen. Er hätte am liebsten dazwischen geschlagen.

Auch Sabine schickte der Vater auf ihr Zimmer. Er wolle sich ausruhen. Von allen Seiten sei ihm Aufregendes und Verdruß gekommen und Vieles könne er ihr doch nicht sagen, am wenigsten jetzt. Er müsse es sich selbst erst zurecht legen und klar machen. Es seien auch Männerangelegenheiten. Als er allein war, ging er erst eine ganze Weile mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Er wollte sich selbst beruhigen, ehe er einen Entschluß fassen würde. Es glückte ihm nicht. Dann zog er aus der Tasche eine Zeitung, die er aus der Stadt mitgebracht hatte. Er hatte sie in der kleinen Buchhandlung gefunden, die den Vertrieb der Zeitschriften für die Umgegend, namentlich für die Fremden in der Reisezeit vermittelte. Er schlug sie auseinander und las einen Artikel, den er freilich schon halb auswendig wußte. Es war eine Kritik der Bilder, die zu der Concurrenz eingegangen waren, zu der auch er, mit so vielen Erfolgsträumen, sein Bild geschickt hatte. Die Kritik fing an damit, daß sie eine Reihe von Versuchen wohlwollend ermunterte, dann andere auf Fehler und Unvollkommenheiten aufmerksam machte, ohne gründlicher darauf einzugehn, da diese Gruppe sich bereits, bei gar keiner Aussicht auf Prämiirung, der Concurrenz entzöge. Schließlich kam sie auf ein Bild, und der Major erkannte bei den ersten Worten und der flüchtigen Beschreibung sofort das seinige, das man zuerst für eine Persiflage des ganzen Preisausschreibens gehalten hätte, wenn nicht für das Machwerk eines Tünchers, der niemals Stift und Pinsel zu führen gelernt hätte. Der Berichterstatter neigte sich zu letzterer Annahme, denn die Naivetät der Stümperei, die das Bild zeige, hätte nur ein sehr feiner Humorist erfinden und wiedergeben können, und der hätte seinen Stoff auch nicht auf eine räumlich so gewaltige Leinwand gewendet. Wie dem aber auch sei, der beabsichtigte oder unfreiwillige Humor der Selbstironie des Malers hätte so zündend gewirkt, zu so reichlichen bons-mots Anlaß gegeben, daß das Bild immer einen großen Kreis von Beschauern angelockt und eine unwiderstehliche Heiterkeit geweckt hätte. Gern wolle man zugeben, daß das mächtige Schlachtenbild, auf barockem landschaftlichen Hintergrunde, eher verdient hätte verkehrt an die Wand gestellt zu werden als zur Zielscheibe einer ganzen Reihe von zum Theil geistvollen Epigrammen zu werden, um so mehr, als der Maler vielleicht mehr Mitleid als Spott verdiene; aber Mangel jeder correcten Zeichnung, jedes Verständnisses der Perspective und der Proportionen, fordere wenigstens eine ernste Rüge, sobald sie mit dem Anspruch auf Anerkennung in die Oeffentlichkeit träte. Zum Glück nähme den größten Theil des Bildes der Pulverdampf ein, der freilich wie ein Knäuel von massigen Mehlsäcken in der Luft hinge und jedenfalls bewiese, daß der Maler ebenso wenig jemals Pulver gerochen, als zu zeichnen gelernt hätte.

Der Major las den Artikel, der übrigens gut geschrieben war, immer wieder durch, wenigstens so weit er ihn betraf, und prägte sich, mit selbstquälerischem Groll, der die Beleidigung steigerte, den Wortlaut ein. Das träfe nicht mehr

den Künstler, der ja, wegen der Thorheit in die Oeffentlichkeit zu treten und sich dadurch der Beschimpfung jedes Laffen Preis zu geben, eine Strafe verdiene, sondern den Menschen, und griff die Ehre an, namentlich eines Militärs, der dem feindlichen Kugelregen oft genug entgegengestanden und den Pulverdampf niemals gescheut hätte. Und das dürfe er nicht ungerügt über sich ergehen lassen. Seinen ehrenhaften Namen wenigstens wolle er seinem geliebten Kinde hinterlassen und selbst das Leben für denselben einsetzen. Er hatte in früheren Jahren manchen Ehrenhandel auszufechten gehabt, denn Reizbarkeit und Mißtrauen, die in seinem Charakter lagen, die Heftigkeit seines Wesens verwickelte ihn immer wieder in Mißhelligkeiten mit seinen Kameraden. Damals waren diese Dinge leicht und schnell auszutragen; jetzt stand er einem anonymen Beleidiger gegenüber, der erst mühsam aufzusuchen war und von dem er nicht ein Mal wußte, ob er einen Zweikampf annehmen oder gar solcher Genugthuung werth sei. Wer sollte ihm außerdem eine solche vermitteln? Allen seinen früheren Kameraden war er fremd geworden, und sie waren fern ab. Er sann und grübelte. Da löste ihm ein Zufall die Frage. Die Wirthin kam und brachte die Karte seines Mündels, des jungen Gelehrten Erich D., dessen Ankunft er ja längst erwartete. Das war der Mann, den er brauchte. Wie hatte er an den nur nicht gleich denken können?

Aber Sabine durfte nichts erfahren. Das war keine Angelegenheit für ein junges Mädchen. Der Major ließ also seinen Mündel bitten, ihn unten zu erwarten, überlegte noch einmal, wie er ihm seine Lage darstellen wolle, öffnete Sabine's Thür, und sagte ihr möglichst unbefangen, es sei ein lieber Freund angekommen, der aber ein Anliegen habe, und den er deshalb zuerst allein begrüßen wolle. In einer Stunde würde er sie zum gemeinsamen Abendessen abholen. Er ging und auf der Treppe erst fiel ihm ein, daß Erich wahrscheinlich das Geld abholen wolle, das er ihm zum Aufbewahren hatte schicken lassen, und das durch seine unüberlegte Freigebigkeit und das allzu feste Vertrauen auf einen bedeutenden Preis für sein Bild, jetzt in der Casse fehlte. Freilich hatte Sabine versichert, sie werde das alles in Ordnung bringen; aber so kindlich natürlich, so rührend auch für den Vater dies Versprechen war, so beschämend war es zugleich. Zuerst aber mußte seine gekränkte Ehre wieder von dem Schimpf befreit werden, den jene Schmachschrift ihr angethan hatte. Das stand fest und das konnte nur mit der Waffe in der Hand geschehen. Und dazu brauchte er Erich.

Die Begrüßung der beiden Männer war eine überaus herzliche. Der Major hatte durchaus eine väterliche Empfindung für den Sohn seines Freundes, den er hatte aufwachsen sehen, und der junge Mann unbegrenztes Vertrauen und vollberechtigte Dankbarkeit für den ehrenhaften Mann, der nach besten Kräften für seine Erziehung gesorgt, obzwar er nicht zufrieden mit der Laufbahn war, die jener eingeschlagen. Ihm schien die Wissenschaft eines Kunsthistorikers, die er kaum verstand, nicht mehr als eine ziemlich überflüssige Liebhaberei zu sein, und da es dem jungen Mann nicht gelang, dem Vormund eine andere Ansicht beizubringen, hatte es zuweilen bittere Erörterungen gegeben, denen aber Erichs Volljährigkeit ein Ende machte. Jetzt sei er sein eigener Herr, meinte der Major, und er selbst ohne weitere Verantwortung. Nun hatten die Beiden sich

seit fast fünf Jahren nicht gesehen und indessen zu den officiellen Tagen des Jahres höfliche Briefe gewechselt, die ihre Lebensereignisse nur in kurzen Zügen mittheilten. Als sie sich jetzt in dem Gastzimmer eines tyroler Wirthshauses wiedersahen, hatten doch Beide die Empfindung, daß sie sich einander fremd geworden seien und ein Verhältniß neu schaffen müßten, wenngleich dies in der alten Neigung und Dankbarkeit wurzelte. Erich fand schon äußerlich den früheren Vormund ganz anders, als er ihn im Gedächtniß behalten, denn, mit der Uniform hatte er auch in etwas die militärische Haltung aufgegeben, und die Erfahrungen der letzten Jahre hatten die Züge gefurcht und ihm den Ausdruck eines vorzeitig gealterten Mannes gegeben. Dagegen bewegte sich der früher verlegene und unbeholfene junge Mann mit vollkommener Sicherheit, wenn auch mit der etwas pedantischen und gebeugten Haltung, die man, nicht ganz mit Unrecht, noch immer unseren deutschen Gelehrten nachsagt. Der Major vermißte das stramm Militärische, auf das er früher, besonders aus gesundheitlichen Rücksichten, so viel gehalten hatte, und was ihm der Stempel der Männlichkeit erschien. Auch das im Nacken etwas zu lang herabfallende Haar und der dünne Vollbart, dazu die feine goldene Brille gefielen ihm nicht, wenn er auch übrigens zugestehen mußte, daß Erich klug und liebenswürdig aussah und immerhin für einen hübschen Mann gelten konnte. Der Major war dem Mündel mit der Empfindung entgegengekommen, als stünde er ihm so nahe, daß er gleich in der ersten Stunde des Wiedersehns ihm sein ganzes bekümmertes Herz ausschütten und namentlich für die Dinge einen Freund und Rathgeber finden würde, die sich der Besprechung mit der Tochter entzogen. Nun wurde ihm das dem fremd gewordenen Mann gegenüber doch schwer, und er fühlte eine Verlegenheit, das erste Wort zu finden, die jener wohl merkte, und die ihn dann auch hinderte, den Ton der alten Vertraulichkeit anzuschlagen. So wurden erst gleichgültige Dinge besprochen, oder doch wie gleichgültige behandelt. Als nun Erich auf seine Zukunftspläne kam und beiläufig erwähnte, er wolle sich in der heimathlichen Residenz habilitiren, und hätte zu seiner Einrichtung das kleine Capital bestimmt, welches er dem Vormund kürzlich einhändigen ließ, wurde dieser sichtlich verlegen und sagte mit etwas gezwungener Heiterkeit: „Ja, lieber Junge, das mußt Du mit meiner Sabine besprechen. Die ist nun einmal mein Finanzminister, und wenn die Casse eines alten pensionirten Officiers auch nicht gar schwer zu verwalten ist, so habe ich mich doch jeder Einsprache enthalten. Wer die Verantwortung hat, muß auch Freiheit haben in seinen Anordnungen. Und die Sabine versteht's, viel besser als ich. Das kleine, schmächtige Ding hat Kopf und Entschlossenheit!"

Erich fühlte, daß ihm das Blut in die Stirn trat. Er wollte nicht eingestehen, daß er lauschend schon die Bestätigung dieses Lobes selbst erfahren hätte, und am wenigsten mochte er den Eindruck verrathen, den ihm das halbe Kind durch sein energisches und kluges Auftreten gemacht hatte.

Endlich brach der Major das Eis. Er griff in die Tasche und zog die Kritik seines Bildes hervor. Damit hatte er seinen ganzen Zorn wieder und dieser half ihm die Angelegenheit, und zwar in leidenschaftlicher Ueberstürzung, zur Sprache zu bringen: „Lies! Erich," rief er, „und sage mir, ob ein Ehrenmann, ein alter Soldat, sich solche Beleidigung kann gefallen lassen!"

Erich warf einen Blick auf das Zeitungsblatt und wurde leichenblaß. „O, es kommt noch besser," fuhr der Major fort, „noch viel besser." Er wandte keinen Blick von dem jungen Mann, dessen sichtliche Erregung ihm ein Beweis dafür zu sein schien, wie diese Kritik auch ihn empöre. „Lies nur zu Ende, ganz zu Ende!"

Erich durchflog wirklich das Blatt, aber nur mit dem Blick, nicht mit den Gedanken. Er überlegte ganz andere Dinge. Der Major ließ ihn nicht aus den Augen. „Erich," rief er, „mein lieber Sohn, jetzt erst erkenne ich Dich ganz wieder, jetzt fühle ich, daß Du an mir hängst wie früher, daß Deine Liebe zu mir für mich zürnen kann, und mir auch helfen wird eine Genugthuung zu erzwingen." „Ich begreife noch immer nicht," erwiderte Erich mehr und mehr verwirrt, „welche Beziehung diese Besprechung zu Dir haben kann."

„Das begreifst Du nicht?" fing der Major wieder an, „und doch ist Dir alles Blut aus den Wangen gewichen. Gut, Du sollst es erfahren; jetzt habe ich die Ruhe gewonnen, klar und einfach zu erzählen, wie diese Schmähung mich angeht. Dafür aber wirst Du mir helfen, den Verfasser aufzufinden, der sich noch in das Dunkel der Anonymität hüllt, und meint dadurch ungestraft einen Mann angreifen zu können, der öfter das Pulver der Schlacht gerochen hat, und dem Tode in's Auge sah, als jener vielleicht Jahre zählt. Mit Deiner Hülfe, Erich, werden wir aber den Buben finden, und mit der Waffe in der Hand ihn bestrafen."

Er war wieder aufgestanden und schritt auf und ab. Erich drückte sich in den Schatten der Zimmerecke und beobachtete, mit sichtlicher Spannung, den Mann, der in der Aufwallung des Zorns, in dem Entschluß, sich Genugthuung zu erkämpfen, jünger, fester, stolzer zu werden schien. Der Major erzählte nun, abgerissen, stoßweise zwar, mitunter vorgreifend, dann ergänzend, wie er zum Maler geworden sei, wie seine, halb nur zum Zeitvertreib, ausgeführten Arbeiten Glück gemacht und ihm zu kaum erhofften Preisen abgekauft wären. Wie ihn dann die Arbeit erhoben, der Gewinn gefreut hätte. Er schilderte das Glück der Production so bescheiden, die Freude am Geben, die eigenes Verdienst ihm zum ersten Mal im Leben ermöglichte, so rührend, daß Erich aufstand, den Arm unter den des Vormunds schob und fast die Bedenken vergaß, die ihm gleich anfangs gegen das Talent und die Erfolge des väterlichen Freundes aufstiegen. Er suchte ihn zu beruhigen, und das wäre ihm beinahe gelungen: aber nun kam die Erzählung der Preisbewerbung, der Hoffnungen, die der Major, freilich in übertriebenem Selbstvertrauen, an dieselbe geknüpft hatte und regten ihn wieder auf, und als er dann an die böswillige Kritik dachte, war der volle aufbrausende Zorn wieder da, so daß Erich ihm kein Wort entgegenzustellen wagte. Er fühlte, daß er nur Oel in die Flamme gießen würde. Zum Glück unterbrach Sabine's Eintreten das Gespräch, der Major faßte sich und flüsterte seinem Mündel zu, das Kind dürfe von dem Allen nichts wissen, und Erich athmete auf. Die Persönlichkeit des jungen Mädchens hatte nun einmal etwas Aufklärendes, Besänftigendes und das wirkte auch unbeabsichtigt, wie eben in diesem Augenblick. Freilich zwang sie sich heiterer zu scheinen, als sie eigentlich war, aber der Grund ihres Wesens blieb nun doch einmal Heiterkeit, die aus dem Vertrauen wuchs,

daß sich auch in schweren Dingen immer ein Ausweg finden ließe, wenn man sie wie Zahlen, die kein richtiges Facit ergeben wollten, nur fleißig immer wieder durchrechne. Sie lernte nun das Mündel ihres Vaters kennen, ohne zu wissen, daß dieser sie schon beobachtet hatte, als sie des armen Xavers peinliche Lage vor den Bauern so energisch und so glücklich wandte. Dieser fand sich auch wieder ein, um das Abendessen aufzutragen; aber er war gleichfalls gedrückt, theils weil er im Gesicht die Spuren der erlittenen Mißhandlung nicht hatte ganz verwischen können, theils weil er nicht wagte dem Bien'l in's Auge zu sehen, aus einer Scheu, die er sich nicht klar zu machen wußte, die er aber immer noch auf den früheren Haß schob. Wirklich haßte er auch noch; nicht aber Sabine, sondern ganz neu und viel schärfer, als er sie früher gehaßt hatte, in eifersüchtiger Regung, den jungen Mann, der jetzt neben ihr saß und neben dem Herrn, und mit dem sie Beide so vertraulich verkehrten. Es gingen ihm allerlei Gedanken durch den Kopf, für die die Hauswirthin wohl berechtigt gewesen wäre, wie heute, trotz seiner Rechtfertigung zu sagen: „Ja, er bleibt doch ein böser Bub' und wenn er auch diesmal noch so unschuldig ist." Resi hatte sich noch viel härter ausgesprochen; sie fühlte, daß sie sich selbst um den Credit der Klugheit und Zuverlässigkeit gebracht hatte. So etwas verzeiht selbst ein Schenkmädchen nicht, und die Resi war nicht besser als jede andere.

So verging der Abend, und als der kleine Kreis sich trennte, hatte Jeder der Drei gesehen, daß die allernächste Zeit einen Entschluß bringen müsse, die Mißverständnisse durch aufrichtiges Aussprechen zu lösen, die bei einem längeren Zusammensein unmöglich bestehen bleiben konnten. Alle hatten sich Zwang anthun müssen, unbefangener zu scheinen als sie waren, und Jeder fühlte, daß das auf die Länge nicht ging.

Sabine hatte sich zuerst überlegt, welcher Weg einzuschlagen sei und sagte schon am nächsten Morgen zu ihrem Vater: „Papa, mit Deinem Erich geht es mir eigenthümlich. Du hast immer von ihm gesprochen, als stünde er Dir so nahe wie ein eigener Sohn, und so wollte ich ihm auch entgegenkommen wie eine Schwester. Nun ist er mir aber wie Einer, der eine andere Sprache spricht. Es nützt gar nicht, daß wir miteinander reden, wir verstehen doch nicht, was wir sagen. Er starrt mich so an, und da er eine Brille vor den Augen hat, kann ich nicht einmal an seinem Blick sehen, was er meint. Er möchte etwas reden, aber er hat kein Wort dafür. Nichts Peinlicheres, als wenn ein paar Menschen zusammen sein müssen und nicht wissen, was sie miteinander anfangen sollen! Seines Geldes wegen will ich gleich heute Morgen mit ihm reden. An den Großpapa habe ich schon geschrieben, daß er mir meine Ersparnisse flüssig macht. Und dann habe ich hier meine Liste der Bauern. Was sie als Darlehn von Dir bekamen, müssen sie zurückzahlen. Sie können es recht gut, und ich will es selbst einfordern. Für Dich ist das kein Geschäft, ich nehme mir den Xaver mit, der weiß in allen Haushaltungen Bescheid, hat sich gemerkt, wem Du Geld gabst, und kann beurtheilen, wer zurückzuzahlen im Stande ist. Die Bedürftigen wollen wir nicht drücken. Die erhielten Almosen und kein Darlehn. Zuerst müssen wir aber wieder Casse machen, sonst giebt's keine Ordnung

nung. Ja, was ich wissen muß: ist Dein Herr Mündel hier Dein Gast, oder richtet er sich auf eigene Rechnung ein?"

Der Major wollte ausweichen und nahm sogar einen etwas gereizten Ton an. „Ei, Bien'le," sagte er, „Du nimmst mich wohl selbst unter Vormundschaft. Ich muß Dich aber darauf aufmerksam machen, daß ich nachgerade mündiger bin, als andere kleine vorlaute Leutchen, die ich nicht nennen will. Ich gebe Dir Dein Wirthschaftsgeld wöchentlich, damit kannst Du Haus halten; im Uebrigen aber bleibe ich mein eigener Herr."

Das Bien'l ließ sich gar nicht beirren: „Das geht eben nicht," sagte sie. „In eine fertige Ordnung können Alle sich fügen, aber erst muß sie gemacht werden, und das kann nur Einer. Wenn ein Anderer die Dinge immer wieder dahin legt, von wo Jener sie fortpackte, kommt's im Leben nicht in Schick und bei uns ist's grade aus den Fugen. Willst Du, daß ich's, nach meiner Art, einrenke, so laß mich auch allein gewähren. Soll ich aber die Hände in den Schoß legen und zusehn, so will ich lieber wieder heim zu den Großeltern, die meine zehn Finger brauchen und meine fünf Sinne dazu, denn sie sind alt und daran gewöhnt, daß ich für sie sorge und das Regiment führe im Hause und in der Wirthschaft. Mir scheint allerdings, zur Zeit bin ich hier nothwendiger als dort; aber freie Hand muß ich haben, wenn ich helfen soll." Sie hatte die Oberlippe etwas in die Höhe gezogen und über die kräftigen, dunklen Augenbraunen zeichneten sich ein paar feine Falten. Sie sah wirklich aus wie ein Bienchen, das an dem Rand der Oeffnung seines Korbes hängt und ausschwärmen will. Die Flügel zittern im Sonnenschein und probiren ihre Flugkraft; aber das Bienchen zaudert noch, ob es sie gebrauchen soll oder daheim bleiben. Der Vater schien zu überlegen, oder eigentlich suchte er nur die Form, ihr das Regiment einzuräumen, ohne sich allzu sehr den väterlichen Respect zu vergeben, vor allen Dingen das Kind noch nicht wieder von seiner Seite zu lassen, wenn er auch einsah, daß die Erwähnung, sie wolle zu den Großeltern zurückkehren, mehr die Absicht verrieth, den Bienenstachel zu zeigen als ihn zu gebrauchen.

„Es wird nothwendig sein," fing er endlich an, „daß ich in nächster Zeit in die Residenz gehe und klar darüber werde, ob der Kunsthändler für meine Bilder auch ferner noch Abnahme findet. Danach muß ich meine Lebensweise einrichten. Ich habe auch sonst noch dort ein Geschäft abzuthun, wozu mir Erich seine Beihülfe zusagte. Die Rechnungen müssen also hier abgeschlossen werden. Willst Du das übernehmen, Sabine, so habe ich nichts dagegen. Der Xaver wird Dir dabei am Besten zur Seite stehn, da hast Du recht. Ehrlich ist er, aber jähzornig und rachsüchtig. In der Hinsicht mußt Du bei ihm auf der Hut sein."

„Ich will schon mit ihm fertig werden," erwiderte sie. „Seit gestern könnte ich ihn durch's Feuer schicken." Sie ging auch gleich wieder an die Liste, die sie schon Tags vorher, wenn auch flüchtig, notirt hatte und machte ihren Schlachtplan.

Unterdessen war Xaver damit beschäftigt auf dem Hof eine große Kiste zu öffnen. Sie enthielt das Preisbild des Majors, das grade ein Frachtfuhrmann abgeladen hatte, der aus dem Städtchen kam und in der goldenen Gams

anhielt. Der Deckel war bereits abgehoben und Xaver stellte das Bild gegen ein Faß, das dastand, so in das richtige Sonnenlicht, und trat bewundernd davor. Wieviel Erinnerungen glücklicher Stunden weckte ihm jeder Pinselstrich, wie freute er sich an dem Werk, das er mit dem vollsten Vertrauen auf die unfehlbare Meisterschaft seines Herrn betrachtete. Er jubelte, als hätte er einen alten, lieben Freund wiedergefunden und vergaß darüber alle die bitteren Erlebnisse des vergangenen Tages, ja selbst seinen Haß auf Erich, und bemerkte erst gar nicht, daß dieser hinter ihn getreten war und, mit weniger Befriedigung als er, wohl aber mit sichtlicher Verlegenheit, das Bild musterte. Xaver war so überzeugt von der Vortrefflichkeit des Schlachtbildes, daß er annahm, jeder müsse davon entzückt sein, und nun, da er Erich's Nähertreten gewahr wurde, anfing das Kunstwerk zu erklären. „So ging's damals zu," sagte er, „da steckten die Tyroler, da zogen die Franzosen. So fielen die Schüsse, so rollten die Felsblöcke, als die Stützen gekappt waren, so fielen die Feinde, und so wälzte sich der Pulverdampf das Thal entlang. Man hört ordentlich das Krachen der Stutzen. Den hat's getroffen. Ist's nicht prächtig? Und gerade so ist's gewesen!"

Er erwartete einen Ausruf der Zustimmung; aber Erich schüttelte nur den Kopf. „Siehst Du denn nicht," sagte Erich fast vor sich hin, „daß die Leute viel zu groß sind für die Ferne, fast so groß als die Felsenwand? Sieh, die Pferde stehen mit allen vier Beinen in der Luft; der Arm, der nach oben zeigt, ist um Handbreite zu lang. Und der Pulverdampf . . . ." Er hielt inne. Er erschrak über das, was er, freilich wie ein Selbstgespräch, hatte laut werden lassen. Xaver sah ihn erst verdutzt, dann zornglühend an. Wie konnte der Fremde sich herausnehmen, gegen das Werk seines Meisters und Herrn überhaupt Tadel zu erheben? „Versteht Ihr's besser?" sagte er trotzig.

Erich wurde dunkelroth. Er sah, daß es unvorsichtig gewesen war, seine Meinung zu äußern und wollte zurücktreten; aber Xaver, der sich in seiner Abneigung nicht zu mäßigen vermochte, der die Einwände des jungen Gelehrten für eine Beleidigung seines Herrn ansah, vertrat ihm den Weg. „Was wollt Ihr mit Eurer Schmähung sagen? Ihr sollt mir Rede stehen! Beweist, daß da ein Fehler, oder ich rufe meinen Herrn und vor ihm sollt Ihr wiederholen —"

Erich hatte seinen erhobenen Arm ergriffen. Es lag ihm vor Allem daran, keinen Lärm zu machen. „Wenn Du ruhig sein willst," sagte er ganz gelassen, „will ich Dir klar zu machen versuchen, was ich meine, und vor Allem, daß ich Deinen Herrn, meinen zweiten Vater, nicht beleidigen will. Aber Du mußt versprechen, es nicht weiter zu sagen, und Deine Heftigkeit dämpfen, zu der gar kein Grund vorliegt."

Xaver sah ihn noch immer mißtrauisch an, aber die Mäßigung des Andern bannte ihn. „Rücke der Herr einmal vor!" sagte er trotzig. Erich entwickelte nun Alles klar und sachgemäß. Er zeigte die Fehler der Zeichnung, den Mangel der Perspective, den Verstoß gegen die Proportion, die Vieles unmöglich erscheinen ließ, dazu die Eintönigkeit der Farbe, die falsche Vertheilung von Licht und Schatten, den harten Baumschlag, die Massigkeit des Dampfes. Er wurde weitläufiger, als er beabsichtigt hatte; denn im Verlauf seiner Auseinandersetzung

merkte er immer mehr, wie Xaver ihm mit Verständniß folgte, wie er blaß und roth wurde, wie er mit kurzen Einwänden widerlegen wollte und dann immer wieder vor dem ruhigen Beweis verstummte. Dem armen Jungen brachen alle seine Illusionen zusammen, aber Erich wurde ihm immer verhaßter. Er sah in ihm den Feind seines Herrn, und alle seine eigenen Träume vernichtet. Schließlich warf er heftig den Deckel über das Bild, hob es auf die Schulter und ging damit die Treppe hinauf, direct in das Atelier, dessen Thür er hinter sich verriegelte. Da setzte er sich nieder auf die Kiste und brach aus in Thränen der Wuth. Plötzlich aber sprang er wieder auf, holte seine eigene Malerei aus der Ecke, in der er sie verborgen hatte, stellte sie auf die Staffelei und prüfte sie, während er immer wieder mit dem Aermel über die Augen fuhr. Alles, was ihm Erich an dem Bilde seines Herrn klar gemacht hatte, fand er hier bestätigt; alle Mängel wiederholten sich bei seinem Versuch. Ja, wenn er nur gewußt hätte, wie es besser gemacht werden könne! Aber er hatte nur erfahren, daß das falsch, stümperhaft, lächerlich sei. Wo hatte er früher nur die Augen gehabt? Jetzt fiel es wie Schuppen von seinen Blicken. Er schlug sich mit der Faust vor die Stirn und endlich ergriff er seine arme Malerei, spaltete Blindrahmen und Leinwand mit der kleinen Art, die er in seinem Arbeitskasten hatte, und steckte die Splitter und Fetzen seines Stolzes, das Glück mancher Stunde, in den Ofen. Dann versank er wieder in vergrolltes Hinbrüten, aus dem ihn endlich die Stimme seines Herrn riß, der auf dem Gang nach ihm rief. Sabine hatte ihn verlangt, und der Major befahl ihm, die Tochter zu begleiten, während er selbst alle Vorkehrungen zur Abreise träfe. Xaver war zerstreut und verstand nicht recht, was er damit meinte, denn Sabine's Anwesenheit zog alle Aufmerksamkeit auf sie. Sie hatte ihr Mäntelchen umgehängt und ein großes Tuch um Kopf und Schulter geworfen. Damit sah sie so sicher und zuversichtlich aus, und als sie nun gar Xaver mit kurzen Worten den Zweck ihres Ausganges mittheilte, war er Feuer und Flamme dafür. Er zählte gleich an den Fingern ein halbes Dutzend Namen her, die noch nicht auf ihrem Register standen, da sie Leute bezeichneten, die, vor ihrer Ankunft, des Majors Güte in Anspruch genommen hatten, die er sich aber sehr gut gemerkt hatte. Er jubelte laut auf in dem Gedanken, es denen nun heimzahlen zu können, und so schritt er an Sabine's Seite das Dorf entlang, ganz stolz und wieder ganz heiter, und rieth ihr zunächst beim alten Dorfrichter vorzusprechen, der ihr, bei dem Respect, den er im Dorf genoß, und den er streng aufrecht hielt, von Nutzen sein könne.

Der Alte hatte von seinem Fenster die Beiden das Dorf herauf kommen sehen und wohl bemerkt, wie Xaver auf seinen Hof zeigte. Ihm war augenscheinlich der Besuch unbequem und im ersten Augenblicke dachte er daran, ihm auszuweichen und über den Hof sich durch den Obstgarten fortzuschleichen. Das hätte ihm aber die Unterredung, deren Zweck er freilich nicht errieth, nur aufgeschoben, nicht erspart, und so zog er vor, seine Amtsmiene aufzusetzen, hinter die er die Gewohnheit hatte sich in zweifelhaften Fällen zu verschanzen. Er langte also ein Paar Bände verstaubter Amtsblätter vom Schrank, baute Papiere und Schreibgeräthe auf dem Tisch auf und nahm die Hornbrille mit den Messinghaltern aus dem Futteral, und damit war er grade fertig, als Xaver an die

Thür pochte. Der Dorfrichter wartete noch eine Weile mit dem „Herein", wie Einer, der aus einer Beschäftigung, die er nicht sofort abbrechen kann, aufgeschreckt wird, und dann schob er die Brille auf die Stirn, und sah den Eintretenden an, als überrasche ihn dieser Besuch. Xaver nahm eine ganz dreiste Haltung an und sagte einfach, wie wenn er den Blick als Frage verstände, er hätte nur das Fräulein, die Tochter seines Herrn zu melden, die den Richter-Görg zu sprechen hätte, und dabei öffnete er gleich, ohne eine Antwort abzuwarten, die Thür so weit er konnte, und ließ, mit einer Verbeugung gegen Sabine, diese eintreten.

Der Richter hatte einen boshaften Spott gegen den Jungen auf der Lippe, verbiß ihn aber, als das junge, zierliche Mädchen ihn unbefangen begrüßte. Er stand auf zum Gegengruß und schob einen Stuhl hin, überließ aber, ohne zu fragen, die Anrede dem Besuch. Er wollte erst ablauern, wohin das ziele, und wußte aus Erfahrung, daß meist das erste Wort, besonders wenn es ein Anliegen enthält, verlegen macht, und das wollte er zu seinen Gunsten bei der Antwort benutzen. Diesmal irrte er sich aber: Sabine wußte ganz genau wie sie anzufangen hätte. „Ich komme im Auftrage und Vollmacht meines Vaters," sagte sie, „der zur Zeit beschäftigt ist, und habe dem Herrn Dorfrichter zweierlei vorzustellen, wenn's ihm jetzt paßt."

Dem Richter-Görg schien es aber nicht zu passen, obgleich er nicht recht wußte, wie er aus der Unterredung herausschlüpfen solle. Er murmelte etwas zwischen den Zähnen von Papieren, die in einer Stunde auf's Amt geschickt werden müßten; als Sabine aber ohne Weiteres Platz nahm, schob er unwillig sein Schreibgeräth bei Seite und fragte, ob denn der Xaver bei der Unterredung nothwendig wäre, sonst hätten die, die nicht zum Geschäft gehörten, abzutreten. Das sei so Sitte hierorts, und er bliebe bei den alten Gebräuchen. Xaver rührte sich nicht und sah Sabine fragend an. Die aber ließ das Tuch vom Kopf gleiten, als wolle sie zeigen, daß ihre Sache nicht so schnell abgemacht sein würde, und sagte: „Gewiß, Herr Richter, gehört der Xaver zum Geschäft, sonst hätte ich ihn nicht mitgebracht, denn meinen Weg hätte ich schon allein gefunden. Sonst aber will ich mich kurz fassen. Zum ersten war mein Vater gewillt, Klage zu führen über die Unbill, die hier im Dorf seinem Diener angethan ist. Wer hatte den Xaver angeklagt und wer hatte das Recht, ihn wie einen Verbrecher zu mißhandeln und vor Gericht zu schleppen? Im Diener wird aber der Herr mit beleidigt —"

„Das ist dem Xaver sein' Sach' allein," unterbrach sie der Alte, „und der hat so viel auf dem Kerbholz hier im Dorf, daß Keiner Anstand nimmt, ihm das Schlimmste zuzutrauen. War er diesmal unschuldig, desto besser für ihn. Meint der Herr Major, daß ihm Unrecht geschehen, mag er sich an die Schenk-Resi halten, die zuerst das Gerücht von 'nem Einbruch aufgebracht hat. Wir denken unsre Schuldigkeit gethan z'haben. Ueber die Sach' hab' ich mit dem Herrn Major nichts z'thun, und der Xaver soll sich in Obacht nehmen."

Xaver wollte aufbrausen, aber ein Blick von Sabine bannte ihn unbeweglich auf seinen Platz. „Herr Richter," sagte sie dann, „ich möcht' keinen Dienstboten haben, der nicht für mich einstünd', wenn man mir Unrecht thät', in

Wort oder in That. Dann muß er aber wissen, daß ich ihn auch nicht im Stich lasse, wenn er in Noth ist, und den Grundsatz habe ich von meinem Vater gelernt."

„Ei, der Herr Xaver verlangt also eine Genugthuung?" warf der Dorfrichter höhnisch hin.

„Nein!" erwiderte der Bursche. „Du hörst's ja, Richter-Görg. Mein' Genugthuung hab' ich schon, und dem, der sie mir verschafft hat, werd' ich's, so Gott will, zurückzahlen. Weißt ja nun, wie's das gnädige Fräulein meint. Von Euch hier im Dorf will ich nichts mehr. Hab' genug hartes Brot beißen müssen."

„Nun, was soll's dann noch?" fragte der Dorfrichter.

„Herr Richter," fing Sabine an, „mein Vater hat sich seit über zwei Jahr hier im Dorf niedergelassen —"

„Ist uns allzeit eine Ehr' gewesen," unterbrach sie der Alte.

„Und hat immer offene Hand gehabt, so lange seine Casse nicht leer war," fuhr Sabine fort. „Ja er hat oft mehr gethan, als er konnte, denn wer im Augenblick in Noth war, kam zu ihm. Was er gab, gab er gern, und wo es an Arme war, quittirt das Bewußtsein geholfen zu haben, und davon ist keine Red' mehr. Wo es aber als ein Darlehn angesprochen wurde, und das Rückzahlen, wie leider in allen Fällen, noch aussteht, möcht' ich dem Herrn Richter anheim geben, den Leuten mitzutheilen, daß mein Vater in allernächsten Tagen von hier abreist, und dazu sein Geld braucht. Nun möcht' er's nicht gern einklagen und ist auch zufrieden, wenn Jeder thut, was er grade kann. Hier ist die Liste, die ich aus eigner Beobachtung und nach des Xaver's Mittheilungen aufgestellt hab', aber sie mag wohl nicht ganz exact stimmen. Mein Vater hat eben auf Treu und Glauben vorgeschossen, und wird auch die Heimzahlung auf Treu und Glauben annehmen. So wollt' ich Euch bitten, die Sach' in die Hand zu nehmen und dem Xaver soll's zugleich seine Genugthuung sein; denn es beweist den Leuten im Dorf, daß überhaupt von einem Diebstahl oder Veruntreuung keine Red', sondern daß die Barschaft meines Vaters in andere Taschen gewandert ist, als in die eines armen, aber redlichen Burschen, dem man dafür hart und ungerecht begegnete. Das wollt' ich besonders gesagt haben, und deshalb mußte der Xaver dabei sein, als ich dem Herrn Richter mein Anliegen aussprach."

Der Alte nahm die Liste zur Hand, schob die Brille zurecht und schien sie zu prüfen, eigentlich aber wollte er überlegen, was er thunlich fände in dem Fall. Am liebsten hätte er seine Beihilfe zurückgewiesen: „Wenn der Herr Major nur was Schriftlich's sich hätt' geben lassen!" warf er hin.

„Da hätt' er freilich leicht helfen gehabt!" sagte Xaver, „denn Schriftlich's bringt Keiner zu Stand im Dorf, und wenn er's könnt', thät er's nicht. Grad' weil er nichts Schriftlich's verlangt hat, kommen's zu ihm. Das weißt Du recht gut, Richter-Görg, und die List' will ich beschwören. Mich hat mein Herr rechnen gelehrt, wenn ich's auch nicht versteh wie das gnädige Fräulein. Ich hab' jedesmal Obacht 'geb'n, denn mich wurmte es, wenn mein Herr zu gut war, und dabei hab' ich gemerkt, daß der Haß besser zuschaut als die Gut-

heit, denn ich hab' immer die Faust gemacht im Sack, wenn einer mit dem Geld die Trepp' runter ging und vor sich hin lachte, und dann hab' ich's mir gemerkt, was er davon trug, und wie sie dann spotteten über das Maler-Majorle, der ihnen doch hingab, was er mit seiner Kunst sauer verdient hatte."

„Halt Dein böses Maul," herrschte der Dorfrichter ihn an. „Den Herrn Major hält jeder in Ehren."

„Laßt sie's jetzt beweisen!" sagte Xaver.

„Wollt Ihr die Angelegenheit in die Hand nehmen?" setzte Sabine hinzu.

Der alte Mann schwieg eine Weile. Das junge Mädchen, in seiner klaren und ruhigen Weise imponirte ihm und er sah wohl ein, daß er mit Ausflüchten, die ihm sonst zu Gebot standen, nicht durchkäme. Er versprach lieber mit den Leuten zu überlegen, eine Verantwortung wolle er aber für den Erfolg nicht übernehmen. Das verlange sie auch nicht, sagte Sabine. Sie wolle nur den Weg der Güte versuchen, ehe sie andere Schritte thäte. Das solle er nur den Leuten sagen. Dabei reichte sie dem Dorfrichter die Hand, und ging. Xaver war nicht zufrieden. Sie hätte dem alten störrischen Mann anders zusetzen müssen, meinte er; aber davon wollte sie nichts hören. Der Vater sei ohnehin nicht ganz einverstanden gewesen, daß sie so einschreite, und nur das Betragen der Bauern ihm, Xaver gegenüber, habe ihn bewogen, ihr die Maßregeln zu überlassen, die sie für gute fände. Sie aber wolle den Vortheil benutzen, den ihr die Bosheit der Leute gäbe, und versuchen an das Ehrgefühl in Güte zu appelliren. Der Vater hätte kaum als Darlehn angesehen, was er freilich als solches gab; denn er hätte sich als reichen Mann betrachtet, der er nicht wäre. Xaver wurde immer stolzer durch das Vertrauen des jungen Mädchens, und selbst die Rechtfertigung, die er ihr dankte, hatte ihn nicht so erhoben und beglückt, wie diese Besprechung.

Als sie wieder vor dem Wirthshause angekommen waren, fanden sie Erich, der schon auf sie gewartet zu haben schien, vor der Thür. Er grüßte Sabine, nicht ohne einige Verlegenheit, sie aber gab den Gruß ganz unbefangen zurück. „Gut, daß ich Sie allein treffe, Erich," sagte sie, „und daß mein Vater seinen Liebling, denn das sind Sie nun einmal, freiließ. Ich habe allerlei mit Ihnen und im Vertrauen zu besprechen. Wollen Sie ein halbes Stündchen mit mir das Thal hinunter gehen? Wir wollen die Frühlingssonne benutzen."

Dabei verabschiedete sie Xaver und schritt frisch den Weg hinter dem Wirthshausgarten hinunter, gefolgt von dem jungen Gelehrten. Xaver's ganzes Glück war wieder zertrümmert. Er war eifersüchtig auf die Gunst seiner Gebieterin, und das schärfte sich zu einem Haß auf den jungen Mann, den er in diesem Augenblick hätte erdrosseln können.

Als der Weg breiter wurde, trat Erich an Sabine's Seite. Sie schritten über einen felsigen Grund, aus dem einzelne Bäume aufgeschossen waren, dazwischen breiteten sich Wiesenstrecken, im jungen Grün, feucht von rieselnden Wassern, die die Frühlingssonne aus den noch schneeigen Klüften der Höhen hervorschmeichelte. Krokos und Enzianen öffneten schon ihre Blüthenkelche und die Primeln streckten ihre schlanken Stiele mit den grüngelben Knospen im Schutz der Baumstämme, gedeckt von den eben belaubten Sträuchern, in die Höhe.

Werden und Wachsen war die Stimmung der Natur ringsum. Ueber den tiefblauen Himmel zogen leichte weiße Wolken im frischen Hauch des Frühlings weiter und hingen an den schneebedeckten Gipfeln der fernen Berge. Sabine sprang leicht und heiter lachend von Stein zu Stein über die kleinen Bäche, die das schnell rauschende Wasser auf dem Pfade gerissen hatte. Erich wollte ihr zuweilen helfend die Hand reichen, aber sie trat so sicher auf, sie bedurfte keiner Stütze. Das Gespräch wollte lange nicht in Gang kommen, bis Sabine anfing. „Es ist eigenthümlich, wenn ein paar Menschen, die seit der Kindheit von einander reden hörten, ja die sich fast wie Geschwister betrachten mußten, da sie die väterliche Liebe desselben Mannes theilten, nun auf ein Mal sich erst kennen lernen und zum ersten Mal sich Auge in Auge gegenüberstehen. Weil eine geschwisterliche Vertraulichkeit eigentlich das Natürliche wäre und die sich doch nicht so schnell herstellen läßt, giebt's gleich ein Zuviel oder Zuwenig, eine Empfindung, die dem gestotterten Wort gleicht, weil das auch das Richtige erstrebt und immer wieder ansetzen muß, um ihm Ausdruck zu geben. So steht man sich zu fern für alte Freundschaft, zu nah für erstes Begegnen."

Erich erwiderte: „So dachten Sie meiner fast wie eines Bruders?"

„Fast!" antwortete Sabine, dann aber sah sie vor sich hin und lachte, „— aber, verzeihen Sie, Erich, wie eines Bruders, auf den man böse ist. Es war wohl ein wenig Eifersucht dabei, weil der Vater gar so viel von Ihnen sprach und manchmal sagte, Sie würden ihm Freund und Sohn ersetzen, und ihm Rath und Stütze werden. Das verdroß mich, denn das, meinte ich, könnte ich ebensogut, und hätte besseres Recht darauf."

„Sie haben es gestern bewiesen," sagte der junge Mann ganz feierlich, „daß Sie das haben. Ich habe Sie beobachtet, wie Sie, ganz allein, den empörten Bauern entgegen traten und den Diener Ihres Vaters, der mit seinem störrischen Trotz nur immer mehr gegen sich die allgemeine Meinung aufreizte und eigensinnig jede eigene Rechtfertigung verschmähte, mit wenig muthigen Worten frei machten von der härtesten Beschuldigung."

„Das ist so leicht!" entgegnete Sabine, „wenn man weiß, was man will, und die gerechte Sache für sich hat. Hätte ich aber gemerkt, daß Sie da seien und mich belauschten, dann wäre ich nicht so sicher gewesen. Das war auch abscheulich von Ihnen. Heimlich beobachten soll man Niemanden in solcher Lage; man soll ihm entweder zu Hilfe kommen, oder ihn unbeirrt gewähren lassen." Sie zog dabei die schmale Oberlippe etwas in die Höhe und ihre Verlegenheit nahm den Schein des Zürnens an.

„Denken Sie wieder an mich wie an einen Bruder, auf den man böse ist?" warf Erich mit möglichst scherzendem Ton hin.

„Nein!" erwiderte Sabine, „gar nicht wie an einen Bruder, lieber gleich wie an einen ganz Fremden, der mich nicht gekannt hätte und heute wieder über alle Berge wäre, ohne zu erfahren, wer ich sei." Dann fiel ihr ein, daß das verletzend klingen könnte und gleich wandte sie sich zu ihrem Begleiter und sah ihn offen an: „Sie waren am Ende nicht Schuld," fuhr sie fort, „und Ihre Anwesenheit, wenn ich von derselben gewußt hätte, würde mich sehr genirt haben. So war es schon besser, und da man aus Allem Vortheil ziehen kann,

wenn man ihm grade in's Auge sieht, will ich auch diesem Zufall Ihrer gestrigen Anwesenheit dankbar sein, weil Sie nun so ziemlich errathen haben werden, wie die Dinge hier stehen und mir damit die peinliche Erklärung erspart ist, die wie ein Vorwurf gegen meinen Vater aussehen könnte. Das wollte ich Ihnen eigentlich auf diesem Spaziergang sagen und nun brauche ich nur zu ergänzen, was Sie in der Hauptsache schon wissen. Das ist mir sehr erleichternd. Also zur Sache: der Papa hat eigentlich niemals mit seinem Gelde zu wirthschaften verstanden. Entweder war er unnöthig sparsam, oder unüberlegt verschwenderisch."

„Mit dem seinigen, da mögen Sie recht haben!" sagte Erich schnell, „und seit gestern ist mir das auch so vorgekommen. Mit meinem kleinen Vermögen ist er nur ein getreuer und umsichtiger Haushalter gewesen, und wenn ich jetzt mit einem gewissen Wohlstand in meinen Beruf eintrete, so verdanke ich das Ihrem Vater ganz allein."

Sabine wurde dunkelroth. Sie mußte nun doch, wohl oder übel, ein schweres Geständniß machen. „Ja, bis vor einem Jahr vielleicht," entgegnete sie schnell, „so lange seine Pünktlichkeit in eigenen Geschäften reichte; seit einiger Zeit aber hat diese der Verschwendung Platz gemacht, seitdem warf er sein Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus, und dabei — ist es Ihrem Gelde nicht besser ergangen als dem eigenen." Sie hatte den Blick gesenkt, als sie das sagte, und setzte eilig, ohne sich umzuwenden, ihren Weg fort.

Erich lachte. „Das habe ich gestern fast errathen," sagte er, „und darin nur auf's Neue den Beweis gefunden, daß er für mich sorgt, wie für sich selbst."

Das Bienle fuhr auf und zeigte diesmal den Stachel. „Das war eine schiefe Antwort," schalt sie, „wenn auch vielleicht eine wohlgemeinte. Ich lasse mir aber die Dinge, wenn sie noch so fatal sind, nicht in falsches Licht stellen, in dem man sie halb zu glänzend, halb gar nicht mehr sieht. Sie haben dem Papa Geld auszahlen lassen, um es Ihnen aufzubewahren. Er hat es mit dem seinigen ausgegeben, weil er sich für reicher hielt, als er ist, und zweifelhafte Einnahmen, die ihm werden sollten, für sicher hielt. Nun, der Mann, der sein Leben lang nur immer das Schlimmste für sich voraussah, hat sich auf ein Mal zu Selbsttäuschungen hinreißen lassen, die ich nicht verstehe. Jetzt aber habe ich seine Rechnungsbücher in die Hand genommen und fange natürlich damit an, dem Einzigen, dem er schuldet, und das sind Sie, das Ihrige zurückzuerstatten. Das ist ein einfaches Rechenexempel und darüber ist auch gar nichts weiter zu reden."

Erich wollte auch im Augenblick nichts dagegen sagen, wenigstens nicht zu seiner Begleiterin. So sehr sie ihm Tags vorher imponirt hatte, so eigenartig der Eindruck, den sie ihm zuerst machte, so wenig anziehend erschien sie ihm jetzt in der ungeschminkten Art, mit der sie Alles klar legte und ihm wie eine personificirte Buchführung erschien. Er nahm sich vor seine Angelegenheit mit dem Vater selbst abzumachen und es erschien ihm wie eine Genugthuung, Sabine, die sich auch in seine Angelegenheiten mischte, vollkommen zu umgehen.

Das junge Mädchen lenkte in einen Pfad ein, der zum Dorf zurückführte, und Erich folgte ihr eine Weile stumm und verstimmt; Sabine summte ein

steyrisches Liedchen vor sich hin, das lustig klingen sollte und aus der Tonart fiel. Sie bildeten sich Beide ein, daß sie empfindlich auf einander sein müßten und ärgerten sich, Einer wie der Andere, daß sie das nicht recht zu Wege bringen konnten. Erich gab das auch rasch genug auf, und war, sobald es der Pfad erlaubte, wieder an Sabine's Seite. „Können Sie sich diese wunderliche Veränderung bei dem Vater erklären, Sabine?" fragte er.

Sabine besann sich eine Weile. Sie hatte dieselbe Frage auf den Lippen. „Nun," erwiderte sie, „er hatte eben bis dahin sehr wenig zu verwalten. Auf einmal, noch verstehe ich nicht wodurch, hat sich seine Casse unvermuthet gefüllt und da ist ihm die Rechnung über den Kopf gewachsen, so daß es ein Glück ist, daß ich dazu kam und wieder Ordnung mache. Die unerwarteten Einnahmen verdankt er aber seiner eigenen Arbeit. Er malte Bilder, die ihm hoch bezahlt wurden, viel höher, als ich das für möglich gehalten hätte. Ich weiß nicht woher ihm auf einmal die Geschicklichkeit kam."

Erich kämpfte mit sich. Er hätte so gern auch ein Geständniß vom Herzen gewälzt; aber er hatte dem Vater versprochen, gegen Sabine zu schweigen, und so warf er nur hin: „Hat man ihm soviel gezahlt für seine Bilder?"

„Ich habe die Briefe des Kunsthändlers gelesen," antwortete Sabine, „und stehe starr davor. Wo finden sich Leute, die das Geld für eine Malerei hingeben, die nutzlos an der Wand hängt? Ich wüßte nicht, was ich damit anfangen sollte."

„Meinen Sie, daß die Bilder des Vaters nicht gut sind?" fragte Erich.

„Das verstehe ich nicht!" erwiderte sie. „Wenn sie aber nicht gut wären, wie könnte man sie so hoch bezahlen? Der Vater sagt, er sei ein anderer Mensch geworden in dem Glück dieser Beschäftigung, und das kann ich verstehen; denn jede Arbeit schafft Genugthuung und schützt vor trüben Gedanken. Sie muß aber auch einen Nutzen haben, und das Malen — nun, es hat Geld eingebracht: aber, dem Vater wenigstens, das Geld kein Glück!"

Erich sah wohl, daß bei diesen auseinandergehenden Auffassungen der künstlerischen Thätigkeit ein gegenseitiges Verstehen sehr fern lag, ja daß ein Streiten darüber unmöglich sein würde. Er wollte doch aber Sabine's Ansicht, die der hochgebildete Kunstkenner nur bemitleiden konnte, nicht ganz unbeantwortet lassen, damit es nicht den Schein gewönne, als stimme er ihr durch Schweigen bei. „Liebe Sabine," sagte er, „Ihnen ist eben Alles, was Kunst heißt und was immer und in allen Nationen die Blüthe der Civilisation war, in Ihrer ländlichen Zurückgezogenheit, fremd geblieben, und so können Sie auch nicht verstehen, was die künstlerische Production für den schaffenden Meister ist, und wie sie sein ganzes Wesen und Empfinden wandelt, wie sie ihn glücklich macht im Schaffen, wenn auch vielleicht nicht glücklich im Leben."

Das Bienchen fühlte sich verletzt durch den belehrenden und halb bemitleidenden Ton ihres Begleiters: sie warf den Kopf zurück, und erwiderte, ohne Erich anzusehen: „daß für den Vater die Malerei ein Unglück gewesen ist, verstehe ich sehr gut, und das genügt mir. Ich werde versuchen ihn davon abzubringen und dazu reicht mein Verständniß von der Kunst vollkommen. Was ich sonst wohl von den Künstlern und ihren Freunden gehört habe, hat auch nicht dazu bei-

getragen mir die Kunst zu verherrlichen und lockend zu machen, also lassen Sie mich immerhin in meinem Unverstand, mit dem ich, bis dahin wenigstens, noch immer recht gut durchgekommen bin."

Damit waren sie vor der goldenen Gams angekommen. Sabine nahm mit einer etwas beleidigten Miene und Handbewegung von dem Begleiter Abschied; aber sie wollte sich nicht merken lassen, daß sie übler Laune sei, und deshalb stimmte sie ein lustiges Lied an, als sie die Treppe hinaufeilte, so recht eins, das sagen wollte: „Ich mache mir aus der ganzen Welt nichts, und gehe meinen eigenen Weg." Erich sah ihr nach. Er wäre ihr gern gefolgt, aber dazu lag nichts Aufforderndes in ihrer Art und Weise; und doch reizte ihn der kleine Kampf mit dem eigenthümlichen Mädchen, von dem er sich nicht einmal klar machen konnte, ob es hübsch sei und anmuthig oder das Gegentheil, ob er es gradezu unweiblich nennen solle oder ob es nur an Herrschen gewöhnt war und Widerspruch nicht ertrug. Als sie so die Treppe singend hinaufhüpfte, war ihr Schritt leicht und ihre Stimme glockenhell. Erichs Empfindungen für das Kind seines Vormundes waren getheilt, fast wie der Frühlingshimmel, unter den sie ihren Spaziergang gemacht hatten, tiefblau mit jagendem Gewölk darüber. Während dessen hatte sich aber im Zimmer des Majors ein ernstes Gewitter für Erich zusammengezogen, von dem er keine Ahnung hatte.

Xaver hatte Sabine und Erich lange nachgesehen, als sie mit einander das Thal hinabgingen. Die Eifersucht auf den jungen Mann wuchs zum bittern Groll, denn Xaver kannte überhaupt nur extreme Empfindungen. Von Kindheit an im Dorfe mit Härte bis zur Mißhandlung, mit Geringschätzung bis zur Verachtung behandelt, waren zwei Leidenschaften bei ihm gewachsen: Rachsucht und Selbstüberschätzung. Er wußte, daß er gescheidter, fleißiger sei, als irgend ein Bursch im Ort,, und fühlte die Unbill, die man ihm zufügte dadurch nur schärfer. Er wollte für boshaft gelten, weil man ihn deshalb fürchtete und das seine beste Waffe war, aber sein Stolz hätte ihm nicht gestattet Böses zu thun, weil seine einzige Genugthuung sein konnte, daß er fühlte, man thäte ihm Unrecht. Es liegt ein Reiz darin für verbitterte Gemüther, über das Maaß gekränkt zu werden, um die Kränkung verachten zu dürfen. Gegen keine Beschuldigung, nicht einmal gegen die widersinnigste, suchte er sich zu rechtfertigen, auch wenn er sein Recht in der Hand hatte. So war er, als er in des Majors Dienst trat, und da lernte er eine andere Regung kennen, die ihm bis dahin fremd gewesen war: dankbare Bewunderung bis zur Anbetung, eine Hingabe bis auf den letzten Blutstropfen. Der Mann hätte Alles von ihm verlangen können, er hätte es für richtig gehalten und blind erfüllt. Seit gestern hatte er eine ähnliche Empfindung für Sabine, nur noch leidenschaftlicher. Das Blut schoß ihm in den Kopf, wenn er nur an sie dachte, und seine Gedanken waren fortwährend mit ihr beschäftigt. Er hätte nicht gewagt, den Saum ihres Kleides zu berühren, aber er träumte davon, wie sie in Gefahr sei, wie er sie aus dem Wasser retten, oder auf seinen Armen aus dem Feuer tragen könnte. Dann raufte er sich das dichte, lockige Haar bei dem Gedanken, sie brauche seine Hilfe nicht, weil sie sich muthig selbst zu helfen vermöchte, weil sie ihm unnahbar gegen jede Noth schien. Das waren so seine Hirngespinnste, als er zum Maler

Majorle in's Atelier trat und sich nun gewaltsam zusammenraffte, um sich von seinen thörichten Einbildungen nichts merken zu lassen; seine Gedanken aber verfolgten die Beiden auf dem Spaziergang, und innerlich kochte es, während er äußerlich gelassen schien.

Der Major stand in düsterm Sinnen vor seinem Concurrenzbilde, das er sich wieder auf der Staffelei aufgestellt hatte. Er wollte eine Selbstkritik üben und vermochte es nicht, denn der vernichtenden Besprechung gegenüber, die er wieder und wieder gelesen hatte, deren harte, beleidigende Ausdrücke er auswendig kannte, wurde Alles zur Selbstvertheidigung. Nur die Empfindung des Beleidigtseins schärfte sich mehr: das Gefühl, in seiner Ehre gekränkt zu sein. Er verstand Erich nicht, der das gestern nicht so voll nachempfunden zu haben schien, und anstatt zornig aufzubrausen, verlegen ausgewichen war. Auch Xaver war stutzig an der Thür zurückgetreten, als er den Herrn vor dem Bilde sah. Aber der Major rief ihn herein: „Komm nur Bursch," sagte er, „und sieh Dir das Unglücksding einmal ordentlich an. Mit wieviel glücklichen Träumen haben wir es gemalt, denn Du hast jeden Pinselstrich verfolgt und hätte es Dich nicht so gefreut, ich hätte es vielleicht nicht einmal so zu Stande gebracht. Und nun sagen sie, das könnte nur Einer gemacht haben, der noch kein Pulver gerochen hätte. Denken sie, ich hätte meine Blessuren im Traum davon getragen?"

„Wer sagt das?" fuhr Xaver auf, und sein Auge leuchtete.

„Lies!" erwiderte der Major und schob ihm die Zeitung mit der Kritik in die Hand.

Im Lesen war nun Xaver nicht sehr geübt, trotz der Nachhilfe, die seine Bildung durch den Major erhalten hatte. Er las noch immer mit bewegten Lippen und manches Wort mußte er buchstabiren, manchen Ausdruck unverstanden übergehen. Der Major verwandte den Blick nicht von ihm, und es entging ihm nicht, daß der arme Junge leichenblaß wurde, aber fast wie Einer, der eine entsetzliche Entdeckung macht und überlegt, wie er sich bei derselben zu verhalten hat. Deshalb buchstabirte er immer langsamer und konnte mit der halben Seite nicht zu Ende kommen. Endlich fuhr er auf: „Herr," sagte er tonlos, „ich weiß, wer das geschrieben hat, und Sie kennen ihn."

„Wer?" rief der Major, „Du willst das wissen? Unmöglich."

„Ich lege meine Hand in's Feuer!" sagte Xaver. „So, beinahe mit denselben Worten, hat er zu mir gesprochen heute Morgen, als ich die Kiste auspackte. Es klang so einleuchtend, aber daß er das dem Herrn Major anzuthun vermochte — das ist zuviel."

„Von wem sprichst Du? Rede!" brauste der Major auf und faßte Xavers Arm.

Ein wilder Blick voll Zorn und Haß flammte auf in dem Auge des Burschen. „Von wem sonst," sagte er, „als von dem Herrn, der gestern ankam, den der Herr Major seinen Sohn nennen, der jetzt mit dem gnädigen Fräulein ganz vertraulich den Brunauer Fußweg hinunter spaziert." Er hatte es vom Herzen, aber er erschrak fast vor der Wirkung, die seine Worte auf seinen Herrn machten. „Unmöglich!" sagte er zuerst, und schritt heftig durch das Zimmer. Dann stand er still vor Xaver und sah ihm fest, fast zornig in die Augen. „Kannst Du das beweisen?" rief er.

„Fragen der Herr Major ihn!“ erwiderte Xaver, „und wenn er leugnet, dann will ich ihm vorhalten, was er zu mir gesprochen hat.“

„In's Gesicht willst Du es ihm behaupten?“ fragte der Major.

„Ja!“ antwortete Xaver.

Der Major schritt wie überlegend noch ein paar Mal durch's Zimmer, dann rief er dem Diener zu: „Alle halten Dich für boshaft hier im Ort. Gegen die magst Du ein Recht haben; wenn Dein hämischer Charakter Dich aber hinreißt, hier zum Verleumder zu werden, dann nimm Dich in Acht, dann ist's aus mit uns.“

„Ich sprach', was mein' Ueberzeugung ist!“ sagte Xaver. „Hernach mag der Herr Major mit mir machen, was ihm gut dünkt. Gesagt hab ich's, und ein Lügner müßt ich noch erst werden.“

Der Major schüttelte den Kopf. „Ich kann's nicht glauben!“ murmelte er vor sich hin, aber doch mit einem Ton der es verrieth, daß die Sicherheit des Burschen ihn zweifelhaft machte. Indem trat Sabine in's Zimmer. Sie hatte sich durch ihr Lied anmelden wollen, aber freilich, das hatten die Beiden in ihrer Aufregung überhört. Erstaunt und fragend sah sie sie an. „Was habt Ihr denn?“ fragte sie harmlos. Dann trat sie an die Staffelei und sah das aufgestellte Bild an. „Wie komisch!“ rief sie; „wie die Puppen da hängen an den Steinen, und wie da unten Alles übereinander rollt. Hast Du das gemacht, Papa? Ja, dabei mögt Ihr wohl vergnügt gewesen sein, wie Erich sagt.“

„Was sagt Erich?“ fragte der Vater mit bebenden Lippen.

Sabine erschrak vor seinem Aussehen. „Was ist dem Herrn, Xaver?“ fragte sie leise. Der winkte ihr zu schweigen. Der Major wartete keine Antwort ab. „Bitte den Herrn Doctor, sich zu mir zu bemühen!“ rief er dem Diener zu, „Du aber kommst mit ihm zurück. Ich habe Euch Beide zu fragen.“ Er wies mit der Hand nach der Thür, Xaver ging.

„Um Gotteswillen, Papa!“ rief Sabine, „was hast Du? Willst Du es nicht zuerst mit Deinem Kinde besprechen? Stehe ich Dir nicht näher als Erich und gar Dein Diener? Großpapa bespricht Alles mit mir und ich habe ihm schon manche Unannehmlichkeit aus dem Wege geräumt, die ihm unüberwindlich schien.“

Der Major drückte sie zärtlich an sich und streichelte ihr widerspänstiges Haar. „Diesmal kannst Du mir nicht helfen!“ sagte er.

„Kann ich wenigstens hier bleiben?“ fragte die Tochter.

Der Vater besann sich eine Weile, dann antwortete er. „Weshalb nicht? so erfahrt Ihr Alles auf einmal!“ Dann stand er still und horchte. Er hörte Schritte auf der Treppe und holte tief Athem. Er sah bleich aus wie Einer, der Gericht halten muß in schwerer Sache. Erich und Xaver traten ein, Ersterer ganz unbefangen; aber auf den ersten Blick wurde ihm klar, daß der Vormund in besonderer Aufregung wäre. Sabine hielt die Hand des Vaters fest. Ohne zu wissen, was in ihm vorging, fühlte sie doch, daß sie ihm zur Seite bleiben müsse.

„Erich,“ fing der Major an und zwang sich zu einem ruhigen Ton, „ich habe Dir gestern ein Zeitungsblatt zu lesen gegeben, in dem meine Ehre beleidigt

wurde. Ich rechnete auf Deine Anhänglichkeit und Freundschaft, mir zu einer Genugthuung zu verhelfen. Sieh hier dies Bild, von ihm spricht jene Zeitung. Du bist ein competenter Richter, entscheide, offen und unparteiisch: verdient dies Bild die Verachtung, mit der es jene Kritik behandelt? Verdiene ich Ehrenkränkungen, weil ich es malte, oder hältst Du es mit mir für einen boshaften Schurkenstreich, die Person eines Ehrenmannes zu beleidigen, weil man dies und jenes an seinem Werk auszusetzen findet?"

Erich wurde leichenblaß; aber er antwortete ganz ruhig: „Darauf, lieber Vormund will ich Dir Rede stehen, wenn wir allein sind. Die Frage greift zu weit, als daß ein Wort sie lösen könnte und berührt unser Verhältniß zu sehr, um anders als unter vier Augen erörtert zu werden. Am wenigsten könnte ich sie vor Deinem Diener verhandeln."

Dem Major schwoll die Zornader auf der Stirn: „Und grade vor ihm muß ich Deine Antwort verlangen. Er hat Dich angeklagt und ich muß wissen, ob er Dich verleumdete. Ich bin ihm Gerechtigkeit schuldig, wie Dir. Er behauptet, der Artikel sei von Dir geschrieben."

Erich warf einen flüchtigen Blick auf Xaver, der diesen dreist aushielt; dann wandte er sich zum Vormund und sagte fest und mit erhobenem Kopf: „Der Bursche hat die Wahrheit gesagt; die Besprechung ist von mir."

Der Major schreckte zusammen. Er hatte noch immer gemeint, es sei nicht möglich. Der Schlag traf ihn in's Herz, denn er liebte sein Mündel, wie er nur einen eigenen Sohn hätte lieben können, und in dem Augenblick sah er ein Band zerrissen, das ihm das Leben geschmückt hatte. Er meinte, nicht verzeihen zu können; aber Sabine hielt seine Hand fest in der ihrigen und lehnte ihren Kopf an seine Schulter. Das hemmte den Ausbruch seines Zorns; aber er fühlte, daß er sich erst fassen müsse, ehe er Weiteres beschließen könne. „Laßt mich allein, Alle," sagte er. „Ich muß mit Euch klar werden; aber zuerst mit mir selbst." Sabine wollte ihn nicht loslassen, aber er löste seine Hand aus der ihrigen und wiederholte seinen Befehl, ihn allein zu lassen. Erich hatte versucht dem väterlichen Freund einen Schritt näher zu treten; er wollte gleich ein Wort wenn nicht der Rechtfertigung, so doch des Ausgleiches wagen; aber ein flehender Blick von Sabine wies ihn zurück. Xaver stand fast triumphirend an der Thür. Er war stolz auf seinen Scharfblick, freute sich seinen Herrn entzweit zu haben mit einem Menschen, den er für einen heimtückischen Feind hielt, und sein Herz jubelte in dem Gedanken, daß Sabine den jungen Gelehrten im Zorn von sich weisen würde. Nie in seinem Leben war er sich so wichtig vorgekommen, denn er war überzeugt, etwas Verdrießliches, vielleicht aber doch sehr Nützliches angerichtet zu haben, das ihm den Dank des Majors und seiner Tochter, wenn auch wohl einen Zornausbruch des jungen Doctors zuziehen würde. Er sollte gleich davon überzeugt werden, daß er sich bei dieser Voraussetzung geirrt hatte.

Sabine war in das Zimmer ihres Vaters gegangen, das nur eine Thür von dem Atelier trennte. Sie wollte in der Nähe des Vaters bleiben, denn sie ängstigte sich um ihn. Xaver, der das Atelier zuerst verlassen hatte, stand in herausfordernder Stellung an der Treppe und wartete auf Erich. Er wollte

ihm Trotz bieten und seinem Herzen einmal gründlich Luft machen. Erich aber trat ruhig zu ihm heran und legte ihm leise die Hand auf die Schulter: „Mache Dir keine Gedanken über Dein vorschnelles Wort," sagte er. „Es mußte doch klar werden und Dein Herr findet sich vielleicht schneller damit ab, als wenn man ihn langsam hätte darauf vorbereiten wollen." Erich setzte gar keine Bosheit seitens des Burschen voraus. Er war eben eine Natur, die im Leben immer verzogen worden war, der Begünstigte seiner Lehrer, der Liebling seiner Altersgenossen, willkommen in jedem Kreise der Gesellschaft, um seines Wissens, seiner bescheidenen Heiterkeit, seines zuverlässigen, treuen Charakters willen. Es war ihm noch nie in den Sinn gekommen, daß ihm Jemand übel wollen könne. Wie sollte der arme Tyrolerbursch, der ihn kaum kannte, dazu kommen? Xaver stand verblüfft. Auf diese Anrede war er nicht gewaffnet. Er sah den jungen Mann mit großen Augen an, als erwarte er noch eine Herausforderung; aber da öffnete Sabine leise die Thür zum Gang und trat auf den Zehen näher. Mit gedämpfter Stimme, aber doch hart und bestimmt sagte sie: „Du bist ein boshafter Mensch, Xaver; aber mit Dir werde ich später schon fertig werden. Geh jetzt an Deine Arbeit!" Dann zu Erich: „Ich muß Sie sprechen, gleich. Folgen Sie mir in mein Zimmer." Erich reichte ihr die Hand, und als die Thür sich hinter ihnen geschlossen hatte, drohte ihnen Xaver nach, mit geballter Faust, und stürmte dann die Treppe hinunter. Sein Herz war voll Groll und Kummer, wie noch nie im Leben. Zum ersten Mal zürnte er auf sich selbst.

Als sich Sabine mit Erich allein sah, schlug sie die Arme übereinander; so hatte sie es sich angewöhnt, wenn sie eine geschäftliche Unterredung einleitete. Ihre Untergebenen in der Wirthschaft bei den Großeltern wußten das wohl. „Das Bien'l zieht d'Flügel ein!" nannten sie das, und das hieß soviel als: „jetzt muß etwas klar gemacht werden." Erich kannte das aber noch nicht und so mußte sie es ihm sagen. „Erich," fing sie an, „daß irgend etwas nicht richtig ist zwischen dem Vater und Ihnen, das sehe ich wohl, daß ich schließlich eintreten muß, versteht sich, aber erst muß ich ganz deutlich wissen, was ist. Man muß nun die Rechnung immer auf einem neuen Blatt anfangen und dazu das alte schließen. Das wird schnell geschehen sein. Sie haben dem Vater 2000 fl. zahlen lassen, die er Ihnen aufheben sollte. Das Geld kommt in den nächsten Tagen. Ich habe darum geschrieben. Wollen Sie gleich einen Theil, so habe ich noch etwas in der Casse und vielleicht finden sich die Bauern bereit, einige Darlehne, die der Vater ihnen übereilt vorstreckte, zurückzuzahlen. Also in acht Tagen haben Sie Ihr Geld und zwar von mir, denn ich habe des Vaters Casse zu verwalten, und ihn wollen wir nicht in die Geschäfte mit hineinziehen."

Erich wollte sie unterbrechen, aber sie ließ sich nicht irre machen. „Zweierlei durcheinander mischen, giebt nur neue Verwirrung!" meinte sie, „und die kann ich nicht gebrauchen, wenn ich schlichten soll, wozu mir diesmal fast der Muth ausgeht. Denn es handelt sich um Dinge, die ich nicht verstehe. Also, bitte, ganz schlicht; wir haben keine Zeit zu Weitläufigkeiten; was ist's mit dem Bilde des Vaters, mit der Zeitung, die er immer wieder liest und die ihm den Zorn immer auf's Neue aufregt?"

Erich erzählte flüchtig, oft abweichend, die ganze Sachlage. Sabine brachte

ihn durch scharfe Zwischenfragen immer wieder auf den rechten Weg, bis sie meinte, nun klar zu sein. „Die unglückselige Zeitungsschreiberei!“ Erich versuchte nicht sich zu entschuldigen, aber er wollte erklären. Ein Freund, der ständige Referent in Kunstsachen, hatte, weil er verreisen mußte, ihn gebeten, die Besprechung für ihn zu übernehmen. Er hätte mit allen andern Sachverständigen gemeint, das Werk eines unberufenen Anfängers vor sich zu sehen, und die allgemeine Ansicht sei gewesen, diesen scharf zurückzuweisen und dadurch vielleicht auf den Weg des Lernens zurückzuführen. Die Muthmaßung hätte bereits ein paar Leute bezeichnet, denen man dies Bild zutraute, und er sei weit davon entfernt gewesen, auch nur zu ahnen, wer der Maler sei. Ein unglücklicher Zufall, nicht böser Wille, hätte das Unheil angerichtet und er sei natürlich zu jeder Reparation erbötig, die seinen zweiten Vater, den er von ganzem Herzen liebe, zufrieden stellen könne.

Sabine schüttelte den Kopf. „So leicht wird's nicht gehn,“ sagte sie. „Der Vater fühlt sich in seiner Ehre gekränkt, er ist ein alter Soldat, und in solchen Fällen, so hat mir wenigstens der Großvater erzählt, treibt er Alles zum Aeußersten.“

Erich warf sich in einen Stuhl und sann. Er hatte sich nach und nach erst das Ernste der Lage klar gemacht. Die Sache, die an und für sich so einfach schien, bekam einen tragischen Anstrich durch die Charaktereigenthümlichkeiten des Betroffenen. „Dem Vater ist Alles verunglückt im Leben, wenigstens bildet er sich das ein!“ sagte Sabine. „Bei jedem neuen Schlag brechen alle alten Wunden wieder auf. Jetzt hatte sich ihm einmal wieder eine freundliche Aussicht gezeigt, hatte sein ganzes Wesen gewandelt, und nun droht ihm grade dadurch das Liebste, woran sein Herz hing, verloren zu gehen!“

„Das darf nicht sein!“ rief Erich und sprang auf. „Helfen Sie uns Sabine. Sie haben eine glückliche Hand und ein klares Auge, Sie werden den richtigen Weg finden.“

Sabine mußte lachen, obzwar ihr gar nicht heiter zu Sinn war. „Das ist grade, wie die Großmama immer sagt. Wenn Alles glatt geht, sind die Männer obenauf und thun, als ob sie uns ganz und gar entbehren könnten, und sowie sie fest sitzen, müssen wir ihnen den Pfad wieder suchen. Ihr könnt nicht biegen, Ihr müßt gleich Alles brechen, wenn es sich nicht fügt.“ Dann wurde sie wieder ernst. „Mein armer Vater,“ fuhr sie fort, „er denkt jetzt auch mit Kummer und Kränkung allein fertig werden zu können, er schickt mich fort und ich weiß doch, ehe ich nicht dazwischen trete, wird's nun und nimmermehr geschehn.“ Dann ging sie einmal im Zimmer auf und ab. Sie hatte noch etwas zu fragen und fürchtete sich vor der Antwort, die sie vorhersah. Aber lange wich ihr grader und offener Sinn nicht zurück vor einer schmerzlichen Gewißheit. „Antworten Sie mir Eins, Erich,“ sagte sie, „aber ganz ohne Rückhalt: Ist das Bild, das der Vater malte, wirklich schlecht?“

Erich erschrak vor der Frage, aber er besann sich nicht lange und antwortete fest und sicher. „Ja, Sabine, es ist verfehlt, in Zeichnung, in Allem, was man Schule nennt. Ein gewisses Geschick in Führung des Pinsels läßt sich wohl

erkennen, aber es zeigt die niedrigste Stufe des Dilettantismus, und wirkt lächerlich, weil es anspruchsvoll ist."

„Ich habe es mir gedacht!" sagte Sabine, und Thränen traten ihr in die Augen.

Erich faßte ihre Hand. „Sind Sie mir böse, Sabine?" fragte er.

„Ihnen? Nein!" erwiderte sie, während ihr die Thränen über die Wangen niederrollten. „Was können Sie dafür?" Dabei aber wandte sie sich ab und sah zum Fenster hinaus.

Erich trat an ihre Seite. „Sabine," bat er, „sprechen Sie es mir aus, wenn Sie Kummer haben. Bin ich nicht Ihr Freund, fast Ihr Bruder? Treffen wir uns nicht in dem gemeinsamen Wunsch, dem Vater das einsame Leben so glücklich als möglich zu machen?"

„Nun," fuhr sie auf, „dabei haben Sie allerliebst und merkwürdig geschickt angefangen. Ich, die ich ja nichts von der Kunst verstehe, die ich Ihnen gewiß sehr ungebildet vorkomme, ich hätte lange dem Vergnügen des Vaters zusehen können und mich an demselben gefreut, weil es ihn freute. Wenn ich schließlich klar geworden wäre, die Freude sei eine Schwäche, eine Selbsttäuschung, hätte ich versucht, ihn leise davon frei zu machen. Ihr schlagt gleich mit der Faust hinein, und nun sehn Sie, was Sie angerichtet haben."

Erich faßte ihre beiden Hände: „Nur immer weiter, Sabine," sagte er. „Schelten Sie mich, dann weiß ich sicher, daß Sie mir vergeben werden. Gut sein gegen Jemand, der ein Unrecht gegen uns hat, ist eine Grausamkeit, und das Schelten steht Ihnen so allerliebst."

Sabine machte ihre Hände frei und hielt sie auf dem Rücken. „Thorheiten," schmollte sie, „als ob wir nicht Ernstes zu verhandeln hätten, und da wir einmal bei der Aufrichtigkeit sind, will ich Ihnen gestehen, daß ich Sie nicht ausstehen kann. Daran ist aber der Vater schuld, der mich immer damit ärgerte, daß er beständig von Ihnen sprach und schrieb und nicht aufhören konnte, Sie zu loben. Ich sehe gar nichts Lobenswerthes an Ihnen. Jetzt aber halte ich's nicht länger aus, den Vater da nebenan einsam mit seinem Kummer zu wissen, jetzt gehe ich zu ihm und lasse mich nicht abweisen, und werde Sie verklagen und auf Sie schelten, was ich kann, und schließlich können Sie selbst sehen, wie Sie mit ihm wieder zurecht kommen." Damit eilte sie zur Thür, öffnete sie leise und verschwand.

Erich stand noch am Fenster und sah ihr nach. Es war eine Empfindung von Glück über ihn gekommen, die er nicht verstand, über die er aber auch nicht grübelte, die er einfach hinnahm. „Wie allerliebst sie ist!" flüsterte er vor sich hin, „halb kindlich, halb hausfrauenhaft, halb klug erfahren, halb unbewußt." Er suchte sie sich zu erklären, aber sie paßte in keine Gattung von Frauen, die er bis dahin kennen gelernt hatte. Sie war eben sie selbst, und weil er sie mit keiner vergleichen konnte, erschien sie ihm die einzige. Selbst ihre Schwächen wurden in seinen Augen Vorzüge. Sie hatte wenig gelernt, und von allen den Dingen, die ihn beschäftigten, hätte er kaum mit ihr reden können; und doch schien ihm Alles, was sie sprach, neu und eigenthümlich, während man es doch nur wahr und durchsichtig nennen konnte. Sie kam ihm vor wie eine Blume,

aufgewachsen und entfaltet in gesunder Luft, auf gesundem Boden, ein Liebling des Sonnenlichtes, ohne dessen Klarheit sie sich nicht entfalten konnte. Er hörte nebenan das Gespräch des Vaters und der Tochter, ohne es zu verstehen, sonst wäre er nicht geblieben. Erst war es heftige Rede und Gegenrede, aber allmälig sänftigte sich der Ton, endlich wurde es still, ganz still. Die Thüre zum Gang wurde geöffnet und er hörte die Beiden über den Gang und die Treppe hinunterschreiten, ruhigen Schrittes. Hatte Sabine ihn vergessen, oder konnte sie ihn noch nicht gebrauchen? Einen Augenblick fühlte er sich verletzt, dann beruhigte ihn die Ueberzeugung: „Sie wird das Richtige thun!" Er dachte nicht mehr an den Pflegevater, an sein Zerwürfniß mit ihm, nur mit Sabine waren seine Gedanken beschäftigt. Das Uebrige lag in ihrer Hand, sie würde es schon zu Ende bringen, wie sie gestern, ganz allein, einer empörten Schar Bauern entgegengetreten war und sie zu ihrem Willen gezwungen hatte, mit dem Muth der Wahrheit, mit dem Zauber jungfräulicher Weiblichkeit. Er konnte aufjubeln, wenn er sich das nur zurückrief in das Gedächtniß.

Die arme Sabine hatte keine so leichte Stunde verlebt. Sie hatte den Vater in düsterm Hinbrüten gefunden, bis an's Herz gekränkt, vergrollt über sein Geschick, und unzugänglich selbst für ihre Liebe. Er wolle sie zurückschicken zu den Großeltern hatte er gesagt: er leide es nicht, daß sie ihre frische Jugend an seiner Seite verkümmere. Sabine war böse geworden und hatte den Vater tüchtig ausgescholten um seine selbstquälerischen Grillen: sie hatte geschmollt, daß er ihrer schon überdrüssig und das ganz ernsthaft, nicht etwa zum Schein. Dann hatte sie bestimmt erklärt, sie ginge nicht wieder von ihm, bei ihm sei ihr Platz, und ob er es einsehen wolle oder nicht, sie sei ihm nothwendig, mehr als er wisse und als sie geglaubt hätte. Zuletzt gab er nach, wenigstens vorläufig. Nun versuchte sie Erich zu erwähnen, aber da brach ein neuer Sturm los, dem sie muthig Widerstand leistete. Von der unglücklichen Kritik wolle sie nicht reden, um nicht selbst in den Aerger zu kommen, aber wenn der Vater deshalb ganz mit ihm brechen wolle, wie er behaupte, so sei das eine Ungerechtigkeit, denn er sei treu, dankbar, und hänge an dem Vormund mit der Liebe eines Sohnes. Da hatte sie aber einen schweren Kampf zu bestehen. Der Vater wollte den Pflegesohn überhaupt nicht wiedersehen, er hätte an ihm nur dieselbe Erfahrung gemacht, die sich ihm stets auf's Neue im Leben wiederholt hätte und die die Lehre zurücklasse, das Herz an keinen Menschen zu hängen. Uebrigens hätte er gleich in der ersten Stunde des Wiedersehens bemerkt, daß sie sich fremd geworden wären, und somit sei auch das abgethan. Er hätte zuerst beschlossen, mit der Waffe in der Hand die erlittene Schmach auszulöschen. Nicht einmal das sei ihm vergönnt, denn er habe dem Vater auf dem Sterbebett versprochen, für den Sohn zu sorgen, und das Versprechen hätte er bis dahin, nach besten Kräften, gehalten und wolle es auch jetzt nicht brechen. Was er aber auch gethan, dazu hätte ihn das Andenken des Vaters, nicht der Dank des Sohnes bewogen. Auf den verzichte er ein für allemal, wenn er ihn in Ruhe ließe. Wage er es aber, ihm je wieder unter die Augen zu treten, so würde er ihn wie einen fremden Menschen behandeln, und von einem Fremden würde ihn

nichts abhalten, die blutigste Genugthuung zu fordern. So ungefähr hatte er seine Meinung und seine Entschlüsse zusammengefaßt.

Sabine versuchte vergebens, ihn abzulenken; es blieb ihr schließlich nichts weiter übrig, als gegen die einzelnen Entschlüsse in den Kampf zu gehen. Das gelang aber sehr mäßig, denn wenn sie wirklich meinte, auf einer Seite Terrain gewonnen zu haben, so verlor sie mindestens ebensoviel auf der anderen, ja der Groll steigerte sich noch im Widerspruch. Sie versuchte nun das Princip in Anwendung zu bringen, das ihr bei den Rechnungen immer glückte. Sie setzte Liebe, Dankbarkeit, Anhänglichkeit seit vielen Jahren auf das eine Blatt, und diesen einen, übereilten und gewiß nicht persönlich gemeinten Fehl auf das andere. Es schien ihr natürlich, nach welcher Seite hin die Schale sich senken, die Zunge der Wage zeigen müsse. Der Vater faßte das Bild auf und erklärte, er wolle Eins gegen das Andere aufgehen lassen, damit sei das Verhältniß aus und Erich existire nicht mehr für ihn. Sabine verlor die Geduld und appellirte direct an das Herz des Vaters. Sie fing an, Erich, den sie ja hauptsächlich aus den Erzählungen und Briefen des Vaters kenne, in das vollste Licht zu stellen. Dabei ereiferte sie sich immer mehr, denn da standen ihr die eigenen Worte des zärtlichen Vormundes zur Seite, mit denen sie jeden Einwand zu widerlegen vermochte. Das Bild wurde immer glänzender, weit über ihre erste Absicht, und fast kam es ihr vor, als erkenne sie jetzt erst an dem jungen Manne alle die Vortrefflichkeiten, die der Vater ihr längst gerühmt hatte. Dieser hörte ihr mehr und mehr erstaunt zu, denn das Bienchen malte mit einem Eifer, der nicht mehr objectiv blieb, sondern persönliche Empfindung zu vertreten schien. Hätte sie davon eine Ahnung gehabt, sie wäre gleich kühler geworden; aber sie redete sich immer weiter in ihre Anerkennung hinein, und vor dem Vater tauchte ein Bild wieder auf, das er oft in früheren Jahren heraufbeschworen hatte, und das sich wie ein freundlicher Traum durch manche bange Stunde zog, in der er der Zukunft seines Kindes nachgrübelte. Wenn sich die beiden Menschen, an denen allein sein Herz hing, finden könnten, wenn sich durch sie ein Haus gründen, in dem auch ihm ein bescheidenes Asyl bereitet sei, hatte er gedacht und dann gleich den Gedanken verscheucht, denn ihm, meinte er, erfülle sich nun einmal kein Lebenswunsch. Heute rief Sabine's Eifer, der auf ganz Anderes gerichtet war, ihm diesen Traum wieder vor die Seele, heute schien er ihm kein Glück mehr, und festigte nur mehr und mehr den Entschluß, mit Erich für immer zu brechen. Sabine aber bemerkte es selbst, daß sie wohl im Preisen des jungen Mannes zu warm geworden, zu weit gegangen sei, und wurde plötzlich verlegen. Der Fluß ihrer Rede stockte, und sie fühlte, daß sie, namentlich in Gegenwart des Vaters, den unbefangenen Ton Erich gegenüber nicht wieder finden würde, sah es ein, daß noch einige Zeit vergehen müsse, ehe sich die beiden Männer gegenüberstehen könnten. Sie schlug also dem Vater vor, wie schon öfter, einen Spaziergang das Thal hinauf bis zu einem benachbarten Ort zu machen und dort zu Mittag zu essen. Damit gingen sie Erich aus dem Wege und hätten Muße zum Ueberlegen. Der Major willigte ein und als Erich endlich das Zimmer verließ und bei der Wirthin nach dem Major fragen wollte, meldete ihm Xaver, der sei mit dem gnädigen Fräulein über Land gegangen, käme vor

Abend nicht heim und wünsche auch dann ungestört zu sein. Der Bursche zeigte dabei eine so triumphirende Miene, daß sie dem jungen Manne auffiel und er nicht recht wußte, was er aus der Botschaft und aus dem Boten machen solle. Er fragte, wer den Auftrag ertheilt hätte. „Mein Herr!" erwiderte Xaver und wollte sich kurz abwenden, aber Erich hielt ihn fest. „Noch Eins, zwischen uns beiden!" sagte er fast befehlend und dabei brach durch seine sonst leise und ruhige Art ein Ton männlicher Ueberlegenheit, der den schon zu einer trotzigen Antwort bereiten Burschen verstummen ließ. „Wie bist Du darauf gekommen, daß jene Besprechung des Bildes Deines Herrn von mir herrühre?" —

Xaver wollte antworten, er halte sich nicht für verpflichtet Rede zu stehen, aber Erich sah ihm so fest in's Auge, daß er sich eines Besseren besann und erwiederte: „Der Herr Doctor hatten mir heut Morgen erklärt, wo es dem Bilde fehle; das stand nun Alles fast ebenso in dem Blatt, und so reimt' ich mir's zusammen."

„Und weshalb hast Du das Deinem Herrn gesagt?" fuhr Erich fort.

Xaver wurde dunkelroth. „Das weiß ich nicht!" stotterte er, „aber ich thäte es wieder, wär's nicht schon geschehen. Der Herr Major soll seine Feinde kennen lernen, besonders wenn er sie für Freunde hält und so behandelt. Und das gnädige Fräulein auch, damit sie sich umschau'n, wer hinter ihnen steht."

Ueber Erichs Gesicht zog ein bitteres Lächeln. „Ich der Feind des Majors!" sagte er vor sich hin, „ich, der ich ihn liebe wie einen Vater. Und Sabine's Feind?" Dann hob er das Auge wieder auf Xaver. Der junge Mensch stand vor ihm mit dem unverkennbaren Ausdruck von Feindseligkeit, und doch gefiel er ihm, nicht sowohl wegen seiner schlanken, in Arbeit und Bergsteigen gekräftigten Gestalt, seines intelligenten Gesichtes, sondern vielleicht gerade, weil das Zürnen ihm etwas muthig Männliches gab, das seinen Jahren vorgriff. „Hast Du verstanden, was ich Dir heute Morgen über das Bild des Majors sagte", fragte Erich kurz.

Xaver meinte erst, der Frager wolle ihm eine Falle stellen, und sah ihn mißtrauisch an, aber die ernste Freundlichkeit wies jeden Verdacht zurück. Und doch wurde es ihm schwer, zu erwidern. „Ich glaube wohl, wenn auch nicht Alles. Mir fiel's wie Schuppen von den Augen, und als ich später das Bild noch ein Mal darauf ansah" — weiter konnte er nichts herausbringen, ja er erschrak schon über das, was er gesagt hatte.

Erich verlangte auch kein weiteres Geständniß. „Habe ich also den Maler verleumdet in der Besprechung, habe ich nicht die Wahrheit gesagt?" fragte er weiter.

Xaver wurde immer verwirrter. „Wann nur nicht das von dem Pulver drin gestanden hätt'. Das ist dem Herrn an d'Ehr' gangen, und daß sein Sohn das geschrieben hat, in die Welt hinein, für alle Leut', das ging ihm an's Herz."

„Ich wußte nicht, wer das Bild gemalt hatte. Setz einmal den Fall, Xaver, Du, angesteckt von der Lust am Malen Deines Herrn, Du hättest versucht, Pinsel und Farben zu gebrauchen, Du hättest, so gut Du es gekonnt, das Bild gemalt, und ich hätte über Dein Bild dasselbe, vielleicht Härteres geschrieben — was würdest Du gethan haben?"

Xaver war dunkelroth geworden. Er meinte sein Geheimniß sei verrathen, er schämte sich seiner heimlichen Malversuche, die ihn schon gestern in schlimmen Verdacht gebracht hatten, und Erich mußte seine Frage an ihn wiederholen. Dann trat er einen Schritt zurück. „Hätt' ich das erfahren, eh' der Herr mir die Malerei explicirt hatt', die Faust hätt' ich g'nommen und, ich steh für nichts, so rabiat wär' ich worden."

„Nun?" fragte Erich lachend, „und jetzt?"

„Nun schämt' ich mich in den Erdboden hinein, daß ich mir einkommen ließ, so etwas zu Wege bringen zu können, und nun will ich auch nie wieder —"

Erich unterbrach ihn. „Nun willst Du nie wieder an Farbe und Pinsel rühren, bis Du gelernt hast, sie zu gebrauchen, und wie Du heute Morgen mich so schnell verstanden hast, meine ich, Du hast Geschick, und es wär' schon der Mühe werth zu probiren, ob auch Talent dahinter steckt!"

Ueber Xavers Gesicht strahlte allmälig ein Leuchten von Hoffnung auf: „Und der Herr Doctor meinen, ich könnt' das lernen, könnt' ein Maler werden wie der, der die Heiligen g'macht hat in unserm Kirch'l? Früher hab' ich meinen Rosenkranz vor ihnen abgebet't und hab' die Bilder kaum angeschaut, und höchstens dabei gedacht: So müssen's wohl ausg'sehn haben, weshalb hätt' man's sonst so abg'malt. Seit ich aber meinen Herrn bei der Arbeit zugeschaut hab', hab' ich beim Rosenkranzbet'n immer auf das Bild sehen müssen, und da wurden die heiligen Schutzpatrone, Leinwand, und Farb' und ich hab' mir den Kopf zerbroch'n, wie die Falten am Mantel sich so abschattir'n thun, und wie der Besatz und die Stickerei d'rauf steht, und hernach hab' ich gar nicht 'wußt, ob ich g'bet't hat oder nicht."

Erich war ernst geworden. „Wer wäre nun Dein Feind, der Dich, selbst mit hartem Wort, auf den rechten Weg führt, oder der Dich laufen läßt, in den Abgrund hinein?" fragte er.

Xaver suchte nach einer Antwort. „Ich versteh' schon, was der Herr meint," brachte er hervor, „und seh' ein, daß ich ein Tölp'l war und ein Fratz', bis daher, und ein boshafter Taps eben heut'. Ich bin's gar nicht werth, daß der Herr sich um mich annimmt. Ja so, wollen denn der Herr sich auch noch um mich annehmen?"

„Ja!" sagte Erich und reichte ihm die Hand. Xaver nahm sie aber nicht, sondern trat zurück. „Da muß ich aber erst das Majorle frag'n," rief er.

„Thu', was Du willst! Ich halte Dir Wort, und wenn Du wirklich lernen und fleißig sein willst, wirst Du mich schon finden. Dann mußt Du aber auch ein ganzer Kerl werden."

Xaver streckte sich hoch in die Höhe, als ob er's schon wäre, Erich aber wandte sich und ging in's andere Zimmer, forderte bei der Wirthin seine Rechnung und packte seine Sachen. Dann bestellte er einen Wagen, und ehe der Major mit Sabine heimkehrte, war er fort, ohne Abschied. Der Major nahm die Nachricht, daß sein Mündel abgereist sei, scheinbar ganz ruhig hin und erwähnte seiner nicht mehr, eigentlich aber kränkte es ihn, so wenig er sich auch klar machen konnte, wie sich jetzt ein Zusammensein erträglich gestaltet haben würde. Sabine war leichenblaß geworden bei der Nachricht, aber sie nahm sich

gewaltsam zusammen und wollte sich selbst einreden, daß sie mit dieser Wendung ganz zufrieden sei. Als sie aber später allein war in ihrem Zimmer, brach sie in Thränen aus. Sie kämpfte mit sich, ob sie dem Vater Erich's Urtheil über seine Malerei mittheilen solle oder nicht. Sie war fest davon überzeugt, daß er Recht hätte, aber sie fürchtete, den Vater noch mehr gegen sein Mündel aufzubringen, fürchtete die trübe Stimmung zu vermehren, die sich ohnehin schon wieder bei ihm geltend machte. Andererseits widerstrebte es ihrer wahren Natur zu schweigen und ihm auch nur eine Spur des Wahns zu lassen, der ihn, wenigstens für einige Zeit, beglückt hatte. Es war ihr ganz recht, daß der Dorfrichter sich bei ihr melden ließ, denn nun kam sie wieder auf den Boden, auf dem sie sich sicher fühlte. Der alte Tyroler hatte wirklich im Dorfe eincassirt mit mehr oder minder Erfolg, aber er brachte doch eine ganz stattliche Summe zusammen. Das entschiedene Auftreten des Bien'ls hatte den Leuten imponirt. Sie meinten, die müsse doch etwas hinter sich haben, sonst hätte sie nicht so resolut für den Xaver eintreten können. Auch die Gams-Wirthin hatte bestätigt, die ließe nicht mit sich spaßen. Sabine ließ oft fünf grade sein, und so schloß sich das Geschäft leicht und schnell ab, und dem Vater berichtete sie erst darüber, als Alles abgemacht war. Der war sehr erfreut, daß er auf ein Mal seine Casse wieder gefüllt sah und daß seiner Abreise nichts mehr im Wege stand, denn er war fest entschlossen, in die Residenz zu reisen und sich zu überzeugen, wie es mit seinen Bildern stünde. Schon für den nächsten Tag wurde die Abreise festgesetzt und Sabine ordnete mit Xaver's Hilfe Alles so umsichtig, daß bis auf die Malutensilien, zu denen auch das unglückliche Bild gerechnet war, und die mit Fracht folgen sollten, Alles schon gegen Mittag bereit war. Sabine überraschte es zuerst, daß Xaver auch nicht ein Zeichen des Bedauerns über die plötzliche Trennung verrieth, sondern mit besonderer Heiterkeit, manchmal wie in einem glückseligen Traum, bei dem Einpacken behilflich war, so daß sie ihn schließlich fragte, was er denn nun zu beginnen gedenke. Xaver antwortete, als ob sich das von selbst verstünde, vorläufig ginge er mit in die Residenz, und so lange der Major ihn behalten wolle, bliebe er bei ihm: dann hätte er aber andere Pläne, zu deren Erfüllung ihm der Herr Doctor behilflich sein wolle. Sabine sah ihn erstaunt an und erklärte kurzweg, in der Stadt brauche ihr Vater keinen Diener, und sie würde ihm sofort den Rest seines Lohns auszahlen. Xaver schien auch damit zufrieden und blieb nur dabei, daß er mitreisen würde, und zwar auf eigene Kosten. Ueber diese Unterredung kam der Major in das Zimmer und fragte, was denn das für Pläne sein könnten. Der Bursch antwortete, daß er entschlossen sei, die Kunst, deren Anfänge er beim Herrn Major gelernt hätte, weiter zu betreiben; er wolle ein tüchtiger Maler werden, sehe aber ein, daß er dazu gründlich in die Schule gehen müsse, denn es fehle ihm die Vorbildung und ohne die sei nichts Tüchtiges zu Stande zu bringen. Mit dem bloßen Absehen sei nichts gethan, denn man habe erst zu lernen, weshalb das so und jenes so sein müsse. Er entwickelte seine Ansicht unklar genug, aber so viel war doch zu verstehen, daß er Erich's halb verstandene Worte in seiner Weise wiederholte. Sabine wurde glühend heiß bei der Auseinandersetzung und mehrmals versuchte sie, dieselbe zu unterbrechen. Xaver war aber so im Eifer, der Major, dem mehr als ein Mal

die Zornröthe auf die Stirn trat, so in der Stimmung, den bitteren Kelch dieser indirecten Kritik seiner Malerei bis zum letzten Tropfen zu leeren, daß er ihr immer wieder Schweigen gebot, denn er wolle nichts von der Weisheit und Zuversicht des angehenden Meisters verlieren. Aber das Vertrauen zu seinen eigenen Arbeiten wurde mehr und mehr erschüttert, das Verlangen, klar darüber zu werden, immer dringender.

In dieser Stimmung wurde aufgebrochen. Die Wirthin und Resi nahmen mit etwas gezwungener Freundlichkeit Abschied, und auch aus dem Dorf kam noch Einer und der Andere, dem Herrn Major ein „Helf Gott!" zu wünschen und zum Lebewohl die Hand zu schütteln. Der Major schaute düster drein, als er auf den Wagen stieg, Sabine hatte so viel zu ordnen, daß ihr kaum Zeit blieb zum flüchtigen Abschiedswort, und von Xaver, der schließlich sich auf den Koffern seinen Platz zurecht gebaut hatte, nahm Niemand Notiz, ebenso wenig als er sich merken ließ, daß er fortging aus seinem Geburtsort, von allen den Menschen, unter und mit denen er aufgewachsen war. Die Bauern verdroß das doch, so wenig sie ihn leiden konnten, und als der Wagen um die Straßenecke gebogen war, fiel manch hartes und bitter spöttisches Wort über die Abreisenden. Am übelsten erging es freilich Xaver, dem Undank, Hochmuth und Schlimmeres nachgesagt wurde, aber auch das geizige Bien'l wurde nicht geschont, und das Maler-Majorle, der den Ladestock verschluckt und nicht verdaut hätte, wurde gründlich durchgehechelt. Dafür hatte er ja auch länger als zwei Jahre mit den Leuten leutselig und wohlwollend verkehrt, und geholfen mit Rath und That, mehr als seine Mittel ihm erlaubt hätten.

Auf der Reise war der Major schweigsam und in sich gekehrt. Er grübelte über seine Zukunft, und wenn er auch nicht vermeiden konnte, die Gastfreundschaft seines Pflegebruders, des Präsidenten, wieder auf einige Tage anzunehmen, so war er doch fest entschlossen, sich so bald als möglich einen anderen Aufenthaltsort zu wählen, und einen, wenn auch noch so bescheidenen, Erwerb zu suchen, der ihm die Möglichkeit gab, die Tochter wenigstens auf längere Zeit bei sich zu behalten. Ganz hatte er die Hoffnung auf seine Malereien noch nicht aufgegeben, denn er wiederholte sich beständig, wenn seine Bilder nicht zu verwerthen gewesen wären, würde der Kunsthändler, ein ganz überlegter Geschäftsmann, der auch immer die Zahlung erst leistete, wenn er den jedweiligen Verkauf gemeldet hatte, ihm nicht den immerhin ansehnlichen Preis dafür gezahlt haben. Sein Preisbild, meinte er, hätte Neid und Mißgunst böslich discreditirt.

Sabine war mit anderen Empfindungen beschäftigt. Erich's Abreise, ohne Abschied, ohne ein Wort der Erklärung, hatte sie tief verletzt und sie um ihre ganze Freudigkeit gebracht. Sie glaubte wirklich, daß sie den Groll gegen den jungen Mann, zu dem sie schon angefangen hatte eine schwesterliche Neigung zu gewinnen, nie überwinden würde; sie konnte ihm nicht verzeihen, daß er nicht den Vormund dringender um Vergebung der freilich unabsichtlich zugefügten Kränkung angegangen sei, und doch mußte sie sich gestehen, daß ihm dazu der Weg abgeschnitten war. Wir sind vielleicht nie ungerechter gegen Jemand, als wenn wir das Gekränktsein durch ihn schwer empfinden und den Grund dazu nicht vollkommen ausreichend aufbauen können. Wir suchen nach Motiven, er-

finden, was wir nicht finden können, und setzen die Unzufriedenheit mit uns selbst auf Rechnung der Anderen.

Xaver allein war wie im Rausch, aufjubelnd in Hoffnungen, frei von dem Druck, den sein Heimathsdorf auf ihn ausübte, wie ein Vogel, der flügge geworden, beglückt, daß die Flügel ihn tragen, ohne zu fragen, ob es Glück ist, wohin sie ihn lenken. Bei der Ankunft in der Residenz verabschiedete er sich von seinem bisherigen Herrn und Sabine mit dankendem Händedruck, aber ohne ein Zeichen von Empfindsamkeit. Seine Zukunftsträume ließen ihn die Gegenwart übersehen und das Vergangene vergessen.

Die Aufnahme des Majors im Hause des Präsidenten war wieder die allerfreundlichste. Der Mann galt für kalt und allerdings übertrieb er den äußerlichen Ausdruck der Höflichkeit, weil er ihm mehr vom Verstand als vom Herzen dictirt wurde, und seine verbindliche Manier hielt mehr zurück, als daß sie angezogen hätte. Auf den Major aber übertrug er den Dank, den er dessen Vater schuldete, und zwar in dem Maße, dessen nur ein edler Charakter fähig ist. Er war nicht ohne Eitelkeit und immer bedacht auf die Repräsentation seiner Stellung, wohlwollend, aber sein Gemüth ging nicht über die Gutmüthigkeit hinaus. Von seiner Frau ließ er sich blind bewundern, fast anbeten, vergalt ihr das aber dadurch, daß er allen ihren Wünschen, wie irgend möglich, zuvorkam. Sie hatten sich eigentlich nie geliebt, aber doch, in einer nun zwanzigjährigen Ehe, niemals auch nur eine Verstimmung mit einander gehabt. Das machte den Verkehr in ihrem Hause leicht, aber nicht behaglich. Man ging immer auf weichen Teppichen und hörte nie einen Tritt. Dem Major war das gegen die Natur und machte ihn ungeduldig, Sabine kam sich in dieser glatten Lautlosigkeit wie halb ausgewischt vor. Sie war so daran gewöhnt, daß man sie gehen hörte, wenn sie auftrat. Noch unbehaglicher und nicht an ihrem Platz fühlte sie sich am ersten Abend auf einem „Rout", den die Präsidentin in ihrem Salon versammelte und zu dem der Major sich weigerte zum Vorschein zu kommen. Für Sabine hatte aber die Präsidentin gleich eine Toilette besorgt und so liebenswürdig zugeredet, daß jeder Einwand abgeschnitten war. Da saß denn das arme Bienchen und sah ein fremdes Gesicht nach dem anderen auftauchen und hörte die Conversationen durcheinander rauschen, von Menschen, die sie nicht kannte, über Kunst und Literatur, wovon sie nichts verstand. Die Präsidentin stellte sie vor, nach allen Seiten, und so wenig sie gewußt hätte an den Gesprächen Theil zu nehmen, so wenig wußte sie auch auf die gleichgültigen Höflichkeitsanreden zu antworten, die irgend eine Beziehung suchten, aber sich schnell mit dem guten Willen zufrieden gaben und dann gleichgültig abbrachen. Das arme Kind kam sich so verlassen vor, daß es sich schließlich in eine Fensterecke, hinter einen Blumentisch zurückzog und stumm in diese neue Welt hineinsah. Da trat, ziemlich spät, Erich in den Salon. Sabine hätte aufjubeln mögen über das erste bekannte Gesicht, ihr Groll war vergessen, aber die Art, wie man Erich empfing, konnte sie in der Verborgenheit, in die sie sich zurückgezogen hatte, beobachten. Alles drängte sich um ihn, von allen Seiten wurde er begrüßt. Hier waren es alte Bekannte aus Rom, die Erinnerungen erneuten, dort junge Künstler, die er in ihren Ateliers aufgesucht hatte, oder Damen, die seine Bekanntschaft wünschten.

Er bildete, als neue Erscheinung, den Mittelpunkt der Unterhaltung; war er doch gelehrt, geistreich, witzig, von eleganten sicheren Formen und Meister der Salonconversation. Sabine beobachtete ihn staunend. War das derselbe, den sie vor wenig Tagen so unsicher, so verlegen in dem tyroler Wirthshaus kennen gelernt hatte? Es that ihr weh, ihn so wiederzufinden, und die Thränen wollten ihr in die Augen treten, weil er ihr wie ein Fremder erschien und ihr auf ein Mal klar wurde, daß sich zwischen ihnen eine Kluft aufriß, die Kluft der Bildung. Sie meinte nie wieder ein Wort zu ihm finden zu können, denn Alles, womit er glänzte, was er wußte, was er sprach, davon verstand sie ja gar nichts. In diesem Kreise, in dem sie sich so unbeholfen, so einsam fühlte, war er zu Hause, ja spielte eine Rolle. Selbst äußerlich kam er ihr vor wie ein Anderer. Die Sicherheit seines Auftretens ließ ihn männlicher erscheinen und seine Züge, in denen sich die frische Heiterkeit der Jugend mit dem Ernst des Gelehrten mischte, bekamen einen bedeutenden Ausdruck. Von allen Seiten wurde die Befriedigung laut, daß der junge, talentvolle Mann sich entschlossen hätte, sich nun in der Residenz zu habilitiren und man besprach diesen Gewinn für die Wissenschaft wie für die Geselligkeit. Sabine hörte das aus ihrem Versteck, freilich nur in abgerissenen Reden, aber es ließ ihr den Freund nur immer fremder erscheinen, selbst in dem Augenblick, als er zufällig vor dem Platz vorbeikam, an den sie sich zurückgezogen hatte, und nun freudig, wenn auch nicht ohne eine sichtliche Verlegenheit, auf sie zutrat und sie mit herzlichem Händedruck begrüßte. Die flüchtige Anrede kam ihr fast vor wie ein Almosen, das er ihr hinwarf, und sie wagte kaum etwas auf dieselbe zu erwidern, um nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Sie nickte nur stumm mit dem Kopf und war froh, daß einige Bekannte Erich's ihn suchten und wieder in eine Conversation zogen, die ihn in den großen Kreis zurückführte. Leise stand sie auf, flüsterte der Präsidentin eine Entschuldigung zu, daß sie nach dem Vater sehen wolle und müde sei von der Reise. Dann schlich sie sich, kaum bemerkt, fort und ging auf das Zimmer ihres Vaters, den sie noch auf fand und zwar in allerbester Stimmung, die freilich mit der ihrigen scharf contrastirte, denn sie wäre am liebsten in Thränen ausgebrochen, obgleich sie eigentlich nicht wußte weshalb. Der Vater bemerkte das gar nicht, so vergnügt war er.

Gleich am Abend, als er sich frei machte von der Gesellschaft seiner Wirthe, war er zu dem Kunsthändler gegangen, der ihm seine Bilder abgekauft hatte. Er wollte vor allen Dingen klar über dieselben werden. Der Mann hatte ihn, als er seine Karte hineinschickte, mit ausgesuchter Freundlichkeit und Zuvorkommenheit empfangen und immer wieder seiner Freude Ausdruck gegeben, die persönliche Bekanntschaft eines so eigenthümlichen Talentes zu machen. Er hoffe, der Künstler bringe ihm ein neues Werk seines Pinsels mit, da er in den letzten Wochen ihn gänzlich vergessen zu haben schiene. Dabei fügte er einige schmeichelhafte allgemeine Redensarten ein, die für den mißtrauischen Charakter des Majors fast zuviel gewesen wären, hätte er sie nicht für Geschäftspraxis gehalten. Er warf aber doch hin, ob nicht die Kritik Ausstellungen gemacht hätte, denn er sei sich wohl bewußt, daß er sich mehr auf seine Anlagen und eine, der Technik ab-

gelauschten Geschicklichkeit stütze als auf eine Schule, die von den Anfangsgründen beginne.

Der Kunsthändler lächelte: „Grade das gibt Ihren Schöpfungen die Eigenthümlichkeit. Unsere Kunst ist leider durch die Schule in ein Stadium getreten, die sie über alles Lernen um jede Originalität bringt. Wenn das Bild nur correct ist, darf es schon alltäglich sein. Da ist es denn eine Wohlthat, wenn ein Mal ein Talent wieder unmittelbar aus dem Born der Ursprünglichkeit schöpft. Die Kritik freilich, die meist nur aus der Büchergelehrsamkeit ihre Weisheit entlehnt, fürchtet immer sich um ihr Ansehen zu bringen, wenn sie nicht diesen oder jenen kleinen Fehler bemerkt und wegen desselben alles Geniale über den Haufen wirft. Das kunstsinnige Publicum, Gott sei Dank, empfindet anders. Deshalb habe ich Ihre Werke auch mehr unter der Hand verkauft, um so mehr, als Sie mir strenge Discretion anempfahlen, die schwer zu wahren gewesen wäre, hätte ich Ihre Bilder auf den großen Markt werfen wollen."

Der Major sah die Richtigkeit dieser Maßregel ein, fragte nun aber direct, ob der Herr meine, noch eine Anzahl seiner Bilder verwerthen zu können? Der Kunsthändler war erstaunt, wie man daran nur zweifeln möge. Freilich wäre jetzt Alles Modesache geworden und es sei nicht abzusehen, ob was heute noch von der Gunst des Publicums getragen würde, nicht morgen schon der Gleichgültigkeit anheim fiele. Deshalb riethe er ab von Ueberproduction, denn es sei nichts gefährlicher als sich selbst Concurrenz zu machen. Bei drei bis vier Bildern im Jahr würde er aber noch auf längere Zeit einen Absatz garantiren; doch mache er die Bedingung, daß er alleiniger Vertreiber bleibe und daß der Herr Major keine öffentlichen Ausstellungen beschicke. Dieser, dem vor allen Dingen darauf ankam, daß sein Name nicht genannt würde, ging willig auf diese Bedingung ein, und so wurde ein schriftlicher Contract in voller Form abgeschlossen, der beide Theile durchaus zu befriedigen schien. Der Kunsthändler führte darauf seinen Besuch durch die Räume seines Geschäftslocales, die nicht allein eine Reihe moderner Bilder in prunkender Einrahmung enthielten, sondern Alles, was für Maler und Zeichner nothwendig war, vom Elegantesten bis zum Einfachsten hinab. Er empfahl dabei, ohne Aufdringlichkeit, sein Geschäft, das jederzeit zu Sendungen nach außerhalb auf das Schnellste bereit sei. Er explicirte auch diese oder jene neue Erfindung, die den Künstlern einen Theil der Arbeit abnähmen. Der Major kam ordentlich wieder in die Schaffensstimmung, so handgerecht erschien Alles. Dabei übersah er ganz, daß ein junger, gut aussehender Mann in sehr einfacher Arbeitskleidung beim Packen einer Kiste behilflich war, wobei er von einem älteren Commis im Tone des Vorgesetzten unterwiesen wurde. Erst in der Thür erkannte er in dieser Metamorphose seinen bisherigen Diener Xaver, der ihn sehr wohl bemerkt hatte, aber es vermied, ihn anzureden. Der praktische Junge hatte sich gleich überlegt, daß er sich so schnell als möglich ein Unterkommen schaffen müsse und hatte die einzige Adresse, die er in der Residenz kannte, die des Kunsthändlers, da er dorthin häufig Briefe und Sendungen des Majors expedirt hatte, aufgesucht und gefragt, wie er wohl eine Stelle in der fremden Stadt finden könne. Der hübsche, kräftige, junge Mensch, der dazu intelligent aussah, gefiel dem Kunsthändler und er nahm ihn, einst-

weilen für kurze Zeit und geringen Lohn, in seinem Geschäft als Einpacker an, machte aber zur Bedingung, daß er sich gleich einen Arbeiteranzug besorge. Soweit reichte Xaver's Barschaft gerade, und so hatte er vor einer halben Stunde seinen Dienst angetreten.

Der Major berichtete der Tochter in freudiger Aufregung das Resultat seines Besuches beim Kunsthändler. Es war ihm ein Triumph über die böse Kritik und eine neue freundliche Hoffnung für die Zukunft. Er wolle ja keine Reichthümer erwerben, noch strebe er nach Künstlerruhm, sagte er, denn dazu möge wohl sein Können nicht ausreichen, aber es böte ihm eine Beschäftigung und einen Zuschuß zu seinem ziemlich schmalen Einkommen, der ihm gestatte, die Tochter bei sich zu behalten, oder wenn die Großeltern sie nicht ganz missen könnten, doch immerhin auf Monate bei sich zu haben. Sabine wollte davon nichts wissen, denn sie setzte immer noch im Stillen Mißtrauen in die Kunst des Vaters, wenn sie sich auch hütete das auszusprechen. Sie wollte ganz und gar beim Vater bleiben und hatte sich schon ausgerechnet, wie sie mit seiner Pension und ihren kleinen Ersparnissen den Haushalt führen wolle, nur bat sie ihn, sich in einem Städtchen in der Nachbarschaft der Großeltern niederzulassen, damit sie in der Lage sei auch für die in etwas zu sorgen und wenigstens zur Hand zu sein, wenn die alten Leute ihrer bedürften. Damit war der Vater nicht ganz einverstanden, aber er fügte sich und sagte schließlich: „Am Ende wirst Du Dich verheirathen und dann verlieren wir Dich Alle." Daran hatte Sabine noch gar nicht gedacht, aber es fuhr ihr doch durch den Sinn, und da es ihr nicht möglich war mit einem Scherz darauf zu antworten, wünschte sie dem Vater schnell eine gute Nacht und eilte auf ihr Zimmer. Als sie allein war, brach sie in Thränen aus, denn nun wurde ihr klar, wie ihr Herz angefangen hatte sich an Erich zu gewöhnen, wie ihre Empfindung für ihn doch eine andere als schwesterliche Neigung gewesen war und wie nicht allein sein Bruch mit dem Vater sie trennte, sondern besonders alle seine Interessen, sein Wissen, seine Bildung es unmöglich machten, daß sie ihm genügen könne. Armes Kind, sie wußte nicht, welchen Schatz an Gemüth, an Lebenslust, an Tüchtigkeit sie zu bieten hatte, und überschätzte grade das, was ihr fehlte. Sie hätte am liebsten Erich gar nicht wiedergesehen, weil sie sich nicht zutraute den richtigen, unbefangenen Ton mit ihm wiederzufinden, und am meisten fürchtete sie sich eine Empfindung zu verrathen, die sie so vollkommen hoffnungslos ansah und kaum selbst zu begreifen vermochte. Und doch konnte ihr das nicht erspart werden, hatte sie doch noch Geschäftliches mit ihm abzumachen; das Geld nämlich zurückzustellen, das er dem Vater geschickt hatte und das sie von ihrem kleinen Vermögen wiedererstatten wollte. Die Summe war auch bereits in ihren Händen. Wie aber Erich allein sprechen? Das offene, grade Mädchen vertraute sich am anderen Tage der Präsidentin an, der sie knapp den ganzen Sachverhalt mittheilte und die Erich am Abend in einer Soirée zu treffen hoffte. Sie brachte auch die Nachricht, der junge Mann hätte schon auf eine Aufforderung, zu kommen, gewartet und würde sich pünktlich am anderen Morgen elf Uhr einstellen. Sie schlief diese Nacht wenig und der nächste Vormittag wurde ihr sehr lang. Die Präsidentin, die überhaupt, ihrer Gesundheit wegen, immer erst um die Mittagstunde zum Vorschein kam, hatte

ihr im Salon einen ganzen Haufen illustrirter Zeitschriften bringen lassen, mit denen sie sich die Zeit vertreiben solle; Sabine durchblätterte sie, ohne ihnen besondere Aufmerksamkeit zu schenken, ebenso wenig als den Bildern und eleganten Nippes, die die Wände, Consolen und Etagèren des Salons füllten. Sie durchschritt das Zimmer auf den weichen Smyrna-Teppichen, und das Einzige, was sie beobachtete, war der Zeiger an der Bronze-Pendüle, der langsam von einer Stunde zur anderen schlich. Endlich schlug die Uhr elf und gleich darauf ließ sich Erich melden.

Der junge Gelehrte trat ganz unbefangen ein und begrüßte Sabine mit der alten Herzlichkeit. Er entschuldigte sich über seine plötzliche Abreise vom Dorfe ohne Abschied, aber er habe wohl gesehen, daß der Vater ihm so sehr zürne wegen der unglücklichen Kritik seines Preisbildes, die er ganz fälschlich als eine persönliche Ehrenkränkung betrachte, daß er, und das weniger seinetwegen als Sabines wegen, einem unvermeidlichen Zornausbruch hätte ausweichen wollen.

Sabine erwiderte: „Und der Vater wird Ihnen niemals vergeben. Grade weil er so sehr an Ihnen hing, fühlt er die Kränkung doppelt."

„Was habe ich denn gethan?" fragte Erich, „ich habe die Wahrheit gesagt, freilich, weil ich sie an eine ganz andere Adresse gerichtet glaubte, in etwas scharfer Form."

Sabine zuckte mit der Oberlippe und schlug die Arme übereinander: „darüber kann ich mit Ihnen nicht streiten," sagte sie, „mit Ihnen, dem gelehrten Kunstkenner, ich, die ich ja von den Dingen nichts verstehe. Mich freut es nur, daß nicht alle Menschen die Malereien des Vaters so schlecht finden als Sie, denn sonst würde ihn der Kunsthändler, der doch nur der Vermittler mit Andern ist, nicht so dringend auffordern, ihm immer mehr Bilder zu schicken, und sie ihm, wenigstens nach meiner Ansicht, theuer bezahlen." Es lag etwas Gereiztes in ihrem Ton, das Erich nicht überhören konnte, und das ihn verletzte.

„Sabine," fing er an, „ich verstehe Sie nicht mehr. Wo ist Ihre Heiterkeit, wo ist Ihr klarer Sinn geblieben, der immer das Richtige fand und offen und muthig den graden Weg einschlug, es zu erreichen? Wo ist Ihr schwesterliches Wohlwollen, das sie trieb, das Mißverständniß zwischen Ihrem Vater und mir auszugleichen? War es denn nicht so schön, daß er die Freundschaft zu meinem Vater, den Dank, wie er selbst sagte, in der väterlichen Liebe zu mir fortsetzte, die ich, als bestes Erbtheil meines Vaters mit ganzem Herzen erwiderte? War das Verhältniß nicht für ihn und für mich ein Glück? Und das sollte einem Zwischenfall zum Opfer werden, der mit unserer gegenseitigen Neigung gar nichts zu schaffen hat? Und Sie, Sabine, anstatt zu vermitteln, wie Sie anfangs versuchten, fühlen sich mit gekränkt und versperren mir damit den besten Weg zum Herzen des Vaters?"

„Vielleicht bringt die Zeit zu Stande, was mir nicht gelang!" erwiderte sie.

„Die Zeit?" fuhr er auf, „die kein anderes Mittel hat, als eine Empfindung zur Gleichgültigkeit abzuschwächen, und die mit dem Gefühle der Kränkung auch die Neigung verblassen ließe."

Sabine versuchte einen ruhigen Ton. „Lassen Sie uns davon abbrechen," sagte sie, „und schnell eine geschäftliche Angelegenheit erledigen, die ich nicht gern

schriftlich wieder berührte, und die so ganz einfach ist. Sie ließen meinem Vater, den Sie noch immer als Ihren Vormund betrachteten, ein kleines Capital auszahlen, um es Ihnen aufzubewahren. Hier ist das Geld, und ich habe den Auftrag meines Vaters, es Ihnen zurück zu stellen." Damit nahm sie aus der Tasche ein Couvert mit Bankscheinen und reichte es Erich hin. Er sah sie lange an, ohne das Geld zu nehmen. Dann stand er auf. „Ich weiß, was aus dem Gelde wurde, das ich dem Vater schickte; ich weiß, daß dies Ihre kleinen Ersparnisse sind. Ich lasse mir von der Tochter nicht wiedergeben, was ich dem Vater anvertraute. Ich habe den Mann seit meiner Kindheit als meinen zweiten Vater betrachtet, und weiche weder in der Liebe zu ihm der Tochter, noch in dem Rechte, für ihn einzutreten. Wenn er mich von sich weist, muß ich mir das gefallen lassen und werde ihm gehorchen, wie es dem Sohne geziemt; aber deshalb lasse ich mir auch sonst nichts von meiner Sohnespflicht streichen, und mit der werde ich zu ihm halten, so lange ich lebe. Hatten Sie mir sonst nichts zu sagen, Sabine?"

Sie hätte ihm soviel zu sagen gehabt, grade in dem Augenblick, aber die Thränen standen ihr in den Augen und die Rührung erstickten ihre Stimme.

„Sie kennen den Vater nicht," stammelte sie, „nicht von Ihnen, nicht von irgend einem Menschen auf der Welt würde er auch nur einen Kreuzer annehmen; und wollte ich ihm sagen, Sie hätten Ihr Geld zurückgewiesen, würde das nur den Bruch noch schwerer machen. Ich habe Alles versucht, aber Ihnen gegenüber blieb er unerbittlich. Ich hätte es Ihnen nicht gesagt, aber Sie zwingen mich dazu. Solcher Trübsinn, so harte Menschen- und Weltverachtung hatte sich seiner bemächtigt; die Ueberzeugung, daß Alles scheitern müsse, was er ergreift, so daß ich Ihren Namen nicht vor ihm nennen durfte. Seit gestern, plötzlich und unerwartet, ist das anders geworden. Er hat einen neuen Contract mit dem Kunsthändler abgeschlossen, der ihm fast eine sichere Rente jährlich in Aussicht stellt, und wenn ich ihm sein Haus führe, und die kleinen Wirthschafts- und Rechnungssorgen abnehme, können wir behaglich auskommen. Heute hatte er schon seine Farben wieder ausgepackt und Stift und Papier zur Hand genommen. Daran wird er genesen. Und wie zufrieden werden wir mit einander sein! Ich verstehe zwar nichts von seiner Kunst, aber ich werde mich doch an ihr mitfreuen, wenn sie ihn beglückt. Alle Sorgen werde ich fern halten von seiner Schwelle; nur ein heiteres Gesicht soll er von mir sehn. Es ist mir ja bei den Großeltern auch geglückt. Und wie will ich schaffen, wenn es für ihn ist!" Sie konnte nicht fertig werden das auszumalen, und Erich hörte ihr entzückt zu. „Hausmütterchen!" rief er ein Mal über das andere.

„Ja, spotten Sie nur," erwiderte sie, „Sie wollen in Ihrer kindlichen Liebe zu ihm Keinem, nicht ein Mal mir, weichen. Hier schlage ich Sie aus dem Felde."

Aber er war weit davon entfernt, spotten zu wollen; im Gegentheil, das Herz war ihm voll, daß er kein Wort finden konnte, sich auszudrücken. „Wissen Sie, Sabine," sagte er endlich, „daß das, was Sie mir fortnehmen, der Traum meines Lebens war. Ich stand ganz allein auf der Welt, als mein Vater starb, und ohne Verwandte. Ihr Vater wurde mir Alles. Was ich bin und habe verdanke ich ihm. An seiner Liebe wuchs ich auf, mein kleines Vermögen mehrt

er durch Umsicht und Aufopferung. Ich merkte es wohl, wie er oft sich selbst einschränkte, nur um das Meinige nicht in Anspruch zu nehmen und dann dachte ich mir: wenn er alt wird, willst du ebenso an ihm handeln, willst mit ihm leben, ihn aufheitern, ihm Sorgen fern halten. Es waren thörichte Pläne, denn ich kannte Sie nicht, und wußte gar nicht, was eine Häuslichkeit sei. Ich könnte ihm nicht geben, was Sie ihm schaffen, allein durch Ihre Gegenwart. Und doch, Sabine, wenn es möglich wäre —"

Er hielt ein und ergriff ihre beiden Hände. Sie hatte ihn verstanden und konnte es doch nicht fassen, daß er so zu ihr spräche. Die Thränen rollten ihr über die Wangen. Endlich machte sie sich leise frei, sank in einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Er trat zu ihr und flüsterte ihr in's Ohr, abgerissene Worte, aber in einer Sprache, die sie noch nicht gehört hatte, die sie aber verstand, weil ihr Herz sie nachfühlte. Sie vergaß darüber, daß er eine Antwort erwartete; aber er bedurfte keiner. Sie hatte ihm sagen wollen: Es ist ja nicht möglich; ich kann Dir nicht sein, was Du hoffst zu finden. Ich bin nicht gebildet genug für Dich. Aber sie sagte es nicht, denn die Wahrheit ihres Wesens hielt sie zurück. Gestern dachte sie das noch, heute wäre es ihr wie eine Lüge vorgekommen, denn sie fühlte, sie brächte ihm entgegen, was über Alles steht, ein Herz voll Liebe. Als sie sich erhob, als sie ihm mit glückseligem Blick gegenüberstand und ihm die Hand reichte, hatte sie sich ihm gelobt, in Leid und Lust, für Leben und Tod. Sie plauderten weiter, sie fragten sich, wie das so gekommen wäre, wie ein junger Tag, erst trübe und dämmernd, dann die Ahnung des Lichtes durch die Nebelschleier des Morgens, bis die Sonne aufging in Gluth und Strahlen und nun Alles hell wurde und vor ihnen die verjüngte Welt lag.

Sabine wollte zum Vater. Würde er dem Pflegesohne um ihretwillen vergeben? Sie hoffte es, bei der beglückten Stimmung, in der sie ihn verlassen hatte. Erich wollte nicht, daß sie allein gehe. Sie müßten Hand in Hand vor den Vater treten, er fürchte ihn nicht, wenn sie vereint wären. Sabine wollte Erich wenigstens anmelden, sie hätte es jetzt nicht ertragen, wenn der Vater auch nur eine heftige Begrüßung für ihn gehabt hätte. So verließ sie den Salon und schlich auf den Zehen den Gang hinan bis zur Thür des Vaters. Er war nicht allein, sie hörte lautes Gespräch heftig hin und wider, winkte Erich zurückzubleiben und öffnete leise die Thür. Da stand der Vater bleich, mit zornigem Blick, und ihm gegenüber Xaver, erschreckt und rathlos. „Kommen Sie, gnädiges Fräulein," rief er; „Gott sei Dank, daß Sie da sind, ich mein', ich habe arg 'nein getappt und weiß nimmer, wie ich's wieder gut machen soll."

„Was ist Dir, Vater?" rief Sabine.

„Laß Dir's von ihm sagen!" erwiderte der Major. „O, mir ist schändlich mitgespielt worden."

Indem trat Erich in's Zimmer, wie ihm auch Sabine zurückwinken wollte: „der auch hier?" rief der Major. „Gut, so soll er es gleich hören und sich freuen, daß er Recht behält gegen mich. Und daß mir das widerfährt von den beiden einzigen Menschen, denen ich noch vertraute auf der Welt!" Er ging

erregt auf und ab, und als Erich zu ihm treten wollte, wies er ihn mit der Hand zurück.

„Sprich, Xaver, was ist's?" fragte Sabine und so fest, daß die Männer stehen blieben und sie allein gewähren ließen.

Xaver sah, daß er gehorchen müsse. „Ich bin," fing er stotternd an, „in Dienst getreten bei dem Mann, an den wir unsere Bilder schickten. Heute früh hieß man mich auf den Speicher gehen, um ein paar Kisten zum Verpacken auszusuchen, und als ich da umherstöbre, find' ich im Winkel einen Stoß Bilder, über einander gestellt, ohne Rahmen, nicht wie die andern da unten im Verkaufslocal, an denen das Beste das Gold ist, das, größer als sie selbst, so prahlt, daß man die Malerei drin gar nicht sieht. Mich gingen ja die Bilder nichts an, ich hatte nur einen Arm voll Bretter zusammen zu passen, aber ein Bild, das zuckt mir durch alle Gedanken, das muß ich sehen. Ich wende das erste um, und stelle es gegen's Licht, dann das zw ite, und immer weiter. Das waren alle unsere Bilder, unsere lieben Bilder, es fehlte auch nicht eins, an denen wir geschafft hatten, der Herr Major und ich, und ich kannte jeden Pinselstrich, ja ich hätte bei jedem Baume und Wasser sagen können: dabei haben wir das geschwatzt und das malten wir an dem Tag, als das und das passirt ist im Dorf. Erst freut' ich mich, als ich sie wieder sah, und stieß einen Jodler aus, als säh ich einen guten Freund von fern kommen und müßt' ihm sagen: ich bin auch da! Hernach sah ich sie mir genauer an auf das, was mir der Herr Doctor explicirt hatte, und da meint' ich, wenn wir's was accurater gemacht hätten, könnt's nicht schaden" — Sabine wurde ungeduldig, wenigstens that sie so, eigentlich aber fürchtete sie zwischen den beiden Männern hinter sich einen neuen Zusammenstoß. „Weiter, Xaver, weiter!" rief sie, und der kleine Fuß begleitete ihre Worte durch Auftreten auf den Boden. „Bleib bei der Sache!"

Xaver verdroß es, daß ihm die Auseinandersetzung seiner künstlerischen Einsicht abgeschnitten wurde und mißmuthig fuhr er fort: „Weiter hätt' ich nichts z'sagen. Die Bilder sind all' z'sammen noch da, aber auf dem Speicher, mit dem Gesicht gegen d'Wand und verkauft hat der Mann nicht eins, und denkt auch nicht dran, denn die meisten sind kaum ausgepackt, und hätten's die Kisten, die ich so sauber zusammenschlug, nicht besser verwerthet als die Bilder, sie steckten noch alle drin. Geld hat er aber dafür geschickt, und weshalb er das that, kann ich nicht begreifen, denn, wie seine Leut' sagen, Geld einz'stecken versteht er, aber Geld ausgeben wird ihm sauer."

Sabine besann sich nicht lange: „Mir ist Alles klar, und wenn es nicht aus so gutem Herzen und Willen käme, wäre es schändlich!"

Der Major nickte mit dem Kopf. „Ich habe es gleich gewußt. Aber einen Menschen, der uns vertraut, betrügen, ihm ein erlogenes Glück zeigen, das doch wieder zusammenbrechen muß, ist Demüthigung des Unglücklichen in eigener Ueberhebung. Habe ich Almosen verlangt? Das hätte mir der übermüthige Präsident nicht anthun müssen! Nicht eine Stunde länger bleibe ich in seinem Hause."

Erich wollte reden, aber ein flehender Blick von Sabine schloß ihm den

Mund. Sie bat ihn leise, sie mit dem Vater allein zu lassen und schickte Xaver mit kurzem Wort hinaus.

Es war eine schwere Stunde für das arme Kind, ehe sie dem Vater klar gemacht hatte, wie es mit ihr und Erich stünde. Er wies ihn heftig ab und blieb dabei, auf's Neue gereizt durch die eben erfahrene Kränkung, daß er den Mann nicht mehr als Sohn betrachten könne. Da aber blieb Sabine fest. Sie kämpfte mit dem ganzen Muth und der vollen Zuversicht der Liebe. Sie vertheidigte den Mann ihrer Wahl so unbekümmert um des Vaters Zorn, der nun auch sie von sich weisen wollte, daß dieser endlich sich beugte, und als sie die Erinnerung an seine väterliche Liebe für den jungen Mann, die so wohl verdiente, zum Bundesgenossen aufrief, wurde dem harten Mann das Herz weich im Angesicht des Glückes seines Kindes, so daß er dies an die Brust drückte und sagte: „Nimm ihn! Wenn er Dich glücklich macht, will ich ihm vergeben, daß er mich kränkte!"

Sabine meinte gesiegt zu haben und fing an, wenn auch leise und vorsichtig, ihre und Erich's Pläne zu entwickeln und anzudeuten, daß noch Eins ihrem Glücke fehle und daß auch das die Vaterliebe ihr gewähren müsse. Er dürfe sie nicht verlassen, und Erich könne erst ganz wieder sein Sohn werden, wenn der Vater sich entschlösse, ihre Häuslichkeit zu theilen. Das aber riß die kaum vergessene Wunde wieder auf, und heftig brach der Major mit der Betheuerung hervor, daß die letzte Stunde ihn gelehrt hätte, von keinem Menschen Almosen anzunehmen, nicht einmal das Almosen aus dem Schatz des fremden Glückes. Sein Geschick weise ihn auf die Einsamkeit, und er würde die Kränkungen, die das Leben ihm so reichlich gebracht hätte, mit sich allein niederkämpfen, nicht aber damit die beglückenden Täuschungen seiner Kinder vergiften, den Sonnenschein einer jungen, hoffnungsfrischen Ehe trüben. Er war so entschieden, daß Sabine jeden weiteren Versuch der Ueberredung aufgab, und damit der erste kalte Reif auf die jungen Blüthen ihres Lebens fiel. Sie hatte sich schon Alles so freundlich ausgeglichen geträumt und nun fiel ihr das Geschick des Vaters wieder so schwer auf's Herz, daß sie sich dem eigenen Glück nicht hingeben konnte. Diesmal schien ihr der Entschluß des Vaters unerschütterlich.

Der Major wollte auch Erich noch nicht als Sohn begrüßen. Er hätte vorher noch Anderes abzuschließen, sagte er, und begab sich auf das Zimmer des Präsidenten, den er mitten in der Arbeit, bei der Prüfung von Berichten und Eingaben fand. Der pünktliche Beamte sah sich ungern in der Arbeit unterbrochen, aber das verstörte, aufgeregte Aussehen des Freundes, den er überhaupt erst flüchtig gesprochen hatte, erschreckte ihn so sehr, daß er Alles bei Seite legte und dem Major freundlich einen Sessel hinschob. Der aber verweigerte es, sich zu setzen, und sagte, er komme um Abschied zu nehmen, hätte aber vorher noch ein paar Erklärungen zu erbitten. Der Präsident fand sich zu Allem bereit, was ihn irgend beruhigen könne, und so begann der Major geradezu mit der Frage: Ob und wieweit er um den Scheinkauf der Bilder seitens des Kunsthändlers wisse? Der Präsident wollte erst ablenken: der Mann sei ihm manche Verbindlichkeiten schuldig, er habe manche Geschäfte für ihn gemacht, sei discret und habe weit verbreitete Verbindungen.

Der Major fuhr aber zornig auf. „Du hast mich betrügen wollen, Paul“, rief er, „hast ein falsches Spiel mit mir gespielt, hast mich zu Deiner Marionette und dadurch vor mir und vor Andern lächerlich gemacht. Ich war der Narr, der in die Falle ging und so um das Letzte kam, was mir noch blieb, die Achtung meines Namens. Eine Schuld hast Du mir aufgebürdet, von der ich noch nicht weiß, wie ich sie abzahlen soll. Vor mir selbst hast Du mich erniedrigt. Das Spielzeug eines eingebildeten, erlogenen Glücks hast Du mir in den Weg geworfen, und spöttisch gelächelt, daß ich es in eitler Ueberhebung aufnahm. Mein Schicksal wolltest Du spielen, und hast mich elender gemacht, als ich war!“

Er brachte das abgerissen, in höchster Aufregung heraus, schlug sich mit der Faust vor die Stirn, und jedes Wort, das der Präsident versuchte, überbot er durch neue gesteigerte Anklage. Schließlich ließ ihn der Andere seine ganze Aufregung austoben. Er hatte Selbstbeherrschung und Menschenkenntniß, und wußte wohl, daß die Uebertreibung der Empfindlichkeit schließlich doch zum Rückschlag einlenkt. Ruhig saß er da, kein Zug des freundlichen Gesichtes verrieth eine Erregung. Als der Major sich erschöpft in den Sessel warf, stand er auf: „Lässest Du mich nun auch einmal zu Wort kommen, Bernhard? Ich kann das von Dir, dem Ehrenmann, fordern, denn der beschuldigt Niemanden, ohne eine Rechtfertigung zu gestatten. Du aber bist mir wie ein Bruder, sonst hätte ich Dich nicht so lange angehört!“

„Was kannst Du sagen?“ rief der Major.

„Wenig Worte, die aber spreche ich im Andenken Deines Vaters, der mein Wohlthäter war, und so mußt Du sie hören,“ erwiderte der Präsident und trat dicht an den Pflegebruder hinan. Dann fuhr er ganz ruhig fort: „Wenn ich Dir nun das Alles zugebe, keine Silbe der Erwiderung versuche, so muß ich doch die Schuld daran von mir abwälzen und auf einen Andern werfen, auf Dich selbst.“

Der Major wollte auffahren, aber der Präsident ergriff seinen Arm, und sagte: „Im Andenken an Deinen Vater! Hast Du mich nicht gezwungen zu dem, was ich that, wenn auch vielleicht die Mittel, die ich anwandte, verfehlte waren? Du hast Dich mit eigener Entschließung, und ich frage nicht, ob sie eine übereilte war, denn nach Deiner Auffassung war sie richtig, in eine sehr beschränkte Lage gebracht, die nach Erziehung und Gewohnheit nicht für Dich paßt. Ich bin mehr als wohlhabend und bin es durch die Fürsorge Deines Vaters. Ich habe keine Kinder, und, wenn Du mir nicht mehr gestatten willst, Dich als Bruder anzusehen, nicht einmal einen Verwandten. Ich bot Dir mein Haus an, das Haus eines Bruders, und Du wiesest es zurück; was mir brüderliche Liebe erschien, nanntest Du Almosen. Ich versuchte auf anderm Wege Dir zukommen zu lassen, was mir überflüssig, Dir nothwendig war — das ist die Schuld, die Du mir vorwirfst, und die ich Dir zurückgebe. Ich räume es ein, Geben ist leichter denn Annehmen, aber Annehmen ist des edleren Gemüthes würdiger, denn nur das kann den Werth dessen erkennen, was geboten wird. Dir werfe ich es vor, daß Du in falschem Stolz nicht einmal prüftest, was ich Dir bot; daß Du mir nicht die Genugthuung gönntest, zu beweisen, daß ich dankbar bin.

Denke Dir die Lage umgekehrt und ich frage Dich: was hätteſt Du gethan? Ich brauche auf die Frage nicht zu antworten, denn was ich wurde, zeigt, daß ich mich nicht ſcheute anzunehmen, was Dein Vater mir gewährte — den Kindesplatz in ſeinem Hauſe. Iſt Zurückweiſen nicht der Hochmuth, der ſich der Dankbarkeit überheben will?"

Der Major ſann lange vor ſich hin. Dem Freunde hätte er noch manches zu erwidern gehabt; aber ſeine Gedanken waren bei dem, was er eben dem eigenen, geliebten Kinde entgegnet hatte. Jedes Wort des Präſidenten ließ ihn überlegen, was er dort, der Tochter, dem Pflegeſohn zurückwies; und doch war das ſein Lieblingswunſch ſeit Jahren geweſen. Endlich ſtand er auf. „Ich muß mit Sabine reden!" ſagte er. „Mit Sabine?" fragte der Präſident. „Und iſt das meine Antwort?"

„Es wird die Antwort ſein auf das, was Du mir ſagteſt!" erwiderte der Major. „Es war unrecht von Dir, daß Du mich betrügen wollteſt; aber dem, was Du mir eben geſagt haſt, will ich nachdenken. Laß mir Zeit!"

Damit ging er, in ſich gekehrt, langſam auf ſein Zimmer. Er fand Sabine dort, aber nicht allein. Erich war bei ihr und Xaver. Sie waren eben dabei, mit dem Jungen zu beſprechen, wie er ein Maler werden könne. Sabine wollte zwar abreden, denn ſie hatte ein Vorurtheil gegen das Malen; aber ſie ſagte doch: „das verſtehſt Du beſſer als ich, Erich, und in den Dingen füge ich mich blind. Ich fürchte, es wird mir nicht Vieles übrig bleiben."

Indem trat der Vater ein. Sabine ſah auf den erſten Blick, wie es mit ihm ſtand, und führte ihm Erich zu, der ſich in ſeine Arme warf. „Du bleibſt bei uns Vater," ſagte er.

„Wenn Ihr es haben wollt, das tolle Maler-Majorle!" erwiderte der Vater. „Mit dem Malen aber, und jeder Red' davon hat's ein für allemal ein End."

„Das übernehme ich jetzt!" jubelte Xaver „und der Herr Major bleibt doch mein erſter Meiſter!"

Der Islâm.

Von

Prof. **Th. Nöldeke** in Straßburg.

Am 14. September 629 pflanzte Kaiser Heraklius das Kreuz Christi in Jerusalem wieder auf, nachdem er die Perser mit verzweifelter Anstrengung niedergeworfen und sie gezwungen hatte, diese heiligste Reliquie zurückzugeben, die sie bei der Einnahme des gelobten Landes entführt hatten. Es war ein Tag des Triumphes für alle Christenheit; noch heute verzeichnen ihn unsere Kalender als „Kreuzeserhöhung". In eben jener Zeit, in welcher der Sieg des Christenthums über die Ungläubigen so glänzend gefeiert werden konnte, wird man dem Kaiser gemeldet haben, daß seine arabischen Truppen drüben, jenseits des Jordans, von einer kleinen Schar aus dem Innern Arabiens angegriffen seien, und daß es nur schwer gelungen sei, den ungestümen Anprall abzuwehren. Schwerlich fand er in einer solchen Meldung noch etwas besonders Bedenkliches. Aber dies war schon der erste Angriff seitens der Muslime; andere folgten, und wenige Jahre später waren Palästina und viele andere Provinzen dem Römerreich, welchem sie sieben Jahrhunderte lang gehorcht hatten, für immer entrissen, war das persische Reich vernichtet, war in der Heimath des Christenthums und des Magismus ein neuer Glaube und ein neues Volk zu bleibender Herrschaft gelangt. Die Geschichte weist keine ähnliche Veränderung auf, die auch nur annähernd so schnell verlaufen wäre.

I.

Der Stifter dieser neuen Religion, Muhammed, Sohn Abdallâh's, war kein Kriegsheld. Fürst und Eroberer ward er durch den Zwang der Umstände und durch die Consequenz von Gedanken, die ihn viel weiter führten, als er Anfangs hatte ahnen können. Der hysterische Schwärmer, der in sich den Beruf erkannte, die Einheit Gottes zu verkünden, wurde durch den Widerstand seiner nächsten Landsleute in die Bahn des Kampfes getrieben. Die Ueberzeugung, daß Gott ihn erleuchte, gab ihm Kraft und Sicherheit und hob ihn über unberechtigte wie über berechtigte Bedenken hinweg. Der Charakter der neuen Religion wurde auf's Stärkste beeinflußt durch den männlichen Geist einiger ihrer ersten Be-

kenner und Verfechter; die Licht- und Schattenseiten des arabischen Volkes, in welchem sie entstand, für welches sie zunächst gegeben ward, prägten sich scharf in ihr aus.

Schwerlich ist uns die ursprüngliche Lehre eines Religionsstifters so genau bekannt, wie die Muhammed's. Denn das heilige Buch seiner Anhänger, der Korân, besteht ganz aus seinen eignen, im Namen Gottes gegebenen, Offenbarungen, und unter den von ihm überlieferten mündlichen Aussprüchen ist neben vielem Unechten so viel Echtes, daß wir daraus noch manche Ergänzung des Koráns gewinnen. Korân und Sunna, d. h. die Norm, welche in den überlieferten Aussprüchen und Handlungen des Propheten liegt, sind auch für seine Anhänger immer die wichtigsten Quellen der Religion geblieben.

In den einzelnen Sätzen der Lehre Muhammed's ist so gut wie gar nichts Originelles. Die Araber waren damals ihrem rohen Heidenthum entwachsen und hielten als ein überaus conservatives Volk nur aus Gewohnheit an den alten Bräuchen fest, ohne eigentliche Anhänglichkeit. Einzelne Ideen, die aus dem Christenthum stammten, waren namentlich durch die wandernden Dichter weit verbreitet. Sehr viele Araber waren auch schon Christen. Freilich war ihr Christenthum gewiß durchweg nur sehr oberflächlich; für die feinsten Züge des Christenthums hatte dies Volk kein Organ. Daneben gab es in Arabien viele Juden, die hier auch zeitweise, wie in Abessinien, manche Proselyten machten; aber die starren und unbequemen Satzungen des Judenthums paßten für die stolzen und wilden Bewohner des öden Arabiens nicht viel besser, als die mystischen Sätze und die überideale Ethik des Christenthums. Muhammed entnahm den beiden Religionen, besonders aber dem Judenthum, die Bestandtheile, welche seinem Volke angemessen waren, wobei er sich aber viel mehr durch seinen Instinct, als durch Ueberlegung leiten ließ. Seine Lehre ist in ihren Hauptzügen eine Fortentwickelung des Judenthums, aber vereinfacht und vergröbert; sie steht der Religion des Alten Testaments im Ganzen näher als das historische Christenthum.

Muhammed's Gottesbegriff ist wesentlich der des Alten Testaments; nur betont er noch mehr die Allmacht und die an Nichts gebundene Willkür Gottes, weniger seine Heiligkeit. Er leiht Gott viele menschliche Züge, aber sie haben nicht den Reiz des Naiven und Poetischen, wie so oft die Anthropomorphismen des Alten Testaments. Gott schafft und bestimmt Alles; der Mensch hat sich blind zu ergeben: daher heißt diese Religion Islâm, die „Ergebung", ihr Bekenner Muslim, d. i. „der sich Ergebende". Auf das Stärkste fühlte sich Muhammed abgestoßen von der Lehre, daß Gott dreieinig, und von der, daß Christus der göttliche Sohn des göttlichen Vaters sei. Zwar wußte er von diesen Dogmen durchaus nichts Näheres, kannte nicht einmal die betreffenden Glaubensformeln genau; aber er fühlte richtig, daß sie mit dem einfachen, echtsemitischen Monotheismus schlechterdings nicht in Einklang zu bringen seien, und wohl nur dadurch ist er davon abgehalten, sich dem Christenthum zuzuwenden.

Gott verkündet, so lehrt der Korân, seinen Willen durch die Propheten, deren er nach und nach viele auf die Welt geschickt hat. Von Jesus bis auf Muhammed waren die Menschen verpflichtet, jenem und dem Evangelium zu

folgen; die Juden haben sich durch seine Zurückweisung schwer verschuldet. Jesus war größer, als alle Propheten vor ihm; aber erst durch Muhammed wird die endgültige Offenbarung verkündigt. Die früheren heiligen Schriften lehren dasselbe wie der Korân und zeugen von Muhammed; aber die Juden und Christen haben sie verfälscht. Die Gesetze, welche Gott durch die Propheten aufstellt, stimmen nicht nothwendig unter einander überein, denn Gott ändert seine Verordnungen nach Belieben ab; ja im Korân selbst hebt er zuweilen Gebote auf, die er früher selbst im Korân gegeben hat. Muhammed ist nur ein schwacher Sterblicher, aber von Gott erwählt. Er ist der Sünde unterworfen und ohne die Gabe des Wunderthuens, die früheren Propheten verliehen war. Diese letzte Beschränkung, welche im Korân deutlich ausgesprochen ist, ward natürlich von seinen Anhängern schon sehr früh weggedeutet, und so werden denn zahlreiche Mirakel von ihm berichtet.

Gott belohnt die guten und straft die bösen Handlungen; allein er ist barmherzig und läßt sich durch Buße leicht versöhnen. Aber die Strafe der Gottlosen, die ohne Reue sterben, wird fürchterlich sein. Die Hölle wird mit grellen Farben gemalt; man merkt, wie sehr der Gedanke an sie den Propheten selbst geängstigt hat. Er faßt sie nach christlichem Vorgange als ein Feuer auf. Auch in der Beschreibung des Himmels, „des Gartens", knüpft Muhammed an alt- und neutestamentliche Vorstellungen an, malt sich die Wonne aber nach eigner Phantasie aus. Die Schilderung der Herrlichkeit, welche die Frommen dort genießen, versteht man erst recht, wenn man die Dürre seiner Heimath und die überaus einfache Lebensweise seiner Landsleute daneben hält. Eine Neuerung des sinnlichen Mannes sind die blühenden Jungfrauen, die den Frommen im Paradiese Gesellschaft leisten. Die rohen Vorstellungen von Hölle und Himmel haben durch die Gewalt, welche sie auf die Einbildungskraft der Araber übten, unstreitig sehr viel zur Ausbreitung und Befestigung des Islâms beigetragen. Auch sonstige Phantasien über die letzten Dinge, über Auferstehung und Weltgericht spielen im Korân eine große Rolle. Sie schließen sich gleichfalls durchweg älteren Vorstellungen an, namentlich solchen, die schon vom Judenthum und theilweise auch vom Christenthum den Persern entlehnt waren. Daß der Korân auch viel von Engeln und Teufeln redet, versteht sich von selbst. Daneben figuriren noch Dämonen, Dschinn genannt, welche aus dem arabischen Volksglauben genommen sind, aber mit Anknüpfung an spätjüdische Anschauungen. Bei solchen Mythen und Phantasien fehlt es natürlich nicht an kleinen Widersprüchen, welche aber den einfachen Gläubigen noch weniger beirren, als den spitzfindigen Ausleger.

Die Moral des Islâms ist nicht so ernst und streng, wie die des Judenthums. Allerdings schärft Muhammed tugendhafte Gesinnung und Handlung ein und mahnt energisch von Lastern ab; er dringt auf Ehrlichkeit, Wohlthätigkeit, Verträglichkeit u. s. w. und verlangt, daß man immer Gottes und der jenseitigen Vergeltung gedenken solle, aber er ist nicht rigoristisch. Die sehr grobe Vergeltungslehre, welche das Handeln bestimmen muß, läßt mit sich markten: man kann die Folgen der Sünden durch einige Buße abwenden, man kann sich auch der Ausführung einer übernommenen Verpflichtung unter gewissen Umstän-

den entledigen und selbst einen Meineid durch fromme Werke abkaufen. Im äußersten Nothfalle darf sogar der Glaube mit dem Munde verleugnet werden (vgl. dagegen Matth. 10, 32 f.!); von dieser Erlaubniß viel Gebrauch zu machen, hat die Muslime allerdings ihr Stolz und die Festigkeit ihrer Ueberzeugung geschützt. Der Islâm ist eine durchaus praktische Religion, welche es nicht nöthig macht, zu hohe Anforderungen (wie Matth. 5, 33—41) durch gekünstelte Erklärungen zu beseitigen. Auch der Korân tröstet die Verfolgten und Leidenden; aber die Armen und Gedrückten an sich glücklich zu preisen, dazu ist er zu sehr arabisch — oder sollen wir sagen zu natürlich und männlich? Wohl erklärt auch der Korân alles Irdische für eitel, aber er rechnet doch sehr mit den irdischen Bedürfnissen und Begehren, und gibt bestimmte Verordnungen über Hab' und Gut. Wäre der Prophet sogleich in seiner Vaterstadt anerkannt, so hätte er vielleicht eine beschauliche, mönchische Gemeinde gegründet: nothgedrungen zum Regenten eines Kriegerstaats geworden, mußte er anders verfahren. Nach einigem Schwanken predigte er endlich den Krieg gegen die Ungläubigen als solche: sie haben nur zu wählen zwischen Annahme des Islâms und Ausrottung. Bloß den Bekennern der alten Offenbarungsreligionen, zunächst also den Juden und Christen, bleibt es gestattet, gegen Zahlung von Tribut als Unterworfene zu leben. Die Muslime sind eben in diesem wie in jenem Leben zu Herren der Welt bestimmt.

Der Islâm hat keine mystischen Sacramente, wohl aber eine Reihe von äußeren Gebräuchen. Anfangs hatte Muhammed selbst den größten Werth auf harte Bußübungen, wie Wachen und Fasten, gelegt; allmälig ließ er sich und den Seinigen Vieles davon nach, aber ganz ohne solche Casteiungen ist keine orientalische Religion denkbar. So machte er das Fasten im Monat Ramadhân obligatorisch, in der Weise, daß den ganzen Monat hindurch, so lange die Sonne am Himmel steht, kein Bissen gegessen, kein Tropfen getrunken werden darf. Das ist bei orientalischer Hitze eine harte Aufgabe, und man begreift, daß die Mehrzahl der Gläubigen im Fastenmonat gegen Ende des Tages viel mehr an die Entschädigung durch die Genüsse der Nacht als an Gott und das Jenseits denkt. Viel wichtiger noch als das Fasten ist das Gebet. Wie bei allen orientalischen Christen den Geistlichen und zum Theil auch den Laien eine bestimmte Anzahl von täglichen Gebeten vorgeschrieben ist, so setzte Muhammed, wieder nach einigem Schwanken, endlich für jeden Gläubigen fünf tägliche Gebete fest. Ein solcher Act ist wesentlich von dem verschieden, was wir Gebet nennen. Er besteht darin, daß man sich nach einer festen Ordnung mehrmals beugt, ganz zu Boden wirft und allerlei Stellungen annimmt, indem man gewisse Formeln hersagt. Unbenommen ist allerdings dem Menschen, hinterher noch in eignen Worten Gott anzurufen; aber das ist nicht mehr das officielle, nothwendige Gebet. Ihm voran geht eine Waschung; wo das, in Arabien so äußerst seltene, Wasser fehlt, kann sie durch Abreiben mit Sand vertreten werden. Dieser Ersatz kam auch bei den Juden vor. Ebendenselben sind gewisse Erleichterungen des Gebets auf Reisen oder unter gefährlichen Umständen entlehnt. Verdienstlicher, als das Gebet für sich abzuhalten, ist es, sich am öffentlichen Gebet der Gemeinde zu betheiligen, welches ein Vorbeter (Imâm) leitet. Namentlich soll das am Freitag

geschehen, der speciell für den öffentlichen Gottesdienst bestimmt ist, sonst aber als Werkeltag gilt; denn Sabbatruhe kennt der Islâm nicht. Das gemeinschaftliche Gebet mit seinen Aeußerlichkeiten hat sehr viel dazu beigetragen, dem Islâm Halt zu geben. Die Menge gewöhnte sich daran, bei einer für ihr Seelenheil unerläßlichen Handlung auf's Genaueste dem Leiter zu folgen. Die Moschee vertrat, wie A. v. Kremer auseinandersetzt, unsern Exercierplatz.

Ein merkwürdiges Ueberbleibsel des arabischen Heidenthums ist die Wallfahrt nach Mekka. In Muhammed's Geburtsort war ein Tempel, genannt die Kaaba, d. i. „der Würfel", worin sich ein Gegenstand uralter Verehrung, „der schwarze Stein" befand. Dies Heiligthum war allmälig das Ziel der Wallfahrt für halb Arabien geworden. Dabei entwickelte sich ein lebhafter Handelsverkehr, der den Bewohnern Mekka's, den Koraisch, viel Vortheil abwerfen mußte. Noch wichtiger war für diese aber, daß ihr ganzes Gebiet als heilig und unverletzbar galt, und daß sie die beste Gelegenheit hatten, mit den verschiedenen Beduinenstämmen freundliche Beziehungen anzuknüpfen. So wurden sie in den Stand gesetzt, über das weite Land voll räuberischer Nomaden hin ihren Karawanenhandel bis in die alten Culturländer auszudehnen. Sie wurden dadurch nicht bloß wohlhabend, sondern erlangten auch eine große geistige Ueberlegenheit über die andern Araber. Als Koraischit war Muhammed selbst in frommer Achtung vor der Kaaba und dem schwarzen Stein aufgewachsen. Freilich stritt diese eigentlich mit den Principien seiner Religion; aber er legte sich die Sache so zurecht, daß die Heiligthümer von Abraham gegründet und von den Heiden nur mißbraucht seien. Vielleicht folgte er in dieser Auffassung einem Mekkanischen Vorgänger, dem Juden oder Christen von Abraham und Ismael erzählt hatten. Die Mekkanischen Heiden wußten allerdings weder von diesen, noch von sonstigen Personen des Alten Testaments. Daß die Bewahrung dieses Heiligthums durch Muhammed nicht so sehr auf Berechnung als auf tief gewurzelter Verehrung beruhte, scheint sich u. A. daraus zu ergeben, daß er nach der Flucht bis zur Einnahme Mekka's wiederholt seinen Schmerz darüber kund that, nicht nach Belieben an den dortigen Ceremonien Theil nehmen zu können. Endlich als Sieger dort eingezogen, vernichtete er alle offenbaren Zeichen des Götzendienstes, und in seiner letzten Pilgerfahrt, kurz vor seinem Tode, stellte er die zum Theil recht seltsamen Bräuche endgültig fest. Alles Heidnische sollte verschwinden; aber noch mancherlei, freilich unverstanden und deshalb unschädlich, blieb übrig. Schlimm war allerdings die Verehrung des alten Fetisches, des schwarzen Steins, der sich einzelne consequente Muslime nur mit einem gewissen Widerwillen fügten und welche später von weniger festen Gläubigen gelegentlich auch verspottet ist. Zu der jährlich stattfindenden Pilgerfahrt soll sich eigentlich jeder Muslim so oft begeben, als er kann; es ist aber nicht gegen den Sinn Muhammed's, der immer geneigt war, thatsächliche Schwierigkeiten zu berücksichtigen, wenn dies „als er kann" in der Praxis stark betont wird und aus entfernteren Ländern verhältnißmäßig Wenige die Wallfahrt mitmachen. Immerhin ist auch die Wallfahrt eine Säule des Islâms geworden. In Mekka treffen sich noch jetzt alljährlich die Frömmsten selbst aus Turkistân, Indien, Rumelien, Marokko und den Negerländern und tauschen Gedanken und Vorurtheile aus; das trägt natürlich dazu bei, die Einheit des Islâms zu erhalten.

Ein anderer Rest uralt heidnischer, roher Sitte ist die Beschneidung. Sie wird im Korân nicht besonders vorgeschrieben, aber als selbstverständlich vorausgesetzt, da sie bei allen Arabern üblich war. Ein integrirender Theil der Religion wie im Judenthum ist sie jedoch nicht.

Wie die Juden legt Muhammed hohen Werth auf die Almosen. Allmälig jedoch verwandelte er die Liebesgabe in eine förmliche, ziemlich hohe Steuer, aus welcher die Armen unterstützt, aber auch die Staatsausgaben bestritten wurden.

Die Speisegesetze Muhammed's sind lange nicht so complicirt wie die jüdischen. Nur wenige Thiere, wie Schweine und Hunde, sind ganz unrein. Auch soll der Muslim bloß von solchen Thieren essen, die ordnungsmäßig unter Aussprechung der Formel „im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers" geschlachtet sind. Wie dem Juden und eigentlich auch dem Christen (Apostelgesch. 15, 20, 29. 21, 25) ist ihm der Genuß des Blutes untersagt. Bei Gefahr, sonst zu verhungern, darf er aber auch alles dies genießen. Verboten ist der Wein; unter diesen Begriff fallen nach der Absicht des Gesetzgebers alle berauschenden Getränke. Kein unparteiischer Beobachter wird leugnen, daß diese Bestimmung, wie oft man sie auch übertreten hat, ein wahrer Segen für alle islâmischen Länder geworden ist. Unsicher ist, ob das Verbot des Glücksspiels mit Pfeilen, das bei den Arabern sehr beliebt war, zugleich allen Glücksspielen gelten soll; vielleicht hatte Muhammed nur die mit jenem verbundenen heidnischen Bräuche oder die Verschwendung dabei im Auge.

Im Ganzen beschweren die rituellen Gebote und Verbote des Islâms das Leben des Morgenländers, das sich doch, wenig abwechselnd, in festen Formen bewegt, nicht zu sehr. Von der Aengstlichkeit, womit das Judenthum „rein" und „unrein", „erlaubt" und „verboten" behandelt, findet sich zwar Allerlei in den Schriften späterer Theologen, aber Nichts bei Muhammed selbst, noch im Leben seiner Anhänger bis auf den heutigen Tag.

Religion und Staatsgesetz sind im Islâm nicht getrennt. Wir hätten hier also eigentlich die ganze Ordnung des bürgerlichen und peinlichen Rechts zu betrachten, welche Muhammed im Korân und in mündlichen Aussprüchen gegeben hat. Er folgt in seinen Bestimmungen, die gewöhnlich auf Veranlassung eines einzelnen, gerade vorliegenden Falles gegeben sind, theils arabischem, theils jüdischem Brauch, sehr oft aber auch seinen eigenen Eingebungen. Die Blutrache ganz abzuschaffen, war unmöglich und ist ihm auch wohl nie eingefallen; er band sie nur an gewisse Formen. Nicht dem Staat, sondern dem nächsten Verwandten des Getödteten steht die Entscheidung darüber zu, ob der Mörder sterben oder sich loskaufen soll.

Zu welchen Verkehrtheiten es nun aber führen kann, wenn ein einzelner Mensch die Ordnung von Kirche und Staat für immer nach seinem augenblicklichen Ermessen bestimmt, zeigt besonders klar der muslimische Kalender. Die Araber hatten, wie die meisten alten Völker, ein Jahr von zwölf wahren (Mond-) Monaten, das sie, so oft es nöthig schien, durch Einschiebung eines dreizehnten, mit dem Sonnenjahre nothdürftig ausglichen. Sie verfuhren dabei gewiß nicht sehr geschickt, aber die kleinen Verschiebungen in der Zeit, welche vorgekommen sein werden, konnten bei den einfachen Lebensverhältnissen keine

praktischen Unzuträglichkeiten hervorbringen. Muhammed aber, der entweder an der Ungleichheit des bald zwölf-, bald dreizehnmonatlichen Jahres, oder aber an dem Zusammenhang der Kalenderordnung mit heidnischem Wesen Anstoß nahm, hatte kurz vor seinem Tode den unglücklichen Einfall, anzuordnen, daß die Muslime ein bewegliches Mondjahr von zwölf Mond-Monaten ohne alle Schaltung haben sollten. Jedes muslimische Jahr ist somit etwa zehn Tage kürzer, als das Sonnenjahr, nach dem sich doch die ganze Natur richtet; die muslimischen Feste fallen bald in diese, bald in jene Jahreszeit[1]). Der Landmann muß daher überall noch einen andern (christlichen oder persischen), nach dem Sonnenjahr eingerichteten Kalender neben dem kirchlichen haben. Ein Muslim von 33 Jahren ist nicht älter als ein Christ von 32 Jahren. Die Umrechnung von muslimischen Daten in julianische oder gar gregorianische ist für den, welcher keine bequemen Tabellen zur Hand hat, eine sehr mühsame Arbeit.

Die Stellung des Weibes hat Muhammed wesentlich so gelassen, wie sie bei den Arabern war. Die Vielweiberei hat er etwas beschränkt, die Absonderung der Frauen von den Männern ein wenig verschärft. Verschlimmert wurde aber durch den Islâm die Lage der Frauen in den Ländern, in welchen die Vielweiberei schon verschwunden und die Trennung der Ehe nicht so leicht und so üblich war wie bei den Arabern. Die Beduinen, welche, wie noch jetzt, die ritterlichste Gesinnung gegen ein schutzloses Weib zeigten, stellten das schwache Geschlecht doch so tief, daß sie sich kein Gewissen daraus machten, neugeborene Mädchen lebendig zu begraben. Diese Barbarei, die bei den wohlhabenderen Städtern wohl kaum vorkam, bekämpfte Muhammed gleich bei seinem ersten Auftreten und unterdrückte sie nachher völlig.

Die Sklaverei abzuschaffen kam Muhammed so wenig in den Sinn wie den Aposteln; aber er erklärte die Freilassung der Sklaven für ein verdienstliches Werk und verschaffte ihnen eine gewisse Rechtssicherheit.

Der ursprüngliche Islâm steht als Ganzes tief unter dem ursprünglichen Christenthum. In mancher Hinsicht können wir jenen nicht einmal dem Christenthum gleich stellen, wie es damals im Orient war und wie es auch heute noch im Orient ist; aber in anderen Stücken übertraf dieser jugendkräftige, einfach rohe Glaube doch wieder sehr die versumpfte und immer mehr in Barbarei versinkende Religion der syrischen und ägyptischen Christen. Vor Allem gibt und gab der Islâm seinen Bekennern ein Bewußtsein von Sicherheit wie kaum ein anderer Glaube. Der Muslim ist stolz als Muslim; er ist überzeugt, daß Gott ihn allen Anderen weit vorzieht, und verachtet diese, die ja doch für's Höllenfeuer bestimmt sind. Der Christ soll in sein Kämmerlein gehn, um zu beten: der Muslim stellt sich, und zwar erst recht, wenn Ungläubige dabei sind, an einen möglichst sichtbaren Ort, um seine Gebetsceremonien zu vollziehen. Das Herz hat wenig Antheil daran; aber er fühlt sich doch gehoben, gleichviel ob er die arabischen Formeln, die er hersagt, recht versteht, oder nicht. Reinhei

[1]) Man denke sich nur, wie hart das Fastengebot für die Tataren in Kasan ist, wenn d Ramadhân einmal in die Zeit des Sommers fällt, wo die Sonne ihnen etwa 18 Stund leuchtet, wie leicht dagegen, wenn er in die Zeit der kürzesten Wintertage trifft.

und Zartheit der Gesinnung zu erzeugen, ist der Islâm nicht sehr geeignet; wir können mit Grund annehmen, daß in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens manche fein und tief angelegten Geister schwere innere Kämpfe zu bestehen hatten, weil er ihren religiösen Bedürfnissen nicht genügte: aber solche Kämpfe sind wohl längst ausgefochten, und tiefe Ruhe erfüllt jedes Muslim's Herz. Die, welche so sehr darauf dringen, daß der Mensch glaube, auf daß er sich selig fühle, sollten für den Islâm wirken. Eine Religion, unter deren Anhängern der Selbstmord so gut wie gar nicht vorkommt, verdient denn doch einige Achtung!

II.

Nach Muhammed's Tode (8. Juni 632) einigten sich seine angesehensten Gefährten dahin, Abû Bekr zu seinem Nachfolger zu wählen, den bewährtesten Freund des Verstorbenen. Zuvor hatte man allerdings Mühe gehabt, die Medînenser, die alten „Helfer" Muhammed's, von dem Gedanken abzubringen, daß einer der Ihrigen Führer werden solle. Aber um das Schmollen Ali's, der das einzig noch lebende Kind seines Vetters Muhammed, die Fâtima, zur Frau hatte, kümmerte man sich nicht. Wir können nicht daran zweifeln, daß die Wahl des trefflichen Abû Bekr ganz im Sinne des Propheten war. Aber kaum hörten die Araber die Todesnachricht, als sie in Masse abfielen. Viele entsagten dem Islâm ganz: Viele schlossen sich neuen Propheten an, welche hier und dort nach dem Vorbilde des Mekkaners aufstanden: Andere wollten zwar das muslimische Gebet beibehalten, aber keine Steuern geben: kurz, das ganze Werk Muhammed's war in Frage gestellt. Da zeigte sich aber die Kraft des Islâms und eines festen Willens. Abû Bekr verschmähte es auch in der dringendsten Noth, den Aufständischen irgend Concessionen zu machen; er bestand auf unbedingter Unterwerfung unter die Gebote des Islâms. Die Empörungen, die untereinander nicht zusammenhingen, wurden von den einheitlich geleiteten Muslimen niedergeworfen, zum Theil erst, nachdem Ströme von Blut vergossen waren. Das militärische Verdienst dieser Thaten hatte hauptsächlich Châlid, „das Schwert Gottes", ein Koraischit, wie fast alle hervorragenden Kriegs- und Staatsmänner jener Zeit, derselbe, welcher neun Jahre früher den Sieg der ungläubigen Mekkaner über Muhammed beim Berge Ohod entschieden hatte.

Sobald ganz Arabien wieder unterworfen war, begannen die großen Eroberungskriege. Gewiß war es zweckmäßig, die eben bezwungenen Wüstenstämme auf ein auswärtiges Ziel zu lenken, bei welchem sie ihre Beutelust im großen Stil befriedigen, ihren kriegerischen Sinn bewähren und sich zugleich in Anhänglichkeit an den neuen Glauben stärken konnten. Aber ich glaube nicht, daß hauptsächlich kühle politische Erwägungen diese Unternehmungen veranlaßt haben. Muhammed selbst hatte ja Heerzüge in's römische Gebiet gesandt und dadurch seinen Nachfolgern den Weg vorgezeichnet. Ihm nachzugehen entsprach dem innersten Wesen des jugendlichen, im Waffengetümmel groß gewordenen Islâms. Sicher wußten die Beduinen herzlich wenig vom Korân, aber auf solche Naturkinder macht der Erfolg den tiefsten Eindruck. Der Glaube, der sie Alle unterworfen hatte und der sie jetzt zum Sieg und zur Beute führte, mußte der wahre sein; daran zweifelte bald Keiner mehr. Wenn die Nomaden unter den Arabern auch von Haus aus wenig religiöse Bedürfnisse haben, so liegt doch

gerade in ihnen, als den unverfälschtesten Semiten, tief die Anlage zu religiöser Gesinnung, und die einfache, ihren Neigungen entsprechende, ihrem Selbstgefühl schmeichelnde Religion nahm sie bald ganz in Besitz. Die frische Kraft der neuen Religion und der kriegerische Sinn des zum ersten Mal geeinigten arabischen Volkes unter dem klugen, zielbewußten, gewaltigen Omar (634—644) und großen Feldherrn errangen in kurzer Zeit gegen Römer und Perser Erfolge, von denen sich Muhammed noch nichts hatte träumen lassen. Zu erklären ist diese ungeheure Umwälzung trotz alledem nicht leicht. Freilich waren beide Reiche in Verfall. Durch den Krieg, welchen sie in den drei ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts mit einander geführt hatten, waren sie gerade damals furchtbar geschwächt. Das persische Reich, das nach langen Siegesjahren zuletzt überwunden war, hatten noch dazu vor und nach dem Friedensschluß entsetzliche Thronstreitigkeiten zerrüttet. Aber Byzanz und Persien verfügten doch über wirkliche Soldaten mit regelmäßiger Bewaffnung und Heeresordnung. Die Traditionen römischen Kriegswesens waren noch nicht ganz verloren, und die Perser hatten noch ihre gefürchteten Panzerreiter, vor denen auch in besseren Zeiten manchmal Roms Heere geflohen waren. Die Bezwingung der festen Städte mußte den Arabern doch mindestens eben so schwer werden, wie den von Natur weit kriegerischeren Gothen und Hunnen. Dazu war Persien, als der Hauptangriff auf sein Gebiet geschah, gerade wieder in einer festen Hand. König war allerdings ein Knabe, Jazdegird III.; aber die Macht und die Führung des Heeres hatte ein energischer und tapferer Mann, Rustam, das Haupt eines der ersten reichsfürstlichen Häuser. Wie konnten diese schlechtbewaffneten Araber, die nach Stämmen und Geschlechtern, nicht nach eigentlichen militärischen Abtheilungen gegliedert fochten und unter Führern standen, welche nie disciplinirte Heere sich gegenüber gehabt hatten, wie konnten sie den Rustam und seine gewaltigen Scharen niederwerfen (636), bald darauf die feste Hauptstadt Ktesiphon einnehmen (637) und wenige Jahre später in der Entscheidungsschlacht bei Nehâwend (640, 641 oder 642) das Reich selbst zum Fall bringen? Die Araber erklären sich freilich dies Alles sehr einfach: „Gott nahm den Unbeschnittenen den Muth", „Gott schlug die Perser", „Gott tödtete den Rustam". Wir können in solchen Worten, die ganz an das Alte Testament erinnern, nur sehen, welche Kraft gerade eine recht rohe religiöse Ueberzeugung gibt. Fast noch wunderbarer sind die Eroberungen auf römischem Gebiet. Der damalige Kaiser Heraklius war gewiß der bedeutendste Mann, der seit Constantin und Julian das Reich beherrscht hatte. Er war ein kluger Diplomat, ein sehr tüchtiger Feldherr und geradezu verwegener Kriegsmann. Wie war es möglich, daß eben er die Länder, welche er den Persern wieder abgenommen hatte, den Wüstensöhnen einräumen mußte? Wir kennen allerdings noch einige Umstände, welche den Arabern die Eroberungen erleichterten. Die meisten Bewohner Syriens und fast alle Aegypter waren monophysitische Christen und hatten als solche von den „rechtgläubigen" Byzantinern viel Bedrückung erlitten; sie leisteten also den Arabern gelegentlich Vorschub, zumal sie sich von ihnen Linderung des Steuerdruckes versprechen mochten. Auch die syrischen Nestorianer, welche in den reichsten Ländern des persischen Reichs, denen am Tigris und am unteren Euphrat, wohl die Mehrzahl der Einwohner bildeten, werden den Arabern eher günstig gewesen

sein als den Persern. Aber große Wichtigkeit hat man für diese Eroberungen den Sympathien und Antipathien der unkriegerischen Bauern und Städter kaum beizulegen. Wichtiger ist vielleicht, daß sich die zahlreichen Araberstämme, welche unter römischer und unter persischer Hoheit standen, obwohl größtentheils dem Namen nach Christen, bald nach den ersten Siegen fast alle den Muslimen scheinen angeschlossen zu haben. Man kann die Erklärungsgründe noch vermehren, aber immer bleibt die Erscheinung überaus räthselhaft. Redensarten von dem morschen Zustande der beiden Reiche und der Jugendkraft der Muslime genügen dem nicht, welcher die concreten Verhältnisse in's Auge faßt.

Omar, der nach Abû Bekr's nur zweijähriger Herrschaft Muhammed's Nachfolger oder „Stellvertreter" (Chalifa) ward und zuerst den Titel „Fürst der Gläubigen" (Emîr almûminîn) annahm, richtete einen vollkommen religiös-militärischen Staat ein. Die Araber, das Volk Gottes, wurden ein Herren- und Kriegervolk. Die Satzungen der Religion wurden streng gehandhabt; der Chalif selbst lebte so einfach wie der Geringste seiner Unterthanen. Aber die unermeßliche Beute und die Steuern der Unterworfenen boten die Mittel dar, jedem Araber einen hinreichenden Sold zu geben. Dieser Sold, dessen Betrag nach bestimmten Rängen abgestuft war, und an dem auch Frauen und Kinder Theil nahmen, wurde mit dem Wachsen der Einnahmen erhöht. Denn man ging von dem Grundsatz aus, daß alles von den Feinden und den Unterjochten Erworbene den Muslimen insgemein gehöre und daher das, was nach Abzug der gemeinsamen Ausgaben übrig bleibe, getheilt werden müsse. In den eroberten Ländern sollten aber die Araber keinen Grundbesitz erwerben, sondern nur Heerlager bilden. Es war schlimm für den Islâm, aber ein Glück für die Welt, daß sich diese communistisch-militärische Verfassung nicht lange aufrecht erhalten ließ, da sie nun einmal gegen die Natur des Menschen verstößt und dazu die Einnahmen nicht immer so reichlich flossen, um Jedem einen auskömmlichen Sold zu geben. Auch der Grundsatz, daß die Neubekehrten fremder Nationalität den Arabern gleich gestellt werden sollten, war noch nicht gut durchzuführen: der aristokratische Sinn der Araber lehnte sich lange dagegen auf, die vom Islâm geforderte Gleichheit aller seiner Bekenner zur Wahrheit zu machen.

Unter Omar's Nachfolger Othmân (644—656) wurden die Eroberungen zwar noch mächtig weiter ausgedehnt, aber der rein kriegerische Charakter des Staates doch schon abgeschwächt, indem es den Arabern erlaubt ward, in den eroberten Ländern Grundbesitz zu erwerben: der Gutsherr und der Bauer sind natürlich nicht so geneigt, in die weite Ferne auf Eroberungen auszuziehen, als der bloße Soldat. Die wenigstens relative Gleichheit des Einkommens wurde auf's Aergste verletzt durch die Verleihung von Krondomänen an einzelne hervorragende Männer. Mit unerbittlicher Consequenz vollzog sich dann bald die Umwandlung des religiösen Staates in einen weltlichen. Freilich stand auch dieser immer noch in engster Beziehung zur Religion — in viel engerer als irgendwo der sog. christliche Staat der Neuzeit —, aber die Versuche, das Reich des Islâms wieder auf eine rein religiöse Grundlage zu stellen, schlugen fehl.

Eine Erbfolge in der Herrschaft gab es nicht. Abû Bekr war, wie wir sahen, von den angesehensten Mekkanischen Gefährten des Propheten zu dessen

„Stellvertreter" gewählt. Dieser hatte den Omar letztwillig zu seinem Nachfolger ernannt, der seine rechte Hand und auch neben Abû Bekr selbst der vertrauteste Freund und Rathgeber des Propheten gewesen war. Omar, der das Ideal eines muslimischen Herrschers darstellte, fand offenbar keinen seiner Genossen der Herrschaft ganz würdig. Er verfügte daher, daß nach seinem Tode fünf von den angesehensten alten Freunden Muhammed's darüber entscheiden möchten, wer von ihnen sein Nachfolger werden solle. Nach langen Verhandlungen einigte man sich auf Othmân. Dieser war allerdings einer der Allerersten gewesen, die Muhammed als Propheten anerkannten, und hatte nach einander zwei Töchter desselben zu Frauen gehabt; aber er gehörte zu den Omaijaden, einem der hervorragendsten Geschlechter im vorislâmischen Mekka, dessen Haupt, Abû Sufjân Jahre lang den Kampf gegen Muhammed und die Medînenser geleitet hatte. Die Vorliebe für die Geschlechtsgenossen steckt jedem echten Araber tief im Blut; auch der Prophet war davon nicht frei. Omar, der in vieler Hinsicht ein consequenterer Vertreter des Islâms war als Muhammed, ließ sich allerdings nicht den geringsten Nepotismus zu Schulden kommen, aber Othmân war ein schwacher Mann; er begünstigte seine Vettern übermäßig, und in Kurzem war eine Reihe der wichtigsten und einträglichsten Stellen in den Händen von Omaijaden, zum großen Theil tüchtigen, aber sehr weltlich gesinnten Leuten. Der gute Othmân war sich dabei gar nicht bewußt, etwas Unrechtes zu thun; aber viele seiner Unterthanen sahen die Sache anders an. Die gerechte Entrüstung einiger strengen Muslime, der tumultuarische Sinn des großen Haufens und besonders auch die Hetzereien dreier von jenen fünf Männern, welche nach Omar's Tode das Wahlcollegium gebildet hatten, Alî's, Talha's und Zubair's[1]), sowie Aîscha's, der ränkevollen Lieblingsgattin des Propheten, verursachten einen Aufstand, in welchem der greise Othmân getödtet wurde (17. Juni 656). Diese schwere That war ein böses Vorbild vieler späterer Schreckensscenen, der Beginn von blutigen Bürgerkriegen und folgenreicher Spaltungen. Die Mörder Othmân's riefen den Alî zum Chalifen aus; auch Talha und Zubair erkannten ihn an, brachen aber bald ihr Wort und traten ihm im Verein mit Aîscha entgegen. Diese Feinde warf Alî nieder, aber schon hatte sich ein bedeutenderer Widersacher gefunden, der kluge Moâwija, der Sohn des eben genannten Abû Sufjân, der seit langer Zeit Statthalter von Syrien war und dies Land wie ein Fürst beherrschte. Mehrere Jahre lang wurde mit Erbitterung gefochten. Moâwija trat als Rächer seines Vetters Othmân auf, wozu er als mächtiges Haupt der Familie nach altarabischen Anschauungen unzweifelhaft berechtigt, ja verpflichtet war; auch der Islâm hatte diese Auffassung nicht abgeschafft. Aber auf die Nachfolge des Propheten konnte allerdings der Sohn des Mannes, unter dessen Leitung die Heiden am Ohod und im Grabenkampfe gegen jenen gefochten hatten, keinen anderen Anspruch machen, als die unbedingte Anhänglichkeit seiner Truppen und die Ueberlegenheit seines Geistes. Auch Alî hatte kein Erbrecht, und die Proclamation durch die Mörder Othmân's war ein sehr zweifelhafter Rechtstitel; aber als Vetter, Liebling, Adoptiv- und Schwiegersohn Muhammed's durfte er immerhin

[1]) In den orientalischen Namen setze ich immer z für den weichen, ſ für den harten Zischlaut.

eher für den Vertreter der religiösen Interessen gelten als Moâwija, an dem übrigens der alternde Prophet gleichfalls Wohlgefallen gefunden zu haben scheint. Die überzeugungstreuen Muslime traten denn auch meistens auf Alî's Seite, vor Allen die Medînenser, die selbst oder deren Väter einst Muhammed's Schlachten geschlagen hatten und die nun von den lauen Muslimen aus Mekka immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurden. Die Hitze des Streites brachte zuerst die Anfänge der Anschauung hervor, daß Alî ein göttliches Recht auf die Herrschergewalt habe und daß eigentlich auch Abû Bekr, Omar und Othmân Usurpatoren gewesen seien. Die so denken, sind die eigentlichen Schiiten, die „Anhängerschaft" (schîa) Alî's. Die große Mehrzahl der Muslime erkennt dagegen zwar Alî's Recht gegen Moâwija an, hält aber die drei ersten Chalifen für durchaus rechtmäßig. In jenem Kampfe selbst haben übrigens auch viele gute Muslime zu Moâwija gestanden; ebenso finden wir solche auf Seiten seiner Nachfolger aus seiner Familie, während nach deren Sturze allerdings selten mehr ein Muslim gefunden wird, der Moâwija's Auftreten gegen Alî rechtfertigen möchte. In jenen Wirren trat nun aber auch noch eine neue, ganz radicale Partei auf, die allen Prätendenten das Recht abstritt und nur „dem Besten" die Herrschaft zuerkannte. Diese Leute, die Châridschiten (Chawâridsch „die Ausziehenden"), bildeten allerdings einen Grundgedanken des Islâms bis zur äußersten Spitze aus; sie hatten gewissermaßen Recht, aber auf solche Principien läßt sich kein Staat gründen, am wenigsten im Orient. Es waren Fanatiker, welche ihre Anschauungen mit der wildesten Energie durchzusetzen suchten und zum Theil eine bewunderungswürdige Ueberzeugungstreue bewährten; sie haben aber nur entsetzliches Elend verursacht und Nichts geschaffen. — Der Streit um das Chalifat ist längst, längst gegenstandslos geworden; aber noch immer spaltet er die muslimische Welt. Die geschichtliche Ueberlieferung über ihn ist sehr reich, aber vielfach parteiisch gefärbt. Sie ist dem Alî allzu günstig und zeigt den Moâwija nicht ganz in seiner Bedeutung. Sie läßt natürlich auch nur schwer erkennen, daß diese Kämpfe im Grunde doch nur der Streit um die Beute und eine anders gewandte Aeußerung desselben wildkriegerischen Sinnes sind, der kurz vorher Römer und Perser überwunden hatte. In älterer Zeit beurtheilte man aber oft noch etwas klarer, wie viel menschliche Leidenschaft, zum Theil recht niederer Art, bei diesen Bürgerkriegen wirksam war, trotz aller religiösen Schlagworte. Einem wahrhaft frommen Muslim mußte es ja schwere Bedenken erregen, zu sehen, wie unwürdig sich z. B. Talha, Zubair, Âischa und im Grunde auch Alî benommen hatten, während doch der Prophet ihnen Allen längst vorher versprochen haben sollte, daß sie in den Himmel kommen würden.

Alî war ein sehr tapferer Mann, vielleicht auch ein Feldherr, aber ohne rechte Einsicht, durchaus nicht zum Herrscher geboren. Er fiel (22. Januar 661) durch den Dolch eines von drei Châridschiten, welche sich verschworen hatten, die beiden Nebenbuhler und Amr, den mächtigen Statthalter von Aegypten, aus dem Wege zu räumen, um so eine freie Wahl möglich zu machen: die Anschläge auf Moâwija und auf Amr mißlangen aber. Jene Blutthat enthob den Alî der Demüthigung, noch selbst erleben zu müssen, wie dem klugen Omaijaden Alles zufiel. Nach dem Tode des Nebenbuhlers war die Bahn frei: Moâwija

nahm den Titel „Chalifa" an. Der unfähige Sohn Ali's, Hasan, unterwarf sich ihm ohne viel Sträuben gegen eine leidliche Abfindung. Der Statthalter von Syrien, der jetzt allgemein als Fürst der Gläubigen anerkannt ward, bewies gegen die strengen Muslimen alle Rücksicht; er trat äußerlich ganz als geistlicher Fürst auf, predigte z. B. Freitags in der Moschee wie der Prophet und die früheren Chalifen und wie es auch die Statthalter und Feldherren thaten: aber er war dennoch ein weltlicher Herrscher. Seine und seines Hauses Stütze waren „die Leute von Syrien", d. h. nicht etwa die alten Einwohner des Landes, sondern die dort angesiedelten arabischen Truppen. Die Omaijaden mußten daher auch Damascus, den wichtigsten Ort Syriens, als Hauptstadt behalten, obwohl es keinen religiösen Nimbus hatte wie Medîna, die Residenz des Propheten und seiner ersten Nachfolger, und zu weit nach Westen gelegen war, um von dort aus die Ländermassen im Osten gut zu überwachen. Die von Moâwija gegründete Herrschaft der Omaijaden hatte manchen Sturm zu bestehen. Die unkirchliche und gar frivole Haltung Einiger von ihnen erbitterte die Gläubigen und ermuthigte verschiedenartige Prätendenten, sowie die wilden Châridschiten immer wieder zu Aufständen. Solche Erhebungen führten dann zu blutiger Unterdrückung; Truppen der omaijadischen Chalifen entweihten zweimal die heilige Stadt Mekka (683 und 692), und die widerspenstigen Söhne und Enkel der treusten Kämpfer Muhammed's, der Medînenser, wurden von den Soldaten Jazîd's, des Sohnes Moâwija's, in ihrem Heimathsorte, der Stadt des Propheten, niedergemetzelt (28. August 683). Gegen eben denselben Chalifen, einen entschieden irreligiösen Mann, hatte sich auch der zweite Sohn Ali's, Husain, erhoben. Der Aufstand war, wie die meisten Alidischen, kopflos begonnen und weiter geführt und wurde mit leichter Mühe niedergeschlagen. Scheinbar war es gar kein wichtiges Ereigniß: aber wie die Menschen eine Sache auffassen, ist oft viel wichtiger als die Sache selbst. Schon auf die Zeitgenossen machte es einen tiefen Eindruck, daß so der Enkel des Propheten von den Schergen des gottlosen Chalifen umgebracht und sein blutiges Haupt (nach gemeinorientalischer Sitte) zur Schau gestellt war. Der unbesonnene Rebell Husain verwandelte sich in den Augen frommer Muslime in einen Märtyrer, und seine Glorie wuchs mit der Zeit. Der Ruf „Rache für Husain!" hat wesentlich zum Sturze des Omaijadenthrones beigetragen. Noch heute begehen die Schiiten den Todestag Husain's als ein Trauerfest, welches ihnen immer wieder tiefe Rührung und wilde Wuth erregt; noch heute ist ihnen Kerbelâ, wo er am 12. October 681 fiel, eine Stätte, fast so heilig wie Mekka und Medîna. Auch die nichtschiitischen Muslime erkennen in Husain einen heiligen Blutzeugen und halten den leichtlebigen Jazîd für das schwärzeste Scheusal. — Wenn die Herrschaft der Omaijadischen Chalifen durch die Feindschaft der strengen Muslime gefährdet ward, so schadete ihr vielleicht noch eben so viel der religiöse Eifer des einzigen wirklich frommen Mannes unter ihnen, des äußerst braven, aber beschränkten Omar II. (717—720), welcher nach Kräften den Korân zur Ausführung bringen und die Verfassung Omar's wiederherstellen wollte, natürlich aber nur große Desorganisation bewirkte.

So bedeutende Fürsten unter den Omaijaden waren, das Reich konnte zu keiner Festigkeit gelangen. Sie mußten fallen, als sie selbst und da-

mit die syrischen Truppen, auf die sie sich allein hatten stützen können, unter einander in Zwist geriethen und ein neuer, geschickterer Bewerber auftrat, die Familie der Abbâsiden. Die Abkömmlinge von Muhammed's Oheim Abbâs, der erst bei der Einnahme Mekka's zum Islâm bekehrt worden war und nie eine besondere Rolle gespielt hatte, lebten lange in Verborgenheit. Jetzt aber wußten sie sich den großen Apparat, den sich die Aliden zur Unterwühlung des Reiches geschaffen, nutzbar zu machen. Zweideutige Parolen, wie „das Recht des Hauses Hâschim", welchem sowohl Abbâs wie Alî angehörten, „das Recht der Familie des Propheten", wobei man ebensowohl an den Oheim wie an den Vetter und Eidam denken konnte, spielten da eine Hauptrolle; auch war die Rede von einer angeblichen Uebertragung des Erbrechtes durch einen Aliden an die Abbâsiden. Es gelang den Häuptern dieser Familie, einen großen Theil der Truppen im entlegenen Ostpersien (Chorâsân) für sich zu gewinnen, welche von Damascus aus nicht in fester Zucht gehalten werden konnten. Diese Truppen bestanden meist aus Persern, die zwar zum Islâm bekehrt, aber gegen die Araber nichts weniger als freundlich gesinnt waren; so auch ihr Führer, der gewaltige Abû Muslim. Auch die dortigen Araber hatten gewiß viel persisches Blut in den Adern und viel persische Anschauungen aufgenommen. Nach schweren Kämpfen siegten die Abbâsiden (750). Nur wenige Mitglieder des gestürzten Hauses entrannen dem entsetzlichen Blutbade. Einem von diesem glückte es aber, sich nach manchen Irrfahrten im fernen Spanien ein Reich zu gründen. Dort haben Omaijaden, die sich Anfangs bloß „Söhne der Chalifen" nennen ließen, später aber den Chalifentitel selbst annahmen, noch lange ruhmreich geherrscht.

Der Sieg der Abbâsiden machte dem rein arabischen und somit dem rein semitischen Staate ein Ende; es war zum großen Theil eine Reaction des persischen Elementes und eine Wiederherstellung der alten asiatischen Großreiche, deren Gefüge doch wenigstens etwas fester war. Nicht von ungefähr war es, daß gleich Anfangs der Sitz der Regierung dahin verlegt wurde, wo ihn die Achämeniden, Arsaciden und Sâsâniden gehabt hatten, in die Ebenen am unteren Euphrat und Tigris. Da erhob sich die stolze Chalifenstadt Bagdâd. Die Abbâsiden betonten äußerlich die Religion mehr als die Omaijaden, aber sie waren ebenso weltlich gesinnt. Dazu tritt bei ihnen vielfach ein sehr unerfreulicher Zug von Unredlichkeit zu Tage; waren sie doch nur durch eine grobe Täuschung auf Kosten der Aliden zur Herrschaft gelangt. Aber die ersten Generationen dieser Familie weisen mehrere sehr bedeutende Herrscher auf. Vor Allen ist der zweite, Mansûr (754—775) einer der größten, freilich auch einer der ruchlosesten Fürsten, die je ein großes Reich gelenkt haben. Er hat alle Aufstände der um ihr vermeintliches Erbe betrogenen Aliden unterdrückt, die Heerführer in strengem Gehorsam gehalten oder, wenn nöthig, beseitigt, für gute Verwaltung gesorgt und das Reich auf eine feste Grundlage gestellt. Unter seinem Enkel Hârûn arraschîd (786—809) hat das Chalifat unstreitig seine schönste Glanzzeit gehabt. Damals gehorchten dem Chalifen fast alle Länder vom Jaxartes und Indus bis zu den Säulen des Hercules. Die Araber hatten aufgehört, die Stütze des Reiches zu sein, aber die arabische Sprache hatte sich weithin ausgebreitet; sie war die Sprache der Religion, des Reiches, der Poesie und der neu erstehenden Wissenschaft. Am Tigris erblühte eine Cultur,

glänzender als unter den tüchtigsten Sâsâniden. Syrien und seine Nachbarländer befanden sich in besseren Verhältnissen als seit langer Zeit. Freilich war die Verwaltung nach unseren Begriffen gewiß recht mangelhaft; aber für den Orient hat man in der Hinsicht einen bescheidenen Maßstab anzulegen. Die christliche Bevölkerung war in Masse zum Islâm übergetreten. Der Wunsch, den Siegern rechtlich gleich zu stehen und weniger Steuern zu zahlen, war dazu gewiß ein sehr mächtiger Antrieb, aber nicht minder die Angemessenheit des Islâms für orientalische Bauern und Kleinbürger, zumal sich ja Gott durch den Erfolg selbst für ihn erklärt hatte. Die christlichen Kirchen des Orients haben niemals anhaltenden Eifer darauf verwandt, ihre Angehörigen zu erziehen und geistig zu heben; ihnen kam es immer mehr auf die Aeußerlichkeiten des Cultus, auf die Glaubensformeln und auf die Verdammung der Ketzer an. Man beachte besonders, daß auch die Mehrzahl der ostsyrischen Christen, der Nestorianer in den Tigrisländern, deren Väter durch die blutigen Verfolgungen der persischen Könige nicht zum Abfall gebracht werden konnten, zum Islâm übergetreten ist. Vielleicht ist dabei auch der Umstand von Einfluß gewesen, daß die Christen durch Annahme des priesterlosen Islâms von der Bevormundung und dem Druck ihres Clerus frei wurden. Im Ganzen haben Syrer, Kopten und andere orientalische Christen bei diesem Glaubenswechsel geistig nicht viel verloren. Allerdings hat der Islâm manche alte Culturverbindung abgeschnitten, dafür aber auch manche Keime neu geweckt. Directer Zwang zum Uebertritt ist nur sehr selten angewandt. Meistens war es den Machthabern sogar recht unangenehm, wenn die Christen scharenweise den Islâm annahmen, denn dadurch wurden sie die schwersten Steuern los und wurden somit die Staatseinnahmen in empfindlicher Weise geschmälert. Auch wurden die Christen nicht systematisch mißhandelt. Freilich mußten sie sich manche Bedrückung und Verhöhnung gefallen lassen; die großen und kleinen Herren, die schon von ihren muslimischen Unterthanen gern so viel erpreßten als sie konnten, fanden erst recht keine Veranlassung, die Ungläubigen zu schonen. Das ist nun aber einmal orientalische Weise überhaupt. Zanken durften sich die verschiedenen christlichen Kirchen nach wie vor, aber ernstlich verfolgen konnten sie einander nicht mehr. Jedenfalls lebte man leichter als Christ im Chalifenreich denn als christlicher Ketzer im byzantinischen. Aehnlich wie die Lage der Christen in den westlichen Ländern war die der Anhänger der alten persischen Religion im Osten, nur daß ihre rechtliche Stellung nicht so fest durch unzweideutige Koránstellen gesichert war. In einigen persischen Ländern scheint schon früh ein massenhafter Uebertritt zum Islâm vorgekommen zu sein, während sich in anderen, namentlich in der eigentlichen Persis, der nationale Glaube lange sehr zäh erhielt.

Das Sinken des Abbâsidischen Chalifats beginnt mit dem berühmten Mâmûn (813—833). Hârûn hatte thörichterweise das Reich letztwillig unter seine Söhne Amîn und Mâmûn getheilt, so jedoch, daß Jener Souverän und Chalif sein sollte. Natürlich führte das zu einem Bruderkriege. Nach furchtbaren Kämpfen verlor der unfähige Amîn, der von väterlicher wie von mütterlicher Seite ein Urenkel Mansûr's war, Thron und Leben durch die chorâsânischen Truppen Mâmûn's, den eine persische Sklavin geboren hatte. Das war ein neuer Sieg des Perserthums über das Araberthum. Durch diese Ereignisse, denen

noch weitere Wirren folgten, erlangten die Statthalter, welche die Heere ihrer Provinzen führten, und die Befehlshaber der Soldtruppen zum Theil eine bedenkliche Macht. Tâhir, dem Mâmûn hauptsächlich seine Erfolge verdankte, gründete sich ein, nur in loser Abhängigkeit vom Chalifen stehendes, Fürstenthum in der wichtigen Provinz Chorâsân und vererbte es auf seine Nachkommen. Mâmûn verstand es eben nicht, seine siegreichen Heerführer in ihre Schranken zu weisen oder aber zu vernichten, wie einst Mansûr. Daß er durch Gewissensbedenken daran verhindert sein sollte, wird man nicht glauben, wenn man sein Verfahren gegen den Aliden Mûsâ beobachtet. Um die noch immer mächtige schiitische Partei zu gewinnen, machte er nämlich dieser große Concessionen und that — schwerlich im Ernst — Schritte, jenem Mûsâ die Thronfolge zuzuwenden. Als er dabei aber auf den energischen Widerstand seines eigenen Hauses und der eigentlichen Anhänger desselben stieß, beseitigte er den armen Prinzen heimlich. Mâmûn hatte viel Sinn für Kunst und Wissenschaft und begünstigte die Uebersetzung griechischer wissenschaftlicher Werke in's Arabische. Aber dabei hatte er eine unglückliche Vorliebe für theologische Streitigkeiten.

Die Chalifen stützten sich fortan auf große Scharen von Söldnern aus fernen Ländern, namentlich türkischen; deren Führer waren die eigentlichen Herren des Reiches, sobald sie sich ihrer Macht bewußt wurden. Wie sehr der stolze Bau des Abbâsidischen Chalifats unterhöhlt war, zeigte sich auf einmal in fürchterlicher Weise, als der Chalif Mutawakkil auf Betrieb seines Sohnes von seinen Dienern ermordet und der Vatermörder Muntasir auf den Thron gesetzt ward (11. December 861). Jetzt war es um die Macht der Chalifen geschehen. Sie wurden der Spielball ihrer rohen Krieger. Die entfernteren Provinzen waren factisch unabhängig, oft selbst die benachbarten. Die Fürsten erkannten den Chalifen allerdings formell als ihren Souverän an, setzten seinen Namen auf ihre Münzen und ließen ihn an erster Stelle im Kirchengebet nennen; aber das waren Ehren ohne rechten Werth. Freilich haben einige Chalifen wieder wirkliche Macht erworben, aber dann nur als Beherrscher eines kleinen Staates. Theoretisch hielt man an der Fiction des islâmischen Gesammtreiches fest, aber dieses bestand längst nicht mehr. Die Namen Chalif, Fürst der Gläubigen, Imâm flößten immer noch einige Ehrfurcht ein; die theologischen Rechtslehrer verlangten, daß der Chalif wenigstens in geistlichen Sachen überall regieren und die Richterstellen besetzen solle: aber war schon theoretisch seine Stellung lange nicht die des Papstes, so war sie in Wirklichkeit gar nicht damit zu vergleichen. Der Chalif ist nie das Haupt einer wahren Hierarchie gewesen; der Islâm kennt ja kein Priesterthum, auf das er sich hätte stützen können. Im zehnten Jahrhundert erkämpften sich die Buiden, drei Brüder, die als arme Reisläufer aus dem kaum zum Islâm bekehrten Gilân (Südwest-Ecke des Kaspischen Meeres) ausgezogen waren, die Herrschaft über weite Länder und über Bagdâd selbst. Sie und ihre Nachkommen waren Schiiten und begünstigten eifrig ihre Glaubensgenossen. Sie dachten sogar daran, statt der Abbâsiden Abkömmlinge Ali's auf den Chalifenthron zu erheben und unterließen das nur, weil sie fürchteten, ein alidischer Chalif möchte auf ihre schiitischen Soldaten eine zu große Autorität ausüben und sich von ihnen unabhängig machen, während sie dieselben gegen die

Abbâsidische Puppe auf dem Stuhle Mansûr's zu jedem beliebigen Gewaltacte gebrauchen konnten.

III.

Jene Zeit sah überhaupt zum ersten Mal große Erfolge der Schiiten. Aus der ursprünglich politischen Partei war allmälig eine Secte oder vielmehr eine Reihe von Secten hervorgegangen. Die Lehre vom göttlichen Recht Alî's und seiner Nachkommen hatte sich unter fremden, christlichen und persischen, Einflüssen zu einer ganzen oder halben Vergötterung gesteigert. Im Anfang der Abbâsidenzeit lehrten Einige schon, daß Alî geradezu Gott sei, und wenn die meisten Schiiten das auch mit Entrüstung verwarfen, so glaubten sie doch an eine übernatürliche, göttliche Erleuchtung Alî's und seiner Nachfolger, der „Imâme", oder geradezu daran, daß Gottes Geist von einem zum anderen übergehe. Man träumte schon um 750 von der messianischen Wiederkehr eines der jetzt entrückten Imâme und verfluchte den Namen Abû Bekr's, Omar's und Aïscha's ärger als den der Omaijaden. Man verließ hier wie in anderen Stücken geradezu den Boden des Islâms; natürlich verbarg man sich das aber selbst, indem man das heilige Buch allegorisch umdeutete und der, allerdings vielfach verfälschten, Tradition („Sunna") der Rechtgläubigen („Sunniten") eine noch viel mehr verfälschte eigne Sunna entgegenstellte. Uebrigens führen vom einfachen, noch wesentlich islâmischen, Schiitismus manche Verbindungsglieder bis zu den seltsamsten heidnischen Secten hinüber, als deren Ausläufer noch heute z. B. die Drusen und die Nosairier existiren. Das erste wirklich schiitische Großreich war das der Fâtimidischen Chalifen, gestiftet (gegen 910) von Obaidallâh, einem wirklichen oder angeblichen Sprößling Alî's. Er verstand es vortrefflich, die Leichtgläubigkeit der Berbern zu benutzen, um Herr über weite Länder in Nordafrika zu werden. Seine Verbindungen reichten aber weit nach Asien hinein. Er und seine Nachfolger ließen es sich gefallen, von ihren intimen Anhängern als überirdische Wesen betrachtet zu werden. Ein Hofdichter sagt (um 970) von dem Fâtimiden, dem er dient, Dinge aus, welche der wahre Muslim höchstens vom Propheten selbst kann gelten lassen. So begreift man es einigermaßen, daß Einer von ihnen, und zwar der geradezu verrückte Hâkim (996—1021) von den Drusen als Gott verehrt wird. Während sich die Fâtimiden aber in ihrem eigentlichen Reiche, in welchem die Schiiten wohl nur die Minderheit bildeten, einige Reserve auferlegen mußten, ließen sie ihren Parteigenossen anderswo freie Hand. Die Karmaten in Arabien benutzten die Plünderungssucht der Beduinen zu ihren Zwecken, bedrohten den Sitz der Abbâsiden, überfielen die Pilgerkarawanen, drangen endlich sogar in Mekka ein während des Pilgerfestes, richteten ein fürchterliches Gemetzel an und entführten den schwarzen Stein der Kaaba (930). Das war der offene Bruch mit dem Islâm, der Fâtimidische Chalif desavouirte die Karmaten, aber sie hatten doch auf seine Weisung gehandelt, wie sie später (951) auf Weisung seines Nachfolgers den heiligen Stein gegen schwere Zahlung wieder zurückgaben. Nachdem die Fâtimiden Aegypten wieder erobert hatten (969), waren sie die mächtigsten Fürsten des Islâms, und es schien zuweilen, als wäre es auch äußerlich mit den Abbâsiden vorbei. Dazu regierten sie im Allgemeinen vortrefflich und brachten Aegypten zu großer Blüthe. Endlich verfielen aber auch sie dem gemeinen Geschick morgenländischer Dynastien; die

Abbâsiden erlebten den vollständigen Fall dieser ihrer schlimmsten Rivalen (1171) und genossen noch fast ein Jahrhundert lang das harmlose Vergnügen, auch in Aegypten im Kirchengebet als Fürsten der Gläubigen genannt zu werden. Schiitische Chalifen hat es von da an nicht wieder gegeben.

Für die Geschichte der islâmischen Völker sind die politisch-religiösen Streitigkeiten, welche sich um das Recht auf das Chalifat drehen, bei Weitem die wichtigsten. Daneben gab es aber eine Menge rein dogmatischer Kämpfe. Vor Allem bewegte auch den Islâm die alte und ewig neue Frage, ob und wie weit der Mensch in Bezug auf seine Absichten und Handlungen frei oder determinirt sei. Der Korân lehrt im Allgemeinen einen ziemlich groben Determinismus. Gott bewirkt nach ihm Alles, auch die Gesinnung der Menschen; er leitet, wen er will, und führt, wen er will, in die Irre. Aber schon sehr früh nahmen einige fromme Männer Anstoß an dem grausamen Gedanken, daß Gott so von vornherein eine Menge Menschen zur Sünde und zu ewiger Höllenqual bestimmt habe. Sie konnten nur dann Gottes Gerechtigkeit anerkennen, wenn er den Menschen die Freiheit der Wahl zwischen Gutem und Bösem lasse und die Vergeltung je nach dem Ausfall der Wahl bestimme. Sie fanden gerade im Korân Anhaltspunkte für ihren Glauben; denn Muhammed, der nichts weniger als ein consequenter Denker war, hat in seinen Offenbarungen auch gar oft den Menschen als frei aufgefaßt. Ein populärer Religionslehrer wird ja, wenn er auch zum Determinismus neigt, unwillkürlich immer wieder veranlaßt, die Zuhörer in solcher Weise zum Glauben und zur Tugend aufzufordern, als hätten sie ihre freie Selbstbestimmung. Die Leute, welche so lehrten, nannte man Kadariten. Schon sie mögen nicht ganz frei von christlichen Einflüssen gewesen sein. Systematischer verfuhren ihre Nachfolger, die Mutazila d. i. „Dissidenten". Diese bildeten eine stark rationalistisch angehauchte Schule, die mit Hilfe der griechischen Dialektik, welche den Arabern durch Vermittelung der Syrer Anfangs in spärlichem, später in reichem Maße bekannt ward, die rechtgläubigen Gegner zur Verzweiflung brachte. Mit besonderem Eifer widersetzten sie sich auch dem Satze, daß der Korân ungeschaffen sei. Dieses Dogma ist früh aufgekommen, sicher unter Einfluß der christlichen Lehre vom ewigen Worte Gottes, aber in offenbarem Widerspruch gegen die Grundsätze des Korâns selbst. Die Offenbarung ward angesehen als Gott inhärirend und somit gleich ewig wie er, und der Begriff der Offenbarung ward dann geradezu auf das geoffenbarte Buch ausgedehnt. In diesem Punkte waren die Mutazila im Grunde die Rechtgläubigen; es konnte aber nicht fehlen, daß Einige in der Hitze des Gefechts weiter gingen und vom Korân überhaupt etwas geringer dachten, als es einem Muslim zusteht. Der schöne Anfang eines wahren Fortschritts, der hierin lag, mußte aber im Islâm gar bald gehemmt werden. Die Schule der Mutazila hätte überhaupt kaum je größere Bedeutung gewonnen, wenn sie nicht von einigen der früheren Abbâsiden begünstigt wäre. Besonders nahm Mâmûn mit großem Eifer Partei für die Lehre, daß der Korân geschaffen sei. Daß er aber in dieser Hinsicht nicht etwa als „freisinnig" zu bezeichnen ist, ergibt sich daraus, daß er über die Theologen, welche sich offen zu der damals schon allgemein geltenden, entgegengesetzten Lehre bekannten, schwere Strafen verhängte. So auch seine Nachfolger bis auf Mutawakkil, der die Sache umkehrte und die

Ungeschaffenheit des Korâns einschärfen ließ. — Ein anderer Streit drehte sich um die Attribute Gottes. Der Korân gibt Gott in seinem naturwüchsigen Anthropomorphismus durchaus menschliche Eigenschaften, spricht auch von seinen Händen, von dem Thron, auf den er sich niederläßt u. s. w. Die ältesten Muslime faßten das auf, wie es geschrieben steht; später aber nahmen Manche Anstoß daran und suchten durch Umdeutung der Stellen auch für den Korân einen reineren Gottesbegriff zu gewinnen. Einige leugneten überhaupt alle Eigenschaften Gottes, da dieselben als gleich ewig mit ihm die Einheit Gottes aufheben und eine wahre Vielgötterei begründen müßten. Manche geben nur gewisse abstracte Qualitäten zu. Dagegen vertraten Andere geradezu die Körperlichkeit Gottes, also die crassesteste Vermenschlichung, die auch Muhammed verworfen haben würde. — Die Mutazila behielten wissenschaftlich so lange die Oberhand, bis Asch'arî (im ersten Drittel des zehnten Jahrhunderts), der in ihren Schulen gebildet war, die dialektische Methode in den Dienst der Orthodoxie nahm. Er hat das System der orthodoxen Dogmatik geschaffen. Allerdings stimmten die jüngeren Dogmatiker nicht in allen Stücken mit ihm überein, und Einigen galt er sogar wegen einiger Reste des Rationalismus als Irrgläubiger. Seit Asch'arî's Zeit ist in Bezug auf die genannten drei Streitpunkte die gemeine Lehre 1) Gott schafft die guten wie die bösen Thaten des Menschen; doch hat dieser dabei eine gewisse Selbstthätigkeit in ihrer Aneignung, 2) der Korân ist ewig und ungeschaffen. Einige behaupten das allerdings nur von der Urschrift des heiligen Buches im Himmel, Andere aber auch von den Wörtern und Buchstaben des Buches auf Erden, 3) Gott hat wirklich die ihm im Korân beigelegten Eigenschaften; man muß glauben, daß er Hand und Fuß hat, auf dem Throne sitzt u. s. w., aber es ist vorwitzig, über das Wie etwas wissen zu wollen. Was man nun auch gegen diese Lehren einwenden mag, wenigstens die erste und dritte entsprechen, und zwar eben in ihrem Mangel an Consequenz, ganz dem Korân. Die mutazilitischen wie andere rationalistische Regungen, die sich hier und da im Islâm zeigen, mögen unsere Sympathie herausfordern; aber sie stehen mit dem Wesen dieser derb supranaturalistischen Religion zu deutlich im Widerstreit, und es ist daher zu begreifen, daß sich später von dem Mutazila nur noch einzelne Nachwirkungen finden. Aber man muß sich überhaupt davor hüten, diesen Schulstreitigkeiten zu große Bedeutung beizulegen. Das muslimische Volk wurde von ihnen kaum berührt. Dasselbe gilt von anderen dogmatischen Differenzen, wenn sie nicht etwa auch eine politische Seite hatten, wie der Streit der Rigoristen, die jede schwere Sünde als „Unglauben" ansahen, der in die Hölle führt, und derer, welche dagegen die Gnade Gottes betonten: jenes war die Lehre der Châridschiten, welche Othmân, Alî, Âischa, Moâwija und zahlreiche andere „Gefährten" Muhammed's für Ungläubige erklärten, während die Gegner, mehr im Geiste des Propheten, das Urtheil über diese wie über Andere, die etwa Sünden begangen hätten, Gott anheimstellten.

Von weit größerer praktischer Bedeutung als die dogmatischen Secten sind die theologisch-juristischen Schulen. Das „Recht" umfaßt im Islâm auch alles Rituelle im weitesten Sinne. Das Recht gründet sich wie das Dogma auf Korân und Ueberlieferung, aber diese Rechtsquellen reichten nicht aus, oder waren

nicht immer deutlich, widersprachen sich auch wohl unter einander. So bildeten sich denn schon im 8. und 9. Jahrhundert verschiedene Schulen, deren Meister ihren Anhängern die Rechtsnormen bestimmten. Vier derselben haben schon früh alle anderen in Schatten gestellt. Davon ist die eine, die der Hanbaliten, jetzt fast ganz verschwunden, während sich die drei anderen, die der Hanefiten, Schâfiiten und Mâlikiten, in die Länder der Rechtgläubigen theilen. Das Recht der Schiiten weicht wieder von allen vieren ab. Jeder sunnitische Muslim ist verpflichtet, sich an die Vorschriften einer dieser vier Schulen zu halten. Dieselben greifen tief in's tägliche Leben ein, sind auf der anderen Seite aber wieder sehr doctrinär, indem sie oft mehr den idealen muslimischen Staat, wie er unter Omar war, voraussetzen, als die wirklichen Verhältnisse orientalischer Gewalt- und Raubwirthschaft.

Seit der Blüthezeit der Abbâsiden hatte unter den höher Gebildeten Freigeisterei bedenklich um sich gegriffen. Einige Dichter wagten es, mehr oder weniger deutlich, Grundlehren des Islâms, ja den Glauben an sich zu verspotten oder zu bekämpfen. Persische Schriftsteller thaten ihren Abscheu vor dem Araberthum in Prosa und Versen kund, und der nachdenkende Leser merkte, daß dieser Abscheu auch der arabischen Religion galt. Wie mochte man sich in solchen Kreisen erst mündlich ausdrücken! Die scholastischen Philosophen fanden sich zwar meist äußerlich mit dem islâmischen Dogma ab, und gewiß vielfach in gutem Glauben, aber die Theologen hatten sie doch mit Grund in scharfem Verdacht; der alte Heide Aristoteles, auf den sie sich stützten, paßt zum Islâm noch weniger als zum Christenthum. Allerlei, zum Theil recht wunderliche Ideen persischen und sonst fremden Ursprungs, die entschieden islâmisch waren, fanden zeitweise auch in der gebildeten Welt Anklang. Freilich wurde wohl einmal ein allzu kecker Freigeist oder Irrlehrer hingerichtet; aber im Allgemeinen ließ man die Leute reden und schreiben, wenn sie sich nur ein bischen muslimischen Anstrich gaben. Der Islâm kennt keine Inquisition und nimmt den, der sich äußerlich zu ihm bekennt, als Muslim an, wie zweifelhaft auch seine Gesinnung sein mag. So wurden sogar einzelne Männer, die entschieden unislâmisch dachten und lehrten, wie der berühmte Dichter Abul-Alâ al Maarrî (973—1057) vom Volke als fromm, ja heilig angesehen. Aber gerade hieraus erkennen wir, daß die Gefahr für den Islâm doch nicht allzu groß war. Solche Ideen beschränken sich auf sehr exclusive Kreise von Denkern und Dichtern oder über von Wüstlingen und starben immer bald wieder aus. In die breite Masse des Volks drang nichts davon, und auf dieser beruht die Kraft des Islâms.

Gefährlicher ward der Religion Muhammed's der Mysticismus der Sûfi's. Der ursprünglich bei dem Propheten selbst sehr lebendige Drang, sich zu casteien und zu grübeln, fand neue Nahrung, als seine Anhänger die benachbarten Christenländer eingenommen hatten, in denen solche angebliche Gottesverehrung nur zu sehr blühte. Das war alles echt semitisch, und bei dem Vorwalten des jugendlich energischen Elements im Islâm lag darin auch keine Gefahr, daß es entnervend auf ihn wirken möchte. Aber später verbanden sich persische und indische Ideen mit dieser Mystik. Die Sûfi's suchten sich in Gott zu versenken und gelangten zu der indischen Anschauung vom All-Einen, die sich mit dem Islâm

nicht verträgt. Mit indischer Systematik erdachte man sich Regeln des Verfahrens, um zur mystischen Ueberwindung der irdischen Schranken zu gelangen. Wer da meinte, ihm sei das gelungen, der durfte sich von den Vorschriften der positiven Religion lossagen, und oft genug ließ er auch das Sittengesetz fahren. Der von Haus aus wundergläubige Schwärmer, der sich in's All-Eine versenkt hatte, hielt sich leicht selbst für einen Wunderthäter und ward erst recht von seinen Anhängern dafür gehalten. Was sind die Schranken der Naturgesetze, die der Morgenländer doch nie anerkennt, für den, welchem der Sprung vom Endlichen zum Unendlichen gelungen ist? Die zartesten und die gröbsten Eigenschaften des Menschengeistes wirkten hier oft zusammen. Wir finden unter den Sûfi's tiefe Geister, großartige Schwärmer, wunderliche Phantasten, sensualistische Dichter, viele Narren und viele Betrüger. Die Systematik des Verfahrens, die gelernt werden sollte, und der Eindruck, den bedeutende Sûfi's durch ihre Persönlichkeit machten, führten zur Bildung von Schulen und Orden. Wir haben hier eine Art Mönchthum, allerdings ohne Ehelosigkeit und ohne ewiges Gelübde. Die Fakire oder Derwische (d. i. „Armen") leben von frommen Gaben oder Stiftungen, treiben aber auch oft ein bürgerliches Gewerbe. Sie halten regelmäßige ascetische Uebungen, meist recht seltsamer Art, ab, um zum Uebersinnlichen zu gelangen. Sie überreizen sich dabei die Nerven, erschöpfen Körper und Geist und verfallen in zeitweiligen Wahnsinn. So zarte Blüthen die sûfische Mystik auch hervorgebracht, so belebend sie auf die persische Poesie gewirkt hat: im Ganzen ist das Derwischwesen, das in fast allen islâmischen Ländern eine große Rolle spielt, ein Unheil. Die meisten Sûfi's glaubten übrigens, gute Muslime zu sein. Durch allegorische Auslegung fanden auch sie sich mit dem Korân ab. Nicht Viele werden klar erkannt haben, in welchem fundamentalen Gegensatz der pantheistische Gottesbegriff der Mystik zu dem starren Monotheismus des Korâns steht. Die große Menge der Derwische ist natürlich viel zu gedankenlos und oberflächlich, um den phantastischen Gängen der alten Meister zu folgen. Sie tanzen und heulen zu Gottes Ehren, wie man zu seinen Ehren betet. Das Volk sieht, namentlich im türkischen Reich einschließlich Aegyptens, die Derwische als die Stützen des Islâms an und ahnt noch weniger als diese selbst, wie unislâmisch die Ideen sind, auf denen ihr Wesen beruht. Die einfachen Grundsätze des Islâms selbst bleiben doch unerschüttert bestehen.

IV.

Gegen das Jahr 1000 sah es allerdings mißlich aus mit dem Islâm. Das Abbâsidische Chalifat war längst aller Bedeutung beraubt, die Kraft der Araber längst gebrochen. Es gab eine Menge großer und kleiner islâmischer Staaten; aber auch der mächtigste, der der Fâtimiden, war weit davon entfernt, dem Ganzen Halt geben zu können, zumal er schiitisch war. Wirklich gingen auch große Landstriche, die schon unter den ersten Chalifen erobert waren, wieder an die Byzantiner verloren, und diese drangen wiederholt tief in's Gebiet der Muslime ein. Da kam der Religion aber ein neues Element zu Hilfe, die Türken. Krieger aus Turkistân hatten längst eine Rolle in der Geschichte muslimischer Reiche gespielt, aber jetzt kam eine eigentliche Völkerwanderung von Türken. Sie drangen in großen Massen aus ihren hochasiatischen Sitzen vor und stürzten

sich, eben zum Islâm bekehrt, zunächst auf die persischen Länder. Diese Nomaden haben ungeheure Zerstörungen verursacht, blühende Cultur weiter Länder für immer zertreten und Nichts für die Bildung der Menschheit geleistet; aber die Religion Muhammed's haben sie mächtig gestärkt. Die rohen Türken nahmen den Glauben, der für ihre Geisteskräfte noch eben leidlich faßbar war, mit Eifer an und wurden nach außen hin seine wahren, oft fanatischen Vertreter. Sie gründeten das gewaltige Reich der Seldschuken und eroberten dem Islâm neue Gebiete im Nordwesten. Auch nach dem Zerfall des Seldschukenreichs blieben sie das Herrschervolk in allen seinen früheren Bestandtheilen. Wäre der kriegerische Sinn des Islâms nicht durch die Türken wieder aufgefrischt, so hätten die Kreuzfahrer vielleicht doch etwas mehr Aussicht auf dauernde Erfolge gehabt.

Aber gerade an die türkische Wanderung schloß sich eine andere an, welche dem Islâm verhängnißvoll zu werden drohte. Dschingizchan führte seine Mongolen und Türken in's Gebiet des Islâms (1220), sein Enkel Hulagu nahm (Januar 1258) seine Hauptstadt Bagdâd ein und machte dem Abbâsidischen Chalifat ein Ende. Die bestialischen Heiden waren Herren Asiens. Die Religion ließ sie gleichgültig. Schon wegen des Gegensatzes gegen die sie verwünschenden Muslime begünstigten sie allerdings gelegentlich die Christen, zumal es unter ihnen selbst Leute gab, die dem Namen nach Christen waren, aber natürlich hat das dem Christenthum nichts geholfen. Und bald änderte sich das Verhältniß. Der Islâm mit seinen einfachen Dogmen, seinem imponirenden Ceremoniell und seinem praktischen Wesen gewann auch diese Barbaren. Fünfzig Jahre nach der Einnahme Bagdâd's hatten die Mongolen, welche über Muslime herrschten, selbst den Islâm angenommen.

Durch die türkische Dynastie der Osmanen wurde der Islâm noch einmal der Schrecken der Christenheit. Der alte Traum der Eroberung Constantinopels und der völligen Zerstörung des „römischen" Reiches erfüllte sich (1453). Als Selîm I. Aegypten eingenommen hatte (1517), erklärte er sich zum Chalifen. Die ägyptischen Sultane hatten nach der Zerstörung Bagdâd's einen Sprößling der Abbâsidenfamilie zu sich genommen, dem sie den Titel Chalif ließen (1261), und solche Namenchalifen ohne jede Spur von Macht „regierten" dort bis zur Osmanischen Eroberung. Wie wenig sich aber die muslimische Welt um sie kümmerte, mag man daraus ersehen, daß der große Geschichtsphilosoph Ibn Chaldûn in der Einleitung zu seiner Weltgeschichte, in welcher er sehr ausführlich über das Chalifat, den geistlichen und den weltlichen Staat redet, dieses Scheinchalifat gar nicht einmal erwähnt. Mit der ungeheuren Macht des damaligen türkischen Reichs ausgerüstet, hatte das Chalifat aber wieder ein anderes Ansehn! Obwohl dem Sultan von Istambol eine Eigenschaft fehlte, welche fast alle rechtgläubigen Lehrer bei einem Chalifen für nothwendig gehalten hatten, nämlich die Herkunft vom Stamme Koraisch, erkannte man doch weithin den Anspruch der Fürsten an, deren Machtentfaltung jedes guten Muslims Herz mit Freude und Stolz erfüllte, zumal die heiligen Städte Mekka, Medîna und Jerusalem sie als ihren Herrn verehrten. Wirklichen Zuwachs an Stärke hat das Chalifat den osmanischen Sultanen übrigens nicht gegeben, und diese haben selbst im Ganzen nicht viel Werth darauf gelegt; führen sie doch auf ihren

Münzen weder den Titel „Chalifa", noch „Imâm", noch „Fürst der Gläubigen". Geistliche Macht über Muslime, die nicht ihre Unterthanen waren, haben sie nie besessen. Immerhin könnte es aber doch für das osmanische Reich bedenklich werden, wenn man einmal in Mekka und Medîna aufhörte, den Sultan im Kirchengebet als Oberherrn und Chalifen zu nennen, und das möchte wirklich geschehen, wenn er außer Aegypten auch noch Syrien verlöre. Für das (leider!) unaufhaltsam zusammenbrechende Reich kann eben auch die Wegräumung eines an sich schwachen Pfeilers der Autorität verhängnißvolle Bedeutung gewinnen. Scheint man doch bei den letzten Wirren in Aegypten schon mit diesem Gedanken gespielt und in Constantinopel dadurch Furcht erregt zu haben. Scherîfe von Mekka als Chalifen, wovon man wohl geredet hat, würden übrigens voraussichtlich eine klägliche Rolle spielen. Sie stammen zwar von Alî ab und haben somit theoretisch weit mehr Recht auf die Würde als der Osmane; aber ihr Gebiet ist klein und äußerst arm, und sie müßten von der Gnade anderer Fürsten leben. Zu bemerken ist noch, daß sich die Sultane von Marokko seit langer Zeit ebenfalls „Fürsten der Gläubigen" nennen und damit wenigstens für ihr Reich ausdrücklich auch die höchste geistliche Autorität in Anspruch nehmen.

Um dieselbe Zeit, wo die sunnitischen Osmanen ihre größte Macht errangen, ist aber auch für die Schîa ein mächtiges Reich gegründet. In Persien fiel die Lehre vom göttlichen Recht Alî's auf besonders günstigen Boden; persischen Einflüssen verdanken hauptsächlich die schiitischen Dogmen ihre Ausbildung. Es hat in persischen Ländern auch zu verschiedenen Zeiten kleinere und größere schiitische Staaten gegeben: aber erst durch die Gründung des Sefidenreichs (um 1500) ist Persien das eigentliche Land des Schiitenglaubens geworden; dadurch erhielten die Osmanen ein starkes Gegengewicht und wurde dem von der Türkennoth geängstigten Europa manche Diversion gemacht. Seit dem Untergang der Sefiden im vorigen Jahrhundert ist Persien immer tiefer gesunken. Volk und Staat sind noch weit schwächer als in der Türkei; aber der Schiitismus hat Persien in ausschließlichen Besitz genommen. Er ist so lebendig, daß er noch in unserer Zeit im Stande war, kräftige wilde Schößlinge zu treiben[1]). Der Gegensatz zwischen Schiiten und Sunniten, der schon im Erlöschen zu sein schien, ist durch dies neue persische Reich wieder sehr scharf geworden. Die Orientalen, die außerordentlich wenig Sinn für's Vaterland haben, besitzen um so mehr Eifer für ihre Religion. Bittrer Haß trennt noch immer die Perser von den muslimischen Nachbaren, Osmanen, Arabern, Uezbegen, Afghânen u. s. w., weil sich einst die Gefährten Muhammed's nicht über den Nachfolger des ermordeten Othmân einigen konnten! Uebrigens gibt es im südwestlichen Arabien auch noch gemäßigte Schiiten (Zaiditen), welche zwar den Alî für den wahren Erben des Propheten ansehn, aber weder auf einen Alidischen Messias hoffen, noch Abû Bekr und Omar verfluchen; diese unterscheiden sich kaum mehr von den Sunniten.

Der Islâm hat sich im Ganzen seit tausend Jahren wenig geändert. Die Ausbreitung des Mysticismus und des Derwischthums hat, wie wir sahen, den

[1]) S. Deutsche Rundschau, Band V (Februar 1879), S. 290 f.

Glauben der Menge nicht berührt. Allerdings ist dadurch dem Heiligen- und Wunderwesen neue Nahrung gegeben. Der Mystiker versenkt sich in Gott und ignorirt die irdischen Dinge; so ist das Volk nur zu sehr geneigt, den Betrüger, der ihm mit Unbefangenheit nachahmt und ihn scheinbar übertrifft, und den Wahnsinnigen, der sich in dieser Welt überhaupt nicht zurecht finden kann, für Heilige zu halten. Der Wunderglaube steckt dem Morgenländer tief im Blute; an religiösen Betrügern — meist betrogenen Betrügern — hat es dort nie gefehlt. Daß die Heiligen Wunder thun können, haben nur wenige Dogmatiker leise bestritten. So werden denn auch seit langer Zeit die wirklichen oder angeblichen Gräber von Heiligen als Gnadenorte verehrt. Sie bilden die Veranlassung zu Localculten und oft die Brutstätten des Fanatismus. Es ist nicht zufällig, daß jüngst eben am Begräbnißorte des gefeiertsten ägyptischen Heiligen, Seijid el Bedewi zu Tantâ, Greuel gegen Europäer verübt sind. Unter den heiligen Stätten dieser Art sind manche altchristliche, vielleicht selbst einige aus heidnischer Zeit. Natürlich knüpft sich an solche Orte leicht allerhand Schwindel, krasser Aberglaube und ganz unislâmisches Wesen. Allerdings ist kein Muslim verpflichtet, an so etwas zu glauben; eine verbindliche Heiligenliste gibt es nicht, und einzelne Gelehrte haben sogar die Berechtigung des ganzen Heiligencultus angefochten, wiewohl ohne Erfolg.

Da erhob sich aber gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts im Heimathlande des Islâms ein gewaltiger puritanischer Sturm gegen die eingerissene Abgötterei. Die Wahhâbiten, die Anhänger des Abdalwahhâb, brachten keine neue Lehre, sie waren durchaus rechtgläubige Muslime; aber sie verfuhren mit einer Strenge, die mehr an Omar als an den Propheten erinnert. Sie leugneten keineswegs, daß Muhammed der Gesandte Gottes sei; aber sie verabscheuten die übermäßige Ehre, die seinem Namen, seinen Wohnstätten und seinem Grabe gezollt ward. Die Verehrung der Heiligen verdammten sie als Götzendienst und zerstörten, wohin sie kamen, die Heiligengräber und Märtyrerstätten. Sie wollten nichts als den ursprünglichen Islâm wiederherstellen, machten z. B. mit dem gesetzlichen Verbote, Seide zu tragen, Ernst und verboten, im Einklange mit vielen gelehrten Theologen, das Tabakrauchen als Neuerung. Das Reich, das sie gründeten, war ein Abbild des ursprünglichen islâmischen: es einigte einmal wieder durch Zwang fast alle Bewohner Arabiens, ohne freilich durchsetzen zu können, daß sich die große Masse der Beduinen ernstlich mit religiösem Geiste erfüllte. Die Heere Muhammed Ali's von Aegypten brachen erst nach großen Anstrengungen die Macht der Wahhâbiten, nahmen ihnen die heiligen Städte Mekka und Medina wieder ab, die sie 1803 erobert hatten, und drangen bis in's Herz ihres Reiches (1814. 1815). Später nahm dieses wieder einen Aufschwung, aber nicht auf die Dauer; ein rein arabischer und noch dazu bloß auf den Korân gegründeter Staat kann nur durch ungewöhnlich tüchtige Regenten länger zusammen gehalten werden. Gegenwärtig ist das eigentliche wahhâbitische Reich ziemlich machtlos; es ist aber ersetzt durch das nördlich davon gelegene der Schammar, deren weithin gebietender Fürst, Ibn Raschîd, sich auch zum Wahhâbitismus bekennt, jedoch nicht mit dem Feuereifer der früheren. Eine Gefahr für Damascus und Bagdâd bilden die Wahhâbiten längst nicht mehr.

Diese Reform des Islâms ist auf Arabien beschränkt geblieben und wird auch da kaum sehr nachhaltig wirken. Aber mit Recht hat man es als sehr bezeichnend angesehen, daß diese jüngste rein semitische religiöse Bewegung bei aller Energie nichts Neues gebracht hat, sondern nur auf die Wiederherstellung des Monotheismus ausgegangen ist.

Seit längerer Zeit scheint der Islâm tief gedemüthigt. Auch die größten muslimischen Reiche sind kraftlos. In Asien, Afrika und Europa gehorchen Millionen von Muslimen christlichen Mächten. Aber man täusche sich nicht über die Lebensfähigkeit dieser Religion. Wie viel Katastrophen hat sie schon überstanden! Gleich nach ihres Stifters Tode stellte der Abfall der Araber ihr Dasein in Frage. Bald darauf erlebte sie den Uebergang des geistlichen Staates, der ihrem eigentlichen Wesen entsprach, in einen weltlichen. Ihr einheitliches Reich zerfiel und spaltete sich. In wilden Parteikämpfen zerfleischten sich die Muslime. Die Karmaten entführten den schwarzen Stein, das Palladium des Islâms, und hinderten Jahre lang die Pilgerfahrt, eine seiner wichtigsten Lebensäußerungen. Die heidnischen Mongolen zerstörten das Chalifat und herrschten lange über die Hälfte der islâmischen Länder. Statt den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen führen zu können, geräth jetzt ein muslimischer Staat nach dem andern mittelbar oder unmittelbar in deren Botmäßigkeit. Allein den Glauben, daß es keinen Gott gibt als Allâh und daß Muhammed sein Gesandter ist, diesen Glauben mit all seinen Consequenzen hat Nichts erschüttert. Aus der Balkanhalbinsel scheint der Islâm verdrängt zu werden, wie er einst aus Sicilien und Spanien weichen mußte; ob er in Asien und Nordafrika überall seinen Bestand erhalten kann, mag fraglich sein: aber auf den indischen Inseln breitet er sich aus, bei den mittelasiatischen Nomaden hat er sich gerade unter russischer Herrschaft befestigt, und im Innern Afrika's macht er Eroberung auf Eroberung. Hier bedeutet aber auch die Verbreitung des Islâms den Fortschritt aus tiefer Rohheit zu einer gewissen, wenn auch beschränkten und beschränkenden, Bildung und zur Verbindung mit Völkern, die im Mittelalter den Europäern an Cultur überlegen waren.

Und wenn die Religion unter den höheren Ständen der Türkei wohl einmal Gegenstand des Zweifels oder gar Spottes wird, mehr aus Frivolität als in Folge ernsten Nachdenkens, und wenn sich solche Erscheinungen bei den leichtsinnigen, geistreichen und gewissenlosen Persern noch viel häufiger zeigen, so ist doch der feste Glaube bei der ungeheuren Mehrzahl des Volkes noch ungebrochen. Ohne Zweifel zu empfinden, ruhig in Gottes Schickung ergeben, sieht der Muslim seine Reiche sinken. Aber wir müssen auch immer noch gewärtig sein, daß sich die Kraft des Glaubens in furchtbaren Ausbrüchen des Fanatismus bewähre. Haben uns die ägyptischen Ereignisse dieses Sommers wenig von todesmuthiger Thatkraft gezeigt, so liegt das an dem mattherzigen Sinne der Aegypter; eine große Erhebung in Syrien oder Kleinasien könnte den Europäern vielleicht mehr zu schaffen machen.

Die Anfänge der Universitätsverfassung.

Von

Professor **Dr. Behrend** [1]).

Das Wort Universität erweckt die Vorstellung einer geistigen Gemeinschaft. Das ideale Band, welches nach bekanntem Spruch alle Wissenschaften mit einander verknüpft, scheint nicht bloß in der Einrichtung der Hochschule sich zu verkörpern, sondern schon in ihrem Namen ausgeprägt zu sein. Eine universitas literarum zu sein, diese Aufgabe scheint den Universitäten schon durch ihre Bezeichnung gestellt zu werden. Aber wenngleich diese Vorstellung für die Universitäten ehrenvoll, in gewissem Sinne auch zutreffend ist, so darf man sich nicht verhehlen, daß sie in das Wort anderes hineinlegt, als wirklich darin enthalten ist. Die universitas literarum ist sprachlich wie historisch zurückzuweisen. Eher kann man sich die Universitas literaria gefallen lassen, die als Inschrift auf dem Gebäude der Berliner Hochschule prangt, allein auch diese Wortfügung, obwohl frühzeitig bezeugt, enthält im Grunde doch nur ein Wortspiel von zweifelhafter Berechtigung. In Wahrheit ist die universitas, die in unserer Universität steckt, das, was die Juristen eine universitas personarum nennen, d. h. ein zu einem Gesammtorganismus zusammengeschlossener Personenkreis, eine Corporation. Der corporative Charakter hat den Universitäten ihren Namen verliehen und bildet noch heute den Kern der deutschen Universitätseinrichtung.

Im Mittelalter hat sich fast das gesammte öffentliche Leben in genossenschaftlichen Verbänden bewegt. Einen Staat im heutigen Sinne gab es kaum. Einungen der verschiedensten Art durchkreuzten sich in bunter Mannigfaltigkeit, nach Außen sich abschließend, nach Innen auf einer selbstgegebenen Verfassung, auf einer selbständigen, durch die Vorstände der Genossenschaft gehandhabten Verwaltung und Gerichtsbarkeit beruhend.

---

[1]) Rede bei der Uebernahme des Rectorats der Universität Greifswald, am 15. Mai 1882. — Der Herr Verf. begleitet seine Publication mit folgenden Zeilen: „Auf vielfach mir geäußerten Wunsch übergebe ich die nachstehende Rede der Oeffentlichkeit. Der Kenner der Universitätsgeschichte wird in derselben nichts Neues finden; weiteren Kreisen mag sie einen allgemeinen Einblick in die Grundlagen der interessanten, noch immer genauerer Durchforschung werthen Entwickelung darbieten, aus welcher unsere Universitätsverfassung hervorgegangen ist. Es wäre leicht gewesen, die einzelnen Sätze der Darstellung weiter im Detail auszumalen, ebenso sie mit Citaten zu begleiten. Ich habe mich jener Ausführungen schon mit Rücksicht auf die mir zu Gebote stehende Zeit enthalten müssen; auch die Citate unterlasse ich, um hier den Raum nicht zu sehr anzuschwellen. Andererseits mochte ich nichts Wesentliches ändern und habe auch die speciellen Beziehungen auf die Universität unserer guten Greifenstadt, der ältesten Hochschule Preußens, am Schluß der Rede nicht streichen mögen.

Greifswald, August 1882."

Von diesen Verbänden haben sich wenige bis auf unsere Tage zu erhalten vermocht. Die meisten sind verknöchert und abgestorben, manche fristen ein kümmerliches Dasein. Nothwendig mag diese Entwickelung gewesen sein; erfreulich ist sie gewiß nicht und wir heißen die Bestrebungen willkommen, die auf die Wiederbelebung corporativen Geistes gerichtet sind. Aber man darf nicht außer Acht lassen, daß, wo es gilt, abgerissene Fäden wieder aufzunehmen, stets Experimente von ungewissem Erfolge gemacht werden müssen.

Auch die Universitäten haben Zeiten des Siechthums durchzumachen gehabt. Nicht alle haben die Probe der Jahrhunderte glücklich bestanden; manche anfänglich mit hochgespannten Erwartungen begrüßte Stiftungen sind im Lauf der Zeit wieder zu Grunde gegangen. Aber im Ganzen hat sich die Entwickelung der deutschen Hochschulen bis auf die Gegenwart nicht in ab-, sondern in aufsteigender Linie bewegt. Von den im 14. und 15. Jahrhundert errichteten blüht ein großer Theil noch in unseren Tagen kräftig fort; an die Stelle der abgestorbenen sind neue lebensvolle Schöpfungen getreten. Nicht bloß als Lehranstalten, sondern auch vermöge ihrer corporativen Verfassung sind sie ein kostbares nationales Gut, um welches uns das Ausland mit Recht beneidet.

Die Geschichte des deutschen Universitätswesens setzt sich zusammen aus der Geschichte der deutschen Universitäten. Jede von ihnen hat ihren eigenthümlichen Antheil an der großen geistigen Arbeit, an dem mühevollen Ringen um Wahrheit und Freiheit, auf welches sich der Ruhm der deutschen Wissenschaft gründet. Wie in der Theilnahme an den wissenschaftlichen Bestrebungen, so nimmt aber auch in der Verfassungsentwickelung fast jede deutsche Hochschule eine besondere Stelle ein. In der Mannigfaltigkeit die Einheit, dies Symbol der deutschen Geschichte, trifft für die deutsche Universitätsgeschichte ganz besonders zu.

Nicht auf diese Einzelheiten will ich hier eingehen, wohl aber die Elemente darlegen, aus denen die deutsche Universitätsverfassung hervorgegangen ist. Dazu ist es freilich nöthig über Deutschland hinauszugreifen.

Ein französischer Naturforscher sagt von der Erkenntniß der natürlichen Welt: „Wir folgen den Ringen einer unendlichen Kette. Wenn wir uns an sie halten, können wir wohl von einem Ring zum anderen gelangen, aber der Punkt, von dem die Kette herabhängt, liegt nicht im Bereich unserer schwachen Hände." Auch historischen Erscheinungen gegenüber ist vielfach eine ähnliche Bescheidung geboten. Der erste Keim großer geschichtlicher Entwickelungen ist meist ebenso in Dunkel gehüllt wie der Beginn des natürlichen Lebens. Wir sehen die Bewegung der Geister wachsen, abnehmen, ersterben. Aber selten vermögen wir ihre Entstehung wahrzunehmen.

Auf drei Ausgangspunkte führen nicht bloß die deutschen, sondern alle Universitäten der Welt zurück, auf Salerno für die Medicin, auf Bologna für die Jurisprudenz, auf Paris für die Theologie und Philosophie. Ein bestimmter Anfang der Universität läßt sich indeß für keine dieser drei Städte angeben. Die Salernitanische Schule weist auf orientalischen Ursprung hin, über ihre älteste Einrichtung sind wir nur unvollkommen unterrichtet. Dagegen sind die Verfassungen der Universitäten von Bologna und noch mehr der von Paris auch für das deutsche Universitätsleben von größter Bedeutung geworden.

In Bologna beruhte die Universität auf der Rechtsschule, in welcher die

wiedererwachende Beschäftigung mit dem Römischen Recht eine Stätte fand. Als äußeren Anstoß zur Wiederaufnahme des Rechtsstudiums bezeichnet die Sage, daß ein Theologe bei der Erklärung von Matth. 10 V. 29: „Nonne duo passeres asse veneunt, Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig", — sich Behufs der Interpretation des Wortes as an den Grammatiker Irnerius gewendet habe. Dieser sei hierdurch zu dem Studium der römischen Rechtsquellen, in denen das Wort as häufig vorkommt, geführt worden. „Propter quod verbum venit Bononiae studium civile. Durch dieses Wort ist in Bologna das Rechtsstudium aufgekommen", sagt ein späterer Glossator.

Diese Sage ist nicht ohne tiefere Beziehung, historisch aber ist an ihr nur der Name des Irnerius, der zu Anfang des 12. Jahrhunderts urkundlich bezeugt wird als Sachwalter im Hofgericht der Markgräfin Mathilde, dann als königlicher Hofrichter in der unmittelbaren Umgebung des Königs. Er wird zwar auch Grammaticus genannt, indeß hat das Wort in jener Zeit eine viel allgemeinere Bedeutung. Seine Lehrthätigkeit, die ebenso wie die seiner Nachfolger vorzugsweise in dem Glossiren der justinianischen Rechtssammlungen bestand, hängt mit ähnlichen dem lombardischen und römischen Recht gewidmeten Bestrebungen zusammen, die sehr weit zurückreichen. Es ist hier nicht auseinander zu setzen, weshalb die Glossatorenschule so große Erfolge erzielte: bekannt ist, daß ihr Ruhm sehr bald Europa erfüllte und daß von diesseits und jenseits der Alpen Tausende von Scholaren in Bologna zusammenströmten.

Das erste auf die Verfassung der Schule bezügliche Gesetz war ein Privileg Friedrich's I., welches den fremden Scholaren Schutz verlieh und eine eigene Gerichtsbarkeit für sie festsetzte. In Bezug hierauf war bestimmt, daß die Scholaren, wenn sie verklagt würden, nach ihrer Wahl entweder vor dem Bischof oder vor ihrem Lehrer zu Recht stehen sollten. Also neben der geistlichen eine Jurisdiction des Professors über seine Zuhörer und zwar sowohl in Civil- wie in Criminalsachen. Die nothwendige Folge dieser Bestimmung war eine Sonderung der Scholarengemeinschaft von der Stadtgemeinde, deren Gericht durch die städtische Obrigkeit gebildet wurde.

Universitas heißt die Gesammtheit der Scholaren in diesem Gesetz noch nicht und ebenso wenig hat sie ein gemeinsames Haupt. Erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts treffen wir einen rector universitatis. Gleich bei der ersten Erwähnung desselben tritt der Punkt, der für die Bononische Universitätsverfassung charakteristisch ist, in helles Licht. Es handelt sich um einen Streit über die Wahl des Rectors. Die Scholaren nehmen das Recht in Anspruch, den Rector zu wählen. Dies wird ihnen von den Doctoren bestritten. Den Meistern, sagen letztere, nicht den Lernenden komme es zu, das Haupt der Genossenschaft zu kiesen. So geschehe es in den Zünften der Handwerker, ebenso auch in der Schule von Paris. —

Der Streit wurde bis vor den Papst gebracht. Dieser aber hat sich sehr entschieden auf die Seite der Scholaren gestellt. Alle diejenigen, welche die von den Scholaren erwählten Rectoren mißachten, werden von ihm mit dem Bann bedroht.

Wenn bisher von einer Universität die Rede war, so ist dies nicht ganz genau. Soweit unsere Nachrichten zurückreichen, gab es in Bologna zwei lands-

mannschaftlich gesonderte Universitäten, die der cismontani und die der ultramontani. Zu ersterer hielten sich die Italiener und die südeuropäischen Nationen, zu letzterer Alle, die jenseits der Alpen zu Hause waren. Beide waren lediglich Juristenuniversitäten. Erst später kam eine universitas der Artisten, in der auch die Mediciner untergebracht wurden, und eine universitas der Theologen hinzu.

Diese vier Körperschaften bestanden getrennt neben einander, unter verschiedenen Rectoren. Im 15. Jahrhundert erfolgte eine Vereinigung der beiden Juristenfacultäten, dagegen scheint eine Verschmelzung mit den universitates der Artisten und den Theologen während des Mittelalters nicht stattgefunden zu haben. Nicht bloß die ultramontani und citramontani sonderten sich nach der Herkunft, sondern es fand innerhalb der Universitäten eine weitere Scheidung nach Nationen statt. Die citramontani zerfielen in 17, die ultramontani in 18 Nationen. Die Nationen hatten ebenfalls einen corporativen Charakter, sie waren die Glieder, aus denen der Gesammtverband zusammengesetzt war.

Unter den Nationen der Ultramontanen war die deutsche weitaus die bedeutendste. Schon im 13. Jahrhundert ward ihr zugestanden, daß der Rector alle fünf Jahr aus ihr entnommen werden müsse. Auch sonst genoß sie besondere Vorrechte. Die acta nationis Germanicae, deren Herausgabe angeregt zu haben ein Verdienst des verewigten Bruns ist, werden voraussichtlich sowohl für die Universitätsgeschichte wie für die Geschichte der Reception des römischen Rechts in Deutschland von größtem Belang sein.

Die Verfassung der Universitäten war im Ganzen ein Abbild der italienischen Stadtverfassung. Gleich den meisten italienischen Republiken war die Universität ein demokratisch organisirtes Gemeinwesen. Die Nationen, in deren Versammlungen alle Scholaren stimmberechtigt waren, wählten die consiliarii, die in Gemeinschaft mit dem Rector den Senat bildeten. Der Rector wurde jährlich erwählt von eben diesem Senat, dem zu diesem Behuf noch einige von der Gesammtheit bestellte Wähler hinzutraten.

Der Rector war das Oberhaupt der universitas mit ausgezeichneter Rangstellung. Seit dem 15. Jahrhundert führt er den Titel Magnificus, das Prädicat des italienischen podesta. Lehrer wie Lernende mußten ihm Gehorsam geloben; er übte eine mit der der Professoren concurrirende, diese bald in den Hintergrund drängende Gerichtsbarkeit aus.

Die Wählbarkeit zum Rector stand allen Scholaren zu. Bei den Juristen wurde verlangt, daß der Erwählte im Besitz der niederen Weihen, 25 Jahr alt, in jeder Hinsicht ledig, d. h. weder durch ein Ordensgelübde gebunden, noch verheirathet sei und mindestens fünf Jahre lang auf eigene Kosten die Rechtswissenschaft studirt habe. Eine wissenschaftliche Qualification, insbesondere die Erlangung eines akademischen Grades, war nicht erforderlich.

Wenn die hier geschilderte Herrschaft der Scholaren über die Corporation fremdartig anmuthet, so wird das Auffällige dieser Erscheinung durch zwei Erwägungen gemildert. Einerseits dadurch, daß die der Universität Angehörigen häufig in weit höherem Lebensalter standen und viel länger im Verbande derselben verblieben als unsere Studirenden. Sodann kommt in Betracht, daß scholaris nicht den Schüler, sondern den zur Schule Gehörigen bezeichnet, mithin auch die Graduirten umfaßt, welche selbst als Lehrer fungirten. Daher hatte

denn doch bei der Wahl zum Rector das Ansehen, welches Gelehrsamkeit und akademische Würden verliehen, Raum sich Geltung zu verschaffen. Nur war auch der Schüler nicht ausgeschlossen, der den gesetzlichen Bedingungen entsprach, wenn ihn hohe Geburt oder andere Gründe der Auszeichnung werth erscheinen ließen.

Als Ergebniß der bisherigen Darstellung möchte Folgendes festzustellen sein: 1) Die universitas war eine freie Genossenschaft. Sie wurde zwar von Kaiser und Papst mit mannigfachen Privilegien ausgestattet, aber zusammengebracht und zusammengehalten wurde sie nicht durch diese Privilegien, sondern durch die selbstgeschaffene Organisation.

2) Universitas bezeichnet die Genossenschaft der Scholaren, nicht der Lehranstalt. Letztere wird studium oder studium generale genannt. Der zweite Ausdruck weist nicht auf den umfassenden Kreis der Lehrgegenstände, sondern darauf hin, daß die in Bologna verliehenen Grade in der ganzen Welt Anerkennung finden sollten. Es ist dies einer der Punkte, auf die sich die päpstlichen Privilegien erstreckten, das Privileg de docendo hic et ubique.

Ich muß es mir versagen auf die Lehreinrichtung näher einzugehen. In dieser Hinsicht mag die Bemerkung genügen, daß zwar seit dem 13. Jahrhundert fest besoldete, von den Scholaren angestellte Lehrer vorkommen, daß diese aber weder die einzigen noch die angesehensten Lehrer waren. Die weltberühmten domini, um welche sich die Masse der Lernbegierigen sammelte, waren Männer, die ohne Amt eine freie Lehrthätigkeit übten. Für ihre Honorirung wurde durch Collecten gesorgt, die in den Hörsälen auflagen. Diese Einkünfte waren allerdings manchmal precär. Scholares non sunt boni pagatores, quia volunt scire sed nolunt solvere[1]), klagt ein Rechtslehrer in seiner Schlußvorlesung. In neuerer Zeit soll sich das an einzelnen Hochschulen nahezu umgekehrt verhalten.

Nach dem Muster von Bologna sind mit Ausnahme Neapels, einer Stiftung Friedrich's II., alle italienischen Universitäten des Mittelalters, ebenso die spanischen und ein Theil der französischen errichtet worden. Nicht so die bedeutendste Universität Frankreichs, deren Ruhm dem von Bologna gleichkam, deren Einfluß auf die Entwickelung der Universitätsverfassung noch erheblicher war als der der italienischen Hochschule.

Die Universität von Paris liebte es sich die älteste Tochter des Königs zu nennen und ihren Ursprung auf Karl den Großen zurückzuführen. Das ist eine Fabel. Die Bemühungen Karl's um das Schulwesen haben in Paris keine Spuren hinterlassen. Wohl aber war schon seit dem 10. Jahrhundert die Hauptstadt Frankreichs der Sitz wissenschaftlicher Bestrebungen auf dem Gebiet der scholastischen Philosophie und der Theologie. Im 11. Jahrhundert wurde sie durch Wilhelm von Champeaux und noch mehr durch seinen berühmteren Schüler und Gegner Abeilard zu einem geistigen Mittelpunkt des Abendlandes. Nach den Darstellungen der Zeitgenossen erscheint Abeilard als ein echter Vertreter französischen Geistes. Glanzvoll in seinem äußeren Auftreten, gelehrt, witzig, dialektisch geschult, Herr der Phrase, übte er eine außerordentliche Anziehungskraft. Auch nachdem er sich in das Kloster von Cluny zurückgezogen, wirkte sein Beispiel fort. Jüngere und ältere Männer drängten sich dazu, in den Pariser

[1]) Die Scholaren sind schlechte Zahler; sie wollen lernen, aber nicht bezahlen.

Schulen zu lehren. Unter ihnen mag namentlich Petrus Lombardus genannt werden, Bischof von Paris um die Mitte des 12. Jahrhunderts, dessen liber sententiarum während des ganzen Mittelalters die Grundlage des theologischen Unterrichts gewesen ist.

Die berühmtesten Schulen von Paris waren die Domschule von Notre Dame auf der Seineinsel und die auf dem linken Seineufer, nördlich von St. Geneviève, dem heutigen Pantheon belegenen Schulen. Letztere waren einst die Hauptstätte von Abeilard's Wirksamkeit gewesen, in ihnen wurde von den sieben freien Künsten vorzugsweise die Dialektik gelehrt, während die Schule von Notre Dame hauptsächlich theologischen Unterricht pflegte. Aus der Verbindung dieser Schulen ist die Körperschaft hervorgegangen, die seit dem 13. Jahrhundert universitas Parisiensis genannt wird. Wann die Vereinigung stattgefunden, wissen wir nicht; im Jahre 1200 bestand sie bereits.

Im Gegensatz zu Bologna war die Universität von Paris von jeher eine Zunft der Meister, nicht eine Genossenschaft, in der alle Scholaren gleichberechtigt waren. Sie heißt zwar in amtlichen Actenstücken universitas magistrorum et scholarium Parisiis studentium [1]). Indeß waren nur die ersteren stimmführende Mitglieder der Corporation; ja in wichtigeren Universitätsangelegenheiten hatten nur die magistri regentes, d. h. die wirklich lehrenden Meister mitzusprechen. Hier galt also das, was in Bologna die Doctoren mit Unrecht prätendirten.

Bestand hierin eine fundamentale Verschiedenheit der beiden Universitätsverfassungen, so war doch andererseits eine gewisse Aehnlichkeit insofern vorhanden, als auch die Pariser Universität einen aus mehreren Körperschaften zusammengesetzten Föderativstaat darstellt. Neben den Nationen aber macht sich hier ein in Bologna unbekanntes Element geltend: die Facultäten.

Facultas ist zunächst die Befähigung zum Lehren, dann in abgeleitetem Sinn ein Lehrfach, in weiterer Uebertragung die Gesammtheit von Lehrern desselben Faches. Die Veranlassung zur Entstehung der Facultäten in letzterem Sinn, d. h. dazu, daß die Lehrer desselben Faches sich zu Corporationen verbanden, lag in dem Verhältniß der Pariser Universität zur kirchlichen Behörde. Die licentia docendi war von dem Kanzler von Notre Dame, theilweise auch von St. Geneviève zu gewähren. Ursprünglich konnten dieselben hierbei nach freiem Ermessen verfahren. Die Willkürlichkeiten und Mißbräuche, die sich dabei einschlichen, bewirkten, daß sich die Lehrer zusammenschlossen, um ihre Interessen zu wahren und insbesondere eine Mitwirkung bei der Prüfung der Candidaten zu erlangen. Letztere wurde ihnen durch förmliche Concordate in der Weise eingeräumt, daß ihnen die Ernennung der Examinatoren ganz oder zum Theil überlassen wurde und daß der Kanzler sich verpflichtete, die von diesen als würdig befundenen Candidaten zu promoviren.

Die Facultätseintheilung stimmt im Wesentlichen durchaus mit der heute üblichen überein. Die unserer philosophischen entsprechende Artistenfacultät hieß die untere, weil sie die Grundlage der Fachbildung darbot; nach der Zahl der Lehrer und Schüler wie vermöge ihres Einflusses auf den Gesammtorganismus war sie weitaus die bedeutendste. Den drei oberen Facultäten standen Decane

[1]) Die U. der Lehrer und Schüler, welche in Paris studiren.

vor, das durch indirecte Wahl bestimmte Haupt der Artistenfacultät war alle Mal zugleich Rector der Universität.

Nächst der Artistenfacultät war die zu ihr in engen Beziehungen stehende theologische Facultät das hervorragendste Glied der universitas. An äußerer Macht war sie ihr überlegen. Es braucht nur daran erinnert zu werden, welches Gewicht die Pariser Theologen bei allen kirchlichen Zeitfragen in die Wagschale zu legen vermochten, wie einflußreich ihre Stimme auf den Concilien gewesen ist.

Von einer juristischen Facultät läßt sich nur uneigentlich sprechen. Richtiger ist die Bezeichnung facultas decretorum oder decretistorum. d. h. des kanonischen Rechts, wie sie auch officiell genannt wird. Anfänglich wurde zwar auch römisches Recht in Paris gelehrt, allein dieser Unterricht war niemals von großer Bedeutung gewesen und verlor dieselbe vollends, seitdem die kirchliche Gesetzgebung dem Studium des Civilrechts durch die Geistlichen entgegentrat. Honorius III. untersagte im J. 1220 der Pariser Universität alle Vorlesungen über römisches Recht, hat aber damit im Grunde nur einen bereits bestehenden Zustand sanctionirt. Die Pariser juristische Facultät erscheint hiernach während des Mittelalters gewissermaßen als ein Anner der theologischen: sie gewährte den Theologen die für praktische Geschäfte nothwendige Vorbildung. Das kanonische Recht wird geradezu die Praxis der Theologie genannt.

Auch die medicinische Facultät nahm nur eine untergeordnete Stellung ein. Wenig zahlreich ist sie im Mittelalter niemals zu großer Blüthe gelangt. Das altberühmte Salerno und neben ihm Montpellier blieben die Hauptanziehungspunkte für die Mediciner. Von den Mitgliedern der Pariser medicinischen Facultät wird besonders gerühmt, daß sie sehr gewissenhafte Beobachter ihrer Statuten gewesen seien, während die übrigen Facultäten es in dieser Hinsicht leichter genommen haben sollen.

Der Unterschied der Nationen war für die drei oberen Facultäten ohne Bedeutung. Nur die Artistenfacultät zerfiel in vier große, wiederum nach Provinzen geschiedene Landsmannschaften: die normannische, die französische, die picardische und die englische Nation. Die Namen dieser Nationen waren ziemlich willkürlich gewählt, so gehörten zur französischen Nation auch Italiener und Spanier, zur picardischen die Niederlande, zur englischen nicht nur Schottland, sondern auch Ober- und Niederdeutschland. Seit dem Beginn des 15. Jahrh. tritt übrigens an die Stelle der englischen die Bezeichnung deutsche Nation.

Die drei oberen Facultäten und die vier Nationen der Artistenfacultät standen sich im Wesentlichen als unabhängige Körperschaften gegenüber. Als Gesammtorganismus trat die Universität nur in wenigen Beziehungen hervor. Als solcher stand sie, wie erwähnt, unter dem Rector der Artistenfacultät, dessen Consilium die Decane der drei übrigen Facultäten und die Procuratoren der vier Nationen bildeten. Zur Zuständigkeit dieses engeren Rathes gehörten namentlich Disciplinarsachen.

Früh ist die Frage aufgeworfen worden, ob die Universität von Paris in ihrer Gesammtheit als geistliche oder als weltliche Corporation anzusehen sei. Für das Mittelalter ist dieselbe gewiß in ersterem Sinn zu beantworten. Es ergibt sich dies schon daraus, daß, wie hervorgehoben, die Promotionen, und zwar in allen Facultäten, durch den geistlichen Kanzler erfolgten und daß die

hierbei den Facultäten zugestandene Mitwirkung doch eben nur auf einem Zugeständniß der Kirche beruhte. Sodann zeigt sich der geistliche Charakter an der Gerichtsbarkeit über die Universitätsangehörigen, die, abgesehen von Disciplinarsachen dem bischöflichen Gericht zustand. Erst später sind Aenderungen hierin eingetreten. Ebenso spricht hierfür, daß mit Ausnahme der theologischen die Facultäten zwar auch Laien zugänglich waren, daß aber in allen Facultäten die Verpflichtung des Cölibats bestand.

Trotz des geistlichen Charakters haben es aber die Päpste sehr wohl zu würdigen verstanden, daß nur eine unabhängig gestellte Corporation ihnen eine Stütze zu gewähren vermöchte. Die päpstliche Politik war stets darauf gerichtet, für die Privilegien der Universität, selbst den kirchlichen Oberen gegenüber einzutreten und sie ernannten eigene Conservatoren zur Aufrechthaltung derselben. Als Beleg hierfür mag ein Hergang angeführt werden, der zugleich einen nicht unwichtigen Abschnitt in der Pariser Universitätsgeschichte bildet. Ein äußeres Zeichen corporativer Selbständigkeit war der Besitz eines eigenen Siegels, da die Universität, so lange sie ein solches nicht besaß, alle ihre Urkunden durch den Kanzler ausfertigen lassen mußte. Im Jahre 1225 ließ sie ein solches herstellen. Der Kanzler protestirte hiergegen und der in Paris anwesende Cardinallegat entschied gegen die Universität. Ihr Siegel wurde zerschlagen. Darüber entstand ein blutiger Aufstand des lateinischen Viertels, der mit der Flucht des Cardinallegaten und einer von ihm über die Universität verhängten Excommunication endigte. Nicht lange nachher aber finden wir letztere gleichwohl wieder im Besitz eines Siegels, welches durch eine Bulle Innocenz' IV. von 1252 ausdrücklich bestätigt worden ist.

Zur Vervollständigung des hier in allgemeinen Umrissen vorgeführten Bildes der Universitätsverfassung ist es noch nöthig, einen Blick auf die Lehreinrichtung zu werfen, die in Paris weit enger mit der Corporation verwebt war als in Bologna. Ich fasse dabei vorzugsweise die Artistenfacultät in's Auge, da wir über sie die genauesten Nachrichten haben und da sich das allgemeine Schema ihrer Lehrverfassung auch in den übrigen Facultäten wiederholt.

Nach unserem heutigen Maßstab war die Artistenfacultät des Mittelalters eine Combination von Gymnasium und philosophischer Facultät. Lesen, Schreiben, die Elemente der lateinischen Grammatik wurden in niederen Schulen gelehrt. Wer diese absolvirt hatte, bezog, wenn er sich höhere Bildung aneignen wollte, die Universität. Daher finden sich unter den Studirenden neben Männern und Jünglingen auch Knaben von 12—14 Jahren. Der junge Ankömmling hieß bejaune, eigentlich den noch nicht flügge gewordenen Vogel, Gelbschnabel bedeutend. Daraus ist das lateinische beanus geworden, ein Wort, dessen Buchstaben der Studentenwitz zu dem geistvollen Akrostichon benutzt hat: Beanus Est Animal Nesciens Vitam Studiosorum[1]). Der beanus spielt auch in den deutschen Universitätsstatuten eine Rolle, die beani depositio, die Fuchstaufe des Mittelalters war genau geregelt und fand unter Mitwirkung von Decan und Pedell statt. Der officielle Charakter war ihr beigelegt, „ne pejora committantur" (damit nichts Schlimmeres verübt werde).

[1]) Der beanus ist ein Thier, welches das Leben der Studenten nicht kennt.

Die Grade in der Facultät waren den Abstufungen analog, die sich auch in anderen mittelalterlichen Verbänden, den Zünften und ritterlichen Genossenschaften finden. Nach zweijährigem Studium und nach Ablegung einer Prüfung wurde der Student baccalarius, welches Wort später in baccalaureus corrumpirt worden ist, obwohl es mit dem Lorbeer nicht das Mindeste zu thun hat. Baccalar ist der junge Edelmann, der noch nicht selbst Bannerherr ist, sondern einem fremden Herrn folgt. Ein hübscher Vers sagt: „Pour un signe de deux beaux yeux il n'est rien que ne fassent les seigneurs et bacheliers." Der Baccalar nahm eine Stellung ein, die sich der eines Lehrlings oder Knappen vergleichen läßt; er fing bereits an, selbst im Handwerk thätig zu sein und noch lernend, auch schon Vorlesungen zu halten. Der Act, durch welchen der Baccalariat erlangt wurde, war die determinatio, so genannt, weil der Candidat determiniren, d. i. bestimmte öffentlich zu vertheidigende Thesen aufstellen mußte.

Auf Grund eines weiteren dreijährigen Studiums und einer abermaligen Prüfung erfolgte die Promotion zum Licentiaten durch den Kanzler. Sie machte den Lehrling zum Gesellen, den Knappen zum armiger. Der Licentiat hatte bereits volle Befugniß zu lehren, gehörte aber noch nicht zur Meisterzunft. Dazu bedurfte es noch einer förmlichen Aufnahme, der inceptio, die mit großem Pomp stattfand. Der nunmehr feierlich Aufgenommene hieß bei den Artisten Magister, in den übrigen Facultäten Doctor. Schon im Mittelalter wird er dem miles verglichen, der den Ritterschlag empfangen hat. Am stärksten ist diese Analogie bei den Juristen betont worden, die für die militia legum ebenso wie für die militia armorum den Adel in Anspruch nahmen.

Um sich eine Vorstellung von der Art und dem Inhalt der Studien zu machen, muß man sich zunächst vergegenwärtigen, daß die Pariser Universität im Mittelalter kein eigenes Gebäude besaß. Die Vorlesungen wurden zuerst in Klöstern, dann in Hörsälen abgehalten, die von den Lehrern, später von der Facultät gemiethet wurden. Diese Hörsäle hießen scholae. Die scholae derselben Facultät befanden sich möglichst in der gleichen Straße. Ihre Ausstattung war äußerst dürftig. Bänke waren nicht aufgestellt. Die Zuhörer standen oder konnten, wenn sie wollten, auf dem Fußboden Platz nehmen und mußten für Streu und Gras zur Bedeckung desselben einen Beitrag liefern. Man sieht, die Einrichtung hatte einen mönchischen Anstrich.

Das Studienjahr zerfiel in zwei Semester, das magnum und das parvum ordinarium. Ersteres begann am 1. October und schloß mit dem ersten Fastensonntag; letzteres begann am Donnerstag nach Ostern und schloß mit Peter und Paul (29. Juni). Innerhalb dieser Zeit gab es noch weitere dies non legibiles. Indeß wird sich gleich zeigen, daß auch während der Ferien die Lehrthätigkeit nicht ganz aufhörte. Andererseits wird auch schon im Mittelalter darüber geklagt, daß der officielle Beginn und Schluß der Vorlesungen weder von Lehrern noch von Schülern eingehalten werde.

Die akademische Thätigkeit bestand in Vorlesungen und Disputirübungen. Die Vorlesungen waren, was ihr Name besagt, der Vortragende las ein ausgearbeitetes Heft vor und dictirte es seinen Zuhörern in die Feder. Auch der Kampf gegen das Dictiren tritt schon im Mittelalter hervor. Wiederholte Verordnungen schärfen freien Vortrag ein oder daß doch nur die Hauptsachen dictirt

werden sollen. Und zwar richteten sich diese Verordnungen nicht bloß an die Lehrer, sondern auch an die Zuhörer, denen untersagt wird, dem frei Vortragenden ihr Mißfallen zu bezeigen, die also schon damals eine besondere Vorliebe für das „schwarz auf weiß" nach Hause zu tragende Wort gehabt haben müssen. Daß diese Bestimmungen ziemlich erfolglos geblieben sind, ergibt sich schon aus ihrer wiederholten Einschärfung.

Die Vorlesungen zerfielen in lectiones ordinariae und extraordinariae. Erstere waren den Zwangscollegien gewidmet, die Behufs Ablegung der Prüfungen gehört sein mußten, für sie waren die Morgenstunden von 6—9 bestimmt; letztere erstreckten sich auf andere Gegenstände des Fachs und fanden Nachmittags statt. Nur der Magister konnte lectiones ordinariae halten, während die außerordentlichen Vorlesungen und Disputirübungen auch von Baccalarien und Licentiaten abgehalten werden konnten, ja mußten. Auch die Semestereintheilung bezog sich nur auf die lectiones ordinariae.

Der Magister, der wirklich lectiones ordinariae hielt, hieß magister regens. Es war nicht üblich, daß der Student, wie heute, bei verschiedenen Lehrern hörte; für die lectiones ordinariae wenigstens gab er sich in der Regel gegen ein vertragsmäßig festgesetztes Honorar einem magister in die Lehre, bei dem er im Lauf der Studienzeit den ganzen Cursus durchmachte.

Der gesammte wissenschaftliche Unterricht lag in den Fesseln der Scholastik. Der alte Streit zwischen Realismus und Nominalismus, den beiden Secten der scholastischen Philosophie, klang in den Hörsälen wider. Bekanntlich bestand der Gegensatz beider Schulen darin, daß der Realismus die Präexistenz der allgemeinen Begriffe vor den Individuen behauptete, während die Nominalisten nur das Individuelle als existirend ansahen und die Gattungsbegriffe lediglich als Namen, als Ausdruck der Sprache betrachteten. Nicht bloß mit geistigen Waffen wurde der Schulkampf ausgefochten. Bei den Disputirübungen mußten die Gegner durch Zwischenwände abgesperrt werden, um nicht handgemein zu werden. Im Jahre **1473** wurde der Nominalismus völlig verfehmt und der Realismus behielt die Herrschaft bis zum Jahre 1481, wo er dann wiederum seinem Gegner weichen mußte.

Zu Anfang des 15. Jahrh. trat eine Umwandlung des Unterrichts ein. Der Schwerpunkt der Studien wurde in die Collegien und Bursen verlegt, d. h. in Convicte, die entweder auf Stiftungen beruhten oder frei gebildete Pensionate waren. Die berühmtesten Collegien waren die nach ihrem Gründer, einem Caplan Ludwig's IX. benannte Sorbonne und das Colleg von Navarra, ersteres für Theologen, letzteres hauptsächlich für Artisten bestimmt. Die Universität begünstigte diese Veränderung schon der Disciplin halber auf jede Weise; es wurde verlangt, daß die Studirenden sich einem Convict oder einer Burse zugesellen mußten, nur ausnahmsweise war ihnen gestattet, als Externen selbständig zu wohnen. Die Convicte absorbirten allmälig den gesammten Unterricht, die scholae gingen vollständig ein. Eine vortheilhafte Entwickelung war dies nicht. In den Collegien und Bursen wurde classenweise Unterricht ertheilt und eine Zucht gehandhabt, die sich gegenwärtig nicht ein Mal unsere Gymnasiasten gefallen lassen würden. Die natürliche Folge der übermäßigen Strenge war eine Reaction, die sich in argen Mißbräuchen kund gab.

Ueberhaupt ist bei der Würdigung des mittelalterlichen Pariser Universitätslebens zu berücksichtigen, daß dasselbe die mannigfachsten Auswüchse in sich barg. Excesse gröberer und schlimmerer Art, als sie heut gewöhnlich sind, wurden begangen, nicht selten unter Theilnahme der den Schülern im Alter theilweise sehr nahe stehenden Lehrer. Wird doch im 14. Jahrhundert die Inhaftnahme des Professors ausdrücklich unter den Gründen erwähnt, die eine Unterbrechung der Vorlesungen gerechtfertigt erscheinen lassen. Die Inscriptions- und sonstigen Gebühren wurden von den Magistern alsbald nach ihrem Eintritt in den nächstgelegenen Weinschenken vertrunken; die Universitätsregister, die genau angeben, wo dies geschehen, werden von einem neueren Schriftsteller nicht mit Unrecht eine kostbare Quelle zur Statistik der Wirthshäuser im Quartier latin des Mittelalters genannt. Aber wenn dergleichen Dinge aus einem Ueberschäumen von Jugendkraft, wie sie damals nicht bloß der Jugend, sondern der ganzen Zeit eigen war, zu erklären sind und sich mit einem gewissen Humor betrachten lassen, so waren doch auch bedenklichere Uebelstände vorhanden. Intriguen und Coterien, Streitigkeiten der einzelnen Lehrer wie der Facultäten und Nationen mit einander machten sich breiter als zu irgend einer anderen Periode der Universitätsgeschichte. Die Lehrthätigkeit wurde vielfach als eine mechanische Vorbereitung zu den Prüfungen behandelt; die Prüfungen selbst ermangelten des Ernstes und der Unparteilichkeit. Die Verleihung der Grade wurde immer mehr zu einer Einnahmequelle; die Kosten, die eine Promotion außer den eigentlichen Taxen verursachte, waren in den drei oberen Facultäten zu einer fast unglaublichen Höhe hinaufgeschraubt. Das ruchlose Wort „sumimus pecuniam et mittimus asinum in Germaniam“ [1]) stammt bereits aus dieser Zeit. Man sieht, es war nicht Alles gesund in der damaligen Gelehrtenrepublik.

Trotz dieser Uebelstände hat die Schule von Paris ihren Ruhm während des Mittelalters zu bewahren gewußt. Deutsche, englische, italienische Schriftsteller preisen sie als die vornehmste Stätte der Gelehrsamkeit. Bei genauerer Betrachtung aber ergibt sich, daß dieser Ruhm nicht allein auf ihrer wissenschaftlichen Bedeutung, sondern vielleicht in noch höherem Maße auf zwei anderen Grundlagen beruhte. Einmal auf dem Glanz, der die Stadt selbst umgab und der auch der Universität zu Gute kam. Paris galt im Mittelalter ebenso wie heute als das große Babel, als ein ebenso reizvoller wie gefährlicher Aufenthalt. „Felix exilium“ nennt es ein Engländer, der dort 14 Jahre zugebracht hat. „O Parisius, quam idonea es ad capiendas et decipiendas animas, wie verstehst du es, die Geister zu fesseln und zu verführen.“ Noch bedeutungsvoller waren die Beziehungen der Universität zur Kirche. So lange die Einheit der letzteren gewahrt blieb, war Paris nicht nur eine, sondern die Universität für theologische und philosophische Studien und es lag im Interesse der Kirche, diesen Zustand zu erhalten. Von geistlichen Schriftstellern jener Zeit wird dies bestimmt ausgesprochen. Zwar hatten sich bereits im 13. Jahrhundert wesentlich in Folge einer Einwanderung von Paris die Schulen von Oxford und Cambridge zu Universitäten gestaltet; allein diese beiden „Augen des britischen Reiches“ vermochten schon wegen ihrer insularen Lage keine solche Weltstellung einzunehmen, wie die

[1]) Wir nehmen das Geld und schicken den Esel nach Germanien.

Pariser Hochschule. Wesentlich beeinträchtigt wurde diese Stellung erst durch die Gründung der deutschen Universitäten, d. h. zur Zeit der Avignoner Päpste, namentlich während der Kirchenspaltung.

Die erste Hochschule im deutschen Reich war die Universität zu Prag, 1348 gestiftet. Ihr Gründer, Karl IV., der zu dem berühmtesten Rechtslehrer seiner Zeit, Bartolus, in persönliche Beziehungen getreten war und in Paris den Disputationen der Artisten beigewohnt hatte, verlieh der von ihm in's Leben gerufenen Universität alle Rechte und Freiheiten, deren die Schule von Bologna und Paris theilhaft waren. Daß ein Gegensatz ihrer Verfassungen bestand, hat er entweder nicht gewußt oder absichtlich ignorirt, um den künftigen Statuten nicht vorzugreifen. Die ältesten Prager Statuten versuchten denn auch einen Mittelweg einzuschlagen. Die Universität als Gesammtverband, in vier Nationen geschieden, war nach dem Vorbild von Bologna eine Scholarengemeinschaft. In der großen Congregation, die jährlich ein Mal stattfand, waren alle Scholaren stimmberechtigt; die Bedingungen für das Rectorat stimmen im Wesentlichen mit denen von Bologna überein; der engere Rath wurde durch die Nationen besetzt. Neben dieser dem italienischen Muster entsprechenden Organisation standen aber die Facultäten, die wie in Paris lediglich Meisterzünfte waren.

Es ist erklärlich, daß dies zwiespältige System nicht von Dauer sein konnte. Bald erlangten die magistri auch in den Nationen das Uebergewicht; die Wahl zum Rector wie in den engeren Rath fiel fast immer auf sie, die große Congregation sank zu einer bloßen Formalität herab. Ohne förmliche Statutenänderung hatte bereits zu Ende des 14. Jahrhunderts das Pariser System den Sieg davon getragen. Damit war zugleich der Sieg desselben für die deutschen Universitäten überhaupt entschieden.

Zwei wesentliche Vorzüge zeigt aber doch die Prager Universitätsverfassung vor der Pariser. Zunächst hat dort das Collegienwesen nicht die Bedeutung erlangt wie in Paris. Zwar gab es auch in Prag Collegien, die eben so eingerichtet waren wie die französischen. So namentlich das Carolinum, in dessen Räumen sich die gegenwärtige Hochschule befindet. Allein sie haben die öffentlichen Scholae nicht völlig verdrängt und es hat keine solche Zersetzung des Universitätsunterrichts stattgefunden wie in der Pariser artistischen und theologischen Facultät. Der zweite Vorzug bestand darin, daß von vorn herein für die wichtigeren Fächer feste mit bestimmten Dotationen ausgestattete Lehrstühle errichtet wurden. Es bedarf keiner Ausführung, daß es nur unter dieser Voraussetzung möglich war, tüchtige Gelehrte heranzuziehen.

Fast zwei Decennien hindurch blieb das Beispiel von Prag ohne Nachfolge: erst 1365 wurde in Wien die zweite deutsche Universität gegründet und wiederum zwei Decennien später (1386) Heidelberg. Von da an aber während der letzten Jahre des 14. und während des 15. Jahrhunderts mehrt sich die Zahl der deutschen Hochschulen in rascher Folge. Zum Erstaunen des Auslandes beginnt Deutschland in dieser Hinsicht selbst Italien den Rang abzulaufen.

Es ist bereits hervorgehoben, daß die Vermehrung der Universitäten mit dem Schisma in Zusammenhang stand. Lag es früher im kirchlichen Interesse, Paris als den einheitlichen Mittelpunkt theologischen Studiums zu erhalten, so waren die Päpste jetzt gern bereit, die zur Errichtung einer Universität erforder-

liche Bestätigung zu ertheilen, schon weil sie darin ein Mittel erblickten, Anhänger zu gewinnen. Auch der Geldpunkt wird nicht außer Betracht geblieben sein, denn die Confirmationen wurden nicht umsonst ausgefertigt. Charakteristisch ist, daß die Stiftungsbullen verschiedener Universitäten wörtlich mit einander übereinstimmen; es müssen also in der päpstlichen Kanzlei Formulare hierfür vorhanden gewesen sein. So ist der Eingang der Greifswalder Stiftungsbulle wörtlich gleichlautend mit der für Basel von 1463 und für Nantes von 1469. Insbesondere wird in allen drei Bullen die Universitätsstadt als ein Ort gepriesen, „wo milde Lüfte wehen und Alles zum Leben Erforderliche im Ueberfluß vorhanden ist".

Für die Verfassung der deutschen Universitäten blieb, wie schon angedeutet, das Pariser und Prager Vorbild maßgebend. Nur traten die Nationen in den Hintergrund. Für Prag sind sie bekanntlich noch von verhängnißvoller Bedeutung gewesen und die Kämpfe der Prager Nationen haben auch in weiteren Kreisen nachgewirkt. Der Sieg der Böhmen, der die Czechisirung der Carolinischen Universität zur Folge hatte, führte zur Auswanderung der Deutschen und zur Gründung von Leipzig. Auch andere Universitätsstatuten kennen noch die Scheidung nach Nationen; allein dieselben verloren frühzeitig jeden Einfluß auf die Organisation der Körperschaft und blieben höchstens als landsmannschaftliche Verbände der Studirenden bestehen. In Greifswald scheint eine derartige Scheidung überhaupt nicht stattgefunden zu haben.

Das allgemeine Schema der Facultätseintheilung wurde ebenfalls der Pariser Verfassung entnommen. Bloß die Juristenfacultäten nahmen die italienischen Ueberlieferungen insofern auf, als sie an den meisten Universitäten statutenmäßig nicht blos für das kanonische, sondern für beide Rechte errichtet wurden. Indeß vermochten sie dieser Aufgabe zunächst nicht gerecht zu werden. Erst zu Ende des 15. Jahrhunderts beginnt in Verbindung mit den Anfängen des Humanismus die Pflege des römischen Rechts auf den deutschen Hochschulen festen Fuß zu fassen. In Greifswald knüpft dieselbe an den Namen des Petrus Ravennas an, den Bogislav X. aus Italien herbeigeholt hatte.

Auch den deutschen Hochschulen verlieh die Scholastik ihr wissenschaftliches Gepräge. Der Streit zwischen Realismus und Nominalismus oder wie es in Deutschland hieß, zwischen „dem alten und neuen Weg" wiederholt sich auch hier. Nicht überall war es möglich, eine vollständige Parität der beiden Wege herzustellen, wie in Basel, wo für Jeden derselben eine eigene Facultät gegründet wurde; an den meisten Universitäten platzten die Geister härter auf einander. Daß sich die Wogen des Kampfes auch auf die Greifswalder alma mater übertragen hatten, scheint aus dem Decanatsbuch unserer artistischen Facultät hervorzugehen. Zum Jahre 1480 bei dem Decanat des Joh. Petrus aus Kopenhagen heißt es: „Unter seinem Decanat wurde die Lehrmethode, die man in Paris beobachtet, eingeführt." Dann weiter: „In demselben Jahre wurde der ehrwürdige Magister Hermann Melberg in die Facultät aufgenommen, der in Paris promovirt hat. Ihm verdanken wir die Regelung der Lehrmethode, er hat uns auch seine in Paris nachgeschriebenen Collegienhefte mitgetheilt." Noch in demselben Jahre wird ferner der Genannte in den engeren Rath gewählt. Die

an der Seine geschöpfte Weisheit des biederen aus Teterow stammenden Mecklenburgers muß also hier zu Lande gewaltig imponirt haben. Seiner philosophischen Richtung nach war er unzweifelhaft Realist, da, wie wir gesehen, von 1473—81 der Realismus in Paris ausschließlich herrschte. Seine Aenderungen im Lehrplan aber erregten die größte Unzufriedenheit, eine vierjährige bittere Fehde entzweite die Greifswalder Artisten und die gesammte Universität; erst im Jahre 1484 fand eine Beilegung durch ein vor dem Herzog selbst geschlossenes Compromiß statt. „Beati pacifici, Selig sind die Friedfertigen", bemerkt dazu der Chronist.

Mit der großen Krisis des 16. Jahrhunderts trat eine Wendung in der Geschichte der Universitäten ein. Die Scholastik hatte sich überlebt, neue Bahnen wurden in allen Fächern eingeschlagen. Nicht bloß die Dunkelmännerbriefe verspotteten die altgewordene Wissenschaft und ihre Einrichtungen, auch Luther hat manch' kräftiges Wort in dieser Richtung gesprochen; es gibt eine eigene Schrift von Thomasius unter dem Titel: „Geschichte der Weisheit und Thorheit", die seine hierauf bezüglichen Aussprüche zusammen stellt.

Die deutschen Universitäten haben jene Krisis nicht nur überwunden, sondern sind neu gekräftigt aus derselben hervorgegangen, kräftiger als die Hochschulen irgend einer anderen Nation, so daß Deutschland seitdem das classische Land der Universitäten genannt worden ist. Nicht allein, aber doch zu einem sehr großen Theil ist dies der glücklichen Entwickelung zu danken, die bei uns der Universitätsverfassung zu Theil geworden ist. Es gehört zum Wesen jeder Corporation, daß sie den Einzelnen in einen Verband stellt, d. h. ihn bindet, aber auch über sich hinaushebt, indem sie ihn zum Mitglied einer höheren Gemeinschaft macht. Die Gemeinschaft hat eine selbständige, von ihren Mitgliedern unabhängige Existenz, sie will Herrin ihrer Geschicke sein. Aber andererseits will die wahre Corporation doch nicht auf sich allein gestellt sein, sondern ebenfalls sich als Glied eines größeren Ganzen fühlen; sie bedarf des idealen Zweckes ebenso wie das Individuum. Diese Grundlage bot den mittelalterlichen Universitäten die Kirche, den modernen bietet sie der Staat. Das Heil der deutschen Universitäten beim Eintritt der neuen Zeit beruhte darauf, daß es ihnen beschieden war, Staatsanstalten zu werden, ohne ihren corporativen Charakter einzubüßen. Freilich hat der Staat den Universitäten Manches genommen; ihre autonomischen Befugnisse sind nicht ungeschmälert geblieben, der kunstvolle Bau der mittelalterlichen Verfassung ist nüchterner geworden. Aber viel mehr noch hat er ihnen gegeben. Indem er sie zu Bestandtheilen seines Organismus machte, verlieh er ihnen den Beruf, Träger der politischen und nationalen Entwickelung zu sein. Diesen Beruf haben sie zu erfüllen, nicht nur, indem sie das Beamtenthum des Staats, seine Diener für Kirche und Schule ausbilden, sondern in höherem Sinne auch dadurch, daß sie den geistigen Besitz der Nation zu schützen und zu mehren trachten. Diese ihre Aufgabe aber reicht bis an die Grenzen des Staates, bis zu dem Punkt, an welchem auch Staat und Nation als Stufen einer höheren Ordnung erscheinen.

Aus dem Gebiete der Social-Physiologie.

Von

F. X. v. Neumann-Spallart.

„Le corps social subsiste en vertu de principes conservateurs comme tout ce qui est sorti des mains du Tout-Puissant; il a aussi sa physiologie, comme le dernier des êtres organisés."

A. Quetelet, lettres sur la probabilité.

I.

Auf keinem Gebiete hat der menschliche Geist in letzter Zeit so weite Strecken durchmessen, wie auf demjenigen der Naturwissenschaften. Das Dunkel, in welches die Eigenschaften des Stoffes, die Aeußerungen der Kraft, das Leben der Organismen ehedem gehüllt war, es wird heute von der Leuchte dieser Wissenschaften immer mehr erhellt. Die abgelaufenen fünfzig Jahre haben eine Arbeit vollbracht, größer als alle Errungenschaften der vorangegangenen zwei Jahrtausende. Erwärmend und belebend, wie der Sonnenschein dringt der Positivismus in unsere von Zweifeln angekränkelte Generation und Jeder fühlt sich unwillkürlich hingezogen zu jenen wunderbaren exacten Sätzen, mittelst welcher die Naturphilosophie frühere Räthsel löst, Schleier lüftet und klare Bilder an Stelle bloßer Schattenrisse vor unser geistiges Auge zaubert. Die Weltentstehung und die Zellenbildung, beide werden uns erschlossen; neben den gigantischen Körpern des Himmelsraumes werden die kleinsten Bakterien durchforscht; Makrokosmus und Mikrokosmus werden mit gleichem Maße gemessen.

Diese ungeheueren Erfolge, welche jede Voraussicht übertreffen, und ein Blatt des Lorbeers nach dem anderen in den Ruhmeskranz der Naturforschung fügen, rufen eine begreifliche Regung des Neides unter den Vertretern der historischen und speculativen Disciplinen hervor; doch nicht des Neides in dem trivialen und verächtlichen Sinne, sondern vielmehr die Regung des Verlangens, ebenfalls solche Erfolge zu erringen, wie sie für das Naturleben durch Beobachtung und Analyse errungen wurden. Schon läßt sich das Entstehen einer neuen Schule der Geschichtsforschung hierauf zurückführen; einer Schule, welche die physikalische Erdkunde, die Anthropologie und Ethnographie und andere verwandte Zweige der

Naturlehre zur Erklärung der Ereignisse heranzieht, und hiermit vom mechanischen Abschreiben und Compiliren zur Erforschung des natürlichen, causalen Zusammenhanges der Dinge, übergeht. Und ebenso ist gegenüber der speculativen Philosophie, von welcher Goethe's Mephisto so trefflich sagt, daß sie „tiefsinnig faßt, was in des Menschen Hirn nicht paßt," das Lostrennen eines inductiven Zweiges glücklicher Weise erfolgt. Statt der „prächtigen Worte", womit die Metaphysik arbeitete, erfüllt die naturwissenschaftliche Analyse das Streben dieser Richtung und ihr erfrischender Hauch weht an den deutschen Hochschulen und belebt wieder die welken Zweige der Weltweisheit.

Darf es unter solchen Verhältnissen Wunder nehmen, daß endlich auch die Wissenschaften vom Gesellschaftsleben dahin drängen, den Flitter leerer Worte abzulegen und das concrete Verständniß, die wahre Anschauung der Dinge auf naturwissenschaftlichem Wege zu versuchen? Die Frage ist nur, ob die unendlich verwickelten und wechselvollen Erscheinungen, die sich täglich, stündlich, ja in jeder Minute und Secunde in der menschlichen Gesellschaft vollziehen, ebenfalls unter der Aegide der Naturwissenschaften einen Erfolg zu hoffen haben? Die Frage ist: ob man vernünftiger Weise voraussetzen darf, daß die Socialzustände sich natürlich verfolgen und erklären lassen und ob es daher eine Social-Physiologie gibt?

Offenbar hängt die Antwort mit zwei Bedingungen zusammen, welche in den exacten Naturwissenschaften entscheidend gewesen sind: mit der Methode der Forschung und dem Inhalte der Erscheinungen. In den Naturwissenschaften wurde die Speculation der alten Zeit durch die analysirende Geistesarbeit der Beobachtung, Vergleichung und logischen Ableitung von Gesetzen verdrängt; und erst lange nachdem auf Grundlage dieser sorgfältigen mühevollen Vorarbeiten das Einzelne erkundet war, schritt man zur Aufstellung jener größten und erstaunlichsten Generalisationen, welche die Naturphilosophie bilden. Was aber den Inhalt der Naturerscheinungen betrifft, so liegt deren Eigenart darin, daß hier das Einzelne typisch ist, d. h. als Vorbild der ganzen Gattung dient; und daß Erscheinungen, die unter bestimmten Voraussetzungen einmal eingetreten sind, unter gleichen Voraussetzungen immer wiederkehren, daß also gleiche Ursachen gleiche Wirkungen nach sich ziehen. Wir nennen es: die Allgemeinheit des Causalgesetzes im Naturleben. Kann nun — so lautet unsere Frage — diese erstaunlich fruchtbare Methode des Analysirens auch auf die socialen Vorgänge angewendet werden, und gestattet uns die Eigenart des Lebens der menschlichen Gesellschaft zu hoffen, daß wir jemals zu ähnlichen Erfolgen in den Socialwissenschaften gelangen werden, wie in den Naturwissenschaften?

Diese Frage wird erst seit ganz kurzer Zeit mit klarem Bewußtsein aufgeworfen; bis vor wenigen Jahrzehnten dämmerte sie kaum im Geiste begnadeter Denker und war nur eine dunkle Ahnung weniger Bevorzugter. Der erste unter diesen war wohl der Neapolitanische Philosoph Giambattista Vico, der am Ausgange des 17. Jahrhunderts in seiner „Scienza nuova" die Zuversicht einer exacten Erkenntniß unseres Gesellschaftslebens hegte. In seinen Schriften ist bereits von einer Biologie der Völker, von einer Abhängigkeit einzelner Phasen ihrer Entwicklung, von einer Periodicität und Regelmäßigkeit zu lesen. Wie da

Leben des Einzelmenschen geheimnißvoll aus dem dunkeln Zeitenschoße auftaucht und wieder in denselben zurücksinkt, so verhält es sich, nach Vico's Ansichten, auch mit dem Leben der Nationen. Da der Lebensring jedes einzelnen Volkes mit den Lebensringen anderer Völker sich verschlingt, so bildet sich eine Verkettung mannigfacher Entwicklungen und ein gegliedertes System von Einzelbewegungen, deren Gesammtheit eine bestimmte Weltperiode ergibt. Das Geschichtsleben eines Volkes, sein Auftreten und Verschwinden stellt eine in der Zeit vor sich gehende Evolution dar, einen Ring, dessen Ende in den Anfang zurückkehrt. Bei Vico ist die welthistorische Bewegung der Gesellschaften und Völker eine Nachbildung des Systems der siderischen Bewegungen; das räumliche Nebeneinander der kosmischen Massen muß für die Gesellschaft in ein zeitliches Nacheinander umgesetzt werden. Durchweg, wie man sieht, dunkle, mystische Andeutungen, die aber trotzdem bezeugen, daß der Geist sich loszuringen sucht von den Fesseln des Scholasticismus und der Teleologie, um aufzusteigen zu einer kosmologischen Metaphysik, zu einer Naturlehre des Völkerlebens.

Ein Rückschritt zwar in einem Sinne, ein Fortschritt aber im anderen wird auf diesem Boden gethan durch den preußischen Feldprediger und Oberconsistorialrath Joh. Peter Süßmilch; gerade ein Jahrhundert nach Vico. Ein Rückschritt, indem er von blindem Zweckglauben beherrscht ist; ein Fortschritt, indem er — überfließend von Entschuldigung für die Vermessenheit seines Unterfangens — gewisse wunderbare typische Regelmäßigkeiten in der „göttlichen Ordnung des Menschengeschlechtes" darstellt. Eigenthümliche Fügung. Es fällt der erste Strahl des Positivismus in die sociale Welt von Seite eines Gelehrten, der nichts weniger beabsichtigte als der Naturforschung ein neues Gebiet zu erschließen, und der dennoch ungewollt den wirksamsten Impuls zu dieser Eroberung gegeben hat. Auf den Schultern von Astronomen und Mathematikern wie Halley, Graunt, King u. A. stehend, wird Süßmilch zum Begründer einer tieferen wissenschaftlichen Anschauung des Gesellschaftslebens. Von religiösem Glauben durchdrungen, erfaßt er als Erster die innere Gesetzmäßigkeit in den scheinbar zufälligen menschlichen Handlungen und versucht sie nach der Methode der Naturwissenschaften zu entwickeln. Er beweist bereits mit seinem, freilich dürftigen Material, daß in der Geburt, Vermehrung, im Leben, Tode und den Ursachen des Todes eine beständige, allgemeine, große, vollkommene und schöne Ordnung bestehe, welche er durch das bekannte und häufig angeführte Gleichniß eines im Marsche befindlichen Regimentes anschaulich macht. Diese Ordnung ist nach seiner Ansicht so gemacht, daß die Bevölkerung nicht zu schnell, auch nicht zu langsam gehe und daß nie eine Uebervölkerung eintrete. Von einer gewissen Anzahl Menschen müssen ein Jahr so viel sterben, als das andere; von Kindern, Jünglingen, Männern und Greisen verhältnißmäßig immer der nämliche Antheil. Die gemeinen und stets vorhandenen Krankheiten üben mehrentheils gleiche Gewalt aus; die beiden Geschlechter werden in einer steten Proportion fortgepflanzt u. s. w. „Wenn bei etwas" — sagt er — „sich eine große Mannigfaltigkeit von Dingen findet, die allesammt auf eine ähnliche oder gleiche Weise bestimmt sind, so ist es die größte Ordnung, die dabei möglich ist. Und das können wir hier von dieser Ordnung mit Zuverlässigkeit sagen, weil ich wenigstens nichts weiß, was

nicht gewissen Regeln unterworfen wäre. Sogar die Kinder, so todt zur Welt kommen, die Zwillingsgeburten und die sogenannten Unglücksfälle haben ihre gewissen Zahlen und Verhältnisse. Die Größe, die Vollkommenheit und Schönheit dieser Ordnung wird dadurch um so viel vortrefflicher, daß sie so beständig und allgemein ist." Schon Süßmilch fühlt das Erstaunliche, daß die Naturforscher die Ordnungen am Himmel und die Verhältnisse in den tiefsinnigsten Wissenschaften der Mathematik ergründet haben, und daß ihrem Fleiße und ihrer Geduld diese Entdeckung entgangen ist, deren er sich mit den Worten rühmt: „Die Entdeckung war ebenso möglich als die von Amerika, aber es fehlte nur der Columbus, der in seinen Betrachtungen alter und bekannter Wahrheiten weiter ging, als andere." Schon Süßmilch also, welchem man „das naive Zöpflein des 18. Jahrhunderts allerdings zu Gute halten muß", hat die geordnete Bewegung in dem socialen Gesammtkörper untersucht, eine Beständigkeit nach dem Gesetz der großen Zahl gefunden und die Gesellschaft nach gleichen Methoden zu durchforschen gesucht, wie die Physiker das Naturleben beobachten.

Wieder verfließt ein halbes Jahrhundert, ehe an diese Ideen mit Bewußtsein angeknüpft wird. Denn nur allgemein geistesverwandt, und nicht in den Rahmen analytischer Forschung passend sind Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit", und auffällig ist seine Ueberzeugung, daß ein Plan in der Natur herrsche, welcher uns unmöglich verborgen bleiben könne und durch die „Philosophie der Geschichte" gefunden werden müsse. Die erfolgreiche Wiederaufnahme der exacten Forschung ist erst das Werk zweier Astronomen, was abermals einen Fingerzeig dafür bildet, daß die Socialwissenschaften nicht vergebens an der Pforte der exacten Naturwissenschaften klopfen. Einer dieser Astronomen, Laplace, hat mit seinem umfassenden Genius unsere Domäne nur gestreift; aber selbst dieses, einem Meteore gleichende Vorüberziehen hat genügt, um eine der wichtigsten Grundlagen der modernen Forschung zu schaffen; denn Laplace hat die Anwendung des mathematischen Calcüls, der Wahrscheinlichkeitsrechnung, auf die ganze Gruppe der gesellschaftlichen Vorgänge angebahnt und zuerst die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die beobachtende und berechnende Methode den Gesellschafts- und Geisteswissenschaften gleiche Dienste leisten werde. Der zweite Astronom, Adolf Quetelet, ist der eigentliche Begründer der Social-Physiologie. Von seiner schlichten aber imponirenden Gelehrtenstube, unter der Kuppel der von ihm selbst geschaffenen Brüsseler Sternwarte liefen die geistigen Fäden aus, welche die Mathematik und Naturphilosophie mit der Anthropologie, Statistik und Socialpolitik seither verbinden. Seit Quetelet ist es zweifellos geworden, daß die Naturforschung auf Gebiete anwendbar ist, welche man vorher nur durch das Fernrohr der Speculation zu betrachten gewohnt war; denn Quetelet begnügte sich nicht mit der bloßen Anregung, sondern er analysirte selbst die bürgerliche Gesellschaft. Er führte mathematische Untersuchungen bei großen Gruppen von Lebenserscheinungen durch, an welche die Sonde zu legen vor ihm nur Wenige gewagt hatten; er bewies die Regelmäßigkeit der Gestaltung des socialen Körpers und seiner Lebensäußerungen; er stellte das feste Verhältniß von Ursache und Wirkung für die scheinbar willkürlichsten Handlungen des Menschen in der Gesellschaft dar. — Ferne von jeder Frivolität, machte er die Naturwissenschaften

zum Ausgangspunkt der socialen Untersuchungen und wurde zum eigentlichen Positivisten auf diesem Boden. Zwar war gleichzeitig auch das System des geistreichen Aug. Comte unter dem Titel einer „Philosophie positive" in die Welt getreten; während jedoch Comte nach vielversprechenden Anfängen zu der bedauerlichsten Abirrung vom selbstgesteckten Ziele gelangte und am Ende seiner Arbeit erklärte, für die Socialwissenschaften sei noch nicht der Zeitpunkt des Positivismus herangebrochen, arbeitete Quetelet bereits mit dem ganzen Rüstzeug der exacten Naturlehre auf dem Boden des Gesellschaftslebens. Er umschrieb mit aller Klarheit die Aufgabe der descriptiven Anatomie des socialen Körpers, um darauf eine Physiologie, die eigentliche Wissenschaft von den Lebensäußerungen der Gesellschaft zu begründen.

Die ernsten Mitarbeiter und begeisterten Anhänger Quetelet's in der Socialphysiologie und Moralstatistik sind in den abgelaufenen dreißig Jahren so zahlreich geworden, daß deren Namen erschöpfend aufzuzählen die Geduld des Lesers ermüden würde. Eine große Schule von Gesinnungsgenossen, erste Autoritäten der Wissenschaft, führten das Werk Quetelet's ganz und gar im Sinne des Meisters fort; Andere trennten sich von ihm in den Consequenzen des Systems, wirken aber auf dem analytischen Wege der Forschung so erfolgreich mit, daß wir sie ebenfalls echte Socialphysiologen nennen dürfen; wieder Andere benutzten leider die Keime des Positivismus, um eine verfrühte Verflachung der begonnenen Arbeiten durch voreilige Deductionen herbeizuführen und eine metaphysische Sociologie zu schaffen. Die Literatur aller Sprachen und Nationen, insbesondere der Engländer, Deutschen, Franzosen und Italiener enthält heute eine Legion von Werken, die unter den verschiedensten haltbaren und unhaltbaren Gesichtspunkten die Phänomene des Gesellschaftslebens zu verfolgen suchen; mit den Principien, von denen sie ausgehen, wechselt auch der Titel, die Methode und der Geist der Darstellung; aber aus allen leuchtet hervor, daß es gilt für die Erforschung der menschlichen Gesellschaft eine eigene Disciplin zu begründen, von deren Nothwendigkeit die speculative Philosophie des vorigen Jahrhunderts nichts ahnte und die sich heute bereits mit Macht durchgerungen hat.

Wir dürfen nicht unterlassen, ehe wir zur Darstellung einzelner Phänomene aus dem Gebiete der Socialphysiologie übergehen, auf den großen Fortschritt hinzuweisen, welchen seit Quetelet's grundlegenden Arbeiten gerade die mathematisch-naturwissenschaftliche Richtung in diesen Fragen gemacht hat. Seit dreißig Jahren ist über Europa, ja über die ganze gebildete Welt ein Netz von Beobachtungsstationen des menschlichen Lebens, Thuns und Treibens gelegt worden, wie es in keinem früheren Zeitalter bestand; wir nennen dieses Netz: *statistische Bureaux* mit ihren administrativen Hilfsorganen. So lebhaft wir die weitere Vervollständigung des Netzes und die Verbesserung der Beobachtungen wünschen, so dürfen wir doch schon in den mittelmäßigen Aufzeichnungen, welche gegenwärtig in den civilisirten Ländern geführt werden, eine Quelle der Erkenntniß suchen, die umfangreicher ist, als in irgend einer älteren Epoche. Quetelet selbst hatte zur rationelleren Einrichtung dieser Gesellschafts-Observatorien den Anstoß gegeben, indem er auf dem ersten statistischen Congresse in Brüssel (1853) die naturwissenschaftlichen Principien einer übereinstimmenden, die ganze Menschheit umfassenden

Durchforschung vertrat, und später eine internationale vergleichende Bearbeitung der gewonnenen Daten vorbereitete. Leider ist dieses großartig angelegte Werk bisher nicht über die Anfänge hinausgekommen; aber selbst diese eröffnen uns schon die Perspective in eine wunderbare Welt socialer Regelmäßigkeiten. Andererseits vertieft sich die Geschichtsforschung neuestens in der Darlegung gesellschaftlicher und wirthschaftlicher Einflüsse immer mehr. Dasjenige, was für den Naturforscher die Beobachtung durch Reagentien, Mikroskope, Theodolithen und Präcisions-Instrumente liefert, was das Experiment im Laboratorium und Cabinet bietet, das ersetzt dem Socialphysiologen heute die Beobachtung der Statistik und Geschichte in ziemlich umfangreicher Weise.

Zu diesem methodischen kommt aber der große Fortschritt der principiellen Auffassung. Wir stehen heute insgesammt auf dem Standpunkte, daß man die socialen Phänomene nur ergründen kann, wenn man von dem Einzelnen oder Individuellen in der Gesellschaft vorläufig absieht und das Allgemeine in seiner Totalität erfaßt. Die Gesammtheit jener Hunderttausende und Millionen Menschen, welche wir Volk, Nation, Gesellschaft nennen, bildet nach außen eine höhere Einheit, in welcher das willkürlich schwankende Einzelne verschwindet, aufgeht und nicht mehr störend auf die Beobachtung großer durchschlagender Einflüsse einwirkt. Die Gesellschaft als Organismus, niemals Individuen in derselben, sind also das Object der Socialphysiologie. Von der Gesellschaft als Ganzem können wir Beschreibungen geben hinsichtlich ihrer Structur, ihres Baues, ihrer Zusammensetzung, kurz ihrer Eigenarten, wie sie der Mineraloge und Chemiker, der Botaniker und Zoologe von Stoffen und Pflanzen und Thieren geben; diese Beschreibungen werden im Großen und Ganzen für eine lange Zeit Richtigkeit und Geltung haben und den descriptiven, anatomischen Theil bilden. Von der Gesellschaft, als solcher, können wir auch weiter die organischen Functionen beobachten und Gesetze der Ursachen und Wirkungen ableiten, die als physiologische Gesetze ebenfalls auf lange Zeit ihre Gültigkeit behalten werden — nur „auf lange Zeit," nicht auf immer; denn ganz in Uebereinstimmung mit der neuen Naturforschung, welche nirgend Stillstand, sondern überall Bewegung und Evolution findet, in Uebereinstimmung mit den geologischen Theorien Lyell's und der Descendenzlehre Darwin's muß sich auch in der Beschaffenheit der menschlichen Gesellschaft und ihren Lebensäußerungen eine allmälige, immerwährende Veränderung zeigen, ohne daß daraus ein Widerspruch mit unserem Ausgangspunkte gefolgert werden dürfte.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen möge es gestattet sein, einige Social-Phänomene darzustellen, und zwar zuerst die Gruppe derjenigen, welche man die vitalen oder physischen nennen könnte und dann einzelne derjenigen, welche sich als ethische oder psychische Lebensäußerungen der menschlichen Gesellschaft in ihrer Gesetzmäßigkeit verfolgen lassen.

II.

Um den richtigen Standpunkt für die Ableitung allgemeiner Gesetze der Socialerscheinungen zu gewinnen, müssen wir von jeder concreten Persönlichkeit, von jeder Individualität vorläufig absehen, und uns insgesammt nur als Theile

eines großen Ganzen, beispielsweise aller 45 Millionen Bewohner des deutschen Reiches, oder aller germanischen Völker in Europa, kurz einer sehr großen Masse ansehen, die wir unter dem Namen eines socialen Körpers zusammenfassen. Wir wollen uns diese Menschen in einer so engen wechselseitigen Verbindung denken, daß sie wie die Zellen eines Pflanzen- oder Thierkörpers gar nicht vereinzelt zu erkennen sind, sondern in ihrer Vereinigung nach außen eine Gesammtheit, nennen wir sie: die civilisirte Gesellschaft oder das Volk, bilden. Wie in der Pflanze und im Thiere jede Gruppe von Zellen ihre besondere functionelle Bestimmung hat, so treten auch im socialen Körper Unterschiede hervor, welche die Organe seiner Lebensäußerungen schaffen. Jede Gruppe unter den Millionen Menschen des Gesammtkörpers dient anderen Aufgaben. Eine Gruppe beschäftigt sich mit den materiellen Arbeiten des Erwerbes, eine andere mit den geistigen Arbeiten der Religion und Bildung, wieder eine andere mit Kunst und Wissenschaft oder mit der Rechtspflege, oder mit dem Kriegshandwerk oder der Verschönerung unseres gemeinsamen Lebens; so in's Unendliche, wie überhaupt im lebenden Organismus. Um eine vollkommen unbeirrte Anschauung dieses ganzen socialen Körpers zu gewinnen, wäre es wohl das Zweckmäßigste, dem Rathe des berühmten englischen Physiologen Hurley zu folgen, nämlich uns vorzustellen, daß wir Bewohner eines anderen Planeten wären, die sich bei Gelegenheit einer wissenschaftlichen Weltreise der Erde so sehr nähern, daß uns die Möglichkeit geboten ist, während einiger Zeit von diesem Standorte genauere Untersuchungen über die Belebung dieses Planeten anzustellen. Nebst verschiedenen anderen Erscheinungen fänden wir auch große Gesellschaften eines sonderbaren zweibeinigen Wesens, Mensch genannt, über die ganze Erde verbreitet. Da wir gar kein persönliches Interesse an der von uns selbst gänzlich verschiedenen menschlichen Gesellschaft hätten, so würden wir sie ebenso unbefangen und objectiv, wie die übrigen Erscheinungen auf der Erdoberfläche beobachten und beurtheilen. Und nun kommen wir zu erstaunlichen Erkenntnissen von der Regelmäßigkeit des Typus dieser Massen, von der normalen Zusammensetzung und den constanten Eigenschaften derselben.

Zuerst fällt in die Augen die Vertheilung der Bewohner in solche männlichen und weiblichen Geschlechtes. Gegenüber dem allgemeinen, für die ganze Erde vorauszusetzenden Gleichgewichte, hat jedes Land seine eigenthümliche, wie es scheint ziemlich beharrliche Charakteristik in der sexualen Zusammensetzung. Unter den europäischen Staaten besaß nach den in älterer Zeit erhobenen Daten und besitzt noch heute der Norden einen größeren Ueberschuß von Frauen, als die Staaten von Mitteleuropa und des Ostens, in deren einzelnen sogar die weibliche Bevölkerung die Minderzahl bildet. So wurden seit jeher relativ sehr viele Frauen in Schottland, Norwegen, Schweden, England und Oesterreich nachgewiesen und die neuesten Zählungen bestätigen dieses Uebergewicht, welches sich jetzt in der Anzahl von rund 1050 bis 1080 Frauen auf 1000 Männer äußert. In einer anderen Staatengruppe geht der Ueberschuß des weiblichen Geschlechtes auf das Verhältniß von 1020 bis 1040 zu 1000 Männern herab; dahin gehörten und gehören Spanien, die Schweiz, Portugal, das Deutsche Reich, Finland, Rußland, Dänemark und die Niederlande, auch in diesen zeigt sich seit vielen

Jahren eine interessante Constanz. In Frankreich und Belgien wiederum bestand damals und besteht noch heute nahezu das sexuelle Gleichgewicht. In Italien, den unteren Donau- und Balkanländern endlich war von jeher ein großer Frauenmangel und auch heute äußert er sich darin, daß, um nur das Extrem zu erwähnen, gerade in den östlichen Donauländern und auf der Balkanhalbinsel, in welchen doch mehr Frauen erwünschter sein dürften als anderwärts, nur eine Minorität zu finden ist, so in Rumänien nur 937 und in Griechenland gar bloß 906 Frauen auf 1000 Männer. Diese Ausnahmen fallen aber nicht schwer in die Wagschale, sondern der Erdtheil Europa erfreut sich im Ganzen jetzt wieder eines erklecklichen Ueberschusses des weiblichen gegen das männliche Geschlecht.

Dieser Ueberschuß scheint im Großen und Ganzen in neuerer Zeit zuzunehmen. Der Vergleich der mehr oder minder verläßlichen Aufzeichnungen aus älterer Zeit mit den exacteren Daten der letzteren Jahre läßt nämlich entnehmen, daß nach den napoleonischen Kriegen eine bedeutende Frauenmehrzahl vorhanden war, weil eben die männliche Bevölkerung sehr gelitten hatte, daß jedoch von 1815 bis 1847 ein größeres Gleichgewicht eintrat und um das Jahr 1850 dürften nach Wappäus in Europa beiläufig 1009 weibliche auf 1000 männliche Bewohner entfallen sein. Die Zählungen aus dem Jahrzehnt 1860—1870 ergaben schon 1021 Frauen auf 1000 Männer und nach dem Ergebnisse der jüngsten Volkszählungen kamen in Europa 1037 Frauen auf 1000 Männer. Diese letzte Phase hängt offenbar nicht mit inneren Ursachen, sondern nur mit den äußerlichen Einflüssen des deutsch-französischen, des russisch-türkischen Krieges und insbesondere der enormen europäischen Auswanderung zusammen. Dieser gewaltige Factor läßt sich thatsächlich in der Erscheinung verfolgen, daß in den übrigen Erdtheilen, namentlich in Amerika, wohin der große Menschenabfluß zumeist gerichtet ist, und in Australien die männliche Bevölkerung die Majorität und zwar eine wachsende Majorität bildet. So rechnete man um das Jahr 1870 in ganz Amerika auf 1000 Männer 980, im Jahre 1880 nur noch 969 Frauen; in Australien früher 817, jetzt nur 811 Frauen; in Afrika entfallen jetzt angeblich 988 und in Asien 944 Frauen auf 1000 Männer. Die letzteren Zahlen lassen wegen der bekannten Schwierigkeit der Erhebung des Frauenstandes bei den orientalischen Völkern manche Zweifel zu. Nimmt man wegen dieser höchst wahrscheinlichen Verhehlungen nur eine kleine Correctur an der Gesammtheit der Bewohner Asiens und Afrika's vor, so darf kühn behauptet werden, daß auf dem ganzen Planeten, welchen wir bewohnen, insgesammt eine nahezu absolute Zahlenparität der Geschlechter herrscht. Das Gleichgewicht bewährt sich ohne Rücksicht auf Weiße und Schwarze und Rothhäute bei den verschiedensten Mischungsverhältnissen, und wir schließen daraus mit Recht, daß die Einheit des Menschengeschlechtes, wie Oettingen sagt, nicht bloß „eine schöne verzierte Initiale unseres Daseins ist," sondern daß die Menschheitsfamilie sich als ein geordnetes zusammenhängendes Reich zu entwickeln und auszugestalten habe.

Eine zweite typische Regelmäßigkeit der Structur liegt in dem sogenannten Altersaufbau der Gesellschaft. Schon der alte Süßmilch hat sie gekannt und unter dem Gleichniß des Heeres dargestellt. „Die in jedem Alter Lebenden machen einen Zug oder eine Abtheilung aus. Zwar ist kein Zug so groß, wie

der andere; aber es hat doch allezeit ein Jeder seine richtige Proportion gegen das ganze Heer und wird dadurch bestimmt. Z. B. wenn das ganze Heer 1000 Millionen beträgt, so wird der erste Zug der Kinder, die von der Geburt an bis zum 5. Jahre des Alters leben, etwas über 108 Millionen betragen; die vom 5. bis 10. Jahre 65 Millionen, die vom 10. bis 15. sind 62 und die vom 15. bis 20. Jahre sind 60 Millionen u. s. w." Die Zahlen sind in der neueren Untersuchung durch richtigere ersetzt worden; die Stetigkeit der Proportion ist jedoch mehr als je erwiesen. Jedes Land hat eine charakteristische Altersstructur; in Frankreich ist z. B. der Procentualtheil der Kinder der geringste, der der Menschen vom 40.—60. Jahre und der Greise der größte; in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gilt das gerade Gegentheil; zwischen diesen Extremen liegen die übrigen europäischen Staaten mit ganz erstaunlich festen Normalziffern, die im Haushalte der menschlichen Gesellschaft mit großer Regelmäßigkeit eingehalten werden.

Man kann sich überhaupt den Altersaufbau der Bevölkerung eines jeden Landes ungefähr in der Form einer Pyramide vorstellen, an deren Basis die jüngsten, an deren Spitze die höchsten Altersclassen liegen; diese Pyramide hat für jedes Land ihre besonderen Dimensionen, welche als charakteristisches Merkmal des Volksthums gelten dürfen, und (soweit bisher Vergleiche möglich sind) nur allmälig durch socialpolitische Einflüsse eine Abänderung zu erfahren scheinen. So hat beispielsweise die Pyramide der Altersschichtung der Nordamerikanischen Union oder von Ungarn eine sehr breite Basis und verläuft unter einem spitzeren Winkel zu ihrem Scheitel, als die Altenspyramide von Frankreich, den Niederlanden und Belgien, weil dort in den Kindes- und frühesten Jugendjahren verhältnißmäßig weniger, in dem reiferen Lebensalter (vom 20. bis 60 Jahre) mehr Menschen zu finden sind. Betrachtet man die graphischen Darstellungen der Demographie des Königreiches Italien, welche der unermüdliche L. Bodio kürzlich publicirt hat, oder sieht man den vorzüglichen Atlas an, in welchem Mr. Walker den Census der Vereinigten Staaten dargestellt hat, so überzeugt man sich sofort von zwei höchst interessanten Thatsachen. In Italien gewahrt man die geradezu frappante Uebereinstimmung der Pyramide des Altersaufbaues in den einzelnen Landschaften und Provinzen mit dem gesammten Königreiche, also den Typus einer einheitlichen, aus ihrer eigenen ethnischen Kraft regelmäßig sich weiter bildenden, stetig anwachsenden, normal aufgebauten Bevölkerung; in der nordamerikanischen Union stimmen ebenfalls die Territorien und Staaten, welche vorwiegend aus sich selbst herauswachsen, mit dem Typus der großen Kinderzahl der ganzen Republik überein, und nur jene Gebiete, wo die Einwanderung überwiegenden Einfluß hat, stören in einzelnen Staaten die Regelmäßigkeit.

Normal vollzieht sich der Altersaufbau so, daß 11 bis 12 Procent der gesammten Bevölkerung in den Kinderjahren von 0 bis 5 Jahren, 10 bis 11 Proc. im 5. bis 10. Lebensjahre, 9 bis 10 Procent im 10. bis 15. und je 9 Procent im 15. bis 20. und 20. bis 25. Lebensjahre stehen. Von diesem Alter anfangen ist die Abnahme schon ein wenig rascher, denn auf die Gruppe vom 25. bis 30. Lebensjahre entfallen nur mehr etwa 8 Procent und auf die

folgenden je 10 Lebensjahre, nämlich das 30. bis 40. Altersjahr zusammen nur 13 bis 14, auf das 40. bis 50. Altersjahr 10 bis 11, auf das 50. bis 60. Altersjahr zusammen 7 bis 8 Procent und auf den ganzen Lebensrest vom 60. bis zum 100. Jahre Alles in Allem nur 6 bis 8 Procent. Möge uns der freundliche Leser, welchen wir mit statistischen Daten zu verschonen suchen, auf's Wort glauben, daß im Alters-Aufbau der ganzen menschlichen Gesellschaft und ihrer einzelnen Völkerfamilien wenn auch nicht eine Magie der Zahlen, so doch zuverlässig ein Gesetz derselben herrscht, das auf die natürliche Abhängigkeit des Lebenslaufes mit absoluter Sicherheit schließen läßt.

Wieder ein andres anatomisches Merkmal des socialen Körpers ist die Zusammensetzung desselben nach dem Civilstande; und wieder zeigt sich eine so erstaunliche Regelmäßigkeit, daß wir mit Goethe sagen können: „Die Natur scheint Alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich doch Nichts aus den Individuen." Gewiß vermuthen Alle eine ungemeine Verschiedenartigkeit in der Zahl der Ledigen, Verheiratheten und Verwittweten eines Volksganzen. Beileibe nicht! Nur Frankreich, wo auffallend wenig (circa 51 Procent) Ledige und die meisten Verheiratheten zu finden sind, macht eine Ausnahme von dem mittleren Charakter der europäischen Völker. In allen übrigen Ländern schwanken die Zahlen so unbedeutend, daß man sagen kann, beiläufig 62 Procent der männlichen und 59 Procent der weiblichen Bewohner seien ledig, circa 34 resp. 33 Procent verheirathet und 6 resp. 8 Procent verwittwet. Dieses Verhältniß würde ein verzweifelt schlechtes Licht auf die Galanterie der Herren werfen, wenn nicht ein Milderungsgrund darin läge, daß hier die gesammte Bevölkerung jedes Alters inbegriffen ist. Da man aber kleinen Kindern oder selbst Knaben und Mädchen bis zum 15. Jahre und altersmüden Greisen an der Wende des Daseins nicht zumuthen kann, zu heirathen, so stellt sich das Ergebniß der Beobachtung doch nicht so schlimm heraus. Faßt man nur die im mittleren Alter, in den sogenannten „besten Jahren", im 41. bis 50. Lebensjahre stehenden Menschen heraus, so gewinnt die Sache ein anderes Ansehen, denn es zeigt sich, daß 70 bis 84 Procent dieser Classe sich wirklich unter das süße Joch der Ehe beugen. Ein Statistiker hat diese Structur unter einem zwar nicht poetischen, aber zutreffenden Bilde geschildert. Es ist gerade — so meint er — als wenn die Masse der Menschen quer über ein Sieb mit verschiedenen Abtheilungen, welche die verschiedenen Civilstandskategorien darstellen, dahingeschüttet würde. Durch eine der Oeffnungen des Siebes muß Jeder einmal fallen. Fraglich ist nur, wie lange er, ohne zu fallen, über diese Oeffnungen weggleitet, und in welcher Abtheilung ihn sein Schicksal (— ledig, verheirathet oder verwittwet —) erreicht. Wohlbemerkt, die Maschen des Siebes sind nicht gleich groß, sondern am Anfang und am Ende weiter als in der Mitte.

Wir könnten nun in ähnlicher Weise von der relativen Beständigkeit der Zusammensetzung des socialen Körpers nach Glaubensbekenntniß, Nationalität, Berufswahl u. s. w. sprechen, glauben jedoch, daß darin nicht so sehr die Charakteristik der Constanz des anatomischen Baues der Gesellschaft liegt, wie in einigen speciellen Eigenschaften, deren kurze Anführung noch gestattet sein möge.

Wenn wir Bekannte und Freunde in unserer Vorstellung an uns vorüber

ziehen lassen, so erscheint uns gewiß jeder Einzelne durch die verschiedensten körperlichen und geistigen Eigenschaften von jedem Andern unterschieden. Die Social-Anatomie, welche diese Einzelnen vereinigt beobachtet, gelangt aber schon bei der Zahl von einigen Hunderttausenden dazu, die subjectiven Verschiedenheiten auszugleichen. Jeder Mensch hat als Individualität eine bestimmte Körpergröße, einen bestimmten Umfang, ein bestimmtes Körpergewicht, bestimmte Farben von Haut, Haare und Augen; jeder Mensch hat bestimmte Proportionen der Gliedmaßen, eine bald größere bald geringere Muskelkraft, einen lebhafteren oder langsameren Pulsschlag, kurz durchweg individualisirende Merkmale. Diese alle verschwinden, wie Quetelet und seine Nachfolger gezeigt haben, in der Gesammtheit. Man gelangt bei verhältnißmäßig kleinen Gruppen schon zu einem constanten Maße der Größe, des Umfanges, Gewichtes u. s. w., zu Gesetzen des Wachsthums, der mittleren Statur, der mittleren Pulsfrequenz, kurz dahin, eine Ausgleichung des Individuellen in der objectiven Einheit des socialen Körpers zu finden. Die anthropologisch-statistischen Untersuchungen haben ermöglicht, Tafeln und Curven zu construiren, aus welchen sich der constante Verlauf und der normale Zustand ergibt; sie führen zu dem Gesetze der großen Zahlen, für welches eine der besten Illustrationen die Berechnung des Körpergewichtes einer ganzen Bevölkerung ist. Quetelet hat dieses beispielsweise für 10,000 Menschen erhoben und ist zu dem Resultate gekommen, daß jeder Einwohner von Belgien ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht im Durchschnitt 5,7 kg, und zwar jeder Mann 47, jede Frau 42,5 kg wiegt. Aehnlich wie in diesem Punkte hat die neuere Wissenschaft für das ganze Gebiet der körperlichen Eigenschaften bewiesen, daß der Spielraum der individuellen Entwicklung des Menschen ein begrenzter ist. Unter einer größeren Menge, in einer Landesbevölkerung als Ganzem, findet man die gleiche Procentualzahl von Riesen, Zwergen und Proportionirten, von großen, kleinen und mittleren Staturen; man findet constante Verhältnisse in der Mischung der Mageren, Zarten, Spindeldürren und der Falstaffe, mit stattlichem Embonpoint; man findet immer Kräftige und Schwache, man findet Heißsporne und Kaltblütige so gemischt, daß sich eine Ausgleichung der Gegensätze, eine constante mittlere Charakteristik ergibt. Aehnliches gilt von den Farben der Haare, Augen und des Teints, hinsichtlich deren neuestens Virchow, vereint mit der Gesellschaft für Anthropologie in Deutschland, und Bertillon mit seinen Schülern in Frankreich so umfassende Nachweise geliefert haben, daß das Bestehen einer für gewisse Zeitperioden und Oertlichkeiten charakteristischen Structur der menschlichen Gesellschaft als sicher gelten darf. Alle bisherigen Anhaltspunkte gestatten uns eine solche Constanz dieser Merkmale in einem bestimmten socialen Körper anzunehmen, daß man aus diesen anthropologischen Untersuchungen auf die Rassen- und Nationalitäten-Frage ähnliche Schlüsse ziehen kann, wie der Geologe aus den Versteinerungen auf das Alter der Formation schließt.

Selbst so verzweifelte Einzelheiten, welche wir als rein zufällige Heimsuchungen mancher Familien betrachten und beklagen, wie die Blindheit oder das körperliche Gebrechen der Taubstummen, zeigt eine furchtbare Regelmäßigkeit und Constanz des Vorkommens in ganzen Gesellschaftskörpern. Es würde

vielleicht die schlagende Thatsache genügen, daß man in Oesterreich-Ungarn und im Deutschen Reiche zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenem Wege die Zahlen dieser körperlich Gebrechlichen erhoben hat und unabhängig von einander fast zu gleichen numerischen Resultaten gelangt ist; in Oesterreich-Ungarn entfallen auf 10,000 Einwohner 8,3, im Deutschen Reiche 8,9 Blinde; in Oesterreich-Ungarn 11, in Deutschland 9,6 Taubstumme; aber auch die Zahlen für andere Staaten sind ungemein nahe den vorigen, oft nur um Decimalen verschieden. So sind unter je 10,000 Einw. in England 9,5, in Schottland 9,0, in Frankreich 8,4, in Schweden 8,0, in Dänemark 7,0 Blinde und nur Irland hat ein viel höheres, Norwegen, Belgien und die Niederlande haben ein viel niedrigeres Contingent dieser Unglücklichen. In analoger Weise findet man ein den deutschen und österreichischen Verhältnißzahlen sehr nahestehendes Vorkommen der Taubstummen in Irland mit 10,3, Schweden mit 10,2, Norwegen mit 9,3; in einer anderen Gruppe von Ländern, nämlich in Schottland, Frankreich, Dänemark genau je 6,2. Dagegen in England 5, in Belgien 4 und in den Niederlanden 3 per zehntausend Einwohner. Die häufige Wiederkehr der mittleren Zahl 10 auf 10,000 läßt schon auf eine gewisse Gesetzmäßigkeit schließen und eliminirt den Gedanken eines bloßen Zufalles im Vorkommen dieser körperlichen Gebrechen. Man wird in der Ueberzeugung von dem Herrschen einer großen typischen Regel aber bestärkt, wenn man sieht, mit welcher Constanz sich die Verhältnißzahlen in manchen Ländern während vieler Jahrzehnte gleichmäßig wiederholen. Die Beharrlichkeit des Auftretens in der Mehrzahl der europäischen Länder schließt also die Annahme aus, daß es ein accidentelles Mißgeschick sei, vermöge dessen sich diese Unglücklichen in einer gewissen Anzahl von Familien befinden, und beweist, daß ein höheres Naturgesetz waltet, welches im kleinen Kreise nicht erkennbar ist, in der ganzen Masse, in der Einheit des socialen Körpers jedoch mit mathematischer Genauigkeit hervortritt.

Aus diesen und vielen analogen Thatsachen hat Quetelet den Begriff des sog. mittleren oder Durchschnitts-Menschen, des „homme moyen“ construirt, einen Begriff, der leider mehr Mißverständnisse hervorgerufen, als richtige Deutungen erfahren hat und dennoch in der wissenschaftlichen Behandlung der sociale Anatomie und Physiologie unentbehrlich ist. Der Durchschnittsmensch ist zunächst im physischen Sinne nichts anderes, als jenes mittlere Ergebniß der ganze Gesellschaft oder einer bestimmten Bevölkerung, welches uns deren Typus und Charakteristik gewissermaßen in abstracto zeigt. Es ist also grundfalsch zu glauben, daß ein solcher „homme moyen“ ein Apollo vom Belvedere oder ein milesische Venus sei, es ist grundfalsch, denselben als das ideale Ziel der Gestaltung des Einzelnen anzusehen; im Gegentheile, je höher sich das Individuum in seinen Qualitäten über den Durchschnittsmenschen erhebt, desto besser kann für dasselbe sein. Der mittlere Mensch ist nur der allgemeine Maßstab, nach welchem wir die Gesetzmäßigkeit des Ganzen exact zu beurtheilen vermögen, indem wir das Individuum mit dem Typus vergleichen.

Von den natürlichen Eigenschaften, von der Structur der Zusammensetzung der Gesellschaftskörper führt uns ein Schritt weiter zu deren Lebensbethätigung, zur eigentlichen Physiologie. Von vornherein wird man wohl geneigt sein

im mannigfachen Wechsel der menschlichen Generationen eher zufällige und willkürliche Combinationen als eine strenge Gesetzmäßigkeit zu vermuthen. Blicken wir im Freundeskreise umher. Wir finden einzelne Familien, welche kinderlos sind, andere mit Nachkommenschaft so reichlich gesegnet, wie diejenige des bedauernswerthen Vicars von Wakefield. Wir kennen Familien, welche nur Mädchen, andere welche nur Knaben besitzen, wieder andere mit Gleichheit oder Ungleichheit von Mädchen und Knaben. Das scheint doch gewiß alles willkürlich, zufällig. Wir beobachten ebenso in unserer nächsten Sphäre neben den normalen Eheschließungen oft die absonderlichsten Heirathen und halten sie für die seltensten Ausnahmen; wir freuen uns bei Einzelnen des wunderbar hohen Greisenalters, welches sie erreichen, und beklagen den unnatürlich frühen Hintritt Anderer in ihrer besten Lebenskraft. Und dennoch geht all Dies, so individuell es beim Einzelnen sein mag, in der großen Masse der menschlichen Gesellschaft mit einer Gesetzmäßigkeit und Unverrückbarkeit vor sich, die an die „Mécanique céleste" erinnert.

Es sollte uns, im Grunde genommen, wenig wundern, daß die statistische Beobachtung eine strenge Constanz in der Zahl der Geburten und Sterbefälle nachzuweisen vermag; denn das Kommen und Gehen der Menschen ist ein physiologischer Proceß, der Naturgesetzen unterworfen sein muß. Erstaunlich aber sind dabei die festen Zahlenverhältnisse und die regelmäßigen Gruppirungen der verschiedenen denkbaren Fälle. Erstaunlich ist doch gewiß, daß nicht bloß überhaupt eine gewisse Anzahl von Kindern alljährlich jeder Bevölkerung zuwächst, sondern daß diese sog. „Nativitätsziffer" ein charakteristisches Merkmal einzelner Nationen bildet, und im einzelnen Jahrgange, wenn nicht Kriege oder Epidemien oder andere äußere Störungen eintreten, nur um Decimaltheile von dem budgetmäßigen Durchschnitte abweicht. Unter den europäischen Staaten sind die äußersten Grenzen durch die Nativitätsziffer von 2,58 Procent (in Frankreich) und 4,95 Procent (im europ. Rußland) bezeichnet, d. h. es werden in den einzelnen Staaten jährlich im Durchschnitte mindestens 2,58 und höchstens 4,95 Kinder auf je 100 Einwohner zur Welt gebracht. Die zwischen diesen Extremen gelegene Mittelziffer berechnet sich also auf 3,76 Procent, und sie bildet in der That die regelmäßige Nativität, denn sie besteht (mit geringfügigen Differenzen) in Bayern (3,94), Oesterreich (3,88), Preußen (3,87), Baden (3,79), Italien, Spanien und England (3,56), Holland, Schottland, Finland und Belgien (3,21). Nur wenige Staaten machen eine Ausnahme von der magischen Zahl der normalen Fruchtbarkeit, indem sie entweder sehr zahlreiche Nachkommenschaft haben, wie Rußland (4,95), Württemberg (4,34), Serbien, Polen, Croatien, Slavonien, Ungarn (4,18) und Sachsen (4,17) oder sich langsamer regeneriren, wie das mit einer geringen Nativität vereinzelt dastehende Frankreich (2,58) oder Irland und Griechenland, wo die Geburtenziffer unter 3 Procent, oder die Schweiz und die drei skandinavischen Königreiche, wo sie nur etwas darüber steht.

Der gesetzmäßige Verlauf dieser Dinge wird aber noch augenfälliger, wenn man die Abhängigkeit der menschlichen Gesellschaft von der betreffenden Nativitätsziffer des einzelnen Volkes verfolgt. Da zeigt sich, daß in jedem Staate Jahr aus Jahr ein relativ nahezu gleichviele Kinder geboren werden, wenn nicht

Kriege oder Revolutionen das Mark des Lebens erschüttern oder furchtbare Seuchen, Theuerungsnoth und wirthschaftliche Gebreste die Bevölkerung heimsuchen. In manchen Ländern, wie beispielsweise in Großbritannien, Italien, Norwegen, Dänemark, Frankreich u. s. w. schwankt die Zahl der Geburten im einzelnen Jahrgange gegenüber dem vieljährigen Durchschnitte nur um einige hundertstel Procent und kann daher aus vergangenen Reihen fast ebenso sicher für die nächste Zukunft vorausbestimmt werden, wie ein Ereigniß in der kosmischen Physik. Da nicht alle Länder eine gleich hohe Nativität besitzen und da man beobachtet hat, daß manche Nationen langsam und allmälig die vorhandene Nativität ein wenig erhöht oder erniedrigt haben, so darf mit Recht geschlossen werden, daß die Geburtenzahl nicht bloß durch Naturgesetze, sondern auch durch sociale, menschliche Einflüsse bestimmt werden kann; ihre trotzdem langjährige Constanz ist daher ein Beweismittel für den Determinismus in diesem Punkte des socialen Lebens.

Wenden wir uns an die innerhalb der stabilen Geburtenzahl nachweisbaren qualificirenden Unterschiede der Kinder, so muß es selbst dem erpichtetsten Skeptiker auffallen, daß hier allgemeine, höhere Gesetze gelten, welchen die menschliche Gesellschaft unterworfen ist. Oder würde es Jemand für Zufall halten, daß in der ganzen Masse der neugeborenen Kinder stets auf 100 Mädchen 105,38 Knaben oder mit Einschluß der Todtgeborenen 106,31 Knaben entfallen, deren Ueberschuß in den folgenden Lebensjahren regelmäßig wieder hinweggerafft wird? Ist es nicht erstaunlich, daß der Knabenüberschuß schon bei einer Bevölkerung von 2 Millionen klar nachweisbar wird, und daß jedes Land seine eigenthümliche, aber höchstens zwischen 104 und 107 liegende Ziffer dieses Ueberschusses hat? Und kommen einmal in einem Jahrgange etwa weniger oder mehr Knaben zur Welt, als der sociale Voranschlag erwarten ließ, so wird diese Rechnungsdifferenz sogleich wieder in einem der folgenden Jahre ausgeglichen. Es erfolgt eine förmliche Compensation bis zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes, welche in ihrer Art so wunderbar ist, daß sie den berühmten Moralstatistiker A. v. Oettingen zu dem Ausrufe drängt: „Was muß das für eine mathematisch genaue Buchführung des unendlichen „Arithmeticus" sein, nach welcher die über dem Gewühl der Massen und durch die Millionen von Geburten hindurch sich bewährende Proportion oder geheilte Disproportion der Geschlechter zu Wege gebracht wird!"

Müßten wir nicht weiter eilen in der Durchwanderung des großen Gebietes der Social-Physiologie, so könnten wir die erstaunlichsten Thatsachen auch noch von anderen Qualificationen der Geburten als denjenigen nach dem Geschlechte berichten. Die internationalen Vergleiche zeigen beispielsweise eine ganz merkwürdige Beharrlichkeit in dem jedem einzelnen Lande charakteristischen Verhältnisse der ehelichen zu den unehelichen Geburten, der Lebend- und Todtgeborenen, der Zwillings- und Mehrlingsgeburten und zwar alles dies in einer typischen Regelmäßigkeit, die selbst bei den verwickelten gegenseitigen Combinationen noch immer klar erkennbar zu Tage tritt. So ergibt sich bis zur letzten Consequenz, daß der Zufall, welchen wir bei der einzelnen Familie oder im engen Freundeskreise walten sehen, in der großen Menschenfamilie, im „genus

humanum" verschwindet und daß unser Eintreten auf die Bühne des Lebens von ehernen Naturgesetzen geregelt wird.

Ein Gleiches gilt vom Scheiden aus dem irdischen Dasein. Auch dieses ist determinirt; schon Süßmilch hat darüber sehr richtig geurtheilt. „Der Tod, dessen Begriff vielleicht manchen keiner Ordnung fähig zu sein scheinen möchte, ist ein recht bewunderungswürdiger Schauplatz der schönsten Ordnung und es ist desselben Gewalt fast an die allerstrengsten Regeln gebunden. . . . Alle Alter, Geschlechter, Stände und Krankheiten müssen ihr Gesetztes beitragen, um das bestimmte Maß der Sterblichkeit zu erfüllen." — In der That manifestirt sich die Herrschaft des Todes daran, daß die Parzen nicht blindlings die Lebensfäden abschneiden, sondern regelmäßig die der Kinder, der Erwachsenen und Greise, jene der Männer und Frauen, der Ledigen und Verheiratheten in ganz bestimmten Zahlen auswählen und von jeder Classe einen unerbittlichen, man kann wohl sagen im Voraus zu berechnenden Tribut fordern. Zwar zeigt sich in der Statistik des Todes, daß die Verhältnißzahlen nicht schlechthin unabänderlich sind, sondern theilweise von socialen Zuständen abhängen, für deren Verbesserung der Gesammtwille der Gesellschaft vieles thun kann. Aber die feststehenden natürlichen Bedingungen sind für die Gesammtheit so vorwiegend, daß man nur für vereinzelte Schichten der Gesellschaft behaupten kann, es trete neben dem allgemeinen Gesetze der Absterbeordnung ein durchgreifender Einfluß des menschlichen Willens und socialer Einrichtungen auf den Verlauf der Todesherrschaft zu Tage. Die Mortalität der Völker divergirt allerdings mehr als die Nativität; denn man findet vier nördliche Staaten, Irland, Norwegen, Schweden und Dänemark, wo alljährlich im Durchschnitt weniger als zwei von hundert Einwohnern sterben, während in einem südöstlichen Lande, im Königreich Ungarn die Sterblichkeit mehr als 4 Procent beträgt. Aber in der Mitte zwischen diesen Extremen, nämlich in der Mortalitätsziffer von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Proc. finden sich doch wieder die meisten Staaten zusammen; beispielsweise das Deutsche Reich mit 2,71 Procent, Italien mit 2,99 Procent, Holland mit 2,49 Procent, Oesterreich mit 3,13 Procent u. s. w. Und ebenso zeigt sich auch wieder eine verhältnißmäßig nicht sehr große Abweichung der Sterblichkeit einzelner normaler Jahrgänge von den langjährigen Durchschnitten. Es hieße daher den Einfluß, welchen die menschliche Gesellschaft auf ihre Lebensdauer auszuüben vermag, überschätzen, wollte man denselben über zehntel Procente hinaus annehmen. Die Machtlosigkeit zeigt sich doch klar darin, daß alle Errungenschaften der Civilisation mit Einschluß der zweifellos enormen Fortschritte der Medicin und Chirurgie, der Hygiene und Therapie noch nicht eine nennenswerthe Verlängerung des Lebens der Menschen im Großen und Ganzen zu bewirken vermochten. Der Versuch eines solchen Nachweises wird mit Recht in Zweifel gezogen. Selbst Oettingen, der geistvolle Vertreter der Socialethik auf dem Gebiete der menschlichen Massenerscheinungen muß zugeben, „daß, obwohl es sich bei der Statistik des Todes unwidersprechlich zeigt, daß ihre Verhältnißzahlen nicht schlechthin unabänderlich sind, sondern nur theilweise von feststehenden natürlichen Bedingungen, anderntheils aber von socialen Zuständen abhängen, für deren Verbesserungen der einzelne wie der Gesammtwille der Gesellschaft Vieles thun

kann, — sich doch auch in diesen willkürlichen Einflüssen eine merkwürdige Constanz zeigt, sei es im Fortschritt zum Bessern, sei es in dem selbstverschuldeten Siechthum der Gesellschaft.

Daß es überhaupt mit der Herrschaft des freien Willens in der Gesammtheit, im socialen Körper, ein eigen Ding ist, das zeigt sich nirgend deutlicher als bei den Eheschließungen. Bei keiner socialen Erscheinung würden wir von vornherein mehr geneigt sein, an absolute Willensfreiheit zu denken, als bei dem Entschlusse, zu heirathen oder ledig zu bleiben und bei der Möglichkeit zwischen allen denjenigen Wegen zu wählen, die den Menschen auf Freiersfüßen offen stehen. Und dennoch! So frei und willkürlich jeder Einzelne von uns in diesem Entschlusse gehandelt hat oder noch handeln wird, wir Alle insgesammt, die wir die menschliche Gesellschaft bilden, stehen unter einem höheren Gesetze. Dem Einzelnen mag der Dichter den weisen Rath geben:

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet."

Die Gesammtheit muß aber immer die Herzen für die Herzen finden. — Die Statistik scheint zu bestätigen, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden; mindestens beweist sie, daß die Ehen nach einem festen Beschlusse getreu und folgsam auf Erden eingegangen werden. Dafür spricht die unwiderleglich nachgewiesene constante Gleichmäßigkeit in der Gesammtzahl der Trauungen eines jeden Landes und noch auffälliger die Unveränderlichkeit in den überhaupt denkbaren Combinationen der Brautpaare. Die von Bodio gelieferte hochinteressante Arbeit auf dem Gebiete der internationalen Statistik führt diese längst bekannte und bis in's siebenzehnte Jahrhundert zurück verfolgte Wahrnehmung neuestens bis in unsere unmittelbare Gegenwart; man traut seinem Auge kaum, wenn man sieht, daß in Normaljahren nicht bloß die absolute und relative Anzahl der Trauungen fast unveränderlich ist, sondern daß auch die Zusammenstellung der Brautleute nach Stand und Alter sich nur wenig ändert! Alljährlich, wenn nicht Kriege, Epidemien oder besondere Theuerung eine besondere Störung verursachen, finden 8 bis 10 Heirathen auf je 1000 Bewohner statt, z. B. in Oesterreich je 8.6, in Frankreich 8.0, in Großbritannien 8.2, in Italien 7.5, in Holland 8.2, in Dänemark 8, im Deutschen Reiche 9, in Ungarn 10,3 auf je 1000 Einwohner; die Gesammtzahl der Trauungen schwankt, wie man sieht, weniger, als diejenige der Todesfälle und was am willkürlichsten vor sich zu gehen scheint, vollzieht sich in Wirklichkeit am allerregelmäßigsten. So gilt beispielsweise das statistisch nachgewiesene Gesetz, daß beiläufig vier Fünftel (80 bis 84 Procent) aller Brautpaare aus beiderseits ledigen Personen bestehen; und das übrig bleibende Fünftel auf die Combinationen von Ledigen mit Wittwen (4 bis 6 Procent), Fräuleins mit Wittwern (8 bis 13 Procent), oder Wittwen mit Wittwern (3 bis 6 Procent), oder endlich, wo die confessionellen Gesetze es zulassen, auf solche von Getrennten und Geschiedenen entfällt.

Das Merkwürdigste ist bei dieser festen Vertheilung, daß gerade die Anzahl derjenigen Ehen, die wir als Ausnahmen bezeichnen, z. B. die zwischen Verwittweten am unbedeutendsten schwanken; die Differenzen derselben machen von einem Jahr zum anderen nur zehntel Procente aus. Ein anderes höchst erstaunliches

Factum liegt in der Regelmäßigkeit der Alters-Combination der Brautpaare, für welche ebenfalls aus der internationalen Statistik reichliches Ziffernmaterial zur Beweisführung vorliegt. Da es aber nicht meine Absicht ist durch Tabellen und Zahlencolonnen die Geduld der Leser zu erproben, so wird es genügen, wieder nur auf gewisse frappante Erscheinungen aufmerksam zu machen, welche jeden Zweifel an dem Bestehen social-physiologischer Gesetze ausschließen. Wir pflegen diejenigen Ehen, wo ein Gatte um 30 Jahre älter ist als der andere, für eine seltene Ausnahme zu halten und bezeichnen es als unfaßbare „Monstrosität", wenn die Braut den Bräutigam um diese stattliche Anzahl von Decennien überragt. Mit Unrecht; denn aus einzelnen Ländern liegen die positiven Beweise dafür vor, daß dergleichen Ehen zwar in geringer Menge, aber in jedem Jahre und mit einer erstaunlichen Gleichmäßigkeit wiederkehren. Ja selbst die Ehen von Männern, die jünger als 30 Jahre sind, mit Matronen, die älter als 60 Jahre sind, bilden eine constante Erscheinung. So zeigen also gerade diejenigen „monströsen Ehen", von welchen man allgemein glauben dürfte, sie kämen ganz zufällig, selten und unregelmäßig vor, eine durch die neuesten Forschungen bestätigte geradezu fabelhafte Regelmäßigkeit. Wer sie verfolgt, kann mit Quetelet ausrufen: „il se passe là quelque chose de mystérieux qui confond notre intelligence!"

Ueberhaupt ist das Lebensalter keine Schranke für den Brautstand: im kleinen Belgien heirathen regelmäßig 23 bis 30 Frauen noch im Alter von 70 bis 80 Jahren; in England beträgt die Zahl dieser greisenhaften, ehrwürdigen Bräute sehr constant jährlich 46 bis 55, in Italien 40 bis 60 u. s. w. Kurz, wohin wir blicken, eröffnet sich uns das überzeugende Bild einer Regelmäßigkeit, welches sich noch in vielen Details ausschmücken ließe: denn auch die Wiederverehelichungen zum zweiten, dritten und vierten Male, die Trennungen und Scheidungen, wo sie nachgewiesen werden. Alles zeigt eine Beharrlichkeit der Wiederkehr, welche auf ein höheres Gesetz, auf eine in der Natur und in der menschlichen Gesellschaft selbst liegende Nothwendigkeit des Vollzuges zuversichtlich schließen läßt und beweist, daß „der Einzelne mehr oder weniger unbewußt durch sein Verhalten einen Beitrag liefert zum Vollzuge großartiger Erhaltungsgesetze der Gemeinschaft."

Neben den constanten Ursachen wirken accidentelle Einflüsse, z. B.: ein besserer oder schlechterer Jahrgang in den Ernten der Brotfrüchte, des Weins, der Baumwolle, oder der Ausbruch eines Krieges, oder verheerende Krankheiten oder wirthschaftliche Erschütterungen durch Krisen u. dgl. auf die Zahl und Art der Eheschließungen, gewissermaßen um uns die Abhängigkeit des Individuums von den Gesammtzuständen der Gesellschaft recht klar zu demonstriren. Wollten wir aber vergessen, daß wir von der himmlischen Mechanik der Gestirne, vom physischen Kosmos beherrscht werden, daß die menschliche Lebewelt ein Stück jenes unermeßlichen Naturdaseins ist, aus welchem sie hervorging und in welches sie im ewigen Kreislaufe zurückkehrt, so erinnert uns daran der Zusammenhang der Heirathsfrequenzen mit den Jahreszeiten und Monaten. Jedes Land hat seine Charakteristik für die Maxima und Minima der Trauungen je nach Klima, Religion, Sitten und Gebräuchen. In Frankreich, Oesterreich und Italien (katholischen Ländern) heirathen die meisten Menschen im Februar und November;

in Belgien und Holland liegt die höchste Zahl im Monate Mai, in Schweden und Norwegen im November und December. Die wenigsten Trauungen aber entfallen erfahrungsgemäß in Frankreich, Belgien, Italien und den Niederlanden auf die Zeit von März, Juli und August, in Oesterreich auf August und December u. s. w. Und untersucht man die Frequenz nach Quartalen, so ergibt sich eine so geringe Abweichung, daß die constante Regel auch in dieser Beziehung erkennbar hervortritt.

III.

Ist es uns gelungen, an den bisherigen Beispielen das Walten höherer Gesetze im Social-Organismus zu zeigen, so findet sich das Uebergangsglied, um die übrigen Lebensäußerungen der menschlichen Gesellschaft kurz zu berühren, in der Darstellung der ethischen oder intellectuellen Eigenschaften. Zwar läßt sich die geistige Entwicklung nicht mit demselben Maßstabe messen, welcher an Rekruten bei ihrer Assentirung angelegt wird, sie läßt sich nicht mit dem Dynamometer prüfen, welches für geistige Potenzen leider noch nicht erfunden ist, und an dessen Stelle der Kampf um's Dasein oft eine verspätete Probe bietet; und sie läßt sich auch nicht auf der Decimalwaage nach dem Gewichte bestimmen. Unerachtet des Fehlschlagens dieser exacten Beobachtungsmittel gibt es einige Methoden, um auf die intellectuelle und moralische Beschaffenheit einer Gesammtbevölkerung ziemlich sichere Schlüsse zu ziehen. Können wir auch nicht sagen, wie groß die Verstandesleistungen dieses oder jenes Volkes zu schätzen seien, so liegen doch gewisse Kriterien vor, welche eine auffallende Constanz auch auf diesem Gebiete zeigen.

Beginnen wir mit einem Extreme: mit dem Fehlen des Intellectes bei jenen beklagenswerthen Geschöpfen der menschlichen Gattung, welche Blödsinnige sind (Idioten, Cretins), oder deren Geist umnachtet wird von Wahnvorstellungen und Störungen der Gehirnthätigkeit: Irrsinnigen. Die Zahl derselben schwankt viel weniger, als man vermuthen würde; denn sie bewegt sich innerhalb der Grenzen von 8 bis 14 Blödsinnigen und 9 bis 20 Irrsinnigen auf je 10,000 Einwohner derjenigen europäischen Staaten, für welche die internationale Statistik überhaupt Anhaltspunkte bietet. Da aber gute Gründe annehmen lassen, daß die Erhebungen auf diesem heiklen Gebiete nur einen Theil der vollen Wahrheit entschleiern, so dürfte die Oscillationsgrenze thatsächlich noch enger zu ziehen sein. Wenigstens spricht für diese Annahme die merkwürdige Constanz in einigen und die stetig zunehmende charakteristische Häufigkeit von Geistesstörungen in anderen Ländern, die consequent seit längeren Jahresreihen Nachweise liefern.

Auch andere extreme Kriterien lassen sich als einschlägig verfolgen. So ist die relative Anzahl der „Analphabeten" (derer, die nicht lesen und folgerichtig auch nicht schreiben können) zwar mit den Fortschritten des Volksschulwesens einer Veränderung unterworfen; aber sie ist eine für Jahrfünfte und selbst Jahrzehnte ziemlich constante und, was uns die Hauptsache scheint — sie ist eine für das einzelne Land individuelle Größe. Zusammenhängend damit läßt sich als ebenfalls charakteristisches Merkmal des Volksthums die Zahl des Schulbesuches mit erstaunlicher Constanz insoferne ansehen, als gewisse Länder von jeher große

Vorliebe, andere eine ebenso beharrliche Abneigung gegen die Benutzung dieses primären Erziehungsmittels zeigen. Und nicht bloß in diesen Fällen der rohesten Beobachtung, sondern auch im Verfolge höherer Merkmale der geistigen Regsamkeit und intellectuellen Kraft zeigt sich eine analoge Gesetzmäßigkeit. Wir finden sie in der jedem Gesammtkörper eigenthümlichen und nur allmälig sich ändernden relativen Lebhaftigkeit der Circulation von Briefen, Telegrammen, Journalen; wir begegnen ihr in der Regelmäßigkeit der literarischen Erzeugnisse, in der Statistik der Prüfungsresultate, ja sogar in der Zahl der wegen fehlerhafter Adressirung nicht bestellbaren Briefe, der sogenannten „dead letters".

Liegen hier noch manche, von der künftigen Beobachtung genauer festzustellende Merkmale der Anatomie des socialen Körpers verborgen, so führen uns schon heute viel zuverlässigere Daten zur Moral-Physiologie einer ganzen Gesellschaft. Wir schließen von der schlechten auf die gute, oder von der positiven auf die negative Seite, indem wir die Criminal-Statistik und die der Selbstmorde als Maßstab der geringeren oder größeren Widerstandskraft eines Volkes gegen die ihm drohenden sittlichen Gefahren betrachten, und daraus seine moralische Stellung messen.

Nicht in die tiefen Abgründe der Verbrecherwelt wollen wir den Leser führen und auch nicht jene Wege ihm beschreiben, welche mit schauerlicher Vorliebe von vielen unserer Zeitgenossen betreten werden, um vorzeitig die Pforten der Ewigkeit aufzureißen. Unsere Absicht ist nur, die Regelmäßigkeit der Wiederkehr dieser scheinbar willkürlichsten Handlungen zu betonen, und die Bindeglieder zwischen Naturforschung und Socialwissenschaft anzudeuten. Schon Guerry hat in einem preisgekrönten Werke den erstaunlichsten Nachweis von Ursachen und Wirkungen bei dem Begehen von Verbrechen geführt: Quetelet, Oettingen, Ad. Wagner, Mayr u. viele Andere, deren Namen zu nennen nicht hierher gehört, haben auf diesem Gebiete den traurigen Ausspruch bewahrheitet: „Es gibt ein Budget, welches mit erschütternder Regelmäßigkeit gezahlt wird, das ist das Budget des Gefängnisses, der Galeere und des Schaffots." Die Beobachtung lehrt uns die Regelmäßigkeit der Wiederkehr in der Gesammtzahl der Verbrechen und der Verbrecher jedes Landes, der Angeklagten, Verurtheilten und Freigesprochenen; eine Gesetzmäßigkeit in der Vertheilung der Verbrechen auf die beiden Hauptarten, solchen gegen das Eigenthum und gegen die Person; eine Gesetzmäßigkeit in der Vertheilung nach den Hauptmotiven, Eigennutz oder Bosheit. Wir finden diese auffallende Regelmäßigkeit in dem Antheile der Männer und Frauen, der einzelnen Altersclassen, der Stände und Confessionen an gewissen denselben eigenthümlichen Arten der Verbrechen: und wir finden wieder eine durchschlagende Abhängigkeit von kosmischen Bedingungen: vom Boden, Klima, der Jahreszeit, dem Monate und den Tagesstunden. Diese Ursächlichkeit ist so stark, daß sie von keiner Seite mehr hinweggeleugnet wird. Die Atomisten sprechen von ihnen im Sinne eines äußeren psychischen Zwanges, die Moralstatistiker bester Sorte fassen sie so auf, daß sie die einzelnen Verbrecher und Verbrechen als Symptome und Früchte einer krankhaften geistigen Fehlentwicklung betrachten. Aber zugeben müssen Alle, daß ein allgemeiner verursachender Grund im socialen Körper selbst liegt, von welchem der Einzelne, der sich dem

Verbrechen hingibt, erfaßt wird. So gelangt man zur Hypothese von dem Hang zum Verbrechen, vom „penchant au crime", dessen Höhe und Intensität man zu messen sucht.

Es wäre nichts leichter, als diese Behauptung durch eine Legion von Tabellen zu beweisen, die sich in der reichen, interessanten Literatur aufgespeichert finden; aber auch in diesem Belange dürfen wir wohl, wie in allen vorangehenden Punkten, das Vertrauen des Lesers hoch genug anschlagen, um ihn nicht durch Ziffern zu ermüden. Nur Eines möge citirt werden. Eine gegen den Vorwurf mechanistischer Weltanschauung durchaus gefeite Autorität, wie A. v. Oettingen selbst, kommt in seinem classischen Werke über Moral-Statistik mit zwingender Nothwendigkeit zu dem Resultate, daß sich das Budget der Verbrechen in allen neuesten gerichtlichen Documenten bewahrheitet; daß in jedem Lande jede Kategorie von Verbrechen ihren im Ganzen constanten ziffermäßigen Typus hat; daß die Fluctuationen in den relativen Zahlen im Ganzen sehr gering und, wo sie vorkommen, meist erklärbar sind; und daß wir für jede Strafform länderweise das Contingent der ihr Verfallenen budgetartig bis auf sehr minime Schwankungen vorhersagen können. Ist es aber deshalb nothwendig, bis zu jener Consequenz zu kommen, welche den Determinismus zur Quelle der Entschuldung macht, und die „ausbündigste Narrheit dieser Welt" zu behaupten, indem wir „die Schuld unserer Unfälle auf Sonne, Mond und Sterne schieben, als wenn wir Schurken wären durch Nothwendigkeit, Schelme, Diebe und Verräther durch die Uebermacht der Sphären?" Nicht die fatalistische Nothwendigkeit crimineller Extravaganz — sagt Oettingen voll Ueberzeugung — können und dürfen wir aus jenen elementaren Einflüssen erschließen, sondern lediglich den Erfahrungssatz, daß der Wille des Menschen, wenn er einmal die selbstsüchtige Richtung auf das Rechtswidrige genommen, von einem inneren Triebe, einer Art Naturbestimmung abhängig erscheint, die sich als eine treibende Macht dauernd und in bestimmten socialen Constanten ausprägt. In dem Vorhandensein einer solchen Constanz, in der festen Abhängigkeit des Verbrechens von gegebenen Ursachen, in der Periodicität criminellen Erscheinungen, in dem erstaunlich fixen Quotenverhältnisse der einzelnen Gruppen von Verbrechen gegenüber dem Ganzen liegt das Gebiet der exacten physiologischen Durchforschung des Gesellschaftskörpers.

Nicht minder fruchtbar für diese Untersuchungen ist die Domäne des Selbstmordes. Die erschreckende Häufigkeit seiner Zunahme in allen europäischen Staaten hat das düstere pathologische Material zur Ergründung gewisser Gesetze und Regelmäßigkeiten geboten, die dem Selbstmorde die Natur einer physiologischen Lebensäußerung der Gesellschaft aufdrücken. „Auf keinem Gebiete läßt sich die Bedingtheit, ja die sklavische Abhängigkeit des Menschen, sei es von den ihn umgebenden Zeit- und Culturverhältnissen, sei es von der Macht der eigenen Leidenschaft und Verzweiflung, so schlagend nachweisen, wie beim Selbstmord. Namentlich in unserer „aufgeklärten" Zeit erscheint der einzelne Selbstmörder mit als ein Opfer der gesellschaftlichen Zustände. Mag man mit den Social- oder Personalethikern gehen, nie kann man den Selbstmord als eine zufällige gräßliche Einzelthat ansehen; man muß ihn als das

Ergebniß des Gesammtzustandes der menschlichen Gemeinschaft erklären. So wie sich ein „Hang zum Verbrechen" als das durchschlagende Element erkennen läßt, so besteht auch eine chronische Selbstmordtendenz der Gesammtheit. Die Moraltheologen wie Oettingen, Jochnik und Masaryk führen sie auf die zunehmende Irreligiosität, auf eine chronische Geisteskrankheit, die „Psychose" zurück; andere Moralstatistiker, wie Wagner, Morselli, Legoyt, schließen ganz objectiv aus der Regelmäßigkeit der Selbstmordziffer auf ein naturnothwendiges Gesetz, kraft dessen der Einzelfall lediglich ein Product der bedingenden materiellen Ursachen ist: sie kommen zu dem Folgesatze, daß der Selbstmord nicht eine von der Willkür des Individuums (als Theil des socialen Körpers — möchten wir hinzufügen) abhängige Handlung, sondern eine sociale Thatsache ist, nicht minder regelmäßig als Geburten und natürliche Todesfälle, Verbrechen und Geisteskrankheiten. Vielen unter diesen, wie insbesondere Morselli, erscheint der Selbstmord als das Ergebniß des Kampfes um's Dasein und der Auslese, die sich im Menschengeschlecht kraft des Gesetzes der Culturentwicklung vollzieht.

Unabhängig von diesen Verschiedenheiten der Erklärung bleibt thatsächlich unbestritten, daß die länderweise charakteristische Anzahl der Selbstmorde, die Vertheilung derselben auf die einzelnen Gruppen der menschlichen Gesellschaft, die Art und Wahl der Mittel, mittelst deren der furchtbare Entschluß vollzogen wird, die Einflüsse des Geschlechtes, der Berufsarten und Religionen, der Jahreszeiten und Klimate auf eine erstaunliche Gesetzmäßigkeit hindeutet. Jedes Land, ja jede Provinz und jede Stadt zeigt eine eigenthümliche Selbstmordphysiognomie, die sich nie plötzlich, sondern nur sehr allmälig ändert. Wenn man eine der graphischen Selbstmordkarten ansieht, so fällt es bei der ersten Betrachtung sofort auf, daß sich um die Großstädte wie um dunkle Heerde jene Moderluft lagert, die in den Gebeinen ganzer Volkskörper ihr unheimliches Zerstörungswerk übt. Wie charakteristisch diese Ziffern sind und wie sehr trotz alles Sträubens der Moraltheologen gewisse allgemeine prädestinirende Einflüsse darauf einwirken, sieht man klar auf der Morselli'schen Selbstmordkarte von Europa und an der Stetigkeit der relativen Häufigkeit des Selbstmordes. In Sachsen, der Wiege des Protestantismus, erreicht die Selbstmordmanie mit jährlich 408 auf je 1 Million Einwohner den Gipfelpunkt. Von allen Seiten der Windrose hebt sich allmälig, je nach der näheren oder ferneren Berührung mit dem sächsischen Chimborasso, das colossale Selbstmordgebirge. Während die Selbstmordziffer in der sarmatischen Ebene nur 30 und in den Rheinlanden 65 auf 1 Million beträgt, steigt sie aufwärts über die Ostseeprovinzen Rußlands, über Ost- und Westpreußen und Brandenburg auf dem Wege gegen Sachsen bis zu 250 und darüber; ebenso von Westen, von den Rheinlanden her über Westphalen, Hannover und Thüringen und vom Süden. Nirgends zeigt sich der Einfluß Sachsens so deutlich, wie hier, in Bayern und Oesterreich, deren einzelne Provinzen um so reicher an Selbstmorden werden, je näher sie an Sachsen liegen. Oettingen, welcher diese Thatsachen in lichtvoller Weise dargestellt hat, muß sich selbst die Frage vorlegen: wie erklärt sich dieses unheimliche Phänomen? Welche Einflüsse bewirken diese gewaltige Gliederung eines Gebirgsstockes, dessen Abdachungen sich überall hin erstrecken? Offenbar liegt ein durchschlagendes socialphysiologisches

Gesetz vor, welches die Intensität der chronischen Selbstmordtendenz bestimmt. Der Einfluß der äußeren Natur, der Bevölkerungs-Eigenthümlichkeiten, der biologischen und socialen Eigenschaften des Individuums ist von keiner Seite geleugnet, von Allen anerkannt und analytisch verfolgt worden. Unabhängig von der Streitfrage nach den letzten Ursachen der zunehmenden Selbstmordneigung bleibt also sicher, daß wir es hier mit einer großen Erscheinung zu thun haben, deren im Einzelnen geltende Zufälligkeit und Willkür im Social-Organismus zu einer Gesetzmäßigkeit wird.

Wohin lenken uns nun die Erfahrungen, welche auf dem Gebiete der Social-Physiologie zu sammeln sind? Führen sie uns zum Determinismus, dessen Bild Ad. Wagner in einer ungemein anschaulichen Weise als das Budget der Völker und Staaten im Stile von Swift dargelegt hat, indem er einen Reisenden nach Art Gulliver's erzählen läßt, er habe ein Land besucht, in welchem durch ein Staatsgesetz im Vorhinein jährlich bestimmt wird, wie viele Paare sich heirathen, wie viele Personen ihrem Leben durch Selbstmord ein Ende zu machen haben, wie viele und welche Verbrechen im nächsten Jahre begangen werden u. s. w., und wo das Volk sich vollkommen darein fügt und Jahr für Jahr diese Gesetze treu ausführt? Wird durch die Auffindung von Gesetzmäßigkeiten die individuelle Freiheit ausgeschlossen? Eine solche Consequenz wäre ganz und gar ungereimt; und auch Ad. Wagner dachte an sie ebensowenig als Quetelet. Wir können uns vollständig die Vereinbarkeit der individuellen, ja sogar der gesellschaftlichen Freiheit des Thuns und Lassens mit den Gesetzen der Social-Physiologie denken. Weil wir Menschen nicht physische Kraft haben, länger als eine gewisse Anzahl von Decennien zu leben; weil wir in unseren wissenschaftlichen oder künstlerischen Leistungen durch den Nerven- und Gehirnapparat begrenzt sind: weil wir zu einem gewissen Bruchtheil unter den Einflüssen der geistigen, politischen und socialen Strömung des Zeitalters stehen; weil wir von unserem geographischen Standort, von Klima, Boden, Lebensmittelpreisen abhängen, wird man uns doch noch nicht das Attribut der Willensfreiheit rauben?

Die Gesetze der Social-Physiologie, wenn man sie völlig im Sinne von Naturgesetzen durch Beobachtung ableitet und ihre Geltung nur durch die kurze Dauer der Evolutionsepochen gegenüber anderen Naturgesetzen modificirt, lassen unserer individuellen Entwickelung einen genügenden Spielraum. Da in dem ganzen Socialkörper nur die letzte Resultirende, das Endergebniß der unendlichen Mannigfaltigkeiten hervortritt, welche sich in den Zellen dieses Körpers finden, so bleibt die Freiheit der Einzelnen vereinbar mit der Gesetzmäßigkeit der Gesammtheit. Aber auch die Gesammtheit ist nicht ein stillestehender oder starrer Körper, sondern ein Organismus, der sich specifisch herausbildet, der sich verändern, umwandeln, allmälig weiter entwickeln läßt; eine ganze bürgerliche Gesellschaft kann durch ihren Gesammtwillen innerhalb der natürlichen Grenzen alle jene Eigenarten und Gesetze modificiren, die wir aus dem Gebiete der Social-Physiologie kennen gelernt haben.

Schwingen wir uns zu dem höheren Standpunkte dieser Gesetzmäßigkeiten

auf, dann leuchtet uns der Hoffnungsstrahl, daß eine Zeit heranbricht, in welcher es der wissenschaftlichen Forschung gelingen wird, allgemeine oberste Thesen auch für den socialen, wie schon heute für den physischen Körper aufzustellen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese allgemeinsten Wahrheiten mit den größten Abstractionen der Naturphilosophie, deren wir einige schon kennen, identisch sein werden. Wir würden damit zum Monismus gelangen, dessen Annahme mit der Religion und Moral vereinbar ist, wie sein großer Prophet, Charles Darwin bewiesen hat. Wir würden die Einheit nicht bloß der Naturerscheinungen, sondern auch der socialen Massenerscheinungen feststellen; wir würden den Satz Goethe's, daß „die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existiren und wirken könne" auf ein weiteres größeres Gebiet übertragen. Wir würden nicht mehr dabei stehen bleiben, daß der Unterschied zwischen lebendiger und todter Körperwelt zu verwischen sei, sondern auch die Gesellschaft in das unermeßliche Reich der „Natur" einreihen. Sollte aber unseren Lesern vor dieser Anschauung, sollte ihnen vor dem „Materialismus" und „Atomismus" oder anderen angedichteten Consequenzen grauen, so empfehlen wir ihnen des Philosophen Herder schöne versöhnende Worte: „Wem der Name Natur durch manche Schriften unseres Zeitalters sinnlos und niedrig geworden ist, der denke sich statt dessen jene allmächtige Kraft, Güte und Weisheit und nenne in seiner Seele das unsichtbare Wesen, das keine Erdensprache zu nennen vermag. . . . Die Formen und Formeln werden zerstieben, in denen man die Spur dieses Wesens sah, aber seine Gedanken werden bleiben und von Stufe zu Stufe mehr enthüllt und in herrlichen Gestalten dargelegt werden."

Henry Thomas Buckle.

Henry Thomas Buckle's Leben und Wirken. Von Alfred H. Huth. Auszugsweise umgearbeitet von Leopold Katscher. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung. 1881.

Vor einigen Jahren erschien in London ein Werk über Buckle's Leben und Schriften (Life and writings of Henry Thomas Buckle by Alfred H. Huth), welches von der englischen Kritik nur sehr bedingt anerkannt wurde. Man tadelte vor Allem den Mangel an Urtheil, welcher sich darin zeigte, daß der Verfasser das für seinen Zweck Wesentliche vom Unwesentlichen nicht zu unterscheiden vermochte. Das Resultat war eine Breite, welche den Leser ermüdete und unter der Anhäufung von Nebensachen den eigentlichen Gegenstand nahezu verschwinden ließ. Ungehörige Polemik mischte sich ein, um Schlimmes schlimmer zu machen und die Schätzung des Mannes, dessen Leben erzählt werden soll, zu verringern anstatt richtig zu stellen. Wir sind Herrn Katscher darum dankbar, daß er uns in einem dünnen Bändchen, frei von jedem überflüssigen und beeinträchtigenden Beiwerk Alles mittheilt, was in den beiden dicken Bänden des Originals über den berühmten Verfasser der „Geschichte der Civilisation in England" in einem allgemeinen Sinne Wissenswerthes enthalten ist: über die näheren Umstände seiner Erziehung, über seinen Bildungsgang, seinen Charakter und seine kurze schriftstellerische Laufbahn. Auch begreifen und billigen wir, daß Herr K., einer so beschaffenen Vorlage gegenüber, sich eine gewisse Freiheit in der Disposition über seinen Stoff vorbehielt, und finden insofern den Zusatz des Titels „auszugsweise umgearbeitet", wenn nicht gerade glücklich gewählt im Ausdruck, so doch annähernd verständlich in seiner Meinung. Nicht so deutlich ist uns geworden, was mit den Worten „Henry Thomas Buckle's Leben und Wirken" gesagt sein soll. Weniger unmittelbare Wirksamkeit hat wohl selten ein Mann von gleicher Bedeutung ausgeübt. Mit einer oder zwei Ausnahmen, seinem Auftreten gegen den Richter Coleridge und einem Vortrag in der Royal Institution hat er überhaupt niemals als Persönlichkeit vor dem Publicum gestanden. Buckle's Wirken ist ausschließlich in seinen Werken; und es ist daher ganz unerklärlich, warum Herr Katscher „writings", durch „Wirken" — man kann nicht sagen: übersetzt, sondern willkürlich ersetzt hat. Ebensowenig ist der Text der Uebersetzung von Seltsamkeiten oder Irrthümern

frei. „Notwithstanding his knowledge of Mr. Mill's accuracy" übersetzt er: „Obgleich er Mill's Genauigkeitsliebe kannte", (S. 87). „Tea-caddy" heißt Theebüchse, nicht Theekanne (S. 34); der Uebersetzer sieht nicht, wie durch Verwechslung dieser beiden Requisite ein falscher Sinn oder eigentlich ein Unsinn in das Recept einer guten Theebereitung kommt, auf welche Buckle so großen Werth gelegt hat. „Schachist" (S. 18) für Schachspieler zu sagen, ist vielleicht nur ungebräuchlich; aber „Toryst" (S. 10) für Tory unzweifelhaft falsch. „Cassasconto" (S. 33) für „discount" (Disconto bei Wechseln, bei Waaren gewöhnlich Rabatt), kommt weder in der Praxis noch in irgend einem Wörterbuch vor. Einen „Sprachlehrer aufnehmen" (S. 18) mag ein Austriacismus sein; ein „Haus aufnehmen" (S. 162) sagt man unsres Wissens nicht einmal in Oesterreich. Man sagt nicht „ein Licht hinter" (S. 65), sondern „unter den Scheffel stellen". Man sagt nicht „Sitzzimmer" (für sitting-room, S. 112), sondern Wohnzimmer, und übersetzt „landlady" nicht mit „Hausfrau" (S. 107), sondern mit Hauswirthin. So geringfügig an sich diese Dinge sein mögen, sie stören den Leser, der andrerseits bereitwillig anerkennen wird, daß der Inhalt des Buches durch die geschickten Kürzungen des Bearbeiters an Interesse gewonnen hat.

Dem Verfasser, Mr. Alfred H. Huth, stand ein gutes Material zu Gebote sowohl in seinen eigenen Erinnerungen und den Aufzeichnungen seiner Mutter, als in den Tagebüchern und der Correspondenz Buckle's. Mr. Huth hatte schon als Kind und in seiner Eltern Hause Buckle gesehen. Das Haus Friedrich Huth u. Co., deutschen Ursprungs, war „eines der angesehensten und gewaltigsten Londons, ein Haus von universeller, kosmopolitischer Bedeutung", wie Freiligrath schreibt, welcher während seines ersten Exils (1846—1848) in demselben eine ehrenvolle kaufmännische Stellung fand. Noch viele Jahre später rühmt Freiligrath den trefflichen Charakter des Chefs, sowie die Freundlichkeit und das Wohlwollen, mit welchem man ihm von dieser Seite stets begegnet [1]). In diesem Hause war Buckle intim befreundet; und hier, gleichsam unter seinen Augen, wuchs der jüngere Huth, sein künftiger Biograph heran, der ihn auf seiner letzten Reise begleitet und an dem einsamen Sterbebette des vor der Zeit und fern der Heimath gefällten Denkers gestanden hat. Wenige mochten gleich ihm befähigt sein, uns Nachrichten aus erster Hand über einen Mann zu geben, dessen Freundeskreis so beschränkt und dessen Leben so kurz war; und der fast in demselben Momente vom Tod ereilt wurde, wo er eben begonnen hatte, die Blicke der Welt auf sich zu ziehen.

Henry Thomas Buckle, am 24. Nov. 1821 auf kentischem Boden, in Lee bei London, geboren, ist ein Kind des englischen begüterten Mittelstandes; sein Vater, einer alten Cityfamilie angehörig, war Theilhaber einer großen Rhederfirma, seine Mutter stammte aus Yorkshire. Der Vater, welcher in seiner Jugend gute Studien gemacht hatte, war der Typus eines englischen Kaufmanns, mit stark ausgesprochenen conservativen politischen und kirchlichen Meinungen. Doch er starb früh, ohne bestimmenden Einfluß auf die Geistesentwickelung seines Sohnes gewonnen zu haben; seine letzten Worte an diesen waren: „Sei Deiner

[1]) Buchner, Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. II, 198. 307.

Mutter ein guter Sohn!" Es ist, als ob man durch das ganze fernere Leben Buckle's die Worte des Sterbenden fortklingen höre. Auf dieser so kurz bemessenen mühereichen Strecke war die Liebe seiner Mutter die Sonne, die sein Wachsthum nährte und in deren schwindendem Strahl er nur noch einige unsichere Schritte machte, bis er ihr folgte. Wenn man den Namen „Buckle" nennt, so hat man die Vorstellung eines vielleicht nur zu sehr der strengen Mechanik unerbittlicher Gesetze huldigenden Denkers; aber wenn man einen Blick in das Verhältniß zu seiner Mutter wirft, so wird man ebensowohl von der Tiefe seines Gemüthes ergriffen werden. Als sie bereits mehrere Jahre todt und in Gegenwart des Sohnes von edlen Frauennaturen, als den gewöhnlichen entgegengesetzt, die Rede war, rief er aus: „Ich wollte, Sie hätten meine Mutter gekannt!" Es leidet nicht den geringsten Zweifel, daß die hohe Meinung, welche er von der civilisatorischen Macht der Frauen hegte, sich auf den seelischen Zusammenhang mit seiner Mutter zurückführen läßt. In seiner Vorlesung über „den Einfluß der Frauen auf den Fortschritt des Wissens" erklärt er die unleugbare Thatsache, daß die Mehrzahl der genialen Männer hervorragende (remarkable) Mütter gehabt und daß sie von ihren Müttern viel mehr erhalten haben, als von ihren Vätern, nicht etwa aus irgend einer Erbschaft des Blutes, sondern aus der Einwirkung nach der Geburt. „Unbewußt," sagt er, „und von einer sehr frühen Periode an ist ein intimer und beide sich einander immer näher bringender Zusammenhang zwischen dem deductiven Geist der Mutter und dem inductiven Geist ihres Sohnes."

Der Umstand, daß Buckle von Kind auf Autodidact gewesen, erhöhte diesen Einfluß, so wie er auch seiner künftigen Richtung einige von ihren auffallendsten Besonderheiten gegeben hat. Man kann sagen, daß außer dem seiner Mutter, kein anderer persönlicher Einfluß auf ihn thätig gewesen sei. Seine Mutter und die Bücher waren seine Lehrer. Stundenlang, als er noch ein kleines Kind war, saß er neben ihr, und sie las ihm aus der Bibel vor. Er war acht Jahre, bevor er lesen konnte. Nun las er „Tausend und Eine Nacht", „Don Quixote", Bunyan's „Pilgerfahrt" und Shakespeare's Werke. Jugendschriften waren ihm zuwider. Von seinem 8. bis 14. Jahre besuchte er eine Schule, „doch unter der Bedingung, daß er nur das zu lernen brauche, was er aus freien Stücken lernen wolle". Demgemäß beschäftigte er sich fast nur mit Mathematik und gewann bald einen ersten Preis darin. Damals lebte sein Vater noch und fragte ihn, was er sich zur Belohnung wünsche? „Aus der Schule genommen zu werden," war die Antwort und so geschah's. Später kam er noch einmal in eine Schule, ward aber auch aus dieser bald wieder entfernt, da seine Körperconstitution eine schwächliche war und der Schonung bedurfte. Mit 17 Jahren nahm ihn der Vater in das Comptoir; auf diese Zeit des Zwanges sah Buckle lange noch mit Unbehagen zurück, obgleich sie sicher im Sinne seiner Bildung nicht ganz verloren war. Denn ein Geist von der Art des seinen schöpft aus jeder Beschäftigung, selbst der unfruchtbaren und widerstrebend geübten, ein gewisses Maß von Belehrung. Indessen gab der Tod des Vaters ihm bald die Freiheit wieder und mit dieser die volle Unabhängigkeit, welche der Besitz eines beträchtlichen Vermögens gewährt. Von jetzt ab beginnt das Zusammenleben

mit seiner Mutter, welches Jahre lang nicht mehr unterbrochen ward und welches man wohl als „Einsamkeit zu Zweien" bezeichnen darf. Sie begaben sich zunächst auf Reisen, deren Ergebnisse Buckle bedächtig in sich aufspeicherte. Denn er war vor Allem ein ganz systematischer Mensch.

Unaufhörlich lesend und lernend und mit erstaunlicher Leichtigkeit eine Sprache nach der anderen bemeisternd, hatte Buckle frühe schon den Plan zu seiner „Geschichte der Civilisation" gefaßt, und dieser ward fortan der Alles beherrschende Zweck seines Lebens. Auch hier ging er den Weg des Autodidacten, indem er z. B. Sprachen lieber aus Grammatiken, als von Lehrern lernte. Den Besuch einer englischen Universität lehnte er ab. Dagegen ward er nicht müde, den Continent, Frankreich, Italien, Deutschland immer wieder auf's Neue zu bereisen. In der Strömung der continentalen Luft, welche damals in Frankreich von den Ideen Proudhon's und in Deutschland von denen Strauß' bewegt war, verwandelte sich der Anglikaner und Tory, der er seiner ersten Erziehung nach gewesen, in den Freidenker und Radicalen, als welcher er in seinen Schriften erscheint. Bevor er noch eine Zeile geschrieben und sehr jung, war er bereits ein berühmter Schachspieler; eine andere Celebrität dieses edlen Spiels, Kennedy, gibt von dem Einundzwanzigjährigen folgende Schilderung: „Das bleiche, schwächliche Bürschchen, das um ein bis zwei Jahre jünger aussah, als es in Wirklichkeit war, überraschte mich durch seine kühne Originalität, seine Gedankentiefe, den Umfang und die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse. Er war ein unersättlicher Leser; er verschmähte kein Buch, das ihm in den Weg kam, und er verstand, was Wenige verstehen: bei bloßem Durchblättern den Kern des Buches herauszufinden."

Doch beginnt Buckle, kaum ein Jahr später (15. October 1842), sein Tagebuch, welches er hauptsächlich führt, um den Gang seiner Lectüre besser überiehen und seine Fortschritte controliren zu können, mit den Worten: „Meine Lectüre war bisher leider unregelmäßig und planlos, wenn auch ausgedehnt. Jetzt aber nehme ich mir vor, alle meine Kräfte auf das Studium der Geschichte und der Literatur des Mittelalters zu verwenden." In dem Hause, welches er zusammen mit seiner Mutter in einer der besten Gegenden Londons miethete, ward ein 30 Quadratfuß messendes Hinterzimmer mit Oberlicht und nur einem Fenster zur Bibliothek bestimmt. „Allmälig wurde jedes Plätzchen vom Fußboden bis zur Decke mit Büchern besetzt, sogar der Raum über der Thüre, und schließlich mußte das ganze Haus, von den Schlafzimmern bis zur Speisekammer, in Anspruch genommen werden. Er berechnete, daß seine Bibliothek zu einer Zeit 22,000 Bände enthielt . . . Sein Schreibtisch war mit Gestellen versehen, auf denen jeweilig die Bücher standen, die er brauchte, um seinem großen Werke Citate einzufügen. Jedes Buch war numerirt und katalogisirt, so daß nicht nur er selbst, sondern auch sein Diener Alles sofort auffinden konnte. Vierzehn Jahre lang arbeitete er hier in aller Stille an seinem großen Werke."

Das Verzeichniß der Autoren, welche in diesem Werke citirt werden, umfaßt dreißig eng gedruckte Seiten, und es ist noch nicht einmal vollständig. Wilhelm von Humboldt's berühmtes Buch: „Ueber die Kawi-Sprache" z. B. findet sich nicht darin, obwohl Buckle dasselbe gelesen und auf S. 305 des ersten Bandes auch

erwähnt hat. Sein Gedächtniß war nicht minder groß, als seine Belesenheit. „Er hat einen großen Theil der schönen Literatur gelesen," heißt es in dem Bericht eines Amerikaners, welcher ihm in Kairo begegnete, „sowie die schweren Werke, deren Titel am Anfang seiner „Geschichte" in einer so gewaltigen Liste zusammengestellt sind; und da er alles Gelesene auch inne hat, kann er für jeden Gegenstand, der zur Sprache kommt, jeden Augenblick Belege beibringen." Es ist gewiß interessant zu erfahren, welche „Phantasiegebilde der Neuzeit" dieser genaue Kenner der Weltliteratur „als die drei für die Kenntniß der menschlichen Natur wichtigsten" bezeichnet hat; nämlich: Cervantes' „Don Quixote", Bunyan's „Pilgerfahrt" und Goethe's „Faust". Als die drei größten Dichter galten ihm: Homer, Dante, Shakespeare.

In den vierzehn Jahren, während welcher sein Werk entstand, so weit wir es besitzen, hörte er buchstäblich nicht auf zu arbeiten. Später, im Orient, als er elend und gebrochen bereits den Tod herannahen fühlte, blickte er noch einmal auf diese Zeit zurück, indem er einem seiner Reisegefährten sagte: „Ich habe vierzehn Jahre ununterbrochenen Glückes durchlebt; dessen können sich wohl nur Wenige rühmen." Nach dem Ausweis seines Tagebuchs hat er sämmtliche Bände seiner Bibliothek auch wirklich gelesen, so daß auf jeden Tag etwa drei kommen, in deren jeden er einen gedrängten Abriß des Inhalts eintrug. Er las immer mit dem Bleistift in der Hand und schrieb nach Beendigung der Lectüre diejenigen Notizen, die er aufzubewahren wünschte, mit Tinte ab. Er folgte nicht dem Buche, sondern dem Gegenstande, indem er z. B. dieselbe Periode in den verschiedenen Werken durchging, dann die darauf bezüglichen diplomatischen Urkunden und endlich die Biographien der hauptsächlich darin auftretenden Persönlichkeiten studirte. Auf diese Weise konnte er, wie ein Maler zugleich mehrere Bilder auf der Staffelei hat, mehrere Studienreihen unabhängig von einander bearbeiten und daneben auch wohl noch eine oder zwei Sprachen lernen. Im Jahre 1850 verstand er neunzehn Sprachen, von denen er, außer englisch, folgende sechs vollkommen gut sprach und schrieb: deutsch, französisch, italienisch, spanisch, portugiesisch und holländisch. Das Einzige, womit er sich nicht befreunden konnte, war „das schreckliche deutsche Alphabet".

Aber er las nicht nur, um seine Kenntnisse zu bereichern, sondern auch um seinen Stil zu bilden; und hier ging er ganz besonders methodisch zu Werke. Denn er war mit Recht der Ansicht, daß nur der Stil es ist, welcher einem Buche Aussicht auf Dauer verleiht; oder, wie Buffon es ausdrückt: „les ouvrages bien écrits seront les seuls, qui passeront à la posterité." Wir finden daher in Buckle's Tagebuch Einträge, wie die folgenden: „Des Stils halber Burke gelesen . . . Aus Whately und Herbert Spencer Anmerkungen über den Stil herausgeschrieben . . . Behufs Erweiterung meines Wortschatzes die Lectüre von Johnson's englischem Wörterbuch begonnen" u. s. w.

Wenn Schreiben und Lesen sowohl die Arbeit, als der Genuß seines Lebens waren, so hat er darum doch weder die Freuden der Tafel verschmäht, noch eines gewissen Comforts in seinen Gewohnheiten entbehren mögen. Er war auch hierin ein Kenner und verfuhr in diesen Dingen nicht weniger methodisch als in seinen Studien. Das Fleisch zu seinen Mahlzeiten mußte der Metzger in seiner Gegen-

wart und nach seiner Anweisung abhauen. Auf die Zubereitung des Thees legte er großes Gewicht und behauptete, er kenne keine Dame, welche denselben zu machen verstehe, bevor er es sie gelehrt. „Er aß nicht viel," heißt es in dem Berichte eines seiner Bekannten, „war aber hinsichtlich der Güte der Speisen schwer zu befriedigen. Er behauptete, im Hause eines Verheiratheten niemals ein Diner ersten Ranges genossen zu haben." Den stärksten Posten in seinem Etat bildeten freilich Bücher: etwa 6000 Mark jährlich bei einem Einkommen von 30,000 (1500 Pf. St.). Daneben aber besaß er eine andere — ziemlich unschuldige — Leidenschaft, deren Befriedigung zu seinem Wohlsein unerläßlich war, nämlich das Rauchen: und zwar so sehr, daß er kein Haus besuchte, in welchem er es hätte unterlassen müssen. „Es gibt zwei Dinge," pflegte er zu sagen, „bei deren Anschaffung ich nicht spare: Bücher und Cigarren." Im Uebrigen war er haushälterisch, ohne geldgierig zu sein. Er lehnte z. B. ab, für Zeitungen und Zeitschriften zu schreiben, obwohl man ihm 100 Mark für die Seite bot; und während er den Diener anwies, seine Bücher in braunes Papier zu binden, übte er eine unbegrenzte Wohlthätigkeit.

Der erste Entwurf seiner „Geschichte der Civilisation in England" stammt aus dem Jahre 1853. Es war anfänglich seine Absicht gewesen, die Geschichte der Civilisation überhaupt zu schreiben. Aber sehr bald schon, als er der Ausführung näher trat, mußte er sich überzeugen, daß der Plan zu ausgedehnt sei. Er habe sich die Aufgabe gestellt, sagt er, die Gesetze zu entdecken, welche für die Entwicklung jedes Volkes ebenso fixirt seien, wie die der physischen Welt. „Zu diesem Behufe," fährt er fort, „gedenke ich, eine Uebersicht der moralischen, geistigen und legislativen Eigenartigkeiten der großen Staaten Europa's zu geben, und ich hoffe, im Stande zu sein, die Umstände darzulegen, unter denen diese Eigenheiten entstanden sind. Das wird zur Wahrnehmung führen, daß zwischen den einzelnen Stadien der allmäligen Entwickelung jedes Volkes Beziehungen vorhanden sind." Durch Anwendungen dieser allgemeinen Beziehungen auf den speciellen Fall und „mittels einer sorgfältigen Analyse" beabsichtigte Buckle dann zu zeigen, „wie jene unsere Civilisation geregelt haben und wie die allmäligen und scheinbar willkürlichen Formen unserer Anschauungen, unserer Gesetze, unserer Sitten und unserer Literatur ganz naturgemäß aus den früheren hervorgegangen sind." Aber selbst in dieser Beschränkung blieb das Werk, wie man weiß, ein Torso, welcher in den beiden Bänden der ersten oder den drei Bänden der gegenwärtigen Ausgabe den eigentlichen Gegenstand kaum mehr als berührt hat. Wie sein Biograph uns mittheilt, wechselte Buckle's Schätzung der übrigen Bände seines Werkes erheblich. Einmal soll er geäußert haben, das Ganze werde zwanzig umfassen; und er berechnete, daß für die Vollendung eines jeden zwei Jahre nothwendig seien — eine Riesenaufgabe, welche, bei seinem damaligen Alter, schon die regelmäßige Lebensdauer eines Menschen überschritten haben würde. Die grandiose Kühnheit dieses Planes setzt noch mehr in Erstaunen, wenn man die inneren Schwierigkeiten erwägt, welche die Ausführung im Sinne des Autors problematisch machten. Ist es überhaupt möglich, daß ein einzelner Mann, sei er noch so begabt und ausdauernd fleißig, in sich alle die Fähigkeiten und Kenntnisse vereine, welche Buckle für den Historiker

postulirt? Er muß ein Macaulay sein, dem der Sinn für die Mathematik und die Naturwissenschaften nicht fehlt, ein Comte, der in der Nationalökonomie bewandert, ein Mill, der zugleich Historiker wäre. Er muß das ganze Gebiet des modernen menschlichen Wissens beherrschen, um „von diesem höchsten Standpunkt aus . . . die Gesammtheit der den Fortschritt der Civilisation regelnden Gesetze zu ergründen."

Wenn bei einem so großen Unternehmen, welchem bestimmt war, unvollendet zu bleiben, irgend Etwas unsere Sympathie in außergewöhnlichem Grade zu erregen vermag, so ist es vor Allem die wahrhaft erstaunliche Kraft und Energie, mit welcher Buckle sich an die Bewältigung einer Arbeit macht, die doch ihrer Natur nach hoffnungslos ist. Seine Persönlichkeit erhält dadurch etwas Tragisches. Er ist von schwächlicher Körperbeschaffenheit, seine Thätigkeit reibt ihn auf; zwanzig Mal bricht er zusammen, zwanzig Mal rafft er sich wieder empor und schreitet weiter, auch wo die Furcht oder Ahnung eines vorzeitigen Endes seinen Weg schon beschattet. „Mit meinem Buche geht es jämmerlich langsam vorwärts," schreibt er im November 1855, „und zuweilen entmuthigt mich der Gedanke an die Arbeit, die ich noch vor mir habe." Ein Jahr später, December 1856 heißt es: „Mein Schwager Dr. Allatt bestätigt den Ausspruch meines Londoner Arztes, daß ich geschwächt und fieberisch bin. Ich soll gut leben und Chinin nehmen; seit meinem Hiersein (er befand sich zur Zeit in Boulogne) thue ich Beides, aber ohne sonderlichen Erfolg. Zum Glück fühle ich mich nur körperlich schwach, während ich zu geistiger Arbeit ebenso sehr tauge als je. Dies ist für mich ein großer Trost." Aber dennoch flößen ihm diese vorzeitigen Hindernisse düstere Gedanken an die Zukunft ein. „Wie soll ich hoffen, den Tempel zu betreten, wenn ich schon in der Vorhalle meine Kräfte verliere?" .... Nicht mit Unrecht sagt daher die „Saturday Review" (24. Jan. 1880, p. 122) in ihrer Anzeige des Huth'schen Werkes, daß man sich kaum des Gefühls erwehren könne, als ob die moralische Seite von Buckle's Natur, wie sie hier gezeigt wird, eine Philosophie überleben möchte, welche nur ein „Moment" in einem rapiden intellectuellen Proceß gewesen sei. In gleichem Sinne nennt Mr. McCarthy in seiner „History of our own times" [1]) das Werk Buckle's „ein Denkmal von Muth, Kraft und Arbeit"; man könnte, fährt er fort, es nicht unpassend als eine Ruine bezeichnen. „Mr. Buckle hatte eine Aufgabe unternommen, welche die Fähigkeit eines Menschen und das bis jetzt erreichte Wissen aller Menschen übersteigt. Er versuchte einen literarischen Thurm von Babel zu bauen, mittelst dessen man den Himmel erreichen und wohlgefällig niederblicken könnte auf die mechanischen Bewegungen von Planeten, Rassen und Generationen da unten. Er starb im Alter von vierzig Jahren, fast mit seinem letzten Athemzug beklagend, daß er sein Werk unvollendet zurücklassen müsse, und immer noch glaubend, daß es Leben, Nichts als Leben sei, dessen er bedürfe, um es zu vollenden."

Wenn man es kurz ausdrücken will, so darf man sagen, daß Buckle von dem Gedanken ausging, man könne die Phänomene des menschlichen Lebens

[1]) Tauchnitz Edition, IV, 242.

ſtudiren, wie man die Phänomene der Natur ſtudirt; und folglich auch, bei dem einen ſo gut wie bei der anderen, aus den Phänomenen auf die Geſetze ſchließen, ſo daß die Entwickelung der Menſchheit durch Naturgeſetze beherrſcht würde und ihre Geſchichte in die Reihe der Naturwiſſenſchaften einzuordnen wäre. Es ſind die Prämiſſen, die Vorausſetzungen und Einflüſſe der Umgebung, welche die menſchlichen Handlungen beſtimmen. Beim Einzelnen, ſagt er, mag der freie Wille wahrnehmbar ſein; in der Maſſe iſt er es nicht. Um dieſen Satz zu illuſtriren, gebraucht Buckle das Bild eines Schiffes, das ſich ſtets in einer und derſelben Richtung bewegt und vom Wetter bald aufgehalten, bald begünſtigt wird: „die einzelnen Paſſagiere mögen auf- und abgehen oder ſitzen oder ſchlafen, — ſie fahren dabei dennoch immer weiter.“ Freier Wille iſt in dem Sinne vorhanden, daß Jedermann nach Selbſterhaltung und Befriedigung trachtet: „Wenn eine Menſchenmenge von einer Ringmauer knapp umſchloſſen iſt, ſo hängt die *Anzahl* der an der Wand ſelbſt ſtehenden Perſonen nur von dem Umfang der Mauer ab; allein die Entſcheidung darüber, *welche* Perſonen an der Wand ſtehen ſollen, hängt von der Stärke der Betreffenden, von ihrer urſprünglichen Stellung und von ihrem Behagen oder Unbehagen an der letzteren ab.“ Mit der Umfangsveränderung der Mauer würde freilich die Anzahl der ihr zunächſt Stehenden ebenſo geändert werden, als mit der Aenderung des Schiffscourſes der Lauf der Paſſagiere. „Aber für ſolche Aenderungen genügt kein einzelnes Individuum: die Maſſe iſt zu ſchwer, als daß die ſchwache Kraft Eines Menſchen ſie von der Stelle rücken könnte.“ In einem Briefe an Lord Hatherley ſagt Buckle: „meine Forſchungen haben mit dem Individuum Nichts zu ſchaffen, ſondern beſchäftigen ſich ausſchließlich mit der *Dynamik der Maſſen*;“ und in Uebereinſtimmung mit ſeinem oberſten Princip, daß der Gang der Geſchichte von Naturgeſetzen geregelt werde, um deren Erkenntniß es ſich handle, kommt er ganz conſequent zu dem Endergebniß: daß der Fortſchritt der Menſchheit mehr von dem Einfluß der intellectuellen, als der moraliſchen Wahrheiten abhängt. Oder, mit andern Worten: „daß die Zunahme der Kenntniſſe der wichtigſte und faſt ausſchließliche Factor der Weiterentwickelung der Civiliſation ſei“ (Mill in der 5. Aufl. ſeines „Syſtems der Logik“ über Buckle's „Geſchichte der Civiliſation in England“).

Es würde nicht unfruchtbar ſein, die Divergenzpunkte der Buckle'ſchen und der Carlyle'ſchen Geſchichtsphiloſophie, die ſich in den beiden Extremen bewegen, mit einander zu vergleichen — der Carlyle'ſchen, welche die träge Maſſe nur durch die Macht des Einzelnen — „what I call Hero-worship and the Heroic in human affairs“ — ſich vorwärts bewegen; und der Buckle'ſchen, welche das Individuum, den Einzelnen, ganz in der Bewegung der Maſſe verſchwinden läßt. Carlyle ſetzt jedem anderen Princip voran das moraliſche Geſetz, „das immerwährende Wunder der Menſchheit“;[1]) Buckle gibt dem Intellect die führende Rolle: „Die Grundſätze der Moral ſind dieſelben, wie vor tauſend Jahren, aller Fortſchritt iſt intellectuell geweſen.“ Wenn bei Buckle dieſer Fortſchritt der Menſchheit ſich mechaniſch vollzieht, ſo waltet bei Carlyle das ſpiritualiſtiſche

[1]) Shooting Niagara; Miscellanies, VII, 224.

Element, wie es sich in der Gottheit, im Propheten, im Dichter, im Priester, im Schriftsteller, im König offenbart. Carlyle sagt: „Universalgeschichte, die Geschichte dessen, was der Mensch in dieser Welt vollbracht hat, ist im Grunde die Geschichte der großen Männer, welche hier gewirkt haben." (On Heroes, etc. p. 1.) Buckle sagt: „Die Geschichte jedes civilisirten Landes ist die Geschichte seiner intellectuellen Entwickelung, welche Könige, Staatsmänner und Gesetzgeber mehr geeignet sind zu verzögern, als zu beschleunigen." (Hist. of Civil. in England, I, 387.)

Es ist hier nicht der Ort, den Vergleich weiterzuführen, noch auch wird in diesem Referat beabsichtigt, die Lehre Buckle's auf ihren Werth und Gehalt zu prüfen. Ernste Bedenken sind gegen dieselbe vom historischen wie vom ethischen Gesichtspunkt erhoben worden. „Mr. Buckle versuchte," sagt John Tyndall, „intellectuelles Vollbringen von moralischer Kraft zu sondern. Er beging einen schweren Irrthum; denn ohne daß moralische Kraft ihn in Thätigkeit versetzte, würde das, was der Intellect vollbringt, in der That armselig sein[1])."

Der erste Band von Buckle's „Geschichte der Civilisation in England" erschien im Sommer 1857 und trug die folgende Inschrift: „Meiner Mutter widme ich diesen ersten Band meines ersten Werkes." Diejenigen, welche Buckle zuerst aus diesem Werke kennen lernten und aus demselben nur zu natürlich die Vorstellung eines kalten Denkers ohne jeden Funken von Gefühl gewannen, mochte diese Widmung wohl befremden. Für die kleinere Zahl Derer aber, welchen ein Einblick in das Buckle'sche Haus gestattet war, quoll aus diesen Worten gleichsam die ganze Fülle der Zärtlichkeit, welche mit der Härte seiner Logik nichts gemein hat. Sie wußten, was diese Mutter dem Sohne war. „In dieser vortrefflichen Mutter," sagt Helene Taylor[2]), „concentrirten sich des Schriftstellers Empfindungen: ihr gegenüber ward der Philosoph wie ein kleines Kind; für sie bewahrte die Seele, welche abgesondert wohnte, die Schätze seines Glaubens und seiner Liebe." Sie war der Schutzgeist, der über ihm wachte, während er in einsamer Denkerarbeit seine Tage lebte; leidend, kränkelnd, mit mehr als einem Vorboten des nahen Todes, schien sie sich durch ihren starken Willen aufrecht zu halten, um dem Sohne keine Störung zu bereiten, und ihren Abschied selbst zu verzögern, bis sein Werk nicht mehr davon berührt werden könnte. Capitel um Capitel, Seite um Seite desselben war unter ihrer Mithilfe geplant, durchdacht und durchsprochen worden. Der Gedanke, daß sie „das Erscheinen von Henry's Buch" nicht mehr erleben sollte, war ihr qualvoller als die Krankheit, die sie vor dem Sohne verbarg. „Um ihn zu schonen," erzählt eine Freundin, Miß Shireff, „verrieth sie in seiner Gegenwart niemals das eigentliche Geheimniß ihrer wachsenden Ungeduld; nur wenn wir allein waren, pflegte sie zu sagen: „Gewiß wird Gott es mich erleben lassen." Und sie erlebte es wirklich und sie las die an sie gerichtete Wid-

[1]) Address delivered before the British Association, etc. by John Tyndall. London, 1874. p. 61.

[2]) In der biographischen Skizze, welche den „Essays" vorangeht; Leipzig, Brockhaus. 1867, p. 8.

mung, — das einzige in dem Buche, worauf sie nicht vorbereitet war .... Noch am nächsten Tage konnte sie, als sie mir die Widmung zeigte, nicht sprechen, sondern deutete unter Thränen auf die wenigen Worte, welche ihr die volle Liebe und Dankbarkeit ihres Sohnes ausdrückten."

Kein ganzes Jahr später, am 1. April 1859, schrieb Buckle in sein Tagebuch: „Um $9^1/_4$ Uhr verschied meine engelgleiche Mutter friedlich und ohne Schmerz": und den zweiten Band seiner „Geschichte" konnte er nur noch ihrem Andenken widmen — „to her memory".

Mit ihr in der That war Das aus seinem Leben geschieden, was demselben Licht und Wärme, Freudigkeit und Zukunftshoffen verliehen hatte; er überlebte sie nur noch um drei Jahre, welche ganz erfüllt waren von der Sehnsucht nach ihr, nur selten zum Schweigen gebracht durch die immer mühevoller und vergeblicher werdenden Versuche, zu arbeiten. Er hatte das Gefühl vollkommener Vereinsamung und vermied Alles, was ihn an seinen Verlust erinnern konnte. Er verließ London und konnte sich lange nicht entschließen, in das düstere vereinsamte Haus zurückzukehren: das Empfangszimmer hat er überhaupt nie mehr betreten, außer bei einer einzigen Gelegenheit, als er sich ein Buch holen mußte, welches dort lag. Er brachte sogar nicht über's Herz, von seiner Mutter zu sprechen; ein Mal aber, als ein Freund ihn weinend überraschte, erhielt er von ihm die Aufklärung: „Sie ahnen nicht, wie meine Mutter mir fehlt." Erst als sein eignes Ende nahte, schien der Bann sich lösen zu wollen: auf seiner letzten Reise, in Aegypten, sprach er unaufhörlich von ihr, als ob sie noch lebte, und als der Tod ihm schon aus den Augen starrte, sagte er, daß das Leben ihm unerträglich wäre, wenn er befürchten müßte, auf immer von Einer Person — er meinte offenbar seine Mutter — getrennt zu bleiben. Er glaubte fest an ein Jenseits und fand in seinem tiefen Schmerz nur Beruhigung in der Zuversicht eines Wiedersehens. „Mir bleibt ein Trost," schrieb er wenige Tage nach ihrem Tode: „die tiefe, unwandelbare Ueberzeugung, daß das Ende noch nicht gekommen ist und daß wir niemals wirklich sterben." Dieser Gedanke kehrt in seiner Correspondenz mehrfach wieder.

Buckle's „Geschichte der Civilisation" erschien fast gleichzeitig mit Darwin's „Entstehung der Arten" (1859) und machte kein geringeres Aufsehen. Ja, Mr. McCarthy sagt, daß das Interesse, welches Buckle hervorrief, eine Zeit lang stärker und weiter verbreitet gewesen sei. Namentlich in Deutschland hatte das Werk einen ungeheuren Erfolg, und ebenso rasch wie das Original erreichte die Uebersetzung von Arnold Ruge die fünfte Auflage [1]).

Der erste Band kam gerade noch frühe genug, um von Macaulay gelesen zu werden: er fiel in des großen Geschichtschreibers vorletztes Lebensjahr. Buckle hatte die persönliche Bekanntschaft Macaulay's früher schon gemacht (1852) und er schätzte ihn sehr hoch. Er benutzte den Anlaß eines Citats, um in seinem Werke selber dieser Empfindung folgende Worte zu leihen: „Hinsichtlich ver-

[1]) Geschichte der Civilisation in England von Henry Thomas Buckle. Deutsch von Arnold Ruge. Fünfte rechtmäßige Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1874.

schiedener Gegenstände würde ich mir erlauben anderer Meinung zu sein als Mr. Macaulay; aber ich kann es mir nicht versagen, meine Bewunderung auszusprechen für seinen unermüdlichen Fleiß, für die vollendete Geschicklichkeit, mit welcher er seine Materialien angeordnet hat und für die hochsinnige Liebe zur Freiheit, welche sein ganzes Werk beseelt. Dieses sind Eigenschaften, welche die Schmähungen seiner kleinlichen Verleumder lang überleben werden — von Männern, welche, was Wissen und Begabung anbelangt, nicht werth sind, den Schuhriemen dessen zu lösen, den sie so thöricht angreifen [1])."

Ich habe schon bei einer früheren Gelegenheit [2]) darauf hingewiesen, von welcher Seite diese Angriffe ausgingen; und füge hier hinzu, was Macaulay's Biograph, sein Neffe, Mr. Trevelyan — in diesem Punkte sogar nachsichtiger als Buckle — zur Erklärung und Milderung anführt. „Er (Macaulay) hatte keine Neigung für neue Lichter, sie hätten denn an den alten Leuchtthürmen entzündet sein müssen; und er war fähig, einen Autor dritten Ranges, welcher sich nach einem anerkannten Muster gebildet hatte, einem Manne von hohem Genius vorzuziehen, dessen Stil und Methode sich in überraschender Weise von irgend Etwas unterschieden, das vorhergegangen war." Wir werden uns daher weniger wundern, in Macaulay's Tagebuch, unter dem 24. März 1858 folgenden Eintrag zu finden: „Ich las Buckle's Buch den ganzen Tag, und kam an's Ende, blätternd (skipping) natürlich. Ein Mann von Talent und einem guten Theil Belesenheit, aber paradox und unzusammenhängend. Er ist in hohem Grad ein Anticipator, wie Bacon gesagt haben würde. Er geht darauf aus, ein System zu machen, bevor er die Materialien zusammen hat; und er hat nicht die Entschuldigung, welche Aristoteles hatte, nämlich einen in hohem Grade systematisirenden Geist zu besitzen. Das Buch erinnert mich beständig an die göttliche Botschaft. Ich könnte das Gleichniß weit ausführen [3])."

Der zweite Band von Buckle's Werk kam nur unter großen Schwierigkeiten und nach mannigfachen Unterbrechungen zu Stande. Nicht lange nach dem Tode der Mutter lag das Manuscript schon so weit fertig vor, daß der Verfasser daran denken konnte, die Reinschrift zu beginnen. Aber fünfviertel Jahre später schrieb er einer Freundin: „Mein nächster Band ist noch lange nicht beendet, und wenn er es sein wird, so wird er hinter Ihren und meinen eigenen Erwartungen weit zurückbleiben." Endlich, am 15. Mai 1861, verließ der zweite Band die Presse; aber nun, nachdem die Arbeit gethan, welche ihn aufrecht erhalten, war in der That Buckle's physische Kraft erschöpft. „Er sah aus, wie gewöhnlich, und sprach, wie gewöhnlich; aber er war arbeitsunfähig," sagt sein Biograph. Er versuchte noch einmal, was der Wille vermag; umsonst. „Befolget meinen Rath und lernet nicht zu viel; es ist sehr schlecht, angestrengt zu arbeiten," schrieb er an die beiden Knaben, welche nicht lange nachher die Zeugen seines Todes werden sollten. Er unternahm Reisen in England. „Wohin immer ich auch komme, überall verliere ich bald die Geduld; kaum sind die ersten Eindrücke gewonnen,

[1]) History of Civilisation I, 384, note 125.

[2]) Lord Macaulay's Leben und Briefe. Deutsche Rundschau (1878) XVI, 259 u. 260.

[3]) Trevelyan, The life and lettres of Lord Macaulay, IV, 257 (Tauchn. Edit.).

treibt es mich weiter .... ich möchte arbeiten, getraue mich aber noch nicht, es zu thun."

Da reifte der Plan in ihm, weit weg zu gehen, sich von allen Verbindungen und Erinnerungen loszusagen und unter einem ganz neuen Himmel gleichsam ein neues Leben zu beginnen. Es war einer der Lieblingswünsche seiner Kindheit gewesen, Aegypten zu sehen; und die Studien, die er zu seinem großen Werk unternommen, hatten ihn dieser Wiege der ältesten Cultur geistig näher gebracht. Er entschied sich demgemäß für das ferne Land. „Ich bin ungemein aufgeregt bei dem Gedanken," schrieb er am 18. October 1861, „daß ich bald die Denkmäler einer mächtigen, aber unvollkommen entwickelten Nation, deren Dasein mir stets wie ein Traum vorgekommen ist, persönlich schauen soll."

Er rüstete sich zu dieser Reise mit der praktischen Umsicht, welche wir schon früher an ihm kennen gelernt haben; und trat sie, von Southampton aus, am 20. October 1861 an, in Begleitung der beiden Huth'schen Knaben, deren ältester — der Verfasser des vorliegenden Buches — damals 14 Jahre alt war. Es war ein wunderbarer Contrast in diesem Manne, welcher — wo ein Princip in Frage stand — grausam sein konnte, nicht nur im Denken, sondern auch im Handeln, wie seine Verfolgung des Richters Coleridge beweist; und dessen unendliche Herzensgüte wiederum nicht schöner bezeugt werden kann, als durch seine Liebe zu Kindern. „Ich kann Kindern Nichts abschlagen," pflegte er zu sagen. „Es gab eigentlich zwei Buckle's," schrieb Mad. Huth über ihn. „Der eine war kalt und gefühllos wie das Schicksal, nahm immer den höchsten und weitest reichenden Standpunkt ein und betrachtete das Wohl des Individuums als nicht beachtenswerth im Verhältniß zum Wohle der Gesammtheit. Dieser Buckle zeigte sich in der „Geschichte der Civilisation" und an Tafeln, wo viele Leute anwesend waren. Der andere Buckle war gütig und konnte jede Regung des Herzens eines kleinen Kindes fühlen: seine Aufopferung erreichte einen Grad, den er bei Andern getadelt hätte: seinen großen Geist concentrirte er stets auf die Beobachtung der Folgen, welche die Handlungen Einzelner für diese selbst nach sich zogen." In dieser Beziehung ist eine seiner Aeußerungen sehr charakteristisch: „Würde ich einen Beruf wählen," sagte er einmal, „so wäre es der ärztliche; denn Nichts könnte mir mehr Vergnügen gewähren, als die Linderung von Schmerzen." Einem solchen Manne durften Herr und Mad. Huth ihre beiden Knaben wohl anvertrauen; und er hat wahrhaft väterlich, mit rührender Liebe für sie gesorgt. Sie kamen, körperlich und geistig fortgeschritten, von einer Reise zurück, deren Anstrengungen er unterlag.

Zuerst freilich schien es, als ob die ungewohnte Anregung, die Veränderung der Luft und Umgebung wohlthätig auf ihn wirke. Schon aus Alexandrien schrieb er: „Ich war heute genöthigt, mich den ganzen Tag hindurch der Sonne auszusetzen, um ein Boot zu suchen; aber trotz meiner Müdigkeit bin ich gesunder und bei besserer Laune, als jemals während der letzten drei Jahre... Ich fühle, daß ich denn doch berufen bin, noch Manches zu leisten." Er genoß die Reise, wie nur Einer sie genießen kann, der aus dieser sonnigen Natur und aus den grandiosen Resten einer vieltausendjährigen Vergangenheit, die vertrauten Stimmen seiner Jugend zu vernehmen glaubt. „Ich fühle mich

kindisch genug für Alles," schrieb er, „und bilde mir ein, jünger zu werden; und dennoch bin ich alt, sehr alt: am 24. November vergangenen Jahres zählte ich bereits vierzig Jahre!" Er sah mindestens um fünf Jahre älter aus, sagt sein Biograph, und wäre sein Haar nicht so dunkel gewesen, er hätte noch älter ausgesehen. Es war eine wohlthätige Täuschung und nichts trübte die reinen Genüsse des Schauens, Beobachtens und Denkens, denen er sich in der erheiternden Gesellschaft der beiden Knaben hingab, indem sie Aegypten und Nubien durchzogen und hierauf sich in das Bibelland, nach Palästina und Syrien wandten. „Ich fühle, daß ich mein Werk ohne Weiteres fortsetzen könnte," lesen wir in einem Briefe vom 16. April aus Jerusalem; aber während er so schreibt, ist der Tod schon im Anzug. In Jerusalem selbst befiel ihn ein schleichendes Fieber.

Es ist bewunderungswürdig zu sehen, wie Buckle, mit der tückischen Krankheit im Kampfe, seinen Reiseplan so wenig aufgeben will, als früher seinen Arbeitsplan; wie er sich, schwächer, immer schwächer werdend, von Station zu Station schleppt, wie er auch jetzt noch an die ihm anvertrauten Knaben mehr denkt, als an sich selbst. Sein letzter Brief, aus Beirut vom 14. Mai 1862, war an die Eltern derselben gerichtet und handelte fast ausschließlich von den für sie getroffenen Reisedispositionen. Indessen ging es dem Aermsten von Tag zu Tag schlechter; er konnte zuletzt nur noch Milch und Suppe genießen, schlief sehr schlecht und war in Folge davon dermaßen entkräftet, daß er, während des Marsches, um auszuruhen, oft vom Pferde steigen mußte. Aber die Willenskraft hielt diesen gebrechlichen Körper noch aufrecht, bis die Reisenden die steinige Höhe des Hermon erreicht hatten. Hier setzte Buckle sich nieder und blickte lang auf das Land hinaus, durch welches der Jordan fließt. Zu seinen Füßen lag Damaskus. Er war tief bewegt. Er gedachte seiner Kinderjahre, wo er zuerst die Märchen der „Tausend und Eine Nacht" gelesen. „Dieser Anblick ist Alles werth, was er mich gekostet!" rief er aus. „Er kostete ihn das Leben," setzt sein Biograph hinzu.

Die Reisenden stiegen nach Damaskus hinab und hier nahm die Krankheit Buckle's einen rapiden Verlauf. Ein Mitreisender berichtet, daß er ihm unterwegs seinen Lebenslauf erzählt und nun noch einmal angefangen habe von seiner Mutter zu sprechen — ihr Tod habe sein Glück zerstört. Vielleicht hätte prompte ärztliche Hilfe ihn noch retten können; aber als sie eintrat, war es zu spät. Am 26. Mai begann der Kranke zu phantasiren. So oft sein Geist klar ward, schienen es die Kinder zu sein, die denselben beschäftigten; und er lächelte milde, wenn sie das Zimmer betraten. Am 28. Abends, als nach einem ohne Bewußtsein verbrachten Tage dem Kranken die Besinnung noch ein Mal wiederkehrte, verlangte er die Knaben zu sehen. Er winkte sie zu sich heran, küßte sie und murmelte: „Arme Kinder!" — Dies waren seine letzten Worte. Am andern Morgen, 29. Mai 1862, Vormittags $10^1/_2$ Uhr hauchte er seinen Geist aus. Noch an demselben Tage wurden die sterblichen Reste des Verblichenen auf dem kleinen protestantischen Kirchhof in Damaskus zur Ruhe bestattet: an seinem Grabe standen der englische Consul, der Missionär, der Arzt und die beiden trostlosen Knaben. „Während des feierlichen anglikanischen Grabgebetes sandte

die syrische Sonne ihre glühenden Strahlen herab und beschien die Beerdigung der vergänglichen Hülle, die während einer so kurzen Zeit von einer unvergänglichen Seele bewohnt gewesen war."

Ich erinnere mich des Eindrucks von Schrecken, welchen die Nachricht von dem frühen und unerwarteten Hinscheiden Buckle's hervorrief. Ich war damals in London und zusammen mit Einem, dem elf Jahre später ein ähnliches Loos bestimmt war: das Land seiner Sehnsucht, das räthselhafte, schweigende Land, das Land der Palmen und Ruinen zu erreichen und dort zu sterben, nicht viel älter als Buckle. Damals freilich war Derjenige, den ich meine, Emanuel Deutsch, der durch seine Schrift über den „Talmud" so rasch berühmt geworden, in seiner ganzen, heitren Jugendkraft, voll von den Träumen einer unabsehbaren schönen Zukunft und in der Sicherheit nahenden Triumphes. Doch lag der Keim der Zerstörung in ihm, wie er in Buckle gelegen, und fast wie ein leises, fernes Todesmahnen sollte ihn die Trauerbotschaft aus dem Osten berühren. Es war der glänzende Ausstellungssommer von 1862 — hell und golden von einer Reihe sonniger Tage, wie man sie nicht oft unter diesem nebligen Himmel sieht; bunt von den Kostbarkeiten und Reichthümern fremder Länder und Erdtheile — und dennoch, wie von einem leichten Flor bedeckt, welcher die Pracht dieses Anblicks um einen Ton zu dämpfen schien. Denn nicht viele Monate zuvor war Prinz Albert gestorben: und dem Feste fehlte Derjenige, der es veranstaltet.

In diese Stimmung traf die Kunde von Buckle's Tod und ich konnte mich nun überzeugen, aus den Nachrufen der Zeitungen und den Gesprächen, die überall geführt wurden, welch' tiefe Spuren im englischen Geiste dieser Mann zurückgelassen, der das vierzigste Jahr kaum überschritten hatte, dessen Namen nicht länger als fünf Jahre vor dem Publicum gewesen war und dessen Werk für immer ein Fragment bleiben wird.

„Das große Problem der Dinge zu lösen; jene verborgenen Umstände zu entdecken, welche den Gang und das Geschick der Nationen bestimmen: und in den Ereignissen der Vergangenheit einen Schlüssel für die Vorgänge der Zukunft zu finden, heißt nichts Geringeres, als in einer einzigen Wissenschaft alle Gesetze der moralischen und physischen Welt zu vereinigen. Wer immer dies vollbringt, wird das Gebäude unseres Wissens neu aufrichten, seine verschiedenen Theile neu anordnen und seine scheinbaren Widersprüche in Harmonie verwandeln." So dachte sich einst Buckle seine Aufgabe. Aber mitten in seiner Arbeit überkommt ihn der Zweifel. „Vielleicht ist der menschliche Geist kaum hinreichend für ein so ungeheures Unternehmen," fügt er resignirt hinzu. Es war jenes dritte Capitel des zweiten Bandes[1]), an welchem er schrieb, nachdem der Tod seiner Mutter die unausfüllbare Lücke in seinem Herzen gelassen und sein Selbstvertrauen erschüttert hatte. „Einst," ruft er aus, „als ich zuerst das ganze Feld des Wissens erblickte, und, wenn auch unklar, seine verschiedenen Theile, und die Beziehungen, in denen sie zu einander standen, unterscheiden zu können meinte, war ich so hingerissen von seiner überwältigenden Schönheit, daß das Urtheil getäuscht ward und ich mich für fähig hielt, nicht nur die Oberfläche zu um-

[1]) Hist. of Civ. in England II, 188. 189.

fassen, sondern auch die Einzelnheiten zu bemeistern . . . . Aber jetzt weiß ich zu gut, daß ich von Allem, was ich zu thun hoffte, nur einen geringen Theil vollbringen werde. Jene frühen Bestrebungen enthielten viel, was phantastisch; vielleicht viel, was thöricht war. Vielleicht auch war in ihnen ein moralischer Defect und sie schmeckten nach einer Anmaßung, welche einer Stärke eigen ist, die sich weigert, ihre eigene Schwäche zu erkennen." Dennoch hofft er, daß er Einiges leisten werde, was die Denker dieses Zeitalters interessiren, Einiges vielleicht, worauf die Nachwelt weiter bauen werde. Dieses Vordringen des persönlichen, man könnte fast sagen lyrischen Elementes, diese Elegie, mitten in einer historisch-statistischen Untersuchung und fast am Ende des Fragmentes, so wie wir es von Buckle haben, stimmt den Leser trübe und legt ihm eine Frage nahe. Würde nicht auch, wenn Buckle das Leben behalten, und in der Beschränkung, die er sich selbst auferlegt, die Unvollkommenheit, welche „fortan ein wesentlicher Theil meines Planes ist", seinen Geist bedrückt haben und Entmuthigung eingetreten sein, noch „bevor seine Fähigkeiten angefangen hätten zu schwinden und seine Kraft angestrengter Aufmerksamkeit zu zerfallen"? Hat ein früher Tod ihn vor einer Enttäuschung bewahren sollen, bittrer als der Tod? Auf diesen Grundmauern wird schwerlich ein Nachfolgender weiter bauen; aber der Name dessen, der im Geiste schon über ihnen eine mächtige Construction sich erheben sah, bezeichnet dennoch in der Geschichte des Denkens ein Stadium, welches, wenn nicht fruchtbar für die Wissenschaft, doch charakteristisch für das Jahrhundert ist.

Julius Rodenberg.

Aus zwei annectirten Ländern.

Erzählungen eines deutschen Officiers.

5.

In Brunshausen wurden Alfred und ich von den Unsrigen erwartet. Clotilde eilte uns bis auf die Dampfschiffbrücke entgegen. O, schöne Freude des Wiedersehens! Wie glücklich waren wir Alle damals! Selbst der Rath dessen Züge und Haltung sehr gealtert waren, sah beglückt in das gute Gesicht seines geliebten Sohnes. Das Wetter war schön, wir machten den Weg nach Stade zu Fuß, ihn mit Fragen und Gegenfragen kürzend, durch Alfred's neckische Einfälle noch mehr erheitert. Mein sonst so ernster Freund war verwandelt und doch berührte sein Fuß nicht, wie der meinige, den Boden der Heimath. Aber seine Herzensheimath war hier. Schon auf der Reise hatte ich bemerkt, wie seine Fröhlichkeit zunahm und jetzt war sogar die Wehmuth, mit welcher er in der Erinnerung an die fehlende Mutter seinen alten Vater umarmte, schnell überwunden. Nun schritt er auf dem schmalen Fußwege mit Clotilde voran, die oft stehen blieb, um sich nach mir umzusehen. Wie lieblich war meine dreizehnjährige Schwester damals! Sie war nicht klein, aber von zartem Wuchs: nicht laut frohlockend, aber die wärmste Empfindung leuchtete aus ihren Augen. Der sinnende Ausdruck des jugendlichen Antlitzes zeugte von Verstand. An der Grenze des Kindesalters war sie noch ganz unbefangen.

„Ich könnte Euch fast verwechseln," sagte sie ein Mal, als ich nahe bei ihr war, „so gleicht Ihr Euch in der Uniform. Und doch seid Ihr so sehr verschieden, im Gesicht, wie im Herzen."

„Wie meinst Du das? Kannst Du in unser Herz sehen?" sagte Alfred.

„Ich meine eigentlich nicht im Herzen, sondern im Wesen."

„Du hältst mich für ernster, Schwester, als den lustigen Alfred."

„Das nicht. Du bist nicht immer so lustig, Alfred. Nicht wahr?"

In Stade fand ich äußerlich Nichts, im Leben Vieles verändert. Zwar widmete mein Vater wie früher sich mit treuer Hingabe seinen Geschäften, seine freie Zeit den Büchern und Freunden; aber die Zahl der letzteren war kleiner geworden. Von Politik sprach er nicht, und Mutter rieth, Gespräche, welche darauf führen mußten, zu vermeiden. Die Lage des Landes betrübte ihn und lediglich

die Ansicht, daß er auf seinem Posten ausharren müsse, so lange er nutzen könne, verhinderte ihn, seinen Abschied zu nehmen. Die Eltern hatten sich aus der Gesellschaft, so viel es anging, zurückgezogen; Mutter lebte fast ausschließlich für Clotildens Erziehung. Auch mit den Verwandten im Kehdingschen war die Verbindung nicht mehr so innig, Tante Anna und Mutter harmonirten nicht und jene regierte in ihrem Hause. Meine Eltern glaubten, daß Onkel Georg in der Erziehung seiner Kinder zu nachgibig sei; Mutters Versuch, dies zu ändern, war von Tante Anna unfreundlich abgewiesen. Jedoch wurde für angemessen erachtet, daß wir einen Besuch auf dem Gute machten, der gegen das Ende meines Urlaubs ausgeführt werden sollte.

Alfred war, wenn er nicht bei seinem Vater sein konnte, meistens in unserer Gesellschaft, am liebsten mit uns allein. Die rührende, ihn ganz erfüllende Innigkeit, mit welcher er an Clotilde hing, trat immer deutlicher hervor. Die Eltern schienen dies nicht zu bemerken, ich freute mich daran. Clotilde hatte von solchen Gedanken keine Ahnung, ihr war Alfred ein anderer Bruder.

Eines Nachmittags waren die Eltern mit uns und einigen von meiner Schwester Gespielinnen nach der Elbe gefahren. Während sie im kleinen Garten des Gasthauses, von wo man den Strom übersah, sitzen blieben, trieben wir uns auf der grünen Fläche des Außendeichs umher. Die Mädchen pflückten die Herbstblumen, die hier noch wuchsen; dann gingen wir an das Wasser hinunter. Clotilde wand aus den Blumen, die Alfred ihr hielt, einen Kranz. Die anderen standen umher und belustigten sich damit, ihre Füße so nahe wie möglich an das hin und her spielende Wasser zu setzen, um sie einer kommenden Welle flink zu entziehen.

„Es fängt an zu fluthen," sagte ich und zeigte auf die ankernden Schiffe, die von der veränderten Strömung gewendet wurden.

„Der Krieg fängt wieder an," rief Alfred.

„Welcher Krieg?" fragten die Mädchen.

„Das müßt Ihr doch wissen? Ihr könnt ihn ja alle Tage sehen. Zwischen Rübezahl und Muschelkönig."

„Muschelkönig kennen wir nicht."

„Beide kämpfen um die Prinzessin Profunda, die wunderschön ist. Sie wohnt mitten in der Erde in einem rothen Palast, zu dem eine verborgene Treppe führt. Seit Jahrtausenden läßt Rübezahl durch seine Knappen die Berge tiefer ausschachten, um zu ihr zu gelangen; denn er will sie zur Frau haben. Und alles Geschmeide, womit seine Juweliere die Schatzkammern füllen, ist nur für Profunda bestimmt. Aber Muschelkönig wirbt eben so lange um sie, er hat schon Berge von Korallen und Perlen aufgehäuft, um sie zu beschenken und seine Knechte, die Wellen, müssen das Land aushöhlen, um die Treppe zu finden. Nun dauert Muschelkönig, der sehr mürrischen Gemüths ist, die Zeit lange. Er ist natürlich eifersüchtig auf Rübezahl und glaubt obenein, der ließe das Land wieder zuwerfen, was die Meerknechte ausgehöhlt haben. Dieser Argwohn überfällt ihn zu gewissen Zeiten, dann wird er zornig und läßt alle Wellen bergan stürmen, um womöglich Rübezahl mit seinen Knappen zu ertränken. Aber die Wellen ermüden, ehe sie ihr Ziel erreichen und weichen zurück. So geht es,

wie gesagt, schon Tausende von Jahren und wie lange Profunda noch warten muß, bis sie einen Mann bekommt, weiß ich nicht."

„Rübezahl soll sie haben," riefen Clotildens Freundinnen. Sie selbst trat an Alfred heran, erhob sich auf ihren Fußspitzen, nahm ihm die Mütze ab und setzte ihm den eben vollendeten Kranz auf. „Dem Dichter den Dank!" sprach sie und die Mädchen klatschten in die Hände. Alfred wurde roth und sah höchst beglückt aus. Er behielt den Kranz auf dem Haupte und hat ihn immer bewahrt.

„Es wäre wohl Zeit, daß die jungen Herrschaften nach den Häusern gingen," rief jetzt ein alter Schiffer vom Deich herunter. „Gleich wird es stürmen und regnen." Er wies mit der Hand nach der entfernten Stelle des Stromes, wo sein kundiges Auge die Bewegung sah, welche einen heran kommenden Sturm anzeigt.

„Wie schade!" riefen die Mädchen. Wir gingen zurück. Kaum noch zur rechten Zeit erreichten wir das schützende Dach.

In solchen harmlosen Unterhaltungen vergingen die Wochen. Die letzten Tage unseres Urlaubs wollten wir bei Wichard's Eltern verleben. Ein Mal sagte Alfred mir: „Fahre allein hin, ich bleibe lieber hier." Als ich aber entgegnete: „Es ist ja abgemacht, daß wir beide kommen," antwortete er: „Nun ja, ich begleite Dich."

In der letzten Woche fuhren die Eltern mit Clotilde und mir zu Onkel Georg. Wir wurden, wenn auch nicht überaus herzlich, doch immerhin freundlich willkommen geheißen. Meine Erzählungen aus Hannover, von dem Leben des Hofes, aus den verwandten Familien, von Tante Balbina wurden gern gehört. Der Letzteren Wunsch nach meiner Cousine Gesellschaft sollte jetzt erfüllt werden. Tante Anna wollte Cordula hinbringen. Ich fand diese, obgleich sie in dem schönsten Alter der voll erwachsenen Jungfrau war, nicht reizend: der Ausdruck von Gutmüthigkeit vermochte nicht Geist und Anmuth zu ersetzen, die ihr fehlten. Auch hinsichtlich meiner Vettern hatte Mutter Recht. Jobst und der etwas jüngere Günther waren gemeinschaftlich von einem Hauslehrer mangelhaft unterrichtet und die Absicht ihres Vaters, sie in ein Pädagogium zu schicken, von der zärtlichen Mutter von Jahr zu Jahr hinausgeschoben worden. Sie waren eifrige Reiter und Jäger, wußten in Stall und Feld gut, in den Büchern aber sehr wenig Bescheid. Marie, das jüngste Kind des Hauses, war gleichfalls weder hübsch, noch geistig begabt und nur in ihrer Gutherzigkeit und dem Alter meiner Schwester gleich. Alle vier Geschwister waren mit ihrem Zustande vollkommen zufrieden und Bilder kräftigsten Wohlseins.

An einem der letzten Abende in Stade, als Alfred bei mir war, wurde an meine Thür geklopft. Draußen stand Clotilde und sagte geheimnißvoll: „Bitte, kommt mit mir." Sie führte uns zum ersten Male in ihre Stube. Dort ging sie an ein kleines Bücherbrett. „Sieh', Alfred, die Stunden der Andacht gehörten Deiner Mutter. Dein Vater hat sie mir geschenkt, weil ich Sonntags Deiner Mutter, wenn sie nicht zur Kirche ging, daraus vorgelesen habe. Sie schlug immer die Predigt auf, welche sie hören wollte und sagte gewöhnlich: die hat Alfred mir auch vorgelesen. Aber was ich Euch zeigen wollte, ist noch etwas anderes."

Sie nahm ein in Papier sorgfältig eingewickeltes Buch, welches sie Alfred gab. „Das kennst Du noch nicht."

Er nahm es aus der Umhüllung. Der Umschlag war in Seide gestickt, auf der einen Seite Petrus, auf der anderen Paulus. „Das hat Deine Mutter selbst gemacht," sagte Clotilde. Er schlug das Buch, welches größtentheils weiße Blätter enthielt, auf. Da stand vorn, von seiner Mutter Hand geschrieben: Meiner lieben Clotilde zu ihrer Confirmation. Er sah meine Schwester fragend an.

„Denke Dir, das hat Deine Mutter so frühzeitig angefangen. Ich sollte es erst zu meiner Confirmation haben. Und hätte sie das nicht hinein geschrieben, so würde Dein Vater gar nicht gewußt haben, daß es für mich bestimmt war. Aber sieh' nur weiter."

Viele Seiten des Buchs waren schon von der Räthin ausgefüllt; sie hatte darauf ihre Lieblingsgedichte von Platen, Spitta und Anderen abgeschrieben und anscheinend die Absicht gehabt, dies bis Clotildens Confirmation fortzusetzen.

Alfred wurde sehr weich gestimmt, Clotilde traten die Thränen in die Augen. Sie nahm das Buch. „Nun wollte ich Euch bitten, schreibt mir einen Vers hinein. Nur die liebsten Menschen will ich hierum bitten. Seht! Dein Vater, Alfred, dann meine Eltern haben es schon gethan. Nur Ihr fehlt noch. Ich habe mit Bleistift über die erste leere Seite ein A, über die folgende ein E gemacht, darunter schreibt mir etwas. Nehmt das Buch mit, aber gebt es mir morgen wieder. — Nun müssen wir zu den Eltern gehen. Dein Vater ist schon da, Alfred."

Der Abschied von Stade wurde meinem Freunde schwer. Als die Unsrigen unsern Blicken entschwanden, setzte er sich allein und überließ sich seinen Gedanken. Erst als weiterhin auf der Elbe Schiffe in größerer Zahl uns begegneten, erwachte sein Interesse an diesem Verkehr und er wurde gesprächig.

Wichard und seine Brüder empfingen uns an der Bahnstation. Christian und Friedrich waren schöne, große Jünglinge geworden. Jener sah kräftig, dieser noch von seiner Krankheit angegriffen aus. Christian erzählte mit seiner ihn gut kleidenden Lebendigkeit, daß die beiden Brüder in einigen Wochen nach Kiel auf das Gymnasium kämen. Friedrich nahm an der Unterhaltung kaum Theil. Später hörte ich von dem Capitän und dem Pastor, daß er seit dem Krankenlager verändert sei und dies für den Baron die hauptsächlichste Veranlassung wurde, die Brüder in eine Schule zu schicken, wo der Umgang mit vielen Altersgenossen hoffentlich Friedrichs jetziger Liebe für die Einsamkeit, seiner Neigung zu Träumereien entgegenwirken werde.

Von Wichard's Eltern wurden wir mit der früheren Herzlichkeit empfangen. Bald kam auch Adele mit Demoiselle Charlotte. Adele war größer als meine Schwester und in meinen Augen noch schöner. Sie schien mir kaum noch ein Kind. Feierlich kam sie uns entgegen, warf schüchtern einen Blick auf Alfred und mich, machte eine halbe Verneigung und sagte, indem sie uns ihre kleine Hand reichte: „Ich freue mich sehr, Sie wiederzusehen." Ohne diese schnelle Anrede würden wir sie wahrscheinlich wie sonst Du genannt haben.

Eine große Veränderung zeigte der erste Blick aus unseren Fenstern: Da

stand jenseits des Sees das neue Haus; mit seinem Eckthürmchen, seinem hohen Schieferdache und seiner Terrasse ein gar hübsches Bild.

„Ja, unter Dach ist es," sprach Wichard. „Vater hat sich lange besonnen, verschiedene Risse verworfen. Und die innere Einrichtung will er noch nicht machen lassen. Er zögert sonderbar damit. Freilich sagt er, daß er erst einen Miether haben müsse. Den Garten will der Capitän in diesem Herbst anlegen lassen."

Ich lobte die Aussicht, welche durch diesen, die Waldlücke füllenden, geschmackvollen Bau wirklich sehr gewonnen hatte. Alfred sagte nichts dazu.

Am anderen Morgen, als wir die Umgegend durchstreifen wollten, begegnete uns der Cantor Zephirius. Er grüßte und warf mir noch besonders einen Wink mit der Hand zu. Da sagte Wichard: „Er und unsere Orgel sind Berühmtheiten geworden. Fremde kommen, sein Spiel zu hören; Kenner rühmen die Orgel, deren Werth früher Niemand geschätzt hat. Zephirius hat Anerbietungen erhalten, in Kiel und anderen Orten zu spielen. Der sonderbare alte Mann lehnt Alles ab."

Wichard erzählte uns dann, wie er sein elterliches Haus gefunden habe. „Der Capitän ist Allen von großem Nutzen. Er hat durch fortgesetzte Studien über Ackerbau und Viehzucht, deren Ergebnisse er kurz und überzeugend vorträgt, Vaters Theilnahme an der eigenen Wirthschaft von Neuem geweckt. Die besten landwirthschaftlichen Maschinen hat er besorgt, die neuste Feldernutzung empfohlen. Und Alles schlägt zum Guten aus. Die Bibliothek vervollständigt er sachgemäß und seinen Vorlesungen über Physik, die er durch passende Experimente erläutert, hören die Eltern, Pastors und Demoiselle Charlotte gern zu.

„Diese widmet sich Adelens Erziehung, die, wie Mutter sagt, nicht ganz leicht ist, mit treuster Sorgfalt. Es will mir scheinen, als komme die geistige Anregung, welche von dem Capitän ausgeht, ihr hierbei zu Statten. Freilich reicht ihr Wissen nicht vollständig aus und Mutter beabsichtigt deshalb, die letzten Winter vor Adelens Confirmationsjahr in einer Stadt, die gute Unterrichtsmittel darbietet, zuzubringen. An Schwerin, welches die mecklenburgischen Verwandten empfehlen, denkt Mutter nicht; die Stadt ist zu klein, der Hof dort Alles. Berlin erscheint ihr zu groß, zu sehr zerstreuend. Ich hoffe, sie wählt Hannover."

Als wir auf unserer Wanderung um die Mittagsstunde aus dem Walde traten, befanden wir uns nahe vor dem Neubau am See, der unseren Blick fesselte. „Wir besahen das Haus, welches einer nicht zahlreichen Familie einen höchst angenehmen Wohnsitz bieten konnte. Als wir dann auf die Terrasse traten, sahen wir Wichard's Brüder an der Landungsstelle, wo sie ein Boot fest machten und Demoiselle Charlotte und Adele beim Aussteigen halfen. Wir gingen ihnen entgegen. „Adele sah Euch aus dem Walde kommen," rief Christian uns zu. Als wir im Schatten des Hauses waren, nahm Adele ihren breiten, weißen, mit blauen Bändern verzierten Hut ab, strich sich die blonden Haare, die hinten in langen Flechten nieder fielen, aus der weißen Stirn und richtete ihren Blick auf die Landschaft vor uns. Ihre schön geformten Augen waren fast zu groß, dunkel in ihrem Glanz und von vollen Brauen zart überspannt.

„Wie gefällt Ihnen das Haus?" fragte Demoiselle Charlotte. Ich lobte

es und sagte: „Wer es wohl bewohnen wird?“ Da sah Adele mich lange an, dann kehrte sie sich nach Alfred um und fragte: „Machen Sie noch Verse?“

„O, dann und wann.“

„Machen Sie jetzt einen Vers auf dies Haus.“

Alle blickten auf Alfred, der sich nicht lange besann, sondern sprach:

„Dieses Baues Werth zu kennen,
Reicht das Mauerwerk nicht aus.
Mußt mir die Bewohner nennen,
Sie vollenden erst das Haus.“

„Die kann ich Dir — Ihnen nicht nennen,“ antwortete Adele schnell. „Papa spricht nicht davon. — Ist das nicht ein schöner Anblick?“ fragte sie nun mich und sah wieder nach dem See.

„Reizend, und ebenso hübsch der Blick vom Schloß hierher. Am schönsten nimmt es sich wahrscheinlich vom See aus, da hat man Beides.“

„Ja wohl,“ sprach Adele. „Fahren Sie mit uns zurück. Christian hat daran gedacht und das große Boot genommen.“

Auf dem Wasser sprach sie, während Christian und Friedrich ruderten und wir anderen diese und jene scherzende Bemerkung machten, längere Zeit nicht; sie schien über etwas nachzudenken. Dann sagte sie Demoiselle Charlotte etwas in's Ohr. „O, oui,“ antwortete diese, „c'est joli.“ Nun sprach Adele:

„Wenn wir beide Häuser seh'n,
Wünschen wir, es möcht' geschehn,
Daß darinnen Groß, wie Klein
Immer beste Freunde sein.“

„Sehr gut!“ rief Alfred und klatschte in die Hände, was auch von uns recht munter geschah. „Sehr gut, Fräulein Adele.“

„Fräulein ist meine Adele noch nicht,“ sagte Demoiselle Charlotte. Adele schien etwas verlegen zu werden und sah vor sich nieder.

„Darf ich Adele sagen?“ entgegnete Alfred, der jetzt in bester Laune war. Hierauf erhielt er zwar nicht sofort eine Antwort; aber bald darauf fragte Adele: „Wichard, wohin bist Du mit Ernst und Alfred gewesen?“

Hiermit war die Titulatur zwischen uns geregelt.

Die herbstliche Nachmittagssonne, die heute recht warm schien, versammelte die Familie auf dem großen Platze nahe am Schlosse. Man wandelte noch ein wenig in den Park. Der Baron ging mit Alfred voran und die Baronin schloß mit mir den Zug. Sie ging langsamer und als wir etwas zurückgeblieben waren, sagte sie plötzlich: „Wichard ist ernster geworden.“ Dabei sah sie mich fragend an. Ich antwortete: „Wohl nur älter.“

„Er sagt, daß er gern in seinem Regiment sei,“ fuhr sie fort.

„Das ist er,“ bestätigte ich, „und sehr beliebt.“

„Das freut mich. Kennen Sie seinen Hauptmann?“

„Gewiß! Ein vortrefflicher Herr, in dessen Hause Wichard immer willkommen ist.“

„Kennen Sie Frau von Leinau?“ Bei dieser Frage sah sie mich wieder prüfend an.

„Ja wohl, Frau Baronin," erwiderte ich jetzt sehr bestimmt. „Man begreift, daß der Hauptmann von Leinau durch den Besitz dieser vortrefflichen, klugen und schönen Frau sehr beglückt ist. In Hofkreisen beneidet man sie, die Bürgerliche, um ihre Schönheit und gönnt ihr die Stellung nicht. Da mag denn auch Manches gesagt werden, was unrichtig ist. Sie ist eine sehr gebildete Dame und wird vermöge ihrer Sicherheit und ihres Tacts immer im Recht bleiben."

„Sie werden ja ganz eifrig," sagte hierauf lächelnd und offenbar beruhigt die Baronin. „Mein Mann und ich möchten Wichard gern auf Reisen schicken. Er meint, dies gehe jetzt noch nicht."

„Wir sind zu kurze Zeit Officier. Bevor wir nicht die Militär-Akademie besucht haben, können wir an langen Urlaub nicht denken."

Adele war stehen geblieben und ging an meiner Seite weiter.

„Wichard erzählt mir eben, daß in dem Walde bei Hannover eine Eiche ist, viel schöner, als wir eine haben. Kennen Sie die auch, Ernst?"

„Ja wohl. Er meint die Königseiche in der Eilenriede. Ihr Stamm ist ganz astfrei und gerade wie bei einer Fichte, sehr dick und sehr hoch, und trägt oben eine prächtige Krone, die sich rundum gleich weit ausdehnt."

„Die Eiche möchte ich sehen. Ich glaubte, schönere als unsere beim Vorhof und am Dalweg gäbe es nicht."

„Die sind auch sehr schön."

„Die Eichen sind mir die liebsten Bäume," fuhr Adele fort, „sie sind so trotzig. Die Buche ist glatt und die Linde weich."

„Hat aber duftende Blüthen," warf ich ein.

„Das ist immer schnell vorbei," sagte sie.

„Im Frühling freuen Sie sich doch auch über die Linde, Adele."

„Weil sie am frühsten grün wird. Mag sein, einige Wochen. Die Eiche besinnt sich lange, hält ihre Blätter aber auch viel länger fest."

Diese Aeußerungen des gesprächigen Kindes fielen mir auf. Lag etwas Eitelkeit und Eigensinn darin? Sie klangen ebenso natürlich, wie bestimmt, nicht kindlich froh, sogar fast schwermüthig. Ich verglich Adele mit meiner herzenswarmen Schwester, dachte an Alfred's rührende Zuneigung zu dieser, dann wieder an Adele, die jetzt wie ein schönes Räthsel mich anzog.

Am andern Morgen betrachtete ich zum ersten Male mit Interesse die Ahnenbilder im großen Saal. Adele glich ihren Eltern nur im Allgemeinen, dagegen sehr ihrer Großmutter von der väterlichen Seite, die als junge Frau in der Tracht aus dem Anfange des Jahrhunderts gemalt und gewiß von ausgezeichneter Schönheit gewesen war. Während ich vor diesem Bilde lange stehen blieb, hatte Alfred sein Skizzenbuch aus der Tasche genommen und zeichnete das Porträt eines der Ahnherren mit charakteristischem Gesicht ab, eines Greises mit weißen Locken und weißem Bart, starken Augenbrauen und großer Nase.

Als Alfred fertig war, gingen wir in den Park, wo wir den Capitän trafen. Wir setzten uns zu ihm auf eine Bank am See. Alfred erzählte, wie unzufrieden Wichard's Vater sich gegen ihn über die Verhältnisse in Schleswig geäußert habe, wo die Kopenhagener Regierung mit Gewalt Alles dänisch machen wolle.

„Ja, das ist leider so," sagte der Capitän. „Die Kopenhagener Demokraten gehen darauf aus, Schleswig noch mehr in ihre Macht zu bekommen. Alles Deutsche wird verdrängt."

„Meine unglückliche Heimath!" rief Alfred.

„Friedrich VII. ist ganz in ihrer Hand," fuhr der Capitän fort. „Er paßt zu ihnen. Er hat den hausbackenen Verstand, welchen die Menge begreift. An seinen Sitten und niedrigen Günstlingen nehmen jene Leute keinen Anstoß. Han er en snuten Hun, sagen die Matrosen. Die dänischen Bauern lieben ihn, weil er sich ihnen gern gleich stellt. Gutmüthig ist er, aber jeder geistigen Anstrengung abhold. Deshalb regiert er selbst gar nicht. Wenn man seine Ruhe nicht stört, läßt er regieren, wie es den Dänen gefällt. Holstein haben sie vorläufig aufgegeben, weil es zum Deutschen Bunde gehört. Wir sind hier verhältnißmäßig gut daran. Aber Schleswig wollen sie ganz und gar haben. Indeß theile ich die Ansicht des Barons, daß die Sache nicht von Bestand ist."

„Er sagte mir, daß er den nächsten Winter in Berlin und Wien zuzubringen beabsichtige und versuchen wolle, dort für Schleswig zu wirken," bemerkte Alfred.

„Hat der Baron Ihnen das gesagt? Wir haben oft überlegt, ob es für ihn nicht an der Zeit sei, persönliche Verbindungen in jenen Hauptstädten anzuknüpfen oder zu erneuern. Ein Herr wie er ist wohl in der Lage, die Aufmerksamkeit der großen deutschen Regierungen wieder auf das Unrecht zu lenken, welches den Herzogthümern zugefügt wurde. Seit der Prinz von Preußen Regent ist, denkt der Baron daran, auch nach Berlin zu gehen. Er hofft, daß dort eine entschiedenere Politik eintritt. Bis dahin sprach er immer nur von Wien, wohin sein Bruder ihn wiederholt eingeladen hat."

In diesem Augenblick sahen wir Demoiselle Charlotte mit Adele auf dem Wege, der aus dem Gebüsch nach unserer Bank führte, zu uns kommen.

„Wichard ist noch immer bei Vater," sagte Adele.

„Welch köstlicher Morgen!" sprach Demoiselle Charlotte.

„Heute ist es schön auf dem See," meinte erstere. „Schade, daß Christian und Friedrich noch Unterricht haben. Können Sie rudern?"

„Wir sind am Wasser groß geworden," antwortete Alfred. „Sollen wir Sie fahren?"

Adele sah Demoiselle Charlotte an, die auf den Capitän blickte, den sie nicht allein lassen dürften.

„Ich steige gern mit ein," erklärte dieser.

Alfred machte das Boot zurecht, ich half dem Capitän, dann Demoiselle Charlotte beim Einsteigen. Sie setzten sich zusammen auf die Mittelbank. „Ich werde steuern," sagte Adele und nahm hinten im Boote Platz. „Sie brauchen nur gleichmäßig zu rudern, ich leite den Kahn." So fuhren wir davon. Die Unterhaltung wurde zuerst nur von dem Capitän und Demoiselle Charlotte geführt. Das Kind saß schweigend da, immer auf uns oder an uns vorbei blickend, um das Fahrzeug in seiner Richtung zu erhalten. Zuweilen ruhten die Augen auf Alfred, als suchten sie etwas in dessen Gesicht; zuweilen begegneten sie den meinigen, die sich an der aufblühenden Schönheit des jungen Mädchens erfreuten.

„Dies ist der schönste Punkt," rief Adele jetzt. „Hier lassen Sie uns etwas bleiben."

Sie hatte Recht, denn nun erschien nicht allein das neue Haus und das Schloß in der anmuthigsten Einrahmung, sondern man hatte auch seitwärts des letzteren ein hübsches Bild: hinter den im Sonnenlicht glänzenden Gewächshäusern ragte die Spitze des hohen Kirchthurms über die Baumwipfel in die blaue Luft.

„Zeichnen Sie das, Alfred," sagte Adele.

„Der Wetterhahn sieht uns an," entgegnete er, indem er sein Skizzenbuch zur Hand nahm und zu zeichnen begann.

„Das thut er nicht freiwillig," warf Adele hin.

„Freiwillig oder gezwungen, er freut sich über uns."

„Wie kann man sich gezwungen freuen!"

„Es ist immer eine Ursache, die uns zur Freude zwingt," antwortete ich.

„Das ist wohl so, Ernst," sagte Adele und drehte ungeduldig an dem Steuer. Alfred zeichnete weiter.

„Adele möchte immer Alles freiwillig thun," erklärte jetzt Demoiselle Charlotte.

„Bei mir zu Hause war ein Wetterhahn, der hieß Krikkrak," hob jetzt Alfred an. „Der sah am liebsten nach einer Seite, wo unten im Hofe das hübsche Hühnlein Kluklu spazierte. So oft er nur konnte, blickte er nach Kluklu hinunter, und da er hiervon etwas schief geworden war, so wandte er sich zuletzt auch gegen den Wind immer nach Kluklu's Seite, bis er sich gar nicht mehr von ihr losreißen konnte, weil er fest gerostet war. Als nun ein Sturm kam, da wurde Krikkrak gebrochen, denn er hatte das Nachgeben verlernt: und todt stürzte er Kluklu zu Füßen, die erst erschrak, dann aber lustig weiter spazierte."

Demoiselle Charlotte lachte und auch den Capitän hatte die Geschichte belustigt. Sie bemerkten nicht, daß Adele blaß und roth wurde. Heftiges Kind, dachte ich. Da schlug sie die Augen wieder auf und fragte: „Wollen Sie weiter rudern?"

„Ich bin noch nicht fertig," antwortete Alfred.

Wir geduldigten uns, bis er das Blatt aus dem Buche riß und Adele reichte. Es war ein hübsches Bild geworden. Adele freute sich darüber; doch als sie sah, daß der Wetterhahn schief gezeichnet war, wurde sie ärgerlich und steuerte den kürzesten Weg nach Haus.

Die Eigenthümlichkeiten des lebhaften Mädchens hielten meine Gedanken fest und als ich am nächsten Morgen mit den Freunden von dieser, durch neue Reize mir noch lieber gewordenen Stätte schied, nahm ich die Theilnahme an einem Kinde mit, welche vielleicht ebenso warm, wie Alfred's Liebe zu meiner Schwester werden konnte. Was er nach der Abreise von Stade empfunden hatte, fühlte ich ihm jetzt nach. Wir Beide überließen uns den Erinnerungen, während Wichard die Trennung von Haus schnell überwand und um so gesprächiger wurde, je näher wir unserer Garnison kamen.

Die Thätigkeit, in welche wir nun wieder eintraten, that Alfred und mir wohl. Mit unserem Freunde ging aber im Laufe der nächsten Monate eine Aenderung vor, die uns nicht ohne Sorge ließ. Er suchte uns seltener auf, war

stiller und, wenn er mit mir bei Tante Balbina war, die uns jetzt zu Cordula oft einlud, kein so heiterer Gesellschafter, wie früher. Mit seinem Regimentskameraden Timon wurde er in die kleinen Abendgesellschaften der Königin befohlen, wo er gewöhnlich auch Tante Balbina und Cordula fand. Er erzählte uns davon, ohne bemerkbare Freude über diese Auszeichnung.

Am Neujahrsabend geschah das jetzt Seltene, daß er den Wunsch äußerte, in unserer Gesellschaft zu bleiben. Mit der gewöhnlichen Offenherzigkeit redeten wir über Alles, was wir dachten und erlebt hatten; nur von Felicia sprach Wichard so wenig wie möglich, trotzdem Alfred mehrere Male das Gespräch auf sie lenkte. Unsere Dienstverhältnisse, unsere militärischen Aussichten beschäftigten ihn nicht so lebhaft als sonst.

„Dein Eifer scheint nachzulassen, wie leider der meinige," sagte Alfred.

„Wie kannst Du das sagen!" rief ich aus. „Es ist das erste Mal, daß Du Dich so äußerst."

„Ich hatte keine Veranlassung," erwiderte Alfred ruhig. „Ich freue mich von ganzem Herzen, daß Du Deinen Beruf um so lieber gewinnst, je mehr Du ihn kennen lernst, und wünsche, daß dies so bleiben möge. Du bist zum Soldaten geboren. Auch Wichard ist es. Ihn ziehen jetzt nur andere Gedanken ab."

„Alfred!" sagte Wichard erschrocken und verlegen.

„Ja, Wichard! Dich ziehen die Gedanken an Felicia ab. Sie war schon lange der einzige Gegenstand, über welchen Du mit uns zu sprechen vermeidest und Deine Neigung zu ihr hat, seit Du nach unserem Urlaub wieder in ihrer Nähe bist, beunruhigend zugenommen."

„Nun denn!" sprach Wichard, indem er in großer Erregung aufstand. „Die Heiligkeit der Freundschaft bürgt mir, daß Ihr das Wort vergrabt. Ich liebe die herrliche Frau, ich denke nur an sie."

„Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib!" unterbrach Alfred ihn mit feierlichem Ton.

Wichard erblaßte. „Nein, nein! O Gott, das ist es ja auch nicht. Sie ist so gut. Sie ist wie eine Schwester gegen mich, und ihr Mann wie ein väterlicher Freund. O nein, das wäre ja schändlich!"

„Geh' selten zu ihr."

„Wie kann ich das! Sie laden mich ein, sie sind ahnungslos."

„Bezwinge Dein Herz," antwortete hierauf Alfred. „Gott wird Dir helfen. Gegen uns kannst Du Dich nun offen aussprechen."

Wichard war an's Fenster getreten und sah nach dem Sternhimmel. Wir schwiegen, bis Alfred das richtige Wort fand: „Es ist eine schöne Winternacht. Laßt uns noch etwas wandern."

Wir gingen schnell vorwärts, fast ohne zu sprechen, nach der Herrenhäuser Allee. Sie war leer; die Laternen brannten aber noch, obgleich Mitternacht nahe war.

Da hörten wir Stimmen und rasche Schritte kamen uns entgegen. Wir sahen zwei Gestalten, eine sehr große, eine etwas kleinere. Sie schwiegen, als sie uns kommen hörten, und als sie an uns vorbei gingen, blieben wir unwillkürlich einen Augenblick stehen.

„Der König!“ flüsterte Alfred.

Wiederum hörten wir Schritte, aber leise. In passendem Abstande folgten mehrere Männer. Als auch diese vorbei waren, fragte ich: „Wer führte den König?“

„Der Graf Platen,“ antwortete Wichard. „Vielleicht ist im Auswärtigen etwas Besonderes vorgekommen. Wenigstens scheint der Minister noch zum Vortrag gewesen zu sein, und da mag der König, der es liebt umherzugehen, wenn seine Gedanken beschäftigt sind, seinen Arm genommen haben.“

Auf Umwegen kehrten wir zurück. Vor Wichard's Hause drückten wir dem Freunde die Hand. „Laßt uns morgen Abend wieder beisammen sein. Kommt zu mir,“ bat er.

Als wir Zwei in unserer Wohnung waren, beklagte ich mich gegen Alfred über seinen Mangel an Offenheit. „Plötzlich, mir ganz neu, sagst Du, Dein Eifer als Soldat lasse nach.“

„Einmal konnte ich es doch nur zum ersten Male sagen,“ entgegnete er lächelnd.

„Aber ich habe niemals eine Klage von Dir gehört.“

„Was hätte das genutzt? Auch heute sprach ich es nur aus, weil ich keinen anderen Angriffspunkt auf Wichard fand.“

„Das merkte ich wohl; aber Du meinst es doch auch so?“

„In gewissem Grade ja, Ernst. Wenn ich mir denke, wir bleiben unser Leben lang Friedenssoldaten, hören die Stände über die Militärlast klagen, und drillen die Bauerjungen für das Königreich Hannover, damit sie bereit stehen, aufzumarschiren, wenn der Polizeidirector Wermuth einen kleinen Tumult rechtzeitig angeordnet hat, so verliere ich die Freudigkeit. Aber es kann ja anders kommen. Heute schlafe ich vergnügt ein, denn wir haben an dem Freunde ein gutes Werk gethan.“

6.

Die Krieg bedeutenden Worte, welche Napoleon III. am 1. Januar 1859 bei dem Neujahrsempfang des diplomatischen Corps an den österreichischen Gesandten gerichtet hatte, riefen plötzlich eine allgemeine Aufregung und in den zunächst gefährdeten Staaten schwere Besorgnisse hervor. Der Krieg des zweiten französischen Kaiserreichs mit der Präsidialmacht des deutschen Bundes bedrohte ganz Deutschland, wenn auch nur die österreichischen Besitzungen in Italien seine Veranlassung waren.

Um dieses große Ereigniß drehte sich am 2. Januar das Gespräch in unserer Messe ausschließlich. Die jungen Kameraden jubelten über die Aussichten, welche ein Krieg mit Frankreich eröffnete, und auch den alten Officieren glänzten die Augen. Waren sie doch mehr als wir berechtigt, unseren Erbfeind zu hassen. Sie hatten schon gegen ihn gekämpft oder doch die Vernichtung des Wohlstandes, die Verarmung der Familien, das ganze Elend, welches die Franzosen vor einem halben Jahrhundert über unser Land brachten, in persönlicher Erinnerung.

Nach Tisch ging ich in meinen Club, um Zeitungen zu lesen, und trat demnächst aus dem Lesesaal in die Spiel- und Conversations-Zimmer, von denen

eines das Wachsfiguren-Cabinet genannt wurde, weil hier täglich alte Stammgäste saßen, die meistens kein Wort sprachen. Jeder von ihnen nahm zur gewohnten Zeit auf dem längs der Wände angebrachten Divan seinen Platz, ein Clubdiener brachte ihm die lange Pfeife und zündete sie mit einem Fidibus an; dann saß das geehrte Mitglied seine Zeit, sich des Daseins und der Genossen freuend, schweigend da. Heute hörte ich zu meiner Ueberraschung eine lebhafte Conversation. Die Worte: „Idées Napoléoniennes" schlugen an mein Ohr. Ich blieb, um die Unterhaltung der alten Herren anzuhören, an einem Schachtisch stehen, wo zwei eifrige Spieler an jedem Abend miteinander kämpften. Auch sie pflegten sich kaum zu rühren, nur daß sie dann und wann einen Schachzug thaten. Heute waren sie unruhig und spielten schlecht, sei es, weil das ungewohnte Gespräch sie störte, sei es, weil dessen Gegenstand ihre Aufmerksamkeit ablenkte.

Am Ende des Divans, wo man den Blick in die folgenden Zimmer hatte, saß an jedem Abend von sechs bis acht Uhr ein langer, magerer Oberst. Er hatte als Capitän den Dienst verlassen, trug immer Uniform, jetzt noch den Militärrock mit dem auffallend hohen Kragen, wie der König Ernst August ihn getragen hatte, und war, wohl für diese Beharrlichkeit, nach und nach mit höheren Titeln beglückt worden. Er war übrigens eine ehrliche Seele und sprach, wenigstens auf seinem Divanplatze im Museum, unter keinen Umständen ein Wort. Dagegen ließ er zuweilen ein Husten und Räuspern ertönen, welches jedes Mal einen neuen Besucher, den er von Weitem sah, ankündigte, und unwillkürlich hatte er sich dieselbe Art des Räusperns und Hustens für dieselbe Person angewöhnt, so daß auch seine Divangenossen, die Kenner seiner Töne, im Voraus erfuhren, wer kam.

Sein Nachbar im Divan war ein Kriegsrath außer Dienst, der für den größten Kenner des Hof- und Staatshandbuchs galt. Von jedem Officier wußte er Truppentheil und Anciennetät.

Dann kam ein Kammerrath außer Dienst, ein hoher Sechziger, der 1809 mit dem Herzog von Braunschweig-Oels nach England gegangen war und jetzt zwei Söhne in der hannover'schen und einen in der österreichischen Armee hatte.

Heute saßen ausnahmsweise auch einige gesprächige Clubmitglieder auf dem Divan: ein Consistorialrath, der früher Schloßprediger und bei den Damen beliebter Kanzelredner gewesen war und von dem man sagte, daß er bei Hofe Einfluß habe. Ich begegnete ihm zuweilen bei Tante Balbina. Ein Oberbaurath, der weiter gereist war, als irgend wer in der Gesellschaft und hiervon gern sprach; und ein ehemaliger Major, ein gelehrter Herr, der seine Ansichten rücksichtslos aussprach und gewöhnlich Recht behielt.

„L'empire c'est l'épée," sagte der Kriegsrath.

„Ja, eine Lüge ist das empire. Nur mit Gewalt kann es sein illegitimes Dasein behaupten," sprach der Consistorialrath.

„Gegen Rußland hat er Glück gehabt," äußerte der alte Kammerrath mit Bezug auf Napoleon III., „da hatte er aber auch die Engländer auf seiner Seite. Mit den Oesterreichern wird er nicht so leicht fertig."

„Das frägt sich noch," warf der gelehrte Major ein.

„Sie haben wohl lange keine österreichischen Officiere gesprochen," erwiderte jener.

„O ja!"

„Na, mein Sohn sagt, die Schule des alten Radetzky habe Wunder bewirkt."

„Welche Schule?"

„Des alten Radetzky."

„Hat gar keine Schule gemacht."

„Es werden gerade fünfzig Jahre seit Ihrem Heldenzuge," sprach der Consistorialrath, um dies Zwiegespräch zu beruhigen. „Gott sei Dank, jetzt können wir Oesterreich besser helfen."

„Wie so helfen?" fragte der gelehrte Major.

„Das versteht sich doch von selbst," antwortete der Kriegsrath. „Wenn Frankreich Oesterreich den Krieg erklärt, erklärt es uns den Krieg."

„Gar nicht," sagte der Major. „Geht uns gar nichts an."

„Kreuzigt ihn!" rief der Oberbaurath.

„Hm, hm," machte mißbilligend der Consistorialrath.

In diesem Augenblick hustete der schweigsame Oberst in mehr als gleichgültiger Weise.

„Wer kommt denn?" fragte der Consistorialrath.

Der Staatsminister außer Dienst Windthorst trat in das Zimmer.

„Sieh' da, Excellenz!" sagte der Consistorialrath. „Ein seltener Gast."

Manche hatten den eben Angekommenen wegen seines anscheinend gutmüthigen Wesens und seiner Lust, Witze zu machen, ganz gern: die Mehrzahl empfand Abneigung gegen ihn. Daß er, der Katholik, in unserm protestantischen Lande zu einem so hohen politischen Posten gelangte — er hatte dem ersten Ministerium angehört, welches Georg V. einsetzte — konnte ihm an sich nicht zum Vorwurf gemacht werden. Aber zum großen Theil seinem Einflusse schrieb man die wachsende Zahl und Bedeutung der Katholiken in Hannover zu, und Einige vermutheten, daß er vor allen anderen Zielen ultramontane Zwecke verfolge. Im Ganzen war man nicht klar über ihn.

„Euer Excellenz können entscheiden," nahm der Oberbaurath das Wort. „Der Herr Kriegsrath glaubt, wenn Frankreich Oesterreich den Krieg erklärt, erklärt es zugleich uns den Krieg. Der Herr Major ist der Ansicht, daß dies uns gar nichts angehe."

Der Kriegsrath machte seinen Rücken gerader, als rühme er sich seiner politischen Einsicht. Der Major schlug den Kopf zurück und lehnte ihn auf das Rückenpolster des Divans. Der kleine Staatsminister warf sich in die Brust, steckte den rechten Daumen zwischen Chemisette und Weste, so daß die zierliche Hand recht sichtbar war, blickte nachdenklich durch seine Brille und antwortete: „Sehr interessant! In dieser Divergenz liegt ja schon die Antwort. Der Bund hat zu entscheiden. In Frankfurt wird Oesterreich wie der Herr Kriegsrath, Preußen wie der Herr Major sprechen."

„Und die Mittelstaaten?" fragte Einer.

„Werden auch so denken, wie die beiden Herren. Sind denn neue Nachrichten da? Ich weiß wenig. Da dieses Pariser Evenement meine kleine Leiche

aus der Jurisprudenz ausgegraben hat, so will ich sie an das Licht der Zeitungen tragen." Mit diesen Worten schritt er, die Lippen über den großen Mund wie klagend zusammen schließend, in den Lesesaal.

„Ich habe die Abendzeitungen auch noch nicht gelesen," sagte der Consistorialrath und folgte ihm.

Der gelehrte Major erhob sich, lachte kurz auf und ging nach Hause. Der Oberbaurath setzte das Gespräch fort: „Die kleine Excellenz weiß noch nicht, was aus der Geschichte werden kann."

„Jedenfalls werden die in Aussicht stehenden Abschiede schneller kommen," sprach hierauf der Kriegsrath. Seit der Concentrirung bei Nordstemmen war die Rede davon, daß mehrere höhere Officiere den Abschied erhalten würden.

„Wissen Sie etwas Näheres?" fragte der Kammerrath im Interesse seiner auf Avancement wartenden Söhne.

In diesem Augenblick ließ der schweigsame Oberst ein so beängstigendes Räuspern ertönen, daß auch ich mich umsah. Ich erblickte die runde, linkische Gestalt des Polizeidirectors Wermuth, dem wie gewöhnlich die gelbe Perrücke schief über dem schwammigen Gesichte saß. Sobald er sichtbar wurde, trat die Stille ein, von der es hieß: „Es fliegt ein Polizeidiener durch das Zimmer." Der Polizeidirector stellte sich vor die Anwesenden, zog sein bunt carrirtes Schnupftuch aus der Tasche, schwenkte es auseinander und schnaubte sich. Hierauf fragte er: „Quid novi?"

Erst erfolgte keine Antwort. Dann aber sprach der Oberbaurath: „Aurelius ist recht krank."

Diese Worte überraschten mich. Weder Alfred noch ich hatte den Genannten in der letzten Zeit gesehen.

„Das hörte ich," antwortete der Polizeidirector. „In unserem Klima wird er zu Grunde gehen. Wenn er leben will, muß er nach dem Süden."

Ich erschrak. Hat er einen Blutsturz gehabt? Die Frage hätte ich gern gethan; doch mochte ich sie nicht an die alten, mir fast fremden Herren richten.

„Was sagt vox populi zu der gestrigen Rede Napoleon's?" fragte der Kriegsrath.

„Wir stehen zu Oesterreich!" erwiderte der Polizeidirector. „Die größte Uebereinstimmung! Und insofern ist dieser Zwischenfall ein Glück. Er wird die Hannoveraner auf andere Gedanken bringen. Die Aufwiegelung wurde immer gefährlicher."

„Davon habe ich nichts bemerkt," sagte der ehrliche Kammerrath.

„Ich erfahre leider zu viel," entgegnete mit sorgenvollem Ausdruck der Polizeidirector. „Die Feinde der Regierung verderben das Volk, wollen ihm Geschmack an der Revolte beibringen. Ich muß immer wachsamer werden."

Dies war eine von den Redensarten des Polizeidirectors Wermuth, von welchen nur Einzelne glaubten, sie entsprächen seiner Ueberzeugung. Die Meisten erblickten darin ein trügerisches System. Niedrige Menschen konnten den König an seiner schwächsten Stelle: dem Welfenhochmuth, fassen. Er glaubte ihnen, wenn sie versicherten, daß seine Dynastie, die älteste aller herrschenden, über jede

andere erhabene, unantastbare, nur von den Aufwieglern und der rohen Masse des Volkes Gefahren, freilich großen, ausgesetzt sei.

Solche Gefahren existirten aber am wenigsten. Die loyalen, ruhigen Hannoveraner dachten nicht an Revolten.

Anderen Tages besuchte ich Frau Elisabeth, um mich nach Aurelius zu erkundigen. „Er hat eine Lungenentzündung, die gottlob gut verläuft," sagte sie.

Ich erzählte ihr, was der Polizeidirector gesagt hatte, und bemerkte, daß sie dies ungern hörte. In ihrer vorsichtigen Art, die Alles vermied, was bestehende Feindschaften vergrößern konnte, äußerte sie sich nicht weiter. Es war allgemein bekannt, daß Aurelius als einer der einflußreichsten Oppositionsmänner unserer Ständeversammlung vom Hofe gehaßt und gefürchtet wurde.

Die gefährliche Periode seiner Krankheit ging schnell vorüber, seine Genesung schritt fort.

Die Ansichten, welche in der oben erzählten Clubunterhaltung zu Tage traten, wurden im Laufe der folgenden Monate von den Ereignissen großentheils bestätigt. Der deutsche Bund beschloß die Kriegsbereitschaft der Contingente. Wir Officiere waren glücklich, Alfred wurde viel lebhafter. „Es ist schnell anders geworden," sagte er fröhlich. „Nun können wir vielleicht etwas leisten."

Der Baron schrieb an Wichard aus Berlin, dann aus Wien. In Berlin war er nur einige Wochen geblieben. Dort trat das Interesse an Schleswig-Holstein augenblicklich gegen den in Aussicht stehenden italienischen Krieg zurück. Aber auch in diesen wollte Preußen, so lange Oesterreich sich allein behaupten könnte, nicht eingreifen. Aus Wien schrieb der Baron: „Hier sieht man der nächsten Zukunft nicht mit dem festen Vertrauen entgegen, welches ich erwartet hatte. In Berlin war Alles klarer. Ich glaube, Preußen erneuert sich und Oesterreich bleibt immer das alte."

Indessen erhielten jetzt mehrere Officiere der hannover'schen Armee einen „blauen Brief", das heißt den Abschied. Man wollte die Schäden, welche die vorjährigen Manöver hatten erkennen lassen und die hauptsächlich in der Organisation des Armeecorps lagen, durch Personenwechsel verbessern. So ist in diesen Jahren mancher tüchtige Officier beseitigt und schmerzlich gekränkt worden, ohne daß damit viel gewonnen wurde. Und dies verletzte um so mehr, als unbrauchbare Männer sich behaupteten, wenn sie hohe Gönner hatten.

Auch in Wichard's Regiment waren Beförderungen zu erwarten. Sein Compagnie-Chef mußte Major werden, die Stelle war im Regiment frei. Da kam Wichard eines Mittags in großer Aufregung zu uns. „Mein Capitän ist Major in der Provinz geworden! Das kann nur geschehen sein, um Frau von Leinau von hier zu entfernen," rief er empört aus. Wir waren überrascht und mußten seine Erklärung dieser ungewöhnlichen Versetzung für richtig halten; denn ein sachlicher Grund war auf keine Weise zu erkennen, vielmehr hatte Jeder es für selbstverständlich gehalten, daß der sehr tüchtige, in der Garnison beliebte Hauptmann von Leinau beim Garde-Regiment bleiben werde. Indeß freuten wir uns, daß Wichard von Felicia getrennt wurde. Seit dem Neujahrsabend hatte er sich uns wieder eng angeschlossen, mit uns gern und offen über die Gefühle seines Herzens gesprochen und daher wußten wir, daß er den rechten Weg

nicht verlassen wolle. Auch die Ueberzeugung hatten wir mehr und mehr gewonnen, daß Felicia nicht unwahr gegen ihren Mann sein könne. Ihre Entfernung mußte aber Wichard den täglichen inneren Kampf leichter machen.

Wir ergingen uns in Vermuthungen.

„Man will, daß in der Garde nicht allein die Officiere, sondern auch die Damen von adeligem Blut sind," schalt Wichard.

„Das wäre zu albern!" meinte Alfred.

„Freilich. Aber was kann es sonst sein? Persönliche Feinde hat Frau von Leinau nicht."

„Darin irrst Du vielleicht," entgegnete Alfred, ohne dies begründen zu können; denn er, wie ich, war mit den Vorgängen in der Hofgesellschaft, die Wichard zu kennen glaubte, nicht vertraut. Freilich war kaum anzunehmen, daß Felicia persönliche Feinde habe; denn wo wir in den letzten Monaten bei den großen Hoffesten mit ihr zusammen getroffen waren, hatten wir den Eindruck, daß sie ihren Platz voll und ganz erobert habe. Ihre Klugheit war ebenso groß, wie ihre Schönheit, sie zeigte an der rechten Stelle Selbstgefühl oder Bescheidenheit, sie verstand mit Zartheit und guter Laune übertriebene Huldigungen zurückzuweisen oder einen Mangel an der ihr schuldigen Achtung zu bestrafen und so bewegte sie sich mit vollständiger Sicherheit und Befriedigung in dem Kreise, der sie anfangs nicht aufnehmen wollte und jetzt als einen Schmuck zu betrachten schien.

Ein Argwohn erwachte in mir: daß Tante Balbina Wichard ausschließlicher für sich oder Cordula haben wolle. Dieser Gedanke veranlaßte mich sogleich, nachdem Wichard uns verlassen hatte, zu ihr zu gehen. Ich fand sie allein.

„Du verfehlst Cordula. Sie ist in der Sitzung des Frauenvereins. Wie geht es Deinem Freunde?"

„Er ist betrübt, daß sein Compagnie-Chef als Major versetzt ist."

„O! Er bleibt aber hier?"

„Nein, er geht in die Provinz."

Ich sah, daß diese Nachricht Tante Balbina erfreute, aber auch daß sie von derselben überrascht wurde. Sie war unschuldig an der Sache.

Nun waren Alfred und ich bestrebt, Wichard die Tage bis zu Felicia's Abreise zu erleichtern und nicht wenig trug diese selbst hierzu bei. Ihr Mann ließ als guter Soldat die Versetzung ohne Murren über sich ergehen und sie sprach kein Wort der Klage aus. Wichard gab sie bis zuletzt Zeichen einer liebenswürdigen Freundschaft, aber keines einer größeren Neigung. Und wenn sie, wie ich glaube, die Wärme seiner Gesinnung ahnte, so vermied sie, daß diese sich äußerte. Ihr Mann schlug vor, daß sie noch in Hannover bleiben möge, weil die Kriegsaussichten darauf hinwiesen, daß er selbst seine neue Garnison bald wieder verlasse. Sie wünschte dies nicht und reiste mit ihm ab.

So hatte denn Wichard diese Probe seines Charakters glücklich bestanden. Alfred war darüber fast noch zufriedener als ich. Als Schleswig-Holsteiner fühlte er sich ebenso für das tadellose Benehmen des Landsmannes, wie für das des Freundes verantwortlich. Die erhöhte militärische Thätigkeit, welche die

Zeitumstände von allen Officieren verlangten, half auch Wichard's Schwermuth zu zerstreuen.

Die ersten Kämpfe der Oesterreicher mit dem französisch-sardinischen Heere waren unglücklich verlaufen; das letztere, von dem französischen Kaiser geführt, drang in die Lombardei ein.

Die Mobilmachung unseres Bundes-Contingents war vollendet. Die hannover'schen Truppen standen gut ausgebildet und durchaus kriegsbrauchbar bereit, das Officiercorps von dem ritterlichsten Geiste beseelt, die Mannschaften von dem tüchtigsten Gehalt. Die einzelnen Kriegsinstrumente, welche Hannover hergab, waren vorzüglich. Es kam nur darauf an, daß sie richtig gebraucht wurden. Der König hatte, gemäß der hierüber getroffenen Vereinbarungen, das Commando über das zehnte Bundes-Armeecorps dem Herzog von Braunschweig übertragen, dieser Fürst zählte unter seinen Vorfahren ruhmgekrönte Namen. Er selbst hatte keine Gelegenheit gehabt, seine militärische Begabung darzuthun. Da ihm aber der im Armeecorps bekannte und geschätzte General Jacobi als Chef des Generalstabes zugetheilt wurde, so fehlte das Vertrauen zu der oberen Leitung nicht.

Der Aufmarsch der Bundes-Contingente an den Rhein sollte erfolgen, täglich erwarteten wir den Marschbefehl. Napoleon III. stand vor einem Kriege mit Deutschland. Da kam die Nachricht von dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Solferino und gleich darauf die fast unglaubliche von dem Friedensschluß in Villafranca. Napoleon III. hatte in einer persönlichen Zusammenkunft den Kaiser Franz Joseph, der, noch unerfahren und in dem Vertrauen auf seine Heerführer getäuscht, die österreichische Niederlage für größer hielt, als sie war, zu dem übereilten Frieden beredet.

Von Deutschland war der Schrecken eines, diesmal kaum vermeidlich scheinenden, Kriegs gewichen. Wir Officiere waren um eine Hoffnung ärmer. Die jetzt eintretende Abspannung bewirkte bei Wichard eine verstärkte Sehnsucht nach Felicia, bei Alfred eine große Verstimmung, die mir von Herzen leid that. Alfred hatte mir einmal gesagt: „Du bist zum Soldaten geboren." Er war es wohl mehr als ich. Er besaß bei großer Ruhe einen raschen Entschluß, viel praktischen Sinn, seltene körperliche Ausdauer und Gewandtheit, dazu eine unbedingte Autorität über seine Untergebenen, deren Vertrauen er schnell gewann. Die Unterofficiere bauten auf ihn; freilich sorgte auch kaum ein Anderer so wie er für sie. Schon mehreren, die ausgedient hatten, war durch seine klug benutzten Verbindungen und Beharrlichkeit eine gute Versorgung zu Theil geworden. Er war nicht ehrgeizig im geringen Sinne des Wortes; aber er wünschte ein weiteres Feld für seine Fähigkeiten.

„Nun bist Du des Soldatenstandes überdrüssig," sagte ich.

„Laß uns hiervon nicht sprechen. Ich will Dir nicht die Freude an Deinem Beruf nehmen."

Der Trübsinn der Freunde quälte mich. Ich bestand darauf, daß wir uns eine Zerstreuung bereiteten. Ein vierzehntägiger Urlaub wurde uns zu einer Wanderung durch den Harz bewilligt. Mit jugendlicher Lebhaftigkeit genossen wir die Freuden einer schönen Bergreise. Wir warfen unsere Sorgen von uns und kehrten ermuntert zu unserer Friedensarbeit zurück.

Der italienische Krieg hatte in Deutschland das Vertrauen zu Oesterreich erschüttert, während die Gewalt und die Absichten Napoleons' gefährlicher wurden. So fühlte man in verschärftem Maße die politische und militärische Schwäche des deutschen Bundes, die nicht gebessert werden konnte, so lange in Frankfurt zwei deutsche Großmächte einander eifersüchtig bekämpften. Die Ansicht, daß nur Preußen, der kräftige, protestantische Staat, Deutschland aus seiner Ohnmacht erwecken könne, gewann mehr Anhänger, auch in dem hannoverschen Lande, trotzdem man hier das specifisch preußische Wesen nicht liebte.

Daß der König Georg das Balancir-System des deutschen Bundes als eine Stütze seiner Souveränetät zu erhalten wünschte, verstand sich von selbst. Die Bestrebungen der österreichischen Diplomatie, ihrem Hofe die alte Stellung in Deutschland zu bewahren, konnten deshalb bei der hannoverschen Regierung auf Unterstützung rechnen und an dem Hofe Georg's V. war Alles willkommen, was die drohende Uebermacht Preußens zu beschränken vermochte.

„Die Katholiken setzen sich, wie es scheint, hier immer mehr fest," sagte eines Tages Wichard. „Heute traf ich bei Timon einen Herrn von etwa dreißig Jahren. Timon stellte ihn als den neuen Secretär seines Vaters vor. Er nennt sich Melet und kommt aus Oesterreich. Er hat das gespannte Gesicht der Katholiken und die Politur der Jesuiten."

„Nimm Dich mit Timon in Acht," sprach Alfred.

„So warntest Du mich schon ein paar Mal," erwiderte Wichard ungeduldig. „Du thust ihm Unrecht, er ist ehrlich."

„Das Gegentheil kann ich nicht behaupten," sagte ich jetzt; „aber klar bin ich über Timon auch nicht und da er dem Hofe so nahe steht, ist Behutsamkeit wohl am Platze."

„Die Königin schätzt ihn; also ist er ein rechtlicher Mensch," entgegnete Wichard.

„In Deiner Heftigkeit urtheilst Du falsch," sprach nun Alfred. „Menschenkenntniß besitzt die Königin nicht. Und weshalb bevorzugt er Dich so sehr?"

„Ich weiß es nicht und lohne es ihm nicht; denn ich gehe ihm keinen Schritt entgegen. Die kleinen Einladungen der Königin halten uns zusammen."

„Wir kennen diese Cirkel nicht und können nicht ein Mal vermuthen, welche Pläne man mit Dir haben mag," warf ich scherzend hin. „Du sollst Flügeladjutant oder Kammerherr werden, oder eine Hofdame heirathen."

Jetzt lachte er. „Ich danke für Deine gütigen Absichten. Nein, in den Hofdienst trete ich nicht. Und heirathen — Ihr wißt ja —"

„Ein Jeder verliebt sich ein Mal und kaum Einer heirathet seine erste Liebe," sagte Alfred.

„Ja, aber keiner von uns heirathet ohne Liebe," entgegnete Wichard.

Mehrere Wochen später wurde die Hochzeit Zettel's, der inzwischen Hauptmann geworden war, festgesetzt. Zu dieser Feier erhielt nicht allein Alfred, sondern auch ich eine Einladung, zu meiner Freude, denn ich schätzte den Bräutigam sehr. Alfred ließ sich herbei, einen lustigen Polterabendscherz zu dichten, der dann auch recht munter vorgeführt wurde und am folgenden Tage fand die Trauung in der Marktkirche durch den Senior Bödecker statt.

Dieser, fast jedem Einwohner bekannte oberste Geistliche der größten Stadtgemeinde Hannovers war weniger ein Seelsorger, als ein Helfer in aller Noth. Der eigenthümliche Mann war den Orthodoxen ein Dorn im Auge und hatte, weil er ohne Ansehen der Person tadelte und mit Spott geißelte, viele Feinde; aber seine guten Werke hatten ihm die Volksgunst gewonnen und gaben ihm einen großen Halt. Er wich in seinem Benehmen nicht selten von der würdevollen Haltung des Geistlichen ab und seine Reden, sogar von der Kanzel, streiften mitunter die Grenzen des Schicklichen. Indeß die Herzensgüte und Wahrheit klang aus ihnen und seine Predigten hatten immer zahlreiche andächtige Zuhörer. Unter den Anekdoten, welche man sich von ihm erzählte, betrafen viele die Art, wie er das Geld sammelte, womit er Bedrängten half und die segensreichen Einrichtungen schuf, welche die Stadt ihm verdankt.

Unter den Hochzeitsgästen befand sich zu unserer großen Freude auch Aurelius. Eine Sommercur hatte die letzten Spuren seiner Krankheit verwischt, er sah frisch und kräftig aus.

An der Hochzeitstafel erhob sich der Senior Bödecker, um die Gesundheit des jungen Ehepaars auszubringen. Er sprach etwa Folgendes:

„Ich muß Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, wobei ich etwas aus der Schule schwatzen werde. Als wir in diesem Frühjahr unsere tapfere Armee rüsteten, da hatte ich mir eines Tages in diesem Hause zwei Thaler zu einem Bette für einen armen Kranken geholt und wollte weiter gehen, als eine Thür sich aufthat und meine junge Freundin, die heute den Myrtenkranz trägt, mich leise in ihr Zimmer einlud. „Ach, Herr Senior," bat sie dann, „können Sie es nicht einrichten, daß ich mit meinem Verlobten unmittelbar vor dem Ausmarsch seines Regiments getraut werde? Dann könnte ich ihn doch pflegen, wenn er verwundet wird." — Ich sagte, ich wolle mir das überlegen, sie gab mir einen Thaler für eine arme Braut und ich ging sofort zu dem Bräutigam, um dessen Meinung zu hören. — „Mein höchster Wunsch ist die Heirath; aber vor dem Kriege heirathe ich nicht, damit meine Braut nicht etwa gleich einen Krüppel zum Mann hat! — Diesen Bescheid gab er mir: aber keinen Thaler. Um den mußte ich erst mahnen, dann gab er ihn her. Wohlthun nützt auf Erden und bereitet im Himmel eine gute Stätte. Ich träumte kürzlich, es gehe meiner Frau und mir, wie dem verehrten Ehepaar Aurelius. Ich war krank und da kamen viele Herren und Damen zu meiner Frau, die sich unsere Freunde nannten und ihr riethen, einen anderen Arzt zu nehmen, der mich nach dem Süden schicke."

Hier lachte ein großer Theil der Gesellschaft und mir fiel das Clubgespräch ein.

„Leider folgte meine Frau den Rathschlägen und ich verließ meine Gemeinde. Da starb ich. Als ich nun an die Himmelspforte kam, stand Petrus da im Gespräch mit Wermuth, der ihm einen Paß zeigte und sich stolz in die Brust warf." —

Jetzt wurden mehrere Gesichter in der Gesellschaft sehr bedenklich.

„Petrus erblickte mich sofort, winkte und sprach: „Lieber Bödecker, Du kannst gleich ganz durchgehen hinten in den Freudensaal, da findest Du die Deinigen. Aber erst sage mir, weshalb hast Du zuletzt noch den dummen Streich

gemacht, Deine Gemeinde zu verlassen? Du hättest es wie Aurelius machen sollen, der bleibt noch lange auf der Erde." —

Abermals lachten viele.

„Ich trat in die Pforte ein und sah nun, daß der Himmel so eingerichtet ist, wie unsere neue Restauration am Theaterplatz, zuerst rechts und links Einzelcabinette und zuletzt der große Festsaal. Als ich vorwärts ging, hörte ich noch, daß Petrus zu Wermuth sagte: „In den Freudensaal? Auf keinen Fall! Sie müssen von unten anfangen. Ich muß nur noch überlegen, in welches Cabinet Sie gehören." — In einem dieser Cabinette sah ich ein paar von unseren Consistorialräthen, in einem anderen Windthorst und Melet. Ich weiß nicht, ob Sie Letzteren schon kennen."

Die Nennung dieses Namens fiel mir sehr auf.

„Da kam ich in den herrlichen Freudensaal. Ach, und da fand ich viele liebe alte Bekannte. Als sie mich sahen, dachten sie natürlich, ich komme, um Geld von ihnen zu erhalten. Sie vergaßen ganz, daß sie im Himmel waren und griffen gleich nach ihren Geldbeuteln, die es dort oben bekanntlich nicht gibt. Darum, Ihr lieben jungen Eheleute, lebt schlicht und recht, damit Ihr, wenn es hier ein Mal vorbei ist, auch gleich in den Freudensaal kommt."

Und nun brachte er das Lebehoch aus, in welches mit Jubel eingestimmt wurde.

Gegen das Ende des Diners redete der Senior noch ein Mal, viel kürzer, sehr gemüthvoll und in passender Weise eindringlich. Es galt dem Bruder der jungen Frau Zettel, Otto Wellmeier, der nächstens das elterliche Haus verlassen sollte, um als Avantageur in ein preußisches Regiment einzutreten.

Nach aufgehobener Tafel trat ich an Aurelius heran, um ihn zu seiner Genesung zu beglückwünschen. Er war sehr freundlich gegen mich, so daß ich mir die Bitte erlaubte, er möge mir den Scherz in des Seniors Tischrede erklären, der sich auf ihn bezog.

„Gern," antwortete er. „Ich bin der Regierung unbequem, sie schaffte mich gern fort. Als ich die Lungenentzündung hatte, war mein Arzt ganz sicher und die Krankheit verlief normal. Da stellten sich Leute bei meiner Frau ein, die früher uns eine solche Theilnahme nicht gezeigt hatten, machten sie sehr angst, sagten, ich hätte die Schwindsucht und versicherten, meine einzige Rettung sei südliches Klima für längere Zeit. Damals hat meine Frau dies nur meinem Arzt mitgetheilt. Erst nach meiner Genesung erzählte sie es mir und nun haben wir nach und nach herausgebracht, daß jene guten Freunde nicht aus eigenem Antriebe gekommen, sondern von Anderen geschickt sind und die Spuren der letzteren führten alle zu dem Polizeidirector Wermuth."

Ich machte eine unwillige Bewegung. Er sah mich mit seinen klaren Augen an. „Aber wer ist der Melet?" fragte ich.

„Von dem weiß ich nichts Bestimmtes, der Senior scheint schon besser unterrichtet zu sein. Er gibt sich für den Secretär eines vornehmen Herrn aus, ist aber ohne Frage mehr."

Nicht gar lange nach diesem Fest, im September, las ich Aurelius' Namen unter den Männern, die auf Rudolph von Bennigsen's Aufforderung sich in

Frankfurt a. M. versammelten und dort den Nationalverein gründeten, welcher ein kräftiges Deutschland ohne Oesterreich unter Preußens Führung erstreben wollte. Die hannoversche Regierung war über diese Anmaßung im höchsten Grade empört und suchte die Theilnahme an dem Nationalverein zu einem Hochverrath am Vaterlande zu stempeln. Indem sie gegen ihn die heftigsten Maßregeln ergriff, hatte sie nur den Erfolg, daß sie seine Bedeutung in den Augen vieler Hannoveraner hob, ihm mehr Mitglieder zuführte, Haß und gegenseitige Anklagen hervorrief. Wer als ein Anhänger des Königs gelten wollte, mußte sich von dem Nationalverein fern halten.

Eines Abends unterhielt ich mich mit dem Hofsattler, als sein Nachbar, der Buchbinder, an uns vorüber seinem Hause zuschritt. Er grüßte mich und ich ihn. Der Hofsattler und er nahmen von einander keine Notiz. Als er vorbei war, sagte jener: „Smitt seck en Aal up!"

„Was heißt das?" fragte ich.

„Nu, he smitt seck up. Wird alle Tage wichtiger. Eben kommt er aus der nationalvereinlichen Versammlung." —

Dann brummte er „Verräther" vor sich hin.

Wichard, Alfred und ich waren jetzt an der Reihe, die Militär-Akademie zu besuchen. Dies war eine Lehranstalt in der Stadt Hannover, welche in jedem Winter-Semester Seconde-Lieutenants der Armee in den Fächern ihrer Waffe theoretisch weiter bildete. Der Unterricht fand in einem der beiden kleinen Gebäude am Calenberger Thor statt, worin schon zur Zeit, als Scharnhorst hier Militärlehrer war, die „Ecole" sich befand, eine Bezeichnung, die gesprächsweise auch jetzt noch vorkam. Die Vorträge wurden in einer Form gehalten, welche dem Eifer des Zuhörers viel überließ und gerade hierdurch wurde im Allgemeinen Gutes erreicht. Wir drei Freunde fühlten uns in der Militär-Akademie unter den Kameraden, die aus dem ganzen Lande zusammen kamen, sehr wohl. Mich fesselten die militär-wissenschaftlichen Lehren in hohem Grade und ich widmete ihnen meinen häuslichen Fleiß mit Eifer. Alfred hatte mit seinem schnellen Erfassen die Sache immer bald abgethan, ging auch wohl nicht so tief in sie ein. Er erfüllte vollständig seine Pflicht, aber, wie ich mehr und mehr erkannte, ohne die Passion für unseren Stand, die mich antrieb. Während ich hinter militärischen Büchern saß, beschäftigte er sich mit seinem Lieblingsstudium, der Geographie. Nicht selten fand ich ihn noch bei solchen Arbeiten, wenn ich spät Nachts heimkehrte. Er ging nicht oft in Gesellschaften, besuchte dagegen die Clubs, seine Freunde und gern das Theater. Für letzteres hatte er lebhaftes Interesse, weniger für die Personen der Schauspieler, als für die gesammte Darstellung. Er ließ sich sogar unter der Führung eines früher von ihm unterstützten Beamten alle baulichen und maschinellen Einrichtungen des Schauspielhauses zeigen und unterhielt mich Abends oft von der Scenerie, die er gesehen hatte und meistens schön fand, aber doch stets anders zu haben wünschte.

Auch Wichard war fleißig. Was ihm für die Militär-Akademie zu thun oblag, besprachen und bearbeiteten wir mit einander, so daß er noch mehr als früher mit uns lebte. Der Plan seiner Eltern, diesen Winter in einer Stadt zu verleben, ging nicht in Erfüllung. Die Baronin wollte in der Nähe von

Friedrich bleiben, der ihr Sorge machte. Körperlich war er anscheinend gesund, aber seine Stimmung noch immer gedrückt. Für das folgende Jahr war ein Aufenthalt der Baronin mit Adele in Hannover in bestimmte Aussicht genommen, und eine Woche vor Weihnachten kam Wichard's Vater, um Erkundigungen einzuziehen. Er fand, daß unsere Residenz alle Mittel für die Vollendung von Adelens Erziehung in geeignetster Weise bot. Er selbst wollte nicht in Hannover leben, weil er unseren politischen Zuständen um so mehr fern zu bleiben wünschte, als der Minister des Auswärtigen ihm früher befreundet gewesen und jetzt sein politischer Widersacher war. Der Graf Platen, dessen Familienbesitz in Holstein lag, gehörte zu denen, welche in den Gegnern des Londoner Vertrags Aufwiegler sahen.

Deshalb wollte der Baron, während seine Gemahlin mit Adele in Hannover wäre, mit Wichard Italien und Frankreich bereisen. Dieser, unseren Freund auf das höchste erfreuende Plan wurde näher besprochen und für Wichard's Beurlaubung eine vorläufige Zusage gewonnen.

Bei Beginn unserer Weihnachtsferien verließ der Baron mit uns Hannover. Wichard fuhr mit ihm nach Haus, Alfred und ich nach Stade. Dort fanden wir in den uns nächsten Beziehungen keine Veränderung, Alfred war in der fröhlichsten Stimmung, meine Schwester liebenswürdig und gut wie immer. Im Weihnachtsfeste feierten wir ihren fünfzehnten Geburtstag auf die heiterste Weise. Auch Wichard hatte zu Hause Alles erwünscht gefunden, nur mit seinem Bruder Friedrich war er nicht zufrieden. „Er hat denselben scharfen Verstand wie Adele," sagte er, „und hält auf dem Gymnasium mit dem älteren Bruder gleichen Schritt. In anderthalb Jahren werden wohl Beide das Maturitäts-Examen machen und Friedrich besteht es vielleicht gar besser. Aber er ist ein ungeselliger Mensch geworden, finster, trotz seiner Gutmüthigkeit."

Als ich Tante Balbina die mir übertragenen Grüße bringen wollte, sagte der Bediente: „Excellenz haben Sitzung."

„Was für eine Sitzung?"

„Ich weiß nicht!"

Sie schickte mir Cordula.

„Guten Tag, Ernst. Sei willkommen. Du weißt wohl noch nicht, daß die Königin Tante zu einer der Vorstandsdamen für das Henriettenstift gemacht hat?"

„Nein, ich weiß auch nichts vom Henriettenstift."

„Das wird ja jetzt von der Königin gegründet, ein Krankenhaus, worin lutherische Diaconissinnen ausgebildet werden."

„Wer ist denn bei Tante?"

„Die Melanie, der Oberhofmarschall von Malortie und ein Herr Müller."

„Es gibt viele Müller."

„Seinen Titel habe ich überhört. Er hat einen Schnurbart und ist eben so dick, wie Excellenz Malortie dünn ist."

„Ich soll Dir Grüße aus Stade bringen."

„Danke! Tante will mich, glaube ich, auch zur Diaconissin machen. Dazu

habe ich aber keine Lust, ich passe nicht dazu. Tante schilt jetzt schon, daß ich ihr nichts recht mache. Heute noch —"

„Was hattest Du verkehrt gemacht?"

„Ach, ich war in ihrem Kinderhospital. Es ist doch ein Mädchenhospital, und deshalb schickte ich Leute weg, die mit einem Knaben kamen, den sie verbinden lassen wollten."

„Was fehlte dem Knaben?"

„Er hatte ein Loch im Kopf. — Eben flüsterte sie mir in's Ohr, Du möchtest heute Abend kommen und Deinen Freund mitbringen, natürlich."

„Wie so natürlich?"

„Das weißt Du ja. Wir Beiden kommen nicht so sehr in Betracht."

„Ich glaubte, Du möchtest Wichard gern."

„Früher mochte ich ihn gern, obgleich er zu jung für mich ist. Er kann noch nicht an Heirathen denken. Mich zu heirathen, fällt ihm auch nicht ein. Er ist zu verzogen."

„Von wem?"

„Ach, Ernst, thu' doch nicht so. Von Tante Balbina."

„Will die ihn heirathen?"

„Ha, ha, das ist zu komisch! Und von der Melanie."

„Die verzieht ihn auch?"

„Das erfährst Du nicht, weil Du nicht in die kleinen Cirkel kommst. Und wenn es nur nicht noch wer wäre!"

„Noch wer? Wer?"

„Das sage ich nicht. Dein Freund muß stolz sein."

„Cordula, was sprichst Du! Wichard ist der bescheidenste Mensch. Ihr Damen denkt Euch da Etwas zusammen, was gar nicht ist."

„Nein, Ernst. Die Königin hat ihn gern. Um Gotteswillen! Sage es nicht weiter, ich bitte Dich. Versprich es mir."

„Was Du mir gesagt hast, will ich Wichard nicht wieder erzählen."

„Ach Gott, ich habe mich so erschrocken! Wie kam ich nur dazu, dies auszusprechen! Und die Königin ist so gnädig gegen mich."

„Die Königin ist immer sehr gütig. So wird sie es auch gegen Wichard sein. Das Andere bildest Du Dir ein, Cordula. Sei künftig vorsichtiger."

„Ich will meinen Mund zuschließen. Gegen Dich plauderte ich nur so hin, weil ich Vertrauen zu Dir habe."

Am Abend fand ich mich mit Wichard ein. Tante Balbina war nicht bester Laune, die Melanie war auch da. Ich vermuthe, daß in ihrer Gegenwart Cordula nach der Sitzung berichtet hatte, wir würden kommen. Ich betrachtete nun die Melanie genauer. Bei den großen Hoffesten hatte ich sie wohl gesehen, aber nicht weiter beachtet. Es schien kaum glaublich, daß sie den Fünfzigen sich näherte, so jugendlich war ihr ganzes Wesen. Sie hatte eine schöne Gestalt, fast genau wie die Königin, hielt sich auch so, wie Ihre Majestät. Vielleicht war dies Nachahmung. Ihr Gesicht war dagegen viel lebhafter. Man sah es gleich, sie war keine Deutsche. Ihre Augen glühten und hingen an dem schönen Wichard. Er war unbefangen wie sonst.

Als der Melanie Wagen gemeldet war und sie sich zum Weggehen anschickte, kam es mir vor, als warte sie, daß Wichard ihr seine Begleitung anbiete. Dies that er aber nicht, folgte vielmehr einem Winke Tante Balbina's und blieb noch mit mir.

Nun schlug Letztere vor, wir möchten wöchentlich mindestens einen Abend bei ihr zubringen und mit ihr und Cordula etwas lesen. Wir nahmen dies dankend an. Bald und oft erfolgte dann auch eine Einladung. Zum Lesen kamen wir aber nie. Bücher lagen zwar in Menge auf Tante Balbina's Tisch, sie hatte jedoch immer zu viel zu sprechen. Auch fuhr, wenn wir da waren, die Melanie vor und ließ sich anmelden.

Als dies ein paar Mal geschehen war, sagte Tante Balbina mit gezwungenem Lachen zu Wichard: „Sie geben sich wohl mit der Melanie bei mir Rendezvous?" Wichard versicherte mit seiner heiteren Aufrichtigkeit, daß ihm dies Zusammentreffen auch aufgefallen, daß er daran aber vollkommen unschuldig sei. „Es ist ein lustiger Zufall," sagte er.

„Lustig!" rief Tante Balbina aus und wollte lachen. „Lustiger Zufall!"

Aber derselbe Zufall wiederholte sich zu oft.

Deshalb war es Tante Balbina ein willkommener Umstand, daß der Dragonermajor, den wir vor anderthalb Jahren in dem Kloster kennen lernten, jetzt seinen Wohnsitz in Hannover genommen hatte. Bald nach jenen Manövern hatte er seinen Abschied erbeten und erhalten, und darauf größere Reisen gemacht. Tante Balbina lud ihn zu den sogenannten Leseabenden ein und behandelte ihn mit großer Liebenswürdigkeit. Vielleicht sah sie ihn nunmehr als eine gute Reserve an; vielleicht wollte sie Wichard eifersüchtig machen oder den Major als Blitzableiter gegen die Melanie benutzen. Sie fand ihn charmant, seine Erzählungen aus Frankreich und Algier hochinteressant und that, wenn er später als die Anderen erschien, das Möglichste, ihn zu rühmen.

Aber über diese ihre eigenen Gedanken bemerkte sie nicht, daß Cordula sich ebenfalls über die Besuche des Dragonermajors freute, und daß dieser, als er Tante Balbina genauer kennen gelernt hatte, weniger ihret- als meiner Cousine wegen kam.

Alfred hätte ich gern bei Tante Balbina, wo unser Freund in einer Zwickmühle saß, eingeführt. Er wies mein Anerbieten, wie früher, auch jetzt ab, hörte jedoch aufmerksam an, was ich von den eifersüchtigen Damen zu berichten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hamilton'sche Sammlung.

Die Erwerbung der Hamilton'schen Manuscripten-Sammlung durch den preußischen Staat wurde mit so zielbewußtem raschem Handeln in's Werk gesetzt, daß erst gleichzeitig mit dem Eintreffen der Schätze an ihrem Bestimmungsort die erste Kunde von diesem Ereigniß sich verbreitete. Ein Rückblick auf das letzte Jahrzehnt läßt klar zu Tage treten, daß es sich hier um das Glied einer Kette handelt, welche nach festem Plan geschmiedet wird. An die Ausgrabungen von Olympia, welche, wenn auch nicht dem Deutschen Reich, so doch der Welt den Hermes des Praxiteles schenkten, reihten sich die in Pergamon angestellten und von so glänzendem Erfolg gekrönten; der Erwerbung der Hulot'schen Dürersammlung, welche uns die Zeichnungen unseres größten Künstlers sicherte, folgte diejenige von Michelangelo's Giovannino; dann langten die Bildwerke des Palazzo Strozzi, die Ornamentstichsammlung Destailleur hier an; der am Beginn dieses Zeitraums erfolgte Ankauf der Suermondt'schen Sammlung erhob die Gemäldegalerie auf eine wesentlich höhere Stufe, und nun nimmt das Kupferstichcabinet, Dank der neuesten Erwerbung, für die Werke der Miniaturmalerei einen der ersten Plätze neben Paris, Wien und London ein. Wir mögen zurückblicken auf die glanzvollsten Zeiten der Vergangenheit, uns die Namen der berühmtesten Kunstmäcene in's Gedächtniß rufen, so finden wir in der christlichen Aera kein entsprechendes Beispiel für einen solchen Eifer in Vereinigung der erlesensten Erzeugnisse alter Kunst. Einem mächtigen Willen ist das zu verdanken, der in Bethätigung gleichsam des schönen Wahlspruchs: Plus croist plus luyt darauf bedacht ist, der Macht des kräftig erstandenen Staats auch den Glanz zu verleihen, welcher von einem Hort der Wissenschaft und Kunst ausstrahlt. Der hohe Protector unserer Museen, der Kronprinz, in seinen Bestrebungen wohlwollend von seinem erlauchten Vater unterstützt, hat sich bereits jetzt den Namen eines echten Mäcens für alle Zeiten gesichert. Nicht vergessen sei hierbei das leuchtende Vorbild, das er an seinem für alles Edle und Große begeisterten Schwiegervater, dem Prinz-Regenten, gehabt.

Die mit Malereien gezierten Handschriften werden aller Orten zu den größten Kostbarkeiten gezählt, welche uns die Vergangenheit hinterlassen hat. Vorläufig wird Berlin für eine Reihe von Wochen in Athem erhalten bleiben durch die Kunde von dem Purpur-Codex der Evangelien, von dem irischen Psalterium, den byzantinischen Handschriften, den französischen Ritterromanen und Horarien, von den italienischen Classiker-Ausgaben; es wird Gelegenheit haben, die Bibel des Johannes von Ravenna, das Missale Papst Clemens' VII. und vor Allem Botticelli's Zeichnungen zu Dante's Göttlicher Komödie zu bewundern. Wenn sich dann aber im rastlosen Strudel der Ereignisse die erste Erregung gelegt haben wird, um sich vom ruhigen Studium ablösen zu lassen; wenn auch die fremden Nationen herbeikommen werden, um die hier ihnen zugänglich gemachten Schätze in Augenschein zu nehmen: dann erst wird die Tragweite dieser neuesten Erwerbung voll gewürdigt werden. Bilden doch die Miniaturmalereien der Pergament-Manuscripte für lange Perioden der Geschichte, namentlich

für das frühe Mittelalter, die vornehmsten Zeugen damaliger Kunstweise; denn wie Weniges von den Wandmalereien jener Zeiten hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Noch höher aber ist der Werth zu veranschlagen, den eine Handschriftensammlung von solcher Pracht und solcher Erhaltung wie die Hamilton'sche für die intime Kenntniß und lebhafte Anschauung von Zeiten höchstentwickelter Cultur besitzt, wie Italien, Frankreich und Flandern solche während des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit durchlebten. Einen vollen Begriff von dem vornehmen Geschmack dieser Zeiten, von dem in ihnen herrschenden Bedürfniß nach höchster künstlerischer Verschönerung des Lebens vermögen nur ihre kostbarsten Juwelen zu geben: die Miniaturhandschriften. Nicht auf die Bilder allein kam es an: reiche Einfassungen, Randleisten, Initialen, gleichmäßig über das Ganze vertheilt, zugleich die Hauptabschnitte markirend, wirkten mit der schönen gleichmäßigen Schrift und der Eleganz des Pergaments zur Erzielung eines einheitlichen Gesammteindrucks von größtem Reichthum zusammen. Das Buch war damals nicht ein beliebiges Exemplar unter vielen gleichen, sondern ein Kunstwerk von individuellem, dem Sinn des Besitzers, dem Geist des Autors angepaßtem Gepräge; es wollte nicht bloß den Inhalt eines Werkes wiedergeben und bewahren, sondern gleichsam das Originalwerk selbst ersetzen. Erklärlich genug ist daher der Abscheu, welchen die Kunstliebhaber des XV. Jahrhunderts empfanden, als die plebejische Typographie sich zu verbreiten begann. Nur um so größer wurde die Pracht in der Ausstattung der Handschriften, ja steigerte sich stetig bis in die ersten Jahrzehnte des XVI. Jahrhunderts hinein.

Von einem ganz anderen Standpunkt aus will das Hauptstück der Sammlung, der von Botticelli illustrirte Dante, betrachtet sein. Hier liegt nicht die Arbeit eines Miniators, eines Handwerkers in einem höheren uns heute ganz ungeläufig gewordenen Sinn vor, sondern das Werk eines Künstlers ersten Ranges, der zudem seine beste Kraft eingesetzt hat. Ein Blatt nur ist in Deckfarben ausgeführt; wie die von Ungeduld und Mangel an Uebung zeugende Behandlung zeigt, wahrscheinlich vom Meister selbst. Die übrigen dreiundachtzig mit den reichsten Compositionen erfüllten Pergamentblätter in Groß-Querfolio sind aber, wohl in Folge der unzureichenden Wirkung obigen Experiments, als Federzeichnungen belassen — eine geringe Anzahl derselben ist sogar im Stadium der Vorzeichnung mittels des Silberstifts verblieben — und haben daher ihre ursprüngliche Frische, den vollen Zauber unmittelbarer Inspiration bewahrt. Botticelli's scharf ausgeprägte Individualität, die einerseits mit Energie das Dramatische leidenschaftlich erregter Scenen zu erfassen vermag, wie sie andererseits das hold Anmuthige in bestrickender Weise darzustellen weiß, entwickelt sich hier auf breitester Basis. Mit steigendem Entzücken verfolgen wir, wie der Künstler, von der Schilderung der Höllenstrafen zu den Scenen des Fegfeuers vorschreitend, und endlich zu den lichten Regionen des Paradieses gelangend, stetig an Kräften zunimmt, so daß die Bilder des letzten Theils, welche das Emporschweben Dante's an der Hand der Beatrice darstellen und diesen Gegenstand endlos und stets fesselnd variiren, den Höhepunkt von Botticelli's Wirken bezeichnen. Als Denkmal innigster Verschlingung des künstlerischen und dichterischen Schaffens steht dieses Werk einzig da.

Was die zunftmäßigen Miniatoren dieser Blüthezeit in Italien zu leisten vermochten, bekundet eine Reihe der kostbarsten für weltliche und Kirchenfürsten gefertigten Handschriften. Gewöhnlich ist in ihnen die erste Seite mit einem verschwenderischen Reichthum ausgestattet, die Einfassung mit unübertrefflich gemalten Edelsteinen, Cameen, Perlen geziert, der Rest des Werkes aber in weiser Mäßigung nur mit wenigen Ornamenten versehen, deren Vertheilung von einem souveränen Geschmack zeugt. Durchgehend dagegen ist die Verzierung in dem großen Missale angewendet, welches im Jahre 1520 für den Cardinal Giulio de' Medici, späteren Papst Clemens VII., geschrieben wurde und wohl das schönste je gefertigte Buch ist. Es enthält 32 figürliche Darstellungen, 28 je eine ganze Seite umschließende Bordüren, 38 Initialen mit Figuren und Wappen, 550 reich mit Blumen und Früchten ornamentirte Initialen, der 2550 in Gold und Farben ausgeführten Buchstaben ganz zu geschweigen.

In den französischen, burgundischen und flandrischen Handschriften des XIV. und XV. Jahrhunderts nehmen wiederum die Darstellungen vor Allem das Interesse in Anspruch. Hier kann das Erwachen jenes Sinns für die Realität verfolgt werden, welcher in den Werken der van Eycks seinen höchsten Triumph feierte, dessen äußerst wichtige Entwickelungsgeschichte jedoch nur in ganz unzureichender Weise durch einige wenige uns erhaltene Tafelbilder documentirt ist. Die zahlreichen Bildchen, beredte Zeugen der Schaulust der nordischen Völker, sind mit einer Feinheit und Vollendung ausgeführt, welche sie selbständigen Gemälden gleichstellen. Eine für jene Zeiten besonders charakteristische Art des Luxus, die Ausmalung der privaten Gebetbücher, der sogenannten Livres d'Heures, mit den herrlichsten Miniaturen, gibt Gelegenheit, den unendlich reichen Wandel der decorativen Formen von dem zierlichen Dornblattmuster und den kühnen Laubverschlingungen an bis zu den in täuschendster Naturwahrheit gemalten, auf mattgoldenem Grunde verstreuten Blumen, Vögeln, Insecten zu verfolgen.

Welche Ausbeute die Ikonographie aus der Sammlung gewinnen wird, kann erst die Zukunft lehren. Daß dieselbe aber groß sein wird, dafür bürgt die reiche Anzahl von Bibeln, Evangeliarien, Psalterien aus den verschiedensten Zeiten und Gegenden. Die Bilderhandschriften naturhistorischen und astronomischen Inhalts versprechen eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntnisse vom Mittelalter. Dazu kommen die Wappenbücher, die Landkartenwerke; als eine besonders reiche Abtheilung die persischen, arabischen und indischen Malereien. Ein weites Feld der Wirksamkeit nach allen Seiten hin eröffnet sich somit für die Zukunft, wenn man allein den künstlerischen, freilich weitaus im Vordergrund stehenden Werth in's Auge faßt. Und auf dies allein wollten wir ja hier hinweisen.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Alle seit Feststellung des Resultats der preußischen Landtagswahlen geführten politischen Debatten haben sich um die eine Frage gedreht, ob dieses Resultat als Sieg der Regierung oder als Sieg der Conservativen aufzufassen sei. Nach weitverbreiteter Annahme soll ja von der Beantwortung dieser Frage abhängen, ob Centrum und Rechte dem neuen Abgeordnetenhause die Signatur aufprägen, oder ob die gemäßigten Elemente der Rechten und Linken sich verständigen und die „Führung" übernehmen werden. Wie die Rollen der Hoffenden und Fürchtenden bei dieser Discussion vertheilt sind, braucht nicht erst gesagt zu werden: hat sich doch nur die alte Erfahrung bestätigt, daß die Stellung, welche die verschiedenen Parteien zu dem „System des Parlamentarismus" einnehmen, nicht sowohl durch feststehende Grundsätze, als durch das jeweilige Wahlresultat und durch die Aussicht auf die Behauptung der Mehrheit bestimmt wird. Die in der Minderheit gebliebenen Parteien pflegen solchen Falls mit ungewöhnlichem Nachdruck zu betonen, daß das parlamentarische System bei uns noch nicht gelte, und daß die Stimmen nicht nur gezählt, sondern auch gewogen werden müßten, während die Sieger ebenso regelmäßig die Neigung verrathen, aus ihrem Siege parlamentaristische Consequenzen zu ziehen. Davon auch dieses Mal Act zu nehmen, liegt um so näher, als die bezügliche Debatte bis auf Weiteres, d. h. bis zum Bekanntwerden der Regierungsvorlagen gegenstandslos erscheint. In's Blaue hinein Stellung zu nehmen, kann die Sache praktischer Politiker nicht sein — diese Stellung wird sich erst fixiren lassen, wenn man weiß, was es gilt und wozu Stellung genommen werden soll. Bis sich diese Möglichkeit dargeboten hat, nehmen die Erörterungen darüber, wie die künftige „führende" Mehrheit beschaffen sein wird, ein wesentlich symptomatisches Interesse in Anspruch. Aber auch von diesem wird ein gewisser Abzug gemacht werden müssen, wo man sich sagen muß, daß die Neigung zu publicistischen Conjecturen über die Gestaltung der Zukunft mit der Ereignißlosigkeit der Gegenwart in ziemlich engem Zusammenhang steht.

An Erscheinungen, die die Aufmerksamkeit des auf den Zusammenhang der Dinge gerichteten Beobachters in Anspruch nehmen, hat es während der letzten vier Wochen nicht gefehlt, — Ereignisse, über die sich kurzer Hand aburtheilen ließe, sind dafür ausgeblieben. Nahezu allenthalben macht sich eine gewisse Abspannung geltend, die mit den heftigen Erregungen der letzten Jahre zusammenhängt und deren Symptome bereits in den Tagen der ägyptischen Ueberraschungen des diesjährigen Sommers und Herbstes deutlich zu Tage traten. Was allein in Rußland und Frankreich während der Jahre 1880 und 1881 zu Tage getreten war, hatte die Erwartung auf große geschichtliche Entscheidungen bis zur Spannung gesteigert. Diese Entscheidungen sind ausgeblieben, an die Stelle der Krisen, auf welche man sich eingerichtet hatte, chronische Krankheits- und Auflösungsprocesse getreten, deren Verständniß Anstrengungen erfordert, die nicht Jedermanns Ding sind. In beiden uns benachbarten

Staaten walten Verhältnisse ob, die jeder Vorausberechnung spotten, weil alle geschichtlichen Analogien versagen und völlig neue Aufgaben gelöst werden sollen. — Die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände Frankreichs wird von Denjenigen am rückhaltlosesten anerkannt, die an ihrer Erhaltung zumeist interessirt sind. Die Befürchtung, „abgewirthschaftet zu haben", verräth sich in gewissen Organen der republikanischen Partei mit einer Deutlichkeit, die erschreckend genannt werden kann. Zur einen Hälfte hängen diese Befürchtungen mit dem Eindruck zusammen, den die in Lyon, Montceau les Mines, Chalons sur Marne, Roanne, Le Creuzot und Paris stattgehabten socialistischen Ausbrüche auf die besitzenden Classen geübt haben, zur andern Hälfte mit der Ueberzeugung, daß die als einziges Rettungsmittel gepriesene Verständigung der bisherigen Mehrheitsparteien noch unwahrscheinlicher geworden sei, als sie jemals gewesen. Dazu kommt die beschämende Empfindung, daß die republikanische Gesetzgebungsmaschine auf einzelnen Gebieten vollständig versagt, auf andern unbrauchbare Arbeit geliefert hat, und daß die allgemeine Auflösung sich allmälig auch der von den früheren Erschütterungen unbeschädigt gelassenen büreaukratischen Verwaltungsmaschine Frankreichs mitzutheilen beginnt.

Die auf die beiden ersten Punkte bezüglichen Thatsachen sind bekannt. Unterstützt durch Anarchisten der benachbarten Schweiz haben die auf den Betrieb Gambetta's amnestirten Ueberlebenden der Commune sich der Führung eines erheblichen Theils der großstädtischen und der an den wichtigsten Industrie-Centren gesammelten Arbeiter zu bemächtigen und den deprimirenden Eindruck des ägyptischen Fiascos und der Krisis vom August d. J. in ihrem Sinn zu verwerthen gewußt. Auf die lärmenden Demonstrationen der Legitimisten des nordwestlichen Frankreichs sind socialistisch-revolutionäre Thaten gefolgt, die aller Welt für mehr als bloße Demonstrationen gelten. Die von den vorgeschrittenen Elementen der bürgerlichen Demokratie angestellten Versuche, die Massen durch Zugeständnisse auf politischem und kirchenpolitischem Gebiete zu ködern, haben keinen andern Effect, als den einer weitverbreiteten Verstimmung der conservativen Kreise gehabt, — an der Begehrlichkeit des vierten Standes und seiner Worthalter haben sie nicht das Geringste geändert. Höhnend wird den Clemenceau und Genossen zur Antwort gegeben, daß weder die conservative noch die demokratische Republik ein einziges socialreformatorisches Gesetz zu Tage zu fördern vermocht habe, daß seit dem Sturz des zweiten Kaiserreichs nichts, absolut gar nichts zu Gunsten des vierten Standes und seiner materiellen Interessen geschehen sei, und daß das „Volk" sich mit der Chamäleonspeise abstracter Rechte nicht länger füttern lassen kann. Zu Zugeständnissen von Belang werde die herrschende Bourgeoisie sich nur unter dem Eindruck des Schreckens bestimmen — Dynamit, Petroleum und scharf geschliffenes Eisen seien die einzigen zum Ziele führenden Mittel. — Daß sie diese Mittel zu gebrauchen wissen, haben die französischen Terroristen schon jetzt bewiesen, wo sie erst am Eingang zu der öffentlichen Bühne stehen, auf welche sie sich gewaltsam drängen.

Bei diesem Schrecken ist es indessen nicht geblieben. Die Presse Gambetta's hat denselben zu verstärken, den Lärm der Versammlungen von St. Etienne und Roanne zu verdoppeln gesucht, um das Selbstvertrauen der Regierung und ihrer Freunde immer tiefer herabzudrücken und den Mann von Cahors als einzigen Retter in der Noth zu proclamiren.

Ob das gelingen wird, steht dahin, — um einen geringeren als diesen Preis wird eine Zusammenfassung und Wiederaussöhnung der zerfahrenen republikanischen Mehrheitsparteien aber sicher nicht zu haben sein. Die anti-gambettistischen Gruppen der republikanischen Partei müssen sich dem vermeintlichen Retter unterwerfen, oder die Gefahr einer Fortdauer der inneren Kämpfe laufen, an denen sie seit Jahr und Tag ihre besten Kräfte verschwendet haben. Das ehrliche und freie Einverständniß aller Freunde der Republik, mit dem man immer wieder den Mund voll nimmt, ist zu einer Redensart geworden, an welche Niemand mehr glaubt, eine Hoffnung, zu der sich höchstens spießbürgerliche Kannegießer bekennen.

Und doch liegt die Sache so, daß es zweifelhaft erscheint, ob selbst im Falle einer Vereinigung der Gruppen der bisherigen Mehrheit noch geholfen und die Krisis abgewendet werden könnte. Den Kreisen der sog. „Republikaner aus Vernunft", der Männer, die sich die „conservative und honnette", von Nichtrepublikanern geleitete Republik gefallen lassen wollten, hat sich eine tiefe Verstimmung gegen die seit den letzten Jahren getriebene Wirthschaft mitgetheilt. Von den bedenklichen Wirkungen der Ferry'schen Schulgesetzgebung und von der Stellung des Bürgerthums zu der religionslosen Volks- und Töchterschule ist in diesen Blättern wiederholt die Rede gewesen; aus ihrem Ekel an derselben machen auch alte Voltairianer kein Hehl mehr, seit sie in Montceau gesehen zu haben glauben, wohin „diese Ideen" führen und daß die immer weiter um sich greifende Gewohnheit der Maires, die kirchlichen Embleme aus den Schulgebäuden zu entfernen, die Thatenlust der „schwarzen Bande" neu entfesselt gefunden hat. Dem aufgeklärten französischen Bürgerthum ist zu allen Zeiten ein realistischer „tic" eigenthümlich gewesen, der von Experimenten, die die Sicherheit von Eigenthum und Leben gefährden könnten, ein für alle Male nichts wissen will, und dem mit Gründen idealer und ideologischer Natur schlechterdings nicht beizukommen ist. Jetzt, wo eine wirkliche Gefahr im Anzuge ist, macht diese wichtige Classe kein Hehl daraus, daß ihr die ausgetriebenen Congregationisten und Schulbrüder immer noch lieber gewesen seien, als die revolutionären Schulmeister neuester Schule und daß man Unrecht gehabt habe, in die kirchlichen Gewohnheiten des „Volks" störend einzugreifen. Die vielbesprochene Reinigung des Richterstandes ist diesen Kreisen stets ein bedenkliches Ding — seit das Wort „Richterwahl durch das Volk" gesprochen wurde, förmlich ein Greuel geworden. Die letzten Aeußerungen der „Revue des deux Mondes" über diesen Punkt sind ebenso charakteristisch, wie die nahezu wegwerfenden Ausdrücke, in denen das republikanische „Journal des Débats" des Justizministers Deves' Absicht bespricht, es noch einmal mit dem Vorschlage einer Verminderung der Zahl der Richter um 390, und einer der Verwaltung zu ertheilenden bedingten Vollmacht zu Richterversetzungen (von derselben soll dem einzelnen Richter gegenüber alle drei Jahre ein Mal Gebrauch gemacht werden dürfen) zu versuchen. Zu dem von dem betreffenden Parlamentsausschusse ausgearbeiteten Plan eines Richter-Wahlgesetzes zucken alle halbwege verständigen Leute die Achsel, ohne die 100 Paragraphen dieses merkwürdigen Entwurfs auch nur einer eingehenden Prüfung zu würdigen. Auch da, wo man dergleichen Versuchen noch vor einigen Jahren nicht abgeneigt war, steht man heute unter dem Eindruck, daß *jede* Antastung der herbeigebrachten büreaukratischen Ordnung bedenklich sei und daß es nur noch der Auslieferung dieser Ordnung an die beutelustigen Parteien bedürfe, damit dem Faß der Boden ausgeschlagen werde.

Einigen Grund hat man zu diesen Befürchtungen. Von den im Lauf der letzten Jahre versuchten Neuerungen in der Structur der Verwaltungsmaschine hat sich keine auch nur soweit bewährt, daß sie hätte beibehalten werden können. Herr Gambetta hatte während seiner elfwöchentlichen Ministerschaft die politische Abtheilung des auswärtigen Amtes aufgehoben und die Gesandtenposten nicht mit Männern der „Carrière", sondern mit politischen Freunden zu besetzen begonnen, — Herr Duclerc ist genöthigt gewesen, beide Neuerungen wieder zu beseitigen und den Status quo ante wiederherzustellen. Unter den vier letzten Ministern für öffentliche Arbeiten (Sadi Carnot, Raynal, Varroy und P. Legrand) ist die Verwaltung der Eisenbahnangelegenheiten *vier* Mal umgestaltet worden, weil es bald einen General-Director zu beseitigen, bald eine Anzahl guter Freunde zu Sectionschefs zu machen, bald aus *einer* Oberverwaltung *zwei* zu machen galt. Noch schlimmer fuhr die Cultusverwaltung. Je nach dem Bedürfniß des Augenblicks ist dieser wichtige Verwaltungszweig im Lauf der letzten zwölf Jahre *ein* Mal dem Justizminister, *zwei* Mal dem Minister des Innern, *drei* Mal dem Unterrichtsminister zugetheilt worden: heute verlangt alle Welt, daß endlich ein Definitivum geschaffen werde. — Und wie haben sich erst die Verhältnisse der Disciplin und des niederen Beamtenthums gestaltet? Einer ganzen Anzahl von Maires und Maire-Adjuncts ist mit gutem Grunde nachgesagt worden, daß sie

sich nicht sowohl der gegenwärtigen als der künftigen Regierung empfehlen zu wollen schienen, daß ihnen an dem Beifall der Massen mehr gelegen sei, als an der Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten, und daß sie durch ihr Verhalten nicht zur Beruhigung, sondern zur Beunruhigung der Bevölkerung beitrügen! Beispiele, wie dasjenige des bisherigen Präfecten von Paris, Floquet, der sich als Bewerber um ein vacant gewordenes Abgeordneten-Mandat für Abschaffung des Senats, Totalrevision der Verfassung, vollständige Trennung der Kirche vom Staat, kurz für ein gegen die Politik der Regierung gerichtetes Programm aussprach, können ihre Wirkung nicht verfehlen: sie fordern zur Nachahmung auf [1]).

Bedarf es da noch der Erklärung, wenn ernsthafte Männer der verschiedensten Richtungen und Parteien an der Möglichkeit verzweifeln, auf dem bisher beschrittenen Wege zur Wiederherstellung geordneter Zustände im Innern und zur Erneuerung von Frankreichs früherer internationaler Stellung zu gelangen? Wie das Ausland und zwar das befreundete Ausland Sir Charles Dilke's über die Leistungsfähigkeit des heutigen Frankreich denkt, hat Englands Verhalten in der ägyptischen Angelegenheit deutlich gezeigt. Begreiflicher Weise hat Lord Dufferin's Reise nach Alexandrien in Paris noch größeren Eindruck gemacht, als in Constantinopel. Während der türkische Oberlehnsherr des besiegten Landes mit einer Rücksicht behandelt wird, die er offenbar selbst nicht erwartet hat, thut Mr. Gladstone's Regierung sich der früheren ägyptischen Schutzmacht gegenüber so wenig Zwang an, daß selbst der französische Finanzcontroleur beseitigt, d. h. Frankreich von jedem formellen Rechte zum Dreinreden in ägyptische Dinge ausgeschlossen werden soll. Dafür will man in London großmüthig genug sein, der Republik in Tunesien freie Hand zu lassen und den türkischen Protesten gegen eine einseitige Wiederbesetzung des durch den Tod des 79jährigen Mohamed el Sadok erledigten Fürstenstuhls keine Unterstützung zu Theil werden lassen! Demüthigungen so empfindlicher Art hat die Erbin Napoleon's III. und der entente cordiale nicht ein Mal unter den schwierigen ersten Zeiten der Thiers'schen Verwaltung hinzunehmen gehabt! — Mit gewohnter Nüchternheit beuten die Londoner Staatsmänner die Verlegenheiten des Herrn Duclerc aus, der dabei angelangt zu sein scheint, sich den anderswo nicht mehr vorhandenen guten Rath, bei den Diplomaten der ultramontanen Partei zu holen und den bisherigen Botschafter bei der Curie Herrn Desprez zum Spiritus rector der französischen auswärtigen Politik zu machen. Für die Erklärung, mit welcher der Ministerpräsident die am 9. d. M. wieder zusammengetretenen Kammern eröffnet hat, ist es bezeichnend, daß dieselbe der Nothwendigkeit socialpolitischer Reformen mit keiner Silbe gedenkt, sondern allen Nachdruck auf die ergriffenen Repressivmaßregeln legt. Mit begreiflicher Spannung sehen alle Parteien dem Urtheil entgegen, welches die Erwählten des Herbstes 1881 über die Regierung des Herbstes 1882 fällen werden.

Nächst den Vorgängen in Preußen und in Frankreich haben diejenigen Rußlands während der letzten Wochen das meiste Interesse geboten. Was in England, Italien, Oesterreich, den Niederlanden u. s. w. vorgegangen ist, war mehr oder weniger calculabel. Daß eine britische Regierung, die einen großen auswärtigen Erfolg aufweisen konnte, auch in den inneren Fragen Recht behält und daß Mr. Gladstone in der Lage bleibt, seine irländische Experimental-Politik noch für eine Weile fortzusetzen, hat ebenso wenig erstaunen können, wie der Ausfall der italienischen Wahlen. Ein neues, den Wählern ungewohntes und der Einbürgerung bedürftiges Wahlsystem

---

[1]) Irren wir nicht, so ist dieser Floquet derselbe, der sich zuerst in dem Proceß gegen Pierre Bonaparte bekannt machte, am 5. September 1870 zum Maire-Adjoint von Paris ernannt wurde, dieses Amt aber niederlegen mußte, weil er sich bei der Emeute vom 31. October 1870 compromittirt und später der Einsetzung der Commune zugestimmt hatte. Im Mai 1872 stand Floquet an der Spitze der Mitglieder des Generalraths des Seine-Departements, welche Thiers den Erlaß einer Amnestie und die Aufhebung des Belagerungszustandes zumutheten.

legt einer Regierung, die sich leidlich auf ihren Vortheil versteht, regelmäßig Chancen in die Hand, wie sie der Opposition nicht zur Seite stehen, zumal wenn diese längere Zeit hindurch von den Geschäften ausgeschlossen ist. Die günstige Aufnahme der vielbesprochenen Rede von Stradella ließ ein Ergebniß im Sinne der herrschenden Partei voraussehen; überraschend ist eigentlich nur gewesen, daß die oppositionellen Elemente der Linken so gut wie vollständig durchgefallen sind und daß der Radicalismus sich mit bloßen neunundzwanzig Sitzen hat begnügen müssen. Italiens Verhältnisse zum Auslande werden durch die Befestigung des Systems Depretis-Mancini nicht berührt werden; man wird den Versuch machen, mit Frankreich allmälig auf freundlicheren Fuß zu kommen, aber nach wie vor auf gute Beziehungen zu Oesterreich und Deutschland und auf eine vorsichtige Benutzung derselben angewiesen bleiben, was die Großmachtsstellung Italiens heißt. — Daß das Verhältniß zu Oesterreich Manches zu wünschen übrig läßt, haben u. A. die in Pest gepflogenen Verhandlungen der österreichisch-ungarischen Delegationen bestätigt — des Aufhebens, das ein Theil der Presse davon gemacht hat, sind die bezüglichen Mittheilungen des Grafen Kalnoky allerdings nicht werth gewesen. Seit die habsburgische Monarchie an der Seite des deutschen Reichs feste Stellung genommen hat, liegt der Schwerpunkt der österreichisch-ungarischen Interessen in der Behauptung der neugewonnenen orientalischen Position des Kaiserstaats. Die günstige Aufnahme der Entwürfe zur Reorganisation Bosniens und der immer wieder von meuterischen Versuchen beunruhigten Herzegowina seitens der Delegationen und die Heeresreorganisation haben das österreichische Hauptinteresse des letzten Monats gebildet. Daß die Zusammenhänge zwischen den Socialdemokraten der verschiedenen Länder trotz der vor Jahr und Tag erfolgten Auflösung des internationalen Arbeiterbundes nicht ganz aufgehört haben, scheint durch die in der zweiten Novemberwoche zu Wien stattgehabten, durch die Schließung des Vereinshauses der Schuhmacher veranlaßten Tumulte neu bestätigt worden zu sein. Zur Signatur der Zeit gehört einmal, daß der Kampf für die materiellen Interessen des vierten Standes allenthalben in die Stelle der vom dritten Stande getragenen liberalen Bewegung zu treten beginnt und daß das jüngere Geschlecht den Idealen den Rücken wendet, um deren Verwirklichung es sich während der ersten zwei Drittheile des Jahrhunderts wesentlich handelte. Auf dieses symptomatische Interesse beschränkt sich die Bedeutung der verschiedenen socialistischen Kundgebungen, deren Schauplatz Oesterreich während der letzten Jahre gewesen ist, — zu eigentlicher Gefährlichkeit haben die österreichischen Arbeitervergesellschaftungen es weder diesseit noch jenseit der Leitha gebracht. — Der Sorge um eine Lösung der mit dem benachbarten Serbien angeknüpften freundschaftlichen Verbindung wird man in der k. k. Hofburg wenigstens für eine Weile überhoben sein. Statt den Ristics und Genossen zu einer Wiederkehr an das Staatsruder zu verhelfen, hat das gegen den König Milan ausgeführte Attentat vom 23. October v. J. zur Befestigung des österreichisch gesinnten Ministeriums Piroschanez beigetragen und dem eigentlich niemals populär gewesenen jungen Könige wenigstens für den Augenblick die Herzen seiner Unterthanen zugewendet. Zu einer Aenderung seiner auswärtigen Politik hat Serbien zur Zeit weniger Veranlassung als jemals. Den Vorsprung in der Gunst der russischen Machthaber, welchen das Fürstenthum Bulgarien einmal gewonnen hat und von welchem russische und bulgarische Zeitungen gleich unverwerfliches Zeugniß ablegen, würden auch die Ristics und Genossen nicht einzuholen vermögen und bei der einmal notorischen und in den Verhältnissen begründeten Eifersucht zwischen beiden südslawischen Staaten ist Serbien an der Seite des benachbarten Oesterreich sicherer aufgehoben, als sonst irgend wo. Besser als die bulgarischen sind die serbischen Verhältnisse immer noch fundirt, denn Fürst Alexander I. vermag sich, trotz der ihm im vorigen Jahre ertheilten Vollmachten, lediglich durch russische Unterstützung in seiner schwierigen Position zu behaupten. Das Hauptquartier der dem Fürsten feindlichen großbulgarischen Partei ist seit dem vorigen Jahre nach Ostrumelien verlegt worden, wo Alekko-Pascha es sich gern gefallen läßt, an den aus dem Fürstenthum geflüchteten „Patrioten" einen Rück-

halt gegen die unruhigen und begehrlichen „Patrioten" seines eignen Verwaltungsbezirks zu finden.

Rußland beharrt, den orientalischen und südslavischen Zuständen gegenüber, auf der Zurückhaltung, die ihm durch die Schwierigkeiten seiner inneren Lage aufgenöthigt worden ist und der es ein immerhin freundliches Verhältniß zu den beiden mitteleuropäischen Großmächten zu danken gehabt hat. Graf Kalnoky scheint auf friedliche Beziehungen zu Rußland besonderes Gewicht zu legen und Alles zu vermeiden, was zu einer auch nur zeitweiligen Trübung derselben führen könnte. Daß die Gerüchte von einer bevorstehenden Abberufung des Grafen Wolkenstein aus St. Petersburg und von einer Verstimmung wegen der angeblichen Betheiligung Pobedonoszews an den russischen Umtrieben in Galizien, rasch, wie sie gekommen, wieder gegangen sind, ist auf diese Dispositionen des leitenden Wiener Staatsmannes zurückzuführen, der freilich genau genug wissen mag, warum die „russische Gefahr" sich im Lauf der letzten Jahre vermindert hat. Zeigen die inneren Zustände des ausgedehntesten Reiches der Erde doch unverändert die trostlose Physiognomie, die ihnen seit der (freilich nur durch Selbsttäuschung verschuldeten) Enttäuschung von 1878 eigenthümlich geworden ist. Attentate und gewaltsame Ausbrüche der Volksunzufriedenheit sind seit Jahr und Tag nicht mehr vorgekommen, Sicherheit und Vertrauen aber wollen nicht wiederkehren und die Autorität der einzigen absolutistischen Regierung des christlichen Europa's ist in unaufhaltsamem Schwinden begriffen. Die Wiederkehr Kaiser Alexander's III. in seine seit anderthalb Jahren gemiedene Residenz läßt noch immer auf sich warten und die mit den höchsten Aemtern betrauten Würdenträger wirthschaften einer nach dem andern ab, bevor irgend welche positiven Resultate ihrer Wirthschaft zu Tage getreten wären. Der erstberufene Vertrauensmann des Kaisers, der Hausminister Graf Woronzow-Daschkow, soll sich nur noch mühsam behaupten und das beste Theil der Gnade seines Herren eingebüßt haben; die beiden jüngsten Minister, Herr Deljanow (ein russificirter Armenier, der bereits vor fünfzehn Jahren als Adjunkt des Unterrichtsministers fungirte) und der erst im Mai d. J. mit dem Ministerium des Innern betraute ehemalige Unterrichtsminister Graf Tolstoy machen sich auf einen Abmarsch gefaßt, weil sie den auf sie gesetzten Erwartungen nicht zu entsprechen vermocht haben und von dem hochbetagten Finanzminister Bunge, der von jeher ein bloßer Lückenbüßer gewesen, weiß man längst, daß er sich zurückziehen werde, sobald ein Nachfolger für ihn gefunden worden. Deljanow ist an derselben Schwierigkeit gescheitert, an welcher sämmtliche russische Unterrichtsminister der letzten fünfundzwanzig Jahre, der liberale Kowalewski, der hochconservative Graf Putjätin, der der Vaterschaft des Nihilismus bezüchtigte Staatssecretär Golownin, der reactionäre Graf Tolstoy, endlich Saburow und Baron Nikolai Schiffbruch gelitten haben: an der Unmöglichkeit, die meisterlose Jugend der Universitäten und höheren Lehranstalten zu bändigen. Dieses Mal ist es die St. Petersburger Hochschule gewesen, die die Krisis herbeigeführt und durch einen Protest gegen die Entgegennahme eines ihr zugedachten, von dem russischen Strouß-berg Poljakow begründeten Studien-Convicts dem Minister einen Stoß ertheilt hat, von dem er sich nicht wieder erholen wird. Graf Tolstoy hat es durch Schwerfälligkeit, störrischen Eigensinn und Unliebenswürdigkeit mit dem Monarchen, der ihn in einem Augenblick schwerer Verlegenheit reactivirte, ebenso verdorben, wie früher mit der öffentlichen Meinung und der Gunst aller in Betracht kommenden Parteien. Was inmitten der allgemeinen Verwirrung und Planlosigkeit an conservativen Elementen übrig geblieben, kann es dem Grafen nicht verzeihen, daß er der Revolutionirung der Ostseeprovinzen thatenlos zusieht und einer verhältnißmäßig geringen Zahl professioneller Unruhestifter nur deshalb freie Hand läßt, weil die Spitze der von derselben inscenirten revolutionären Bewegung gegen Deutsche und Protestanten gerichtet ist; die Liberalen murren über das neue, seine sämmtlichen Vorgänger an Härte übertreffende Preßgesetz, — innerhalb der nationalen Clique prävaliren aber bereits seit einiger Zeit die „Vorgeschrittenen" der Aksakow'schen Richtung, die der büreaukratische Minister mit unverhohlener Geringschätzung behandelt. Von der um Herrn Katkow versammelten

kleinen Schaar national-konservativer Doctrinäre und von gewissen Schichten der höheren Geistlichkeit abgesehen, zählt der Minister nirgend Freunde und Anhänger. Ueber immer weitere Kreise breiten sich Pessimismus und Verzweiflung an der Leistungsfähigkeit einer Regierung aus, die binnen achtzehn Monaten um keines Haares Breite vorwärts zu kommen vermocht hat. Die zu ungezählten Malen verheißenen Verwaltungsreformen bleiben aus, weil Tolstoy vor den für diese unentbehrlichen Landschafts-Versammlungen ein unüberwindliches Mißtrauen hegt, und weil sich mit den vorhandenen rein büreaukratischen Mitteln überhaupt nicht reformiren läßt. Immer neue Thatsachen beweisen, daß Corruption und Unordnung in der Zunahme begriffen sind (beispielsweise sei des Zusammenbruchs der Skopin'schen Bank Erwähnung gethan, die allein das Kirchenvermögen um Millionen geschädigt hat) und daß ein eigentlicher Kampf gegen dieselben nicht mehr geführt wird. Eine Widerlegung der vernichtenden Kritik, welche die „Times" neulich an dem russischen Finanzwesen geübt hat, ist nicht ein Mal versucht worden, weil der niedrige Stand des noch immer 33 Procent unter Pari stehenden Creditrubels die wahre Lage der Dinge zu unwidersprechlich bescheinigt, als daß Täuschungen über die Vergeblichkeit der kaiserlichen Ersparniß-Versuche noch möglich wären. Auf allen Gebieten des russischen Staatslebens vollzieht sich langsam aber stetig ein chronischer Auflösungsproceß, über dessen Unaufhaltsamkeit die Betheiligten selbst sich keine Illusionen mehr machen, an den sie sich aber gewöhnt haben und der zu Aeußerungen der Besorgniß nur noch Veranlassung giebt, wenn lärmende Zwischenfälle bezeugen, daß die Zersetzung abermals ein neues Stadium erreicht hat.

Jenseit des Oceans haben sich in den letzten Wochen Veränderungen vollzogen, die den Abschluß eines längst vorbereiteten Processes ankündigen. Trügen die Anzeichen nicht, so sind die Tage der im Jahre 1860 eröffneten Aera der von der republikanischen Partei geübten Herrschaft gezählt. Nach nahezu einem Vierteljahrhundert hat die demokratische Partei zum ersten Male wieder einen Sieg von Bedeutung erfochten. Vierzehn Jahre lang (von 1846 bis 1860) hatte diese Partei den Kampf um die Ausdehnung der Sclaverei auf die neu hinzutretenden Territorien siegreich geführt, — erst der Versuch, den Staat Kansas von Unionswegen zur Zulassung von Sclaven zu nöthigen, war ihr zum Verderben geworden. Infolge ihres Widerspruchs gegen die sog. Lecompton-Bill trennten die Demokraten des Nordens sich im Sommer 1860 von denjenigen des Südens, indem sie bei der Präsidentenwahl einen eigenen Candidaten aufstellten. Die Folge davon war, daß beide demokratische Bewerber, der Südländer Breckenbridge und der Candidat des Nordens Douglas Schiffbruch litten und daß den Republikanern die Durchsetzung Abraham Lincoln's gelang. Seitdem haben die Republikaner die ihnen nach den schweren Kämpfen der Jahre 1861 bis 1865 zugefallene Beute mit eisernen Händen festgehalten und unter Anwendung aller ihnen zu Gebote stehenden, schließlich nicht mehr zweifelhafter Mittel zu fünf verschiedenen Malen (1864, 1868, 1872, 1876 und 1880) die Wahlschlacht gewonnen. Um eine Hauptschlacht, eine Präsidentenwahl hat es sich dieses Mal nicht gehandelt (eine solche steht erst für den November 1884 aus), wohl aber um eine Entscheidung, die der späteren präjudiciren kann, weil durch sie festgestellt ist, daß die Demokraten im Congreß und in den Repräsentantenhäusern der meisten Staaten die Mehrheit erhalten. Ausschlaggebend sind für diese Wendung Momente gewesen, die an die Krisis von 1860 lebhaft erinnern. Nicht nur daß die Sieger von damals mit ihrer Macht ebenso schmählichen Mißbrauch getrieben haben, wie ihre demokratischen Vorgänger und daß die von den Republikanern in ein förmliches System gebrachte Corruption des öffentlichen Dienstes zu einer ebenso gefährlichen Pestbeule geworden ist, wie es weiland die Sclaverei war — auch die Erscheinung hat sich wiederholt, daß die ehrlichen Männer der herrschenden Partei sich von ihren gewissenlosen Genossen getrennt und dadurch den Gegnern den Sieg in die Hände gespielt haben. Bereits im November 1880 standen Reform-Republikaner und Stalwarts einander feindlich gegenüber; die Ersteren setzten die Wahl des Reformers Garfield nur durch, weil sie sich bereit erklärt hatten, den Freund Conklings, General Arthur zur Vice-Präsidentschaft

zuzulassen. Nachdem Garfield von der Hand des Stalwartmanns Guiteau gefallen und nachdem durch die Einsetzung Arthur's die letzte Hoffnung auf eine Reform der Civilverwaltung vernichtet worden war, haben die Reformer sich von ihren ehemaligen Genossen getrennt und durch massenhafte Wahlenthaltungen den Demokraten zur Mehrheit verholfen. Die Probe auf das Exempel muß noch ein Mal gemacht werden und an Anstrengungen zur Behauptung ihrer Position wird es die republikanische Regierung während der noch zu ihrer Verfügung stehenden zwei Jahre nicht fehlen lassen. Die zum Durchbruch gekommene Bewegung noch ein Mal zurückzustauen, dürfte den heutigen Machthabern aber schwerlich gelingen und Fälschungen des Wahlresultats (wie sie im Jahre 1876, als Hayes und Tilden einander gegenüber standen, massenhaft geübt worden) sind unmöglich geworden, seit die Theilnahme der Demokraten an der Commission zur Zählung der Stimmen bei der nächsten Präsidentenwahl im Voraus gesichert ist.

Daß keine politische Partei die Fähigkeit besitzt, eine längere Periode der Macht und des Einflusses ohne Schädigung ihrer moralischen und intellectuellen Leistungsfähigkeit durchzumachen, gilt für Republiken in noch eminenterem Sinne, als für monarchisch-constitutionelle Staaten. Die Wendung, welche durch die nordamerikanischen Wahlen am 7. November 1882 angekündigt worden ist, war — so zu sagen — eine Naturnothwendigkeit, das unvermeidliche Ergebniß eines Processes, der zweiundzwanzig Jahre gedauert und die verschiedensten Stadien durchgemacht hat. Auf die Wirkungen dieser Staatsveränderung wird Europa sich zwei volle Jahre und sechs Monate lang vorbereiten können, denn bis zum März 1885 wird Mr. Arthur der Herr des Weißen Hauses bleiben, von dem aus die neue Welt sich regieren läßt. — Siegreiche Oppositionsparteien theilen bekanntlich das Loos frondirender Thronerben, die nach der Katastrophe andere zu werden pflegen, als sie vorher gewesen waren. Auch im vorliegenden Falle wird abgewartet werden müssen, ob die dem Schatten der Opposition entrückten Demokraten Nordamerika's ihrem bekannten Programm: Beschränkung der Centralgewalt, Reform des Civildienstes und vor Allem der Eisenbahn-Verwaltung, Doppelwährung und Beseitigung der Schutzzölle — treu bleiben.

Wir beginnen unsre Uebersicht über die Weihnachtsliteratur diesmal mit einem vor kurzer Zeit ausgegebenen Stich nach C. E. Böttcher's „Abend am Rhein", von N. Bartelmeß in Düsseldorf (Verlag von Charles Duvinage in Berlin). Das Gemälde selbst, vollendet 1860, hat bei seinem Erscheinen großes Aufsehen erregt. Damals war es nicht nur der Stoff, welcher fesselte, sondern auch die Art des malerischen Vortrags. Zwei und zwanzig Jahre sind seitdem vergangen, ein Zeitraum, in welchen ganz gewaltige Fortschritte der deutschen Technik fallen. Darum wirken heute die Farben zwar schwächlich und verblaßt, aber der Stoff selbst hat die alte Frische bewahrt. Die Scene entwickelt sich vor einem Wirthshause, welches eine Höhe am Rhein beherrscht; den Hintergrund bildet ein Theil des Stroms und des jenseitigen Ufers. Es ist eine ziemlich illustre Gesellschaft, welche sich unter der weinlaubumrankten Veranda zusammengefunden hat. Der Historienmaler Lessing; Hübner, der Urheber der „Schlesischen Weber" ꝛc. An der einen Treppenwange vereint ein Tisch eine zweite Gruppe; andre Gestalten beleben die Treppen zur Veranda und den Hohlweg, welcher vom Strom nach dem Gasthause hinaufführt. Stoff und Charakter des Bildes sind heimatlich durch und durch. Der Stich gehört zu den besten Arbeiten der modernen deutschen Kunst. Bartelmeß ist selbst eine durchaus künstlerisch gebildete Natur, er ist ein Zeichner von feinster Empfindung und gediegenem Können, besitzt aber zugleich ein ungewöhnlich starkes Gefühl für die malerische Wirkung. Der Gesammteindruck des Blattes ist klar und festgeschlossen, die Behandlung der allgemeinen Stimmung, besonders des noch von den letzten Strahlen durchschimmerten dämmerigen Hintergrundes, ganz vortrefflich. Wir empfehlen das Blatt unsern Lesern dringend; es ist keine Modearbeit, sondern eine Schöpfung, welche dem Künstler, wie dem Verleger zur Ehre gereicht.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in sechs Gesängen von Robert Hamerling. Illustrirt von Paul Thumann. Leipzig, Adolf Titze.

Daß sich auch in „Amor und Psyche" die große Begabung des österreichischen Dichters nicht verleugnet, bedarf nicht besonderen Beweises. Das Ganze jedoch kann nicht zu den Werken gerechnet werden, denen der Dichter künftig seine Stellung in der Geschichte der Poesie zu danken haben wird. Im Allgemeinen hat sich Hamerling an die Fassung gehalten, wie sie der Sage von der Antike gegeben worden ist. Aber die Stimmung, mit welcher er Alles umgeben hat, entbehrt den Schein der Echtheit, welchen wir heute nicht mehr leicht entbehren; es ist romantisirte Antike. Was in der naiven Fassung der Alten anmuthet, erhält durch die ausführliche Behandlung des modernen Dichters einen Zug von ungewollter Komik; so in dem Theile, wo Venus der Psyche drei Aufgaben stellt. (5. Ges. S. 99 ff.). Aber noch störender wirkt etwas Andres. Daß Hamerling als echter und gedankenreicher Dichter den Stoff werde zu vertiefen versuchen, war vorauszusehen. Es tritt das besonders in den ersten Gesängen in den Gesprächen zwischen Eros und Psyche klar hervor; hier wird Psyche zur symbolischen Gestalt und man empfindet auch voll den Gedanken, welcher ihr und der Verbindung mit Eros, der himmlischen Liebe zu Grunde liegt. Aber diese symbolische Idee wird oft durch realistische Einzelnheiten zu sehr verdunkelt, und unsre Phantasie schwankt, weil sie nicht weiß, wo die tiefere Bedeutung endet, und jener Realismus beginnt, welcher nur das ist, was er scheint. Die Illustrationen verrathen in jedem Strich ihren Urheber. Es sind im Ganzen 9 Vollbilder, 24 Textillustrationen und je 6 Initialen und Schlußzeichnungen. Auf verschiedenen Blättern ist der Zauber jungfräulicher Reinheit und unbewußten Reizes ganz vorzüglich getroffen, so Vollbild 2, 4, 6, 7 und auch die Textillustration S. 13. Vielleicht hätte der Typus des Gesichts strenger festgehalten werden können. Auch die Auffassung des Eros ist fein; jene der Venus besonders auf dem Vollbilde nach S. 94 gelungen, wenn auch ganz im Sinne moderner Empfindung. Man weiß, daß dem Künstler das Weiche, Liebenswürdige am besten gelingt, das ist auch hier der Fall. Am wenigsten befriedigt die Aufnahme Psyche's in den Olymp (Vollbild nach S. 138.) Die musterhafte Ausstattung versteht sich bei Titze von selbst.

A Hochzeit in die Berg. Dichtungen in oberbayrischer Mundart zu Hugo Kauffmann's Zeichnungen von Karl Stieler. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1882.

Ein kleines, aber köstliches Buch. Die Gedichte sind sehr nett und frisch, aber nicht in ihnen liegt der Hauptwerth dieser Gabe, sondern in den wahrhaft entzückenden Illustrationen. Es sind im Ganzen 25 Bildchen, welche theils Scenen einer Hochzeit, von der Werbung bis zum Schluß des Festes, theils Typen (Bräutigam, Braut, Musikanten ꝛc.) darstellen. Wer je in den bayrischen Alpen gelebt hat, wird an diesen lebensprühenden Bildern seine helle Freude haben; der Kunstkenner doppelt, denn die Arbeit ist in jeder Beziehung liebevoll und sorgsam. Besonders die Kniestücke der einzelnen Festtheilnehmer sind vorzüglich gezeichnet und voll feinen Humors.

Die Lieder des Pagen Cherubin. Illustrirt von Fritz Wichgraf. Berlin, Alex. Duncker. 1883.

Der Urheber der Lieder, welcher über ein frisches Talent verfügt, aber nicht zur eigentlichen „Gilde" zu gehören scheint, hat sich nicht genannt. Wichgraf, der Illustrator, ist ein noch junger Künstler; man merkt es an einzelnen Vorzeichnungen und Unsicherheiten. Aber daneben zeigt sich doch auch eine sehr frische Begabung in den hübschen Compositionen, denen es weder an innerer Anmuth, noch an äußerem Reiz fehlt.

In zweiter Auflage beginnt zu erscheinen:

Shakspeare-Gallerie. Sechs und dreißig Blätter in Stahlstich. Gezeichnet von Adamo, Hofmann, Makart, Pecht, Schwörer, A. u. H. Spieß. Mit Text von Fr. Pecht. Erste Lief.: Heinrich VIII. — Die lustigen Weiber von Windsor. — Der Kaufmann von Venedig. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Das Werk hat in der ersten Auflage einen so glänzenden Erfolg gehabt, daß zwei englische, eine schwedische und eine ungarische Ausgabe nothwendig geworden sind. Es genügt

daher, mitzutheilen, daß diese neue Auflage sowohl in zwölf Lieferungen, als auch vollständig bezogen werden kann.

Schatzkammer deutscher Illustratoren, enthaltend Original-Zeichnungen zu beliebten Dichtungen. Lief. 1—3. München, Adolf Ackermann.

Das Werk soll in Bänden zu je 20—25 Blättern zunächst eine Reihe besonders beliebter Dichtungen illustriren. Die vorliegenden drei Hefte bringen: Heft I u. II zehn in Lichtdrucken von Römmler und Jonas wiedergegebenen Tuschzeichnungen zu Wolff's „Rattenfänger" von Karl Karger — im Ganzen werden es 25 — und Heft 3: fünf Blätter in gleicher Technik von Karl Rickelt zu Wolff's „Wildem Jäger". Der kunstsinnige Verleger hat sich schon durch andre Werke auf diesem Gebiete Ruf erworben, so daß man den mit seinem Namen versehenen Verlagswerken mit günstigem Vorurtheil entgegentritt. Auch dieses Unternehmen erweckt gute Erwartungen.

Idylle aus der Vogelwelt. Achtzehn Originalzeichnungen von H. Giacomelli. Mit Gedichten von Jul. Sturm und Randzeichnungen von David Franz. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Die Bilder stellen in sehr anmuthiger Weise den Lebenslauf eines Vogelpaars dar: Werbung, Nestbau, das Treiben der Kleinen ꝛc. bis zum Tod. Die Auffassung geht, trotzdem der Zug der Menschenähnlichkeit stärker betont ist, von der Naturbeobachtung aus und entfaltet in Einzelnheiten reizende Laune. Die Gedichte sind sinnig, die Randzeichnungen fein, die Ausstattung splendid.

Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland von Dr. R. Grafen Stillfried-Alcántara und Prof. Dr. Bernh. Kugler. Illustr. von den ersten deutschen Künstlern. München, Friedr. Bruckmann.

Das Werk hat im reichsten Maße gehalten, was der Anfang versprochen hatte. Jener besonnene Freimuth, welchen wir schon hervorgehoben haben, zeigt sich auch in der Charakterisirung Friedrich Wilhelm's III. und in der Schilderung des Verhältnisses Fr. Wilhelm's IV. zur Bewegung von 1848. Die vorliegenden Hefte führen den Text bis zur Berufung des Grafen von Brandenburg und zur Auflösung des Parlaments. Der illustrative Schmuck ist musterhaft in jeder Beziehung; die Auswahl der Vorlagen beweist nicht nur gediegenen Geschmack, sondern auch eine große Kenntniß des vorhandenen Materials. Ein Theil der Illustrationen ist stets unmittelbar der geschilderten Zeit entnommen, andre Bilder sind Copien von Gemälden bedeutender Künstler. Man empfängt überall den Eindruck der Gediegenheit. Die Holzschnitte verdienen volles Lob. Die „Hohenzollern" sind in Wahrheit ein Prachtwerk und ein Ehrentitel des deutschen Verlags.

Geschichte der Kunst im Alterthum. (Aegypten — Assyrien · Persien — Kleinasien — Griechenland — Etrurien — Rom.) Von Georges Perrot und Charles Chipiez. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aegypten mit ungefähr 600 Abbildungen im Text. 4 farbigen und 15 schwarzen Tafeln. Bearbeitet von Dr. Richard Pietschmann. Mit einem Vorwort von Georg Ebers. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Der erste Band dieses bedeutsamen Werkes wird die ägyptische Kunst umfassen und in ungefähr 20 Lieferungen vollständig sein. Von diesen liegen bis jetzt fünf vor. Sie beweisen, daß eine Uebertragung des Werkes gerechtfertigt war und freudig willkommen geheißen werden darf. Geschichte, Untersuchung und ästhetische Kritik sind mit einander enge verknüpft, die Polemik bewegt sich in feinen Formen und abgemessenen Grenzen; was nicht direct zum Stoffe gehört, wird nur erwähnt, aber verführt nicht zu Abschweifungen; fest und klar treten die Hauptmächte hervor, welche den Volksgeist gebildet haben, und jede derselben wird auf den Einfluß hin untersucht, welchen sie auf die Kunst ausgeübt hat. Perrot betrachtet die Geschichte der morgenländischen Kunst hauptsächlich als Einleitung zur Kunstgeschichte von Hellas, in welcher das ganze, groß angelegte Werk gipfeln soll. — Es ist hier nicht möglich, einzelne kleine Einwürfe zu besprechen, noch weniger, das viele Schöne, Treffende und Neue hervorzuheben. Die Illustrationen bilden nicht nur einen Schmuck, sondern die nothwendige zweite Hälfte des Buchs. Das Werk den Fachmännern zu empfehlen, ist überflüssig: aber man darf alle Künstler, Freunde der Kunst, und gebildete Laien darauf hinweisen, es wird ihnen in vielen Dingen ein Verständniß erschließen, welches sie an keines andren Führers Hand ähnlich erreichen können.

Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen von Fischer, Forberg, Halm, Krauskopf, Kühn, Raab, Unger, Wörnle u. a. und mit zahlreichen Textillustrationen. Stuttgart, J. Engelhorn.

Die „Kunstschätze Italiens" versprechen eines der schönsten einheitlichsten Unternehmen zu werden, welche der deutsche Verlag in der Neuzeit hervorgebracht hat. Der Text beginnt mit Venedig und schildert den Typus der Kunst, schlicht, klar und verständlich. Die Holzschnitte sind nicht Clichés, sondern durchweg Originale, die Radirungen gehören zu den besten deutscher Künstler. Das erste Heft bringt von Palma vecchio „die heilige Barbara", radirt von Wörnle; Titian's „Madonna der Pesaros", rad. v. Kühn und das wuchtige Reiterstandbild des Colleoni, rad. v. Unger. Der coloristische Eindruck der Gemälde ist auf den zwei ersten Blättern ebenso vorzüglich wiedergegeben, wie die Kraft und Lebensenergie des plastischen Werkes auf dem dritten; die Abdrücke sind vorzüglich. Das Ganze wird in 25 Lief. mit 51 Radirungen vollständig und innerhalb eines Jahres beendigt sein. Daß die übrige Ausstattung durchaus gediegen ist, braucht man bei Werken aus diesem Verlag kaum mehr zu erwähnen. Ueber die ferneren Hefte werden wir seiner Zeit Bericht erstatten.

Von den Kostümwerken, welche wir 1880 und 1881 angezeigt haben, liegen vollendet vor:

Die Trachten der Völker, vom Beginn der Geschichte bis zum 19. Jahrh. von Alb. Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach. 2. Aufl. Leipzig, J. G. Bach.

Das Werk in seiner gegenwärtigen Gestalt

bedeutet einen großen Fortschritt der ersten Auflage gegenüber. Wir weisen auf das an dieser Stelle bereits früher Gesagte zurück und bemerken nur noch, daß sowohl die Behandlung des Textes wie der Bilder das Werk für Künstler, Theaterdirectoren, aber auch für Culturhistoriker zu einem sehr werthvollen Hilfsmittel macht. Daß es auch als schönes Geschenkbuch an richtiger Stelle verwendbar ist, erscheint selbstverständlich.

A. Racinet, Geschichte des Kostüms in 500 Tafeln in Gold-, Silber- und Farbendruck. Mit erläuterndem Text. Deutsche Ausgabe bearbeitet von Adolf Rosenberg. Berlin, E. Wasmuth. Lief. 2—7.

Das französische Werk übertrifft an Kunstwerth das oben genannte bei Weitem; die Ausführung der einzelnen Blätter ist prachtvoll und gediegen zugleich. Die größte Bedeutung erhält es dadurch, daß zu einer großen Zahl von Costümen Bilder und andre Werke der Kunst aus verschiedenen Zeiten zum Muster gedient haben und so durch unmittelbare Wiedergabe zeitgenössischer Quellen die Echtheit erhärtet wird. Die Umarbeitung des Textes verdient ganz besonderes Lob. Das Werk setzt von Seiten des Verlegers so große Kosten voraus, daß man wünschen muß, es möge in den Kreisen der Künstler und Kunstfreunde weite Verbreitung finden. Wir machen unsre Leser auf diese Publication, welche bleibenden Werth besitzt, aufmerksam.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie. Redigirt von Ludwig Eisenlohr und Carl Weigle, Architekten in Stuttgart. 12 Hefte. Stuttgart, J. Engelhorn. 1882.

Das für den Aufschwung der deutschen Kunstindustrie so wichtige Unternehmen hat unter der neuen Redaction die alte Stellung behauptet. Wenn auch vornehmlich für Architekten und Kunsthandwerker bestimmt, enthält die „Gewerbehalle" so viel Schönes, daß ihre Verbreitung in den Kreisen der Kunstfreunde zu wünschen wäre. Sie vertritt vor allem die gesunde Renaissance in ihren verschiedenen nationalen Erscheinungsweisen und macht der Coquetterie mit dem Zopf, welche leider ziemlich viel bemerkbar wird, keine Zugeständnisse. Die Blätter, zum Theil farbig, sind tadellos ausgeführt.

Ueberreich ist der Weihnachtstisch mit Reisewerken versehen. Es wäre zu wünschen, daß der deutsche Verlag dieses Gebiet wieder verlasse. Nach den Prachtwerken „Italien", „Schweiz", „Spanien" und „Aegypten" ist strenge genommen keines erschienen, welches künstlerisch von Bedeutung wäre, die späteren Productionen zeigen bereits ein zum Theil handwerksmäßiges Gepräge.

Unter den neuen Erscheinungen ragen hervor:

Bilder aus der Altmark von Hermann Dietrichs und Ludolf Parisius. Hamburg, J. F. Richter.

Es liegen 5 Lieferungen vor, im Ganzen sollen es 12 werden. Verfasser des Textes ist der bekannte Abgeordnete, ein tüchtiger Kenner seiner Heimath; einige Abschnitte hat Oscar Schwebel geliefert. Der Berichterstatter ist von der lebendigen Schilderung auf das Angenehmste berührt worden; Vergangenheit und Gegenwart, Natur, Geschichte und Cultur finden gleicherweise Berücksichtigung. Es entrollen sich die Schicksale der Städte, der Ortschaften und Geschlechter, welche in der Geschichte der Altmark eine Rolle spielen, interessante sittengeschichtliche Ereignisse werden eingehend behandelt, das Geschick von Klöstern und Lehranstalten fesselnd ausgeführt. Sehr hübsch ist der Abschnitt über das Gymnasium von Salzwedel (S. 196 ff.). Die Bilder hat H. Dietrichs gezeichnet; sie wirken durch schlichte Wahrheit wohlthuend.

Nordlandsfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Lief. 16 bis Schluß Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Der Mangel an Einheitlichkeit, welchen wir anfangs empfunden haben, ist geschwunden; trotzdem die Individualitäten der Verfasser, Francis Broemel, Hans Hoffmann — den unsre Leser als feinbegabten Novellisten kennen gelernt haben — Adolf Rosenberg, Prof. A. Brennecke ꝛc. sich scharf von einander unterscheiden, ist die Ausführung doch stets von verwandten Gesichtspunkten aus geschehen, so daß der innere Zusammenhang der einzelnen Auffassungen immer mehr hervortritt. Von besonderem Interesse ist der Theil, in welchem Prof. Brennecke die geschichtlich merkwürdigen Schloßbauten Altenglands, dann das Eton College und die Hochschulen von Oxford und Cambridge darstellt. Für uns fesselnd ist auch das Bild, welches gelegentlich der Schilderung von Windsor von der Jugendzeit unsrer Kronprinzessin gegeben wird; einzelne sehr liebenswürdige Züge sind privaten Mittheilungen entnommen. Als ein Besucher des Schlosses sich zufälligerweise in den Corridoren des Schlosses verirrt hatte und nicht mehr wußte, wo ein und aus, traf ihn Prinzessin „Vicky" und sagte auf das Zimmer der Königin weisend: „Komm nur hinein! Es ist ja nur die Mama darinnen! die thut nichts!" —

Rom in Wort und Bild von Rudolf Kleinpaul. Lief. 9—26. Leipzig, H. Schmidt und C. Günther.

Es freut uns, daß wir die Empfehlung, welche wir dem Werk im vorigen Jahr mit auf den Weg gegeben haben, bestätigen können. Der Verfasser zeigt sich durchaus bewandert in der alten und neueren Geschichte Roms; er hat nicht nur Bücher, sondern die Stadt selbst studirt; Autopsie ist die Quelle, aus welcher er schöpft. Die Illustrationen rühren fast alle von ausländischen Zeichnern und Holzschneidern her; manche derselben sind uns schon in fremden Werken begegnet.

Nicht das gleiche Lob wie dem Werk über Rom können wir einer zweiten Publication desselben Verlags spenden:

Griechenland in Wort und Bild. Eine Schilderung des hellenischen Königreichs von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit ca. 200 Illustr. Leipzig, Schmidt und Günther.

Man verlangt ja zwar nicht gerade viel von dem Texte derartiger Werke, welche leider! — als „Einrichtungsgegenstände" des modernen Salons betrachtet werden. Man liest sie kaum dann, wenn als Autor irgend ein hervorragender Schriftsteller genannt ist. Dennoch darf die ernstere Kritik verlangen, daß auch hier der Verfasser seinen Stoff nicht nur compilire, sondern denselben beherrsche und sich eines gebildeten

Stils befleißte. Herr von Schweiger kommt keiner dieser Forderungen nach. Er compilirt, aber ohne jede Kritik, ohne Mitthätigkeit des eigenen Wissens, und, wie es scheint, ohne das Land aus eigener Anschauung zu kennen. — Den schärfsten Tadel verdient die oft unglaublich vernachlässigte Sprache. Einige Beispiele zum Beweis: (S. 75) „die Stadt aber blieb verödet, denn die Bewohnerschaft war theils nach Sparta — — übergesiedelt, theils erweiterten sie die in der Tiefe gelegenen Vorstädte zu einer respectablen Niederlassung, die sie auch heute noch ist". (77): „Aber auch Wohnstätten gibt es hier, wie einzelne Felder darthun". (103): „Linker Hand öffnet sich die felsige — — Thalschlucht des Gortynios, die sich — — — in den Alpheios ergießt". (413): „Was die olympischen Spiele an sich anbelangt, so weiß man, daß ihre Gründung in uralte Mythen hinaufreicht und in Beziehung mit Heroen, wie Pelops und Herakles, gebracht werden". Von derartigen schülerhaften Wendungen und Schnitzern wimmelt der Text. Die Illustrationen, an sich gut, wenn auch nicht eigens für diesen Text gemacht, stehen oft ganz für sich da, man sucht eine Erklärung entweder ganz umsonst, oder findet zu einem interessanten Bilde eine ganz dürftige Notiz. Man fühlt und sieht, daß dieses Prachtwerk nicht einheitlich durchgearbeitet ist; es kann nur als Bilderbuch bezeichnet werden, hätte aber sicherlich mehr sein können als das.

Palästina, herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe. Lief. 7—20. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Der Text dieses Werkes ist musterhaft; hier gehen Gelehrsamkeit und schriftstellerische Bildung Hand in Hand; und vor allem: der Zusammenhang von Vergangenheit und Gegenwart geht an keiner Stelle verloren. Mit steigender Theilnahme verfolgt man die Darstellung, welche gründlich, aber nie trocken das geschichtliche und kritische Element mit Schilderungen von Land und Leuten lebendig und belebend zu verbinden weiß. Es ist nicht möglich, irgend einen Theil der vorliegenden Fortsetzung besonders hervorzuheben, denn Alles fesselt in gleichem Maße. Weniger befriedigend sind die Illustrationen. Wohl finden sich einzelne, denen man das Beiwort „vorzüglich" nicht vorenthalten kann, deren Schnitt ebenso klar wie scharf ist; besonders ragen die Bilder hervor, welche von Palmer, Meeder und Badoureau geschnitten sind; aber daneben finden sich doch sehr viele, deren Technik in ihrer Kleinlichkeit einen fast kindischen Eindruck macht. Dennoch wird das Werk seinen Werth behalten, der aber diesmal zum größeren Theil auf dem Texte beruht.

Marokko von Edm. de Amicis, deutsch von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 265 Original-Illustrationen. Wien, Pest, Leipzig. Hartleben. 1883.

Hier tritt der Gegensatz ein: Der Hauptwerth liegt in den vorzüglichen, lebensprühenden Illustrationen von Ussi und Biseo. Diese beiden Maler und Amicis, einer der Modeschriftsteller des gegenwärtigen Italiens, hatten die Gesandtschaft begleitet, welche von der italienischen Regierung nach Marokko geschickt worden war. Amicis verfaßte dann eine sehr ansprechende, im besten Italienisch verfaßte Schilderung der Fahrt. Herr von Schweiger hat das Original ziemlich stark umgearbeitet, aus anderen Quellen — auch aus Pietsch's Beschreibung der deutschen Gesandtschaftsreise — Einschiebsel gemacht und zwei Capitel angefügt „Süd-Marokko" und „der Marokkanische Krieg 1860". Eine gute schlichte Uebertragung des Originals wäre werthvoller gewesen. Die Illustrationen sind fast ausnahmslos vortrefflich. Der realistische Zug der modernen italienischen Kunst, nicht selten auf Gemälden störend, hat hier seine volle Berechtigung. Besonders unter den Einzelfiguren sind viele vorzüglich gezeichnet, so „Selam" (101), „Mohammed Ducali" (104), „Gouverneur Abdallah" (173), „der Maure Schelall" (203) ꝛc.

Abgeschlossen liegt vor:

Ein Spaziergang um die Welt von Alexander Freih. von Hübner. 33.—39. Lief. Leipzig, Schmidt und Günther.

Das von uns schon sehr warm empfohlene Werk ist sich bis zum Schluß in jeder Beziehung gleich geblieben. Der Text setzt die Darstellung von China fort und schildert zunächst die Christenmorde in Tientsin (1870). Von Hongkong aus ging die Tour über Se-non und Kanton nach Makao; das Ende des Buchs zeigt den Verfasser wieder auf europäischem Boden. Die Illustrationen sind ganz vortrefflich; als besonderer Schmuck ist dem Werke ein Bildniß von Hübner nach einem Gemälde von Carl Blaas beigegeben.

Besonders für die erwachsene Jugend zu empfehlen sind:

Fremde Völker von Richard Oberländer. Lief. 1—16. Leipzig und Wien, J. Klinkhardt.

Der Verfasser hat sich durch verschiedene Popularisirungen von Reisewerken und verwandten Schriften, wie durch selbständige Arbeit bekannt gemacht. Die Kenntniß der Quellen, zum Theil auch eigene Reisen — so in Australien — befähigten ihn zu einer volksthümlichen Schilderung des Lebens und Treibens fremder Völkerschaften. Die Darstellung ist recht gewandt; besondere Anerkennung verdient, daß der Autor, wo er es vermochte, bei Chinesen, bei Negerstämmen und Indianern, Stammessagen und religiös gefärbte Mythen mittheilt, die nicht selten sehr merkwürdig sind. Ebenso dankenswerth ist die Wiedergabe von Gesängen wilder Völker. — Die Illustrationen — keine Originale — sind zum Theil recht gut, aber von allen Seiten entlehnt — mehrere kennen wir aus Hübner's Spaziergang, dort ist S. 417 eine Illustration als „der Tempel der fünfhundert Götter in Kanton" bezeichnet, bei Oberländer findet sich S. 46 dasselbe Bild als „Haupthalle einer Pagode", und was das Schlimmste ist: die Beschreibung, welche Oberländer von der Halle gibt — auf derselben Seite — hat mit der Illustration gar nichts zu thun. Dieses Beispiel mag genügen, um zu zeigen, daß die Illustrirung von Seite des Verlags nicht durchdacht ist.

ξ. **Leid und Lied.** Von Friedrich Rückert. Neue Ausgabe. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1881.

Unter diesem Titel treten die 1872 aus dem Nachlaß des Dichters herausgegebenen „Kindertodtenlieder" wieder vor das deutsche Volk. Das Buch gehört zu den intimsten Schöpfungen unserer Poesie. Der Dichter hat sie nach dem Verlust zweier lieber Kinder, seiner jüngsten, im Jahre 1834 für sich selbst geschrieben, ohne den Gedanken zu hegen, diese Zeugen seines Schmerzes und seiner Hoffnungen, seiner Leiden und der festen gläubigen Zuversicht zu veröffentlichen. Gerade dadurch aber erhalten sie eine höhere Weihe, eine tiefergreifende Innigkeit; es liegt etwas unendlich Tröstendes in dem allgemeinen Gedankengange dieser Lieder, welche sich vom individuellen Schmerzgefühl zu reinen Höhen aufschwingen und in einem echten, tiefempfundenen Glauben Trost und Stärke geben. Das Buch verdient Hausfreund der deutschen Familie zu werden. Die Ausstattung ist geschmackvoll.

ξ. **Neue Gedichte** von Ernst Scherenberg. Leipzig, Ernst Keil. 1882.

Das bescheidene, aber inhaltreiche Bändchen, welches wir den Lesern anzeigen, besteht aus fünf Abtheilungen: Stimmungen. In der Krankheit. Sprüche und Sinngedichte. Vermischte Gedichte. Zeitgedichte 1874—1882. Nicht ohne ein leises Gefühl von Wehmuth haben wir die ersten drei Theile gelesen; es zieht durch sie wie herbstliches Rauschen; in ergreifenden Tönen spricht zu dem Leser ein Dichter, welcher viel erkämpft, aber noch viel mehr gekämpft hat; besonders das schöne Gedicht „Um meiner Lieben willen" (S. 19) läßt uns einen tiefen Einblick in das innere Leben und die Seele des Dichters thun. Als Gegensatz zu diesen durch ihre Schlichtheit fesselnden Liedern spricht sich mannhaftes, echtes Vaterlandsgefühl in den Zeitgedichten aus; man empfindet überall das Wahre und Echte dieser Liebe zu Deutschland heraus. Wir empfehlen diese „Neuen Gedichte" unsern Lesern auf das Wärmste; sie werden ihnen den Dichter noch lieber machen, als er es schon so vielen ist.

ξ. **Hochzeitsalbum.** Wittenberg, R. Herrosé.

In sehr geschmackvoller Ausstattung liegt uns ein „Hochzeitsalbum" vor, welches die Bestimmung hat, jungen Ehepaaren zur Erinnerung an „des Lebens schönste Feier" zu dienen. Das erste Blatt enthält die Widmung, der sich eine kleine aber sinnig gewählte Auswahl von Gedichten und Sprüchen anschließt. Dann folgen in mehreren Abtheilungen leere Blätter, zu Einzeichnungen der Gäste, der Freunde und verschiedener Gedenktage der Familie. Der Eindruck des sehr hübsch gebundenen Buches ist äußerst gefällig, der Zweck ein sinniger: wir dürfen es als Gelegenheitsgeschenk bestens empfehlen.

ϱ. **Unser Jahrhundert.** Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit von Otto v. Leixner. Mit Illustrationen. Zwei Bände. Stuttgart, J. Engelhorn. 1882.

Mit Ausgabe des fünften Buches (Uebersicht von 1864—1880) ist das treffliche Werk vollendet, von welchem wir, während seines Erscheinens, wiederholt mit verdienter Anerkennung gesprochen haben. Was dasselbe von Anfang bis Ende charakterisiert, ist die Gewissenhaftigkeit des Verfassers; eines Mannes, der, im Ringen mit seinem ungeheuren Stoffe gestählt und gewachsen, die Schranken alles menschlichen Wissens erkannt hat und nicht mehr zu bieten vorgibt, als er in der Wirklichkeit bietet. „Es glaube Niemand, aus meinem Buch eine volle Kenntniß irgend eines Wissenszweiges schöpfen zu können", sagt er; „nur einzelne der wichtigen Hauptgedanken konnten in ihrer Entwickelung und ihrem Zusammenhange verfolgt werden." Das Ziel aber, welches der Verf. vor Allem angestrebt und, soweit unser Urtheil geht, erreicht hat, liegt auf einem anderen Gebiet: auf das sittliche Bewußtsein seiner Leser hat er wirken, ihnen in der Darstellung unserer modernen Entwickelung zeigen wollen, daß es nach der bewunderungswürdigen intellectuellen Arbeit unseres Jahrhunderts, und in der unerschütterlichen Festhaltung ihrer Resultate, nunmehr der moralischen Arbeit bedarf, um unser nationales Leben in das von allen Seiten vermißte Gleichgewicht zu bringen. Auf dieser Grundanschauung beruht das Werk und sie wenigstens ist consequent durchgeführt worden, wenn auch sonst Mängel hervortreten mögen, welche durch den Plan selber bedingt waren. Denn kein Einzelner wird sich einbilden, die ganze Fülle der Erscheinungen bemeistern zu können. Aber mit redlichem Bemühen hat der Verfasser sich bestrebt, seinem großen Gegenstande gerecht zu werden, und nicht nur wird man überall seine reinen Absichten erkennen: man wird ihm auch zugestehen müssen, daß er eine Schilderung des Jahrhunderts gegeben hat, in welcher kein wesentlicher Zug desselben fehlt und welche, von den gesundesten Principien ausgehend, nicht anders als bildend und veredelnd wirken kann. Und das ist gewiß das größte Lob, welches einem solchen Werke gespendet werden mag.

ϱ. **Meyer's Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens** mit technologischen und wissenschaftlichen Abbildungen und vielen Karten der Astronomie, Geographie, Geognosie, Statistik und Geschichte. Dritte Auflage. 1.—4. Lieferung. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1882.

Mit aufrichtigem Vergnügen zeigen wir das Erscheinen einer neuen, der dritten, Auflage dieses ausgezeichneten Werkes an, welchem an gedrängter Kürze, Vollständigkeit und zweckmäßiger Einrichtung für den Handgebrauch kein anderes gleichkommt. Ein Schatz zuverlässiger und für das nächste Bedürfniß ausreichender Informationen ist in diesen beiden Bänden enthalten; wer sich einmal an sie gewöhnt hat, würde sie nicht mehr vermissen mögen und wer sie noch nicht kennt, wird uns Dank wissen, daß wir ihn nachdrücklich darauf verwiesen haben. „Meyer's Handlexikon" ist eines von den Büchern, welches wirklich in keinem gebildeten Hause fehlen sollte: und es ist unnöthig hinzuzufügen, daß diese dritte Auflage mit der Zeit gleichen Schritt gehalten und Alles berücksichtigt hat, was seit Ausgabe der zweiten (1875) auf dem weiten Gebiete des öffentlichen Lebens, der Wissenschaft, Literatur, Kunst, Technik ꝛc. sich zugetragen. Der Preis ist im Verhältniß zu dem Gebotenen äußerst wohlfeil und das Ganze wird in 40 Lieferungen vollständig sein.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. November zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aeschylos. — Aeschylos Tragödien. Deutsche Nachdichtung von Oswald Marbach. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1883.

Aga. — Die Sklaven. Trauerspiel in fünf Acten von Gottfried Aga Halle, E. M Pfeffer (R. Stricker). 1883.

Berg. — Das Buch der Bücher Aphorismen der Welt-Literatur. Gesammelt und geordnet von Egon Berg. I. Bd.: Herz und Natur II. Bd.: Geist und Welt. Wien u. Teschen, Karl Prochaska's Verlag.

Berliner A. B. C. Alphabetisches Eisenbahn-Kursbuch nach amtlichen Quellen bearbeitet im Kursbureau von Brasch & Rothenstein. Berlin, Verlag der Centralbuchhandlung.

Biller. — Ulli. Geschichte eines unerzogenen Mädchens von E. Biller. Leipzig, Carl Reißner. 1882.

Bosc. — Dictionnaire de l'art, de la curiosité et du bibelot. Par Ernest Bosc, Architecte. Paris, Librairie de Firmin-Didot et Comp. 1883.

Braid. — Der Hypnotismus. Ausgew. Schriften von J. Braid. Deutsch herausgegeben von W. Preyer. Berlin, Gebrüder Paetel. 1882.

Bunge. — Deutsche Samariterinnen. Frauenbilder von Rudolf Bunge. Mit acht Portraits. Leipzig, Carl Reißner. 1883.

Bußler. — Geschichte der Musik. Sechs Vorträge über die fortschreitende Entwicklung der Musik in der Geschichte von Ludwig Bußler. Berlin, Carl Habel. 1882.

Bußler. — Partitur-Studium. Modulation der klassischen Meister an zahlreichen Beispielen von Bach, Mozart, Beethoven, Schubert, Wagner u. A., erläutert von Ludwig Bußler. Berlin, Carl Habel. 1882.

Canalisation, Die, und die Rieselfelder oder Die Schraube ohne Ende. Eine Studie für Stadtverordnete von einem Berliner Steuerzahler. Berlin, R. Pohl's Verlag. 1882.

Carlsen. — Erzählungen von Egbert Carlsen. I. Bd.: Ein Stadtjunker von Braunschweig. Erzählung aus dem 14. Jahrhundert II Bd Degen und Palette. Roman aus Bayern's Vergangenheit. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1883.

Clement. — König Ludwig XI. von Frankreich. Trauerspiel in fünf Acten von Lothar Clement. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.

Dahn. — Felicitas. Historischer Roman aus der Völkerwanderung von Felix Dahn. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1882.

Deutsche Bühne, die, deren geschichtliche Entwickelung in Bild und Wort dargestellt von einem Weimaraner. Dresden, Verlag von Wilhelm Streit. 1882.

Dies irae. Erinnerungen eines französischen Officiers an die Tage von Sedan. Stuttgart, Carl Krabbe. 1882.

Dioskuren, die. Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie. Zwölfter Jahrgang. Der Reinertrag ist dem Fonde zur Errichtung einer höheren Töchterschule gewidmet. Wien, In Commission der k. k. Hof- u. Staatsdruckerei. 1883.

Erckmann-Chatrian. — Ausgewählte Werke von Erckmann-Chatrian. Autorisirte Uebersetzung. Eingeleitet und zusammengestellt von Ludwig Pfau. Lfg. 19—24. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshandlung. 1882.

Fastenrath. — Im Schooße des Todes. Drama in 3 Acten nach dem Spanischen des Don José Echegaray von Dr. Johann Fastenrath. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1882.

Freiligrath-Kroeker. — Alice thro' the Looking-Glass. And other fairy plays for children. By Kathe Freiligrath-Kroeker. London, W. Swan Sonnenschein and Co.

Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen. Band I. Geschichte der französischen Litteratur von Eduard Engel. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1883.

Glaser. — Savonarola. Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Blütezeit der Renaissance zu Florenz und in der ewigen Stadt von Dr. Adolf Glaser. Leipzig, Otto Spamer.

Goldammer. — Das Buch vom Kinde. Das Kind in den drei ersten Lebensjahren. Ein Buch für Mütter. Von Hermann Goldammer. Lfg. 1—2. Berlin, Carl Habel. 1882.

Goldschmidt. — Ueber die Zukunft und Berechtigung des Judenthums. Von Dr. J. Goldschmidt. Neuwied, Heuser's Verlag. 1883.

Goldschmidt. — Russische Märchen von Wilhelm Goldschmidt. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1883.

Grosse. — Gedichte von Julius Grosse. In neuer, durchgesehener und vermehrter Auswahl, mit einer Zuschrift von Paul Heyse. Berlin, G. Grote. 1882

Hartmann-Plön. — Herodias. Roman in 3 Bänden von Carl Hartmann-Plön. Heide, Druck und Verlag von F. Bauly. 1882

Hartner. — Versuche und Erfolge. Eine Erzählung für junge Mädchen. Von Eva Hartner. Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1882

Heimgarten. — Eine Monatsschrift, gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. VII Jahrg. Heft 2. Graz, Leykam-Josefsthal.

Hellwald. — Naturgeschichte des Menschen Von Friedrich von Hellwald. Lfg. 18—23. Stuttgart, W. Spemann. 1882.

Hilti. — Der alte Derfflinger und seine Dragoner. Lebensbilder aus den Tagen der Franzosenkriege von Rathenow, Fehrbellin und Stettin. Von Georg Hiltl. 3 Aufl. Leipzig, Otto Spamer. 1883.

Holitscher. — Im Banne Fortuna's. Eine Erzählung von Ph. Holitscher. Budapest, C. Grill. 1883.

Huber. — Im Socialistenstaat. Schauspiel in drei Aufzügen von Adolf Huber. Achern, K. Bott'sche Buchdruckerei. 1882.

Ilwolf. — Tauschhandel und Geldsurrogate in alter und neuer Zeit. Von Franz Ilwolf. Graz, Leuschner und Lubensky. 1882.

Jensen. — Aus stiller Zeit Novellen von Wilhelm Jensen. Zweiter Band. Berlin, Gebrüder Paetel. 1882.

Jugend, Deutsche. — Illustrirte Jugend- und Familienbibliothek. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. 20. Band Leipzig, Verlag von Alphons Dürr

Junghans. — In sternenheller Sommernacht. Märchen von Emil Junghans. Frankfurt a. M., Heinrich Grobel 1883

Juncker. — Schleier der Maja. Roman von E. Juncker. 4 Bände Berlin, Gebrüder Paetel 1883.

Kaden. — Pompejanische Novellen und andere von Waldemar Kaden. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1882.

Kaemmel. — Geschichte des deutschen Schulwesens im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit. Von Prof. H. J. Kaemmel Aus seinem Nachlass herausg. von Prof. Dr. Otto Kaemmel. Leipzig, Duncker & Humblot. 1882.

Kauffmann-Stieler. — In der Sommerfrisch'. Federzeichnungen von Hugo Kauffmann, mit Gedichten in oberbayerischer Mundart von Karl Stieler. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1883.

Keller. — Ein Apostel der Wiedertäufer. Von Emil Keller. Leipzig, S. Hirzel. 1882.

Kern. — Drei Charakterbilder aus Goethe's Faust. Faust, Gretchen, Wagner. Von Franz Kern. Oldenburg, Ferdinand Schmidt 1882.

Lang. — Ruinenschloß. Eine Geschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Paul Lang. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1882.

Leixner. — Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen. Das Schriftthum der altorientalischen und altklassischen, sowie der neueren Völker. II. Band. Die Literatur der Spanier, Portugiesen, Rumänen, Engländer, Nordamerikaner, Skandinavier, Niederländer, Slaven, Ungarn und Neu-Griechen. Mit 115 Text-Illustr. 2c. Leipzig, Otto Spamer 1883.

Leixner. — Die beiden Marien, und andere Novellen von Otto von Leixner. Berlin, Otto Janke. 1882.

Letang. — Dem Manne ist Alles erlaubt. Schauspiel in vier Aufzügen von Anna Baronin Letang. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1882.

Liszt. — Gesammelte Schriften von Franz Liszt. Bd. V. Streifzüge. Kritische, polemische und zeithistorische Essays. Deutsch bearbeitet von L. Ramann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.

Literaturdenkmale, Deutsche. — Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Richard Seuffert. Band VII. Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahr 1772. Erste Hälfte. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1882.

Lübke. — Geschichte der Renaissance in Deutschland von Wilhelm Lübke. Zweite, verb. u. verm. Auflage. 9. und 10. Lfg. Stuttgart, Ebner & Seubert. 1872.

Lützow. — Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen und zahlreichen Textillustrationen. 1. Lfg. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn.

Mainländer. — Die Philosophie der Erlösung. Von Philipp Mainländer. Zweiter Band, 1. Lfg. Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 1882

Mara. — Musikalische Studienköpfe von La Mara. 5. Band: Die Frauen im Tonleben der Gegenwart. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Marie. — Im Stillen. Schilderungen vom heimischen Herd. Von Marie. Aus dem Norwegischen von O. Gleiss. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1882.

Meinardus. — Mozart. Ein Künstlerleben dargestellt von Ludwig Meinardus. Mit zwei Porträts in Stahlstich. Berlin und Leipzig, Verlag von J. Guttentag. 1883.

Milow. — Gedichte von Stephan Milow. Neu durchgesehene und beträchtlich vermehrte Gesammtausgabe. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1882.

Müller-Amorbach. — Der Dürrbacher Mostgeist. Ein Würzburger Weinmärchen von Wilhelm Müller-Amorbach. Würzburg, Stahel'sche Buchhandlung. 1882.

Musikalisches Künstler-Album. — Vierzehn Original-Compositionen von Kammerlander, Kleffel, Lachner, Prestele, Rheinberger, Wüllner, und Zeichnungen von Freytag, Traub und Zehme. Augsburg, B. Schmidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Muyden-Frauberger. — Die Erfindungen der neuesten Zeit. Zwanzig Jahre industrieller Fortschritte im Zeitalter der Weltausstellungen. Mit Rücksicht auf Patentwesen und Kunst-Industrie. Unter Mitwirkung von Ingenieuren des kaiserl. Patentamtes herausgegeben von Dr. G. van Muyden und Heinrich Frauberger. Reich illustrirt. Leipzig, Otto Spamer. 1883.

Naumann. — Illustrirte Musikgeschichte. Die Entwickelung der Tonkunst aus den frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von Emil Naumann. Lfg. 14—18. Stuttgart, W. Spemann. 1882.

Norrenberg. — Allgemeine Literaturgeschichte von Dr. Peter Norrenberg. II. Bd. Lfg. 5—6. Münster, Adolf Russell's Verlag. 1882.

Ompteda. — Der Anfänger. Eine Geschichte aus der Gegenwart von Ludwig Freiherrn von Ompteda. Leipzig, Georg Böhme. 1883.

Ompteda. — Aus England. Neue Bilder aus dem Leben in England von Ludwig Freiherrn von Ompteda. (Bd. 2 der VII. Serie des Allg. Vereins f. deutsche Literatur.) Berlin, A. Hofmann & Comp. 1882.

Peschier. — Esaias Tegnér. Sein Leben und Dichten mit einem Blüthenkranz aus seinen lyrischen Gedichten. Festgabe zu dem hundertjährigen Jubiläum des Dichters der Frithjoffage von Eugène Peschier. Lahr, Moritz Schauenburg. 1882.

Petersen-Studnitz. — Hvad danske Industridivende forlange af Staten. En Oversigt af Aleksis Petersen-Studnitz. Kjobenhavn, Nielsen & Lydiche. 1882.

Pieper. — Briefe aus Italien von Dr. W. Pieper. Hannover, Selbstverlag des Verfassers. 1882.

Pilz. — Der Geist der Freimaurerei in Erzählungen, Biographien, Licht- und Schattenbildern, Abhandlungen, Reden u. Gedichten von Br. Carl Pilz. Leipzig, Bruno Zechel. 1882.

Pohl. — Gedichte von Richard Pohl. Zweite Aufl. Baden-Baden, Emil Sommermeyer. 1883.

Preyer. — Hunyady Laßlo. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Johann R. Preyer. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1882.

Proelß. — Dolce far niente. Hochzeitsreisebriefe von südwärts der Gotthardbahn. Von Johannes Proelß. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1882.

Redwitz. — Ein deutsches Hausbuch. Von Oscar von Redwitz. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1883.

Rehmke. — Der Pessimismus und die Sittenlehre. Eine Untersuchung von Johannes Rehmke. Leipzig, Julius Klinkhardt. 1882.

Reichensperger. — Erlebnisse eines alten Parlamentariers im Revolutionsjahre 1848. Von Peter Reichensperger. Berlin, Julius Springer. 1882.

Riecke. — Pythagoras. Zeit- und Lebensbild aus dem alten Griechenland. Der studierenden Jugend gewidmet von Dr. Adolf Riecke. Mit 50 Text-Abbild. ꝛc. Leipzig, Otto Spamer. 1883.

Röber. — Marionetten. Eine Novelle von Friedrich Röber. Iserlohn, Verlag von Bädecker.

Rumpelt. — Bruchsteine zum Bau. Zusammengetragen zum Gebrauche für Zünftige und Unzünftige von E. A. F. Rumpelt, gen. Emil Walther. Leipzig, Bruno Zechel. 1882.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVII. Serie. Heft 400. Die neuesten Entdeckungen auf dem Planeten Mars. Von Dr. F. Hoffmann. Heft 401. Livius und die römische Plebs. Ein Bild römischer Geschichtsschreibung. Von Dr. E. Heidenreich. Berlin, Carl Habel.

Schack. — Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich von Schack. In sechs Bänden. I. Bd. 1. Lfg. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandl. 1882.

Scheffel. — Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein von Joseph Victor von Scheffel. Einhunderfte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1882.

Schönaich-Carolath. — Dichtungen von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1883.

Schrammen. — Alldeutschland. Bilder aus der Götter- und Helden-Sage, aus der Geschichte und Kulturentwicklung des deutschen Volkes. Von Johannes Schrammen. Zweite Lfg. Köln, Ed. Heinr. Mayer. 1882.

Schwab. — Gustav Schwab's Gedichte. Gesichtete und neuvermehrte Ausgabe mit einer biographischen Einleitung von Gotthold Klee. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1882.

Schwarcz. — Die Demokratie. Von Julius Schwarcz. Des ersten Bandes zweite Hälfte. Erste bis vierte Abtheilung. Leipzig, Duncker & Humblot. 1878—82.

Schwebel. — Deutsches Bürgerthum. Von seinen Anfängen bis zum Jahre 1808, dargestellt von Oscar Schwebel. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandl. 1883.

Schwizer-Dütsch. — Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. Heft 11. Aus dem Kanton Solothurn. 1. Heft. Heft 12. Aus dem Kanton Bern. 2. Heft. Gesammelt und herausgeg. von Prof. O. Sutermeister. Zürich, Verlag von Orell Füssli & Comp. 1882.

Spamer's Neue Volksbücher. Bd. 8. Der Erbonkel. Characterbilder aus einer kleinen Stadt. Von Ernst von Waldow. Bd. 16. Der Sohn des Schwarzwaldes. Johann Peter Hebel und der rheinische Hausfreund. Von Franz Otto. Bd. 20. Das verschwundene Document. Volksthümliche Erzählung von Adolf Glaser. Bd. 30. Poetisches Vaterlandsbuch. Herausgegeben von Johannes Meyer. 2. Bd. Bd. 44. Die Boers und ihre Selbständigkeitskämpfe. Bilder u. Schilderungen aus Südafrika. Von M. O. Mohl. Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

Springer, — Statistisches Handbuch für Kunst und Kunstgewerbe im deutschen Reich 1881. Herausgegeben von Rudolf Springer. Berlin, Waidmann'sche Buchhandlung. 1881.

Stieler. — Wanderzeit. Ein Liederbuch von Karl Stieler. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1882.

Stieler-Kauffmann. — A Hochzeit in die Berg. Illustrationen von Hugo Kauffmann, Dichtungen von Karl Stieler. Stuttgart, Verlag von A. Bonz & Comp. 1882.

Storck. — Gedichte von Friedrich Storck. Erneuerte Ausgabe. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1883.

Suttner. — Inventarium einer Seele. Von B. von Suttner. (B. Oulot.) Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1883.

Tangermann. — Das liberale Princip in seiner ethischen Bedeutung für Staat und Kirche, Wissenschaft und Leben. Von Dr. W. Tangermann. (Victor Granella.) Köln, Ed. H. Mayer. 1883.

Taubert. — König Röther. Von Emil Taubert. Berlin, Walther und Apolant. 1883.

Tegnér. — Esaias Tegnér's lyrische Gedichte. Herausgegeben zum 100jährigen Geburtstag des Dichters und übersetzt von Gottfried von Leinburg. 2 Theile. Leipzig, Oscar Leiner.

Voß. — Lieder von Max Voß. Berlin, Commissionsverlag von Eugen Grosser. 1883.

Voß. — Pater Modestus. Schauspiel in fünf Acten von Richard Voß. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1883.

Wanieck. — Immanuel Phra und sein Einfluß auf die deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Mit Benutzung ungedruckter Quellen. Von Dr. Gustav Wanieck. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.

Weitbrecht. — Verirrte Leute. Sechs Novellen von Carl Weitbrecht. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1882.

Weltpost. — Blätter für deutsche Auswanderung, Kolonisation und Weltverkehr. Herausgegeben von Richard Lesser. II. Jahrg. 15. Hft. Leipzig, Weltpost-Verlag.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Zum **Probe-Abonnement** geeignet.

Die soeben erschienenen *Memoiren*

des Kais. Kön. Ober-Hof- und Ausstattungs-Rath *Stieber* [199]

aus seinen hinterlassenen Papieren bearbeitet,

durch welche **zum ersten Male dem größeren Publikum interessante Einblicke in die Geheim-Geschichte der letzten Decennien** gewährt werden, erscheinen gegenwärtig neben dem spannenden Roman von **Bald. Moellhausen**: **„Der Haushofmeister" ausschließlich** im täglichen **Feuilleton** des:

Berliner Tageblatt.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten wird der bis zum 1. December abgedruckte Theil des Feuilletons gegen Einsendung der Post-Quittung **gratis u. franco** nachgeliefert.

Die sonstige Reichhaltigkeit und die Gediegenheit des Inhalts, denen dasselbe seine großen Erfolge zu verdanken hat und wodurch es die

gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands

geworden ist — sind allgemein bekannt. **Probe-Nummern gratis u. franco.**

Man abonnirt auf das **„Berliner Tageblatt"** mit seinen 3 Beiblättern: Illustrirt. Witzblatt **„ULK"**, illustr. belletr. Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle"**, und „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft"** für den Monat **December** bei allen **Reichs-Postanstalten** zum Preise von nur **1 Mrk. 75 Pf.**

Regelmäßig erscheint die Fortsetzung der neuen Auflage von

Brehms Tierleben

Chromo-Ausgabe. [98]

Mit 170 Tafeln in Farbendruck,

unter Leitung der Zool. **Dr. Girtanner** in St. Gallen, Prof. **Klunzinger** in Stuttgart, Prof. **O. Schmidt** in Straßburg und Prof. **Taschenberg** in Halle,

und **1840 Textbildern**, nach dem Leben ausgeführt von den Malern **O. Winkler** und **G. Mützel.**

Ausgabe in 140 Lieferungen (wöchentl.) zum Preis von **1 M.**, Ausgabe in 10 Halbfrzbdn. (vierteljährl.) zum Preis von **16 =**

☞ Erschienen sind bereits die Abteilung **„Vögel"**, drei Bände, und der erste Band der **„Säugetiere"**.

Vorher ist dasselbe Werk **komplett** erschienen als

Schwarze Ausgabe.

Geb. in Halbfranz; **Säugetiere** 3 Bände, **Vögel** 3 Bände, **Insekten, Fische, Lurche** und **Niedere Tiere** à 1 Band. Jeder Band **15 Mark.**

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Festgeschenk für Damen:

Soeben erschien:

In sternenheller *Sommernacht.*

Märchen

von [198]

Emil Junghans.

Eleg. brosch. 2 Mk., fein geb. 3 Mk.

Sieben Märchen von fesselndem Inhalt und hochpoetischem Werthe.

Verlag von

H. Grobel in Frankfurt a. M.

Billigste, reich und kunstvoll illustrirte

Festgeschenke

zum Preise von nur 50 Pf. das Bändchen.

Europäische Wanderbilder.

Beschreibung der schönsten Gegenden und beliebtesten Reiseziele Europas.

37 Bändchen oder Nummern sind erschienen. Jedes Bändchen wird einzeln abgegeben.

Die europäischen Wanderbilder sind auch in französischer und englischer Sprache zu haben

Mit seltener Einmüthigkeit hat die gesammte europäische Presse die Wanderbilder als kleine Kunstwerke bezeichnet, sowohl was die Illustration, als auch den meisterhaft geschriebenen Text anbelangt.

Verlag von **Orell Füssli & Co.** in Zürich. [195]

System der Volkswirthschaft.

Ein Hand- und Lesebuch

für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher. [166]

Drei Bände.

Erster Band: **Grundlagen der Nationalökonomie.** 16. Auflage. M. 11.—

Zweiter Band: **Nationalökonomik des Ackerbaues und der verwandten Urproductionen.** 10. Auflage. M. 10.—

Dritter Band: **Nationalökonomik des Handels und Gewerbfleißes.** 3. Auflage. M. 12.—

Nachdem alle drei Bände dieses großen, durch zahlreiche Auflagen in Deutschland und Uebersetzungen im Auslande hinlänglich bekannten Werkes in diesem Jahre und zum Theil eben jetzt neu erschienen sind, der erste Band als 16., der zweite als 10., der dritte, der zuerst im Sommer 1881 herauskam, als 3. Auflage: machen wir darauf aufmerksam, daß nunmehr nicht bloß die Grundlehren der gesammten Nationalökonomik, für Production, Umlauf, Vertheilung, Consumtion, Bevölkerung (Band I), sondern auch alle productiven Hauptzweige der Volkswirthschaft im Einzelnen hier zusammengefaßt werden: Jagd, Fischerei, Viehzucht, Ackerbau, Forstwirthschaft (Band II), wie Handel, Gewerbfleiß und Bergbau (Band III).

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig. [141]

Lothar Clement,

König Ludwig XI. v. Frankreich.

Trauerspiel in fünf Akten.

8. 105 S. Pr. geh. M. 3 n., geb. M. 4 n.

Dieses von Autoritäten der Kunst und Wissenschaft hochgestellte Drama, das bereits am Hoftheater zu Weimar mit großem Erfolge aufgeführt wurde und an mehreren bedeutenden Bühnen zur Darstellung gelangen wird, behandelt das letzte Ringen des mächtigen Königs; in koncentrischer Handlung, in markig poetischer Sprache bietet es einen lebensvollen Kampf, Schuld aus Leidenschaft und Leiden aus Schuld, das den gewaltthätigen Herrscher zu einem Untergange führt, der gleichzeitig richtet und versöhnt. Als spannende Lektüre empfohlen.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen: 145]

Ein

Apostel der Wiedertäufer

von

Dr. Ludwig Keller

(Kgl. Staatsarchivar in Münster i. W.).

Groß-Oktav. Preis M. 3.60.

Fritz Borstell's Lesezirkel verbunden mit der Nicolai'schen Buchhandlung.

Berlin, C., Brüderstr. 13.

Grösstes deutsches Bücher-Leih-Institut. — Lager über 500 000 Bände.

Hauptverzeichniss: Romane, Novellen, Erzählungen etc. Berlin 1880. 9 Bgn. Preis 1 M.

— Unterhaltungsschriften und Werke wissenschaftlicher Richtung in deutscher, französischer und englischer Sprache erschienen i. d. J. 1880—81. 2½ Bogen. Gratis. [151]

— Unterhaltungsschriften und Werke wissenschaftlicher Richtung in französischer und englischer Sprache. 4 Bogen. Preis 50 Pf.

Jahresabonnements für auswärtige Leser und Lesegesellschaften:

12 Bände	*25 Bände*	*50 Bände*	*100 Bände*
36 M. —	*70 M. —*	*100 M. —*	*175 M. —*

Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospecte gratis.

Umfangreicher Journal-Lesezirkel. Freie Auswahl von mehr als hundert belletristischen und wissenschaftlichen Wochenschriften und Revuen.

Abonnements-Beginn jederzeit. **Auslieferung** unserer Vorräthe in neuen oder aufgeschnittenen Exemplaren zu sehr ermässigten Preisen. **Günstigste Bedingungen** für Anlage und Ergänzung von Leih-Bibliotheken und Export. Umfassende Verzeichnisse gratis und franco.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Beiträge

zur [193]

Theorie u. Technik

des

Romans

von

Friedrich Spielhagen.

Preis brosch. M. 6.—, in eleg. Halbfranzbd. M. 7.50.

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Schönste Dichtung [170]

der neueren Zeit.

Hartwig und Else.

Von

Joh. v. Wildenradt.

Elegant gebunden 6 Mark.

Das ist einmal ein echt deutscher Sang, ein nationales Epos voll Liebe zur trauten Heimath, zu den hohen Gütern väterlicher Zucht und Ehre, treu bewahrter Rechte und Freiheiten, heilig gehaltener Sitte und Frömmigkeit. Ein Sang, der uns gemahnt an unserer Väter alte Lieder und doch nicht veraltet oder alterthümelnd, sondern frisch und warm aus vollem Dichterherzen uns entgegenquillt. „Daheim."

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Geschichte der Deutschen Nation

nach den Grundzügen ihrer Entwickelung dargestellt

von

Herm. Mich. Richter. [142]

Preis broich. 5 M. — Eleg. gebunden 6 M.

„Das vorliegende Buch zeigt den Charakter einer nach klarem Plane sorgfältig ausgeführten Arbeit. Es ist eine deutsche Geschichte für Vielbeschäftigte: **gewichtiger, wohlgeprüfter Inhalt** in leicht lesbarer Form übersichtlich dargelegt."

Kölnische Zeitung.

„Der Verfasser bekundet eine gewandte Geschicklichkeit, die wissenschaftlichen Ergebnisse der seitherigen Forschungen zu verwerten. — Die warme Begeisterung für Deutschlands politische Größe machen das Buch recht geeignet, in weiteren Kreisen belehrend und erhebend zu wirken."

Deutsche Litteraturzeitung.

„Und man muß gestehen, es sind klare und reine Lichtstrahlen, mit denen der Verfasser die Geschehnisse beleuchtet. Modern in der Grundidee, freisinnig, von musterhafter historischer Objektivität auch in der Beurteilung der Gegner, national trotz kosmopolitischem Endziel, darf das Buch bestens empfohlen werden."

Wiener „Deutsche Zeitung".

„Das ist eine bedeutende und eigenartige Leistung, deren Studium Geschichtsfreunden und Geschichtslehrern warm empfohlen werden muß."

Pädagog. Jahresbericht.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Ausführliche Prospekte **gratis.**

Verlag von **Oswald Seehagen** in **Berlin,** S.W. Königgrätzerstraße 65.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist soeben erschienen:

Preußen im Bundestage

1851 bis 1859.

Documente der Königl. Preuß. Bundestags-Gesandtschaft

herausgegeben von

Dr. **Ritter von Poschinger.**

Dritter Theil

(1856—1859). [144]

36 Bogen. Royal 8. Preis geheftet: M. 9. —

In solidem Halbfranzband M. 10.75.

Dieses in 3 Bänden jetzt vollständig vorliegende Werk enthält die „**Berichte und Privatschreiben des Fürsten v. Bismarck**", die er als Kgl. Preußischer Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. während der Jahre 1851—1859 an Friedrich Wilhelm IV., den Minister v. Manteuffel und den General v. Gerlach gerichtet hat und behandelt im ersten Bande die Jahre 1851—1854 (Bundessachen, Schleswig-Holstein'sche Frage, Zollvereinskrisis, ultramontane Bestrebungen). Der zweite Band umfaßt die Jahre 1854—1856 und wird zum größten Theile durch Verhandlungen über den Krimkrieg gefüllt. Der dritte Band geht von 1856—1859 (Bundesreformpläne, Schleswig-Holstein'sche Frage, Beginn der italienischen Verwickelung).

Preis für alle 3 Bände: M. 23. — In solidem Halbfranzband M. 28.25.

Bestellungen werden in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Die

Neugestaltung unserer Weltansicht [157]

durch die Erkenntniß der Idealität des Raumes und der Zeit.

Eine

allgemeinverständliche Darstellung

von

Hugo Sommer,

Amtsrichter in Blankenburg am Harz.

Preis 3 Mark.

Berlin, den 20. October 1882.

G. Reimer.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Franz Liszt, Gesammelte Schriften.

Fünfter Band: **Streifzüge.** [140]

Kritische, polemische und zeithistorische Essays. Deutsch bearbeitet von **L. Ramann.**

8. Velinpapier. Pr. geh. M. 6 n., geb. M. 7 50 n.

Inhalt: Zur Goethe Stiftung. — Weimars Septemberfest zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Carl August's. — Dornröschen. Genast's Gedicht und Raff's Musik gleichen Namens. — Marx und sein Buch: „Die Musik des neunzehnten Jahrhunderts und ihre Pflege". — Kritik der Kritik. Uhlichseff und Seroff. Zum Jahreswechsel. — Ein Brief über das Dirigiren. Eine Abwehr.

Mit diesem Bande schließen die kleinen Schriften F. Liszt's ab, der sechste Band wird, dafern nicht noch weiter zu Tage tretende Schriften einen kleinen Nachtrag verlangen, mit dem Werk „Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn" die gesammte Reihe abschließen.

System der Volkswirthschaft.

Ein Hand- und Lesebuch

für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher. [166]

Drei Bände.

Erster Band: **Grundlagen der Nationalökonomie.** 16. Auflage. M. 11.—

Zweiter Band: **Nationalökonomik des Ackerbaues und der verwandten Urproductionen.** 10. Auflage. M. 10.—

Dritter Band: **Nationalökonomik des Handels und Gewerbfleißes.** 3. Auflage. M. 12.—

Nachdem alle drei Bände dieses großen, durch zahlreiche Auflagen in Deutschland und Uebersetzungen im Auslande hinlänglich bekannten Werkes in diesem Jahre und zum Theil eben jetzt neu erschienen sind, der erste Band als 16., der zweite als 10., der dritte, der zuerst im Sommer 1881 herauskam, als 3. Auflage: machen wir darauf aufmerksam, daß nunmehr nicht bloß die Grundlehren der gesammten Nationalökonomik, für Production, Umlauf, Vertheilung, Consumtion, Bevölkerung (Band I), sondern auch alle productiven Hauptzweige der Volkswirthschaft im Einzelnen hier zusammengefaßt werden: Jagd, Fischerei, Viehzucht, Ackerbau, Forstwirthschaft (Band II), wie Handel, Gewerbfleiß und Bergbau (Band III).

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig. [141]

Lothar Clement,

König Ludwig XI. v. Frankreich.

Trauerspiel in fünf Akten.

8. 105 S. Pr. geh. M. 3 n., geb. M. 4 n.

Dieses von Autoritäten der Kunst und Wissenschaft hochgestellte Drama, das bereits am Hoftheater zu Weimar mit großem Erfolge aufgeführt wurde und an mehreren bedeutenden Bühnen zur Darstellung gelangen wird, behandelt das letzte Ringen des mächtigen Königs; in koncentrischer Handlung, in markig poetischer Sprache bietet es einen lebensvollen Kampf, Schuld aus Leidenschaft und Leiden aus Schuld, das den gewaltthätigen Herrscher zu einem Untergange führt, der gleichzeitig richtet und versöhnt. Als spannende Lektüre empfohlen.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen: 145]

Ein

Apostel der Wiedertäufer

von

Dr. Ludwig Keller

(Kgl. Staatsarchivar in Münster i. W.).

Groß-Oktav. Preis M. 3.60.

Fritz Borstell's Lesezirkel verbunden mit der Nicolai'schen Buchhandlung.

Berlin, C., Brüderstr. 13.

Grösstes deutsches Bücher-Leih-Institut. — Lager über 500 000 Bände.

Hauptverzeichniss: Romane, Novellen, Erzählungen etc. Berlin 1880. 9 Bgn. Preis 1 M.

— Unterhaltungsschriften und Werke wissenschaftlicher Richtung in deutscher, französischer und englischer Sprache erschienen i. d. J. 1880—81. 2½ Bogen. Gratis. [151]

— Unterhaltungsschriften und Werke wissenschaftlicher Richtung in französischer und englischer Sprache. 4 Bogen. Preis 50 Pf.

Jahresabonnements für auswärtige Leser und Lesegesellschaften:

12 Bände	*25 Bände*	*50 Bände*	*100 Bände*
36 M. —	*70 M. —*	*100 M. —*	*175 M. —*

Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospecte gratis.

Umfangreicher Journal-Lesezirkel. Freie Auswahl von mehr als hundert belletristischen und wissenschaftlichen Wochenschriften und Revuen.

Abonnements-Beginn jederzeit. **Auslieferung** unserer Vorräthe in neuen oder aufgeschnittenen Exemplaren zu sehr ermässigten Preisen. **Günstigste Bedingungen** für Anlage und Ergänzung von Leih-Bibliotheken und Export. Umfassende Verzeichnisse gratis und franco.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Beiträge

zur [193]

Theorie u. Technik

des

Romans

von

Friedrich Spielhagen.

Preis brosch. M. 6.—, in eleg. Halbfranzbd. M. 7.50.

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Schönste Dichtung [170]

der neueren Zeit.

Hartwig und Else.

Von

Joh. v. Wildenradt.

Elegant gebunden 6 Mark.

Das ist einmal ein echt deutscher Sang, ein nationales Epos voll Liebe zur trauten Heimath, zu den hohen Gütern väterlicher Zucht und Ehre, treu bewahrter Rechte und Freiheiten, heilig gehaltener Sitte und Frömmigkeit. Ein Sang, der uns gemahnt an unserer Väter alte Lieder und doch nicht veraltet oder alterthümelnd, sondern frisch und warm aus vollem Dichterherzen uns entgegenquillt. „Daheim."

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Geschichte der Deutschen Nation

nach den Grundzügen ihrer Entwickelung dargestellt

von

Herm. Mich. Richter. [102

Preis broich. 5 M. — Eleg. gebunden 6 M.

„Das vorliegende Buch zeigt den Charakter einer nach klarem Plane sorgfältig ausgeführten Arbeit. Es ist eine deutsche Geschichte für Vielbeschäftigte: **gewichtiger, wohlgeprüfter Inhalt** in leicht lesbarer Form übersichtlich dargelegt."

Kölnische Zeitung.

„Der Verfasser bekundet eine gewandte Geschicklichkeit, die wissenschaftlichen Ergebnisse der seitherigen Forschungen zu verwerten. — Die warme Begeisterung für Deutschlands politische Größe machen das Buch recht geeignet, in weiteren Kreisen belehrend und erhebend zu wirken."

Deutsche Litteraturzeitung.

„Und man muß gestehen, es sind klare und reine Lichtstrahlen, mit denen der Verfasser die Geschehnisse beleuchtet. Modern in der Grundidee, freisinnig, von musterhafter historischer Objektivität auch in der Beurteilung der Gegner, national trotz kosmopolitischem Endziel, darf das Buch bestens empfohlen werden."

Wiener „Deutsche Zeitung".

„Das ist eine bedeutende und eigenartige Leistung, deren Studium Geschichtsfreunden und Geschichtslehrern warm empfohlen werden muß."

Pädagog. Jahresbericht.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Ausführliche Prospekte **gratis.**

Verlag von **Oswald Seehagen** in **Berlin,** S.W. Königgrätzerstraße 65.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist soeben erschienen:

Preußen im Bundestage

1851 bis 1859.

Documente der Königl. Preuß. Bundestags-Gesandtschaft

herausgegeben von

Dr. **Ritter von Poschinger.**

Dritter Theil

(1856—1859). [144]

36 Bogen. Royal 8. Preis geheftet: M. 9. —

In solidem Halbfranzband M. 10.75.

Dieses in 3 Bänden jetzt vollständig vorliegende Werk enthält die „**Berichte und Privatschreiben des Fürsten v. Bismarck**", die er als Kgl. Preußischer Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. während der Jahre 1851—1859 an Friedrich Wilhelm IV., den Minister v. Manteuffel und den General v. Gerlach gerichtet hat und behandelt im ersten Bande die Jahre 1851—1854 (Bundessachen, Schleswig-Holstein'sche Frage, Zollvereinskrisis, ultramontane Bestrebungen). Der zweite Band umfaßt die Jahre 1854—1858 und wird zum größten Theile durch Verhandlungen über den Krimkrieg gefüllt. Der dritte Band geht von 1858—1859 (Bundesreformpläne, Schleswig-Holstein'sche Frage, Beginn der italienischen Verwickelung).

Preis für alle 3 Bände: M. 23. — In solidem Halbfranzband M. 28.25.

Bestellungen werden in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Die

Neugestaltung unserer Weltansicht [157]

durch die Erkenntniß der Idealität des Raumes und der Zeit.

Eine

allgemeinverständliche Darstellung

von

Hugo Sommer,

Amtsrichter in Blankenburg am Harz.

Preis 3 Mark.

Berlin, den 20. October 1882.

G. Reimer.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Franz Liszt, Gesammelte Schriften.

Fünfter Band: **Streifzüge.** [140]

Kritische, polemische und zeithistorische Essays. Deutsch bearbeitet von

L. Ramann.

8. Velinpapier. Pr. geh. M. 6 n., geb. M. 7 50 n.

Inhalt: Zur Goethe-Stiftung. — Weimars Septemberfest zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Carl August's. — Dornröschen. Genast's Gedicht und Raff's Musik gleichen Namens. — Marx und sein Buch: „Die Musik des neunzehnten Jahrhunderts und ihre Pflege". — Kritik der Kritik. Ulibischeff und Seroff. Zum Jahreswechsel. — Ein Brief über das Dirigiren. Eine Abwehr.

Mit diesem Bande schließen die kleinen Schriften F. Liszt's ab, der sechste Band wird, dafern nicht noch weiter zu Tage tretende Schriften einen kleinen Nachtrag verlangen, mit dem Werk „Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn" die gesammte Reihe abschließen.

Für Weihnachten. [204]

Geschenk-Literatur aus dem Verlage von

Gebrüder Paetel in Berlin.

Auerbach. **Landolin von Reutershöfen.** Erzählung von Berthold Auerbach. Dritte Auflage. Elegant gebunden. M. 7,50.

Dingelstedt. **Die Amazone.** Roman in 12 Kapiteln von Franz Dingelstedt. Elegant gebunden. M. 5,50.

Dingelstedt. **Bade-Novellen.** Von Franz Dingelstedt. Eleg. geb. M. 5,50.

Dingelstedt. **Lyrische Dichtungen.** Von Franz Dingelstedt. Eleg. geb. M. 9,50.

Dingelstedt. **Unter der Erde.** Novelle in drei Büchern. Von Franz Dingelstedt. Elegant gebunden. M. 5,50.

Dingelstedt. **Eine Faust-Trilogie.** Dramaturgische Studie von Franz Dingelstedt. Elegant gebunden. M. 5,50.

Dingelstedt. **Künstler-Geschichten.** Von Franz Dingelstedt. Eleg. geb. M. 5,50.

Dingelstedt. **Bunte Reihen.** Von Franz Dingelstedt. Eleg. geb. M. 5,50.

Dingelstedt. **Theater.** Von Franz Dingelstedt. 4 Bde. Elegant in 2 Bde. geb. M. 19,—.

Dingelstedt. **Wanderbuch.** Von Franz Dingelstedt. Eleg. geb. M. 5,50.

Dranmor. **Dranmor's gesammelte Dichtungen.** Dritte verm. Auflage. Mit dem Portrait des Verfassers. Elegant gebunden. M. 6,—.

Eliot. **Daniel Deronda.** Von George Eliot. Deutsch von Adolf Strodtmann. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Elegant in 4 Bände gebunden. M. 30,—.

Frenzel. **Die Geschwister.** Roman in 4 Büchern von Karl Frenzel. Elegant in 2 Bände gebunden. M. 15,—.

Fulda. **Leben Charlottens von Schiller geborenen von Lengefeld.** Von Karl Fulda. Mit dem Portrait Charlottens von Schiller. Elegant gebunden. M. 8,—.

Heyse. **Der Jungbrunnen.** Märchen eines fahrenden Schülers von Paul Heyse. Zweite, neubearbeitete Aufl. Eleg. geb. M. 6,25.

Hillern. **Die Geyer-Wally.** Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen von Wilhelmine von Hillern. 4. Aufl. Volks-Ausgabe. Elegant gebunden. M. 3,—.

Hillern. **Und sie kommt doch!** Erzählung aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts von Wilhelmine von Hillern. 3 Bde. 3. Aufl. Elegant in 1 Band gebunden. M. 11,—.

Hüffer. **Aus dem Leben Heinrich Heine's.** Von Hermann Hüffer. Elegant gebunden. M. 4,50.

Jensen. Gedichte von Wilhelm Jensen. Neue Ausgabe. Elegant geb. mit Goldschnitt. M. 3,—.

Jensen. **Karin von Schweden.** Novelle von Wilhelm Jensen. Elegant geb. M. 5,50.

Lankenau. **Die Klikuschka.** Erzählung von H. von Lankenau. Elegant gebunden. M. 5,50.

Lindau. **Gordon Baldwin.** Novelle von Rud. Lindau. Elegant gebunden. M. 5,25.

Lindau. **Die kleine Welt.** Drei Novellen von Rudolph Lindau. Elegant gebunden. M. 7,50.

Moltke. **Feldmarschall Graf Moltke's Briefe aus Rußland.** 2. Aufl. Elegant geb. M. 6,—.

Putlitz. **Eisen.** Novelle von Gustav zu Putlitz. 2 Bde. Elegant in 1 Band gebunden. M. 6,—.

Putlitz. **Das Frölenhaus.** Novelle von Gustav zu Putlitz. Elegant gebunden. M. 5,50.

Putlitz. **Ausgewählte Werke.** Von Gustav zu Putlitz. Zweite (wohlfeile) Ausgabe. 6 Bde. Elegant in 3 Bände gebunden. M. 28,50.

Rodenberg. **Ferien in England.** Von Julius Rodenberg. Elegant geb. M. 6,—.

Schiller. **Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung.** In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben von A. L. J. Michelsen. Elegant gebunden. M. 4,50.

Schiller. **Schiller's Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg.** Eingeleitet und herausgegeben von F. Max Müller, Professor in Oxford. Elegant gebunden. M. 4,—.

Seherr Thosz. **Erinnerungen a. meinem Leben.** Von Arthur Graf Seherr Thosz. Elegant gebunden. M. 4,—.

Simons. **Aus altrömischer Zeit.** Kulturbilder von Theodor Simons. 3. verm. Aufl. 2 Bde. Elegant in 1 Band gebunden. M. 9,—.

Smidt. **Devrient-Novellen** von Heinrich Smidt. 2 Thle. 2. verm. Aufl. Elegant in 1 Band gebunden. M. 8,—.

Storm. **Der Herr Etatsrath, — Die Söhne des Senators.** Novellen von Theodor Storm. 8°. Elegant gebunden. M. 5,50.

Storm. **Drei neue Novellen** von Theodor Storm. 8°. Elegant gebunden. M. 5,50.

Storm. **Neue Novellen** von Theodor Storm. 8°. Elegant gebunden. M. 5,50.

Sydow. **Novellen** von Clara von Sydow. Elegant gebunden. M. 5,50.

Traun. **Die Aebtissin von Buchau.** Eine Novelle von Julius von der Traun. Elegant gebunden M. 5,50.

☞ **Zu beziehen durch alle größeren Buchhandlungen des In- und Auslandes.** ☜

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Idyllen, Elegieen und Monologe

von

Otto Roquette. [163]

144 Seiten. Eleg. cartonnirt. M. 4.—

(Inhalt: Idyllen. — Aus den Lehrlingsjahren 1846—1852. — Elegieen und Monologe.)

Exquisites Festgeschenk.

55 M. Für nur 55 M., anstatt 90 M., bin ich in der Lage, den weltberühmten, mit ersten Preisen gekrönten, **Grossen Hand-Atlas** des Himmels und der Erde, bearb. von **Kiepert, Weiland, Gräf, Bruhns, Delitsch** u. A., 72 Blatt in der Grösse von 60 + 73 Cm., in Kupferstich mit Farbendruck und Colorit, in neuester 49. Aufl. von 1882, mit den neuesten politischen Veränderungen, in vollständig tadellosen, neu in Halbjuchten hocheleg. geb. Exemplaren, liefern zu können **und zwar franco bis in's Haus** bei vorheriger Franco-Einsendung des Betrags. [197]

Friedr. Lauth, Buchhandlung in **Apolda.**

Deutsche Jugend

Preis per Heft nur 1 Mark

Schönste und gediegenste Jugendschrift

für Knaben und Mädchen. — Elfter Jahrgang.

Herausgeber: Julius Lohmeyer.

Empfohlen durch oberste Landesunterrichtsbehörden. [191]

Nur Beiträge namhaftester Jugendschriftsteller und Künstler.

Inhalt: Erzählungen, Märchen, Sagen, Reise-, Natur-, Lebens-, Geschichts-Bilder; Spiele; Aufgaben ꝛc. ꝛc.

Schönheitsvollste Weihnachtsgabe von dauerndem Wert.

Verlagshandlung von **Alphons Dürr** in Leipzig.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert

von **Heinrich von Treitschke.**

Zweiter Theil. [192]

(Bis zu den Karlsbader Beschlüssen.)

Inhalt. Zweites Buch: **Die Anfänge des Deutschen Bundes 1814—1819.** (Schluß.) 3. Geistige Strömungen der ersten Friedensjahre. 4. Die Eröffnung des Deutschen Bundestages. 5. Die Wiederherstellung des preußischen Staates. 6. Süddeutsche Verfassungskämpfe. 7. Die Burschenschaft. 8. Der Aachener Congreß. 9. Die Karlsbader Beschlüsse. 10. Der Umschwung am preußischen Hofe.

41 Bogen gr. 8. Preis M. 9. — In Halbfranz gebunden M. 12.—

Verlag von **Carl Konegen**, Wien (Heinrichshof).

Friedrich Schlegel 1794—1802. Seine prosaischen Jugendschriften herausgegeben von **J. Minor.** 2 Bde. 8°. 1882. 7 fl. = 14 M. 168]

I. Bd. Zur griech. Literaturgeschichte.
II. Bd. Zur deutschen Liter. u. Philos.

Verlag der **J. B. Metzler'schen** Buchhandlung in Stuttgart.

Andrea Sansovino und seine Schule. Für Künstler und Kunstfreunde von *Dr. Paul Schönfeld.* Mit 30 Abbildungen in Lichtdruck. gr. Quart. Brosch. M. 15.—

Zeitgenössische Dichter von *Josef Bendel*, Professor in Prag. Eleg. brosch. M. 2.40.

Dichtungen von *Paul Schönfeld.* 8°. Elegant geb. mit Goldschnitt. Preis M. 3.40. [146]

Hellauf Schwôbaland! Schwäbische Gedichte v. *G. Seuffer.* 16. Geheftet Mark 3.— Elegant gebunden Mark 4.—

Melusine. Episches Gedicht von *C. A. Fetzer.* 8°. (273 Seit.) Fein geb. M. 3.60.

Eine Hochzeitsreise und Gedichte vermischten Inhalts von **Helene v. Engelhardt.** 8°. Eleg. geb. M. 3.20.

Emil Neubürger's gesammelte Gedichte. 8°. Elegant geb. M. 3.20. Brosch. M. 2.40.

Conflicte. Roman in 2 Banden von *E. Schack von Igar.* 8. Eleg. broschirt: M. 8.—, in einen Band gebunden: M. 9.—

Spanien von *Edmondo De Amicis.* Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen. 8. Geh. M. 4.—

Johann Fischart's Ehzuchtbüchlein nebst dem Ehstandskapitel aus dem Gargantua, für Volk und Familie bearbeitet von *Richard Weitbrecht.* Klein 8°. Preis eleg. geb. M. 2.40.

Volksmärchen u. Göttersagen aus germanischer Vorzeit von *Emil Engelmann.* Mit Titelbild. 2. Aufl. 1882. 8. Elegant gebunden Mark 2.60. — Desselb.: Neue Folge. Mit Titelbild. 1882. 8. Elegant gebunden Mark 3.—

Charles Sealsfield. Tokeah, oder **Die weisse Rose.** Jugendausgabe mit 5 Illustrationen von *Speier.* Eleg. geb. M. 4.50.

Charles Sealsfield. Drei Erzählungen. Die Prairie am Jacinto. Morton. Das blutige Blockhaus. Jugendausgabe mit 5 Illustrationen von *Speier.* Eleg. geb. M. 4.50.

Beliebte Miniatur-Ausgaben in eleg. Ausstattung.

VERLAG VON GEBRÜDER PAETEL IN BERLIN.

Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauss von **Gustav zu Putlitz.** 43. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Immensee. Von **Theodor Storm.** 23. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Die braune Erica. Novelle von **Wilh. Jensen.** 3. Aufl. Min.-Form. Eleg. geb. mit Goldschnitt 3 Mark.

Die Irrlichter. Von **Marie Petersen.** 37. Auflage. Min.-Format. Eleg. geb. mit Goldschnitt 3 Mark.

Zwei Weihnachtsidyllen. Von **Theodor Storm.** 2. Aufl. Min.-Form. Eleg. geb. mit Goldschn. 3 Mark.

Walpurgis. Novelle von **Gustav zu Putlitz.** 5. Aufl. Min.-Format. Eleg. geb. mit Goldschn. 3 Mark.

Trimborn & Co. Eine Weihnachts- und Sylvester-Erzählung von **Wilhelm Jensen.** Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Luana. Von **Gustav zu Putlitz.** 3. Aufl. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Ein grünes Blatt. Zwei Novellen von **Theodor Storm.** 4. Aufl. Min.-Form. Eleg. geb. m. Goldschn. 3 M.

Wellenträume. Von **Villamaria.** Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Aquis submersus. Novelle von **Theodor Storm.** Mit einem Titelbilde von Paul Meyerheim. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 Mark.

Hans und Heinz Kirch. Novelle von **Theodor Storm.** Min.-Format. Eleg. geb. mit Goldschnitt 3 Mark.

Magister Timotheus. Novelle von **Wilh. Jensen.** 2. Aufl. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Besonders zu

Fest-Geschenken

geeignete Bücher.

Geschichten aus der Tonne. Von **Theod. Storm.** 2. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Wann das Heimweh kommt. Drei Novellen von **Hugo Gaedcke.** 3. Auflage. Miniatur-Format. Eleg. gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Im Pfarrdorf. Eine Erzählung von **Wilhelm Jensen.** 2. Aufl. Min.-Form. Eleg. geb. mit Goldschn. 3 M.

In der Sommermondnacht. Novellen von **Theod. Storm.** 4. Aufl. Min.-Form. Eleg. geb. m. Goldschn. 3 M.

König René's Tochter. Von **Henrik Hertz.** Aus dem Dänischen unter Mitwirkung des Verfassers von Fr. Bresemann. 9. Auflage. Miniatur-Format. Eleg. gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. Von **Marie Petersen.** 22. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten von **Theodor Storm.** 7. Auflage. Miniatur-Format. Eleg. gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Zwei Jubilarinnen. Von **Friedrich Bücker.** Mit 2 Illustrationen von A. Schaal. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Höher als die Kirche. Eine Erzählung aus alter Zeit von **Wilhelmine von Hillern,** geb. Birch. 2. Aufl. Min.-Format. Eleg. geb. mit Goldschnitt 3 Mark.

Das Bilderbuch eines armen Studenten. 2. Aufl. Min.-Format. Eleg. geb. mit Goldschnitt 3 Mark.

Hinzelmeier. Eine nachdenkliche Geschichte von **Theodor Storm.** 2. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Vergissmeinnicht. Eine Arabeske von **Gustav zu Putlitz.** 15. Aufl. Min.-Form. Eleg. geb. m. Goldschn. 3 M.

Von Jenseit des Meeres. Novelle von **Theodor Storm.** 2. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

In St. Jürgen. Von **Theodor Storm.** 2. Aufl. Min.-Format. Eleg. gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Westwardhome. Novelle von **Wilh. Jensen.** 2. Aufl. Miniatur-Format. Eleg. geb. mit Goldschnitt 3 Mark.

Ernste Stunden. Andachtsbuch für Frauen von einer Frau. 7. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Zerstreute Kapitel. Von **Theodor Storm.** 2. Aufl. Min.-Format. Eleg. geb. mit Goldschnitt 4 Mark.

Carsten Curator. Von **Theodor Storm.** Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Renate. Von **Theodor Storm.** Miniatur-Format. Eleg. gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Drei Novellen. Von **Theodor Storm.** 2. Auflage. Min.-Format. Eleg. geb. mit Goldschnitt 3 Mark.

Rohana. Ein Liebesleben in der Wildniss. Von **Adolf Strodtmann.** 2. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Liebeslieder. Von **Theodor Storm.** Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Am Theetisch einer schönen Frau. Von **Elise Polko.** Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 Mark.

Aus Lübeck's alten Tagen. Novelle von **Wilh. Jensen.** 2. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Späte Heimkehr. Novelle von **Wilhelm Jensen.** 2. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Eva. Novelle von **Marie Giese.** Miniatur-Format. Eleg. gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Eekenhof. — Im Brauerhause. Zwei Novellen von **Theodor Storm.** Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark. [200]

Die Söhne des Senators. Von **Theodor Storm.** Miniatur-Format. Eleg. geb. mit Goldschnitt 3 Mark.

Zur Wald- und Wasserfreude. Von **Theodor Storm.** Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Der Herr Etatsrath. Von **Theodor Storm.** Min.-Format Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Gedichte. Von **Theodor Storm.** 6. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 5 Mark.

Lieder und Gedichte von **Jul. Rodenberg.** 3. Aufl. Miniatur-Format. Eleg. geb. mit Goldschnitt 6 Mark.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

La Mara, Musikalische Studienköpfe.

Fünfter Band: [97]

Die Frauen im Tonleben der Gegenwart.

Mit einem Tableau der Künstlerinnen. 8. Pr. geh. M. 4 n., geb. M. 5 n.

Inhalt: Clara Schumann — Sofie Menter — Anna Mehlig — Mary Krebs — Pauline Fichtner-Erdmannsdörfer — Laura Kahrer-Rappoldi — Wilhelmine Clauß-Szarvady — Arabella Goddard — Erika Lie-Nissen — Ingeborg von Bronsart — Annette Essipoff-Leschetizky — Vera Timanoff — Wilma Neruda-Norman — Pauline Viardot-Garcia — Desirée Artôt — Celia Trebelli — Adelina Patti — Christine Nilsson-Rouzaud — Marie Wilt — Amalie Joachim — Pauline Lucca — Marianne Brandt — Thercse Vogl — Amalie Materna.

Vierter Band: **Klassiker.**

Neue Ausgabe. Mit einem Tableau. 8. Pr. geh. M. 4 n., geb. M. 5 n.

Inhalt: Mozart — Bach — Händel — Gluck — Haydn — Beethoven. Nebst systematischen Verzeichnissen von deren sämmtlichen Werken.

Nachstehende reichhaltigen antiquarischen Kataloge stehen gegen Einsendung von 10 Pf. Porto für jeden derselben gratis zu Diensten:

113. Geologie, Mineralogie, Paläontologie (Bibl. des † Landesgeologen Dr. Koch in Wiesbaden). 1352 Nrn.

114. Nationalökonomie. 674 Nrn.

116. Deutsche Literatur und ihre Geschichte. Bibliothek eines namhaften Literaturforschers. II. Abtheilung: Von der Mitte des XVIII. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. (Goethe 202 Nrn., Lessing 37 Nrn., Schiller 176 Nrn., darunter sehr viele **erste** Ausgaben.) 2951 Nrn.

118. Der Orient. I. Abtheilung: Geschichte und Ethnographie. 1508 Nrn. [194]

Anzeiger 326. Englische Geschichte.

Frankfurt a. M. **Joseph Baer & Co.**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Felix Dahn, [139]

Felicitas. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. 8°. Pr. geh. M. 5 n., geb. M. 6 n.

(A. u. d. T.: Kleine Romane aus der Völkerwanderung. Band I.)

Felix Dahn's neuester, Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer gewidmeter Roman versetzt die Leser erstmalig auf deutschen Boden im Jahre der Einnahme des weströmischen Reiches durch den Germanen Odovaker. Im schönen Salzburg, dem festen Kastelle der Römer, welches von dem jugendfrischen Volke der bajuvarischen und alamannischen Germanen überfluthet wird, spielt sich die freundliche Erzählung ab.

Verlag v. J. Guttentag (D. Collin) in **Berlin und Leipzig.**

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien: [172]

Mozart.

Ein Künstlerleben

dargestellt von

Ludwig Meinardus.

Mit 2 Portraits.

8°. **32 Bogen. Geheftet M. 7.50. Elegant gebunden M. 9.**

In dem vorliegenden Mozartbuche beabsichtigte der Verf. dem meisterhaften Studienwerke Otto Jahn's, welches sich wesentlich an den Musiker von Fach wendet, ein Werk an die Seite zu setzen, welches den Genius Mozart's mit Begeisterung schildern, ihm aber auch nicht weniger in seiner Eigenschaft als Mensch gerecht werden soll; so stellte sich Mozart's, des Menschen und Meisters Erdenwallen, gleichsam wie ein wundervolles tragisches Drama dem Autor bei tieferem Eindringen in seinen Lebenslauf und in den logischen Gang der Ereignisse je länger desto klarer vor Augen. Es kam dem Verfasser darauf an, ein lebenswahres, lebenswarmes Bild zu zeichnen, um einen der liebenswürdigsten und bewundernswerthesten Geister deutscher Nation dem Herzen jedes vaterländisch gesinnten Menschen jeglichen Standes, Alters und Geschlechtes nahe zu bringen.

Und so ist das Mozartbuch das Denkmal eines echt deutschen Meisters für das deutsche Volk, errichtet von einem deutschen Tonkünstler.

Verlag von **Wilh. Engelmann** in Leipzig.

Weber's

Allgemeine Weltgeschichte. [152]

Zweite Auflage.

Alle 2—3 Wochen eine Lieferung à 1 M. Jährlich 2—3 Bände; in 15 Bänden complet. Jeder Band einzeln käuflich. — Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Erschienen ist: 1 Band. **Geschichte des Morgenlandes.** 1882.

geh. M. 7.—, einf. geb. M. 8.25, eleg. geb. M. 9.—.

Soeben erschienen: [161]

General-Register der Deutschen Rundschau.

Preis, gebunden oder geheftet, **portofrei**, M. 4.—

Bangor, U. S. A., **Verlag von Q. P. Index.**

Im Verlage von **Ebner & Seubert** in **Stuttgart** erschien soeben: [206]

Grundriss der **Kunstgeschichte** von **Wilhelm Lübke.**

Neunte, durchgesehene Auflage.

2 Bde. mit 619 Holzschnitt-Illustrationen und dem Porträt des Verfassers.

gr. 8. broch. Preis 14 M. 40 Pfg.

Eleg. geb. Preis 16 M. 40 Pfg.

Geschichte der **Renaissance** in Deutschland von **Wilhelm Lübke.**

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

2 Abtheilungen mit 382 Illustrationen.

gr. 8. broch. Preis 28 M.

Eleg. geb. 34 M.

Leitfaden für den Unterricht in der **Kunstgeschichte,** Baukunst, Bildnerei, Malerei und Musik.

Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 134 Illustrationen.

gr. 8. broch. Preis 3 M.

Eleg. geb. 3 M. 75 Pfg.

Italienische Literatur.

Die deutsche Ausgabe des

Verlags-Kataloges

der [211]

Successori Le Monnier

in Florenz

über 600 grösstentheils **classische, literarische** und **wissenschaftliche** Werke enthaltend, mit **Preisen in deutscher Währung,** ist in allen Buchhandlungen **gratis** zu haben.

Der Verlag wird durch Herrn **K. F. KOEHLER** in **Leipzig** ausgeliefert.

Cotillon und Carneval-Gegenstände, Masken und Costüme aus Stoff, Orden, Touren, Mützen etc. empfiehlt die Fabrik von [208]

Gelbke & Benedictus, Dresden.

Illustr. deutsche u. franz. Preiscour. grat. u. frc.

Soeben wurde ausgegeben und steht gratis und franco zu Diensten: [209]

Katalog 43. Biographieen, Memoiren, Briefwechsel.

770 Nummern.

Freiburg i./B. **Stoll & Bader,** Antiquariat.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Die ersten Mutterpflichten

und die [210]

erste Kindespflege.

Belehrungsbuch für junge Frauen und Mütter

von

Dr. **F. A. von Ammon,**

weiland Leibarzt Sr. Maj. des Königs von Sachsen ꝛc.

Fünfundzwanzigste Auflage

durchgesehen von

Dr. **F. Winckel,**

Geh. Medicinalrath, Professor der Gynäkologie, Director des Entbindungsinstituts zu Dresden ꝛc.

Mit Titelvignette.

12. Preis gebunden mit Goldschnitt: M. 3.75.

Musik im Hause!

424 Pieçen für Piano

zusammen für nur 10 Mark.

100 der neuesten Tänze. [212]

120 der schönsten und berühmtesten Lieder.

11 der beliebtesten Ouverturen.

27 berühmte Compositionen von Mozart, Beethoven, Handn ꝛc.

50 Lieder ohne Worte von Mendelssohn.

6 berühmte Kinderstücke von Mendelssohn.

30 Walzer, Nocturnes ꝛc. von Chopin.

80 Opernpiecen und leichte Vortragsstücke.

Alle diese **424** Piecen in **7 eleg. ausgestatteten** großen **Quart-Albums, großer Druck, neu und fehlerfrei** zusammen **für 10 Mark!**

50 der neuesten Operetten in den schönsten Potpourris, und **50 Tänze von Strauß zusammen für 6 Mark!**

Moritz Glogau jr.,

Hamburg, Graskeller 20.

Im Verlage von E. KEMPE in LEIPZIG erscheinen:

Caesar	übersetzt von	*Franz Violet.*
Herodot	= =	*Prof. J. Maehly.*
Plutarch	= =	*Dr. Paul von Boltenstern* und *Dr. H. Stoessell.*
Sallust	= =	*Dr. Victor Pfannschmidt.*
Tacitus	= =	
Thucydides	= =	*Prof. Dr. Eyssenhardt.* [153]
Xenophon	= =	*E. Flemming.*

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet. —

Etwa 130 Hefte à 50 Pf., oder 18 Bände à 4 M. Jeder Band ist einzeln käuflich. —

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt z. B. das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes 1881, Nr. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

PEINTURE-BOGAERTS.

Wunderbar vollendete, **nicht auf Papier,** sondern direct auf Malerleinwand gearbeitete Copien nach **Original-Gemälden** von **H. J. Burgers, Seitz, de Block** etc. Cataloge gratis und franco durch jede Buch- und Kunsthandlung.

„Heinri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland."

Neu!!! **de Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.** [142]

Im Verlage von **Alfred Krüger** in **Leipzig** erschien soeben: [196]

Aus alten Akten.

Criminalgeschichten v. R. v. Felsberg.

Inhalt: 1) Die Wirthin zum rothen Eber. 2) Heimathlos.

200 Seiten. Preis 2 Mark.

Wir haben es hier mit zwei sozusagen ethnographischen Criminalgeschichten zu thun, die uns die seltsam interessanten Verhältnisse an der österreichischen Militärgrenze malen und eine Fülle origineller Scenen und Gestalten vorführen u. s. w.

„Ueber Land und Meer."

Allein in der Welt.

Roman von Heinrich Köhler.

270 Seiten. Preis M. 2.80.

„Eine Verkündigung des geistigen Sieges der modernen Welt über veraltete und verrottete gesellschaftliche Institutionen und Anschauungen."

Für Kunst- und Alterthumsfreunde.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen, auch zur Ansicht:

Architektonik der Römer

von Dr. **R. Adamy,**

Docent der Aesthetik und Kunstgeschichte an der Grossherzogl. Technischen Hochschule zu Darmstadt.

gr. Lex.-8°. 315 Seiten mit 93 Holzschnitten und 15 Zink-Hochätzungen.

Preis 9 Mark. [190]

Hannover.

Helwing'sche Verlagsbuchhdlg.

Verlag von Carl Konegen, Wien (Heinrichshof). [169]

Gross, Ferdinand, Aus der Bücherei. Vorträge und Studien. fl. 2.50 = M. 5.

— Heut' und gestern. Geschichten und Skizzen. fl. 1.50 = M. 3.

Musset, Alfred de, Rolla. Deutsch von Ludwig Ganghofer. fl. 0.50 = M. 1.

Verlag von **Fr. Korthampf** in **Berlin, W.**

Ausgewählte Reden des Fürsten von Bismarck.

Mit einer biographischen Skizze, erläuternden Einleitungen und Anmerkungen, sowie einem Anhang, enthaltend: Reden des Abgeordneten v. Bismarck-Schönhausen aus den Jahren 1847 bis 1852. Klein-Oktav. [154]

Band I: Reden aus den Jahren 1862 bis 1870.

Band II: Reden aus den Jahren 1871 bis 1877.

Band III: Reden aus den Jahren 1878 bis 1881.

Anhang: Reden von 1847 bis 1852.

Zusammen in Leinwdbd. 20 M., eleg. Halbfrzbd. 25 M.

In Vorbereitung Band IV.

Im Verlag von **Gebrüder Kröner** in **Stuttgart** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bruder Rausch.

Ein

Klostermärchen in 10 Abenteuern

von

Wilhelm Hertz.

7 Bogen kl. 8. Geh. Preis M. 2.20.

In eleg., stilvollem Einband M. 3.—.

Im „Bruder Rausch" hat der Dichter eine Lieblingsgestalt der alten deutschen Volkslitteratur in selbständiger Weise neu belebt. In die bunten Abenteuer, welche der derbsinnige Klosterneuling im Kloster und auf seiner Fahrt in die Welt besteht, ist eine Fülle tiefsinniger Gedanken verflochten, welche dem Werke neben seiner an poetischen Schönheiten reichen, phantastisch bewegten Handlung eine höhere ideelle Bedeutung verleihen. [186]

[158] *Soeben erschien:*

Hegar, A., Prof. i. Freiburg.

Specialismus und allgemeine Bildung.

Klein 8. Preis 75 Pf.

J. C. B. Mohr, Freiburg, Baden.

1 Probekiste

mit 12 ganzen Flaschen in 12 ausgewählten Sorten

GRIECHISCHE WEINE

von Cephalonia, Corinth, Patras und Santorin versendet — Flaschen u. Kisten frei — zu 19 Mark

J. F. MENZER, Neckargemünd, Ritter des Königl. Griech. Erlöserordens.

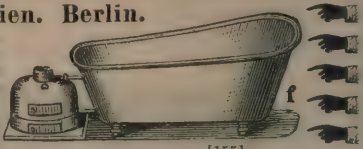
[091]

Hoelcke's Bade-Einrichtung für Familien. Berlin.

In jedem Wohnraum aufzustellen. Anerkannt praktischste, billigste und sparsamste Bade-Einrichtung. Der Ofen ist mit jeder vorhandenen Wanne zu verbinden und für jedes Brennmaterial — auch Gasfeuerung — geeignet.

Prospecte gratis und franco.

Hoelcke's Bade-Apparate-Fabrik, Berlin, 5 Besselstr. 5. Liefer d kais. Marine- u. Militair-Lazarethe.



[155]

Meine wahrhaft schön singenden

Kanarienvögel

werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dürsten, Erfrieren d. Vögel unmöglich ist.

R. Maschke,
St. Andreasberg im Harz.
[143]

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao. 1 Pfd. = 100 Tassen. Preis: per 5/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose 850 300 150 80 Pfennig.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Colonial-, Delicatessen- und Droguengeschäften.
[93]

CARL FRAENKEL
PAPIER & SCHREIBWAAREN

Conto-Bücher Fabrik

Neuheiten für den Weihnachtstisch

Kataloge gratis.

Monogramm-Papier von 1,50 Mark an.

Buchdruckerei.

33d. Französische-Strasse BERLIN, W.

[147]

Neuer Verlag von [205]
Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Immanuel Pyra

und sein Einfluss auf die deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Mit Benutzung ungedruckter Quellen. Von Dr. Gustav Waniek, Professor am k. k. Staatsgymnasium in Bielitz.

8. Preis geheftet M. 4.50 n.

Die Kaffee-Surrogat-Fabrik

von

Leusmann & Zabel

in Hannover liefert durch die meisten Detail-Geschäfte

Hannov. Kaffee-Ersatz.
Hannov. Feigen-Kaffee
aus besten orientalischen Feigen.
Hannover. Kaffee-Spar-Extract. [149]

Sämmtliche Fabrikate sind vom Lebensmittel-Untersuchungsamt zu Hannover und anderen Autoritäten als vorzüglich begutachtet.

Binet fils et Cie, Reims,

Champagnes Élite & Dry Élite, empfiehlt dem Kenner und Feinschmecker der Generalagent
[94] J. Nebrich, Köln.

Die aus dem Biliner Sauerbrunn gewonnenen

PASTILLES DE BILIN

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht und beschwerlicher Verdauung, bei Magenkatarrhen wirken überraschend bei Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus, u. sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen

Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen, in den meisten Apotheken und Droguen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

[148]

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

Die

FINANZEN FRANKREICHS

von **Dr. Richard von Kaufmann.** [95]

Professor der Staatswissenschaften an der techn. Hochschule zu Aachen

Preis geh. 25 M., geb. in Halbfranz 30 M.

Der bekannte französische Nationalökonom *Maurice Block* in Paris sagt über vorliegendes Buch in der Kölnischen Zeitung, Nr. 270, I. Blatt:

„... Frankreich selbst hat kein Specialwerk über seine Finanzen, das so vollständig und so ganz auf der Höhe der Wissenschaft ist wie das vorliegende. Der Wert desselben wird immer gründlicher gewürdigt werden, je mehr man sich in dasselbe eingearbeitet haben wird; es ist ein ‚standard work', ein klassisches Buch, das dem deutschen Fleiss und insbesondere dem Verfasser Ehre macht."

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschien die **Erste Lieferung** von des [104]

Grafen A. F. von Schack Gesammelten Werken.

Preis 50 Pf. Vollständig in 30 Lieferungen. Näheres der Prospekt, welcher **gratis** und **franco** versandt wird.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelstheil)

bisher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mark vierteljährlich zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. 50 Pf. für die andern Länder des Weltpostvereins). Quartalpreis bei wöchentl. Versendg. im Weltpostverein M. 14.40, außerhalb desselben M. 19.50.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 304 bis 310. [109]

Rußland und die baltischen Verhältnisse. — Das Attentat auf den König Milan. — Der Monarchismus in Frankreich. — Das „Kleine Buch des Herrn v. Bismarck". (Fortsetzung — Schluß.) — Noch ein Wort über die Landtagswahlen in Preußen. — Die Lage der Deutschen in Prag. — Gerichtskosten und Anwaltsgebühren. — England und das Princip der europäischen Wehrpflicht. —

Marschall Bugeaud, Herzog von Isly — October am Walchensee. — Karl Felix v. Halm. (Nekrolog.) — Zur Geschichte des österreichischen Handels. Von H. v. Zwiedineck-Südenhorst. — Eine neue Dichtung der Königin von Rumänien. — Schiller in Ludwigsburg. — Zur Abwehr der Angriffe gegen die heutige Hydrotechnik. Von M. Honsell. — Zum Studium des Nibelungenliedes. — Der rasende Roland. (III.) Von E. Schmidt. — An den Ufern des Silarus. (VI. Schlußartikel.) Von L. Leutz. — Die verunglückte englische Expedition in Arabien. Von H. Bamberg. — Zur internationalen Wirthschaftsrechnik. Von F. X. v. Neumann-Spallart. — Ueber die Ansteckung durch Tuberculose. Von Sanitätsrath R. Hausmann. — Wiener Briefe. (VII.) —

Nachklänge der Elektricitätsausstellung. — Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. — Die Börsen-Großmacht und die socialen Fragen. — Erhebung der Grundschulden. —

Preis-Ausschreibung.

Die erfreulichen Resultate, welche die erste von uns erlassene Preis-Ausschreibung motivirt gebracht, veranlasst uns, nebenhergehend mit einer solchen an die produzirenden literarischen Kräfte heranzutreten. Wir setzen einen Preis von Einhundert Gulden für eine

Original-Novelle

(keine Uebersetzung) u. einen Preis v. Einhundert Gulden für ein

Original-Feuilleton

(keine Uebersetzung) aus.

Die **Novelle** darf nicht historischen Inhalts sein, sondern muss das moderne Leben behandeln. Novellen, die sich auf dem Wiener Boden bewegen, werden den Vorzug vor anderen finden. [178]

Als Preisrichter fungiren aus dem Schosse der Redaction der „Wiener Allgemeinen Zeitung" die Herren:

Anton **Edlinger,**
Ferdinand **Gross,**
Dr. Julius **Guttmann,**
Max **Kalbeck,**
Rudolf **Valdek,**
Dr. Alfred v. **Wurzbach** u.
Johannes **Ziegler.**

Der Termin für die Einreichung von Manuscripten endet am 1. Februar 1883. Der Spruch der Preisrichter wird am 1. April 1883 veröffentlicht werden.

Für die Beurtheilung des **Feuilletons** haben sich den genannten Redacteuren unseres Blattes zwei ausserhalb stehender ersten Ranges angeschlossen: Professor Friedrich v. **Bodenstedt** in Wiesbaden und Dr. Paul **Heyse** in München.

Ausgeschlossen von der Concurrenz sind solche Feuilletons, welche die Concurrenz selbst behandeln oder das Wesen des Feuilletons erörtern. Der Termin für die Einreichung von Manuscripten endet am 1. Januar 1883. Der Spruch der Preisrichter wird am 1. April 1883 veröffentlicht werden.

Für beide Concurrenzen gelten folgende Bestimmungen:

Die einzureichenden Manuscripte dürfen nicht von der Hand der Autoren geschrieben sein; sie sind mit einem Motto zu versehen, und letzteres muss auf einem versiegelten Couvert wiederholt werden, welches Namen und Adresse des Verfassers enthält. Die nicht prämiirten Arbeiten werden nicht retournirt, sondern entweder vernichtet oder zum Abdrucke zu den bei der „Wiener Allgemeinen Zeitung" üblichen Honorar-Bedingungen zurückbehalten. Die Verfasser der letzteren Arbeiten erhalten ohne vorhergehende Anfrage ihrerseits innerhalb vier Wochen nach ertheiltem Richterspruche eine Verständigung von Seite der Redaction. Wer eine solche nicht erhält, weiss also, dass sein Manuscript sowie das uneröffnet gebliebene Couvert vernichtet worden sind. Die preisgekrönte Novelle bleibt durch ein Jahr nach erfolgtem Abdrucke, das preisgekrönte Feuilleton durch zwei Jahre literarisches Eigenthum der Redaction der „Wiener Allgemeinen Zeitung", welche darüber — abgesehen von buchhändlerischer Veröffentlichung — nach ihrem Belieben verfügen kann. Jeder Einsender darf sich an beiden Concurrenzen betheiligen, aber an jeder nur mit je einer Arbeit. Einsendungen, welche von vorstehenden hier mitgetheilten Bedingungen nicht entsprechen, werden ungelesen vernichtet. Ausgeschlossen von der Betheiligung sind selbstverständlich alle Redactions-Angehörigen der „Wiener Allg. Zeitung".

Die Redaction der „Wiener Allg. Zeitung".

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Arnold, Wilh., Studien zur deutschen Kulturgeschichte. 8°. 360 Seiten. M. 6.—

Inhalt: Ueber das Verhältniß der Reichs- und Stammesgeschichte. — Die Ortsnamen als Geschichtsquelle. — Die deutschen Stämme in Elsaß und Lothringen. — Zur Geschichte des Rheinlands. — Das Aufkommen des Handwerkerstandes im Mittelalter. — König Rudolf und die Basler. — Die Anfänge des Grundeigenthums und Kapitalverkehrs in den Städten. — Die Rezeption des römischen Rechts und ihre Folgen.

Cohn, Gust., Volkswirthschaftliche Aufsätze. 8°. 731 Seiten. M. 15.—

Inhalt: Parlamentar. Untersuchungen in England. — Der Staat und die Eisenbahnen. — Die Einkommensteuer im Canton Zürich. — Die Wehrsteuer. — Ehre und Last in der Volkswirthschaft. — Arbeit und Armuth. — Internat. Fabrikgesetzgebung. — Die Fremdenindustrie in der Schweiz. — Ueber Differenzgeschäfte. — Ueber Handelsakademien.

Lindner, Theod., Das Urkundenwesen Karls IV. und seiner Nachfolger. 8°. 232 Seiten. M. 7.—

Martens, Dr. W., Regens a. D., Neue Erörterungen über die Römische Frage unter Pipin und Karl dem Großen. 8°. 38 Seiten. M. 1.—

Zwiedineck-Südenhorst, H. von, Die Politik der Republik Venedig während des 30jährigen Krieges. Erster Band: Von der Verschwörung zu Venedig 1618 bis zum Abschluß der Liga mit Frankreich und Savoyen 1623. 8°. 327 Seiten. M. 6.— [165]

Neueste und vollständigste **deutsche Landeskunde.**

Soeben erscheint: **Neumanns** [96]

Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs,
mit **Ravensteins großem Spezialatlas v. Deutschland,** geb. und illustriert mit 30 Städteplänen, vielen statistischen Karten und mehreren Hundert Abbildungen deutscher Staaten- und Städtewappen ꝛc. Komplett in 40 Lieferungen zu 50 Pf. **Wöchentlich eine Lieferung.**

Enthält auf 1500 Oktavseiten in ca. 40,000 Artikeln alle auf Deutschland bezüglichen topographischen Namen, sämmtliche Staaten und deren Verwaltungsbezirke sowie alle irgendwie erwähnenswerten Ortschaften. Die Einwohnerzahlen nach neuestem offiziellen Material, die Erhebungen über die Religionsverhältnisse, Angaben über die Verkehrsanstalten, die Gerichtsorganisation, Industrie, Handel und Gewerbe sowie zahlreiche historische Notizen jedem Land und Ort beigefügt.

Durch die Beigabe des ausgezeichneten Ravensteinschen Spezialatlas wird dem für die Vaterlandskunde wichtigen Werk die wertvollste Ergänzung.

= Subskription in allen Buchhandlungen. =

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Verlag v. J. Guttentag (D. Collin)
in **Berlin und Leipzig.**
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Gesammelte Erzählungen

von

Magdalene Thoresen.

Frei nach dem Norwegischen

von

Walter Reinmar.

Fünfter Band:

Bilder von der Westküste Norwegens.

8°. 3 M., eleg. geb. 3 M. 50 Pf.

Früher erschien: [171]

Erster Band: **Dorfgeschichten aus Norwegen.** 8°. 4 M. 50 Pf., eleg. geb. 5 M. — Zweiter Band: **Inga, die Sonne des Siljethals.** 8°. 4 M. 50 Pf., eleg. geb. 5 M. — Dritter Band: **Der Student. — Skizzen.** 8°. 4 M. 50 Pf., eleg. geb. 5 M. — Vierter Band: **Signe.** 8°. 4 M. 50 Pf., eleg. geb. 5 M.

Jeder Band wird einzeln verkauft und ist auch unter Separattitel zu haben.

Magdalene Thoresen ist die erste lebende Dichterin des skandinavischen Nordens. In ihren Erzählungen ist die großartige Natur Norwegens und der Charakter des norwegischen Volkes so getreu gezeichnet, daß sich denselben nichts Aehnliches an die Seite stellen läßt, selbst nicht die berühmten Bauernnovellen Björnstjerne Björnson's. Magdalene Thoresen's Erzählungen haben den großen Vorzug, daß sie von dem Hauche einer tiefen, innigen Poesie beseelt und durchgeistigt sind. Diese Meisterwerke der Erzählungskunst sollten in keiner Familienbibliothek fehlen.

Unsere Abonnenten machen wir besonders auf den beiliegenden Prospekt von **Licht & Meyer** in **Leipzig,** Thalstrasse 13 aufmerksam. Derselbe enthält **Preisherabsetzungen vorzüglicher älterer und neuerer Werke** und kann gratis und franco von genannter Firma nachbezogen werden. [182] **Die Expedition.**

Der Kinder Wundergarten.

Tausend und eine Nacht.

Rübezahl, der Herr des Riesengebirges.

Bücher

AMBROSIUS ABEL

LEIPZIG

Märchen

Andersen's Märchen.

Schwedische Volksmärchen.

Alter Sang, Neuer Klang.

(Märchen nach Musäus.)

Verlag von **Ambrosius Abel** in Leipzig.

Empfehlenswerthe illustrirte Märchenbücher.

H. C. Andersen's
Sämmtliche Märchen.

Deutsch von **Julius Reuscher**. Illustrirt von **Ludwig Richter, Paul Thumann, Th. Hosemann, Graf Pocci** und **Oskar Pletsch**.

Pracht-Ausgabe.

18. vermehrte Auflage mit über 100 in den Text gedruckten, 10 großen Illustrationen und 4 Buntbildern. 31 Bog. 8°. Eleg. gebunden M. 6.—

Volks-Ausgabe.

20. Auflage mit über 100 in den Text gedruckten, 6 großen Illustrationen und 1 Buntbild. 26 Bog. 8° Eleg. cart. in farb. Umschlag. M. 3.60.

H. C. Andersen's
Ausgewählte Märchen.

15. verm. Auflage mit 55 in den Text gedruckten, 3 großen Illustrationen und 1 Buntbild. 15 Bogen. 8°. Eleg. cart. in farbigem Umschlag M. 1.60.

Der Kinder Wundergarten.

Märchen aus aller Welt.

Ausgewählt und herausgegeben von

Fr. Hofmann.

Illustrirt von **C. von Binzer, W. Scherenberg, Paul Thumann, Georg Urlaub, Ludwig Richter** und **O. Pletsch**.

Pracht-Ausgabe.

3. Auflage mit 125 Holzschnitten, 2 Tonbildern, sowie 6 prachtvollen in 12 Farben ausgeführten Buntdruckbildern. 35 Bog. gr. 8°. Eleg. cart. in farbigem Umschlag M. 6.—

Kleine Ausgabe.

13. Auflage mit 62 Holzschnitten und 4 prachtvollen in 12 Farben ausgeführten Buntdruckbildern. 23 Bog. 8°. Elegant cartonnirt in farbigem Umschlag M. 2.50.

Tausend und eine Nacht.

Für die Jugend bearbeitet von **C. F. Lauckhard**. Nach des Verfassers Tode vollendet und herausgegeben von **Fr. Hofmann**. 4. Auflage mit 70 Holzschnitten und 4 in 12 Farben ausgeführten Buntdruckbildern nach Zeichnungen von **W. Friedrich, E. Ilau** und **Georg Urlaub**. 23 Bogen. 8°. Elegant cartonnirt in farbigem Umschlag M. 3.—

= !Neuestes von diesem Jahre! =

Müller, K. A., Alter Sang, neuer Klang. Märchen und Sagen nach **Musäus**. Für die Jugend erzählt. Mit 64 Holzschnitten und 4 in 12 Farben ausgeführten Buntdruckbildern von **C. Römer**. Elegant cartonnirt in farbigem Umschlag. M. 3.—

Müller, K. A., Rübezahl, der Herr des Riesengebirges. Für die Jugend erzählt. Mit 30 Holzschnitten und 4 in 10 Farben ausgeführten Buntdruckbildern von **Wold. Friedrich**. Elegant cartonnirt in farbigem Umschlag. M. 2.—

Turley, V., Schwedische Volksmärchen. Mit 27 Holzschnitten und 4 prachtvollen, zehnfarbigen Buntdruckbildern von **C. Lundgren** und **Wold. Friedrich**. Elegant cartonnirt in farbigem Umschlag. M. 2.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Leipzig, Wiesecke & Devrient, Typ. Inst.

F. A. BROCKHAUS.

Verzeichniss

ausgewählter Werke

in eleganten Einbänden

durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Leipzig: 1883.

☛ *Zu Bestellungen empfiehlt sich die Buchhandlung, durch welche die Uebersendung dieses Verzeichnisses erfolgt.*

Inhaltsübersicht.

	Seite		Seite
Encyklopädische Werke	3	Internationale wissenschaftliche Bibliothek	11
Prachtwerke	4	Romane, Novellen und Sagen	12
Bibelausgaben und Theologie	5	Gedichte und Dramen	12
Deutsche Nationalliteratur	6	Jugendschriften	13
Briefe, Memoiren und Biographien	8	Lichtstrahlen	14
Literatur- und Kunstgeschichte	8	Wörterbücher	14
Philosophie, Naturwissenschaft und Geschichte	9	Ausländische Literatur	15
Reisewerke	10		

Erklärung der Abkürzungen.

Hlwdb.	= Halbleinwandband.	*Cart.*	= Cartonnirt.
Lwdb.	= Leinwandband.	*Geh.*	= Geheftet.
Hfzb.	= Halbfranzband.	*Ch.*	= Chagrin.
Ldrb.	= Lederband.	*m. G.*	= mit Goldschnitt.

Encyklopädische Werke.

		ℳ	₰
Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. völlig umgearb. Auflage. Mit Abbildungen und Karten. In 16 Bänden. Jeder Band	*Lwdb.*	9	—
	Hfzb.	9	50
Auf Velinpapier.	*Eleg. Hfzb.*	15	—
Bis October 1882 waren 3 Bände (mit 76 Tafeln Abbildungen, 29 Karten und zahlreichen Illustrationen im Text) vollendet; die übrigen Bände folgen in ungefähr vierteljährlichen Zwischenräumen.			
Brockhaus' Conversations-Lexikon. 12. umgearb. u. vermehrte Aufl. 15 Bände.	*Hfzb.*	112	50
Auf Velinpapier	*Hfzb.*	180	—
Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon. 3. Aufl. 2 Bände. Mit Abbildungen und Karten.	*Lwdb.*	15	—
	Hfzb.	17	—
Auf Velinpapier.	*Eleg. Hfzb.*	25	—
Bilder-Atlas. Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. 2. Aufl. 500 Tafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie. 8 Bände. Quer-Folio.	*Lwdb.*	105	—
Erläuternder Text. 2 Bände. Octav.	*Lwdb.*	20	—
Der **Bilder-Atlas** enthält folgende Abtheilungen, die auch einzeln in **Separatausgaben** mit Text zu beziehen sind: **Anatomie** (10 M. 40 Pf.), **Architektur** (19 M.), **Astronomie** (5 M.), **Bauwesen** (8 M. 40 Pf.), **Bergwesen** (3 M.), **Botanik** (8 M. 40 Pf.), **Chemische Technik** (3 M.), **Culturgeschichte** (19 M.), **Erdkunde** (5 M. 20 Pf.), **Ethnographie** (15 M.), **Geographie** (16 M.), **Kriegswesen** (8 M. 40 Pf.), **Land- und Hauswirthschaft** (5 M. 20 Pf.), **Mathematik** (2 M. 80 Pf.), **Mechanische Technik** (11 M.), **Mineralogie** (2 M. 80 Pf.), **Physik** (3 M.), **Plastik und Malerei** (10 M. 40 Pf.), **Seewesen** (7 M. 20 Pf.), **Zoologie** (11 M.).			
Bibel-Lexikon für Geistliche und Gemeindeglieder, von Schenkel. 5 Bände.	*Lwdb.*	45	—
Allgemeines Handbuch der Freimaurerei, 2. umgearb. Aufl. von Lenning's Encyklopädie. 4 Bände.	*Hfzb.*	40	—
Deutsches Sprichwörter-Lexikon, von Wander. Quart. 5 Bände.	*Hfzb.*	160	—
Staats-Lexikon, von Rotteck und Welcker. 3. Aufl. 14 Bände.	*Hfzb.*	148	40
Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Jährlich 2 Bände. Jeder Band in elegantem Salonbd.			
oder Halbfranzbd.		11	—

Prachtwerke.

		M	Pf
Genelli, Aus dem Leben eines Wüstlings. 18 Tafeln. Lithographirt von Koch. Folio.	In Carton	75	—
Goethe-Galerie v. Pecht u. Ramberg. 50 Stahlst. m. Text. Octav-Ausgabe	*Lwdb. m. G.*	15	—
	Ldrb. m. G.	18	—
Quart-Ausgabe	*Lwdb. m. G.*	47	—
	Ldrb. m. G.	52	—
Pracht-Ausgabe in Imp.-Folio auf chin. Pap.	*Ldrb. m. G.*	90	—
Gregorovius, Euphorion. Mit Originalcompositionen von Grosse (s. auch Silhouetten).	*Cart.*	7	—
Irving, Auswahl aus seinen Schriften. Illustrirt von Ritter und Camphausen.	*Lwdb. m. G.*	18	—
Lessing-Galerie von Pecht. 30 Stahlst. mit Text. Octav-Ausgabe	*Lwdb. m. G.*	10	—
	Ldrb. m. G.	12	50
Quart-Ausgabe	*Lwdb. m. G.*	31	—
	Ldrb. m. G.	36	—
Pracht-Ausgabe in Imp.-Folio auf chin. Pap.	*Ldrb. m. G.*	62	—
Museum der modernen Kunstindustrie. Gegen 2000 Holzschnitte enthaltend	*Lwdb.*	16	—
Passavant, Rafael von Urbino. 3 Theile. Mit 19 Abbildungen in Folio	*Cart.*	63	—
Pracht-Ausgabe	*Cart.*	105	—
Schiller-Galerie v. Pecht u. Ramberg. 50 Stahlst. m. Text. Octav-Ausgabe	*Lwdb. m. G.*	15	—
	Ldrb. m. G.	18	—
Quart-Ausgabe	*Lwdb. m. G.*	47	—
	Ldrb. m. G.	52	—
Pracht-Ausgabe in Imp.-Folio auf chin. Pap.	*Ldrb. m. G.*	90	—
Schulze, Die bezauberte Rose. Pracht-Ausgabe. Mit Illustrationen von Baumgarten. . .	*Lwdb. m. G.*	17	—
	Ldrb. m. G.	24	—
Shakespeare-Galerie von Adamo, Hofmann, Makart, Pecht, Schwoerer, H. u. A. Spiess. 36 Stahlstiche mit Text. 2. Aufl. Quart-Ausgabe. . . .	*Lwdb. m. G.*	56	—
	Ldrb. m. G.	62	—
Pracht-Ausgabe in Imp.-Folio auf chin. Pap.	*Ldrb. m. G.*	105	—
Silhouetten zu Gregorovius' Euphorion. Von Marie Rehsener.	In Mappe	6	—
Strauss, Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift. Mit Holzschnitten u. Lithographien. 2. Aufl. Quart.	*Lwdb.*	24	—
	Lwdb. m. G.	28	—
Pracht-Ausgabe m. farbigen Stahlstichen.	*Lwdb. m. G.*	40	—
	Ldrb. m. G.	48	—

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibelausgaben und Theologie.

		ℳ	Sgr.
Illustrirte Bibel. Mit Holzschnitten nach Bendemann, Overbeck, Steinle u. A. Quart. 3. Aufl.	*Hfzb. m. G.*	22	—
	Ldrb. m. G.	30	—
Pracht-Ausgabe.	*Ldrb. m. G.*	36	—
Pracht-Ausgabe in Folio.	*Chagrinldrb. m. G.*	72	—
Hausbibel. Klein-Quart.	*Hfzb. m. G.*	13	—
	Ldrb. m. G.	18	—
	Chagrinldrb. m. G.	20	—
Mit 2 silbernen Schliessen.	*Chagrinldrb. m. G.*	35	—

☞ Zu diesen beiden Bibelausgaben lässt die Verlagshandlung auf Wunsch auch noch kostbarere Einbände, in Sammt, mit silbernen oder goldnen Beschlägen etc., zu mässigen Preisen anfertigen.

Der Psalter. Mit Photographien. Octav.	*Cart.*	1	50
	Lwdb.	2	50
Das Neue Testament. Mit Holzschnitten. Quart.	*Ldrb. m. G.*	13	50
— Mit Photographien. Octav.	*Cart.*	15	—
	Ldrb. m. G.	19	—
Mit 2 silbernen Schliessen.	*Ldrb. m. G.*	24	—
— **und der Psalter.** Mit Photographien. Octav.	*Cart.*	16	—
	Ldrb. m. G.	20	—
Mit 2 silbernen Schliessen.	*Ldrb. m. G.*	25	—
— Uebersetzt von Bunsen.	*Lwdb.*	2	40
	Ldrb. m. G.	3	—
Bunsen's Bibelwerk für die Gemeinde. 9 Bde.	*Hfzb.*	69	—
1. Abth.: Uebersetzung und Erklärung. 4 Bde.	*Hfzb.*	34	—
2. Abth.: Bibelurkunden. 4 Bde.	*Hfzb.*	29	—
3. Abth.: Bibelgeschichte. 1 Bd.	*Hfzb.*	6	—
Bibelatlas. 10 Karten.	*Cart.*	3	—

Aus den Papieren einer Verborgenen. 2. Aufl. 2 Thle.	*Lwdb.*	7	60
Brockhaus, Ausgewählte Predigten.	*Lwdb.*	4	50
Für stille Morgenstunden.	*Lwdb. m. G.*	4	—
Hausrath, Religiöse Reden. 2. Aufl.	*Lwdb.*	5	—
Holtzmann, Akademische Predigten.	*Lwdb.*	6	—
Renan, Das Leben Jesu. 4. Aufl.	*Lwdb.*	7	—
— Die Apostel.	*Lwdb.*	4	—
— Paulus.	*Lwdb.*	7	—
— Der Antichrist	*Lwdb.*	7	—
Schenkel, Die Grundlehren des Christenthums.	*Lwdb.*	10	50
— Das Christusbild der Apostel.	*Lwdb.*	9	—
Schwarz, Predigten aus der Gegenwart. 1.—7. Sammlung. Jede Sammlung	*Lwdb.*	6	—
— Zur Geschichte der Theologie. 4. Aufl.	*Lwdb.*	9	—

Deutsche Nationalliteratur.

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Herausgegeben von Pfeiffer.

12 Bände. Jeder Band Lwdb. 4 M. 50 Pf.

Erzählungen und Schwänke. Von Lambel. 2. Aufl.
Gottfried von Strassburg: Tristan. Von Bechstein. 2. Aufl. 2 Bde.
Hartmann von Aue. Von Bech. 2. Auflage. 3 Bände.
Kudrun. Von Bartsch. 4. Auflage.
Das Nibelungenlied. Von Bartsch. 5. Auflage.
Walther von der Vogelweide. Von Pfeiffer. 6. Aufl.
Wolfram von Eschenbach: Parzival; Titurel. Von Bartsch. 2. Auflage. 3 Bände.

Deutsche Dichtungen des Mittelalters.

Herausgegeben von Bartsch.

5 Bände. Jeder Band Lwdb. 4 M. 50 Pf.

Heinrich von Freiberg: Tristan. Von Bechstein.
Heliand. Von Rückert.
König Rother. Von Rückert.
Reineke de Vos. Von Schröder.
Das Rolandslied. Von Bartsch.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben von Goedeke und Tittmann.

16 Bände. Jeder Band Lwdb. 4 M. 50 Pf.

Brant, Sebastian, Das Narrenschiff.
Fischart, Johann, Dichtungen.
Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig, Schauspiele.
Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert. 2. Auflage.
Murner, Thomas, Die Narrenbeschwörung.
Rollenhagen, Georg, Froschmeuseler. 2 Bände.
Sachs, Hans, Dichtungen. 3 Bände.
Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert. 2 Bände.
Schauspiele der Englischen Komödianten in Deutschland.
Schwänke des sechzehnten Jahrhunderts.
Teuerdank.
Waldis, Burchard, Esopus. 2 Bände.

Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben von Goedeke und Tittmann.

14 Bände. Jeder Band Lwdb. 4 M. 50 Pf.

Dach, Simon, Gedichte.
Fleming, Paul, Gedichte.
Gerhardt, Paulus, Gedichte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplicissimus. 2 Bände.
—— Simplicianische Schriften. 2 Bände.
Gryphius, Andreas, Dramatische Dichtungen.
—— Lyrische Gedichte.
Günther, Johann Christian, Gedichte.
Logau, Friedrich von, Sinngedichte.
Opitz, Martin, Ausgewählte Dichtungen.
Spe, Friedrich, Trutz-Nachtigal.
Weckherlin, Georg Rodolf, Gedichte.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.

Jeder Band Lwdb. 2 M.
Doppelband Lwdb. 3 M. 50 Pf.

Blumauer, Virgil's Aeneis travestirt. Von Grisebach.
Bürger's Gedichte. Von Tittmann. Doppelband.
Fichte, Reden an die deutsche Nation. Von J. H. Fichte.
Forster, Ansichten vom Niederrhein. Von Buchner. Doppelb.
Gellert, Fabeln; Geistliche Lieder. Von Biedermann.
Goethe, Faust. 1. und 2. Theil. Von Carriere. 2 Bände.
Herder, Der Cid. Von Julian Schmidt u. K. Michaëlis.
—— Ideen zur Geschichte der Menschheit. Von J. Schmidt. 3 Bände.
Hippel, Ueber die Ehe. Von Brenning.
Hölty's Gedichte. Von Halm.
Jean Paul, Dr. Katzenberger's Badereise. Von Sievers.
Kleist's, H. von, Ausgewählte Dramen. Von Siegen. 2 Bände.
Klopstock's Oden. Von Düntzer. 2. Aufl.
—— Hermanns Schlacht. Von Düntzer.
Körner, Leier und Schwert: Zriny; Rosamunde. Von Gottschall.
Kortum, Die Jobsiade. Von Ebeling. Doppelband.
Lessing, Minna von Barnhelm; Emilia Galotti; Nathan der Weise.
—— Laokoon. Von Boxberger. [Von Hettner.
Matthisson's Gedichte. Von Kelchner.
Mendelssohn, Moses, Phädon; Jerusalem. Von Bodek.
Möser, Patriotische Phantasien. Von Zöllner. 2 Bände.
Maler Müller's Dichtungen. Von Hettner. 2 Bände.
Müller, Wilhelm, Gedichte. Von Max Müller. 2 Bände.
Musäus' Volksmärchen der Deutschen. Von M. Müller. Doppelband.
Novalis, Heinrich von Ofterdingen. Von Julian Schmidt.
Schiller, Wilhelm Tell. Von Carriere.
Schleiermacher, Reden über die Religion. Von Schwarz. 2. Aufl.
—— Monologen; Die Weihnachtsfeier. Von C. Schwarz.
Schulze, Bezauberte Rose; Poetisches Tagebuch. Von Tittmann.
Seume, Spaziergang nach Syrakus. Von Oesterley.
Voss, Luise; Idyllen. Von Goedeke.
Werner, Martin Luther. Von Julian Schmidt.
Wieland, Oberon. Von Köhler.

Briefe, Memoiren und Biographien.

		M	₰
Briefe von der Universität.	*Lwdb.*	9	—
Brockhaus, Friedrich Arnold, Von H. E. Brockhaus. 3 Thle.	*Lwdb.*	13	—
Bunsen, Freiherr von, Geschildert von seiner Witwe. Deutsch bearbeitet v. Nippold. 3 Bde.	*Hfzb.*	31	50
Cecchi, Torquato Tasso, übers. v. Frhrn. v. Lebzeltern.	*Lwdb.*	6	20
Frau Rath. Briefwechsel von Kath. Elisab. Goethe.	*Lwdb.*	7	—
Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste Stolberg.	*Cart.*	3	—
—— Briefwechsel mit den Gebr. v. Humboldt.	*Lwdb.*	10	50
—— Naturwissenschaftliche Correspondenz. 2 Bde.	*Lwdb.*	18	—
Gwinner, Schopenhauer's Leben. 2. Aufl.	*Hfzb.*	13	50
Hase, Ideale und Irrthümer. 2. Aufl.	*Lwdb.*	6	—
Humboldt, A. von, Eine wissenschaftliche Biographie. Herausgegeben von Bruhns. 3 Bde.	*Hfzb.*	36	—
Humboldt, W. v., Briefe an eine Freundin. 11. Aufl. In 1 Bd.	*Lwdb.*	6	—
Lewes, The Life of Goethe. 3d edit. 2 vols.	*Lwdb.*	11	—
—— The Story of Goethe's Life.	*Lwdb.*	5	50
Meding (Gregor Samarow), Memoiren zur Zeitgeschichte. 2 Bde.	*Lwdb.*	14	—
Oppermann, Ernst Rietschel. 2. Aufl.	*Lwdb.*	6	—
Der Neue Plutarch. 1.—9. Theil. Jeder Theil	*Lwdb.*	7	—
Polko, Felix Mendelssohn-Bartholdy.	*Lwdb. m. G.*	5	—
Rietschel, Jugenderinnerungen. (Separat-Ausgabe.).	*Cart.*	2	—
Rosenkranz, Diderot's Leben und Werke. 2 Bde.	*Lwdb.*	17	—
Sime, Lessing. (Englisch.) 2 vols.	*Lwdb.*	11	—
Talleyrand's Briefwechsel mit Ludwig XVIII.	*Hfzb.*	10	—
Varnhagen von Ense, Ausgew. Schriften. 19 Thle.	*Lwdb.*	87	—
1. Abth.: Denkwürdigk. d. eignen Lebens. 6 Thle.	*Lwdb.*	27	—
2. Abth.: Biographische Denkmale. 10 Thle.	*Lwdb.*	45	—
3. Abth.: Vermischte Schriften. 3 Thle.	*Lwdb.*	15	—
Varnhagen und Rahel, Briefwechsel. 6 Bde.	*Lwdb.*	42	—

Literatur- und Kunstgeschichte.

Carriere, Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung. 3. Aufl. 5 Bde.	*Hfzb.*	63	50
1. Anfänge der Cultur u. oriental. Alterthum.	*Hfzb.*	11	50
2. Hellas und Rom.	*Hfzb.*	11	50
3. Das Mittelalter.	*Hfzb.*	15	50
4. Renaissance und Reformation.	*Hfzb.*	12	50
5. Das Weltalter des Geistes im Aufgange.	*Hfzb.*	12	50
Carriere, Aesthetik. 2 Thle. 2. Aufl.	*Hfzb.*	21	—
Cassel, Lehrb. d. jüdischen Geschichte u. Literatur.	*Lwdb.*	11	50
Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie. 2 Bde.	*Lwdb.*	19	—

		ℳ	Sgr.
Eckermann, Gespräche mit Goethe. 4. Aufl. 3 Bde.	*Lwdb.*	12	—
Gottschall, Porträts und Studien. 6 Bde. . . In 5	*Lwdbn.*	33	—
Perrot und **Chipiez,** Geschichte der Kunst im Alterthum. Aegypten. In circa 20 Lieferungen. . . Jede Lieferung		1	50
Pypin und **Spasovič,** Gesch. d. slavischen Liter. I.	*Hfzb.*	12	50
Raumer, Handb. z. Gesch. der Literatur. 4 Thle. .	*Lwdb.*	18	—

Philosophie, Naturwissenschaft und Geschichte.

		ℳ	Sgr.
Arendts, Naturhistorischer Schulatlas. 3. Aufl. . .	*Lwdb.*	3	—
Buckle, History of Civilization in England. 5 vols.	*Lwdb.*	20	—
—— Essays, with a biogr. sketch of the author. .	*Lwdb.*	2	50
Carriere, Die sittliche Weltordnung.	*Hfzb.*	9	50
Caspari, Die Urgeschichte d. Menschheit. 2. Aufl. 2 Bde.	*Lwdb.*	20	—
Dodel, Die neuere Schöpfungsgeschichte.	*Lwdb.*	13	50
Du Mont, Das Weib. Philosoph. Briefe. 2. Aufl. .	*Lwdb.*	7	50
Fessler, Geschichte von Ungarn. 2. Aufl. 1.—4. Bd.	*Lwdb.*	42	—
Fischer, Kuno, Francis Bacon. 2. Aufl.	*Lwdb.*	16	50
Gracian's Hand-Orakel, v. Schopenhauer. 3. Aufl.	*Lwdb.*	4	—
Gregorovius, Athenaïs. 2. Aufl.	*Lwdb.*	6	—
—— Grabdenkmäler der Päpste. 2. Aufl.	*Lwdb.*	5	—
Hassel, Von d. Dritten Armee. 1870-71. M. 10 Abbild.	*Lwdb.*	17	—
Junck, Der Deutsch-Franz. Krieg 1870-71. 2 Bde.	*Lwdb.*	19	—
Lasker, Zur Verfassungsgeschichte Preussens. . .	*Lwdb.*	7	20
—— Wege und Ziele der Culturentwickelung. . . .	*Lwdb.*	7	20
Lassalle, Das System d. erworbenen Rechte. 2 Thle.	*Hfzb.*	18	—
Martin, Illustr. Naturgeschichte d. Thiere. I. Säugethiere.	*Lwdb.*	6	50
II. Kriechthiere und Lurche. Fische. . . .	*Lwdb.*	5	50
Meyer, Kosmographisches Skizzenbuch.	*Lwdb.*	7	50
Meyr, Gespräche mit einem Grobian. 2. Aufl. . .	*Lwdb.*	7	—
Raumer, Geschichte der Hohenstaufen. 5. Aufl. 6 Bde.	*Lwdb.*	21	—
Rikli, Chronographischer Geschichtsatlas.	*Cart.*	3	40
Rogge, Oesterreich v. Világos b. z. Gegenw. 3 Bde.	*Lwdb.*	25	—
—— Oesterreich seit Hohenwart-Beust 2 Bde. . .	*Lwdb.*	18	—
Sarsena, oder der vollkommene Baumeister. 10. Aufl.	*Lwdb.*	5	—
Schopenhauer, Sämmtliche Werke. 2. Aufl. 6 Bde.	*Hfzb.*	57	—
—— Die Welt als Wille u. Vorstellung. 5. Aufl. 2 Bde.	*Hfzb.*	21	—
—— Parerga und Paralipomena. 4. Aufl. 2 Bde. .	*Hfzb.*	20	—
—— Die Grundprobleme der Ethik. 3. Aufl. . . .	*Lwdb.*	5	50
Aus Schopenhauer's Nachlass.	*Lwdb.*	9	50
Schopenhauer-Lexikon, v. Frauenstädt. 2 Bde.	*Hfzb.*	14	—
Historisches Taschenbuch. 6. Folge. 1. u. 2. Jahrg.	*Lwdb.* à	9	—
Vogt, Die künstliche Fischzucht. 2. Aufl.	*Lwdb.*	5	—
Winckell, Handbuch für Jäger. 5. Aufl. Herausg. von Tschudi. 2 Bde.	*Lwdb.*	28	—

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisewerke.

		M	₰
Baker, Cypern im Jahre 1879.	*Lwdb.*	9	50
Bodenstedt, Vom Atlantischen zum Stillen Ocean.	*Lwdb.*	10	—
Braun-Wiesbaden, Die Wisbyfahrt.	*Lwdb.*	7	—
Buchholz, Reisen in West-Afrika.	*Lwdb.*	7	20
Cameron, Quer durch Afrika. 2 Thle.	*Lwdb.*	23	—
Gregorovius, Wanderjahre in Italien. 5 Thle.	*Lwdb.*	30	—
—— Die Insel Capri.	*Cart.*	1	80
—— Korfu.	*Cart.*	1	80
Kleinpaul, Roma Capitale.	*Lwdb.*	7	20
—— Mediterranea.	*Lwdb.*	7	20
Kremer, Aegypten. 2 Thle.	*Lwdb.*	12	—
Lüttke, Aegyptens neue Zeit. 2 Thle.	*Lwdb.*	13	50
Müller, F., Unter Tungusen und Jakuten	*Lwdb.*	9	50
Müller, J. W. von, Reisen in Mexico. 3 Thle.	*Lwdb.*	33	60
Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt. Volksausgabe.	*Lwdb.*	6	50
Nordenskiöld, Umsegelung Asiens und Europas. 2 Bde.	*Lwdb.*	26	—
Nordenskiöld's Nordpolarreisen	*Lwdb.*	11	50
Nostitz, Gräfin, J. W. Helfer's Reisen. 2 Thle.	*Lwdb.*	10	20
Oppert, Ein verschlossenes Land: Corea.	*Lwdb.*	9	50
Oswald, Streifzüge in Mexico u. Central-Amerika.	*Lwdb.*	9	—
Pietsch, Marokko.	*Lwdb.*	8	50
Prokesch-Osten, Nilfahrt.	*Lwdb.*	13	50
Ratzel, Wandertage eines Naturforschers. 2 Thle.	*Lwdb.*	12	—
—— Städtebilder aus Nordamerika. 2 Thle.	*Lwdb.*	10	—
Rodenberg, Studienreisen in England.	*Lwdb.*	6	50
—— In deutschen Landen.	*Lwdb.*	6	50
—— Wiener Sommertage.	*Lwdb.*	6	50
Rohlfs, Kufra. Reise v. Tripolis nach der Oase Kufra.	*Lwdb.*	18	—
—— Quer durch Afrika. 2 Thle.	*Lwdb.*	16	—
Roskiewicz, Bosnien und die Herzegovina.	*Lwdb.*	9	—
Schliemann, Ilios. *Cart.* 42 M. —	*Lwdb.*	45	—
—— Mykenae.	*Lwdb.*	32	50
Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. 2. Aufl.	*Lwdb.*	14	—
Semper, Die Palau-Inseln.	*Lwdb.*	7	20
Sibree, Madagascar.	*Lwdb.*	9	50
Soyaux, Aus West-Afrika. 2 Thle.	*Lwdb.*	13	50
Speke, Entdeckung der Nilquellen. 2 Thle.	*Lwdb.*	20	40
Stanley, Durch den dunkeln Welttheil. 2 Thle.	*Lwdb.*	37	—
—— Wie ich Livingstone fand. 2 Thle.	*Lwdb.*	22	50
—— Reise durch den dunklen Weltteil, bearb. v. Volz.	*Lwdb.*	6	50
Tschudi, von, Reisen durch Südamerika. 5 Bde.	*Lwdb.*	50	—
Vámbéry, Reise in Mittelasien. 2. Aufl.	*Lwdb.*	10	20
—— Skizzen aus Mittelasien.	*Lwdb.*	7	20
Weber, E. von, Vier Jahre in Afrika. 2 Thle.	*Lwdb.*	23	—
Werner, Die preuss. Expedition nach China, Japan und Siam. 2. Aufl.	*Lwdb.*	10	50

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek.

		M	Pf
Bagehot, Der Ursprung der Nationen.	*Lwdb.*	5	—
Bain, Erziehung als Wissenschaft.	*Lwdb.*	9	—
—— Geist und Körper. 2. Aufl.	*Lwdb.*	5	—
Bastian, Das Gehirn. 2 Bde.	*Lwdb.*	14	—
van Beneden, Schmarotzer des Thierreichs.	*Lwdb.*	6	—
Bernstein, Die fünf Sinne des Menschen.	*Lwdb.*	6	—
Berthelot, Die chemische Synthese.	*Lwdb.*	6	—
Blaserna, Die Theorie des Schalls.	*Lwdb.*	6	—
Böhmert, Die Gewinnbetheiligung. 2 Thle.	*Lwdb.*	13	—
Brücke, Zur Theorie der bildenden Künste.	*Lwdb.*	5	—
Cooke, Chemie der Gegenwart.	*Lwdb.*	6	—
Draper, Religion und Wissenschaft.	*Lwdb.*	7	—
Dumont, Vergnügen und Schmerz.	*Lwdb.*	6	—
Fick, Muskelthätigkeit.	*Lwdb.*	6	—
Fritz, Das Polarlicht.	*Lwdb.*	7	—
Fuchs, Vulkane und Erdbeben.	*Lwdb.*	7	—
Hartmann, Die Völker Afrikas.	*Lwdb.*	7	—
Huxley, Der Krebs.	*Lwdb.*	6	—
Jevons, Geld und Geldverkehr.	*Lwdb.*	6	—
Joly, Der Mensch vor der Zeit der Metalle.	*Lwdb.*	9	—
Lockyer, Studien zur Spectralanalyse.	*Lwdb.*	7	—
Lommel, Das Wesen des Lichts.	*Lwdb.*	7	—
Luys, Das Gehirn und seine Verrichtungen.	*Lwdb.*	6	—
Maudsley, Zurechnungsfähigkeit der Geisteskranken.	*Lwdb.*	6	—
Meyer, Grundzüge des Strafrechts.	*Lwdb.*	6	—
von Meyer, Unsere Sprachwerkzeuge.	*Lwdb.*	7	—
Morselli, Der Selbstmord.	*Lwdb.*	7	—
Peters, Die Donau und ihr Gebiet.	*Lwdb.*	7	—
Pettigrew, Die Ortsbewegung der Thiere.	*Lwdb.*	5	—
Quatrefages, Das Menschengeschlecht. 2 Thle.	*Lwdb.*	11	—
Rood, Die moderne Farbenlehre.	*Lwdb.*	6	—
Rosenthal, Physiologie der Muskeln und Nerven	*Lwdb.*	6	—
Schmidt, O., Descendenzlehre u. Darwinismus. 2. Aufl.	*Lwdb.*	6	—
Schützenberger, Die Gärungserscheinungen.	*Lwdb.*	6	—
Secchi, Die Sterne.	*Lwdb.*	9	—
Semper, Die Existenzbedingungen d. Thiere. 2 Thle.	*Lwdb.*	13	—
Smith, Die Nahrungsmittel. 2 Thle.	*Lwdb.*	10	—
Spencer, Sociologie. 2 Thle.	*Lwdb.*	10	—
Stewart, Die Erhaltung der Energie.	*Lwdb.*	5	—
Thurston, Die Dampfmaschine. 2 Thle.	*Lwdb.*	11	—
Tyndall, Das Wasser. 2. Aufl.	*Lwdb.*	5	—
Vignoli, Die Intelligenz im Thierreiche.	*Lwdb.*	5	—
—— Mythus und Wissenschaft.	*Lwdb.*	6	—
Vogel, Die chem. Wirkungen d. Lichts u. d. Photographie.	*Lwdb.*	7	—
Whitney, Leben und Wachsthum der Sprache.	*Lwdb.*	6	—
Wurtz, Die atomistische Theorie.	*Lwdb.*	6	—

Romane, Novellen und Sagen.

		M	₰
Beaconsfield (Disraeli), Endymion. 3 Bde.	*Lwdb.*	21	—
Bremer, Romane und Erzählungen. Neue Ausgabe. 24 Theile in 9 Bänden.	*Lwdb.*	30	—
Gutzkow, Der Zauberer von Rom. 3. Aufl. 9 Bde.	*Lwdb.*	18	—
Kaden, Unter den Olivenbäumen. Ital. Märchen. .	*Lwdb.*	6	20
Kingsley, Hypatia. 3. Aufl. 2 Thle.	*Lwdb.*	11	—
Koenig, Ausgewählte Romane. 15 Bände. In 13	*Lwdbdn.*	43	—
1.—3. Die Clubisten in Mainz. 4. Regina. 5. 6. Hedwig die Waldenserin. 7.—9. Die hohe Braut. 10. 11. William Shakespeare. 12. Eine pyrmonter Nachcur. 13.—15. König Jerôme's Carneval.			
Deutsche Liebe. Von Max Müller. 6. Aufl.	*Lwdb. m. G.*	4	—
Meyr, Erzählungen aus dem Ries. 3. Aufl. 4 Bde.	*Lwdb.*	27	—
Oppermann, Hundert Jahre. 9 Thle. in 5 Bden.		36	—
Schücking, Ausgewählte Romane. Erste Folge. 12 Bände. In 5	*Lwdbdn.*	21	—
1.—3. Die Marketenderin von Köln. 4.—6. Paul Bronckhorst. 7. 8. Die Rheider Burg. 9.—11. Die Ritterbürtigen. 12. Die Sphinx.			
—— —— Zweite Folge. 12 Bände. . . . In 5	*Lwdbdn.*	29	—
1.—3. Verschlungene Wege. 4.—7. Schloss Dornegge. 8.—11. Die Malerin aus dem Louvre. 12. Der Kampf im Spessart.			
Schulenburg, von, Wendische Volkssagen	*Lwdb.*	7	20
Walujew, Graf, Lorin. 3 Bde.	*Lwdb.*	21	—

Gedichte und Dramen.

Album der neuern deutschen Lyrik. 10. Aufl.	*Lwdb. m. G.*	3	—
Pracht-Ausgabe	*Ldrb. m. G.*	7	50
Bartsch, Wanderung und Heimkehr.	*Lwdb.*	4	—
Bodenstedt, Aus Morgenland und Abendland.	*Lwdb. m. G.*	6	—
Carriere, Agnes. Liebeslieder u. Gedankendichtungen.	*Lwdb.*	5	—
Dante, Die Göttliche Komödie. Uebersetzt von Kannegiesser. 5. Aufl. herausg. von Witte. 3. Thle.	*Lwdb.*	11	50
Gottfried von Strassburg, Tristan und Isolde. Uebersetzt von Simrock. 2. Aufl. 2 Thle.	*Lwdb.*	11	—
Gottschall, Dramatische Werke. 12 Bdchen. In 5	*Lwdbdn.*	22	—
Gregorovius, Euphorion. 4. Aufl.	*Eleg. cart.*	3	—
—— —— Mit Originalcompositionen von Grosse —— —— Silhouetten zu Euphorion	s. S. 4.		
Hammer, Schau um dich und Schau in dich. 28. Aufl. Miniatur-Ausgabe	*Lwdb. m. G.*	3	—
Octav-Ausgabe (Jubelausgabe). 25. Aufl. .	*Lwdb. m. G.*	6	—
—— Zu allen guten Stunden. 4. Aufl. . . .	*Lwdb. m. G.*	3	—
—— Fester Grund. 4. Aufl.	*Lwdb. m. G.*	3	—
—— Auf stillen Wegen. 3. Aufl.	*Lwdb. m. G.*	3	—
—— Lerne, liebe, lebe. 4. Aufl.	*Lwdb. m. G.*	3	—

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

		M	Pf
Horn, Die Pilgerfahrt der Rose. 4. Aufl. . .	*Cart. m. G.*	2	40
Kalidasa, Sakuntala. Uebersetzt von Lobedanz. 6. Aufl.	*Lwdb. m. G.*	3	—
—— Urvasi. Uebers. v. Lobedanz. 2. Aufl.	*Lwdb. m. G.*	3	—
Krylóf's sämmtliche Fabeln. Uebersetzt v. Löwe.	*Lwdb.*	5	—
Müller, Wilhelm, Ausgewählte Gedichte. . .	*Cart. m. G.*	2	—
Müller von Königswinter, Dichtungen eines Rheinischen Poeten. 6 Bände. . . . . Jeder Band	*Lwdb. m. G.*	5	—
Das Nibelungenlied. Uebers. von Bartsch. 2. Aufl.	*Lwdb.*	4	—
Der polnische Parnass. Von Nitschmann. 4. Aufl.	*Lwdb.*	7	—
Schulze, Die bezauberte Rose. 13. Aufl. . .	*Lwdb. m. G.*	3	—
—— —— Pracht-Ausgabe, s. S. 4.			
Shakespeare, Dramatische Werke. Uebersetzt von Bodenstedt, Delius, Gildemeister, Herwegh, Heyse, Kurz, Wilbrandt. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Bodenstedt. Ausgabe in 9 Bänden. 4. Aufl.	*Lwdb.*	27	—
Ausgabe in 38 Bändchen . . . . . Jedes Bdchn.	*cart.*	—	75
Shakespeare's Sonette. Uebers. von Gildemeister.	*Lwdb.*	3	—
Sturm, Gedichte. 5. Aufl.	*Lwdb. m. G.*	4	—
—— Neue Gedichte. 2. Aufl.	*Lwdb. m. G.*	4	—
—— Fromme Lieder. Erster Theil. 9. Aufl.	*Lwdb. m. G.*	3	—
—— —— Zweiter Theil. 3. Aufl.	*Lwdb. m. G.*	3	—
—— Für das Haus.	*Lwdb. m. G.*	4	—
—— Zwei Rosen.	*Lwdb. m. G.*	1	60
—— Lieder und Bilder. 2 Thle. Jeder Thl.	*Lwdb. m. G.*	3	—
—— Spiegel der Zeit in Fabeln.	*Lwdb.*	2	40
—— Gott grüsse dich! Religiöse Gedichte. .	*Lwdb. m. G.*	3	—
—— Aufwärts! Neue religiöse Gedichte . . .	*Lwdb. m. G.*	4	—
Wolfram von Eschenbach, Parzival. Uebersetzt von San-Marte. 2. Aufl. 2 Bände.	*Lwdb.*	8	—

Jugendschriften.

Beaumont, Le Magasin des enfants. Nouv. édit. .	*Lwdb.*	3	—
Gerstäcker, Mahlhuber's Reiseabenteuer. Illustr. .	*Cart.*	1	50
Kessler, Der alte Heim. 3. Aufl. 2 Thle.	*Lwdb.*	4	—
Kinderleben von Ludwig Richter. 6. Aufl. . .	*Cart.*	3	—
Müller von Königswinter, Märchenbuch f. m. Kinder.	*Cart.*	3	—
Nettelbeck, Eine Lebensbeschreibung. 4. Aufl. 2 Thle.	*Lwdb.*	4	—
Russ, Durch Feld und Wald. Mit Illustrationen von Kretschmar. 2. Aufl.	*Lwdb.*	8	50
Töpffer, Fahrten des Herrn Steckelbein. 4. Aufl. .	*Cart.*	2	—

Lichtstrahlen.

Jeder Band Lwdb. m. G. 4 M.

Börne, Ludwig. Von Karpeles.
Diesterweg, Adolf. Von Langenberg.
Fichte, Johann Gottlieb. Von E. Fichte.
Forster, Georg. Von Elisa Maier.
Goethe als Erzieher. Von Merz.
Hamann, Johann Georg. Von Delff.
Herder, Johann Gottfried. Von Keferstein.
Humboldt, Wilhelm v. Von Elisa Maier. 6. Auflage.
Kant, Immanuel. Von J. Frauenstädt.
Lessing, Gotthold Ephraim. Von Bloemer.
Lichtenberg, Georg Christoph. Von Grisebach.
Mendelssohn, Moses. Von Brasch.
Schleiermacher, Friedrich. Von Elisa Maier. 2. Auflage.
Schopenhauer, Arthur. Von Frauenstädt. 4. Auflage.
Shakspeare. Von Marggraff.

Wörterbücher.

		ℳ	₰
Flügel, Practical Dictionary of the English and German Languages. 13. Aufl. 2 Thle.	*Hfzb.*	17	50
Kaltschmidt, Petit Dictionnaire français-allemand et allemand-français. 11. Aufl.	*Lwdb.*	2	75
—— Dictionnaire Trésor français-allemand et allemand-français. 5. Aufl. 2 Thle.	*Hfzb.*	7	50
—— Fremdwörterbuch. 8. Aufl.	*Hfzb.*	7	80
Meyer, Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke. 5. Aufl.	*Lwdb.*	4	50
Michaelis, Vollständiges Wörterbuch d. italienischen und deutschen Sprache. 2. Aufl. 2 Thle.	*Hfzb.*	15	—
Ribbentrop, Vocabulaire militaire français-allemand.	*Lwdb.*	4	—
Valentini, Taschen-Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. 11. Aufl. 2 Thle. . . In 1	*Lwdb.*	8	20
Vollständiges Handwörterbuch d. deutschen, französischen und englischen Sprache. 11. Aufl.	*Cart.*	8	—
	Hfzb.	9	—
Wershoven, Vocabulaire technique franç.-allemand.	*Lwdb.*	4	—
Wershoven, Technical Vocabulary English-German.	*Cart.*	2	70
Bergmännisches Wörterbuch von Dannenberg u. Frantz.	*Lwdb.*	6	—
Kistner, Handbuch der kaufm. Correspondenz. . .	*Lwdb.*	4	50
Noback, Münz-, Maass-, und Gewichtsbuch. 2. Aufl.	*Lwdb.*	20	—

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausländische Literatur.

	M	Pf
Dante, La divina Commedia, commentata da Scartazzini.		
Vol. I. L'Inferno. . . . . *Lwdb.*	5	—
Vol. II. Il Purgatario. . . . . *Lwdb.*	11	—
Vol. III. Il Paradiso. . . . . *Lwdb.*	13	—
—— La Vita nuova, illustrata da Witte. . . . . *Lwdb.*	4	—
Modern American Lyrics. . . . . . *Lwdb.*	5	—
Byron, Poetical Works. 3 vols. . . . . *Lwdb.*	7	50
—— Tales and Poems. . . . . *Lwdb. m. G.*	4	—
Scott, Poetical Works. 3 vols. . . . . *Lwdb.*	7	50
Selections from the modern British Dramatists. By Lewes. 2 vols. . . . . *Lwdb.*	5	—
Goethe, Faust. A Tragedy. Translated by Bayard Taylor.		
The first Part. 2d edit. . . . . *Lwdb.*	4	—
The second Part. . . . . *Lwdb.*	5	—

Coleccion de Autores Españoles.

Jeder Band Lwdb. 4 M. 50 Pf.

ntológia española. Coleccion de poesías líricas ordenada por Carolina Michaelis. Primera parte: Poetas de los siglos XV—XVIII. — **Fernan Caballero.** Clemencia. Novela de costumbres. — Cuadros de Costumbres. — Cuentos, Oraciones, Adivinas y Refranes populares é infantiles. — Cuatro Novelas. — Cuentos y poesias populares andaluces. — Elia, ó la España treinta años ha. — La Familia de Alvareda. Lágrimas. Novelas de costumbres. — La Farisea, Las dos Gracias y otras novelas escogidas. — La Gaviota. Novela de costumbres. — Relaciones. — Un Verano en Bornos. Cosa cumplida ... solo en la otra vida. Lady Virginia. Novelas originales. — **Calderon de la Barca.** Teatro escogido. 3 tomos. — **M. de Cervantes Saavedra.** El ingenioso hidalgo Don Quijote de la Mancha. 2 tomos. — Novelas ejemplares. — **Composiciones** jocosas en prosa de los Srs. Hartzenbusch, Ayguals de Izco, Ribot, Villergas, Bonilla, Lafuente (Fr. Gerundio), Príncipe, Lopez Pelegrin (Abenamar) y otros escritores contemporaneos, ó sea coleccion de lo mas selecto que se publicó en La Risa, publicada por A. Herrmann. — **Floresta** de Sátiras, fábulas, fábulas literarias, letrillas, sonetos, burlescos, villancicos, décimas, epígramas y otras rimas festivas, elegida de las obras de célebres poetas españoles por el Dr. E. Brinckmeier. — **B. P. Galdos.** La Fontana de Oro. Novela. — **J. E. Hartzenbusch.** Obras escogidas. 3 tomos. Con el retrato del autor. — **Le Sage.** Historia de Gil Blas de Santillana. Traducida por el Padre Isla. 2 tomos. — **L. V. Mansilla.** Una escursion á los Indios Ranqueles. Obra premiada en el Congreso internacional geográfico de Paris (1875). 2 tomos. — **J. Mármol.** Amalia. 2 tomos. — **Poesías** de la América meridional. Coleccionadas por Anita J. de Wittstein. Con noticias biográficas de los autores. — **Romancero del Cid.** Nueva edicion añadida y reformada sobre las antiguas que contiene doscientos y cinco Romances, recopilados, ordenados y publicados por Carolina Michaelis. — **María del Pilar Sinués de Marco.** Amor y Llanto. Coleccion de leyendas históricas originales. — **Teatro** moderno español. — **Tres Flores** del Teatro antiguo español. Publicadas con apuntes biográficos y críticos por Carolina Michaelis. — **A. de Prueba.** El libro de los cantares. — El Cid Campeador. Novela histórica. — Las Hijas del Cid. Paráfrasis de las crónicas de aquel famoso caballero. — Cuentos campesinos. — Cuentos de color de rosa. — Cuentos populares. — Narraciones populares.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Biblioteka pisarzy polskich.

Jeder Band Lwdb. 4 M. 50 Pf.

Bełza. Poezje. — **K. Borkowski.** Pamiętnik historyczny o wyprawie partyzanckiej do Polski w roku 1833, przez oficera artylerji polskiej. — **E. Chojecki.** Alkhadar. Ustęp z dziejów ojców naszych. Powieść narodowa. 4 tomy. — **M. Czajkowski.** Pisma. Pierwsze wydanie całkowite, poprawne i uzupełnione. 11 tomów. — Dziwne życia Polaków i Polek. — **J. Czyński.** Cesarzewicz Konstanty i Joanna Grudzińska. — **S. Garczyński.** Poezje. — **K. Gaszyński.** Poezje. — Pisma prozaiczne. — **A. Giller.** Podróż więźnia etapami do Syberji w roku 1854. 2 tomy. — Opisanie zabajkalskiej krainy w Syberji. 3 tomy. — **J. Gordon.** Obrazki caryzmu. Pamiętniki, z przedmową Bronisława Trentowskiego. — Sołdat, czyli sześć lat w Orenburgu i w Uralsku. Nowe pamiętniki. — Kaukaz, czyli ostatnie dni Szamila. Powieść historyczna. — Podróż do Nowego Orleanu. — Gdy się było młodym. — **M. Gosławski.** Poezje. Pierwsze wydanie zbiorowe Leona Zienkowicza. — **S. Goszczyński.** Dzieła. 2 tomy. — **W. Heltman.** Demokracja polska na Emigracji. — **Klementyna Hoffmannowa z Tańskich.** Jan Kochanowski w Czarnolesie. — **Jasieńczyk.** Dziesięć lat z niewoli moskiewskiej, poprzedzone listem Bolesławity do autora. — **F. Kozubowski.** Rozgrzeszeni. Powieść współczesna. — **Z. Krasiński.** Poezje. 3 tomy. — **A. Mickiewicz.** Pisma. Wydanie nowe, zupełne i autoryzowane przez spadkobierców. 5 tomów. — Pisma. Tom VI: Pisma pośmiertne. — **J. U. Niemcewicz.** Pamiętniki czasów moich. — **C. Norwid.** Poezje. — **N. Olizar.** Pamiętniki. — **X. Purk.** Luźne Karty pamiętnika zbiega z Sybiru. 2 tomy. — **L. Siemieński.** Poezje. — **J. Słowacki.** Pisma. 4 tomy. — **Soplica.** Pamiątki pana Seweryna Soplicy Cześnika Parnawskiego. — **K. Ujejski.** Poezje. 2 tomy. — **S. Witwicki.** Wieczory pielgrzyma. 2 tomy. — Zbiór pism pomniejszych. 2 tomy. — **F. Wrotnowski.** Powstanie 1831 roku, 2 tomy. — **J. Zacharjasiewicz.** Na Kresach. — Święty Jur. Jaryma. — **L. Zienkowicz.** Wieczory Lacha z Lachów, czyli opowiadania przy kominku starego literata polskiego. — Wizerunki polityczne dziejów państwa polskiego. 4 tomy. — Wizerunki polityczne literatury polskiej. 2 tomy. — **R. Zmorski.** Poezje.

Biblioteca d' Autori italiani.

Jeder Band Lwdb. 4 Mark 50 Pf.

V. Alfieri. Tragedie scelte cogli argomenti e pareri relativi alle medesime dell' autore. — **M. d' Azeglio.** Niccolò de' Lapi ovvero i Palleschi e i Piagnoni. — **C. Balbo.** Novelle. — **G. Boccaccio.** Il Decameron. 2 vol. — **C. Cantù.** Margherita Pusterla. — **P. Fanfani.** Cecco d' Ascoli. — **Fiori** della poesia italiana antica e moderna, raccolti da Carolina Michaelis. — **U. Foscolo.** Le ultime lettere di Jacopo Ortis ed altre opere scelte. — **G. Giusti.** Poesie. — **C. Goldoni.** Commedie scelte. — **G. Leopardi.** Opere. — **A. Manzoni.** I promessi sposi. Storia milanese del secolo XVII. — **Novelle italiane** di quarante autori dall 1300 al 1847. — **S. Pellico.** Le mie Prigioni, Francesca da Rimini, Tommaso Moro e Poesie scelte. — **T. Tasso.** La Gerusalemme liberata. Riveduta nel testo corredata di note critiche ed illustrative e di varianti e riscontri colla Conquistata per cura di G. A. Scartazzini. 2ª ediz. — **G. Tigri.** Selvaggia de' Vergiolesi.

Collecção de Autores portuguezes.

Jeder Band Lwdb. 4 Mark 50 Pf.

L. de Camoës. Os Lusiades. — **A. G. Dias.** Cantos. Quinta edição. Com o retrato do autor. 2 tomos. — **J. Diniz.** As Pupillas do Snr. Reitor. — **A. Herculano** O Monasticon. Em duas partes: Eurico o Presbytero, e O Monge de Cistér ou epocha de D. João I. 2 tomos. — **Romanceiro portuguez** coordinado por E. Hardung. 2 tomos.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

☞ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Gesammelte Werke

des Grafen

Adolf Friedrich von Schack.

Inhalt:

Band I. Nächte des Orients. Gedichte.
„ II. Durch alle Wetter. Lothar.
„ III. Episoden. Ebenbürtig.
„ IV. Lotosblätter. (Neu.) Plejaden. Weihgesänge.
„ V. Die Pisaner. Gaston. (Neu.) Timandra. Atlantis.
„ VI. Heliodor. Kaiser Baldwin. (Neu.) Politische Lustspiele.

Diese Gesammtausgabe wird, wie aus obigem Inhaltsverzeichniß zu ersehen, mehrere noch unveröffentlichte größere Werke des Dichters enthalten.

Vollständig in 30 schnell sich folgenden Lieferungen à 50 Pf.

Artheile der Presse

über Schacks Werke.

Nächte des Orients. 3. Auflage.

Wie Göthe's „Faust" ist diese wundervolle Dichtung reich an großen Gedanken, an tiefsinnigen Betrachtungen, und es ist ein solcher Zaubergarten der Poesie, daß sich der Leser immer von Neuem von ihm angezogen fühlen wird, um sich an seinem Blüthenduft zu laben und in dieser Welt von Bildern und Ideen sich geistig zu erfrischen und zu stärken. **(Deutsche Warte.)**

Wiewohl wir Manches an diesen „Nächten des Orients" auszusetzen haben, steht doch seit heute für uns fest, daß Schack ein klassischer Dichter ist. Wieder ist unter uns ein Genius aufgetreten, der ganz neue Bahnen wandelt.

(Faucher in der **Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft.)**

Gestatten Sie mir, Ihre Leser auf das obengenannte Werk aufmerksam zu machen! Ich zweifle nicht, daß Alle, welche diese wunderbare Dichtung anläßlich dieser Zeilen zur Hand nehmen, für die Anregung dazu ebenso dankbar sein werden, wie Schreiber dieses es Julius Faucher ist, welcher im letzten Hefte der Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft das gedachte Schack'sche Werk seinen Lesern warm empfiehlt und sich in seinem Lobe zu der Behauptung versteigt: wiederholte Prüfung habe ihm die Ueberzeugung gebracht, daß Schack der einzig klassische Dichter der gegenwärtigen Periode sei. Vornehmlich dieser Satz in der Besprechung war es, der den Schreiber dieser Zeilen reizte und ihn veranlaßte, das Schack'sche Werk der eigenen Prüfung zu unterziehen, und zwar mit dem entschiedensten Unglauben an die Faucher'sche Behauptung und der Ueberzeugung, zu einem wesentlich anderen Urtheil gelangen zu müssen. Tagelang lag das Buch unberührt auf dem Schreibtisch; ein gewisses Widerstreben, einer in so bescheidenen Titel gehüllten und doch von einem Kritiker wie Faucher zum einzig klassischen Dichtwerk der Gegenwart gestempelten Dichtung ernstlich näher zu treten, hielt vom Lesen zurück; als aber die Scheu überwunden und der erste Schritt gethan war, dem Dichter auf seiner wundersamen Wanderung zu folgen, da fesselte die gewaltige Dichtung den Anfangs nur widerwillig Lesenden mit jedem neuen Verse mehr und mehr und hielt ihn wie mit Zauberbanden gefangen, Stück um Stück, bis er erst mit dem letzten Worte tief erschüttert das Buch bei Seite zu legen vermochte. Mag man Fauchers Urtheil, daß sich Schack durch seine orientalischen Nächte als den einzigen klassischen Dichter der Gegenwart erwiesen habe, immerhin mit Recht zurückweisen, das aber wird Niemand zu bestreiten wagen, daß wir es mit einem wahrhaft gottbegnadeten Dichter zu thun haben, der jedenfalls neben unseren bedeutendsten Dichtern seinen Platz einzunehmen berechtigt ist.

Sein Werk ist ebenso großartig in der Anlage, wie fein in der Ausführung, und die Sprache ist von ergreifender Gewalt und edelster dichterischer Schönheit. Schack hat mit seiner Dichtung völlig neue Pfade betreten; sie paßt in keinen bisher bekannten Rahmen. Die „Nächte des Orients" bieten uns nicht weniger als eine Geschichte der Menschheit in poetischer Form. **(Hannover'scher Courier.)**

Die Dichtung entrollt uns gelegentlich der Schilderung der einzelnen Weltepochen höchst farbenprächtige Bilder und macht die Errungenschaften der neuesten Naturwissenschaft der Poesie in einer Weise tributär, wie dies bisher noch von Niemandem mit so viel Glück versucht worden war. **(Unsere Zeit.)**

Der Dichter beginnt zu schildern, wie er einen Ekel gegen Europa verspürt habe . . . Nachdem das sociale Elend nach allen Richtungen mit Wärme geschildert worden, beschließt der Dichter nach dem Orient zu flüchten und im Zelte des Beduinen das Glück zu suchen, das Europa nicht mehr gewährt. . . . Aber auch im Wüstenzelte findet er seine Ruhe nicht. Da gelangt er in einen alten wunderbaren Tempel. Er verfällt in Schlaf. Bei seinem Erwachen sieht er vor sich einen Greis, der mit ihm übereinstimmt in der Verurtheilung des menschlichen Daseins. Hadschi Ali heißt der seltsame Alte, der im Besitze eines Elixirs ist, durch dessen Zauberkraft man leicht in vergangene Weltperioden zurückversetzt wird. Was kann dem an der Gegenwart verzweifelnden Dichter lieber sein, als diese Flucht in schönere Zeiten der Vergangenheit? Er bedient sich dieses Elixirs, und nun entrollen sich nach einander in großartiger Weise folgende Culturbilder: das Leben der Urzeit, die Pfahlbautenzeit, Griechenlands Blüthenzeitalter, das Mittelalter und endlich die Renaissance in Italien.

Die Kühnheit eines solchen Entwurfes leuchtet ein . . . - Mit athemloser Spannung folgen wir den Traumabenteuern, die den Glanz der Wirklichkeit an sich tragen . . . Wie einzig schön ist z. B. auf Seite 45 das Entzücken geschildert, als der aus seiner Höhle zum erstenmal sich hervorwagende Urmensch die Sonne sieht. **(Allgemeine Zeitung.)**

Eine moderne divina commedia, die durch Erhabenheit der Weltanschauung und durch die großartigen in ihr entrollten Bilder an Dante's gewaltige Dichtung mahnt, sind die „Nächte des Orients". **(Deutsche Monatsblätter.)**

Dieses tiefsinnige, wunderschöne Gedicht ist ein Ereigniß in unserer Literatur; aus allen jetzigen Wirren weist uns der Poet von Gottes Gnaden auf eine goldene Zeit hin, auf das unbedingte Resultat fortschreitender Vernunft, Güte und Toleranz, welches dereinst unseren späteren Nachkommen theilhaftig werden wird. Dieses Buch erhabener Lebensweisheit lasse Niemand ungelesen. **(Allgem. Modenzeitung.)**

Schack ist ein Meister des Colorits und besonders ein orientalischer Landschafter ersten Ranges. Nirgends führt er uns die bloße Aeußerlichkeit vor, er rückt sie überall in einen geistigen Aether; die Landschaft wird zum Culturbild. Ebenso ist er ein Meister krystallklarer Form, die alles Dumpfe und Trübe vermeidet . . . Seine Dichtung ist eine werthvolle Bereicherung unseres poetischen Literaturschatzes.

(Rud. v. Gottschall in den „Blättern für literarische Unterhaltung".)

Durch alle Wetter. Roman in Versen. 4. Auflage.

Der „Roman in Versen" ist reich an dichterischen Schönheiten ersten Ranges; wo die ernste Muse nicht mit vollen Accorden in die Saiten greift, da schüttelt ein weltweiter Humor das Kaleidoskop seiner bunten Bilder zu immer wechselnden Figurationen durch einander; dem Dichter gehorchen die ottave rime bei allen kühnsten Wendungen ohne das

geringste Widerstreben ... Die Dichtung bleibt eine Perle unter unseren neuesten poetischen Produktionen und stellt dem vielseitigen Talente des Dichters ein glänzendes Zeugniß aus. **(Rudolf v. Gottschall** in den **„Blättern für liter. Unterh.“)**

„Durch alle Wetter“, ein köstlicher Roman in Octavreimen, worin schärfste Satire mit dem echten Goldklang der Lyrik abwechselt, dem wir Deutschen bisher nichts Aehnliches an Frische, Kühnheit und Reiz entgegenzustellen haben. **(Allgem. Modenzeitung.)**

Die Hingebung an das Schöne, der Cultus der Schönheit, die Freude an der Welt bilden die Grundempfindung dieser anmuthigen poetischen Schöpfung. Es ist ein Roman in Versen, und zwar ein Roman aus der modernsten Zeit und im bunten Treiben ihrer gesellschaftlichen Existenz ... Der heitere spielende Uebermuth, in welchem diese Form behandelt sein will, die Vollendung und der Glanz der Verse, welche sie erfordert, all diese schönen Eigenschaften weben den anmuthigsten Zauber über das kleine Werk.

(Westermanns Ill. d. Monatshefte.)

Im modernen, an die Romandichtung streifenden Epos hat Schack mit seiner humoristischen Dichtung „Durch alle Wetter“ den Preis davongetragen. Mir scheint dieses bedeutende Werk noch nicht die gebührende Anerkennung gefunden zu haben. Es erfüllt alle Forderungen, welche Schiller an ein modernes Epos stellt, und bewegt sich auf seinem vielverschlungenen, alle Culturgebiete berührenden Pfade mit einer anmuthigen Freiheit, deren poetisches Behagen sich dem Leser unwillkürlich mittheilt. Man fühlt, wie hoch der Dichter über seinem Stoffe steht und läßt sich gern selbst von ihm darüber emporheben, um seinen bald humoristischen, bald satirischen Betrachtungen zu lauschen, durch welche er häufig den Gang der Erzählung unterbricht, die spannend genug angelegt ist.

(F. Bodenstedt in der **Allgem. Zeitung.)**

Feinheit des Verses, leichte Form, glückliche Situationszeichnung beleben mit seltenem Reize die bunten Verhältnisse, die uns vorgeführt werden, und machte sich nicht in manchen Partien ein sentimentaler Zug vorwiegend geltend, so würde sich die Schack'sche Dichtung auf eine Höhe stellen, welche das komische Heldengedicht in unserer Literatur kaum je erreicht hat. **(Süddeutsche Presse.)**

Ich bin der Ansicht, daß sich Schack durch Cultivirung dieses Genres besonders verdient gemacht und gerechten Anspruch auf den Dank der Literaturfreunde erworben hat ... Es ist unglaublich, mit einer wie virtuosen Leichtigkeit der Dichter die possirlichsten Drolerien des Reimes handhabt; auf die seltsamsten Worte hat er stets die passendsten Reime zur Verfügung, der Humor der Sprache feiert hier die originellsten Triumphe ... Keine andere Dichtung Schacks beweist so deutlich, wie diese, die Sprachbändigerkunst des Poeten. **(Unsere Zeit.)**

Episoden. Erzählende Dichtungen. 4. Auflage.

Auf dem deutschen Parnaß nimmt Schack heute einen der vornehmsten Ehrenplätze ein. Seine Muse versetzt uns in einen wahren Feengarten der Poesie, in üppiger Pracht blühend und duftend, und wo sie ihn hinzaubert, da fühlen wir uns wonnig und wohl. Und das deutsche Volk lernt seinen Dichter immer mehr schätzen und ehren, indem es ihn

kennen lernt. Heute liegt die 3. Auflage seiner „Episoden" vor. Bewegen uns die klagenden Töne seiner lyrischen Muse wunderbar das Herz, so sind auch die epischen Prachtstücke, welche diesen Band füllen, fast durchaus von demselben unendlich zarten Hauche der Wehmuth durchdrungen ... Prangend in üppiger Schönheit, überquellend von poetischer Kraft und poetischem Schmelz ist das herrliche Gedicht „Fiordespina". Fiordespina ist eine würdige Verwandte der Shakespeare'schen Julia. Schack steht hier an Gluth und Innigkeit des Liebesausdrucks dem großen Britten wenig nach: es ist ein plastisch-dramatisches Kunstwerk, was wir vor uns haben ... Wie wunderbar schön läßt er seine „Lais" lieben, zum ersten Male selbst lieben, nachdem sie geliebt worden und gefeiert wie keine Sterbliche und gebrochen und geläutert sterben an dieser Liebe! ... Sei's in Italien, Griechenland, Spanien und im Orient, immer hat der Dichter herrliche Gaben für uns, und wo wir ihm begegnen, müssen wir ihn bewundern und lieben lernen; immer und überall fühlen wir uns angezogen, erfrischt und gestärkt von dem Dufte, der seinen Versen, dem Zaubergarten seiner Poesie, entströmt. **(Bohemia.)**

Apollo und alle neun Musen seien gepriesen! Das sind doch wieder einmal Dichtungen, welche echte Poesie durchweht. Je seltener diese unter den neueren Poeten zu finden ist und je weniger das epische Feld bebaut wird, desto angenehmer fühlt sich die Kritik berührt, wenn sie solchen Erzeugnissen dichterischer Weihe die gebührende Anerkennung aussprechen darf. ... Den Vorzug unter allen Nummern des Buches müssen wir der Lais geben, einem Gedichte voll tiefen Sinnes und hoher Bedeutung.
(Neue Freie Presse.)

Reich an mannigfachen Bildern und unvergleichlichen, prachtvollen Schilderungen, ausgezeichnet durch eine Scene voll erschütternder Tragik, wie sie, nur noch großartiger vielleicht, in dem „Flüchtling von Damaskus" und in „Stefano" vorkommt, ist „Heinrich Dandolo" .... Wieder bewährt sich hier die dichterische Kraft Schacks auf das Glänzendste. **(Deutsche Monatsblätter.)**

„Giorgione" mit der wunderbar ergreifenden Schilderung Venedigs ist eine vollendete Novelle in Versen, deren einzelne Kapitel reich an mannigfachen Schönheiten sind; auch die auf dem Thurme von St. Sebald (in Nürnberg) sich abspielende Geschichte der „Rosa" ist höchst fesselnd und von beinahe dramatischem Leben beseelt.
(Neue Preußische Zeitung.)

Man darf die Sammlung ein wahres Schmuckkästlein nennen, dessen Inhalt aus lauter Kleinodien, aus lauter Gemmen besteht, auf welche die feinste Kunst des Alterthums oder der Renaissance Scenen von größtem Liebreiz und edler Formvollendung eingegraben hat. **(Mecklenburgische Zeitung.)**

Unter diesen herrlichen Episoden erscheinen uns einige, wie z. B. „Stefano", „Giorgione" und „Fiordespina", als wahre Perlen der Poesie.
(Nordd. Allgemeine Zeitung.)

Gedichte. 4. Auflage.

Schacks Muse ist ein Wesen von himmlischer Schönheit ... Nie wird der Leser aus dem Gedächtniß verlieren das Gedicht „Der kleine Franz", aber er wird es nicht zum zweitenmal lesen, wenn er Aehnliches erlebt hat oder Aehnliches erleben zu können fürchtet — es ist zu rührend schön, zu tief ergreifend. Man schreitet immer von einem Prachtstücke zum andern ... Die „Evadne", schön wie Goethe's „Braut von Korinth", ist ein sprachmusikalisches Meisterstück. **(Deutsche Warte.)**

Die Lieder Schacks haben durch Innigkeit des Gefühls und Melodie der Worte schon viele Tondichter gereizt, sie zu componiren; unter diesen Compositionen stehen die von Johannes Brahms voran, welche mit den schönsten von Schubert und Schumann wetteifern. Vor allem ergreifend sind die „Lieder der Trauer". **(Deutsche Monatsblätter.)**

In der vielgestaltigen Sammlung von Schacks lyrischen Gedichten ist ein Gedankenreichthum enthalten, wie er uns seit Rückert und Schefer nicht mehr geboten wurde.
(Johannes Scherr in den **„Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik".)**

Schack hat sich mit diesem Buche, das nicht zum Naschen, sondern zum ernsten Genuß einladet, den besten Lyrikern unserer Nation an die Seite gestellt ... Die „Lieder der Trauer" gehören zu den schönsten, welche die deutsche Literatur in dieser Art aufzuweisen hat. **(Morgenblatt zur Bayerischen Zeitung.)**

Ueberall ist die Muse Schacks gedankenreich. Wenn er uns den „Pic von Teneriffa" mit einigen großartigen Zügen vor die Seele zaubert, so vergleicht er die furchtbaren Mächte der Tiefe mit den grausen Dämonen, die im Menschenherzen schlummern. Die „Jungfrau" aber, die im Strahle der sinkenden Sonne schimmert, fragt er, ob sie mit Geistern anderer Welten sich Flammenzeichen gebe, oder jenseits der Erde ungeahnte Geheimnisse erblicke, daß süßes Erschrecken ihr die Wangen röthet.
(Rud. v. Gottschall in der **„Gartenlaube".)**

Eine außerordentliche Beweglichkeit der Phantasie entzückt uns, ein Gedankenreichthum, wie wir ihn selten in unseren neuesten Lyrikern finden, erfüllt diese Gedichte und erhebt sie weit über die goldgebundenen Tändeleien ... Eine künstlerische Vollendung der Form, wie sie jetzt in der gebundenen Rede unter uns nur noch Geibel und annähernd Paul Heyse besitzen, adelt das Ganze. Hier ist ein Dichter voll hohen Schwunges, voll des echten modernen Geistes. **(National-Zeitung.)**

Diese Gedichte sind vollendete Blüthen der Kunst, die einen seltenen Reichthum ernster Gedanken und sinniger Betrachtung erschließen. Die Motive der lyrischen, wie der epischen Dichtungen sind von außerordentlicher Mannigfaltigkeit. Die bewegliche Phantasie des Dichters schweift vom Pic auf Teneriffa zur deutschen Heimat und wieder nach Amerika, Egypten, Indien u. s. w., bald rückwärts in die Vergangenheit, bald vorahnend in die Zukunft, oder der Gegenwart in ihren großen Ereignissen zugewandt. **(Vossische Zeitung.)**

Das prachtvolle Einleitungsgedicht „An den Genius" läßt uns ahnen, daß Schack ein echter Dichter und zugleich ein Sohn unserer Zeit, der unablässig nach Vollendung ringenden, ist, ein Herz, ebenso gewohnt, sich an dem ruhigen Genuß der Schönheit zu erfreuen, als mitzustreiten und mitzubluten auf dem heißen Schlachtfelde des Lebens.
(Neue Freie Presse.)

Schack entfaltet in diesen Gedichten oft eine Vers- und Rhythmenpracht, in welcher selbst ein verwöhntes Ohr noch schwelgen kann. **(Kölnische Zeitung.)**

Schönheit der Anschauung, feiner Geschmack, Neuheit, Eigenthümlichkeit und Durchgeistigung der Stoffe, Schwung der Empfindung, warme Begeisterung für die Interessen der Humanität und eine gediegene deutsche Gesinnung sind die charakteristischen Merkmale von Schacks Gedichten. **(Deutschlands Balladen- und Romanzendichter** v. **Ignaz Hub.)**

Im Süden wie im Norden unseres Vaterlandes, diesseits wie jenseits der Grenzen des neuen deutschen Reichs, wird man sich erfreut haben an den frischen poetischen Gedichten Schacks, über die man schon in modernen Literaturgeschichten das zutreffende Urtheil lesen kann: „Sie zeugen von tiefem Ernst, von seltener Reife der Gedanken, wie des Geschmacks, und von großer Innigkeit der Empfindung." (Heinrich Kurz.) ... Die Tonkunst aber dürfte ganz besonders im Falle sein, aus Schack'schen Gedichten ihren Vortheil zu ziehen, denn eine Menge derselben ist hervorragend sangbar. **(Allgem. Zeitung.)**

Unter den „Balladen und Romanzen" finden sich viele vortreffliche Stücke. Nebenbei bemerkt, eignen sich dieselben nach Inhalt und Form meist auch ganz vorzüglich zum Declamiren, und es würde unbegreiflich sein, warum die Sammler von Schulanthologien sich manche derselben bis jetzt haben entgehen lassen, wenn man nicht wüßte, daß hier gewöhnlich einer der Autorität des andern folgt und daß der moderne Dichter in der Regel erst dann auf Berücksichtigung zu rechnen hat, wenn er längst nicht mehr unter den Lebenden weilt. Man braucht nur „Himilkon", „Mahmud der Gasnevide", „Evadne", „Stesichoros" und andere Balladen zu lesen, um das hier ausgesprochene Lob begründet zu finden und zu der Erkenntniß zu kommen, daß sich derartiger kleinerer epischer Kunstwerke auch der beste Dichter nicht zu schämen haben würde. **(Unsere Zeit.)**

Ueberall ist Schack voll Ernst und eigenthümlicher Schönheit der Gedanken, überall fühlt man heraus, wie warm er angeweht ist von dem echten Geist des griechischen Alterthums, und wie sein ganzes Denken und Empfinden von jener unsichtbaren Schönheitslinie umschrieben ist, welche das Geheimniß der Antike war, mag er nun am Nil, an eine Sphinx gelehnt, den Räthseln der Geschichte nachbrüten, oder auf dem Pic von Teneriffa einsam Zwiesprach halten mit seinem Genius, oder auf brausendem Dampfroß durch den amerikanischen Urwald und durch die Contraste der Jetztzeit stürmen. **(Illustr. Zeitung.)**

Ebenbürtig. Roman in Versen. 2. Auflage.

So reich unsere Literatur auch an klassischen Dichtungen ist, so hatte sie doch bisher wenig, um nicht zu sagen gar nichts aufzuweisen, das auf dem Gebiete der komischen Poesie mit den Engländern und Italienern in die Schranken treten kann: nämlich Dichtungen, in denen ein sprudelnder Humor das moderne Leben dichterisch gestaltet und das Komische, selbst das Burleske mit höherer Poesie umkleidet und den Tadel, den Witz, den Spott mit Aristophanischer Ausgelassenheit oder in der heiteren Laune eines Ariost uns mundgerecht macht. Mit einer solchen Dichtung hat uns Schack durch seinen Roman „Ebenbürtig" beschenkt. ... Wir begrüßen freudig seine köstliche Dichtung, in welcher er uns in die rosigste Laune versetzt und die einfache bürgerliche Welt durch den Duft und die Farbenpracht seiner sonnigen Poesie verklärt. Durch die Dichtung hin ziehen sich arabeskenartig die anmuthigsten Schilderungen aus dem Reiche der Natur, die erhabensten Betrachtungen über das Menschenschicksal. **(Elberfelder Zeitung.)**

Ein in prächtigen Achtzeilern geschriebener Roman . . . Eine Fabel voll prickelnder Schalkheit, vollendete Formsicherheit, ein von unerschöpflich guter Laune getragener Vortrag, eine mehr lachende als geißelnde Satire, das sind die Vorzüge dieser Dichtung, welche man mit wahrem Behagen von der ersten Zeile bis zur letzten genießt. Ich hoffe, auch die Standesgenossen des Dichters, die Herren von und zu, werden Humor genug besitzen, um diese lustige Verspottung der Ebenbürtigkeit sich gefallen zu lassen.

(Johannes Scherr in den „Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik".)

Schack hat es verstanden, das gesammte geistige Leben der Gegenwart zum Hintergrunde seiner Dichtung zu machen und weiß durch einen wahrhaft souveränen Humor Alles, was er berührt, aus der Sphäre des Gemeinen und Alltäglichen zu erheben.

(Deutsche Monatsblätter.)

„Ebenbürtig" bietet Pikantes und Anregendes in Fülle. **(Allgem. Modenzeitung.)**

Wir finden den Humor köstlich und behaglich, den Witz scharf und behend, die Satire in ihren Beziehungen zum Leben überraschend reich. **(Wiener Abendpost.)**

Wie eisig auch das Herz unserer Aesthetiker verbarrikadirt sein mag, unter dem Lenzhauch von Schacks Dichtung „Ebenbürtig" wird es zuverlässig aufthauen, und sie werden alle Freunde der Poesie und eines sonnigen Humors einladen, sich mit ihnen an einem so seltenen Genusse zu laben. . . . Die Dichtung ist reich an gedankentiefen und herrlichen Excursen, an neckenden literarischen Streckversen, an Reflexen aus den sonnigsten Regionen der Kunst wie der Natur. Unsere Literatur kann sich zu Schacks „Ebenbürtig" Glück wünschen, denn Humor in dem leuchtenden Gewande der Phantasie, wie er hier dargeboten wird, hatte sie bisher kaum aufzuweisen. **(Allgemeine Zeitung.)**

Weihgesänge. 3. Auflage.

Die „Weihgesänge" bilden — ergänzt durch die „Nächte des Orients" — eine wahrhaft großartige Confession der Weltanschauung des Dichters, einer Weltanschauung, die nichts Verschwommenes und Unklares hat und das ganze Sinnen und Denken seines von jeher besonders auf das Erhabene gerichteten Geistes beherrscht . . . Der Dichter beschwört die Geister Michel Angelo's, Tizians, Perikles', Columbus', Wolframs von Eschenbach, Zoroasters, daß sie uns die tiefsten Geheimnisse ihres Wollens und Strebens offenbaren; er preist das Leben, er verherrlicht den Tod, sein Geist versenkt sich in die Wunder der Natur, schwingt sich kühn zu den höchsten Ideen auf und sucht selbst das Welträthsel zu deuten, das Universum zu erfassen. **(Deutsche Zeitung.)**

Die „Weihgesänge" tragen uns im höchsten Schwunge der Begeisterung aus dem verworrenen Treiben des Erdenlebens empor in die Regionen des Lichtes. . . . Wir heben hervor das Gedicht „Auf dem Friedhof", das gewissermaßen die Sehnsucht nach dem Tode in uns weckt, und bei dem uns ein Gefühl überkommt, als wohnten wir im Weltdom einem Hochamt der Geister bei. Es gibt viele schöne Gedichte, die diesen Stoff behandeln, aber gewiß kein erhabeneres. **(Nordd. Allgemeine Zeitung.)**

Es ist ein titanenhafter Geist, wie er sich in diesen Gesängen offenbart, ein Geist, der sich nicht in sich zurückzieht, der nicht sein Genügen, seine Zufriedenheit in einem engen Kreise von Gedanken und Gefühlen findet; sein Blick ist immer auf das Ganze gerichtet. **(Deutsche Monatsblätter.)**

Den Namen „Weihgesänge“ verdienen die Dichtungen mit Recht, denn es liegt in der That etwas Weihevolles, Priesterliches, Visionäres über ihnen, der vorwaltende Eindruck ist der des Erhabenen, und gleichweit entfernt von flachem Optimismus wie verzweifeltem Pessimismus bewegen sie sich meist in jener reinen Aetherhöhe, in welcher jeder Mißklang „zur Harmonie gedämpft ist“. **(Blätter für lit. Unterh.)**

Hervorgegangen aus weihevoll ernster Stimmung, beschäftigen sich die „Weihgesänge“ mit den höchsten und heiligsten Gedanken und Gefühlen der Menschheit ... Schack hat reiche und bedeutende Ideen in die schönste Form gegossen: eine klar geschliffene Krystallflasche voll des köstlichsten Inhalts. **(Karlsruher Zeitung.)**

Die „Weihgesänge“, eine Sammlung herrlicher, dithyrambischer Poesien in edelster, getragener Sprache. **(Frankfurter Zeitung.)**

Es sind Gebilde eines Sehers, der sich Eins fühlt mit dem All und die Harmonie der Welten besingt, gedankenvoll das Haupt hoch zum Himmel erhoben. Fern von dem Tag und seinen Interessen überfliegen seine Gedanken die große Mutter Erde, den erhabenen Genius der Liebe, die Gestirne, das Jahrhundert. **(Schlesische Zeitung.)**

Schacks „Weihgesänge“ erheben sich an vielen Stellen zu wahrhaft erhabenem Schwunge. Es lebt ein Feuer der Begeisterung in ihnen, das in keiner Strophe die glühende, für alles Edle und Große schlagende Seele des Dichters verkennen läßt. **(Augsburger Abendzeitung.)**

Der Dichter geht überall von den höchsten Gesichtspunkten aus und eröffnet uns die großartigsten Weltperspectiven; er bietet uns von hohem dichterischem Schwunge getragene Gedankensymphonien, und was uns in denselben zu gleicher Zeit so wohlthuend berührt, das ist die nicht zu verkennende Einheit des Dichters und des Menschen. **(Unsere Zeit.)**

Lothar. Ein erzählendes Gedicht. 3. Auflage.

Ein großartiges Panorama entwickelt sich vor unseren Augen ... Herrliche Landschaftsbilder, köstliche Staffagen, culturhistorische Arabesken, in dem buntgeschnitzten Rahmen einer immer durch neue Reize fesselnden Dichtung ... Im raschen Fluge ziehen die mannigfaltigsten Wunder der südlichen Zone an unserem Geiste vorüber. Wir fühlen, daß der Autor heimisch ist sowohl unter den Palmen und Zelten Syriens, wie an den Ufern des Guadalquivir, bei den Trümmern des hundertthorigen Theben, wie auf dem heiligen Boden von Jerusalem ... Die Sprache ist edel und hohen Schwunges voll; die Bilder verrathen eine plastische Darstellungskraft. **(Schlesische Zeitung.)**

Schack, dessen Bild und Charakteristik an der Spitze dieser Nummer steht, hat uns in seiner jüngsten poetischen Arbeit „Lothar“ eine poetisch freie Dichtung seines Lebens gegeben. Er ist dieser Lothar, der Held des Epos selber, nur mit der Freiheit des Dichters behandelt ... Sein Abenteurerleben ist mit den lebendigsten glühendsten Farben geschildert, die Landschaftsbilder tragen überall die Frische des Augenblicks ... Den Frauen sei ganz besonders diese schöne Dichtung und ihr Held empfohlen. **(Ueber Land und Meer.)**

Den „Nächten des Orients“ stellt sich „Lothar“ an Ernst und Gedankentiefe ebenbürtig zur Seite. Da ist nichts künstlich aus Büchern Zusammengesuchtes, mühsam in überreizter Phantasie Erzeugtes, sondern das Leben selbst, wie es bunt und wechselnd sich

gestaltet, finden wir geschildert, realistisch treu, aber doch verklärt durch den Sonnenstrahl echter Poesie. **(Allgem. Zeitung.)**

In allen Gesängen weht ein echt patriotischer Geist, eine ideale deutsche Gesinnung. Lebendig ist Lothars Jugendliebe geschildert, sein studentischer Freiheitsdrang, das Duell mit dem Aristokraten, das einen so tragischen Ausgang nimmt. Dann folgt die Selbstverbannung, Kämpfe und Liebesabenteuer in Spanien, Erlebnisse in Afrika und Griechenland, bis der Schluß den Helden wieder der Heimat und den Seinen zuführt ... Die Abenteuer haben etwas Ergreifendes und Spannendes und lesen sich wie Romankapitel, was für eine epische Dichtung immerhin ein seltenes Lob ist. **(Gartenlaube.)**

„Lothar" verbindet den Vorzug großer Mannigfaltigkeit und Anschaulichkeit landschaftlicher und ethnographischer Schilderungen mit dem eines wahrhaft nationalen, die Einzelbilder zum einheitlichen Ganzen verschmelzenden Gehaltes. **(Riga'sche Zeitung.)**

Neben dem glänzend getroffenen Lokalkolorit ist im Besonderen zu rühmen die Schilderung des Thatsächlichen, so namentlich der Kampfscenen in Spanien und Griechenland, sie ist von größter Anschaulichkeit und Lebendigkeit, und die allmälige Entwickelung des Seelenlebens im Helden Lothar zeugt überall von großer psychologischer Feinheit.
(Unsere Zeit.)

Die Schack'sche Dichtung ist durch treffliche Charakterzeichnung der handelnden Personen, glänzende Naturschilderungen aus Italien, Spanien, Griechenland und Egypten, und eine hochpoetische Sprache ausgezeichnet; sie stellt sich würdig den früheren poetischen Arbeiten des hochbegabten Dichters an die Seite. **(Mecklenburgische Zeitung.)**

Die Kindheits- und Jugenderinnerungen im „Lothar" haben das traulich Anmuthende, welches für das deutsche Gemüth in solchen Schilderungen liegt ... Die Schilderungen spanischer Landschaften und Guerillakämpfe sind im wärmsten Kolorit gehalten. Den Preis möchten wir den Wüstenscenen des sechsten und siebenten Gesanges ertheilen; da sind Situationen, die unsere wärmste Theilnahme erregen. Die Phantome und Schrecken der Wüste werden mit Meisterschaft geschildert ... Aus Aegypten, dem heiligen Lande und Hellas erhalten wir prächtige Landschaftsbilder; doch sie sind nicht todte Dekorationsmalerei, sondern geistvoll beseelt.
(Rudolf v. Gottschall in den „Blättern für literarische Unterhaltung".)

Die Pisaner. Ein Trauerspiel. 3. Auflage.

Das Stück hat (bei seiner Aufführung) einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt, und in der That ist die Anlage und der ganze Aufbau dieses Bühnenwerks von einer überraschenden Meisterschaft. Daß Schack ein Dichter von seltener Kraft des Ausdrucks und einer tiefen Gluth der poetischen Farbe ist, hat er in seinen lyrischen und epischen Gedichten bereits dokumentirt; der schwere Schritt aufs dramatische Feld ist ihm nun aber ebenso gut und sicher gelungen. **(Korrespondent von u. f. Deutschland.)**

Die „Pisaner" sind ein Trauerspiel voll Mark und Nachdruck, eine gewaltige, tiefergreifende Dichtung, welche den höchsten Anforderungen Rechnung trägt. Da ist eine wundervolle edle Sprache — eine Musik der Rede, wie sie nur deutsche Jamben hervorbringen mögen; da ist ein „gewaltiges Schicksal" vor unseren Augen entrollt durch eine spannende Handlung; da sind originelle, sicher durchgeführte Charaktere ... Die „Pisaner"

bestanden die erste Aufführung glänzend, und das Gleiche wird überall der Fall sein, wo Schauspieler an diese Aufgabe herantreten, welche der Wucht, dem Pathos, der gewaltigen Größe derselben gewachsen sind. **(Allgemeine Zeitung.)**

Die Handlung schreitet dramatisch lebendig bis zur Katastrophe vor ... Das Wenige, was Schack thut, um die Situation zu schildern, reicht hin, das Gemüth aufs Tiefste zu erschüttern. **(National-Zeitung.)**

Was den Aufbau des Stückes anlangt, so ist derselbe tadellos correct gedacht und reich an wirkungsvollen Scenen ... Die Sprache ist von hochpoetischem, markig kraftvollem Schwunge, ohne schales Pathos, reich an Farbenpracht und kunstvollen Wendungen ohne künstliche Geschraubtheiten, in einzelnen Theilen von wahrhaft genialer Gewalt, der wild bewegten Handlung entsprechend. **(Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.)**

Die Sprache ist vortrefflich, der Eindruck des Ganzen ergreifend. Die „Pisaner" sind eines der besten Dramen der neueren Literatur. **(Grazer Tagespost.)**

Eine Scene, die sich den besten von den größten Dramatikern geschaffenen würdig zur Seite stellt, bildet den Schluß des vierten Aktes. **(Deutsche Monatsblätter.)**

Schacks Drama ist ein Werk von wuchtigem Inhalt und kernigem Erze und wird durch seinen kunstgerechten Aufbau, die einschlagende Gewalt der wichtigsten Scenen und gewiß auch durch die fast durchweg schöne und reine Sprache auf den Bühnen, welche dem höheren Drama noch nicht fremd geworden sind, eine ehrenvolle Aufnahme finden. **(Blätter für literarische Unterhaltung.)**

Des Dichters Talent offenbart sich in der Charakterzeichnung. Die Personen sind plastisch. Sie bekunden eine nicht gewöhnliche dramatische Gestaltungskraft ... Jedenfalls hat der Verfasser durch die „Pisaner" sein Heimathsrecht auf dem Parnaß vollständig erwiesen. **(Schlesische Zeitung.)**

Timandra. Trauerspiel in fünf Akten. 2. Auflage.

Dieses Trauerspiel, in dem das lokale und zeitliche Kolorit mit bedeutender Kunst zur Anschauung gebracht wird, erhebt sich zu echt tragischer Wucht und dramatischem Leben. Dem großen Gegenstande völlig angemessen ist die volltönende hochpathetische Sprache des Dichters, wie sie gerade hier zu hoher Vollendung gediehen ist. **(Augsbgr. Abendzeitung.)**

Die Gestalten des Pausanias und der Timandra sind mit fester Hand gemeißelt. Sie bieten schöne schauspielerische Aufgaben und sind ganz und gar darnach angethan, vor die Rampe zu treten ... Es müßte mit Wundern zugehen, wenn dieses Stück das Publikum theilnahmlos ließe. Ein lebensvoller Puls schlägt darin, und die Poesie unternimmt nichts, was das Theater nicht gutheißen könnte. **(Frankfurter Zeitung.)**

In der „Timandra" hat Schack mit kühnem Meißel eine groß denkende Spartanerin gebildet. ... Das ist eine prachtvolle Figur, und wir sollten meinen wie geschaffen für eine Klara Ziegler und eine Eleonore Wahlmann. **(Schwäbische Chronik.)**

Wenn neue Stücke von stilvoller Haltung und höherer Tendenz auf der deutschen Bühne noch etwas gälten, so würden sich die Intendanzen dieses Stückes wohl annehmen. **(Unsere Zeit.)**

Gewaltiges Wollen, gewaltige Leidenschaften und ins Große gehende Charaktere, wie sie das Trauerspiel verlangt, werden uns hier vor Augen geführt; namentlich ist die Mutter Timandra eine jener echt tragischen Gestalten, wie sie nicht häufig auf deutscher Bühne sind. Die Sprache ist eine den Situationen angepaßte und erhebt sich, wo es noth thut, zu tragischem Pathos. Man hört so häufig die Theaterdirektoren über den Mangel an guten Dramen klagen: hier ist eines. **(Allgemeine Zeitung.)**

Atlantis. Trauerspiel in fünf Akten. 2. Auflage.

Ein höchst eigenthümliches Stück von frappanter Originalität ist das Trauerspiel „Atlantis". Schack hat bereits in einer gleichnamigen Hymne der „Weihgesänge" den großen Hoffnungen Ausdruck gegeben, welche er für die Zukunft der Menschheit auf Amerika setzt. Es handelt sich nun in der Tragödie „Atlantis" um nichts Geringeres, als einen verfrühten Versuch, das goldene Zeitalter, welches die Zukunft möglicherweise einstmals heraufführen kann, bereits zu lebendiger Gegenwart zu machen. ... Sicherlich ein eigenthümlich fesselndes Werk von ungewöhnlichem Inhalt und erschütternder Tragik! Das dramatische Gefüge ist durchaus kunstgerecht und greift mit guter Geschlossenheit ineinander. **(Unsere Zeit.)**

Heliodor. Dramatisches Gedicht. 2. Auflage.

Dieses Drama entfaltet ein erschütterndes Gemälde der Kämpfe, in welchen sich der hellenische Götterdienst und das junge Christenthum auf griechischem Boden bis auf den Tod befehden. ... Die Scene der Eleusinischen Weihen ist der Mittelpunkt des ganzen Dramas und von unvergleichlicher Großartigkeit; sie erinnert an die grandiosen Bilder in Schacks „Nächten des Orients". **(Nordd. Allgemeine Zeitung.)**

Die Großartigkeit der Idee, die Hoheit der Weltanschauung, wie sie aus dem ganzen Drama uns entgegentritt, rechtfertigen es wohl allein schon, wenn wir Schacks Heliodor in Parallele zu Lessings Nathan stellen ... Möge die erhabene Dichtung bei dem deutschen Volke die Beachtung finden, die sie verdient; sie steht gewiß dem Besten, was unsere Zeit geschaffen, würdig zur Seite. **(Deutsche Monatsblätter.)**

„Heliodor" ... ein Werk, welches weniger ein strenges Bühnenstück, als vielmehr ein dramatisches Gedicht mit geschichtsphilosophischem Anfluge und großartigen Weltperspektiven ist. **(Unsere Zeit.)**

Schack ist der Mann der umfassenden Gesichtspunkte und universellen Ideen, auch bei der vorliegenden Dichtung, ... welche die ihr zu Grunde liegenden welthistorischen und humanistischen Ideen mit großer Kunst in concretes poetisches Leben umsetzt, sich durch einen großen Zug und edlen Gedankenschwung auszeichnet und in ihrem Ausgange Perspektiven von ungemeiner Tragweite eröffnet. **(Blätter für literarische Unterhaltung.)**

Politische Lustspiele. 3. Auflage.

Die beiden politischen Lustspiele des berühmten Dichters sind eine wirkliche Bereicherung der Literatur ... Es sind aristophanische Komödien. Das erste Lustspiel schildert die Tollheit kindischen Gebahrens, dem das zur Freiheit berufene deutsche Volk sich in den Jahren 1848 und 1849 hingab das andere die einheitschaffende That des Jahres 1870 auf der Folie des französischen Cancans ... Schon die Personen des ersten Stückes lassen uns ahnen, daß wir Absonderliches hören und sehen werden. Wir treffen hier in naiver Mischung: Arminius, den Gastwirth zum Kyffhauser, Thusnelda, seine Frau, Till, den Amerikaner, Kaiser Friedrich Barbarossa, Klaus, seinen Diener, den Grafen von Hohenzollern, dann Legations und Geheimeräthe, Gesandte, Raben des Kyffhauser, Deputirte und Urwähler, Studenten, Volk. **(Straßburger Zeitung.)**

Was beiden Lustspielen zum Ruhme gereicht, ist die Krystallklarheit dichterischer Form; beiden fehlt es, außer an satirisch-launigen Reden, auch nicht an jenen poetisch gehaltenen Parabasen, welche Aristophanes und Platen in so mustergültiger Weise gedichtet haben ... Die Fehler, Sünden und Laster der französischen Nation, der Regierenden und Regierten, sind im „Cancan" mit juvenalischer Schärfe gegeißelt Auch diese Komödie enthält eine politische Lyrik, deren geist- und schwungvoller Ausdruck unter den Zeitgedichten einen hohen Rang einnimmt. Die Visionen Anna's athmen Hymnenschwung, welcher die Schlachtbilder von Metz und Sedan in großen Umrissen zeichnet.

(Rudolf v. Gottschall in den „Blättern für literarische Unterhaltung".)

Mit aristophanischer Laune und Freiheit führt der Dichter im „Cancan" uns das Treiben des napoleonischen Hofes und der französischen Nation, die als Cancan und „der gallische Hahn" personificirt erscheint, in reich entwickeltem Bilde vor, das durch das Auftreten eines aus der Verbannung nach Cayenne zurückgekehrten Patrioten und die Thaten deutscher Vaterlandsliebe und Heldenkraft die wirkungsvollste Ergänzung findet.

(Mecklenburgische Zeitung.)

Von dem größten Wohllaute, schwungvoll, formklar und gedankenreich sind die Chorgesänge und Parabasen (in dem Lustspiele der „Kaiserbote"). **(Deutsche Monatsblätter.)**

Die Schack'schen Lustspiele können sich mit den besten Mustern der in Deutschland bis jetzt nicht allzu häufig cultivirten Gattung messen ... Die Zustände des Jahres 1848 werden (im „Kaiserboten") überall mit köstlichem Humor dargestellt: weder die Fürsten noch die Völker werden geschont und das Ganze verräth eine intime Kenntniß der Verhältnisse ... Die noch lebenden Zeugen des Jahres 1848 werden in der Dichtung mit nunmehr ruhigem Gemüthe und objektivem Behagen ein getreues Spiegelbild jenes merkwürdigen Jahres finden, und wir Jüngeren werden hier mit demselben auf anschaulichere und vergnüglichere Weise bekannt gemacht, als wenn wir unsere Kenntniß aus bloß historischen Darstellungen schöpfen ... Das zweite Stück „Cancan" spielt sich auf dem Hintergrunde des Jahres 1870 ab: sein Schauplatz ist Paris, und es wird uns im Gewande der Komik die ganze Erbärmlichkeit und Verkommenheit der napoleonischen Schwindelgesellschaft vorgeführt, die auf bereits vollkommen untermintirtem Boden steht und schließlich durch die frivole Kriegserklärung den unvermeidlichen Zusammenbruch der künstlich aufrecht erhaltenen napoleonischen Kaiserherrlichkeit herbeiführt. Das Stück schließt mit einer Apotheose des Kaisers Wilhelm. **(Unsere Zeit.)**

Die Plejaden. Ein Gedicht in zehn Gesängen. 3. Auflage.

In diesem vom edelsten griechischen Schönheitssinne getragenen und die erhabensten Gedanken bergenden Gedichte . . ersteht die ganze Herrlichkeit Griechenlands zur Zeit seines höchsten Glanzes zu neuem Leben. Wie zwei fleischgewordene Statuen aus der Blüthezeit der hellenischen Kunst schreiten Kallias und Arete inmitten gewaltiger Ereignisse. **(Augsburger Postzeitung.)**

Auf jeder Seite empfindet man etwas von der Zaubermacht, mit der das hellenische Schönheitsideal den Sänger bezwungen und für immer zu seinem Jünger und Apostel gemacht hat . . . Schack hat wahres Heimweh nach Athen; er ist, wie Goethe, und in des Wortes bester Bedeutung durch und durch ein Grieche. Und dabei ist er doch auch wieder durchaus modern, denn wer empfindet nicht, daß diese Schlacht von Salamis im Hinblicke auf ein anderes Schlachtfeld, auf die erhabene Leichenstätte von Sedan, geschildert ist? **(Illustrirte Frauenzeitung.)**

Es ist in das Gedicht übergegangen ein Schimmer und ein Ton aus jener idealen Zeit, in welcher das Hellenenthum und in ihm die Menschheit einen der schönsten Siege erfochten hat: einen Sieg des lichten abendländischen Geistes über die orientalische Dumpfheit, einen Sieg der edlen Qualität über die brutale Quantität . . . Ein großer Vorzug der Dichtung ist, daß auch die Perser zu ihrem Recht kommen . . . Zu dem Allerschönsten aber zählen die Landschaftsschilderungen . . .

(Felix Dahn im „Magazin f. d. Literatur des In- und Auslandes".)

Ein neuer Beweis für die Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit der Schack'schen Muse, der wir schon eine ganze Reihe der trefflichsten Dichtungen verdanken, ist das vorliegende Epos, welches von der süddeutschen Presse mit großem Enthusiasmus aufgenommen worden ist . . . Schacks Sprache ist anerkannt hoheitsvoll und von poetischer Schönheit.

(Königsberger Hartung'sche Zeitung.)

Einer der bedeutendsten Vorzüge des vorliegenden Werkes ist der, daß der Verfasser uns nicht in einseitiger Weise nur das Griechenthum damaliger Zeit, sondern bei seiner genauen Kenntniß der persischen Zustände auch diese Seite der Cultur getreu schildert. . . . Fabel, Charakterzeichnung, Behandlungsweise sind schön, edel und anziehend.

(Deutsche Revue.)

Wie alle epischen Dichtungen Schacks, so sind auch die „Plejaden" reich an großartigen Ereignissen und an überraschenden, spannenden Zwischenfällen. Hochpoetisch ist die Episode, welche die Liebe der Roxane, einer Schwiegertochter des Xerxes, zum Inhalt hat, in der sich der ganze Sinnentaumel einer orientalischen Schönheit unserer bemächtigt . . .

(Frankfurter Zeitung.)

Zum hohen Lobe müssen wir dem Dichter anrechnen, wie meisterhaft er vor Allem die Schlachtenschilderungen der Ilias zu benützen verstanden; hier gibt er wirklich Muster, wie man ein dichterisches Vorbild benützen kann, ohne die eigene Individualität zu beschädigen. **(Presse.)**

Die Dichtung ist eine der idealsten Schöpfungen unserer Literatur und gehört zu dem Schönsten, was Schack bisher geschaffen hat . . . Es ist uns, als wären wir Angehörige dieser herrlichen untergegangenen (griechischen) Welt, auf welcher der Zauber einer schön-

heitstrunkenen Poesie ruht, und . . die ganze Dichtung ist durchflochten von Gedanken und Betrachtungen der erhabensten Art, die niemals aufhören werden, in unserem Gedächtnisse belebend und erhebend fortzuwirken. **(Elberfelder Zeitung.)**

Aus den Versen dieses Gedichtes weht uns wahrhaft antiker Geist entgegen . . . Ueber die Behandlung der Form brauchen wir einem Schack gegenüber nichts zu sagen: sie ist selbstverständlich von vollendeter Schönheit. **(Deutsches Tageblatt.)**

Neben dem sorgfältigen Aufbau der Handlung fesselt noch besonders das reiche, farbige Detail, in welchem sich nicht nur das ganze griechische Geistesleben, sondern auch der volle Glanz des alten Orients widerspiegelt. **(Europa.)**

Die vorliegende Dichtung kann als bester Beleg für den von O. Roquette in der Augsb. Allgem. Ztg. aufgestellten Satz dienen, daß wie Schack einerseits namentlich in seinen Epen das moderne Leben in der mustergiltigsten Weise dichterisch zu verwerthen gewußt hat, so andererseits den Geist des Hellenismus und der Antike Niemand so adäquat wiederzugeben und plastisch zu reproduciren verstanden hat, wie gerade er.
(Wiener Sonn- und Montagszeitung.)

Die hellenische Welt in ihrer ganzen unerreichten Pracht wird vor der Seele des Lesers emporgezaubert und auch der berauschende Prunk des Orients kommt zu seinem Rechte. Natur und Menschenleben treten in reichster Farbengebung vor uns hin, und mit der großen Schlacht von Salamis, zu der Alles hinstrebt, schließt das Ganze auf das Würdigste ab. **(Deutsche Dichterhalle.)**

Schacks Gedichte sind ein Hymnus auf die Schönheit und die Wahrheit, ein Gesang, in dessen äußerer Formvollendung sich die Tiefe der Gedanken spiegelt. Und mit welcher Kraft diese Verehrung des Idealen in ihm lebt, das erkennen wir wieder mit höchstem Entzücken aus seiner neuesten Dichtung, den „Plejaden". . . . In dramatischer, hochlebendiger Schilderung gibt der Dichter ein Bild des Kampfes und Sieges (vor Salamis). . . . Sanft verklingend, mit einem Ausblick in die schönste Zukunft, endet das Gedicht, dessen Verse den süßesten Wohllaut athmen. Noch während wir dieses schreiben, klingt uns ihre Musik im Ohre, ein Gesang voll holder Lieblichkeit und männlichen Ernstes.
(Fränkischer Kurier.)

Ein Buch wie dieses konnte in der Art, wie es vorliegt, eben nur Schack schreiben; denn nur Jemand, der den Geist des Hellenenthums so tief in sich aufgenommen hat wie Schack, kann auf so befriedigende Art über eine Dichtung den Hauch jener edlen Einfalt und stillen Große ausgießen, in welchen man seit Winckelmann das Wesen der Antike erkannt hat . . . Die Dichtung ist ein Werk, welches seinem Verfasser, wie der deutschen Literatur Ehre macht . . . Wer der Ansicht ist, daß die Verdrängung des Hellenenthums nur der Barbarei Vorschub leistet, der wird sich solcher Dichtung freuen und ihre Lektüre jung wie alt empfehlen. **(Blätter für literarische Unterhaltung.)**

Diese in reimlosen fünffüßigen Trochäen geschriebene Dichtung versetzt uns wie durch Zauberschlag aus unserer Zeit der überfeinerten, nach Spannung und Sinnenreiz lüsternen Romanproduktion in die fernen Tage des naiv-reinen und maßvollen hellenischen Alterthums und der edle Dichter gemahnt uns mit seinem Sange an jenen herrlichen Sophokleischen Chor, der die Schönheiten des Gefildes von Kolonos feiert. Schacks „Plejaden" stehen dicht neben den vollendetsten Dichterwerken der griechischen Kunstblüthe, und von allen Erzeugnissen des neueren deutschen Schrifttums dürfte ihnen nur Weniges

zu vergleichen sein ... Aus vollem Herzen wünschen wir dem edlen Sänger Glück zu seinem Sange, und die deutsche Nation soll dem ewigen Leiter der Völker und ihrer Geschicke Dank sagen, daß ihr ein Sänger wie Schack geschenkt worden ist.

(Deutsches Literaturblatt.)

Form und Gehalt berechtigen die „Plejaden", auch als Sternbilder des deutschen Dichterhimmels für alle Zukunft fortzuglänzen; jeder gebildete Leser wird sich an ihrem Schimmer ebenso freuen, wie am Anblicke des schönen Siebengestirns des nächtlichen Himmels. **(Augsburger Abendzeitung.)**

Der Dichter entrollt in vorliegendem Epos, das in hochklassischem Stil angelegt ist, ein lebensvolles, hinreißendes Gemälde vom alten Griechenland zur Zeit der Perserkriege. Aus dem gewaltigen Drängen und Treiben im kleinasiatischen Jonien wie in Hellas und am Hofe zu Susa erhebt sich die mit dem süßesten Zauber Schack'scher Poesie geschilderte Liebe des Heldenjünglings Kallias zu der schönen Arete ... In dieser klassischen Dichtung, welche fast alle Erscheinungen der Tagesliteratur weit hinter sich läßt, tritt uns überall jene echte hohe Poesie entgegen, deren Kunstwerke ferne Jahrhunderte überdauern.

(Tägliche Rundschau.)

Dieses Epos kann im strengsten und eigentlichen Sinne des Wortes eine klassische Dichtung genannt werden ... Die „Plejaden" geben ein unvergleichlich großartiges Spiegelbild der schönsten Ruhmestage unseres Volkes, sowohl jener, als es sich gegen den Welteroberer Napoleon I. erhob, als auch der an unerhörten Siegen reichen Jahre 1870 und 1871. In diesen Jahren mag vielleicht dem Dichter schon der Plan zu diesem Gedichte entstanden sein. Und wenn die Freiheit den Deutschen als das höchste Gut gilt, durch das allein alles Edle, Schöne und Große auf Erden sich entfalten und gedeihen kann, dann müssen die „Plejaden", die den vielleicht ruhmvollsten Befreiungskampf, der auf Erden gekämpft worden ist, nicht minder begeistert feiern, als Schiller in seinem Tell die Befreiung des Schweizervolkes, ein Lieblingsgedicht unserer Nation werden und in tausend Herzen jene heilige Flamme entzünden oder zu hellerer Gluth anfachen, durch die jedes Gefühl der Menschenbrust geläutert wird ... Alle Gestalten dieses unvergleichlichen Gedichtes sind so plastisch, so scharf umrissen, wie sie nur die Phantasie desjenigen schauen kann, der den bildenden Künsten ein liebevolles Studium gewidmet. Auch hierin, wie in der Universalität des Geistes, zeigt Schack eine nahe Verwandtschaft mit Goethe.

(Zeitgenössische Dichter von Prof. Josef Bendel.)

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Für Kunſtfreunde.

Die nachſtehend verzeichneten Werke — vorzugsweiſe Reproduktionen der hervorragendſten Schöpfungen neuerer deutſcher Kunſt und daneben anderweitige Prachtwerke vornehmſten Stils — waren bisher ihres Preiſes wegen auf ein verhältnismäſsig geringes Abſatzgebiet beſchränkt und erfüllten ſomit nur in unvollkommener Weiſe die Abſicht, mit der ſie ins Leben gerufen waren, den Sinn und Geſchmack für die wahrhaft edle und ideale, insbeſondere vaterländiſche Kunſt, möglichſt zu verallgemeinern.

In dem Beſtreben, dieſe bedeutſamen Schätze, die ihren hohen Wert in ſich ſelbſt tragen, nunmehr auch weiteren Kreiſen zu erſchlieſsen, und ſo erſt das Verſtändnis und die Liebe für die Schönheit ſtilvoller Kunſtſchöpfungen zu einem wahren Gemeingut zu machen, hat ſich die unterzeichnete Verlagshandlung entſchloſſen, an die Stelle der bisherigen, wenn auch in Anſehung der Herſtellungskoſten nicht eben hohen Preiſe, ſolche treten zu laſſen, welche dieſen Werken die denkbar weiteſte Verbreitung ſichern.

Indem ſie die kurzen, den einzelnen Werken beigegebenen Bemerkungen der näheren Beachtung empfiehlt, hofft die Unterzeichnete durch dieſe Maſsnahme dem Wunſche einer groſsen Anzahl von Kunſtfreunden entgegen gekommen zu ſein.

LEIPZIG, im Herbſt 1882.

Verlagshandlung von Alphons Dürr.

CORNELIUS' LOGGIEN-BILDER IN DER KÖNIGLICHEN PINAKOTHEK zu München. In Kupfer geſtochen von *H. Merz*. 48 Tafeln. Mit erläuterndem Text von Dr. *Ernſt Förſter*. Quer-Folio. In farbigen Umſchlag nach einer Zeichnung von *Theodor Groſſe* gebunden. . . . . Statt 30 M.: **16** M. —.

Das berühmte Werk des gewaltigen, ideenreichen Meiſters, des gröſsten unter allen ſeinen Zeitgenoſſen, atmet in dieſer nach den eigenen Zeichnungen des Künſtlers ausgeführten Reproduktion weit mehr den Geiſt ſeines Schöpfers und giebt ein ungleich treueres Abbild von deſſen Intentionen, als die bekanntlich von Schülern ausgeführte Fresko-Geſtaltung an Ort und Stelle es vermag. »Ein kunſtgeſchichtliches Gedicht in Bildern«, wie der Herausgeber, Ernſt Förſter, ihn genannt hat, offenbart dieſer Cyklus nach der einen Seite den ganzen Reichtum der tiefſinnigen Cornelianiſchen Phantaſie, wie er nach der anderen des Meiſters ungemeine Begabung für die anmutsvolle Schönheit ornamentaler Durchbildung und Umrahmung darthut, in welcher letzteren Beziehung er beſonders für unſere Zeit zu einer unerſchöpflichen Fundgrube der mannigfachſten Anregungen wird.

AUS DEM LEBEN EINES KÜNSTLERS. 24 KOMPOSITIONEN VON *Buonaventura Genelli*. In Kupfer geſtochen von *J. Burger*, *K. von Gonzenbach*, *H. Merz* und *H. Schütz*. Gr. Royal-Format. In eleganter Mappe. Statt 72 M.: **30** M. —.

Eine wunderbare Selbſtbiographie in Bildern, die des Meiſters eigenartiges, von dem alltäglichen weit entferntes Leben und Weſen, die Eigentümlichkeit ſeiner durchaus antik angelegten Natur, treuer zur Anſchauung bringt, als fremde Schilderung es vermöchte. »Hier beſchaulich in die Anmut des bloſsen Zuſtands verſenkt, dort göttliche oder dämoniſche Gewalten ſchildernd, die das Daſein regieren, hingeriſſen bald von leidenſchaftlicher Bewegung, bald in ſtillem Genuſſe befriedigt, immer aber durch ſtilvolle Sprache das Gemüt im Schauen befreiend, offenbart der Künſtler an Scenen des Erdenwallens das Werden ſeiner Perſönlichkeit.«

DAS MÄRCHEN VON DEN SIEBEN RABEN UND DER TREUEN Schweſter. Von *Moritz von Schwind*. Holzſchnitt-Ausgabe. Mit Text von *Guſtav Floerke*. Quer-Folio. In farbigen Umſchlag gebunden. . . . Statt 16 M.: **8** M. —.

ASCHENBRÖDEL. BILDER-CYCLUS VON MORITZ VON SCHWIND. Holzſchnitt-Ausgabe. Mit erläuterndem Text von Dr. *H. Luecke*. Folio. In farbigen Umſchlag gebunden. . . . . Statt 16 M.: **8** M. —.

In dieſen beiden gleich anmutsvollen Märchen-Cyklen tritt die eigenartige Richtung Schwinds treu zu Tage. Der Meiſter zeigt ſich hier als echter Romantiker; er weiſs ſo recht den volkstümlichen Ton anzuſchlagen und erſchlieſst uns eine Welt voll köſtlichſter Phantaſie, fein empfundenem Humor und idylliſcher Anmut.

FRIEDRICH PRELLERS FIGUREN-FRIES ZUR ODYSSEE. SECHZEHN Kompoſitionen in 24 farbigen Steindruck-Tafeln. Mit erläuterndem Text aus der Odyſſee. (Voſſiſche Überſetzung.) Herausgegeben von Dr. *Max Jordan*. Quer-Folio. In farbigen Umſchlag, nach einer Zeichnung von Prof. *Th. Groſſe*, elegant kartoniert. . . . . Statt 24 M.: **12** M. —.

Mit dieſem Figuren-Fries ſchuf Preller eine bedeutſame Erweiterung und Ergänzung ſeiner berühmten Odyſſee-Landſchaften, indem er auf demſelben alle diejenigen Scenen des Gedichts, welche aus inneren oder äuſseren Gründen ſich nicht zur Darſtellung im Rahmen des landſchaftlichen Cyklus eigneten, und doch wegen ihres Inhaltes zur einheitlichen Abrundung, ja zum Abſchluſs des Ganzen notwendig ſind, zur Darſtellung brachte. Bei den engen Beziehungen, in welchen der Figuren-Fries zu den Odyſſee-Landſchaften ſteht, macht ſich derſelbe für die Beſitzer der Pracht- wie der neuen Separat-Ausgabe jener Landſchaften, gewiſſermaſsen unentbehrlich.

ITALIENISCHES LANDSCHAFTSBUCH. ZEHN ORIGINAL-ZEICHNUNGEN von *Friedrich Preller*. In Holzſchnitt ausgeführt von *H. Käſeberg* und *K. Oertel*. Mit erläuterndem Text von Dr. *Max Jordan*. Quer-Folio. In farbigen Umſchlag elegant gebunden. . . . . Statt 18 M.: **10** M. —.

Preller, der Meiſter ideal-hiſtoriſcher Landſchaftsmalerei, dankt ſeine Bedeutung nicht zum wenigſten der unermüdeten Treue ſeiner Detailſtudien. Liebevoll geht er der Natur überall bis ins Einzelnſte nach, mit einem ſeltenen Streben nach höchſter Wahrhaftigkeit ſucht er in das Innerſte der Natur einzudringen und mit Hintanſetzung alles Zufälligen, immer den Kern, das Hauptſächliche hervorzuheben.

Die hier in vorzüglicher Holzſchnitt-Reproduktion vorliegenden Zeichnungen, deren Motive zumeiſt den Sabiner-Bergen und daneben der Umgebung von Neapel entnommen wurden, ohne daſs eine einzige geradezu als Vedute bezeichnet werden könnte, offenbaren in beſonders charakteriſtiſcher Weiſe Prellers originelle Auffaſſung und Behandlung der Natur.

LANDSCHAFTEN. ZWÖLF ORIGINAL-RADIERUNGEN VON LUDWIG *Richter.* Mit Text von Dr. *H. Luecke.* Quer-Folio. In farbigen Umschlag eleg. gebunden. . . . . Statt 16 M.: **6** M. —.

Wem es je vergönnt war, sich voll und ganz in die gemütvolle Poesie der Schöpfungen Ludwig Richters einzuleben, dem wird es nicht entgangen sein, welche wichtige Rolle bei Richter das Landschaftliche spielt und wie sehr er auch aus dem kleinsten landschaftlichen Beiwerk den Reiz derjenigen Empfindung, die er im Hauptbilde anklingen läßt, zu steigern versteht. Hier tritt uns Richter ganz als Landschafter entgegen, als Landschafter im Sinne der idealen Richtung Joseph Anton Kochs. Allen Freunden des Künstlers wird diese Sammlung bisher verstreuter Blätter eine willkommene Gabe sein, und mancher, dem der Künstler schon längst ein vertrauter Freund gewesen, wird sie jetzt vielleicht noch als eine neue Erscheinung begrüßen.

AUS DER JUGENDZEIT. SCHERZ UND ERNST IN HOLZSCHNITTEN von *Ludwig Richter.* Herausgegeben von *Georg Scherer.* Quart. Elegant kartoniert. . . . . Statt 3 M.: **1 M. 25** Pf.

AUS DEM VOLKSLEBEN. SCHERZ UND ERNST IN HOLZSCHNITTEN von *Ludwig Richter.* Herausgegeben von *Georg Scherer.* Quart. Elegant kartoniert. . . . . Statt 3 M.: **1 M. 25** Pf.

AUS DER DICHTUNG UND SAGE. SCHERZ UND ERNST IN HOLZ- schnitten von *Ludwig Richter.* Herausgegeben von *Georg Scherer.* Quart. Eleg. kartoniert. . . . . Statt 3 M.: **1 M. 25** Pf.

DEUTSCHE ART UND SITTE. SCHERZ UND ERNST IN HOLZ- schnitten von *Ludwig Richter.* Herausgegeben von *Georg Scherer.* Quart. Eleg. kartoniert. . . . . Statt 3 M.: **1 M. 25** Pf.

Diese vier Richter-Albums vereinigen die von dem liebenswürdigen Künstler zu den vor längeren Jahren erschienenen Studenten- und Volksliedern gezeichneten Bilder in einer derselben würdigen Ausstattung. Der köstliche Schatz dieser gemütvollen, fein empfundenen Blätter, in denen sich Richters Eigentümlichkeit nach den verschiedensten Seiten hin ausspricht, tritt uns so aufs neue entgegen. In unerschöpflicher Fülle weiß der Meister dem deutschen Volksleben die poesievollsten Züge abzulauschen und die einfachsten Vorgänge und Gegenstände mit unvergänglichem, wieder und immer wieder entzückendem Reize zu beleben.

DER PSALTER. (ALLIOLIS ÜBERSETZUNG.) ILLUSTRIERTE PRACHT- Ausgabe mit Original-Zeichnungen von *Joseph Ritter von Führich.* In Holzschnitt ausgeführt von *K. Oertel.* Gr. 4. Eleg. brosch. . . . . Statt 24 M.: **12** M. —.
Prachtband mit Goldschnitt: In Leinwand . . . . . Statt 30 M.: **16** M. —.
In Leder . . . . . Statt 45 M.: **24** M. —.

Eine besondere Stärke und zugleich eine hervorragende Eigentümlichkeit der Führichschen Kunst liegt in den verschiedenen cyklischen Kompositionen, einem Gebiet, auf welchem der Künstler sich mit ausgesprochener Vorliebe von Jugend auf bewegte, und auf welchem besonders das späteste Alter noch die köstlichsten Früchte reifen lassen sollte. Die tiefsinnigen Bilder, mit denen er den Psalter schmückte, finden nur in den Illustrationen zum Thomas a Kempis, dem anderen Hauptwerke jener späteren Schaffensperiode Führichs ein würdiges Gegenstück und sind dem Schönsten und Ergreifendsten zuzuzählen, was uns die Hand des unlängst heimgegangenen gottergebenen Meisters hinterlassen hat.

DER ARME HEINRICH. SIEBEN ORIGINAL-ZEICHNUNGEN VON *Joseph Ritter von Führich*, in Holzschnitt ausgeführt von *K. Oertel.* Mit Text nach *Hartmann von der Aue.* Gr. 4. Holländisches Papier. Initialen nach *Vespasiano Amphiario* und Schlußvignetten nach *Peter Flötner.*
In farbigen Umschlag elegant kartoniert. . . . . Statt 12 M.: **6** M. —.
In Leinwand geb. mit Gold- und Schwarzpressung. . . . . Statt 16 M.: **8** M. —.
Prachtband in Pergament. . . . . Statt 30 M.: **20** M. —.

Führichs Kunst zeigt sich in diesem, bisher leider längst nicht nach Gebühr bekannt gewordenem Cyklus von einer neuen Seite, indem es hier statt der Inspirationen des göttlichen Wortes, die keusche, poesievolle Dichtung des mittelalterlichen Minnesängers war, die dem gottbegnadeten Künstler die Anregung zu seinen von der seltensten Innigkeit der Empfindung beseelten Schöpfungen darbot. Zu einem besonderen Schmuck gereicht dieser Publikation die streng im Geschmack der Renaissance durchgeführte typographische Ausstattung, welche im Anschluß an die Dichtung und ihren bildlichen Schmuck, dem Werke einen ungemein einheitlichen Charakter verleiht, wie ihn nur wenige neuere Bücher aufweisen dürften.

MICHELANGELOS SÄMTLICHE GEDICHTE IN GUASTIS TEXT MIT deutſcher Überſetzung von *Sophie Hafenclever*. Eingeführt durch Dr. *Max Jordan*. Groſs-Oktav. Auf holländiſchem Papier gedruckt, mit Zierleiſten nach *Virgil Solis*, *Peter Flötner* u. A.

In Pergament-Imitation eleg. broſch. . . . . Statt 20 M.: **8** M. —.
Prachtband mit reicher Goldpreſſung, nach einem venet. Einbande aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts: In Leinwand . . . . Statt 32 M.: **12** M. —.
In Leder . . . . . Statt 36 M.: **18** M. —.

Wenn die Künſtlerwerke des Gewaltigen uns erſchüttern, wie die Äuſserungen einer Gottheit, ſchlieſst ſeine Poeſie uns ein Gemüt voll tiefſter menſchlicher Empfindung auf. Die Gedichte Michelangelos ſind Selbſtbekenntniſſe im ſtrengſten Sinn. Sie laſſen uns in die Selbſterlebniſſe eines Mannes blicken, deſſen Charakter und Perſönlichkeit von den vertrauteſten Zeitgenoſſen noch weit höher geſchätzt wurden, als ſeine Werke.

Ihres koſtbaren Inhalts würdig, erſcheint dieſe Ausgabe im vornehmſten Gewande. Zum Schmuck wurden Motive vorzüglicher Ornamentmeiſter aus dem Zeitalter des groſsen Florentiners, u. a. des Virgil Solis und Peter Flötner gewählt.

SICILIEN IN WORT UND BILD VON G. F. VON HOFFWEILER. Mit 36 Holzſchnitten nach Original-Zeichnungen von *A. Metzener*. Groſs Quart, eleg. broſchiert. . . . . Statt 16 M.: **4** M. —.

Die befreundeten Verfaſſer, der Maler und der Schriftſteller, geben mit dieſem Werke ein farbenfriſches Bild von dem wunderbaren Eiland, ſeiner Geſchichte, ſeiner Kulturentwickelung, ſeiner Kunſt und ſeinen Bewohnern. Nach allen Seiten hin empfangen wir an der Hand unſerer mit dem empfänglichſten Sinn für alles Schöne begabten Führer eine Fülle der Anregung und Belehrung. Wir beſitzen über Sicilien kein Werk, das uns ein gleich anſchauliches Bild von der Eigentümlichkeit des Landes zu geben vermöchte.

SCHWARZE BILDER AUS ROM UND DER CAMPAGNA VON FRITZ *Schulze*. In Holzſchnitt ausgeführt von Profeſſor *H. Bürkner*. Text von *Guſtav Floerke*. Gr. 4. Eleg. kartoniert. . . . . Statt 6 M.: **2** M. —.

Für alle, denen es je vergönnt war, innerhalb der ewigen Stadt und in ihren Umgebungen mehr als flüchtige Tage zu verleben, wird dieſes Buch, in welchem der unvergleichliche Reiz römiſchen Volks- und Straſsenlebens in feinſinniger humorvoller Weiſe in Bild und Wort zum Ausdruck gebracht wird, ein überaus erwünſchter Beſitz ſein.

BILDER AUS DEM FAMILIENLEBEN. VIERZEHN ORIGINAL-Radierungen von Profeſſor *Hugo Bürkner*. Mit Text von *Franz Bonn*. Quer-Quart. Elegant kartoniert. . . . . Statt 12 M.: **4** M. —.

»Ein Prachtwerk für die Kinderſtube« verdienen dieſe vierzehn Original-Radierungen genannt zu werden, indem hier die vornehmſte Reproduktions-Technik im Dienſte der Kleinen nutzbar gemacht wurde. Schlichte und gemütvolle Auffaſſung, treue lebensvolle Geſtaltung ſind dieſen Bürkner'ſchen Bildern, die ſich beſonders als Geſchenk für feinſinnige Mütter empfehlen, in hohem Grade eigen.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

VERLAG VON WILHELM ENGELMANN IN LEIPZIG.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

a) Naturwissenschaften.

BESSELS, EMIL, Die Amerikanische Nordpol-Expedition. Mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt, Diagrammen und einer Karte in Farbendruck. gr. 8. 1879. geh. ℳ 16.—; geb. ℳ 18.—.

ENGLER, AD., Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwelt, insbesondere der Florengebiete seit der Tertiärperiode. I. Theil: Die extratropischen Gebiete der nördlichen Hemisphäre. Mit einer chromolithographischen Karte. gr. 8. 1879. ℳ 7.—. II. Theil: Die extratropischen Gebiete der südlichen Hemisphäre und die tropischen Gebiete. Mit einer pflanzengeographischen Erdkarte. gr. 8. 1882. ℳ 11.—.

GRISEBACH, A., Die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung. Ein Abriss der vergleichenden Geographie der Pflanzen. 2 Bände nebst Register. Mit einer Uebersichtskarte der Vegetationsgebiete. gr. 8. 1872. geh. ℳ 18.—; geb. ℳ 21.—.

—— Gesammelte Abhandlungen und kleinere Schriften zur Pflanzengeographie. Mit dem Porträt des verewigten Verfassers, radirt von W. Unger, biographischen Nachrichten und Bibliographie seiner Werke. gr. 8. 1880. ℳ 20.—.

HAECKEL, E., Anthropogenie oder Entwickelungsgeschichte des Menschen. Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Grundzüge der menschlichen Keimes- und Stammesgeschichte. Dritte umgearbeitete Auflage. Mit 15 Tafeln, 330 Holzschnitten und 44 genetischen Tabellen. gr. 8. 1877. geh. ℳ 15.—; geb. ℳ 17.—.

HJELT, OTTO E. A., Carl von Linné als Arzt, und seine Bedeutung für die medicinische Wissenschaft. Ein Beitrag zur Geschichte der Medicin. gr. 8. 1882. ℳ 2.—.

MÜLLER, HERM., Die Befruchtung der Blumen durch Insekten und die gegenseitigen Anpassungen beider. Mit 152 Abbildungen in Holzschnitt. gr. 8. 1873. ℳ 9.—.

—— Alpenblumen. Ihre Befruchtung durch Insekten und ihre Anpassung an dieselben. Mit 173 Abbildungen in Holzschnitt. gr. 8. 1881. ℳ 16.—.

NEWCOMB, SIM., Populäre Astronomie. Deutsche vermehrte Ausgabe bearbeitet durch Rud. Engelmann. Mit dem Bildniss W. Herschels, 2 Sternkärtchen und 207 Holzschnitten. gr. 8. 1881. geh. ℳ 12.—; geb. ℳ 13.50.

PALMÉN, J. A., Über die Zugstrassen der Vögel. Mit einer lithogr. Tafel. 8. 1876. ℳ 6.—.

REIN, J. J., Japan. Nach Reisen und Studien im Auftrage der Königl. Preussischen Regierung dargestellt. I. Band: Natur und Volk des Mikadoreiches. Mit 5 Lichtdruckbildern, 12 Holzschnitten, 3 lithographischen Tafeln und 2 Karten. gr. 8. 1881. geh. ℳ 20.—; geb. ℳ 23.—.

ROLPH, W. H., Biologische Probleme, zugleich als Versuch einer rationellen Ethik. gr. 8. 1882. ℳ 3.—.

ROUX, E., Der Kampf der Theile im Organismus. Ein Beitrag zur Vervollständigung der mechanischen Zweckmässigkeitslehre. gr. 8. 1881. ℳ 4.—.

SACHS, JUL., Vorlesungen über Pflanzenphysiologie. Mit 455 Figuren in Holzschnitt. gr. 8. 1882. geh. ℳ 22.—; geb. ℳ 24.—.

SARTORIUS, Freiherr von Waltershausen, Der Aetna, herausgegeben und bearbeitet von Prof. Dr. A. von Lasaulx. 2 Bände. gr. 4. 1880. cart. ℳ 100.—.

Inhalt: *1. Band.* Sartorius' Reisebeschreibung und die Geschichte der Eruptionen. Mit dem Bildniss Sartorius', 1 Karte, 14 Kupfertafeln und verschiedenen Holzschnitten. ℳ 40.—. *2. Band.* Topographisch-geognostische Beschreibung, Entwicklungsgeschichte und Producte des Aetna. Mit einem Farbendruckbild, 1 Karte der Valle del Bove, 22 Tafeln und zahlreichen Holzschnitten. ℳ 60.—.

(Die Bände sind einzeln käuflich.)

Schleiden, M. J., Studien. Populäre Vorträge. Zweite, umgearbeitete und verbesserte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers, einer Ansicht, einer Karte und 3 lithographirten Tafeln. gr. 8. 1857. geh. ℳ 9.—; geb. ℳ 10.—.

—— Die Rose. Geschichte und Symbolik, in ethnographischer und kulturhistorischer Beziehung. Mit einem chromolithographirten Titelbild und 7 Figuren in Holzschnitt. gr. 8. 1873. geh. ℳ 8.—; geb. ℳ 9.—.

—— Das Salz. Seine Geschichte, Symbolik und Bedeutung im Menschenleben. Eine monographische Skizze. gr. 8. 1875. ℳ 6.—.

SEIDLITZ, GEORG, Die Darwin'sche Theorie. Elf Vorlesungen über die Entstehung der Thiere und Pflanzen durch Naturzüchtung. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1875. ℳ 6.—.

WIESNER, JUL., Die Rohstoffe des Pflanzenreiches. Versuch einer technischen Rohstofflehre des Pflanzenreiches. Mit 104 meist anatomischen Holzschnitten. gr. 8. 1863. ℳ 15.—.

WUNDT, W., Grundzüge der physiologischen Psychologie. 2 Bände. Zweite völlig umgearb. Auflage. Mit 180 Holzschn. gr. 8. 1881. geh. ℳ 18.—; geb. ℳ 21.—.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

b) Geschichte, Sprach- und Kunst-Wissenschaft.

DÜTSCHKE, HANS, Antike Bildwerke in Oberitalien. 5 Abteilungen. 8. 1874—82. ℳ 34. 60.

I. Die antiken Bildwerke des Campo Santo zu Pisa. 1874. ℳ 3.—. II. Zerstreute antike Bildwerke in Florenz. 1875. ℳ 7.—. III. Die antiken Marmorbildwerke der Uffizien in Florenz. 1878. ℳ 5.—. IV. Antike Bildwerke in Turin. Brescia. Verona und Mantua. 1880. ℳ 8. 60. — V. Antike Bildwerke in Vicenza. Venedig. Catajo. Modena. Parma und Mailand. Mit einem Generalregister über sämmtliche fünf Abteilungen. 1882. ℳ 11.—.

EBERS, GEORG, Durch Gosen zum Sinai. Aus dem Wanderbuche und der Bibliothek. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Ansicht des Serbâl und des St. Katharinenklosters vom Sinai, drei Karten und 6 Holzschnitten. gr. 8. 1881. geh. ℳ 10.—; geb. ℳ 12.—.

Gervinus, C. G., Geschichte der deutschen Dichtung. 5 Bände. Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1871—74. geb. ℳ 46.—; geb. ℳ 53. 50.

—— **Shakespeare.** Vierte verbesserte Auflage. Mit ergänzenden Anmerkungen versehen von Rudolf Genée. 2 Bände. gr. 8. 1873. geh. ℳ 11.—; geb. ℳ 13.—.

Ihne, W., Römische Geschichte. Band I—V. 8. 1868—79. ℳ 24. 25.

Inhalt: 1. Band. Von der Gründung Roms bis zum ersten punischen Kriege. 1868. ℳ 5. 25. — 2. Band. Vom ersten punischen Kriege bis zum Ende des zweiten. 1870. ℳ 4. 50. — 3. Band. Die äußere Geschichte bis zum Fall von Numantia. Mit einem Plan von Karthago. 1872. ℳ 4. 50. — 4. Band. Verfassung und Volk auf dem Höhepunkt der Republik. Mit Register über die vier Bände. 1876. ℳ 4. 50. — 5. Band. Der Verfall der Republik. 1879. ℳ 4. 50.

(Jeder Band ist einzeln käuflich.)

Lessing, G. E., Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Mit Lessings Bildniß nach Johann Heinrich Tischbein und zwölf Kupferstichen nach Daniel Chodowiecki. 16. 1870. geb. ℳ 3. 75.

MASPERO, G., Geschichte der morgenländischen Völker im Altertum. Nach der zweiten Auflage des Originales und unter Mitwirkung des Verfassers übersetzt von Dr. R. Pietschmann. — Mit einem Vorworte von Prof. Dr. Georg Ebers, vollst. Register und einer lithogr. Karte. 8. 1877. geh. ℳ 11.—; geb. ℳ 12.50.

Meyer, Jul., Correggio. gr. 8. 1871. ℳ 8.—.

MÜLLER, MAX, Essays. 4 Bände. 8. 1869—1881. geh. ℳ 32.50; geb. ℳ 38.50.

Inhalt: *1. Band.* Beiträge zur vergleichenden Religionswissenschaft. 2. Aufl. 1879. ℳ 7.50. — *2. Band.* Beiträge zur vergleichenden Mythologie und Ethologie. 2. Aufl. 1881. ℳ 10.—. — *3. Band.* Beiträge zur Literaturgeschichte, Biographik und Alterthumskunde. Mit einem Anhang: Briefe von Bunsen an Max Müller. 1872. ℳ 7.50. — *4. Band.* Aufsätze hauptsächlich sprachwissenschaftl. Inhalts. 1876. ℳ 7.50.

(Jeder Band ist einzeln käuflich.)

OVERBECK, J., Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken für Kunst- und Alterthumsfreunde. Dritte, abermals durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 26 grösseren, zum Theil farbigen Ansichten und 315 Holzschnitten im Texte, sowie einem grossen Plane. Lex.-8. 1875. geh. ℳ 20.—; geb. ℳ 22.—.

Pressensé, Edmund v., Geschichte der drei ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche. Von dem Verfasser autorisirte und mit einem Vorwort versehene deutsche Ausgabe von Eduard Fabarius. 6 Theile. gr. 8. 1862—77. ℳ 27. —.

Inhalt: 1. Theil. Das erste Jahrhundert. I. 1862. — 2. Theil. Das erste Jahrhundert. II. 1863. — 3. Theil. Der große Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum. Die Märtyrer und die Apologeten. I. 1863. — 4. Theil. Der große Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum. Die Märtyrer und die Apologeten. II. 1865. — 5. Theil. Die Geschichte des Dogmas. 1870. — 6. Theil. Das kirchliche, religiöse und sittliche Leben der Christen im zweiten und dritten Jahrhundert. 1877.

(Preis à Band ℳ 4. 50. — Jeder Band ist einzeln käuflich.)

SPIEGEL, FR., Erânische Alterthumskunde. 3 Bände. gr. 8. 1871—78. ℳ 35.—.

Inhalt: *1. Band.* Geographie, Ethnographie und älteste Geschichte. 1871. ℳ 11.—. — *2. Band.* Religion, Geschichte bis zum Tode Alexanders des Grossen. 1872. ℳ 11.—. — *3. Band.* Geschichte, Staats- und Familienleben, Wissenschaft und Kunst. Mit vollständigem Register über alle drei Bände. 1878. ℳ 13.—.

(Jeder Band ist einzeln käuflich.)

STARK, K. B., Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst. gr. 8. 1880. geh. ℳ 10.50; geb. ℳ 12.—.

Sugenheim, S., Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur von den ersten Anfängen historischer Kunde bis zur Gegenwart. Band 1—3. 8. 1866—67. ℳ 24. 25.

Inhalt: 1. Band. Bis zum Ende der Karolinger-Zeit. 1866. ℳ 6. 75. — 2. Band. Von König Conrad I. bis zum Untergang der Staufen. 1866. ℳ 8. 75. — 3. Band. Vom großen Zwischenreich bis zum Tode Herzogs Karl, des Kühnen von Burgund. 1867. ℳ 8. 75.

(Jeder Band ist einzeln käuflich; Fortsetzung nicht erschienen.)

Weber, Georg, Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen für die gebildeten Stände bearbeitet. 15 Bände und 4 Registerbände. gr. 8. 1857—1880. complet geh. ord. ℳ 98.65; complet einfach geb. ℳ 116.65; complet elegant geb. ℳ 134.65.

(Jeder Band ist einzeln käuflich.)

Die zweite Auflage erscheint unter dem Titel:

Weber, Georg, Allgemeine Weltgeschichte. Zweite Auflage unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und überarbeitet. In ca. 110 Lieferungen (zu 7—8 Bogen) à 1 ℳ oder in 15 Bänden à 7—8 ℳ und 4 Registerbänden. — Eintheilung der Bände wie bei der 1. Auflage.

Erschienen ist:

Erster Band: **Geschichte des Morgenlandes.** gr. 8. 1882. geh. ℳ 7.—; einfach geb. ℳ 8.25; elegant geb. ℳ 9.—.

Zweiter Band: **Geschichte des Hellenischen Volkes.** gr. 8. 1882. geh. ℳ 7.50; einfach geb. ℳ 8.75; elegant geb. ℳ 9.50.

(Der dritte Band befindet sich unter der Presse und erscheint Anfang 1883.)

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

FRITZ GURLITT

KUNST-HANDLUNG

BERLIN W.

29. BEHREN-STRASSE 29.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig

Rahmen-Fabrik

von

FRITZ GURLITT, BERLIN.

Unter den Augen der grossen Maler der Blüthezeit italienischer Kunst hat sich die Rahmenschnitzerei in Italien zu hervorragenden Leistungen aufgeschwungen, und noch jetzt bildet die von Jahrhundert zu Jahrhundert überkommene Tradition in Florenz Meister der Holzschnitzerei aus. In Fülle sind in italienischen Gallerien hervorragende Beispiele schöner Rahmen erhalten und es schien dem Unterzeichneten, als wenn die deutsche Rahmenfabrikation nur gewinnen könne, wenn die Technik der geschnitzten Rahmen in Deutschland eingeführt würde. Es sind deshalb im Juli d. J. eine Anzahl geschickter Holzbildhauer und Vergolder aus Florenz nach Berlin übergesiedelt und mit ihnen eine Rahmenfabrik eröffnet worden. Die Ziele, welche sich dieses Unternehmen setzt, sind: die besten Rahmen italienischer Gallerien in schöner und solider Ausführung zu billigen Preisen nachschnitzen zu lassen. Darin, dass die ersten Künstler Deutschlands — eine Aufzählung würde die gefeiertsten Namen enthalten — in der kurzen Zeit des Bestehens der Fabrik, Rahmen in ihr haben herstellen lassen, sieht der Unterzeichnete mit Genugthuung, dass sein Streben Anerkennung findet.

Zur weiteren Bereicherung an stilvollen Vorbildern wendet sich der Unterzeichnete in einer Concurrenz, — welche am 15. Januar 1883 zum Austrag gelangt, — an die kunstgewerbtreibenden Künstler.

Nähere Auskünfte und Photographieen nach Mustern theile ich mit Vergnügen mit.

Fritz Gurlitt

Kunsthandlung.

BERLIN W., Behrenstrasse 29.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vorbericht.

Das lebhafte Interesse, mit welchem die Kunstfreunde die Erscheinungen aus meiner Kunsthandlung aufgenommen haben, lässt mich wünschen, auch den weiteren Kreisen der Kunstliebenden Kunde von den erschienenen plastischen Werken zu geben.

In hervorragender Weise hat man zu den zierlichsten und kostbarsten Erscheinungen des Kunsthandels die Tanagrafiguren gezählt, welche in genauen Nachbildungen durch mich in den Handel gebracht werden. Nachdem im Jahre 1872 durch Gräberfunde bei Tanagra in Böotien jene köstlichen bemalten Thonfigürchen der Erde entnommen worden, die in Besitz der ersten Museen und weniger reich begüterter Sammler übergingen, regte sich bald der Wunsch nach würdigen Nachbildungen. In Photographien und trefflichen Farbendrucken wurde solcher Versuch gemacht. Es schien jedoch, als wenn in einer plastischen Nachbildung erst ein Ersatz für die unerschwinglichen Originale geboten würde, und die Anerkennung, welche in allen gebildeten Kreisen die in bemalter Terracotta hergestellten Figürchen gefunden haben, ist Beweis, dass diese Annahme eine berechtigte war. Namentlich mit Hülfe des Bildhauers Herrn Otto Ast in Berlin, welcher neuerdings im Auftrage des Unterzeichneten eine Anzahl der hervorragendsten Figuren im Louvre in Paris mit geschickter Hand copirte, mit weiteren geübten Kräften, welche die Bemalung der Figuren mit künstlerischem Sinn herstellten, ist es gelungen, den Tanagra-Figuren Eingang in die ersten und gefeiertsten Häuser zu verschaffen. »Wer einer solchen Figur in seiner Stube einen Platz gönnt« — sagt Anton Springer — »wird gern täglich den Blick auf sie lenken und durch den Anblick sich stets erfrischt fühlen.« Mit Wärme empfiehlt der berühmte Kunst-Historiker diese Figürchen »als die köstlichsten Publicationen des Kunsthandels, welche ihm seit Jahren vorgekommen sind.« — Und Wilhelm Lübke äussert sich über die genannten Nachbildungen: »Was wir von diesen kleinen Werken — bei F. Gurlitt, Berlin — gesehen haben, entzückt durch die Feinheit und Genauigkeit der Wiedergabe, durch den wunderbar zarten Reiz der Form, die Lieblichkeit des Ausdrucks und den die Stimmung erhöhenden Farbenton, der darüber hingehaucht ist.« —

Tanagra-Figuren.

Den Originalen im Besitze des Königl. Museums in Berlin, sowie der Antiken-Sammlung im Louvre zu Paris treu nachmodellirt und in bemalter Terracotta vervielfältigt.

Es sind nach Originalen des Berliner Museums 11 Figuren hergestellt:

davon No. 1, 2, 3, 4, 7, 9 sitzende Figuren incl. Sockel à 25 Mk.
No. 5, 6, 8 stehende Figuren incl. Sockel . . . . à 20 „
No. 17, 18 kleine Liebesgötter incl. Sockel . . . . à 6 „

Aus dem Louvre in Paris sind 7 Figuren hergestellt:

davon No. 10, 12, 14, 15, 16 sitzende Figuren incl. Sockel à 25 Mk.
No. 11 stehende Figur incl. Sockel . . . . . 20 „
No. 13 weibliche Doppelfigur stehend incl. Sockel . 30 „

Die Nummern beziehen sich auf die auf den nachfolgenden Seiten befindlichen Abbildungen. Nur in unzulänglicher Weise geben leider diese Holzschnitte die zierlichen Formen der Originale wieder.

Die Statuetten haben die Grösse der Originale. — Die Sockel sind aus schwarzpolirtem Holz und 9 ctm. hoch. — Verpackung in Kiste je 1,50 Mark.

Directe Bestellungen erbitte ich frühzeitig. Die ausserordentliche Nachfrage im vorigen Jahre zwang mich eine grosse Anzahl Bestellungen unausgeführt zu lassen. —

Fritz Gurlitt
BERLIN W.
Behren-Strasse No. 29.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Tanagra-Figuren. — Berliner Museum.

No. 1: Höhe 22 ctm. No. 5: Höhe 22 ctm. No 2: Höhe 21 ctm.

Preis incl. Sockel von No. 1, 2 à 25 Mark; No. 5 20 Mark.

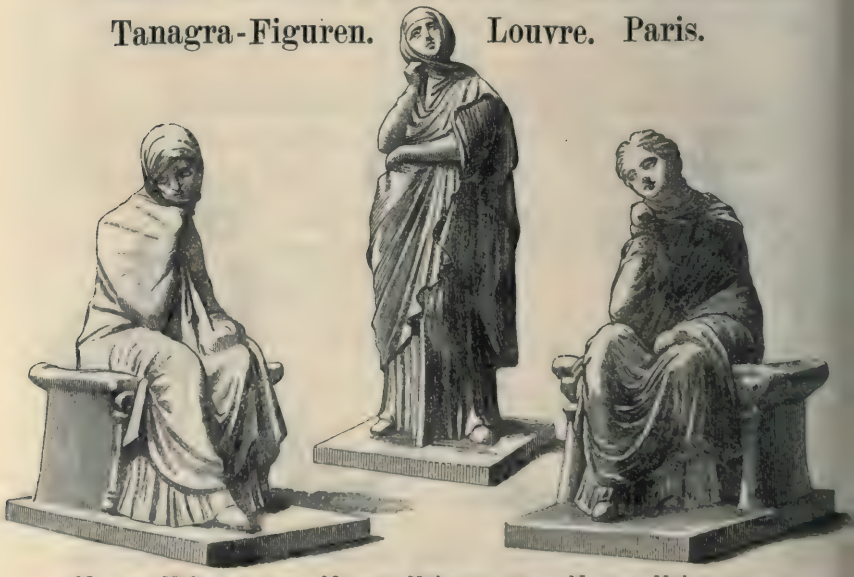
No. 3: Höhe 18 ctm. No. 6: Höhe 22 ctm. No. 4: Höhe 16 ctm.

Preis incl. Sockel No. 3, 4 à 25 Mark, No. 6 20 Mark.

Tanagra-Figuren. — Berliner Museum.

No. 7: Höhe 22 ctm. No. 8: Höhe 21 ctm. No. 9: Höhe 16 ctm.
Preis incl. Sockel No. 7, 9 à 25 Mark; No. 8 20 Mark.

Tanagra-Figuren. Louvre. Paris.



No. 10: Höhe 14 ctm. No. 11: Höhe 19 ctm. No. 12: Höhe 14 ctm.
Preis incl. Sockel No. 10, 12 à 25 Mark, No. 11 20 Mark.

Tanagra-Figuren. — Louvre. Paris.

No. 14: Höhe 15 ctm. No. 15: Höhe 18 ctm. No. 16: Höhe 16 ctm.

Preis incl. Sockel No. 14, 15, 16 à 25 Mark.

Tanagra-Figuren. — Berliner Museum.

No. 17: Höhe 7 ctm.

Preis incl. Sockel 6 Mark.

No. 18: Höhe 7 ctm.

Preis incl. Sockel 6 Mark.

Tanagra-Figuren. — Louvre. Paris.

No. 13: Höhe 20 ctm.

Ceres und Proserpina.

Preis incl. Sockel 30 Mark.

Moderne Plastik.

Die Badende.

Broncefigur von Professor Reinhold Begas.

In der Grösse der obigen Abbildung.

Preis 20 Mark.

Diese frühere Arbeit unseres berühmten Bildhauers aus der Zeit seines Aufenthaltes in Rom stammend, an Noblesse der Form und Darstellung an die besten Stücke der Antike und des Cinquecento mahnend, ist bisher nur in wenigen Exemplaren verbreitet worden. Als Schmuck des Schreibtisches, namentlich als Petschaft verwendbar, dürfte dieses zierliche Figürchen allgemeinsten Beifall finden. —

Moderne Plastik.

Höhe: 38 ctm. **Preis incl. Sockel 30 Mark.**

Bachus' erster Geh-Versuch.

Terracottagruppe von F. Francke.

Das liebenswürdige Werk eines jungen Berliner Bildhauers voll köstlichen Humors, die ersten schwankenden Gehversuche des Bachusknaben, der sich an die lächelnde Panherme stützt, darstellend. —

Ausser den genannten Kunstwerken enthält der kunstgewerbliche Theil der unterzeichneten Kunsthandlung eine reiche Sammlung von

geschnitzten italienischen Goldrahmen

in allen Grössen

(reich verzierte Cabinetrahmen, welche bisher mit 20—25 Mark in Berlin verkauft wurden, liefert meine Fabrik mit **14 Mark**)

italienischen Majoliken

italienischen Bronzen

Abruzzendecken

bäurischen Geweben aus den Abruzzen

in verschiedenen Grundfarben und interessantem Ornament

von grösster decorativer Wirkung

etc. etc.

Auswahlsendungen werden gerne gemacht.

Verlag von Georg Wigand in

Druck von C. Berg & v. Holten, Berlin C.
Neue Grun-Strasse 38.

Festgeschenk!

Willibald Alexis' Werke complet!

Vaterländische Romane

von

Willibald Alexis.

W. Häring.

„Ihr verfluchten Kerls", sprach seine Majestät, „daß jeder in der Bataille seinen Mann mir steht". (Aus: Cabanis.)

Neue, elegante Gesammt-Ausgabe.

Acht starke Bände, gr. 8. Feinstes Velinpapier.

279 Bogen oder 4436 Octav-Seiten.

In sieben eleganten Leinwandbänden 30 Mark.

Preis elegant geh. 24 Mark.

Meine Generale Schwerin und Feldmarschall v. Keith
Und der Generalmajor von Ziethen seind allemal bereit.

Aus: Cabanis.

Die Verlagshandlung bietet dem „deutschen Volke" die Meisterwerke eines durch und durch deutschen Dichters, eines Bannerträgers deutscher Cultur; eines Propheten der großen Wandlung Deutschlands, die sich so gestaltete, wie er ein halb Jahrhundert früher sie verkündete. Vor 50 Jahren begrüßte man ihn als den „märkischen Walter Scott". Er wich dem Gruß nicht aus, aber er rectificirte ihn dahin, daß man ihn einen Deutschen nennen möge, mit den Worten, mit denen er seinen märkischen **„falschen Woldemar"** eingeleitet:

„Weil ich Euch brandenburgische Geschichte erzähle, was „kümmert mich, rufen wohl Einige, der deutsche Adler, den „solle ich fliegen lassen und im Lande bleiben. — Ich kann's „nicht. — **Denn Brandenburg war nur ein Glied, ein „theures Glied, meine ich, und will's Gott, soll es bleiben, „des deutschen Körpers.** Und was den zerreißt, zerreißt es „mit. Ich erzähle Euch brandenburgische Geschichten „aus alter Zeit; aber ich meine: es sind deutsche Ge„schichten. Denn was Brandenburg litt, litt das deutsche „Reich auch. Es griff sein Herz an und zehrte das innerste „Blut. Die Untreue und Falschheit, die schlaue Kunst doppel„züngiger Rede und schöner Worte um schlimme Dinge, daß „die Völker getäuscht wurden, hub damals an, und was die „Großen thaten, wirkte auf die Kleinen zurück."

Und wie er verkündet, daß
die Mark Brandenburg des neuen Deutschen Reiches Kaiserwiege

„Nun adjö Lowise, wisch ab das Gesicht,
Eine jede Kugel die trifft ja nicht."
(Aus: Cabanis.)

werden würde, also hat es sich erfüllt, glorreich, wie nie ein Welt-Ereigniß zuvor. Stufenweise ist er vorgeschritten mit seiner Prophezeiung, die er gegründet auf die Vergangenheit, aus der die deutsche Eiche hervorgewachsen ist, deren Zweige sich ausbreiten von den Vogesen bis zum Niemen.

Und so steht es zu lesen in den märkisch-brandenburgischen Büchern, die wir hiermit dem deutschen Volke in einer vollständigen, hoch eleganten und trotzdem billigen Ausgabe darbieten.

Sämmtliche vaterländische Romane von Willibald Alexis bilden ein Ganzes, aus einer großen Anschauung und Entfernung herausgeschrieben. Wir lassen sie hier folgen:

„Der falsche Woldemar" schildert die Zustände der Mark im Mittelalter und die bewegteste und zugleich räthselvollste Episode, die diese Geschichte aufzuweisen hat.

„Der Roland von Berlin" nimmt die Kämpfe des neuen hohenzollernschen Fürstenhauses mit den überkommenen mittelalterlichen Zuständen, die Begründung der modernen Staatsgewalt im 15. Jahrhundert — zum Ausgangspunkt und Hintergrund.

„Die Hosen des Herrn von Bredow" und im Anschluß: **„Der Wärwolf"**, enthalten eine, in einzelnen Theilen drastische Schilderung der Niederlage jenes Raubritterthums der Mark durch die kräftige Hand des Kurfürsten Joachim I.

Der „große Kurfürst" darf nicht fehlen in der Reihe brandenburgischer Bilder. Wir begegnen ihm in dem Roman: **„Dorothe"** wenn auch in seinen letzten Jahren schon, doch noch als dem „Großen".

Im Roman **„Cabanis"** spiegelt sich die Zeit von des Königs Friedrich Wilhelm I. letzten Tagen und seiner spartanischen Staatszucht, so wie die berühmte Epoche Preußischer Geschichte unter Friedrich dem Großen bis zum Ende des siebenjährigen Krieges.

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", und der sich anschließende: **„Isegrimm"** schildern in unsere Zeit näher hineinragend, den Verfall des Friedericianischen Staats und die Anfänge seiner Wiedergeburt in anderer Form, die allmälig zur gegenwärtigen Größe geführt; sie vollenden die Reihe dieser klassischen historischen Roman-Bilder.

So sind diese Werke des berühmten Dichters recht eigentlich dazu geschaffen, Eigenthum der ganzen Deutschen Nation zu werden und sollten demnach in keiner Familie fehlen.

Die Verlagsbuchhandlung

von

Otto Janke,

Berlin, Anhaltstraße 11.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Allen
Lehranstalten und Kunstfreunden zur Beachtung
empfohlen!

Medaille in Silber. Internat. photogr. Ausstellung.

Wien.

1881.

Erster Preis: Heraldische Ausstellung, Berlin 1882.

GLASPHOTOGRAMME

für den kunstwissenschaftlichen Unterricht,

4000 Nummern!

Glasgrösse:
85 : 100mm

4000 Nummern!

Bildgrösse:
70 : 70mm

im Projectionsapparat zu gebrauchen.

Herausgegeben von

Dr. Bruno Meyer,

Professor der Kunstgeschichte an der polytechnischen Schule Karlsruhe.

Selbstverlag des Herausgebers.
Karlsruhe in Baden.
1882.

Preise der Glasphotogramme:

Einzeln à ℳ 1,80. In Partien von 25 Stück à ℳ 1,50.
Für öffentliche Lehranstalten die günstigsten Bezugsbedingungen!

W. s. g. u.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Der Projectionsapparat, die verbesserte Laterna magica, Scioptikon u. s. w., hat eine Bedeutung für den Unterricht wie für die Unterhaltung gewonnen, die für das einstige Kinderspielzeug schwerlich zu vermuthen war. Abgesehen von den ausgezeichneten Verbesserungen der Construction ist dies besonders dem Umstande zu danken, dass in immer grösserem Massstabe für **Projectionsbilder** gesorgt worden ist, die den verschiedensten wissenschaftlichen Bedürfnissen der Unterrichtsanstalten und den mannichfachsten Geschmacksrichtungen und Liebhabereien privater Kreise entsprechen konnten. Aber gerade die **geschichtlichen** Disciplinen sind hierbei bis jetzt verhältnissmässig leer ausgegangen. Diesem Mangel sucht die umstehend angekündigte Publication, die regelmässig fortgesetzt und zu bedeutendem Umfange ausgebaut werden soll, **gründlich** abzuhelfen. Dieselbe ist zwar zunächst auf den Unterricht in der Kunstgeschichte und den verwandten Wissenschaften berechnet; der dargestellten **Gegenstände** wegen aber, die ein ungeheueres Gebiet des Sicht- und Darstellbaren umspannen, eignen sich **passende Auswahlen** auch

für den Unterricht in den verschiedensten Wissenschaften und
für die Anwendung in Lehranstalten aller Stufen und Arten, sowie
zur Benutzung in öffentlichen Vorträgen und
zur Belehrung und Unterhaltung in geselligen Kreisen.

Insbesondere beim Unterricht in der Geschichte, der Religion, der Länder- und Völkerkunde, der Cultur-, Handels-, Literatur- und Kriegsgeschichte u. s. w., an Hoch- und Fachschulen, Gymnasien, Realgymnasien, höheren Töchterschulen, Mittel- und selbst Elementar- und Volksschulen wird dieses reiche und vielseitige Anschauungsmaterial mit Vortheil Berücksichtigung finden, so dass zu hoffen steht, die Zeit werde nicht mehr zu ferne sein, wo der Projectionsapparat, dieses wichtige Förderungsmittel des Anschauungsunterrichtes, auch in Deutschland die grosse Rolle spielt, welche ihm in anderen Ländern, namentlich in England, Holland und Nordamerica, bereits seit langer Zeit zuertheilt ist.

Die wandgrossen Bilder des Projectionsapparates, die auf die bequemste Weise und fast kostenlos überall und jederzeit vorgeführt werden können, bilden das **verhältnissmässig billigste** und ohne Zweifel das **künstlerisch vollendetste, grösste** und **deutlichste Anschauungsmaterial** für ausgedehntere Zuhörerkreise, das existirt.

Da mit Hülfe der verbesserten Lichtquellen **sehr helle Bilder** erzeugt werden, ist nur eine so **mässige Verdunkelung des Raumes** erforderlich, dass sie ohne umständliche Vorbereitungen bewirkt werden kann, und — was besonderer Beachtung werth ist — **nicht die geringsten Störungen** in gefüllten Schulklassen u. s. w. dadurch zu befürchten sind. —

Wegen weiterer Auskunft über Umfang, Eintheilung, Anwendung, Bezugsbedingungen u. s. w. der Glasbilderpublication beliebe man den **ausführlichen Prospect** einzusehen, der mittelst Postkarte verlangt sofort kostenfrei zugesandt wird, auch auf Buchhändlerwege bezogen werden kann.

Karlsruhe, im September 1882.

Der Herausgeber:

Bruno Meyer.

BUCHDRUCKEREI J. J. REIFF. KARLSRUHE.

Weihnachts-Geschenk für Offiziere.

MILITÄRISCHE KLASSIKER

des In- und Auslandes.

Mit Einleitungen und Erläuterungen

von

W. v. SCHERFF,
Oberst und Kommandeur des 3. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr 29,

v. BOGUSLAWSKI,
Oberstlieutenant und Bataillons-Kommandeur im 1. Westpreuss. Grenadier-Regiment Nr. 6,

v. TAYSEN,
Oberstlieutenant und Abtheilungschef im Neben-Etat des Grossen Generalstabes,

FRH. v. D. GOLTZ,
Major im Grossen Generalstabe,

und Anderen.

herausgegeben

von

G. v. Marées,

Oberstlieutenant im Neben-Etat des Grossen Generalstabes.

Vollständig in 16 Heften von ca. 10 Bogen à M. 1,50 oder in 5 elegant gebundenen Bänden. Preis M. 31,50.

Bd. I. ***Clausewitz, Carl v.,*** **„Vom Kriege“.** Erläutert durch *W. v. Scherff*, Oberst und Regiments-Kommandeur. 40½ Bogen 8vo. Gebunden Mk. 7.50.

Bd. II. ***Napoleon I.,*** **„Militärische Schriften“**, erläutert durch *Boie*, Major im Grossen Generalstabe.
Scharnhorst, **„Militärische Schriften“**, erläutert durch Frhr. *v. d. Goltz*, Major im Grossen Generalstabe. 21½ Bogen. Gebunden Mk. 6.

Bd. III. ***Jomini,*** **„Abriss der Kriegskunst“.** Uebersetzt, erläutert und mit Anmerkungen versehen durch *v. Boguslawski*, Oberstlieutenant und Bataillons-Kommandeur. 26 Bogen. Gebunden Mk. 6.

Bd. IV. ***Erzherzog Karl,*** **„Militärische Schriften“.** Mit Einleitung und Anmerkungen versehen durch Frhr. *v. Waldstätten*, k. k. General-Major. 17 Bogen. Gebunden Mk. 4.50.

Bd. V. ***Friedrich der Grosse,*** **„Militärische Schriften“**, erläutert und mit Anmerkungen versehen durch *v. Taysen*, Oberstlieutenant im Grossen Generalstabe. 43 Bogen. Gebunden Mk. 7.50.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Wiederholt haben Friedrich der Grosse und Napoleon, diese hellleuchtenden Leitsterne auf dem Gebiete der Heeres- und Truppenführung, auf die Verdienste hingewiesen, welche durch eine Zusammenstellung der besten kriegswissenschaftlichen Werke erworben würden. Als daher nach dem deutsch-französischen Kriege viele Jahre hindurch fast alle Welt sich berufen glaubte, die reichen Lehren jenes Krieges nach den verschiedensten Richtungen und in der verschiedensten Weise klarlegen zu müssen — aber gerade durch die Menge, Mannigfaltigkeit und grundsätzliche Verschiedenheit der Anschauungen, anstatt Klärung, Verwirrung einzutreten drohte, forderten jene Mahnungen der grossen Kriegsmeister dringend zur That auf.

So entstand jene Sammlung der vorzüglichsten Lehrschriften von Friedrich dem Grossen, Napoleon, Erzherzog Karl, Clausewitz, Scharnhorst und Jomini, welche schon bei ihrem Erscheinen den vollen Beifall der betheiligten Kreise fand und sich im Fortschreiten eine immer grössere Verbreitung erwarb, so dass noch vor Abschluss des Werkes ein Neuabdruck der ersten Hefte nothwendig wurde. Zweifellos steht die heutige Kriegswissenschaft auf den Schultern der genannten Klassiker der Militärliteratur, doch liegt die Bedeutung der vorstehend angezeigten Sammlung noch besonders in den Umständen, dass Militär-Schriftsteller wie Oberst v. Scherff, Oberstlieutenant v. Boguslawski, v. Taysen, Generalmajor v. Waldstätten etc. durch Erläuterungen, Zusätze und Anmerkungen die Lehren jener Meister mit den heutigen Anschauungen in unmittelbare Beziehung gebracht haben.

Mit dem im Herbste ds. Jrs. erschienenen 16. Hefte haben die militärischen Klassiker ihren Abschluss, erreicht und hat die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung für die ganze Sammlung **geschmackvolle Einbände** herstellen lassen. Die stattliche Reihe von 5 elegant gebundenen Bänden zum Preise von Mk. 31.50 wird den Kern und die Zierde jeder Bibliothek eines Offiziers bilden und jedem eine angenehme Weihnachtsgabe sein. Bestellungen wolle man an den unterzeichneten Verleger oder an die nächst gelegene Buchhandlung richten.

Berlin W., *Unter den Linden 21.*

Richard Wilhelmi.

Bestell-Schein.

Unterzeichneter bestellt bei

.....

Militärische Klassiker des In- und Auslandes.
Herausg. von **G. von Marées.** 5 Bände eleg. gebd.
zum Preise von M. 31,50.

Wohnort: *Name:*

Neue Subscription in 30 Lieferungen à 1 Mark

auf

Die Bibel in Bildern

240 Darstellungen, erfunden und auf Holz gezeichnet

von

Julius Schnorr von Carolsfeld.

„Vielleicht besitzt ein Haus zur Vermehrung der Sonntagsfreude jenes herrliche Werk, das unsere Nation mit Stolz das Ihre nennen darf, die Bilderbibel von Schnorr. Hier in Dresden, wo dieser unvergeßliche Künstler gewohnt, gewirkt und seinen seligen Heimgang gehalten hat, soll man es nicht versäumen, mit dem deutschen Sonntag den Namen eines Mannes zu verbinden, der, mit Recht zum Doctor der Theologie ernannt — wie Moses auf dem Sinai die Grundrisse und Bilder zur Stiftshütte schaute, uns in seinen Zeichnungen die Schrift erschlossen und verdolmetscht hat. Mag Gustav Doré mit französischer Romantik uns eine Bilderbibel geben, deren Darstellung an Tausend und eine Nacht erinnert — bei Schnorr ist heiliges Land und in solches soll das Haus am Sonntag seine Glieder führen."

(Dresdner Congreß für innere Mission.)

Die erste Lieferung erschien am 1. April, von da an zwei Lieferungen monatlich, jedoch kann jeder Abonnent die Entnahme derselben nach Wunsch regeln. — Jede Lieferung enthält 8 Blatt in Umschlag. — Titel und erklärender Text, sowie eine Mappe zur Aufbewahrung werden mit der letzten Lieferung unentgeltlich gegeben. — Alle Jenigen, welche „Schnorr's Bilderbibel" noch nicht besitzen, mögen diese neue Bezugsart nutzen. — Das Werk ist jedoch jederzeit complett zu 30 Mark, gebunden für 42 bez. Mark zu beziehen.

Für besondere Gelegenheiten, sowie für höhere Anforderungen wird die in nur 00 Exemplaren von den Holzstöcken i. J. 1879—1880 gedruckte

— Prachtausgabe —

desselben Werkes in vorzüglichster Ausstattung

In Leinenmappe 80 M. In Lederband mit Goldschnitt 105 M.

npfohlen.

Ferner:

Die Bibel oder: Die ganze heilige Schrift.

Nach der Uebersetzung Dr. Martin Luther's.

Mit 140 Bildern nach den großen Zeichnungen von

Schnorr von Carolsfeld.

unden in Leinen mit Goldschnitt 42 Mark. In Leder mit Goldschnitt 48 Mark. Desgl. mit zwei Bronzeschlössern 70 Mark ꝛc.

Die Corporation Berliner Buchhändler
wählte für die dem Prinzen Wilhelm zur Vermählung
gestiftete Bibliothek diese Bibel.

[475]

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München.

"Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränke, wesshalb ich es bestens empfehlen kann."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

"Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. December 1878."

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin.

"Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879."

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a M. Ausserordentliches Mitglied des Kais. deutschen Gesundheitsamtes.

"Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränke, unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein &c. 4. März 1879."

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

"Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879."

Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

"Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879."

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

"Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser, das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden Einfluss auszeichnet. 5. April 1879."

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XXXIV.

(Januar — Februar — März 1883.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Chr. Meyri. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Capstadt**, J. H. Rose. **Michaelis & Braun.** — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Philipp K. Theobald. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. **Porto-Alegre**, Ter Brüggen & Co. — **Riga**, J. Deubner. R. Kymmel's Buchhandl. — **Rio de Janeiro**, H. Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co. — **Rotterdam**, van Hengel & Eeltjes. **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß

zum

Vierunddreißigsten Bande (Januar — März 1883).

		Seite
I.	Der Bildhauer von Cauterets. Von **A. Meinhardt** . .	1
II.	Das römische Afrika. Von **L. Friedländer**	44
III.	Strategie. Nach einer Studie des Obersten Blume. Von **C. Freiherrn v. d. Goltz**	63
IV.	Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officiers. VII/IX	85
V.	Die evangelisch-religiöse Bewegung in Rußland. Von **Freiherrn von der Brüggen**	115
VI.	„Page Leubelfing"	129
VII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	133
VIII.	Politische Rundschau	145
IX.	Kunst und Kunstgeschichte	152
X.	Ferdinand Cohn's botanische Vorträge von **J. Reinke**	154
XI.	Literarische Notizen	157
XII.	Bibliographie	160
XIII.	Der Hexenprediger. Novelle von **Hans Hoffmann** . . .	161
XIV.	Die Beziehungen des heiligen Stuhles zu Mexiko vor und während der Kaiserperiode	194
XV.	Zur Geschichte der Kasseler Kunstschätze, vornehmlich in den Zeiten des Königreichs Westphalen. Von **Albert Duncker**	213
XVI.	Das römische Afrika. Von **L. Friedländer.** (Schluß.) . .	241
XVII.	Ueber Verschwendung. Von Dr. **C. William Siemens** in London	255
XVIII.	Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officiers. X/XI.	262
XIX.	Immer tapfer voran! Aus dem Italienischen des **Salvatore Farina**	281
XX.	Politische Rundschau	305

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XXI.	Conrad Ferdinand Meyer's Gedichte von **Adolf Frey**	312
XXII.	Ein neuer Schriftsteller	316
XXIII.	Literarische Notizen	319
XXIV.	Bibliographie	320
XXV.	Das letzte Glück. Erzählung von **Wilhelm Berger.** I.	321
XXVI.	Die Aussichten des Hauses Hannover auf den englischen Thron im Jahre 1711. Von weil. Prof. **R. Pauli**	347
XXVII.	Reinhold Pauli † 3. Juni 1882. Biographisches Nachwort von Professor **Ferdinand Frensdorff** in Göttingen	371
XXVIII.	Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officiers. XII/XIII.	376
XXIX.	Friedrich II. in englischen Urtheilen. Rede zur Feier des Jahrestags Friedrich's II. von **E. du Bois-Reymond**	395
XXX.	Die deutsche Dynastie in Rumänien	410
XXXI.	Schiller. Von Professor **Wilhelm Scherer** in Berlin	417
XXXII.	Die Erlebnisse des heiligen Pancrazius von Evolo. Ein sizilianisches Sittenbild. Von **A. Schneegans**	441
XXXIII.	Politische Rundschau	466
XXXIV.	Kunst und Kunstgeschichte	473
XXXV.	Ernst Dohm	476
XXXVI.	„Politischer und gemeiner Mord in den Vereinigten Staaten von Nordamerika." Entgegnung. Von Dr. **F. von Holtzendorff**	478
XXXVII.	Literarische Notizen	479
XXXVIII.	Bibliographie	480

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Neunter Jahrgang. Heft 4. Januar 1883.

Hundertstes Heft.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchh. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capstadt, J. H. Rose. Herrmann Michaelis. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. C. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. N. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, C. Baerenstamm. — Valparaiso, C. F. Riemeyer — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

Januar 1883.

Seite

I. Der Bildhauer von Cauterets. Von **A. Meinhardt** . . 1
II. Das römische Afrika. Von **L. Friedländer** 44
III. Strategie. Nach einer Studie des Obersten Blume. Von **C. Freiherrn v. d. Goltz** 63
IV. Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officiers. VII/IX 85
V. Die evangelisch-religiöse Bewegung in Rußland. Von **Freiherrn von der Brüggen** 115
VI. „Page Leubelfing“ 129
VII. Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel** 133
VIII. Politische Rundschau 145
IX. Kunst und Kunstgeschichte 152
X. Ferdinand Cohn's botanische Vorträge von **J. Reinke** . 154
XI. Literarische Notizen 157
XII. Bibliographie. 160

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Der Bildhauer von Cauterets.

Von

A. Meinhardt.

Rings umragt von dunklen Bergen,
Die sich trotzig übergipfeln,
Und von wilden Wasserstürzen,
Eingelullet, wie ein Traumbild,

Liegt im Thal das elegante
Cauterets.

Es ist Abend, ein milder, stiller Augustabend. Die Tannen am Fels und die Wiesen im Thal freuen sich aufathmend der erfrischenden Kühle. Die Häupter der Berge, die das langgestreckte Thal umschließen, heben sich schwärzlich und vielgezackt von dem ausgestirnten Himmel ab, dessen Helle aus den Wassern des Gave in der Tiefe blinkend zurückstrahlt. Nur das Rauschen dieser Wasser tönt geheimnißvoll durch die Stille. Aus dem Schoß des Gebirges hervor quellen sie, in unzähligen Fällen, hier aber, nahe der Stadt, eilen sie nur noch tänzelnd, in kürzeren Sprüngen und murmelnd vorüber, zur Ebene hinab, und wenn sie unter dem Brückenbogen hastig sich drängen, erzählen sie von schroffen Gipfeln, von Schnee und Eis, von den Bären dort oben, fragen nach ihrem Wege, klagen in Sehnsucht, wie lang es noch währe die lange Straße zu durchziehen, bis sie mit manch' anderem Bergstrom gemeinsam ihr herrliches Ziel erreichen, das lang erträumte, endlose Meer.

Aber die Menschen in der Stadt, welche Heine schon „das elegante Cauterets" benannte, achteten in ihrem geschäftigen Nichtsthun wenig auf die majestätischen Berge, auf den ernsten Nachthimmel droben, auf das Murmeln der Wellen des Gave. Laute Musik ertönte vom Casino auf die weite Promenade hinaus, die von zahlreichen Lampen hell erleuchtet und rings von zierlichen Buden mit den buntesten Waaren, zur Unterhaltung der vielen Fremden, umgeben war. Nur vor einer der ersten, wo ein Polichinelle seine Späße im bearneser Dialekt zum Besten gab, war auch das Volk von Cauterets zu finden; Frauen in weißen oder schwarzen lang herabwallenden Capulets, Männer mit blauen Baskenmützen, schwarzröckige Geistliche dazwischen. Aus der Menge der kleinen, beweglichen Südfranzosen trat ein Mann, der um Haupteslänge alle Anderen hier überragte.

Ein kleiner Abbé, der ihm willig Platz machte, wandte sich zu seinem Nachbar, um ihm scheu in's Ohr zu flüstern: „Das ist ein Deutscher!"

Jener hörte die Worte; wohlgefällig lächelnd strich er sich den großen, röthlichen Vollbart und ging langsam weiter; was das Volk anzog, däuchte ihn, so schien es, sehenswerther, als die Tische mit Hazardspielen, um welche sich die Menge der eleganten Fremdenwelt drängte. So kam er zu der rechten Seite der Esplanade, wo die Buden sich am Ufer des Gave hinziehen, hier gab es weniger Verlockendes zu schauen, der Händler mit Wollenwaaren, ebenso wie der nebenan, welcher Arbeiten von Pyrenäenmarmor feilhielt, schlossen schon die Läden zur Nacht. Nur vor dem vierten oder fünften Stand an dieser Seite hatte sich ein Menschenhaufe zusammengefunden, ein schwacher Lichtschimmer fiel aus dem Innern auf die staunenden Gesichter. Der Deutsche trat näher und schaute über die Köpfe der Andern hinweg in den von einer Petroleumlampe nur dürftig erleuchteten Raum. Was er dort sah, entlockte ihm einen Ausruf der Ueberraschung; es war eine Schaustellung sehr anderer Art, als man sie in einer Marktbude erwartet. Hinter dem Ladentisch, auf dem allerlei Büsten und Terracottafiguren standen, saß ein schwarzbärtiger Mann gebückt an einem kleinen Thonkopf beschäftigt, den er mit dem Modellirholz und mit den Fingern fleißig bearbeitete, hier ansetzend, dort abnehmend, bis in den dicken Locken und Flechten zum Mindesten, wenn auch noch kaum in den Zügen des breiten Gesichts eine sprechende Aehnlichkeit mit seinem Vorbild wahrnehmbar wurde. Denn das Modell saß in steifer Haltung ihm gegenüber, vom gelblichen Licht der Lampe beschienen und von allem Volk bewundernd begafft. Eine stattliche Dame aus Pau oder Tarbes, oder sonst einem Städtchen der Ebene, die von der Sommerhitze in die Berge vertrieben sein mochte und die zur Ueberraschung ihres würdigen Gatten, dessen Porträt in Emaille ihren Busen zierte, ihr Abbild nach Hause mitbringen wollte. Belustigt sah der Deutsche ihrem gravitätischen Wesen zu, als sie sich nach beendigter Sitzung erhob und von dem Künstler verabschiedete. Nach ihrem Fortgehen entfernten sich auch die Andern bald, denn nun gab es hier nichts mehr zu sehen. Ein Geistlicher kaufte nach mancherlei Handeln über den Preis ein Gipsfigürchen der Jungfrau von Lourdes, dann löschte der Bildhauer die Lampe und schickte sich an, seinen Laden zu schließen. Da trat der Deutsche, der bisher beobachtend im Schatten gestanden, an den Tisch heran und sagte schnell, auf eine Gruppe deutend, welche die Mitte der Auslage bildete, in fließendem Französisch:

„Ich möchte diese Pietà hier kaufen. Was kostet sie?"

„Sie ist nicht käuflich," entgegnete kurz und scharf der Künstler.

Der Deutsche, der sich vorgebückt hatte, um die kleine, kaum einen Schuh hohe Gruppe der Muttergottes mit dem todten Christus auf ihren Knien genauer zu prüfen, richtete sich auf. Er hatte bisher hauptsächlich das Gesicht der Madonna betrachtet, ein Antlitz von classisch edlen Zügen, in dem der tiefe Schmerzensausdruck durch die Weichheit der Jugend rührend verstärkt ward; nun verglich er mit schnellem Blick den Christuskopf mit dem des Künstlers und sagte dann auf Deutsch, indem er die Hand zum Gruße über den Ladentisch ausstreckte:

„Ich darf Sie wohl als Landsmann begrüßen, Sie haben da ein vortreffliches Werk trotz Michelangelo geschaffen, denn Ihre Pietà ist originell."

„Monsieur . . . ." sagte der Künstler betreten.

„Sie sind kein Deutscher? Also wohl ein Elsässer, denn ich meine doch mich auf den Accent zu verstehen. Wer so viel wie ich mit Fremden verkehrt hat . . ."

„Das ist es nicht," entgegnete Jener nun gleichfalls auf Deutsch: „ich bin ein guter Deutscher, mir war Ihre Anrede nur überraschend. In den drei Monaten, seit welchen ich hier in der Marktbude stehe, ist weder ein Deutscher zu mir gekommen, noch ein Kunstkenner. Sie begreifen . . ."

„Ach, mein Freund, Sie sind zu rasch. Halten Sie mich deshalb für einen Kenner, weil ich Ihre Arbeit lobe? Ich bin ein Freund der Kunst, und als solcher lockt mich diese Gruppe. Das Madonnengesicht gemahnt an Murillo; ich sah selten in Werken der Plastik einen ähnlichen Schmelz des Ausdrucks, daß man Farbe und Leben selbst unwillkürlich hinzu empfindet. Sie sollten das Modell in Lebensgröße ausführen, das wäre Ihres Talentes würdiger, als diese Heiligenfigürchen und Bäuerinnenporträts zu machen."

„Würdiger! Thun wir immer das, was unserer würdig ist? Haben wir überhaupt die Freiheit zu schaffen, was wir gut finden, müssen wir nicht vielmehr das machen, was die Menge verlangt und bezahlt?" sagte der Künstler mit bitterem Lachen.

„Bis zu dem Moment, wo aus der Menge Einer hervortritt, der das Echte und Schöne erkennt und den Künstler, welcher bisher dem Geschmack des Tages fröhnen mußte, auf den rechten Weg zurückweist. Lassen Sie mich also der Mann sein, der Ihnen wieder die Pforte eröffnet, die Sie sich selber verschlossen haben, denn daß Sie einmal ein Jünger im Reich der wahren Kunst und Schönheit gewesen sind, bezeugt diese Gruppe. Also zuerst, ich heiße Heinrich Flemming, hier meine Karte."

Der Künstler verneigte sich: „Mein Name ist Erich Wagner," entgegnete er, leise hustend.

„Also, Herr Wagner: wollen Sie mir für meine Sammlung eine vergrößerte Copie dieser Gruppe machen? Oder sonst eine andere Statue, eine Figur, die Ihre Phantasie beschäftigt? Ich meine, der Name Erich Wagner wird nicht immer ungekannt bleiben, und es sollte mir Freude gewähren, eines Ihrer Erstlingswerke zu besitzen. Ich schieße Ihnen zu den Kosten so viel vor, als Sie bedürfen, und den Preis der fertigen Arbeit bestimmen Sie selbst nach dem Werthe derselben."

„Herr Flemming," sagte der Künstler mit einer ironisch tiefen Verbeugung, „Sie sind ein Krösus, wie ich nicht bezweifle und sicher gewohnt, Almosen zu geben: Sie vergessen nur Eins: ich bin ein Künstler und — es mag Ihnen seltsam erscheinen, — trotzdem ich hier in meiner Marktbude Nippesfiguren feilhalte und Porträts fabricire, um die Käufer heranzulocken, noch nicht gewohnt, Almosen zu nehmen."

„Almosen!" Mit zornig gerunzelter Stirn griff Flemming an seinen Bart. „Sie sind ein Künstler: das beweisen mir, wüßte ich es nicht schon aus Ihrem

Werke, Ihre Reizbarkeit, Ihr Selbstgefühl. Gut, mein Freund, seien Sie nur reizbar; ein Künstler muß stolz wie ein Spanier sein. Doch die Hand zurückstoßen, die sich Ihnen bietet, um Ihren höchsten Ehrgeiz befriedigen zu können — ich nehme an, daß Sie in diese Bude nicht Mangel an Talent, sondern an Aufträgen verbannt hat — das wäre, däucht mich, ein falscher Stolz. Auch über mich sind Sie im Irrthum. Ich bin kein Krösus, leider nein. Wenn ich mir trotzdem vorgesetzt habe, das Beispiel eines der edelsten lebenden Männer, des Grafen Schack, soweit es meine schwachen Kräfte gestatten, im Lauf der Jahre nachzuahmen, so thue ich das aus herzlicher Neigung zur Kunst und den Künstlern. Meine Sammlung besteht bisher fast nur aus Werken von Unbekannten, die Jahre sollen erst beweisen, ob sie einst bekannte Größen werden. Der Eine und Andere meiner Freunde ist schon auf dem Wege zum Ruhme begriffen und es gereicht mir zur höchsten Befriedigung, ihnen diesen Weg erleichtert zu haben. Scheint es Ihnen also beleidigend, in solcher Gemeinschaft in Heinz Flemming's Sammlung von Sculpturen auch zu erscheinen, so thut es mir leid. Wenn nicht, so überlegen Sie meinen Vorschlag, ich bleibe ein paar Tage in Cauterets, es wird mich freuen, Sie noch zu sprechen."

Er lüftete den Hut und ging, ohne Jenem noch Zeit zu lassen ein Wort zu erwidern. Doch schon auf dem kurzen Weg zum Hotel bereute er seine Raschheit, die den Künstler nicht dazu kommen ließ, die Abweisung wieder zurückzunehmen. Er frug sich, was diesen Mann, dessen echtes Talent deutlich aus jener Gruppe sprach, hierher in's Gebirge, in die Fremde, in die Marktbude getrieben haben mochte, seine Krankheit, die aus den hohlen Augen hervorgrinste, oder welch' anderes Künstlerschicksal? So in Gedanken vertieft trat Flemming in's Haus und stieg, ohne sich umzusehen, zu seiner Wohnung hinauf. Ein leises Rauschen von Frauenkleidern kam die Treppe herunter. Sein gesenkter Blick fiel auf ein wunderkleines Füßchen, unwillkürlich trat er zur Seite, der Näherkommenden Platz zu machen und zog seinen Hut. Die Dame dankte mit leichtem Neigen des mit einem Schleier bedeckten Kopfes. Dabei traf ihn eine Secunde lang der Blick ihrer Augen, und als sie längst vorübergegangen, stand er noch wie verzaubert an der Wand und starrte auf die Stelle, wo sie verschwunden war. Immer noch meinte er diesen tiefen, schmerzlich starren Blick zu empfinden, der wie bewußtlos über ihn hinglitt; wo hatte er diese Augen schon gesehen? und wie war ihre Farbe gewesen?

Mitten in der Nacht fuhr er mit dem Ruf: Es war die Pietà! aus dem Schlaf empor. Er hatte von jener Gruppe geträumt und in seinem Traum hatte die Schmerzensmutter ganz dieselben Augen gehabt, die ihn vorhin auf der Treppe so ergreifend angeblickt hatten. Er ward vollends wach, indem er versuchte, die beiden Gesichter in der Erinnerung zu vergleichen und auch sein Aerger über die Abweisung durch den Künstler erwachte auf's Neue. Es währte lang, bevor er wieder Schlaf finden konnte, und kaum war er fest entschlummert, als ihn ein kräftiges Klopfen weckte. — „Nun, was gibt's?" — In der grauen Dämmerung näherte sich ein Mann mit grauem Bart seinem Lager, er meinte erst noch fortzuträumen; dann aber erkannte er lachend den Führer, den er gestern Nachmittag bei seiner Ankunft für eine heutige Bergbesteigung herbestellt hatte. — „Ist es schon Zeit, Alter?" frug er noch schläfrig.

„Oui, monsieur," entgegnete Jener, „die Zeit wäre schon recht, aber das Wetter! Il y a du brouillard! Ein Nebel so dicht wie meine Hand und so grau . . . so grau wie mein Bart."

„Der sich nicht im Laufe des Tages verziehen wird?"

„Es wäre ja möglich . . . aber —" der Alte nahm sein blaues Barett etwas verlegen aus einer Hand in die andere — „ich meinte nur, wenn monsieur noch länger in Cauterets bliebe, thäte er besser auf einen helleren Tag zu warten, und ich würde mich glücklich schätzen, dem gnädigen Herrn dann als Führer zu dienen."

„Das heißt, heute würden Sie weniger glücklich sein?"

„Das nun eben nicht . . . oder doch. Es ist besser, ich schenke Ihnen reinen Wein ein, monsieur a l'air bienveillant. Sie werden begreifen, daß man eine Dame nicht gern im Stich läßt. Ich hatte der Marquesita versprochen, am ersten Tag, an dem ich frei sein würde, sie bis zum Pont d'Espagne zu führen. Das arme Ding meint, wenn sie den Fuß wieder einmal auf spanischen Boden setzte, so würde ihr leichter. Welch eine Täuschung! Als ob man nicht, wenn man unglücklich ist, in jedem Lande dasselbe empfände! Nicht wahr, bester Herr? Ich versprach ihr gestern bestimmt, sie heute zu begleiten. Da kamen Sie, mich zu engagiren, und da Sie zahlen wollten, mein Herr, was sie natürlich nicht vermöchte und ich auch niemals annehmen würde — von der Tochter meines Wohlthäters, wo denken Sie hin! — so war ich verpflichtet, mit Ihnen zu gehen. Ich fand keine Zeit, es ihr gestern zu sagen. Doch nun dieser Nebel . . ."

„Kommt Ihnen heute sehr gelegen. Es ist gut, mein Freund. Gehen Sie immer mit Ihrer Dame, ich werde dafür noch ein Stündchen schlafen, und morgen, bei klarerem Himmel und besserer Neigung wecken Sie mich wieder zu derselben Stunde, damit wir den Vignemale miteinander besteigen."

Der Führer entfernte sich unter vielen Reverenzen und wortreichen Betheuerungen des Dankes.

Als Flemming etwas später in die Halle des Hotels kam, war schon reges Leben dort, Abreisende mit Koffern, Bergsteiger mit ihren Führern, Kellner, welche Eßkörbe packten, dazwischen ein Wirrwarr von fremden Zungen. An der Hausthür grüßte ihn höflich aber verlegen der alte Führer. In demselben Moment kam eine schlanke Gestalt die Treppe herunter, trat auf den Führer zu, gab ihm ein Plaid und ein schmales Päckchen Proviant zu tragen, und Beide gingen mit raschen Schritten die Straße entlang, die Dame voran, die kleinen Füße gar zierlich setzend.

Ich kenne die Füßchen, dachte Flemming, der ihnen nachsah: also das war die arme, unglückliche Marquesita, die zu gesunden meint, wenn sie nur spanischen Boden betritt? Und ihre Augen? sie sind grün, die ojos verdes des spanischen Volkslieds, rechte echte Nixenaugen!

Nach mehreren Stunden, nachdem die Sonne, der Behauptung des Alten zum Trotz, die Nebel verscheucht hatte, als die Berge die felsigen Kuppen blendend gegen den stahlblauen Himmel erhoben und die Wasserfälle dazwischen in tausend Regenbogenfarben glitzernd, im hellen Lichte sprühend aufstäubten, kletterte Flemming nach langem, einsamen Wandern an einem steinigen Abhang hinunter.

Riesenhohe Felsenwände schienen hier das Thal von Cauterets festungsartig abzuschließen, und nur die weißschäumenden Wasseradern verriethen dem Fremden, wo engere Schluchten noch höher führten. Aber in dieser Einöde und Felsenwildniß sah er plötzlich tief unter sich ein Menschengewimmel vor einem langen, niedrigen Hause, so grau wie der Felsen, an welchem es lehnte. Rasch stieg er hinab und kam in die Mitte des Badetreibens von la Raillère. Mit seinen scharfen Beobachteraugen ging Flemming langsam durch die Menge. Es war ihm, der sonst wohin er kam, fast in ganz Europa Freunde fand, unbehaglich, sich so fremd zu fühlen und kein bekanntes Gesicht zu erblicken. Als er aber an der Thür der Trinkhalle den schwarzhaarigen Bildhauer stehen sah, der mühsam sein Gläschen mit dampfendem Wasser schluckte, grüßte er doch nur förmlich von Weitem, ohne ein Wort an ihn zu richten. Der Bildhauer erwiderte den Gruß ganz ebenso steif. — Nein, dachte Flemming, der ist kein Mensch mit rechtem Verständniß. Ein echter, noch so reizbarer Künstler hätte mich im ersten Aufwallen trotzigen Stolzes vielleicht auch abgewiesen, doch nachträglich wäre ihm der Wunsch gekommen, was es auch koste, ein Kunstwerk schaffen, seine Gedanken ausführen zu können. Wer solche Aussicht so kühl von der Hand weist, ist entweder nicht werth zu etwas Besserem, als am Markt mit Dutzendwaare zu handeln, oder — er ist so tief verzweifelt, daß er selbst nicht mehr wagt zu hoffen!

Es war am Abend desselben Tages. Flemming saß im Lesezimmer des Hôtel d'Angleterre und schrieb seinem Freund, einem römischen Bildhauer, mit dem er sonst die Sommermonate im deutschen Gebirge zu verbringen pflegte. Er erzählte ihm von seiner Reise, von dem Bildhauer in der Bude, der ihn so schnöde abgewiesen, und von der Spanierin mit den grünen Augen, als neben ihm plötzlich eine leise weiche Stimme sagte: „Mein Herr, ich komme Sie zu . . .“ Er fuhr in die Höhe und siehe, die Stimme gehörte zu den meergrünen Augen, die Augen schauten ihn an, und die Dame — wie war sie nur hereingekommen, ohne daß er es bemerkt hatte? — sprach Deutsch, wenn auch mit fremdem Accent. Uns Deutschen aber erscheint bekanntlich unsere ehrliche Sprache in fremdem Munde verschönt und verfeinert. So klang es Flemming auch wie Musik, als die Fremde zögernd, die Worte suchend, mit ihrer tiefen Stimme fortfuhr: „Sie sagten, Sie bleiben noch ein paar Tage, doch werden Sie es schwerlich erleben, daß er Sie anspricht. Denn eine Bitte geht ihm nicht über die stolzen Lippen. Und auch ich, ich komme nicht her, um zu bitten, ich sehnte mich nur, Ihre Gedanken über ihn in Wahrheit zu kennen.“

„Ueber wen, mein Fräulein, von wem ist die Rede?“ frug er verwirrt.

„Von meinem Mann. Ich bin kein Fräulein,“ sprach sie mit stolzem Heben des Kopfes.

„Ihr Mann ist? . . . Verzeihen Sie . . . Ich fürchte, es liegt hier ein Irrthum vor. Ich muß gestehen, daß ich nicht begreife . . . ich kenne bisher Niemanden hier, am wenigsten einen spanischen Marques, Frau Marquesita . . .“

Sie lächelte: „So nennt mich noch immer der gute père Mathieu aus alter Gewohnheit. So heiße ich nimmer. Mein Mann ist der Bildhauer Erich Wagner, dem Sie gestern Abend . . .“

„Ah, endlich!“ rief Flemming, „nun kann ich begreifen. — Sie geben mir Hoffnung, gnädige Frau. Mir war es die schmerzlichste Erfahrung, von einem Künstler, dessen Können nach meinem Ermessen zu Großem bestimmt ist, als Laie und als ein eitler Reicher verächtlich abgewiesen zu werden. Die Künstler und ihre Launen sind mir gar wohl bekannt; ich weiß sie zu schonen, doch Ihr Gemahl . . .“

„Er ist eben unglücklicher als Andere,“ sagte sie leise. „Er fühlt sich allzuleicht gekränkt, weil er weiß, daß er nicht am rechten Platze steht. Und wenn er auch heute, von dem Wunsch beseelt sein Talent zu erproben, sich sehnt Ihren Auftrag erfüllen zu können, er wird ihn nur annehmen, wenn er sieht, daß Sie ihn wirklich dem Künstler geben, nicht dem Verarmten aus Mitleid zuwenden wollen. Deshalb kam ich her, um Ihre wahre Ansicht zu prüfen. Und was Sie mir soeben hier sagten, das that mir wohl.“

„Ich kann Ihnen noch mehr sagen, gnädige Frau. Ich kenne weder Ihren Mann, noch sein Leben, so wußte ich nichts von Armuth noch Mitleid. Ich sah sein Werk und es schien mir die Arbeit eines großen Talentes. Glauben Sie selber, daß er das ist?“

„Oh, ich!“ — es ging wie ein Sturm von Entzücken über das bleiche, schöne Gesichtchen, „ihm aber fehlt schon lange der Glaube an sein eigenes Können.“

„So will ich versuchen, ihm Muth zu machen und ihm diesen Glauben zurückzugeben.“

„Ja, aber“ — sie faltete die Hände flehend und schaute ihn an — „ich bin nicht gekommen, Sie darum zu bitten. Er weiß nicht, daß ich mit Ihnen spreche: er würde mir zürnen. Doch ich mußte es thun, um selbst zu erfahren, aus welchen Gründen Ihr Handeln entsteht. Sie meinen es ehrlich. Sie verstehen sein Talent zu schätzen und zu erfassen, ich traue Ihnen und — ich bin Ihnen dafür dankbar, mein Herr.“

Sie sagte dies langsam, als gingen die Worte nur schwer und mühsam von ihrer Zunge, neigte das reizende Köpfchen ein wenig und wandte sich zum Gehen.

Am nächsten Morgen pochte wieder der Führer an die Thür des Deutschen: „Heute, Monsieur, ist das richtige Wetter, es wird ein Tag ohne Regen, noch Hitze, Sie sehen den frischen Schnee von gestern auf allen Spitzen und vom Vignemale, Sie können mir's glauben, wird eine Aussicht sein, wie sie den ganzen Sommer noch nicht gewesen ist.“

„Und heute gerade will ich nicht gehen,“ sagte Flemming, „gehabt Euch wohl und laßt mich in Ruhe.“ — Er mußte lachen, als der Alte sich halb gekränkt, halb verlegen entfernte. Wie konnte er ihm nur zumuthen, heute irgend einen Berg zu erklettern! Es lag ein ganz anderes Wagstück vor ihm: er hatte heute ein Menschengemüthe für sich zu erobern, einen stolzen Widerstand zu bezwingen, den Grundstein für künftiges Schaffen zu legen!

Zu derselben Zeit wie am gestrigen Tage ging er wieder nach la Raillère, um dort am Brunnen bei zufälligem Gespräch den Künstler dahin zu bringen, in seinen Vorschlag zu willigen. Es war heute zu sonnig, am kahlen Abhang umher zu klettern, so ging er im Schutz seines großen Schirmes gemächlich auf breiter Landstraße dahin. Droben war es so voll wie gestern. Flemming spähte

nicht lang durch die Menge, bis er Wagner's hohe, etwas vornübergebeugte Gestalt und seine schlaffe Haltung erkannte. Er trat auf ihn zu. In die bleichen Wangen des schwarzbärtigen Mannes stieg ein Erröthen, doch seine Stirn furchte sich finster und seine Lippen preßten sich fester zusammen; er mochte erwarten, daß nun die Frage, das Anerbieten, die ihn verletzt hatten, wiederholt werden sollten. Heinz Flemming aber war klüger geworden. Statt von dem Künstler sprach er von sich, er erzählte, wie er, ohne eigenes Talent noch feste Richtung, seine Freude darin finde, die Talente Anderer zu wecken und zu pflegen; wie er in ihrem Gelingen, ihren Erfolgen den besten Lohn für sich selber empfinde. Allmälig sah er, wie Jener mit immer größerer Theilnahme zuhörte, und da er seine Künstlerfreunde nannte, schien er anfangs verlegen, dann sehr begierig, noch mehr zu erfahren. Bei einzelnen Namen nickte er freudig, dann frug er nach ihnen und ihrem Ergehen, sprach von ihren Werken und bestätigte mit ehrlichem Beifall Flemming's Urtheil über dieselben. So kamen sie in ein eifriges Plaudern und stiegen langsam miteinander zu Thal. Heinz sprach von Rom, doch eine Wolke von Mißmuth wollte sich abermals über die Stirn seines Genossen lagern.

„Rom!" sagte er, „Rom! Es denken Alle, dort allein sei die Heimath der großen Kunst; wer Rom verläßt, so meint die Menge — und ich selbst ertappe mich oft auf dem Gedanken — der ist unerbittlich verflucht zu versinken und Schlechtes zu schaffen. Wir Bildhauer sind nun einmal gezwungen, in Rom zu studiren; ob das Leben dort uns taugt oder nicht. Wenn mich die Akademie meiner Heimath nicht jung nach Rom gesendet hätte . . ."

„Dann hätten Sie Ihre Pietà nicht geschaffen."

„Dann wäre ich heute vielleicht noch ein Künstler, fühlte mich noch fähig zu Arbeit und Mühe; wäre nie dem Dämon verfallen, der mich zu Schönheit und Reichthum verlockte und mir dann in der blendenden Schale Armuth und bittere Entbehrungen reichte."

„Lieber Freund, solch ein Dämon, der die Jugend verleitet, ist nicht in Rom heimisch, sondern in uns."

„Für mich war er's in Rom. Die deutsche Heimath, das stille Häuschen meiner Mutter, der Pfarrerswittwe, barg für mich nur gute, heilsame Geister; meine Kunst, mein Ehrgeiz erwachten dort und mein Leben lag rein und fleckenlos vor mir. Mit ungebrochener Kraft, voll Muth strebte ich nach den höchsten und edelsten Zielen."

„Und wenn der hochstrebende Pfarrerssohn, der das Ideal, doch die Welt nicht kannte, in Rom seinen Ehrgeiz auf Weltliches lenkte und das hohe Ziel aus dem Auge verlor, trägt Rom dann die Schuld? Trifft nicht vielmehr ihn selbst, seine Weltunkenntniß, seine träumende Jugend, der Vorwurf dafür? — Ich maße mir hier," unterbrach Flemming sich lächelnd, „ein Urtheil über Ihr Leben an, von dem ich nichts weiß, über Ihre Erziehung und Ihren Charakter, die ich nicht kenne. Doch ist mein Urtheil sehr wohl begründet auf meine Erziehung, auf meinen Charakter und auf das Leben von hundert Andern, die als gute Deutsche in tausend Träumen von Kunstidealen und hohen Zielen schwärmend erwuchsen und dann im Kampf mit dem wirklichen Leben in bittrer Enttäuschung ihr Ziel verfehlten. Die Enttäuschung wird Allen. Doch aus der Menge

erheben sich von Zeit zu Zeit Männer, die über Enttäuschung und Kleinmuth hinaus auf's Neue die Sterne der Jugend erblicken, nicht untersinken im alltäglichen Kampfe um alltägliche Ziele, sondern unbeirrt das Auge auf's Ganze, auf's Große gerichtet in Kunst und Staat, in jedem Berufe das Edle und Schöne, das Höchste erstreben. Das Höchste erreicht man freilich nur selten, doch es genügt schon, es zu wollen. Wollen Sie nur!"

„Und wenn ich nun wollte, was nützte es mir?" sagte Wagner bitter und zuckte die Achseln. „Glauben Sie, daß ich noch etwas kann? Zwei Jahre der Lohnarbeit als Sklave der Menge könnten den besten Künstler verderben und ich war nur Anfänger."

„Und als Anfänger machten Sie jene Gruppe? Sie ist wahrlich keine Anfängerarbeit."

„Die Pietà! Sie ist mein Schicksal geworden. Ich machte sie in Lebensgröße vor drei Jahren in Rom, sie war mir ein Bild der Mutterliebe: der Schmerz meiner Mutter um ihren Sohn, als ich sie verließ, verklärte sich mir in dieser Arbeit: so habe ich jene alte katholische Form erfaßt und meine Gedanken in sie gegossen. Die kleine Gruppe, die Sie sahen, ist nur eine Skizze, die ich vor Kurzem, als ich hier krank lag, mir zur Erinnerung abermals formte. Ich habe dabei die Köpfe verändert und somit die ganze Arbeit verdorben. Denn jene erste Pietà war gut, so gut, daß sie mir selbst gefiel, sie schaffte mir Freunde, Ruhm, Bestellungen, Gönner die Menge und — eine Braut. An der neuen Gruppe sehen Sie, wozu dies tückische Glück mich geführt hat, da hält dieselbe holdselige Braut mich, den Beglückten, todt auf den Knieen. So haben Sie meine ganze Geschichte in diesem Bildwerk: meine Braut ist eine Schmerzensmutter, mein Glück und mein Talent sind dahin und ich selbst bin dem Tode nahe." —

Er hustete leise bei diesen Worten. Sie waren indessen zur Esplanade hinabgelangt: als der Bildhauer in seine Bude eintrat, blieb Flemming draußen vor dem Ladentisch stehen und sah zu, wie Jener drinnen hantirte, seinen Thon einfeuchtete und dann an der Büste der dicken Frau, die noch nicht ganz fertig war, ruhig weiter modellirte, ohne sich durch den Zuschauer stören zu lassen. Flemming betrachtete nochmals den Kopf der kleinen Pietà, das traurige Antlitz schien ihm zu sprechen, wie sein Vorbild gestern gesprochen hatte: Ich bin Ihnen dafür dankbar, mein Herr! — Er mußte, um diesen Dank zu verdienen, sich Mühe geben, dem Künstler zu helfen, so wenig Jener auch geneigt schien, sich helfen zu lassen.

„Erich Wagner," sagte er plötzlich, mit seiner kräftigen deutschen Stimme die mittägliche Stille auf dem leeren sonnigen Platze durchbrechend: „Erich Wagner, Sie sind eine Zeit lang der idealen Kunst entfremdet, doch an Ihrem Schmerz über diese Entfremdung erkenne ich deutlich, wie nah' Sie ihr standen. Darum frage ich heute zum zweiten Male: wollen Sie für mich eine Statue machen? Nicht eine Wiederholung dieser Gruppe; nein, etwas Neues, das Ihrem jetzigen Denken entspricht. Sie sagten mir, damals sei Ihnen die Trennung von Ihrer Mutter in dieser Gestalt versinnlicht worden, schläft Ihnen für die Trennung von der hohen Kunst, für das Heimweh nach ihr nicht auch vielleicht ein

Bild in der Seele, das Sie gestalten und erwecken möchten? Wollen Sie das für mich entwerfen?"

Der Künstler hob den Kopf von der Arbeit, das lange Haar mit der Hand von der Stirn zurückwerfend, wandte er sich und heftete die düstern schwarzen Augen prüfend auf den blonden Deutschen, der wartend, fast bittend draußen stand. — „Ich will es versuchen," sagte er dann mit heiserer Stimme.

„So ist es recht," rief Flemming herzlich, „versuchen Sie, was Sie machen können, ich weiß, es wird etwas Gutes werden."

Er ging eilig fort. Es war ihm, als sei eine Schlacht gewonnen, doch die beste Ausnutzung seines Sieges bestand für ihn in schleunigem Rückzug. So viel kannte er schon den Künstler, um nachzuempfinden, wie ihm jetzt ein weiteres Besprechen der Arbeit und gar der Bedingungen für dieselbe peinlich sein würde. Wie ein Kranker bedarf der Künstler, der Dichter, schonungsvoller Stille, um seine Gedanken wie seine Werke reifen zu lassen. Dieser Künstler war zudem ein Kranker an Seele und Körper, ihm that die Ruhe mehr Noth noch als Andern.

So beschloß denn Flemming, am nächsten Morgen mit père Mathieu zu gehen, um den eigentlichen Zweck seines Hierseins zu erfüllen und sich in den Bergen Erfrischung zu suchen. Er blieb zwei ganze Tage fort. Hatte er sonst in der Schweiz, in Tirol, schon manche hohe Spitze erklommen, so war ihm dies Gebirge um so neuer und er meinte in seinem ganzen Leben nicht so viel Schönes gesehen zu haben, wie auf seiner Wanderung durch diese Schluchten, auf den Schneefeldern und Felsengraten. Père Mathieu erzählte ihm im Wandern viel von seinem Leben, von Winterschnee und Jagdgefahren, und Flemming mußte des braven Atta Troll gedenken, als der Alte sich brüstend auf seine Ehrenmedaille als Bärentödter wies, die neben dem silbernen Führerschildchen auf seiner blauen Jacke prangte und sich rühmte, daß ihn die Leute ob seines Jagdglücks père Mathieu des ours zubenannt hätten. Was hatte er nicht schon Alles erlebt! Unerschöpflich wie die Wasserfälle am Wege sprudelten ihm Erinnerungen über die Lippen; der Fremde brauchte mit leichtem Nicken nur seine Theilnahme zu bezeigen, er erzählte unaufgefordert weiter. In seine eigenen Gedanken verloren schritt Flemming neben ihm her. Es hatten ihn auf dem ganzen Wege die traurigen, grünen Augen begleitet, je näher er Cauterets kam, je mehr ward ihm auch das Interesse an dem Bildhauer wieder lebendig, desto stärker erwachte der Wunsch in ihm, zu wissen, ob Jener sein Versprechen erfüllen, eine Arbeit für ihn beginnen werde. Da traf ein Name plötzlich sein Ohr und drang ihm zum Bewußtsein. Nun horchte er um so eifriger hin, da er den Anfang überhört hatte.

„Ja damals!" sagte père Mathieu grade, „wer die Marquesita damals gesehen hätte, wie hätte der auch nur ahnen können, was heute aus ihr geworden ist! Sie ging immer nur in Sammt und Seide und wo sie ging, da schien die Sonne, denn sie lachte und sang und jubilirte beständig und die Armen und Kranken, die sie sahen, wurden reich und gesund von ihrem Anblick. Am frohsten aber war ihr Vater, Marques Don Miguel, mein edler Herr. Ich bin Jahre lang sein Leibjäger gewesen, bis mich das Heimweh und mein Versprechen, — ich war

nämlich schon recht lange verlobt, — zwangen, nach Frankreich zurückzukehren. Da sagte der Marques zu mir: Geh nur, wenn ich aber an die Grenze komme, so lasse ich Dich zu mir rufen, damit Du mich führst in Deinen Bergen. Und die kleine holdselige Marquesita, — sie war damals noch kaum sieben Jahr alt, — sagte: Hebe mich auf mein Pferdchen Matito, ich will Dein schönes Cauterets, von dem Du mir so viel erzählt hast, und alle die hohen Berge sehen, die meine Ahnen im Kampf mit den Mauren so viele Male, doch nie auf der Flucht überschritten haben. — Seht, so war sie, mild und gut gegen niedere Leute, doch stolzer dabei auf ihren Adel als ein Königskind. Die Frau Marquesa schenkte mir ein Tuch für meine Liebste und wünschte mir Glück. Die war nicht stolz, sondern fromm und still, so still! — wenn das Kind recht übermüthig lachte, konnte sie weinen. Nun habe ich mich hier also vermählt und bin in die Führergesellschaft getreten und wenn père Champagne, unser Chef, zu alt wird, — denn er ist über siebenzig Jahre — wollen die Andern, so sagen sie, Herr, mich zum Chef aller Führer von Cauterets machen."

„Und die Marquesita?" sagte Heinz Flemming.

„Ja, von der wollt Ihr hören! Nun, das Kind wuchs heran und wenn die Herrschaft in der Sommerhitze von ihren Gütern in Aragonien alljährlich nach Panticosa hinaufkam, so ließ der Herr Marques mich rufen und ich konnte das kleine Fräulein auf allen Ritten immer begleiten. Einmal sagte sie, ich weiß es noch deutlich, sie hatte eben einem Bettler einen ihrer goldenen Ringe gegeben: Matito, möchtest Du nicht auch viel lieber sterben, als arm sein? ich, ganz gewiß, ich stürbe eher. — Das sagte sie damals. Ich sah sie ein paar Jahre nicht, weil sie zu ihrer Erziehung in ein Kloster in Rom gebracht war und dann, vor drei Jahren, sah ich sie wieder. Sie war so wunderschön geworden, daß die Leute auf der Straße, wo sie vorüber ging, stehen blieben. Ihre Mutter pilgerte mit ihr zu Unserer Jungfrau nach Lourdes, zum Dank, daß das Fräulein sechzehn Jahr alt geworden war, da sie all ihre anderen Kinder in jungen Jahren verloren hatte. Zu jener Zeit war's, wo ich auf meines Herrn Auftrag den jungen Bildhauer, Ihr kennt ihn wohl schon? durch alle Thäler der Pyrenäen vom Vignemale bis zur Maladetta führte. Daß der einmal ihr Gatte würde, der arme Mensch, wie hätte man das denken können! Seit jenem Sommer ist Don Miguel nicht wieder nach Panticosa gekommen, ich hörte, daß die Marquesa gestorben, von der Marquesita wußte kein Mensch. — Da kam in diesem Frühjahr ein Kranker nach Cauterets mit einer bleichen traurigen Frau. Mr. Maillan, der Wirth im Hotel d'Angleterre, der noch nicht gar lange hier oben lebt, sagte zu mir: Mathieu des ours, seht Euch einmal die arme Frau an, ob Ihr sie nicht kennt: ich weiß nicht, mir ist, als hätte ich sie schon gesehen. — Bei Notre Dame! die Frau war unser gnädiges Fräulein, die Marquesita!" — So erzählte der Alte.

Es war Abend, als sie nach Cauterets zurückkamen und nächsten Tags auf la Raillère traf Flemming den Bildhauer wieder, der aufrechten Hauptes, elastischen Schrittes, wie verjüngt ihm entgegeneilte:

„Ich bin schon bei der Arbeit," rief er von Weitem; „Sie können nicht ahnen, wie mir zu Muthe ist, wieder an einem größeren Werke schaffen, wieder planen

und denken und weiter als nur für den Tag und sein kümmerlich Stückwerk hoffen zu dürfen!"

„So ist es recht," sagte Flemming erfreut. „Schaffen Sie rüstig, denken Sie nur Ihr Werk gut zu machen, sorgen Sie nur für Ihren Ruhm und für Ihre Gesundheit, das Uebrige überlassen Sie mir."

„So will ich es halten. Mit Ihrem Auftrag," sagte er und schob seinen Arm in den Flemming's, um sich mit ihm auf den Rückweg zu machen, „haben Sie nicht nur meinem Talent einen neuen Anstoß gegeben, Sie haben mir vor Allem die Jugendfrische, den Jugendmuth und den schönen Leichtsinn, den Mercedes mir als Verbrechen anrechnen wollte, unter der Asche wieder entfacht. Ich kann nicht um jedes Loch im Rock, um kleinliche Schulden mich sorgen und placken. Ohne Uebermuth und Leichtsinn läßt sich Nichts schaffen, mit Sparsamkeit und ängstlicher Vorsicht versinkt man selbst zum Spießbürgerthum und vergißt, ein freier Künstler zu sein. Zum rechten Genie gehört Freiheit vor Allem."

Flemming lachte: „Ich glaube, Sie irren, das echte und rechte Genie erhebt sich über die Bürgersphäre nicht aus Uebermuth, nur aus innerem Werth. Es bezahlt seine Schulden, flickt seine Röcke und erfindet dennoch unsterbliche Werke."

„Meinen Sie?" sagte Wagner gekränkt und ließ seinen Arm los. „Wenn Sie mein Leben kennen würden, schiene Ihnen vielleicht meine Sehnsucht nach Freiheit und Leichtsinn eher begreiflich. Leben Sie wohl." — Er wollte fort. Heinz hielt ihn zurück.

„Um also Ihr Gefühl zu begreifen, müßte ich Ihren Lebensweg kennen; wollen Sie sich mir anvertrauen?"

Der Künstler schien so schnell besänftigt wie aufgebracht. „Sie sollen meine Geschichte hören; Alles, Alles sollen Sie wissen, danach mögen Sie selbst entscheiden, ob ich die Schuld trage oder sie. Aber nicht jetzt, jetzt muß ich zur Arbeit, kommen Sie heute Abend zu mir, ich erzähle Ihnen die Nacht hindurch. Für jetzt, ade!"

„Grüßen Sie mir," rief Flemming, „die Arbeit. Darf man nicht wissen, was es wird, womit Sie mich beschenken wollen?"

„Es wird eine überlebensgroße Figur der wahren Kunst. Ihre Idee hat mich begeistert: ich will das Bild der Kunst erschaffen, die ich verließ und nach der ich mich sehne."

„Eine Allegorie!" sagte Flemming bedenklich.

„Keine kalte Allegorie; ein lebendiges, zu jedem sprechendes Weib. Sie soll schön werden und hoheitsvoll und doch dem modernen Menschen verständlich. Oh, wenn sie wird, wie sie werden soll!" rief er begeistert, „so wird sie noch vielen künftigen Geschlechtern von mir und meinen Gedanken erzählen. Von meiner Liebe, meinem Haß, meiner Treue und meiner Treulosigkeit, von meiner Moral, die höher steht als die der Alltagsmenschen, von innerem Adel, der edler ist als der spanischer Granden, von der Frömmigkeit, die weder an Gott noch an Heilige glaubt, und von schmerzlicher Sehnsucht nach Schönheit und Reichthum, die dennoch Erwerben und Sparen verachtet!"

„Er schwärmt im Fieber;" murmelte Flemming und schaute dem Künstler kopfschüttelnd nach, der mit leuchtenden Augen, brennenden Wangen sich von ihm

wandte und in seine Bude trat, in deren Rückwand er durch eine niedrige Thür verschwand.

Hinter dem Ladentisch mit der Gruppe der Pietà, mit den Terracottabüsten und den Heiligen von Gips saß heute als Verkäuferin die Frau des Künstlers, fleißig stickend.

„Sie hier, gnädige Frau!“ rief Flemming erschrocken.

Sie nickte mit ihrem traurigen Lächeln: „Der Auftrag, den Sie meinem Manne gaben, der ihn wie mich so sehr beglückt, hält ihn natürlich bei seiner Arbeit, nun will ich einstweilen die Sachen verkaufen, die er in den letzten Monaten machte.“

„Nein, Sie nicht, Sie nicht! Lassen Sie mich sorgen. Wenn ich Herrn Wagner den Auftrag ertheilte, für mich ein größeres Werk zu schaffen, so soll er nicht dadurch verlieren. Ich bitte Sie, meine gnädige Frau, so herzlich wie ich nur bitten kann, lassen Sie mich diese Dinge in Ordnung bringen. Es ist, ich weiß es, nicht Künstlersache zu handeln und rechnen, noch weniger ist es Frauensache.“

„Sie hörten,“ sagte sie, „wohl von père Mathieu, dem guten Alten, der mich als kleines Kind gekannt hat, ich sei eine vornehme Spanierin und denken deshalb, daß ich zu stolz sei, mich um Geldeswerth zu bekümmern. Sie irren, mein Herr, ich habe gelernt auf diese Vornehmheit zu verzichten: und wenn ich doch noch vornehm fühle,“ — sie hob das schmale Köpfchen höher — „wenn ich nie vergessen kann noch will, daß ich Marquesita da Silva bin, so kann ich es nur noch darin beweisen, daß ich ehrlich zahle, was ich kaufe, daß ich mich zu hoch dünke, um mir etwas leihen oder schenken zu lassen. Wenn das eine enge Bourgeoismoral ist, so ist sie doch Alles, was mir vom Adel und meinem Stolz geblieben ist.“

„Sie haben Recht. Ich achte Ihren Stolz, achten Sie nun auch den meinen. Glauben Sie mir, ich will Alles so ordnen, wie recht und billig, wie ein jeder Künstler, der im Begriff steht ein Werk für mich zu beginnen, es annehmen, — nein, von mir fordern würde.“

Sie neigte das Haupt: „Ich werde mich fügen. — Ich sehe, daß Sie es gut mit ihm meinen und ich wünsche ja nur sein Glück: wenn er durch diese Arbeit die Stellung wieder erringen kann, aus der ich ihn herausgerissen, dann will ich froh sein, ach wie froh!“

„Sie ihn herausgerissen haben! War es nicht seine Krankheit, die ihn hierher nach Cauterets verbannte, ihm die Kraft zu schaffen nahm und seine Künstlercarriere zerriß?“

„Nein. Ich allein trug die Schuld. Um meinetwillen verließ er Rom, verlor er Freunde und Stellung zugleich. Aber wenn Sie, mein Herr, ihm das Bewußtsein seines Talents zurückbringen können, so bringen Sie ihn auch wieder nach Rom, — ich werde ihm dann nicht mehr im Wege sein.“

„Wie meinen Sie das?“

„Oh, er weiß Nichts davon. Es hat ja noch Zeit. Noch ist er arm, noch krank und traurig, noch glaube ich mich — vielleicht irre ich — ihm nöthig. Wenn sein Entwurf gelingt, wenn er wieder Muth faßt, dann — aber was

rede ich zu Ihnen! ich bin ja noch bei ihm, muß noch für ihn sorgen und da sind Käufer, die ich im Plaudern mit Ihnen versäume."

Sie wandte sich zu einer alten Obstfrau, die, um ihren Stand an der Straßenecke hübsch aufzuzieren, eine Figur Unserer Mutter von Lourdes begehrte, möglichst groß, aber möglichst billig. Und die schöne Frau bediente die Alte mit ihrem lieblichsten Lächeln, daß es Flemming in's Herz schnitt und er sich entfernte, weil er handeln, für sie sorgen wollte. Er ging, um sich über die Lage des Künstlers Klarheit zu schaffen, zum Wirth, zum Bureau der Casinoverwaltung, welche die Buden an der Esplanade vermiethet und zum Arzt, der ihm eingestand, ein einziger Winter im nördlichen Klima könne die hier geheilte Lunge des Künstlers zerstören, Gram und Aufregung jeder Art ihn vielleicht tödten aber — es gäbe auch solche Fälle — er könne noch jetzt durch südliche Wärme, Erfolg und Glück, vor Allem durch Pflege und innere Ruhe gänzlich gesunden, er sei noch jung, die Natur noch kräftig. Beim Notar ließ Flemming darauf einen Vertrag über seine Bestellung an den Bildhauer Erich Wagner aufsetzen, dessen erste Bedingung darin bestand, daß Erich Wagner sich ganz dieser Arbeit widmen, alle anderen für sie aufgeben sollte; Flemming wollte die sämmtlichen Figuren und Büsten, sowie Wagner's Schulden übernehmen und mit den einen die andern bezahlen, der Künstler sollte von Allem frei sein Werk beginnen und die Bude als Atelier ihm verbleiben, bis er, sobald die Skizze vollendet, nach Rom gehen würde, die Statue in Marmor auszuführen.

Am Abend, als der Contract bereit war, ging Flemming zur Esplanade. Hinter dem Ladentisch saß als Verkäufer auf seine Anordnung jetzt der junge Sohn des Wirths, der sich auf's Handeln wohl besser verstand als die Marquesita. Auf leises Klopfen öffnete Wagner die Thür von innen und führte den Fremden in das Atelier, das er sich auf dem kleinen Hofplatz am Gave, wie er sich hinter jeder Bude befindet, unter einem Holzdach errichtet hatte. Eine mit Tüchern verdeckte, noch formlose Gestalt stand auf einem Postament in der Mitte. Beim Schein seiner Lampe las Wagner das Schriftstück, das er mit freudigem Stolz empfangen hatte. Flemming mußte der Worte des Arztes denken, würde er ihm die innere Ruhe schaffen können, deren er, um leben zu können, bedurfte? Er wünschte es von Herzen. Indem sprach Wagner schon wieder muthlos, mit derselben heiseren Stimme von neulich: „Daraus wird nichts. Der Vertrag ist unmöglich. Schon den zweiten Punkt kann ich nicht erfüllen, ich kann nicht nach Rom."

„Nur nicht so heftig! Wenn wir statt Rom nun Florenz setzten, oder Carrara, oder Neapel? Dort überall finden Sie auch Ateliers, Marmor, gute Abbozzatori und den belebenden Hauch italienischer Luft."

„Dann vielleicht . . . . . aber Rom ist unmöglich."

„Und weshalb unmöglich?"

„Weil . . . . . ich muß es Ihnen erzählen. Es war mir ohnehin Bedürfniß, bevor ich die Arbeit für Sie unternehme, Ihnen zu sagen, wer ich bin, damit Sie nicht glauben an einen Stümper, an einen Bettler und Undankbaren Ihr Interesse verschwendet zu haben. Es ist eine lange, böse Geschichte."

Wagner löschte die kleine Lampe neben der angefangenen Statue, daß nur

die Sterne und die Lichter aus den Häusern jenseits des Flusses den halbverdeckten Hofraum erhellten, gab Flemming den einzig vorhandenen Stuhl und setzte sich auf eine leere Kiste. Der Gave rauschte den Beiden zu Füßen, vom Casino her klang gedämpfte Musik, manchmal ein leises Pianogeklimper aus einem der Häuser über dem Fluß, ein lustiges Liedchen, dann Pferdegetrappel laut auf der Brücke, dann wieder Stille. Und er erzählte mit trauriger Stimme, dumpf, eintönig.

„Meine Mutter war arm. Ich hätte Pfarrer werden sollen, wie mein Vater es war. Doch meine Sehnsucht Schönes zu schaffen, war stärker als der Wunsch meiner Mutter: so ward ich denn Bildhauer. Das hieß für mich, froh leben, reisen, Schönes schauen, Großes schaffen und — Wenig verdienen. Für sie hieß es: darben, darben und abermals darben, um mir ihr letztes Erspartes zu geben. Ich liebte meine alte Mutter und wußte, sie litt, und so war mein Streben, als ich die Akademie bezog, ein doppeltes, nach Ruhm und Gewinn. Beides erwarb ich. Meine Meister lobten mich, meine Arbeiten erhielten die ersten Preise und ich ein Stipendium zum dreijährigen Studium in Rom. Doch als ich froh und stolz zur Mutter heimkam, weinte sie sehr: Oh, mein Kind, in der großen päpstlichen Stadt wirst Du die enge Heimath verachten, wirst der einfachen Art deiner Mutter, dem Glauben der Väter entfremdet werden. — Mutter, sprach ich mit der stolzen Zuversicht der Jugend, fürchte Nichts, ich bleibe Dir treu, Dir, unserem Glauben und meiner Heimath. Du hast von Jesuiten und den verlockenden Frauen des Südens, welche die harmlose Jugend verleiten, wohl manchmal gelesen, mich aber, glaube mir, ficht Nichts an, mich kann Nichts verführen, ich kehre Dir unverderbt zurück, nur reicher an Wissen, Können und Ruhm.

So ging ich denn fort.

Zum ersten Mal frei, ein gemachter Mann und ohne Sorgen, ein Künstler in Rom! Wenn ich daran denke, berauscht es mich noch. Ich that nichts als Schauen und Staunen und wieder Schauen; doch als ich genug gesehen hatte, schloß ich mich mit schnellem Entschlusse in mein kleines leeres Atelier ein und erfand die Pietà. Zwei ganze lange Winter hindurch habe ich fleißig geschaffen, Keinen gesehen, Keinen gesprochen, nur Sonntags ging ich, um Luft zu schöpfen, manchmal zum nahen Pincio hinauf. Um Ave Maria trat ich dann in die Kirche Trinità de Monti, bei dem Gesang der unsichtbaren Nonnen mir jene fromme Stimmung zu holen, deren ich zu meiner Arbeit bedurfte. Nicht daß der katholische Glaube mich anzog, durchaus nicht, ich saß dort in Gedanken an mein Werk und meine Mutter, im halben Traum und sah kaum, was rings um mich vorging, weder die Beter in meiner Nähe, noch die Schülerinnen des Klosters hinter dem Gitter, die paarweise in weißen Kleidern gezogen kamen, sich vor dem Altar verneigten, neugiervoll in die dunkle Kirche und auf die vielen Fremden lugten und dann sich auf ihre Bänke setzten, den Rücken zu mir. Ich dachte nur an meine Arbeit. Die Zeit verging. Mit stolzer Freude konnte ich in die Heimath schreiben, daß ich den Beweis meiner Studien und meines Talentes bringen werde. Endlich im Frühjahr sandte ich die fertige Gruppe in die Deutsche Ausstellung auf dem Capitol. Ja, sie war gut, ich wußte es selbst; doch einen solchen Sturm von Beifall, von Neid und Entzücken, diese Empörung

der Italiener, diesen frohlockenden Stolz der Deutschen, die Zeitungskritiken, die Einladungen, die vielen Besuche, den lauten Erfolg, so viel hatte ich nicht erwartet. Unser Gesandter lud mich zum Thee ein, Earl S. zur Fuchsjagd, Graf C. zum Concert, jener zum Ball und der zum Theater trotz der Fastenzeit, ich war in acht Tagen Mode in Rom. Auch Bestellungen erhielt ich, freilich nicht auf große Statuen: eine schöne Frau wollte ihren Fuß, ein Stutzer seinen Hund, und mein alter braver Wirth eine Gedenktafel an seinem Hause machen lassen, weil Canova eine Nacht dort geschlafen hatte. Meine Pietà bewunderten Alle; doch sie bestellen? daran dachte Keiner. Der Sommer nahte, die Pension war im nächsten Jahr zu Ende, die Mutter mahnte schon zur Heimkehr. Da kam die Erlösung. Don Miguel Marques da Silva y Rivos, Grand von Spanien, Ritter, wer weiß wie vieler Orden, vertraulicher Gesandter beim Papst in irgend einer geheimen Sache, bestellte die trauernde Mutter Gottes, die er im Palast Caffarelli gesehen hatte, für das Grab seines frühverstorbenen Sohnes in der Gruftcapelle bei seinem Schlosse. Ich hätte zwar lieber meine Arbeit nach London, Berlin, Paris geschickt, als in solch' unentdecktes spanisches Dorf, aber was thun? Der Marques wollte zahlen! Eine Bedingung machte er noch, als er nach dem Abschluß der Verhandlung mit dem Notar in mein Atelier kam: seine Gattin, die, bevor meine Gruppe ausgestellt war, Rom verlassen hatte, mußte sie billigen, denn sie war es, die längst ein solches Grabmal zu errichten wünschte. Ich sollte mich persönlich mit der Frau Marquesa verständigen und mir ihre Beistimmung erholen. Don Miguel wollte selbst mit mir zugleich nach Hause reisen, dort konnte ich auch die Stätte betrachten, an die das Grabdenkmal gesetzt werden sollte.

Also nach Spanien! Meine Freunde, — ich hatte jetzt schon recht viele Freunde, — beneideten mich. Nur ein alter Maler sagte: Rom verlassen, das thut nicht gut. Man kann außerhalb Rom Nichts schaffen, man kann sonst nirgend glücklich werden. — Oh, rief ich, ich komme wieder! — Wir zogen von der Osteria, in der wir den Abschiedstrunk gehalten hatten, zur Fontana Trevi, um ein Glas auf meine frohe Rückkehr zu trinken. Und der Zauber war gut, denn ich kehrte zurück. Werde ich zum zweiten Mal wiederkehren? . . . . . Ach, ich fürchte, ich fürchte, das Wasser der Fontana Trevi wirkt nur einmal. Das zweite Mal weckt es dieselbe Sehnsucht, doch Nichts vermag sie dann mehr zu stillen, man träumt wohl noch von der Fontana Trevi, doch stirbt man, bevor man Rom wieder sieht . . . . . Ich reiste sehr bequem mit Don Miguel; ich lernte ihn bald kennen und schätzen, ein edler Mann, gerecht, doch gütig, streng für sich, aber mild gegen Andere, ein wahrer Vater für seine Leute, wie ich auf seinen Gütern erkannte und gar nicht stolz — so dachte ich damals. Doch ich kannte ihn schlecht. Sein Stolz war so groß, daß er ihn nicht zu zeigen brauchte; er fühlte sich auf seiner Höhe so unantastbar, daß er gern von ihr herabstieg; seine Milde gegen Niedere entsprang ihm gerade aus dem Bewußtsein, daß sie eine Pflicht seiner Stellung sei, ebenso gut wie seine Frömmigkeit, seine Kunstliebe und Kunstpflege; jede Tugend, jedes Wohlthun war ihm nur der Ausfluß des einen Gedankens: Ich bin Don Miguel, Marques da Silva! Jung und vertrauend wie ich war, erfüllt von meinen Träumen und meiner Kunst, geblendet

von meinem schnellen Erfolge, glaubte ich, der Künstler und der Marques stünden gleich. Der stolze, höfliche, formvolle Spanier ließ mich vom Gegentheil nichts bemerken.

Wir gingen zu Schiff nach Barcelona und reisten von dort nach Huesca weiter, in dessen Nähe das alte Stammschloß der da Silva's steht, eines der ältesten Schlösser Aragoniens. Die Kapelle, für welche mein Werk bestimmt war, barg viele Grabmäler von alten Rittern, steif und eckig ausgestreckt liegend, alle mit gefalteten Händen und alle mit denselben Zügen. — „Das sind meine Ahnen," sagte der Marques, „und ich bin ihr Sohn." — Ich Thor verstand nicht, wie viel in diesen Worten lag!

Da die Marquesa, der Hitze wegen, schon in's Gebirge vorausgereist war, folgten wir ihr. — „Sie lernen dadurch", sagte Don Miguel, „ein schönes Stück von Spanien kennen und reisen durch Frankreich zurück nach Hause. Ist für Ihre Kunst auch in unseren Bergen wenig zu finden, so muß doch das Schöne stets Schönes erzeugen, die hehren Formen der Pyrenäen erheben das Herz, läutern den Geist, stärken das Auge und werden Ihnen den Muth erhöhen zu neuem Schaffen." — Wie dankbar war ich dem edlen Mann für solche Reise! Nachdem ich also den Platz für das Grabmal gemessen hatte, reisten wir im schweren Wagen, mit acht schellenbehangenen Mäulern von Huesca nach Norden, den Bergen zu. In Panticosa — wenn Sie jenes Bad noch nicht kennen, müssen Sie es von hier aus besuchen, es ist viel schöner dort als in Frankreich, Felsen und See so düster, so stolz wie es zum Charakter der Spanier, zu ihrem ganzen Wesen stimmt; — in Panticosa war die Marquesa nicht anzutreffen. Auf der Stirn meines edlen Begleiters zeigte sich eine bedrohliche Falte (ich hatte sie nie zuvor gesehen), als man bei unserer Ankunft ihm sagte, die Dame habe ihn noch nicht erwartet und sei auf einem Ausflug begriffen, einer Reise nach Lourdes. — „Wir folgen ihr dorthin," sagte er kurz. Wer war froher als ich? Möge die Frau Marquesa nur immer weiter reisen, wünschte ich heimlich, damit ich ihr in so guter Gesellschaft, auf so vornehme Weise, mit Pferden und Dienern, durch die schönste Gegend, weiter und weiter nachziehen könnte. Bisher waren wir mit dem Dampfschiff, mit der Eisenbahn, dem Wagen und zuletzt zu Pferd gereist, von Panticosa über den Pont d'Espagne hierher ging es zu Fuß in einem Tage. Ach wenn ich heute noch wandern könnte, wie gern machte ich wieder den Weg . . . . . Und welche Freude, bei so viel Schönem einen solchen Begleiter zu haben, der mein helles Jugendentzücken trotz seines Ernstes theilte und begriff! So kam ich denn in bester Laune hierher nach Cauterets. Dies Thal erschien mir nach der Schroffheit der höheren Berge ein lächelndes Eden und alle die Menschen, das modische Treiben, die Buden, die Spiele! ich wandelte zur Musik spazieren, spielte Lotto, gewann im Roulette und kaufte für den Gewinn am Ende hier in derselben Bude, in der ich jetzt Verkäufer bin — hätte ich das damals ahnen können! eine Ansicht zum Angedenken. Am nächsten Tag ging es weiter nach Lourdes. Waren Sie schon in Lourdes? Nein? Dann haben Sie keinen Begriff davon, wie weit der alte Fanatismus moderne Menschen in alle Grauen des Mittelalters zurückversetzt. Ich glaubte schon in Rom genug vom Katholicismus und seinen Gebrechen gesehen zu haben, hier erst begriff ich all' seine Gefahren.

Aber in derselben Secunde, da ich ihn also auf's Tiefste verdammte, hat er mir auch sein Höchstes erschlossen; tiefer war ich nie ergriffen, andachtsvoller fühlte ich niemals, als dort vor der heiligen Grotte. Hören Sie nur.

Die Frau Marquesa war ausgegangen, als wir zu dem Gasthaus kamen, in welchem sie wohnte, und mit bedrohlichem Stirnerunzeln vernahm Don Miguel, daß sie sich in dem Nonnenkloster befinde, in dem ihre Freundin Priorin war. Während er sie von dort holen wollte, ging ich durch das Städtchen zur Grotte hin, in der die Jungfrau erschienen sein soll, und die das Ziel aller Wallfahrer bildet. Denn Tausende drängten sich heute wie immer dort zusammen, um Kerzen zu weihen, den heiligen Boden inbrünstig zu küssen, in langen hergesagten Gebeten sich Ablaß für ihre Sünden zu schaffen oder ihre Krankheiten und Gebrechen durch das Grottenwasser lindern zu lassen. Doch trat ich nicht mit dem Strom der Heilung und Tröstung Suchenden ein, sondern blieb am Gitter stehen. Was soll ich da drinnen? mußte ich denken, mir graut vor all' dem fanatischen Volke, vor ihrem Glauben, wie ihren Leiden. Da sehe ich plötzlich, abseits von der Menge, zu meinen Füßen ein Mädchen knieen in weißem Kleide, die Augen betend aufgeschlagen zu der Madonnenstatue am Felsen. So fromm, so hingegeben andächtig, dabei so kindlich und vertrauend, hatte ich noch Niemanden beten sehen. Um was mag sie bitten? Ich wage es, etwas näher zu treten. Wir Beide sind bald fast allein vor der Grotte, die Wallfahrer ziehen eben singend zur Kirche hinauf, eintönig klingt ihr Lied an die Jungfrau von droben herunter, die Sonne sinkt im Westen nieder, die weite Ebene jenseits des Gave hüllt sich leise in Duft, die Fenster des Klosters gerade gegenüber blitzen noch röthlich, doch hier unten am Fluß liegt schon Alles in Schatten. Wie still ist es hier! Von dem lauten Treiben blieb kaum der Nachhall . . . . . Sie betet und ich schaue sie an. Da — was war das? Hat mein brünstiges Anstarren sie aufgeweckt? Sie sah mich an, nur eine Secunde, doch was für ein Blick . . . . als ob sie mich kenne! Solche glänzend glühenden smaragdenen Augen hatte ich niemals zuvor gesehen, nie geträumt, daß es solche gebe. Diese Augen, ach mein Leben gehörte ihnen zu derselben Secunde, zu Gutem, zu Bösem, ihnen zu folgen war ich verdammt, war ihnen verfallen für alle Zeiten, ob liebend ob hassend, mit ihnen verkettet, meine Freiheit war hin.

Dann — ja was geschah dann? Ich glaube sie erhob sich und ging, ich aber folgte dem Strom der Menschen, um die Kirche oben über der Grotte und wieder Prozessionen, Fahnen, geweihte Krücken, singende Priester, blauweiß gekleidete Chorknaben zu sehen. Ich ging wie im Traum. Als ich mich zur Stadt zurückbegab, war es Nacht geworden, die Grotte, die Kirche und selbst der Felsen waren beleuchtet von tausend Lampen, die sich im Wasser spiegelten. Das Kloster aber lag dunkel und traurig jenseits des Flusses.

Im Gasthaus ließ mich Don Miguel bitten zu der Marquesa hinauf zu kommen. Eine stille sanfte Dame empfing mich freundlich und erklärte mir in recht schlechtem, schwer verständlichem Französisch, meine Gruppe gefalle ihr bis auf das Antlitz der Madonna, dessen Ausdruck ihr zu plebejisch sei. Ich fühlte mich als Künstler gekränkt und sagte ich könne den Ausdruck nicht ändern, dies Gesicht gehöre zu der Gestalt.

„Wenn auch nicht ganz ändern," sagte der Marques besänftigend, während die Marquesa ihn ängstlich ansah, als fürchte sie durch ihren Ausspruch sein Mißfallen erregt zu haben, „so doch etwas mildern. Hier" — (und er schob die Photographie näher an die Lampe, die in dem öden Gasthofszimmer nur eben den kleinen Tisch erhellte) — „hier diese Züge sind zu hart, die Nase zu breit. Ich weiß, die Künstler unserer Tage suchen historisch wahr zu schildern und weil Maria ein Weib aus dem Volk war, geben sie ihr volksthümliche Züge. Meine Gattin ist sehr fromm, für sie ist die Herkunft der Muttergottes Nebensache, sie will in ihr die Schutzpatronin, die Mutter der Gnaden sehen, die Maria de las Mercedes, nach der sie wie ihre Tochter benannt sind und in deren mütterliche Hut sie das Grab ihres Söhnchens stellen möchte."

„Und welches Frauenantlitz auf Erden würde solchen Gefühlen genügen?" frug ich dagegen.

„Das Antlitz meiner Mutter!" sagte plötzlich eine helle süße Stimme aus der Tiefe des dunklen Zimmers; „Mama, laß Deine Züge bilden, daß Du selbst meinen kleinen Bruder beschützest und beweinst auf seinem Grabe." — Und aus dem Dunkel kam sie hervor, die Lichtgestalt im weißen Kleide, die vorhin vor der Grotte kniete. Lächelnd grüßte sie mich. Schmeichelnd sprach sie auf Spanisch zu ihrer Mutter, ich verstand sie nicht, doch ihre Stimme klang mir wie Musik. Was sie wollte wurde beschlossen, mein Künstlereigensinn war gebrochen. Sie sagte nichts weiter, sie hörte nur zu, das Köpfchen ein Wenig zur Seite geneigt, als Don Miguel mir erklärte, daß seine Gemahlin im nächsten Winter, sobald sie nach Rom zurückgekehrt sei, zu einer Aenderung meiner Madonna mir sitzen wollte. Bis dahin sollte ich Marmor schaffen, und alle Vorarbeiten besorgen. Ich nahm also mit höflichen Worten Abschied von den beiden Damen, der jüngeren war ich nicht vorgestellt worden, doch schien sie mich ganz gut zu kennen, denn sie sagte mir, als ich schon an der Thür stand, in gebrochenem Deutsch: „Auf Wiedersehen!" —

Als ich am nächsten Tage mit père Mathieu des ours, den der Herr Marques mir in liebenswürdiger Vorsorge zur Begleitung gegeben hatte, auf den Rath und Wunsch meines Auftraggebers durch die Pyrenäen weiterreiste, sah ich in all den Bächen und Seen nur eins: ihre Augen; hörte im Blätterrauschen, in der Stille wie im Sturm, nur ihre Stimme: auf Wiedersehen! Und von all' dem Wandern der nächsten Wochen sind mir nur die Wege im Gedächtniß geblieben, auf denen mir Mathieu von ihr erzählte, von der Marquesita. Ich erinnere mich deutlich, wie wir zum Cirque de Gavarnie kamen und er mir sagte: „Jene breite Spalte im Felsenhalbrund nennt man hier die falsche Bresche, es schlug sie der Marquesita Ahnherr mit seinem Schwerte; die Rolandsbresche, dort daneben, schlug der Paladin selber, als die Beiden gen Roncesvalles zogen. Die Marquesita stammt, so fein und klein sie ist, von demselben stolzen Blute, das mit seinem Willen die Felsen spaltet und, statt auf Umwegen vorsichtig einen Paß zu suchen, geradeaus über die Gipfel hinwegsetzt: nicht biegen will, sondern nur brechen." — Ich verstand ihn nicht — damals!

Ich reiste von Toulouse nach Hause, unverdorben und unbekehrt kam ich zurück, welch' ein Glück für meine Mutter! zum Herbste, als ich wieder in Rom

war, sagte ich zu meinen Freunden: „Fontana Trevi hat mich beschützt, da bin ich wieder; ich will in ihrer Nähe bleiben, denn ich fühle es, nur hier kann man Großes erschaffen.“ — Nun folgten Wochen emsigsten Fleißes; mein Modell ward nochmals durchgegangen, Marmor beschafft, Arbeiter bestellt und so wartete ich auf die Marquesa, um den Kopf nach ihr ändern zu können. Inzwischen war ich bemüht, mein kleines Studio durch Teppiche, Pflanzen, Büsten und Bilder zum Empfang so vornehmer Gäste, der Frau Marquesa und vielleicht auch . . . . ihrer Tochter . . . . vorzubereiten. Endlich kam Don Miguel, ernst wie immer, gemessen, gütig. Er kündigte mir den Besuch seiner Gattin zum nächsten Tag an. Sie ward von ihm und ihrer Dueña, einer alten Schwarzen begleitet, sonst aber kam Niemand. Einmal, zweimal saß sie mir so. Ihre feinen, traurigen und doch ausdruckslosen Züge wollten mir nicht gelingen und paßten schlecht zu meiner Madonna. Ich war verstimmt. Die Tage vergingen, ich sah die Marquesita nie. Ich hörte sie nennen, doch traf ich sie nicht. Da holte mich einer meiner Freunde zu dem Empfangsabend einer Dame ab, die bei Klerikalen, wie königlich Gesinnten, Italienern wie Fremden, Aristokraten und Künstlern gleich beliebt war, und indem ich eintrat, fiel mein Blick auf die Marquesita. Wie war sie schön! Ein sechzehnjähriges Kind in allem frischen Schmelz der Jugend, strahlend von Uebermuth, Geist und Laune, funkelnd von Eleganz und Reichthum, die reizend zarte Gestalt im knisternd hellen Seidenkleide, klirrende Ringe an den schlanken Armen, blitzende Steine in ihren winderkleinen Ohren. Und dann ihr Lächeln, ihr frohes Lächeln, als ich mich förmlich ihr vorstellen ließ, ihre süße Stimme, ihr leises deutsches: „Wir kennen uns schon.“ — Die Stirn des Vaters zeigte die Falten, die ich in Lourdes gesehen hatte; da ich ihn zum ersten Male in Gesellschaft traf, ließ er mich zum ersten Male empfinden, daß ich nicht zu seiner Gesellschaft gehöre, und sichtlich schien er es ungern zu sehen, daß ich mit seinem Töchterchen sprach. Sie entfernten sich früh. Doch hatte ich im Gespräch erfahren, wer ihr Umgang und wo sie geladen sei. Nichts leichter in Rom für einen Künstler, wenn er nur will, als in die Gesellschaft eingeführt zu werden. Ich machte Besuche beim Deutschen Gesandten, bei Allen, die mich im Frühjahr nach meinem schnellen Erfolge geladen hatten, und ward wieder geladen. Und kostete es auch Geld und Zeit, war ich des Morgens auch abgespannt und unfrisch zur Arbeit, befand ich mich auch oft unter Menschen, die zu mir nicht taugten, wie ich nicht zu ihnen, was kümmerte das mich! Ich traf die Marquesita häufig, ich tanzte mit ihr, sah ihr Lächeln, hörte ihre Stimme, ihre wenigen deutschen Brocken und lehrte sie mehr. Wohin das führte, daran dachte ich nicht. Von Liebe haben wir nie gesprochen: sie erzählte mir von ihrer Heimath, von ihrer Pension auf dem Pincio in Rom, — und dabei sah sie mich halb neckend von der Seite an, — von ihrer jungen deutschen Freundin, die dort mit ihr erzogen war und von der sie meine Sprache erlernt hatte. Sie war sehr offen und obwohl noch ein Kind, sehr stolz und sicher. — „Ich bin der einzige Erbe unseres Namens,“ sagte sie wohl, „ich werde einmal Marques da Silva, als solcher bin ich auferzogen und als solcher habe ich zwei Dinge gelernt, meinen Willen festhalten, so wie mein Wort; lügen und gehorchen lernte ich nie.“ — Es waren das verzauberte Wochen.

Ganz Rom sprach von der Marquesita, von ihrer Schönheit, ihrem Reichthum, von den glänzenden Partheien, die sie so jung schon ausgeschlagen habe, aber daß ein armer deutscher Bildhauer sie liebe, davon sprach Niemand.

Eines Tages schrieb mir Don Miguel, um zu fragen, ob meine Arbeit vollendet sei. Es waren zwei Monate verflossen seit der letzten Sitzung seiner Gattin; ich sah sie und ihn nur in Gesellschaft, aber nie in ihrem Hause und auch nicht bei mir. Ich trat mit dem offenen Brief in der Hand vor das Thonmodell. Neben der schon in Gips gegossenen Gruppe hatte ich den Kopf allein noch einmal begonnen und zwar etwas größer. Doch er mißfiel mir. Mißmuthig wandte ich mich von der Arbeit und ging hinaus. Es war Sonntag und vom nahen Pincio klang Militärmusik herüber. Da fiel mir ein, wie ich vorigen Winter so oft in Trinità de Monti mir die rechte Stimmung gesammelt hatte: vielleicht würde die Vespermesse auch diesmal wirken, mir frische Lust zur Arbeit zu geben. Die kleine Kirche war voll wie immer, kaum Platz zum Stehen. Ich lehnte mich an einen Pfeiler, schloß die Augen und horchte dem Gesang der Nonnen. Da sagte eine leise Stimme dicht neben mir: „Also kommen Sie doch wieder einmal hierher!"

„Marquesita!" rief ich. Sie war es wirklich und ohne die Eltern, nur von der alten Schwarzen begleitet. „Wie kommen Sie hierher, wie können Sie wissen daß ich sonst diese Kirche besuchte?"

„Oh," sagte sie lächelnd, „vorigen Winter sah ich Sie jeden Sonntag in Ihre fromme Andacht versunken, damals stand ich noch hinter dem Gitter als Zögling des Klosters, doch jetzt bin ich frei."

„Wie, Sie waren noch im vorigen Winter eines jener weißgekleideten kleinen Mädchen, die sich so züchtig vor dem Altar verneigen? Und Sie haben mich wiedererkannt?"

„Freilich; deshalb bin ich so sehr erschrocken, als ich Sie in Lourdes erblickte. Ich hatte eben zur Jungfrau gebetet, mir — doch das will ich jetzt nicht erzählen. Wir waren so begierig, meine Pensionsfreundinnen und ich, zu wissen, was Sie so traurig machte und um was Sie so schmerzlich zu beten schienen."

„Ich will es Ihnen gern erzählen, Marquesita. Sagen Sie mir dagegen, was Sie in Lourdes erflehten." — Sie erröthete sehr und wollte Nichts sagen. So gestand ich ihr denn, wie ich diese Kirche nicht um zu beten betreten hätte, sondern um mir gute Gedanken für meine Arbeit bei Gesang und Weihrauch zu holen. „Deshalb," schloß ich, „bin ich auch heute gekommen und auch heute ist mir hier Erleuchtung geworden, denn" — und ich schaute sie an — „ich weiß nun, wie meine Madonna aussehen muß. Aber Sie müssen mir versprechen, wenn ich sie vollendet habe, Ihre Eltern in mein Studio zu begleiten. Und nun, um was baten Sie selber die Jungfrau von Lourdes?"

Sie weigerte sich es mir zu gestehen, ich wollte es rathen, sie wollte Nichts sagen; wir lachten Beide wie harmlose Kinder, während die Orgel feierlich tönte. Die Messe schloß. Ich begleitete sie und Nicolassa. Ihr Wagen hielt unten, am Fuß der spanischen Treppe. Während wir an der Brüstung standen, um die dunkle Masse der Peterskuppel am rothglühenden Abendhimmel uns anzuschauen, Beide erregt, Beide befangen und doch so glücklich, traten ein paar junge

Herren heran um sie zu begrüßen. Sie kannten mich wohl, doch thaten sie als sei ich Luft. Von dem einen dieser Elegants, Duque du Riveira, hieß es in Rom, er sei ihr bestimmt. Welche Erregung tobte in mir! Ich meinte, ich müsse die Stutzer erschlagen, die mir meine schönste Stunde zerstörten. Doch sie, sie lachte und scherzte mit ihnen. Es kochte in mir und der Zorn war schon nahe am Ueberkochen. Da grüßte sie die Herren lächelnd mit kühler Grandezza, nahm meinen Arm und schritt mit mir die Treppe hinunter.

Und mitten auf der spanischen Treppe, wo man auf Rom hinuntersieht, blieb ich stehen, löste ihren Arm aus dem meinen und sagte heftig: „Was soll's Marquesita, wir Beide taugen nicht für einander. Ich liebe Sie weit mehr als mein Leben, Sie aber scherzen mit solchen Gecken!"

„Konnte ich Ihre Liebe errathen?" frug sie leise.

Schon war ich besänftigt: „Marquesita, erriethen Sie nichts?"

„Geh' voran, Nicolassa, ich sehe den Wagen, er steht neben dem Brunnen auf der Piazza," sagte sie ruhig zu der alten Schwarzen, doch dann zu mir: „Jeden Sonntag, seit ich in Rom bin, gehe ich zur Vespermesse hinauf nach Trinità de Monti Sie zu erwarten, heute endlich sind Sie gekommen. Und Sie lieben mich wirklich?" — Welch ein Blick! — Mitten auf der spanischen Treppe wollte ich vor ihr niederknieen. Sie hielt mich zurück. Und langsam, langsam stieg sie hinunter, setzte ihre kleinen schmalen Füßchen, zierlich eins nach dem anderen, auf die alten grünlichen Steinstufen und hörte mit berückendem Lächeln zu, wie ich ihr in glühenden, einander überstürzenden Worten meine heiße Liebe gestand.

Unten an der Piazza di Spagna hielt der offene Wagen. — „Nicolassa, steig ein," befahl sie auf Spanisch, dann stieg sie selber ein und sich zu mir wendend, der ich den Wagenschlag gerade schloß, sagte sie leise, erröthend, in melodischem Deutsch: „Ich betete zu der Jungfrau in Lourdes, mir den Einen zum Gatten zu geben, an den ich heimlich immer dachte, den Einen nach dem wir Mädchen im Kloster durch das Gitter ausgeblickt hatten. Gieb mir ein Zeichen, flehte ich zu ihr, daß du mich schützen willst Señora, daß du mich glücklich machen willst. Und als ich so betete, sah ich empor . . . ."

„Marquesita," rief ich in stürmischer Wonne, „und als Sie mich sahen . . . ."

„Da dankte ich der Jungfrau der Gnaden und gelobte ihr, den, den sie mir also sichtlich bestimmte in Treuen zu lieben und, liebe er mich, sein Weib zu werden, was immer dazwischen kommen möge . . . . Und Sie wissen wohl schon, Herr Erich Wagner, was die Marquesita verspricht, das hält sie und was sie will, das setzt sie auch durch. Fahr zu, Luigi!" — Sie grüßte mit ihrem süßen Lächeln, der Wagen fuhr die Via Condotti hinunter und da stand ich am Fuß der spanischen Treppe, trunken von Glück. Wie lang, wie lang ist das her! — — —

Zu Hause ging ich sofort an die Arbeit und schuf in wenigen, fleißigen Tagen statt des ausdruckslosen Gesichts ihrer Mutter ein junges, mit denselben nur edleren Zügen, lächelnd, sehnsuchtsvoll und voll Liebe. Daß dies Gesicht zu dem Uebrigen, zu dem Körper, den Händen, der ganzen Haltung meiner Madonna wenig stimmte, das fühlte ich wohl, doch ich mußte es schaffen. Als es

fertig war, schrieb ich dem Marques da Silva und bat ihn mein Atelier zu besuchen, um den Kopf anzusehen. Einen neuen Teppich kaufte ich mir und frische Rosen, dunkelrothe, wie sie die Marquesita liebte, stellte sie in bunte Vasen, ließ einen schweren türkischen Vorhang die kahle geweißte Wand verbergen und schob einen bequemen Divan grade vor meine verhüllte Büste.

Und sie kamen. Zum ersten Mal begleitete Mercedes die Eltern, doch waren noch Andere in ihrer Gesellschaft, die Familie des spanischen Gesandten und mehrere Herren. Ich sprach einige Worte, den Zweck meiner Arbeit zu erklären, bat die Marquesa und die Gesandtin auf dem Divan Platz zu nehmen und sagte der Ersteren, ich hoffe dieses Madonnenangesicht werde ihr weder zu plebejisch, noch zu alt und häßlich scheinen. Die Anderen standen im Halbkreis umher, die Marquesita zufällig neben der verhüllten Büste. Ich hob die feuchten Tücher auf. Ein Schrei des Staunens: „Die Marquesita!" klang's durch den Kreis. Man drängte sich näher. Sie aber warf mir ungesehen von Allen einen Dankblick zu und ich war belohnt. Don Miguel erhob sich mit finsterer Miene, bot Frau und Tochter den Arm, grüßte und entfernte sich stumm. Die Uebrigen schüttelten mir noch die Hand, lobten mein vortreffliches Werk, sprachen höflich nichtssagende Worte und gingen ebenfalls. Mir schlug das Herz, war das ein Erfolg, war's eine Niederlage gewesen? ich wußte es kaum. Ich sollte es bald genug erfahren.

An demselben Abend kam ein Bote von Don Miguel's Banquier und überbrachte mir die volle, für die Pietà bedungene Summe mit dem Bescheid: Hier sei die Bezahlung, doch auf die Lieferung des Kunstwerks verzichte Don Miguel. Ich hätte am liebsten das Banknotenbündel in meinem Zorn dem Boten an den Kopf geschleudert, doch ich bezwang mich und schwieg dazu. Am nächsten Tage trug ich das unberührte Packet zu dem Palast an der Piazza Navona, in welchem Marques da Silva wohnte. Da ich früher nie dort gewesen war, kannte mich die Dienerschaft nicht und ich mußte meinen Namen nennen. Doch ich folgte dem meldenden Diener auf dem Fuße und trat in den Saal, indem er mich nannte; so blieb keine Zeit mich abzuweisen. Die ganze Familie war beisammen. Ich warf das Convolut von Noten auf den Tisch vor den Marques hin und sagte in kurzen schlagenden Worten, was ich ihm zu sagen hatte, daß es ein Recht jedes Künstlers sei, sich von dem Gesicht inspiriren zu lassen, das ihm für sein Werk das passendste scheine. Er wies mich kühl zurück, die Zornesader auf seiner Stirn war hoch geschwollen, als er das Recht des Käufers betonte, nur die Statue zu nehmen, die er bestellt habe. Ein Wort gab das andere, ich weiß nicht mehr, wie sie sich folgten, ich weiß nur, daß Mercedes Augen mir Muth einflößten, daß ich sehr heftig ward und sagte, ich habe ihre Züge gebildet, weil ich sie liebe. Ein höhnisches Lachen war meine Antwort, er wies mir die Thür. Doch Mercedes trat zwischen den Vater und mich.

„Ich liebe den Künstler, wie er mich liebt. Du hast mich ja gelehrt, mein Vater, die Kunst wie jeden Beruf zu ehren. Du hast mich gelehrt, wohl stolz zu sein, doch nicht auf Andere hinab zu sehen, und du Mutter hast mich beschworen, mich nur dem zu vermählen, den ich liebe, und Keinem sonst. Nun denn, ich folge Euren Lehren und meinem Herzen. Mein höchster Stolz als

Eure Tochter wird es sein, der ganzen Welt zu zeigen, daß eine da Silva so hoch steht und so edlen Bluts ist, daß sie keiner anderen als ihrer eigenen Vornehmheit bedarf, daß sie nicht herabsteigen kann, sondern, Königen gleich, den Gatten erhebt, wenn er nur inneren Adel besitzt."

„Das gebe ich nie zu," brauste der Vater heftig auf, „ein hergelaufener Künstler, den ich bezahle, kann nicht Dein Gatte werden, Mercedes."

„Oh ja, mein Vater, er kann und wird es. Du lehrtest mich auch mein Wort zu halten, ich gab ihm mein Wort. Und nicht nur ihm, ich gelobte meiner Schutzpatronin, der Jungfrau aller Gnaden zu Lourdes, sein Weib zu werden. Du siehst, ich muß mein Gelübde halten."

„Das sind die Folgen Deiner Erziehung," wandte sich Don Miguel zu seiner Gattin, „die Folgen Deiner heißen Freundschaft mit Mère Thérésa, dahin führt die Frömmelei. Nun sagen Sie selbst ihr, Frau Marquesa, daß sie Ihnen nicht folgen, nicht nach Ihren Worten handeln soll, sondern nur nach Ihren Thaten, denn Sie Señora haben ja mich zum Gemahl genommen, obwohl Sie einen Anderen liebten, der, wenn auch von Adel, doch weniger reich war, wie ich mich entsinne."

„Ach, Don Miguel!" seufzte mit Thränen die Frau Marquesa.

„Also gehen Sie, mein Herr Wagner," herrschte Don Miguel mich wieder an. „Sie erreichen hier Nichts. Ja, besäßen Sie Namen und Adel, wären Sie von anderem Blute, würde ich als Mensch Sie vielleicht nicht mißachten, so aber, als Fremder, arm und bürgerlich! . . . . ich würde mein Kind weit lieber tödten. Sie aber, Marquesa, die Sie so fromm sind und Du, Mercedes, wie dürft Ihr einem Menschen vertrauen, welcher der allerheiligsten Jungfrau die Züge des Mädchens leiht, das er liebt!"

„Das könnte vielleicht als Verbrechen gelten," rief ich in meinem tollen Eifer, „wenn ich ein Katholik wie Sie wäre und zur Madonna betete. Doch bin ich das nicht."

„Nicht Katholik!" — Ein Schrei des Entsetzens.

„Das hätten Sie früher sagen sollen," sprach der Marques „nehmen Sie meinen aufrichtigen Dank, die Sache wäre somit zu Ende."

„Ach Mercedes," seufzte die Marquesa wieder, „mein armes Kind! welchem Schicksal bist Du entronnen, danke der Jungfrau, die Dich befreit hat!"

Bleich und mit starren erschrockenen Augen trat Mercedes an meine Seite: „Ich bin nicht befreit und bin nicht entronnen, sondern gehöre ihm fest wie zuvor. Nein, noch fester: denn als ich der Jungfrau von Lourdes gelobte sein Weib zu werden, fragte ich nicht, wes Glaubens er sei, sie aber die Allwissende, Allesschauende wußte sehr wohl, wen sie mir bestimmte, sie hat ihn mir und mich ihm gegeben, damit ich seinen Unglauben bekämpfe und meinen Glauben im Kampfe stähle."

„Unglückliches Kind," rief ihre Mutter, „Du wirst doch einen Ketzer nicht lieben."

„Weshalb nicht ebensogut einen Ketzer, wie einen, der anderen Stands und aus anderem Land ist? Fällt eine Schranke, so werden auch die anderen nicht viel mehr schützen;" sagte Don Miguel, „Sie Marquesa und Ihre Freundin

lehrten sie Rang und Stand verachten und alles auf den Glauben setzen, nun verräth sie auch den."

„Ich verrathe Nichts und Keinen," rief Mercedes glühend vor Leidenschaft, „aber ich liebe! Und weil ich liebe, will ich mein Recht. Geh' jetzt Erich," sprach sie zu mir, „Du wirst die Eltern nicht erweichen, und ich will nicht, daß mein künftiger Gatte verachtungsvoll behandelt werde. Warte bis ich zu Dir komme, bis dahin lebe wohl, mein Geliebter." Sie war prachtvoll in ihrem stolzen Trotze, wie sie mit strahlenden Augen dastand, zum ersten Mal mich: Erich, nannte, zum ersten Mal küßte und vor ihren Eltern.

Ich ging. Was hätte ich noch sagen sollen? Sie würde, das wußte ich, besser als ich den stolzen Vater besiegen können. In mir war ein dumpfes Reugefühl, das Kind den Eltern entfremdet zu haben, und drückende Scham wollte mir nahen, weil ich, der arme Künstler, es wagte, die vornehme Gattin zu begehren, die Erbin von Adel, Macht und Reichthum. Doch das waren schwache Regungen gegenüber der Leidenschaft, die mich zu ihr hintrieb, dem eitlen Stolz, — ich muß es gestehen — daß ich, unbekannt wie ich war, mir diese Schönheit erobern könnte. Oh, wenn Sie sie damals gesehen hätten, Sie würden meinen Stolz begreifen, jetzt freilich .... Aber ich will zu Ende erzählen. Ich ging fort in der Ueberzeugung, daß sie Alles sicher zum guten Ausgang führen werde. Doch es kam anders. Ich kannte ja nur meine Mutter, die ihr Kind vielmehr liebte als sich, so wußte ich nicht wie diese Eltern, denen ihr Stolz weit höher stand als ihre Tochter, handeln würden. Ich glaube, sie haben sie eingesperrt, denn ich sah sie nirgends, auf keinem Balle, bei keiner Spazierfahrt, noch im Corso war sie zu finden, meine Briefe kamen zurück und meine Versuche zu ihr zu dringen, wurden vereitelt. Selbst am Sonntag fand ich sie nicht in Trinità de Monti.

Ich hatte eines Tages wieder, wie manchen Sonntag, die Kirche schwer enttäuscht verlassen, als ich am Ausgang die Negerin sah. Ich eilte zu ihr, doch hatte sie weder Brief noch Botschaft, auch konnte ich ja ihre Sprache so wenig wie sie die meine verstehen. Doch ein Wort, das sie mit Augenzwinkern stets wiederholte, verstand ich deutlich: — „Carneval!" — Was sollte das heißen? Es war der Sonntag vor Anfang der Fasten, der Carneval rauschte durch alle Straßen, war Mercedes dort zu treffen? wo sie finden in dem Gewühl? Ich lief zum Corso, doch es war schon zu spät und die Berberpferde, die um Ave Maria die Straße durchrennen, waren schon längst vorübergebraust, die Wagen nach allen Seiten vertheilt; die Menge verzog sich. Morgen also. — Den ganzen Montag ging ich den Corso auf und nieder, sah in jeden Wagen, lief hinter jeder Maske her, guckte auf jeden Balkon, in jedes Fenster, Alles vergebens! Ich dachte eben das nutzlose Suchen aufzugeben und wollte mir in verzweifelter Stimmung zu einer Nebenstraße durch die Menge Bahn brechen, um nach Hause zu gehen, als ich plötzlich ganz in meiner Nähe ein wohlbekanntes Stimmchen hörte: „Lourdes!" Woher kam nur das Zauberwort? Ich sah mich nach allen Seiten um, doch Nichts zu finden, denn die Masken in meiner Umgebung waren vom gemeinsten Schlage, die Wagen zu weit von mir entfernt, die Fenster zu hoch, die Balkone alle angefüllt mit fremden Gesichtern. Bis auf

einen: An dem Palast, um dessen Ecke ich soeben biegen wollte, war an dem ebenerdigen Fenster eine jener Holzestraden, wie man sie während der Carnevalstage am Corso erbaut; hinter der rosa und weiß verhängten Brüstung sah man sechs gleichgekleidete Damen, alle in knappen rosa Kleidern mit rosa Hüten; rosa Fächer als Schutz gegen wohlgezielte Geschosse vor die hübschen Gesichter haltend. Zwei davon waren, wenn ich mich nicht täuschte, die Töchter des spanischen Gesandten, welcher den Palast bewohnte. Der reizend ausgeschmückte niedere Balkon, mit den frischen schelmischen Mädchengesichtern, diente als Zielpunkt von Aufmerksamkeiten und ein Hagel der schönsten Blumen flog über meinen armen Kopf zu ihnen hinauf. Geschickt erhaschte ich im Fluge einen der Sträuße und reichte ihn der jungen Dame. Und richtig, indem sie sich zu mir herabbog, sah ich in dem dunklen Gemache hinter ihr noch eine Gestalt in demselben Kostüm, doch mit einer dichten schwarzen Maske. Sie machte mir ein Zeichen mit ihrem Fächer, doch hatte ich leider die Fächersprache der Spanierinnen noch nicht erlernt. Wie sollten wir uns verständigen? Da sah ich sie plötzlich im Dunkel verschwinden und hörte ihre helle Stimme deutlich von drinnen zu ihren jungen Gefährtinnen sagen: „Es ist so heiß hier, zum Ersticken, ich öffne die Thür zur Nebenstraße." — Zur Nebenstraße! Im Nu hatte ich mich durch die Menge zu jener kleinen Gasse gedrängt, die neben dem Palast in den Corso mündet. Die Hausthür dort, ein Seitenpförtchen, war angelehnt. Ich schlüpfte behend in das niedrige Zimmer, in dem die Damen, um dem Getriebe recht nahe zu sein, ihr Reich aufgeschlagen hatten, und stand im Halbdunkel neben Mercedes. Sie legte den Finger an die Lippen und, auf ihre Gefährtinnen deutend, die auf dem balkonartigen Ausbau im Fenster uns, wie dem Zimmer, den Rücken wandten, sprach sie hastig und leise: „Still, kein Wort! Die Eltern sind hart, so bin ich es auch. Sie halten auf ihren Stand und ihre Ehre, doch mir ist mein gegebenes Wort, ist meine Ehre nicht minder heilig. Sie wollen mich heim nach Huesca führen und mich für immer vor Dir verbergen, sie kennen mich schlecht. Der Vater mußte wegen einer Verhandlung mit dem Papst bis zum Aschermittwoch hierbleiben, und da die Töchter unseres Gesandten mich für ihren Balkon längst erbeten hatten, waren die Eltern zu stolz, es mir jetzt zu verweigern, damit es von mir nicht heißen könne: Mercedes da Silva muß man bewachen, sonst benimmt sie sich schlecht. Arme Eltern! man wird noch viel Schlimmeres von mir sagen. Bevor sie mich heute hierhergehen ließen, mußte ich versprechen: Dir nicht zu schreiben, noch Botschaft zu senden, nicht zu Dir zu fliehen, auch meine Maske nicht zu lüften und mich im Hintergrund zu halten. Ich darf also nicht zu Dir kommen und wenn Du mich haben willst, mußt Du mich holen. Doch nicht von hier, nur aus dem Angesicht der Eltern, damit sie sehen, ich halte das ihnen gegebene Wort so heilig wie das, mit welchem ich Dir meine Liebe gelobte."

„Aber Mercedes," beschwor ich sie leise, „wenn ich Dich, wie Du es zu denken scheinst, entführe, so vergiß nicht, daß ich arm bin, sehr arm, daß ich Dich hier nicht heirathen kann, daß . . . ." ich sagte hundert Gründe, die mich ihretwillen mit Sorge erfüllten.

Sie sah mich aus den schwarzen Augenlöchern der Maske mit einem einzigen Blick an. — „Hast Du Furcht?“ frug sie mich langsam.

Wer hätte da nicht gleich mir geschworen, daß er sein Leben für sie gäbe? Und auf meine Frage, was sie denn plane, wie unsere Verbindung zu ermöglichen sei? sprach sie leise von England, von Gretna-Green, von dem sie einmal gelesen hatte. „Uebrigens,“ setzte sie lächelnd hinzu, „Du bist ein Mann, das hast Du zu bedenken. Glaube auch nicht, daß ich Dir rathe, mich zu entführen, thu' was Du willst. Du solltest nur wissen, daß ich nicht länger in Rom mehr bleibe; wenn morgen Abend die Moccoli angezündet werden, fahren die Eltern den Corso einmal mit mir hinauf und hinunter, am nächsten Morgen werden wir Rom auf immer verlassen. Nun lebe wohl, nun weißt Du genug.“ —

Ich ging heim. Ihr nicht zu folgen, daran dachte ich nicht, doch sah ich deutlich die ganze Thorheit, die Unmöglichkeit ihrer Pläne. Ich wußte, was ich zu thun im Begriff stand, war Wahnsinn, aber ich that es doch. Ich schlief die Nacht nicht vor Sorgen und Denken. Keinen Menschen, das sah ich ein, durfte ich in unser Geheimniß weihen, was ich thun wollte, mußte ich schnell, sicher und vor Allem allein thun. Ich stand früh auf und überzählte mein Vermögen. Ach wie gering war es! Ich ging zur Eisenbahn, nach den Abgangszeiten der Züge zu fragen. Was ich erfuhr, paßte ausgezeichnet zu meinen Plänen: um 8 Uhr 30 Minuten Abends ging ein Courierzug nach Norden ab, der an andere Züge nach Paris und auch weiter nach England Anschluß hatte; man konnte hier auf dem Bahnhof schon direkte Billets nach London nehmen. Und der Preis von zwei Billets? Der Cassirer nannte eine Summe, die mir den Athem benahm, denn sie zehrte meinen ganzen Baarvorrath auf, doch reichte derselbe grade hin und also kaufte ich sofort im Bureau der großen Eisenbahngesellschaft zwei direkte Billette nach London für uns Beide. In mein Atelier zurückgekehrt, schleppte ich aus Ecken und Winkeln, was nicht niet- und nagelfest war, zusammen. Skizzen, Entwürfe, Bücher, Geschenke meiner Mutter, das brachte ich Alles zum nächsten Trödler. Am letzten Tage des Carneval wundert sich kein Mensch in Rom, wenn ein Künstler seine fahrende Habe verkauft, um den Abend noch froh durchschwärmen zu können. Ich lief zum Banquier in der Via delle Vite, zu fragen, ob die nächste Rate meiner Pension schon eingetroffen sei und ich sie im Voraus erheben könne, ließ mir bei ihm als Consul zugleich meinen Paß erneuern, bestellte einen Kutscher zum Abend, kaufte beim Schneider einen netten neuen Knabenanzug und packte meine wenigen Kleider und Geräthe in ein altes Kofferchen zusammen. Mit all' dem Thun, Besorgen und Ordnen vergingen die Stunden des endlosen Tages doch nur langsam, um ein Uhr war ich mit Allem fertig und zehrte mich auf vor Angst und Erregung. Nicht als hätte ich damals schon Angst vor unserer Zukunft empfunden! Mir bangte nur vor dem Gelingen meines Vorhabens am heutigen Tage. Wenn ich jetzt auf jenen Tag als auf den tollsten und unheilvollsten meines ganzen Lebens zurückblicken muß, so dachte ich damals, er müsse der glückspendendste sein und meine Unruhe kam nur daher, daß ich das Ende dieses Tages nicht erwarten konnte. Was scheerte mich die ferne Zukunft, was dachte ich an Entbehrungen und mögliche Armuth, was wußte ich damals davon, daß Zwei doppelt so viel gebrauchen

wie Einer, was kümmerte mich selbst das Unrecht, das zu begehen ich im Begriff stand! Ich dachte, ich wußte, ich fühlte nur Eins: Mercedes! sie besitzen, sie Mein nennen zu sollen, sie vor allen Andern davon zu tragen, diese Hoffnung erfüllte mich ganz. — Ich lieh mir von einem Kunstgenossen, den ich beim Carlin traf, wo ich das gewöhnliche Mittagsmahl vor Aufregung nicht hinunterzuwürgen vermochte, ohne Scrupel hundert Franken, von einem Andern ebensoviel, um für einen beträchtlichen Bruchtheil meiner also gewonnenen Baarschaft mir — was zu erhandeln? ein Bouquet von Rosen und Orangenblüthen. Der Tag wollte kein Ende nehmen!

Ich ging zum Corso und wandelte wieder an demselben Balkon vorbei, auf dem die rosa Mädchen standen, ich schleuderte meinen Strauß geschickt über ihre Köpfe fort in die Tiefe des Zimmers. Die kleine Hausthür zur Seitenstraße war heute verschlossen, so wußte ich nicht, ob Mercedes dort sei und konnte ihr weiter kein Zeichen geben. Ich stand und harrte. Doch ist ein Stillstehen in dieser wogenden Menge schwierig, bald drängte ein Pulcinella mich vorwärts, bald schob eine starkknochige Albanerin mit rauher Stimme und kräftigem Bart unter der Maske ihren Arm in den meinen; man bewarf mich von oben mit weißen Papierschnitzeln, von der Seite mit Blumen, aus einem Wagen mit Bonbons oder den verbotenen Confetti. Meine angstvoll gespannte Miene paßte schlecht in das lustige Treiben und reizte Alle, mich zu verfolgen, auch waren, so schien mir's, nie zuvor so viel Bekannte im Corso gewesen, die mich begrüßten, neckten und plagten. Da — endlich, endlich senkt sich die Sonne, der erste Kanonenschlag! Nun gilt es den Corso frei zu machen, zu allen Ausgängen drängen sich die Wagen und ich laufe, so schnell ich laufen kann durch Querstraßen und Nebengäßchen zur Via San Claudio, wo um 6 Uhr pünktlich mein Wagen warten soll. Er befindet sich richtig an Ort und Stelle. Ich sehe noch einmal nach, ob mein Handkoffer auf dem Bock steht, das Bündel mit dem Knabenanzug auf dem Wagensitz liegt, ziehe die Vorhänge vor die Fenster, schließe sie und die Thüren fest und schärfe nochmals dem Kutscher ein zu warten, zu warten bis ich komme und dann vorwärts im schärfsten Trabe, hinauf zur Eisenbahn. Inzwischen ist der zweite Kanonenschlag schon gelöst worden, der ganze Corso ist von Wagen gesäubert und die acht reiterlosen Berberpferde sind von einem zum andern Ende in wildem Jagen vorübergesaust. Mögen sie doch! Ob sie heute in ihrem Rennen Menschen über den Haufen werfen, zertreten, erdrücken, was geht es mich an? Vorwärts, vorwärts, weiter vermag ich Nichts zu denken. Will denn der Tag kein Ende nehmen, wird es denn ewig hell bleiben heute? Die Wagen sind wieder in den Corso eingebogen; ich erkenne nun auch von Weitem die Livree der da Silva; aber in dem offenen Landau sitzen die Eltern allein. Werden sie Mercedes holen? wird sie beim nächsten Vorüberfahren mit ihnen sein? Wie lang dauert die Rundfahrt von einem Ende der langen Straße bis zu dem andern bei diesem Gedränge? werden sie rechtzeitig an der Via San Claudio eintreffen können oder zu spät, so daß wir den Eisenbahnzug versäumen? Angst und Erregung drohen mich zu ersticken, vorwärts, vorwärts! ich möchte sie schieben: die Menschen, die Wagen und vor Allem die Zeit, die trägen Minuten. Nun wird es Nacht. Nun sieht man die ersten Moccoli hier und

dort. Auf dem Balkon über mir höre ich rufen: Senza moccolo. Im Wagen vor mir glimmt eine Kerze auf und wird schnell verlöscht, nun eine zweite, eine dritte, der ganze Corso ist ein Meer von unzähligen Lichtern und Lichtchen, hier schimmert es, dort, drüben, überall: man neckt sich, man lacht, senza moccolo! tönt es langgezogen von allen Seiten; mit ihren Taschentüchern löschen sich die Leute, mit Blumensträußen, mit ihren Hüten die Lichter aus, von den höheren Balkonen werden an Stricken Flederwische auf die Lichter der unteren geworfen, mit riesigen Federfächern an langen Stöcken fahren die kostümirten Insassen eines mächtigen, langsam vorüberziehenden Prunkwagens über alle Fenster und Balkone hin, jedes Licht auf ihrem Wege verlöschend. Aber ebenso schnell wie verlöscht, sind sie auch schon wieder entzündet und der lustige Kampf beginnt auf's Neue. Mitten in all' dem Lachen und Schreien stehe ich mit meinem klopfenden Herzen und starre mit aufgerissenen Augen in den blendenden Schimmer, das Flackern und Schwanken der tausend Kerzen, und möchte das Dunkel dahinter durchbohren, um sie zu sehen. Jetzt — sehe ich richtig? Drüben am Palazzo Chigi erscheint der Wagen der Silva's wieder, diesmal völlig besetzt, neben der Mutter sitzt Mercedes und gegenüber neben Don Miguel's scharfem Profil, — im Näherkommen erkenne ich ihn deutlich, der, welchen die Welt ihren Verlobten nennt, der Duque di Riveira! Aber während der Grimm mir die Kehle zuschnürt, während ich ihr Lächeln, jede ihre Bewegungen von Zorn und Eifersucht bebend erforsche, erkenne ich, daß der Strauß, den sie scherzend hochhält, um ihre drei brennenden Lichterchen zu schützen, der meine ist. Also hat sie ihn aufgefangen, also erwartet sie mich sicher! Sie fahren vorüber. Und nun abermals Geduld und wieder Geduld, bis der Wagen zur Piazza del Popolo hinauf und an meiner Seite wieder bis zu mir zurückgefahren ist. Oh die endlose Zeit! Die Qual des Wartens in all' dem lustig bewegten Gedränge läßt sich nicht sagen. Ein Wagen fährt vorüber, noch einer, noch einer, nun das große Prachtgerüst, dessen Insassen mit ihren Federfächern das Lichterauslöschen en gros betreiben und wieder Wagen und Wagen, große und kleine, elegante und einfache, solche mit witzigen Masken und Dekorationen, andre mit ernsten Aristokraten, aber alle mit Lichtern, Laternen, Kerzen, Lampions, in den Händen der Damen und Herren, am Hut des Kutschers, ja selbst an den Geschirren der Pferde. Se — e — enza moccolo! schreit die Menge. Bin ich toll? sind sie es? Die Zeit rückt vor, doch die Wagenreihe rückt nicht. Kommen sie jetzt nicht, so wird es zu spät. Noch nicht, noch nicht! Sollten sie auf der Piazza del Popolo aus der Reihe gebogen und nach Hause gefahren sein? Entsetzlicher Gedanke! Nein, das kann Mercedes nicht thun. Willfahren die Eltern ihr auch nicht im großen, in kleinen Dingen wird sie noch herrschen, so gut wie zuvor. Sie sagt ja, sie liebt mich. Geduld, Geduld. Da — ich sehe sie! das ist ihr Wagen, der dort hinten. Ich dränge mich hin, erfasse den Schlag und während die Menge sich zwischen den Pferden, zwischen den Rädern, quetscht und schiebt, bleibe ich fest an Mercedes Seite, beuge mich beim Schein ihrer Kerze in den Wagen hinein und sage mit deutlicher Stimme auf französisch: „Herr Marques, wollen Sie mir Ihre Tochter nun geben?" — Ein Schrei der Mutter, der Marques will mich fortstoßen, der Herzog, der mich wohl für verrückt hält, will mich

packen, ich rufe: „Wollen Sie nicht, so nehme ich sie! Senza Moccolo!“ Im Nu hab mit meinem Tuche alle Lichter im Wagen verlöscht, den Herzog, der mir am [illegible]en sitzt, gegen den Bock zurückgeschleudert, Mercedes mit beiden Armen ergriffen über den Schlag emporgehoben. Sie hält sich fest an mir. „Signori,“ rufe ich laut auf Italienisch, „Platz da für mich und diese Dame, doch wenn Euch die Gnadenfreiheit lieb ist, laßt unsere Verfolger nicht zu uns dringen!“ — Ich trage sie hoch in meinen Armen und dränge vorwärts. Die guten Römer öffnen mitleidend eine Gasse und hinter uns schließen die Wogen der Menge sich wieder zu. Was hinter uns ist, das sehe ich nicht, ich eile zum Ausweg, fort aus dem Corso, in der finstern Gasse hält mein Wagen, schon höre ich die Verfolger schreien, ich hebe Mercedes schnell hinein: „Da hast Du Knabenanzug, kleide Dich um.“ — Ich springe auf den Bock. „Nun vorwärts!“ — Und der Kutscher peitscht, und im vollen Galopp, wie nur ein italienischer Kutscher zu jagen vermag, geht es durch dunkle, stillen, düsteren Gassen, in denen nur selten eine vom Corso verirrte Maske vor unserem, in toller Hast vorüberjagenden Wagen erschrocken zur Seite springt. Die Straßen bergauf, am Quirinal vorüber, nun noch durch die endlos lange Via Nazionale . . . tönt da nicht ein Pfiff vom Bahnhof her? sind wir schon zu spät? Nein, noch ist es Zeit. Ich springe vom Bock eh' der Wagen hält, ein schlanker Knabe steigt heraus und faßt meine Hand, der Zug steht bereit, in's erste beste Coupé hinein, ein Pfiff, ein Ruck, der Zug bewegt sich, wir sind gerettet! Wie drücken und in jubelndem Triumph zu meiner Genossin wende, sie an mein Herz ziehen fast küssen will, schauen mich unter dem Knabenhütchen zwei ernste Augen nicht drohend an: — „Edle Spanierinnen lassen sich nur von ihren Ehemännern mit von einem Verliebten küssen;“ — sagt sie streng und rückt ein Wenig [illegible] fort. — [illegible] ich

So sind wir Beiden von Rom entflohen. Nun wissen Sie, weshalb ich nicht dorthin zurückkehren kann und sie noch viel weniger. Wer die Schuld trägt, daß ich Rom so verließ, mir meinen Beruf und meine Zukunft auf immer verdarb, meinen Namen befleckte, mein Leben zerriß, ob ich selber, oder ob sie gewesen, das mögen Sie, mein Herr, nun entscheiden, Sie kennen nun meine ganze Geschichte.“ — Der Künstler schwieg.

„Ihre ganze Geschichte kenne ich nicht,“ sagte Flemming nach kurzer Pause, „was zwischen Rom und Cauterets liegt, möchte ich noch wissen.“

„Dazwischen liegt nur bitteres Elend. Soll ich Ihnen auch das noch berichten? Dann also kurz: man verfolgte uns nicht, aber man ließ uns auch nicht zurückrufen, um uns zu verzeihen und zu segnen, wie ich heimlich hoffte. In London erfuhr ich, daß wir nach jetzigem Gesetze in Gretna Green so wenig wie irgendwo sonst in England anders als nach längerem Aufenthalt getraut werden könnten. So blieben wir denn, auch fehlte das Geld zur Weiterreise. Ich mußte versuchen Geld zu verdienen. Meine Pension für Italien war abgelaufen, auch würde man sie dem Flüchtigen jetzt wohl schwerlich erneuert haben. So war ich von allen Mitteln entblößt, ich hatte keine Arbeiten bei mir, die ich ausstellen und verkaufen konnte, um meinen Namen bekannt zu machen, ich konnte nicht warten, bis ich etwas Größeres geschaffen hätte, denn ich brauch

sofort Geld zum Leben, für sie und für mich. Ich ging zu einigen Bildhauern, um ihnen vielleicht als Gehülfe zu nützen, sie hatten schon Gehülfen genug, sie kannten mich nicht, sie glaubten mir nicht, sie hießen mich gehen, wie einen Bettler! Wo sollte ich, der Unbekannte, im großen London Arbeit finden, die man bezahlte? Da, eines Tages, kam Mercedes mit ihrem sonnigsten, glücklichsten Lächeln aus der Kirche in unsere Lodgings nach Hause, wo man uns schon auszusetzen drohte, weil wir die Miethe schuldeten. „Der gute Pater," sagte sie mir, „bei dem ich soeben beichtete, will uns trauen, er will Dir Aufträge geben, Dir Vorschuß leisten, da Du ihn brauchst."

„Wie kann er uns trauen," frug ich finster, „wir sind noch nicht zwei Wochen hier und das Gesetz erfordert sechs."

„Wenn es eine Seele zu retten gibt, da gilt kein Gesetz, hat er mir gesagt. Er will es schon machen . . . . wenn Du nur willst."

„Ich! wie kannst Du zweifeln, Mercedes?"

„Ja, aber . . . . Du mußt katholisch werden, wenn Du mich heirathen willst, mein Erich." — Sie schmiegte sich an mich und blickte mich an. —

Und ich, können Sie das begreifen? ich besann mich keine Secunde, ich, der Sohn meiner Mutter! und ward katholisch. Sechs Tage lang waren wir Beide glücklich, ein kindisches, tolles, berauschendes Glück! Doch dann — sie hatte ihren Eltern geschrieben, ich meiner Mutter, die Antworten kamen am gleichen Tage: meine arme Mutter verzieh ihrem noch immer heißgeliebten, doch für sie verlorenen Sohn; die ihre aber . . . . war gestorben! und der Vater fluchte ihr.

Soll ich Ihnen schildern, wie unser Glück uns verbrecherisch erschien im Bewußtsein unserer Schuld? — wie wir uns unserer That und unserer selbst schämten, uns nach und nach haßten, statt uns zu lieben, wie mir das, was ich an ihr bewundert hatte, jetzt zur Qual ward? ihre Versuche noch zu lächeln, mich empörten, ihre Einfachheit mir ein Vorwurf, ihr Fleiß störend, ihr Eifer Deutsch zu lernen übertrieben, ihre Ergebenheit drückend, selbst ihre Liebe allmälig eine Last schien? — Einmal meinte ich noch, es könnte Alles besser werden: als unser Knabe geboren wurde. Auf mein Verlangen schrieb sie ihrem Vater und Don Miguel schien erweicht, er antwortete, daß er ihr verzeihen wolle, wenn sie mit dem Kind, aber ohne mich, zu ihm heimkehren würde. Sie aber wollte nicht. Ich hielt ihr vor, daß sie auch mir die Verzeihung des Vaters erwirken könne. Nein, ohne ihren Gatten, als Reuige bittend zum Vater gehen, das wollte sie nicht, selbst für ihr Kind nicht. Oh, dieser Stolz, dieser thörichte Stolz! sie hätte uns alle noch retten können. Denn das Kind ist in dem kalten Lande, bei dem kärglichen Leben uns bald gestorben. — Die Heiligen für die katholische Kirche, die ich auf des Paters Bestellung machte, wurden schlecht bezahlt: bekannt zu werden, Besseres und Größeres zu schaffen, dazu fehlten mir Geld, Zeit und Muth. — Nach dem Tod des Knaben ward sie ganz verändert, verschlossen, still und jetzt ist sie nicht einmal mehr schön zu nennen. Sie denkt nur daran, unsere Schulden zu zahlen, zu sticken, um uns das Leben zu fristen, ihre Pflicht zu thun; nie kommt ein Vorwurf, nie eine Klage von ihren Lippen; doch daß man, trotz der vergangenen Schmerzen, noch Etwas erstreben, daß man noch begeistert, jung und frei sein, daß man sich auf Momente selber vergessen kann, das be-

greift sie nicht mehr. So taugen wir zwei nun schlecht zu einander. Wir verließen London, nachdem der Knabe begraben war, denn ich konnte in dem dortigen Nebel nicht athmen; wir gingen nach Frankreich. In Paris fiel es mir aber noch schwerer Etwas zu verdienen, ich kam zuletzt als Handlanger und Gehülfe in eine Porzellanfabrik, wo ich Modelle zu Nippesfigürchen machen mußte. Ich erkrankte, der Arzt empfahl mir hierher zu gehen, — meine Mutter war inzwischen gestorben und ihr kleiner Nachlaß bezahlte die Reise; hier angekommen erkrankte ich nochmals und — ich stand in der Bude, um meine Schulden mit meiner Arbeit zu bezahlen, als Sie mich erlösten."

Flemming erhob sich. Er hatte sich während der letzten Erzählung des Künstlers fast unablässig den Bart gestrichen, nun stand er eine Minute lang schweigend und sah in den Gave zu seinen Füßen.

„Ich bin wie der Fluß," seufzte Wagner leise, „erst schäumend vor Jugendmuth und Kraft, dann aber in der Ebene verlaufend, im Geröll, das er selber mitschleppt, elend versandend, ohne das freie Meer erreichen zu können."

„Der versandet nicht," sagte Flemming bestimmt, „sondern mit andern Strömen vereinigt, stürzt er in's Meer und trotz der Barre von Geröll und Steinen, die er auf seinem Laufe mitgeführt hat, wird dort an der Mündung durch starke Molen, die Menschenhände errichtet haben, sein Lauf vertieft und eingeengt, so daß er die größten Seeschiffe lustig schaukelnd über die Barre in den Ocean hinausträgt. Lassen auch Sie sich von anderen Menschen, von Ihrer schönen Frau und von mir, als Molen und Dämmen die Richtung geben, dann wird die Folge der Jugendsünden, die hemmende Barre hinweggeräumt werden und Sie steuern hinaus in's Weltmeer der Kunst."

„Meinen Sie? — Nun, ich will's ja versuchen, ich bin auf dem besten Wege zu lernen, wie man folgsam ist und sich leiten läßt. Ihnen, Ihnen folge ich gern, nur ihr nicht, Mercedes nie mehr, sie hat mich zu tief in die Irre geführt, ich fürchte, ich finde nicht wieder heraus."

Er schloß die Läden des Ateliers wie der Bude und über die nächtlich stille Promenade gingen die Beiden schweigend nach Hause.

Flemming hatte aus natürlichem Mitleid ermuthigender, theilnahmvoller gesprochen, als er für ihn empfand. Wagners Geschichte hatte sein Mitgefühl für die junge Frau viel stärker, als für ihn selbst erregt. Arme Mercedes, was mochte sie gelitten haben, bis aus dem stolzen, vertrauenden Kinde, die stille traurige Frau geworden! Vieles, was Wagner nur angedeutet, hatte der Hörer wohl verstanden: der Künstler hatte die reiche Marquesita, die Erbin, die vielumworbene Schönheit zu besitzen gestrebt, nun da sie nichts als ein liebendes Weib war, genügte sie ihm nicht; während sie wie jede tiefere, edlere Natur, weil sie viel heißer zu lieben vermochte, auch desto stärker zu leiden hatte. Es war Heinz, als ob er sie beschützen müsse. Er hatte seit vielen, langen Jahren, seit ihm in seiner ersten Jugend eine holde Braut gestorben war und er gemeint hatte, nun für immer der Frauenliebe entsagen zu müssen, nicht so innig gefühlt wie für diese Fremde, die er kaum aus eigner Erfahrung, mehr aus den Erzählungen Anderer kannte. Er schalt sich ob der thörichten Regung und ging nächsten Tages, um sie zu bekämpfen, wieder in's Gebirge hinauf. Er durfte

Cauterets nicht ganz verlassen, da er dem Bildhauer zu bleiben versprochen hatte, bis der erste Entwurf zu der Figur der wahren Kunst vollendet sein würde; doch hielt ihn stärker als dies Versprechen sein eignes Herz fest, ein dumpfes Gefühl, als ob er ihr zur Seite bleiben, als ob er ihr noch helfen müsse. Wenn er dann in den nächsten Wochen, nach kurzen Ausflügen mit père Mathieu von Panticosa, von Gavarnie und der Rolandsbresche in den Badeort zurückkam, traf er Wagner in voller Arbeit an seiner Statue, so fleißig, daß er sich kaum zu seiner Cur die Zeit ließ, so eifrig, daß er selbst ihm den Eintritt in das Atelier verbot, wo er sein Werk vor allen Blicken geheimnißvoll hütete und so glücklich in diesem Fleiße, daß seine Wangen sich zu füllen, seine Haltung sich straffer emporzurichten, seine Augen heller zu glänzen begannen und daß ein Schimmer von Gesundheit ihm zurückzukehren schien. Von seiner früheren Stellung in Rom, den großen Erwartungen, die man an seinen Namen geknüpft hatte, wie von dem Aufsehen, das sein Verschwinden und die Entführung der schönen Spanierin dort in der Fremdenwelt erregte, berichtete Flemming ein langer Brief des alten Freundes, dem er im Anfang seines Hierseins den Namen des Bildhauers mitgetheilt hatte. — Wenn Du, schrieb Jener, den Erich Wagner, der lang verschollen war, wieder der Kunst zurückgewinnst und ein Werk von ihm Deiner Sammlung einreihst, so thust Du wohl und wirst Freude daran haben, denn Erich Wagner ist ein Genie. — Flemming hatte den Brief bei seiner Rückkehr von Panticosa gefunden und steckte ihn zu sich, um ihn dem Künstler vorzulesen, oder noch lieber seiner Frau, doch war es ungewiß, ob er sie treffen würde, denn man sah sie selten, weder auf der Promenade noch am Brunnen, sie hielt sich, so schien es, meistens zu Hause. Er hatte aus Spanien ein paar Blumen mitgebracht, um sie ihr zu geben. Und wirklich war ihm der Zufall günstig, denn in den Anlagen beim Casino sah er sie auf einer schattigen Bank, fleißig stickend. Doch leider war sie nicht allein, ein weiß gekleideter Mönch mit großem Schaufelhute saß bei ihr und redete eifrig in sie hinein. Flemming machte Kehrt, ohne daß sie sein Nahen gesehen hätte. Doch als er nach einer halben Stunde wieder zurückkam, sah er schon von Weitem, wie der Mönch sich gerade erhob, wie er die Hände segenspendend über ihr Haupt hielt, sich bekreuzte und grüßend davon ging. Die junge Frau senkte den Blick auf ihre Arbeit, so daß sie Flemming's Nahen nicht merkte, bis er sie ansprach. Und, als sie die Augen nun zu ihm aufschlug, sah er, daß sie in Thränen schwammen.

„Gnädige Frau ....“ begann er bestürzt.

Sie aber lächelte mit dem höflichen, namenlos traurigen Lächeln, das ihren Mann zur Verzweiflung brachte. „Ich freue mich,“ sagte sie, „daß Sie kommen, Ihr Anblick bringt mir gute Gedanken. Sie haben meinen Mann, so scheint es, die entflohene Gesundheit wieder gegeben, durch Ihre Hülfe wird nun auch sein Talent gesunden.“

„Von seinem Talent mit Ihnen zu sprechen, kam ich hierher:“ und Flemming las ihr die lobende Stelle aus dem Brief seines römischen Freundes vor. Ihre Augen, die bisher grau und trübe dreingeschaut hatten, schimmerten nun in feuchtgrünem Lichte.

„Ein Genie! Ja, das ist er, ich wußte es immer. Und er soll und muß es wieder werden, muß wieder nach Rom."

„Er sagt, daß er nicht nach Rom zurück kann."

„Gewiß, er kann es ... ohne mich. Wer trägt einem Mann und berühmten Künstler Jugendsünden nach? Im Gegentheil, sie machen ihn nur noch berühmter und interessanter. Für eine Frau ist es etwas Anderes, die wird verurtheilt. Die Welt hat Recht. Eine Frau, die Eltern und Heimath verläßt, muß man verdammen. Und doch .... ich bereue es nicht und werde nie, so sehr man mich quält, mich reuig zeigen und meine Liebe, meine Jugend, mein ganzes Leben selbst verneinen."

„Man quält Sie also?" frug Flemmig leise.

Sie nickte.

„Jener Mönch, der soeben fortging ..,?"

„War ein Spanier und kam von meinem Vater. Armer Vater! so stolz und jetzt so einsam und traurig, daß er durch solche Abgesandte bei seinem Kinde um Liebe bettelt. Aber ich bin so stolz wie er, ich kann und will meinen Mann nicht verlassen, um ohne ihn daheim in Reichthum zu leben. Nur in Einem sagte freilich der Mönch die Wahrheit: ich thue mit meinem standhaften Bleiben Erich nichts Gutes, ich bin ihm zur Last. Der Mönch sprach es aus, was ich längst schon wußte. Sagen Sie mir kein Wort dagegen, es ist so: Wenn seine Statue ihm gelingt — und sie muß gut werden, denn wenn sie ihm mißlingt, so stirbt er, — wenn er also durch diesen Entwurf sein Selbstvertrauen zurückgewinnt, dann gehe ich fort und verschwinde für immer aus seinem Leben."

Flemming wollte sprechen, doch sie winkte ihm Schweigen. Er strich sich den Bart und sah, wie sie, auf den Kiesboden nieder. Die Sonnenstrahlen, die über ihnen das dichte Dach der Blätter durchdrangen, tanzten in goldigen Flecken auf dem Boden; er folgte dem Spiel dieser Lichter und Schatten und dachte dabei nicht an das, was er sah. — „Was wollen Sie thun?" unterbrach er dann plötzlich das drückende Schweigen.

„Damit Sie nicht glauben, daß es etwas Verzweifeltes ist, will ich mich Ihnen anvertrauen. — Nicht wahr, Sie bleiben immer sein Freund?" sie legte die kleine Hand wie beschwörend auf seinen Arm und blickte flehend zu ihm empor.

Und er gelobte ihr der Freund ihres Gatten zu sein, ihm zu rathen, zu helfen, ihm zur Seite zu stehen, wo er es vermöchte. Was hätte er nicht Alles versprochen und auch freudig gehalten für solchen Blick! — „Und nun," so schloß er seine Gelübde, „müssen Sie mir sagen, wohin Sie sich wenden, damit ich Ihnen von Zeit zu Zeit von seinem Ergehen berichten, Sie rufen kann, wenn er Ihrer bedarf, wenn Sie für ihn auch unfindbar bleiben." — Ihm klopfte das Herz, indem er so sprach: wird sie ihm so weit vertrauen, darf er mit ihr in Verbindung bleiben, ihr schreiben, vielleicht gar sie wiedersehen?

„Sie sind so gut, Sie denken an Alles," entgegnete sie. „Ich will Ihnen sagen, wo ich mich verberge, damit Sie, wenn er einmal krank ist, mich rufen können. Jene gute Frau, deren kleine Büste er kürzlich gemacht hat, Madame Soulon-Cazenave aus Tarbes, kennt mich von früher, sie kam jeden Sommer

als Nätherin nach Panticosa, wo ihr Mann angestellt war, sie haben nun Beide so viel verdient, daß sie in ihrer Heimath bleiben und ein Geschäft anfangen konnten; sie hat, so sagt sie, ein leeres Zimmer; durch meine Stickereien, die sie in ihrem Laden verkaufen will, kann ich mich ernähren, durch Unterricht im Schreiben und Rechnen, — sie entbehren Beide sehr, es nicht zu können, — werde ich mich ihnen nützlich machen und also den Zins für die Wohnung entrichten."

„Und dieses Leben wollen Sie ertragen," brach es aus Flemming entsetzt hervor, „diese Armuth, solche Enge! Sie werden es nicht überleben können."

„Oh doch," meinte sie lächelnd, „man überlebt sehr viel, wenn man so jung und gesund ist, wie ich: mehr als man selbst oft für möglich hielte. Ja, wenn wir vor Kummer sterben könnten! das wäre leicht; doch wird es nur Wenigen so gut, die Meisten müssen weiterleben und dann kommt es eben nicht sehr darauf an, wie man lebt. Und zudem, was sollte ich Anderes beginnen? Meinem Mann bin ich ein Hinderniß auf seinem Wege, mein Vater begehrt nach mir, doch er verlangt, daß meine Ehe nicht nur getrennt wird, — (es giebt keine Scheidung bei Katholiken) — daß sie, weil ich sie als Unmündige einging, für null und nichtig erklärt wird. Soll ich darein willigen? Nein, nein, lieber Alles, lieber die Hölle! Doch ich nehme mir ja nicht das Leben, erschrecken Sie nicht, man hat mich zu fromm dazu erzogen. In's Kloster ginge ich am liebsten, dort wäre ich am Besten geborgen; doch will mich der Gedanke nicht lassen, Erich könnte noch meiner bedürfen, ich vermag wohl aus seinem Leben zu verschwinden, doch fehlt mir der Muth, jede Hoffnung auf Rückkehr mir abzuschneiden. Ich habe kein Geld, um weit fortzureisen und," — setzte sie ernst hinzu, da Flemming eine Bewegung machte, als wolle er reden — „ich lernte nicht Geschenke zu nehmen, die ich doch nie erwidern kann und will's auch nicht lernen. So scheint mir das, was ich eben plante, das Beste und Klügste, was ich thun kann, denn dort kann ich mich nützlich machen. Mir ist dieser Schritt unendlich erleichtert," so schloß sie freundlich, „durch Ihr Versprechen für ihn zu sorgen, ihm die Rückkehr nach Rom zu ermöglichen, und mir manchmal zu sagen, wie es ihm geht. Ich baue fest auf Ihre Treue, daß Sie mich nicht verrathen werden. Ich warte nur noch, bis er seinen Entwurf vollendet und gehe fort, sobald ich weiß, daß er gelang. Gelingt er nicht, wird die Statue nicht gut, dann .... doch ich will nicht daran denken." — Sie hatte während der letzten Worte ihre Arbeit zusammengefaltet und stand nun auf. Er gab ihr noch, bevor sie fortging, die welken Blumen aus Panticosa und da sie ihm leise ein Dankwort sagte, brach wieder aus den meergrünen Augen ein tiefer, leuchtender Strahl hervor, dann senkte sie die langen Wimpern, grüßte und ging.

Flemming blieb noch eine ganze Weile auf der schattigen Bank, er dachte an sie und baute Schlösser in die Lüfte, wie er ihr helfen wollte, ohne daß sie es wußte, wie er für Wagner sorgen wollte, um sich ihr Vertrauen, ihren Dank zu erringen.

Es war am Abend desselben Tages, als der Künstler ihm ankündigte, daß er glaube, nunmehr in höchstens ein bis zwei Wochen mit seiner Skizze in's

Reine zu kommen und sie ihm dann auch zeigen zu können. Ob sie gelinge? Er schien von froher Hoffnung erfüllt, wenn ihm auch zuweilen noch Zweifel kamen. Flemming machte abermals einen Ausflug auf ein paar Tage, doch die rechte Luft und Frische fehlten; père Mathieu des ours beklagte sich bitter, der Herr denke jetzt auf dem ganzen Wege nur an die Heimkehr und sei zu neuen Besteigungen und Gefahren nicht mehr geneigt. Auch war das Wetter ungünstig geworden, die dichten Nebel wollten nicht weichen und umhüllten die Pfade wie mit schneeweißen Tüchern, aus denen die Tannen die dunklen Zweige gespensterhaft drohend dem Wanderer entgegenstreckten. Da also nirgends die Aussicht frei war, blieb Flemming ruhig im Thal von Cauterets. Doch auch hier war es stiller geworden. Die vielen eleganten Fremden hatten sich schon verloren, an ihrer Stelle waren die Promenaden jetzt von Geistlichen aller Grade, aller Farben und Arten besucht, die am Ende der Saison ihre auf der Kanzel durch allzuviel Eifer geschwächten Lungen hier unentgeltlich heilen wollten. Nach mehreren Tagen zwecklosen Umherstreichens und ermüdenden Wartens, während die Luft durch die Nebelmassen niedergedrückt, unbeweglich, ermattend schwül in dem engen Thal lag, kam endlich der Künstler mit brennenden Wangen und einem flackernden Licht in den Blicken zu Flemming auf's Zimmer.

„Nun bin ich fertig! Kommen Sie in mein Atelier, dann will ich Ihnen und Mercedes den Entwurf zu der Statue zeigen: Sie werden vielleicht nicht gleich verstehen, wie ich es meinte, mich Anfangs tadeln, weil ich die alte Straße verließ, nicht in den klassischen Formen verharrte, die moderne Kunst auch modern erfaßte; aber dann werden Sie gestehen, was ich schuf, das ist gut, und auf diesem Wege befreit die Sculptur sich vom Gängelbande, lernt ihre Kräfte frei gebrauchen und das darstellen, was wir sehen und was unser heutiges Leben erfüllt. Also kommen Sie nur, urtheilen Sie selbst. Auch ich bin begierig, wie meine Arbeit mir heute gefällt. Während des Schaffens beobachtet man nur, was man eben bildet, man vergißt im Eifer es gut zu machen, oft den Eindruck des Ganzen; auch sieht man mit den liebenden Augen des Vaters sein Kind so schön, wie man es sich denkt. Nun aber, wenn ich Ihnen es zeige, betrachte ich selbst es mit fremden Blicken und kann erst dann mir Klarheit schaffen, ob meine Arbeit gut oder schlecht ist." —

Ein paar Stunden später ging Flemming über die mittäglich stille Promenade; die Buden für die Hazardspiele waren, wie immer am Tage, geschlossen, die Chinoiserien- und Antiquitätenhändler hatten gleich den Parisern und reichen Fremden den Ort verlassen und nur ein paar Verkäufer von Wollenwaaren und Marmorschälchen saßen schläfrig hinter den Ladentischen. Die Luft war drückend. Nebelwolken verhüllten die Berge, kein Windhauch regte sich, die Natur schien den Athem anzuhalten, um Kraft zu sammeln zu plötzlichem Ausbruch, den man nun schon seit mehreren Tagen wie eine Befreiung sehnlichst erhoffte. Unter jedem der reihenweise gepflanzten, jungen Bäumchen lag ein Haufen von abgefallenen Blättern im Ring um den Stamm; keines bewegte sich, kein Vogel sang, kein Mensch ging vorüber. An der Thür von Wagners Bude blieb Flemming stehen, um Luft zu schöpfen und sah zurück über den ausgestorbenen Platz, über den urplötzlich ein warmer Windstoß, die Blätter aufwirbelnd, als Vor-

bote stärkerer Stürme, rauschend hinfegte. Ebenso plötzlich ward es wieder still und nun kam vom Hotel her eine kleine, schwarze Gestalt mit schweren, fast schwankenden Schritten langsam gegangen. Ihm schlug das Herz. Was wird es geben, mußte er denken, wie wird die Entscheidung fallen? Wenn die Statue nicht gut ist — und fast muß ich es fürchten nach dem, was er sagte, — so stirbt er vor Gram. Ist sie gut und ein echtes Kunstwerk, gleich jener Pietà, ist er voll Hoffnung, glücklich, befriedigt, dann verläßt sie ihn, dann stirbt sie daran. Und ich, ich Aermster, soll das entscheiden! Wenn ich nur ein Drittes wüßte, nur einen Ausweg ersinnen könnte. Es giebt ja keinen! Oh diese armen, leidenschaftlichen Menschen, die nur Glück oder Verzweiflung kennen, für die nirgends eine Zwischenstraße, für die nichts Halbes im Leben besteht! Man muß sie bewundern oder bedauern: man giebt ihnen Recht und beklagt doch die Ganzheit, die sie über alles Gemeine erhebt und die zu gleicher Zeit ihr Fluch ist. —

Schweigend begrüßte ihn Mercedes im Näherkommen, zusammen traten sie in das kleine Hofatelier am Gave ein. Auch hier wie schwül! Mit über der Brust gekreuzten Armen lehnte der Künstler an der Holzwand und starrte in's Wasser. Ohne zu sprechen schritt er, da sie gekommen waren, zu dem verhängten Gerüst in der Mitte, nahm die Tücher eins nach dem andern vorsichtig ab, enthüllte das feuchte Thonmodell und wandte seiner Arbeit wieder den Rücken. Die Nebel draußen ballten sich zu schwarzen Wolken zusammen, zwischen denen plötzlich ein Sonnenstrahl, gelb und stechend herabfiel, der sich quer über das tanzende Wasser und das Haupt der Statue legte.

Die Gestalt hob sich in lebendiger, hastiger Bewegung auf einem Fuß emporgestreckt, einem Stern entgegen, den sie vom Himmel zu reißen schien. Das Antlitz war — wie jenes traurige der Madonna — von idealer, vollendeter Schönheit. Zu diesen wunderbar edlen Zügen wirkte die moderne Kleidung störend, auch schien die Bildung des allzu mächtigen, weiblichen Körpers in dieser Gewandung verzerrt und unschön.

Doch ehe noch Flemming sein Befremden genugsam bemeistern konnte, um ein Urtheil auszusprechen, rief Mercedes plötzlich, jubelnd aus vollem Herzen: „Sie ist mir ähnlich! Du denkst noch an mich!" — Das glückliche Licht, das bei diesen Worten ihr Antlitz verklärte, ist nicht zu beschreiben.

Der Künstler drehte sich hastig um. „Ist das wahr? ist es wieder Dein Porträt? kann ich mich denn von diesen Zügen nie befreien! ...."

„Sie ist sehr schön!" sagte Flemming leise.

Erich hörte ihn nicht, er trat dicht an die Statue heran. „Also kein Ideal!" sagte er langsam mit heiserer Stimme, „also ein sehr irdisches Weib, meine Göttin der Kunst!" Er warf einen langen prüfenden Blick auf seine Statue, wie auf die Gesichter der Beiden und rief verzweifelnd: „Ich sehe sie jetzt mit fremden Augen, mit Euren Augen: zu diesen Zügen gehören diese Glieder nicht; es ist abermals mein alter Fehler, Kopf und Körper passen nicht zusammen. Sie ist auch verzeichnet, der Hals ist zu lang, wie konnte ich das nur übersehen? und die gezierte moderne Kleidung — sie sollte das moderne Leben bedeuten, — jetzt ist sie mir unerträglich geworden ...."

„Und doch ist so viel Schönes an Ihrem Werke!" wagte Flemming mit lautklopfendem Herzen den sich steigernden Redestrom zu durchbrechen.

„Viel Schönes!" brauste Wagner empor, „viel Schönes, was nützt das! Sie muß schön sein, ganz schön und ganz gut oder ganz schlecht, verpfuscht, verdorben. Sprechen Sie nichts mehr," sagte er dumpf, „Sie loben mich gegen Ihr besseres Wissen, die Statue ist schlecht. Ich sehe es jetzt. Warum zwangen Sie mich, sie zu beginnen? Ich sagte Ihnen, daß ich Nichts könne, Alles verlernt, vergessen habe, ein Handwerker sei, ein Tagelöhner, kein Künstler mehr, kein Künstler, kein Künstler! . . ."

Seine Rede verlor sich in leisem Stöhnen, er hörte nichts von Flemmings Worten des Lobes, der Ermuthigung, er bog sich vor, wie um sein Werk noch näher sehen und prüfen zu können, er schwankte, bebte und sank dann plötzlich mit dumpfem Wehlaut am Postament seiner Statue nieder. Die Beiden, die starr vor Mitleid ihn sich vorbeugen sahen, hatten nicht Zeit, ihm zur Hülfe zu eilen, ihn zu stützen, er lag am Boden, bevor noch Flemming hinzuspringen konnte, bevor Mercedes sich auf die Kniee warf, um ihn aufzufangen. Als sie seinen Kopf tröstend an ihrer Brust betten wollte, sah sie, wie ihm zwischen den zuckenden Lippen ein unaufhaltsamer Blutstrom hervorbrach. Flemming half ihr, ihn emporzurichten, lief, um Wasser zu schöpfen, zum Gave, den ein Windstoß plötzlich schäumend bewegte, rief um Hülfe — doch seine Stimme ward vom Rauschen und Brausen fast übertönt — schickte den Besitzer der benachbarten Bude zum Arzt, zum Apotheker, in's Hotel, zu den Sänftenträgern. Und indem er mit dem Wind um die Wette hin und herstürzte, in wahnsinniger Hast zu retten bestrebt, was nicht zu retten mehr war, sah er immer das Bild vor Augen: am Boden, zu Füßen der Statue, Mercedes, den thränenlosen Blick zum Himmel erhoben und auf ihren Knieen ihr Gatte sterbend. Es war die Pietà; dieselbe Gruppe, die der Künstler vorahnend geschaffen hatte.

Der Sturm, der so lang gebrütet hatte, war losgebrochen; wild tobend heulte er das Thal entlang, hob die losen Blätter unter den Bäumen, wirbelte sie hoch in die Lüfte und schleuderte sie, mit Staub vermischt, über die Dächer der Buden fort in den schäumenden Gave, dessen tanzende Wellen sie weitertrugen. Während der erste Donner krachte und aus der schwarzen Wolkenmasse, die den ganzen Himmel verfinsterte, ein Blitzstrahl zuckte, trugen die Männer in hastiger Eile, doch vorsichtig schreitend, den Kranken aus der vom Sturm gerüttelten Bude auf ihren Schultern heim in's Hotel. Ein neuer Windstoß hob das Tuch, mit dem man ihn zugedeckt hatte, wühlte in seinen feuchten Haaren, riß und zerrte an den schwarzen Kleidern der kleinen Frau, die in gleichem Schritte mit den Trägern angstvoll neben ihm einherging und jeden Tritt, jedes Schwanken und Stoßen, das er erlitt, bis in die tiefsten Fibern ihres Herzens schmerzzuckend nachfühlte. Als der traurige Zug in das Haus einbog, schleuderte der Sturm lautdröhnend die Thür zu, daß das Echo des Schlages in langgezogenem, donnernden Stöhnen die Halle durchtönte. Und mit entfesselter Gewalt raste er durch das Thal. In dem aus losen Brettern zusammengefügten Atelier hinter der Bude am Gave schaltete er, als sei hier sein Reich, riß die Latten vom Dach, warf sie gegen den Kopf der

Statue, stürzte das Gerüst zu Boden, das sie trug und zerstörte so in wenig Minuten das Werk, das seinem Schöpfer zum Unheil geworden. Der nächste Windstoß rollte die Trümmer aus dem Hofraum fort und fegte ihn leer von Schutt, bis auch die letzte Spur der Statue verschwunden war; die wild aufschäumenden Fluthen des Gave erfaßten und verschlangen gierig die hinabrollenden Thonklumpen, den Fuß, die ausgestreckte Hand, zuletzt das schöne edle Gesicht und leckten auf's Neue, nach Raub verlangend, am Ufer hinauf. Ob jene Reste im feuchten Grund schwer niedersinkend liegen blieben? ob sie der Fluß mit sich durch die Brückenbogen, durch die Schlucht und immer weiter schleppte, sie allmälig zerstückte, an dem Felsen zerstieß, im Vorwärtsfluthen zu Sand zerrieb, bis die Atome von der Göttin der wahren Kunst weit draußen bei Bayonne, über die Barre, in den offenen Ocean sich verloren?

Plötzlich, wie der Sturm sich erhoben hatte, legte er sich wieder und der Regen stürzte in großen Tropfen prasselnd auf die Dächer nieder, schwemmte die letzten verwehten Blätter fort vom Boden und senkte sich, mit seinen feuchten Schleiern Bäume und Berge und Häuser umhüllend, in regelmäßigen, dichten Strömen hinab in das Thal.

Auf dem langen, düstern Corridor im vierten Stock des Hôtel d'Angleterre mit seinen zahllosen Thüren zu beiden Seiten und dem großen Fenster am äußersten Ende, vor dem der Regen vorüberrieselte, ging Flemming mit vorsichtig gedämpften Schritten auf und nieder. Nun stand er horchend an der einen der Thüren, nun setzte er seinen Weg wieder fort, ruhelos, ununterbrochen und doch ziellos, gleich dem Regen draußen. Die Stunden verflossen, es dunkelte schon. In dem Hotel ging das tägliche Leben vieltönig weiter, aber von da drinnen kam keine Kunde. Die Nacht lag schwarz vor dem Fenster, die Lampen auf Treppen und Corridoren wurden entzündet; aus der Halle tönte Summen und heiteres Lachen der von der Tafel kommenden Fremden. Hier oben aber .... da öffnete sich leise die Thür .... Der Arzt, der herauskam, zuckte die Achseln: „Es mußte so kommen. Sagte ich es nicht, ein einziger Kummer könnte ihn tödten? Nun ist seine Statue ihm mißlungen ...."

„Sie ist nicht mißlungen, die Statue ist gut — bis auf einige Schwächen."

„Was wollen Sie? Er findet sie schlecht und muß daran sterben. Können Sie ihm die Ueberzeugung geben, daß die Statue vollkommen und fehlerlos ist, wie er sie erträumt hat? Nein? Nun also, so ist sein Urtheil doch wohl das rechte und er sah sie wirklich so, wie sie ist, als er sie zum ersten Mal fremden Augen enthüllte. Einen Moment vorher fand er sie noch schön, gehörte sie ihm noch allein, sah er noch sein Ideal in ihr — einen Augenblick später, da andere Blicke sie kritisch musterten, stand auch er ihr fremd und kalt, mit der schärfsten Kritik gegenüber."

„Und er muß sterben?" frug Flemming leise.

„Noch diese Nacht. Wäre irgend eine Hoffnung, ihn zu retten, ihn nur einen Tag noch am Leben zu halten, glauben Sie, ich ginge fort? So aber scheint mir, man läßt die Beiden am besten allein den letzten, schweren Abschied nehmen."

„Und sie?"

„Sie lebt und sie wird leben. Armes Kind! Sie begreift es selbst noch nicht, was ihr bevorsteht, doch mir bangt nicht um sie."

Der Arzt ging mit gleichmäßig festen Schritten die Treppe hinunter. Flemming blieb noch, wartend, ob er ihr nicht helfen, ihr beistehen könne. Es war nichts zu hören, kein Stöhnen, kein Schluchzen. Er wollte gehen, doch hielt ihn sein Herz noch hier zurück, und als er abermals näher trat, vernahm er ihre weiche Stimme. Wie eine Mutter ihr kleines Kind mit allen zärtlichen Liebesnamen in Schlummer singt, so sprach sie halb flüsternd; doch das mühsam erlernte Deutsch war in dieser Stunde vergessen und die Worte ihrer Heimath, die tiefen, vollen spanischen Laute klangen so schmerzlich durch die Stille: „Gachoncito, alma de mi alma, amigo de mi corazon, luz de mis ojos, Errigo de mis entrañas, Errigo, Errigo!"

Flemming wandte sich hastig ab; er schämte sich, hier wie ein Horcher zu stehen und die vom herbsten Schmerz erpreßten Seufzer eines stolzen Herzens zu belauschen. — „In dieser Stunde läßt man die Beiden am besten allein!" wiederholte er die Worte des Arztes und schlich sich tastend den finstern Vorplatz und die lange Treppe durch das nächtlich stille, schlafende Haus in seine eigene Wohnung hinunter. —

Auf dem kleinen Kirchhof von Cauterets ward Erich Wagner drei Tage später zur Gruft gebettet und Flemming bestimmte, daß in einer Nische an seinem Grabstein die Gruppe der Pietà angebracht werde. Mercedes nickte, als er ihr davon sprach, sie wollte ihm für seine Sorgfalt danken, doch die Stimme versagte ihr; noch jetzt versuchte sie zu lächeln, aber es war nur ein schmerzliches Zucken der bleichen Lippen; unter ihren langen Wimpern sahen zwei traurig graue Augen glanzlos hervor, das durchsichtig helle, grüngoldige Licht, das sonst sonnenartig ihr Lächeln verklärte, war verlöscht und erstorben. Sie bat den Fremden, der ihr wie ein Bruder in diesen Tagen zur Seite stand, den sie als ihres Mannes Landsmann wie seinen Freund und Beschützer ansah, als letzten Liebesdienst für den Todten, ihr seine Hilfe leihen zu wollen: sie müsse fort, sonst komme ihr Vater. Der weiße Mönch, der sie täglich besuchte, hatte ihr durch ein unbedachtsames Wort verrathen, daß Don Miguel unterwegs sei, sein Kind zu holen.

„Und ich will und werde nicht zu ihm gehen," sagte sie, leidenschaftlich den Kopf zurückwerfend, „nie, nie! Jetzt mir von ihm verzeihen lassen, jetzt, nachdem mein Erich gestorben, wieder daheim und im Ueberfluß leben, das wäre ein Verrath an dem Todten. Nein, nie!" — Ein finster entschlossenes Feuer sprach aus ihrer Haltung.

„Was gedenken Sie zu thun? Was kann ich beginnen, um Ihnen zu helfen?" frug Flemming ergeben.

„Lassen Sie mich morgen mit Ihnen reisen, dann kann mir Padre Joaquin nicht folgen, mein Vater erfährt dann nicht gleich, wo ich bin."

„Mit mir, nach Deutschland! Sie wollen mir gestatten, für Sie zu sorgen, Ihnen zu helfen ein Leben zu gründen?" rief Flemming mit kaum verhaltenem Jubel.

Sie aber wiegte verneinend das Haupt. „Was soll ich in Deutschland,

wenn er nicht mehr dort ist? Ich will kein neues und fremdes Leben, mein Leben ist fertig und abgeschlossen. Ich war jung und wollte glücklich sein, mir das Glück mit Gewalt erobern. Ich habe gelernt, daß man das nicht kann. Nun will ich nicht mehr für mich selbst, sondern nur noch für Andere leben, ich weiß am besten, was Unglück ist, ich will versuchen, Unglücklichen zu helfen. Vor Allem aber bedarf ich der Ruhe, bedarf ich, da man nicht vergessen kann, der stetigen Arbeit, die meinen Erinnerungen nicht Zeit läßt, mich schwach zu machen. Sie sehen, ich denke sehr vernünftig, ich sorge sogar für meine Zukunft, da ich nun doch einmal bestimmt bin, die, die ich liebte, zu überleben."

„Und wo denken Sie Ruhe und Arbeit zu finden?"

„In Lourdes."

„In Lourdes! An der Grotte?"

„Nein, im Kloster. Die Priorin war meiner Mutter Freundin, sie ist Nonne geworden, weil sie unglücklich liebte, sie wird begreifen, daß auch glückliche Liebe zum tiefsten Unglück werden kann. Sie wird mich aufnehmen und beschützen."

„Und Sie, Sie wollen Nonne werden? So jung, so . . ."

„Ja, ich will. Ich bin neunzehn Jahre alt, das klingt sehr jung und ist doch genug, um mit dem Leben fertig zu sein. Als Spanierin ist mir der Glaube mit dem ganzen Dasein so verwebt, so tief verbunden, mir im Glück wie im Unglück so unentbehrlich, daß ich in ihm nur Zuflucht finden, in ihm nur zur Ruhe kommen kann. So will ich mich denn der Jungfrau weihen, in ihrem Namen Kranke pflegen und Elende trösten und zu allen Stunden will ich beten für meine Lieben, für meine Todten . . . Sie begreifen mich nicht, weil Sie nicht glauben. Er hat mich darin auch nie begriffen . . . Und gerade deshalb muß ich für ihn, muß ich für das Heil seiner Seele beten."

Was auch Flemming dagegen sagte, was er auch that, um ihr abzureden, damit sie zum Mindesten mit dem Entschluß noch warten möge, sie blieb unbewegt. Sie war trotz aller Leiden, trotz Reue und Kummer doch noch immer die Marquesita, die nur ihrem eigenen Willen gehorchen, nur ihrer Leidenschaft folgen konnte. So that sie auch hierin das, was sie für Recht hielt und ließ sich von keinem Andern bestimmen.

Flemming geleitete sie nach Lourdes. Der Wirth, der Arzt, père Mathieu des ours und viele Andere umstanden mit Thränen im Auge Abschied nehmend den Wagen, der weiße Mönch, Padre Joaquin, wollte sie fast gewaltsam zurückhalten, sie aber dankte Allen freundlich, bestellte dem Mönch einen Gruß an ihren Vater und ließ sich nicht halten. So fuhren sie durch die Gassen von Cauterets, durch die herrliche Schlucht nach Pierrefitte hinunter, durch die lachenden Fluren des Argélésthals zwischen Wein und Maisfeldern, hinter ihnen am leuchtenden Himmel die schneebedeckten Spitzen der Hochpyrenäen. Aber in der schönen, nach jenem letzten Gewitter schon herbstlich farbenreich heitern Landschaft war es dem Deutschen drückend schwer zu Muth. Wenn er das stille, bleiche Gesichtchen neben sich ansah, mußte er denken, daß die schwarzen Haare, die das zarte Oval so weich umrahmten, fallen, die schlanken Glieder in dicke, formlos schwere Gewänder eingehüllt werden, das schmale Köpfchen unter einer steifen,

weißen Haube fast verschwinden und die feinen Kinderhände, die ihr leicht verschlungen im Schoße ruhten, grobe Arbeit für Arme und Kranke täglich dienstwillig verrichten sollten! Und sie schien nicht einmal zu begreifen, wie sehr der Gedanke ihn leiden machte! Wie gern hätte er beim letzten Abschied — als sie in dem Zimmer der Priorin, einer salbungsvoll würdigen Dame, ihm Lebewohl sagte, ihm nochmals für alles Gute dankte, das er Erich gethan hatte — ihr zugerufen: Ach, Mercedes, ich that es ja Alles nur für dich! . . . Sie hätte ihn aber kaum verstanden, denn sie liebte den armen Erich Wagner so treu und so ausschließlich heute, wie sie ihn geliebt hatte seit dem Tage, an dem sie vor drei Jahren hier vor der Grotte der Jungfrau gelobte, sein Weib zu werden. So fand denn das Drama ihres Lebens, wie es in Lourdes begonnen hatte, auch hier sein Ende.

Mère Thérèse hatte Flemming versprochen, daß er Tag und Stunde erfahren solle, wann die Marquesita wirklich als Nonne eingekleidet würde; mit diesem Troste mußte er gehen. Das Abschiedsweh noch in Kopf und Herzen schritt er an den Heiligenverkäufern, den schreienden Händlern mit Rosenkränzen, Kerzen und Amuletten vorüber zur Grotte, wo die Wallfahrer knieten, während ein Beamter am Gitter die schweren Wachskerzen in Empfang nahm, die der Priester feierlich weihte. Alles drängte sich zu dem Eingang, über welchem die Statue der Jungfrau mit gefalteten Händen am Felsen steht, die Worte: „Je suis l'immaculée conception" in Goldbuchstaben gleich einem Glorienschein um das Haupt, wo viele hundert Krücken der wunderbar durch sie Geheilten aufgehängt sind. Der Steinfußboden bis zum Gave war mit Knienden bedeckt, Andere wuschen sich an der Leitung des heiligen Wassers, oder füllten es in Krüge, um es zu weiterem Heilgebrauche heim zu nehmen. Doch Flemming hatte keinen Blick für das fromme Getriebe, für die Verschiedenheiten der Stände, die sich hier in gläubiger Andacht vereinten; er hatte das Auge unverwandt auf die Klostergebäude drüben gerichtet. Zwischen den langen Zügen der Wallfahrer stieg er langsam den Berg hinauf. Während aber die frommen Scharen mit Lobgesängen auf die Jungfrau in die neue, gothische Kirche zogen, die gerade über der Grotte erbaut ist, während drinnen das Glöckchen der Messe leise ertönte und sich aus den Räucherfässern, die blauweißgekleidete Chorknaben schwenkten, dichte Wolken duftigen Weihrauchs über die knienden Beter ergossen, blieb er draußen vor der Kirche, am Steingeländer des Felsplateaus stehen. Er hatte wieder seinen Blick auf die weite, abendlich blasse Ebene hinabgerichtet und auf das Kloster am Rande des Flusses. Dann wandte er sich und schaute zurück auf das Städtchen mit seiner Schloßruine, auf die Berge, die sich weiter und weiter im Argélèsthal und dahinter thürmen; er sah als höchste und fernste der bläulichen Spitzen den Vignemale, den er kürzlich erstiegen hatte, die Berge am Cirque von Gavarnie, in die einst Roland und sein Begleiter, der Ahnherr der Silva, Breschen geschlagen, die zackigen Felsen, die Cauterets umgeben, in deren Schoße der Bildhauer ruhte. Und als er dorthin sah, tönte von unten vor der Grotte der Gesang ihm an's Ohr, in dem die Wallfahrer zur Jungfrau flehten:

Vois à tes pieds la France qui t'adore,
Rends lui la paix, l'amour et le bonheur!

— Frieden, Liebe und Glück, wiederholte er leise, wer doch so gläubig wie diese Frommen um inneren Frieden beten könnte!

Ihm war, als müsse, gleich jenen Beiden, auch er im Schutze der Pyrenäen sein Leben beschließen, als könne das Schmerzliche, das er erlebt, ihn nie und nimmer mehr frei werden lassen, als müssen Reue und Sehnsucht und das Erinnern an ihre Augen ihn künftig auf allen Wegen begleiten. Und seufzend schied er mit feuchten Blicken von dem Kloster unten, den Höhen drüben und stieg die Straße zur Stadt hinunter.

Eine Stunde später trug der Bahnzug Heinz Flemming nach Norden, durch die Ebene der Gironde nach Hause, zur täglichen Arbeit, zum fleißigen Schaffen — fort aus dem Banne der Pyrenäen.

Das römische Afrika.

Von

L. Friedländer.

Zu dem östlichen Theil des römischen Weltreichs, in welchem bis zum Ausgange des Alterthums die griechische Sprache die herrschende blieb, gehörte in Afrika (außer dem von den Alten zu Asien gerechneten Aegypten) nur die Provinz Cyrenaica (Barka). Dagegen in den sämmtlichen westlichen Ländern, welche dem heutigen Tripolis, Tunis, Algerien und Marocco entsprechen, war das Latein die amtliche Sprache, so wie die aller höher Gebildeten.

Seit dem 17. Jahrhundert haben europäische Gelehrte, welche die verschiedensten Veranlassungen auf längere oder kürzere Zeit nach Nordafrika führten, die dort zu Tausenden vorhandenen römischen Inschriftsteine copirt, oder nach Europa gebracht. So der 1667 zur Behandlung eines Bey nach Tunis gerufene Pisaner Arzt Pagni, der 1724—25 zur Loskaufung von Christenklaven dorthin gesandte Bruder des Ordens de la Merced Ximenez, der französische Naturforscher Peyssonel, der englische Geistliche Shaw (in Algier), der Leipziger Professor der Medicin Hebenstreit (1733), welcher letztere gelegentlich bemerkt, daß ein Medicus eigentlich vermeiden soll, Leichensteine abzuschreiben. Auch der englische Consul in Algier Bruce de Kinnaird, ein Schotte (1765), der holländische vom Bey von Tunis 1796 dorthin berufene Ingenieur Humbert, der ehemalige Officier Mürat's Graf Camillo Borgia, der als Verbannter in Tunis 1817 starb; der englische Reisende Grenville Temple (1832—33), der dänische Consul in Tunis, Falbe († 1849) haben sich um die Erforschung der römischen Inschriften und sonstigen Alterthümer Afrika's Verdienste erworben.

Für diese begann mit der Eroberung Algeriens durch die Franzosen, namentlich seit der Einnahme von Constantine 1837 eine neue Epoche. Das überaus reichlich zuströmende Material rief eine umfassende, immer wachsende, fast ausschließlich französische Literatur in's Leben, an der sich namentlich Officiere in anerkennenswerther Weise betheiligt haben. Das große vom Staate veröffentlichte Werk „Exploration scientifique de l'Algérie pendant les années 1840—1845", enthält natürlich auch eine auf das römische Alterthum bezügliche Abtheilung. Ein Theil der in der Provinz Constantine gemachten Funde wurde

in dem 1845 begründeten Musée algérien du Louvre vereinigt. Der größte Kenner der römischen Epigraphik in Frankreich Léon Renier veröffentlichte die Texte der von ihm in zwei Bereisungen Algeriens gesammelten „Inscriptions de l'Algérie" (1855—58): ein trotz mancher Mängel höchst verdienstvolles Werk. Die Berliner Akademie, welche zum ersten Male eine Sammlung sämmtlicher römischer Inschriften unternommen hat, (ein Werk, das seit 1863, wo der erste Band erschien, bereits zu einer stattlichen Reihe von Folianten angewachsen ist, und sich der Vollendung nähert), beauftragte mit der Sammlung der römischen Inschriften Afrika's den Straßburger Professor Gustav Wilmanns (geb. zu Jüterbogk 1845), der Tunis und Algerien zu diesem Zweck 1873—76 bereiste, doch ehe er die Ausgabe der gesammelten Inschriften beenden konnte, der Wissenschaft durch einen allzufrühen Tod entrissen wurde (1878). Seine Arbeit war eine überaus schwierige und gefahrvolle gewesen. Es gehört schon eine nicht gewöhnliche Selbstverleugnung dazu, oft Tage lang auf der Erde liegend, in der Gluth der afrikanischen Sonne, oder in Schnee und Regen Inschriften abzuschreiben, von denen ein großer Theil nur Namen und Alter von obscuren Verstorbenen angibt. Außer den Gefahren, die jedem, das Innere des Landes in allen Richtungen durchstreifenden Reisenden von der Feindseligkeit der Eingebornen drohen, hatte Wilmanns auch mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihm als Preußen von französischer Seite in den Weg gelegt wurden. Erkundigungen behufs Beantwortung topographischer Fragen durfte er nicht wagen, da man dabei andere als wissenschaftliche Zwecke vorausgesetzt hätte. Mehr als einmal stieß er auf das feindseligste Uebelwollen. Der Commandant von Tebessa, der ein halbes Jahr in preußischer Gefangenschaft gewesen war, that Alles, was er vermochte, um ihm den Zutritt zu den dortigen Ueberresten des Alterthums unmöglich zu machen. Der französische Archäolog Masqueray, der bei seiner Untersuchung der Ruinen von Thamugadi die Nachricht von Wilmanns' bevorstehender Ankunft erhielt, ließ die dortigen römischen Inschriftsteine so viel als möglich verschütten; doch war Wilmanns mit Hilfe eines aus dem Elsaß stammenden französischen Obersten im Stande, sie größtentheils wieder auszugraben. Gegenüber diesen unerfreulichen Erfahrungen darf nicht verschwiegen werden, daß zwei hervorragende Forscher, Héron de Villefosse und der jetzige französische Botschafter in Constantinopel (früher Gesandter in Marocco), Charles Tissot, dem Unternehmen der Berliner Akademie die wohlwollendste und entgegenkommendste Theilnahme bewiesen haben. Renier, der früher seine Mitwirkung bei demselben zugesagt hatte, verweigerte sie später durchaus.

Uebrigens geschieht von der französischen Regierung zur Erhaltung der römischen Denkmäler in Algerien nicht bloß sehr wenig, sondern sie werden zum großen Theil geflissentlich zerstört. Das in seiner Art einzige, für die Kenntniß des römischen Militärwesens höchst wichtige römische Standlager zu Lambessa, das im Jahre 1844 noch vortrefflich erhalten war, hat seitdem als Steinbruch für Neubauten dienen müssen und ist theils bis zur Unkenntlichkeit entstellt, theils abgebrochen. Auch ein französischer Gelehrter beklagt „le vandalisme des entrepreneurs de travaux publics, ces implacables destructeurs, dont nous

désespérons d'avoir jamais raison." Selbst aus dem Museum von Constantine sind römische Inschriftsteine als Baumaterial verkauft worden.

Die bei Wilmanns' Tode noch nicht zur Hälfte gedruckte Ausgabe der lateinischen Inschriften des römischen Afrika, die in der Zahl von etwa 11,000 zwei Foliobände füllen, hat Mommsen im vorigen Jahre vollendet. Sie bilden die Hauptgrundlage unserer Kenntniß dieser Provinzen unter der Herrschaft der Römer.

I.

Das von der großen Syrte (dem Meerbusen von Sort) bis zum Atlantischen Ocean sich erstreckende, nordafrikanische Küstenland ist seit unvordenklicher Zeit von einer in viele Stämme gespaltenen, doch nach edler Körperbildung, heller Hautfarbe, Sprache, Sitte und Cultur gleichartigen Bevölkerung bewohnt gewesen, welche die Griechen unter dem Namen der Libyer zusammenfaßten. Die Benennung „Nomaden" beschränkte sich bei den Römern, in deren Munde sie „Numider" lautete, auf die Bewohner des westlich an Karthago grenzenden Gebietes; dagegen wurde bei ihnen der Name der Bewohner des westlichen Küstenlandes „Mauren" (griechisch Maurusier) mit der Zeit immer allgemeiner für die eingeborne Bevölkerung der ganzen Küste. Die arabischen Eroberer bezeichneten diese als Berbern (wohl das römische Barbaren) oder als Stämme (arabisch Qabail, französisch Kabylen). Sie selbst nennen sich Amazig oder Amaschek, welchen Namen nur die Nomaden der großen Wüste, die von den Arabern sogenannten Tuâreg in der Form Imoschak beibehalten haben. Noch jetzt werden die Berbersprachen von den Grenzen Aegyptens bis zum Atlas vereinzelt, dagegen in diesem Gebirge und der großen Wüste fast ausschließlich gesprochen.

Dies ganze Küstenland war Hauptziel und Gebiet einer großartigen Einwanderung und Colonisation, welche schon sehr früh in verschiedenen Phasen von dem schmalen Küstenstreifen zwischen Kleinasien, dem syrischen Hochland und Aegypten (Kanaan d. h. Ebene, griechisch Phönike) sich gegen Westen bewegte; noch in der christlichen Zeit nannte der afrikanische Bauer sich Kanaaniter. Diese Colonisation scheint in älterer Zeit hauptsächlich von Sidon, seit dem Aufblühn der Seemacht von Tyrus (wohl im zwölften Jahrhundert) vorzugsweise von diesem ausgegangen zu sein; sie erhielt eine außerordentliche Verstärkung durch den Verlust der Selbständigkeit des Mutterlandes an die assyrischen, babylonischen, persischen Eroberer. Die phönikische Gründung der nordafrikanischen Städte ist vielfach durch ihre Namen bezeugt, namentlich die zahlreichen mit Rus (hebräisch Rosch, d. h. Kopf, Vorgebirge) und Kart (Stadt) zusammengesetzten. Die Zahl dieser Stadtgemeinden war, wie auch im Kanaanitischen Mutterlande ungemein groß. Originalphönicische Gründungen waren namentlich Hadrumetum (Susa), Groß-Leptis (Lebda bei Tripoli), beide Hippo (Ippo Festung) Utica (d. h. Station, Ansiedelung, nach der Tradition von Tyrus um 1100 gegründet) und Karthago (Neustadt). Erst von Karthago sind wohl die Gründungen in dem westlichen Küstenstrich, wie Icosium (Algier), Jol, später Cäsarea (Scherschel), Abila (Ceuta), Tingis (Tanger) und an der atlantischen Küste wie Lixus und Sala (Rebat-Saleh) ausgegangen. Nach Eratosthenes sollen die am

hohen Atlas wohnenden Pharusier dort 300 phönicische Ortschaften zerstört haben: eine Nachricht, die freilich schon im Alterthum als fabelhaft galt. Doch die um 470 v. Chr. zur Gründung von Libyphönikerstädten an der atlantischen Küste unter Hanno's Führung unternommene Expedition bestand aus 60 Fünfzigruderern, die 30,000 Männer und Frauen nebst Mundvorrath und den übrigen Zurüstungen an Bord hatten.

Karthago gelangte mit der Zeit zur Herrschaft über sämmtliche Phönikerstädte Afrika's; nur Utica bewahrte eine gewisse Selbstständigkeit. Groß-Leptis soll an Karthago täglich einen Tribut von einem Talent (4 715 Mark) entrichtet haben. Die Gesammtheit sowohl der altphönikischen als der karthagischen Gründungen umfaßte der Name Libyphöniker, eine staatsrechtliche, nicht ethnographische Kategorie; schon im Alterthum irrthümlich als Bezeichnung eines Mischvolkes verstanden. Das phönikische (punische) Wesen übte ohne Zweifel einen starken Einfluß auf Sprache und Cultur der Libyer, deren civilisirtere Stämme für ihre Sprache das phönikische Alphabet annahmen. Auch scheint der Uebergang dieser wohl, soweit es Nomaden möglich ist, von jeher auch feldbautreibenden Bevölkerung zu einem seßhaften Leben mit intensivem Acker- und Gartenbau sich unter phönikischem Einfluß vollzogen zu haben. Die unter hartem Druck gehaltenen, mit hohen Steuern belasteten und zum Kriegsdienst gezwungenen Libyer waren im Allgemeinen den Karthagern feindlich gesinnt.

Die Herrschaft Karthago's erstreckte sich in der Zeit seiner höchsten Macht von der tripolitanischen Wüste bis zum atlantischen Meere, im Westen (Marocco und Algerien) sich mit oberflächlicher Besetzung der Küste begnügend, aber in den reicheren östlichen Gebieten (Constantine und Tunis) auch das Binnenland umfassend und seine Grenze in fortwährenden Kämpfen gegen die Nomadenstämme des Innern weiter gen Süden vorschiebend.

Nachdem seine Großmachtsstellung durch die beiden punischen Kriege gebrochen war, wurde sein Gebiet durch die fortwährenden Uebergriffe des unter römischem Schutze stehenden Königs Masinissa, des Gründers eines numidischen Reiches mit der Hauptstadt Cirta (Constantine), dermaßen geschmälert, daß bei der Zerstörung Karthago's 146 v. Chr. von demselben nur noch das Land vom Flusse Tusca (Wed Zain, Wed Berber) bis südlich nach Thenä (Henschir Tine) am Meerbusen von Gabes übrig war. Dies wurde damals zur römischen Provinz Afrika gemacht, zu welcher nach dem Kriege mit Jugurtha noch Groß-Leptis oder der ganze District von Tripolis geschlagen wurde.

Im Jahr 29 v. Chr. vereinigte August mit dieser Provinz auch das numidische Reich (dessen König Juba er durch Mauretanien entschädigte), so daß die neue Doppelprovinz nun im Westen bis zum Flusse Ampsaga (Wed Rumel oder Kebir) im Osten bis zur Cyrenaica reichte. Sie war nun unter den vom Senat verwalteten Provinzen die vornehmste. Ihr Statthalter, der den Titel Proconsul führte, wurde (so wie der, der im Range zunächst stehenden Provinz Asia) aus den Consularen durch's Loos bestimmt; er bezog ein Gehalt von einer Million Sesterzen (217,521 Rm.), hatte zwölf Lictoren und war der einzige senatorische Statthalter, unter dessen Befehl eine Truppenmacht (eine Legion nebst den dazu gehörigen Hilfstruppen) stand. Die Provinz war in die drei Districte

von Karthago, Hippo regius und Hadrumetum oder Tripolis getheilt, deren Verwaltung die dem Proconsul untergebenen Legaten führten.

Seit 37 nach Chr. erfolgte hier eine Theilung der Gewalt dadurch, daß der nun vom Kaiser ernannte Befehlshaber (Legat) der Legion selbständig das eine militärische Besatzung erfordernde Gebiet der Provinz regierte. Er stellte dem Proconsul das Detachement, dessen dieser bedurfte (eine Cohorte, etwa 500 Mann); in der ganzen proconsularischen Provinz wurden die Straßen von seinen Truppen gebaut und unterhalten. Trotzdem blieb die Doppelprovinz Afrika-Numidia ungetheilt, und erst unter Septimius Severus scheint es üblich geworden zu sein, das Gebiet des Legaten als Provinz Numidien zu bezeichnen. Die Erhebung und Verwaltung der Abgaben und Gefälle lag in Afrika-Numidia nicht wie in den übrigen Provinzen in der Hand eines, sondern mehrerer kaiserlicher Finanzbeamten (Procuratoren), was schon die ungeheure Ausdehnung der dortigen kaiserlichen Domänen nothwendig machte; jeder derselben war auf seinen Bezirk beschränkt. Diese Eintheilung in Finanzbezirke blieb von der Theilung zwischen dem Proconsul und Legaten unberührt, die Finanzbezirke gehörten zum Theil zu den Gebieten beider.

Mauretanien (das Land westlich vom Flusse Ampsaga bis an's atlantische Meer) war noch zu Anfang der Kaiserzeit ein Königreich, das August wie gesagt dem früheren König von Numidien Juba II. verlieh, der 23 n. Chr. starb. Sein Sohn, König Ptolomäus wurde von Caligula nach Rom berufen und dort 40 n. Chr. ermordet, und Kaiser Claudius machte aus seinem Lande die beiden durch den (jetzt Oran von Marocco trennenden) Fluß Mulucha abgegrenzten Provinzen Mauretania Tingitana mit der Hauptstadt Tingi (Tanger) und Cäsariensis mit der Hauptstadt Cäsarea, früher Jol (Scherschell in Oran). Regiert wurden beide von zwei, zuweilen nur einem Procurator ritterlichen Standes. So blieb es bis 288, wo Mauretania Cäsariensis in Cäsariensis und Sitifensis getheilt, Tingitana zum District der spanischen Provinzen gezogen wurde. Mauretanien hatte seine eigene Zollverwaltung.

Zur Vertheidigung der Doppelprovinz Afrika-Numidia stand dort seit der Organisation des römischen Heerwesens durch August die dritte Legion nebst den dazu gehörigen leichten Hilfstruppen zu Fuß und zu Pferde, im Ganzen etwa 10,000 Mann. Sie behielt diesen Standort mindestens dreihundert Jahre lang und wurde sehr selten (wie in den Marcomannenkriegen und den Partherkriegen des Severus 198 und 216) außerhalb Afrika's verwendet; im Jahre 238 aufgelöst, scheint sie 253 wieder hergestellt worden zu sein, und hat auch nach der neuen Organisation durch Diocletian fortbestanden. Ihr Standlager war anfangs Theveste (Tebessa), später etwa seit 123 n. Chr. Lambäsis (Lambessa), wo neben demselben ein Dorf entstand, das allmälig zur Stadt anwuchs. Dort wohnten die Frauen der größtentheils verheiratheten Soldaten, und deren Kinder werden zahlreich in die Legion eingetreten sein, die sich überhaupt ganz vorwiegend in Afrika selbst recrutirte. Dies ergibt sich aus den Grabsteinen der Soldaten, auf denen verhältnißmäßig selten Geburtsorte in anderen Ländern angegeben sind. Dagegen hatte Mauretanien (mit Ausnahme der Jahre 238–253, wo dort statt der aufgelösten dritten die zwei und zwanzigste Legion stand

keine Legion, sondern nur Hilfstruppen und zwar wie es die unaufhörlichen Kämpfe mit den Eingebornen erforderten, mehr Reiterei als Fußvolk. Wir kennen dort 11—12 Reiterabtheilungen (welche theils 500, theils 1000 Mann stark waren), und nur 6 Infanteriecohorten (zu 1000 Mann). Größtentheils gehörten diese, in sehr verschiedenen Ländern recrutirten Corps zu den leichten Truppen, wie unter den Reitern die Mauren, Parther, Tibiscenser (aus Dacien) unter dem Fußvolk die Musulamier (ein Nomadenstamm der Wüste) und die syrischen Bogenschützen.

Während die punische, an städtisches Leben gewöhnte Bevölkerung der römischen Herrschaft in Afrika keinen Widerstand entgegensetzte, mußte die libysche (berberische) Bevölkerung großentheils gewaltsam in Botmäßigkeit erhalten werden. Unter den „Stämmen" (nationes, gentes), die dort den Römern gehorchten (man zählte deren in der Doppelprovinz im ersten Jahrhundert 516), hat städtisches Leben niemals Wurzel geschlagen; sie werden bis auf Justinian als besonderer, von den Städten unterschiedener Theil der Bevölkerung unter ihren Häuptlingen (principes) angeführt. Obwohl dem Namen nach dem römischen Reich unterthänig, verhielten sie sich sehr oft feindselig gegen dasselbe und lassen während der ganzen Periode der römischen Herrschaft ebenso wenig eine Veränderung ihres Zustandes erkennen, als eine solche nachher stattgefunden hat: wie sie denn auch nach Ausbreitung des Christenthums ihren heidnischen Gebräuchen treu blieben. „Gleich Raubvögeln, die durch den Reiz des Blutes noch schrecklicher verwildert sind", brachen ihre leichtbewaffneten, pfeilschnellen Reiterschwärme, unter denen auch Frauen und Kinder kämpften, immer von Neuem hervor; die festen Plätze umgehend, den Zusammenstoß mit regelmäßigen Truppen vermeidend, verwüsteten sie das flache Land, die Gehöfte und Dörfer, tödteten die Bauern, schlugen Bäume und Weinstöcke nieder, verbrannten den Hausrath, trieben Heerden und Gefangene mit sich fort; „die Weiber, damit sie ihnen gebären, die Kinder, damit sie ihnen im Kriege dienen sollten." Wurden sie auseinandergesprengt, so fanden sie Zuflucht und Unterstützung bei den unabhängigen Stämmen. Tacfarinas, ein Häuptling der am Djebel Aurès wohnenden Musulamier, behauptete sich sieben Jahre lang (17—24 n. Chr.) gegen die römischen Feldherren mit Hilfe von Mauren, Gätulern und Garamanten; und der Schauplatz dieses Krieges erstreckte sich von der Grenze Mauretaniens bis zum Fezzan. Die Razzias der Römer endeten zuweilen mit der völligen oder fast völligen Ausrottung einzelner Stämme, und der kleine Krieg hörte wahrscheinlich nie ganz auf. Der Dienst der Truppen war ohne Zweifel schwer und hart. Die dritte Legion war auf viele und weit auseinander liegende, zum Theil sehr tief in's Innere vorgeschobene Posten vertheilt, namentlich in der tripolitanischen Wüste (wie zu Bondjem, Gharia el Garbia, Gadames), und von dort in weitem Bogen bis an die Südostgrenze von Mauretanien. Einige Grabsteine von Legionssoldaten melden den Tod im Gefecht. Einen noch schwereren Dienst hatten die Truppen in Mauretanien, wo in verhältnißmäßig kurzen Pausen immer von Neuem größere Feldzüge gegen die Stämme geführt wurden, von denen im zweiten Jahrhundert vier von den Geschichtsschreibern verzeichnet sind. Behufs energischer Kriegführung wurde die Statthalterschaft dann wohl in die Hand eines, statt zweier Procuratoren gelegt,

falls nicht eine Unterstützung der dortigen Truppen durch ein größeres Heer unter einem kaiserlichen Legaten erforderlich war. Schon unter Antoninus Pius mußten Truppen aus Spanien nach Tingitana commandirt werden; unter Marc Aurel fielen die Mauren in Spanien ein; der Krieg gegen den Fünfstämmebund in Mauretanien, der schon 260 geschlagen und zersprengt worden war, dauerte von 285—297. Die ganze Kaiserzeit hindurch bis zu dem Kriege der Mauren unter Justinian sind die römischen Jahrbücher angefüllt mit Berichten über Aufstände, Kriege und kleine Einfälle der Mauren in das römische Gebiet, von denen auch die Denkmäler häufig Kunde geben. Die großen römischen Besitzungen waren daher in Mauretanien (nach Ammian's Bericht in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts) nach Art von Städten ummauert; auch die Häuptlinge der Stämme befestigten ihre Wohnsitze in dieser Weise.

Andrerseits suchten auch die Römer die Eingebornen durch Zugeständnisse zu gewinnen und ihre Kriegstüchtigkeit für ihre Heere zu verwerthen. Unabhängigen Stämmen wurden Wohnsitze im römischen Gebiet angewiesen: so während des Krieges mit Tacfarinas einem Theil der Musulamier, die wir hundert Jahre später in der Provinz Afrika angesiedelt finden; einem Stamm der Numider in Mauretania Sitifensis durch einen kaiserlichen Procurator „aus Gnade des Kaisers Hadrian". Die Hoheit über die unterworfenen und abhängigen Stämme übten die Römer durch militärische Präfecten vom Ritterstande, wie die Franzosen früher durch die „bureaux arabes"; doch findet sich auch eine civile Centralbehörde zur Oberleitung der Angelegenheiten der Stämme. Diese dienten vielfach in den römischen Heeren, auch gegen ihre eigenen Landsleute, erwerben zuweilen das römische Bürgerrecht, und Einzelne schwangen sich durch militärisches Verdienst zu hohen Stellungen auf. Lusius Quietus, ein maurischer Häuptling aus einem obscuren und abgelegenen Grenzdistrict, der sich unter Trajan an der Spitze seiner Reiterei im dacischen und parthischen Kriege ausgezeichnet hatte, erhielt sogar im Jahr 115 das Consulat. Uebrigens erwähnt es Procopius als eine alte Sitte, daß selbst römerfeindliche Häuptlinge die Anerkennung ihrer Herrschaft durch den römischen Kaiser nachsuchten und erhielten; sie erfolgte durch die Verleihung gewisser Insignien. So hält sich auch gegenwärtig kein Scheikh, Kaid, Aga oder Khalifa in seiner Würde befestigt, ehe er nicht einen Investiturburnus aus den Händen eines französischen Beamten erhalten hat.

II.

Im Großen und Ganzen ist die eingeborne Bevölkerung Nordafrika's jeder höheren Cultur im Alterthum ebenso unzugänglich geblieben, als in neuerer Zeit, und ihre Zustände haben sich daher in so vieler Beziehung seit Jahrtausenden unverändert erhalten. In den heutigen Berbern und Kabylen tritt uns derselbe Menschenschlag entgegen, wie in den Libyern, Numidern, Mauren der Römerzeit: „schlank und sehnig, von unermüdlicher Ausdauer und erstaunlicher Leistungsfähigkeit, Meister im Rossetummeln, ausgestattet mit rascher Auffassung und dem Triebe sich zu bethätigen, gewandt und verschlagen, stolz und tapfer, aber auch nach Bedarf treulos, räuberisch und habsüchtig." Der bei ihnen zum Uebermaß ausgebildete Trieb der freien Selbstbestimmung spaltet sie in lauter kleine

demokratische Gemeinschaften, deren von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Parteiungen (Soffs) die Kraft ihres Widerstandes gegen einen gemeinsamen Feind lähmen und ohne Zweifel von den Römern soviel als möglich zu ihrer Niederhaltung benutzt worden sind. Von den Arabern (Beduinen) unterscheiden sie sich in mehr als einer Beziehung zu ihrem Vortheil. Jene sind in Zelten wohnende, umherschweifende, der Arbeit abgeneigte, am liebsten von Raub und Plünderung lebende Nomaden; die Kabylen sind arbeitsam und auf Erwerb bedacht, und führen als Ackerbauer in steinernen Häusern ein seßhaftes Leben.

Im Alterthum stand die Cultur im östlichen Theil des Landes höher als im westlichen, wo die Bevölkerung immer eine vorwiegend nomadische blieb. Die Mauren wohnten nach Schilderungen aus dem ersten und zweiten Jahrhundert nach Chr. in leichten Hütten, die ohne Zweifel den jetzigen Gurbis der Kabylen und Beduinen glichen: aus Strauchwerk und Reisern gebaut, statt des Daches etwa von einem alten Zeltdach überspannt, ohne Thür dem Wind und Wetter offen, von einer Brüstung aus aufgeschichteten Steinen und einer undurchdringlichen Dornhecke umgeben. Männer und Weiber schweiften, mit Thierfellen bekleidet, auf ungesattelten, mit Stricken gelenkten Pferden umher und wahrscheinlich gibt die Schilderung Procop's (im 6. Jahrhundert) ein ebenso treues Bild von ihrer Lebensweise während des ganzen Alterthums, wie sie auf die der heutigen Beduinen buchstäblich paßt. „Das Leben der Maurusier," sagt er: „ist das härteste. Sie wohnen Sommers und Winters und zu jeder anderen Jahreszeit in Hütten, in welchen die Luft zum Ersticken verdorben ist und weder Schnee noch Sonnenhitze, noch irgend ein anderes Uebel bewegt sie, die Wohnung zu wechseln. Sie schlafen auf der Erde, die Reichen legen sich allenfalls ein Fell unter. Die Kleider wechseln sie nicht mit den Jahreszeiten, sondern tragen Jahr aus Jahr ein einen groben Leibrock und einen dicken Mantel. Sie haben weder Brod noch Wein, noch irgend ein anderes gutes Nahrungsmittel, sondern essen Weizen und Gerste, ohne beides zu kochen oder zu mahlen, nicht anders als die Thiere." Dabei ist es übrigens doch sehr denkbar, daß sie die Liebe zum Putz beibehalten hatten, die Strabo ein halbes Jahrtausend früher ihnen nachsagt: daß sie Haare und Bart künstlich flochten, Zähne und Nägel pflegten und Goldgeschmeide trugen, und daß sie beim Umherwandeln einander möglichst wenig berührten, um den Haarschmuck unversehrt zu erhalten. In Vielweiberei lebten sie, wie alle Libyer, ohne Zweifel zu allen Zeiten.

Auch in Numidien und der Provinz Afrika behielt ein großer Theil der Eingebornen die nomadische Lebensweise bei. Virgil, der keine anderen als diese zu seiner Zeit den Römern allein bekannten Provinzen im Auge haben konnte, sagt: daß in Afrika die leichten Hütten vereinzelt in weiten Einöden standen und die Heerden Tag und Nacht, oft Monate hindurch ohne Ställe auf unermeßlichen Fluren weideten, von Hunden bewacht und von Hirten behütet, welche mit Bogen und Köcher bewaffnet waren und ihre Zelte, sowie alles zum Leben Erforderliche mit sich führten. Nach Strabo war Tracht und Lebensweise der Eingebornen überall dieselbe. Sie ritten kleine, schnelle Pferde, die sich mit der Gerte lenken ließen, oder wie Hunde ihren Herren folgten. Sie führten kleine, lederne Schilde und kurze, breitspitzige Lanzen, trugen ungegürtete,

breit-bordirte Röcke, statt des Obergewandes ein Thierfell und einen Brustpanzer. Das Kameel war nicht bloß im früheren Alterthum, sondern auch in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten noch kein integrirender Bestandtheil des afrikanischen Nomadenlebens, es erscheint heerdenweise erst in der Zeit, wo das einheimische Element die Oberhand über das fremde gewinnend, die Stätten europäischer Civilisation bedrohte, namentlich in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, und in der Zeit der Vandalenkriege, vorzüglich aber seit der arabischen Invasion.

Schon unter der Herrschaft Karthago's hatte sich, wie gesagt, die unterworfene libysche Bevölkerung dem Ackerbau zugewandt, den Masinissa auch bei den Numidern eingeführt hatte. Vermuthlich waren diese wie jene, wenigstens zum großen Theil mit der Zeit, ebenso fleißige Ackerbauer geworden, wie ihre kabylischen Nachkommen, welche eine große Anhänglichkeit für die angestammte Scholle haben. Mit dem Fortschritt der Civilisation unter römischer Herrschaft muß sich Ackerbau und Ansässigkeit auf Kosten des Nomadenthums je länger je mehr ausgebreitet haben. Auch der große Verbrauch der vorzugsweise von hier bezogenen wilden Thiere für die überall beliebten Schauspiele des Amphitheaters trug dazu bei, für die Civilisation neuen Boden zu gewinnen und Wildnisse bewohnbar zu machen. Er ermöglichte es den Nomadenstämmen der überaus gesegneten Landstriche zwischen Karthago und der Straße von Gibraltar bereits in Strabo's Zeit Ackerbau zu treiben, woran sie früher durch die Menge der wilden Thiere verhindert worden waren; und selbst in den Ländern der Nasamonen (im Fezzan) wurden Höhen zu Viehtriften, die früher Lagerplätze der Raubthiere gewesen waren. „Afrika," sagt Herodian im 3. Jahrhundert, „hat eine große Ackerbau treibende Bevölkerung."

Der Boden der Tells, d. h. der kulturfähigen Gebiete, welche in Algerien (das an Flächeninhalt ungefähr Oesterreich-Ungarn gleichkommt) etwas über ein Drittheil der Provinz ausmachen, ist bekanntlich von einer fast unerschöpflichen Fruchtbarkeit. In Byzacium (dem südöstlichen Theil der Provinz Afrika) gab das Getreide einen hundert-, ja hundertundfünfzigfältigen Ertrag. Ein Procurator schickte von dort an August beinahe 400 aus einem Weizenkorn entsprossene Keime; aus derselben Gegend erhielt Nero 360 Halme aus einem Korn. Das glückliche Klima Afrika's machte alle Arbeiten zwischen Saat und Ernte überflüssig. Ohne Zweifel boten die Tells im Alterthum denselben Anblick, wie gegenwärtig die Gegend zwischen Oran und Tlemsen, das Thal des Scheliff, die Mitidscha (im Süden von Algier, die um 1800 noch eine Ackerbau treibende Bevölkerung von 150,000 Menschen hatte), die Gegend zwischen Philippeville und Constantine u. s. w. Wie Meere wogen dort die unabsehbaren Felder von Weizen und Gerste, welche Scharen von Kabylen mit breiten Hüten und großen Sicheln im Juni abmähen, worauf das Korn (ebenfalls wie im Alterthum) zum Theil in Gruben (Silos) geborgen wird. Afrika lieferte der Stadt Rom zwei Drittheile ihres jährlichen Bedarfs an Weizen, welche schon unter August 6 Millionen pr. Scheffel betrugen. Da Trajan einen Commissar zu einem außerordentlichen Ankauf von Getreide nach Afrika schickte, muß trotz den, den dortigen Provinzen auferlegten Naturallieferungen ein Exporthandel bestanden

haben. Der Ausfuhrhafen Numidiens war Rusicade (Philippeville), von wo aus das Korn über Puteoli nach Rom ging. Eine eigene afrikanische Kornflotte errichtete Kaiser Commodus.

In karthagischer Zeit waren die Staatsdomänen von den unterthänigen libyschen Bauern bestellt worden, welche ein Viertel der Früchte als Abgabe zu entrichten hatten. Daneben gab es ungeheure Besitzungen Einzelner, die mit Sklaven bewirthschaftet wurden, manche Herren besaßen deren 20,000. Auf den großen, fern von den Städten im Innern des Landes gelegenen Ländereien waren überall Thürme und Burgen erbaut, die bei feindlichen Einfällen als Zufluchtsörter dienten. Auch unter den Römern blieb Afrika das Land der Latifundien. Ein L. Julius Calidus wurde wegen seiner großen dortigen Besitzungen auf die Proscriptionsliste der zweiten Triumvirn gesetzt. Unter Nero gehörte die halbe proconsularische Provinz sechs großen Grundbesitzern, die also etwa je 200 Quadratmeilen besaßen. Auch unter Domitian waren dort viele Güter weit größer, als die Gebiete von Stadtgemeinden; sie enthielten eine nicht geringe Bauernbevölkerung und Ortschaften nach Art von Städten um das Herrenhaus. Theilweise waren diese Orte ummauert oder sonst zur Vertheidigung eingerichtet; es gab dort auch Luxusbauten, wie Triumphbogen und Säulenhallen und Tempel der Getreidegöttin Ceres oder der „beiden Ceres" (wie Ceres und Proserpina in Afrika hießen). Von der Pracht der Herrenhäuser geben die zu der Villa eines Pompejanus (im 4. oder 5. Jahrhundert) gehörigen Bäder in der Nähe des Wed Atmenia zwischen Cirta und Sitifis eine Vorstellung, die einen Umfang von 1200 Metern haben. Dort gefundene Mosaikfußböden zeigen das Herrenhaus und andere Gebäude mit Bäumen, namentlich Palmen, einen Stall mit sechs Pferden, deren Namen angeschrieben sind, einen eingehegten Park, Fischteiche, einen Wildpark; den Hausherrn mit andern Jägern zur Jagd ausreitend, verschiedene Frauen, darunter eine, wohl die Schloßherrin unter einer Palme sitzend, einen Fächer in der Hand, neben ihr einen Pagen, der einen Sonnenschirm hält und einen Hund führt u. A. Die Besitzer solcher Herrschaften ließen sich zuweilen vom römischen Senat die (sonst nur Städten ertheilte) Marktgerechtigkeit verleihen.

Im Laufe der Zeit, namentlich in Folge der neronischen Confiscationen, wurden diese Herrschaften zum größeren Theil kaiserliche Domänen, welche von Procuratoren (meist vom Ritterstande) mit 100,000 Sesterzen Gehalt verwaltet wurden. Auch in Bezug auf die Rechtspflege scheinen dieselben in den Domanialbezirken an die Stelle der Statthalter getreten zu sein. Es gab auf den Domänen eine doppelte Form der Bewirthschaftung, theils Parzellenverpachtung an freie bäuerliche Kleinpächter, theils Verpachtung an Großpächter, die den besseren Ständen angehörten und Großwirthschaft mit Sklaven betrieben. Die Kleinpächter waren geringe, doch vollfreie Leute, zum Theil selbst im Besitz des römischen Bürgerrechts, die wohl zum größten Theil aus Italien gekommen sein mögen. Den Zins entrichteten sie ohne Zweifel an die kaiserlichen Procuratoren. Sie bildeten religiöse Gemeinden mit Vorstehern (magistri) und Priestern, und ihre Ortschaften wurden später Bischofssitze. Das Verhältniß der Kleinpächter zu den Großpächtern (conductores) hatte Kaiser Hadrian für die

afrikanischen Domänen gesetzlich geregelt. Danach waren die ersteren jährlich zu 6 Frohntagen (2 des Pflügens, 2 des Jätens, 2 des Erntens) verpflichtet. Von Seiten der Großpächter fehlte es nicht an Uebergriffen. Die Bauern einer Domäne im District von Karthago hatten über Bedrückungen eines solchen, der als ein einflußreicher Mann bezeichnet wird, und die Connivenz der kaiserlichen Beamten gegenüber demselben zu klagen. Man vermehrte ihre Dienstleistungen und zwang sie mit militärischer Assistenz dazu, wobei selbst römische Bürger mit Ruthen geschlagen wurden. Vergebens beriefen sich die Bedrückten auf die kaiserlichen Verordnungen, auf die Erlasse der Procuratoren, die im Archiv der Domänenverwaltung zu Karthago lagen. Erst als sie mit Berufung auf den Erlaß Hadrians sich an den Kaiser Commodus wandten, ward ihnen ihr Recht. Die Procuratoren erhielten den Befehl, nicht mehr als die sechs rechtmäßigen Frohnleistungen zu verlangen, worauf sie an die Unterbeamten die nöthigen Verfügungen erließen. Die befriedigten Bittsteller ließen den ganzen Hergang mit Einschaltung aller officiellen Urkunden auf einem Steine verewigen, der sich bis heute erhalten hat. —

Sallust nennt den Boden Afrika's für Getreide fruchtbar, für Baumwuchs ungeeignet. Dies gilt freilich von dem bei weitem größten Theil des Landes, in dem Himmel und Erde an Wasserarmuth leiden. Ueberall aber, wo eine genügende Bewässerung einen gartenartigen Anbau zuließ, blieb (wie auch gegenwärtig) kein Fußbreit Landes unbenutzt. Die Beschreibung, welche Plinius von der mitten in der Wüste gelegenen Oase Tacape (Gabes im Süden der Regentschaft von Tunis) gibt, stimmt ebensowohl mit den Schilderungen El Bekris im 11. Jahrhundert, wie mit denen der neuesten Reisenden im Wesentlichen überein: nur daß diese dort Culturen erwähnen, welche das Alterthum noch nicht kannte, El Bekri den Seidenbau und das Zuckerrohr, die Neuern Orangen und Citronen. Nach Plinius bewässerte in dieser Oase eine Quelle (der Wed Gabes) den Boden in allen Richtungen 3000 Schritt weit: das Wasser derselben war trotz seiner Reichlichkeit (wie auch jetzt in den Oasen) stundenweise unter die Bewohner vertheilt. Unter sehr hohen Palmen waren hier Oelbäume gepflanzt, unter diesen Feigen, unter den Feigen Granaten, darunter Weinstöcke, dann Weizen, dann Hülsenfrüchte, endlich Gemüse, „alles in demselben Jahr, alles unter fremdem Schatten." Ein Stück von vier Ellen dieses Bodens in's Geviert (und zwar nicht vom Ellenbogen bis zu den Fingerspitzen, sondern bis zur geballten Faust gemessen) wurde für 4 Denare (etwa 3,50 Mark) verkauft. Der Weinstock gab zwei Lesen, „und wenn nicht durch den vielfältigen Anbau die Fruchtbarkeit des Bodens erschöpft würde, so würden die einzelnen Früchte durch die Ueberfülle zu Grunde gehen. Nun aber erntet man das ganze Jahr und die Menschen sind der Fruchtbarkeit noch nicht gewachsen." [1]) Auch von

[1]) Hesse-Wartegg, Tunis, S. 210: Gabes ist keine Stadt mehr, sondern eine Oase, im vollsten Sinne des Wortes ein herrlicher Palmenwald von mehreren hunderttausend Bäumen, die sich bis dicht an den Meeresstrand hinziehen. Unter ihrem Laubdach wuchern auf das Ueppigste alle Fruchtbäume des Mittelmeeres und ranken überdies die Bananen ihre gewaltigen, dreißig bis vierzig Fuß hohen Blätter empor. Weinranken umwinden die Stämme und schlingen sich um die Aeste und Zweige, sie durch lebendige Ketten miteinander verbindend. Ein wahrer Tropenwald, wie ich ihn nirgends schöner gesehn.

den Lustgärten des alten Afrika ist hier und da die Rede. Der Bischof Cyprianus († 256) schildert die Schattengänge in den Gärten Karthago's, deren Wände und Dächer aus rebenumrankten Rohrstäben bestehen, und die in der Zeit der Weinlese einen ebenso stillen als anmuthigen Aufenthalt bieten. Procopius spricht wiederholt von den zauberischen, an herrlichen Fruchtbäumen und Wasser reichen Paradiesen, in welchen die Vandalen sich der üppigsten Schwelgerei hingaben, und der römische Dichter Luxorius, der zu Anfang des 6. Jahrhunderts in Karthago lebte, rühmt die von Vogelgesang erfüllten Haine, die in moosigen Beeten fließenden klaren Quellen, die duftenden Blumen, die im Grünen erbauten Pavillons und Aussichtsthürme. Auch die Araber waren große Gartenfreunde und die arabischen Schriftsteller El Bekri und Edrisi (im 11. und 12. Jahrhundert) erwähnen oft in ihren Beschreibungen die schönen Gärten in und bei den Städten Nordafrika's. In Gabes versicherte man 1846, wie Heinrich Barth erzählt, daß es deren dort an 60,000 gäbe.

Die großartigen Leistungen der Römer für die Versorgung der bewohnten Orte mit Wasser müssen auch der Bodencultur in diesem immer durstenden Lande in noch höherem Grade zu Statten gekommen sein, als in irgend einem andern. Zahlreiche Inschriften bezeugen, daß auch in den afrikanischen Städten Privatpersonen, Communalbeamte, Patrone der Gemeinden, so wie die von den Kaisern als Leiter der Communalverwaltung eingesetzten Commissare sich die Versorgung der Städte mit Wasser angelegen sein ließen; so wurden z. B. durch einen der letzteren sowohl die Stadt Thysdrus mit genügendem Wasser versehen, als auch Wasser durch die Straßen in die Bassins geleitet und unter gewissen Bedingungen den einzelnen Häusern gewährt. Auch die Statthalter und die Kaiser selbst erwiesen den Städten ihre Munificenz durch solche Bauten; Verecunda verdankte seine Wasserleitung der Gnade des Kaisers Antoninus Pius, in Lambäsis wurden Aquäducte durch Diocletian und Maximian hergestellt. Wie bei allen Regierungsbauten wurden auch bei diesen Soldaten verwendet. Eine 25 Millien lange Leitung in Lambäsis hatte 276 n. Chr. die dritte Legion in 8 Monaten ausgeführt. Eine Inschrift enthält den Bericht eines Ingenieurs derselben Legion, der auf die Bitte der Stadt Saldä (Bougie) und auf den Antrag des Procurators von Mauretania Cäsariensis um 152 n. Chr. von dem Legionslegaten nach Saldä gesandt worden war, um einen Tunnel für eine dorthin zu führende, schon 147—149 begonnene, Wasserleitung zu bohren, welche den dortigen Technikern nicht gelungen war. Für diesen Zweck wurden ihm Flottensoldaten und andere Arbeiter zur Verfügung gestellt, deren Wetteifer das Werk sehr förderte. Eine Urkunde in Lamasba in Numidien (aus dem 3. Jahrhundert) enthält genaue Bestimmungen, für wieviel Stunden und in welchen Quantitäten das Wasser einer Leitung, deren Spuren noch vorhanden sind, den angrenzenden Gutsbesitzern zugetheilt werden sollte. Auch die römischen Ruinen der Doppelprovinz Afrika-Numidia zeigen zahlreiche Ueberreste von Anlagen zur Wasserversorgung, und man darf annehmen, daß solche auch kleinen Orten hier ebenso wenig fehlten als in dem noch nicht genügend erforschten Mauretanien, wo die Lage der südlichsten römischen Stadt Sala (Rebat-Saleh, 34° n. Br. am atlantischen Meer) durch die Ruine eines römischen Aquäducts bezeichnet ist.

Stellenweise stehen noch Bogenreihen von Aquäducten, zum Theil sehr großartige, wie bei Schorschell, bei Constantine und anderwärts. In Großleptis, wo man das gute und schmackhafte Wasser des Flüßchens, an dem die Stadt liegt, in einen verdeckten Canal hätte leiten können, zog man es vor, reines Bergwasser hoch über der Erde in die Stadt zu führen, und leitete außerdem noch das Wasser des Cinyps herbei; von beiden Leitungen sind bedeutende Reste vorhanden. Hie und da lassen sich auch Brunnenbauten erkennen, wie in Sufes ein theaterförmiger mit korinthischen Säulen und Statuen geschmückter, wo das Wasser sich aus drei Mündungen ergoß. Am zahlreichsten haben sich Systeme von Behältern und Cisternen erhalten. Einige dieser Anlagen werden noch jetzt benutzt: so der Aquäduct des alten Tigava, der das Wasser von dem eine Meile östlich gelegenen Ain Sultan herleitet, von den Arabern „Schloß der Sultanstochter" genannt. In Philippeville bedient man sich noch der Cisternen des alten Rusicade; ebenso schöpfen die Bewohner mancher arabischen Duars (Dörfer) aus antiken Brunnen und Cisternen. Anderwärts sind diese theilweise verschüttet und von üppiger Vegetation überwuchert, wie die sehr großartigen des alten Thugga, oder dienen als Viehställe, wie die des alten Utica. Die Ruinen der wohl von Septimius Severus und Caracalla erbauten, von den arabischen Eroberern unter die Wunder der Welt gezählten Wasserleitung von Karthago, das riesenhafteste römische Bauwerk in Afrika, begleiten den Reisenden von Tunis bis in die Nähe von Zaghuan, in einer geraden Entfernung von acht deutschen Meilen, die aber durch die Windungen der Leitung mindestens verdoppelt wird. Sie ist auf viele hundert Schritt noch völlig unversehrt, und setzt bald auf Steinpfeilern, die, bis 120 Fuß hoch, aus Quadern erbaut, und zu Bogen von etwa 20 Fuß Spannweite verbunden sind, über die Thäler, bald ist sie in die Höhenzüge tief eingeschnitten. Ueber der krystallhellen, in reichlichster Fülle sprudelnden Quelle des Djebel Zaghuan, welche diese Leitung speiste, erhob sich nach der Sitte der Römer, das lebendig aus der Erde aufsteigende Wasser zu verehren, ein großartiger Tempel, der sich mit einer weiten Halbkreisnische an die steile Felswand lehnend, mit seiner Oeffnung „die lieblichste aller Gegenden überschaute", und von dem noch imposante Ruinen übrig sind. Von den ungeheuern mit einander communicirenden, mit Kuppeln überwölbten Behältern, in welche die Leitung zu Karthago mündete, und deren Edrisi 24 zählte, sind jetzt noch 14 in sehr verfallenem Zustande erhalten, die zur Unterbringung der Heerden des Dorfes Malga dienen.

Auch die Spuren antiker Wehren lassen sich bis tief in's Innere verfolgen. In dem Bett des Wed-Djedi, der, auf den Hängen des Djebel Amur entspringend, das Land von Aghuat bis Biskra bewässert und sich im Schott Melrir verliert, finden sich Ruinen beträchtlicher römischer Wehren, welche das angestaute Wasser nicht bloß auf das linke, sondern auch auf das rechte Ufer (die Seite der Sahara) entleerten. Andere Leitungen und Spuren eines größeren Canals lassen erkennen, daß diese Wüstenzone, jetzt der Typus der Dürre und unbewohnbar, im Alterthum bewässert, bebaut und bewohnt wurde, also einen völlig anderen Anblick geboten haben muß als gegenwärtig.

Die Bodencultur, die sich im Alterthum auf sehr viel weitere Gebiete er-

streckte als jetzt, war eine sehr lohnende, gewiß hauptsächlich durch den Absatz nach den nördlichen Mittelmeerländern. Die Ueberfahrten waren kurz; konnte doch bekanntlich der alte Cato im Senat zu Rom eine drei Tage zuvor in Karthago gepflückte Feige vorweisen, und es war sogar vorgekommen, daß man Afrika von Ostia aus am zweiten Tage erreicht hatte. So mag Afrika die Märkte von Italien, Spanien u. s. w. mit Gemüse und Früchten versorgt haben, wie jetzt die Mitidschah Algeriens einen großen Theil der Märkte von Europa. Kleine Artischockenfelder warfen bei Karthago (so wie bei Cordova) jährlich 6000 Sesterzen (1305 Mark) ab. Die numidischen Birnen gehörten zu den in Rom geschätzten Sorten, die Granate nannten die Römer den punischen Apfel. Den Weinbau hat der Islam in ganz Nordafrika sehr beschränkt und in Marocco völlig ausgerottet. Die atlantische Küste des letzteren Landes war schon in phönicischer Zeit ein ergibiger und gepriesener Weinbezirk gewesen. Die uralte Stadt Lix führte auf ihren punischen und punisch-römischen Münzen die Traube als Wahrzeichen, und diese Cultur muß noch im Mittelalter bestanden haben, da die von den Arabern an der Stelle von Lix gegründete Stadt den Namen El-Araisch, d. h. Weinberg, erhielt. Der Olivenbau hat sich erst unter den Römern so gehoben, daß das in karthagischer Zeit aus Sicilien eingeführte Oel (wie auch gegenwärtig auf dem altkarthagischen Gebiet) einen Hauptausfuhrartikel bildete: im 4. Jahrhundert konnte Afrika „fast alle Völker" damit versorgen. Auf den nach Italien übersetzenden Handelsbarken werden sich neben Haufen von Gemüsen und Früchten nicht selten auch Käfige mit numidischen oder afrikanischen Hühnern (Perlhühnern) befunden haben, die in Rom bereits in der letzten Zeit der Republik gegessen wurden, damals aber noch sehr theuer waren: zu Ende des ersten Jahrhunderts scheinen sie in Italien auf größeren Geflügelhöfen bereits gewöhnlich gewesen zu sein. Auch die Ausfuhr von Pferden war ohne Zweifel bedeutend; für den Cirkus waren besonders die aus spanischem Blut in Afrika gezüchteten gesucht, in den Verzeichnissen von Cirkuspferden werden mauritische von afrikanischen unterschieden. Am größten aber war der Export von wilden Thieren für die Schauspiele des Amphitheaters, namentlich von Antilopen, Straußen, numidischen Bären, Panthern und Leoparden (welche beide letzteren Gattungen mit dem Gesammtnamen „afrikanische Bestien" bezeichnet wurden), Löwen und Elephanten (welche letztere im 4. Jahrhundert n. Chr. in Afrika bereits ganz ausgerottet waren). Columella sagt, daß die Veranstalter von Thierhetzen in Gades (Cadix) aus Afrika außer anderen Thieren auch wilde Mähnenschafe erhielten. Da der Verbrauch von wilden Thieren schon in Rom allein ein enormer war (August verwandte bei den sämmtlichen von ihm gegebenen Schauspielen 3500 „afrikanische Bestien"; bei einzelnen Thierhetzen sah man hunderte von Löwen, 2000 Antilopen, 300 Strauße u. s. w.), so muß ein nicht geringer Theil der Bevölkerung Nordafrika's der Jagd und dem Thierfange obgelegen haben, auch galten Numider und Mauren als die vorzüglichsten Jäger. Die Elephanten- und Löwenjagd war aber ein Hoheitsrecht und konnte daher nur von kaiserlichen Jägern oder mit kaiserlicher Erlaubniß veranstaltet werden: noch im Jahr 414 erklärt ein kaiserlicher Erlaß ausdrücklich, daß die Tödtung eines Löwen an sich nicht strafbar sein soll, sondern nur die Jagd oder der Verkauf desselben.

Nach Plinius war außer wilden Thieren der hauptsächlichste Ausfuhrartikel Numidiens der dortige Marmor, der herrliche gelbröthliche giallo antico, der an der Nordostgrenze des Landes am Flusse Tusca, in den Mauretanischen Bergen für Rechnung des Fiscus gebrochen wurde. Man verwandte ihn in Rom schon in der letzten Zeit der Republik zu Schwellen und Säulen, später stieg seine Beliebtheit und sein Verbrauch ungemein. Hadrian schenkte z. B. hundert numidische Säulen an das Gymnasium zu Athen. Auf den Blöcken der bis zum Anfang des 3. Jahrhunderts benutzten Marmorniederlage am Fuße des Aventin finden sich Zahlen wie 2043, 3298. Unter Marc Aurel wurden neue Brüche eröffnet, noch Justinian verwandte dies Gestein beim Bau von S. Sofia. Die Hoffnung Mac Mahons, daß die Herrschaft der Franzosen in Afrika die Gewinnung dieses edelen Materials auf's Neue herbeiführen würde, hat sich bis jetzt nicht erfüllt. Die werthvollsten Ausfuhrartikel Mauretaniens waren Elfenbein und das Holz des Citrusbaumes, einer am Atlas wachsenden Thuja-Art, der zu Fournirungen und eingelegten Arbeiten verwendet wurde, doch auch zu massiven Tischplatten auf Elfenbeinfüßen, mit denen man einen an's Unsinnige grenzenden Luxus trieb; es gab solche bis zu 4 Fuß Durchmesser und einzelne Citrustische wurden mit mehr als 300 000 Mark bezahlt.

Industrie hatten diese vorzugsweise Acker- und Gartenbau, Viehzucht und Jagd treibenden Provinzen wenig. Die hauptsächlichste war die an der ganzen Küste betriebene Purpurfischerei und -Färberei; auf der in der kleinen Syrte gelegenen Insel Meninx oder Girba (Djerba) befand sich später eine kaiserliche Purpurfärberei; auch mit Scharlach wurde gefärbt. Ferner wurde Leinen- und Wollenweberei in großem Umfange betrieben, Mauretanien führte noch im vierten Jahrhundert Kleiderstoffe aus, desgleichen Karthago, neben buntgewirkten Decken, Teppichen und dergleichen. Die langhaarigen Ziegen am Flusse Cinyps (östlich von Großleptis) lieferten einen vielgebrauchten filzartigen Stoff. Endlich beschäftigte die Bewohner der ganzen Küste der sehr ergibige Fang und das Räuchern der Fische namentlich der Thunfische ganz vorzugsweise; in Leptis und Zuchis waren große Räucheranstalten.

Der Handel und Verkehr im Innern muß sich durch das von den Römern angelegte Straßensystem sehr gehoben haben. Eine, etwa nur durch den Riffdistrict (zwischen Tanger und dem Wed Mulucha) unterbrochene, längs der Küste laufende oder sich doch nicht weit von ihr entfernende Linie, führte von den südwestlichsten Punkten Mauretaniens am atlantischen Ocean Mercurius und Sala (Rebat-Saleh) nach Tingi (Tanger) und die Nordküste entlang über Portus Divini (Oran), Portusmagnus (Arsen), Cäsarea (Scherschell), Icosium (Algier), Cissi (Dellys), Saldä (Bougie), Igilgili (Djidjelli), Rusicade (Philippeville), Hippo regius (Bona), Hippo diarrhytus (Bizerta) nach Karthago und Tunis. Von hier konnte man sowohl auf Straßen, die unmittelbar an der Ostküste der Provinz Afrika hinliefen, als auf solchen, die einen Theil des Binnenlandes durchschnitten, über Hadrumetum (Susa) nach Tacape (Gabes) an der kleinen und Groß-Leptis an der großen Syrte gelangen, von wo die Straße immer längs der Küste bis Alexandria fortlief.

Im Innern hatte das westliche Mauretanien wahrscheinlich gepflasterte

Straßen gar nicht, und überhaupt nur wenige Verbindungen. Von Norden nach Süden führte nur eine Straße von Tingi (Tanger) nach Volubilis (in der Nähe von Mikneß). Von dem östlichen Ufer des Mulucha liefen Straßen theils nördlich über das alte Siga, theils nordwestlich über Tlemsen, Maskara, Orleansville, Miliana, um dann einerseits in die große Küstenstraße einzumünden, andererseits von Aquä (Hamman Righa, etwas westlich von Miliana) in westlicher Richtung nach Sitifis (Setif), in südwestlicher nach Zarai (Zraia) abzubiegen. Das östliche Mauretanien besaß ein dichtes Straßennetz mit dem Knotenpunkte Sitifis, desgleichen Numidien (wo Cirta (Constantine) im Nordosten, Theveste (Tebessa) im Südwesten die Knotenpunkte waren) und Afrika Proconsularis, dessen Hauptlinien in Karthago, Hadrumetrum und Thenä (Tine) zusammenliefen; Knotenpunkte waren hier Sufetula (Sbitla) und Capsa (Gafsa), von wo man südwestlich an die Endpunkte dieses Systems Nepte (Nafta) und (südöstlich) Tacape (Gabes) gelangte. In den beiden letzteren Provinzen reichten die Straßenzüge tief in's Innere. In Numidien war der Djebel Aurès auf allen Seiten von Straßen umzogen, welche das an seinen nördlichen Ausläufern gelegene Lambäsis (Lambessa) über Biscera (Biskre) mit den Oasen am Rande der Wüste verbanden. Als der General Saint Arnaud 1850 dort das von den Eingebornen als ungangbar geschilderte Defilé von Kanga passirte, schmeichelte er sich, wie er an seinen Bruder schreibt, es zuerst betreten zu haben. Doch eine in der Mitte des Engpasses in den Fels gehauene Inschrift belehrte ihn, daß 145 n. Chr. unter Antoninus Pius ein Detachement der dritten Legion hier eine Straße hergestellt hatte. Auf dem Wege nach der Oase El Kantara überschreitet man noch heute den Wed Brenis, der sich durch eine Felsenschlucht gewaltig schäumend Bahn bricht, auf einer Römerbrücke.

Zum größten Theil waren die Straßen auch dieser Provinzen von den Kaisern gebaut. Schon im Jahre 15 baute Tiberius die Straße von dem damaligen Hauptquartier der dritten Legion Theveste nach Tacape, die Trajan restaurirte; Vespasian 65 von Theveste nach Hippo; Hadrian 123 von Theveste nach Karthago (191,74 römische = 38,5 geographische Meilen), welche letztere im dritten und vierten Jahrhundert wiederholt hergestellt wurde. Am meisten geschah von den Regierungen seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts. Die Namen der Kaiser bis auf Septimius Severus begegnen auf Meilensteinen nur vereinzelt, von da ab bis auf Gratian in ununterbrochener Reihenfolge. Auch die kaiserlichen Straßen- und Brückenbauten wurden von Soldaten ausgeführt. Aber auch Straßen, die von Stadtgemeinden angelegt waren, sind noch jetzt sehr zahlreich nachweisbar, und nicht bloß bei Hauptorten, wie Thamugadi, Lambäsis, Cirta, Sitifis, sondern auch bei wenig bedeutenden, wie Lamasba und Arä. Solche von Gemeinden oder Adjacenten gebauten Straßen sind wenigstens zum Theil auf Befehl der Regierungen entstanden, welche dagegen da, wo die Gemeinden zu selten oder unvermögend waren, wie in Mauretania Cäsariensis, selbst auf Kosten des Fiscus bauten.

Zur Sicherung der Straßen wurden an geeigneten Stellen Forts errichtet und Posten ausgestellt. Inschriften zweier solcher Burgen in der Nähe der Herculesbäder in Numidien im Süden der Oase El Kantara sind noch erhalten;

die eine ist unter Commodus im Jahre 188 zwischen zwei noch heute vorhandenen Straßen zum Schutz der Reisenden, die andere unter Caracalla, beide durch die jedesmaligen Legionslegaten, gebaut. Daß trotzdem in Provinzen mit einer zum Theil unbotmäßigen, sehr zur Räuberei neigenden Bevölkerung, besonders in dem wenig bewohnten inneren Lande, die Sicherheit niemals völlig herzustellen war, ist selbstverständlich. Jener 152 nach Saldä beorderte Ingenieur fiel unterwegs unter Räuber und entkam mit den Seinen verwundet und von Allem entblößt. Der Bischof Cyprianus von Karthago sagt, daß wenn eine Herberge von Räubern besetzt gehalten werde, die Reisenden, zu denen ein Gerücht davon gedrungen sei, andere Wirthshäuser aufsuchen.

In Bezug auf die Verkehrsanstalten ist der Rückgang der Cultur in Nordafrika seit dem Untergange des Alterthums bis zur französischen Occupation Algeriens vielleicht noch größer gewesen, als in Bezug auf die Versorgung des Landes mit Wasser. Algerien hat allerdings jetzt neun Eisenbahnen in einer Gesammtlänge von 1148 Kilometer und Landstraßen in einer Gesammtlänge von 7267 km, von welchen die ersteren sich ganz, die letzteren hauptsächlich auf das Tell beschränken und namentlich im Küstengebiet ein dichtes Netz bilden; die Hochplateaus dagegen werden nur von je einer Straße in jeder Provinz durchschnitten. In der Regentschaft Tunis gibt es nur drei von der Regierung angelegte und noch theilweise erhaltene, kurze Straßen, von Tunis nach Kef, nach der Hauptstadt des Berberdistricts Bedscha und nach Biserta; auch Susa kann man von Tunis zu Wagen erreichen, sonst kennt man dort nur Saumpfade. Der Medscherda (Bagradas der Alten) hatte bis vor Kurzem auf seiner ganzen sehr bedeutenden Länge nur zwei Brücken, erst 1881 wurden deren mehrere gebaut. Marocco hat überhaupt keine Straßen.

Die Handelsbeziehungen der Römer reichten in Afrika weit über die Grenzen ihrer Provinzen hinaus, und die Macht und Größe des Weltreiches, von welcher die tief in's Innere des Continents getragenen Adler der Legionen den Eingebornen eine ehrfurchtgebietende Vorstellung eingeprägt hatten, gewährte den römischen Kaufleuten bei ihren dortigen Unternehmungen einigen Schutz. Zwar der Zug des Suetonius Paulinus im Jahre 41, des ersten und vielleicht einzigen römischen Feldherrn, der den hohen Atlas überschritt, scheint ganz ohne Folgen geblieben zu sein. Er fand die untersten Hänge des Gebirges mit hohen, dichten Wäldern einer unbekannten Gattung von cypressenähnlichen Bäumen (wohl der jetzt ar'ar genannten), seine Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt. Jenseit des Atlas drang er durch Wüsten von schwarzem Sande, in dem wie verbrannt aussehende Felsen ragten, und welche die Gluth auch im Winter unbewohnbar machte, bis zum Flusse Ger (Gir in den Berbersprachen fließendes Wasser: wohl der südlich vom Cap Jghir mündende Wed Sus 30° 30′ n. Br.) vor. Er erhielt Nachrichten über die von Hundefleisch lebenden Bevölkerungen einer südlichern, von wilden Thieren, besonders Elephanten und Schlangen wimmelnden Waldregion, versuchte aber offenbar nicht sie zu erreichen.

Viel weiter nach Süden als in Westafrika reichten die Expeditionen der Römer, so wie ihre militärischen und commerciellen Niederlassungen in der Mitte des Continents. Schon im Jahre 19 v. Chr. war L. Cornelius Balbus von

Öa (Tripolis) durch das Gebiet eines in Häusern von Steinsalz wohnenden Volks und durch eine langgestreckte Kette schwarzer Felsen (jetzt Harudj-el-aswad) vorgedrungen; er hatte auf diesem Zuge zahlreiche Städte eingenommen und Stämme besiegt, deren Bilder in seinem Triumphzuge aufgeführt wurden, darunter auch Cydamus (Ghadames) und die Hauptstadt des Königs der Garamanten (Tedastämme) Garama, an der Stelle der jetzt seit lange verlassenen Stadt Djerma-kadim (d. h. Altdjerma). Cydamus (30° 15′) blieb seitdem den Römern, wie den Byzantinern bis zum Einfall der Araber befreundet, die Bewohner der Gegend bekehrten sich unter Justinian zum Christenthum, der Ort nahm (ohne Zweifel für die Dauer) eine römische Garnison auf, von welcher sich dort eine Inschrift aus der Zeit des Alexander Severus erhalten hat. Wenig nördlicher standen im Osten die am weitesten vorgeschobenen Posten der dritten Legion in Bondjem (30° 35′) und Garia el Garbieh (30° 25′), wo von einem römischen Castell noch ein tief verschüttetes Bogenthor steht, und eine Inschrift die Erbauung durch eine Abtheilung der dritten Legion unter Alexander Severus meldet; ein viel größeres „römisches Schloß" soll sich bei dem verschwisterten Ort Gharia el Scherkin befinden. So weit reichten wohl die römischen Straßen mit Meilensteinen, deren letzte Heinrich Barth unter 31° 30′ n. Br. fand. Am nördlichen Rande der Hammade, „der heißglühenden, wasserlosen Ebene, die sich in ungeheurer Ausdehnung durch diesen Theil Nordafrika's erstreckt," stieß derselbe Reisende auf mehrere römische Grabmäler, von denen zwei vortrefflich erhalten, je 48 und 25 Fuß hoch „wie einsame Leuchtthürme der Macht und Bildung aus der meerähnlichen Fläche der wüsten Hochebene ragen." Die Bauart ist bei beiden dieselbe: auf einer mehrstufigen Basis erheben sich über einander zwei vierseitige, mit korinthischen Eckſäulen geschmückte, reich mit Ornamenten und Sculpturen ausgestattete Stockwerke, die von einer Pyramide gekrönt werden; vermuthlich sind beide für die Befehlshaber der in der Gegend aufgestellten Posten der dritten Legion errichtet. Das südlichste römische Denkmal bei Altdjerma (26° 22′ n. Br.), ein einseitiger, einstöckiger, von korinthischen Pilastern eingefaßter Bau mit hohem Hauptgesimse auf dreistufiger Basis zeigt, daß auch hier die Niederlassungen der Römer keine ganz vorübergehenden gewesen sein können. Plinius berichtet, daß der Weg zu den Garamanten früher nicht zu finden gewesen sei, da die „Räuber dieses Volks" die (für Ortskundige in geringer Tiefe zu öffnenden) Brunnen verschütteten, doch in einem Kriege, den sie (bald nach dem Jahre 70) gegen Öa führten, hatte man einen um vier Tagereisen abgekürzten Weg dorthin entdeckt, welcher „am Haupt des Felsens vorbei" genannt wurde, höchst wahrscheinlich, weil diese directe und westlichste Straße den Gebirgsabfall des Ghurian an der steilsten Stelle passirte. Von Kaufleuten, die das Land der Garamanten besucht hatten, stammen vielleicht die Nachrichten, die Plinius von ihnen gibt, daß sie in Weibergemeinschaft lebten, daß die Rinder dort rückwärts gehend weideten und andres. Ein Hauptgegenstand des dortigen Handels waren Edelsteine, besonders (schon in der Zeit der Herrschaft Karthago's) Rubinen und Granaten, Balbus hatte in seinem Triumph ein Bild des Berges Gyri aufgeführt, auf welchem, wie eine vorausgetragene Inschrift lehrte, Edelsteine wuchsen. Gesandte der Garamanten waren schon

unter August und Tiber in Rom gesehen worden und vielleicht später noch öfter. Garama war der Ausgangspunkt für zwei römische Entdeckungsreisen in's innere Afrika, von welchen Ptolemäus berichtet und die vielleicht nicht die einzigen waren. Septimius Flaccus gelangte von dort, drei Monate lang südlich marschirend zu den Aethiopen, Julius Maternus aus Groß-Leptis ebenfalls von Garama, unter dem Schutze eines dortigen gegen die Aethiopen Krieg führenden Königs in vier Monaten nach Agisymba, „wo die Rhinocerosse sich versammeln": „der einzige Römer, von dem man vermuthen kann, daß er das Sudan betreten habe." (Peschel). — Daß die Stämme des inneren Afrika die Märkte der römischen Provinzen besuchten, wäre auch ohne ein ausdrückliches Zeugniß anzunehmen. Schon in Strabo's Zeit erschienen sie auf solchen, die von deren Südgrenze weit entfernt waren, denn in Cirta sah man schon damals zuweilen die am hohen Atlas wohnenden Pharusier, welche die ungeheure Reise durch die wüste Zone der Schotts (Salzseeen) auf Pferden zurücklegten, denen Wasserschläuche unter die Bäuche gebunden waren. So werden also die römischen Städte Mauretaniens, sowie der Doppelprovinz Numidia-Afrika von Zeit zu Zeit von einem bunten Gemisch seltsamer Gestalten belebt gewesen sein.

(Schluß des Artikels im nächsten Heft.)

Strategie.

Nach einer Studie des Obersten Blume.

Von

C. Freiherrn v. d. Goltz.

Unsere Erfolge in den letzten Kriegen sind vorzugsweise der strategischen Anlage zugeschrieben worden. Weniger hat man die Ursachen in der Ueberlegenheit der taktischen Durchführung gesucht. Oft genug wird gesagt, unsere Schlachten seien gewonnen gewesen, ehe sie begannen. Eine solche Redeform ist natürlich von beschränkter Richtigkeit. Sie soll aber auch lediglich der Meinung Ausdruck verleihen, daß unsere Heeresleitung es stets verstand, die den entscheidenden Schlachten vorangehende Lage so zu gestalten, daß dem Feinde nur sehr geringe Aussicht auf den Sieg verblieb. Zumal traf dies bei demjenigen Beispiele zu, das allen Freunden des Vaterlandes am lebhaftesten vorschwebt und das gewissermaßen als das Probestück unserer Heerführung gilt, bei Sedan. In dieser Schlacht galt es wirklich mehr, den sicheren Sieg durch Vernichtung des feindlichen Heeres zu vollenden, als den zweifelhaften in blutigem Streite erst zu erringen. Ungetheilte Bewunderung wandte sich der kühnen Schwenkung der deutschen Heere zu, an welche sich die Katastrophe der Armee Mac Mahon's schloß. Diese Leistungen fallen in das Gebiet der Strategie.

Schauen wir weiter zurück auf 1866, so fesselt das schnelle Zusammenziehen der getrennten preußischen Heere und ihr concentrischer Einmarsch nach Böhmen, schließlich ihre glückliche Vereinigung auf dem Schlachtfelde von Königgrätz unsere Aufmerksamkeit. Auch dort erkennen wir die Früchte wohlüberlegter, wenngleich mit kühnem Wagniß verbundener strategischer Combination.

Weniger treten uns auffallende Züge in der Durchführung der Schlachten entgegen. Sie verliefen meist so, wie die Anlage es im Allgemeinen hatte vorausahnen lassen. Napoleon's geflügeltes Wort: „on s'engage et puis l'on voit" hat in unserer Zeit keine neue Illustration erfahren. Wir leiten diese Erscheinung aus natürlichen Ursachen her. Die vorzügliche Bewaffnung zwingt jetzt die Kämpfer, einander mehr entfernt zu bleiben. Die zerstreute Fechtart erweitert alle Räume und erschwert die Bewegung der großen Massen. Als ein ganzes Heer wie bei Leuthen auf Commandowort antrat, sich mit kunst-

voller Formation in bestimmter Richtung fortzog, dann durch eine Bewegung die Front veränderte und unerwartet an bis dahin für sicher gehaltener Stelle zum Angriff vorging, da waren die plötzlichen und überraschenden Wendungen eher möglich, als heute, wo sich Hunderttausende in dünnen Schützenlinien in Wald, Feld, Busch und dichtem Getreide zerstreuen, eine unabsehbare Zahl von kleinen Gruppen, nur geleitet durch die Einsicht und die gleichmäßige Ausbildung ihrer Officiere, denen von oben her mehr Impulse, als Befehle zugehen. Zwar mag es der Zukunft beschieden sein, einen neuen Friedrich — wir hoffen keinen Napoleon — erstehen zu sehn, dessen Genie seine stärksten Seiten wieder in der Führung der Heeresmassen *auf dem Schlachtfelde*, nicht nur in ihrer Heranführung *bis an das Schlachtfeld* entfalten wird. Vorläufig aber vermögen wir uns noch keine Vorstellung davon zu machen und erkennen die Strategie als Königin an.

Mit den Jahren der Ruhe, seit dem Frankfurter Frieden, ist die Muße gekommen, die Erscheinungen und Erfahrungen der letzten Kriege geistig zu verarbeiten und ihren wesentlichen Inhalt durch wissenschaftliche Untersuchung festzustellen.

Da hätte es nun natürlich erscheinen müssen, wenn diese Thätigkeit sich vor allen Dingen der *Strategie* zuwendete, um ihr die neuen Geheimnisse abzulauschen. Nichts destoweniger warf sich die theoretische Speculation vorwiegend auf die Taktik und schenkte hier namentlich der Wirkung der modernen Feuerwaffen ihre Aufmerksamkeit. Die militärische Literatur ist seit 1870 fast einseitig geworden; denn auch die vielen Schriften über Ausbildung und Gefechtsführung knüpfen stets an die gesteigerte Tragfähigkeit und Vernichtungskraft von Gewehren und Geschützen an. Seit in den Schlachten vor Plewna die neuen Schußwaffen selbst in ungeübten Türkenhänden sich als furchtbare Werkzeuge erwiesen, erreichte die bezeichnete Richtung den Gipfel.

Erst die jüngste Zeit hat eine Wandlung darin herbeigeführt. Wir besitzen jetzt ein Werk über „*Strategie*".

Der Verfasser desselben, Oberst Blume, welcher lange dem Generalstabe und Kriegsministerium angehörte, befand sich während des Krieges im Großen Hauptquartier des Königs und stand dort in nahen dienstlichen Beziehungen zu Feldmarschall Moltke. Dadurch erlangen seine Auslassungen eine erweiterte Bedeutung. Man darf annehmen, daß jedenfalls eine ideale Einwirkung unseres Altmeisters der Kriegskunst insofern stattfand, als Oberst Blume in jenen Tagen die erste Anregung für die jetzt vollendete Arbeit empfing und die Hauptzüge seiner Anschauungsweise ebendaher stammen.

Drei Gründe erklären, warum wir so lange auf eine „Strategie" haben warten müssen.

Der erste ist, daß Clausewitz in seinem Werke vom Kriege das Thema bereits in einer Weise abgehandelt hat, welche schwerlich wieder erreicht, geschweige denn übertroffen werden kann. Er erklärt alle Erscheinungen des Krieges aus dem innersten Wesen der menschlichen Natur heraus und es bleibt wenig mehr darüber zu sagen. Die Scheu, nach diesem großen Denker über denselben Gegen-

stand zu reden, ist eine sehr natürliche. Sie mag manche Hand zurückgehalten haben, welche schon im Begriff war, die Feder einzutauchen.

Sodann ist es schwierig, genau festzustellen, was eigentlich zur Strategie gehört. Der Definitionen gibt es viele, doch haben wir bei einer jeden das Gefühl, daß sie sich nicht ganz mit dem Begriff decke, den wir uns bilden. Oberst Blume zieht die Grenzen mit den Worten: „Richtung und Ziel der Heeresbewegungen bestimmt die Strategie, die Art der Ausführung fällt der Taktik zu." An anderer Stelle sagt er, Strategie heiße zwar Feldherrnkunst; in der fachmännischen Sprache aber werde dem Worte ein engerer Sinn untergelegt. Man habe Alles, was sich auf den Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht und auf die Regelung ihrer Thätigkeit nach Gefechtsrücksichten bezieht, unter den Begriff der „Taktik" zusammengefaßt und verstehe unter „Strategie" die Feldherrnkunst mit Ausschluß dessen, was in das Gebiet der Taktik fällt.

Das ist nun unendlich viel. Es werden dadurch alle Angelegenheiten der Kriegführung im Großen umfaßt. Hierbei handelt es sich nicht nur um Märsche, Stellungen und Schlachten, sondern auch um die Aufbringung, Ausbildung, Erhaltung, Versorgung der Heere. Zumal seitdem wir Volksheere besitzen, kommen eine Menge von politischen, socialen, ökonomischen, ethischen und wieder auch von materiellen und technischen Rücksichten zur Sprache. Ein Jeder, der darüber schreiben will, wird leicht empfinden, daß er sich entweder über die Maßen ausdehnen oder dazu entschließen müsse, Lücken zu lassen. Man mag aber das Eine ebenso wenig, wie das Andere; denn dort droht der Vorwurf der Langeweile, hier der der Flüchtigkeit.

Auf dem engeren Gebiete der Strategie, Führung der Heere im Felde, herrscht ferner das Element der Ungewißheit so sehr vor, daß sich für die theoretische Behandlung kaum sichere Ausgangspunkte, geschweige denn Beweise vorfinden. Hätten im Kriege richtige Handlungen stets glückliche Folgen, so ließe sich vielleicht ein System von Gesetzen und Regeln aufbauen, welches Anspruch auf Gültigkeit erheben könnte. Aber dem ist nicht so. Das Entscheidende im Kriege ist allein der Erfolg, und die Kriegsgeschichte lehrt uns, daß dieser sich launisch auch an Maßregeln knüpft, welche wir bis dahin nicht als richtige anerkannten. Freilich soll damit keineswegs der Annahme das Wort geredet werden, als hätten falsche Anordnungen dasselbe Recht, durch das Walten des Zufalls eine glückliche Ernte zu machen, wie die richtigen. Indessen ist der Begriff „richtig" gerade ein fortwährend wandelbarer. Wer hätte vor 1870 behaupten wollen, daß es richtig sei, eine tüchtige Armee von 150,000 Mann, die bei einer großen Festung steht, mit einem nur wenig stärkeren Heere in dünnem Truppenkranze zu umschließen? Das allein aber führte bei Metz zum Erfolge. Belagern und fortnehmen hätte man den Platz nimmermehr können. Die Besatzung war von beispielloser Anzahl und jeder Spatenstich vorwärts hätte einen blutigen Kampf gekostet. Durch die Umschließung dagegen, so gefährlich sie war, glückte es, der eingeschlossenen Armee die Lebensmittel abzuschneiden, sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen und mit ihr zugleich die Festung fallen zu machen. Dasselbe geschah bei Paris. Die Theorie vom Kriege hätte uns versichert, es sei unmöglich, mit einer auf sieben, acht oder gar zwölf deutsche Meilen auseinander-

gezogenen Kette von verhältnißmäßig schwachen Abtheilungen einen in der Mitte stehenden so starken Feind am Durchbrechen und Abmarschiren zu hindern; die Niederlage des Einschließenden sei bei der Zersplitterung seiner Streitkräfte gewiß. Nun kam aber die praktische Erfahrung und belehrte uns eines Besseren. Sie zeigte, daß es den draußen Stehenden bei freierer Bewegung möglich war, sich rechtzeitig, wenn der Durchbruchsversuch geschah, an der bedrohten Stelle zusammenzuziehen; daß es unendlich schwer sei, ein zwischen die Werke der Festung eingeengtes großes Heer wieder in's Freie zu bringen, schwerer noch, den richtigen Augenblick dafür zu treffen, unmöglich aber, den Troß von Lebensmittel- und Munitionscolonnen mit hinauszuretten, ohne den es doch nicht bestehen kann.

So sagte denn die Erfahrung „Ja", wo die Theorie verneinte. Aber auch die Erfahrung besitzt kein allgemein anerkanntes Recht. Sie wird durch ein Beispiel bestätigt, durch das andere widerlegt. Die Maßregel, wie die deutschen Heerführer sie vor Metz und vor Paris ergriffen, gehört zu denen, welche man, wenn sie gelingen, als Weisheit preist, wenn sie mißglücken, als eine Unbesonnenheit tadelt. Staunt man vor dem moralischen Muthe der Männer, die so verfuhren und mit dem Glück der Heere den eigenen Ruf auf's Spiel setzten, so fragt man sich natürlich, was ihnen ein Recht zu solchem Wagniß gab? Die Antwort ist leicht ertheilt. Sie verfuhren so, weil sie die ergriffene Maßregel als die unter den vorwaltenden Umständen zweckmäßigste erkannten. Darin liegt der Kern aller Feldherrnklugheit. Es kommt im Kriege niemals darauf an, zu entscheiden, was an sich richtig, was falsch, sondern stets darauf, was gerade in diesem Augenblicke zweckmäßig ist. Daraus erhellt, daß es eine wirklich stichhaltige Theorie des Krieges nicht gibt.

Wie den Künstler die Befolgung aller Regeln nicht davor schützt, daß sein Kunstwerk ein verfehltes ist, sondern nur die glückliche individuelle Behandlung seines Stoffes, so ergeht es auch dem Krieger. Nur die zweckmäßige Lösung aller an ihn herantretenden einzelnen Aufgaben führt ihn zum Siege und drückt den Lorbeer auf seine Stirn. Der Krieg erscheint als eine Kette von Vorgängen, welche unter einander im lockeren Zusammenhange stehen und genaue Vorausberechnungen nicht zulassen. Kaum den Anfang überblickt man mit einiger Sicherheit. Das hat auch Napoleon mit seinem Ausspruche sagen wollen: „Je n'ai jamais eu un plan d'opération." Mag der Feldherr seine Ziele unverwandt im Auge behalten, sie leiten ihn doch nur, wie den mit Sturm und Klippen kämpfenden Schiffer das ferne Leuchtfeuer. Bald muß er hier, bald da ausweichen; dann wieder einmal gerade hindurchbrechen, um in den Hafen zu kommen. Im Kriege ist der Wechsel noch dazu ein unendlicher. Niemals gab es zwei Situationen, welche vollkommen congruent waren. Materielle, physische, psychologische Einflüsse kreuzen sich fortwährend. Vor uns steht der Feind mit einem eigenen Willen, den wir erst brechen mit eigenen Einfällen, deren Ausführung wir vereiteln müssen. Jede Unternehmung stellt Tag für Tag den Feldherrn einem neuen Hinderniß gegenüber, das er überwinden soll; er sieht sich gleichsam aus einer Nothlage in die andere versetzt und muß als Pfadfinder einen Ausweg entdecken. So stellt sich uns die Strategie als ein System von Aushilfen dar, welches niemals abgeschlossen wird, sondern immer neue Erzeugnisse fordert.

Diese Empfindung mag den Verfasser auch veranlaßt haben, sein Werk eine „Studie" zu nennen, nicht ein Lehrbuch. Die militärische Welt wird es jedoch als ein solches nehmen. Es wird lange das einzige seiner Art bleiben und darum große praktische Bedeutung gewinnen. Ein Buch über Strategie ist stets eine kühne That, die sich nicht bald wiederholt. Man wird also das Wesen der modernen Strategie aus den nun vor uns liegenden Blättern herauslesen [1]).

„Vom Wesen des Krieges" heißt der erste Abschnitt in Oberst Blume's Strategie. Deutsche Gewissenhaftigkeit construirt die Dinge mit Vorliebe aus ihren Uranfängen heraus. Wir gehen jedoch schneller darüber hinweg; denn das Wesen des Krieges hat sich uns Allen in seiner ganzen Furchtbarkeit lebendig offenbart.

In den Schrecken des Krieges liegt die stärkste Mahnung gegen leichtfertigen Entschluß zum Kriege. Ein fruchtloses Bemühen wäre es dagegen, völkerrechtliche Grundsätze der Humanität aufzustellen, welche nicht in dem Sittlichkeits- und Menschlichkeitsgefühle der Völker wurzeln. Dennoch hat sich unter den civilisirten Nationen allmälig ein übereinstimmendes Rechtsgefühl herausgebildet, welches alle Handlungen gegen Soldaten des feindlichen Heeres verwirft, die über den Zweck, sie wehrlos zu machen, hinaus gehen. Leben und Gesundheit der nicht am Kampfe theilnehmenden Bevölkerung werden geschont, Eingriffe in das Privateigenthum nur durch die unmittelbaren Zwecke der Kriegführung gerechtfertigt.

Seinen Platz in der sittlichen Weltordnung erhält der Krieg durch den fort und fort aus Culturaufgaben sich entwickelnden Staatenumbildungsproceß. Wo die Lebensbedingungen des einen und des andern in Widerspruch gerathen, kann nur das Schwert entscheiden. Zu den Lebensbedingungen aber gehört auch die Wahrung der Ehre. Der Einheitsstaat scheint die Kriege auszuschließen. Könnte er gegründet werden, so würden indessen die Gegensätze sich in Bürgerkriegen Luft machen.

Mit Recht betrachten wir heute die Summe aller Kräfte und Mittel, über welche ein Staat verfügt, als seine Wehrkraft. Die Art und Weise, wie dieselben durch die Wehrverfassung für den Gebrauch geformt werden sollen, hängt von den verschiedenen Umständen eines jeden Staats ab, von seinen wirthschaftlichen Verhältnissen, der Ausdehnung seines Gebiets, der Gestalt seiner Grenzen, den natürlichen und künstlichen Communicationsmitteln u. s. w. Auffallend ist hierbei, „daß in neuester Zeit die Wehrverfassungen der großen Continentalstaaten Europa's in ihren Grundzügen eine Uebereinstimmung aufweisen, wie sie niemals zuvor bestanden hat."

Die Wehrverfassung bildet die Grundlage für die militärische Organisation, welche uns Streitkräfte und Streitmittel zur Verfügung stellt.

Die Charakteristik des Krieges in Hinblick auf Zweck und

[1]) Strategie. Eine Studie von Blume, Oberst und Commandeur des Magdeburgischen Füsilier-Regiments Nr. 36. Berlin 1882. E. S. Mittler und Sohn.

Mittel ergibt sich daraus, daß in der Regel der eine Staat fordert, der andere versagt, und daß ein absoluter Zwang zur Nachgibigkeit erst dann für den einen Theil vorliegt, wenn seine Widerstandsfähigkeit gänzlich erschöpft ist. So müßte also in jedem Kriege das Bestreben beider Parteien darauf gerichtet sein, den Gegner völlig wehr- und dadurch auch völlig willenlos zu machen. Aber dennoch messen sich im Kriege nicht die absoluten Kräfte der Staaten, sondern die relativen; diejenigen, mit welchen ein jeder von ihnen glaubt den Willen des Gegners brechen zu können.

Uebrigens wird schon die Politik einen bestimmenden Einfluß darauf üben, mit welchen Mitteln der Staat in den Krieg eintreten muß. Krieg und Politik, namentlich auswärtige Politik, stehen in engster Beziehung. Freilich tritt die Politik, sobald sie einmal ihre Zuflucht zum Schwerte genommen hat, gegen den Erfolg der militärischen Action zurück. Aber sie schafft doch die ganze Lage, in welcher der Staat in den Krieg eintritt; sie kann ihm durch geschickte Verhandlungen und rechtzeitigen Bruch einen Vorsprung in den Rüstungen gewähren, andrerseits, bei ungeschicktem Handeln, ihn der Ueberraschung aussetzen. Sie gestaltet das Verhältniß zu dritten Staaten, wobei die kriegerische Action sie natürlich wieder unterstützen muß: „Ein entscheidender militärischer Erfolg hat schon oft die Wirkung gehabt, das zu Gunsten des Gegners bereits halbgezogene Schwert eines Dritten in die Scheide zurückzustoßen.“ Sie heimset endlich die Früchte des militärischen Erfolges ein, oder legt sich in's Mittel, um die nachtheiligen Wirkungen kriegerischen Unterliegens abzuwenden. Auf die einzelnen bestimmt hervortretenden Fälle dieser Art aber muß sich die Einmischung der Politik beschränken, soll nicht eine dauernde Lähmung der Kriegführung entstehen.

„Auch Rücksichten der innern Politik spielen im Kriege eine bedeutende Rolle.“ Von ihnen ist die Wehrkraft des Staats in hohem Grade abhängig. Da, wo nicht der Form, sondern dem Wesen nach die oberste Leitung der politischen und militärischen Angelegenheiten in einer Hand liegt, wird sich die größte Stärke entwickeln. Deshalb haben auch gereifte Republiken unter Beiseitsetzung aller Bedenken in großen Kriegen ihre Zuflucht zur Dictatur genommen.

Ein zweiter Abschnitt behandelt die Charakteristik der Kriegsmittel. Dazu zählen die Streitkräfte, die Befestigungen und heute auch die Verkehrswege, denn Schnelligkeit vermehrt die Kraft im Kriege.

In der Betrachtung der Streitkräfte schildert uns Oberst Blume zunächst, welch' ein wunderbar empfindsames Ganze die Waffenmacht eines Volkes bildet, zugänglich allen äußeren und seelischen Gewalten, sehr ausgesetzt den zerstörenden Einflüssen jeder Art, aber auch fähig, die Leistungen durch die Macht moralischer Beweggründe in unglaublicher Art zu steigern.

Classificirt werden die Streitkräfte sodann als Heere, Milizen und Freischaren. Die Heere der europäischen Continentalstaaten sind heute übereinstimmend gegliedert in Feldtruppen, Reservetruppen und Ersatztruppen. Ihre Bestimmung erklärt sich aus dem Namen, auch ergibt sich aus der Abstufung

naturgemäß, „daß die Widerstandskraft des feindlichen Heeres erst dann als dauernd gebrochen zu erachten ist, wenn es durch heimathlichen Ersatz nicht auf's Neue belebt werden kann." Den Milizen ist nur ein Werth als Nothbehelf beizumessen. „An Stelle des fehlenden Feldheeres haben sie selbst unter günstigen Verhältnissen wenig Aussicht auf Erfolg." Für Freischaren ist in Ländern mit allgemeiner Wehrpflicht kein Raum; denn die besten Elemente des Volkes gehören sämmtlich dem Heere an; nur wo ein solches nicht besteht, mag der Freischarenkrieg seinen Platz finden und er kann wirkungsvoll werden, wo der Charakter von Volk und Land ihn begünstigt, wie in Spanien, wie in Tyrol.

Von Interesse ist, was über die verschiedenen Waffengattungen gesagt wird. Wohin des Menschen Fuß gelangt, vermag auch der Infanterist sein Feuerrohr zu tragen; die Infanterie ist und bleibt darum die Hauptwaffe. Zudem kann die Infanterie allein in großen Massen aufgebracht werden; in ihrer Hand liegt die Entscheidung der Schlachten. Zwar leistet auch der einzelne Reiter bei der heutigen Ausbildung in Ueberwindung von Schwierigkeiten Staunenswerthes; aber die großen Geschwader sind dennoch sehr abhängig vom Gelände. „Jede Hecke, jeder Hohlweg von Bedeutung hemmt sie." Für die Entscheidung der Schlachten hat die Waffe gegen früher an Bedeutung verloren; in der Ausnutzung eines entscheidenden Sieges vermag sie noch Großes zu leisten. Unersetzlichen Werth hat sie für den kleinen Krieg, Aufklärungs-, Sicherungs-, Verschleierungsdienst. Hier kann sie jedoch nur wirken, wenn sie die feindliche Reiterei, die ihr mit gleichem Streben entgegentritt, schlägt und der nachfolgenden Infanterie zutreibt, wo sie dann fast zum Impedimentum des Gegners wird. Von Nutzen ist also nur eine überlegene Cavallerie und ihre Zahl daher sehr abhängig von derjenigen, welche die muthmaßlichen Feinde besitzen. Vermehrung der Artillerie ist eine Losung der neuen Zeit geworden. Allein schon heute nimmt die Artillerie eines einzigen Armeecorps in der Front gegen zwei, in der marschirenden Colonne an sieben Kilometer ein. Die hinter ihr hermarschirende Infanterie kommt um Stunden später auf den Kampfplatz.

Auf den Schlachtfeldern von Spicheren, Wörth und Gravelotte fehlte es der damals noch weniger zahlreichen deutschen Artillerie schon an Raum zur Entwickelung, während an Infanterie noch niemals Ueberfluß geherrscht hat. Bei einer Vermehrung der Artillerie, im Rahmen des Armeecorps, wenn sie von Anderen beabsichtigt wird, müßten wir also die Nachfolge verweigern. Daß die Artillerie nicht entscheiden kann, bedarf für den dem militärischen Leben Fernstehenden einiger Worte der Erklärung. So furchtbar ihre Geschosse wirken, reichen sie doch, von fern geschleudert, niemals hin, die Infanterie aus ihren Asylen zu verjagen. Das aber entscheidet erst den Sieg. Wollte sie nahe heran rücken, würde sich ihre Wirkung nicht erhöhen; und dem Infanteriefeuer bietet dann schon die einzelne Batterie, geschweige denn eine lange Geschützlinie ein zu großes Ziel dar. Das Fußvolk muß also das letzte vollendende Stück der Arbeit thun. Aber die Artillerie bleibt von so hohem Werthe für die Unterstützung, „daß ihr eine hervorragende Stelle an der Seite der Infanterie gesichert ist."

Die Armeecorps und selbständigen Cavallerie-Divisionen sind die Heeresverbände für den großen Krieg. Ist ihre Zahl zu beträchtlich, so muß man

Zwischenglieder einschieben; Armeen, für welche fünf Armeecorps mit einer entsprechenden Anzahl von Cavallerie-Divisionen als beste Zusammensetzung gilt. Zur Operationsfähigkeit bedürfen die Armeecorps der Zutheilung eines bedeutenden Apparats für Verpflegung, Munitions-Ersatz, Sanitätsdienst, geistliche Fürsorge, Justiz, Post, Telegraphenbenutzung, Cassenwesen u. s. w. Ein Armeecorps, dessen fechtender Theil aus 24,000 Mann Infanterie, 1200 Reitern und 96 Geschützen besteht, wächst dadurch auf eine Masse von 36,500 Menschen und 10,000 Pferden an. Von den Geschützen abgesehen folgen ihm allein 1500 Fahrzeuge.

Die Leitung so ungelenker Körper ist nur bei großer Ordnung und gründlicher Zucht möglich. Diese muß der Friedensdienst erzeugen. Dazu bedarf es *starker Friedenscadres*. Nur in diesen wird sich der rechte militärische Geist entwickeln, wird sich eine Tradition ausbilden und fortpflanzen. Auch würde es nicht genügen, sie nur aus Officieren, Unterofficieren und Recruten bestehen zu lassen. „In jeder guten Erziehungsanstalt wird die Mitwirkung der reiferen Zöglinge zur Heranbildung der jüngeren in Anspruch genommen, weil das Beispiel und das Zureden Gleichstehender in vieler Beziehung mehr vermag oder doch schneller zum Ziele führt, als Belehrung und Ermahnung der Erzieher. Dies gilt in hohem Maße auch von der militärischen Erziehung."

Bei der Heranbildung von Streitkräften ist das richtige Maß zwischen *Zahl und Güte* bedeutungsvoll. Es wird natürlich individuell sein nach den Verhältnissen des Staats, vor allen Dingen nach der Größe der Opfer, welche dieser für die Erziehung aufwenden kann. Leicht wird sich mit Steigerung der Zahl die Qualität vermindern. „Die Masse bringt nicht immer ein, was der Kern an Güte verliert."

Für den *Zustand der Ruhe* kommen bei Truppen fünf Abstufungen zur Sprache. Ist es möglich, oder nothwendig, die Rücksicht auf Schonung über die Rücksicht auf Gefechtsbereitschaft zu stellen, so zerstreut man sie in weitläufige Cantonnements, wobei alle Mittel des Landes für Verpflegung und Unterbringung ausgenutzt werden können. Freilich ist es schwerer, sie aus dieser Lage in Marschbewegung zu bringen, während in den engen Cantonnements die Kräfte weniger geschont, der Verpflegung durch Magazinanlagen nachgeholfen werden muß. Zeltlager verbinden zwei Vortheile. Sie halten alle Streitkräfte eng zusammen und gewähren ihnen noch einigen Schutz gegen Wind und Wetter. Aber die Mitführung von Zelten vermehrt den Troß derart, daß alle Großmächte davon Abstand genommen haben. Bei längerem Verweilen am nämlichen Ort findet sich auf einem mitteleuropäischen Kriegsschauplatz auch überall das Material für ein Hüttenlager. Im Bivouac endlich hält man ein ganzes Armeecorps auf 150 Hektaren beisammen, kann es auch in einer Viertelstunde nach jeder Richtung in Bewegung setzen; aber es ist aller Unbill der Witterung preisgegeben. Immer empfiehlt es sich dabei, die nächstgelegenen Ortschaften mitzubenutzen und so wird in künftigen Kriegen die von uns 1870 in Aufnahme gebrachte Species der Ortschaftslager am meisten zur Anwendung kommen. Schließlich ist als letzte Stufe die Bereitschaftsstellung zu nennen, wenn die Truppen bei ihren Gewehrpyramiden und den Pferden versammelt stehen, des Winkes zum Vorgehen oder Abmarsch gewärtig.

Märsche von längerer Dauer können nur auf den gebahnten Wegen und daher in schmaler Colonne geschehen. Ein Armeecorps mit allem Zubehör ist über fünf deutsche Meilen lang, wenn es in guter Ordnung auf guter Straße marschirt. Drei Meilen werden von den verschiedenen Waffengattungen in 4—6 Stunden zurückgelegt. Drei bis vier Meilen gelten als Durchschnitts-Tagemarsch; doch hat die Geschichte gelehrt, daß im einzelnen Falle große Steigerungen möglich sind. Das Magdeburgische Füsilier-Regiment marschirte 1870 an der Loire fast elf Meilen in $36^3/_4$ Stunden, von denen 6 auf Nachtruhe fielen. Sein drittes Bataillon ließ dabei nicht einen Mann zurück. Doch das sind Ausnahmen.

Die angeführten normalen Verhältnisse ergeben eine Reihe von Schlußfolgerungen, welche für Kenntniß des Krieges von Wichtigkeit sind.

Bricht ein Armeecorps auf einer Straße auf, um einen Marsch von drei Meilen zurückzulegen, so treffen die ersten Truppen frühestens fünf Stunden das letzte Fahrzeug des Trains sechzehn Stunden nach dem Aufbruch der Spitze am Ziele ein. Beginnt man früh mit dem Marsche, so kommen die Fahrzeuge erst am späten Nachmittag heran, um die Vorräthe zu ergänzen. Tritt man ihn später an, um während einiger Morgenstunden den Truppen noch den Verkehr mit ihren Trains zu lassen, so gelangen die letzten von ihnen Abends an's Ziel, können nicht mehr kochen und sich für die Ruhe einrichten. Allenfalls vermögen zwei Armeecorps dieselbe Wegstrecke von drei Meilen innerhalb vierundzwanzig Stunden zu benutzen, doch muß das eine die Nacht zu Hilfe nehmen, und die Trains können erst am nächsten Tage folgen. Schon die Ueberbringung eines Befehls von der Spitze bis zu den letzten Trains dauert mindestens zwei Stunden. Um sich nach der Spitze zum Gefechte völlig zu entwickeln, hat das Armeecorps fünf Stunden nöthig, ebensoviel also auch, um eine Stellung durch Abmarsch auf einer Straße zu räumen. Waren bei dieser Gelegenheit die Trains schon herangezogen, deren Colonne allein $2^1/_2$ Meilen lang ist, so verzögert sich die Räumung mindestens um sechs Stunden. Steht der Feind in Entfernung eines kleinen Tagemarsches dem entwickelten Armeecorps gegenüber, so kann sich dieses ihm auf einer Straße nicht mehr entziehen. Denn, wenn er vorrückt, so trifft er noch Truppen an, die abmarschiren wollen. Eine Vorhut oder Nachhut, welche Zeit schafft, den Feind beschäftigt oder aufhält, ist darum nothwendig. Natürlich kann ein Armeecorps auch nicht ohne Weiteres an einem um einen Tagemarsch entfernten Gegner vorübereilen. Die Sicherung durch eine Flankendeckung ist nothwendig.

Aus diesen Grundzügen ergibt sich, wie vortheilhaft die Theilung auf mehrere gute Straßen ist. Ein Armeecorps kann nach vorn noch immer schneller versammelt werden, wenn es in zwei Divisionen auf zwei Straßen marschirt, die um eine deutsche Meile von einander getrennt sind, als wenn beide auf derselben Straße sich folgen.

Diese Verhältnisse von Zeit und Raum kommen ähnlich bei einer Armee zur Geltung. Fünf Armeecorps und drei Cavallerie-Divisionen[1]) müssen mehrere

[1]) Diese zu 3600 Pferden und zwei oder drei Reiterbatterieen.

Straßen benutzen. Man darf sie daher, will man zum Angriffe auf weitere Entfernungen vorgehen, nicht erst an einer Stelle versammeln. Die Bewegung hätte sonst mit dem Auseinanderziehen zu beginnen. Soll aber die Armee sich an jedem Punkte ihrer Front in zwei Tagen vereinigen können, so darf sie sich wiederum nicht über mehr als fünf Meilen in die Breite ergießen und auf keiner Straße dürfen mehr denn zwei Corps hintereinander folgen. Also müßten in dem gegebenen Raume mindestens drei brauchbare Straßen vorhanden sein. Nach der Mitte könnte diese Armee sich freilich in einem Tage concentriren. Aber auch nur einen vollen Tag lang würde die Vorhut der Armeecorps den Feind kaum aufhalten können. Daher bedarf es bei den Armeen der weit vorausgesendeten Cavallerie-Divisionen, um dessen Annäherung früh zu erfahren und bei Zeiten die Versammlung einleiten zu können. —

Auf dem Schienenwege fährt ein Militärzug, der ein Bataillon von 1000 Mann, eine Batterie oder etwas über eine Escadron mitnehmen kann, in 24 Stunden 84 deutsche Meilen. Der Werth der Eisenbahnen für den Krieg erhellt schon aus dieser einen Zahl. Die Schwierigkeit liegt im Ein- und Ausladen und in der Anordnung massenhafter Transporte. Ein Armeecorps mit allen Colonnen und Trains braucht elf Tage, um auf einer eingeleisigen Bahn abzufahren. Auf einer zweigeleisigen, wo für die Rückkehr der leeren Wagen ein besonderer Schienenstrang verfügbar ist, bedarf es $7\frac{1}{2}$ Tag.

Viel weniger günstig gestaltet sich der Transport auf Schiffen. Belastet man große Kriegsschiffe mit Truppen, so macht man jene dadurch gefechtsunfähig. Den Handelsdampfern wiederum fehlen die nöthigen inneren Einrichtungen. Sie müssen durch zeitraubende Arbeit geschaffen werden. Die Einschiffung hängt vom Zustande der Häfen ab; die Ausschiffung an einer feindlichen Küste ist ein schwieriges Ding. Meist wird das Ueberladen auf Boote und das Durchwaten großer Wasserstrecken nothwendig werden. Ein Armeecorps, welches fünfzig der größten Schiffe braucht, deren jedes so viel ladet wie ein Eisenbahnzug, kann gleichzeitig nur an's Land gebracht werden, wenn die Landestelle zwanzig Kilometer Breite hat. Welchen Gefahren ein so großes Geschwader auf der Reise ausgesetzt ist, liegt auf der Hand.

An Seetransporte von Belang werden wohl nur Mächte denken können, denen eine bedeutende eigens hergerichtete Transportflotte zu Gebote steht, und die das Meer unbedingt beherrschen. Die Lage eines halb schon an's Land gesetzten Corps, wenn ein Sturm ausbricht und das weitere Ausschiffen hindert, erinnert uns daran, welche Wichtigkeit ganz im Allgemeinen die rückwärtigen Verbindungen für ein jedes Heer besitzen.

Die Eisenbahnen mit dem Telegraphen vereint spielen auch hier die größte Rolle. Ohne sie ist der moderne Krieg vom großen Stile undenkbar. Eisenbahnen vermögen den Ersatz für die Truppen schnell heranzubringen und ihn gegen den Feind nutzbar zu machen, während er, auf Landstraßen angewiesen, seine Kräfte in zeitraubenden Märschen verbraucht. Bei Landtransporten kann die Ernährung der Zugthiere schon ein nicht zu besiegendes Hemmniß werden. Aber die Eisenbahnen sind sehr empfindsame Verbindungslinien. Ihre Störung ist verhältnißmäßig leicht ausführbar, zumal in Feindesland, wo kühne Partei-

gänger Unterstützung durch die Bevölkerung finden. Besonderer Schutz der Kunstbauten ist vorzugsweise nothwendig. Auch darf man sich niemals ausschließlich auf die Eisenbahnen verlassen, muß vielmehr Land- und Wasserstraßen zu Hilfe nehmen.

Die Einrichtung des Requisitions-Systems machte ehedem die Heere unabhängig von ihren Magazinen und Depots und gab der Kriegführung ein neues Gepräge. Heute gewinnen die rückwärtigen Verbindungslinien ihre volle Bedeutung zurück durch die Stärke der Heere, den reißenden Verlauf der großen Entscheidungen und den dadurch gesteigerten Verbrauch der Kraft. Aber die Vervollkommnung der Verkehrsmittel, sowie der wachsende Reichthum der wahrscheinlichen Kriegsschauplätze führen den Ausgleich herbei. Eisenbahnen und Telegraphen machen, daß die Riesenheere eine entsprechende Basis finden — nämlich das ganze Land, das hinter ihnen liegt.

Mit den Verbindungslinien fällt oft zusammen die *natürliche Rückzugslinie*; doch sind beide in ihrem Wesen verschieden. Jene führen zu den ursprünglichen Quellen der Kraft, diese dahin, wo die nächste Unterstützung, Verstärkung oder Deckung zu finden ist. Gute Lage der natürlichen Rückzugslinie erhöht die Sicherheit.

Die *Befestigungen* erscheinen uns zunächst als Gelegenheitsarbeiten, welche die Truppen mit den an Ort und Stelle sich darbietenden Mitteln ausführen, um ihre Stellung zu verstärken und wir nennen sie dann *Feldbefestigungen*. Zur dauernden Sperrung wichtiger Engpässe oder Verkehrsknoten verwendet man „Sperrforts". „Umschließen sie größere Städte, um zugleich sich deren reicher Hilfsmittel zu versichern, so entstehen die Festungen", welche durch provisorische, erst bei Ausbruch des Krieges begonnene Arbeiten ergänzt, aber schwerlich völlig ersetzt werden können.

Den Gebrauch der Streitkräfte und Streitmittel behandelt der dritte Abschnitt.

„Mit dem Streben nach Vernichtung der feindlichen Kräfte muß die Sorge für Erhaltung der eigenen Hand in Hand gehen. Es sind dies auf dem Gebiete der Kriegskunst, insbesondere also auch in der Strategie, die beiden Alles beherrschenden Motive".

Die Beschaffenheit der gegenseitigen Kräfte wird wesentlich bestimmen, wie man diese Motive berücksichtigt. Ein Invasionskrieg im Stile Napoleon's I. mit Milizen versucht, wäre ein Unding. Dieser größte Feldherr unseres Jahrhunderts scheiterte, als er Rußland in derselben Art bezwingen wollte, wie die Staaten des Westens. Der Einmarsch in Böhmen 1866 würde so, wie er ausgeführt wurde, nicht räthlich gewesen sein, wenn ein Friedrich drüben gestanden hätte. Allein „was dem einen Gegner gegenüber Thorheit wäre, kann einem anderen gegenüber, bei sonst ganz gleichen Verhältnissen, höchste Weisheit sein."

Nicht nur die Unter-, auch die Ueberschätzung des Gegners gefährdet den Erfolg; sie führt zur Zaghaftigkeit und zum Verpassen günstiger Gelegenheiten. Richtige Beurtheilung der eigenen und der feindlichen Kräfte erleichtert auch das

Erkennen der feindlichen Handlungen und Absichten. Unter den Nachrichten aller Art werden im eigenen Lande Mittheilungen der Bewohner des Kriegsschauplatzes nicht ohne Bedeutung sein. Auch im feindlichen wird man die Verwegenheit oder Habsucht Einzelner ausnutzen, um die Thätigkeit des Gegners erspähen zu lassen; aber diese Quelle ist meist trübe und versiegt in Zeiten großer Spannung. Der internationale Verkehr liefert zahlreiche Beiträge. Der Telegraph übermittelte die Andeutungen, welche in der gesetzgebenden Versammlung zu Paris Ende August 1870 über bevorstehende Unternehmungen zur Befreiung Bazaine's gemacht wurden, binnen 24 Stunden dem deutschen Hauptquartier.

Zeitungen kommen verspätet im Felde an, sind aber für den Ueberblick des Ganzen von Werth. Die Hauptsache muß das Späherauge der Cavallerie thun. Durch eine drei Tagemärsche vor der Front streifende Reiterabtheilung erhielt die deutsche Heeresleitung die sichere Kunde davon, daß die Armee Mac Mahon's das Lager von Chalons verlassen habe; „und wenige Tage später sehen wir die französische Armee in dem nördlichen Argonnengebiet von mehr als hundert deutschen Schwadronen umschwärmt, deren Meldungen die Grundlage für die Operationen bildeten, welche bei Sedan ihren ruhmreichen Abschluß fanden." [1])

Auch im *Verbergen der eigenen Absichten* thut die Cavallerie die Hauptsache. Sie bildet vor unseren Streitkräften einen Schleier. Wahrung des Feldherrn-Geheimnisses und Schnelligkeit des Handelns entziehen dem Gegner weiterhin die Möglichkeit, zu erkennen, was wir vorhaben. Auch genügt es nicht, auf Spione zu fahnden; man wird sorgen müssen, daß keine Nachrichten zu ihnen dringen. Die Plaudereien der Müßiggänger und Neuigkeitskrämer beim Heere sind der Born, aus dem sie schöpfen. Mittheilungen nach der Heimath dürfen nicht abgeschnitten werden. Die Stimmung in Volk und Armee würde darunter leiden. Damit aber nicht aus Neuigkeitssucht dem *Feinde* Nützliches veröffentlicht werde, wird man gut thun, selbst die Zeitungen reichlich mit Nachrichten zu versehen. Fremde Correspondenten sind auszuschließen. — Auch durch Demonstrationen kann man dem Feinde die wahre Absicht verbergen, indem man ihn an eine andere glauben macht.

Welche Rolle die *unberechenbaren Zwischenfälle* im Kriege spielen, haben wir beleuchtet. Sie sind nicht zu verbannen, aber ihre Wirkung kann durch ein glückliches Verhältniß zwischen *Leitung und Selbstthätigkeit* beschränkt werden. Den geistigen Kräften muß Spielraum bleiben. Das richtige Maß ist wohl in der Forderung enthalten, „daß jeder Befehlshaber dem Untergebenen den Zweck, welcher erreicht werden soll, klar und bestimmt bezeichnen, die Ausführung aber ihm soweit überlassen möge, als seine Fähigkeiten zu selbständigem Handeln ausreichen, und nicht Beschränkungen im Interesse des einheitlichen Zusammenwirkens mit anderen Streitkräften nothwendig sind."

Ohne selbstthätige Unterstützung der unteren Führer wird die Bewegung großer Heere auch bei der genialsten Oberleitung eine schleppende sein. Damit

[1]) Das Recognoscirungsgefecht kann zum Gewinn von Nachrichten führen; aber es ist eine zweischneidige Waffe, denn seiner Natur nach endet es immer mit einem Rückzuge. Auch verschafft es nur die Kenntniß von einem Zustande, der sich sogleich wieder ändern kann.

auf der anderen Seite die Einheit des Handelns gewahrt bleibe, wird jedem Befehl, der der Natur der Sache nach auf unsicherer Grundlage ruht, die Voraussetzung beizufügen sein, unter der er gegeben ist. Dann sind die Ausführenden in der Lage, wenn anders die geeigneten Männer am richtigen Platze stehn, den Entschluß zu fassen und durchzuführen, der dem Grundgedanken des Auftraggebers am meisten entspricht.

Der rechte Geist im Officiercorps und Thatenlust in der Truppe sind für die Führung ein werthvolles Gut; sie sichern die Unterordnung, aber auch die Initiative im Handeln.

Der oberste Feldherr gibt den Armeeführern meist nur „Directiven", welche die allgemeine Richtung ihres Handelns für die nächsten Zwecke vorschreiben. Auch der Armeeführer muß seinen Corps noch auf ähnliche Art Selbständigkeit lassen, und erst bei den unteren Führern beginnen die täglichen Befehle. —

„Nicht der Besitz, sondern der Gebrauch der Kraft entscheidet im Kriege über den Erfolg." Activité, activité, vitesse! sind Worte, die Napoleon seinen Marschällen zurief. Schnelle Kriegführung hat schon oft den Gegner verhindert, die vielleicht noch reichlich vorhandenen Mittel zur Geltung zu bringen. Der Thätigere gibt dem Gegner das Gesetz und gewinnt die Vorhand. Tief im Wesen der Sache liegt es begründet, daß meist auch er es ist, der die Früchte des Zufalls erntet.

Zu den wichtigsten Aufgaben der Strategie gehört es, die geeigneten Zeitpunkte zum Schlagen richtig zu erfassen und die den Gefechtszwecken entsprechenden Kräfte zur rechten Zeit am rechten Orte bereit zu stellen. Clausewitz nennt dies: „den Gebrauch des Gefechts zum Zwecke des Krieges." Oberst Blume unterscheidet Vernichtungsgefechte und Nebengefechte. Der gewaltsame Zusammenstoß großer Heeresmassen, die Schlacht, wird immer den Charakter eines Vernichtungskampfes tragen. Freilich kennzeichnet die Unterscheidung mehr nur die Absicht, in welcher der Kampf von einer Seite gesucht wird, während im Verlaufe sich das Verhältniß häufig umgestaltet. Zweck und Absicht des Vernichtungsgefechts sind klar; sie betreffen bei einem Nebengefecht oft lediglich Zeit- und Raumgewinn. Entscheidend sind im Vernichtungsgefechte vor Allem die moralischen Eindrücke. Bis zur völligen physischen Vernichtung wird kein Kampf im Großen fortgesetzt. „Für eine Sache, die er verloren gibt, mag Niemand bluten."

Freilich werden physische Verluste am ehesten überwältigende Eindrücke hervorrufen. Ueberlegenheit der Führung, Beschaffenheit und Taktik, schließlich Zahl der Truppen sind hierbei die entscheidenden Größen. Die Führung bekundet sich in geschickter Ausnutzung aller Vortheile und belebt durch die Energie und Zähigkeit, mit welcher sie ihren Gefechtszweck verfolgt, die Kraft des Heeres. Gute, gefechtsgewandte Truppen erleiden in jeder Lage geringere Verluste, thun dagegen dem Feinde mehr Abbruch, als unbeholfene. Sie beeinflussen ihn durch die Festigkeit ihrer Haltung. Die Aussicht auf Erfolg wächst aber auch mit der Zahl der Kräfte. Nicht selten hängt die Entscheidung im Vernichtungsgefechte davon ab, auf welcher Seite am längsten neue Kräfte vorgeführt werden können. Es bleibt daher einer der wichtigsten Grundsätze der Strategie,

daß man zum Vernichtungsgefecht stets so starke Kräfte als möglich vereinigen soll.

Der Zweck des Nebengefechts ist erreicht, wenn der Gegner die Handlung, welche er beabsichtigt, aufgibt, oder sich in eine Maßregel fügt, zu der wir ihn zwingen. Richtige Schätzung des Werthes, welchen das Kampfobject hat, muß hierbei über die zulässige Höhe des Einsatzes entscheiden. Dies ist der charakteristische Unterschied gegen das Vernichtungsgefecht.

Richtige Beurtheilung der Raum- und Zeitverhältnisse, ein glückliches Maß in der Breiten- und Tiefenentwickelung der Truppen sind die äußeren Momente, die in der Durchführung des Kampfes zur Sprache kommen. Eine Armee von fünf Corps und drei Cavallerie-Divisionen bedarf, selbst wenn sie ein Dritttheil als Reserve zurückhält, immer schon einer Front von fast zwei deutschen Meilen, um ihre Kräfte gebrauchen zu können. Nimmt doch ihre Artillerie allein acht Kilometer davon hinweg.

Vertheidigung und Angriff sind die beiden Grundformen des Gefechts. Die größere Tragweite, Ladegeschwindigkeit und Treffsicherheit der modernen Feuerwaffen kommt dem Vertheidiger in höherem Maße, als dem Angreifer zu Gute. Aber dem Angreifer steht nicht allein Entschluß, Initiative und Activität näher, sondern auf seiner Seite ist auch die Freiheit der Bewegung, die er zur Umgehung und Umfassung benutzen kann. „In dem umfassenden und gleichzeitigen Vorgehen aller unserer Streitkräfte gegen Front und Flanke des Feindes liegt die beste Gewähr für den Erfolg des Angriffs über die Vertheidigung."

Verfolgung des Gegners gibt jedem Siege erst seine ganze Bedeutung. Das Gefühl der Ohnmacht treibt die überwundenen, durch das Verfolgungsfeuer schwer geschädigten Truppen rückwärts, und in keiner Lage kann mit geringeren Opfern eine so vernichtende Thätigkeit entfaltet werden, wie hier vom Sieger. Lehrt uns die Geschichte trotzdem, daß die Verfolgung oft ausblieb, so ist der Grund dafür in allgemein menschlichen Ursachen zu finden, in dem Nachlassen der Anspannung, die nach den großen Erregungen des Kampfes eintritt. Selten kann ein Unterbefehlshaber übersehen, ob er die Verfolgung wagen dürfe, oder nicht vielmehr das Errungene dabei wieder auf's Spiel setze. Freier steht der Oberbefehlshaber da. Aber er vermag in der Regel den wahren Stand der Dinge auf dem ganzen Schlachtfelde nicht genau und schnell genug zu überblicken, um noch persönlich die Verfolgung einleiten zu können. Die Vertheidigungsschlacht mit nachfolgendem Angriff und demnächstiger Verfolgung, ein Lieblingstraum der Theoretiker, wird, wo sie sich nicht aus der Initiative der Unterbefehlshaber entwickelt, noch lange ein Traum bleiben.

Der strategische Rückzug nach verlorner Schlacht strebt danach, aus der vom Feinde erzwungenen Richtung die natürliche wieder zu gewinnen, den Truppen einen Halt zu gewähren und aus dem Weichen eine zähe Vertheidigung zu machen. Den Arrièregarden fällt dabei die schwierigste Aufgabe zu. Starke Cavallerie und Artillerie befähigen dieselben zu dem jetzt so wichtigen Zeitgewinn ohne zu große eigene Gefahr. Die strategische Verfolgung

wird suchen, den Feind am Gewinnen seiner natürlichen Rückzugslinie zu hindern, es als erstes Gebot aber betrachten, ihm unablässig an der Klinge zu bleiben.

Groß sind die Folgen eines jeden Sieges. Einbuße aller Art schädigt den Besiegten; am schlimmsten aber ist die gedrückte Stimmung, die sich seiner bemächtigt, und die so lange andauern wird, bis ein Sieg errungen ist, der das erlittene Mißgeschick ausgleicht. Sie gewährt dem Sieger die Gelegenheit zum wiederholten Schlage, um die Wirkung zu einer bleibenden zu machen. Der Sieg in einer Hauptschlacht entscheidet ferner über alle schwebenden Nebenfragen auf dem ganzen Kriegstheater. Seine Wirkung erstreckt sich sogar noch weiter auf Volk und Regierung des eigenen und des feindlichen Landes. Nichts beeinflußt zugleich so sehr die Haltung anderer Staaten. „Der Kampf überragt weit alle übrigen Kriegsacte an Bedeutung. Der Gewinn und Verlust einer Hauptschlacht ändert die Sachlage in dem Maße, daß kein menschlicher Scharfsinn über eine erste große Schlacht voraussehen kann." Clausewitz unsterbliches Verdienst ist die Begründung dieser natürlichen Anschauungsweise. Ihm gebührt ein nicht zu unterschätzender Antheil an den Erfolgen, welche deutsche Kriegskunst und deutsches Schwert in der Neuzeit errungen haben [1]).

Doch sollen die Nebenmittel zur Schwächung des Gegners nicht ganz unbeachtet bleiben. Wir rechnen dazu Alles, was dem Feinde das Leben erschweren kann: Hindernisse, welche wir der Heranziehung seines Ersatzes bereiten, unablässige Störung seiner Ruhe, Täuschungen, die ihn zu unnöthigem Versammeln oder Zusammenhalten seiner Kräfte bringen, Abschneidung seiner rückwärtigen Verbindungen und Entziehung der Subsistenzmittel. Diejenige Kriegspartei, welche bestimmenden Einfluß auf die Wahl des Kriegsschauplatzes hat, kann den Gegner bei der Erhaltung seiner Streitkräfte in schweren Nachtheil versetzen. Dies war die Stärke der Russen im Jahre 1812.

Die wirksamste Form der Kriegführung im Großen ist die strategische Offensive. In ihr überwiegt das Vernichtungsprincip. Das Gefühl überlegener Kraft ist ihre unerläßliche Voraussetzung. Sie hat auf ihrer Seite alle Vortheile der Vorhand. Doch schwächt sie sich im Vorwärtsschreiten; denn den Boden, den sie gewinnt, muß sie auch sichern. Bleibt rechtzeitige Ergänzung aus, so erlahmt sie. Sie muß daher Halt machen, ehe der Gegner in der Lage ist, ihr Halt zu gebieten. Von der Besonnenheit des Feldherrn verlangen wir, daß er in der Offensive, selbst auf der Höhe des Glücks, die Möglichkeit eines Rückschlages nicht aus dem Auge verliere.

Die moralische Ueberlegenheit der Offensive macht sich besonders bei Eröffnung des Feldzuges fühlbar. Der Vortheil der Vorhand wird nie so billig erkauft, als zu diesem Zeitpunkt. Empfängt der Gegner einmal von uns das Gesetz, so kann er sich nur durch einen entscheidenden Sieg davon befreien. Dazu gehört indessen, daß wir mit dem Aufmarsch unserer Kräfte früher fertig sind, als er. Das nächste Ziel ist stets die feindliche Hauptmacht. Es ist also nothwendig, zu berechnen, wo der Feind aufmarschiren werde. Die Lage der Eisenbahnen begrenzt heute die Zahl der Möglichkeiten. Das erleichtert die

[1]) Trotzdem ehrt noch immer kein Denkmal den großen Mann!

Lösung des Räthsels. Ist der Aufmarsch aber einmal im Gang, so läßt er sich schwer ändern, welche Nachrichten vom Feinde auch kommen mögen. Die große Wichtigkeit dieses Kriegsacts geht daraus hervor. Er hängt mit der Mobilmachung, sonach mit der Organisation und dem Zustande der Streitkräfte zusammen.

Im Weiteren kommt Alles auf geschicktes Trennen und Vereinigen der Heeresmassen an. In getrenntem Zustande beginnt der Marsch. Kommen beide Theile einander entgegen, so gilt es, mit gesteigerter Kraft, aber nach den einfachsten Gesichtspunkten zu handeln. Der Vortheil der Lage gipfelt in der Möglichkeit, den Gegner noch in der Trennung zu überraschen, während man selbst schon vereinigt ist und nun einen seiner Heertheile nach dem andern schlagen kann.

Dies vermag am ehesten, wer zwischen den getrennten Colonnen des Gegners, auf den „inneren Operationslinien" steht, wenn die Entfernungen noch groß genug sind. Sind sie so klein, daß es dem Gegner während des Kampfes gelingt, sich auf dem Schlachtfelde zu vereinigen, so schlägt der strategische Vortheil der inneren Operationslinien in den taktischen Nachtheil des Umfaßtseins aus, wie es den Oesterreichern bei Königgrätz widerfuhr.

Wartet der Feind stehenden Fußes, so gilt es, dies rechtzeitig zu erkennen, damit man ihm nicht mit noch getrennten Kräften zu nahe kommt und Gelegenheit zu einem glücklichen Vorstoße bietet. Weicht er uns aus, so heißt es, ihn mit überlegenen Marschleistungen zur Entscheidung zwingen.

Bei der strategischen Defensive unterscheidet Oberst Blume eine Ausfall-, eine Stellungs- und eine Rückzugs-Defensive. In der Ausfall-Defensive wartet man auf günstige Gelegenheit, um über den Gegner herzufallen. Erhaltungs- und Vernichtungsprincip stehen hier im Gleichgewicht. Die Stellungs-Defensive sieht dem Angriff des Feindes stehenden Fußes entgegen und das Erhaltungsprincip herrscht vor. In noch höherem Maße ist dies bei der Rückzugs-Defensive der Fall. Doch darf man dieselbe nicht mit dem einfachen Rückzuge verwechseln. Sie trachtet in bestimmter Weise nach einem Umschwunge, geht auf die eigenen Hilfsquellen zurück, zieht den Feind von den seinigen ab und schreitet selbst zur Entscheidung, sobald sie die ersehnte Gunst der Verhältnisse erlangt hat.

Ausfall- und Stellungs-Defensive sind vielfach unter denselben Gesichtspunkten zu betrachten. Das Auseinanderziehen der Kräfte auf langer Linie wird stets dazu führen, daß der Feind sie an einer Stelle durchbricht und nun das Versammeln schwer hält. Selbst auf die Anmarschwege vertheilt man sie nur, wenn man überzeugt ist, daß jeder Theil stark genug bleibt, den Gegner zurückzuweisen. Eher mag man eine Centralstellung wählen, aus welcher man sich dem Gegner mit ganzer Kraft da vorlegt, wo er anrückt, oder ihm in die Flanke fällt, wenn er vorüberziehen will. Das führt zum Begriff der Flankenstellung hinüber, die von Hause aus seitwärts der feindlichen Anmarschlinie genommen wird, sie aber beherrscht. Sie ist ein Lieblingskind der theoretischen Speculation. Unstreitig ist sie dem Angreifer unbequem. Entweder muß er ihr gegenüber einen Theil seiner Streitkräfte stehen lassen und sich für den Haupt-

zweck schwächen; oder er muß ausbiegen und sie angreifen, während er seine eigene Rückzugslinie verlassen hat. Aber die Flankenstellung darf selbst auf dem äußeren Flügel der Anlehnung nicht entbehren, sonst faßt der Feind sie seinerseits in der Flanke. Auch ist es natürlich, daß sie die eigene Rückzugslinie oft ebenso preisgeben muß, wie der Gegner. Leicht wird sie daher nur im eigenen Lande genommen werden, wo man große Freiheit der Bewegung hat. Ihre Front muß stark sein, aber das Vorbrechen nicht hindern; sonst erlaubt man dem Feinde das Vorübermarschiren. Am günstigsten wird die Flankenstellung dann liegen, wenn der Feind sie entdeckt, nachdem er eben ein großes Hinderniß, wie einen Fluß, überschritten hat und das Ausbiegen ihm am schwersten fällt.

„In der defensiven Kriegführung ist die Sorge für Erhaltung der eigenen Streitkräfte und für den Schutz der heimathlichen Hilfsquellen vorherrschend. Aber Erhaltung und Schutz dürfen auch für sie nur Mittel zu dem Hauptzweck sein, welcher in der Vernichtung der Kräfte des Gegners besteht." Ihr letztes Ziel sucht die strategische Defensive im Herzen des feindlichen Landes und ewig richtig wird der Satz bleiben, daß sein Vaterland am besten vertheidigt, wer schnell den Feind in dem seinigen angreift.

Der Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit und den Culturzustand des Operationsgebiets gebührt, über bestimmte Grenzen hinaus, im strategischen Calcül nur ein bescheidener Platz. Bedeutung für die Strategie hat indessen der *Reichthum des Operationsgebietes* an Hilfsmitteln. Im *Gebirge* kann auf beiden Seiten nur eine beschränkte Zahl von Truppen in Wirksamkeit gebracht werden. Es ist deshalb kein geeigneter Boden für entscheidende Haupthandlungen. Dagegen begünstigt es in hohem Grade die Initiative. Der zielbewußte und thatkräftige Angriff ist der passiven Vertheidigung trotz der Stärke der einzelnen Defensivstellungen überlegen. Für Umgehungen und Ueberraschungen ist das Gebirge fruchtbarer Boden. Auch aus *Flußlinien* wird die Defensive nur mäßigen Zeitgewinn ziehen. Dauernd zu halten sind sie, wie die Geschichte lehrt, niemals. Die Möglichkeit des Uferwechsels vergrößert die Zahl der dankbaren strategischen Combinationen zu Ungunsten des abhängigen Theils.

Auch eine *Küste* läßt sich nicht vertheidigen; aber bei der heutigen Entwickelung der Wehrkräfte der großen europäischen Nationen ist ein Landungscorps dennoch ohne Aussicht auf Erfolg. Aus weiter Ferne holen Telegraph und Eisenbahnen zu bald die Kräfte des Vertheidigers heran, um es zu erdrücken. *Große Landseen, Sümpfe* und *Wälder* hemmen den einen Theil wie den andern. Ausgedehnte Forsten bieten weder der Offensive noch der Defensive Vortheile, welche die Schwierigkeiten aufwiegen, die sie bereiten. Beide Theile betreten sie ungern. Darum kann der geschickte Führer sie als Masken für überraschende Manöver brauchen.

Wohl zu beachten ist die *seitliche Begrenzung des Operationsgebietes*; die Offensive bedarf des Raums für Umgehungen, die Defensive für das Ausweichen. Nichts Vortheilhafteres gibt es für die schnelle Offensive, als, wie bei Sedan, den Feind „an die Wand zu drücken" und ihn in dieser Lage

zum Kampf auf Leben und Tod zu zwingen. Zu den wirksamen Schranken gehören auch die Grenzen neutraler Staaten, hinter denen die Entwaffnung droht.

Zum Schluß ein Wort über die strategische Bedeutung fester Plätze. — Ist es uns einmal geglückt, durch Einschließung zahlreicher Heere diese und die Festung gleichzeitig zu Falle zu bringen, so muß man doch klar darüber sein, daß das Verhältniß sich mit den Stärken ändert. Kleinere Heertheile, die vom Gegner umringt sind, finden nicht, wie die großen Massen, in ihrer Schwerfälligkeit die Hindernisse für das Vorbrechen; können sich außerhalb auch leichter die Mittel für ihre Existenz verschaffen. Während im Jahre 1870 200,000 Deutsche die 150,000 Mann starke Armee Bazaine's einzuschließen vermochten, wäre es vielleicht 25,000 Franzosen geglückt, 75,000 Mann zu durchbrechen, und 30,000 Deutsche hätten schwerlich den Ausbruch von 5000 Franzosen aus Metz verhindern können. Die Einschließungslinie kann nur außerhalb des wirksamen Bereichs der Festungsgeschütze gezogen werden und bei einem Platze von 15 Kilometer Durchmesser erhält sie schon 60 Kilometer Ausdehnung.[1])

Die Belagerung eines modernen Platzes erfordert die Aufwendung von Mitteln, die nur bei guten Verbindungen heranzuschaffen sind, zudem auch einer geraumen Zeit. Gewaltsamer Angriff nach kurzer Beschießung wird nur bei vereinzelten Forts und kleinen Festungen zum Ziele führen. Auch hat schon 1870 gelehrt, daß man mit Feldgeschützen dabei nicht ausreicht. Schutz bedeutender Städte mit ihren Hilfsmitteln, Schutz von Depots und Etappenorten, Vertheidigung von Verkehrswegen, Eisenbahnen, Gebirgsstraßen, Flußübergängen, Rückhalt für Vertheidigung eines Nebenkriegsschauplatzes, auf dem man nicht viel Kräfte entwickeln kann, rechtfertigen die Anlage von Festungsbauten. Wichtig wird die Festung als Anlehnungspunkt für die Truppen im Felde. Schon ein Platz mittlerer Größe dehnt durch das Geschütz seine unbedingte Herrschaft auf mindestens 16 bis 18 Kilometer Front aus, und schützt auf dieser Breite die dahinter stehende Armee. Derselben wird, nach Durchzug durch die Werke, der Aufmarsch in einer seitwärtigen Stellung möglich sein, welche ein späteres Vorbrechen erlaubt. Man darf sich nicht ängstlich in unmittelbarem Anschlusse halten und genießt dennoch die Vortheile gesicherter Verpflegung und leichten Munitions-Ersatzes. Besondere Handhaben bietet eine Festung, welche an einem oder gar an der Vereinigung zweier Flüsse liegt, so daß die in Beziehung zu diesem Platze manövrirende Armee die Vortheile eines gesicherten und verhältnißmäßig leichten Uferwechsels hat. Aber niemals darf der Feldherr den rechten Augenblick verstreichen lassen, sich wieder von der Festung zu trennen, sonst ist Einschließung sein Loos und was als Gelegenheitsmittel gedacht war, wächst zum Hauptmotiv heraus. Es drängt dann, wie bei Metz und Plewna die wahren Ziele des Krieges in den Hintergrund.

Zu gedenken ist auch der Wirksamkeit fester Plätze im Rücken des offensiv vordringenden Gegners, dessen Verbindungen sie sperrt oder bedroht. Die hohe Bedeutung der Festungen ist nicht zu verkennen. Aber finanzielle Rücksichten stehen ausgebreiteter systematischer Anwendung entgegen. Neue Erfindungen

[1]) Die neuen Befestigungen von Paris betragen mehr als 35 Kilometer Durchmesser.

bereiten uns noch alljährlich Ueberraschungen. Heute uneinnehmbar erscheinende Forts vermögen nach wenig Jahren vielleicht nicht mehr Widerstand zu leisten, als die Burgen des Mittelalters nach Erfindung des Schießpulvers. Festungen entziehen dem Bewegungskriege Kräfte und zerstreuen sie derart über's Land, daß immer nur ein Theil zum Erfolg des Krieges mitwirken kann. Einer beschränkten Anzahl gut angelegter Plätze ist das Wort zu reden; aber man darf für die Sicherheit des Vaterlandes nicht zu Vieles von der Befestigungskunst erwarten. Uebertriebene Hinneigung hierzu verdankt ihren Ursprung dem bewußten oder unbewußten Gefühl moralischer Schwäche. „Bringet das Volk durch Worte und Handlungen zu dem Glauben, daß der Schwerpunkt der Landesvertheidigung hinter den Festungswällen liege, und ihr werdet das aus denselben hervorgegangene Heer früher, als euch lieb ist, hinter die Wälle eilen sehen."

Dies der Inhalt von Oberst Blume's „Strategie". — In trefflicher Entwickelung schließen sich die Gedanken an einander, wie die Glieder einer Kette. Zugleich ist der Ueberblick über das weite Gebiet, trotz der knappen Form, ein vollständiger. Nur lange Arbeit unter fortdauernder sorgsamer Vergleichung mit der Kriegsgeschichte kann zu einem solchen Ergebniß führen, und gern glauben wir der Versicherung eines Freundes, daß es nicht weniger als sechs Jahre bedurft hat, um das Werk zur vollen Reife gelangen zu lassen.

Es bleibt nur übrig, die objectiven Erwägungen subjectiv auf das praktisch Leben zu übertragen.

In einem Falle liegt dies jedem Vaterlandsfreunde am Herzen. Welche Erscheinungen wird uns der nächste Krieg bringen? Ein instinctives Gefühl sagt uns, daß er mit einer Gewalt auftreten werde, welche uns selbst 1870 noch unbekannt blieb. Wir haben gehört, daß eine einzige Armee von fünf Corps auf dem Schlachtfelde zwei deutsche Meilen einnimmt. Drei, vier, fünf solcher Armeen machen aber erst die volle Streitmacht eines großen Staates aus: und da ergibt sich leicht, von welcher Wucht die fallenden Schläge sein müssen. Wir empfinden, daß sie die größten Verluste und Erschütterungen mit sich bringen werden.

Das geheime Bewußtsein davon, das ein ganz allgemeines ist, kann zwar als bester Bürge *für die Dauer des Friedens* gelten: aber dennoch folgen wir mit einer gewissen Bangigkeit dieser Perspective und suchen ihr Räthsel zu lösen. Schon der erste Schritt macht uns auf eine merkwürdige Wandlung aufmerksam.

Kriege sind nur noch um großer nationaler Interessen willen möglich, sagen wir. Aber diese Interessen erscheinen in sonderbarer Gestalt. Leicht hätte im Jahre 1867 die Welt das Schauspiel erleben können, daß ein großer Krieg um eines ganz geringfügigen Objects willen entbrannte. Die hohenzollernsche Throncandidatur in Madrid war vollends kein Motiv, um dessentwillen zwei Völker, wie Franzosen und Deutsche, sich auf Tod und Leben gegenüber treten mußten. Aber hinter diesen äußeren Vorwänden barg sich nur eine Animosität, die längst vorhanden war, von der Niemand sagen konnte, von wannen sie kam, und welche

trotzdem die Schranken der politischen Einsicht unwiderstehlich durchbrach. Ist es doch nicht lange her, daß wir bei unsern östlichen Nachbarn, mit denen hundertjährige Freundschaft uns verband, die Spuren einer plötzlich auflodernden Feindseligkeit entdeckten, für die wir uns vergeblich nach einer stichhaltigen Erklärung umsahen. Die Entwickelung des Nationalitätsprincips hat uns einem Zustande wieder genähert, in welchem Kriege nur aus Feindschaft nicht mehr als unmöglich erscheinen. Gerade dies stellt uns in sichere Aussicht, daß die streitenden Völker mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht auf dem Kampfplatze erscheinen werden. So richtig es theoretisch ist, daß nur die relativen Kräfte der Nationen sich messen, nicht die absoluten, kann dieser Satz in der Praxis leicht einer Mißdeutung unterliegen. Kriege, bei denen berechnet wird, wieviel von der Heeresmacht in's Feld gestellt werden soll, um den Zweck zu erreichen, also solche, wie der deutsche gegen Dänemark von 1864, oder wie der englische in Aegypten, sind Ausnahmen. Wir wollen sie zu den militärischen Executionen zählen. Der weit schwächeren Türkei gegenüber kam Rußland, als es sie im Sommer 1877 nur mit einem Theile seiner Kraft angriff, nicht zum Ziele. Wo vollends zwei oder mehrere europäische Großstaaten an einander gerathen — und nur ein solcher Fall vermag uns zu fesseln — wird von Hause aus die gesammte organisirte Wehrkraft eingesetzt werden, die man in gewissem Sinne als die absolute Kraft bezeichnen kann. Dadurch gewinnen die künftigen Heereszüge den Charakter von Völkerwanderungen. Die Aufmärsche bedecken Grenzprovinzen und die Bewegungen nehmen das ganze Straßennetz des Kriegsschauplatzes ein. Es handelt sich nicht mehr um Hunderttausende, sondern um Millionen von Bewaffneten. Eine Menge von Combinationen wird dadurch ausgeschlossen und der Krieg muß durch die Schwierigkeit der Bewegung solcher Massen den Charakter der Schwerfälligkeit annehmen.

Frankreich hat das Beispiel systematischer Landesbefestigung gegeben. Der Zweck derselben liegt weniger darin, sich mit einem undurchdringlichen Panzer zu umkleiden, als darin, Straßen und Eisenbahnen der Benutzung zu entziehen und den Angreifer in der Freiheit der Entschließung auf wenige mögliche Fälle zu beschränken, denen man leichter entgegenwirken kann. Wer im Feldkriege üble Erfahrungen macht, oder sich schwach fühlt, wird zu demselben Mittel greifen.

Wir fanden 1870 noch ein offenes Land mit trefflichen Straßen vor uns und traten zugleich mit bedeutender Ueberzahl auf. Auch diese ist verschwunden. Die großmächtlichen Heere kommen an numerischer Zahl einander nahe. Zwar bilden die mobilen Armeen heutzutage Gewichte, welche so stark auf dem Leben der Völker lasten, daß schon dadurch das Streben nach unaufhaltsamem Handeln erzeugt wird; dennoch muß der Krieg der Zukunft an Beweglichkeit verlieren.

Wir Deutsche dürfen vor allen Dingen nicht auf einen so reißenden Verlauf rechnen, wie er in der ersten Hälfte des letzten Krieges stattfand. Auch bei der genialsten Oberleitung ist ein so glücklicher und schneller Gang in Zukunft ausgeschlossen. Freilich mehr im Westen, als im Osten, würde ein neuer Krieg sich als ein mühevolles Ringen darstellen; bei dem die Heere, auch wenn sie Erfolge

haben, auf der Karte kaum merklich vorrücken. Erneuerung blutiger Positionskämpfe, Heranziehen aller Reserven, Aufbietung von Hilfsmitteln der Verschanzungskunst auf der einen, der Belagerungskunst auf der andern Seite: ein eifriges Suchen nach neuen Kräften, nächtlicher Vormarsch zum Angriff, wo bei Tageslicht nicht vorwärts zu kommen ist, Versuche von List und Ueberraschung, endlich die Entscheidung bei völliger Erschöpfung auf einer Seite, werden Merkmale der künftigen Kampfweise sein. Bewegungen der großen entwickelten Massen außerhalb der Straßen müssen vor und in den Schlachten häufiger eintreten, als bisher. Umgehungen, Umfassungen, Flankenangriffe werden, statt von Brigaden oder Divisionen, wie 1870, von Armeen ausgeführt werden. Bei dem längern Verweilen an einer Stelle erschöpft das Kriegstheater sich vollständiger; die Verwüstung wird größer und der Nachschub von rückwärts erhält mehr Bedeutung. An die Führung tritt die Verantwortung mit doppeltem Ernst heran, denn es steht mehr auf dem Spiele.

Auch im Osten wäre wenigstens nicht an eine so prompte Entscheidung zu denken, wie 1870 und 71, ja wohl nicht einmal an die Entscheidung durch einen einzigen Feldzug, wie die Natur des Landes das ergibt. Es ist nothwendig, sich dies klar zu machen, damit uns oder unsere Kinder der Krieg der Zukunft nicht entmuthige; damit er uns nicht irre mache an den Führern, wenn der flotte Schritt der Ereignisse ausbleibt, an den die jüngste Vergangenheit uns gewöhnt hat.

Die Macht des Nationalitäts-Princips erschwert auch die Beendigung der Kriege. Kein Franzose fürchtete, als wir an der Loire standen, wir könnten am Ende alles Land bis dorthin für uns behalten, oder gar das Volk überhaupt unterjochen. Die Besorgniß vor dem Verlust von Provinzen wird also heute nur noch da ein Mittel sein, die Nachgibigkeit des Gegners zu erzwingen, wo das innere Gefüge des Staats ein lockeres, nicht auf Stammesgemeinschaft beruhendes ist. Oesterreich dürfte aus inneren politischen Gründen nicht daran denken, Oberitalien wieder in seinen Staaten-Verband aufzunehmen, selbst wenn seine Heere siegreich bei Neapel stünden. Wir könnten weder die Champagne noch Burgund an uns reißen wollen, auch wenn wir es im Kriege erobert hätten.

Den national einheitlichen Staaten erwächst daraus eine erhöhte Widerstandsfähigkeit. Sie wird man mit Sicherheit erst zur Nachgibigkeit zwingen können, wenn man es dahin bringt, daß im ganzen Lande das Friedensbedürfniß die Lust zur Fortsetzung des Krieges überwiegt. Es wäre rein theoretisch wohl denkbar, daß bei einer sehr hartnäckigen Nationalität hierzu eine Besetzung des gesammten Gebietes und ein dauernder Druck nothwendig wird. Dies um so mehr, als ein Friedensschluß vielfach der Zustimmung von Parlamenten bedarf, die vielleicht von einer Handvoll Fanatiker beherrscht werden. Bis zu einem solchen Aeußersten wird es freilich in der Praxis selten oder niemals kommen; doch entnehmen wir daraus die Lehre, daß die gewaltsame Durchführung eines politischen Zwecks durch den Krieg, den Nationalstaaten unserer geschichtlichen Entwickelungsperiode gegenüber, unendlich viel schwerer ist, als sie jemals war. Unstreitig werden die Kriege der Zukunft den innern Werth der Völker auf härtere Proben stellen, als die bisherigen.

Darum mahnt die „Strategie" mit Recht, alle Kräfte und Mittel zum

Kriege vorzubereiten, welche der Staat nach seinem Vermögen gut vorbereiten kann. Wir dürfen sogar noch weiter gehen. Auch die beste Organisation könnte sich in einem denkbar schlimmsten Falle erschöpfen. Dann tritt für sie die kriegerische Tugend ein, die überhaupt im Volke wohnt. An Stelle der vorbereiteten Wehrkräfte entstehen Gebilde, welche mehr und mehr Improvisationen ähnlich sehen. Von Nutzen werden dieselben aber nur sein, wenn gehaltvolle Vaterlandsliebe, kriegerischer Sinn und ein gründliches Verständniß für das Wesen des Krieges vorhanden ist. Auf die breiten Massen kann dasselbe nur in untergeordneter Art übertragen werden. Aber es genügt auch, wenn die gebildete Welt damit getränkt wird; denn, so lange das Material für Führer vorhanden ist, fehlen auch die Soldaten nicht. Wer sich zur führenden Classe des Volkes rechnet, sollte stets der Pflicht eingedenk sein, im Nothfall seinen Platz auch als Führer im Streite ausfüllen zu können. Schon darum wünschen wir der „Strategie“ von Blume zahlreiche Leser. Mehr noch: wir schließen auch das Verlangen an, daß die Lehre vom Kriege, mit Ausnahme rein fachmännischer Details, sich öfter als es bisher geschehen, in ein anziehendes Gewand kleide und sich gemeinverständlicher Sprache bediene, damit sie, was sie sein soll, ein Gemeingut des Vaterlandes werde.

Aus zwei annectirten Ländern.

Erzählungen eines deutschen Officiers.

7.

Die Saison näherte sich ihrem Ende. Die Hoffeste sollten mit einem großen Costümball im Schauspielhause geschlossen werden, zu welchem die Einladungen weit über die Grenzen des Hofcirkels hinaus in andere Gesellschaftskreise ergingen. Verschiedene Quadrillen wurden berathen und beschlossen. Wichard war zu der Quadrille der Königin befohlen. Die Dame wurde ihm zugetheilt, es war die Melanie. Tante Balbina war zu dieser Quadrille nicht aufgefordert. Dies war eine unerwartete und verstimmende Einleitung des Festes für sie. „Sie will sich krank melden," sagte Cordula mir, „und ich glaube, sie ist wirklich krank; denn ich habe sie noch niemals so heftig gesehen." Gegen mich äußerte Tante Balbina sich über diesen Zwischenfall nicht. Auch hatte sie sich später eines Anderen besonnen. Sie hoffte noch, daß die Eine oder Andere der glücklicheren Damen krank werde und dann an sie die Reihe komme, den fehlenden Platz in der Quadrille der Königin auszufüllen. Für den Fall, daß dies nicht geschehe, ließ sie sich ein reiches griechisches Costüm bereiten. Der Dragonermajor versprach, in dem Originalanzuge eines vornehmen Beduinen zu erscheinen und wollte Cordula führen. Dies hintertrieb Tante Balbina. Cordula wurde einer Tyroler Quadrille zugewiesen und hierdurch auch ihr die Vorfreude an dem Feste verdorben.

Zu meiner Ueberraschung sagte Alfred mir, diesen Costümball wolle er besuchen, so Etwas habe er noch nicht gesehen. Er wolle aber unerkannt bleiben und fordere von mir, daß ich ihn auf keinen Fall verrathe. Er müsse seine Verkleidung in unserer Wohnung anlegen; sonst würde er auch mir nicht gesagt haben, daß und wie er zu dem Feste gehe. Nun trug er spät Abends Pakete, welche Theile seiner Garderobe enthielten, selbst nach Hause und machte alle Vorbereitungen mit eben so viel Sorgfalt wie Vorsicht.

Als der Abend des Balles kam, begann er schon frühzeitig, nachdem er unsern Diener weggeschickt und die Thüren verschlossen hatte, seine Toilette. Er fing damit an, sein Gesicht zu malen, Nase und Augenbrauen durch aufgeklebte

Stoffe zu formen und einen weißen Bart anzulegen. Er kleidete sich in schwarze seidene Strümpfe, kurze dunkele Beinkleider, Schuhe mit seidenen Schleifen und goldenen Schnallen, ein braunes, seidenes Unterkleid, über welches das reiche Gehenk des zierlichen Degens kam; setzte eine weiße Perrücke und einen breitkrämpigen, mit einer Diamantagraffe geschmückten Hut auf den Kopf, zog einen weiten pelzverbrämten Rock über und ergriff die Spitzenhandschuh und einen Rohrstock mit goldener Krücke. Dann nahm er eine gebückte Haltung an und so präsentirte er sich mir als ein gebeugter, magerer Alter mit faltigem, eingefallenem, doch nicht unschönem Gesicht, welches ich schon irgendwo gesehen zu haben glaubte. Er war das wohlgelungene Abbild eines von Rembrandt gemalten alten niederländischen Handelsherrn.

„Vortrefflich!“ rief ich aus. „Schade, daß Du nicht Schauspieler geworden bist.“

„Da magst Du Recht haben. Du verräthst mich auf keinen Fall!“

„Nein!“

Als auch meine Toilette beendigt war, ging ich die Treppe hinunter, um den Weg zu recognosciren. Niemand war da; der Meister, die Meisterin wie das Gesinde waren nach dem Platz vor dem Theater gegangen, um die Anfahrt der costümirten Herrschaften zu sehen. Alfred hüllte sich in einen langen Mantel, bedeckte den Kopf mit einem dunklen Tuch und setzte einen Civilhut auf. So stiegen wir in den bereit stehenden Wagen. Schon an der Ecke des Theaterplatzes ließ er halten; er wollte die letzte Wegstrecke allein zu Fuß zurücklegen.

Das Theater war herrlich umgewandelt, Zuschauerraum und Bühne zu einem weiten, reich verzierten Saal gemacht, worin jetzt ein Gedränge von Menschen in den verschiedensten Trachten sich durcheinander schob. Erst allmälig fand man Bekannte. Tante Balbina ging als Griechin am Arm des Beduinen. Ihrer vollen, noch frischen Gestalt stand die Tracht sehr gut und der Major mit gebräuntem Gesicht und dunkelem Haar sah in dem weißen Burnus vortrefflich aus. Die Beiden bildeten wirklich eines der schönsten Paare.

Eine Fanfare, der ein Marsch folgte, verkündigte die Ankunft des königlichen Zuges. Die Festordner voran machten Platz, der Zug bewegte sich durch den Saal, dann begann der Tanz der Quadrillen. Zuerst kam die der Königin, eine zwar nicht geistreiche, aber höchst prächtige Karten-Quadrille. Die Königin tanzte sie mit Timon, ihr gegenüber die Melanie mit Wichard. Auffallend war, wie sehr die Gestalten der Königin und Melanie sich glichen, so sehr, daß, wer die Verschiedenheit der Farben vergaß, die kleine Diamantenkrone und den anderen reichen Juwelenschmuck der Königin im großen Lichterglanze nicht beachtete und die Gesichter nicht sah, die eine von der anderen kaum unterschied.

Auch die anderen Quadrillen wurden sehr bewundert, die der Tyroler erwarb sich vielen Beifall. Ich hatte Cordula noch nie so hübsch gesehen, ich erkannte sie sogar nicht gleich. Ihrer vollen Figur stand das Mieder, ihrem runden Gesicht das Tyroler Hütchen allerliebst. Als ihre Quadrille vorgeführt war, kam Cordula zu mir, aufgeregt, ängstlich. Sie hatte immer Tante Balbina mit ihrem schönen Beduinen im Auge. Ich wollte das Gespräch auf diese lenken, als ich Hauptmann Zettel und Frau begrüßen mußte, die als Rococo-Paar sehr gut aussahen.

Dann erschien in einiger Entfernung der gebückte, zuweilen leise hustende, niederländische Kaufherr, der nach und nach die Aufmerksamkeit auf sich zog und bald mit den verschiedensten Personen im Gespräch war. Nach einer folgenden Quadrille war er in meiner Nähe. Er sah mich im Vorbeigehen lange an und schien mich nicht zu kennen. Neben einem Kalenberger Schäfer, den ich nicht kannte, blieb er stehen. Des ersteren kleidsame Tracht: die Sammethose, die rothe geblümte Weste, der lange weiße Leinenrock mit großen Knöpfen und der dreispitzige schwarze Filzhut, paßte mit ihrer Bescheidenheit nicht zu dem hochmüthigen Gesicht mit dem schwarzen Haar, den stechenden Augen und den festgeschlossenen Lippen. Wie er so dastand, recht unschuldig an den langen Schäferstab gelehnt, war er ein Heuchler. Er mißfiel mir sehr. Mit ihm unterhielt der Greis sich lange.

Nach den Quadrillen begann der allgemeine Tanz. Die Paare in dem weiten Saale flogen dahin. Ich hatte mich noch nicht engagirt, ich wollte erst das bunte, lebendige Bild ungestört betrachten. Da legte sich eine Hand auf meinen Arm und ich hörte Cordula's Stimme. „Geh' mit mir," bat sie. Sie legte ihren Arm in meinen und zeigte auf den Weg aus dem Saal in den Logengang. Sonst war sie in größerer Gesellschaft gegen den bürgerlichen Vetter noch nie so zuthulich gewesen; jetzt war etwas von rücksichtsloser Hast in ihr. Wir kamen an die zum oberen Foyer führende Treppe. Dem hier stehenden Lakai gab sie ein Zeichen. Wir schritten hinauf. Der schöne, heute mit Blumen noch mehr geschmückte Foyer war halbdunkel und leer.

„Wohin willst Du?" fragte ich.

Sie antwortete nicht, sie führte mich nach dem Concertsaal, in welchem später soupirt werden sollte. Die Saalthür war nicht verschlossen, wir traten ein. Auch dieser große Saal war, um ihn kühler zu erhalten, noch dunkel gelassen; nur einzelne Lichter zeigten die Reihen von Orangebäumen, um deren Stämme die mit feinen Tüchern belegten, mit edlem Geschirr besetzten Tische für das Souper bereitet waren.

Vor uns ging ein anderes Paar. Bald erkannte ich den Beduinen, an seiner Seite ging die Griechin Balbina. Cordula's Arm zitterte in dem meinigen. Und in noch größerer Entfernung war ein Paar, welches jetzt umzukehren schien. Gleich darauf erklang ein Ach! von Damenstimmen, und als ich mit Cordula heran kam, nochmals ein Ach! Das dritte Paar war die Melanie mit Wichard. Mein Erstaunen war groß. Die Melanie und Tante Balbina versuchten zu scherzen, es gelang ihnen schlecht. Sie behaupteten, es sei überall im Hause heiß, nur hier kühl. Nun wollten sie in die Gesellschaft zurückkehren. Wir traten aus dem Saal und kamen in den Foyer. Da saß auf einem Stuhl an der Wand der niederländische Greis. Als wir nahe bei ihm waren, erhob er sich müde an seinem Stock und lehnte sich seitwärts des Stuhls an die Wand.

„Ich bedarf der Erholung," redete er uns an, als wolle er seine Anwesenheit in diesen Räumen entschuldigen.

„Bald wird Dir, werther Alter, dort Erquickung gereicht," erwiderte ich.

„Mir ist's Erquickung, die Jugend zu sehen," sagte er hierauf, „Erquickung und Trübsal."

„Trübsal, weshalb?" fragte jetzt Tante Balbina. „Weil Dir die Jugend fehlt?"

„Du irrst wieder," entgegnete er. „Nicht weil die Jugend mir fehlt. Nein, weil die Jugend fehlt."

„Ich irrte wieder, sagst Du?" fuhr die Griechin fort. „Irrte ich sonst?"

„Du irrtest, als Du den Moslem in jene Halle der Freude führtest."

Sie schwieg bestürzt.

„Und Du, schöne Treffkönigin," wandte er sich jetzt an die Melanie, „wie stolz schreitest Du neben dem ritterlichen Kartenkönig. Hältst Du das Spiel schon für gewonnen? Du irrst."

Auch die Melanie erschrak und sah verlegen um sich. Der Greis erhob wie warnend seinen Stab, indem er sich mit der anderen Hand an der Wand stützte und sprach feierlich:

„Die Schönheit irrt, die Jugend fehlt.
Ihr habt das Rechte nicht erwählt."

Und als er diese Worte gesprochen hatte, öffnete und schloß sich hinter ihm die Wand, er war verschwunden.

„Wo ist er?" rief die Melanie erschrocken.

„Wer ist er?" fragte Tante Balbina.

„Ein toller Kerl," sagte der Beduine.

Wichard schien am meisten bestürzt zu sein. „War das mein Vater?" fragte er mich zuletzt.

„Wie kannst Du das glauben? Wie sollte der hierher kommen?" sagte ich lachend.

„Lassen Sie uns gehen," flüsterte die Melanie. Sie war unter der Schminke blaß geworden. Auch Tante Balbina sah geängstigt aus.

Wichard führte seine Dame voran, wir folgten und traten in die große Mittelloge, von der eine mit Palmen und blühenden Gewächsen eingefaßte Treppe in den von der fröhlichen Gesellschaft gefüllten Tanzsaal hinunter führte. Von dem eigenthümlich hübschen Anblick überrascht und gefesselt, blieben wir eine Weile stehen. Da kam ein Kammerherr und entbot die Melanie und Tante Balbina zu Ihrer Majestät. Ich sah, wie Cordula über diesen Befehl, welcher die Griechin von dem Beduinen trennte, sich freute. Gleich darauf eilte einer der Festordner die Stufen hinauf und fragte: „Haben Sie den niederländischen Greis gesehen? Die Königin will ihn sprechen."

„Vor Kurzem," antwortete ich. „Wo er jetzt ist, wissen wir nicht."

„Ich glaube ihn dort zu sehen," sagte Wichard und wies auf das Getümmel in dem Bühnenraum.

„Ja wohl, da ist er," sagte der Festordner und eilte die Stufen wieder hinab.

Zu meiner Freude kam jetzt ein schmucker Tyroler, Cordula zum Tanz zu holen, und ich eilte nun dahin, wo die Königin war und wo bald auch der niederländische Greis an seinem Krückstock erschien. Er hatte den Hut von dem weißen Haupt genommen und näherte sich mit Zeichen der Ehrfurcht Ihrer Majestät, die, ihren Hofstaat hinter sich, in einem weiten Kreise allein stand. In der vorderen Reihe dieses Kreises befand sich der Kalenberger Schäfer; es

fiel mir auf, daß er die Königin und den Greis scharf beobachtete. Letzterer beugte seinen alten Rücken tief und auf das Anmuthigste vor Ihrer Majestät und hatte nun eine längere Unterredung mit ihr, von der man kein Wort hörte. Aber ich beobachtete, daß die Königin erst lächelte, darauf gespannt aussah, dann ängstlich wurde, bis sie eine verlegene Bewegung als Entlassungszeichen machte und ziemlich schnell zurück trat. Ich wurde besorgt und wie es schien, nicht ohne Grund, denn nun glaubte ich unter den Herren und Damen der Königin eine etwas lebhaftere Bewegung wahrzunehmen. Unwillkürlich blickte ich mich nach dem Schäfer um und sah ihn noch eben, wie er sich durch die Umstehenden drängte, um weiter zu gehen. Jetzt war der Greis an meiner Seite. „Nimm Dich vor dem Schäfer in Acht," sprach ich leise, zu ihm gewandt. Wenige Augenblicke später fragte einer der Festordner: „Wer ist der Greis? Wo ist er?" Der Gesuchte war nicht mehr da, er mußte das Haus verlassen haben.

Indeß die Wenigen, welche diesen kleinen Vorfall beachteten, vergaßen ihn in dem persönlichen Interesse der schönen Stunden; das Fest ging weiter und erst früh Morgens kehrte ich in unsere Wohnung zurück.

Alfred lag im Bett und schlief den Schlaf der Gerechten. Als ich Licht anzündete, erwachte er und fragte: „Hast Du Dich gut amüsirt?"

„Vortrefflich."

„Hast Du mich auch nicht verrathen?"

„Nein. Du kannst ganz unbesorgt sein. Niemand außer uns kennt den Greis."

„Bei Euch konnte ich das Reimen nicht lassen, an dem dummen Vers hätte man mich erkennen können."

„Höchstens konnte er Wichard auf die Spur bringen, aber er hielt Dich einen Augenblick für seinen Vater."

Alfred lachte, richtete sich auf und wurde ganz munter. „Ich hatte mein Gesicht nach dem Porträt seines Ahnen gemacht, vielleicht auch unseren Dialekt nicht genug geändert."

„Was hast Du der Königin gesagt?" fragte ich. „Du scheinst sie aufgeregt zu haben. Gleich darauf wurdest Du gesucht."

„Später," war seine Antwort. „Lege Dich jetzt schlafen."

„Sage mir wenigstens noch, ob Du den Kalenberger Schäfer kennst."

„Das ist ein Hallunke Namens Melet. Schlafe wohl!"

Er legte sich nieder und war gleich wieder eingeschlafen. — O, du liebe, ehrliche Seele!

Am anderen Morgen trank Alfred schon seinen Kaffee, als ich aufstand. Ich mußte eilen, um nicht zu spät zum Dienst zu kommen. Deshalb sprachen wir nur, was uns zunächst lag. Alfred war lustiger als sonst und lachte hell auf, als ich fragte: „Hat der Schäfer Dich gestern Abend verfolgt?"

„Ja wohl. Und ich bin ihm ebenso entkommen, wie Euch. Er ging mir in den Foyer nach. Vor meiner Thür blieb ich stehen, die Hand am Drücker, und als er auf mich zu schritt, hob ich warnend den anderen Arm und sprach feierlich: Hüte Dich, Du bist erkannt! Er schrak zurück und ich verschwand. Vermuthlich hält er, wie Deine Begleitung, es für angemessen, von diesem Aus-

gang nicht zu reden. Aber einerlei, forschte man nach, so würde man nichts finden, als die Schlüssel an dem vorgeschriebenen Platze." Und lachend nahm er Degen und Mütze, um nach der Caserne zu gehen.

In der Messe wurde viel von dem gestrigen Feste, nur nebenbei von dem niederländischen Alten gesprochen. Kastor meinte, dieser sei ein bekannter braunschweig'scher Officier, der schon bei mehreren Maskeraden und Costümbällen Greise mit großem Talent dargestellt hatte. Ein Anderer hielt es für wahrscheinlicher, daß hinter der Maske ein Schauspieler steckte, der mitunter zu den kleinen Cirkeln der Königin befohlen wurde. Mehrere behaupteten, der Greis sei wirklich ein Greis gewesen. Der politische Lieutenant hatte gehört, der Unbekannte habe der Königin wichtige Mittheilungen gemacht und sei wohl gar ein politischer Agent. Diese Aeußerung rief bei den Einen Gelächter, bei den Anderen Kopfschütteln hervor. War es doch bekannt, daß die gute Königin, die ihr eigenes Urtheil bescheiden zurückhielt, keinen politischen Einfluß hatte und haben wollte. Es hieß sogar, Seine Majestät mißtraue in politischen Dingen ihr nicht weniger, wie seinen Ministern.

Nach Tisch führte ein glücklicher Zufall mich in dem Augenblick in das Museum, als der Polizeidirector Wermuth in die Conversationszimmer ging. Ich folgte ihm. Auch hier war die Rede von dem königlichen Feste. Jemand sagte: „Es ist doch merkwürdig, daß man nicht herausbringen kann, wer den Greis dargestellt hat."

Der Polizeidirector bemühte sich, mit seinem immer wichtigen Ausdruck zu lachen. „Wir wissen bereits, wer es ist," sprach er. Alle wurden neugierig; nur der gelehrte Major nicht, der wieder in etwas mißachtender Weise seinen Kopf auf das Rückenpolster des Divans zurückschlug.

„Wie haben Sie das herausgebracht?" fragte der Oberbaurath.

„Sehr einfach," erklärte mit einem Tone, der jedes eigene Verdienst ablehnen wollte, der Polizeidirector, „durch die beim Eingange abgenommenen und auf den Namen lautenden Einladungskarten. Alle Erschienenen bis auf Einen waren bekannt. Dieser mußte es also sein."

„Wer ist es denn?" fragte der Oberbaurath weiter.

Nun hob der Polizeidirector schweigend das Haupt und ging in das Lesezimmer.

Ich fürchtete für Alfred und erzählte ihm, als wir endlich am Abend allein waren, was ich gehört hatte. Da lachte er noch herzlicher als am Morgen. „Ich habe meine Einladungskarte gar nicht abgegeben. Hier ist sie noch."

Aber der fröhliche Ausdruck wich von ihm, als er weiter sprach: „die Verhältnisse hier im Lande werden immer trüber und treiben uns in Preußens Arme. Auch Aurelius, der eifrige Kämpfer für Deutschlands Einigung, fürchtet, daß Hannover seine Selbständigkeit einmal ganz verlieren wird, weil es nicht einen Theil davon zum Besten des Ganzen opfern will. Heute nannte er bei Wellmeiers die Art, wie unser König gegen seinen großen Nachbar verfährt, travailler pour le roi de Prusse. Gegen die letzten Vorschläge, wodurch Preußen der deutschen Kriegsverfassung einen besseren Halt geben wollte, hat Hannover protestirt. Ebenso gegen die preußischen Vorschläge zur Schaffung einer deutschen

Kriegsmarine. Billige Wünsche der preußischen Regierung hinsichtlich der nothwendigen Verbindungen zwischen ihren Landestheilen sind von uns schnöde abgewiesen worden, als wären wir mit einer uneinnehmbaren Mauer umgeben, als könne der große, uns umschließende Nachbarstaat sich diese kleinlichen Hemmnisse seiner Lebensbedingungen auf die Dauer gefallen lassen. Der Umstand, daß der Prinz-Regent die preußische Wehrkraft jetzt in großem Maße auszubilden trachtet, soll unseren König gegen diesen nahen Verwandten und natürlichen Bundesgenossen noch argwöhnischer gemacht haben. Und nun kommen von allen Seiten Menschen, welche ihn in seinem Wahn mehr und mehr verstricken, politische Agenten aus dem Auslande und Creaturen aus dem eigenen Lande, die sich in Gunst bringen, indem sie seinen Vorstellungen schmeicheln. Nicht selten erscheinen ohne Wissen der Minister königliche Verfügungen, die Alle überraschen, vielleicht mit Ausnahme derjenigen untergeordneten Personen, welche Zutritt bei Georg V. haben und denen es gelang, seine Gedanken zu leiten."

„Ist Melet ein österreichischer Agent?" fragte ich.

„Ohne Zweifel. Er soll die Königin in das österreichische Fahrwasser bannen. Zwar denkt sie nicht daran, sich in die Politik zu mischen. Sie amüsirt sich und glaubt, das gehe so fort. Es könnten aber doch Zeiten kommen, wo sie um ihrer Kinder willen eingreifen, mit der Angst der Mutter auf die Vorstellungen anders Denkender, namentlich ihrer Verwandten, hören möchte. Auch sie soll mit Abneigung gegen Preußen, mit Zuneigung zu dem katholischen Oesterreich erfüllt werden. Da sie zu religiöser Hingebung neigt, hofft man wohl gar, sie katholisch zu machen. Wenn das nun auch nicht gelingt, die Katholiken gewinnen immer festeren Boden im Lande. Denn hierbei hilft der kluge Windthorst, und beiden Majestäten wird die Vorstellung beigebracht, daß die Katholiken die besten Unterthanen seien."

„Wodurch hast Du Melet gestern in solche Aufregung versetzt?"

„Meine erste Unterredung mit ihm hatte ihn in Zweifel darüber gelassen, ob ich wie er ein Jesuit wäre, dem jedes Mittel recht ist, oder ob ich ihn hinterginge. Und da er über die Königin Macht gewinnen möchte, es koste was es wolle, so legte er meiner etwas geheimnißvollen Unterredung mit Ihrer Majestät Werth bei."

„Was sagtest Du der Königin?"

„Ich stellte mich als niederländischen Kaufherrn vor und erzählte, daß ich in jüngeren Jahren die Schätze Indiens, die schönen Frauen des Kaukasus kennen gelernt hätte. Hier, wo Ihre Majestät herrsche, finde ich beides, Reichthum und Schönheit. Ich habe die persischen Großen beim Schach, französische Könige beim Kartenspiel, aber nie eine so merkwürdige Partie wie heute gesehen, wo um Ihre Majestät die niederen Karten sich unterwürfig gruppirten. Wäre hier auch die Weisheit Arabiens, so sei dieser Ort der vollkommenste. — „Haben wir nicht gut gespielt?" fragte die Königin. — „Erhabene Herrin!" antwortete ich, „wie im Schach die Königin durch die Schuld ihrer Unterthanen in Gefahr kommen kann, wie ein Spiel um so schwieriger, je mehr Karten Bedeutung haben, so ist es auch im Leben. Darum, wer einen hohen Einsatz zu verlieren hat, blicke um sich, ob nicht falsche Spieler da sind, und wer Viele zu hüten

hat, sorge, daß er treue Schäfer habe." — „Um dies zu erfahren, brauchtet Ihr nicht weit zu reisen," sprach sie. Da fuhr ich fort: „Wer weit gereist und alt ist, wie ich, weiß besser diesen Rath zu würdigen. Auch mich haben betrogen, die ich für Freunde hielt, auch mich wollte ein falscher Schäfer auf blumige Gefilde führen, um mich zu verderben. O, Majestät! Es gibt viele falsche Schäfer." — Nach diesen Worten wurde ich, wie Du gesehen hast, entlassen."

Nachdenklich schwiegen wir Beide. Da klopfte es, und gleichzeitig riefen wir: „Das ist Wichard!" Unsere trüben Gedanken wichen, als der heitere Freund eintrat und seine fröhliche Stimme erklang.

„Gut bekommen?" fragte er mich. „Schade, daß Du nicht da warst, Alfred. Du hättest Dich besser amüsirt, als bei Deinen Geographie-Büchern."

„Dein Amüsement fing auf bedenkliche Weise an," sagte ich scherzend.

Etwas verlegen rief er aus: „Hast Du es Alfred erzählt?"

„Wie? Sollte ich es nicht?"

„Nun ja, ihm; aber keinem Anderen?"

„Nein."

„Laß uns nicht davon sprechen. Es war doch etwas sonderbar von den Damen. Nicht?"

„Du hast angefangen."

„Freilich. Oder richtiger die Melanie. Sie verlangte meine Begleitung in den Concertsaal, sie wollte die Anordnung in demselben ungestört besehen. Ich habe ihr aber kein unpassendes Wort gesagt."

„Das glauben wir Dir gern," sprach Alfred lachend.

„Hast Du Deinen verkleideten Vater gefunden?" fragte ich.

„Wahrhaftig, ich glaubte, er wäre es. Es soll ein etwas excentrisches und oppositionelles Mitglied der bremischen Ritterschaft sein. Er ist eigentlich nie hier, sondern immer, wenn nicht auf seinem Gute, auf Reisen. Er soll noch allerlei Späße, auch mit der Königin gemacht haben. Aber war es nicht ein famoses Fest?"

So scherzten wir weiter. Als Wichard gegangen war, sagte Alfred: „Diesen guten Menschen brauchen wir nicht zu warnen. Sein sonnenklares Gemüth hält ihn auf dem richtigen Wege."

Tante Balbina und Cordula hatte ich einigemale vergeblich aufgesucht. Der Leseabend hatte mit Schluß der Saison von selbst aufgehört. Von dem alten Kammerdiener erfuhr ich, daß die Damen sehr beschäftigt wären. Erst in der Osterwoche traf ich sie. Beide waren sehr verstimmt, Cordula schien geweint zu haben. Bald nach meiner Ankunft wurde der Wagen angemeldet, Tante Balbina fuhr aus und überließ Cordula mir. Als wir Beiden allein waren, brach das arme Mädchen in Thränen aus. „Ich halte es nicht mehr aus. Seit Tante bei der Königin in Ungnade ist —"

„In Ungnade?"

„Weißt Du das nicht? Mit der Quadrille, zu der sie nicht befohlen wurde, hat es angefangen und seitdem ist es schlimmer geworden. Nur das Henriettenstift hält Tante noch einigermaßen aufrecht."

„Was geht aber diese Ungnade, wenn sie wirklich vorhanden ist, Dich an?"

„Auf mich schüttet Tante ihre übele Laune aus. Und nicht allein deshalb."

„Weshalb denn sonst noch?"

„Das kann ich nicht sagen. — Tante beklagt sich mit Recht, daß die Melanie Alles an sich reißt. Und sie ist doch als Fremde zu uns gekommen. Seit Dein Freund die Quadrille mit ihr getanzt hat, ist die Feindschaft ausgebrochen. Nun ist Tante zuweilen verwirrt. Neulich stieß sie die Worte aus: — Jetzt weiß ich es, die Melanie hat Leinau's versetzt. Ha, ha — und sie lachte wie eine Unsinnige — wäre die nur wieder hier! — Verstehst Du das? Und nun —"

Cordula fing wieder an zu weinen.

„Fasse Dich doch, Cordula. Es ist ja kein Unglück geschehen."

„Du solltest nur ein paar Tage bei uns wohnen und sehen, wie sie ist. Sie lauert förmlich auf, ob der Dragonermajor kommt. Ich glaube, er kommt gar nicht ihretwegen."

„Er kommt wohl Deinetwegen?"

„Ach, Ernst — Dann ist sie jedesmal zu Hause, dann hat sie immer Zeit, dann verläßt sie das Zimmer keinen Augenblick und ist gegen ihn die Liebenswürdigkeit selbst. — Aber in ihrer üblen Laune kann sie noch Unglück anrichten."

„Wie so?"

„Sie kann auch gegen Fremde unpassend grob werden."

„Gegen wen ist sie das geworden?"

„Gestern noch gegen den neuen Oesterreicher, den Herrn Melet. Er mußte wissen, daß sie zu Hause war; denn er kam unmittelbar nachdem sie im Wagen zurückgekehrt war. Dennoch ließ sie sagen, sie sei nicht zu Hause. Und sie weiß doch, daß die Königin ihn schätzt. Als ich sie hierauf aufmerksam machte, rief sie im vollen Zorne: — Den kann die katholische Melanie behalten! Ich bin Lutheranerin und das will ich bleiben. — Ist das nicht ganz verwirrt? Und er ist ein angenehmer Mann."

„Hast Du ihn kennen gelernt?"

„Tante wollte, daß ich ihn annehme. Da hat er lange bei mir gesessen. — Nach dem Feste verreist Tante, sie will fremde Diaconissinnen-Anstalten besehen. Das ist vernünftig; dadurch kommt sie bei Ihrer Majestät vielleicht wieder in Gnade. Daß sie mich mitnehmen will, halte ich dagegen für überflüssig."

„Also Du reisest mit?"

„Ich wollte während der Zeit gern nach Hause. Tante will es nicht, ich könne auf der Reise viel lernen; aber das ist es nicht. Sie will nur nicht —".

Cordula stockte und hätte fast wieder geweint.

„Wir haben noch gar nicht von dem letzten Hoffeste gesprochen," sagte ich ablenkend.

„Tante will nicht, daß ich davon spreche."

„Aber ich darf davon sprechen. Der Dragonermajor sah in seinem Costüm wirklich sehr gut aus."

„Nicht wahr?"

„Du warst nicht minder hübsch, Cordula."

„So, fandest Du das? Er hat mir darüber auch ein Compliment gemacht."

Die Militär-Akademie war geschlossen und unser Examen gut verlaufen. In Folge dessen wurden wir an Königs Geburtstage zu Premier-Lieutenants befördert. Alfred und ich waren sogar, wie unsere Vorgesetzten im Regiment sagten, belobt worden und letztere riethen, wir möchten uns für den Herbst zum Generalstabe melden. Ich hatte große Neigung hierzu. Die Schüler des Generalstabes genossen im Winter theoretischen Unterricht in der Generalstabs-Akademie und wurden im Sommer zu der topographischen Landesvermessung und im Herbst, wenn Manöver waren, zur Dienstleistung bei den Befehlshabern der übenden Truppen commandirt.

Es war jedoch nicht wahrscheinlich, daß von demselben Regiment gleichzeitig zwei Officieren diese Begünstigung zu Theil wurde und deshalb quälte mich der Gedanke, daß ich Alfred im Wege sein könnte, ebenso sehr wie der, daß ich hinter ihm zurückstehen müsse. Indeß schwieg ich hiervon. Da sagte er eines Tages: „Ich habe mir die Sache überlegt. Ich werde mich nicht zum Generalstabe melden. Glaube nicht, daß dies Edelmuth gegen Dich ist. Melde Du Dich!"

„Du auch!"

„Nein. Einerlei, ob Du es thust oder nicht, ich werde es nicht thun. Ich will die Zeit zu meinen Lieblingsstudien benutzen. Für den Frontdienst weiß ich genug."

Bei Wichard lag die Frage nicht vor, weil er im folgenden Winter mit seinem Vater reisen sollte. Unerwartet kam er schon jetzt dazu, einen langen Urlaub anzutreten. Eines Tages nämlich waren seine Eltern, ihn überraschend, in Hannover angekommen. Alfred und ich machten ihnen bald unsere Aufwartung und erfuhren, daß die Baronin ihre Einrichtung für den Winter selbst vorbereitete und Wichard schon jetzt um Urlaub für ein Jahr bitten sollte, um sich in der Schweiz die französische Sprache vollständiger anzueignen und Studien für die Reise nach Frankreich und Italien zu machen. Dies war gewiß ein sehr verständiger Plan. Nachdem jedoch die Baronin mich vor anderthalb Jahren über Felicia in's Verhör genommen und dabei gezeigt hatte, daß sie in Hannover Correspondenten besaß, welche ihr Nachrichten über Wichard zukommen ließen, konnte ich annehmen, daß ähnliche Ursachen die neuen Entschlüsse bewirkten. Nach acht Tagen verließen Wichard's Eltern, von allen Eindrücken befriedigt, Hannover und eine Woche später folgte er ihnen, um vor Antritt seiner Reise noch einige Zeit in der Heimath zu sein. So leid Alfred und mir die Trennung von ihm that, sahen wir doch gern, daß er den Beziehungen zu der Hofgesellschaft, die ihn mehr ergriffen, als er sie suchte, entrückt war.

Tante Balbina und Cordula waren fort. Die Zugvögel der Gesellschaft, welche den Winter in, den Sommer außerhalb der Stadt verleben, begaben sich auf neue Wanderungen. Die Sommerstille begann in die Residenz einzukehren.

8.

Die Spaltung im Lande zwischen Anhängern und Gegnern der Regierung wurde größer. Der Minister von Borries hatte die unbedachte Aeußerung gethan, daß die Regierungen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten zur Abwehr

ihrer, vom Nationalverein geforderten Mediatisirung nöthigenfalls bei auswärtigen Mächten Hilfe suchen würden. Dies erinnerte an den Napoleonischen Rheinbund und rief bei Allen, welchen die Würde Deutschlands etwas galt, Entrüstung hervor. Die Ansicht, daß eine zuverlässigere Macht, als der Frankfurter Bundestag, die deutschen Einzelstaaten beherrschen müsse, breitete sich weiter aus und die Achtung vor jener Centralbehörde nahm besonders in Hannover ab, wo ihre bedauernswerthen Entscheidungen in der frischesten Erinnerung standen. Weil nun über den Minister von Borries in der Allgemeinen Ständeversammlung und im Volke heftiger noch als früher geklagt wurde, glaubte der König ihm eine Genugthuung geben zu müssen. Aus eigenem Entschluß erhob er gerade jetzt den formlosen Herrn von Borries in den Grafenstand. Dies machte einen höchst peinlichen Eindruck, wurde von dem Adel sehr übel vermerkt und im Publicum bespöttelt. Unser Nachbar, der Buchbinder, nannte den Polizeidirector Wermuth Graf Bitter, welcher Witz dauernde Anwendung fand.

Die Reise des Königs im Juni 1860 nach Baden-Baden zur Begrüßung des Kaisers der Franzosen wurde im Lande mit Argwohn betrachtet. Zwar hatte Louis Napoleon nur den Prinz-Regenten von Preußen zu einer Zusammenkunft aufgefordert und letzterer die regierenden Fürsten der deutschen Mittelstaaten veranlaßt, an der Zusammenkunft theilzunehmen. Die Gemeinschaft mit dem Prinz-Regenten schloß undeutsche Zugeständnisse aus; und daß unser König in Baden-Baden nicht nur glänzend aufgetreten war, sondern auch durch seine stolze Erscheinung dem Kaiser Napoleon imponirt hatte, hörten die Hannoveraner gern. Der Hofsattler erzählte es mir sehr vergnügt mit den Worten: „dat is en König, hat hei seggt." — Aber dies Alles vermochte das Mißtrauen nicht zu beseitigen, daß Napoleon hinter dem Rücken des Prinz-Regenten mit den kleinen Souveränen verhandelt und neue Zwietracht in Deutschland gesäet habe.

Die Verstimmung in Hannover bemerkte man bei den Gelegenheiten, wo Georg V. sich öffentlich zeigte, nicht. Der schöne, blinde Fürst besaß noch immer viel Anhänglichkeit im Volke. Es war Herkommen, daß der Hof, der während des Sommers in dem lieblichen Herrenhausen so lange blieb, bis der König in das Seebad Norderney reiste, bei einigen der größeren Sommerbelustigungen, welche die Hannoveraner sich alljährlich bereiteten, erschien. Der Glanzpunkt des Jahres für die hannoverschen Bürger war das städtische Freischießen. Dies Fest wollte Keiner missen. Da war ein Leben des Morgens in den Straßen, wenn die Bürger auszogen, geschmückt mit dem hannoverschen Kleeblatt, in wohl geordneten Abtheilungen mit ihren Musikcorps und Fahnen. Nachmittags dagegen war die Stadt leer; denn Alt und Jung, Groß und Klein war hinaus gewandert vor das Neue Thor, wo alle die Tanz- und Spiel- und Erfrischungs-Zelte standen. Auf dem großen Platze vor dem Schützenhause waren die Kletterstangen und andere Einrichtungen für die Wettspiele; doch blieb noch Raum genug auf der grünen Fläche, daß auch hier, unter freiem Himmel, getanzt werden konnte. Und es tanzte der Edelmann und der Handwerker, die Uniform und der bürgerliche Rock und Jeder warb bei den schönen Mädchen um einen Tanz, ob er sie kannte oder nicht.

An einem dieser, für den hannoverschen Bürger unvergleichlichen, Tage pflegte

der Königliche Hof das Fest durch seinen Besuch zu verherrlichen. Da war dann des lauten Jubels kein Ende. Und wenn der König und die Königin mit dem jungen Kronprinzen und den kleinen Prinzessinnen nach dem feierlichen Empfange seitens der Häupter der Stadt den Rundgang machten und Viele huldvoll anredeten, waren sie von Tausenden anhänglichen Unterthanen umgeben, die in diesem Augenblicke alles Andere vergaßen über das Glück, ihrem Landesherrn so nahe zu sein.

Eine Gelegenheit, sich in weiteren Kreisen zu zeigen, boten der Königlichen Familie auch die großen Militär-Concerte, welche von allen Musikcorps der Garnison unter der Leitung des Armee-Musikdirectors Gerold in dem Odeon, einem öffentlichen Garten vor dem Steinthor, ausgeführt wurden. Hannover war immer eine musikliebende und musikverständige Stadt gewesen und die Militärkapellen besaßen eine hohe musikalische Ausbildung. Viele Musiker derselben waren zugleich Mitglieder des königlichen Orchesters, welches unter Marschner's und nach ihm unter Joachim's Direction das Vollendetste leistete und die Musikliebe des Königs Georg trug dazu bei, daß die Militärkapellen nicht vernachlässigt wurden.

Die Hofgesellschaft, die Familien der Staatsbeamten und Officiere und junge Herren aus diesen Kreisen bildeten den größten Theil des Publicums bei den großen Militär-Concerten, die jedoch auch von anderen Personen besucht wurden, welche die Musik zu hören oder die königliche Familie zu sehen wünschten. Man setzte sich zu den Bekannten oder promenirte in dem Garten. Auf dem Hauptwege um die Musiktribüne war ein Menschenstrom in beständiger Bewegung. Sobald der König den Garten betrat, spielte die Musik das „Heil! Unser'm König Heil!", unter dessen Klängen der Hof sich nach dem Pavillon begab, der zu seiner Aufnahme geschmückt und vor dem ein, mit Teppichen belegter, Raum frei erhalten war, damit Ihre Majestät hier Diesen oder Jenen zu einer Unterredung empfangen könne, während Seine Majestät den Pavillon bald zu verlassen pflegte, um durch den Garten zu wandern und Diejenigen anzureden, deren Anwesenheit der führende Flügeladjutant leise aussprach und denen der König seine Ansprache zuwenden wollte.

Es gibt überall viel Menschen, die auf einige aus hohem Munde ihnen geschenkte Worte großen Werth legen, wenn auch der Sprechende die Personen, welche durch sie beglückt wurden, unmittelbar darauf vergessen hat. Da man bei dem blinden Könige nicht allein dessen Wohlgewogenheit, sondern auch die Gunst des Adjutanten, an dessen Arm er ging, besitzen mußte, um dieser Auszeichnung theilhaftig zu werden, so waren die Flügeladjutanten, welche Gutes und Böses an das Ohr des Königs bringen konnten, höchst wichtige Herren, denen oft in komischer, recht oft auch in widerlicher Weise der Hof gemacht wurde.

An einem solchen Nachmittage hatte ich mich an den Tisch einiger bekannten Familien gesetzt und nach einer heiteren Unterhaltung dem Solo gelauscht, welches der Ober-Stabstrompeter Sachsse von der Garde du corps auf seiner silbernen Trompete blies, als während des hierauf folgenden Applauses eine Hand sich auf meine Schulter legte. Es war Timon, der, die Gesellschaft dieses Tisches höflich grüßend, mich fragte, ob ich Nachrichten von Wichard habe. Ich bejahte es,

indem ich aufstand. „Erzählen Sie!“ bat er, legte seinen Arm in den meinigen und führte mich davon. Ich theilte ihm mit, daß Wichard in Genf angekommen sei, von da entzückt über die Schweiz geschrieben habe und eine Pension suchte, in welcher er längere Zeit nützlich und angenehm leben könne.

Wir waren auf einen Seitenweg gekommen. Nicht weit vor uns ging Seine Majestät. Wir sahen, daß fünf um einen Tisch sitzende Männer aufsprangen, unter denen ich meinen Hofsattler erkannte, welcher seinen Hut hinten ergriff und hastig vom Kopfe riß. Der König blieb nicht weit davon stehen, der Flügeladjutant winkte dem Hofsattler und dieser kam, sich wunderlich verbeugend, mehr springend als gehend heran. Sein Gesicht strahlte und der ganze Mann dienerte unausgesetzt, während der König mit ihm sprach. Diese Unterhaltung schien mir sogar unverhältnißmäßig lange zu dauern.

Timon wandte sich um, wir kamen in den großen Strom und Arm in Arm durch das Gedränge nur langsam vorwärts. Dies Zusammengehen mit Timon war mir fast unangenehm, denn ich bemerkte, daß mehrere Bekannte über mein cordiales Verhältniß zu ihm erstaunten. So befanden wir uns, ohne daß ich darauf geachtet hatte, an dem Platze vor dem Pavillon und ich sah die Königin nur wenige Schritte vor mir. Sie unterhielt sich mit der jungen Gemahlin eines österreichischen Gesandtschafts-Attachés. Die Melanie war in der Nähe. Ich wollte umkehren, aber Timon stand fest und ließ mich nicht los. Nach einiger Zeit trat die Königin zurück, nahm ihre Lorgnette vor die Augen und blickte sich um. Als sie Timon sah, winkte sie ihm. Nun mußte er meinen Arm loslassen, ich verbeugte mich mit ihm und wollte mich dann fortschleichen, als er schon wiederkam, um mir zu sagen, daß die Königin mich sprechen wolle. Ueberrascht nahte ich mich der hohen Frau.

„Wir haben uns lange nicht gesehen,“ redete sie mich an. Ich antwortete mit abermaliger Verbeugung.

„Werden wir bald wieder so große Manöver wie vor zwei Jahren haben?“ fragte sie lächelnd.

„Hoffentlich, Euere Majestät. Doch bin ich darüber nicht unterrichtet. In diesem Herbst finden an verschiedenen Orten kleinere Manöver statt.“

Nun fragte die Königin nach Cordula, die, wie sie gehört habe, meine Cousine sei, was ich bestätigte, indem ich die Art der Verwandtschaft angab. Dann schwieg sie, als besänne sie sich, was sie sagen sollte. Darauf fragte sie, ob Cordula auch mit Wichard verwandt sei? Dies mußte ich verneinen.

„Haben Sie Nachricht von ihr?“

„Durch meine Mutter weiß ich, daß sie sich wohl befindet.“

„Das freut mich,“ erwiderte Ihre Majestät. Dann neigte sie mit einem gütigen Ausdruck in ihrem Gesicht, welches, wie mir schien, voller, aber auch ernster geworden war, ihr Haupt und ich war entlassen.

Ihre Fragen nach Cordula und Wichard kamen mir etwas ungewöhnlich vor. Daß letzterer mein Freund war, wußte sie wahrscheinlich von Timon. Vielleicht hatte die Königin in dem Augenblick nichts Anderes zu sagen gewußt, vielleicht sollte ihr Interesse an meiner Verwandten und die Erwähnung meines Freundes nur eine Freundlichkeit gegen mich sein.

Nun erfuhr ich, daß wer die Gunst der Mächtigen besitzt, auch von Anderen mehr beachtet wird; denn als ich mich zurückziehen wollte, nickten mir nicht nur mehrere Damen und Herren des Hofstaats zu, sondern die Melanie kam sogar zu mir, um auch ihrerseits einige Worte mit mir zu reden.

„Seit unseren Leseabenden haben wir uns nicht wiedergesehen," begann sie. Dies war nicht richtig. Unsere spätere Begegnung im Concertsaal und die Scene im Theater-Foyer sollten wohl vergessen sein.

„Ist Ihr Freund hier?" fuhr sie fort. Auch diese Frage enthielt eine Unwahrheit; denn sie wußte recht gut, daß Wichard abgereist war. Ich theilte ihr über letzteren dasselbe mit, was ich Timon erzählt hatte.

„Correspondiren Sie mit ihm? dann grüßen Sie ihn." Hierbei sah sie mich, ich glaube forschend, an, lächelte mir gütig zu und näherte sich wieder der Königin.

Als ich Abends nach Hause kam, stand der Hofsattler und der Buchbinder ein jeder vor seiner Thür. Der Hofsattler schien größer geworden zu sein, so hoch aufgerichtet stand er da. Aber auch ich mußte ihm bedeutender erscheinen, denn er grüßte mich mit ganz besonderer Höflichkeit. „Das war ein ausgezeichnetes Concert," sagte er, indem er seine Hauskappe vor mir abnahm.

„Sehr schön," stimmte ich ein.

„So 'was hat man anderswo nicht," fuhr er fort. „Ich möchte keine preußischen Musikchöre hören. Die österreichischen sollen auch gut sein. Aber diese Grazie bei uns! Und wie hat der Sachsse geblasen! Er hat ein gewaltiges Schmettern und bläst süß, wie bei einer Nachtigall. Und der lange Ton, der gar nicht aufhört, als hätte er keinen Athem! Das macht ihm kein Preuße nach."

„Ich sah Sie, als der König mit Ihnen sprach."

„Haben Sie das gesehen?" rief er aus. Während er einen Augenblick schwieg, nahm sein beglücktes Gesicht einen etwas geheimnißvollen Ausdruck an. Dann sprach er feierlich: „Ja. Seine Majestät hatten die Gnade, mich kommen zu lassen und sich allerunterthänigst mit mir zu unterreden." Er schwieg wieder, kniff die Lippen aufeinander und warf einen zornigen Blick seitwärts nach dem Buchbinder. Darauf redete er weiter: „Sie haben ein ähnliches Glück genossen, Herr Lieutenant."

„Wie so?"

„Mit Ihnen haben Ihre Majestät sich unterredet."

„Haben Sie das gesehen?"

„Als Seine Majestät die Gnade gehabt hatten, sich von mir zu entfernen, ging ich mit meinen Freunden, Ihre Majestät zu besehen. Wir standen Ihnen vis-à-vis. Ihre Majestät sah sehr schön aus. Das fein ledergelbe Sommerkleid kleidet sie gut und ihre Augen haben eine königliche Lieblichkeit."

Nachdem er wieder seitwärts geblickt hatte, wobei sich seine Stirn verfinsterte, sagte er: „Ihr Freund sollte nicht so leichtsinnig sein."

Ich folgte seinen Augen und sah, daß Alfred, welcher von der anderen Seite in die Straße gekommen war, mit dem Buchbinder ein lustiges Gespräch führte.

„Leichtsinnig?“ fragte ich.

„Mit einem Nationalvereinler so unter freiem Himmel schön zu thun und seine schlechten Witze anzuhören, ist gefährlich. Es kann doch auch in diese Straße wer kommen, der es sieht.“

Er mochte wohl mein Erstaunen über diese Worte bemerken, denn er setzte beruhigend hinzu: „Bei mir hat das nichts zu sagen. Ich stelle mich dumm. Das kann ich sehr gut.“ Dabei rückte er zum Gruß an seiner Kappe und ging in seine Wohnung.

Ob mit diesem Tage die Veränderung, welche in der Lebensweise des Hofsattlers und in ihm selbst vorging, zusammenhängt, weiß ich nicht. Er war nicht mehr so häuslich und gesprächig, wurde grämlich und sah auch nicht so gesund aus, wie früher.

In den nächsten Tagen kündigten Briefe von Haus uns an, daß unsere Väter bald durch Hannover fahren würden, um sich nach Bädern zu begeben, Alfreds Vater nach Eilsen, der meinige nach Marienbad. Meine Mutter sollte Clotildens wegen in ein Seebad und wollte nach Norderney, wo sie Bekannte und die meisten Bequemlichkeiten fände. Diese Nachrichten beunruhigten Alfred. Mit Bezug auf seinen Vater sagte er: „Das Alter kommt!“ Und als ich ihm meiner Mutter Absichten mitgetheilt hatte, rief er aus: „Ein Seebad für Clotilde?“

„Warum nicht?“ fragte ich erstaunt.

„Ja, ich verstehe es nicht,“ antwortete er zögernd. „Ich hörte einmal, daß unser alter Medicinalrath Tiedemann meinem Vater sagte —“

„Nun, was?“

„Schon damals sollte mein Vater nach Eilsen,“ fuhr er fort und brach, indem er sich an seinen Schreibtisch setzte, das Gespräch ab.

Als unsere Väter in demselben Eisenbahnzuge in Hannover ankamen, schien mir der Rath recht angegriffen zu sein. Er fuhr in Alfreds Begleitung gleich nach Bückeburg weiter. Mein Vater blieb nur einen Tag in Hannover; nicht länger, wie ich glaube, um der Besuche bei den Ministern überhoben zu sein. Aber er war begierig, die Verschönerungen der Residenz zu sehen. Ich führte ihn umher. Die zahlreichen Bauten, das neue Museum für Kunst und Wissenschaft, die hübschen Villen in dem vom Baurath Hase geschaffenen hannoverisch-gothischen Stil, das Alles machte seinem patriotischen Herzen Freude. Er warf einmal die Worte hin: „Ich denke, daß wir hier zusammen leben, in dieser schönen Stadt, wenn ich abgegangen bin.“

Tante Balbina und Cordula waren noch immer nicht zurückgekehrt. Ich hatte geglaubt, daß erstere vor der Abreise der Königin wieder in Hannover sein würde, um Ihrer Majestät Vortrag über die fremden Diaconissenhäuser zu halten. Aber die Königin hatte sich auf Sommerreisen, der König nach seinem geliebten Norderney begeben. Da ließ Cordula mir eines Tages sagen, daß sie wieder da wären. Anderen Mittags ging ich zu ihnen. Die Damen empfingen mich beim Frühstück. Gleich nach meiner Ankunft wurde der Consistorialrath gemeldet, welcher Tante Balbina oft besuchte, und letztere ging fort. Nun sprach Cordula von ihrer Reise, mit der sie im Ganzen zufrieden war. „Die Besuche in den Anstalten dauerten nirgends lange,“ erzählte

sie. „Dann besahen wir die Sehenswürdigkeiten und in den Städten waren wir Abends immer im Theater. Tante hat viel correspondirt; ich weiß nicht, mit wem. Nun will sie nach Norderney und ich soll so lange nach Haus. Mutter holt mich ab. Doch erst will Tante ihren Bericht fertig haben. Wie der lang wird! Ich glaube, die Königin liest ihn nicht ganz. Mir liest Tante immer vor, was sie geschrieben hat. Aber Alles, was darin steht, haben wir gar nicht gesehen."

Im Anfang des Septembers erhielt ich die Nachricht, daß ich bei Beginn des Winter-Semesters zum Generalstabe commandirt werde. Ich war also für den Winter in Hannover gebunden, konnte aber vorher Urlaub bekommen. Nun war von Preußen in der deutschen Politik so viel die Rede, daß seine Hauptstadt mich anzog. Ich sprach deshalb gegen Alfred den Gedanken aus, erst nach Berlin und von da für kurze Zeit nach Stade zu reisen. Trotz seiner Abneigung gegen Preußen sagte er nach kurzem Ueberlegen: „Ich begleite Dich. Berlin muß man gesehen haben. Ich bitte aber um längeren Urlaub und bleibe dann bei meinem Vater." In der zweiten Hälfte Septembers, gleich nach Beendigung unserer Manöver, reisten wir ab.

Der Eindruck, welchen Berlin auf uns machte, überraschte uns selbst. Außer Hamburg hatten wir keine Großstadt gesehen und wie viel lebhafter und mannigfaltiger war hier das Getriebe. Bei der Ankunft auf dem Bahnhof, wie ordentlich entwickelte sich das Gedränge; und in den von Menschen und Fuhrwerken gefüllten Straßen, wie ungehindert kamen Alle trotz ihrer Eile vorwärts. Alfred meinte: „Hier organisirt man gut." Am anderen Morgen, als wir an den langen, breiten Straßen und weiten Plätzen die große Zahl öffentlicher und hervorragender Gebäude und die Denkmäler großer Männer sahen, da fand meine Aeußerung: „Man sieht, hier wird ein stolzer, mächtiger Staat regiert," seine Zustimmung.

Im Museum hielt er mich unverhältnißmäßig lange in der ethnologischen Sammlung fest. Er betrachtete die an sich unschönen Gegenstände, besonders die Geräthe afrikanischer Stämme, mit gespannter Aufmerksamkeit. „Du überträgst auf sie Dein geographisches Interesse," sagte ich. „Das ist es," erwiderte er.

Nachmittags an der table d'hôte kam ein Officier von der Garde, von hohem Wuchs und vornehmer Haltung an unsern Tisch, grüßte uns und die Gegenübersitzenden durch eine kurze Verbeugung und setzte sich schweigend neben mich. Die aufwartenden Kellner nannten ihn Herr Graf. Nach einiger Zeit wandte er sich an mich: „Ich höre an Ihrer Sprache, daß Sie Hannoveraner sind. Ich habe Verwandte in Hannover. Mein Name ist Eberhard." Alfred und ich nannten unsere Namen.

„Ich glaube, daß wir Kameraden sind," sagte er darauf und fuhr, als wir erklärt hatten, daß wir hannover'sche Officiere wären, fort: „Man erkennt Officiere gleich im Civil. — Die Herren sind zu ungünstiger Zeit gekommen. Die Truppen sind zu den Herbstübungen ausgerückt, der Prinz-Regent, alle Königlichen Prinzen sind abwesend, es ist noch leer hier."

„Wir kannten Berlin nicht und wollen uns nur ein paar Tage flüchtig umsehen," entgegnete ich.

„Ich würde Ihnen gern meine Begleitung anbieten, muß aber morgen früh meinen General in das Manöverterrain begleiten."

Als ich mich hierauf mit den Worten: „Sie sind sehr freundlich," dankend nach ihm umwandte und dabei einen Blick auf seine Epauletten warf, sah ich, daß er schon Hauptmann war. „Sie sind Adjutant, Herr Hauptmann?" fragte ich.

„Bei einer Division des Garde-Corps. Sind Ihre Uebungen schon beendigt?"

„Seit einigen Tagen."

„Vor zwei Jahren habe ich die Manöver des zehnten Bundes-Armeecorps bei Nordstemmen gesehen. Ich war nicht dahin commandirt, sondern nur beurlaubt und wohnte bei meinen Verwandten. Nachdem ich mich aber gemeldet hatte, machte man gütiger Weise keinen Unterschied zwischen den commandirten fremdherrlichen Officieren und mir, so daß ich Alles mitmachen konnte."

Nun hätte ich gern sein Urtheil über unser Armeecorps gehört. An der table d'hôte und bei der Kürze unserer Bekanntschaft mochte ich aber nicht danach fragen. Da Alfred ebenfalls schwieg, ließ auch er diesen Gegenstand fallen und fragte: „Was haben Sie schon von Berlin gesehen?"

Wir erzählten, wie wir den Vormittag benutzt hatten und daß wir zuletzt im Museum gewesen waren.

„Solche Genüsse sind uns fast versagt," bemerkte er hierauf.

„Wie so?"

„In der Woche haben wir Dienst, und Sonntags ist es dort zu voll."

„Alle Tagesstunden Dienst?" fragte Alfred.

„Den Officieren in der Front geht ungefähr der ganze Tag im Dienst dahin. Keine Stunde darf für die Ausbildung verloren gehen, um das Vorgeschriebene zu erreichen. Ich bin in meiner jetzigen Stellung weniger gebunden und oft früher fertig: aber dann reite ich lieber oder mache Besuche. — Da Sie nur kurze Zeit hier bleiben wollen, so beabsichtigen Sie vielleicht nicht, sich zu melden?"

„Nein, darauf haben wir uns gar nicht eingerichtet," rief Alfred aus.

„Wünschen Sie dennoch eine unserer Casernen zu besehen? So geräumig wie in Ihren Casernen wohnen unsere Soldaten nicht, wir haben zu viele unterzubringen. Die vom zweiten Garde-Regiment ist nicht weit von hier." Er nahm eine Visitenkarte aus seiner Tasche und schrieb eine Adresse darauf. „Es ist zwar nicht der ganz richtige Weg, aber es wird genügen."

Ich nahm die Karte und bedankte mich.

„Was haben die Herren für heute Abend beschlossen. Wollen Sie in ein Theater?"

„Bis jetzt haben wir nichts beschlossen."

„Wie wäre es, wenn wir uns um neun Uhr bei Kroll träfen?"

„Sehr gern, Herr Graf."

Bald nach ihm verließen auch wir den Speisesaal und gingen nach dem Thiergarten. Eine Weile schritten wir neben einander, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich fing ich an: „Wir Hannoveraner haben ein Vorurtheil gegen preußische

Officiere. An dem Grafen Eberhard wüßte ich nichts auszusetzen. Er erwies uns die größte Zuvorkommenheit und besitzt die beste Tournüre von der Welt."

„Er ist auch kein eigentlicher Preuße," sagte Alfred etwas mürrisch.

„Kein eigentlicher Preuße? Er ist es doch von Geburt und Erziehung."

„Er ist ein altmärkischer Adeliger aus einer nach Hannover und Mecklenburg verbreiteten Familie. In ihm ist kein Tropfen Polenblut."

„Dann wären auch die Westphalen und Rheinländer keine Preußen."

„Das sind in jenem Sinne Diejenigen von ihnen auch nicht, die in einer guten Familie aufwuchsen und nicht nach der Schablone erzogen wurden. Du hast doch gehört, wie Graf Eberhard in dem Dienstleben aufgeht. Ihn führt aber seine Erziehung und gesellschaftliche Stellung immer wieder zu seiner Individualität zurück. Dies ist bei den Meisten nicht der Fall; sie schieben, ein Jeder auf seiner Bahn, den täglichen Karren in vorgeschriebener Richtung und laufen sich hierbei den Rang ab. Daher kommt das uniforme, stramme, strebende Wesen. Was die Organisation leistet, rechnen die Personen sich an; sie werden selbstzufrieden und einseitig."

Alfreds Doctrin ärgerte mich und ich sprach deshalb lebhafter als sonst: „Preußen muß alle Kräfte für seinen Beruf ausnutzen. Aesthetische Rücksichten kann es dabei nicht nehmen. Es thut dies auch für uns. Es wäre Unrecht, ihm daraus einen Vorwurf zu machen."

„Ich mache ihm keinen Vorwurf," entgegnete Alfred mit seiner gewöhnlichen Ruhe. „Es ist mir nur nicht sympathisch."

Am Abend bei Kroll kam Graf Eberhard in sehr gemüthlicher Stimmung zu uns. Der fröhliche Ausdruck nahm seinem schönen Gesicht das Steife, was mir vorher daran aufgefallen war. „Nach einem vollen Tageswerke sind die Abendstunden in angenehmer Gesellschaft ein wahrer Genuß," sagte er. „Es ist behaglich hier, auch Welt genug zur Augenweide. Das sind fast nur Fremde. Am Sonntage wird wohl der Berliner der nächsten Stadttheile hier herrschen. Ich komme selten in solche Locale."

„Sie gehen wohl gewöhnlich in einen Club?" warf ich hin.

„Wir haben ein Gesellschaftscasino; aber auch dahin gehe ich selten, seitdem so viel politisirt wird. Im Sommer fahre ich Abends oft zu befreundeten Familien in der Nachbarschaft, und im Winter gibt es mehr Gesellschaften, als man braucht. Da amüsire ich mich."

„Wird jetzt mehr politisirt, als sonst?" fragte Alfred.

„Ich meinte das ewige Reden über unsere Armee-Reform. Nöthig war sie und fertig ist sie, wenigstens der Hauptsache nach. Der Prinz-Regent hat die neue Armee-Organisation gemacht, und er versteht es. Was soll da noch das viele Reden? Der Landtag will das Geld nicht bewilligen; aber es ist ja unumgänglich nothwendig!"

„Zu welchem Endzweck?" fragte mein unnachgibiger Freund weiter.

„Damit Preußen sich erhält," antwortete Graf Eberhard mit fester Betonung. „Die schwankende Politik unseres edlen, unglücklichen Königs," fuhr er leiser fort, „ist vielleicht unsere Retterin geworden. Die Mobilmachungen seit 1848 haben unsere Schäden klar gelegt, die wir nun heilen wollen. — Auswärts

sähe man es lieber, wenn wir so schwach blieben, wie bisher. Ich weiß wohl, in den deutschen Mittelstaaten fürchtet man uns. Das sollte man nicht, wenn man uns auch nicht danken will für das, was wir für sie mit thun. Andere vertrauen uns die Ausbildung ihrer kleinen Truppenmacht an und stehen sich gut dabei."

Ich stimmte ihm im Herzen bei, mochte dies aber nicht aussprechen, sondern sagte: „Die preußischen Einrichtungen in den kleineren Contingenten erschweren Hannover zu einer Uebereinstimmung in unserem Armeecorps zu gelangen."

„Hannover braucht ja unsere Einrichtungen nur selbst anzunehmen," meinte er, indem er mich freundlich lächelnd ansah. „Sie Hannoveraner haben eine große Vorliebe für Ihre Traditionen. Das ist zwar berechtigt; aber ohne ideelle und auch materielle Opfer geht es nicht. Das vorige Jahr hat gezeigt, wie wenig Verlaß auf Oesterreich ist. Uns kann das Recht sein, denn Oesterreich ist katholisch und wir sind der Hort des Protestantismus. Aber eben deshalb muß Preußen mächtig sein."

„Wissen Sie, was mir bei Nordstemmen am meisten auffiel?" begann er nach einer Unterbrechung das Gespräch wieder. „Die Verschiedenheit, wie Ihr und unser Publicum die Manöver auffaßt. Ihre Zuschauer waren neugierig und freuten sich des hübschen Schauspiels. Unsere nehmen sachlich Theil, sie tadeln und loben und glauben im Vergleich zu der Zeit, als sie selbst dienten, Rück- oder Fortschritte wahrzunehmen. Daran konnte man sehen, daß Sie keine allgemeine Wehrpflicht haben. Gerade die gebildeten Stände, die bei Ihnen sich einen Stellvertreter kaufen und mit dem Militärwesen unbekannt bleiben, interessiren sich bei uns am meisten für die Sache."

„Jeder dient doch nicht bei Ihnen," warf Alfred ein, „selbst von den Brauchbaren nur ein Theil."

„Aber der größte. Uebrigens haben Sie leider Recht. Und aus den Gebildeten, welche nicht gedient haben, gehen zum Schaden der Armee zumeist die Abgeordneten hervor. In unserem Landtage ist noch immer keine genügende Kenntniß von der Armee."

Er kam nun wieder auf die Armee-Reform und erläuterte die große Vermehrung der Wehrkraft, welche durch sie erreicht werde. Er schilderte, wie ungenügend die bisherige Landwehr-Formation war, kam auf das abermals laut werdende Verlangen nach kürzerer Dienstzeit und setzte auseinander, daß dasselbe nicht erfüllt werden könne. „Es wäre thöricht," sagte er, „theuere Präcisionswaffen anzuschaffen, um sie unkundigen Leuten in die Hand zu geben, wie wir andererseits der gesteigerten Feuerwirkung, die wir vom Feinde zu erwarten haben, unsere Truppen nur aussetzen dürfen, wenn sie die innere Festigkeit besitzen, welche bei kürzerer Dienstzeit unerreichbar ist."

Er ließ eine Begeisterung für Preußens Heer und seinen Dienst erkennen, welche auf der ruhmvollen Geschichte und großen Aufgabe dieser Armee beruhte. Wir kamen natürlich auch auf das Avancement zu sprechen und drückten unser Erstaunen aus, daß er schon Hauptmann sei. „Kürzlich bin ich es geworden," sagte er. „Bis jetzt bin ich schnell vorwärts gekommen, trotzdem ich erst mit neunzehn Jahren Officier wurde. Vorher hatte ich ein Jahr studirt. Ich bin

zweimal mit Vortheil versetzt worden. Nun," fügte er offenherzig hinzu, „persönliche Bekanntschaften halfen wohl auch ein bischen. Ohne Beförderungen außer der Tour kann eine Armee nicht bestehen. Wer im Frontdienst grau wird, ist für höhere Stellungen gewöhnlich nicht mehr geeignet. Der Dienst in den unteren Chargen consumirt zu viele Kräfte."

Der Vergleich preußischer Beförderungen mit unseren geringen Aussichten machte mich mißmuthig. Bei Alfred schien dies nicht der Fall zu sein, denn er sprach lachend: „Bonaparte hat gesagt: Wer nicht mit dreißig Jahren General ist, hat seine Carriere verfehlt."

„In der Revolutionszeit hatten die Franzosen so junge Generale," entgegnete der Graf. „Für unsere Cultur würde das nicht passen."

Es war spät geworden, als wir uns trennten. Graf Eberhard versprach, uns in Hannover zu besuchen.

Als wir in unserem Hotel allein waren, sagte Alfred: „Wer weiß, was die Zeit bringt! Wenn die preußische Armee-Reform Bestand erhält, wenn das Land die ungeheuere Vergrößerung der Militärlast bewilligt, so bekommt Preußen eine Macht, mit der es ein großes Ziel verfolgen muß. Ein Conflict mit Oesterreich kann dann nicht ausbleiben."

Er durchschritt schweigend die Stube, blieb stehen und sprach weiter: „Dem wäre so, wenn es so wäre. Aber was nützt das beste Messer in der Hand eines unsicheren Chirurgen? Seit wir Geschichte erleben, hat Preußen immer den bekannten tapferen Schritt rückwärts gethan. Ist die Armee auch noch so gut, wo ist der kühne Minister, wo ist der siegreiche Feldherr?"

9.

Mit der Empfindung des Gegensatzes zwischen den in der preußischen Hauptstadt gewonnenen Eindrücken und dem Leben in der kleinen Vaterstadt, wo Alles unverändert seinen stillen Gang ging, schrieb ich das in Berlin Erlebte in meinem elterlichen Hause ausführlich nieder. Ich ahnte, daß wir vor einer großen Geschichtsperiode ständen. Indem ich nun auch die Notizen meiner früheren Erlebnisse vervollständigte, überfiel mich ein Bedauern, daß ich nicht in den preußischen Militärdienst getreten war. Ich dachte an unseren alten Freund, den einbeinigen Capitän, der dazu gerathen hatte. Dann mußte ich mir auch wieder sagen, daß ich die preußische Armee gar nicht kenne und ich nahm mir vor, sie zu studiren und womöglich durch eigene Anschauung kennen zu lernen.

Da ich nun viel schrieb, was ich bei meinen früheren Besuchen zu Hause nicht gethan hatte, nachdenklich war und für die Stader Begebenheiten weniger Theilnahme zeigte, so glaubte meine Mutter, ich sei verliebt und stellte hierüber ein Inquisitorium mit mir an, wodurch sie dann freilich ihren Irrthum erkannte.

Meinem Vater lagen die militärischen Dinge zu fern und der Zustand im eigenen Lande betrübte ihn so tief, daß ich gegen ihn meine Gedanken nur vorsichtig äußerte, um sein hannoversches Herz nicht noch mehr zu kränken.

Durch sein ruhiges, klares und festes Auftreten, womit er die Fehler der Regierung innerhalb seines amtlichen Wirkungskreises möglichst gut zu machen

suchte, hatte er die Achtung seiner Mitbürger in immer steigendem Maße gewonnen. Uebrigens hielt er nach seiner alten Gewohnheit die kleinen Zerreereien, welche die Tagesgeschichte mit sich brachte, von seinem Geiste dadurch fern, daß er seine Mußestunden den alten Classikern widmete. Auf dem kleinen Tische neben seinem Lehnstuhl lagen nicht Zeitungen, sondern griechische und römische Schriftsteller.

Alfred, der seinen Vater von der Eilser Cur sehr befriedigt gefunden hatte, schien an Berlin kaum noch zu denken. Er war fast ausgelassen fröhlich. Wie vor Jahren zeichnete er Bilder und machte Verse für Clotilde, die zu einer blühenden Jungfrau heranwuchs. Sie behandelte ihn mit der unbefangensten Freundlichkeit, nannte ihn wie früher „Du" und machte keinen Unterschied zwischen ihm und mir. Sie hatte im Clavierspiel große Fortschritte gemacht und spielte Beethoven'sche Sonaten und Mendelssohn's Lieder ohne Worte mit einem Ausdruck, der erkennen ließ, daß in ihrer Seele ein tieferes Verständniß erwacht war. Alfred, welchem die musikalische Ader fehlte, schien ihr doch gern zuzuhören. Während sie spielte, pflegte er zu zeichnen, legte dann aber den Bleistift oft nieder und blickte nach dem Clavier hinüber.

Wenn ich mit meiner Mutter allein war, erzählte sie von ihrem Aufenthalt in Norderney und da ich hierbei ein aufmerksamer Zuhörer war, so erfuhr ich sehr vollständig, was alles sich dort zugetragen hatte. Meine Mutter hatte zwar nicht in der großen Gesellschaft gelebt, aber dennoch Manches gehört und gesehen, was mich interessirte. Tante Balbina war gekommen und hatte sich zur Führerin des Kreises gemacht, welcher Se. Majestät umgab. Sie hatte auch das Wohlwollen des Königs gewonnen, den sie zu amüsiren verstand. Der Dragonermajor war schon vor ihr in Norderney gewesen, ebenso Major von Leinau und Frau. Diese war von Tante Balbina förmlich verzogen worden, man sah sie immer zusammen; meine Mutter hatte jedoch den Eindruck gehabt, daß Felicia die schmeichelhafte Freundschaft mehr dulde als suche. Gleich nachdem Se. Majestät die Insel verlassen hatte, war Tante Balbina von dort abgereist. Sie hatte den Umweg nach Stade gemacht, um Cordula abzuholen, mit der sie vor Kurzem nach Hannover zurückgekehrt war.

Nun ging ich eines Vormittags auf der Agathenburger Chaussee spazieren, als mich aus einer daher kommenden Extrapost der Dragonermajor anrief. Er ließ halten. „Sind Sie hier?" rief er. „Das freut mich. Bitte, fahren Sie mit mir zurück."

Ueberrascht stieg ich zu ihm in den Wagen. Als wir weiter fuhren, schien es ihm schwer zu werden, mit der Sprache heraus zu kommen. „Ich fahre in's Kehdingsche. — Nach dem Gute Ihres Onkels. — Sie thäten mir einen Gefallen, wenn Sie mitführen."

Diesen Wunsch konnte ich leicht erfüllen: ich mußte die Verwandten ja doch einmal besuchen und sprach deshalb meine Bereitwilligkeit mit dem Hinzufügen aus: „Heute bleiben Sie aber in Stade, Herr Major?"

„Das kann ich nicht, ich muß gleich weiter."

„Dann darf ich Sie wenigstens bitten, meine Eltern zu besuchen, während ich meine kleinen Reisevorbereitungen treffe."

Daß letztere nothwendig seien, sah er ein. Wir hielten also vor unserem Hause. Vater war nicht da, aber Mutter nahm den Besuch an und blieb mit ihm beim Frühstück allein. Als ich reisefertig wieder zu ihnen kam, sah ich auf meiner Mutter Gesicht ein Lächeln und als sie dem Major die Hand zum Abschied reichte, wünschte sie ihm glücklichen Erfolg. Dann fuhren wir weiter.

Der Major sprach anfangs kein Wort und so lange schwieg ich auch still. Endlich begann er: „Ihre Majestät will Cordula zur Hofdame machen."

„Was?" rief ich. „Cordula Hofdame?" Mir ging auf einmal eine Menge von Gedanken und Erinnerungen durch den Kopf. Cordula, die wenig gescheute, wenig graziöse, in die nächste Umgebung der Königin! Sollte Melet die Schwätzerin für diesen Platz empfohlen haben? —

„Verlassen Sie sich darauf," sagte der Major.

„Besuchen Sie Cordula's Eltern deshalb?" fragte ich, da mir jetzt ein Licht aufging.

Er nickte erst, fuhr dann aber entschlossen fort: „Ich will die Eltern um Cordula's Hand bitten." Bei dieser Mittheilung streckte er mir seine Hand entgegen, die ich lebhaft ergriff. „Das freut mich," antwortete ich mit Herzlichkeit. „Weiß Cordula davon?"

Er nickte wieder und sah dabei sehr vergnügt aus. „Wenn sie erst Hofdame wäre, könnte sie doch nicht gleich wieder fort," antwortete er ausweichend. „Was glauben Sie?" fragte er nun und sah wieder zaghaft aus. „Werden Cordula's Eltern mit meinem Antrage zufrieden sein?"

„Wissen sie schon, daß Cordula Hofdame werden soll?" fragte ich hiergegen.

„Sie können soeben den Brief erhalten haben, welcher sie auf Allerhöchstem Befehl von der gnädigen Absicht der Königin in Kenntniß setzen soll. Deshalb bin ich so eilig." Er sah mich fragend an.

„Onkel und Tante können Ihnen ja der Tochter Hand nicht verweigern," erwiderte ich, obgleich ich meiner Sache nicht ganz sicher war. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, setzte ich hinzu: „Was sagt aber Tante Balbina?"

„Um Gotteswillen!" rief er und schrak förmlich zusammen. „Die hat es ja selbst auf mich abgesehen. Sie darf meine Verlobung erst erfahren, wenn diese ein fait accompli ist."

Ganz unerwartet schien der Dragonermajor auf dem Gute nicht zu kommen; wenigstens zeigte Onkel Georg, der uns, als wir angemeldet waren, entgegen kam und freundlich begrüßte, keine Ueberraschung. Tante Anna war nicht sichtbar. Onkel führte den Major in seine Zimmer und ich drang unaufgefordert in Tante's Gemächer. Sie war sehr übel gelaunt. Onkel und Tante hatten wahrscheinlich von Cordula selbst genug gehört, um über deren Neigung im Klaren zu sein und den Antrag des Majors zu erwarten. Dieser Freier war freilich ein wenig alt, doch nicht gar zu alt, ein angesehener, wohl situirter Mann von bester Familie; und Alles in Allem war für Cordula ein besseres Sort kaum zu erwarten. Deshalb hätten ihre Eltern seinen Antrag wahrscheinlich mit Freude gebilligt, wenn nicht die gnädige Absicht der Königin dazwischen getreten wäre. Diese Ehre war so groß und eröffnete in Tante Anna's Augen so viel glänzendere Aussichten für ihre Tochter, daß sie deren Verlobung mit

dem Major wohl kaum noch wünschte und nun durch die Nachricht, daß Letzterer angekommen sei, in eine unbehagliche Stimmung versetzt worden war.

Ihre übele Laune, welche sie gegen mich nicht verbarg, würde mich früher verlegen gemacht haben. Ich war aber älter und dreister geworden und dazu augenblicklich in der besten Laune von der Welt. Je verdrießlicher Tante Anna, um so zärtlicher war ich. „Ich konnte es mir nicht versagen, in so angenehmer Gesellschaft hierher zu kommen," sagte ich nach den ersten Complimenten. „Der Major ist ein vortrefflicher Herr, brav und charakterfest. Was er will, setzt er durch."

„So?" äußerte Tante mit einem moquanten Gesicht.

„Ja, gewiß! Er ist bei Hofe gut angeschrieben. Wenn er eine Frau von Geburt hätte —"

„Er hat gar keine Frau," unterbrach sie mich.

„Ich meine, wenn er eine Frau hätte, so könnte seine Frau, wenn sie von passender Geburt wäre, einmal Staatsdame bei Ihrer Majestät werden, wenn sie sich dazu paßte."

Tante's Ausdruck heiterte sich auf. Ich war auf dem besten Wege. Da wurden wir leider gestört, weil meine Vettern und Cousine, ziemlich polternd, herein kamen. Die Vettern, denen schon der Flaumbart wuchs, waren noch immer nicht von Haus gewesen und die Cousine war jetzt, ihrer Figur nach, ein vollständig erwachsenes Mädchen. Nachdem wir uns begrüßt hatten, rief Jobst: „Weißt Du schon? Cordula soll Hofdame werden."

„Es ist noch nicht abgemacht," berichtigte seine Mutter.

„Ich will auch in Hofdienst," sprach Jobst.

„Ich auch!" ließ Günther eilig vernehmen.

„Das hängt nicht von Euch ab," belehrte Tante Anna sie.

„Wenn ich confirmirt bin, komme ich zu Tante Balbina. Nicht wahr, Mama?" sprach Marie.

„Will Cordula Hofdame werden?" fragte ich.

„Natürlich will sie," antwortete Günther.

„Das thut mir leid!" rief ich nun aus.

„Weshalb?" fragten Alle.

„Weil eine Hofdame erschrecklich viel zu thun hat, vom Morgen bis in die Nacht."

Dies Argument schien meinen arbeitsscheuen Vettern gewichtig zu sein. „Wir sollen jetzt auch von Haus," klagte Jobst.

„Ihr Vater will es nicht länger verschieben," setzte Tante hinzu, indem sie mich mit einem Blicke ansah, der mein Mitleiden erwecken sollte. In diesem wichtigen Punkte schien ihr verständigerer Mann also endlich durchgedrungen zu sein. Deshalb konnte ich hoffen, daß er auch hinsichtlich Cordula's Verlobung seinen mir günstig erscheinenden Willen durchsetzen werde. Er und der Major ließen sich bei Tante anmelden. Ich zog mich mit den Vettern und der Cousine zurück.

Als wir zum Essen wieder zusammen kamen, sah ich dem glücklichen Gesichte des Majors an, daß Alles gut gehe. Er machte bei Tisch die angenehmste Conversation, indem er von Gegenständen sprach, welche die Gutsbewohner auf

das Höchste interessirten. Er erzählte von Norderney und ließ bescheiden einfließen, wie gnädig Seine Majestät gegen ihn gewesen war. Dann sprach er von der letzten Saison, erzählte von dem Costümball, wie hübsch Cordula gewesen sei und welches Costüm er selbst getragen habe. Dies brachte ihn auf seine Reise nach Algier und er lud meine Vettern ein, ihn auf seinem Gute zu besuchen, wo er ihnen allerlei Merkwürdigkeiten, die er aus Afrika mitgebracht, zeigen wolle.

Nach Tisch, als Tante Anna sich mit dem Major in ein anderes Zimmer begeben hatte, zog Onkel Georg mich in seine Stube. „Lieber Neffe," begann er, „ich habe Dir die erfreuliche Anzeige zu machen, daß der Major und meine Cordula Verlobte sind."

„Ich gratulire von ganzem Herzen," sagte ich mit dem fröhlichsten Ausdruck.

„Wir wollen es noch nicht publiciren. Ich muß erst nach Hannover, um mich bei Ihrer Majestät für ihre gnädige Absicht persönlich zu bedanken, Allerhöchsten Orts Cordula's Verlobung anzuzeigen und mein Bedauern auszusprechen, daß meine Tochter nunmehr verhindert ist, in den Dienst der Königin zu treten. Hätte der Major sich nur früher ausgesprochen!" setzte er hinzu.

Ich wollte jetzt zu Tante Anna gehen, um ihr und dem Major meinen Glückwunsch auszusprechen. „Nein, bleibe noch," fuhr Onkel fort. „Hätte er sich nur früher ausgesprochen!"

„Nach meinen Wahrnehmungen," äußerte ich hierauf; „ist sowohl er, wie Cordula schon länger von dem Wunsche dieser Verbindung erfüllt gewesen. Dennoch finde ich es verständig, daß er sich bei einem so wichtigen Schritt nicht übereilt hat. Weshalb sollte er sich früher aussprechen?"

„Weil wir Cordula erst eben wieder zu Tante Balbina gegeben haben. Was wird die sagen?"

Fürchtest auch Du Dich vor ihr? dachte ich und suchte ihn mit der Bemerkung zu beruhigen, daß Tante Balbina Cordula ebenfalls hätte hergeben müssen, wenn diese Hofdame geworden wäre.

„Das ist richtig," antwortete er; „aber offenherzig gestanden, ich scheue mich einigermaßen vor einem Auftritte. — Wann kommst Du wieder nach Hannover?"

„In fünf Tagen ist mein Urlaub zu Ende."

„Das ist zu lange. Ich muß übermorgen fort."

„Geh' doch mit dem Herrn Major zusammen nach Tante Balbina," rieth ich.

„Das ist ein guter Gedanke!"

Als ich nach Hannover kam, war das Gewitter vorbei. Onkel Georg, den ich zuerst aufsuchte, erzählte mir, es sei schrecklich, aber nur kurz gewesen. Tante Balbina habe zuerst, statt einen Glückwunsch zu sagen, stumm da gesessen und dann gar nicht von der Verlobung, sondern von der Wahl Cordula's zur Hofdame gesprochen und dabei — er wolle es lieber nicht wieder sagen — auf andere Damen gar arg gescholten. Doch hatte sie sich wohl vor sich selbst erschrocken, denn nun hatte sie gemeint, sie habe das meiste dazu gethan, daß die Augen der Königin auf Cordula gerichtet worden und endlich hatte sie zu der Verlobung gratulirt und dem Major versichert, daß sie diese Verbindung von Anfang an gewünscht habe.

Als ich zu Tante Balbina kam, sagte sie mir Aehnliches. Cordula strahlte von Glückseligkeit; das Glück verschönt, sie sah viel besser aus. Tante Balbina lud mich zu einem Verlobungs- und Abschieds-Diner für Cordula ein, die nun mit ihrem Vater nach Hause zurückkehren sollte. Auch bei diesem Diner, welches sehr glänzend angeordnet war und zu dem viele Gäste, Herr Müller, der Consistorialrath mit noch einem lutherischen Geistlichen, sogar die Melanie erschienen, betonte Tante Balbina, welche gegen die letztere zu meiner Ueberraschung äußerst zärtlich war, bei mehreren Gelegenheiten, daß sie die Verbindung Cordula's mit dem Major von Anfang an gewünscht habe.

Gegen die Leidenschaften Tante Balbina's stach die hohe und milde Denkungsweise der Frau Elisabeth wohlthuend ab. Sie fand ich in tiefer Betrübniß. Eine Hofdame, Gräfin Bernstorff, welche ihr nahe gestanden hatte, war gestorben.

„Ein schwerer Verlust!" sagte sie. „Der Bernstorff reine Frömmigkeit gab ihr Kraft und Festigkeit weit über ihre jungen Jahre hinaus. Durch ihre edele, ernste Richtung hatte sie den glücklichsten Einfluß auf die Königin."

„Den man schon seit ihrer Krankheit vermißte," ergänzte Aurelius, welcher hinzu gekommen war. „Der Gedanke der Henriettenstiftung ist von ihr ausgegangen und manches Sonderbare würde nicht vorgekommen sein, wäre sie nicht krank geworden."

Frau Elisabeth, welche auch zum Vorstand jener Stiftung gehörte, schwieg hierzu.

Inzwischen war für mich auf's Neue die Lebensweise eines eifrigen Schülers eingetreten. Der Unterricht an der Generalstabs-Akademie hatte begonnen. Die Vorträge waren anregend, weniger erschöpfend, als das eigene Studium leitend; das Verhältniß der Zuhörer zu einander und zu den Lehrern so angenehm wie möglich. Ich fühlte mich in den hannover'schen Verhältnissen wieder befriedigt.

Bei dieser neuen Beschäftigung hatte ich einige Wochen häuslich und, weil Alfred noch in Stade war, einsam gelebt, als Wichards Eltern mit Adele nach Hannover kamen. Letztere begrüßte mich in ihrer Art mehr feierlich, als freundlich. Sie war kaum noch ein Kind zu nennen und sehr schön, trotzdem sie nicht jugendlich heiter aussah. Der nachdenkende Ausdruck ihres Gesichtes, die stolze Haltung und die niemals schnellen, immer anmuthigen Bewegungen ihres schlanken Körpers gaben ihr nur einen höheren Reiz. Sie zog mich ungemein an.

Demoiselle Charlotte und einige Dienerschaft war mitgekommen. Jene fragte gleich nach Alfred. Für ihn, wie für mich hatte sie Grüße von dem Capitän, von Pastors und für mich auch von Zephirius zu überbringen.

Der Baron reiste bald wieder ab. Der Baronin konnte ich bei ihrer Einrichtung mit einigen kleinen Besorgungen behilflich sein und war fast täglich in ihrem Hause.

Die auf brieflichem Wege bereits ermittelten Lehrer für Literatur, für Kunstgeschichte, für Italienisch, für Zeichnen und Aquarelliren stellten sich ein. Adele hatte allen Unterricht allein, die Baronin und Demoiselle Charlotte waren aber stets zugegen und regten durch ihre Theilnahme die Lernbegierde der begabten Schülerin noch mehr an.

Die Baronin regelte die Eintheilung des Tages auf das Genaueste. Der

Erziehung der Tochter ordnete sie alles Andere unter. Die Lehrstunden füllten den Morgen aus, Spaziergänge und Besuche hatten ebenfalls ihre bestimmte Zeit. Für einigen Umgang mit Mädchen in Adelens Alter war gesorgt. Am Abend waren Freunde willkommen.

Es fehlte nur noch der Clavierlehrer. Hierzu war Herr Lange empfohlen. Er hatte seinen Besuch zugesagt, ließ aber, trotzdem er mehrfach erinnert wurde, vergeblich auf sich warten. Inzwischen mußte sich Adele auf dem schönen, für den Winter gemietheten Flügel üben, um Herrn Lange Einiges vorspielen zu können, falls er es wünsche. Beim vierhändigen Spiel wirkte Demoiselle Charlotte mit.

Otto Heinrich Lange, der beliebte Lieder-Componist und verdienstvolle Schöpfer und Leiter des herrlichen Kirchenchors in der Schloßkirche zu Hannover, galt für einen unvergleichlichen Lehrer. Zwar war er der unordentlichste Mensch von der Welt und versäumte die Lehrstunden mehr, als er sie innehielt. Dennoch verlangte Jeder nach ihm. Man schalt, wenn er ausblieb; konnte ihm aber nicht zürnen, sondern freute sich, wenn er kam, über seine geniale Persönlichkeit ebenso sehr, wie über seine rasch fördernde Lehrart.

Eines Abends war der Thee bereits getrunken, als Herr Lange bei der Baronin angemeldet wurde. „Man hat Ihnen vielleicht gesagt, daß auf mich kein Verlaß ist. Das ist leider richtig." So führte er sich ein. Die Baronin wiederholte ihren Wunsch, daß er ihrer Tochter Clavierspiel vervollkommne.

„Wollen Sie mir etwas vorspielen?" wandte er sich jetzt an Adele. Demoiselle Charlotte machte den Flügel auf und fragte: „Vierhändig?"

„Wie es Ihnen beliebt."

Sie spielten den Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum, Adele ohne Blödigkeit und Ziererei, jedoch auch ohne rechte Freude.

„Vielleicht spielt das Fräulein noch etwas allein," bat er, worauf Adele einen Chopin'schen Walzer geläufig, ohne Anstoß vortrug. Ihr Spiel klang ganz anders, als das liebliche, anschmiegende meiner Schwester, an die ich denken mußte. Adelens Töne folgten sich tadellos im vorgeschriebenen Rhythmus, waren aber scharf, als habe nur der Verstand sie geschaffen. Und trotzdem, oder vielleicht eben deshalb regten sie mich mehr auf, als Clotildens Spiel jemals gethan.

Als sie geendet hatte, nahm Otto Heinrich Lange den Platz am Flügel ein. Er spielte denselben Chopin'schen Walzer auf eine wunderbar packende Art, ließ am Ende die Motive des Hochzeitsmarsches dazwischen hören und arbeitete dann beide Compositionen barock durcheinander. Nun erklang daneben Elfengeflüster, der Lärm verhallte, die Ouvertüre zum Sommernachtstraum kam ganz zum Gehör; doch drang die Walpurgisnacht fast gewaltsam in sie hinein. So spielte er ohne Aufhören weiter.

Es war spät geworden; die Baronin winkte, Demoiselle Charlotte zog sich mit Adele leise zurück. Otto Heinrich Lange spielte weiter. Er schien uns ganz vergessen zu haben. Endlich stand er auf, sah sich verwundert um und griff nach seinem Hut.

„Wann soll meiner Tochter Unterricht beginnen?" fragte die Baronin.

„Gnädigste Frau!" antwortete er. „Es kann nichts nützen, daß ich der

jungen Dame Unterricht gebe. Ich kann sie nicht weiter bringen, als sie ist. Besuchen Sie gute Concerte mit ihr. Wenn ich ihr Stunden gäbe, so würde nur ich spielen, ihr immer vorspielen. Das ist aber kein Unterricht." Ohne der überraschten Baronin Zeit zu weiteren Verhandlungen zu lassen, machte er einen Diener und ging davon.

„Wir wollen Adele nicht entmuthigen," sagte sie, als er fort war. „Ich werde einen anderen Lehrer engagiren; aber es thut mir leid, ich hörte den Herrn Lange gern öfter."

Daß Adele von ihrem anderen Unterrichte Vortheil zog, ließ sich, obgleich sie im Ganzen wenig mittheilend war, bei unseren Abendunterhaltungen erkennen. Zwei Fächer schienen sie vorzugsweise zu interessiren: die Literatur und die damit verbundene Verslehre, und das Zeichnen. Sie sagte zuweilen künstlich gebaute Verse, die am Morgen beim Unterricht vorgekommen waren und welche ihre Mutter und Demoiselle Charlotte nicht wiederzugeben vermochten, ohne Fehler aus dem Gedächtniß, und wenn sie nach dem Thee ihre Handarbeit zur Seite legte und, während ich vorlas, das Zeichnenbuch zur Hand nahm, so entstanden die niedlichsten Figuren- und Landschaftsbilder.

Hieraus wurde sogar ein Wettstreit, als Alfred wiedergekommen war. Er ließ mehrere Tage vergehen, ehe er die Baronin besuchte; er ging mehr aus Dankbarkeit, als aus Neigung zu ihr. Da sie ihn aber einlud, des Abends mit mir zu kommen, so durfte er dies nicht ganz versäumen. Wenn er nicht kam, war Adele fast stumm; dagegen gesprächig, wenn er anwesend war. Dann belustigten uns die Beiden mitunter, indem sie gegen einander Stegreifverse machten, wobei Alfred ihr meistens den Sieg ließ, sie aber je nach Laune auch in die Enge brachte, so daß sie schwieg und unzufrieden vor sich nieder sah. Ebenso war es beim Zeichnen. Sie hatte für Alfred ein besonderes Heft bereit gelegt. Er berichtigte ihre Zeichnungen, sie vervollständigte gern die seinigen und war froh, wenn er damit zufrieden war, und verdrießlich, wenn er ihre Zeichnung, wie sie glaubte launenhaft, verändert hatte.

Mit Tante Balbina war inzwischen eine Veränderung vorgegangen. Ich dachte zuerst, der Consistorialrath habe sie friedlicher gestimmt; ihre größere Gemüthsruhe wird aber andere Ursachen gehabt haben. Sie war bei dem König sehr in Gnade, was sie vielleicht über manchen Kummer hinweg gebracht hat. Selbst ihr Ausscheiden aus dem Comité des Henriettenstiftes faßte sie gleichmüthig auf. Man sagte, die Hofdame Gräfin Bernstorff habe in hinterlassenen Briefen an die Königin mehrere Aenderungen empfohlen.

Herr Müller hielt seine Verbindung mit Tante Balbina fest und dieselbe behandelte ihn immer liebenswürdiger. Ich mochte den flachen Lebemann, der sich an den Adel hing, nicht leiden. Er war ein wohlhabender Junggeselle, wollte als Menschen- und Kunstfreund gelten und war Mitglied mehrerer gemeinnütziger Gesellschaften, ohne etwas zu nützen. Am meisten sprach er von seinen vornehmen Freunden und seinen Diners und war am wohlsten, wenn er bei Tische saß und, die Serviette unter dem Kinn befestigt, einen guten Braten kunstgerecht tranchirte.

Wahrscheinlich würde ich meine Besuche bei Tante Balbina immer mehr

eingeschränkt haben, wenn nicht ein neuer Umstand mich öfter zu ihr geführt hätte. Der Major von Leinau wurde wieder nach Hannover in sein früheres Regiment versetzt. Die Kameraden freuten sich darüber. Was zu dieser unerwarteten Veränderung geführt hatte, wußte man nicht bestimmt. Meine Vermuthung, daß Tante Balbina dabei mitgewirkt habe, sprach ich nicht aus. Sie zog Frau von Leinau sehr an sich und um diese gute und schöne Frau im Auge zu behalten, machte ich Tante Balbina häufiger einen Besuch und erreichte auch den Zweck, Felicia in ihrem Hause zu begegnen.

Letztere hätte sich der Freundschaft Tante Balbina's lieber entzogen und ließ dieselbe nur aus Rücksicht auf ihren Mann, dem sie in der einflußreichen Frau keine Feindin erwecken wollte, über sich ergehen. Auffallend wurde es bald, daß an den Abenden, wo sie kam, die Melanie sich ungebeten einfand. Daß diese Felicia aufsuchte, war zweifellos; denn sie und Tante Balbina haßten sich, so viele Liebenswürdigkeiten sie sich auch sagten. Ich nahm zuerst an, daß die Melanie, die immer spät kam, durch Timon erführe, wann Frau von Leinau zu Tante Balbina ging. Nachdem ich aber gehört hatte, daß Leinau's mit Timon nicht auf einem nahen Fuße standen und dieser fast nie in ihr Haus kam, muß ich glauben, daß die Melanie jene Nachricht auf polizeilichem Wege erhielt. Dem sei, wie ihm wolle, sie war äußerst zuvorkommend gegen Felicia. „Ich hoffe, Sie bei mir zu sehen," sagte sie ihr das erste Mal beim Weggehen. „Ich hoffte immer, Sie bei mir zu sehen," das zweite Mal, so daß Felicia nicht umhin konnte, ihren Mann zu einem Besuche bei der Melanie zu bewegen. Diese wollte vermuthlich den Schlag, welchen ihrer Meinung nach die Rückkehr Felicia's in Wichards Nähe ihr zufügte und den sie gewiß Tante Balbina zuschrieb, dadurch ablenken, daß sie sich der schönen Frau bemächtigte. Das würde, so dachte sie wahrscheinlich, Wichard öfter und ohne daß es einen bösen Schein auf sie selbst würfe, zu ihr führen.

Während diese Intrigue mich empörte, freute ich mich über die sichere und stolze Art, wie Felicia ihren Weg ging. Ich gewann eine große Hochachtung für diese Frau, deren Liebreiz wohl dem Herzen, aber niemals der Rechtschaffenheit meines Freundes gefährlich werden konnte. Und da ich ein ganz unbetheiligter Zuschauer war, so belustigte mich das Spiel der beiden vornehmen Damen, die nicht allein hinsichtlich Wichards, sondern auch in Bezug auf die Gnade der Majestäten Nebenbuhlerinnen waren. Die Melanie gehörte der Partei der Königin, Tante Balbina jetzt der des Königs an. Wo sie konnten, sagten sie sich mit den schönsten Worten Bosheiten, von denen ich nur ein Beispiel erzählen will.

Seit einiger Zeit war in Hannover ein aus preußischem Dienst gekommener Assessor Meding angestellt, um ein Preßbüreau zu organisiren. Im Publicum behauptete man, daß von den Personen untergeordneten Ranges, welche unmittelbaren Zutritt bei Seiner Majestät hatten, Meding und ein Hofcourier den meisten Einfluß besäßen; während letzterer aber nur kleine Dienste leiste, das heißt gegen Geld und gute Worte Individuen wie Gesellschaften Concessionen verschaffe, die auf öffentlichem Wege nicht zu erreichen, von der Regierung wohl gar schon abgelehnt waren, leite Meding hinter dem Rücken der Minister die große Politik.

Nun redete eines Abends die Melanie Tante Balbina mit den Worten an: „Heute früh sahen Sie mich nicht, als ich Sie grüßte."

„Wo wäre das gewesen?"

„Als Sie von Herrenhausen kamen und ich hinfuhr. Sie hatten Ihren Wagen halten lassen und sprachen mit einem Herrn. Wer war der Herr? Ich erkannte ihn nicht."

Tante Balbina, der dies Gespräch ersichtlich unangenehm war, die aber wußte, daß die Melanie den Herrn recht wohl kannte, glaubte die Wahrheit nicht verschweigen zu können und antwortete: „Herr von Meding."

Von der hannoverschen Familie von Meding wohnten mehrere Mitglieder in Hannover.

„Herr von Meding?" entgegnete jene. „Nein. Der Kammerherr und der Hauptmann sind groß. Es war ein kleiner Herr."

„Der bei Seiner Majestät."

„Aber Liebe! Sie adeln ja Jeden, den Müller, den Meding. Sie kränken die Familien von Müller, von Meding."

Im Frühjahr erzählte Aurelius, daß man dem Nationalverein mit einem Verein entgegentreten wolle, der sich der großdeutsche nennen werde, zur Bezeichnung seiner Absicht in treuer Anhänglichkeit an Oesterreich gegen eine preußische Hegemonie zu wirken.

„Es ist ein thörichtes Unternehmen," sagte er. „Es kommt mir vor, als wenn man einen jungen, gesunden Wald dadurch ausrotten will, daß man einen Schirm davor stellt, der das Sonnenlicht für sich nehmen soll. Was der deutsche Bund nicht vermag, wird der großdeutsche Verein auch nicht fertig bringen. Es kommt immer zweifelloser auf eine Machtfrage zwischen Preußen und Oesterreich hinaus."

Daß der Nationalverein kräftig aufwuchs, zeigte eine zahlreiche Versammlung seiner Mitglieder, welche im Mai in Hannover stattfand. In derselben wurde eine Petition um Entlassung des Ministeriums Borries beschlossen und eine Resolution gegen Wermuth's Polizei-Regiment beantragt. Die Versammlung wurde polizeilich aufgelöst.

Das Examen, womit der Winter-Cursus der Generalstabs-Akademie schloß, verhinderte mich, der Einladung zu folgen, welche ich zu Cordula's Hochzeit erhielt. Ich blieb auch lieber in Hannover, um Adele vor ihrer Abreise noch möglichst oft zu sehen. Wichard wurde aus Paris erwartet. Sein Vater wollte von dort ohne Aufenthalt nach Kiel fahren, um seine Söhne Christian und Friedrich, welche ihre Abiturientenprüfung gut bestanden hatten, abzuholen. Die Baronin wollte noch einige Tage mit Wichard in Hannover sein und dann nach dem Gute zurückkehren. Diese sorgsame und verständige Mutter hatte ihren Zweck im Laufe des Winters auf das Beste erreicht. Adelens Anschauungen war eine schöne Richtung gegeben, ihre großen Anlagen konnten sich nun selbständig weiter entfalten.

Sie beschäftigte meine Gedanken auf das Lebhafteste. In meinem Herzen entstand ein Gefühl für sie, welches mich beunruhigte; denn bei den Ansprüchen, welche sie und ihre Eltern machen konnten, durfte ich nicht erwarten, jemals

ihre Hand zu gewinnen. Auch ihr Wesen lag noch nicht klar vor mir. Alfred und ich sahen sie nie anders als in Gegenwart ihrer Mutter, ihr Benehmen gegen uns war immer gemessen freundlich und wenn auch Alfred mehr als ich sie zu interessiren schien, so zeigte sie doch auch mir eine unbefangene Zuneigung. Unserer Gespräche auf dem Gute erinnerte sie sich genau. Als es Frühling geworden war und die Baronin die Spazierfahrten weiter ausdehnte, bat Adele, daß ich sie begleite, um sie zur Königseiche zu führen, welche sie dann zeichnete. Ob in ihrem Herzen schon wärmere Empfindungen erwachten, wußte ich nicht. Die Baronin behandelte uns Freunde fast wie ihre Söhne. Unsere Besuche, die ja auch etwas Bildendes für Adele hatten, waren ihr immer willkommen.

Wichard kam zurück. Seine hohe Gestalt war kräftiger, der Bart über dem feinen Munde voller geworden. Sein Herz war dasselbe geblieben, sein Geist entwickelter. Er war noch schöner, noch anziehender, Jeder mußte sich über ihn freuen.

Als nun die Baronin abreisen wollte, empfand ich die bevorstehende Trennung von Adele sehr schmerzlich. Auch sie schien Hannover nicht gern zu verlassen und der Baronin wurde es schwer, sich von Wichard zu trennen. Diese Stimmung waltete vor, als wir uns zum Abschied auf dem Bahnhofe einfanden. Nur Demoiselle Charlotte, der das Leben in der Stadt von Anfang an nicht gefallen hatte, war vergnügt. „Ich soll doch wohl den Capitän grüßen?“ fragte sie Alfred und mich.

„Vielmals!“ sagte Alfred, „auch Pastors.“

„Und den Kantor,“ fügte ich hinzu.

Die Baronin ging auf dem Perron mit Wichard auf und ab, sie schienen noch etwas Ernstes zu besprechen. Adele wandelte zwischen Alfred und mir. „Wie schön wäre es, wenn Sie in unserem neuen Hause am See wohnten!“ sagte sie. „Es wird mir doch sehr still vorkommen auf dem Lande.“

Als der Zug davon fuhr, ließ das Leid, die Leere, welche ich fühlte, mich nur zu deutlich erkennen, wie sehr ich an Adele hing. Ich mußte mich zusammennehmen, um den Freunden nicht aufzufallen; wenigstens Wichard nicht, denn ein Blick von Alfred sagte mir, daß ihm mein Zustand nicht verborgen geblieben war.

Wichard trat zwischen uns und legte, indem wir fortgingen, seine Arme in die unsrigen. „Melanie, Balbina, Felicia!“ sagte er fröhlich. „Mutter ängstigt sich um mich unnöthiger Weise.“

Die evangelisch-religiöse Bewegung in Rußland.

Von

Freiherrn von der Brüggen.

Unlängst drangen von Petersburg aus Gerüchte zu uns, welche die Neubelebung des kirchlichen Eifers innerhalb der russischen Regierung ankündigten. Das eine sprach davon, daß in den Ostseeprovinzen bei gemischten Ehebündnissen wieder das „Reversal" gefordert werden solle, laut welchem bis vor etwa acht Jahren die Eheleute sich verpflichten mußten, ihre etwaigen Kinder nach russisch-orthodoxem Ritus zu taufen und zu erziehen. Das Gesetz, welches solches vorschreibt, ist zwar niemals aufgehoben worden, wurde aber in den 70er Jahren lahm gelegt durch einen zarischen Befehl, der den russischen Popen vorschreibt, jenes Reversal nicht mehr zur Bedingung der Trauung zu machen. Ob dieser Befehl in Wirklichkeit, wenn auch in aller Stille, wieder zurückgenommen worden ist, scheint für jetzt noch nicht sicher festgestellt zu sein; indessen sprechen die Erfahrungen der letzten Monate in den Ostseeprovinzen dafür, daß die russische Kirche den offensiven Kampf gegen das baltische Lutherthum wieder aufgenommen hat und das Zwangsgesetz gegen die gemischten Ehen praktisch wieder lebendig geworden ist. Das andere und glaubwürdigere Gerücht meldete, daß dem Obersten Paschkow in Petersburg verboten worden sei, fernerhin religiöse Versammlungen in seinem Hause abzuhalten. Endlich steht es außer Zweifel, daß ein Gesetz vorbereitet wird, welches den Zweck hat, eine Aussöhnung der russischen Staatskirche mit dem alten Schisma derselben, den sogenannten Altgläubigen herbeizuführen, um durch Beseitigung der Zersplitterung viele Millionen des russischen Volkes wieder unter die Herrschaft der Staatskirche zurückzubringen. Diese Vorgänge geben mir Gelegenheit, einiges über religiöse Bewegungen zu sagen, welche, obwohl von einander räumlich getrennt und in verschiedenen Volksgruppen auftretend, doch einen so gleichartigen Charakter tragen, daß man sie auf den ersten Blick als parallele Strömungen eines evangelisch-reformatorischen Geistes erkennt. —

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Einfluß der russischen Kirche auf die Angelegenheiten des Staates von jeher ein erheblicher gewesen ist. Das Zarthum ist seit Peter dem Großen so innig mit dem kirchlichen Patriarchat

verwachsen, daß auch Herrscher, über deren persönliche Anschauungen der kirchliche Geist nur wenig Macht ausübt, doch nicht im Stande sind, diesem Geist die Wirksamkeit in öffentlichen Dingen zu verschließen. Zar Alexander II. war ohne Zweifel ein höchst freisinnig denkender Mann in kirchlichen Fragen. Seine humane Natur entfernte ihn von den starren Formen und dem gewaltsamen Eifer, welche in dem großen hierarchischen Körper auch dieser russischen Kirche stecken. Er war ein Kopf von selbständiger Denkkraft und deshalb weiter als die Mehrzahl seiner orthodoxen Unterthanen von dem Geiste seiner Kirche abgewichen. Er war in der That von einer Frömmigkeit, welche auf protestantischem Grunde stand und deren innerstes Wesen Toleranz gegen Andersgläubige forderte. Und dennoch konnte er sich selbst in den wichtigsten Krisen seiner Herrschaft dem kirchlichen Einfluß nicht ganz entziehen; dennoch haben Beichtväter und Metropoliten auch unter ihm ihre Rollen gespielt; dennoch ist er nicht im Stande gewesen, die Toleranz seiner Ueberzeugung zum Gesetze in seinem Reich zu erheben.

Nicht zum Verwundern ist es, wenn der Tod Alexander's II. auch in dieser Hinsicht eine merkliche Aenderung hervorgebracht hat. Seit dem 13. März 1881 kann man deutlich das Wachsen der staatskirchlichen Gesinnung in der russischen Regierung beobachten. Eben die Art des Todes Alexander's II. und die bösen Erfahrungen seiner letzten Regierungsjahre haben dazu beigetragen, daß der ohnehin der Kirche näher stehende junge Zar wieder eingelenkt hat in die Traditionen früherer Zeit. Die Herrschaft des kirchlichen Interesses befestigte sich wieder und schreitet in engerer Verbindung mit der staatlichen Gewalt einher. Vertreter dieser Richtung ist vor Allen Pobedonoszew, Oberprocureur des Allerheiligsten Synods, der kirchlichen Oberbehörde des griechisch-orthodoxen Rußland. Er sieht mit unerschüttertem, fast mystischem Glauben nächst dem Zarthum in der russischen Staatskirche die zweite erhaltende Kraft des Reiches. Zarthum und Kirche zu stärken ist sein und seiner Freunde Streben in einer Zeit, welche überall im Reich die Elemente der Auflösung wachsen sieht ohne die Aussicht, daß aus der allgemeinen auflösenden Bewegung neue Grundlagen für den großen Staatskörper sich herausgestalten werden. Man mag es dem patriotischen Würdenträger nicht verdenken, wenn er wider die drängenden Gegner die alten Mächte in möglichst verstärkter Rüstung in's Feld zu stellen strebt. Allein man mag wohl zweifeln, ob die russische Kirche in ihrer heutigen Gestalt fähig sei, den an sie gestellten Erwartungen zu genügen. Denn leider decken sich auch hier die Kirche und der religiöse Geist des Volkes keineswegs.

Ich glaube wohl, der religiöse Geist ist in der Entwicklung Rußlands noch zu gewaltiger Bedeutsamkeit berufen. Fraglich ist nur, ob die gegenwärtig bestehende Staatskirche die Trägerin dieses Geistes sein wird. Ihre Vergangenheit ist eine solche, daß, wie groß auch die Rolle war, welche sie im weltlich-staatlichen Leben gespielt hat, man berechtigt ist zu einigem Mißtrauen in ihre Fähigkeit, dem innern Volksleben Richtung und Inhalt zu verleihen. —

Die russische Kirche hat niemals eine Reform erlebt. Gewaltsam wurde sie vor bereits einem Jahrtausend von Byzanz herübergebracht und den Völkerschaften des damaligen Rußlands auferlegt. Sie kam herüber als ein voll ausgewachsener

Körper, schon damals verhärtet in langen Kämpfen um äußere Formen, das Erzeugniß einer dem religiösen Empfinden entwachsenen Kultur. Sie kam alt zu jungen Völkern, und es war das Streben der russischen Tochterkirche und ihres aus Byzanz herbeiströmenden Klerus, die ganze Symbolik, das äußere Ritual und den äußern Pomp der Hagia Sofia in ein Land hinüberzubringen, dessen Götterbilder noch eben den rohen Naturgewalten geweiht waren. So wurde die Kirche der reichsten und aufgeklärtesten Stadt der damaligen Welt nur zu einer weltlichen Gewalt, der das russische Naturvolk unterworfen ward, ohne daß sein religiöser Sinn in ihr Aufnahme fand. In diese, Anfangs fremden Formen lebte sich das Volk im Laufe der Zeit hinein; aber so leblos zu Byzanz die oströmische Kirche blieb, so religionsarm waren auch die Mönche und Geistlichen, welche Jahrhunderte lang von dorther kamen, um die russische Kirche zu bedienen. —

Ein wichtiger Augenblick war es, wie für den ganzen Osten, so auch für diese Kirche, als die Tataren Rußland überschwemmten. Während alle weltliche Gewalt von dem Großkhan niedergetreten ward, hielt er es für eine weise Politik, vor den Thüren der Kirche stille zu halten. Er schonte ihre Heiligthümer und suchte ihre Diener sich zu Freunden zu machen. Der Großkhan ward Schirmherr der russischen Kirche. In der ganzen Zeit des Tatarenjoches blieb nur eine Gewalt in dem russischen Gebiete aufrecht stehen, blieb nur eine unangetastet inmitten der allgemeinen Erniedrigung, und das war die Gewalt der Kirche. Ihr Charakter als einer äußeren weltlichen Macht konnte dadurch nur stärker ausgeprägt werden und wachsen. —

Als das Großfürstenthum von Moskau sich emporarbeitete und allmälig an die Stelle trat, wo der Tatarenkhan gestanden hatte, da sehen wir denn auch die Kirche bereits dicht neben dem Throne walten. Die gewaltthätigen Tyrannen, welchen Rußland seine Gründung verdankt, die Großfürsten von Simeon dem Stolzen bis zum Untergang des Rurikstammes von Moskau, sind eng mit der Kirche verbunden, weil sie unter der großen tatarischen Erbschaft, welche sie antraten, auch die Schirmherrschaft über die Kirche fanden. Wiederholt greifen die Metropoliten in die Geschäfte des Staates als nächste Würdenträger des Thrones ein. Dann wird ein Prälat dieser Kirche der Stammvater der neuen Dynastie der Romanow. Endlich verschmilzt die zarische Gewalt mit der kirchlichen vollständig, indem Peter I. sich zum Oberhaupt der russischen Kirche macht, und fortan ist die russische Kirche eine gefügige Dienerin des Zarthums, von dem sie den größten Theil ihrer Macht empfängt.

In dieser ganzen Zeit ist das innere Leben der Kirche wechsellos dasselbe geblieben. Aus den Händen der griechischen Mönche ging sie in diejenigen russischer über, nachdem die Kirche von Byzanz erst den Kreuzfahrern, dann dem türkischen Eroberer unterlegen war. In Moskau erstand ein eigenes Patriarchat, die Kirche wuchs an Macht, Reichthum und äußerem Ansehen beim Volke; aber in ihrer innern Ordnung, in Dogma und Lehre blieb sie unverändert. Sie wurde im 17. Jahrhundert von einer weitgreifenden Bewegung erfaßt und erlebte einen langdauernden Kampf, in welchem ihr Oberhaupt, Nikon, als Neuerer auftrat. Aber alle die scharfsinnigen Disputationen der damaligen Kirchenversammlungen, all der Widerstand

und Haß, die Gewaltthaten und der Eifer, welche die sogenannte Kirchenreform Nikon's mit sich führte, gingen hervor aus dem Unternehmen dieses Prälaten, nicht sowohl Neues in die Kirche einzuführen, als eingeschlichene Abweichungen vom Alten zu beseitigen; nicht sowohl den Inhalt des kirchlichen Lebens und Wirkens zu bereichern, als die ursprünglichen äußeren Formen des Ritus in vollkommener Genauigkeit wieder herzustellen. Es handelte sich bei dieser Reform, welche bis auf den heutigen Tag die russische Kirche in zwei Heerlager gespalten hat, um die Frage, ob das Kreuz mit zwei oder mit drei Fingern zu schlagen, ob der Name des Heilandes mit einem oder mit zwei I zu schreiben sei, und ähnliche Dinge. Die große Masse der russischen Schismatiker, an die zwölf Millionen Köpfe, hält die Anhänger der Staatskirche heute noch deshalb für Ketzer, weil sie mit drei Fingern sich bekreuzen oder weil sie Tabak rauchen; um die Fragen nach der Erlösung durch Christus, nach der Bedeutung der Sacramente, nach der Stellung der Heiligen oder dem Aehnliches ist niemals ein Streit gewesen. Der Ritus ist derselbe wie vor tausend Jahren, die Kirchensprache dieselbe, welche die Bibelübersetzer Kyrill und Methodius vor 900 Jahren sprachen und welche heute dem russischen Volke eben so unverständlich geworden ist, als das Latein den Anhängern Roms; die Bilder der Heiligen werden noch heute genau nach den alten, von griechischen Mönchen mitgebrachten und von der Tradition erhaltenen Mustern verfertigt, die Räume und Kuppeln der Gotteshäuser tragen die architektonischen Formen des alten Byzanz. —

Diese ganze Vergangenheit der russischen Kirche ist gerichtet auf sinnlich-äußere Befriedigung des religiösen Bedürfnisses und auf Erlangung äußerer Macht. Und das letztere Ziel ist in gewisser Weise auch erreicht worden. Die gesammte kirchliche Macht ruht in den Händen der Mönche, der sogenannten schwarzen Geistlichkeit. Alle kirchlichen Würden werden von dieser Klasse verwaltet, während die weiße, die Weltgeistlichkeit, den Dienst im Volke verrichtet, als Pfarrer die Sacramente vertheilt und den Gottesdienst besorgt. Die Reichthümer gehören den Mönchen, der Einfluß und die Macht im Staate gehören ihnen. Die Weltgeistlichen führen ein armseliges Leben im Dorfe, arm an Geld, arm an Bildung, arm an Einfluß auf ihre Eingepfarrten, ja von ihnen verachtet und verhöhnt: nur der priesterliche Rock hat am Popen Bedeutung. —

Unter dem Druck dieser Kirche, sollte man meinen, wäre der religiöse Sinn des Volkes verdorrt. An Sonn- und Feiertagen zur Kirche gehen, um dort unverstandene Gesänge anzuhören, in einer Wolke von Weihrauch sich beständig zu verbeugen vor dem Allerheiligsten, Bilder von Heiligen zu errichten oder sich vor ihnen zu bekreuzigen, die Sacramente von verachteten Dienern der Kirche zu empfangen, bei besonderen Gelegenheiten einem Heiligen eine Wachskerze zu stiften, bei jeder Gelegenheit das Zeichen des Kreuzes zu schlagen: darin besteht der Gottesdienst des gemeinen Mannes. Von einer Seelsorge weiß er nichts; die Bibel hat er nur von ferne gesehen, geschweige denn daraus gehört oder gar gelesen. Ist er in Nöthen, so wendet er sich nicht an seinen Popen, sondern an einen Heiligen, dem er dieses oder jenes für seine Hülfe verspricht, oft freilich um es ihm nachher nicht zu halten. So heißt er ein Christ und weiß doch selbst kaum warum. Denn von den Lehren Christi hat er nie etwas vernommen.

Dennoch aber ist der religiöse Sinn in ihm nicht erstorben, sondern vielmehr tief eingeprägt. —

Dieser weiche, bewegliche, lenksame und lenkbedürftige slavische Charakter, noch unangetastet von abstractem theoretischem Denken, hat sich die ganze Wärme des religiösen Empfindens bewahrt; zum Theil vielleicht eben deshalb, weil dieses sein Empfinden niemals durch die Kirche in bestimmte Formen, in objective Verbindung mit dem bewußten Denken gebracht wurde. Kirche und Religion haben nicht blos Macht, sondern auch sittlichen Einfluß auf ihn, sobald sie seinem Bewußtsein gegenübertreten. Jene zwölf Millionen Schismatiker schon zeugen davon. So äußerlich, so unwesentlich die Dinge auch sind, welche sie von der Staatskirche scheiden, so sind sie doch genügend, um auf Leben und Sinn des Schismatikers bedeutsam zu wirken. Diese sogen. Altgläubigen, von der Staatskirche abgetrennt, von Staat und Kirche bedrängt, zeichnen sich vor den Anhängern der Staatskirche aus durch manche sittliche Eigenschaft und durch größeren Wohlstand. Das nationale Laster der Trunksucht hat über sie geringere Gewalt, sie gelten überall als zuverlässiger, arbeitsamer denn die Staatskirchler und wenn ihr religiöses Leben auch kein tiefes ist, so hat es doch seine sittigende Kraft. Neben diesen Altgläubigen zeigt das zahlreiche Sectenthum der russischen Kirche, trotz all seiner oft rohen Ausdrucksformen des religiösen Sinnes, doch das Vorhandensein desselben in reichem Maße. Bisher konnte das Sektenthum kaum andere als mehr oder minder rohe Formen annehmen, denn es entsprang und lebte in völlig rohen Volksschichten, bei denen das abstracte Denken über religiöse Dinge eben blos aus den Erscheinungen ihres einfachen täglichen Daseins hervor genährt wurde, bei denen die Bibel eben so unbekannt war als andere Bücher. Erst die neueste Zeit hat hie und da die Schriftkunde in's Volk gebracht, und alsbald hat sich die Religiosität dieses Mittels bemächtigt, um an verschiedenen Punkten des Reiches selbständig aus der Bibel zu schöpfen.

Es sind meines Wissens bisher drei Quellen, welche an weit auseinander liegenden Stellen des Reichs hervorgebrochen sind und doch genau die gleiche Richtung eingeschlagen haben: einmal der Stundismus im Süden, ferner die Gemeinde Paschkow's in Petersburg, endlich eine religiöse Bewegung am nördlichen Ural.

Der Name der Stundisten stammt aus den deutschen Kolonien, wahrscheinlich des Gubernium's Cherson, von den Versammlungen deutscher Bauern, in denen das Beten und Erklären von Bibelstellen, das Singen von Chorälen und Psalmen, das öffentliche Gebet einzelner Mitglieder üblich waren. Dort lernten russische Bauern gelegentlich diese Bet-Stunden kennen, und nachdem sie dieselben zu sich verpflanzt hatten, nahmen sie davon den Namen „Stundisten" an. Aus den Betstunden erwuchs die ganze religiöse Bewegung. Denn wie bei den deutschen Kolonisten, so ward auch bei ihren russischen Nachbarn das Evangelium zur Grundlage der Betstunden genommen. War aber den protestantischen Deutschen das neue Testament ein Erbstück vieler Ahnen, da sein Hauptinhalt ihnen meist nicht fremd war, so entdeckten die russischen Nachbarn darin etwas völlig Neues. Die Lehre von der Erlösung durch Christus, die lebensvoll-einfachen Worte der Bergpredigt mögen diese religiösen Naturkinder hingerissen haben.

Es bildeten sich schon vor zehn Jahren, vielleicht noch früher Gemeinden, welche sich thatsächlich von der russischen Kirche lossagten. Sie versammelten sich Sonntags in einem Hause des Dorfes, einer der Männer — der Schriftkundige — nahm die Bibel zur Hand und las daraus vor, Psalmen, auch Choräle wurden gemeinsam gesungen, Gebete gehalten von Jedem, der sich dazu in der Versammlung berufen glaubte. Eine Dorfschaft nach der andern trat dem Stundismus bei, und obwohl wiederholte Versuche seitens der Kirche gemacht wurden, der Bewegung Einhalt zu thun, so hat sie doch nur an Stärke zugenommen. —

In den Gegenden, wo der Stundismus sich festgesetzt hat, ist der stundistische Bauer sofort vom orthodoxen, das stundistische Dorf vom gewöhnlichen russischen Dorfe zu unterscheiden. Im Dorfe herrscht größere Sauberkeit, Wohlstand, die Schenken sind verschwunden und die Trunkenen. Dörfer, die bis dahin tief in Schulden an den Staat staken, bezahlen dieselben rasch und sind fortan nie mehr mit ihren Steuern im Rückstande. Im stundistischen Bauernhause sieht es reinlich und ordentlich aus, kein Streit, kein lärmender Zank wird gehört, die Familie ist arbeitsam, ehrlich, sie erwirbt und kommt schnell zu Wohlstand. Die Wirkung der Bekehrung zum Stundismus — so erzählte mir ein dortiger Gutsbesitzer — sind oft erstaunlich. Bauern, die bis zum 40. und 50. Lebensjahre nichts gethan, als wöchentlich das vertrinken, was sie wöchentlich erarbeitet, die fast täglich irgendwo berauscht in Gasse oder Schenke lagen, die Pferd und Rock versoffen und wann sie heimkamen die Frauen und Kinder prügelten, rühren seit der Stunde der Bekehrung keinen Tropfen Branntwein mehr an. An die Stelle des zerfetzten Hemdes, des zerlumpten Rockes tritt reine Wäsche und ordentliche Kleidung; an die Stelle des beständigen Tobens und Zankens im Hause Ernst und Friede; an die Stelle äußersten Schmutzes in der Wohnung Sauberkeit, reine, weißgetünchte Wände, gewaschene Dielen; an die Stelle schlechter Ackergeräthe und schlechter Beackerung des Bodens treten gepflegte Pferde und gepflegte Felder. Der Wohlstand steigt alsbald, die Zufriedenheit ist im Hofe ersichtlich, und Abends hört man regelmäßig Psalmen und Choräle darin ertönen. Es ist erstaunlich, welche schroffe Verwandlung hier vorgeht, eine Verwandlung, wie sie beim deutschen oder englischen Bauer nur äußerst selten möglich wäre und deren Erklärung theils in dem wenig zähen, wandelbaren Charakter des Slawen, theils in der elementaren Gewalt zu suchen ist, mit welcher das zum ersten Mal erwachte religiöse Bewußtsein auf dieses empfindsame Volk einwirkt. Was keine Ueberredung, keine Mittel des Staates, keine Drohung oder Strafe des Herrn oder Vorgesetzten erzielt, was keine Noth in Haus und Hof, keine Thränen von Weib und Kind verhindern, wovor die sichere Aussicht auf materiellen Ruin und persönliches Verkommen nicht zurückschrecken: das nationale, allgemein verbreitete Laster des Trunkes — es wird hier in ein paar Stunden und auf immer beseitigt. Und es ist nicht sittliche Erwägung, was den Mann so tief packt, sondern religiöses Empfinden, religiöses Bewußtwerden.

Daß dies das treibende Hauptmotiv ist, geht schon aus der gewöhnlichen Form der Propaganda hervor. Der orthodoxe Bauer kann jahrelang den Wohlstand, die Zufriedenheit seiner stundistischen Brüder im Nachbardorfe mit ansehen, ohne daß sich in ihm der Wunsch regte, sein elendes Dasein und seine

zerstörenden Freuden der Schenke mit dem Wohlergehen und dem gesunden Genießen der Nachbarn zu vertauschen. Kein sittliches Bedenken kommt in ihm auf, denn die allgemeine Sitte macht ihm aus seinem Leben keinen Vorwurf, selbst wenn er sich zu Tode zechte. Was aber ergreift ihn mit so übermächtiger Kraft?

Jener Gutsbesitzer erzählte mir nachstehendes Erlebniß. Eines Tages kommt einer seiner Leute eilig herbeigeritten und meldet, in einem der Dörfer der Nachbarschaft seien Stundisten angelangt und würden eben von den Bewohnern des Dorfes mit Knütteln und Steinen bearbeitet. Der Herr setzt sich sofort zu Pferde, eilt in das Dorf und findet Folgendes. Aus einem weiter entlegenen stundistischen Dorfe sind einige Wagen voll Stundisten angelangt. Langsam fahren sie heran und in das fremde Dorf hinein, mit weithin schallenden Stimmen Psalmen singend. Wie sie in die Straßen kommen, sammeln sich immer mehr Bauern um die daherziehenden Wagen, es wird gehöhnt, gelärmt, die Menge fordert laut, daß die Stundisten sofort umkehren und das Dorf verlassen. Denn der Stundist ist für den Orthodoxen ein Gegenstand des Spottes, auch des Hasses um seiner Nüchternheit willen, und der Pope sagt, er sei ein Feind der Kirche und Gottes. Die Stundisten aber lassen sich nicht abschrecken, sondern fahren ruhig weiter. Endlich geht die umdrängende Menge zu Thaten über, man zerrt und stößt die Singenden, dann kommen Schläge, dann Steinwürfe. Einige werden heruntergezerrt und geprügelt, auf die Andern wird mit Knütteln und Steinen immer wüthender losgeschlagen. Aber die Psalmensänger fahren langsam weiter, sie singen und singen, sie erwidern die Schläge nicht, sie wehren sie nicht ab, sie verziehen keine Muskel des ernsten Gesichts, sie geben keinen andern Laut von ihren Lippen als den des frommen Gesanges. Schon sind mehrere von ihnen in Lebensgefahr — aber auch mehrere von ihren Gegnern überwunden, bekehrt; auf die Kniee niedergesunken blicken sie jenen Sängern wie Heiligen nach: da erscheint zur rechten Zeit der Gutsbesitzer und rettet die Bedrohten. Zwei Tage später aber war das ganze Dorf zum Stundismus übergegangen. —

Ein anderes Beispiel: ein Bauer, ein armer, frecher, stets in Schlägerei verwickelter und stets betrunkener Kerl bekehrt sich: von Stund' an trinkt er keinen Tropfen, wird fleißig und ordentlich: die Nachbarn höhnen und mißhandeln ihn, sie brechen täglich bei ihm ein, sobald in seiner Hütte das Psalmensingen beginnt, beschimpfen ihn und seine Familie — er erduldet Alles ohne Murren. —

In einer Familie sind Sohn und Tochter zum Stundismus übergetreten; die Eltern suchen sie durch Ueberredung, durch Befehl zurück zu bringen, und als das fruchtlos ist, werden die Kinder schwer gegeißelt und sonst mißhandelt. Aber die Beiden lassen Alles über sich ergehen, sie verziehen bei den Geißelungen keine Miene, kein Laut des Schmerzes, des Vorwurfes ertönt: da wandelt sich der Sinn der Eltern und ein Augenblick hat sie zu Stundisten gemacht. —

So greift der Stundismus um sich. Nicht in den oberen Klassen der Bevölkerung, welche übrigens auch sehr wenig zahlreich und eben so wenig einflußreich sind. Aber den einfachen Mann, die Massen packt die einfache christliche

Lehre mit einer Gewalt, wie sie nur etwa zu den Zeiten der Antonine am Mittelmeer oder später bei heidnischen Völkern beobachtet worden ist. Man zählt die Stundisten bereits nach vielen Tausenden, die Propaganda ist von Kiew bereits in mehrere benachbarte Gubernien hinübergesprungen und hat die Kraft des Martyriums mitgenommen. Ohne auf politisches Gebiet zu treten, wirkt sie augenscheinlich auflösend gegen die Stellung der Staatskirche. —

Vor kurzer Zeit soll — so heißt es — eine Deputation der südrussischen Stundisten in Petersburg erschienen sein, um eine engere äußere Verbindung anzuknüpfen mit dem Führer einer inzwischen dort aufgetauchten verwandten Bewegung, mit Paschkow. —

Wassili Alexandrowitsch Paschkow ist ein Jünger des Lord Radstock. Dieser englische Laienprediger kam in den siebenziger Jahren nach Petersburg, um dort in den aristokratischen Kreisen das Feuer des evangelischen Glaubens zu entzünden. Er fand Anklang, und zu dem Kreise seiner Bekehrten gehörte bald auch Paschkow. Unwillig hatte sich Paschkow zu Anfang von den Versammlungen Radstock's fern gehalten, für die schon mehrere seiner Angehörigen gewonnen waren. Er war Oberst in der Garde, ein eleganter Officier, der Abkömmling einer alten Bojarenfamilie, sehr reich und ein Lebemann. Ein paar Andachtsstunden, die er fast widerwillig mitmachte, wandelten ihn von Grund aus um. Er verließ den Dienst und wurde der eifrigste Kämpe auf diesem religiösen Felde. Er öffnete seinen Palast an dem Newaquai den Andachtsstunden, welche dort bald für die vornehme Welt, bald für das niedere Volk, bald in französischer Sprache und unter Mitwirkung Radstock's, bald in russischer Sprache abgehalten wurden. Die Bekehrten mehrten sich schnell sowohl in den oberen als den niederen Klassen, andere vornehme Häuser öffneten sich den Andächtigen, die werkthätige Liebe begann ihren Gang in's Volk wie zu den besten Zeiten des Christenthums. Es wurden die reichen Mittel vieler der Bekehrten aufgeboten, um Anstalten gegen die Noth des niederen Volkes, Speisehäuser, Hospitäler u. dergl. zu begründen. Wo ein gemeinnütziges Unternehmen der Hilfe bedurfte, da pflegte man bald Paschkow und seine Gesinnungsgenossen anzurufen. Der Name Paschkow ist heute in Petersburg so bekannt, auch im niederen Volk, wie wenig andere. Die Einen nennen ihn mit Achtung, die Anderen mit der Ehrfurcht Solcher, die ihm ihre Bekehrung verdanken. Und die Mittel der Bekehrung sind auch hier wieder die einfachsten.

Am Abend eines hohen kirchlichen Feiertages war es, als ich vor dem Portal des Hauses Paschkow aus der Droschke stieg. Ein gallonirter riesiger Pförtner, hier Schweizer genannt, empfing mich, ein eben solcher Lakai nahm mir den Pelz ab und führte mich die Treppe hinauf in den Versammlungssaal. Der mächtige in Weiß und Gold gehaltene ehemalige Tanzsaal mit den schweren gelbdamastnen Vorhängen an Thüren und Fenstern war mäßig erleuchtet, ein leises Geflüster schwebte umher, von etwa sechzig Personen verschiedenen Alters und Geschlechts ausgehend, die in kleinen Gruppen zerstreut umher saßen. Ich hatte etwa seit zehn Minuten auf einem Sessel Platz genommen, als ein hoher dunkel gekleideter Mann von etwa fünfzig Jahren durch den Saal daherschritt und an einem kleinen Tische stille hielt, der nebst einem Stuhle am Ende des Raumes

zwischen die Säulen gestellt war. Auf dem Tische stand ein Armleuchter und neben diesem lag eine Bibel. Der Mann betete still für sich etwa zwei Minuten lang, dann kniecte er nieder und ich hörte ein französisches „Prions". Ein Theil der Anwesenden kniecte ebenfalls nieder, Andere nicht, ein kurzes Gebet wurde gesprochen. Dann den kurzen Bibeltext, und dann die erläuternde Rede. Die Sprechweise einfach, im Tone privater Unterhaltung, französisch; denn es war Lord Radstock, die Versammlung aus den vornehmen Kreisen. Der Kern des Vortrages war die Erlösung durch den Tod Christi und die Rettung durch den Glauben daran. Ich gestehe, daß dasjenige, was ich von der Lehre erfaßte, wie Radstock sie geformt hat, in mir einige praktische Bedenken wach rief. Die Erlösung durch Christus ist hiernach vollendet für alle Zeit und alle Welt, man hat nichts dazu zu thun, als den Glauben, die rein passive Annahme des Heils. Auch das Gebet hat keinen Sinn insoweit es eine Bitte ist um die Erlösung, sondern nur insoweit es als Dank und Preis die Annahme des Geschenkten äußert. Diese Auffassung, in der Geschichte des Protestantismus nicht neu, hat ihre Gefahr für eine Glaubensgemeinde, welche über die Grenzen der Secte, der engen Verbindung weniger und begeisterter Glieder hinaus will. Die menschliche Natur *verlangt* darnach im Allgemeinen, von sich aus etwas hinzu zu thun, sei es auch nur das Erbitten, Erflehen. Indessen, das sind nicht wesentliche Fragen: die Hauptsache ist, daß die Gemeinde Radstock-Paschkow's Alles bei Seite wirft, was die Menschen um das Evangelium gelegt haben, und sich an demselben in seiner einfachen eigenen Kraft genügen läßt. Die Lehre ist durchaus protestantisch, evangelisch, — freilich mit jener methodistischen Färbung. —

Nach geschlossenem Vortrag folgt wieder ein lautes Gebet, und wer dann Lust hat, bleibt noch ein Stündchen, um über das Gehörte oder ihm Verwandtes sich zu unterhalten. Radstock und Paschkow sind stets bereit, den etwa in einem neuen Zuhörer glimmenden Funken zur Flamme anzufachen. Und wenig Menschen mag es in der Welt geben, die so geeignet dazu wären, als der ehemalige Gardeoberst. Er besitzt nichts, womit er etwa die Menschen zu fesseln, zu beherrschen, fortzureißen vermöchte — ausgenommen die Gluth seines Glaubens und seines Empfindens für seine Mitmenschen; keinerlei äußere Waffen — ausgenommen das neue Testament. Aber dieses genügt, um auch kalte Rationalisten bis in's Mark zu bewegen. Es ist die Gewalt des Mitgefühls, der stark und tief empfundenen Wahrheit, die Gewalt des lautren Idealismus, wie sie zu allen Zeiten den Verkündern neuer göttlicher Wahrheiten eigen gewesen ist. —

Bei der ersten Berührung erkennt man, wie auf die Glieder dieser Gemeinde das Evangelium als etwas ganz Neues gewirkt hat. Hier in den oberen Klassen der russischen Gesellschaft war die Bibel bis vor wenig Jahren eben so unbekannt als im Dorfe der Gubernien. Man erkennt diese Gewalt des Neuen um so mehr, wenn man als Protestant in diesen Kreis tritt; als ein Mensch, dem die Lehre von der Erlösung durch den Glauben an Christus von Kindesbeinen an vertraut gewesen ist. Das ganze Wesen, die Sprache, bis auf die einzelnen Worte, welche man hört — es ist genau das, was ein wahrer und warmer protestantischer Vater seinem Kinde sagte, seit es zu sprechen begann. Darum ist ein Mann wie Paschkow oft enttäuscht, überrascht, wenn er findet,

daß die große Wahrheit, welche ihm neu ist, einen großen Theil ihrer erschütternden Kraft verliert gegenüber dem Protestanten, der ihm etwa unbekannter Weise gegenüber steht. Um so wirksamer aber ist die neue Wahrheit im Kreise des russischen Edelmannes oder des Würdenträgers, der niemals über seine Sünden und über seine Erlösung auch nur fünf Minuten lang im Sinne der christlichen Grundidee nachgedacht hat. Dieser evangelische Glaube ist gewaltig im Kreise der gemeinen Leute, in denen der bewußte Gedanke an das Ueberirdische niemals sich geregt hat. —

Die Säle Paschkow's und seiner Glaubensgenossen sind eben so oft für die vornehme Welt geöffnet als für den gemeinen Mann. In diesen Jedermann zugänglichen großen Versammlungen werden die Andachten eingeleitet und geschlossen mit Chorälen, welche aus deutsch-protestantischen Büchern übersetzt und nach deutsch-protestantischen Melodien gesungen werden. Es macht auf einen Deutschen einen wunderbaren Eindruck, in diesen russischen Versammlungen plötzlich die bekannten Klänge von „Ein feste Burg" oder dergleichen zu vernehmen. Im Uebrigen ist die Form der Andacht fast dieselbe wie jene, welche ich oben zeichnete, nur ist die Sprache stets die russische. Die Wirkung aber ist oft eine sehr viel sichtbarere, als in den Kreisen der Gebildeten. Nach dem Vortrage Paschkow's steht es Jedermann frei, laut ein Gebet zu verrichten. Und es ereignet sich da nicht selten, daß einfache Droschkenkutscher oder Tagelöhner sich zur Erde werfen und in der einfachen Sprache des Volkes ihr Inneres vor Gott aufdecken in solcher Weise, daß lautes Schluchzen durch die Reihen der Vornehmen wie die Scharen der Arbeiter sich verbreitet. In solchen Augenblicken tritt die einfache, warme und gefühlswahre Natur des Russen in ergreifender Weise zu Tage. Da steht dieser kraftvolle Mann mit dem langen grauen Bart und Haar, dem tiefgefurchten und gutmüthigen Gesicht, im kurzen schmutzigen Schafpelz und hohen plumpen Stiefeln, die Schaffellmütze zwischen den gefalteten Händen, mit heiligem Ernst die Augen auf den Mund Paschkow's geheftet. Und plötzlich wirft er sich zu Boden und es entströmen ihm laut die tiefsten, lautersten Töne der Seele, unmittelbar und wahrhaft, unbefleckt von aller Rücksicht auf seinen Stand und seine Umgebung, ungetrübt durch kritische Schalke, und doch verständig und menschlich in jedem Wort, eine gewaltige Beichte der menschlichen Natur und ein lebendiges Zeugniß ihrer tiefinnern Sehnsucht nach dem Göttlichen. Einen alten Hussiten glaubt man wieder erstanden auf dem weißen Berge. .... Und unwillkürlich gedenkt man jener andern Bewegung, welche behauptet, alle Regung des Gefühls abgeworfen zu haben und mit den Waffen der reinen Vernunft alles Bestehende als einen Irrthum bekämpfen zu müssen. Wie elend und klein erscheint der Nihilist mit seiner vermeintlichen Vernunft gegenüber jenem einfachen Zeugen der alten Wahrheit, daß Glaube und Empfinden die Grundkräfte des Menschen sind! Vornehmlich bei diesem russischen Stamm mit seiner reichen Empfindung. —

Solche Erlebnisse erklären dem Fremden den Stolz, mit dem die nationalen russischen Führer auf die urwüchsige Kraft ihres Volkes blicken, die Kraft der reinen und vollen Begeisterung. Und solche Augenblicke sind es, die über das Gemüth des Menschen fast unausbleiblich Gewalt haben und immer und immer

wieder die Kreise dieser Neubekehrten erweitern. — Die Wirkung solcher Bekehrungen ist nun hier die nämliche wie bei dem Stundismus.

Man weiß in den Palästen, den Fabriken, den Handelshäusern Petersburgs heute sehr wohl den Werth der Paschkow'schen Jüngerschaft an dem Hausknecht, dem Arbeiter, dem Lehrling zu schätzen. Man weiß, daß wer des Sonntags zu Paschkow geht, weder zu stehlen noch zu faullenzen noch zu trinken pflegt. Die jähe Wandlung aus dem versoffenen Taugenichts in den treuen und ordentlichen Mann ist hier eine eben so bekannte Erscheinung als in den südlichen Gubernien, und der Mann von Bildung, einmal von der evangelischen Lehre erfaßt, ist wahrlich der letzte, der die Sorgen der Regierung vermehren könnte.

Dennoch hat die Regierung, von der Kirche gedrängt, auch hier ein paar Mal gesucht, hindernd in den Weg zu treten. Paschkow ist einmal für einige Zeit von Petersburg verbannt gewesen, seine Versammlungen sind unter eine leichte Aufsicht gestellt worden. Im Ganzen hat die Regierung aber bisher weder gegen die Gemeinde Paschkow's noch gegen die Stundisten ernstliche, harte Maßregeln ergriffen. Die Kirche hat versucht, mit ähnlichen Waffen gegen Paschkow aufzutreten und gegen die Stundisten: es sind Vorträge öffentlich gehalten worden von Dienern der Kirche. Aber sie hatten keinen Erfolg und gingen bald wieder ein. Daß den Anhängern der Staatskirche diese Protestanten ein Aergerniß sind, ist natürlich. Denn sie lösen sich thatsächlich, wenn auch nicht rechtlich, von der Kirche ab. Stundisten wie Anhänger Paschkow's hören auf, die russische Kirche zu besuchen. Sie sagen sich in aller Stille los von Priesterthum und Sacrament, und nur das Gesetz, welches den Austritt verbietet und mit schweren Strafen bedroht, verhindert den offenen Bruch. Es ist möglich, daß gelegentlich von der Kirche noch Versuche werden unternommen werden, um den Staat zur Unterdrückung der Bewegung zu gewinnen. Denn schon tönen die evangelisch-protestantischen Laute auch vom Ural herüber, wohin die neue Lehre in die Dörfer halbwilder Finnen durch irgend einen Verbannten oder einen Arbeiter mag verweht worden sein, der sein russisches neues Testament mitbrachte. Die Kraft aber, welche der herrschenden Kirche am gefährlichsten ist, das ist eben dieses Neue Testament in russischer Sprache. Seit Alexander II. vor etwa zehn Jahren die Verbreitung dieses Buches in russischer Sprache gestattet hat, wird der Kampf der Kirche gegen die zersetzende Bewegung mit jedem Jahre schwerer; und wenn es ihr nicht gelingt, diesen zarischen Befehl wieder aufzuheben, so wird aller äußere Druck auf die Personen, auf ihre religiösen Uebungen vergeblich bleiben. Denn die mystische Gewalt des Evangeliums über die Russen ist eine zu große.

Es ist eben einfach eine neue Lehre, eine lebensvolle Religion, welche dem Russen in dem Evangelium entgegentritt. Ueberall liegt für die Masse des Volks in den äußeren Formen der Kirche das wesentliche Mittel der Befriedigung ihres religiösen Sinnes. Aber es gibt für die Wirksamkeit jener äußern Formen eine Grenze in der Verständlichkeit derselben: wo die sinnliche Darstellung, wo die Symbolik für den gemeinen Mann nicht mehr faßlich genug ist, um sein religiöses Gefühl zu erregen, da hört auch diese einfachste Uebung der Andacht auf. Der Cultus der russischen Kirche war dem Bauern eine hergebrachte Form, deren

Inhalt ihm theils durch die slawonische Sprache unverständlich, theils unverstanden blieb wegen der geringen Entwicklung seines Intellects. Selbst dem gebildeten Russen wurden die Lehren, der geistige Inhalt des Bekenntnisses niemals durch die Kirche zum Bewußtsein gebracht. Dem Genossen eines alten Culturvolkes, dem Italiener etwa in dem Rom von 1840, ist der Geist des Evangeliums vielleicht eben so fern geblieben als dem Russen, während sein religiöser Sinn doch zur Aeußerung gelangte in dem bewußten Leben einer geschärften Intelligenz. Auch der Italiener spottet gern über den Priester wie der Russe über den Popen; aber der Spott des Italieners trifft oft nicht bloß den Diener der Kirche, sondern auch die Lehre derselben, die Kirche selbst, während dem religiösen Sinn des Russen die Sache, die Religion heilig geblieben ist, auch wo er nur ein dunkles Gefühl von ihrem Dasein empfindet. Sobald ihm das Heilige selbst entgegentritt, sobald das Göttliche sich seinem Bewußtsein offenbart, ist er sehr geeignet, sich völlig hinreißen zu lassen, weil ihm kein Gegengewicht in dem Schatz seiner räsonnirenden Vernunft zu Gebote steht. Der einfache Naturmensch, der überhaupt nicht abstract zu denken pflegt, ergreift stets leichter die einfachsten Wahrheiten der religiösen Offenbarungen, als Derjenige, dessen Geist gewohnt ist, nach abstracten Wahrheiten zu forschen, und in dem gebildeten Russenthum macht sich die Reaction geltend gegen eine lange Periode vollkommener Indifferenz; einer Indifferenz, welche nicht etwa wie im Westen das Ergebniß tiefgehender religiöser Kämpfe und rationalistischer Zersetzung, sondern der Ausdruck ist jener Stagnation auf religiösem Gebiete, welche so oft den großen kirchlichen Reformen vorherzugehen pflegt.

Es kommt hinzu, daß die Masse des russischen Volkes besonders empfänglich ist für religiöse Hingabe durch Eigenschaften des Gemüths und durch die äußeren Lebensverhältnisse. Der Russe ist weich, empfindsam angelegt, er neigt zu der Schwermuth des Bewohners großer Tiefebenen. Seine materielle Lage ist eine sehr dürftige, oft elende. Mit Mühe erwirbt er die Nahrung des Tages und läßt sich daran genügen. An Freuden und Genüssen ist sein Leben so arm wie dasjenige weniger anderer Völker. Das ewige Einerlei des Dorflebens bietet ihm nur die Abwechselung zwischen seiner armseligen Hütte und der Dorfschenke. In die Hütte dringt keine Neuigkeit aus der größeren Welt, die Schriftkunde ist unbekannt, der Pope ist so ungebildet wie der Bauer selbst, und es gibt nichts weit und breit, was den Geist des Bauern erfrischen, wecken, beschäftigen könnte. Nur das Eine steht offen: die Thür der Schenke, und dort holt er sich seine Freuden und seine Leiden. Das Elend, durch die allgemeine Seuche des Trunkes bewirkt, ist so groß und verbreitet, daß kein wirthschaftliches Uebel anderer Art die materielle Bedeutung der Trunksucht erreicht. Das Volk krankt an dieser Seuche wie die Indianer Nordamerika's. Seine ohnehin nicht große sittliche Kraft wird zu Grunde gerichtet. Oft besteht der größere Theil des Jahres aus meist kirchlichen Feiertagen, und diese werden begangen indem der Erwerb des übrigen Theiles vom Jahr, und oft Haus und Hof dazu, vertrunken werden. Armuth, Verlotterung, Faulheit, Unfähigkeit zur Arbeit sind die Folgen, und die Kraft des Staates sinkt, trotz aller Anstrengungen, sie zu mehren. —

Man hat die Volksmoral zu heben gesucht durch Schulen. Indessen ich glaube, schon heute darf die Erfahrung als gemacht gelten, daß nur ein geringer Theil der projectirten Schulen lebensfähig ist, ein noch geringerer Theil seinen Zweck, die elementare Bildung in's Dorf zu tragen, erreicht, und daß die sittlichen Wirkungen der Schulen vollends geringe sind. Man versucht die Trunksucht gewaltsam zu unterdrücken, zwar von Staatswegen nicht eben sehr ernstlich, aber doch in mancher Provinz seitens der Landstände mit gutem Willen. Bisher hat man jedoch nicht gehört, daß die Schließung der einen Schenke andere Folgen gehabt hätte, als daß die Bauern an einem andern Ort oder an mehreren anderen Orten zu trinken begannen. Weder der äußere Zwang noch die Aufklärung des Geistes haben dem Verkommen der bäuerlichen Bevölkerung Einhalt thun können. —

Nun hat die Erfahrung das einzige Mittel gewiesen, welches wirksam ist gegen dieses Verkommen des Volkes, überall wo es angewandt wurde. Die überraschendsten Heilungen sittlicher Art sind bei Stundisten wie in der Gemeinde Paschkow's beobachtet worden. Was keine weltliche Gewalt mittelbar oder unmittelbar zu erreichen vermochte, bringt die religiöse Belebung der Massen hervor: ohne alle materielle Kosten und mit dauerndem Erfolg wird die Trunksucht geheilt, die Arbeitskraft entwickelt, der Wohlstand und die Ordnung im Volke begründet. Materiell und sittlich gäbe es keine staatliche Unternehmung, die so mühelos so gewaltigen Gewinn verhieße, als die Reform der russischen Kirche im evangelischen Geiste. —

Wenn etwas das russische Volk und Reich von seinen innern Uebeln noch retten kann, so ist es, glaube ich, vor allem Andern die religiöse Wiedergeburt des Volkes. Ein Volk, dessen sittliche Kraft beständig sinkt und dessen Wohlstand zu gleicher Zeit stetig sich mindert, bedarf großer Erneuerungen seiner allgemeinen Grundlagen, um eine andere Richtung einzuschlagen. Allein ich verkenne auch nicht, daß darin eine revolutionäre Bewegung läge, vor deren schwer voraus zu sehenden Folgen Derjenige zurückscheuen dürfte, der auf dem heutigen Wege staatlicher Gesetzgebung in die nothwendigen Bahnen fortschreitender Cultur noch zu gelangen hofft. Am wenigsten wird die bestehende Staatskirche sich zum Selbstmorde bequemen, noch ist der in ihr herrschende Geist empfänglich für reformatorische Ideen. Sie ist als Staatskirche eine Macht, und gegenüber den zersetzenden Stoffen, welche in den Volkskörper eindringen, liegt es für Staat wie Kirche nahe, diese Macht zu erhalten. Wer, gleich dem Oberprocureur Pobedonoszew, an die sittliche Kraft seiner Kirche glaubt — und wem wollte man solchen Glauben zum Vorwurfe machen? — der wird schwer zu überzeugen sein davon, daß es rathsam sei, geistige Bewegungen zu dulden oder gar zu fördern, die unmittelbar gegen die Kirche gerichtet sind. Nur kennzeichnet ein solcher Standpunkt an einem Würdenträger des Staates jenen auffälligen Mangel an Uebereinstimmung zwischen den Bedürfnissen des Volkes und der praktischen Urtheilskraft der leitenden Männer, die wir in den letzten Jahrzehnten in wachsendem Maße beobachten können. Auch hier, auf dem kirchlichen Boden, fehlt die Kraft zu durchgreifenden Reformen wie auf dem rein staatlichen Gebiete. Man geberdet sich Jahre lang duldsam, freisinnig in Rücksicht des religiösen Be-

kenntnisses, und schreckt zurück, sobald freisinniges Handeln in größerem Maßstabe geboten erscheint. Man hat gestattet, daß das Volk erfuhr, was Toleranz sei; und nun, da sie praktisch verwerthet werden soll, kehrt man zur Intoleranz zurück. Es sind dieselben Schaukeleien wie gegenüber den liberalen Gesetzgebungen von 1863 und 1864, welche die Landschaften und die Stadtverfassungen schufen. —

Ich glaube nicht, daß Paschkow durch jenes Verbot seiner Versammlungen sich viel stören lassen wird. Dazu ist er ein zu reiner, klarer und energischer Charakter. Diesen Mann kann man nur dulden oder — köpfen. Und dasselbe gilt von der religiösen Propaganda sowohl in Petersburg als im Süden. Wenn man aber zur Gewalt greifen will, so ist vielleicht nur noch eine kurze Frist übrig für ihre wirksame Anwendung; denn schon nach einem oder zwei Jahren wäre es vielleicht unmöglich, das neue Testament den Händen des Volks wieder zu entreißen. Und heute schon wäre es sehr zweifelhaft, ob ein Religionskampf gegen Stundisten und Evangelische mit dem Siege der russischen Kirche enden würde. Um so mehr, als ein solcher Kampf wiederum eine neue große Gruppe von Leuten schaffen würde, welche, zu Gegnern der Staatsgewalt gemacht, die Auflösung von Staat und Kirche zu schnellerem Ende führen würden. —

„Page Leubelfing".

Die nachfolgende historische, aus authentischen Quellen geschöpfte Skizze rührt von einem noch lebenden Nachkommen der im Jahre 1691 von Kaiser Leopold I. in den Reichsgrafenstand erhobenen Leublfinger her: wir verdanken sie dem Herrn Grafen Max von Leublfing, K. Bayerischem Generalmajor a. D., welcher sie aus Anlaß der im Octoberheft der „Deutschen Rundschau" erschienenen Novelle: „Page Leubelfing", von Conrad Ferdinand Meyer, der Redaction freundlichst zugesandt hat. Unseren Lesern ist diese schöne Novelle noch in frischer Erinnerung und es wird sie daher um so mehr interessiren, zu vergleichen, was die schöpferische Phantasie des Dichters aus dem Rohstoff der Geschichte gemacht hat.

Die Leublfinger sind ein altes, niederbayrisches Adelsgeschlecht und stammen nach Prechtl von Sittenbach und Anderen aus dem zwischen Straubing und Landau an der Isar gelegenen Dorfe Leibelfing. Im Jahre 933 wurde ihr dortiger Wohnsitz nebst Burgstall von den Hunnen zerstört, jetzt ist dort keine Spur davon mehr vorhanden. Seyfried von Leublfing vermählte sich 1568 mit Sabina von Seckendorff, trat zum protestantischen Glauben über, erwarb das Gut Gansheim bei Neuburg an der Donau und wurde der Stifter der protestantischen Linie. Nachdem ihm Gattin und Kinder gestorben waren, schritt er 1573 zur zweiten Ehe mit Apollonia von Berlichingen. Er wohnte damals zu Künzelsee am Kocher und dort sind auch seine drei Kinder zweiter Ehe geboren, zwei Töchter und — am 6. Januar 1578 — ein Sohn Hans.

In diesem Sohne Hans sehen wir ein treues Bild der abenteuernden Kriegshelden damaliger Zeit, welche mit frohem, sorglosem, muthigem Soldatenherzen jedem Heerführer ihren tapferen Degen zur Verfügung stellten, dem Göttin Fortuna freundlich lächelnd zur Seite stand, von Land zu Land, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld ziehend. Mit zwölf Jahren schon begab er sich in den Krieg — siehe Zedler's „Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste" —, diente unter dem Prinzen Moritz von Nassau und wohnte 1590 einem Versuche der Holländer bei, die canarischen Inseln zu erobern. Nach seiner Rückkehr in die Heimath 1602 ernannte ihn Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg zu seinem Rath und Hofjunker, aber der thatendürstende Geist des jungen Kriegsmannes hatte im einförmigen Staats- und Hofdienste keine Ruhe. Als im folgenden Jahre Philipp von Lützelburg ein deutsches Regiment errichtete, trat Hans als Quartiermeister in dasselbe ein und focht unter Erzherzog Albert im niederländischen Kriege. Im Jahre 1605 kehrte er als Hauptmann unter das Commando des Prinzen von Nassau zurück.

Drei Jahre später finden wir unsern Hans als Oberstlieutenant in dem Truppencorps der sechs Hansestädte Lübeck, Hamburg, Bremen, Braunschweig, Magdeburg und Lüneburg. Unter dem Obersten Friedrich Grafen von Solms zog er mit diesem nach Niedersachsen, weil die Stadt Braunschweig Gefahr befürchtete. Es kam da aber nicht zum Schlagen, Hans kehrte in seine Heimath zurück und der Pfalzgraf stellte ihn bei seinen eigenen Truppen als Oberstlieutenant an. Das war im Jahre 1614. Nach dem Tode des Pfalzgrafen 1615 nahm Hans Dienste beim Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, wurde Oberamtmann der Herrschaft Badenweiler, 1619 Rath und Obervogt zu Pforzheim und commandirte zuletzt des Markgrafen aus zweitausend

Köpfen bestehendes Regiment zu Fuß. Im Jahre 1620 wurde ihm von der Reichsstadt Nürnberg die Charge eines Obersten und der Oberbefehl über die dortigen Truppen angetragen; der Markgraf sträubte sich lange, ihn herzugeben, weil er behauptete, seinen Leublfing nicht entbehren zu können, erst als sich eine Deputation des Rathes zu Nürnberg, bestehend aus einem Oelhafen, einem Imhof und einem Volkammer, persönlich zum Markgrafen begab, enthob er ihn seiner seitherigen Verbindlichkeiten. Die Flamme des dreißigjährigen Krieges verbreitete sich, weit um sich greifend und verheerend, im deutschen Vaterlande und da waren tüchtige erprobte Führer gesucht.

Hans von Leublfing wurde in Nürnberg, als er dort ankam, um seine neue Stellung anzutreten, mit großer Auszeichnung empfangen. Man behändigte ihm nicht nur eine Summe von dreihundert Gulden zu seiner Bestallung, sondern der Rath war so galant, auch seine Gemahlin Mechtild, geborne von Strahlenfels, mit einem Paar schwerer goldener Armbänder zu beschenken, im gegenwärtig von Harsdorf'schen Hause auf dem Herrenmarkte wurde ihm eine Dienstwohnung eingeräumt, wofür der Rath jährlich dreihundert Gulden Miethe bezahlte. Aus den Elitecompagnien der Nürnberg'schen Truppen, jenen der Hauptleute Kohler und Backhaus, wurde in der Stärke von 325 Mann des Obersten Leibfahne gebildet. An Gehalt bezog er jährlich vierzehnhundert Gulden, während sein Vorgänger, Oberst Hohenstrauß, nur sechshundert Gulden erhalten hatte; nebstdem erließ ihm der Rath das Umgeld für seinen, wie man sagte, nicht unbedeutenden Hausbedarf an Wein. Später wohnte Hans in einem Hause der äußeren Laufergasse, das noch steht und einem Hufschmied gehört.

Der Rath von Nürnberg setzte großes Vertrauen in den Verstand, die Einsicht und Erfahrung seines Kriegsobersten und fragte ihn bei jeder ernsten politischen Frage um seine Meinung. So erzählt Freiherr von Soden, daß Oberst Johann von Leublfing und Hans Sigmund Fürer 1627 in das kaiserliche Hauptquartier nach Fürth geschickt wurden, um die Rücknahme einer Verfügung zu erwirken, welche die Befreiung nicht Nürnbergischer Unterthanen von der Einquartierung betraf. Am 2. August 1629 wurde er vom Rathe in einer ähnlichen Angelegenheit mit Hans Christof Tucher zu dem kaiserlichen General Colalto nach Schweinfurt gesandt. Hans rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen auf's Vollständigste. Er reorganisirte und vermehrte die Nürnberg'schen Truppen, disciplinirte und übte sie, sorgte endlich, daß sie neue Uniformen bekamen. Er brachte es dahin, daß er am 31. Juli 1622 bereits elf Fahnen Fußvolk und drei Compagnien Reiterei mustern konnte. Durch den Ruf seiner Person, wie einige glänzend ausgeführte Waffenthaten hob er das Ansehen der ihm unterstellten Kriegsmacht, besonders rühmt die Geschichte seinen Entsatz von Hersbruck am 18. Februar 1635 und das siegreiche Gefecht, welches er am darauffolgenden Tage dem kaiserlichen Obersten von Freiberg lieferte. Von dem letzteren brachte er werthvolle Trophäen mit nach Nürnberg. Zu bemerken kommt noch, daß eine Fahne Fußvolk durchschnittlich zwischen drei und vierhundert Mann stark war, später bildete Leublfing aus der gesammten Infanterie ein Regiment.

Auch ein frommer, gottesfürchtiger Herr war Hans von Leublfing. In der Vorstadt Wöhrd war ein Pfarrer Kolb, dem er besonders zugethan war; derselbe taufte auch seinen in Nürnberg gebornen Sohn Christoph und der Patrizier Behaim vertrat dabei Pathenstelle. Jedesmal wenn Pfarrer Kolb predigte und es dem Obersten die Zeit erlaubte, fuhr er mit seiner Familie nach Wöhrd zur Kirche und wohnte daselbst dem Gottesdienste bei. Deshalb liegt wohl auch seine erste Frau, geborne von Strahlenfels, in der Wöhrder Kirche begraben und die Gedenktafel ist noch daselbst vorhanden. Endlich scheint Hans eine für die damalige Zeit gewandte Feder geführt zu haben, denn er schrieb eine noch in mehreren Exemplaren existirende Chronik von Nürnberg. In einem im historischen Vereine zu München befindlichen Stammbuche des Obersten haben sich die meisten Heerführer des dreißigjährigen Krieges mit ihren Wappen und Sinnsprüchen eingetragen, drei Herzoge von Württemberg, drei Herzoge von Sachsen, Marschall Graf Pappenheim, Wild- und Rheingraf Adolf, Wilhelm Graf zu Mansfeld, eine ganze Reihe von Pfalzgrafen und viele Andere.

Vielbewegt muß auch Hans von Leublfing's Privatleben gewesen sein, denn er war dreimal vermählt. Seine erste am 26. November 1609 vollzogene Ehe mit Mechtild von Strahlenfels war mit elf Kindern gesegnet, darunter fünf Söhne; das vierte am 25. April zu Gansheim geborne Kind und der zweite Sohn war August, der spätere Page Gustav Adolf's. Am 30. Juni 1624 starb Mechtild und am 14. März 1626 verheirathete der Oberst sich zum zweiten Male mit Catharine Kunigunde von Crailsheim auf Hornberg. Auch aus dieser Ehe sind neun Kinder entsprossen, sechs Söhne und drei Töchter. Nach dem am 2. April 1642 erfolgten Tode der zweiten Gattin schritt Hans, bereits vierundsechzig Jahre alt, am 2. Juni 1644 zur dritten Ehe mit Ursula, gebornen Hundt von Wenkheim zum Altenstein, verwittweten von Plankenstein.

Im Jahre 1637 nahm Hans von Leublfing seine Entlassung aus dem Nürnberg'schen Dienste und gedachte den Abend seines buntgestalteten Lebens auf seinem Gute Gansheim zu verbringen. Aber der vielgeprüfte Mann sollte auch da keine Ruhe finden. Pfalzgraf Wilhelm von Neuburg wollte auf seinem Gebiete keine Protestanten dulden, Hans mußte seine Hofmark um den halben Werth an einen Freiherrn Polidor von Bracciolini verkaufen und brachte dafür die Rittergüter Falbenthal und Untererlbach im Canton Altmühl an sich, welche im Besitze seiner Nachkommen bis zu deren Aussterben verblieben.

Am 25. März 1648, dem Jahre der Beendigung des dreißigjährigen Krieges, starb Oberst Hans von Leublfing im einundsiebenzigsten Lebensjahre zu Falbenthal und in der Gottesackerkirche zu Wettelsheim, eine Stunde von Pappenheim, ist er begraben. Sein Sohn August folgte dem Könige Gustav Adolf von Schweden als Page freiwillig in den Krieg. Er focht tapfer in der Schlacht bei der Veste Burgstall, zwei Stunden von Nürnberg am St. Bartholomäustage (24. August) 1632, zog dann mit dem Könige nach Sachsen und war bei dessen Tod in der Schlacht bei Lützen gegenwärtig. In der Geschichte finden wir hierüber Folgendes:

Ein dichter Nebel bedeckte am Morgen des 6. November 1632 die Ebene bei Lützen, so daß die sich feindlich gegenüber stehenden Heere sich nicht sehen konnten, trotzdem sie einander ziemlich nahe waren. Im schwedischen Lager wurde das Morgengebet verrichtet. Herzog Bernhard und die übrigen Führer empfingen des Königs letzte Befehle. Gegen elf Uhr zerriß die Sonne den Nebel, der König schwang das Schwert über dem Haupte und commandirte „Vorwärts!" In seiner nächsten Umgebung befanden sich der Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, der Hofmarschall Crailsheim, der Kammerherr Truchseß, der Edelknabe Leublfing, mehrere Officiere der in Erfurt aufgelösten Regimenter, welche Adjutantendienste verrichteten und zwei Reitknechte, von denen einer Molk hieß.

Da der König, welcher auf dem rechten Flügel siegreich kämpfte, die Meldung erhielt, daß auf dem linken sein Fußvolk weiche, setzte er sich an die Spitze des Smaländischen Reiterregiments, dessen Oberst Stenbock kurz vorher verwundet weggetragen worden war und eilte, den Zurückgehenden Unterstützung zuzuführen; aber sein edles Roß trug ihn allzuraich über die Gräben. Die Smaländischen Reiter vermochten nicht ihm zu folgen, gleichzeitig breitete sich der Nebel wieder dichter aus und Gustav Adolf gerieth mit nur wenig Begleitern in einen Haufen feindlicher Kürassiere. Sein Pferd bekam einen Pistolenschuß durch den Hals, ein zweiter Schuß zerschmetterte des Königs linkes Armbein. Nun ersuchte er den Herzog von Lauenburg, ihn aus dem Gewühl zu bringen, erhielt aber gleich wieder einen Schuß in den Rücken und fiel vom Pferde, das ihn eine Strecke weit im Bügel fortschleppte. Der Kammerherr Truchseß sah, wie ein kaiserlicher Officier diesen Schuß auf den König abfeuerte; dieser Officier selbst ward unmittelbar darauf von Luchau, dem Stallmeister des Herzogs von Lauenburg, getödtet. Der Herzog floh, die Andern mit ihm, von den beiden Reitknechten lag der Eine todt, der Andere schwer verwundet zu Boden. Nur ein treuer Begleiter war beim Könige geblieben, das war der Edelknabe Leublfing.

Der achtzehnjährige Jüngling, welcher einige Tage später zu Naumburg seinen

Wunden erlag, erklärte auf dem Sterbebette vor Zeugen, als der König vom Pferde gefallen, sei er von dem seinigen herabgesprungen und habe es dem Monarchen angeboten. Der König habe auch beide Hände nach ihm ausgestreckt, er sei aber nicht im Stande gewesen, den schweren Herrn allein vom Boden aufzuheben. Darauf seien feindliche Küraſſiere gekommen und hätten gefragt, wer der Verwundete wäre. Weder der König noch der Page hätten es sagen wollen, da hätte einer der Küraſſiere die Pistole angesetzt und den ersteren durch den Kopf geschossen. Gustav Adolf sagte: „Ich bin der König von Schweden selbst gewest" und verschied. Dem Edelknaben gaben sie zwei Schuß und drei Stiche, plünderten ihn wie auch den König bis auf's Hemd aus und ließen ihn für todt auf der Wahlstatt liegen. Ueber diese Aussagen des Pagen wurde eine Urkunde aufgenommen und dieselbe durch den Custos der Domkirche, Herrn Gottfried von Kähr, dem Vater des August von Leublfing, Obersten Hans in Nürnberg zugeschickt. Diese Urkunde wurde zuerst von Christoph Gottlieb von Murr veröffentlicht, welcher zu jener Zeit in Nürnberg lebte, ein noch vorhandenes Tagebuch führte, unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges" ein Buch schrieb und die Urkunde vom Obersten von Leublfing selbst zugestellt erhielt. Soviel uns bekannt ist, war Professor Gfrörer in Stuttgart der Erste, welcher in seinem Werke: „Gustav Adolf, König von Schweden und seine Zeit, Stuttgart und Leipzig 1837" darüber berichtet. Im December 1632 kam das Gerücht auf, daß Gustav Adolf während der Lützener Schlacht von dem Herzoge Franz Albert von Sachsen-Lauenburg erschossen worden sei und Viele haben es seitdem nacherzählt und nachgeschrieben; durch obige Urkunde ist festgestellt, daß der Lauenburger allerdings im Augenblick der Gefahr seinen obersten Feldherrn feige im Stiche ließ, von der schweren Blutschuld des Königsmordes aber ist er freigesprochen. Damit stimmt auch ein Bericht überein, welchen der Herzog Bernhard von Weimar über den Tod des Schwedenkönigs an den Herzog von Richelieu erstattete.

August von Leublfing lag neben dem Könige über eine Stunde auf dem Schlachtfelde, bis sie von den Ihrigen aufgefunden wurden. Die Leiche Gustav Adolf's wurde in der Kutsche seines Hofmarschalls nach Naumburg gefahren, der Edelknabe von zwei königlichen Hofjunkern auf ein Pferd gehoben und ebenfalls dahin in die Behausung einer Wittwe Koch verbracht. Dort fand er die beste, aufmerksamste Pflege, aber der herbeigerufene Arzt Dr. Romanus erklärte die empfangenen Wunden alsbald für tödtlich. Am 15. November hauchte der treue Page sein junges Leben aus, fromm ergeben in den Willen der Vorsehung. Seine Umgebung rühmte, daß er nie über Schmerzen klagte, musterhafte Geduld zeigte und in dem Gedanken Befriedigung fand, für seinen ebenfalls dahingegangenen Herrn sterben zu dürfen. Custos von Kähr und Lieutenant Johann Friedrich von Ellrichshausen vom Regiment Wildenstein, ein Freund des Verstorbenen, sorgten für ein christliches, ritterliches Begräbniß.

Der Edelknabe wurde in der Wenzelkirche zu Naumburg beerdigt, woselbst sein Grabstein heute noch in der Wand eingemauert ist. Lange Jahre lag der Stein verkehrt und diente zur Belegung des Fußbodens der Kirche, erst die neuere Zeit hat ihn zufällig gefunden und wieder aufgerichtet. In der Mitte des Steins befindet sich das Leublfing'sche Geschlechtswappen, an den Ecken sind die Wappen der vier nächsten Ahnen, Leublfing, Strahlenfels, Berlichingen und Reitzenstein, angebracht.

Am 17. Februar 1787 starb zu Hohentrüdingen Wolf Philipp von Leublfing als der Letzte der protestantischen Linie. Derselbe war Erbherr auf Falbenthal und Untererlbach, hochfürstlich Brandenburg-Ansbach'scher Geheimrath und Oberamtmann des fränkischen Kreises, Generalmajor der Cavallerie und Ritter des rothen Adlerordens. Ferner war er römisch-kaiserlicher Rath, Ansbach'scher Kämmerer, Oberstcommandant der Leibgarde zu Pferde daselbst und Ritterrath des Cantons Altmühl. Seyfried, der Stifter dieser Linie, war der Sohn des Hans von Leublfing zu Hautzenstein, Landmarschalls, und der Freiin Anna von Stauff; sein älterer Bruder Paul, vermählt mit Ursula von Rain, blieb katholisch und von ihm stammen die heute noch lebenden Leublfinger ab.

Die Berliner Theater.

Berlin, Mitte December 1882.

Die Zeit der großen dramatischen Schöpfungen, der „Vollblutdramatiker", um ein bezeichnendes Wort von Friedrich Spielhagen zu gebrauchen, liegt längst hinter uns, aber es scheint, als wäre jetzt auch die Kleinkunst an ihrem Endpunkt angelangt. Wohin man blickt, dieselbe traurige Oede. Nicht nur auf den Berliner Bühnen, von überall her gähnt sie uns an. In Wien wie in München hat man zu der Bearbeitung des „Faust" gegriffen, um für die Saison doch wenigstens ein Ereigniß buchen zu können. Die Erwartungen, die wir alle auf die Theaterfreiheit gesetzt hatten, haben sich nur in dem einen Punkte erfüllt, daß einer großen Mehrzahl, welcher der Besuch der privilegirten Theater zu kostspielig war, die classischen Meisterwerke der dramatischen Dichtung zugänglich gemacht worden sind, daß nur diese Freiheit die Gastspiele des Meiningen'schen Hoftheaters und damit die Verbreitung der Reformideen in Hinsicht auf die Einrichtung und Darstellung der classischen Dramen ermöglichte. Unsere Hoffnungen aber von einem Aufschwunge der dramatischen Dichtung sind gründlich getäuscht worden. Kein neuer Schiller hat sich mit einem Drama im Stil der „Räuber", kein neuer Aristophanes mit einer politischen Posse, kein zweiter Molière mit einem modernen Tartüffe eingefunden. Mit einigem Recht und mit viel größerem Unrecht war vierzig Jahre lang gegen die Hoftheater geeifert und gescholten worden, ihnen hatten berufene Stimmen den Niedergang des deutschen Drama's Schuld gegeben. Als im Jahre 1870 die Schranken des Privilegiums fielen, als jeder Bühne die natürliche Freiheit, zu spielen, was ihr beliebt, durch das Gesetz zuertheilt ward — wie hätten wir nicht hoffen sollen, daß der nach ihrer eigenen Behauptung durch die Rücksichten und Aengstlichkeiten der Hoftheater zurückgedrängte Schaffenstrieb unserer dramatischen Heißsporne übermächtig ausschlagen und die Hochfluth Alles mit sich fortreißen werde?

Seit zwölf Jahren warten wir nun vergebens auf einen dramatischen Messias oder auch nur auf seinen Vorläufer. Alle Pforten stehen ihm offen. Die Lorbeerkränze, die wir für ihn in Bereitschaft hielten, sind schon wieder staubig geworden. In der bittern Noth um Neuigkeiten wie viel von ihrer Unnahbarkeit und Ausschließlichkeit haben die Hoftheater verloren! Die Schauspielkunst verfügt, wie sich Jeder im Jahre 1880 bei den sogenannten „Muster-Vorstellungen" in München überzeugen konnte, nicht mehr über die reiche Fülle und die starke Eigenart verschiedener Talente, wie bei den Vorstellungen, die Dingelstedt 1854 auf denselben Brettern zu Stande brachte, aber immerhin besitzt sie noch ein stattliches Officiercorps und die Truppen selbst sind unvergleichlich besser geschult und gebildet, als diejenigen, mit denen sie vor dreißig Jahren Siege errang. Uebergenug Talente sind vorhanden, um jegliche Gestalt zu verkörpern, die in der Phantasie des Dichters aufgeht. Die Theilnahme des Volkes an dem theatralischen Spiel hat immer mehr an Ausdehnung gewonnen: zwanzig

Theater spielen Abend für Abend in unserer Stadt, vier in Hamburg, zwei in München, eine kleine Stadt wie Weimar zählt in der Woche vier Theaterabende. Nicht das Publicum, nicht die Schauspieler — die Dichter haben das Theater in Stich gelassen. Sie können sich jetzt nicht mehr hinter der Trägheit und der höfischen Gesinnung der Intendanten, nicht mehr hinter der Polizei und Censur verschanzen. Wenn der Intendant ihre Dichtung abweist, der Director des Stadttheaters kommt ihr halben Weges schon entgegen. Wird gegen die Censur geklagt, so handelt es sich in den meisten Fällen um schlüpfrige Possen und liederliche Couplets, die mit oder ohne Censurstriche keiner Bühne zur Ehre gereichen. Warum bleiben nun unsere Dichter hinter den Anforderungen des Theaters zurück? „Neue Stücke!" Directoren, Schauspieler, das Publicum — alle erheben den einen Ruf. Und blickt man auf das Geleistete, auf die gedruckten Trauerspiele, Schauspiele und Lustspiele — ein jedes mit der verhängnißvollen Inschrift: „den Bühnen gegenüber Manuscript" — so kann man auch den Fleiß der Dichter nicht verklagen. Mir, der ich doch nur in loser Beziehung zu dem Theater stehe, sind in dem letzten Jahre nicht weniger als 127 dramatische Werke zugegangen. Diese Ueberproduction mit ihrer vollkommenen Unfähigkeit, den Zweck des Drama's zu erfüllen und der Bühne, wie sie ist, nicht wie sie sich ein phantastischer Kopf ausmalt, sich anzuschmiegen, entspringt nun keineswegs einem Ueberschuß an schöpferischer und gestaltender Kraft, sondern der Eitelkeit, Ohnmacht und Unkenntniß des Dilettantismus. Jedermann, mit der humanistischen Gymnasialbildung, seinen Schiller im Kopfe, glaubt, wenn er ein halbes Dutzend classischer Dramen irgendwo hat spielen sehen, „auf diesem Gebiete" ebenfalls das Seinige leisten zu können. Ein historischer Stoff ist bald gefunden, eine unwahrscheinliche, angeblich komische Geschichte, deren Albernheit sich auf der Stelle erweisen würde, sobald der Autor sie erzählen müßte, noch leichter erdichtet — rasch wird ein Scenarium entworfen, und wenn es an die Ausarbeitung geht, stellen sich die „geflügelten Worte" von allen Seiten zur Verwendung ein. Ist das Werk vollendet, läßt der Ehrgeiz dem Dichter keine Ruhe, bis er es gedruckt vor sich sieht. In Wahrheit, seine Tragödie ist nicht schlechter, als so viele andere, die er im Buche gelesen. Warum soll er zu den neunundneunzig Konradinen, die wir haben, nicht den hundertsten fügen? Sind die „Nibelungen", wie Glaßbrenner scherzte, nie gelungen, warum könnte ihm der große Wurf nicht glücken? Diese Unsitte des Buchdrama's, die bei uns mehr und mehr zur Volkskrankheit wird, erhält durch zwei Thatsachen die ersprießlichste Förderung: einmal durch die Gewohnheit der Commission, die zur Vertheilung des von unserm Könige gestifteten Schillerpreises eingesetzt ist, auf diese Buchdramen zurückzugreifen, statt nur die wirklich aufgeführten Schauspiele ihrem Urtheile zu unterziehen, und dann durch die Neigung sämmtlicher Berliner Theater, eine Neuigkeit erst auf einem Provinzialtheater die Feuerprobe bestehen zu lassen. So geht der Buchdramendichter jeden Abend mit zwei Hoffnungen zu Bett; er sieht sein Werk gekrönt, er sieht es von Frankfurt an der Oder oder von Bromberg aus seinen Weg nach dem Schinkelhause am Schillerplatz machen. Wenn die Reclame wochenlang aus jeder Windrichtung in den Zeitungen die Triumphe „Reif-Reiflingen's" oder des „Stammhalters" verkündigt hat, erscheinen sie schließlich auf der Bühne des Wallner-Theaters oder des Schauspielhauses, um kühl aufgenommen oder munter ausgelacht zu werden. Die Franzosen sind ein so großes Theatervolk geworden, weil jeder ihrer Dichter sich in Paris ausweisen mußte. Corneille's „Cid" hat in Paris, nicht in Rouen, Dumas' „Demimonde" in Paris, nicht in Bordeaux zum ersten Male das Licht der Lampen erblickt. Unsere Dichter werden nicht in Berlin und Hamburg, in Dresden und München groß, was man sich allenfalls noch bei dem unausrottbaren Particularismus unseres Volkes gefallen lassen könnte — uns kann der dramatische Retter über Nacht aus Chemnitz oder Görlitz kommen. Dieser Hydra der Mittelmäßigkeit wachsen für ein abgeschlagenes Haupt immer gleich zwei neue. Denn die dramatische Dichtkunst, wie sie bei uns geübt wird, erscheint als ein Handwerk, das im Grunde ein Jeder üben kann. Es ist verlockend, wie das Lotteriespiel. Da Einer das große Loos gewinnen muß, warum sollte ich

nicht der Glückliche sein? Habe ich doch in Prima den besten deutschen Aufsatz geschrieben. Der unendliche Stoff, der vor dem Dilettantismus ausgebreitet liegt, ist die Geschichte; sein Ehrgeiz ist es, eine Tragödie mit großen Leidenschaften zu dichten; Schiller, Shakespeare sind seine Ideale. Molière verachtet er, Lessing ist ihm zu trocken. Weder in Frankreich noch in Italien gibt es diese überwältigende Last von historischen Trauerspielen, die in jedem Jahre von Neuem mit ihrem Kothurnschritt unsere Bühne zu durchbrechen drohen.

Eine Weile schien es, als ob den Dichtern und den Theaterdirectoren die Zwecklosigkeit dieser ganzen Arbeit aufgegangen sei, Anzengruber, Wilbrandt, Paul Lindau, Gustav zu Putlitz, Hugo Bürger, L'Arronge fingen an, sich mit einer gewissen Ausschließlichkeit dem Leben und den Fragen der unmittelbaren Gegenwart zu widmen, in der richtigen Erkenntniß, daß die moderne Bühne doch zuerst ihrer Zeit und nicht den Schatten der Vergangenheit gehört, daß dem Trauerspiel auf historischem Hintergrunde nicht nur in den classischen Dramen unüberwindliche Vorbilder und Nebenbuhler entgegenstehen, sondern auch in dem Wagner'schen „Gesammtkunstwerk", in dem „Ring des Nibelungen" und in „Parsifal", eine Mitbewerbung um die Gunst des Publicums erwachsen ist, vor der es zunächst weit in den Hintergrund zurückweichen muß. Unsere moderne Komödie bemühte sich nach Kräften die alten Lustspielschablonen abzustreifen, aus dem Kleinstädterthum herauszutreten, den Schauplatz der Duodezhöfe mit dem der großen hauptstädtischen Gesellschaft zu vertauschen. Wenn sie noch nicht so kühn wie die Franzosen, wie Ibsen und Björnson in das gesellschaftliche Leben zu greifen, schwierige Probleme zu gestalten wagte — die Anläufe waren doch da. „Gräfin Lea" von Paul Lindau, Wilbrandt's „Tochter des Herrn Fabricius" erinnerten doch wieder an die Zeiten, wo Gutzkow mit seinem „Werner" und seiner „Schule der Reichen", Freytag mit seiner „Valentine" die tiefsten Saiten in dem Herzen ihrer Zuhörer berührt, wo sie ihnen einen Spiegel ihres eigenen Dichtens und Trachtens vorgehalten hatten. Wir waren wieder einmal auf dem guten Wege, wie entfernt auch noch das Ziel — ein vollendetes Sittendrama — vor uns lag. Aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der deutsche Idealismus, der nur in einer verzauberten Welt leben kann und will, empörte sich gegen die Auslieferung der Bühne an die Prosa der Alltäglichkeit, wie er es nannte. Er vermißte die großen Conflicte und Leidenschaften, die tragischen Schatten auf den Brettern. Sollten Schiller und Shakespeare gar keine Nachfolger mehr haben? Wenn man ihn darauf hinwies, daß ein Trauerspiel wie Brachvogel's „Narziß" in seiner lang noch dauernden Kraft und Wirkung seit 1856 nicht mehr erschienen sei, das ganze Jahrzehnt von 1870 bis 1880 nicht ein Trauerspiel gezeitigt habe, das sich an theatralischer Bedeutung, in Hinsicht auf die Theilnahme des Publikums, mit Laube's „Esser" vergleichen ließe, zog er den bekannten Plateniden-Wechsel auf die Zukunft und wollte nicht die Theaterkasse, sondern den Kunstwerth, der freilich unberechenbar ist, berücksichtigt wissen. Diese Strömung wurde allmälig so stark, daß sie bald jeden Damm durchbrach. Fort mit den Commerzienräthen, fort mit den Malern, Modellen und jungen Wittwen! riefen Alle. Die Bretter, welche die Welt bedeuten, sollen wieder von Kaisern und Königen, von Helden und Skalden, von Prinzessinnen beschritten werden.

Nun wird kein verständiger Freund der theatralischen Unterhaltung das Geringste einzuwenden haben, daß sein Vergnügen noch durch den Wechsel erhöht werden soll. Er wird den Dichtern danken, wenn sie ihre Stoffe, ihre Figuren einmal ändern. Wenn sie ihn in ihre ideale Welt mit sich fortzureißen vermögen, ihm die dämonischen Leidenschaften verständlich und wahrscheinlich zu machen wissen, wie es Shakespeare seinen Zeitgenossen gegenüber verstand, warum sollte er ihnen nicht willig folgen? Aber hat jener Liebhaber des Theaters nur ein Jahrzehnt Theatererinnerungen hinter sich, gehört er nicht durchaus mehr der grünen Jugend an, so hat ihn auch die Erfahrung über zwei Dinge belehrt, daß nämlich die tragische Reaction gegen die Komödie einen sehr kurzen Athem hat und daß sie in den meisten Fällen auf einem

einzigen Dichter, oft sogar auf einem einzigen Werke beruht. So war 1867 Albert Lindner der tragische Dichter, der eine neue Zeit für die deutsche Bühne heraufführen sollte, so ist es jetzt Ernst von Wildenbruch. Erfolg hat Lindner nur mit zwei Dichtungen gehabt: einen durchschlagenden, populären mit der „Bluthochzeit", einen akademischen mit „Brutus und Collatinus". Wir alle wünschen, daß der Erfolg Wildenbruch's ein nachhaltigerer sein möge, daß seine Kraft und sein Fleiß nicht zu bald ermatte. Neben Adolf Wilbrandt ist Wildenbruch, mit all' seinen Schwächen und Irrungen, ein geborener Dramatiker. Er hat den raschen, verwegenen Griff, die gestaltende Hand, das großwuchtige Wort, das sich niemals mit Kleinigkeiten abgibt; vor Wilbrandt, der zu geistvoll, zu feinfühlig und zu skeptisch ist, um nicht von des Gedankens Bläße angekränkelt zu sein, hat er die größere Gesundheit, den weiteren historischen Blick und die naive Unbekümmertheit voraus.

Nachdem im Herbst des vergangenen Jahres sein Trauerspiel: „Die Karolinger", das im Victoria-Theater aufgeführt wurde, zuerst die Aufmerksamkeit und Theilnahme weiterer Kreise auf sich gezogen hatte, erschien sein „Harold", Freitag, den 21. April 1882, auf der Bühne des Schauspielhauses. Mit dem lebhaftesten Beifall nahm das Publikum die Dichtung auf, dem Enthusiasten war es, als wohne er der unerwarteten Offenbarung eines neuen Genius bei. Für Denjenigen, der Wildenbruch's Talent schon von den „Karolingern" her kannte, war der Eindruck selbstverständlich ein minder gewaltiger, immerhin aber verrieth er die Ergriffenheit und die Freude der Zuhörer, die hier einmal wieder eine kräftige, schwungvolle, in kühnen Bildern sich gefallende Sprache vernahmen und den Streit um die „großen Gegenstände der Menschheit," um Freiheit und um Herrschaft, vor sich entwickeln und austoben sahen. In ungefähr zwölf Vorstellungen hat das Trauerspiel bis zum Ausgang des Jahres seine Wirkung bewährt. Als Composition steht es hinter den „Karolingern" zurück, aber die Hauptfiguren Harold und König Eduard sind ungleich sympathischer, als Bernhard, Judith und Ludwig der Fromme, und die geschickte und wohlgelungene Einfügung der Volksscenen in das Gefüge des Drama's gibt ihm einen starken populären Zug, der den „Karolingern" gänzlich fehlt und ohne den doch ein echtes historisches Trauerspiel meinem Gefühl nach in unserer Zeit nicht bestehen kann. Wildenbruch's Drama behandelt in großen Zügen die Eroberung Englands durch Wilhelm von der Normandie. In den zwei ersten Acten, den bedeutendsten der Dichtung, wird der Gegensatz zwischen den Angelsachsen und den normännischen Adeligen am Hofe und in der Umgebung Eduard's, des Königs von England, in ergreifenden Scenen vorgeführt. Harold, von seiner Mutter Gytha angespornt, zeigt sich in Allem als Ritter und Held, als der geborene und bewußte Vorkämpfer seines sächsischen Volkes, da der König, durch seine Erziehung und seine Jugenderinnerungen den Normannen befreundet und vertraut, zu schwach ist, dasselbe vor dem Hochmuth und den Gewaltthaten dieser seiner normännischen Günstlinge, die er selbst nach England gerufen, zu beschützen. Dieser König, ein alter gebrochener, abergläubisch frommer Mann, den Herr Kahle vortrefflich darstellte, ist die originalste Figur des Werks, sinnvoll aus den historischen Ueberlieferungen hervorgezogen und mit charakteristischer Kraft plastisch gestaltet. Er liebt sein Volk und fürchtet es zugleich, weil er nicht mit ihm fühlt und sich einer schweren Schuld gegen dasselbe bewußt ist: hat er doch dem Herzoge von der Normandie die Krone Englands als Erbschaft versprochen. In den normännischen Rittern seines Gefolges und in den hohen Aemtern sieht er seine natürlichen Freunde und Vertheidiger dem Trotz der sächsischen Grafen gegenüber und traut ihnen doch nicht, weil er weiß, daß sie ihn an den Herzog Wilhelm verrathen und die Kluft zwischen ihm und dem Volk immer unausfüllbarer zu machen streben. So schwankend und unentschlossen, so zaghaft und abergläubisch der König, so heroisch, zugreifend, verwegen und groß denkend ist Harold. Ein Hauch, der aus den Dramen Shakespeare's und Schiller's herübergeweht ist, beseelt die zwei ersten Acte: eine rasche, verständliche Exposition, eine sich steigernde Handlung, in der sich sowohl die Ereignisse verwickeln, wie die Leidenschaften verbittern. Leider verläßt der Dichter im dritten Acte die Geschichte, deren Hand ihn

bisher so sicher geleitet. Von vornherein leidet sein Stoff an einem verhängnißvollen Mangel: seinem Helden fehlt in unsern Augen die tragische Schuld. Im Drama ist es ein bloßes Mißgeschick, der Wille des Zufalls, daß Harold bei Hastings stirbt und der schlechtere Mann den Sieg gewinnt. Die Ursachen, die den Triumph der Normannen über die Angelsachsen zu einer historischen Nothwendigkeit machten, vermag wohl der Romandichter, aber nicht der Dramatiker darzustellen; ihm liegt es ob, in einer sittlichen Schuld des Helden den tiefsten Grund seiner Niederlage nachzuweisen. Für die Zeitgenossen Harold's war diese Verschuldung vorhanden. Ein Zufall hatte ihn in die Gewalt Wilhelm's von der Normandie gebracht. Um dem gefährlichen Manne zu entkommen, schwur er ihm, nach Eduard's Tode seinen Anspruch auf England zu unterstützen. Freilich war er willens, den Eid nicht zu halten, sobald er nur englischen Boden unter den Füßen hätte, aber der schlaue Normann hatte ihn auf die heiligsten und kostbarsten Reliquien schwören lassen, deren Anblick, als sie nach der Eidleistung vor Harold enthüllt wurden, ihn, der seinen Schwur schon im Herzen gebrochen hatte, mit Entsetzen erfüllte. Nicht ein Held — ein Eidbrecher stirbt darum nach den normännischen Chronikenschreibern auf dem Felde von Hastings: Gott und seine Heiligen rächen den Frevel, der ihnen angethan worden ist. Ich gebe zu, daß diese Verschuldung Harold's für uns im poetischen Sinne keine durchaus zwingende ist, daß Fiesko, Wallenstein, Brutus, Coriolan tragischere Gestalten sind, aber eine stärkere ist aus der Geschichte selbst nicht zu gewinnen, und die Umdeutung, die Wildenbruch versucht hat, fällt ganz aus dem Bereich des Tragischen. Sein Harold verliebt sich wie ein Fant am normännischen Hofe, wo er gut und gastlich aufgenommen wird, in Wilhelm's Tochter Adele und ist schnell bereit dem Vater für die Hand seiner Tochter mit einem Eidschwur seine Hülfe zu geloben: „Das zu erlangen, was Eduard, Englands König, ihm versprach." Man merkt die Verwechselung. Während Harold bei dem Schwur an einige Lehngüter denkt, die der König dem Herzog versprochen, hat Wilhelm die englische Krone im Sinne. Wie viel schlichter und wahrer ist da die Geschichte! Wilhelm fällt es gar nicht ein, dem Manne gegenüber, der in seinen Händen ist, zu heucheln, er verlangt von ihm den Treueid eines Vasallen, und Harold leistet denselben, um aus der Normandie überhaupt nach England zurückkehren zu können. Der Wildenbruch'sche Harold ist im dritten und vierten Acte erst ein verliebter Thor, der im Rausch Eide leistet, ohne ihre Tragweite zu übersehen, und dann ein Grillenfänger und Halbbruder Hamlet's, dem der erzwungene Schwur das Gewissen aufregt. Kein Held, wie ein Verzweifelnder stürmt er auf das Schlachtfeld, das Mißverständniß hat seinen moralischen Muth gebrochen. Den tragischen Gang, die tragische Haltung nimmt das Trauerspiel erst wieder in der letzten Scene an. Gytha, Harold's unglückliche Mutter, sucht die Leiche ihres Sohnes in der Nacht unter den Gefallenen. Sie findet dieselbe, aber der Sieger weigert sie ihr als die eines Meineidigen. Da naht ihm ein Bote aus Rouen mit trauriger Kunde: seine Tochter Adele ist gestorben. „Dachte sie ihres Vaters?" fragt er zurück. „Herr", antwortet der Bote, „der Name Harold war auf ihren Lippen." „Harold!" bricht der Herzog zusammenfahrend aus: „Gebt dieser Frau den Leichnam ihres Sohnes." Es ist der einzige charakteristische Zug in der Figur des Herzogs. So meisterlich die Volksgegensätze zwischen Sachsen und Normannen in den verschiedensten Gestalten ausgeprägt sind, so wenig scharf ist der Widerspruch zwischen Harold und Wilhelm herausgearbeitet worden.

Viel weniger sicher als auf dem historischen Gebiet, bewegt sich der Dichter in der Schilderung des modernen Lebens. Dies bewies sein Schauspiel in fünf Acten: „Opfer um Opfer", das am Sonnabend, den 9. December, zum ersten Male im Schauspielhause in Scene ging. Es gibt sogenannte Costüm-Schauspieler, denen der Gesellschaftsfrack nun einmal nicht stehen will. Aehnliches gilt von dem Talente Wildenbruch's. Er fühlt sich nur frei und kräftig in der Umgebung historischer Gestalten, in der Bewältigung großer Stoffmassen. Die Leichtigkeit und Flüchtigkeit seiner Motivirung verträgt sich besser mit den geschichtlichen Thatsachen und Persönlichkeiten, denn hier ist ihm die Grenze mehr oder minder fest vorgezeichnet, als mit

den frei erfundenen, die ihre Schranke in sich selbst haben. Warum Wilhelm von der Normandie Harold den Sachsen bei Hastings besiegt, braucht der Dichter nur in einem großen Zuge und Wurf zu motiviren, wir glauben ihm willig, weil die Thatsache für ihn spricht, wie aber auf einer Landparthie aus einem Gänseblümchen eine tragische Heroine wird: das bedarf einer genauen, strengen, herzenskundigen Motivirung, deren Wildenbruch noch nicht fähig ist. Wenigstens in seinem Schauspiel: „Opfer um Opfer" hat er es nicht gezeigt. Daß der Zwiespalt, um den es sich in der Dichtung handelt — der Gegensatz zweier Mädchen, hier zweier Schwestern, die denselben Mann lieben — schon öfters auf der Bühne dargestellt worden ist, unter Andern von Karl Gutzkow, dessen „Weißes Blatt" mir mehr als einmal, während der Vorstellung der Wildenbruch'schen Dichtung, in die Erinnerung kam, mache ich dem Dichter in keiner Weise zum Vorwurf. Wie solche Conflikte beständig im Leben, werden sie auch beständig in der Dichtung wiederkehren. Die Frage ist nur: gehört dies unerquickliche Thema auf die Bühne? In dem Falle gewiß, wo das Unerquickliche von dem Feuer und der Tiefe der Leidenschaft zum Tragischen geadelt wird. Wenn aber nach dreistündigen Herzensquälereien der Afrikareisende Wernshausen die jüngere Schwester Christine, in die er sich gleich bei der ersten Begegnung des Wiedersehens schwärmerisch verliebt, am Ende doch heirathet, obgleich er sich im dritten Acte mit ihrer älteren, etwas säuerlichen Schwester Hedwig verlobt hat; wenn Hedwig ihrerseits „ihn so tief geliebt hat, daß sie sogar seine Freundin sein kann", so bleibt als Aussicht in die Zukunft ein durchaus unbehagliches problematisches Verhältniß, jene merkwürdige Ehe zu dreien, wo Wernshausen's Herz der schönen Christine gehört, während sein Geist einzig und allein von dem Geiste und der Bildung Hedwig's angezogen wird. Alle Thränen der Rührung, die Wildenbruch reichlich, mit einem Geschick, wie Charlotte Birch-Pfeiffer es nicht größer hatte, seinen Zuhörerinnen entlockt, können das Peinliche des Ganzen nicht fortwischen. Und dies Peinliche wird noch durch die Opfermanie beider Schwestern gesteigert. Der Naturforscher Wernshausen hat mit dem Professor Roßlau im innigsten Verkehr gestanden. Auch nach dessen Tode hält er das freundschaftlichste Verhältniß mit den beiden Töchtern des Freundes, der sinnigen Hedwig und dem munteren Backfisch Christine, aufrecht. Er wohnt in demselben Hause mit ihnen. Nach zweijähriger Abwesenheit an den Quellen des Nil findet er heimgekehrt Christine zu einer schönen Jungfrau erwachsen. Neben der älteren Schwester, die Mutterstelle an ihr vertritt, im dunkelbraunen Kleide, nimmt sie sich wie der Schmetterling neben der Raupe aus. Sich sehen und lieben ist für Wernshausen und Christine eins. Aber sie sprechen sich nicht mit einander aus und so geht in Christinens Seele, auf einer Landparthie hinter der Scene, eine merkwürdige Wandlung vor. Sie überlegt sich, daß ihre Schwester ebenfalls Wernshausen liebt, daß Eile Noth thut, und verlobt sich mit einem ihrer vielen Anbeter Paul Kellenberg. Mit dieser Verlobung will sie sich vor ihrem eigenen Herzen retten, sich jede Aussicht auf die Hand des geliebten Mannes verschließen und der Liebe ihrer Schwester freie Bahn machen. Natürlich geschieht gerade das, was all' ihren Hoffnungen entgegengesetzt ist. Bei der Verlobungsfeier verräth sich Wernshausen's Leidenschaft. Statt mit Christinen auf ihr Wohl anzustoßen, wirft er den Champagnerkelch unartig auf den Boden. Nun ist ein Duell zwischen ihm und dem Bräutigam, dem die Weinlaune schon zu Kopfe gestiegen, unvermeidlich. Um den Zweikampf zwischen beiden Männern, in dem sie Wernshausen's Tod befürchtet, zu verhindern, gibt Christine ihrem Bräutigam einen Schein mit dem Versprechen, ihn in drei Wochen zu heirathen, wogegen er ihr gelobt, sich mit Wernshausen zu versöhnen. Paul Kellenberg, der ein liederlicher Bursche ist, hat dabei ein gutes Geschäft gemacht: er benutzt Christinens „Revers", um seine Gläubiger mit der Hoffnung auf seine nahe Verbindung mit dem wohlhabenden Mädchen hinzuhalten. Wernshausen schießt sich also nicht, sondern verlobt sich mit Hedwig. Im Fortgang der Handlung ist damit die Reihe sich zu opfern an Hedwig gekommen. Obwohl sie ahnt, daß Wernshausen Christine und diese ihn liebt, nimmt sie seinen Antrag an. Das Hinwelken der Schwester, je näher der Tag der Trauung

rückt, greift ihr indessen an's Herz, sie empfindet ihre Schuld und beschließt großherzig zu entsagen. Paul Kellenberg kauft sie gegen sechzigtausend Mark den Schein Christinens ab, und als ihr zu guter Stunde noch der Selbstmord des alten Kellenberg, eines schnöden Güterspeculanten, zum Glück hinter der Scene, zu Hilfe kommt, erhält sie auch von dem reuig zerknirschten Paul ihr Geld und Christine den Verlobungsring wieder. In dieser gegenseitigen Großmuthüberbietung spielt der berühmte Afrikareisende, der Stolz Deutschlands, eine betrübsame Rolle: er heirathet nicht eigentlich, er wird verheirathet. Ein männliches Wort von ihm im ersten Acte, eine gefestete Entsagung im zweiten würden ihm gut gestanden haben. Freilich, sie hätten auch das Stück aufgehoben. Je mehr man das große Geschick Wildenbruch's in der Steigerung dieser an sich so wenig dramatischen Handlung zu theatralischen Wirkungen, seine leidenschaftlich gefärbte Sprache anerkennt und lobt, desto weniger kann man über die inneren Mängel der Fabel und die psychologischen Sprünge und Risse in den Charakteren den Mantel der Liebe decken. Gerade dem Talente ist die Kritik Wahrheit schuldig.

Wie viel Ausstellungen sich indessen auch gegen die dramatischen Dichtungen Wildenbruch's erheben, was sie auch noch in der Durchführung und Vertiefung der Charaktere, in der Abrundung der Composition vermissen lassen — die Bedeutung seines Talentes für die Gegenwart, der nun einmal der volle dramatische Athem fehlt, zeigt sich erst, wenn man dasselbe mit der Begabung anderer Dichter vergleicht, die sich ebenfalls auf dem Gebiete des historischen, des idealen Drama's versuchen. Felix Dahn hatte vor einigen Jahren mit seinem „König Roderich" zugleich einen literarischen und einen theatralischen Erfolg errungen, man glaubte sich berechtigt, große Erwartungen daran knüpfen zu dürfen. Die schwere und ungefügige Masse des Stoffes — der Untergang des Westgothenreichs in Spanien durch inneren Zwist und den Angriff der Araber — war kraftvoll überwunden und künstlerisch in kräftigen Umrissen, gestaltet worden; so fern abseits die Menschen und Thatsachen lagen, der Dichter hatte nicht allein den menschlichen Kern, das immer und an allen Orten Ergreifende, aus ihnen zu entwickeln gewußt, sondern dabei auch eine Seite berührt, die besonders lebhaft im Herzen des modernen Menschen wiederklingt: die Freiheit und Unabhängigkeit des Gewissens. König Roderich war der Vertheidiger der unveräußerlichen Rechte des Staates und der Einzelnen gegen die Uebermacht der Kirche. Für den Zuhörer blieb es sich gleich, ob der Dichter absichtlich oder unabsichtlich diesen Ton hatte so stark anschwellen lassen, er hörte nur den hellen Klang der Tuba und war unzufrieden, als sie sich in den späteren Stücken Dahn's nicht mehr vernehmen ließ. 1876 wurde im Schauspielhause sein Drama „Deutsche Treue", 1877 sein romantisches Lustspiel „Die Staatskunst der Frauen" ohne Wiederhall zu finden aufgeführt. Noch schwächer und blutloser aber als diese Dichtungen ist sein dreiactiges Schauspiel „Skalden-Kunst", das am Sonnabend, den 7. October 1882, zum ersten Male auf derselben Bühne gegeben wurde. Nur mühsam entging es einem völligen Schiffbruch. In der poetischen Widmung seines Drama's an Rückert's Tochter meint der Dichter zwar, es würde uns in seiner einfachen Handlung „an Tasso und Iphigenie mahnen"; uns Zuhörern im Theatersaal aber fiel nur ein Libretto ein, dem der Componist mit seiner Musik nicht zu Theil geworden. Nicht Menschen, Schemen treten vor uns auf, die in glatten, melodischen, für alle Zeiten und für keine passenden Versen recitativisch sich äußern: der Dichter, das Mädchen, der Alte, der Junge. Wären nicht ein Dutzend nordischer Namen: Odhin und Walhalla, Thule und Seeland, so verflüchtigte sich Alles, Handlung und Rede, Menschen und Landschaft in den grauen, formlosen Nebel. Nach langer Irrfahrt, die ihn bis nach Griechenland und Konstantinopel geführt, kehrt der Skalde Swan wieder an Thule's, seiner Heimath, Gestade zurück. Ein heftiger Bürgerkrieg wüthet im Lande, um nichtigen Grundes willen hat sich der junge Ringbert gegen seinen Vater, den alten König Ring, empört, um den einen hat sich die Jugend, um den anderen die alterprobte Kämpierschar gesammelt. Ohrenbläser, Männer, die im Trüben fischen wollen, schüren das Feuer; wo im Anfang ein gutes Wort genügt hätte, den Zwiespalt beizulegen, hat jetzt Gefecht auf Gefecht den

Zorn der Streitenden heftiger erregt und ein breiter Blutstrom beide, wie es scheint, auf immer getrennt. Swan der Skalde war in früherer Zeit dem Alten wie dem Jungen werth und befreundet, die Hoffnung begleitet ihn darum, daß es seiner Kunst gelingen würde, sie beide zu versöhnen. Ueberdies treibt ihn die Sehnsucht nach der schönen Königstochter Bathilde, die er als heranwachsende Jungfrau gekannt und tief in's Herz geschlossen hat. In drei Unterredungen, die für den endlichen Zweck viel zu lang sind und mit ihren lyrischen Schönheiten zu reinen declamatorischen Vorträgen, auch die leiseste dramatische Bewegung aufhebend, ausarten, erfahren wir, daß Bathilde den Sänger liebt, daß weder der Vater noch der Sohn sich so wild und unversöhnlich hassen, wie sie es vorgeben. Jeder von ihnen trägt das Bild des Anderen in seiner Seele und schämt und scheut sich nur das erste gute Wort zu sprechen. Auf diese seine „tiefe" Menschenkenntniß baut der Skalde seinen Plan. Jeden besonders lädt er, Ring und Ringbert, um die Morgendämmerung zu Odhin's heiligem Baume, der Rieseneiche im Zauberwalde, die „vier Männer nicht umklaftern" können. Als beide zur Stelle sind, der Eine rechts, der Andere links von dem Baume, erhebt er die Klage um den Helden, der sich selbst in sein Schwert gestürzt. „Ist es mein Sohn?" „Ist es mein Vater?" rufen entsetzt jeder von seiner Seite, Ring und Ringbert, stürzen vor, erkennen sich im Lichte des ersten Sonnenstrahles und fallen einander gerührt in die Arme. Daß die Wiederversöhnten dem glücklichen und klugen Vermittler die schöne Bathilde zum Weibe geben, versteht sich von selbst, aber sie haben die Rechnung ohne den Skalden gemacht. „Wie könnte ich, eines Bauern Sohn, die Hand einer Königstochter annehmen?" fragt dieser merkwürdige Sänger und wendet sich zum Abschied. Da fällt ihm eine Krone vom Himmel auf den Kopf. Das Drachenschiff von Seeland naht im Morgenroth und die Adligen bieten dem Skalden, der sich in Seeland durch tapfere Thaten Freundschaft und Ruhm erworben, die Herrschaft der Insel an. Jetzt kann Bathilde ohne „Mesalliance" — hier thut's wirklich nur das Fremdwort — Swan's königliche Gemahlin werden. Zugetragen hat sich die Begebenheit nach dem Dichter „in Thule, circa 400 nach Christo". Dieser sinnigen Handlung mögen die wohlgefeilten, trefflich wie für verschiedene Gesangsstimmen abgetönten Verse, die in reicher, leider jedes nordischen Colorits baren Bilderfülle schwelgenden Sprache, im Ohre und im Geschmacke der Vielen, entsprechen; aber für den, der Nordlands Krieger und Frauen, auch nur aus Björnson's und Ibsen's historischen Dramen, kennt, hat dieser weiche, zeit- und charakterlose Sang etwas unwiderstehlich Komisches. Die nordische Heldenzeit mit ihrer Wortkargheit und diese unerschöpfliche Redseligkeit, die ungezügelte Leidenschaft und diese Gefühlsspitzfindigkeiten! In Stockholm soll die berühmte schwedische Kämpfergruppe von witzigen Zuckerbäckern zuweilen mit Glück nachgebildet und als Tafelaufsatz verwandt werden: einen ähnlichen Eindruck empfängt man von Dahn's „Skalden-Kunst" und fragt sich vergebens, wie ein so geistvoller, so gelehrter und beredter Mann, der die Fahrten und Kriegszüge, die Schlachten und Schreckniße der Völkerwanderung zu seinem Lebensstudium gemacht hat, sich so völlig im Ton vergreifen konnte. Ich erwähnte oben Wagner's „Ring der Nibelungen"; die Sprache des Meisters mit ihrer aufdringlichen Alliteration erinnert mich, so oft ich mir seine Verse laut vorlese oder sie singen höre, an eine Fahrt über einen endlos sich ausdehnenden Knüppeldamm — aber um wie viel anschaulicher und wahrer tritt mir aus ihrer Unbeholfenheit und Knorrigkeit das Bild der alten Nordländer entgegen, als aus Dahn's lieblichen oder kriegerischen Melodien, wie anders, eindringlicher und unvergeßlicher stellt sich in Hunding's Haus jenes Leben dar, als im Lager des alten Ring's oder im Zauberwalde an der Odhinseiche. Unmöglich, daß die Zuhörer dies nicht erkennen und nicht auch dem Dichter Wagner den Preis vor seinen Mitbewerbern zuertheilen sollten.

Rechnen wir zu den Aufführungen der Wildenbruch'schen und Dahn'schen Dichtungen noch die des Trauerspiels „Kriemhild" von Adolf Wilbrandt am 3. Januar 1882, so sind damit die künstlerischen Thaten unserer Hofbühne in diesem Jahre aufgezählt. Die zwei Anleihen, die sie bei fremden Bühnen machte, haben ihr nicht den

geringsten Ertrag geliefert. Sowohl das dreiactige Lustspiel „Der Mentor", nach dem Polnischen des Grafen Fredro, deutsch von Wilhelm Lange, das am Donnerstag, den 9. Februar, als das Schauspiel in fünf Acten „Strohhalm", aus dem Schwedischen des Franz Hedberg, deutsch von Emil Jonas, das am Mittwoch, den 29. März zur Aufführung kam, konnten das Licht der Lampen nicht lange ertragen. Der polnische Dichter hatte das Eigenartige und Nationale, das er in dem einen und dem anderen charakteristischen Zuge seiner Figuren besitzt, durch die Uebertragung, die sein Stück nach Berlin und Görlitz verlegte, völlig verloren und vermochte so in keiner Scene der Handlung, in keiner Gestalt seine Abhängigkeit von Kotzebue und Benedix zu verleugnen; Franz Hedberg bleibt in der Idylle und im Iffland'schen Tone stecken; wenn er es mit einer verwickelten Handlung versucht, geräth er aus dem Schauspiel in die dramatisirte Kriminalnovelle. Weder der Eine noch der Andere birgt irgend einen süßen, schmackhaften Kern. Auch die Neu-Einstudirungen der Hofbühne haben sich auf ein bescheidenes Maß beschränkt: „Spielt nicht mit dem Feuer" von Gustav zu Putlitz, „Die Maler" von Adolf Wilbrandt, „Hermann und Dorothea" von Karl Töpfer sind wieder dem Repertoire eingefügt worden, eine bedeutendere Aufgabe, wie sie etwa eine Darstellung des „Sturmes" oder des Schiller'schen „Demetriusfragmentes" darböte, hat man sich nicht gestellt. Je länger man den „Faust"-Versuch aufschiebt, um so schwieriger wird später seine Ausführung werden. Haben sich die drei Faust-Abende, mit den bevorstehenden Aufführungen in Wien und München, erst in das deutsche Theaterleben eingefügt, wird man sie auch in Berlin weder entbehren können noch wollen.

Die Gesellschaft des Meiningen'schen Hoftheaters hat uns im Laufe des Jahres zweimal besucht: im April und Mai auf der Bühne des Friedrich-Wilhelmstädtischen, im September und October auf der des Victoria-Theaters. Wie bisher blieb auch diesmal das Publicum ihren Vorstellungen treu. Der Reiz, nicht einer prächtigen, sondern einer stattlichen, der Würde des historischen Drama's angemessenen Ausstattung ist eben ein zu natürlicher, in der Sache selbst begründeter, um nicht immer von Neuem seine Wirkung zu äußern. Alles Eifern gegen den Ausstattungspomp wird Niemand zu der Ueberzeugung bringen: die historische Tragödie sehe in Lumpen am besten aus. Wenn ein Schauspieler in einem echten Wallenstein-Costüm seine Kunst beengt fühlt, ist er ein trauriger Künstler. Gerade das historische Costüm müßte seiner Phantasie und seinem Spiel zu Hilfe kommen. Außer der Wallenstein-Trilogie brachten die Meininger nichts Neues. In den Decorationen, Trachten und Uniformen, in Waffen und Geräthschaften war die Einrichtung die glänzendste und treueste. Wie ein Panorama des Soldatenlebens im dreißigjährigen Kriege entrollte sich das Ganze, ein Bild immer farbiger als das andere. Die Versammlung der Generale bei ihrem Feldherrn im zweiten Acte der „Piccolomini", die Forderungen Questenberg's zu vernehmen; das Fest, das Graf Terzky den Hauptleuten gibt (vierter Act der „Piccolomini"), auf dem der Revers unterschrieben wird; der Einbruch der Pappenheim'schen Küraſſiere in Wallenstein's Haus, ihren Oberst Max Piccolomini zu holen (dritter Act in „Wallenstein's Tod"), endlich die Ermordung des Feldherrn — diese Scenen haben sich in ihrer Bildlichkeit, ihrer dramatischen Bewegung, ihrem unvergleichlichen Localton auf das Lebhafteste meiner Phantasie eingeprägt. Der Ansturm, die erdrückende Wucht der Masse, als die trotzigen Pappenheimer gleichsam in drei stählernen Fluthwellen, in den Saal stürzen, mit den Schwertern ihren Obersten fordernd, kam ebenso vortrefflich zur Darstellung, wie die Verschiedenheit der Uniformen und Physiognomien der Hauptleute in dem Kriegsrath Wallenstein's, wo die vornehme Haltung und die einfachere Tracht die Italiener vortheilhaft von der Buntheit und Ueberladung der Slaven und der Plumpheit und Schwere der Deutschen unterschied: man glaubte ein Bild von Velasquez zu sehen. Immer schwieriger aber wird es für die Leitung der Meiningen'schen Bühne, einen Stamm tüchtiger Schauspieler zusammen zu halten. Zwar besitzt sie in Hrn. Nesper einen der vorzüglichsten Heldenspieler, der in manchen Zügen an den unvergeßlichen Her-

mann Hendrichs erinnert, und in Frl. Haverland, die wenigstens für eine Zeit lang dem Verbande angehört, eine ausgezeichnete Darstellerin heroischer Frauengestalten. Aber die Jugend fehlt: der schwungvolle, begeisterte und begeisternde Max, Romeo, Ferdinand, die schöne anmuthige tragische Heldin Thecla, Julia, Clärchen. Der erste Zauber des Unerwarteten und Blendenden ist von den Aufführungen der Meininger selbstverständlich im Laufe der Jahre abgestreift worden, man weiß aus Erfahrung, was sie leisten können, und ist unwillkürlich geneigt, die Forderungen an ihre Leistungsfähigkeit zu übertreiben. Wenn sie sich an eine so bedeutende Aufgabe wagen, wie es die Wallenstein-Trilogie ist, so erwartet das Publicum, daß sie nicht allein die Decoration, sondern auch die schauspielerische Seite der Aufgabe in's Auge gefaßt haben. Und hier blieb in einzelnen Rollen trotz des guten Willens der Darsteller mehr als eine Lücke, die weder der Glanz der Costüme, noch das treffliche Spiel Nesper's (Wallenstein) und das wirkungsvolle, künstlerisch abgestimmte Ensemble ausfüllen oder auch nur verdecken konnten, es war eben nicht nach der Höhe, sondern nach der Tiefe abgestimmt. Die Frage nach dem Nachwuchse in der Schauspielerwelt wird freilich für alle Theater eine brennende. Ueberall, auch in Paris, bemerkt der genauere Beobachter beinahe von Jahr zu Jahr ein Sinken, Schwinden, Welken der schauspielerischen Kräfte: diese sind alt, jene müde, die dritten vor der Zeit stumpf und gleichgültig geworden. An einen Ersatz hat man nicht bei der einen und der andern günstigen Gelegenheit, die sich darbot, gedacht, jetzt ist ein vollständiger Mangel an brauchbaren Recruten eingetreten. Offenbar trägt in Deutschland die Ueberfülle der stehenden Theater einen großen Theil der Schuld an diesen bedenklichen Zuständen. Ein zahlreiches Personal wird hier ohne Nutzen für die Kunst verbraucht. Die Nothwendigkeit zwingt die Directoren zur Annahme auch der schwächsten Kraft, denn „gespielt muß werden". An eine Schulung und Zucht der Talente ist nicht zu denken, wer nur um wenige Zoll über seine Genossen hervorragt, ist der schnellen Beförderung gewiß. Je gefährlicher mir, in der Theorie wie in der Praxis, die Errichtung von Theaterschulen durch den Staat erscheint, umsomehr möchte ich die Errichtung solcher Anstalten durch die bedeutenderen Hof- und Stadttheater befürworten. Eine beschränkte Anzahl junger Leute, die der Director der entsprechenden Bühne auswählte, könnte dann, im innigsten Anschluß an die wirkliche Kunstübung, in den Anfangsgründen der Schauspielkunst unterrichtet werden. Der Schüler müßte sich gleich im Anfang in Statistenrollen bewegen lernen, nur langsam dürfte er zu einer bedeutenderen Aufgabe vorrücken. Wenn auch dadurch keine genialen Künstler gebildet würden, wir gewännen doch ein Corps von Unterofficieren und zwar — was ich für den Kernpunkt der Sache halte — ein in ganz bestimmten Traditionen, Handgriffen und Ateliergeheimnissen erzogenes.

Wie die ernsten Dichter das Schauspielhaus, haben die lustigen das Wallner-Theater im Stich gelassen. Keins der aufgeführten Stücke hat in diesem Jahre einen Erfolg zu verzeichnen gehabt wie vormals „Doctor Klaus" von Adolf L'Arronge; „Der jüngste Lieutenant" von E. Jacobson oder „Krieg im Frieden" von Moser und Schönthan; keins verdient eine kritische Besprechung. Am gelungensten erschien mir noch Gustav von Moser's Schwank in fünf Acten „Reif-Reiflingen", der am 30. September, nachdem er die Reise durch Deutschland gemacht hatte, glücklich im Wallner-Theater landete. Aus dem Lustspiel „Krieg im Frieden" war der junge Officier, nach dessen Ausspruch „unter Kameraden alles egal ist", schnell zur populären Figur geworden; es lag nahe, ihn auch in seinen weiteren Schicksalen auf der komischen Bühne vorzuführen. Das Mißliche, das in solcher Wiederaufnahme desselben Helden sich nur zu oft geltend macht, hat auch Moser nicht völlig zu überwinden gewußt. Auf dem zweiten Plan ist Reif-Reiflingen eine köstliche komische Figur, die mit ihrem halb unbewußten Humor und Witz, mit ihrer unfreiwilligen Thorheit es siegreich mit den Helden im Vordergrund aufnimmt; aber seine Unzulänglichkeit ergibt sich, wenn er selber dieser Held werden soll. Seine Witze verlieren dann allzubald ihre Ursprünglichkeit und ihren Feingehalt, die beständigen Hänseleien, die sich der Zufall

mit ihm erlaubt, ermüden; um Haupteslänge übertrifft der Falstaff im „Heinrich IV." den Falstaff, den Frau Fluth und Frau Page zum Besten haben. Moser's Reif-Reiflingen steht nur im ersten Acte auf seiner Höhe, als er unerwartet wie eine Bombe seinem Freunde Kurt von Folgen in's Haus fällt. Er hat von ihm eine Einladung zur Jagd erhalten, es aber vorgezogen, nicht darauf zu antworten, um den Freund und dessen Gattin, seine ehemalige Flamme, durch seine plötzliche Ankunft zu überraschen. Ihrerseits haben Kurt und Ilka, da er geschwiegen, nicht auf ihn gerechnet und werden nun durch seinen Besuch in die peinlichste Verlegenheit versetzt: bis unter das Dach hinauf ist jede Kammer schon für einen Gast bestimmt. Er wird dann endlich im nahegelegenen Försterhause untergebracht. Die drolligen Mißverständnisse und lustigen Verwechslungen, worin diese Lage die Wirthe und den Gast bringt, schildert der erste Act in vorzüglichster Weise. Weiter aber, bis zu einer wirklichen komischen Verwickelung, auch nur aus dem Spiel des Zufalls heraus, hat Moser's Erfindung nicht gereicht. Statt einer Handlung bietet uns der Dichter eine Reihe loser, zuweilen gar nicht zusammenhängender Scenen, in denen Reif-Reiflingen bald den Vermittler zwischen Mann und Frau, bald den Beschützer eines Liebespaares und zuletzt den Vertrauten eines alten Herrn, der seine Jugenderinnerungen vor ihm auskramt, spielen muß. Statt unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme auf einen Punkt zu sammeln, zersplittert sie der Dichter fortwährend und trotz unseres Gelächters über die einzelnen komischen Scenen läßt sich am Ende des Stückes ein gewisses Unbehagen über die Leere und Formlosigkeit des Ganzen nicht abweisen. Einen Mohren, sagt das Sprichwort, kann man nicht weiß waschen; eine klug erfundene, verständig durchgeführte Handlung nicht von Moser erwarten. Sein Talent beruht ausschließlich in der Fähigkeit, komische Augenblicksbilder in scharfen Umrissen zu entwerfen und in der Beweglichkeit, aus einer Situation in die andere zu springen. In der Fixigkeit, würde Onkel Bräsig sagen, ist er noch jetzt allen unsern komischen Theaterschriftstellern über. Warum sich ein so erfahrener und so alter Theaterpraktikus einige schärfere Kritiken seines Schwankes zu Herzen ziehen und in eine bittere Fehde mit den Recensenten gerathen konnte, ist mir unerfindlich. Ich war immer der Meinung, daß unser Dichter, dem wir so viele und so gut verbrachte harmlose Stunden verdanken, in richtiger Erkenntniß seines Talentes nur für das Publicum und nie für die Kritik geschrieben habe und schriebe.

Unter der allgemeinen Mißgunst, der in diesem Jahre die meisten theatralischen Erscheinungen in Berlin begegneten, hatten auch die zwei bedeutenderen französischen Dramen zu leiden, die auf unsern Bühnen erschienen: Georges Ohnet's „Sergius Panin" und E. Pailleron's Komödie „Die Welt, in der man sich langweilt." Ohnet's Drama nach seinem gleichnamigen, von der französischen Akademie gekrönten Roman, in fünf Acten, in einer deutschen Bearbeitung von Carl Saar, ging bei Gelegenheit des Gastspiels des Frls. Friederike Bognar am Donnerstag, den 27. April im Residenz-Theater zum ersten Male in Scene. Der ganze Roman spitzt sich auf den Charakter und die Handlungen einer unermeßlich reichen Frau Desvarennes zu, die aus kleinbürgerlichem Stande, ursprünglich eine Bäckersfrau, durch Fleiß, Glück und Willenskraft zu einer der ersten Finanzmächte Frankreichs emporgestiegen ist. Ihre einzige, von ihr erzogene Tochter Micheline hat sie ursprünglich einem von ihr erkorenen tüchtigen jungen Manne aus ihrem Geschäft, Pierre Delarue, zum Gatten bestimmt, läßt sich aber durch deren Bitten erweichen, sie gegen ihre bessere Ueberzeugung einem Abenteurer, dem polnischen Fürsten Sergius Panin, zu vermählen, in den sich das unerfahrene Mädchen sterblich verliebt hat. Der junge Fürst erwidert zwar Michelinens Neigung nicht, er hat im Gegentheil eine Leidenschaft für ihre Freundin Jeanne gefaßt — ein Kind, das Frau Desvarennes adoptirt hat — aber die Millionen der Bäckerstochter besiegen jeden Einwand des Herzens. Um seinen Gläubigern zu entgehen, sein kostspieliges Leben fortsetzen zu können, heirathet der leichtfertige Panin Micheline. Man sieht: dieselben Grundverhältnisse und Typen wie in den Komödien Augier's („Der Schwiegersohn des Herrn Poirier") und Alexandre Dumas' („Die Fremde")

Dieselben Conflicte bleiben nicht aus: der Fürst ist seiner Gattin untreu, unterhält mit Jeanne, die sich inzwischen mit einem Compagnon des Desvarennes'schen Geschäfts, Cayrol, verheirathet hat, ein sträfliches Verhältniß, verschwendet Summen auf Summen, fälscht Wechsel und wird schließlich von seiner Schwiegermutter erschossen. Sie will ihren Schwiegersohn nicht als Fälscher auf der Anklagebank sehen, und da er in seiner cynischen Frechheit nicht daran denkt, mit der Pistole, die sie ihm aufzudrängen sucht, seinem Leben ein Ende zu machen, tödtet sie selbst ihn: der unmittelbar darauf eintretende Polizeicommissar, der Panin zu verhaften gekommen, glaubt natürlich an den Selbstmord des Fürsten und das Drama ist geschlossen. In Paris scheinen sich weder die Leser des Romans noch die Zuschauer im Theater gefragt zu haben: kann denn dies das Ende sein? Der Roman hat einige vierzig Auflagen, das Schauspiel mehr als hundert Aufführungen erlebt. Unserem nüchternen und moralisch empfindlicheren Publicum erscheint die Sache halb unglaublich, halb widerlich. Kann diese Frau Desvarennes, in ihrer Weise eine Heldin, mit der doppelten Last der Lüge und des Mordes auf der Seele ruhig an der Seite ihrer Tochter, der sie den immer noch geliebten Mann getödtet hat, weiter leben? Fängt das Drama nicht gerade erst in dem Augenblicke an, wo es schließt? Auch dem virtuosen Spiel des Frls. Bognar in der Rolle der Frau Desvarennes gelang es nicht, das Stück zu halten. Wie uns hier die französische Tragik nicht an's Herz drang, so vermochte uns auch nicht die feine Ironie, welche Pailleron's Komödie würzt, tiefer zu ergreifen. In einer durchaus unzulänglichen Darstellung kam das Lustspiel in drei Acten „Die Welt, in der man sich langweilt" einige Male im Lauf des Septembers auf der Bühne des Wallner-Theaters zur Aufführung: im Jahre 1881 war die Komödie das Repertoirestück des Theatre français. Ohne eine kräftigere Handlung, ohne schärfer gezeichnete oder anziehendere Charaktere hatte die Komödie für die Pariser den Reiz einer geistreichen und prickelnden Satire, in der Schilderung der aristokratischen Gesellschaft, der vornehmen Frauen, die sich in Literatur, Archäologie und Metaphysik verrannt haben, in der wohlgelungenen, leise an die Caricatur streifenden Zeichnung eines allbekannten und allbewunderten Professors. Drei Viertel von alledem gingen für die Besucher des Wallner-Theaters von vornherein verloren; die Schauspieler, die sich Aufgaben gegenübersahen, zu denen ihr Vermögen und ihre Einsicht nicht heranreichte, konnten nur, um das Stück überhaupt auf ihrer Bühne lebendig zu machen, die fein komischen Züge desselben in die Burleske und in das Possenhafte übertragen. Pailleron's Komödie spielt in einem altadeligen Schlosse zu St. Germain bei Paris, im Wallner-Theater wurden wir nach einer Berliner Sommerwohnung in Pankow versetzt. Jedes Mal, wenn diese in ihrem Kreise so vortrefflichen Schauspieler aus der „guten Stube" des Kleinbürgerthums in den „Salon" der Gesellschaft gehen sollen, stolpern sie allesammt: ..tel brille au second rang, qui s'éclipse au premier."

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte December.

Der friedlichen Signatur, welche seine Anfänge trugen, ist das scheidende Jahr bis zu seinem Schluß treu geblieben. Der kriegerische Zwischenfall, welcher die Jahresmitte bezeichnete, scheint das Bedürfniß nach immer weiterer Hinausschiebung der die Zeit beengenden Gegensätze eher verschärft als abgeschwächt zu haben. Je länger der Zustand des bewaffneten Friedens andauert, desto deutlicher stellt sich heraus, daß das alte „Si vis pacem para bellum" auch in einem andern, als dem ursprünglichen Sinn Recht hat: die Lasten der Kriegsrüstung drücken so schwer auf die Betheiligten, daß Niemand Fähigkeit und Neigung verspürt, denselben auch noch die Lasten einer Kriegführung hinzuzufügen und daß Zwischenfälle von der Art des ägyptischen an Europa vorübergehen, ohne irgend wo ansteckende Wirkungen geübt zu haben. Und doch wird heute noch weniger als vor zwölf oder vor fünfzehn Monaten eine Abschwächung der Gegensätze und Gefahren behauptet werden können, welche der durch die Jahre 1870/71 und 1877/78 geschaffene europäische Zustand in seinem Schoße birgt. Im Nordosten des Welttheils dauert jener Zustand fauler Gährung fort, von dem seit Jahren zweifelhaft ist, ob er zu einer revolutionären oder zu einer nationalen Explosion führen und ob er die Zersetzung des umfassendsten Staatsorganismus der neueren Zeit auf trockenem oder nassem Wege bewirken werde; der Südosten bildet nach wie vor den Schauplatz mit stummer Erbitterung geführter nationaler, kirchlicher und politischer Kämpfe und im Westen hat die Zahl der vorhandenen Gegensätze sich durch einen neuen beständig zunehmenden Gegensatz, den Antagonismus französischer und englischer Interessen in Aegypten vermehrt.

Dieser Sachlage gegenüber fällt doppelt in's Gewicht, daß die letzten Wochen neue Belege für die Festigkeit des Bündnisses der beiden mitteleuropäischen Reiche beigebracht haben, deren Einverständniß seit Jahr und Tag das festeste Bollwerk für die Erhaltung des europäischen Friedens bildet. Welche Absicht immer mit den in Varzin und Berlin gemachten Besuchen des russischen Staatssecretär von Giers verbunden gewesen ist und ob es sich darum gehandelt hat, die Welt über Rußlands thatsächliche Isolirung zu täuschen, das deutsch-österreichische Bündniß zu lockern oder die vergangene, eigentlich immer zweifelhaft gewesene Herrlichkeit der Dreikaiser-Alliance wieder zu bringen, — die thatsächliche Wirkung dieser Reise ist eine Feststellung darüber gewesen, daß das Einverständniß zwischen den Höfen von Berlin und Wien auf dem Grunde ausdrücklicher Stipulationen ruht und daß der intime Charakter derselben „gleich innige Beziehungen zu dritten Staaten" ausschließt. Ein für alle Mal ist denjenigen, die auf eine Lockerung des im Herbste 1879 geschlossenen österreichisch-deutschen Bundes speculiren, bedeutet worden, daß die Erhaltung von Oesterreichs orientalischer Stellung ein eminentes deutsches, die Erhaltung der deutschen Reichseinheit ein österreichisches Interesse geworden ist und daß hüben wie drüben gleich nachdrücklich auf die Einhaltung der von dem letzten Congreß gezogenen Linien österreichischer Ordnung bestanden wird. Ueber die Veranlassung zu den bezüglichen, officiösen Kundgebungen und über ihren Zusammenhang mit den montenegrinischen Rüstungen, den

erneuten Anstrengungen zur Einschüchterung der anti-slawistischen Politik Serbiens und den Wirren in Bulgarien und Ostrumelien sind verschiedene Meinungen möglich; die Sache selbst schließt jede Verschiedenheit der Auffassungen und Deutungen aus. Aus dem alten darf der Deutsche in das neue Jahr das beruhigende Bewußtsein hinüber nehmen, daß die stärkste aller überhaupt möglichen Bürgschaften für die Erhaltung des Friedens in unveränderter Stärke fortbesteht und daß die Sache der europäischen Cultur im Osten des Welttheils unauflöslich mit derjenigen der deutschen Sicherheit am heimischen Heerde verbunden ist.

Das erscheint um so werthvoller, als die Unaufhaltsamkeit des orientalischen Zersetzungsprocesses durch Vorgänge von der Art der letzten türkischen Ministerveränderungen neu bescheinigt worden ist, wo die Anzeichen tiefgreifender Veränderungen in den beiden uns benachbarten Ländern täglich wiederkehren und wo eigentlich nur noch darüber gestritten werden kann, ob die anarchischen Elemente in Rußland oder in Frankreich raschere Fortschritte machen. Dem Gefühl allgemeinen Unbehagens und weitverbreiteter Besorgniß vor einer Katastrophe hat die französische Regierung es ja allein zu danken gehabt, daß die Berathung des Budgets für das Jahr 1883 ohne ernste Gefährdung ihrer Existenz vorübergegangen und daß der chronischen Staatskrankheit nicht wiederum eine acute parallel gelaufen ist. Léon Say's Enthüllungen über die Besorglichkeit der Finanzlage Frankreichs und über die Desorganisation des öffentlichen Dienstes, haben ihren Eindruck um so weniger verfehlt, als die erste dieser Thatsachen durch den Inhalt des Budgets, die zweite durch Ziffern belegt, auf Erscheinungen zurückgeführt wurde, von denen einzelne schon früher bekannt geworden waren. Die unaufhörlich wiederkehrenden Einmischungen einflußreicher Deputirter in den Gang der Verwaltung und die politischen Rücksichten, welche die Regierungen und sehr häufig auch die departementalen Oberbeamten während der letzten Jahre auf die Wähler und Parteiführer genommen haben, sind von wahrhaft verheerender Wirkung auf den Gang des Verwaltungsdienstes gewesen. Nicht nur, daß das Protectionswesen üppiger denn je in's Kraut geschossen ist, und daß dasselbe sich in so zahlreichen Fällen auf die Niederschlagung von Defraudations- und Steuerhinterziehungs-Processen erstreckt hat, daß die Zahl der bezüglichen Denunciationen sich um zwei Drittheile vermindert hat — auch die finanziellen Verlegenheiten, die sich unerwarteter Weise eingestellt haben, sind auf diese Ursache hinzuführen. Einflußreichen Wahlkreisen und Deputirten zu Liebe ist der im Jahre 1879 festgesetzte Plan für den Bau neuer Eisenbahnen vollständig verlassen und das öffentliche Verkehrswesen zu einem Mittel der politischen Bestechung geworden; an nicht weniger als hundertvierundvierzig verschiedenen Punkten hat man neue Eisenbahnlinien in Angriff genommen und den Staat dadurch in die Nothwendigkeit versetzt, binnen zehn Jahren Schienenwege in der Gesammtlänge von mehr als 800 deutschen Meilen ausbauen und statt der für diese Zwecke bestimmten vier Milliarden, sieben Milliarden Francs ausgeben zu müssen. Ein anderer noch bedenklicherer Punkt ist von Herrn Say mit Stillschweigen übergangen worden. Die Zunahme der politischen Verbrechen und die immer deutlicher hervortretende Keckheit der socialistischen Verschwörer wird von Sachkennern darauf zurückgeführt, daß der Einfluß der radicalen Gemeinderäthe in den großen Städten und der Wechsel in den höheren Verwaltungsämtern die Organe der Polizei, insbesondere der Pariser Polizei, demoralisirt und in ihrer bisherigen Leistungsfähigkeit beeinträchtigt haben. Von dem neuen Polizeipräfecten der Landes-Hauptstadt ist bekannt, daß er Freunden und Feinden für einen geschäftsunkundigen Lebemann gilt, der sich unmittelbar nach seinem Amtsantritt das entschiedene Mißtrauen der besitzenden Classen der Bevölkerung durch seine Anträge auf Entfernung der kirchlichen Abzeichen von den Pariser Friedhöfen zugezogen hat. Das französische Bürgerthum kennt den Zusammenhang zwischen kirchenfeindlichen und socialistischen Bestrebungen zu genau, um nicht zu wissen, daß die letzteren den ersteren in die Hände arbeiten. Dem entsprechend haben die auf das Kultusbudget und die Abschaffung des religiösen Eides bezüglichen Voten der Deputirtenkammer bei den

gemäßigten Republikanern einen ebenso üblen Eindruck hinterlassen, wie bei Monarchisten und Clericalen. In Sachen des religiösen Eides ist von dem Justizminister Devès bereits ein Rückzug angetreten worden, der unter den gegebenen Verhältnissen doppelt bemerkenswerth ist und aller Wahrscheinlichkeit nach dazu beitragen wird, den von der Regierung vorbereiteten Anträgen betreffend die sogen. Reform der Magistratur den Todesstoß zu geben. Langsam und allmälig, aber unaufhaltsam, bereitet sich in den verschiedensten Kreisen der französischen Gesellschaft eine Reaction gegen die Vorherrschaft des Radicalismus vor. Bereits gegenwärtig lassen sich Stimmen vernehmen, welche das mit der gegenwärtigen Lage unbekannte und in seiner Erwerbsthätigkeit ungestört gebliebene Bauernthum für die wichtigste, ja die einzige der republikanischen Regierung gebliebene Stütze erklären. Auf die ländliche Bevölkerung dürfen die republikanischen Machthaber aber nur so lange rechnen, als sie den äußeren Frieden erhalten und auf jede auswärtige Action im größeren Stil verzichten. Wesentlich daraus ist zu erklären, daß Englands Versuche, Frankreich von jedem ferneren Einfluß auf Aegypten auszuschließen, ohne die entsprechende Antwort geblieben sind und daß die Nation über den Verlust ihrer Stellung in Afrika durch wohlfeile Kreuzzüge nach Tonking und Madagaskar getäuscht werden soll. Hinter den geräuschvoll getroffenen Vorbereitungen zur Wiederaufnahme dessen, was in Frankreich Colonialpolitik im großen Stil heißt, verbirgt sich in Wahrheit der Kleinmuth, den die Duclerc und Genossen in Sachen Aegyptens bewiesen haben und den die britische Regierung unbarmherzig auszubeuten bemüht ist.

Der Publication Say's ist ein Aufsatz Paul Leroy-Beaulieu's auf dem Fuß gefolgt, der die düster gefärbte Auffassung des ehemaligen Finanzministers an Pessimismus noch übertrifft. An den Ziffern der diesjährigen Ein- und Ausfuhrregister weist der bekannte Pariser Oekonomist unwiderleglich nach, daß die französische Ausfuhr erheblich zurückgegangen sei. Während die Masse der aus dem Auslande eingeführten Cerealien sich während des letzten Lustrums verdreifacht, diejenige der eingeführten Weine sich verzehnfacht hat, sind alle wichtigeren Artikel der Pariser Industrie zurückgegangen; in der einen Branche beträgt die Verminderung der Ausfuhr 45, in der anderen 50 Procent und von den berühmten Articles de Paris ist nicht der zehnte Theil dessen exportirt worden, was vor sechs Jahren in das Ausland ging. — Mit echt französischer Rücksichtslosigkeit haben die Parteien der Rechten diesen Zeitpunkt allgemeiner Bestürzung über die Ungunst der finanziellen und wirthschaftlichen Lage dazu ausersehen, sich von jeder Verantwortung für das diesjährige Budget loszusagen und dasselbe den Schultern der Mehrheit aufzubürden.

Das Maß dieser äußeren und inneren Verlegenheiten ist dadurch noch vergrößert worden, daß Gambetta's Einfluß für den Augenblick zurückgetreten ist. Inmitten des Lärmes, den die Campenon'sche Angelegenheit hervorgerufen hatte, ist der Erdictator zufolge seiner Verwundung genöthigt worden, für einige Zeit von der öffentlichen Bühne zu verschwinden und seine rathlosen Freunde sich selbst zu überlassen. Wider Willen auf eigene Füße gestellt und dabei von der Gefahr bedroht, nach Gambetta's Rückkehr mißbilligt und getadelt zu werden, vermag die Verlegenheits-Regierung vom 10. August dieses Jahres den Muth zu entscheidenden Entschließungen nicht zu finden. Sie lebt von der Hand in den Mund und sie würde zu leben aufgehört haben, wenn die zwiespältigen republikanischen Fractionen sich nicht sagen müßten, daß ein abermaliger Regierungswechsel ihre Sache in's Herz treffen und die Summe dessen vernichten könnte, was von republikanischem Credit im Inlande, von französischer politischer Autorität im Auslande übrig geblieben ist. Noch scheint an der Hoffnung festgehalten zu werden, die radicalen Elemente für ein zeitweiliges Zusammengehen mit den Gemäßigten zu gewinnen, und durch eine Verständigung zwischen den Mehrheitsfractionen die grundsätzlichen Gegner der Republik niederzuhalten. Selbst die Gönnerschaft gewisser socialistischer Kreise wird von denen nicht mehr verschmäht, die sich als die Wächter der bestehenden Gesellschaftsordnung geberden. Der äußersten Linken zu Liebe hat die Regierung dem in den besitzenden Klassen als Haupturheber der Ver-

wirrungen vom Sommer 1848 verrufenen Verfasser der „Organisation du travail", und einstigen Präsidenten des Pariser Arbeiterparlaments, Louis Blanc, die Ehre eines Begräbnisses auf Staatskosten bewilligt und Lobgesänge auf die „Bürgertugend" dieses Propheten des Jakobinerthums von 1793 angestimmt.

Blicken wir aus dem republikanischen Westen in den absolutistischen Osten hinüber, so begegnen wir Erscheinungen verwandter Art. Allarmnachrichten von der Art der französischen sind während der letzten vier Wochen aus Rußland allerdings nicht gemeldet worden: man hat uns im Gegentheil versichert, daß die in Petersburg und Kasan spielenden Studentenunruhen jedes ernsteren Hintergrundes entbehrten, daß die Regierung die lettisch-estnisch-russischen Agitationen in den Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland mißbillige und daß der Besserung der politischen Lage an der Newa und Moskwa entsprechende Fortschritte der finanziellen zur Seite gingen. Schade nur, daß diese wohlklingenden Versicherungen zu den Thatsachen im grellsten Gegensatz stehen. Zum ersten Male seit einer Reihe von Jahren ist der Cours des russischen Creditrubels wieder unter 200, d. h. auf weniger als zwei Drittheile des Nominalwerthes gesunken. Bis zum Jahre 1876 in steter Besserung begriffen, hatte der Werth des Papierrubels bei Ausbruch des letzten Krieges immer noch 252 Pfennige betragen; drei Monate später war er mit 215, nach den Schreckenstagen von Plewna mit 192 notirt worden. Seitdem stellte der Durchschnittscours sich (von vorübergehenden Besserungen abgesehen) auf 205: heute ist er mit $199^1/_2$ notirt, und die allgemeine Erwartung auf einen weiteren Rückgang eingerichtet. — Von den Wirren in den baltischen Ländern und der Schürung derselben durch den „revidirenden" Senator Manassein hieß es, ein kaiserlicher Machtspruch habe denselben ein für allemal ein Ende gemacht; in voriger Woche ist der Gouverneur von Livland, Baron Uexküll, wegen des Widerstandes, den er den Machinationen der lettisch-estnischen Umtriebe leisten zu müssen glaubte, seiner Stellung enthoben und durch einen Mann nach dem Herzen der Partei ersetzt worden, welche ihre nationale Gesinnung nicht besser als durch systematische Feindschaft gegen Alles, was mit westeuropäischer Civilisation irgend in Verbindung steht, bethätigen zu können glaubt. Im übrigen Rußland auf die Proscriptionsliste gesetzt, wird der revolutionäre Nihilismus in den deutsch-protestantischen Provinzen als berechtigte Spielart des russischen Nationalgeistes gehegt und gepflegt. Agitatoren, die notorisch mit Petersburger Umtrieblern in Verbindung stehen, in öffentlichen Versammlungen von der Nothwendigkeit größerer Milde gegen die „verirrten" Schafe der großen russischen Heerde reden und für den Fall auswärtiger Verwickelungen eine Bartholomäusnacht gegen das deutsche Element planen, werden für ihre Reisen durch Liv- und Kurland mit ministeriellen Freibriefen ausgerüstet und die Geistlichen der griechischen Kirche durch ihre Vorgesetzten zu aggressivem Vorgehen gegen die lutherische Landeskirche angewiesen. — Und diese verbrecherische Thorheit treibt just in dem Augenblicke ihr Wesen, wo die Studentenemeuten von Kasan und St. Petersburg, in Charkow und Kiew nachgeahmt und wo in militärischen Kreisen gegen die Verwandlung der Husaren-, Kürassier- und Ulanenregimenter in Dragonerabtheilungen öffentlich demonstrirt wird. Dem Ganzen aber setzt man dadurch die Krone auf, daß man die eben in Angriff genommene Umgestaltung der Cavallerie als Vorbereitung einer künftigen großen Aggression gegen den „faulen Westen" feiert, jede sich irgend darbietende Gelegenheit zur Anstachelung des nationalen Hasses gegen die germanische Race ausbeutet und die von der Regierung neu aufgenommenen Rüstungen und Festungsbauten mit frenetischem Jubel begrüßt.

Wie sich von selbst versteht, spielen Verstimmungen gegen Oesterreich und Oesterreichs neubefestigte orientalische Stellung bei diesen Ausbrüchen des slawischen Nationalfanatismus die Hauptrolle und ist das Bestreben der panslawistischen Wortführer vor Allem auf einen Systemwechsel in Serbien gerichtet. So lange das jüngste der europäischen Königreiche zum Hause Habsburg hält, bleibt die gleichzeitig in Petersburg, Moskau, Sofia und Cettinje gepredigte südslawische Conföderation ein frommer Wunsch; diese Conföderation aber bildet seit Jahr und Tag die Formel, unter welcher

die Verdrängung Oesterreichs aus Bosnien und der Herzegowina gepredigt wird. Danach hat das Wiener Cabinet seine Maßregeln genommen und eine Neuorganisation der annectirten Länder vorbereitet, mit welcher eine starke militärische Besatzung Hand in Hand geht. — Seit die Delegationsberathungen zu einem günstigen Abschluß gebracht worden, ist die Hauptaufmerksamkeit der Regierung wieder den inneren Angelegenheiten zugewendet, die seit der Eröffnung des Reichstages in ein neues Stadium zu treten beginnen. Die „vereinigte Linke" will durch die That beweisen, daß sie in der Prüfungsschule, zu welcher sie seit Jahr und Tag verurtheilt ist, Etwas gelernt hat. Davon ausgehend, daß in den nationalen und rein politischen Fragen gegen die Mehrheit Nichts auszurichten ist und daß die Massen sich für die directen Ziele der deutsch-liberalen Verfassungspartei nicht mehr erwärmen lassen, versuchen die Führer der Opposition den Kampf auf das sociale Gebiet hinüber zu spielen und sich für alle Fälle das Feld zu sichern, auf welchem der deutsche Reichskanzler seine jüngsten Erfolge erfochten hat. Die Unfertigkeit der österreichischen Gewerbegesetzgebung und die notorisch ungünstige Lage, in welcher die arbeitenden Classen (einschließlich der Classe der kleineren Unternehmer) sich in nahezu allen Theilen der österreichisch-ungarischen Monarchie befinden, lassen die von den Deutsch-Liberalen ergriffenen socialreformatorischen Initiativen als einen an und für sich glücklichen Griff erscheinen. Bedauerlicher Weise (und diesem Bedauern werden die Sachkenner aller Parteien zustimmen) hat man sich aber nicht gehörig zu beschränken gewußt und in unbegreiflicher Ueberschätzung der eignen und der gouvernementalen Leistungsfähigkeit ein Programm aufgestellt, welches auf eine gleichzeitige Totalreform aller Gebiete des gewerblichen Lebens d. h. auf eine Arbeit abzielt, deren Bewältigung zum Mindesten ein halbes Jahrhundert unausgesetzter Arbeit in Anspruch nehmen würde. Der Ausschuß, dessen Niedersetzung die Linke vorgeschlagen hat, soll gleichzeitig die Reform des Associations- und Genossenschaftswesens, der Armenpflege und des Heimathswesens berathen, Vorschläge für die Ausarbeitung eines Fabrikaufsichtsgesetzes formuliren, die Beschränkung der Weiber- und Kinderarbeit und die Einrichtung von Unfallsversicherungen und obligatorischen Krankencassen in den Kreis ihrer Erwägungen ziehen! Wenn irgend wo, so wird es hier heißen müssen, daß „Weniger, mehr gewesen wäre" und daß die Aufstellung so weitgehender Forderungen Zweifel an dem Urtheil und der Leistungsfähigkeit der Fordernden erwecken, ja den Ernst der liberalen Reformabsichten zweifelhaft erscheinen lassen muß. Einen noch größern Mißgriff haben die Wiener Liberalen endlich dadurch begangen, daß sie gleichzeitig agrarische Umgestaltungen in Aussicht genommen und eine Enquête über die Lage der ländlichen Bevölkerung vorgeschlagen haben. Wo immer Opfer der Besitzenden zu Gunsten der Besitzlosen verlangt worden sind, hat man sich aus guten Gründen gehütet, gleichzeitig die Vertreter des beweglichen und des unbeweglichen Vermögens in Anspruch zu nehmen. Wenn die in Wien beantragte agrarische Enquête überhaupt eine Wirkung übt, so kann es nur diese sein, daß die den Stamm der conservativen Partei bildenden großen Grundbesitzer zu einem „Initiis obsta" eingeladen und von Hause gegen die zu Gunsten der städtischen Besitzlosen geplante Reform mißtrauisch gemacht werden. An dem Widerstande, den diese Reform unzweifelhaft bei den eignen Freunden der reformlustigen Antragsteller finden wird, scheinen dieselben noch nicht genug zu haben! Sie richten die Sache so ein, daß einerseits alle Besitzenden und andererseits alle Besitzlosen unter die Waffen gerufen und daß den unter allen Umständen unvermeidlichen Schwierigkeiten neue an und für sich vermeidliche Schwierigkeiten und Gefahren hinzugefügt werden. — Dieser Anfang nimmt sich so wenig ermuthigend aus, daß auf ein ersprießliches Resultat für dieses Mal kaum zu rechnen sein dürfte. Der Sache des vierten Standes ist durch diesen Hinweis auf die Unvollkommenheiten des gegenwärtigen Standes der Gesetzgebung wahrscheinlich ein wichtigerer Dienst erwiesen worden, als der Sache der „vereinigten Linken", deren taktisches Ungeschick neu bezeugt erscheint. Möchte die gegebene Anregung mindestens für die Regierung nicht verloren sein und von dieser dazu benutzt werden, der Welt zu beweisen, daß sie mehr als eine Parteiregierung ist!

Der Zusammentritt des österreichischen cisleithanischen Reichraths ist zeitlich mit der Eröffnung des neugewählten italienischen und mit dem Schluß des englischen Parlaments zusammengetroffen. Die Parteiverschiebungen, die sich im Schoße der zu Rom tagenden Versammlung vollzogen haben, können den ungünstigen Eindruck nur verschärfen, den die jenseit der Alpen herkömmlich gewordene Handhabung des parlamentarischen Systems bereits seit Jahr und Tag macht. Es liegt ein Beweis mehr dafür vor, daß die für die Parteibewegung maßgebenden Interessen mit den Interessen des Landes Nichts zu schaffen haben und daß Aemtersucht und Grundsatzlosigkeit unüberwindliche Hemmnisse für die gesunde politische und parlamentarische Entwickelung des jungen, aber früh gealterten italienischen Nationalstaats geworden sind. Für die großen europäischen Fragen kommt die sechste Großmacht nach wie vor so wenig in Betracht, daß Bestand und Unbestand der italienischen Regierungen innere Angelegenheiten des Landes bilden, nach denen die übrige Welt höchstens beiläufig fragt und daß Niemand von den in Rom getroffenen parlamentarischen Entscheidungen Wirkungen auf das europäische Concert erwartet. — Die zum Abschluß gekommene Herbstsession des brittischen Parlaments ist fast ausschließlich der Revision der Geschäftsordnung des Unterhauses gewidmet worden. Darüber, daß die Annahme der sog. Cloture-Bill einen neuen Abschnitt in der Geschichte des englischen parlamentarischen Wesens, eine Ablösung von Jahrhunderte alten Traditionen bezeichnet, die mit einer unheilvollen Verschärfung der politischen Gegensätze im Zusammenhang steht, sind verschiedene Meinungen nicht möglich; auf den Gang der Ereignisse, welche den Vordergrund der zeitgenössischen Bühne einnehmen, wird diese wichtige Neuerung, weil dieselbe seit Jahren vorausgesehen und vorbereitet worden war, indessen keinen Einfluß haben. Mit den seit einigen Tagen angekündigten Veränderungen im Rathe der Königin hat die durch die Cloture-Bill besiegelte Anerkennung der unumschränkten Mehrheitsherrschaft Nichts zu schaffen und in der öffentlichen Meinung des über dem Vermächtnisse seiner Vergangenheit sonst so eifersüchtig wachenden Landes hat sie sichtbare Spuren nicht zurückgelassen. Neben der Sorge um Irland ist Aegypten die große Angelegenheit des Tages geblieben. Der Ausgang des gegen Arabi Pascha und die übrigen Führer der Militäremeute geführten Processes und die Entschiedenheit, mit welcher jede Einmischung Frankreichs in die künftige Gestaltung der ägyptischen Verhältnisse abgelehnt worden, schließen die letzten Zweifel daran aus, daß der Sieger von Tell el Kebir sein eignes Interesse zum Maßstabe für die künftige Organisation des Nilthals zu machen gedenkt und daß für den Khedive wenig mehr als die Stellung eines Titular-Statthalters des Sultans und der Kaiserin von Indien übrig bleiben wird. Daran wird weder durch türkisches, noch durch französisches oder russisches Sträuben Etwas geändert werden können, weil sich keine dieser Mächte in der Lage befindet, der Regierung der Königin Victoria in den Arm fallen zu können. Wenn es damit seine Richtigkeit haben sollte, daß Herr v. Giers das Project einer europäischen Conferenz aus Petersburg nach Berlin, Rom und Wien mitgebracht hat, so läßt sich das Geschick desselben mit Sicherheit voraussagen: Deutschland und Oesterreich haben nicht den entferntesten Grund, die Kreise der britischen Politik Frankreich und Rußland zu Liebe zu stören, die Pforte aber muß es sich selbst und ihrer Unschlüssigkeit zuschreiben, wenn ihre Stellung zu der ägyptischen Frage nur noch der Form nach in Betracht kommt. Vor sechs Monaten war der Sultan in der Lage, von dem Rückgang der Autorität seines Vice-Königs Vortheil ziehen zu können, er hat die Gelegenheit dazu unbenutzt gelassen und an eine Wiederkehr derselben ist nicht zu denken. Für die künftige Gestaltung Aegyptens — und vielleicht nicht für diese allein — wird es von außerordentlicher Wichtigkeit sein, in welcher Weise die angekündigte Umgestaltung des Ministeriums Gladstone sich vollzieht und ob Lord Derby an derselben betheiligt wird oder nicht. Daran, daß des Grafen Derby Sympathien für Frankreich nicht nur zu einem Hemmniß für die Durchführung von Gladston's und Dilke's ägyptischer Politik, sondern zum Hinderniß für ein engeres Verhältniß Englands zu Deutschland und Oesterreich werden könnte, ist von der toristischen St. James-

Gazette mit einem Nachdruck erinnert worden, der die Annahme nahe legt, England mache sich auf die Nothwendigkeit gefaßt, eines Alliirten gegen Frankreich zu bedürfen. So deutlich wie dieses Mal ist das — unseres Wissens — bisher noch nicht gesagt worden. Angesichts einer Weltlage von der eigenthümlichen Beschaffenheit der gegenwärtigen, verdient dieser Hinweis auf mögliche Complicationen bereits an und für sich einige Aufmerksamkeit. Veranlassung zu derselben wird außerdem aber noch dadurch geboten, daß die englische Regierung die Absicht ausgesprochen hat, die Suezcanalangelegenheit demnächst auf die europäische Tagesordnung zu setzen, daß von dieser Ankündigung in den Spalten der „Nordd. Allg. Zeit." mit unverkennbarem Wohlwollen Act genommen worden ist, und daß es nach den neuesten Londoner Nachrichten den Anschein hat, als ob von der Berufung Lord Derby's in den Rath der Königin wieder Abstand genommen worden sei. — Die Andeutungen der St. James-Gazette über die Möglichkeit eines brittischen Bedürfnisses nach festländischen Bundesgenossen werden unter allen Umständen zu den Acten der Geschichte des Decembers 1882 genommen werden müssen.

Dem deutschen Volke hat der Wiedereinbruch des von einer Reihe verheerender Naturereignisse begleiteten Winters das gewohnte Schauspiel des Nebeneinandertagens zweier parlamentarischer Versammlungen gebracht. Die Thätigkeit des neugewählten preußischen Landtages ist so ausschließlich durch die — dieses Mal außerordentlich friedlich verlaufende — Berathung des Etats in Anspruch genommen worden, daß über das Geschick der entscheidenden Vorlage, betr. den Erlaß der vier untersten Stufen der Classensteuer und die Einführung der Licenzsteuer, höchstens Vermuthungen möglich sind; der Reichstag hat die Annahme der in unveränderter Form beantragten Einführung einer zweijährigen Etatsperiode mit so erheblicher Mehrheit abgelehnt, daß diese Angelegenheit für vorläufig abgethan gelten muß. Darauf beschränken sich die bisherigen Ergebnisse des parlamentarischen Feldzugs, dessen Fortsetzung dem neuen Jahre vorbehalten worden ist. Im Uebrigen haben die letzten Wochen des scheidenden Jahres eine neue Erscheinung zu Tage gefördert, von der sich annehmen läßt, daß sie auch in dem kommenden Jahre 1883 den Gegenstand der allgemeinen Theilnahme bilden werde: die Begründung eines deutschen Colonialvereins. Die Sache verdient die höchste Aufmerksamkeit, vor Allem die Aufmerksamkeit der Regierungen. Daran, daß die Auswanderung im deutschen Volksleben eine Rolle erster Ordnung spielt, ist durch die Verwandlung des weiland „geographischen Begriffs" Deutschland in den mächtigsten Staat des festen Landes nicht das Geringste geändert worden. Weil die Gründe der deutschen Auswanderung unverändert die früheren geblieben sind, nimmt das Abströmen des Ueberschusses unserer Bevölkerung seinen Fortgang, einerlei, ob dasselbe mißbilligt und erschwert, oder aber gefördert und sich selbst überlassen wird. Es dürfte daher an der Zeit sein, an die Frage einer Organisation der einmal nicht zu hemmenden deutschen Auswanderung heranzutreten und in Erwägung zu ziehen, ob es denn wirklich unvermeidlich ist, daß Zehntausende alljährlich über den Ocean wandernder Deutschen dem Mutterlande politisch und wirthschaftlich verloren gehen, um in die Reihen unserer Mitbewerber auf dem Weltmarkte zu treten. Wenn der neu gegründete Colonialverein nichts weiter erreichte, als daß die Möglichkeit einer Gewinnung unserer Auswanderermassen für Colonialzwecke ex professo untersucht und auf die officielle Tagesordnung gesetzt würde, so würde er sich bereits ein Verdienst erworben haben. Die herrschende Auffassung, nach welcher alle Bemühungen, den Strom deutscher Auswanderung von Nord-Amerika abzulenken, zu spät kommen, hat auch in der Frankfurter Versammlung ihren Vertreter gefunden, und wir fürchten, daß derselbe Recht behalten wird. Eingehender und allseitiger Prüfung bedarf die Colonialfrage aber unter allen Umständen, bevor sie zu den Acten gelegt wird; und an solcher Prüfung hatte es bis jetzt gefehlt.

Kunst und Kunstgeschichte.

1. Die Katakomben von San Gennaro dei Poveri in Neapel. Eine kunsthistorische Studie von Victor Schultze. Jena, Costenoble. 1877.
2. Die Katakomben. Die altchristlichen Grabstätten, ihre Geschichte und Monumente, dargestellt von Victor Schultze, Docent an der Universität Leipzig. Leipzig, Veit u. Co. 1882.

Die erste der beiden Schriften ist bereits vor fünf Jahren erschienen. Wir erwähnen sie hier, weil der Verfasser sie bei der zweiten offenbar als einleitende Vorstudie im Auge hatte. Von Neapel ist sie datirt und, obgleich nicht stark an Bogenzahl, inhaltsreich. Unter dem Einflusse der herrlichen Natur und der Denkmäler sind diese 80 Seiten sorgfältig zusammen gearbeitet worden, die Niemand ohne das Gefühl aus der Hand legen wird, unter neuen Gesichtspunkten in die Gedankenwelt der ältesten italienischen Christen eingeführt worden zu sein. Denn nicht allein von den Gräbern der neu untersuchten Katakomben, sondern von den Lebenden, die sie einst gebaut haben, geht der Verfasser aus. In ihre Gedanken dringt er ein und was er mittheilt, entspricht durchaus dem, was wir selber längst empfunden haben.

In dem zweiten umfangreicheren Werke sucht der Verfasser das gesammte Katakombenmaterial zu überblicken. Diese Arbeit macht nicht wie die erste den Anspruch, den Leser durch den Reiz der Darstellung zu gewinnen. Sie beruht auf eingehender Arbeit und redet oft trocken und kurzangebunden. Die Capitel sind kurz, die Angabe der Literatur nimmt viel Raum fort, die entscheidenden Ansichten werden mehr angedeutet als ausgeführt. Sie werden von manchen Seiten Widerspruch finden, zuletzt aber einen heilsamen Einfluß auf die den Katakomben zugewandte wissenschaftliche Thätigkeit haben.

Es war natürlich, daß die bisherige Forschung von denen ausging, welche feststehende religiöse Anschauungen zu ihr hinführten. Katholische und später dann auch evangelische Augen, die diese ältesten Denkmäler christlicher Kunst betrachteten, hatten es nicht vermocht, sie kalt methodisch einer unbefangenen Kritik zu unterwerfen. Es überdeckte diese Werke wie ein Schleier, durch den sie einen heiligen Ursprung zu empfangen schienen. Wieviel fromme Augen mochten in höchster Bedrängniß in den ersten Zeiten der Kirche zu diesen Gestalten aufgeblickt und diese Inschriften gemeißelt haben! Das Erste bei der wissenschaftlichen Betrachtung der Katakomben zu Ueberwindende war der Gedanke, die ältesten Christen hätten hier unter der Erde Platz gesucht gegen ihre Verfolger. Niemand würde das heute noch vertheidigen wollen. Aufzugeben war dann ferner der Glaube, daß Märtyrer hier begraben und bestimmte Zeichen der Inschriften auf ihre Leiden zu deuten seien. Die Ueberzeugung dagegen, daß Malereien und Inschriften aus dem tiefsten Herzen der neuen Religion geflossen seien und deren Geheimnisse enthielten, besteht noch und aus ihr heraus werden die Dinge heute noch erklärt.

Der Verfasser ist vorsichtig, was diesen Punkt anlangt. Es hat wohl bereits Anstoß erregt und wünscht sich auf das Unumgängliche zu beschränken. Sie wollen deshalb nicht mehr aus ihm herauslesen, als er in der That sagt, und nur als unsere Meinung geben, daß auch in Betracht diesen dritten Punktes zukünftig anders geurtheilt werden werde.

Soweit uns eigne Lectüre der frühesten christlichen Literatur in Stand setzt, eine Meinung zu äußern, haben die großen Gedanken, die dem Christenthume seinen Weg bahnten, wenig zu thun mit den ornamentalen Aeußerlichkeiten der christlichen Grabstätten. Die katholische Kirche hat niemals christlich-mythologisirender Kunst bedurft.

Sie war erhaben über künstlerische Darstellungen und hat selbst in Raphael's und Michelangelo's Schöpfungen nichts gesehen, was nicht am Ende doch zu entbehren gewesen wäre oder was realen theologischen Inhalt gehabt hätte. Im höheren Sinne gibt es keine christliche monumentale Theologie. Alle die unendlichen Heiligenbilder wären der katholischen Kirche in dem Sinne gleichgültig, daß sie sämmtlich fehlen könnten, ohne daß irgend Unentbehrliches mit ihnen verschwände.

Ausgegangen bei Beurtheilung der christlichen Grabstätten muß werden von dem, was die Kirchenväter über das Leben der ältesten Gemeinden enthalten. Die Christen der ersten Jahrhunderte waren von dem den antiken Völkern in's Blut übergegangenen Kunsttriebe so erfüllt, daß sie, wo es sich um Ornamentation selbst ihrer Cultusstätten handelte, außer Stande waren, in diesen Zierrathen, mochten sie enthalten, was sie wollten, etwas zu sehen, das zu der Bestimmung dieser Räume in engerem Zusammenhange stände. Mythologische Gestalten, Amoren, Genien, Fabelthiere und was sonst immer die künstlerische Schrift der antiken Ornamentik ausmacht, hatten weder christlichen noch heidnischen Inhalt für sie. Das Auge sollte erfreut werden durch Bilder, im hergebrachten Sinne gab man den Grabstätten den alten heiteren Schmuck. Ohne sich zu erinnern, daß es eine heidnische Formel sei, setzt man zuweilen sogar das D. M. (Diis Manibus) über die Grabinschriften und bringt Athene, Eros und Venus auf dem goldenen Boden der Glasgefäße an. Den Todten stecken diese ältesten Christen zuweilen Obolen in den Mund noch, um die Ueberfahrt über den Höllenfluß zu zahlen. Ohne Zweifel arbeiteten heidnische Steinmetzen oft genug christliche Grabornamentik, so gut wie christliche Handwerker heidnische Sculpturen lieferten.

Als man im Quattrocento und Cinquecento zur antiken Kunst zurückkehrte, wurden ihre Formen unbefangen auch für christliche Darstellungen benutzt. Dante nennt Gottvater, ‚sommo Giove', höchster Jupiter, ohne Jemand zu beleidigen. Raphael's Vision des Ezechiel läßt, wie Vasari selbst sagt, Gottvater ‚a uso da Giove' erscheinen. Niemand nahm daran Anstoß; Niemand dürfte heute daraus schließen, als habe Raphael und seine Zeit Jupiterideen mit Gottvater verbunden; Niemanden würde aber heute auch einfallen die Behauptung aufzustellen, Raphael habe den Apollo, den er in der Camera della Segnatura malte, in dem Sinne dargestellt, daß er eine christliche Hymne singe. Ebenso unbefangen, wie die Päpste heute noch im Vatican selbst die heidnischen Sculpturen dulden, malten die römischen ältesten Christen den spielenden Orpheus an der Decke einer ihrer Grabkammern. Es würde eine Verkennung des uranfänglichen Christenthums sein, als habe man Christus eigne Person in der Gestalt des Orpheus damals symbolisirt darstellen wollen. In den Katakomben finden wir nichts, was überhaupt im höheren Sinne auf den Namen Anspruch hätte. Diese Nebensachen sind endlich ihrem wahren Werthe nach zu tariren. Sie werden als Denkmäler der europäischen religiösen Entwickelung stets ehrwürdig bleiben, diese selbst aber wird ihrem höchsten Inhalte nach nicht aus ihnen sondern vielmehr aus den literarischen Denkmälern der frühen Jahrhunderte zu lernen sein, die heutigen Tages dem Publicum unbekannter sind, als sie zu sein verdienten.

B. K. F.

Literarische Rundschau.

Ferdinand Cohn's botanische Vorträge.

Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. Von Dr. Ferdinand Cohn, Professor an der Universität Breslau. Breslau, J. A. Korn's Verlag (Max Müller). 1882.

Die Durchführbarkeit eines, alle wesentlicheren Resultate der Forschung berücksichtigenden Naturgemäldes, wie es Humboldt im Kosmos anstrebte, ist durch das gewaltige Anschwellen des wissenschaftlichen Materials seit jenem Versuche von Jahr zu Jahr mehr und mehr der Möglichkeit entrückt. Und doch ist die Forderung nicht unberechtigt, daß wenigstens die Rudimente naturwissenschaftlicher Kenntnisse in dem Rahmen dessen, was man in unserer Zeit „allgemeine Bildung" nennt, nicht fehlen möchten. Die Schule leistet hier verhältnißmäßig wenig, der Einzelne ist zur Erwerbung dieses Bildungsingrediens fast immer auf die Lectüre angewiesen, und daß er hier zu den sogenannten populären Büchern greift, ist selbstverständlich. Das Bedürfniß nach einer guten naturwissenschaftlichen Popular-Literatur ist in der That ein großes, und von den berufenen Vertretern der Wissenschaft wird meistens wenig geleistet, um dasselbe zu befriedigen. So bleibt die populäre Darstellung vielfach Organen überlassen, deren Kräfte zur Schwierigkeit und Wichtigkeit der Aufgabe nicht im richtigen Verhältniß stehen: denn schwierig ist die populäre Darstellung eines naturwissenschaftlichen Gebietes allerdings, weit schwieriger als die Darstellung in streng wissenschaftlicher Form.

Da heutzutage kein Humboldt mehr gefunden wird, welcher sich an eine Bearbeitung des Gesammtgebietes heranwagte, so ist es um so dankbarer anzuerkennen, wenn in der einzelnen Naturwissenschaft ein Meister hervortritt, um aus den ihm speciell vertrauten Schätzen ein Füllhorn auszulesen und dieses dem nicht fachmännisch gebildeten Publicum darzubringen.

Bei dem Versuche, das Wichtigste aus den Errungenschaften und Bestrebungen der heutigen Botanik in populärer Darstellung vorzutragen, hat Cohn den allein richtigen Weg eingeschlagen, indem er die Form der Essays wählte, worin ihm früher bereits Schleiden in dem bekannten Buche „Die Pflanze und ihr Leben" vorausgegangen war. Dabei hat Cohn im Wesentlichen sich auf die Wiedergabe und Zusammenstellung von Vorträgen beschränkt, welche er in den Jahren 1852 bis 1881 wirklich gehalten hat, welche zum großen Theil bereits anderweitig veröffentlicht sind, und von denen die neueren namentlich den Lesern der „Deutschen Rundschau" nicht unbekannt sein werden. Materiell verbreiten sich aber diese Vorträge, obschon deren jeder ein in sich gerundetes Ganzes bildet, über alle wichtigeren Theile der Botanik, so daß aus ihrer Lectüre der Laie sehr wohl ein Bild von dem Inhalte dieser Wissenschaft zu gewinnen vermag.

Während in dem erwähnten Buche Schleiden's die ausgesprochene Subjectivität dieses Mannes mit all' ihren Ecken und Kanten hervortritt, die ihren polemischen Neigungen selten einen Zügel anlegt, sucht uns Cohn durch streng objectiv gehaltene,

formell wie sachlich gerundete Darstellung in stets liebenswürdiger Weise für den Inhalt seiner Wissenschaft zu gewinnen. In wahrhaft meisterlicher Weise weiß er uns das Verständniß der Vegetation zu erschließen, uns den Pflanzenteppich der Erde durchsichtig zu machen, die in demselben waltenden Kräfte und Wechselbeziehungen aufzudecken, kurz, wo der Laie ein bloßes nicht weiter verständliches Zierrath der Erddecke zu sehen glaubt, wird uns durch Cohn Leben, Bewegung und feinste Mechanik enthüllt. Nicht nur ernste Belehrung, sondern auch Genuß und wahre Freude wird Jeder, selbst der Fachmann, beim Lesen des Cohn'schen Buches empfinden. In die Form schöner poetischer Gemälde voll objectiver Wahrheit sind die Darlegungen gekleidet, ein Epos mit stark lyrischem Colorit durch den Reflex einer Beleuchtung aus dem eigenen Innern heraus. Die großentheils vollendete, farbenreiche Darstellung ist eine der starken Seiten des Verfassers; dieselbe birgt aber bei allen Vorzügen auch in sich die Gefahr einer Schwäche, welche vielleicht nicht immer vermieden worden ist. Nach dem Geschmack des Referenten ist das Reizmittel poetischer Ausdrucksweise mehrfach zu verschwenderisch gehandhabt; wo Alles in leuchtenden Tönen gemalt wird, ist die Wirkung eine geringere, als wenn auf matterem Hintergrunde farbige Partien mehr vereinzelt sich abheben.

Mit der Analyse der einzelnen Abschnitte wollen wir uns kurz fassen. In dem Essay Nr. I, „Botanische Probleme", welches den Lesern der „Deutschen Rundschau", in deren erstem Heft (October 1874) es erschien, unvergessen sein wird, gibt Verf. auf historischer Grundlage eine Exposition seiner Gesammtwissenschaft. Schon Aristoteles und Theophrast haben ähnliche Fragen an die Natur gerichtet, wie die Forschung der Gegenwart, die Unvollkommenheit jener frühesten botanischen Bestrebungen liegt in der Mangelhaftigkeit der erhaltenen Antworten. Es war ein langer und durch ausgedehnte Perioden völliger wissenschaftlicher Ermattung gekennzeichneter Weg bis auf den englischen Landgeistlichen Steph. Hales, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts das Leben der Pflanze mit eindringender Schärfe als ein physikalisches Problem erfaßte. Der Zeitraum von Aristoteles bis auf Hales war vorwiegend einer zunftmäßigen Erforschung der einzelnen Pflanzenformen der Erdoberfläche und ihrer Classificirung gewidmet, während erst Goethe die Idee einer einheitlichen Architektonik der Pflanze concipirte und auf die morphologische Richtung in der Wissenschaft dadurch befruchtend einwirkte. Der Einfluß chemischer und mikroskopischer Beobachtungsmethode reifte dann die Ergebnisse der letzten hundert Jahre; die Grundfrage, vor welcher in der Gegenwart alles Uebrige zurücktritt, ist die Frage nach dem Wesen des Lebens, welches sich in der Pflanzenwelt in einem einfacheren Gewande offenbart, als in der Thierwelt.

„Goethe als Botaniker" (Nr. II) ist eine ausführliche monographische Darstellung von Goethe's botanischen Leistungen, die, ebenso wie „Der Zellenstaat" (Nr. III), dem Leser der „Rundschau" noch zu wohl im Gedächtniß sein wird, als daß hier darauf eingegangen zu werden brauchte; der letztgenannte Vortrag, ein Abriß der Pflanzenanatomie, gehört sicher zu den vollendetsten populären Darstellungen, welche wir auf naturwissenschaftlichem Gebiete besitzen. „Licht und Leben" (Nr. IV) führt uns ein in die allgemeine Physiologie der Pflanze, namentlich in die Einzelnheiten der im Titel angedeuteten Wechselbeziehungen. Reizend ist u. A. die Darstellung der physikalischen Eigenschaften des Sonnenlichts und der specifischen Wirkung der einzelnen Strahlengattungen auf die Pflanze, endlich der Nachwirkungen auf den Haushalt des Menschen. Die Wirkung des Lichtes ist hinreichend, um uns den Fortbestand des Lebens auf der Erdoberfläche verstehen zu lassen, nur die erste Entstehung einer grünen Zelle bleibt unaufgeklärt, sie bildet den archimedischen Punkt der modernen Naturforschung und Naturphilosophie. „Der Pflanzenkalender" (Nr. V) gibt in anmuthigster Schilderung eine Uebersicht der periodischen Erscheinungen in der Pflanzenwelt, wie sie unter dem Einflusse der Jahreszeiten sich gestalten; während in Nr. IV „Vom Pol zum Aequator" eine pflanzengeographische Skizze über die Physiognomie der Floren und deren Abhängigkeit von der geographischen Breite geliefert wird. In schnellem Fluge

ziehen hier bunte Vegetationsbilder aus allen Zonen der Erde vor unserem Auge vorüber, wobei der Verfasser stets bestrebt bleibt, die causalen Factoren, Boden, Wind und Wetter in ihren Wechselwirkungen mit dem Pflanzenleben hervortreten zu lassen. Ein Gegenstück wird uns in Nr. VII „Vom Meeresspiegel zum ewigen Schnee" geboten. Die absolute Höhe äußert einen analogen Einfluß auf den Charakter der Pflanzendecke, wie die Breite, eine Wahrnehmung, die zuerst durch A. von Humboldt in die Form eines pflanzengeographischen Grundgesetzes gekleidet ward. Ungemein anschaulich sind hier manche Einzelausführungen, z. B. die Schilderung des Aufstiegs aus der schlesischen Tiefebene zum Kamme des Riesengebirges mit seiner wechselnden floristischen Scenerie. Sehr beherzigenswerth sind die Schlußworte dieses Vortrags für die modernen Touristen.

In Vortrag Nr. VIII „Was sich der Wald erzählt" — diesen Titel hätte Referent lieber ein wenig modificirt gesehen — gewährt uns Cohn nicht nur einen Einblick in die liebliche Poesie des Waldes, sondern namentlich in die Morphologie, Anatomie und Physiologie des Baums, die Physiognomik der Waldformen, er benutzt den Wald zur Illustration des zwischen den Pflanzen ausgefochtenen Kampfes um's Dasein und knüpft daran Betrachtungen über die paläontologische Entwickelung der Pflanzendecke. „Weinstock und Wein" (Nr. IX) und „Die Rose" (Nr. X) sind wiederum zwei Gegenstücke, wo der Verf. im Gewande monographischer Skizzen eine Reihe von Einzelnheiten aus der Morphologie und Physiologie der Pflanze behandelt; eine Schilderung voll feiner Gedanken und sinniger, fesselnder Betrachtungen, die Kraft und Frische der Cohn'schen Darstellung zeigt sich besonders darin, daß ein ähnlich sich entwickelnder Stoff doch nicht im Geringsten ermüdet. Nr. XI, „Insectenfressende Pflanzen", ist ein Meisterstück populär-wissenschaftlicher Darstellung eines kleinern Gebietes, auf welchem der Verf. selbst in hervorragender Weise als Forscher thätig gewesen; wie auch die Vorträge XII bis XV dem specielleren wissenschaftlichen Arbeitsgebiete desselben entnommen sind. Nr. XII, „Botanische Studien am Meeresstrande", schildert den wunderbaren Reiz, welchen die Vegetation des Meeres dauernd auf den Forscher ausübt, der einmal an ihre Schätze gerührt hat, und ist reich an anschaulichen Bildern aus der Naturgeschichte der Algen. „Die Welt im Wassertropfen" (Nr. XIII) knüpft an einen Rückblick über die historische Entwickelung der mikroskopischen Forschungsmethode eine Rundschau über die wichtigsten im süßen Wasser vorkommenden und nur dem bewaffneten Auge zugänglichen Thier- und Pflanzenformen, ihre interessantesten physiologischen Eigenschaften, wie ihre geologische Bedeutung. „Die Bakterien", (Nr. XIV), erscheint als die speciellere Ausführung eines in das vorige Capitel gehörenden Gegenstandes, und bei der außerordentlichen praktischen Wichtigkeit, welche die Bakterien oder Spaltpilze für den Menschen besitzen, muß eine Vorführung der wesentlichsten Eigenschaften dieser kleinsten aller Organismen besonders willkommen sein. So bildet auch XV, „Unsichtbare Feinde in der Luft", nur eine Fortsetzung von XIV und zeigt uns in eben diesen Spaltpilzen als Trägern von Contagien und Miasmen die gefährlichsten Feinde der Menschheit, zu deren Bekämpfung der Botaniker und der Arzt sich die Hände reichen müssen. Einen würdigen und anmuthigen Schluß der ganzen Reihe von Vorträgen gibt Nr. XVI, „Die Gärten in alter und neuer Zeit".

Hoffentlich erfüllt der Verf. seine Zusage, durch Fortsetzung dieser Essays uns weitere Anregung und Erfrischung aus dem Born seiner Wissenschaft zu gewähren.

J. Reinke.

ρ. **Gedichte** von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, H. Haessel. 1882.

Dieser eben erschienene Band muß von vornherein als eine Bereicherung unserer neueren poetischen Literatur bezeichnet werden. Nicht, als ob der berühmte Schweizer Dichter hier eine Seite seines Talentes offenbarte, welche wir nicht längst an ihm bewundert; aber in keinem andern seiner Werke erhält man so sehr den ganzen und vollen Eindruck seiner dichterischen Persönlichkeit, seiner tiefen, ursprünglichen Natur, seines plastischen Vermögens und seiner mächtigen Sprachbeherrschung. Conrad Ferdinand Meyer ist kein Lyriker, dem das Lied besonders gelänge; seine Weltbetrachtung ist immer auf das Große gerichtet, selbst das Genre nimmt unter seiner Hand etwas Freskenartiges an und seine Bildung athmet die Freudigkeit der Renaissance. Er ist ein Meister der Farbengebung und die Schönheit des Colorits stimmt harmonisch mit der Festigkeit der Zeichnung, dem stylvollen Aufbau der Composition zusammen. Mit einem Wort: ein Künstler, der, was sonst immer seine Fehler sein mögen, auch im kleinsten Gedicht sich nicht verleugnet und in gewissenhafter Arbeit nach Vollendung strebt. Wir behalten uns näheres Eingehen für das folgende Heft vor; an dieser Stelle wollten wir nur das Erscheinen der von Meyer's Freunden und Verehrern lang erwarteten Sammlung kurz anzeigen.

ν **Alterthum und Gegenwart.** Gesammelte Reden und Vorträge von Ernst Curtius. Zweiter Band. Berlin, Wilhelm Hertz. 1882.

Der Verfasser umspannt, wie wenige lebende Gelehrten, alle Seiten des griechischen Lebens, und das Griechenthum ist ihm nicht bloß ein Gegenstand des Wissens, sondern ein Gegenstand des Cultus; er hängt nicht bloß mit dem Verstande, sondern mit dem ganzen Herzen an den edlen Erscheinungen der hellenischen Welt. Curtius wahrt die Tradition der griechischen Bildung, wie sie in unseren großen Dichtern, wie sie in Herder, Goethe und Schiller lebte; und der vorliegende Band legt auf allen Seiten davon Zeugnis ab. Bildung aber besteht nicht, worin unsere Zeit sie so gerne sucht, in einer bestimmten Summe von Kenntnissen, sondern Bildung ist vor allem ästhetischer Natur; sie ergreift den Geschmack und wirkt durch ihn auf den Charakter. Es ist ein besonderer Segen der Berliner Universität, daß gerade dieser Mann neben dem speciellen Lehrberufe des Archäologen zugleich das Amt eines Professors der Beredsamkeit versieht und dadurch unserer Jugend gegenüber sich Jahr für Jahr als den Träger der classischen Bildungsideale bewährt. Der vorliegende Band von 347 Seiten enthält 21 verschiedene Reden und Aufsätze, von denen einige eben jenem Amte ihre Entstehung verdanken. Mit besonderem Antheile wird man die Artikel über Olympia lesen: denn für immer ist der Name von Ernst Curtius mit dieser deutschen Ruhmesthat auf griechischem Boden verknüpft. Nr. 16—20 sind biographische Aufsätze und handeln u. a. von Otfried Müller, Böckh, Johannes Brandis. Den Schluß macht eine am 15. Oktober 1881 bei Antritt des Rectorates gehaltene Rede über „Wissenschaft, Kunst und Handwerk".

ν **Friedrich Schlegel 1794—1802.** Seine prosaischen Jugendschriften, herausgegeben von J. Minor. Erster Band: Zur griechischen Literaturgeschichte. Zweiter Band: Zur deutschen Literatur und Philosophie. Wien, Carl Konegen. 1882.

Ueber historisch-kritische Ausgaben neuerer deutscher Schriftsteller gibt man uns seit einiger Zeit viel Weises und Unweises zu vernehmen. Die Bedürfnisse des forschenden Literarhistorikers gelten für maßgebend; was der Literarhistoriker für nothwendig hält, das muß dem Publicum und dem armen verstorbenen Autor, der sich nicht wehren kann, recht sein. Vielleicht hat dieser letztere ein Jugendwerk voll Willkür und Unfertigkeit in späteren Jahren mühsam verbessert, um ihm eine höhere Vollendung zu geben: das hilft ihm nichts bei der literarhistorischen Nachwelt. Der Forscher braucht die Originalausgabe; er hat nicht Lust, sich dieselbe aus Lesarten zu vergegenwärtigen; folglich wird die Originalausgabe neu abgedruckt und des Autors Verbesserungen werden in die Lesarten verwiesen. Wir hoffen nie zu erleben, daß man Goethe in dieser Weise mitspiele! Und wir erheben zum Voraus lauten Protest gegen jede solche Absicht, wenn sie bestehen sollte! Die schöne Sammlung „der junge Goethe" ist ein Ding für sich. Niemand wird fürchten, daß Goethe's verbesserter „Werther" je durch seine erste unvollkommene Gestalt verdrängt werden könne. Goethe's Werke nach letzter Redaction sind so verbreitet und die Gegenstände so bedeutend, daß nicht bloß der Forscher, sondern auch der Liebhaber den Wunsch hegen muß, die ursprünglichen Fassungen neben den späteren zu lesen ..... Von Goethe zu Friedrich Schlegel ist ein weiter Abstand! Dennoch, was uns Herr J. Minor in den obigen beiden Bänden bietet und vielleicht in einem dritten bieten will, ist „der junge Friedrich Schlegel", ein Seitenstück zum „jungen Goethe". Aber so ist es nicht gemeint, daß Schlegel's Jugendschriften neben seiner späteren Gesammtausgabe stehen sollten. Sondern der Versuch soll gemacht werden, ob das Publicum, welches sich für den Friedrich Schlegel, wie er selbst auf die Nachwelt kommen wollte, gar nicht interessirt, den jungen Friedrich Schlegel vielleicht ebenso interessant finden möchte, wie manche seiner Zeitgenossen ihn fanden. Wir stellen für die Art, wie Ausgaben gemacht werden sollen, keine Schablone auf; wir glauben, daß der Herausgeber von Fall zu Fall sich seine Grundsätze bilden müsse; und wir billigen die Absichten, welche hier Friedrich Schlegel gegenüber obgewaltet haben, vollkommen; wir wünschen dem Unternehmen den besten Erfolg. Man wird eine Fülle von Witz und Esprit darin finden und sich das geistreiche Berlin vom Ende des vorigen Jahrhunderts mit Vergnügen daraus vergegenwärtigen. Der erste Band enthält nur einen in die Gesammtausgabe der Werke nicht aufgenommenen Aufsatz; der zweite aber fast nur solche Aufsätze, darunter einige, welche aus der anonymen Recensionsliteratur erst der Herausgeber seinem Autor zugewiesen hat. Der Druck ist leider klein und sehr gedrängt.

σχ **Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens.** Gesammelte Abhandlungen von Adolf Schöll. Berlin, Wilhelm Hertz. 1882.

Adolf Schöll gehörte zu den Veteranen der Goethe-Forschung. Seine Ausgabe von Goethe's Briefen an Frau v. Stein und seine Aufsätze über Goethe als Staats- und Geschäftsmann, steckten uns eigentlich erst das wahre Licht über Goethe's Weimarer Existenz, über den Nutzen oder Schaden auf, den ihm Weimar gebracht. Schöll zuerst machte deutlich, was jetzt Goethe's Tagebücher über allen Zweifel erheben, daß die Weimarer Thätigkeit für Goethe zunächst Läuterung, Reinigung, innere Festigung gewesen ist. Der Frankfurter Goethe redet durch den Mund einer seiner Figuren, des Vagabunden Crugantino, wenn dieser ausruft: „Wo habt ihr einen Schauplatz des Lebens für mich? Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich! Will ich arbeiten, muß ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein. Muß nicht einer, der halbwegs was werth ist, lieber in die weite Welt gehn?" Weimar gab Goethe, was er brauchte: den „Schauplatz", den er suchte, den Ort, wo er alle seine Kräfte regen konnte, wo es darum lohnte, Wurzel zu fassen, den Ort, wo er sich willig zum Sklaven der Pflicht machte und die Freiheit hatte, freiwillig getragene Fesseln wieder abzuwerfen, sobald er es im Interesse seiner menschlichen und künstlerischen Entwickelung für besser hielt. Schöll's Arbeit über Goethe als Staats- und Geschäftsmann war durch mehrere ältere Bände der „Preußischen Jahrbücher" zerstreut und daher nicht eben bequem zugänglich. Ihr Wiederabdruck in erweiterter Gestalt macht den Kern des gegenwärtigen Buches aus. Eine Reihe gleichfalls sonst nur schwer zugänglicher Aufsätze schließen sich an und acht bisher ungedruckte kommen hinzu. Es ist eine reiche Gabe, die wir dankbar empfangen, und ein schönes Denkmal für den vor Kurzem verstorbenen Verfasser. Nirgends verleugnet sich sein Feinsinn, seine ausgebreitete Kenntniß, seine verehrungsvolle Liebe für den Dichter, die sich immer erst genug thut, wenn sie über die oberflächliche Betrachtung hinaus in die Tiefe gedrungen ist.

σχ **Sprach-Atlas von Nord- und Mitteldeutschland.** Auf Grund von systematisch mit Hilfe der Volksschullehrer gesammeltem Material aus ca. 30,000 Orten bearbeitet, entworfen und gezeichnet von Dr. G. Wenker. Straßburg, Karl J. Trübner. 1881. Erste Lieferung.

Ein ganz außerordentliches Werk begann im Herbst 1881 mit der vorliegenden Lieferung zu erscheinen. Seit der verstorbene Mannhardt die deutschen Agrar-Alterthümer mit statistischer Vollständigkeit zu erforschen begann, ist etwas Aehnliches nicht wieder versucht worden. Mit Recht hat der Verfasser die Volksschullehrer, auf deren Angaben seine Arbeit ruht, mit auf den Titel gesetzt und in der Vorrede seines Textes ihnen noch ausdrücklich und auf's wärmste, ebenso wie den Behörden, die ihn unterstützten, seinen Dank gesagt. Der wesentlichste Dank aber gebührt ihm selbst, der den Plan entworfen und mit Energie ins Werk gesetzt hat und jetzt die überaus schwierige Bearbeitung des Materials vornimmt. Die Methode, die er anwandte, war folgende. Er bildete 40 einfache, hochdeutsche Sätze, welche alle wissenswürdigen Laut- und Formenverhältnisse enthielten, versendete dieselben in etwa 40,000 Exemplaren an 1400 Schulinspectoren der mittel- und norddeutschen Staaten und erbat Uebersetzung seiner 40 Sätze in die Volksmundart der betreffenden Orte. Er erhielt dadurch das Material für mehr als 30,000 Localgrammatiken. Diese Localgrammatiken arbeitet er nun thatsächlich aus, verfolgt jede sprachlich charakteristische Erscheinung in ihrer Verbreitung, gewinnt dadurch für jede einen bestimmten Bezirk und trägt diese Bezirke in Karten ein, welche jeden mittel- und norddeutschen Ort, aus dem ihm Angaben vorliegen, enthalten, so daß es möglich ist aus seinen Karten jeden Localdialekt zu reconstruiren. Welche Schwierigkeiten hierbei zu überwinden sind, welche Mühe, Hingebung, Opferwilligkeit, Genauigkeit, Ueberlegung eine solche Arbeit erfordert, kann man, nachdem sechs dieser Karten vorliegen, wohl ungefähr, aber gewiß nicht ganz ermessen. Möge dem Verfasser die Lust und die Kraft nicht ausgehen, um ein so schwieriges Werk zu vollenden und die Ausdehnung desselben auf Süddeutschland, die er plant, in der That zu bewirken! Der Nutzen, den er der Wissenschaft damit schafft, ist ungemein groß. Wie Mundarten einer Sprache sich bilden, kann man nun erst auf Grund seines exacten Materiales erforschen; und an der Frage von der Entstehung der Mundarten hängt all' unsere Einsicht in die Entstehung der Sprachverschiedenheit überhaupt. Schon die vorliegenden ersten Anfänge des Werkes stellen manche Thatsachen ans Licht, von denen wir uns bisher nichts träumen ließen. Und der Werth der statistischen Methode für die Sprachwissenschaft wird nun wohl über allen Zweifel feststehen.

βρ. **Geschichte der Ethik.** Erste Abtheilung: Die Ethik der Griechen und Römer. Von Theobald Ziegler, Professor am Gymnasium in Baden-Baden. Bonn, Emil Strauß. 1882.

Die ersten zehn Capitel (bis S. 195), welche der griechischen Ethik gewidmet sind, führen uns von Homer bis auf die Stoiker, Skeptiker und Eklektiker. Das elfte Capitel behandelt die römische Sitte und Sittenlehre S. 195—222, das zwölfte unter dem Namen der Mystiker Leute wie die Neupythagoreer, den alexandrinischen Philosophen Philo, Plutarch, Plotin, Porphyrius, Jamblichus, Proklus. Zweierlei ist anzuerkennen; es fehlt dem Verfasser nicht an dem wissenschaftlichen Material, um sein Thema gründlich zu behandeln und seine Darstellung ist ungekünstelt und frisch. Diese inneren Vorzüge werden durch einen äußerlichen Umstand beeinträchtigt. Ist sein Buch wegen der ersteren für weitere Kreise zu empfehlen, so wird es doch der Verbreitung desselben kaum förderlich sein, daß er volle 100 Seiten S. 240—342 mit gelehrten Anmerkungen füllt. Die hätten gesondert gedruckt und nur für den wissenschaftlichen Leser geschrieben sein sollen. — Etwas stiefmütterlich scheinen im Vergleich zu den Griechen die Römer behandelt zu sein und trotzdem, was der Verfasser S. 4 über den Umfang seines Themas sagt, hätte er sicher auf den Dank des Lesers rechnen können, wenn er

von dem üblichen Schema der Geschichtsbetrachtung abgewichen wäre und ein Capitel von der Ethik anderer Völker geschrieben hätte, welche entweder in gar keinem oder nur losem Zusammenhange stehen mit unserer abendländischen, asiatisch-europäischen Bildung und Wissenschaft. Eine anthropologische Orientirung über die Ethik kann auf vorzüglichen Vorarbeiten fußen.

o. β. **Ariost's Rasender Roland** übersetzt von Otto Gildemeister. Erster und zweiter Band. Berlin, Wilhelm Hertz. 1882.

In splendider Ausstattung bietet die Verlagshandlung den Beginn einer neuen Ariostübersetzung dar. Otto Gildemeister, dessen Uebersetzung von Byron's „Don Juan" viel Beifall gefunden hat, gibt auch in diesem Werke erneute Probe seiner Kunst; das schwierige Versmaß ist mit einer graziösen Leichtigkeit behandelt, welche dem Urbild oft so weit nahe kommt, als das überhaupt möglich ist. Nachdem eine kurze Einleitung über das Verhältniß zwischen Bojardo's „Verliebtem Roland" und Ariost's Gedicht das Nöthigste gesagt, und die Beziehungen zwischen beiden Werken dem Leser offenbart hat, beginnt Gildemeister zu erzählen „was nie gemeldet ward in Wort und Lied, Wie er, der weise Mann, vor Liebe schmählich Verrückt ward und in Raserei gerieth." Schalkheit und des Lebens Weisheit, anmuthiges Spiel und bunte Fülle der Gestalten ziehen an uns vorüber in sanftem Flusse; und wie Natur, nach Goethe's schönem Wort im „Tasso", die innig reiche Brust mit einem grünen bunten Kleide deckt, so hüllt er, der Dichter des „Rasenden Roland", alles, was den Menschen ehrwürdig, liebenswürdig werden kann, in's blühende Gewand der Fabel ein. Man darf dem Uebersetzer nachrühmen, daß er seinen bedeutendsten Vorgänger, den alten Gries vielfach übertroffen hat — wenn man gleich im Einzelnen manches anders wünschen wird, und besonders ein gewisses Nachklappern der Schlußverse, welches an manchen Stropben auffällt, fortwünschte. Auch mit einigen gar zu zwanglosen Ausdrücken, wie „vergewissern" oder „purer Schade", konnten wir uns nicht befreunden.

ρ. **The Scottish Review.** Nr. 1. November, 1882. Alex. Gardner, London.

Eine neue große, englische Review hat seit dem 1. November 1882 in London zu erscheinen begonnen und zwar eine, welche — wie der Name: „The Scottish Review" andeutet — vorzugsweise das schottische Element in dem Leben und der Literatur Großbritanniens betonen wird. Specifisch diesem Elemente sind die Artikel „The progress of Theology in Scotland", „The poems of Dr. Walter C. Smith" und „the state of the Highlands" gewidmet. Der vorzüglich geschriebene Artikel: „Thomas Carlyle's apprenticeship" hat ein allgemeineres Interesse. Niemals ist der Einfluß der strengen, tiefen Schottennatur in England stärker hervorgetreten, als bei Carlyle; er hat sich zugleich auf dem intellectuellen und dem moralischen Gebiete geltend gemacht. Mag die Schätzung Carlyle's als die eines „Weisen", eines „Heiligen", um nicht zu sagen eines „Propheten", sich im Laufe der Zeiten modificiren, seine Spuren werden niemals gänzlich verwischt werden können und niemals werden namentlich wir Deutschen vergessen, wie mächtig er dazu beigetragen hat, deutschem Denken und Dichten Raum zu schaffen in der angelsächsischen Welt. Die frisch und kräftig emporstrebende Literatur des jüngsten Zweiges derselben wird in einem weiteren Artikel der Review: „Letters in America" freudig anerkannt und gerecht gewürdigt; wir hätten nur gewünscht, daß er etwas weniger aphoristisch wäre. Der Löwenantheil in dem Ueberblick über die laufende Literatur („Contemporary Literature") fällt natürlich der Theologie zu, welche ja bekanntlich auch immer im Vordergrunde des schottischen Lebens stehet; aber die bedeutenderen Novitäten der englischen und ausländischen, wissenschaftlichen und schönen Literatur werden darum nicht minder nach Gebühr besprochen und das Urtheil erweist sich durchweg als zutreffend, ohne vorgefaßte Meinung. Eine besonders werthvolle Zugabe sind die „Summaries of foreign Reviews", in welchen der Inhalt der leitenden französischen, deutschen, italienischen und holländischen Zeitschriften summarisch, aber mit genauer Sachkenntniß angegeben wird. Wir begrüßen das Erscheinen der neuen Review, welche würdig ihren Platz neben den ältern Schwestern eingenommen hat; sie verspricht, ein neues Medium der Annäherung und Verständigung zwischen britischem und deutschem Geist zu werden.

σ. **Geschichte der deutschen Nation nach den Grundzügen ihrer Entwickelung.** Dargestellt von Hermann Michael Richter. Berlin, Osw. Seehagen. 1882.

Der Verfasser betont, daß das Hauptgewicht der Geschichtschreibung heutzutage nicht mehr auf die Biographien der Individuen, sondern auf die Entwickelung des Volkes im Ganzen fallen müsse. Dies dürfte in der That beinahe die allgemeine Ansicht der deutschen Historiker geworden sein. Man wird ihm ferner darin zustimmen, daß bisher noch keine Deutsche Geschichte geschrieben worden ist, die dem Genüge thut. Freilich entgeht es dem Verfasser nicht, daß auch sein Werk dieses Ziel noch nicht erreicht. Wenn es dem Buche aber gelingt, die Nothwendigkeit dieser Art der Geschichtschreibung von Neuem in weitere Kreise zu tragen, so darf der Verfasser mit Recht das Bewußtsein für sich beanspruchen, an dem Umschwung, den die moderne Historiographie von der Kriegsgeschichte zur Culturgeschichte zu nehmen im Begriff steht an seinem Theile mitgearbeitet zu haben.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. December zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend: §

Bark. — Wanderungen in Spanien und Portugal, 1881—82, von Ernst Bark. Berlin, Rich. Wilhelmi. 1883.

Becker. — Mignon's Eiertanz. Eine Adventsgeschichte von August Becker. Leipzig, Fr. Thiel. 1882.

du Bois-Reymond. — Goethe und kein Ende. Rede bei Antritt des Rectorats der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. October 1882 gehalten von Emil du Bois-Reymond. Leipzig, Veit & Comp. 1883.

Bormann. — Schelmenlieder von Edwin Bormann. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1883.

Born. — Erinnerungen an J. D. H. Temme. Herausgegeben von Stephan Born. Mit Temme's Bildniß. Leipzig, Ernst Keil. 1883.

Boetticher. — Olympia. Das Fest und seine Stätte. Nach den Berichten der Alten und den Ergebnissen der Deutschen Ausgrabungen. Von Adolf Boetticher. Mit vielen Holzschnitten und 15 Tafeln in Kupferradirung, Lithographie etc. Berlin, Julius Springer. 1883.

Braid-Preyer. — Der Hypnotismus. Ausgewählte Schriften von J. Braid. Deutsch herausgegeben von W. Preyer. Berlin, Gebrüder Paetel. 1882.

Brand. — Heinrich von Brabant, das Kind von Hessen. Eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert von H. Brand. Zwei Theile. Kassel, Georg H. Wigand. 1883.

Brennecke. — Um Paris. Eine Erzählung aus großer Zeit. Von Ad. Brennecke. Zürich, Caesar Schmidt. 1883.

Carriere. — Agnes. Liebeslieder und Gedankendichtungen von Moritz Carriere. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1883.

Cinquante ans de liberté. — Tome IV: Histoire des lettres en Belgique par Ch. Potvin. Bruxelles, P. Weissenbruch.

Delbrück. — Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. In 2 Bänden. Von Hans Delbrück. Berlin, G. Reimer. 1882.

Ebers. — Ein Wort. Roman von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1883.

Erckmann-Chatrian. — Ausgewählte Werke von Erckmann-Chatrian. Autoris. Uebersetzung. Eingel und zusammengest. von Ludwig Pfau. Lf. 25/32. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshandlung. 1882.

Fontane. — Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes von Theodor Fontane. Leipzig, W. Friedrich. 1883.

Gierke. — Naturrecht und deutsches Recht. Rede zum Antritt des Rectorats der Universität Breslau. Von Otto Gierke. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1883.

Gildemeister. — Ariost's Rasender Roland, übersetzt von Otto Gildemeister. Erster und zweiter Band. Berlin, Wilhelm Hertz. 1882.

Haeckel. — Indische Reisebriefe von Ernst Haeckel. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1883.

Heyse. — Unvergeßbare Worte und andere Novellen von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1883.

Hiller. — Goethe's musikalisches Leben. Von Ferdinand Hiller. Köln, Du-Mont-Schauberg'sche Buchhandlg. 1883.

Hoffmann. — Der feige Wandelmar. Ein erzählendes Gedicht in vier Gesängen nach einer altdeutschen Sage von Hans Hoffmann. Leipzig, G. A. Liebeskind. 1883.

Hübbe-Schleiden. — Ueberseeische Politik. Zweiter Theil. Colonisations-Politik und Colonisations-Technik. Von Hübbe-Schleiden. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1883.

Hülsen. — Nemesis. Von Helene von Hülsen. Berlin, Otto Janke. 1883.

Jordan. — Sein Zwillingsbruder. Lustspiel in 5 Aufzügen von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1883.

Kaufmann. — Die Finanzen Frankreichs von R. v. Kaufmann. Leipzig, Bibliogr. Institut. 1882.

Kiel. — Die Venus von Milo. Ein neuer Versuch ihrer Ergänzung, Erklärung und Würdigung von Friedrich Kiel. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung. 1882.

Kuntzemüller. — Des Reichskanzlers Fürsten von Bismarck staatsrechtliche und wirthschaftspolitische Anschauungen. Nach seinen Parlamentsreden und anderen öffentlichen Kundgebungen dargestellt von Dr. Otto Kuntzemüller. Berlin, Fr. Kortkampf. 1882.

Lilienfeld. — Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft von Paul von Lilienfeld. I V. Theil. Hamburg und Mitau, E. Behre's Verlag. 1873 81.

Marriot. — Die Familie Hartenberg. Roman aus dem Wiener Leben von Emil Marriot. Berlin, F. u. P. Lehmann. 1883.

Mendel. — Musikalisches Conversations-Lexikon. Eine Encyklopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften für Gebildete aller Stände. Begründet von H. Mendel, vollendet von Dr. A. Reissmann. Ergänzungsband. Berlin, Robert Oppenheim. 1883.

Meyer. — Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, H. Haessel. 1882.

Meyer. — Kleine Novellen von Conrad Ferdinand Meyer. Dritter Band: Plautus im Nonnenkloster. Vierter Band: Gustav Adolf's Page. Leipzig, H. Haessel. 1883.

Mickiewicz. — Herr Thaddäus oder der letzte Einritt in Litthauen von Adam Mickiewicz. Uebersetzt von Siegfried Lipinew. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.

Musset. — Rocca von Alfred de Musset. Deutsch von Ludwig Ganghofer. Wien, Carl Konegen. 1883.

Norrenberg. — Allgemeine Literaturgeschichte von Dr. Peter Norrenberg. II. Bd. 7. Lfg. Münster, Ad. Russell's Verlag. 1882.

Perty. — Ohne die mystischen Thatsachen keine erschöpfende Psychologie. Von Maximilian Perty. Leipzig, C. F. Winter. 1883.

Piderit. — Bühnendichtungen von Theodor Piderit. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Bremen, H. Fischer. 1882.

Pojero. — A traverso la Spagna, di J. Varvaro Pojero. Milano, Fratelli Treves. 1882.

Roeber. — Marionetten. Eine Novelle von Friedrich Roeber. Iserlohn, J. Bädeker.

Rückert. — Saadi's Bostan aus dem Persischen übersetzt von Friedrich Rückert. Leipzig, S. Hirzel. 1882.

Sacher-Masoch. — Der Ilan. Von Sacher-Masoch. Leipzig, E. L. Morgenstern. 1882.

Sacher-Masoch. — Der Juden-Raphael. Von Sacher-Masoch. Leipzig, E. L. Morgenstern. 1882.

Sammlung französischer Neudrucke, herausgegeben von Karl Vollmöller. Bd. 4/5. Robert Garnier, les tragedies, herausg. von Wendelin Foerster. 2./3. Bd.

Schenkendorf. — Der praktische Unterricht. Eine Forderung der Zeit an die Schule. Sein erziehlicher, volkswirthschaftlicher und socialer Werth. Von Emil von Schenkendorf, Mitglied des Hauses der Abgeordneten und der Unterrichtscommission desselben. Breslau, F. Hirt.

Scherer. — Geschichte der Deutschen Litteratur von Dr. Wilhelm Scherer, o. ö. Professor der Deutschen Litteraturgeschichte an der Universität Berlin. Siebentes Heft. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1882.

Schöll. — Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens. Gesammelte Abhandlungen von Adolf Schöll. Berlin, Wilhelm Hertz. 1882.

Spielhagen. — Beiträge zur Theorie und Technik des Romans von Friedrich Spielhagen. Leipzig, L. Staackmann. 1883.

Tandem. — Extramundana. Von C. Felix Tandem. Leipzig, H. Haessel. 1883.

The Scottish Review. No. I. November 1882. Alex. Gardner, London.

Tobler. — Schweizerische Volkslieder. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Ludwig Tobler. Frauenfeld, J. Huber. 1882.

Treitschke. — Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Zweiter Theil. (Bis zu den Karlsbader Beschlüssen.) Leipzig, S. Hirzel. 1882.

Waldmüller. — Aus den Memoiren einer Fürstentochter. Von Robert Waldmüller (Ed. Duboc). Mit einem Holzschnitt-Porträt. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne. 1883.

Weddigen. — Die Hohenzollern und die deutsche Litteratur. Eine litterarhistorische Studie von Dr. F. Z. Otto Weddigen. Düsseldorf, L. Voß & Comp. 1883.

Wennemar. — Der Postillon. Ein livländischer Roman von Peter Wennemar. 3 Bde. Dresden, Heinrich Minden. 1883.

Wildenbruch. — Novellen von Ernst von Wildenbruch. Enthaltend: Francesca von Rimini. — Vor den Schranken. — Brunhilde. Berlin, Freund & Jockel. 1882.

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1883. Herausgegeben von einer Gesellschaft Zürcherischer Geschichtsfreunde. Neue Folge, sechster Jahrgang. Zürich, S. Höhr. 1883.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Probenummern gratis.

Man abonnire frühzeitigst bei der nächstgelegenen Postanstalt, damit die Zustellung des „Berliner Tageblatt" vom 1. Januar ab pünktlich erfolge.

Erscheint täglich zweimal (als Morgen- und Abendblatt) in einer Auflage v. ca.

70,000 Exemplaren,

wovon außerhalb Berlins

36,000 Abonnenten.

Berliner Tageblatt.

Gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

[224]

Die besonderen Vorzüge, denen dasselbe die großen Erfolge verdankt, sind:

Täglich zweimaliges Erscheinen als Morgen- und Abendblatt. Letzteres wird bereits mit den Abendzügen befördert, womit den Abonnenten außerhalb Berlins besonders gedient ist.

Freisinnige, von allen speziellen Fraktionsrücksichten unabhängige, politische Haltung, die es dem „Berliner Tageblatt" gestattet, zu jeder einzelnen Frage ein objektives Urtheil freimüthig abzugeben.

Zahlreiche Spezial-Telegramme von eigenen Correspondenten an den Hauptweltplätzen, durch welche das „Berliner Tageblatt" mit den neuesten Nachrichten allen anderen Zeitungen stets voraus zu eilen im Stande ist.

Ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- und Herrenhauses, sowie des Reichstags. Eine kurzgefaßte resümirende Uebersicht folgt den Verhandlungen bis kurz vor Beginn des Druckes des Abendblattes.

Vollständige Handelszeitung, sowohl die Fonds-**Börse** als den **Produkten-** und **Waarenhandel** umfassend, nebst genau sich anschließenden **ausführlichen Kurszettel** der Berliner Börse. **Ernteberichte. Eisenbahn-Einnahmen.**

Ziehungslisten der preußischen und **Sächsischen Lotterie**, sowie Auslosungen der wichtigsten Loospapiere. **Patent-Ertheilungen.**

Graphische Wetterkarte nach telegraphischen Mittheilungen der Deutschen Seewarte vom selben Tage.

Militärische und Sportnachrichten Personal-Veränderungen der **Civil-** und **Militär-Beamten. Ordens-Verleihungen.**

Reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen, interessante **Gerichtsverhandlungen**, wodurch auch das Bedürfniß nach einer **unterhaltenden** und über die Tagesereignisse orientirenden Lektüre täglich befriedigt wird.

Theater, Kunst, Litteratur und Wissenschaft finden im täglichen Feuilleton des „Berliner Tageblatt" sorgfältige Behandlung. Auch erscheinen darin die **Romane und Novellen unserer ersten Autoren.** So ist das „**Berliner Tageblatt**" in der bevorstehenden Saison, das letzte hinterlassene Werk

Berthold Auerbach's Meister Bieland u. seine Gesellen

im nächsten Quartal zu veröffentlichen.

Es wird den Lesern einer hohen, wenn auch mit Schwermuth gepaarten Genuß gewähren, die letzte Schöpfung des heimgegangenen Dichters kennen zu lernen.

Außerdem erscheint das neueste Werk des allbeliebten Romanschriftstellers

Friedrich Friedrich: „Am Horizont"

Einungewöhnlich spannender Roman, dessen reich bewegte Handlung aus den politisch-sozialen Kämpfen unserer Zeit geschöpft ist. Ferner wird die Veröffentlichung der

Memoiren des Geh. Reg.-Rath Stieber,

welche allgemeines Aufsehen erregen, fortgesetzt.

Außerdem empfangen die Abonnenten des „Berliner Tageblatt" die werthvollen Separat-Beilagen:

„U. H. K". Illustrirtes Witzblatt. Dasselbe sorgt mit seinem theils ächt satirischen, theils harmlos gemüthlichen Humor in Wort und Bild für die Nachtheil der Leser.

„Deutsche Lesehalle", illustrirtes belletristisches Sonntagsblatt, der Unterhaltung und Belehrung gewidmet.

„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft", welche neben dem namentlich für den kleineren Landwirth Wissenswerthen, praktische Winke für den Gartenbau und zahlreiche Kochrezepte für die Hauswirthschaft bringen.

Diese Fülle anregenden und unterhaltenden Lesestoffs bietet das „**Berliner Tageblatt**" zu dem enorm billigen Abonnementspreise von nur

(für alle 4 Blätter zusammen) **5 Mk. 25 Pf.** für das Vierteljahr.

Verlag von **Fr. Korthampf** in **Berlin, W.**

Ausgewählte Reden des Fürsten von Bismarck.

Mit einer biographischen Skizze, erläuternden Einleitungen und Anmerkungen, sowie einem Anhang, enthaltend: Reden des Abgeordneten v. Bismarck-Schönhausen aus den Jahren 1847 bis 1852. Klein-Oktav. [237]

Band I: Reden aus den Jahren 1862 bis 1870.

Band II: Reden aus den Jahren 1871 bis 1877.

Band III: Reden aus den Jahren 1878 bis 1881.

Anhang: Reden von 1847 bis 1852.

Zusammen in Leinwdbd. 20 M., eleg. Halbfrzbd. 25 M.

In Vorbereitung Band IV.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Beiträge zur Theorie u. Technik des Romans

von

Friedrich Spielhagen.

[218]

Preis brosch. M. 6.—, in eleg. Halbfranzbd. M 7.50

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Enorme

Preisherabsetzung!

Eine klassische [214]

Bibliothek f. 30 Mark

in sehr eleganten, noch mit Gold verzierten Einbänden:

1. Schiller's sämmtl. Werke, 12 Bde.
2. Goethe's Werke, 16 Bde.
3. Lessing's sämmtl. Werke, 6 Bde.
4. Körner's sämmtl. Werke, in 1 Bd.
5. Hauff's sämmtl. Werke, 2 Bde.
6. Shakespeare's sämmtl. Wrk., 12 B.
7. Zschokke's sämmtl. hum. Rep. 3 B.
8. Homer's sämmtl. Werke, 2 Bde.
9. Kleist's dram. Meisterwerk, 2 Bde.

Alle neun anerkannt vorzüglichen Werke in **schönem großem Format** und in den **prachtvollsten Einbänden** zusammen

für nur 30 Mark!

liefert unter Garantie für **neu** und **fehlerfrei**

Selmar Hahne's Buchhandlung,

Berlin, S., Prinzenstraße 54.

N.B. Die Besichtigung steht Jedermann täglich frei. Versand gegen Einsendung oder Nachnahme.

Prospecte und Kataloge gratis.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:

Aleyei.

Trauerspiel

in fünf Aufzügen

von

Heinrich Kruse. [231]

8. Preis geheftet: M. 2.—,
Elegant gebunden: M. 3.—.

La livraison de *décembre* de la BIBLIOTHÈQUE UNIVERSELLE ET REVUE SUISSE contient les articles suivants: [235]

I. LA DÉMOCRATIE ET SON AVENIR, par M. *Numa Droz.*
II. PAUVRE MARCEL.—Nouvelle, par M. *T. Combe.* (Cinquième et dernière partie.)
III. SUPERSTITIONS CONTEMPORAINES. — LE SPIRITISME, par M. *A. de Verdilhac.*
IV. CLÉMENT MAROT, par M. *G. Lanson.* (Seconde et dernière partie.)
V. LA HOLLANDE CONTEMPORAINE. — LA HAYE, par M. *Ed. Tallichet.* (Seconde et dernière partie.)
VI. CHRONIQUE PARISIENNE.
Le *Pèlerin*, les juifs et le duel. — MM. Stanley et de Brazza. — Petites nouvelles littéraires. — *Cinquante ans de vie littéraire*, par M. Mary-Lafon. — M. Edouard Grenier: *Poésies complètes.* — M. Barbey d'Aurevilly: *Une histoire sans nom.* — Publications diverses. — *Marca*, par Mme Jeanne Mairet.
VII. CHRONIQUE ITALIENNE.
Napoleone Caix. — Lenau et Leopardi. — M. Bartoli et Béatrice. — Le comte Rusconi et Guerrazzi. — Mlle Teresita Antona-Traversi. — Arlequin et le cardinal Gonzague. — L'amour a cent yeux.
VIII. CHRONIQUE ALLEMANDE.
L'œuvre de M. Rosegger. — M. de Bismarck et l'orthographe allemande. — Une édition critique de Goethe. — La mort de Gustave-Adolfe, racontée par un romancier.
IX. CHRONIQUE ANGLAISE.
La croissance de la ville de Londres. — Le catholicisme anglais et les miracles modernes. — La société de recherche psychique. — Un roman américain — Petites nouvelles. — La mission Palmer. — L'Angleterre préhistorique.
X. BULLETIN LITTÉRAIRE ET BIBLIOGRAPHIQUE.

La *Bibliothèque universelle* paraît au commencement de chaque mois par livraisons de près de 200 pages. Pour tous les pays de l'Union postale: Un an: 25 fr. — Six mois: 14 fr. — Lausanne, Bureau de la *Bibliothèque universelle*; chez tous les libraires, et auprès des bureaux de poste.

Verlag von **Hermann Costenoble in Jena.**

Die Katakomben
von
San Gennaro dei Poveri in Neapel.

Eine kunsthistorische Studie
von
Victor Schultze. [240]

Mit 10 lithogr. Tafeln. gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Deutsches Dichterbuch aus Österreich.

Herausgegeben von Karl Emil Franzos. Gr. 8°. Pr. geh. M. 7.50. geb. M. 9.50. (Velinpapier, ornamentirt.)

Ein ästhetisch werthvolles und charakteristisches Gesammtbild der neueren deutschen Dichtung in Österreich mit bisher ungedruckten Beiträgen Grillparzer's, Anastasius Grün's, Halm's, Hebbel's und Fr. Beck's. Von den lebenden Poeten Österreichs fehlt auch kaum Ein hervorragender Name, die bedeutendsten sind auch quantitativ am meisten vertreten; neben der Lyrik hat auch Epos und dramatische Dichtung Berücksichtigung gefunden. Von Namen seien angeführt: Bauernfeld, Saar, Ebert, Frankl, Rosegger, Anzengruber, Milow, Wickenburg, Ebner, Christen, Nissel, Rollett, Silberstein, Byr, Nordmann, Kalbeck, Lorm, Lipiner, Julius von der Traun, Hamerling u. s. w., u. s. w. [221]

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Venus von Milo. [225]

Ein neuer Versuch ihrer Ergänzung, Erklärung und Würdigung

von

Dr. ph. Friedrich Kiel.

Mit 1 Holzschnitt-Tafel. Lex.-8. 1882. 2 Mark 40 Pf.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao. 1 Pfd. = 100 Tassen.

Preis: per 2/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 80 Pfennig.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Colonial-, Delicatessen- und Droguengeschäften. [215]

Binet fils et Cie, Reims,

Champagnes Élite & Dry Élite, empfiehlt dem Kenner und Feinschmecker der **Generalagent** [216] *J. Nebrich, Köln.*

Dreischach

epochemachende Neuheit'
D. Reichs-Patent 12583,
ein Schach f. 2 u. 3 Personen
empfiehlt incl. Brett nebst Beschreibung per Stück Mark 10.—

C. Bütow, Nürnberg,

Dampfschachfabrik.

en gros Rabatt.

Für solide Waare garantirt. —

Bei Nichtconvenienz

Umtausch

gestattet. [220]

Cotillon

und Carneval-Gegenstände, Masken und Costüme aus Stoff, Orden, Touren, Mützen etc. empfiehlt die Fabrik von [219]

Gelbke & Benedictus, Dresden.

Illustr. deutsche u. franz. Preiscour. grat. u. frc.

Im Verlage von **A. G. Liebeskind** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen: [236]

Die äussere Form neuhochdeutscher Dichtung von **Rudolf Asmus.** M. 5.—.

Geschichte der Deutschen Nation

nach den Grundzügen ihrer Entwickelung dargestellt

von

Herm. Mich. Richter. [234]

Preis brosch. 5 M. — Eleg. gebunden 6 M.

„Das vorliegende Buch zeigt den Charakter einer nach klarem Plane sorgfältig ausgeführten Arbeit. Es ist eine deutsche Geschichte für Vielbeschäftigte: **gewichtiger, wohlgeprüfter Inhalt** in leicht lesbarer Form übersichtlich dargelegt."
Kölnische Zeitung.

„Der Verfasser bekundet eine gewandte Geschicklichkeit, die wissenschaftlichen Ergebnisse der seitherigen Forschungen zu verwerten. — Die warme Begeisterung für Deutschlands politische Größe machen das Buch recht geeignet, in weiteren Kreisen belehrend und erhebend zu wirken."
Deutsche Litteraturzeitung.

„Und man muß gestehen, es sind klare und reine Lichtstrahlen, mit denen der Verfasser die Geschehnisse beleuchtet. Modern in der Grundidee, freisinnig, von musterhafter historischer Objektivität auch in der Beurteilung der Gegner, national trotz kosmopolitischem Endziel, darf das Buch bestens empfohlen werden." Wiener „Deutsche Zeitung".

„Das ist eine bedeutende und eigenartige Leistung, deren Studium Geschichtsfreunden und Geschichtslehrern warm empfohlen werden muß." Pädagog. Jahresbericht.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Ausführliche Prospekte **gratis**.

Verlag von **Oswald Seehagen** in **Berlin**, S.W. Königgrätzerstraße 65.

Neues Abonnement beginnt im Januar.

Wochenschrift für
Politik, Litteratur, Kunst u. Wissenschaft.

Reichhaltigste deutsche Wochenübersicht. Das Neueste und Interessanteste aus allen Gebieten. Enthält das Wissenswerteste aus neuen Büchern und Broschüren, aus allen grösseren Zeitungen und Zeitschriften aller Parteien.

Wöchentlich 32 Folioseiten.

Verlag von J. H. Schorer in Berlin, S.W.

Das
ECHO

Beste Zeitung für Vielbeschäftigte und für Deutsche im Auslande.

Preis vierteljährlich M. 2.50 oder fl. 1.63 Ö. W. = Fr. 3.35.

Man abonniert auf der Post und in den Buchhandlungen.

Mit Kreuzbandversendung nach dem Weltpostgebiete 4 M. oder fl. 2.30 Ö. W. = 5 Fr. Nach Ländern ausserhalb d. Weltpostvereins M. 5.50 vierteljährlich.

[242]

Probenummern gratis und franko.

Verlag von **Wilh. Engelmann** in Leipzig.

Weber's Allgemeine Weltgeschichte.

[239]

Zweite Auflage.

Alle 2—3 Wochen eine Lieferung à 1 M. Jährlich 2—3 Bände; in 15 Bänden complet. Jeder Band einzeln käuflich. — Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Erschienen ist: 1 Band. **Geschichte des Morgenlandes.** 1882.

geh. M. 7.—, einf. geb. M. 8.25, eleg. geb. M. 9.—.

Die aus dem Biliner Sauerbrunn gewonnenen
PASTILLES DE BILIN
(Biliner Verdauungszeltchen)
bewähren sich als vorzügliches Mittel bei Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht und beschwerlicher Verdauung, bei Magenkatarrhen wirken überraschend bei Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus, u. sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen.
Depots in allen Mineralwasser-Handlungen, in den meisten Apotheken und Droguen-Handlungen.
Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).
[228]

1 Probekiste
mit 12 ganzen Flaschen in 12 ausgewählten Sorten
GRIECHISCHE WEINE
von Cephalonia, Corinth, Patras und Santorin versendet — Flaschen u. Kisten frei — zu **19 Mark**
J. F. MENZER, Neckargemünd, Ritter des Königl. Griech. Erlöserordens.
[227]

PEINTURE-BOGAERTS.
Wunderbar vollendete, **nicht auf Papier,** sondern direct auf Malerleinwand gearbeitete Copien nach **Original-Gemälden** von **H. J. Burgers, Seitz, de Block** etc. Cataloge gratis und franco durch jede Buch- und Kunsthandlung.
„Heinri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland."
Neu!!! **de Block,** Fischers Abschied und Wiedersehen. [230]

Meine wahrhaft schön singenden
Kanarienvögel
werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dürsten, Erfrieren d. Vögel unmöglich ist.
R. Maschke,
St. Andreasberg im Harz.
[229]

Neuer Verlag von J. C. B. Mohr in Freiburg i. B.

Bartsch, K., Prof. in Heidelberg. **Gesammelte Vorträge** und Aufsätze. 8. M. 8.—. [232]
Aus dem Inhalt: Aus der Kinderzeit I. II. — Die dichterische Gestaltung der Nibelungensage. — Wolframs von Eschenbach Parzival. — Tristan und Isolde. — Die Treue in deutscher Sage und Poesie. — Die Formen des geselligen Lebens im Mittelalter. — Italienisches Frauenleben im Zeitalter Dante's.

Im Verlage von E. KEMPE in LEIPZIG erscheinen:
Caesar übers. von *Franz Violet.* Sallust übers. von *Dr. Victor Pfannschmidt.*
Herodot = = *Prof. J. Mahly.* Tacitus = = *Dr. Paul von Boltenstern* und *Dr. H. Stoessell.*
Plutarch = = *Dr. Paul von Boltenstern* und *Dr. H. Stoessell.* Thucydides = *Prof. Dr. Eyssenhardt.*
Xenophon = *E. Flemming.*
Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet. —
Etwa 130 Hefte à 50 Pf., oder 18 Bände à 4 M. Jeder Band ist einzeln käuflich. —
Von der Tacitus-Uebersetzung sagt z. B. das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes 1881, Nr. 24:
„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."
Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt.
Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. — [238]

Die in dem vorliegenden Hefte so ehrenvoll besprochenen

Gedichte

von

Conrad Ferdinand Meyer

sind in meinem Verlage erschienen und geheftet zu M. 5.—, gebunden zu M. 6.— durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Leipzig, December 1882. **H. Haessel's Verlag.** [233]

PRUSIAS

von

Ernst Eckstein.

Neuer Roman aus der römischen Geschichte.

Erscheint vom Januar ab in [243]

Schorer's Familienblatt

(bisher **Deutsches Familienblatt**).

Preis vierteljährlich M. 1.60, in Heften zu 50 Pf.
Probenummern gratis und franco.

Verlag von **J. H. Schorer**, Berlin S.W.

Ein höherer Beamter,

Dr. philosophiae, in der zweiten Hälfte der Dreissiger stehend, welcher ausser gewöhnlich schnell avanciert ist und schon seit einigen Jahren eine selbständige und leitende Stellung einnimmt, in der er Gelegenheit gehabt, organisatorisches Talent zu beweisen, bei leistungsfähiger Arbeitskraft wohl imstande und nicht abgeneigt, sich in ein neues Fach binnen Kurzem hineinzuleben, — hegt, nicht etwa durch Misserfolg in seiner jetzigen Thätigkeit, sondern lediglich durch Rücksichten auf persönliche Verhältnisse bestimmt, den Wunsch, seinen jetzigen Wirkungskreis mit **einer leitenden Vertrauensstellung in einer privaten Verwaltung**, am liebsten — jedoch nicht ausschliesslich — in einer solchen, welche ein literarisches Gebiet berührt, zu vertauschen.

Offerten unter **K. D.** besorgt dieses Blatt. [247]

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Herm. Hettner's

Morgenroth

1847—1851

von [246]

Jac. Moleschott.

In hocheleg. Ausstattung gedruckt mit Schwabacher Schrift, eleg. geh. M. 5, in Prachtband mit roth oder Goldschnitt M. 4.50.

Der berühmte Physiologe bietet diesmal eine Gabe schönwissenschaftlichen Inhalts, von hohem literar. Interesse. Vorzügliches Festgeschenk bei Einsendung des Betrags auch franco per Post durch Unterzeichneten.

Gießen, Verlag von Emil Roth.

Das „Ausland",

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

beginnt am 1. Januar 1883 unter der Leitung von Professor Dr. **Friedrich Ratzel** in München seinen sechsundfünfzigsten Jahrgang. Das **„Ausland"** wird von jetzt an Illustrationen, Karten und Pläne überall da bringen, wo das Verständniß des Textes es erheischt und wird dadurch, wie auch durch die beständige Erweiterung seines Mitarbeiterkreises und die Bereicherung und Vertiefung der seit dem letzten Jahre eingeführten, bewährten Abschnitte „Notizen" und „Kleinere Mittheilungen" seiner Aufgabe, eine **Uebersicht des Wissenswerthen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde und eine vollständige Chronik aller Fortschritte auf diesem Gebiete** zu sein, immer näher kommen. [248]

Preis pro Quartal 7 Mark,
bei directer Zusendung unter Kreuzband M. 8.30.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Adam Mickiewicz,

Herr Thaddäus oder der letzte Einritt in Litauen.

Uebersetzt von

Siegfried Lipiner. [222]

gr. 8. 334 S. Pr. geh. M. 6.— no., geb. M. 7.50 no.

„Herr Thaddäus" ist eines der Hauptwerke dieses größten aller slavischen Dichter und zugleich das eigentliche Nationalepos der Polen. Die Uebersetzung schließt sich allen poetischen Nuancen der berühmten Dichtung auf's Getreueste an und hat, nach dem öffentlich ausgesprochenen Urtheile der Kenner, die volle dichterische Kraft des Originals. Das Werk ist zugleich als erster Band einer deutschen Gesammtausgabe der poetischen Schöpfungen des Mickiewicz anzusehen.

Indische Reisebriefe

von

Ernst Haeckel.

23 Bogen Groß-Octav. Elegant geheftet 10 Mark.

Inhalt:

I. **Unterwegs nach Indien.** Zurüstungen. Der „Helios". Von Triest nach Aegypten. Durch den Suez-Canal und das rothe Meer nach Aden und Bombay.

II. **Eine Woche in Bombay.** Malabar-Hill. Die schwarze Stadt. Todten-Bestattung. Das Braminendorf Walkeschwar. Elephanta. Höhlentempel von Carli in Dekkan.

III. **Colombo.** Fort Pettah. Palmen. Bevölkerung von Ceylon.

IV. **Whist-Bungalow.** Mündung des Kelany-Flusses. Pflanzen- und Thierwelt. Klima.

V. **Kaduwella.** Dorf-Scenerie von Ceylon. Djungle. Buddha-Tempel.

VI. **Peradenia.** Botanischer Garten. Blutegel. Brillenschlange.

VII. **Kandy.** Königs-Palast. Fairyland.

VIII. **Die Galla-Colombo-Straße.** Singhalesische Postkutsche. Scenerie der Südwestküste von Ceylon.

IX. **Punto-Galla.** Tarsis. Königin-Haus. Villa Marina. Korallen-Bänke.

X. **Belligemma.** Rasthaus. Sokrates. Ganymedes. Babua.

XI. **Ein zoologisches Laboratorium in Ceylon.** Einrichtung. Ausleger-Canoes. Fischerei. Sammlung.

XII. **Sechs Wochen unter den Singhalesen.** Tages-Eintheilung. Nahrung. Tauschhandel. Polyandrie. Feierlichkeiten.

XIII. **Basamuna und Mirissa.** Pandanus-Wald. Die rothen Lampen.

XIV. **Kogalla und Boralu.** Inseln im See. Naturwunder. Urwald.

XV. **Matura und Dondera.** Südspitze der Insel. Tempel. Südlichste Meer-Fahrt.

XVI. **Die Kaffee-Districte des Hochlandes.** Pflanzer. Tamilen.

XVII. **Nurellia.** Sanitarium. Klima und Vegetation des Hochlandes. Pedro-Talla-Galla.

XVIII. **Am Ende der Welt.** Patrus. Elephanten. Horton-Plain's.

XIX. **Der schwarze Fluß.** Billahuloya. Ratnapura-Fluß-Scenerie. Caltura.

XX. **Heimwärts über Aegypten.** Indischer Ocean. Suez. Cairo. Aegyptische Verhältnisse. Triest. Heimkehr.

[249]

Ernst Haeckel's „Indische Reisebriefe", im Laufe des letzten Jahres an die „Deutsche Rundschau" gerichtet, haben weit über die Grenzen Deutschlands hinaus das allseitigste Interesse erregt. Wenn dieselben, nunmehr vom Verfasser sorgfältig revidirt und erweitert, in Gestalt eines stattlichen Bandes vor das deutsche Publicum treten, so dürfen sie der freudigsten Aufnahme seitens der gebildeten Lesewelt gewiß sein. Es liegt über diesen „Indischen Reisebriefen", die unter den frischen und unmittelbaren Eindrücken des Wunderlandes Indien geschrieben wurden, gleichsam die strahlende Lichtfülle des wolkenlosen Tropenhimmels ausgebreitet; niemals ist die Pracht und der Glanz tropischer Vegetation anschaulicher geschildert worden als von dem berühmten deutschen Forscher, der mit der Fülle seines Wissens höchste Meisterschaft des Styles verbindet. So vereint sich hochinteressanter wissenschaftlicher Inhalt mit vollendeter Form der Darstellung, um dem neuesten Werk Ernst Haeckel's einen der hervorragendsten Plätze in der Literatur der Gegenwart zu sichern.

Vorräthig in allen größeren Buchhandlungen des In- und Auslandes; gegen **vorherige Einsendung des Betrages** auch zu beziehen von der Verlagshandlung

Gebrüder Paetel in Berlin W., 35, Lützowstraße 7.

Mit dem 1. Januar 1883 beginnt ein

neues Abonnement

auf die

Illustrirte Berliner Wochenschrift

Der Bär.

[250]

Wöchentlich eine Nr. von 12—16 Quartseiten mit zahlreichen Illustrationen.

Preis pro Quartal nur 2 Mark.

Seit einer Reihe von Jahren hat sich der „Bär" in den besten Kreisen der Reichshauptstadt, der Mark Brandenburg und des ganzen preußischen Vaterlandes so fest eingebürgert, daß er mit Recht gegenwärtig als die

beliebteste und interessanteste Wochenschrift

nicht nur jedes Berliners und Brandenburgers, sondern des ganzen preußischen Volkes angesehen wird.

Der „Bär" schildert in seinen Romanen und Aufsätzen, deren culturhistorische Bedeutung längst anerkannt ist, das Leben und Treiben in der Mark und in Preußen zur Zeit des kurfürstlichen und königlichen Regiments, das Leben am Hofe, das mannigfache Treiben der Bürger in **spannender, unterhaltender und belehrender** Weise. Aber auch die Gegenwart und ihre Geschichte findet eingehendste Behandlung in zahlreichen, gediegenen Aufsätzen hervorragender Mitarbeiter. Jede neue Einrichtung und Erfindung, deren erstes Versuchsfeld ja in den meisten Fällen Berlin ist, wird stets sofort im „Bär" durch Wort und Bild dem Leser zur Anschauung gebracht. Aus der Fülle der zunächst zur Veröffentlichung bestimmten Artikel heben wir nur einige wenige hervor:

An **Erzählungen** erscheinen zunächst: „Was wird sie thun?" Novelle von A. Rinhart; Herzogin Sophie von Württemberg, eine brandenburgische Geschichte von Fritz Ellguth; Werner von Holtzendorff, eine brandenburgische Geschichte von Oskar Schwebel; Ephraim und Gotzkowsky, eine Erzählung aus dem Berliner Kaufmannsleben des 18. Jahrhunderts von W. Wenergang ꝛc.

An **größeren Abhandlungen** wird der kommende Jahrgang u. A. enthalten: Brandenburgische Adelssitze (Tamsel, Bonzenburg, Klein-Machenow ꝛc.) von Oskar Schwebel; Prinzeß Anna Amalie von Preußen und Baron Friedrich von der Trenk; Prinz August bei Prenzlau; Wie die Bauleute im Mittelalter ein Haus bauten (mit Illustration aus dem 15. und 16. Jahrhundert); Böttcher und die Erfindung des Porzellans; Geschichte des Brautkranzes; Kloster Chorin; Etwas vom alten Schadow von Theodor Fontane; Geschichte der Berliner und Märkischen Gymnasien (Graues Kloster, Friedrich-Wilhelms-Gymnasium ꝛc.); M. von Oesfeld, die Prophezeihungen des Schlossermeisters Rhode in Potsdam; Die Geschichte von zwei Särgen; Die Geschichten von Frankfurt a. O., Küstrin, Königsberg i. N.: Der in einem Weinfasse begrabene Hofnarr Gundling; Eine Wanderung durch das Berliner Zeughaus, eine Geschichte seiner Sammlungen ꝛc. ꝛc. Die Brandenburger im 30jährigen Kriege, oder das Kriegswesen in Brandenburg und Preußen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von R. Lutter; Katharine, Gräfin von Wartenberg, von Heinrich Wagener (Schluß); Der Neubau der Kriegsakademie (mit Illustration von Ernst Höppner); Prinzeß Wilhelm und ihr Erstgeborener (mit Portraits); Markgraf Gero von Brandenburg von Hans Joachim von Rippern (mit der Illustration von Karl Gehrts „Das Gastmahl des Gero").

Ferner geben wir **die Portraits und Biographien** der nachstehenden Personen: Karl Fr. Becker (Verfasser der Weltgeschichte), Prof. Bleibtreu, Buttmann, Calandrelli, Ende, Graf Gotter, Graun, Fürst Hardenberg, Bischofswerder und Wöllner, Hufeland, Lortzing, Baurath Hobrecht, Prinz Louis Ferdinand, Prof. Mandel, Quantz, Prof. Schaper, Schleiermacher, Suhm, Zumpt, Rahel Varnhagen ꝛc. ꝛc.

Wir bitten jeden Zeitungsleser, eine Probenummer des „Bär" von uns **gratis** und **franco** zu verlangen und empfehlen jedem, der sich für die Reichshauptstadt und unser Vaterland interessirt, das neue Quartal zum Abonnement.

Berlin W., Lützowstraße 7.

Die Expedition des „Bär"
Gebrüder Paetel.

Freunden einer geistig anregenden und unterhaltenden Lektüre

kann mit vollem Recht das „Deutsche Montags-Blatt" empfohlen werden. Diese durch und durch **originelle** literarisch-politische Wochenschrift, welche die **hervorragendsten** deutschen Schriftsteller zu ihren Mitarbeitern zählt, enthält eine Fülle geistvoll geschriebener Artikel, die ein treues Spiegelbild der politischen, literarischen und künstlerischen Strebungen unserer Tage darstellen. Jede neu auftauchende Frage, jede neue Erscheinung in Wissenschaft, Politik, Kunst und Leben findet im **„Deutschen Montags-Blatt"** unparteiische und erschöpfende Behandlung, während die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart in elegantester Form interessante Beleuchtung erfahren. Belletristische Feuilletons und Humoresken sorgen für die Unterhaltung der Leser. [223]

Diese literarisch-politische Zeitschrift ersten Ranges, welche am **zeitungslosen** Tage, dem Montag, erscheint, verbindet die Vorzüge einer unterhaltenden und anregenden **Wochenschrift** mit denen einer wohlinformirten, reich mit **Nachrichten** aus erster Quelle ausgestatteten **Zeitung**, und so entspricht das **„Deutsche Montags-Blatt"** in seiner Doppel-Natur einem **entschiedenen Bedürfniß des gebildeten Lesepublikums**, wofür die große Verbreitung den besten Beweis liefert.

Alle **Reichspostanstalten** und **Buchhandlungen** nehmen Abonnements zum Preise von **2 Mark 50 Pf.** pro Quartal entgegen. Zur Begegnung von Verwechselungen verweise man bei Postbestellungen auf **Nr. 1304** der Post-Zeitungs-Preisliste pro **1882. Probe-Nummern** versendet **gratis** und **franco** die Expedition des **„Deutschen Montags-Blatt", Berlin SW.**

Neueste und vollständigste **deutsche Landeskunde.**

Soeben erscheint: **Neumanns** [217]

Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs,
mit **Ravensteins großem Spezialatlas v. Deutschland**, geb. und illustriert mit 30 Städteplänen, vielen statistischen Karten und mehreren Hundert Abbildungen deutscher Staaten- und Städtewappen ꝛc. Komplett in 40 Lieferungen zu 50 Pf. **Wöchentlich eine Lieferung.**

Enthält auf 1500 Oktavseiten in ca. 40,000 Artikeln alle auf Deutschland bezüglichen topographischen Namen, sämmtliche Staaten und deren Verwaltungsbezirke sowie alle irgendwie erwähnenswerten Ortschaften. Die Einwohnerzahlen nach neuestem offiziellen Material, die Erhebungen über die Religionsverhältnisse, Angaben über die Verkehrsanstalten, die Gerichtsorganisation, Industrie, Handel und Gewerbe sowie zahlreiche historische Notizen jedem Land und Ort beigefügt.

Durch die Beigabe des ausgezeichneten Ravensteinschen Spezialatlas wird dem für die Vaterlandskunde wichtigen Werk die wertvollste Ergänzung.

= Subskription in allen Buchhandlungen. =

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Verlag von [241]
Gustav Fischer in **Jena.**
Soeben erschien:
Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck von Ernst Haeckel.
Preis: 1 Mark 50 Pf.

C. R. Stolle's Antiquariat in Harzburg offerirt: [226]

1 **Meyer's Konversations-Lexikon.** Neueste Auflage. 16 Bde., incl. Register- und Ergänzungsband, wie neu, statt 160 M. nur 100 M.

1 **Dasselbe.** 19 Bde. (3 Supplementbände), wie neu, statt 190 M. nur 117 M. 50 Pf.

1 **Brehm's Thierleben.** 10 Bände, geb. wie neu, statt 150 M. nur 100 M.

1 **Generalstabs-Werk** von 70/71, mit sämtlichen Karten und Plänen, wie neu, statt 118 M. nur 65 M.

1 **Kneschke's vollständiges deutsches Adelslexikon.** Pracht-Ausgabe in 9 eleg. Halbfranzbänden, statt 160 M. nur 50 M.

Soeben erschienen: [244]

General-Register der Deutschen Rundschau.

Preis, gebunden oder geheftet, **portofrei**, M. 4.—

Bangor, U. S. A., Verlag von Q. P. Index.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Walther von der Vogelweide, Gedichte. Nachgedichtet von Dr. **Adalbert Schröter.** 8. Mit Kopfleisten und Initialen. Eleg. broch. M. 3., in eleg. stilvollen Einband M. 4.

Nach den Urtheilen unserer **namhaftesten Germanisten,** des Herrn Geh. Hofrath Prof. Dr. Zarncke und Herrn Professor Dr. Erich Schmidt in Wien u. a. ist Niemand geeigneter, wie Herr Dr. Schröter, die deutschen Dichtungen des Mittelalters in edler Form nachzudichten, **„denn seine Sprache hat einen feinen lyrischen Schmelz" und besitzt derselbe eine seltene Gewandtheit, den treffenden Ausdruck zu finden und über das Ganze einen zartedeln Ton zu verbreiten.**
Die vorgelegten Proben wurden durch Herrn Prof. Er. Schmidt „allen bisherigen Erneuerungsversuchen für weit überlegen" erklärt.

Das Nibelungenlied. Nachgedichtet von Dr. **Adalbert Schröter.** 2 Theile in 1 Bde. 8. Mit Kopfleisten und Initialen. In eleg. Ausstattung. Broch. M. 6., in stilvollem Einband M. 7.50.

Das Nibelungenlied hat in der vorliegenden Form nach dem Urteile des Herrn Geh. Hofrats Professor Dr. Friedrich Zarncke **zu Leipzig wohlbegründeten Anspruch, „als die gelungenste aller existierenden Erneuerungen des Nibelungenliedes bezeichnet zu werden,** indem sich der Umdichter seiner Aufgabe in glänzender Weise entledigte. Es ist ein Wohlklang in seinen Versen und eine Pracht in seiner Diktion, mit der sich nur wenige Dichter werden messen können." „Es handelt sich bei dieser Umdichtung darum, **daß unsere gebildeten Leserkreise,** die das Original nicht studieren, durch diese neue Übertragung wirklich gepackt und angezogen werden," wie bei der Walthers von der Vogelweide durch den Autor, die mit allgemeinstem Beifall aufgenommen wurde.

Linke, Oskar, Das Bild des Eros. Neue milesische Märchen. In eleg. Ausstattung mit Kopfleisten und Initialen. br. 5 M. in stilvollem Einbande 6 M. 20 Pf.

Eine hervorragende Kritik urtheilt über dies Buch: „Alle diese Märchen sind ein feuriger Dithyrambus auf die Liebe. Das ist einmal ein gehaltvolles, originelles Buch, das wir mehr als ein Mal und gründlich lesen und das uns immer wieder neuen Genuß und Reiz bietet."

Bock, C., Unter den Kannibalen auf Borneo. Eine Reise auf dieser Insel und auf Sumatra. Aus dem Englischen. Mit einleitendem Vorwort von A. Kirchhoff. Lex.-8. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, 7 Holzschnitten und 1 Karte. Broch. M. 21., in originellem mit Deckenzeichnung versehenem Einbande M. 23.50.

Das Werk wird nicht verfehlen durch seine glänzende Ausstattung mit 30 Farbendruckbildern, durch seine reiche Fülle werthvollen geographischen und ethnologischen Materials in Schilderung noch **gänzlich unbekannter Gegenden** und noch niemals gesehener Menschenracen verdientes Aufsehen zu erregen.

Lansdell, H., Durch Sibirien. Eine Reise vom Ural bis zum stillen Ocean. Autor. deutsche Ausgabe. Aus dem Engl. 2 starke Bde. von ca. 46 Bogen gr. 8. Mit 43 großen u. kleineren Holzschn. u. 1 großen Karte in Farbendruck. In illustr. Umschlag br. M. 16., in originellem Einband mit Deckenzeichnung M. 20.

Eine selten interessante Reise von 8000 Meilen vom Ural bis zum stillen Ocean von geographischer, ethnographischer wie hochpolitischer Bedeutung. Die 1. Auflage des Originals wurde in England noch vor Ankündigung gänzlich ausverkauft. Die vielfach irrigen Ansichten über das Land und die Leute berichtigend, schildert der Verfasser seine gefahrvollen Erlebnisse in anziehender und höchst unterhaltender Weise.

Thomson, Josef, Expedition nach den Seeen von Centralafrika in den Jahren 1878 bis 1880. Im Auftrage der Königl. britt. Gesellschaft. Autor. Ausg. Aus dem Engl. Mit 2 Karten in Farbendruck. 2 Thle. in 1 Bde. gr. 8. br. M. 11.

Das hochinteressante Werk Thomsons ist reich an merkwürdigen Enthüllungen über die im Gange befindlichen Expeditionen in Ostafrika und liefert durch die sehr treuen Schilderungen von Gegenden, neu entdeckten Völkerstämmen, der vorgefundenen Producte, der Sitten und Gebräuche der Einwohner ein sehr reichliches Material für die Geographie Afrikas. **Für Geologen ist das Werk in Folge der Abhandlungen über die geologische Bildung der Region der großen Seeen von besonderem Interesse.**

Goeler v. Ravensburg, Dr. Freiherr, **Rubens und die Antike.** Eine kunstgeschichtliche Untersuchung. Erster Band. Lex.-8. In hoch eleg. Ausstattung mit Kopfleisten u. Initialen. **Mit 6 Lichtdruck-Tafeln. broch. M. 10.**

Das vorliegende Buch behandelt ausführlich die sämmtlichen mythologischen, allegorisch-mythologischen und antik-geschichtlichen Darstellungen von Rubens und enthält mehrere **fast noch unbekannte Gemälde von Rubens, die hier zum ersten Male publicirt werden.** Die Widmung hat Se. K. K. Hoheit der **Kronprinz des deutschen Reiches** allergnädigst angenommen.

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München.

"Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränke, wesshalb ich es bestens empfehlen kann."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

"Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. December 1878."

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin.

"Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879."

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a M. Ausserordentliches Mitglied des Kais. deutschen Gesundheitsamtes.

"Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränke, unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein &c. 4. März 1879."

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

"Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

"Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879."

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

"Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser, das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden Einfluss auszeichnet. 5. April 1879."

KAUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Neunter Jahrgang. Heft 5. Februar 1883.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchh. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capstadt, J. H. Rose. Herrmann Michaelis. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp & Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. T. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, Fr. Wilh. & T. Barthaus. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, C. Baerenstamm. — Valparaiso, C. F. Niemeyer — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

Februar 1883.

Seite

I. Der Hexenprediger. Novelle von **Hans Hoffmann** 161
II. Die Beziehungen des heiligen Stuhles zu Mexiko vor und während der Kaiserperiode 194
III. Zur Geschichte der Kasseler Kunstschätze, vornehmlich in den Zeiten des Königreichs Westphalen. Von **Albert Duncker** 213
IV. Das römische Afrika. Von **L. Friedländer.** (Schluß.) . . . 241
V. Ueber Verschwendung. Von Dr. **C. William Siemens** in London 255
VI. Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officiers. X/XI. 262
VII. Immer tapfer voran! Aus dem Italienischen des **Salvatore Farina** 281
VIII. Politische Rundschau 305
IX. Conrad Ferdinand Meyer's Gedichte von **Adolf Frey** . 312
X. Ein neuer Schriftsteller 316
XI. Literarische Notizen 319
XII. Bibliographie 320

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Der Hexenprediger.

Novelle

von

Hans Hoffmann.

Dem ehrbaren, gelahrten Rector Campius zu Wittenberg, seinem günstigen, herzlich geehrten Freunde, Gratia et Pax.

Euch, mein lieber, allzeit gütiger Freund, jetzt noch wie ehedem mein geistlicher Schutz und Vater, soll nun sogleich kund gethan werden, wie es mir allhier ergangen ist, nachdem ich heimgekehrt bin und in meiner guten Vaterstadt des heiligen Amtes walten darf. Durch Gottes Gnade ist es mir aber bisher insgemein gar wohl ergangen, der Herr hilft mir, meiner Pflichten in Treue zu walten und den Anfechtungen des Teufels fleißig zu widerstehen. Zwar wisset Ihr, und ich habe Euch oft bekannt, wie solcher Sieg über den Bösen mir selten sonder Kampf, Zorn und Pein gelinget; aber Ihr selbst waret es, der mich oftmals tröstete, wenn ich verzagen wollte vor seiner großen Macht, mit dem Beispiel unseres geliebten, frommen und tapfern, im Herrn ruhenden Doctor Martinus, als welchem gleichfalls greuliche Versuchungen des Teufels nimmer sind erspart worden. Nun will mich freilich bedünken, als ob Satan in dieser Stadt absonderlich emsig umgehe, und das zumeist, weil es ihm hier zu leicht gemacht ist, arme Seelen zu verlocken und zu erwischen. Denn meine Stettiner sind gemeiniglich, obzwar nicht eben ganz bösartig in ihrem Gemüthe, doch überaus lockeren und lotterigen Sinnes, jach zum Zorn, also daß sie oftmalen um thörichten Anlasses willen hart aneinander gerathen, auch nicht demüthig und still vor der Obrigkeit, haben sich vielmehr häufig, wie man berichtet und auch Chronikanten aufgeschrieben haben, nicht nur gegen Einen ehrsamen Rath und Bürgermeister, sondern zum Oeftern auch unartig gegen Herzogliche Gewalt selber gesetzt. Nun ist wohl wahr, daß Unseres Gottes Weisheit auch einmal böse Triebe zum Guten gebrauchen und also des Teufels Stricke zerreißen mag, wie es denn geschehen ist, daß zumeist durch solch aufsätzigen Sinn des Volkes unsere herrliche Kirchenbesserung auch wider die Meinung des dazumal noch nicht recht berichteten Herzogs hier im Lande ist durchgedrückt worden: das aber ist offenbar

ganz allein hervorgebracht durch die unermeßlich große Gnade unseres Herrn und Heilands und sonder Verdienst des störrischen Volkes.

Leider auch sind, wie die Pommeraner schier allerorten, so auch meine Stettinischen dem Trunk und der Völlerei lästerlich hingegeben, also sehr, daß Euch ein Schauder erfassen möchte, wollte ich sagen, wie viele Humpen Bieres oder Weines so ein Pommrischer Schlauch an einem einzigen Abend verschlürfen kann: das ist wie unser großer Strom, die Oder, der in ein Haff fällt und darinnen verschwindet, als wäre er ein Nichts gewesen. Auch muß man mit Kummer bekennen, daß in diesem Stücke unsere herzoglichen Herren nicht immer sind recht erleuchtet gewesen.

Ingleichen sprechen redliche Männer von den Weibern hiesigen Ortes nicht allemal das Beste: dieselben seien zwar zumeist nicht uneben von Gestalt und auch höflichen Gebahrens, doch aber weltlichen und hoffährtigen Geistes, langsam und spärlich zur Kirche, hurtig zu Tanz, Spiel und Affenwerk, tragen sich allzu stattlich mit Kleidern, Pelzen und goldenen Prunkstücklein, vergessend, daß doch das Heil ihrer Seelen nicht darinnen zu suchen ist. Fein zu kochen und zu backen verstehen sie, das ist wahr, und damit die Mannsen desto mehr zum Schlemmen und Demmen zu verlocken: könnte Manche darunter eine treffliche Martha darstellen, aber eine Maria, so das bessere Theil erwählet, wird nicht so leicht gefunden werden. Solches aber betrübt mein Herz insonderheit, denn wie Ihr wisset und mir selber gütlich riethet, lebte ich des Willens und der Hoffnung, mir unter den Töchtern dieser Stadt ein Weib zu suchen und in Ehrbarkeit mit ihr zu hausen. Denn es sei gut, sagtet Ihr, daß ein Geistlicher sein Weib aus der eigenen Gemeinde wähle und mit dieser also auch auf weltliche Weise schön und freundlich in Eins wachse. Nun aber, was soll mir ein Geschöpf, das leichtfertiges Treiben liebt und schwerlich gern nach meiner Lehre mit mir leben möchte?

Noch viel Schlimmeres raunt man zudem von nicht wenigen Weibern hiesiger Stadt und benachbarter Orte: der Teufel gehe fleißig um unter ihnen in leibhaftiger, sichtbarer Person, habe Manche verlockt zu heimlichem Bund und Buhlschaft mit ihm, lehre sie dafür hexen, wettermachen, besprechen, heilen und schaden und hundert schändliche Künste, dergleichen wir mit Kummer auch aus andern Orten römischen Reichs genugsam vernommen haben: doch ist's hier überaus stark im Schwange, also daß in Wahrheit ein Peinliches Halsgericht nimmer ein Ende findet des Richtens und Brennens. Euch ist aber bewußt, wie schwer es meinem Herzen ankommt, von den strengen Pflichten der strafenden Gerechtigkeit zu hören oder gar zu sehen. Auch hier meide ich auf meinen Gängen gern die Nähe des Rabensteins und der Brandpfähle; denn es überläuft mich allemal ein so großer Schauder vor diesen Dingen und eine so elende Schwachheit, daß wahrlich, wenn Satan klug genug wäre, in solcher Stunde meine Seele anzufallen, ich fürchten müßte, er würde mich oftmals niederzwingen und überpoltern. Du aber, mein Herr und Heiland, schützest mich alsdann und verbirgst ihm, wie armselig es um meine Seele bestellt ist. Meine Seele ist weichlich geschaffen und nicht stark noch tapfer, wie einem guten Gottesstreiter gebührte. Ach ja, wehe mir, wenn ich einen Sünder hinausführen sehe in seiner grausamen

Todesnoth, so erzittert mein Herz vor ungerechtem Mitleid und ist nahe zu zweifeln an der Wahrheit des heiligen Spruches, daß die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst trägt: und doch soll kein Buchstabe des Gesetzes von uns elendigem Gewürm angetastet werden; wir würden selbst den starken Schild durchlöchern, der uns vor den Pfeilen des wüthenden Höllenfeindes schirmt. Gott schütze uns schwache Herzen vor solcher Sünde und erbarme sich unser aller! Amen.

Gegeben zu Stettin am 1. Junii Ao 1552.

Euer von Herzen getreuer allezeit
Bartholomäus Wachholtius.

Am 2. Junii. Vergönnet mir noch Eines hinzuzufügen. Heutigen Tages berichtete mir meine Schaffnerin, so ein braves altes Mensch ist, nicht über das Maß klug, sondern wie es den Weibern geziemt, daß leider in meiner eigenen Gemeinde eine höchst übelbeleumdete, recht stadtkundige Hexe lebe, eine junge, nicht unfeine Person, Apollonia Lüdickin geheißen, eine Wittib, jedoch nicht ehrbaren Wandels. Dieselbe übe höllische Künste, zumal an jungen, ja unterweilen auch an gesetzten Männern, welche sie also sehr mit heimlichen Sprüchen, bösartigem Bilderwerk oder auch besprochenen Tränken zu verwirren wisse, daß sie im Kopfe werden wie unsinnig und fortan nichts mehr reden noch begehren als um jenes Weib zu sein, ihr zu dienen, Hab' und Gut für sie zu verschleudern und gar mit Schwert und Messer um ihretwillen zu raufen. Einer von diesen Unseligen hat zuletzt sich selbst mit eigener Hand um's Leben gebracht und ist darauf unehrlich am Schindanger verscharret worden. Einen Andern hat man in seinem Hause todt mit abgedrehtem Genick gefunden, zum deutlichen Erweise, daß es der Teufel selbst gewesen, der durch jenes Weib mit ihm gehandelt und ihn zuletzt mit Gewalt zu sich genommen hat. Satan wisse aber jene seine gute Freundin so fein zu schirmen und zu decken, daß es annoch dem irdischen Gericht nimmer gelungen ist, sie mit sicheren Anklagen zu überweisen. Etliche munkeln, sie habe es verstanden, auch die großen Herren des Raths und die Richter selbst zu verblenden, daß Solche nicht sehen, was vor Augen liegt, und nicht anders trachten, denn das Weib mit allen Kräften zu erretten. So gehe die Rede aller guten Frauen in der Stadt und sei eine große Klage unter ihnen wider die Schwachheit der Männer.

Nachdem ich nun Solches vernommen, berathet mich, ehrwürdiger lieber Freund und Vater, was soll ich thun wider das gefährliche Weibsbild? Soll ich schweigen, mich still halten und dasselbige gewähren lassen? Ei, wäre ich da wahrlich nicht ein untreuer, schlechter Hirt meiner Schäflein? Oder soll ich es offen vor die Richter ziehen, daß Selbigen unter meiner Anklage kein Vorwand bliebe, der erwiesenen Hexe zu schonen, weil ich sonst sie laut vor den Leuten beschämen würde? Ach, ach, aber mir grauet vor den Schrecken des peinlichen Gerichts, mir grauet, und gerne ließe ich es bei Seite, wenn es anginge nach Eurem Rath. Oder soll ich trachten, die unselig Verlorene mit der Kraft des Wortes vielleicht noch lebendig dem Bösen zu entreißen? Ach, leider, man weiß, er ist zu mächtig, er lässet nicht leicht einen Menschen wieder fahren, der ihm mit Willen selbst seine Seele zu eigen gegeben hat. Denn ist das nicht

eben die Sünde wider den heiligen Geist, so nimmer vergeben wird? — Rathet mir, lieber Vater, rathet!

† † †

Dem gelahrten, guten, ehrwürdigen Nikolaus Campius zu Händen.

Habet großen Dank, mein vielliebes, günstiger Vater für Eure heilsamen, tröstlichen Worte der Vermahnung und geistlichen Stärkung. Ja, so will ich denn thun nach Eurem würdigen Rath und will dem schlimmen Mensch mit großem Ernst zu Leibe gehn. Doch sei Euch vorerst das Folgende kund gethan, nämlich, daß ich auf eine wunderbarliche Art ergründet habe, wie es wirklich der Teufel selbst ist, der in ihrer Person arbeitet. Vernehmet, ich ging die Münchengasse entlang, darinnen die besagte Apollonia Lüdickin wohnet. Daselbst sahe ich, wie dieselbe aus ihrem Fenster kuckte: daß ich die Wahrheit rede, sie that's nicht auf unehrbare Art, sondern lehnte sich ganz schicklich und schön auf ein Kissen und kuckte still vor sich hin, ohne viel mit den Augen hin und her zu flunkern. Es stand aber ein Körbchen voll eitel großer, prächtiger Rosen vor ihr, die nahm sie eine nach der andern heraus, spielte leise damit und zupfte sie, daß die rothen Blättlein langsam herniederflatterten und in der Luft zitterten gleich einem sehr lieblichen Regen. Und wer vor dem Hause vorüberging, wurde von den Läubchen getroffen. Darob lachte sie ein wenig; ihre Finger, welche zart, weiß und rund sind, bewegten sich kaum in dem Spiel, sondern es war, als ob die Blätter von einer andern heimlichen Macht (davor uns Gottes Güte bewahre) gelöst und gestreuet würden.

Im Anfang, als ich solchen zierlichen Spuk von Weitem sah, dachte ich nichts Arges dabei; ich kam aber alsbald näher, wo ich schärfere Blicke auf das Weib werfen konnte, und es sanken etliche Blättchen auch auf mich, gleichwie zuvor auf Andere. Alsbald merkte ich, daß eine Kraft von ihnen ausging. Denn siehe, es fuhr mir durch den ganzen Leib ein seltsamer Schauer, nicht heftig und gar nicht unlieblich; vielmehr wie ein sanfter, anmuthiger Schwindel oder Rausch. Darum ließ ich mir's erst ganz wohl gefallen; darnach aber merkt' ich mit großem Schreck und deutete mir's kräftig, daß eben dieses Rosenspiel es sein muß, damit der Böse seinen Zauber treibt und die Leute berauschet, wie er's an mir nun ein wenig versucht hat, obzwar mit geringem Nutzen. Hab' auch desselbigen Abends mit etlichen Amtsbrüdern scharf disputirt und zuletzt Aller Einstimmung erzielet. Nur allein war ein Laie mit darunter, ein Rathsherr, reich, Loitz seines Namens (der freilich auch sonst bei ernsten Männern als ein verdächtiger Zweifler, bei Etlichen auch als ein Spötter gilt), Derselbe setzte sich hart wider meine Meinung mit abenteuerlichen Floskeln. Stritt heftig und sprach, das sei nichts gewesen, denn die innerliche (zwar auch sündhafte) Reizung, die ein schönes Weib leider allzeit auf einen Mann ausübe. Dagegen jedoch mußte ich mit Wahrheit und auf klarem Grunde Zeugniß ablegen: zum Ersten sei schon zuvor mehr als Ein schönes Weib oder liebliches Mägdlein meinen Augen erschienen und habe mir wohlgefallen (will sagen in allen Züchten: Ihr kennet die Ehrbarkeit meiner Augen, so ich, wie mein Gott weiß, mit seiner gnädigen Hilfe mir von meiner Jugend bis hieher bewahrt) ich habe solche mit Freuden bewundert als eine Creatur, die Gottes Hand mit

besonderer Kunst und Feinheit bereitet, habe aber nimmer einen so heimlichen, wundersamen, spukhaften Schauer durch meinen Leib empfangen, kann also solcher nicht wohl anders denn höllischen Ursprungs sein.

Zum Andern: jene Person ist mit nichten so unmäßig schönen Ansehens, daß man glauben könnte, es vermöge ihr menschlicher Reiz so gewaltige Dinge über einen Mann. Denn so wie meine Augen sie erblickten, ist sie nicht sehr groß, fest noch schlank gewachsen, wie man schöne Weiber mit Recht zu malen pflegt, sondern eher rundlich und weich, was doch nicht schön ist: ihr Antlitz auch rund und breit: ihre Haut zwar (auch hier bei der Wahrheit zu bleiben) nicht schwarz oder runzlich, aber doch auch mit nichten, wie man sagt, gleich Milch und Blut, sondern von einer wunderlichen gleichen Farbe, deren ich keinen Namen zu nennen wüßte (darum mir auch hierin etwas Höllisches zu stecken scheint), ihre Augen sind grau und gar nicht groß, haben einen trägen Blick, der so scheinet, als ob das Weib allezeit sehnsüchtig nach Jemand ausschaue und vor Verlangen gleichsam hinschmachte. Auch ist der Mund nicht so klein, wie er sein soll, sondern die Lippen sind groß aufgewölbt, schauen gleichfalls aus, als ob sie allezeit etwas heimlich begehrten (Näschigkeit stehet einer Frau übel an), sind immerfort halb geöffnet, athmen stark, und mir war es, als dufte der Odem bis auf die Gasse hinab warm nach Rosen. Welches auch wiederum nur ein arger Spuk sein kann. Nur allein ihre Haare, die sind in Wahrheit lang, weich, blond, schön; sonst nichts. Solches schreibe ich jetzt und sagte ich damals der Wahrheit gemäß, und es gelang mir, die Brüder alle zu überzeugen, daß ein so beschaffenes Weib nicht schön könne genannt werden und nicht zu glauben sei, daß ihr ohne den Teufel so große Verlockung innewohne. Herr Loitz aber lächelte nur und spottete, ich hätte mir das Teufelsweib fein sorgsam beschauet. Ja, ja, Herr Loitz, und das mit Grund, denn ich trachtete, mit Gottes Hilfe ein Stück ihres Zaubers solcherart zu erkennen, welches mir denn auch etlichermaßen geglückt ist. Ja, es ist gut, solcherlei Blendwerk säuberlich zu durchblicken wie ein Glas, auf daß man sich desto klüger davor hüten möge. Denn der Teufel gehet den Gerechten am liebsten an, wenn Solcher geistlich schläft und nicht Acht gibt, sich zu wehren. Nunmehr aber fürchte ich ihn nicht, weil ich seine Anschläge zuvor spüre, bin getrost und fröhlich und baue auf Gott und Euren weisen Rath, daß ich als ein reinlicher Christ aus diesem Handel hervorgehe. Das helfe mir Gott.

Datum den 30. Junii 1552.

Es grüßet Euch von Herzen Euer lieber getreuer

Bartholomäus Wachholtius.

† † †

Dem ehrbaren, gelahrten Rector Campius zu Wittenberg Gratia et Pax.

Herzlieber, ehrwürdiger, guter Freund und Vater, es dränget mich heftig, Euch wiederum neue Meldung zu thun und schreibend zu unterrichten, welch seltsam Ding sich weiter mit mir begeben hat. Vor dreien Tagen spazierte ich zum andern Mal durch die Münchengasse, willens, die Hexe heimzusuchen und mit geistlicher Ermahnung anzugehen. Als ich um die Ecke bog, so von der Wullenwebergasse herumführt, sah ich sie wiederum in dem Fensterlein liegen.

Und wisset, sobald ich ihr Angesicht schaute, fuhr mir abermal ein noch heftigerer Schauder durch alle Glieder; ich stund eine Weile still, harrend, ob solcher Zauber bald von mir weiche: denn ich hatte zuvor stark gebetet und mich geistlich wohl gerüstet, dem Feinde zu trotzen. Wie ich also stehe, blickt sie schnell mit ihren begehrenden Augen zu mir herab und verzieht ein wenig die Lippen mit einem sänftlichen Lachen. Da fährt mir's gar wie das höllische Feuer in's Haupt, daß mein Blut ganz heiß aufwallt und mich ein wollüstig Beben fasset bis in's Mark meiner Gebeine. Darob trat eine große Furcht an mich, daß ich mein Vorhaben nicht zu vollenden vermochte, sondern mich sputete dem Bösen zu entfliehen, denn ich spürte deutlich, wie er mich riß. O weh, daß dem Versucher die Gewalt solches Lachens gegeben ist!

Da ich ihm also entgangen war, trachtete er jedoch mein auf andere Weise habhaft zu werden, nachdem er's mit dem Schrecken doch nicht vermocht hatte. Es ward in mir eine merkliche Sehnsucht angefacht, und war wie eine Stimme, die mir rief, noch einmal hinzugehen und das Weib anzuschauen, und dieselbe Stimme sprach vernehmlich zu mir, das Weib sei schön, was doch nicht wahr ist. Der Teufel ist ein Lügner von Anbeginn: daran merket, wer's mag gewesen sein, der mir so zusprach. Darum folgte ich dem Rufe nicht, sondern besprach mich brünstiger mit meinem Gott. Und als ich lange gebetet, ward mir's ruhiger in der Seele, und ich gedachte zu schlummern, denn ich war hart ermüdet von dem Ringen. Doch schlief ich übel die Nacht, denn ein Bangen lag über mir recht dumpf und schwer, wie es wohl den armen unvernünftigen Creaturen zu Muthe sein mag, wenn ein groß Wetter nahet: denn sie wissen nicht, daß Gottes Hand den Blitz und den Donner lenket, und fürchten sich. Und darnach schien es mir, als schwebe ein süßer Duft von lauter Rosen um mein Bette. Ich vermeinte, meine Schaffnerin habe mir ein Gutes erweisen wollen und Blumen hereingestellt (denn sie weiß, daß ich solche sehr liebe; sind doch auch herrliche Geschöpfchen Gottes), stand auf, leuchtete, suchte. Da fand ich nichts. Davon wußte ich, daß es der Teufel zum dritten Mal noch seiner an mich versuchte. So half's ihm nichts; ich zündete ein Räucherkerzlein an, ob mir gleich solcher Geruch sonst unlieb ist: dasmal aber war er gut und vertrieb mir den trügerischen Höllenstank. Auch meinte ich zu spüren, daß es eine kurze Weile leise nach Schwefel roch; ohne Zweifel, bis Satan abgefahren war. Nun ward ich getrost, weil ich doch mächtig wider ihn war, hoffe auch künftig besser vor seiner lieben Buhle zu bestehen. Habe zwar noch etliche Tage gewartet, daß ich fester werde durch Gebet und Fasten. Dieses alles habe ich Euch geschrieben, ehrwürdiger Freund, daß Ihr erkennet, wie arg ich angefochten werde, und mir mit getreuen und holden Worten beispringet, wie es Eure Gewohnheit ist. Zwar könnte ich jetzo alsbald hintreten vor den weltlichen Richter und ihm verkünden, was ich weiß: Sehet, so und so vermag jene Apollonia zu zaubern und zu hexen; jedoch erbarmet es mich ihrer unsterblichen Seele, und will lieber suchen, selbige zu retten, so es ohne ihren Tod möglich ist: wie Ihr mir auch selber gerathen.

Datum am 7. Julii zu Stettin.

Euer lieber getreuer allezeit Bartholomäus Wachholtius.

† † †

Herr, mein Gott, womit habe ich dich so sehr erzürnet, daß du dem Bösen also große Macht über mich gegeben hast? Siehe, er ringet mit mir alle Tage erschrecklich und schlägt mich in den Staub mit seiner Gewalt; Herr, es ist übel geworden mit deinem Knechte. Nimmer zuvor hat er mich so grimmig bedränget, maßen ich ihn sonst nicht mit Augen gesehen (wie doch Doctor Luther) oder nur selten als einen flüchtigen Schein oder huschenden Schatten; nun aber sehe ich ihn alle Tage lebendig vor mir, denn er hat Gestalt gewonnen und leget das Antlitz und die Mienen eines Weibes an wie ein Kleid und kommt also gerüstet zu mir, mich zu plagen und anzufechten. Wo ich auch sein mag, auf der Gasse oder im Kämmerlein, ach, auch selbst in deinem heiligen Hause, o Herr, immer wandelt er mit mir in solcher Gestalt und in täuschender Schöne, als welche ich jetzo glauben muß, da ich doch zuvor klärlich wußte, daß diese Gestalt und Antlitz nicht schön sind. Und er schauet mich an mit Blicken und lächelt, daß all mein Sinn sich verkehret, eine höllische Wollust wie ein Schwert meinen Leib durchschneidet, große Seufzer von mir gehen vor einem übermächtigen Verlangen, das mich verzehret wie das Feuer der Hölle. Aber so groß ist Satans Macht und List, daß er mich oft im selben Augenblick so sehnender Qual glauben macht, es sei recht süß und lieblich in diesen Flammen zu liegen.

Hinwiederum oftmals, wenn sein Toben allzu groß wird, bin ich hinausgelaufen zur Münchengasse, bin daselbst hin und wieder spaziert, erhoffend, Beelzebub durch das Urbild seiner Verkleidung selbst vertreiben zu können. Ist mir auch etlichemal für eine kurze Weile gelungen. Wunderbarlich, wie mir das geschah! Wenn ich das Haus und das Fensterlein des Weibes anblicke, kommt ein Friede über mich, daß dies Feuer verlischt oder doch milde wird: nur daß mir unterweilen die Thränen heftig in's Auge dringen, und weiß doch selber nicht warum. Sobald aber das Weib selbst an's Fenster tritt und ich es deutlich erschaue, allsogleich entweichet der Friede vor einer großen Furcht und einer großen Sehnsucht gleicherweise, die mich entzweien und an mir zerren, als hätte man mich an zwei wilde Rosse gebunden und triebe dieselben mit Schlägen das eine gegen Morgen, das andere gegen Abend. Dann fliehe ich am Ende, weiche in meine Kammer, falle auf's Knie, ganz schwach wie von einem Siechthum, seufze und weine und suche meinen Gott und Heiland in brünstigem Gebet. Jedoch ich finde ihn nicht leicht, denn Satan ist da und wachet und störet die Rede meines Herzens. O wehe mir doch, wie soll ich ihm entgehen? Wächst doch zumal des Nachts seine Gewalt am größten, gleich eines Löwen, der im Dunkel auf Raub ausgeht. Wenn ich auf meinem Bette liege, sei es daß ich träume oder die Qual mich wach hält, allezeit ist die Gestalt vor mir in wunderbarem Glanz und schwebet und lächelt und schwellet die Lippen und athmet einen Duft von Rosen und gießet Blumen über mich als einen herrlichen Regen, daß der Dampf um mich aufquillt und mich mächtig betäubt, als wäre ich in einem Rausche. Aber am Morgen, ehe noch die Sonne völlig heraufgekommen ist, springe ich auf, rüttle mich und eile hinaus vor die Stadt auf die freie Straße oder in den Stadtwald; daselbst laufe ich wie ein Stier und tobe wider den Wind, meine Gluth zu kühlen: aber Satan ist da und lässet mich nicht.

Die Gestalt ist in meine Augen gebrannt, wie man Farben in ein Glas brennet, daß sie nimmer daraus können gelöscht werden. O mein Gott und Heiland, erbarme dich meiner und rette meine Seele vor Kleinmuth und schnöder Verzweiflung, denn siehe, ich wanke und rufe gleich deinem Jünger: Herr, hilf mir, ich versinke! Wenn du aber beschlossen hast, mich zu dir zu nehmen und daß ich von diesen Gluthen verzehrt werde, so thue es bald, ehe denn der Böse Gewalt über mich gewinne und meine unsterbliche Seele verderbe. Denn lieber will ich also von innen heraus verbrannt werden als dem Willen des Teufels weichen.

Dieses habe ich geschrieben, um meine Seele zu entlasten, für mich selber.

Am 22. Julii.

† † †

Herr! Herr! Ich ertrage den Brand nicht länger, ich unterliege!

In dieser Nacht neigte sich der Dämon über mich in teuflischer Schöne; da entwich meine Kraft, ich ächzte vor Sehnsucht wie ein Verschmachtender, und ich umfing den Dämon mit meinen Armen. Da war mir's, als ob ein Labequell über mich flösse wie ein starker Wein, der mich berauschte, daß mein Herz dem Bösen weit offen stand. O heiliger Gott, was ist dein Mensch, daß er im Traum so hinsiecht und der Sünde nicht wehren kann? O mein Heiland, soll Satan mich im Schlaf ermorden und meine Seele davontragen?

Ich kann nicht mehr. Morgen muß ich hingehen und dem Weibe Auge in Auge stehn, ob ich des Teufels in ihrem Leibe nicht Herr werde. Ich muß.

Am 25. Julii.

† † †

Am 26. Julii.

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

† † †

Herr, verstoße mich von deinem Angesicht, laß deinen heiligen Zorn mich zerschmettern, ich bin nicht werth, dein Knecht zu heißen.

Wer hat so schwer gesündigt wie ich? Wer kann mich erlösen?

Wer ist so tief gefallen? Wer kann mich aufheben?

Schone meiner nicht, mein Gott, setze den Becher des Trostes nicht an meine Lippen!

† † †

Drei Tage und drei Nächte wandle ich in der Finsterniß, Grausen füllet meine Augen, die Hölle braust um meine Stirn, der Teufel jauchzet. Kein Licht kann meine Seele erleuchten.

† † †

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

† † †

Heiliger Gott, womit habe ich so unermeßliche Gnade verdienet, daß du dich zu mir Sünder neigtest und mir Hoffnung in's Herz gossest, ich könne durch große Buße überwinden und gerettet werden?

† † †

Ich habe gethan, was mein Gott mich hieß; aber es ist anders gekommen,

als ich gemeint hatte. In der Kirche trat ich vor die Gemeinde, stieg herab vom Altar, riß von mir die Zeichen meines Amtes, schluchzte laut und schrie: „Sehet, der vor euch steht, wird euch nimmermehr predigen: denn er ist der allergrößte Sünder unter euch, darum hat ihn der Herr von seinem Angesicht verstoßen."

Und Gott gab mir Kraft weiter zu reden, daß mich die Scham nicht erstickte, sondern ich stand mit freiem Antlitz und sprach:

„Sehet, so und so hat mich der Satan bestrickt, so und so habe ich mit ihm gerungen: aber ich war nicht werth des heiligen Kampfes: so und so bin ich in die Macht jenes Weibes gefallen und bin der Sünde unterlegen."

Also sprach ich und verhoffte nicht anders, als sie würden mich mit Schande und Hohn hinaustreiben, wie ich verdienet hatte, und ich gedachte so mit unsäglichem Leid ein Weniges meiner Sünde zu büßen. Doch siehe, es blieb ganz still um mich her, und als ich aufblickte, um das Gericht in Demuth zu empfangen, da standen die Männer schweigend um mich her, und Aller Augen waren voll Thränen. Etliche hatten ihr Antlitz mit den Händen verhüllet, Etliche knieten auf dem Boden, beteten und schluchzten. Und auf einmal erhob sich eine Stimme laut über alles Volk und rief:

„Welcher unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf ihn."

Da war es der Rathsherr Loitz, den ich ehedem einen Spötter gescholten.

Und als er gesprochen hatte, ging ein Ton durch die Menge wie ein freudiges Rufen: und nicht lange, da nahmen sie mein Amtskleid, das am Boden lag, und legten's wieder um meine Schultern, Herr Loitz küßte mich auf die Stirn, und Andere griffen nach meinen Händen und küßten die auch, wie sehr ich es wehrte. Und indem ich das sah und fühlte, fiel die Orgel ein mit so schrecklichem Ton und so herrlich zugleich, wie ich sie nimmer gehört; mir aber vergingen die Sinne beides vor Scham und heimlichem Glück, und ich wußte nichts mehr von mir selber.

Die treuen Männer haben mich nach Hause getragen und gepflegt, bis ich zu mir kam und Gott zu preisen anhub.

Am 3. Augusti. 1552.

† † †

Herr, Herr, o mein Gott, kann es sein, ist es wahr, daß deine Gnade so ohne Ende groß ist? Siehe, so ist das Meer wie ein winzig Brünnlein vor dem Strom deiner Barmherzigkeit. O mein Heiland, kann es geschehen, daß du mir vergebest?

† † †

Dem sehr ehrwürdigen, gelahrten Rector Campius zu Händen.

Hochwürdiger Mann, den ich leider nicht mehr wagen darf Freund noch Vater zu heißen, empfanget von mir alle diese Blätter, welche ich geschrieben habe in schweren, entsetzlichen Stunden, und leset alle meine Gedanken, und soll Euch keiner derselben verborgen sein. Denn auch das rechne ich mir zu einer gerechten Buße, und es ist mit nichten der leichtesten eine, daß ich vor Euch, meinem frommen Meister, dastehen muß als ein Sünder und Unwürdiger. Ihr aber könnet zwar in meinem armseligen Stammeln nicht mit Worten lesen, wie

hart ich darnach mit meinem Herzen gerungen noch was ich erduldet habe: denn wie vermöchte ein also zerschlagenes Gemüth sich in Worten zu offenbaren? Werdet's Euch dennoch einbilden können, wie Ihr die furchtsame und weichmüthige Art meines Herzens kennet. Könnet Ihr mir nicht vergeben, so falle Euer Fluch auf mich: ich habe solchen wohl verdienet, ob er mich gleich bitterlicher schmerzen müßte, denn irgend eine andere Strafe, ausgenommen der Zorn Gottes allein.

Höret aber auch weiter, was ich mir selbst vor dem Herrn gelobt habe und was mir zu einer Buße für all mein Leben sein soll. Dies ist's: niemals, so lange ich im Fleische wandle, werde ich ein Weib nehmen, mir Genossin und Vertraute zu sein, denn solches irdische Glück habe ich verspielt.

Wie sollte ich je einer reinen Jungfrau frei und mit Ehren in's Auge sehen, da ich selber meine Reinheit schimpflich verloren habe? Ferne sei das von mir! Jene Teufelin ist mein Weib gewesen eine Stunde in Sünden, keine gute Frau darf ihr nachfolgen. Ich vertraue, Ihr werdet solchen sicheren Entschluß mit Ernst gutheißen, sintemal Ihr auch wisset, mit welchen Schmerzen dieses Gelübde aus meiner Seele gegangen ist. Denn freilich habe ich mich je nach der Liebe eines redlichen, treuen Weibes herzlich gesehnet und hoffte Freude zu erlangen in meinem Hause und Frieden. Auch habt ihr selber oftmals gelacht, daß ich so große Lust mit Kindern hatte und hundert Possen mit Euern Enkeln trieb, als wäre ich selbst noch ein rechtes Kind wie sie. Ach ja, ach ja, sie sind meinem Herzen so sehr lieb, solche Kleinen, und sehet, nun soll ich nimmer mit einem eigenen Söhnlein scherzen und spielen! Sehet, kein Weib, kein Kind! Ich aber habe es dem Herrn gelobet.

Zum Letzten sollt Ihr wissen, daß nunmehr, nachdem ich meine Sünde und Reue Gott anheimgestellt und mein Herz vor ihm zerknirscht habe, ein heiliger, gewaltiger Zorn in mich gefahren ist wider den Teufel und seine verruchte, höllische Arglist, mit welcher er den Seelen auch der Gläubigen und Frommen nachstellt und sie zu Falle bringt. Und also habe ich geschworen, daß ich fortan unablässig will streiten wider den Versucher im Namen des Herrn, wo immer ich seine greulichen Spuren finde, und will nimmer ruhen, ihm den Weg zu vertreten und seine schnöden Werke auf Erden zu hemmen, wie ich kann. Gott rüste mich mit Stärke und Muth, denn mein Herz ist schwach und träge, die Waffen des Herrn zu führen. Aber der heilige Zorn soll mich ermuntern und stärken, nicht will ich sie fürder feige schonen, die Verworfenen, Verlorenen, die sich dem Verderber aus eigener Willkür ergeben und ihre Seele ihm zur Speise hingeworfen haben. Mögen sie hinfahren, die Hexen und bösen Zauberer, die Giftmischer und Beschwörer, die Teufelsbuhler und Gottesfeinde, mögen sie hinfahren in Flammen, mögen sie fallen durch's Schwert, auf daß doch die Seelen der Reinen vor ihnen bewahrt werden und vor der bösen Saat der Verführung, die sie aussäen im Namen und Dienst des höllischen Feindes. Dazu mag Gott mir helfen! Amen.

Nehmet hin, ehrwürdiger Mann, was ich geschrieben habe in meinem Kummer am 10. Augusti zu Stettin.

Bartholomäus Wachholtius.

† † †

Dem guten, frommen, großen, herrlichen Rector Nikolaus Campius Gratia et Pax.

Herzlieber, milder, tröstender Vater, habet unendlichen Dank für Euren gnadenreichen Zuspruch, der meiner dürstenden Seele war wie ein Labetrunk und eine rechte Verkündigung des Heils. Habet Dank auch dafür, daß Ihr meine Gelübde so freudig gebilligt und mir gleichsam ein heiliges Feuer in die Brust geblasen habt. Vernehmet darum sogleich, wie dieser Handel weiter ergangen ist. Das dämonische Weib, die Apollonia Lüdickin, haben sie ergriffen und vor den Richter gestellt, dieweil sich anjetzt an mir als einem sicheren Beispiel klärlich erwiesen, daß sie mit höllischen Künsten Umgang pflege. Auch hat sie nicht gar lange zu leugnen gewußt, hat auch nicht einmal der ersten Folter Stand gehalten, so schwer war ihr Gewissen belastet, so scharf mein Zeugniß, so weichlich und kraftlos ihr Leib durch das Leben in der Sünde. Sie hat vielmehr bald Alles offenkundig ebenso eingestanden, wie ich es ihr vorhielt. Hat bekannt, daß die Rosen, so sie in ihrem Körbchen gehalten, mit einer höllischen Salbe sind getränkt gewesen; daß der böse Feind dieselben ihr in den Händen zerblasen habe und durch seinen Anhauch noch giftiger gemacht; daß sie bei Nacht durch Hilfe des Höllenfürsten in schönerer Gestalt, als ihr sonst eigen, um mein Bette geschwebt sei und mich in der Ohnmacht des Schlafes wider meinen Willen zuerst umfangen habe; daß sie durch gleiche greuliche Künste viele andere Männer, alte und junge, vor mir bestrickt und mit teuflischem Greuelwerk umnebelt habe, dadurch dieselben um ihren natürlichen Verstand gekommen, daß sie Anderes wollten und Anderes thaten; daß sie dieses alles vollbracht habe einzig und allein ihrem lieben Buhlen, dem Junker Satanas zu Gefallen, damit er seine Freude habe an den Gott abspenstig gewordenen Seelen und zum Dank ihr desto freundlicher herlächle und in höllenmäßiger Lust mit ihr tanze und nächtens jubilire.

Nachdem sie solches Alles frei bekannt hat, ist sie nach gerechtem Spruch zum Tode durch's Feuer verurtheilt worden, und soll selbiger Spruch morgen in Form Rechtens an ihr vollzogen werden, ihr selbst zur Strafe, und, so es noch möglich ist, zur Rettung und Läuterung ihrer Seele, Andern zum mahnenden Exempel.

Datum zu Stettin am 15. Septembris.

Euer dankbarer, unterthäniger allezeit

Bartholomäus Wachholtius.

† † †

O schwer, o schwer ist es mir Armen, so hohen Amtes zu walten. Grausen liegt über meinem Haupte, und Entsetzen knirschet durch meine Gebeine. Herr, Herr, stärke mein feiges Herz und verleihe ihm die heilige Kraft, für dein Reich zu streiten wider den Vater der Sünde, und nicht abermals so recht schändlich zu unterliegen, wie mir heute geschehen ist, daß ich ein Gespött der Leute ward!

Doch ich will auch das vor Euch bekennen und also Buße thun, mein Freund und Vater.

Heute, als das Weib hinausgeführt und über das Reisig an den Pfahl

gestellt ward, sehet, da übermannte der weltliche Jammer mein Herz, daß es von unsäglichem Mitleid zerrissen ward um das junge Leben, das in den grausen Tod des Feuers gestoßen werden mußte. Und wie das Weib dreinschaute, blaß und zart wie eine feine Lilie, und war sichtlich alle sündhafte Begierde von ihr gewichen, da schreie ich laut auf, die Thränen fielen aus meinen Augen wie ein Strom, ich stürzte zu Boden, barg mein Antlitz und bebte wie ein Halm und wand mich kläglich im Staube. Ich vernahm aber alsbald die Stimme eines Menschen neben mir, der sagte spottend: „Ei, ei, Pfäfflein, freilich ist's übel, wenn einem sein Liebchen also muß untreu werden und wird für ewige Zeiten dem Junker Satanas angetraut!"

Als ich das hörte, fiel meine Schande mit neuer Gewalt über mich, die große Schuld zerdrückte meine Kraft, und ich lag wie ein Todter, daß ich nichts mehr gesehen habe, wie das Schreckniß weiter ergangen ist.

O Herr, mein Gott, wenn du meine Seele so kläglich erschufest, warum hast du so schweres Amt auf meine Schultern geladen?

Nachschrift. Am 16. Septembris.

† † †

Dem großen, guten, gelahrten Rector Campius.

Hochwürdiger, treuer Vater! Ja, ja, ich will thun nach Eurem Rath und will meine Augen stählen und stärken, daß sie die Strafe der Verworfenen ohne Zagen anblicken mögen, und mein Mund den Herrn dazu preise.

Es sind auch andere Weiber bezichtigt gleicher Uebelthaten und daß sie mit jener Dämonin in teuflischem Bunde gestanden haben. Dieselben verruchten Hexen stehen jetzund gleicherweise vor dem Richter.

† † †

Gott hat mir Kraft gegeben, mit den beklagten Weibern zu reden und ihre Seelen zu erschüttern. Waren zwar unter ihnen zwei zu Anfang so verstockten Sinnes und so festgemacht in ihren Gliedern durch Teufelskünste, daß sie mehr denn einmal der peinlichen Frage widerstanden und auch ganz scharfer Folter getrotzt hatten. Darnach aber ging ich zu ihnen in den Kerker und redete zu ihnen von ihren Sünden. Da geschah es gleich einem Wunder, daß mir die heiligen Worte groß, herrlich und gewaltig von den Lippen flossen, nicht als redete ich sie von mir selber, sondern als ob ein Größerer aus mir spräche: so fremd erschienen mir selber meine Reden; allein ich fühlte wohl, sie waren stark und köstlich. Und siehe, so währte es nicht gar lange, und es wurden die Herzen der Sünderinnen mächtig ergriffen und aufgeregt, sie weinten und schrieen über die Maßen, klagten sich selbst unzähliger Frevel an, bekannten ohne Zaudern Alles, das ich von ihnen verlangte, und ich spürte, wie Satan mit furchtbarem Zucken und Zerren von ihnen wich; denn sie geberdeten sich sehr erschrecklich, wälzten sich am Boden, klirrten scheußlich mit ihren Ketten und winselten, küßten mir auch inbrünstiglich die Hände und benetzten meine Füße mit häufigen Zähren. Nachdem ich sie aber so weit zerknirscht hatte, kamen die Richter nach mir herein und vernahmen mit Staunen die furchtbaren Bekenntnisse von ihren greulichen Schandthaten und Zauberwerken.

Als ich darauf die armen Weiber verlassen hatte, ward mir alsbald so

schwach am Leibe, daß etliche Knechte mich aufrecht halten mußten, ich wäre sonst für todt zu Boden gesunken; ein großes Zittern lief über mich, und die Thränen rannen mir heftig von den Wangen.

† † †

Heute habe ich die zwei Weiber zum Tode geleitet, der ihnen Erlösung aus den Klauen des Satans sein sollte. Auch ging die eine geständige Person gottselig und ergeben dem Feuer entgegen, sang laute Lobgesänge und geberdete sich zu allerletzt so ganz fröhlich und ausgelassen mit Lachen, Jubiliren und Springen, daß etliche schwache Köpfe, solche himmlische Freude nicht begreifend, meinten, sie sei vor eitel Todesangst ihres Verstandes ledig geworden. Ich aber pries im Herzen das große Wunder, das durch meine des Unwürdigen Kraft an ihrer unsterblichen Seele geschehen war.

Dahingegen mußte ich mit herzlichem Kummer gewahren, daß die andere Person der ungeheuren Macht des bösen Feindes wiederum erlegen war. Denn da sie den Pfahl erblickte, stieß sie ein furchtbar widerwärtiges und gräßliches Gellen aus, wie man es so unmenschlich noch nie von einem Weibe vernommen, schlug nach mir und spie mich an und ließ grauenvolle Lästerworte wider mich aus ihrem Munde, die ihr allein ihr höllischer Buhle kann eingegeben haben. Dieses Schreckniß griff mir grausam an die Seele; und ob ich die Unselige gleich zu segnen und zu beschwören versuchte, ergab sie sich doch nicht, sondern fuhr mit Schrecken in ihren Sünden dahin.

Mich aber beuget der Kummer schwer, wie schwarze Nacht liegt es auf meinem Haupte. Gott, mein Gott, erbarme dich meiner! Wenn ich heute sterben dürfte, wie freudenvoll und selig würde ich dieses öde Thal des Todes verlassen!

Spendet mir von Eurem Trost, hochwürdiger Freund, ich bedarf desselbigen gar sehr, obzwar mein Gewissen mich reumüthig alle Tage mahnet, daß ich solche Qualen mit Recht um meiner schweren Sünde willen erdulde. Schenket Gott mir die Kraft, so darf ich nicht murren.

Gegeben am 31. Octobris 1552 zu Stettin.

Es grüßet Euch Euer betrübter, doch allezeit ergebener, getreuer

Bartholomäus Wachholtius.

† † †

Grausen hält alle Tage mein Herz umrungen; wie ein fließender Strom des Jammers brauset es durch mein Haupt. Es wird mir gar schwer, von den Dingen, so ich erlebte, etliche aufzuzeichnen, seit mein lieber, trostreicher, glaubensstarker Nikolaus Campius zum Herrn eingegangen ist und mich in meinen Kümmernissen allein zurückließ; und doch dränget es mich wiederum heftig, in Worten vor mir selber meinen Geist der Schmerzen zu entladen.

Es sind nun hierorts vierzehn Hexen gerichtet, die ich durch die fremde Kraft meiner zornigen und inbrünstigen Rede ohne Folter zum Geständniß gebracht habe; auch sind ihrer etliche reuig und gottselig hinübergegangen. Ja, der Herr hat meine Lippen gesegnet und Großes durch mich gethan wider den Bösen; aber 'dennoch bin ich betrübt bis in den Tod und habe keine fromme Freude an meinen Werken. Ich bin ein elender Sünder und nicht werth, dem

Herrn mit feuriger Kraft zu dienen. Darum hat er mich so sehr erniedrigt und alle Hoffnung aus meinem Herzen genommen.

Geschrieben am 31. Decembris 1552.

† † †

Herr, Herr, wie du willst; du rufest, ich folge dir.

Die Kunde von der wunderbaren Kraft meines Mundes ist herumgekommen im Lande Pommern; die Stralsundischen und die von Anklam und Pasewalk haben mich rufen lassen und eingeladen, auch ihren verklagten Hexen das Gewissen zu wecken und dieselben zu reumüthigem Bekenntnisse zu zwingen.

Herr, du rufest; ich gehe.

Geschrieben am 17. Aprilis 1553.

† † †

Es sind ihrer gar Viele zu Tode gebracht worden mit Reue und Buße. Etliche Weiblein erschraken so sehr allein vor dem Blick meiner Augen, daß sie in Zucken und Krämpfe verfielen (weil Satan in ihnen sich wehrte) und Alles gestanden, noch ehe denn ich den Mund aufgethan. Zu Anklam ging eine Alte auf der Gasse an mir vorüber; als die mich sah, schrie sie laut, fiel zur Erde, krümmte sich und bekannte, daß sie eine verworfene Hexe sei, obgleich Niemand zuvor von ihr solche Teufelswerke gewußt hatte, außer daß sie ein Lästermaul gewesen. Hat auch später Alles widerrufen und geleugnet, also daß sie stark auf die Folter mußte gelegt werden, bis sie zum andern Mal der Wahrheit die Ehre gab und gerichtet ward.

Der Herr hat mich jetzo auch in etliche Städte von Hinterpommern berufen. Wehe mir, daß ich folgen muß.

Anno 1553. Am 13. Julii.

† † †

Am 2. Septembris bin ich von Stargard heimgekehrt.

Wie einsam ist mein Haus, wie traurig und öde. Kein Weib, kein Kind. Mein Herz dürstet nach der Liebe eines Menschen; wer soll sie mir geben? Ich lebe, und mein Leben ist ein Entsetzen. Herr, erlöse mich von dem ungeheuren Amt, zu dem du mich berufen hast.

† † †

Nun sind's gar viele Jahre, daß mir allezeit gegrauet vor solchem Schreiben; ich war recht gesättigt der Klage und des Grames, und Freude stieg nimmer in meine Seele. Heut aber will ich dies Eine Wort anmerken: Es sind nun hundert der geretteten Seelen, am 22. Wonnemonds Anno 1559.

Wann wirst du meine Seele erretten vom irdischen Leben, o mein Herr und Heiland?

Denn meine Augen sind stark geworden, und meine Füße wanken nicht mehr vor dem Anblick des Feuers und des Sterbens, aber meine Seele ist schwach geblieben und bebet bei Nacht und bei Tage.

Wie bin ich so einsam, und ist Niemand um mich, den ich von Herzen lieben mag! Kein Weib, kein Kind.

† † †

O du mein Heiland, mein Erlöser, du Allerbarmer, ist dieses nun wahr? Hast du mein leises Gebet erhört in deiner Gnade? Hast du mir dieses Kind entgegengeführt, auf daß ich habe, was ich lieben kann? Ja, ja, das thatest du, und kommt nichts deiner unermeßlichen Güte gleich. Siehe, nun muß ich dieses schreiben, weil mich die große Freude treibt. Am letzten des Wonnemonats 1559.

Es war draußen beim Passower Thor, allwo ich lustwandelte, in der Vorstadt. Dort pfleget ein scharfer Wind zu gehen — muthmaßlich, weil der Rabenstein nicht fern ist und also der Teufel rumort — ein solcher Wind stieß mir das Käpplein vom Haupte, daß es weit hinabrollte und ich nicht zu folgen vermochte, denn ich bin schwach geworden vor der Zeit von Thränen und Nachtwachen. So kam ein Mädchen des Weges daher, sah meine Noth, setzte einen Korb von ihrem Arm bei Seite und sprang mit den flinkesten Füßen dem Dinge nach, bis sie es hatte. Sie lief mit sehr anmuthiger Art und war von feinen Gliedern: und als sie herantrat, lachten ihre Augen. Ich sah, es war eine hübsche Jungfrau und hatte doch in ihrem Angesicht die wunderbare Unschuld eines kleinen Kindes.

Ich dankte ihr und lobte sie um ihrer hurtigen Gefälligkeit willen, welches Lobes sie sich leise freute wie ein gutes Kind, und erröthete zugleich als eine Jungfrau. Ich wandelte eine Strecke weit mit ihr, weil mein Gang des Zieles ermangelte, und befragte sie unter der Hand ein bischen um ihr Christenthum. Das erwies sich als noch ziemlich gut bestellt, denn sie pries doch Gott von Herzen um seiner Wohlthaten willen, sagte, obzwar sie eine Waise sei, auch drei kleine Brüder erhalten müsse, ingleichen eine alte Großmutter, die etwas bösen Mundes sei, habe ihr Gott doch die große Güte erwiesen und ihr allezeit ein fröhlich Herz bewahrt, daß sie auch nicht verzagte, als ihre Eltern starben. Auch setzte sie schier hoffärtig dazu, sie sei keine Bettlerin, habe ein ganz schönes Besitzthum, Haus, Garten und einen Knecht, daß sie sich gut nähren könne. Und freilich sah sie drall aus und stak in säuberlicher Kleidung, da sah man's.

Weil ich nun hieran spürte, daß sie der Weltlust und Eitelkeit ein klein wenig ergeben sei und nicht völlig reif in christlicher Demuth, so erfaßte mich ein sorgendes Bangen um ihr unschuldig Herz (denn solche Laster wachsen leicht aufwärts) und ich fragte sie weiter, wie sie mit dem Teufel stehe. Sie gab einen aufrichtigen Haß wider denselben kund, deß ich mich freute. Weiter aber wußte sie nichts von ihm und seiner Arglist, wollte ihn auch nie in ihrer Nähe vermerkt haben; weshalb meine Sorge um sie noch größer ward. Ich vermahnte sie, fleißig Acht zu haben, daß er sie nicht unversehens anschleiche und ihr Schlingen lege, Beispieles halber sie bei ihrer Hoffart und weltlichen Eitelkeit fasse. Da lachte sie ein wenig schalkhaft und sprach, sie kleide sich nur darum so schön, weil ihre selige Mutter sie gelehret, man dürfe den Menschen kein Aergerniß geben mit häßlichen Lumpen, sintemal sie alle mehr Freude haben an hübschen Sachen als an Schmutz und Elend. (Das ist wohl eine scheinbare Lehre, aber doch voll heimlichen Giftes.) Sie vertraue auf Gott, der die Macht habe, Satan von ihr abzuwehren, und es gewißlich auch gern thue, weil er

ohne Zweifel wisse, daß sie selber keine Zeit habe, sich mit dem bösen Feinde herumzubalgen.

Indem wir so redeten, ließ sich in ihrem Korbe, den sie wieder am Arme trug, ein kläglich Tönen hören, ganz leise, aber doch sehr erbärmlich. Ich fragte: „Was ist das?" Sie deckte auf und zeigte ein junges Kätzchen, das darinnen lag. „Es lag am Wege," sagte sie; „entweder hat ein Wagen es überfahren oder ein Pferd getreten, denn die eine Pfote ist arg zerquetscht. Da nahm ich es mit mir."

Mich rührte solches Mitleid, dieweil ich selbst ein Freund unschuldiger Thiere bin, und ich wanderte mit ihr weiter, bis wir zu ihrem Hause gelangten. Davor war ein Gärtchen eingezäunt, sauber und niedlich, voll von guten Gemüsen, Blumen und sehr schönen und vielen Rosen.

Sie trat hinein, ich lehnte mich von außen über den Zaun und schaute ihr mit Freuden zu. Sie rief nun laut: „Barthel! Fritz! Klaus!" Und sogleich sprangen drei treffliche Buben herzu, umfingen und grüßten sie mit Geschrei. Da zeigte sie ihnen das Kätzchen und hieß sie eilen, frisches Wasser und Linnen zu holen. Das geschah sogleich wie im Sturme, und also wusch und verband sie das Thier mit sanfter Hand, indem sie zugleich den Buben wies, wie man's machen müsse. „Sie sollen's früh lernen," sagte sie. Und als das gründlich besorgt war, flüsterte sie etwas; da liefen die drei und brachten eine stattliche Ziege an den Hörnern geschleppt, die hatte ein steifes Bein und humpelte auf dreien, und trat doch ganz fest und fröhlich auf, als fehlte ihr keines.

Da lachte das Mädchen und rief: „Seht, die habe ich auch so gewonnen. Als sie ein Zicklein war, hatte es ein Bein gebrochen: so fand ich es im Felde und trug's zu seinem Herrn, denn ich kannte das Thierlein. Der schenkte mir's, weil es nichts mehr werth sei. Nun ist's aber doch noch etwas geworden. Wollt Ihr Milch von ihr kosten?"

Ich dankte und lehnte ab, hatte aber meine Lust an dem muntern Geschöpfe.

„Ich habe noch andere sonderbare Thiere," sagte sie darauf, „wollt Ihr sie sehen?" Ich bezeigte etliche Lust und sie sprach: „So folget mir hinter's Haus, dort könnt Ihr sie sehen, wenn Ihr ordentlich seid und Euch still verhaltet."

Wir gingen um das Haus herum und fanden ein anderes noch winzigeres Gärtchen mit einer Mauer, daran Reben rankten, gen Süden und ganz in der Sonne gelegen. Sie setzte mich auf ein Bänkchen zur Seite und bat mich, nicht zu mucksen. Darnach trat sie in die Mitte und pfiff ganz leise. Da währte es nicht gar lange, so kamen aus allerlei verborgenen Löchlein sehr viele Eidechsen hervorgeschlüpft, sammelten sich um das Mädchen, fuhren hin und her und geberdeten sich seltsam vertraulich, daß ich erstaunte, denn diese Thiere pflegen sonst den Menschen nicht sehr heimlich zu sein. Ich freute mich aber um desto mehr, daß sie so freundlich auch mit dem geringeren Thierzeug verfuhr, denn ohne große Freundlichkeit hätte sie dieselben gewiß nicht so gut an sich gewöhnen können.

Das Mädchen lachte nun ganz stolz, kam und setzte sich zu mir. „Sehet," sagte sie mit heiterem Angesicht, „wie diese Geschöpfe jetzt daliegen und leise in

die Sonne blicken, ganz unbeweglich, als säßen sie in der Kirche; sieht es nicht aus, als ob sie beteten? Vielleicht mögen sie zur Sonne beten, welche ihre beste Wohlthäterin ist."

Ob solcher Rede erschrak ich heftig; denn es ist offenbarlich ein arger heidnischer Greuel und Afterglaube, dergleichen Dinge zu wähnen, da doch der Herr den unvernünftigen Creaturen die heilige Gabe des Gebetes nicht verliehen hat. Verwies ihr's drum mit hartem Ernst, weil ich selbst um ihretwillen heimlich erschauderte; doch als sie drauf ein recht traurig Gesichtlein machte, mäßigte ich meine Worte zu etlicher Lindigkeit, denn es war mir, als schmecke ich auch mitten in den gottlosen Reden gar lieblich eine lautere Unschuld. Sie ließ mir aber nicht viele Zeit zu besserer Unterweisung, sondern ward alsbald wieder fröhlich, sprang auf und sagte: „Jetzt will ich Euch noch meine zwei bösesten Thiere zeigen."

Führte mich darauf an einen Verschlag von Holz, daraus ein grausames Schnarchen und Prusten erscholl, als wir näher kamen. Sie zog eine Klappe auf: da saß drinnen ein scheußlicher Schuhu, fauchte uns an wie ein böser Höllengeist, und auch seine Augen waren ganz teufelsmäßig. Sie aber rief: „Sei ruhig, Hänschen!" Und als das Scheusal so lieblichen Namen hörte, den es wahrlich nicht verdiente, ward es friedfertig, senkte den Kopf und ließ sich von seiner Herrin in den Federn krauen. Mich aber behandelte es immerfort unfreundlich.

Ist auch wahr, daß mir bei solchem Gebahren des wilden Vogels ein häßlicher Schauder den Rücken hinablief, gleich als witterte meine Seele von ferne Unrath, daß ich eine Weile stand und stumm dahinstarrte. Auf einmal aber rief das Mädchen mich an mit lautem Wort und sprach: „Um Gott, Herr, was geschieht Euch, wie machet Ihr so fremde, freudenlose Augen?" Und siehe, da blickten mir zwei klare Aeuglein mit herzlicher Bitte entgegen, und das seltsame Bangen entwich aus meiner Seele.

„Das ist das eine Thier," sagte sie nach diesem mit gutem Lachen, „nun sehet das andere." Zog mich drauf hurtig mit sich in das Haus. Daselbst saß auf einem Lehnstuhl ein altes Weib, grau, krumm und garstig, das empfing sie mit einer so großen und übeln Zahl von Schmähreden, daß ich erschrak und mich verwunderte, was dies Kind ihm Uebles gethan haben möchte.

Doch merkte ich nunmehr, daß sie mit dem andern bösen Thiere diese Alte gemeint hatte. Obzwar es mir aber schien, als wäre solcher Vergleich nicht gar unrichtig, so schalt sich doch, indem ich sie bei Seite nahm und sprach, es sei eine gottlose und freche Rede gewesen, die eigne Großmutter ein böses Thier zu heißen. Da ward sie ganz roth, was ihr artig zu Gesicht stand, und sagte: „Es ist nicht meine wahre Großmutter, sondern eine arme Frau, die bei mir wohnt, denn sie ist ganz bresthaft und vermag sich nicht mehr selbst zu helfen. Sie ist etwas heftigen Gemüthes und hat eine große Lust am Schelten: sie pfleget mich immer gleichermaßen anzuschnaufen: darum verglich ich sie meinem Schuhu. Den aber hab' ich doch auch gern, und so war es nicht bös von mir gemeint."

Nach diesen Worten ging sie hin, strich der Alten freundlich über die Hände

und sagte ihr allerhand gute und lustige Dinge, bis selbige still ward und nur noch leise schnurrte wie eine Katze, wenn solcher der Pelz gekraut wird.

Da verwunderte ich mich der großen Macht dieses Kindes über Thiere und Menschen, und mein Gefallen wuchs noch mehr.

Indem kamen auch die Büblein hereingelaufen mit entsetzlichem Geschrei und verlangten trotzig ihr Vesperbrot. „Hört Ihr die hungrigen Wölfe heulen, Herr?“ sagte Gertrud mit großem Lachen, „aber wartet, wir wollen ihnen gleich ein Zauberstüpplein kochen, das sie still mache und in Schlaf bringe.“

Ich wollt' ihr eine Warnung gönnen um des unziemlichen Geschwätzes willen von den Wölfen und dem Zauberstüpplein, doch sie hört's nicht mehr, hatt' eine Thür aufgezogen, die zur Küche ging und machte daselbst mit wundersam hurtiger Hand ein groß Feuer auf dem Herde. Nun war es von draußen seltsam zu sehen, wie ihr schönes Gesichtlein mitten aus dem krausen Rauch hervorschien, ganz roth, als ob es brennte, denn die Flammen zuckten in großer Nähe. Das sah wohl prächtig aus, aber doch fremd und nicht heimlich; wollt' mir nicht wohlgefallen. Auch währt' es nicht lange, so war das Süpplein fertig, in eine große Schüssel gethan und hereingetragen.

Ich mocht' nicht mitessen um meiner Würde willen, die Andern aber saßen um einen runden Tisch, bekamen Jegliches einen hölzernen Löffel und fuhren von allen Seiten wild in die Schüssel. Das Mädchen allein harrte ein wenig und paßte den jungen Schlingeln sorglich auf den Dienst, daß keiner zu hastig schlinge oder der Alten in den Weg komme; dann schlug sie tüchtig drauf mit ihrem Löffel, daß sie zurückfuhren und kreischten, gleich darnach aber wieder um so lauter lachten. Zuletzt, als sich die große Gier ein wenig gestillet, tauchte sie selbst hinein und aß; da war's lieblich zu sehen, wie keiner der Buben sie stören mochte, sondern alle drei mit ihren Löffelein säuberlich auswichen.

Unter solchem Zusehen empfand ich zuletzt selbst ein wenig Hunger und rüstete mich zum Heimweg. Nun fragte ich die Jungfrau nach ihrem Namen, denn ich gedachte sie des Oefteren heimzusuchen und etwa für sie zu sorgen, so es noth thäte. „Ich heiße Gertrud Gröningin,“ sagte sie.

Als ich hienach meines Weges ging, war mir's so zu Muthe, als ob mitten aus dunkeln und schrecklichen Wolken heraus ein herrlicher Sonnenschein über mein Haupt geflossen wäre, so sehr hat die heitere Unschuld und Anmuth dieser Jungfrau oder, wie ich lieber sagen mag, dieses Kindes meinem zerstörten Herzen wohlgethan und mir etwas neue Kraft gegeben, das irdische Leben noch ein Stücklein weiter zu tragen. Und daran erkenne ich am allermeisten, allgütiger Heiland, daß du selbst mir solche Erquickung bereitet hast. Also will es mir scheinen, als ob du mein noch fürder bedürfest zum Kampf mit dem Bösen für dein Reich; und so soll ich hinfort nicht murren noch zagen, sondern freudiger thun nach deinem Rufe, der an mich ergangen ist.

† † †

Ei, wie ist's doch ein seltsam Ding um uns gebrechliche Menschenkinder! Hab' ich nicht gestern fröhlich von ganzem Herzen den Herrn gepriesen um meines heimlichen Glückes willen — und siehe, hienacht schon ward ich ruhlos geplagt von bösen Gedanken; denn ich sah in einem Traume, daß Satan in

Gestalt des widerlichen Schuhu seine Krallen nach der Jungfer Gertrud ausreckte, und hinwiederum glotzte er auch nach mir selber mit grünen, arglistigen Augen als einer Katze: und da ich des Morgens aufstand, war meine Seele gebeugt und voll Unrast. Bin aber tapfer hinauspaziert vor's Passower Thor, und als ich das Mägdlein wieder mit Augen sah, zerfloß das Zagen gleich einem Nebel, und ich spürte von Neuem, daß der gnädige Gott ein Weilchen seine schöne Sonne auf mich Unwürdigen scheinen läßt.

† † †

Man weiß, daß in Mitten der unermeßlichen Wüste in Afrika der freundliche Gott den reisenden Menschen herrliche Inseln oder Oasen eingerichtet hat, auf daß sie nicht verschmachten noch vom Brande der heißen Sonne verzehrt werden. Daselbst springen lautere Brünnlein frischklaren Wassers in großer Zahl, und mächtige Bäume, als die schönen und heiligen Palmen, spenden Schatten und süße Frucht, und Blumen sprießen in zahlloser Menge von wunderbarem Geruch, und die allerbuntesten Vögel singen und preisen Gott ob all dieser Wonne und kein böses oder giftiges Thier darf solchem Bezirke nahen.

So und nicht anders hat Gott mir in meinem Leben eine Oase bereitet. Ich habe ein Kind gewonnen und kann mich freuen an seinem Anblick und seiner Holdseligkeit, als wäre es in Wahrheit meine eigene Tochter. Alltäglich gehe ich zu ihrem Häuschen, vermahne sie treulich mit geistlicher Rede oder lasse sie lachen, und das ist mir ein Glück so groß und schön, daß ich mich heimlich scheue, davon zu reden oder auch nur zu schreiben: denn man sagt, so Jemand das Glück laut anrufe, so eile es dahin und entfliege wie ein schöner Vogel, den eine laute Stimme verscheucht hat. —

† † †

Ei, ei, mein Vöglein Gertrud, heute habe ich ein lustiges Ding von dir gesehen. Nämlich als ich dem lieben Hause nahete, langsam wandelte der Schicklichkeit halber, wie es meine Gewohnheit ist, und hoffend von ferne schaute, so sah ich, wie mein Vöglein hoch auf ihrem Treppchen saß, das von außen in's Haus führt, und drunten hupften die drei unflüggen Spatzen, meine Buben, und warfen ihr große rothe Rosen zu wie Bälle, mit welchen die Kinder spielen, und sie fing dieselben allesammt mit so großer Geschicklichkeit, daß es nicht leicht Jemand glauben würde, der es nicht selber sähe. Welche sie aber zurückwarf, die steuerte sie so weislich, daß sie den Schlingeln fast in den Mund fielen, und doch waren diese oft genug so tölpisch und konnten sie nicht greifen. Und wie dann die drei Spatzen unter einander piepten und purzelten und sich balgten um die Rosen, wie war das lustig zu sehen, und wie lachte da meine Gertrud! Und wie ihr selbst die Wangen glühten vor Lust und herzlichem Eifer! Ein Kind! Ein Kind!

Hinwiederum wenn Einer richtig gefangen hatte und sie ihm zurief und seine Kunst lobte, da schien sie wieder wie eine Mutter: ja, Gott verzeih' mir die Sünde, recht wie die mütterliche Jungfrau Maria selber, in welcher Art etwa Meister Albertus Dürer sie gemalt hat. Wie sie aber mit so wundersamer Anmuth und so zierlicher Sicherheit griff und fing, als könne es ihr nimmermehr fehlen, da verwunderte ich mich abermal wie sonsten oft von Herzen

und freute mich, daß Gott sie mit so seltsamen und schönen Kräften in allen Stücken absonderlich ausgerüstet hat.

Zuletzt aber rief sie, als ob es sie gelüstete, ihre Kunst noch besser zu zeigen: „Du stehst mir zu nahe, Klaus! Weiche zurück, Barthel! Ganz hinten am Zaune, Fritz! — So, nun laßt sehen, ob ich euch treffen kann!“

Und so warf sie, und wahrlich, sie traf auch dort, nur daß die Rangen zu täppisch waren und nicht Acht gaben. Indem hatte sie nicht bemerkt und ich in dem Zuschauen auch nicht, daß ein Männlein des Weges gekommen war: und siehe, eben als das vorbeiging, fuhr ihm eine Rose gerade an den Kopf, daß es wohl ein wenig erschrecken mochte. Es war aber ein junger und stattlicher Bursche, der da gekommen war, schön, in vornehmen Kleidern; der blieb nicht lange verdutzt, sondern hurtig hat er das lustige Wurfgeschoß selber mit der Hand erwischt, zielt, wirft, trifft meinem Gertrudelein dicht vor die Augen. Das saß nun noch ganz erschrocken da, hebt aber doch die Hand und fängt, wie sie's einmal gewohnt ist; wirft freilich nicht wiederum zurück, ich meine, weil sie's nicht für schicklich hielt. Da schreien die Buben aber laut „Mehr! Mehr!“ Und sie muß ihnen zuschicken wie zuvor. Der junge Herr ist aber gewandter als die Tölpel alle drei, fängt ihnen die meisten Blumen vor der Nase weg; bald stehen sie nur noch, schauen zu und sperren verwundert die Mäuler auf. Das hübsche Männlein aber kämpfte solchermaßen wacker fort mit dem Kinde, rückte auch allmälig dicht an den Zaun, darnach husch, über den Zaun hinweg wie ein Hirsch, die Röslein sausten immer wilder hin und her wie ein rother Regen, zerflattern und decken den Boden, daß es sehr prächtig aussah, als wäre einer Herzogin zum Einzug die Straße mit Blumen bestreuet. Die Beiden aber hatten Alles um sich her vergessen und bewarfen einander so hitzig und scharf, als gälte es bitterlichen Ernst; und doch lachten sie laut und jauchzten ganz toll um die Wette.

Nun war das sehr lustig anzusehen, und, helfe mir Gott, mir zuckt' es selber in den Gliedern, und wenig fehlte, ich wäre hinzugesprungen und hätt' mitgethan, was mir doch um meines Alters und meiner geistlichen Würde willen übel angestanden hätte. Auf einmal aber sind die Rosen zu Ende, und die Beiden stehen und blicken stumm und roth einander an, und je länger sie weilten, um so röther wurden sie im Gesicht statt sich abzukühlen. Da dacht' ich: Nun ist's genug! trat dazu und redete mit ihnen.

Sie erschraken alle zwei wie Bösewichter, und ich hatte zumal eine Freude an meinem Gertrudelein, wie es so sehr beschämt war über solche Kinderei und rief: „Pfui, sollt' ich doch den Jungen ein besser Beispiel geben!“

Der tapfere Herr aber war auch ganz wirr geworden, redete eine gute Weile kein Wort, dann sprach er recht thöricht, ihn dürste, ob er ein Glas Wein haben könne?

„Ja, freilich,“ sagt die Gertrud schnell, „und das vom allerbesten Jahrgang, den wir haben; liegt unter der Erde der Kühlung halber.“ Läuft also und kommt wieder mit einem zinnernen Becherlein und reicht es ihm. Ich merkt' es gleich, es war eitel Brunnenwasser; denn Wein haben sie nicht im Hause, nicht einmal Bier. Er aber nimmt's und trinkt ganz ernsthaft, als spüre er

die Schalkheit nicht, blickt auch unter dem Trinken manchmal verstohlen über den Rand des Bechers auf das Mädchen, als hätt's ein Zauber ihm angethan.

Darauf entschuldigt sich der junge Mensch mit so blödem Stottern, daß mich's von einem so feinen Jungen, als der doch hätte lernen müssen die Rede zu setzen, daß verwunderte. Zuletzt ging er ab, und wir andern schauten ihm nach. Und als er so weit von uns fort war, daß er wohl meinte nicht mehr gesehen zu werden, auf einmal zieht er sein feines Federhütchen vom Kopfe, wirft es hoch in die Luft wie einen schlechten Fetzen, fängt es wieder, springt darnach hurtig über eine Hecke, die da war, und heissa! läuft querfeldein wie der Wind, daß er gar bald verschwunden war.

Wir haben nun, die Gertrude und ich, herzlich gelacht über den wunderlichen Herrn, der wie ein lustiger Bube that und nach allem Anschein ein vornehmer Mann war; und als ich nachher in mein Haus gekommen, hat mich die ganze Sache noch immer so gefreut, daß ich sie mir genau hab' müssen aufschreiben zu heiterem Gedächtniß, ob ich gleich weiß, daß ein verständiger und gelahrter Mann wohl klügere Dinge sollt schreiben können. Allein ich denke, mein Gott gönnet mir die Freude.

Scriptum Ao. 1559, am 27. Junii.

† † †

Der Herr hatte mir zur Prüfung christlicher Geduld ein Siechthum gesandt. Wie hab' ich mich nach meiner Gertrude gebanget! Sie hat aber, nachdem ich etliche Tage bei ihr nicht bin gesehen worden, ihre drei Spatzen zu mir gesandt, zu forschen, was es wäre. Und als sie erfahren, daß es übel mit mir stünde, ist sie stracks selber hergelaufen und hat mich pflegen und mir alles Gute erweisen wollen. Meine Schaffnerin aber ist verwundert gewesen über solchen Besuch und solches Begehren, und hat, wie mir schwanet, das arme Kind hart angelassen um vermeinter Schicklichkeit willen, denn das tolle und gutmüthige Weib glaubt, ich sei allenfalls noch jung genug zum Freien und zu Liebesgedanken. Ach, mein Gott, du aber weißt es, was mein Herz sich gelobt hat, und wie alt es überdem geworden ist.

Das arme Kind ist über solche thörichte Rede sehr erschrocken gewesen und still davongegangen; hat so betrübt dreingeschaut, daß es meine Alte selbst gejammert, wie sie vermeldete. Hiernach hat die Gertrud alle Tage wiederum ihre Brüder geschickt, nach meiner Gesundheit zu fragen. Gott sei gepriesen, heut kann ich den Bürschchen schon bessere Kunde auf den Weg geben. Am 25. Julii.

† † †

Meine Schaffnerin hat mir verwunderliche und schier erschreckliche Dinge berichtet, so ich in meinem starken Fieber soll geredet haben, davon mir selber nichts mehr bewußt geblieben. Hab' immerfort geschrieen, Satan schnappe mit aller Begier nach Gertrud's Seele. Etliche Mal habe es geschienen, als wähnte ich selbst der Teufel zu sein, sintemal ich mit listigem Angesicht solche Dinge geflüstert habe: „Siehst Du, ich mache Dich fest wider Feuer und Rauch, daß es um Dich brenne und Du nicht verbrannt werdest; siehe, ich lehre Dich Zaubertränke kochen und also Macht über die Menschen gewinnen, daß Du sie

nach Deinem Begehren lenkst, und sie an Dir hangen sollen wie demüthige Thierlein. Siehe, darum bete mich an, gleichwie Kröten und Schlangen und Eidechsen zu mir beten, der ich ihr bester Wohlthäter bin."

All diese abenteuerlichen Reden will die Schaffnerin zu so häufigen Malen aus meinem Munde vernommen haben, daß sie dieselben gleichsam auswendig gelernet wie ein Lied. Mir aber ist's gar schaurig und bange, weil ich nicht weiß, welche Macht solche Dinge mir ohne mein Wissen in den Mund gelegt; eine gute Macht kann's schwerlich gewesen sein. Herr, mein Gott, erleuchte meine Seele allezeit und halte mich auf dem rechten Wege der Wahrheit und der Hoffnung.

† † †

Heute als am vorletzten des Heumonds bin ich das erste Mal wieder ausgegangen, habe den blauen Himmel gesehen und bin bei dem Kinde gewesen, ihm zu danken für sein sorgend Herz. Es sprang mir herzlich entgegen, und ich verwunderte mich seiner, denn es schien mir indeß größer geworden und noch schöner; auch war es stiller denn sonst, schwatzte kein kindlich Zeug, sondern redete verständig wie ein ordentliches Hausfräulein. Ihre Augen aber waren klarer und fröhlicher, als ich sie jemals erblickt habe. Nur etliche Mal versank sie ganz in tiefe Gedanken und blieb stumm; wenn ich sie dann wieder ansprach, schrak sie auf und ward ein wenig roth im Gesicht. Manchmal auch lächelte sie heimlich vor sich hin, als wäre sie in einem Traum. Zuletzt schien es mir, als wäre sie ein wenig scheu und minder vertraulich, und als müßte ihr irgend ein verborgenes arges Ding auf dem Herzen liegen. So befragte ich sie darum; da schüttete sie sich auf einmal heftig in Thränen aus und lief davon, gerade aus der Thür. Jedoch als sie über ein Kleines wiederkam, hatte sie die Thränen alle getrocknet, lachte sehr lustig und sprach, sie sei eine große Närrin und müsse manchmal weinen über die schönsten Dinge. Ich sollt' aber nicht neugierig sein noch derowegen um sie sorgen: wenn's was wäre, würd' ich's schon zur rechten Zeit erfahren, denn sie wisse, daß ich ihr Freund sei.

Nun bin ich heimgekehrt und habe eine große Bekümmerniß, als ob sie nicht ganz mein rechtes Kind mehr wäre. — Wenn's nicht bloß meine Narrheit ist, die von dem Siechthum herkommt.

† † †

Nun hat sich das alles wunderbar und lieblich geoffenbaret.

Heute, da ich sitze über der heiligen Schrift und lese, klopft's, und hereinkommt der junge feine Bursch, der neuerlich so mit den Rosen Ball geworfen, sagt, er sei der Marx Stojentin (des reichen Kaufherrn Sohn hierselbst), er müsse mich um eine große Gunst bitten. Es komme aber noch Jemand mit ihm, und ob der eintreten dürfe. Als ich das nicht weigerte, streckte er die Hand aus der Thür und zog die Person herein: und siehe, da war's mein Gertrudelein. Als sie hierinnen war, legte er den linken Arm stark um ihre Schulter, griff ihre rechte mit der andern Hand und rief: „Diese ist meine Braut vor Gott und soll es sein in Ewigkeit. Hochwürdiger Herr, Ihr sollt uns helfen, daß sie mein Weib werde vor den Menschen."

Als ich das hörte, ward ich so sehr übernommen von Staunen zugleich und

seltsamer Freude, daß mir die Thränen leise aus den Augen tropften und ich an's Fenster trat, dieselben zu verbergen; denn ich hielt so große Weichheit einem Geistlichen nicht wohlanständig. Anfangs wollte mich das Staunen schier übermeistern, wie es doch dem armseligen Dirnlein so rasch gelungen, das Herz eines reichen, fürnehmen jungen Herrn gänzlich für sich zu gewinnen; nachher aber überdachte ich weislich, daß selbiger Herr ohne Zweifel redlichen Herzens sei, zudem auch klugen Sinnes, als der eine so feine Braut sich frei erkoren ohne Ansehn ihres Standes und geringen Besitzes.

Darum schwoll mein Herz zuletzt wieder auf von großer Freude um des Kindes willen; ich kehrte mich um zu den Beiden und segnete sie mit vielen sehr schönen und herzlichen Worten. Am Ende fragte ich nun den guten Marx, worin denn ich ihnen helfen sollte, und was ihnen beschwerlich sei? Und wie? Ob er mit seinem Vater schon geredet habe? Die Braut selbst freilich sei eine Waise.

Da machte er ein bekümmertes Gesicht und sagte: „Das ist's eben. Ich habe mit ihm geredet und ihm mein Herz geöffnet. Drauf hat er mich grausam angefahren, sich ganz wild angestellt und mich einen blöden Narren und einen Empörer geheißen und ähnliche Dinge mehr, was mich bitterlich betrübte, denn ich habe allezeit treu nach seinem Willen gethan und mich nie wider ihn gröblich vergangen. In diesem Einen Stück aber kann ich nimmer anders thun, als ich gesagt habe: Gertrude muß mein liebes Weib werden, oder wir müssen alle zwei vor Leid des Todes sterben."

Und als er dies sagte, schien gleichsam eine Flamme großer Liebe auf seinem Antlitz zu brennen und machte ihn schön wie einen starken Boten des Herrn. Und ich erkannte darin einen Wink Gottes, daß ich ihnen helfen sollte, so ich es vermöchte.

„Ja, Hochwürdiger Herr," sprach er weiter „man sagt, Euch sei eine gewaltige Kraft der Rede gegeben wie keinem andern Geistlichen noch Laien hiesiger Stadt; darum werdet Ihr auch gewißlich ohne allzugroße Mühe den Sinn meines Vaters zu wandeln vermögen, daß er erkenne, es sei keine Empörung, wenn ich Solches von ihm begehre, und auch keine Narrheit: Denn Ihr selber wisset ganz wohl und könnet laut Zeugniß ablegen, daß diese Jungfrau mit den allerschönsten Tugenden geziert ist und in allen Stücken werth und würdig, auch unter den vornehmsten Frauen der Stadt zu sitzen. Darum bitte ich Euch, thuet um ihretwillen nach meinem Verlangen."

Da er also flehte, ei freilich, wie konnt' ich anders? Ich mußt's ihm zusagen.

Drauf wurden sie augenblicklich beide so frohen Muthes, als ob nun Alles schon völlig zum Besten gekehrt wäre. Blieben noch eine kleine Weile in Freuden bei mir, setzten sich und trieben Narretheidunge. Lachten sehr viel und neckten sich untereinander und rühmten ein Jegliches, seine Liebe sei noch vielmal größer als des Andern: hielten sich aber sonst ganz ehrbar und thaten nichts, was meinen geistlichen Augen hätte übel gefallen müssen.

So bald aber als sie hinausgegangen waren, geschah mir ein wunderlich Ding, dessen ich mich nicht versehen hatte. Nämlich, da ich bisher eitel große

Freude an selbiger Neuigkeit empfunden, vermeinend, das Mädchen solle nun fortan ein glücklicheres Leben gewinnen, verfiel ich urplötzlich einem starken Schmerz in meinem Gemüthe, ja, ich begann jämmerlich zu zagen und zu wähnen, daß ich das Kind nun aus meinem Herzen verloren habe. Half auch nicht, daß ich mich selbst belehrte, dem sei nicht so, da vielmehr zu glauben sei, daß ich mich in Zukunft bequemer ihrer Tugenden freuen könne denn bisher: mein trotzig und verzagtes Herz eiferte unverständig dawider und hätte sich um ein Weniges gar zum Zorn geblähet wider den wackern Jüngling Marx, als der sie mir entreißen wolle. Ich kämpfte mit meinem Wahn und rief Gott mir zu Hilfe; aber den Thränen vermocht' ich doch nicht zu wehren.

Indem ich noch also rang, kam mir eine Botschaft aus der frommen und wohlbelobten Stadt Stolp (liegt sehr weit in Hinterpommern), und bitten mich die Bürger daselbst, ihnen eilig zuzureisen; sie hätten eine ausbündige Hexe und ausverschämtes Teufelsweib, so keineswegs Vernunft annehmen und nichts bekennen wolle, wie peinlich man sie auch befragt habe, daß kaum noch ihre Glieder ganz seien. Daher man sie nicht brennen könne, und solchermaßen nicht allein ihre eigne Seele täglich sicherer der Hölle verfalle, sondern auch andere annoch gute und christliche Leute in offener Gefahr schwebten so des Leibes als der Seele. Denn die Macht dieser Hexe sei übergroß, und Selbige habe zuvor schon unsägliches Leid und Schaden gestiftet.

Solche Botschaft bedrückte mein Herz noch mehr; konnt' es aber doch nicht weigern und beschloß, morgen mit dem Frühsten mich dahin aufzumachen.

Also drängte mich so größere Eile, den alten Herrn Stojentin heimzusuchen und sein Gewissen oder seinen Verstand zu erwecken. Kleidete mich darum ehrbar, ging zu ihm und stellte ihm bescheiden und klug die Sache dar. Es ist aber dieser Stojentin nicht schön beleumdet, außer daß er ein feiner Kopf ist, dazu reich und mächtig durch Geld: sonst aber sei er arglistig, boshaft und hartherzig, betrüge zwar Niemanden offen, wisse jedoch allemal feine Hinterschliche zu finden, seinen Vortheil zu haben und Andere zu schädigen, so daß man ihm schwerlich an's Leder könne.

Als ein solcher Fuchs erschien er Anfangs auch mir, und dazu als ein Wütherich. Und ist fürwahr zu verwundern, daß ihm dennoch ein so gut gearteter Sohn erwachsen ist. Zwar man findet's öfter, daß harte Eltern bescheidene Kinder ziehen, weil ihre Zucht strenge ist, dahingegen Andere durch ungerechte Sanftmuth und Gutheit die Söhne locker werden lassen; denn wir Menschen alle haben schwere Zucht vonnöthen, um geistlich zu gedeihen.

Dieser schlimme Christ, als er mein Gewerbe vernommen hatte, fuhr abscheulich auf mich ein, schalt, schmähete mich lästerlich, unangesehen meines geistlichen Standes; fragte höhnisch, ob das rechte Sitte sei, daß ein solches Predigerkäuzlein auch den Kuppler mache? Er wisse gut, was ihm als einem klugen Vater zustehe, und dünke sich auch keine Sau zu sein — und was dergleichen ungewaschen Zeug mehr war, das wie Dreck aus seinem Munde ging. Ich aber ließ mich's nicht anfechten, habe doch oft Aergeres von andern Teufelsweibern müssen hören, und hier duldet' ich's froh um der lieben Kinder willen. Jammerte mich nur meiner geistlichen Würde.

Zuletzt, als er stark ausgewüthet und etwas verschnaufen mußte, hub ich hurtig wieder an und berichtete ihm getreulich, was ich von der Gertrude Liebes und Gutes zu melden wußte, das doch nicht wenig ist: wie sie nicht allein ein sehr schönes und geschicktes Menschlein sei, sondern auch mit zahlreichen andern Tugenden vom Schöpfer sehr prächtig ausgeschmückt. Zum rechten Erweise ihres guten treuen Herzens erzählt' ich auch mit Freuden, wie fein sie aller ihrer seltsamen Thierlein pfleget, auch solcher, die von andern Menschen nichts werth gehalten werden, als die auf drei Beinen laufen oder sonst nichts nutz sind wie die Eidechsen und der Schuhu und das alt böse Weib. Ingleichen, daß ich ihm ein liebliches Bild gleichsam vor's Auge setzte und sein eigen Herz heiter und offen machte, that ich kund, wie die Zwei mit den Rosen zuerst aneinander gerathen sind und sich dabei toll und blind wie die Kinder, hinterdrein aber ganz blöde und dumm verhalten haben, als wären sie von einem plötzlichen Zauber gefangen; was weiter geschehen, davon wußt' ich freilich auch nichts, außer was die Kinder selbst mir gesagt haben, daß der Marx alle Tage (der Weile ich krank gelegen) mit Fleiß desselbigen Weges gestrichen sei, zuerst etliche Worte über den Zaun weg mit der Gertrud conversiret, bis sie sich vertraulich geworden sind und am Ende vor großer Liebe einander die Ehe versprochen haben.

Indem ich nun diese Geschichten mit kunstreichen Worten vorbrachte, ersah ich, daß des Mannes Zorn sich merklich sänftigte; er horchte mit Sorgfalt auf das Alles, und da ich geendigt, brummte er nur ein Weniges vor sich hin; dann sagte er schnell: gut, ich sollt' nur gehen, er wollte sich's überlegen; es könnte ja wahr sein, daß die Dirne was werth wäre und ihm gefallen möchte. Wollte auch selbst hingehen und selbige in der Stille sehen und ihre Art erforschen.

Da dankte ich im Herzen brünstig meinem Gott und verwunderte mich zugleich selbst der großen Macht und Beredsamkeit, die seine Gnade auch diesmal wieder auf meine Lippen gelegt, daß ich diesem argen Mann die Seele zu rühren vermocht. Hab' auch wahrlich sehr fein und mit herrlicher Kraft geredet; nur daß ich nicht wähne, dies sei mein Verdienst, sondern es ist des Höchsten allein.

Scriptum Ao. 1559. Am 3. Augusti.

† † †

Die Stolpische Hexe war allerdings unartiger und verstockter denn andere je zuvor. War doch durch vieler Zeugen Mund überwiesen, daß sie auf einer dreibeinigen schwarzen Katze (so man mir vorgewiesen, war ein sehr scheußlich Thier) Nachts zum Dache hinausgefahren ist; item daß sie den lebendigen Satan, oder, wie Etliche sagen, den bösen Geist Chim, in Körben anderen Weibern zugetragen zu bösem Gelüst, nämlich in Gestalt von Kröten und ähnlichem Ungezücht. So vielen Zeugen in's Angesicht aber leugnete sie boshaft, zeigte sich auch überaus hart von Gliedern, weil Satan sie stützte, und trug mehrere Grade der Folter von Neuem, ob sie gleich gräßlich schrie, daß mir die Haare gen Himmel standen und der Schweiß wie Blut von der Stirne troff. Zuletzt habe ich ganz allein sie ohne Folter mit eitel geistlichen Worten bezwungen und ihre Seele so zerknirscht, daß sie ihre Schande herzlich bereute und freudig in's Feuer stieg um ihrer ewigen Seligkeit willen.

Hat mir doch hart und schwer an's Herz gegriffen; also wünschte ich, es

möchte bei meinem Leben die Letzte sein, die solche Greuel verschuldet. Nun bin ich heimgekommen und bin bitter müde von der Fahrt, mehr noch im Herzen als an den Gliedern.

Ach leider! Gleich haben sie auch hier großmächtige Acta, die soll ich lesen und dann hinkommen. Heut aber vermag ich's nicht mehr. Wehe mir, falle doch der heilige Fluch Gottes auf Alle, so dem Teufel zu Liebe so scheußliche Schande treiben.

Am 20. Augusti 1559.

† † †

Allgütiger, allgnädiger, allbarmherziger Gott, halt ein mich zu schlagen, deine Hand ist zu schwer über mir, ich muß verderben und ganz vergehen vor deinem Zorn. Meine Seele schreiet laut auf und knirschet im Staube, mein Glaube versinkt, und meine Hoffnung weichet. Herr, Herr, hilf! Herr, erbarme dich mein, erleuchte mich oder wirf mich in's Meer, wo es am Tiefsten ist! Mein Gott und Heiland, nimm hin meinen Leib ihn zu zerschmettern, aber rette meine Seele und rette meinen Glauben!

† † †

Herr, Herr, warum hast du dem Teufel so ungeheure Macht gegeben auf Erden, daß nichts ihm, nichts widerstehen mag?

Siehe, meine Seele liegt so schwer darnieder, als wäre ein Fels auf meine Brust gewälzt; das letzte Lichtlein ist aus meinem Leben entwichen. O Gott, mein Herr, aber dennoch strafe mich noch schwerer und schrecklicher, so du willst; nur Eines, Eines flehe ich mit tausend Thränen und Seufzern: Rette die Seele dieses Mägdleins aus den Klauen des bösen Feindes! Laß hinfahren und brennen ihren Leib, daß ihre grause Schuld gesühnt werde, aber rette ihre Seele, ihre arme, liebe Seele!

Amen, Amen. Das heißt: Ja, ja, es soll also geschehen.

† † †

O mein himmlischer Heiland, dies Kind! dies Kind!

† † †

Psalm 13. Gebet in Traurigkeit und Herzensangst. Psalm 14. Lehre vom Verderben des menschlichen Geschlechts. Psalm 88. Gebet in schwerer Anfechtung.

† † †

Die alte Frau ist vor Schrecken gestorben, da man die Gertrud in ihrem Hause bestrickte und sie hinwegführte; ach, daß mir nicht eben dieses Heil widerfahren ist! Nun sterbe ich dahin vor dem Tode und will an Verzweiflung alle Stunden ersticken. Gertrud, Gertrud, warum hast du mir das gethan?

† † †

Sie sind alle abgewichen und allesammt untüchtig; da ist keiner, der Gutes thue, auch nicht Einer. Ps. 14, V. 3.

† † †

Nun ist der unselige Jüngling zu mir gekommen, der Marx Stojentin, war ganz verstöret und sah aus, als wäre der bleiche Tod über ihn hinweggeschritten. Warf sich zu meinen Füßen und flehete gar kläglich mit Aechzen und

Weinen, ich sollte ihm seine Braut vom Tode erretten, möge dann mit ihm selber geschehen, was da wolle. Mein Herz ward schwach vor großem Erbarmen; doch da er sich zuletzt allzu ungestüm geberdete, schalt ich ihn mit mäßigen Worten, er solle vielmehr an ihre sündige Seele denken, dann an ihren sterblichen Leib; an dem sei wohl nichts mehr zu erretten.

Da machte er seltsame Augen, als käme er von Sinnen, und rief mit gewaltiger Stimme: „Herr, wie redet Ihr doch so verwunderlich? Ihr wißt ja doch, daß unsere Gertrud unschuldig ist!"

Ich aber erwiderte ihm (Gott sah, mit welchem Schmerz), daß ja leider Alles zu deutlich bewiesen und von ihr selber eingestanden sei, frei und ohne Folter; darauf schrie er noch lauter und ward ganz wüthig: „Lüge, Lüge Alles, Verleumdung und schamlose Bosheit! Wider alle Welt will ich beharren und rufen: Gertrud ist unschuldig wie ein Engel des Himmels! Meine Hand und meine Zunge sollen verdorren, wenn ein Wort wahr ist von Allem, deß sie beschuldigt ist!"

Ich aber, als seine Wuth sich ein wenig gestillt hatte, forschte ihn aus, wie es ihm an jenem Tage zu Sinne gewesen, da sie ihn mit den Rosen warf, und wie nach diesem an den folgenden Tagen. Siehe, und ich vernahm mit schrecklichem Grausen, daß er Solches gar genau ebenso beschrieb, wie es mir leider ehedem mit der übeln Buhlerin Apollonia ergangen war. Das that ich ihm nun auch deutlich kund (obzwar ich mich heftig vor ihm schämte) und wies ihm, wie ganz offenbarlich auch diese Rosen des Teufels Spielwerk gewesen, damit sie ihn vergiftet, wie jene Andern auch zuvor.

Er aber verstockte seinen Sinn und wollt's nicht glauben, was doch vor Augen liegt. Ach ja, und war ich nicht selbst bisher auch so blöde und verblendet und wäre um ein Kleines zum andernmal in des Teufels Strick gefallen? Wie sollte nun dieser Jüngling weise sein? Gott erleuchte ihn und wahre seine Seele vor größerem Schaden.

Und weiter sprach ich zu ihm: „Seht doch, Lieber, so und so: sind nicht Unzählige vor ihr beklagt, bedrängt und gerichtet, weil sie mit widrigem Thiergezücht, das dem Teufel gehört, sich befaßten, Schlangen, Kröten, Molchen? Und wie sollten doch Eidechsen besserer Art sein oder der greuliche Schuhu? Und all ihre absonderliche Kunst und Geschicklichkeit, wie gern lehret Satan solche Stückchen! Ja, habe ich doch selbst nicht selten gottlose und schier teuflische Reden aus ihrem Munde vernommen, nur daß mein Sinn blöde war und nicht merkte, wo das herkam! Und sind nicht auch dreibeinige und hinkende Geschöpfe gleich ihren Katzen und Ziegen schon oft das Zeichen gewesen, daran man Hexen zuerst erkannt und ausgewittert? Siehe nun, wenn diese nicht schuldig wäre, da ihr so viel bewiesen ist wie nicht leicht einer Andern, und sie selbst auch so hurtig bekannt hat, ei, könnte man nicht glauben, daß auch alle die Anderen unschuldig gerichtet und gestorben seien? Oder wie meinet Ihr?"

Nach diesen meinen Fragen schaute er mich staunend an mit einem wilden Blick, als entsetzte er sich vor einem bösen Gespenst, und sagte laut und frech: „Ei, fürwahr, so sind sie alle unschuldig gestorben!"

Als er das sagte, war mir's im gleichen Augenblick als führe ein kaltes

Eisen mir mitten in's Herz und bliebe da haften, daß mein Puls stille stand viele Sekunden lang und wagte nicht mehr zu schlagen. Einen so großen, teuflischen Schauder habe ich nimmer noch in meinem Leben empfunden. Doch als das vorüber ging, sah ich wohl, daß es eitel Thorheit war, was er geredet hatte, und hielt ihm solches Unrecht wider Gericht und Obrigkeit ernstlich vor.

Zuletzt ging er von mir in unchristlicher Verzweiflung, und ich sorge fast, er möge etwas Arges wider die Obrigkeit im Schilde führen. Hat doch gar seinen leiblichen Vater mit bösen Worten verflucht: derselbe habe die ganze Sache aus schändlicher Arglist angezettelt, um ihm seine Braut zu entreißen, weil sie arm und von geringem Stande sei.

So leicht vermag der Satan auch fromme Seelen zu bethören und in Sünden zu locken!

† † †

Es ist gar seltsam: seit der Jüngling von mir gegangen, ist ein fürchterlich Zagen und Grausen über mich gekommen. Mir ist nicht anders, als gehe zu jeder Stunde ein Mörder hinter mir und begleite lauernd alle meine Schritte. Ich sehe ihn nicht, aber ich höre seinen Gang wie mit leiblichen Ohren, und ich weiß, wer es ist: ich kenne deine Tücken, Satanas!

Herr, halte deinen Schild vor mich und nimm dies teuflische Grauen von meiner Seele!

† † †

Und wenn sie dennoch unschuldig wäre, das Kind, das arme Kind . . . o gnadenreicher Gott, wenn diese Wonne mir aufbewahrt wäre . . .

Ei fürwahr, so sind sie alle unschuldig gestorben . . .

Ich spüre des Mörders Hände dicht an meiner Kehle.

† † †

Gleich einem Meer von eitel Blut wallet es vor meinen Augen; ich muß ersticken in der Angst und in dem entsetzlichen Ahnen. Wenn es wäre, wenn sie alle . . . hundert unschuldige Opfer . . . . Heiliger Gott, nein, nein, nein, wie könnte das sein? Es ist ganz unmöglich . . . Und wenn . . .

† † †

Herr, könnte ich vergehen vor deinem Angesicht und nichts mehr wissen von Erde noch Hölle noch Himmel in Ewigkeit, um diesem dunkeln Grauen zu entrinnen! Auch im Paradiese selbst wäre keine Ruhe für mich zu finden. Herr, mein Gott, erbarme dich und sende mir ein Zeichen, daß sie schuldig waren, jene, die durch mich gestorben sind . . . Ach, und Gertrud, meine süße Gertrud . . . sie könnte doch unschuldig sein . . . . Und dann . . .

So sind sie alle unschuldig gestorben.

† † †

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

† † †

Heiliger Gott, Allerbarmer, ja! ja! ja! Sie ist unschuldig! Ganz unschuldig. Meine Seele bebt vor namenloser Freude.

Denn ich weiß es, Herr, du hast mir ein Zeichen gegeben, und ich will es

beschwören vor deinem Angesicht laut als einen furchtbaren Eid: Siehe, solche Blicke vermag der Teufel nimmer zu schaffen, die gehen dennoch über seine Macht, so gewaltig groß sie ist! Ja, wie sie mir entgegensprang im Kerker mit dem sichern Blick der Freude und des Vertrauens, siehe, da fuhr es mir wie eine Flamme in's Herz, wie ein leuchtender Blitz des Herrn: Sie ist unschuldig, ganz unschuldig! Und ich jauchzte im Herzen vor eitel Wonne.

Aber ich leugnete noch vor mir selber und sprach zu ihr: „Hast du nicht Alles selbst vor dem Richter bekannt?"

Sie aber erröthete im Angesicht und antwortete und sprach: „Ach, lieber Vater, wie redet Ihr so zum Schein und wollt mich ängstigen? Ich aber fürchte mich nicht vor Euch und auch nicht zu sehr vor den Anderen, denn ich weiß, mein lieber Heiland wird mich gewiß erretten. Ja, seht, weil mich die Knechte entblößen wollten zur Folter, kam ich recht von Sinnen vor Scham und bekannte zuvor Alles, was sie von mir verlangten. Ihr aber wißt doch besser, wie es ergangen ist, denn Ihr habt mit Euren guten, treuen Augen gesehen, was ich gethan habe. Und Ihr müßt es ihnen doch gesagt haben, daß es nicht wahr ist, was sie mir Schuld geben!"

Und als sie dieses sagte, sah sie mich an mit ihren reinen Augen; ich aber meinte, dieselben vermöchten mir tief in's Herz zu schauen, und ich schämte mich bitterlich, daß ich an ihr gezweifelt.

Gottes Güte sei gepriesen in Ewigkeit, der mir in diesen Augen die Wahrheit zu sehen gab.

† † †

Nachdem mich Gott also mit vollkommener Klarheit erleuchtet hat, darnach über ein Kleines hat mir Satan von hinten zugerannet mit einer Stimme, wie wenn ein leiser Donner aus der Ferne kommt:

Ei, fürwahr, so sind sie alle unschuldig gestorben!

Und alsobald ist eine wundersame und fürchterliche Ruhe über mich gekommen wie über einen Mörder, der lange zagend seines Spruches harrete und nun des Todes ist schuldig befunden worden. Denn siehe, ich wußte auf einmal ganz gewiß, als wäre es mit feuriger Schrift in meine Brust geschrieben, daß ich ein hundertfältiger Mörder bin und hundertfältigen Todes schuldig. Allein die Ruhe sitzet wie Eis in meinem Herzen; die Schuld steht vor mir so riesengroß und fremd wie der Gedanke der Ewigkeit, den ich nicht fassen noch begreifen mag, sondern vor dem ich stumm in schaudernder Stille harre.

† † †

Ich weiß nun wohl, daß Gott meiner ganz vergessen hat um meiner unaussprechlichen Sünde willen. Ich aber will dennoch nicht ablassen in ihn zu dringen, daß er die Unschuldige durch mich erretten lasse und mich allein dem Tode hingebe. Er muß mich erhören, nicht um meinetwillen, sondern um ihretwillen, die an reiner Unschuld seinen Engeln gleicht. Du mußt mein Gebet erhören, du Allgerechter, ja du mußt!

† † †

Nur des Nachts in der Einsamkeit schleicht es heran und will mich ersticken . . . Dann vermeine ich, die Schuld könnte ich begreifen mit meinem

Geist . . . hundert Morde, hundert Morde . . . und ich höre das Angstgeschrei der Gerichteten . . . und ich denke, mit wie viel gräßlicherem Heulen und Stöhnen ich bald vor dem größeren Richter stehe . . . aber das ist zu groß, und wenn der Tag kommt, erstarre ich von Neuem in eisiger Ruhe!

† † †

Mir hat geträumt in dieser Nacht, und war doch nicht wie ein Traum, sondern wie leibhaftige Wahrheit.

Mir träumte, daß mein Leib gestorben sei, und meine Seele ward von einem ungeheuren Sturmwind emporgerissen zum Gericht. So fuhr sie hin, und war um sie her eine unendliche Leere, die schien gemenget aus Licht und Dunkel, und war nichts zu sehen in aller Weite. Es tönte ringsumher ein Rauschen wie von Flügeln der allergewaltigsten Vögel, laut wie hallender Donner, und war doch so still zur gleichen Zeit, daß man eines Kindes Wimmern hätte vernehmen können.

So fuhr meine Seele in Schauern umher. Da fühlte sie mit heiligem Schreck, daß Etwas nahete aus dem Leeren. Zu sehen war es nicht und nicht zu hören; sie aber wußte mit Zagen, daß es Gottes Nähe war.

Da erschien fernher schmetternd wie Posaunenton eine wilde Stimme, die rief herüber:

„Er hat getödtet, hundertfach gemordet."

Und alsobald zitterte ein tausendfältig Schluchzen und dunkles Stöhnen durch die Leere und ward so laut wie ein groß Jammern und Heulen, und meine Seele wollte hinschwinden und ersticken in Verzweiflung.

Darnach ward lange Zeit eine große Stille. Zuletzt erschien eine andere Stimme und drang hindurch, die war laut und weich, wie der Ton von einer Orgel geht, und rief:

„Er hat bereut, hat hundertfach gebüßet."

Und ward wiederum eine unendliche Stille, dumpfer noch und schrecklicher denn zuvor, und keine Antwort kam zum Guten noch zum Bösen. Meine Seele aber fühlte, daß Gottes Geist jetzt über ihr zu Gerichte saß, und ward zerrissen von Schaudern und Zagen.

Und über eine unendliche Zeit erscholl ein herrlich Klingen umher wie von tausend Glocken, die gegen den Abend geläutet werden, und es ward von unsichtbaren Stimmen: „Gnade! Gnade! Gnade!" gesungen.

Und säuselnd fühlte meine Seele sich fortgetragen durch den großen Raum und hörte nichts mehr und sah nichts mehr als den köstlichen Dämmerschein der ewigen Leere.

Aber nachdem sie eine große Weile also einsam in dem Weiten geschwommen, siehe, da traten aus dem Dunkel zwei Augen, die standen groß und starr und ruhten unbewegt auf meiner Seele und waren ganz voll Thränen.

Und meine Seele erschauderte und blickte abseits. Doch sie errettete sich nicht, denn allüberall drangen aus dem Dämmer andere Augen gleich dunkeln Sternen, ein Paar nach dem andern, und standen alle voll Thränen und ruhten auf ihr, und war kein Entrinnen vor den ewig klagenden Blicken.

Da zitterte meine Seele vor Grausen wie ein nacktes Kind und flatterte jammernd umher gleich einem gescheuchten Vogel und schrie laut in die Leere hinaus:

„Sohn Gottes, Heiland der Welt, erbarme dich meiner und stoße mich hinab zur Hölle, alle Qualen der Hölle sind nichts vor dem, was ich hier dulde. Siehe, es ist kein Raum für mich im Himmelreich, denn es ist voll von den Geistern meiner Ermordeten; die Seligkeit ist mir gräßlicher, denn die ewige Verdammniß."

Doch es kam keine Antwort auf solchen Jammerruf; die große Ewigkeit blieb stumm, und die Augen standen unbewegt.

Da ertrug ich es noch eine kurze Weile; dann fuhr ich mit einem heulenden Angstschrei aus dem Schlaf. Aber das Grausen ist nicht geringer geworden, seit ich wache.

† † †

Ich habe von Etlichen reden hören, die Seelen ungetaufter Kindlein und die Seelen der heidnischen Menschen werden nicht auferstehen am jüngsten Tage mit den Christen, sondern sie fahren hin in ewiges Nichts und in ewiges Vergessen. Mir aber rufet nun eine Stimme zu, das Gleiche müsse geschehen den Seelen Derer, die sich selbst des Leibes entlediget, die müssen versenket werden in ewige Vergessenheit. Aber ich weiß nun nicht mehr aus noch ein meines Glaubens, sind solche Gedanken von Gott oder vom Teufel? Ich bin irre geworden an der Wahrheit.

Es geht eine Sage im Volk, welche wahr ist und unzähligemal erprobt, daß in jedem Jahr am Allerseelentage der Dammische See ein menschlich Opfer heischet, das er verschlinget und ertränket. Wenn ich also solches Opfer vorstellte und mich selbst hingäbe, so müßte eines andern Menschen Leben gerettet werden. Und doch weiß ich nicht, was Gottes Gebote sagten zu solchem Sterben, denn mein Geist ist irre geworden an der Wahrheit.

† † †

Du sollst nicht tödten.
Auch nicht dich selbst. Denn dein Leib ist ein Tempel Gottes.
Wenn aber der Leib des Teufels Wohnstätte geworden —?
Du sollst nicht tödten.

† † †

Ei, wunderbar, wie bin ich so stark geworden und kenne keine Furcht mehr; es gibt kein so groß Uebel auf Erden, daß ich nicht Größeres erduldet hätte.

Gott hatte mich berufen zum Prediger seines Wortes, ich will nun hingehen und predigen allem Volk und der Obrigkeit selbst, daß sie ablassen von dem Wahn, als vermöchten sie die Werkzeuge des Teufels zu erkennen mit ihren irdischen Blicken und ihren Foltern; sie sollen aufhören Hexen zu brennen und sollen nicht vermeinen Gott damit zu dienen, sondern sie machen's nur ärger und schaffen dem Teufel allein große Freude.

Ich will ihnen zeigen, wie sie alle mit mir sind zu Mördern geworden, hundertfach zu Mördern. Mögen sie mich steinigen oder erschlagen um solches Wortes willen, ich fürchte mich nicht. Nur allein in Gottes Haus darf ich

nicht wieder treten, denn ich bin unrein geworden und ein gewaltiger Sünder. Draußen vor der Schwelle will ich ihnen predigen.

† † †

Dem ehrbaren, wohllöblichen Rathsherrn Wilhelm Loitz allhier, Gratia et Pax.

Solches schreibet Euch am 25. Augusti im Jahre des Heils 1559 im Kerker und zum Tode verdammt wegen Aufruhrs Euer betrübter großer Sünder Bartholomäus Wachholtius.

Habet zuvörderst allen rechtschaffenen Dank meines Herzens, daß Ihr mich habt heimlich wissen lassen, mit Eurer Hilfe seien der Marx Stojentin und die Jungfer Gertrud Gröningin glücklich eingeschiffet und in See gegangen gen Holland. Gott segne die treuen Herzen; bei diesen wird mein Angedenken in Ehren bleiben. Euch aber, liebreicher Helfer und wahrhafter Rathsherr, wird Gott vergelten, was Ihr an den Unschuldigen Gutes gethan.

Darnach will ich Euch getreulich nach aller Wahrheit berichten, wie Solches an mir geschehen ist, daß ich bin zum bösen Aufrührer wider die Obrigkeit geworden, da ich doch alle Zeit zuvor meinte, derselben getreuer und redlicher Knecht zu sein. Das ist also ergangen.

Ich redete zu den Leuten am Sonntag vor der Thür von St. Marien Dom und schlug in ihr Gewissen mit gewaltigen Worten, die wie ein Sturm aus meinem Munde gingen. Schonete auch mein selber nicht, sondern verklagte mich fleißig wegen der armen Hexen, die ich zu Unrecht mit meiner starken Rede bedränget und verwirrt hatte, daß sie bekannten, was sie nimmer gethan.

So redete ich lange Zeit, und der Leute wurden sehr viele, daß es um mich her wogte wie ein großes Meer mit unzähligen starken Wellen, und ich sahe die Augen derer, so mir nahe standen, glühen wie von zehrenden Flammen und unterweilen ging ein Murmeln durch die Menge oder ein Stöhnen, wie wenn ein Windstoß durch ein Röhricht fährt, und die Rede meines Mundes ward darnach immer lauter und mächtiger, und mir war, als wäre ich in einem Rausch, und als spräche all das ganze Volk um mich her zugleich aus mir Einem Manne.

Auf einmal aber schrie eine Stimme laut auf, die muß des Marx Stojentin gewesen sein, und schrie mit jämmerlichem Ruf: „Gertrud! Gertrud!“ Und alsobald hub sich ein Heulen umher und gellend Geschrei, und ward ein ungeheures Toben des Volks, als würden sie rasend, und meine Stimme ward nicht mehr gehört und mußte verstummen. Ich selbst aber ward aufgehoben von etlichen Männern und fortgerissen, und sie trugen mich hin wie ein hilflos Kind, daß ich ihnen nicht zu wehren vermochte.

Also ward groß Aufruhr und Meuterei, und sie stürmten in Haufen wider das Gefängniß und brachen die Thüren und rissen heraus, die darinnen saßen, Schuldige und Unschuldige. Die Knechte aber, so ihnen Einhalt thun wollten, schlugen sie todt, und von solchem greulichen Morden wurden sie ganz von Sinnen wie wilde Thiere, zogen vor's Rathhaus und vor etlicher Richter und Rathsleute Häuser, griffen dieselben, und sind solchermaßen derselben mehrere schändlich um's Leben gebracht worden.

Zu allerletzt vermochte ich heimlich zu entweichen, barg mich in meinem Hause und lag daselbst mit schrecklichem Weinen viele Stunden. Und als es

Abend geworden war und das Toben der Aufrührer ein wenig gedämpfet worden, ging ich hin und überantwortete mich den Richtern. Dieselben haben den Spruch gethan, daß ich des Todes schuldig sei, weil ich den tollen, gemeinen Mann mit loser Rede wider sie verhetzet. Wisset aber, dieselben haben recht gerichtet.

Ach, mein Herr Loitz, es ist meinem Herzen sehr wehe, daß ich auch dieser Sünde mußte schuldig werden; aber der Herr hat's zugelassen, sein Wille geschehe. Es stehet geschrieben:

Ein guter Mensch bringt Gutes hervor aus seinem guten Schatz des Herzens, und ein böser Mensch bringt Böses hervor aus seinem bösen Schatz.

Ich aber habe alle Zeit gemeinet, Gutes zu wollen und dem Herren recht zu dienen, und habe doch alle Zeit eitel Böses hervorgebracht. Daran habe ich nun erkannt, wir Menschenkinder wandeln allzumal im Dunkeln, die Weile wir im Fleische leben, und bleiben im Irrthum gefangen; und ob wir uns gleich brünstig heften und klammern an jegliches Wort und an jeglichen Buchstaben der Schrift, wir erretten uns doch nicht von Irren und Wahn, und ist keine Wahrheit zu finden denn bei Gott allein.

Solche schwere und große Erkenntniß hat mich getröstet in meiner gräßlichen Noth; Gott hat uns die Wahrheit auf Erden nicht gegeben und wird uns nicht richten, als ob wir erleuchtet und wissend wären. Er wird Wege finden, wie er auch meine verlorene Seele errette.

Darum ist's nun vor dem Tode still geworden in meinem Herzen und wohnet Friede darinnen.

Die Beziehungen des heiligen Stuhles zu Mexiko vor und während der Kaiserepisode.

Die heutige Zeit, in welcher ein mächtiger, vorzugsweise protestantischer Staat — wenigstens der Religion seiner Herrscherfamilie und der Mehrzahl seiner Bewohner nach — den hochherzigen Versuch begonnen hat, durch Erneuerung seiner lange Zeit unterbrochen gewesenen diplomatischen Verbindung mit dem heiligen Stuhl zu einem angemessenen Modus vivendi mit der katholischen Kirche zu gelangen, dürfte es rechtfertigen, wenn wir auf den Verlauf eines gleichen Versuches Seitens einer katholischen Regierung und eines katholischen Fürsten eines wesentlich katholischen Landes einen Blick werfen, eines Fürsten, welcher, von der monarchisch-clericalen Partei des Landes berufen, die Monarchie und die Religion in ihrem alten Glanze in Mexiko wiederherstellen sollte.

Die nachfolgende Darstellung wird nachweisen: welche Forderungen der heilige Stuhl hierbei für seine Mitwirkung aufgestellt hat, und daß diese als ewige und unveränderliche geltend gemacht werden auf die Gefahr hin, die Regierung zu stürzen und sei es auch die eines katholischen Herrschers, des Bruders des mächtigsten Fürsten der katholischen Christenheit, auf die Gefahr hin, lange Zeit, ja für immer, alle Beziehungen der Kirche in dem betreffenden Lande und der Gläubigen zu dem römischen Oberhaupte zu unterbrechen, also im kirchlichen Sinne auf die Gefahr des Seelenheiles und eines von dem Oberhaupte der Kirche fortdauernd bejammerten Nothstandes dieser Gläubigen hin.

Wenn, wie die nachfolgende Darstellung weiter nachweisen wird, dieser Versuch völlig fehl geschlagen ist, so wird der Zweifel gerechtfertigt sein, welcher sich an den Versuch eines um das Wohl seiner katholischen Unterthanen und um die Befriedigung ihrer kirchlichen Bedürfnisse eifrigst besorgten und wohlwollenden protestantischen Fürsten knüpft, den päpstlichen Stuhl zu solchen Concessionen zu bewegen, welche der Staat, mögen seine Bewohner vorherrschend katholisch oder akatholisch sein, überall zur Wahrung seiner Selbständigkeit in Anspruch zu nehmen hat.

I.

Um zu einer klaren Einsicht in die kirchlichen Zustände zu gelangen, welche der Erzherzog Maximilian von Oesterreich bei seinem Eintreffen in Mexiko vorfand, ist es nöthig, einen kurzen Rückblick auf die Entwickelung derselben seit der Unabhängigkeitserklärung des Landes von der Krone Spanien zu werfen. Wir folgen hierbei durchgängig documentarisch beglaubigten Angaben in dem

1854 erschienenen Werke des damaligen preußischen Minister-Residenten in Mexiko, Freiherrn von Richthofen: „Die politischen Zustände der Republik Mexiko seit deren Unabhängigkeit“ [1]).

Danach hatte bei der politischen Constituirung des Landes das Verfassungsstatut vom 4. October 1824 im Art. 3 ausgesprochen: „Die Religion der mexikanischen Nation ist und bleibt stets die apostolisch-römisch-katholische; die Nation schützt solche durch weise und gerechte Gesetze und verbietet die Ausübung jedes andern Cultus.“

Diese Fassung, so günstig sie auch für das Oberhaupt der katholischen Kirche lautete, befriedigte jedoch den Papst nicht, weil er die Unabhängigkeitserklärung des Landes von den katholischen Königen überhaupt als Empörung ansah, die republicanische Form der Regierung ihm mißfiel und besonders weil letztere gleichzeitig das von der vormaligen spanischen Regierung ausgeübte Patronatsrecht für sich in Anspruch nahm, in Folge dessen die Ernennungen zu kirchlichen Aemtern das Visum der Regierung für ihre Gültigkeit bedurften, soweit sie nicht von den katholischen Königen selbst erfolgten.

Noch ehe die Verhandlungen hierüber im Congreß abgeschlossen waren, hatte der Papst bereits durch eine Bulle vom 24. September desselben Jahres den Bannfluch über die Republik und ihre Regierung ausgesprochen. Der Erzbischof von Mexiko und einige andere hohe Geistliche hatten der Anweisung des Papstes gemäß darauf das Land verlassen. Der größte Theil der Bischofssitze war somit derelinquirt. Im Jahre 1829 waren außer der Metropole noch sieben Bisthümer verwaist, alle Erhebungen zu höheren geistlichen Stellen und Würden waren suspendirt, es war mehr als die Hälfte der Parochien unbesetzt oder doch nur interimistisch verwaltet, kurz, ein Zustand eingetreten, welcher in dem ausschließlich katholischen Lande von ungleich nachtheiligeren Folgen für die gesammte Bevölkerung sein mußte, als der jetzt so ausgeschriene Nothstand der katholischen Kirche in Preußen in Folge der Vacanz einiger Bisthümer und Pfarreien.

Obwohl die mexikanische Regierung im Laufe der Zeit mehrfach Vorstellung bei dem Papste erhob und sich bereit erklärte, in Verhandlung mit ihm einzutreten, um dem allmälig immer mehr demoralisirenden Zustande in der kirchlichen Verfassung des Landes abzuhelfen, so gelang es derselben doch lange nicht, beim Vatican Eingang für ihre Wünsche zu finden.

Erst gegen die Mitte der vierziger Jahre, und nachdem auch die Krone Spanien die Unabhängigkeit Mexiko's längst (1837) anerkannt hatte, war indeß doch, unter stillschweigender Zulassung des Papstes und unter factischer Vergessenheit des Bannstrahles, der Erzbischof von Mexiko dahin zurückgekehrt und hatte sich, ohne von der Regierung gehindert zu sein, im erzbischöflichen Palast wieder niedergelassen, und auch die übrigen Bischöfe hatten sich nach und nach meistentheils wieder in ihren Bisthümern eingefunden. Damit gelangten auch die vacanten Pfarreien allmälig zur Wiederbesetzung. Es bildete sich nun ein Modus vivendi, durch welchen die katholische Kirche in Mexiko zu einer gewissen Unabhängigkeit vom Papste gelangt, und wenigstens der unmittelbaren Einwirkung

[1]) Berlin in der Decker'schen Geh. Oberhofbuchdruckerei.

desselben entzogen war. Auch der niedere Clerus, die Pfarrgeistlichen und die Klostergeistlichen, welche längere Zeit ohne alle Beaufsichtigung geblieben waren, hatten sich, begünstigt durch den aus der spanischen Zeit ihnen verbliebenen Einfluß auf die unwissende und abergläubische eingeborene indische Bevölkerung — sechs Siebentheile der Gesammtbevölkerung —, durch die Entlegenheit der Parochien von den Bischofssitzen und andere Umstände, von jeder Oberaufsicht emancipirt und bedrückten das Volk durch hergebrachte und angemaßte Strafgewalt und Willkürlichkeiten jeder Art.

So kam es, daß nach und nach der Papst sowohl als die Landesregierung sich einander wieder zu nähern anfingen; der erstere, um die Zügel der Gewalt über den Clerus, die ihm nachgerade aus der Hand gefallen waren, wieder zu erlangen, die Regierung, um vermittelst des Papstes der Bedrückungen des Volkes durch den Clerus Herr zu werden.

Dies gab, nachdem die Regierung sich der wohlwollenden Aufnahme einer Gesandtschaft an den Papst vorher versichert hatte, zur Absendung einer solchen anfangs des Jahres 1848 nach Rom Veranlassung, welche über die vorgedachte Patronatsfrage und andere Angelegenheiten delicater Natur verhandeln sollte. Sie gelangte indeß im Laufe eines Jahres zu keiner Hebung der obwaltenden Schwierigkeiten und hatte überhaupt keinerlei Ergebniß bis zu dem Zeitpunkt, wo der Papst 1849 nach Gaeta geflüchtet war.

Eine aus diesem Anlaß vom Congreß votirte Donation von 25,000 Pesos fuertes (ca. 120,000 Mark) stimmte indeß den Papst milder und veranlaßte endlich die Mission eines außerordentlichen apostolischen Delegaten nach Mexiko in der Person des Monseñor Clementi, Erzbischofs von Damaskus i. p. inf., bis dahin in Mission in Brüssel, welcher jedoch erst gegen Ende des Jahres 1851 in Mexiko eintraf.

Der Delegat theilte nun das bereits unterm 26. August desselben Jahres für ihn ausgefertigte, seine Ernennung, Instruction und Vollmachten enthaltende Breve in lateinischer Sprache, welches nach den Anfangsworten desselben unter dem Namen: das Breve „Quum in persona Beati Petri“ in Mexiko allgemein bekannt ist, der Regierung mit und beantragte dessen Anerkennung, oder mit dem spanischen Worte das „Pase“ (lateinisch dem Begriffe nach das Placet).

Wir übergehen den die Ernennung enthaltenden Eingang des Schriftstückes und geben in nachfolgender möglichst wörtlicher Uebersetzung die dem Delegaten beigelegten Befugnisse:

„Damit Du, ehrwürdiger Bruder, Dein hochwichtiges Amt mit um so größerem Erfolge wahrnehmen kannst, haben wir für erforderlich erachtet, Dir die nachfolgenden Vollmachten durch gegenwärtiges Schriftstück zu ertheilen:

„Erstens geben wir Dir die Ermächtigung (potestatem), in den erwähnten Landen, in welchen Du das Amt des Apostolischen Delegaten angetreten haben wirst, entweder durch Dich selbst oder durch einen durch Frömmigkeit, Klugheit und Bekenntniß (doctrina) angesehenen Geistlichen die Metropolitan-Cathedral- und Collegiat-Kirchen, ebenso die Klöster und Priorate und die sogenannten (ut dicunt) Präpositate und Präposituren jeder Ordnung, auch die Hospitien und Exempten, in Augenschein zu nehmen und Visitation darin vorzunehmen (visitare) und ihren Zustand (statum), ihre Regeln, Verfassung (statuta), Gewohnheiten, Sitten, Disciplin und Lebensweise (vitam) zu untersuchen, um demnächst hierüber an diesen heiligen Stuhl zu berichten.

„Du bist ferner ermächtigt, kirchliches Interdict zu erlassen und aufzuheben.

„Ebenso geben wir Dir Befugniß (facultatem), entweder selbst oder durch andere geeignete, von Dir zu erwählende Männer in allen Ehesachen (causas matrimoniales) und übrigen Streitsachen, profanen, bürgerlichen, criminellen und gemischten, welche aus irgend welchem Grunde der geistlichen Gerichtsbarkeit unterstehen, zu erkennen und zu verfügen (cognoscere ac definire), jedoch unter Beachtung und Berücksichtigung der Rechte der ordentlichen Richter (Ordinariorum), soweit es sich um die erste Instanz in Processen dieser Art handelt, und nach Maßgabe der Vorschriften des Tridentinischen Concils.

„Du wirst ferner hierdurch berechtigt (tas tibi erit), Personen jeglicher Art (quascumque personas) gegen Erkenntnisse, Urtheile und Verträge jeglicher Art (contractus quoscumque), wie es Rechtens sein wird (prout juris erit), in den vorigen Stand zu versetzen (in integrum restituere), sofern durch diesen Act einem Andern kein Nachtheil erwächst, und von allen Strafarten (a quibusvis censuris et poenis) zu lösen; ebenso bist Du berechtigt, in beiden Gerichtsstätten (in utroque foro, d. h. dem kirchlichen, wie dem bürgerlichen), soweit es sich dabei um die kirchlichen und canonischen Strafen handelt, jedoch nach heilsamer Pönitenz und mit Rücksicht auf den Grund der Verschuldung, Denjenigen Absolution zu ertheilen (absolvere), welche einen Mord, jedoch nicht absichtlich (non tamen voluntarium), oder einen Kirchenraub, oder einen Meineid verübt, oder sich an Pfarrgeistlichen oder andern den heiligen Ordnungen angehörigen Personen — jedoch nur insoweit, als es sich nicht hierbei um Aebte oder Bischöfe handelt — gewaltsam vergriffen haben (manus violentas injecerint), oder welche sich mißbräuchlich (furtive) in die geistlichen Orden eingeschlichen haben."

Es folgt nun eine Reihe von Verbrechen: Ehebruch, Blutschande und andere fleischliche Verbrechen, Wucher, Raub, Brandstiftung, und überhaupt Verbrechen jeder Art (reos quorumque criminum), für welche, soweit sie vor das kirchliche Forum gehören, dem Delegaten die Befugniß zur Absolutionsertheilung beigelegt wird, jedoch mit Ausschluß des schon erwähnten voriätzlichen Mordes, der Ketzerei, der Bigamie und des Hochverraths. Dann gewährt das Breve dem Delegaten noch eine sehr ausgedehnte Befugniß zu Dispensen und Licenzen aller Art, was die persönlichen Verhältnisse der Geistlichen, die Bedingungen ihrer Anstellung, die Fasten der Gläubigen, die Ehehindernisse für Brautpaare oder schon Verheirathete, die Vernachlässigung kirchlicher Pflichten u. s. w. betrifft, und fährt dann, soweit es sich um die Forderungen des Papstes gegen den Staat handelt, wörtlich weiter fort:

„Zu Deinen Befugnissen wird es ferner gehören, geeigneten Personen irgend welche Kircheneinkünfte (beneficia ecclesiastica quaecumque), deren Collation dieser apostolische Stuhl in Anspruch nehmen könnte (quorum collatio ad hanc apostolicam sedem spectare possit), zuzuweisen; ausgenommen davon jedoch sollen sein: solche, welche den Metropolitan- und Cathedral-Kirchen zuständig sind, solche, auf deren Collationsrecht Andere Anspruch haben, und diejenigen, über welche auf einigen Gebietsstellen die Jurisdiction dem Clerus mit der Gemeinde zusteht, und die gemeinhin gleichsam diöcesenlos genannt werden (et quae jurisdictionem aliquo in territorio cum clero et populo[1]) habeant, quae quasi nullius Dioecesis appellantur).

„Außerdem bist Du berechtigt, solchen geistlichen Personen (viris ecclesiasticis), welche sich im Besitz weltlicher Einkünfte in Folge ihres Titels oder als Commenden befinden, und ebenso den Canonicats-Collegien, den Klöstern, den Cönobien (coenobiis) und Genossenschaften (eigentlich kirchlichen Brüderschaften, sodalitatibus) zu gestatten, daß sie Grundstücke (bona immobilia), welche jedoch den jährlichen Ertrag von fünf Ducaten Kammergoldes (auri de camera) nicht übersteigen, austauschen, verkaufen und in immerwährende Zeitpacht (emphyteusim perpetuam) austhun können; auch wirst Du ermächtigt sein, Uebertragungen, Käufe und sonstige Besitzveränderungen dieses Werthes, soweit sie bereits erfolgt sind, zu genehmigen und zu bestätigen, jedoch unter

[1]) Offenbar hat eine Uebersetzung des spanischen Wortes „pueblo" in „populo" stattgefunden, welches hier, dem Sinne nach, Ortschaft oder Gemeinde bedeutet.

genauer Beobachtung (ea tamen lege), daß die Ausführung des ganzen diesfälligen Geschäfts entweder der ordentlichen Behörde des Orts und ihrem Beamten oder dem Dignatar der Cathedralkirche übertragen wird.

„Du bist auch befugt, den Weltgeistlichen, jedoch nur denen, welchen keine Seelsorge übertragen ist, eine Vacanz bis zur Dauer von fünf Jahren zu gestatten, um sich dem juristischen Studium und der Gesetzeskunde zu widmen.

„Damit" — so heißt es gegen den Schluß des Breve — „Du dem Dir übertragenen Amte mit um so größerem Ansehn (honorificentius) vorstehen kannst, ermächtigen wir Dich endlich, dreißig durch Frömmigkeit, Bekenntniß und mit andern vorzüglichen Eigenschaften gezierte geistliche Männer, welche sich in irgend einer Weise um die katholische Sache verdient gemacht haben, zu Apostolischen Ehren-Protonotaren oder Titularen mit allen Rechten, Privilegien und Nachsichten (indultis) zu ernennen, welche andere apostolische Protonotare nach der Bestimmung unsers Vorgängers, des Papstes Pius VII. glorreichen Gedächtnisses vom Monat December 1819 entweder besitzen, besessen haben oder besitzen werden. Das soll jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung geschehen, daß Diejenigen, denen Du diese Ehren zugedacht hast, ehe sie in deren Besitz treten, bei einem hochgestellten Geistlichen ein Glaubensbekenntniß ablegen nach den Artikeln, welche hierfür von diesem heiligen Stuhl vorgeschrieben sind, und sich zu diesem Bekenntniß durch Eid verpflichten. Du wirst dann Unserem geliebten Sohne, dem Cardinal a Secretis Brevium die Personen namhaft machen, die Du mit diesen Ehren geziert hast."

Der Inhalt des Breve, besonders in den von uns wörtlich hervorgehobenen Stellen, gab, als die Regierung dasselbe zur Berathung in den Congreß brachte, dort zu mannigfachen Bedenken Anlaß und die Ertheilung des „Pase" wurde hierdurch verzögert. Der päpstliche Delegat, ein sehr verständiger, gemäßigter, vorsichtiger und würdiger Mann, wurde unterdessen von der Regierung in keiner Weise gehindert, die Revision aller kirchlichen Institute und Aemter, wie sie ihm der Eingang des Breve zur Pflicht machte, vorzunehmen; desto mehr erregte indeß dieses Vorgehen beim hohen und niederen Clerus Mißvergnügen, bei den Bischöfen, die sich in ihrer Autorität zurückgesetzt sahen, bei dem niederen Clerus und den zahlreichen Klostergeistlichen, welche die schreiendsten Mißbräuche nicht aufdecken lassen wollten. Der Delegat fand daher Widerstand und konnte seine Aufgabe um so weniger erfüllen, als ihm, wie gesagt, das „Pase" für das Breve und damit die Unterstützung der Regierung abging.

Endlich nach langen Verhandlungen im Congreß erfolgte unterm 30. März 1853 regierungsseitig unter Zustimmung des Congresses vollinhaltlich die Publication des Breve im amtlichen Blatt, mit dem „Pase" der Regierung, jedoch mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, daß von den dem Delegaten darin beigelegten Befugnissen die folgenden durchaus ausgeschlossen sein sollten:

1) kirchliche Interdicte zu verhängen;

2) die Gerichtsbarkeit (jurisdiction contenciosa) in den in 2. und 3. Instanz dem kirchlichen Forum vindicirten Processen auszuüben;

3) die Restitutio in integrum gegen gerichtliche Urtheile und abgeschlossene Verträge (contratos);

4) alles, was in dem Breve sich auf bereits erfolgte oder noch zu erfolgende Veräußerungen bezieht;

5) die Uebertragung geistlicher Beneficien (beneficios ecclesiasticos), deren Bewilligung von dem heiligen Stuhl in Anspruch genommen werden wollte;

6) die Ernennung von apostolischen Honorar- und Titular-Protonotarien.

In der Publications-Verfügung erklärte die Regierung ihre Absicht,

diese Ausnahmen Seiner Heiligkeit gegenüber zu begründen, und auch über einige andere vorläufig noch nicht ausdrücklich ausgenommene Punkte des Breve mit dem Papste in Verhandlung zu treten.

Es ergibt sich hieraus, daß die Verhandlungen über die Beziehungen des h. Stuhles zur mexikanischen Regierung vermittelst des Delegaten zu keinem Abschluß gekommen waren, und daß die Einwirkung desselben auf die kirchlichen Zustände Mexiko's noch eine so ungewisse und schwankende war, daß selbst das kluge, vorsichtige und zurückhaltende Verhalten des päpstlichen Abgesandten mit der Zeit offene Conflikte nicht vermeiden konnte.

In Bezug auf die Beaufsichtigung der Geistlichkeit hatte das „Pase" der Regierung dem Delegaten alle Befugniß zugestanden: aber hier ergab sich sehr bald die Schwierigkeit, daß der päpstliche Delegat keine Machtmittel hatte, der allmälig eingetretenen Entwöhnung des Clerus von jeder Beaufsichtigung und der daraus entstandenen Verwilderung desselben entgegen zu treten und die haarsträubenden Mißbräuche, die er vorfand, abzustellen, und daß er andererseits auch auf die Regierung nicht recurriren konnte und wollte, deren Einwirkung auf den Clerus nach der Intention des Papstes möglichst ausgeschlossen bleiben sollte.

Aus den Verhandlungen über das „Pase" im Congreß konnte sich der päpstliche Delegat von dem überaus traurigen Zustand des Clerus überzeugen: es kamen Dinge zur Sprache, nicht etwa als einzelne Ausnahmen von der Regel, sondern als offenkundige Regel selbst, welche keinen Zweifel darüber lassen konnten, daß der Clerus selbst das hauptsächlichste Element der Immoralität und des Aberglaubens bildete, und die raffinirteste Grausamkeit gegen die von ihm abhängigen Diöcesanen übte, „eine Mischung von Ignoranz und Fanatismus, von Insolenz und Aberglauben, von Frechheit und Scheinheiligkeit," wie bei den Verhandlungen selbst die Minister insbesondere den Clerus auf dem Lande wörtlich charakterisirten.[1])

Es lagen also Gründe vor, welche die Regierung wünschen lassen mußten, den päpstlichen Delegaten in seinen Bestrebungen zur Abstellung der Mißbräuche und zur Reformation des Clerus zu unterstützen, und es geschah, soweit er sie selbst dafür in Anspruch nahm, worin er sehr vorsichtig war.

Aber einerseits die bald gemachte Wahrnehmung, daß er damit in ein Wespennest stach und sich dem Widerstand des Clerus und des von diesem zuletzt gegen ihn aufgehetzten abergläubischen Volkes gegenüber sah, und andererseits die Unnachgiebigkeit der Regierung gegen die ihre Autorität verletzenden Punkte in dem Breve, welche, da der Delegat mit bekannter Hartnäckigkeit Befehl erhielt, auf denselben zu bestehen, doch eine allmälige Erkältung der gegenseitigen Beziehungen — weniger zwischen dem Delegaten und der Regierung, als zwischen dieser und dem Papst — zur Folge hatte, führten dazu, daß der Delegat gleichsam fluchtartig bereits im Jahre 1855 das Land ohne irgend ein Ergebniß seiner Mission verließ.

Die Regierung der Republik hatte bis dahin geglaubt, daß sie den allge-

---

[1]) Genaueres über den Zustand des Clerus findet sich in dem citirten Richthofen'schen Werke S. 208 u. ff.

meinen Mißständen im Lande, welche hauptsächlich in dem aus der spanischen Zeit herrührenden Uebergewicht des Clerus bestanden, durch eine Einwirkung auf diesen vermittelst des h. Stuhles abzuhelfen vermöge, und alle Bestrebungen derselben waren darauf gerichtet, den h. Vater hierzu zu vermögen.

Als dies fehlgeschlagen war und das augenscheinliche Bestreben des Vaticans zur Evidenz trat, gleichsam in eine Mitregierung des Landes unter vermeintlicher Begünstigung der Umstände einzutreten, da änderte sich in Folge einer natürlichen Reaction auf einmal die bisherige Auffassung der kirchlichen Fragen in Mexiko.

Im offenbaren Zusammenhange mit diesen war die bisherige, sich mehr oder minder auf den reichen Clerus stützende, daher gegen diesen, selbst in den Beziehungen desselben zum Papste nachsichtige Regierung durch die Gewalt der Ereignisse gestürzt worden, welche nach und nach zu einer vollkommenen Anarchie geführt hatten.

Um einigermaßen eine Idee zu geben von dem thatsächlichen Zustande des Clerus zu jener Zeit, ist zu erwähnen, daß die Mitglieder des Priesterstandes (clerigos) als solche gewisse persönliche Prärogative (fueros) genossen, welche dieselben aus der spanischen Regierungszeit in das Unabhängigkeitsverhältniß der Republik mit hinübergenommen hatten, insbesondere auch die Exemtion von dem bürgerlichen Gerichtsstande und die Unterstellung unter lediglich geistliche Gerichte; außerdem waren auch Zweige des bürgerlichen Rechtes, nicht blos etwa Ehesachen, sondern auch die aus dem Erbrecht sich ergebenden Streitigkeiten und eine gewisse faktische Criminalgewalt den verschiedenen geistlichen Gerichten zuständig; endlich fungirten die Pfarrer für die gesetzlichen Feststellungen von Heirathen, Geburts- und Todesfällen gegen ganz exorbitante Gebühren, der Art, daß bei Armuthsfällen z. B. bei Heirathen, die Brautleute die Traugebühr, mindestens 25 Pesos fuertes (über 100 Mark), und bei Todesfällen die Hinterbliebenen die Bestattungsgebühr resp. durch vorherigen und nachfolgenden mehrmonatlichen Frohndienst auf den Pfarrgütern abarbeiten mußten, sodaß, wie die Minister im Congreß sagten, oft zwanzig bis dreißig Weiber in einem Pfarrhause zu solchen Arbeiten, und nicht selten zu verwerflicheren Zwecken, sich zusammengehäuft fanden.

Nach einer amtlichen Statistik aus der ersten Hälfte der fünfziger Jahre — also aus der Zeitperiode, in welcher der Clerus in seinem Besitzstande noch keine Anfechtung erfahren hatte, und die Regierung noch glaubte, seiner Unterstützung zu Regierungszwecken nicht entbehren zu können und sich daher gut zu ihm stellen zu müssen — wurde nachgewiesen, daß aus dem Grund-Vermögen, dem Zehnten und den verschiedenen Parochial-Abgaben der Clerus in der Republik eine Summe bezog, welche den Betrag von 20 Millionen Pesos (nahezu 100 Millionen Mark) wesentlich übersteige, während das Einnahme-Budget der Regierung damals sich nur etwa auf die Hälfte dieses Betrages belief. In der Stadt Mexiko allein gehörten 500 Häuser dem Clerus oder kirchlichen Instituten, deren Werth auf 80 Millionen Pesos geschätzt wurde. In Bedarfsfällen und wo die Interessen des Clerus mit denen der Regierung übereinstimmten, ließ sich derselbe zur Unterstützung der letzteren herbei.

So lagen die Verhältnisse, als die in den Jahren 1856/7 erfolgte revolutionäre Bewegung die Constituirung einer liberalen Regierung herbeiführte, welche, statt der bisherigen Connivenz für den Clerus, zu radicalen Mitteln gegen ihn schritt.

Das erste derselben bestand in einem unterm 26. Juni 1856 gegebenen Gesetze (nach seinem Urheber, dem damaligen Minister der Finanzen und des Cultus Lerdo, „la ley Lerdo" genannt), nach welchem bestimmt wurde, um den bis dahin unbeweglichen geistlichen Besitz an Grund und Boden in Cirkulation zu bringen und abgabepflichtig zu machen, daß der Werth desselben abgeschätzt und mit 6 % jährlicher Zinsen den bisher Berechtigten vergütet werden solle und die Grundstücke, soweit sie nicht für den unmittelbaren Gebrauch des Cultus nöthig wären, zum öffentlichen Verkauf gestellt werden sollten. Hiermit wurde auch alsbald vorgegangen. Den Klöstern wurde die Neuaufnahme von Novizen allgemein verboten und überhaupt die Auflösung der Klöster theils verfügt, theils vorbereitet.

Das zweite dieser Gesetze vom 22. Novbr. 1856 (nach seinem Urheber, dem damaligen Justizminister Juarez, „la ley Juarez" genannt) hob alle dem Clerus zuständige Jurisdiktion in Civil- und Criminalsachen auf und unterstellte diesen selbst in allen Civil- und Criminalsachen den ordentlichen Gerichten.

Dazu kamen drei weitere Gesetze vom 12. u. 13. Juli 1857 („leyes de reforma" genannt). Das erste hatte den Zweck, die Veräußerungen von Kirchengütern, zu welchen der Clerus nun selbst schritt, und bei welchen der Staat hintergangen wurde, hintanzuhalten und die Verschleuderung derselben zu verhindern, indem sie zu National-Eigenthum erklärt und der Staat allein zu deren Verkauf berechtigt erklärt wurde. Das zweite verordnete die Einführung der obligatorischen Civil-Ehe. Das dritte setzte fest, daß hinfüro alle Acte über Heirathen, Geburts- und Todesfälle von zu diesem Behuf ernannten Civilstandesbeamten in diesfälligen Registern zur Eintragung kommen und nur deren Bescheinigungen gesetzliche Beweiskraft haben sollten. Für alle diese Gesetze ergingen specielle Ausführungs-Vorschriften. Das bisherige Verbot der Ausübung eines anderen als des katholischen Cultus wurde in Wegfall erklärt.

Es leuchtet ein, daß dies eine vollständige Revolution auf dem Gebiete des Verhältnisses der Regierung zum Clerus war, welche dessen Widerstand auf allen Seiten hervorrief. Auch der Papst trat mit Androhung kirchlicher Strafen gegen die Regierung und ihre Mitglieder auf, welche indeß keine Beachtung fand: die Bischöfe verließen meistentheils wieder das Land, und so ergab sich ein gewisser Kriegsstand zwischen der Regierung und dem Clerus, der seine Interessen vielfach mit anderen Classen des Volkes verbunden hatte, insbesondere auch mit denjenigen Persönlichkeiten, welche sich in der gestürzten Regierung befunden und bei ihr Einfluß hatten, und mit denen, auf welche ihm noch immer ein großer materieller Einfluß geblieben war, besonders auf seine zahlreichen Schuldner, da das Vermögen der Kirchen und geistlichen Institute theils auf Hypothek, Faustpfand und Schuldscheine, theils gegen hohe Zinsen ausgegeben war.

So hatten, wie dieß natürlich war, auch einflußreiche Mitglieder des Clerus ihre Hand und ihre Mittel im Spiele, als die der Regierung feindlichen verschiedenartigen einheimischen und auswärtigen Interessen sich zu der Begründung

einer monarchischen Regierung durch Berufung des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich auf den zu bildenden Kaiserthron unter Unterstützung des damals so mächtigen Kaisers der Franzosen verbunden hatten, dessen Gesandter mit dem Erzbischof von Mexiko in unmittelbare Beziehung getreten war, und, wie zur Vertretung der famosen Jecker'schen Ansprüche, sich zur Mitwirkung bei Wiederherstellung der Religion, wie man es nannte, bereit erklärt hatte.

Hier, wo wir es nur mit den Beziehungen zu thun haben, die sich sowohl bei Bildung des Kaiserthums, als bei seinem Verlaufe und Ende zwischen diesem und dem Papste ergaben, haben wir indeß von Allem abzusehen, was sonst die Unternehmung des Erzherzogs zu unterstützen oder zu gefährden schien.

Aus dem Vorhergesagten wird sich jedoch ergeben, daß es dem Erzherzoge natürlich scheinen mußte, in dem Oberhaupte der katholischen Kirche und dem Clerus in Mexiko selbst ein wesentliches Element für diese Unterstützung zu finden, und daß das Vorgehen des Erzherzogs nach seiner Installirung als Kaiser sowohl im Verhältniß zum Papste wie zu dem Landes-Clerus, und andererseits des Papstes zum Kaiser und seiner Regierung, zu dessen Darstellung wir jetzt übergehen, nicht würde richtig gewürdigt werden können, wenn wir nicht auf die Verhältnisse im Lande selbst zurückgegangen wären, welche der nunmehrige Kaiser Maximilian in den Beziehungen zum Papst und dem Clerus im Lande vorfand.

II.

Das Motto, unter welchem die Kaiserepisode in die Erscheinung trat, war wie erwähnt: „die Wiederherstellung der Monarchie und der Religion in Mexiko in ihrem alten Glanze."

Demselben entsprechend begab sich bekanntlich der Erzherzog Maximilian, bevor er sein neues Reich betrat, nach Rom, um den Segen des Papstes zu erflehen und gleichzeitig dessen Hilfe für die Beseitigung der Schwierigkeiten zu erbitten, welche demnächst den Kaiser in den dargestellten Verhältnissen und dem factischen und rechtlichen Zustande des Clerus im Lande erwarteten. Es ist unnöthig zu sagen, daß letzterer die durch die bisherige republikanische Regierung ihm angethane Vergewaltigung der Anarchie im Lande und der Gottlosigkeit jener nun zu stürzenden und theilweise schon gestürzten Regierung zuschrieb, ein Gesichtspunkt, von welchem auch der Papst die Verhältnisse in Mexiko ansah.

Pius IX. ertheilte dem Erzherzoge mit vieler Genugthuung die erbetene Benediction und versprach in bestimmten Zusicherungen die schleunigste Sendung eines Abgesandten, bekleidet mit ausreichenden Vollmachten zur Beseitigung der Schwierigkeiten. Die ausgewanderten Bischöfe kehrten meistentheils in ihre Bisthümer noch vor der Ankunft des Kaisers zurück und dieser selbst traf in Vera-Cruz am 29. Mai 1864 ein, mit der zuversichtlichen, von ihm auch dem Lande sofort verkündeten Hoffnung erfüllt, daß der päpstliche Abgesandte ihm auf dem Fuße folgen und er mit seiner Hilfe im Stande sein werde, die kirchlichen Verhältnisse zu regeln. Bald nach seinem Eintreffen bestätigte er demgemäß seinerseits die bereits von der provisorischen Regierung, welche die Ankunft des Kaisers vorbereitet hatte, designirte und nach Rom gesendete Persönlichkeit als

seinen Gesandten beim päpstlichen Stuhl, und proclamirte die günstigsten Verhältnisse zu diesem.

Es vergingen indeß Monate auf Monate, ehe der erwartete päpstliche Delegat eintraf, und der kaiserliche Gesandte erhielt auf seine Anregungen nur hinhaltende Antworten, sodaß er den Auftrag bekam, dem Cardinal-Staats-Secretär Antonelli in höflichster und zuvorkommendster Form zu erklären, „daß, wenn der verheißene Nuntius nicht endlich einträfe, die heiligen von Sr. Majestät übernommenen Pflichten den Kaiser, obwohl zu seinem tiefsten Bedauern, veranlassen müßten, aus eigener alleiniger Initiative diejenigen Verfügungen zu treffen, welche der Friede und die Ruhe des Kaiserreiches in Harmonie mit den Interessen der Kirche im Reiche, welche Sr. Majestät gleichmäßig am Herzen lägen, erforderten."

Auch eine Privat-Audienz, welche der Gesandte von dem heiligen Vater erbat, hatte zunächst nur den Erfolg, wie damals die Zeitungen meldeten, daß der Papst im Allgemeinen erklärte, „er werde darüber nachdenken, was er thun könne — und in jedem Falle dürfe der Kaiser auf seine Unterstützung und väterliche Sorge rechnen — um allen Eventualitäten zu begegnen, welche in Mexiko eintreten möchten; aber daß es nöthig sei, vorher die Grundlagen hierfür festzustellen und dies könne nur in Rom geschehen."

Endlich wurde indeß vom Papste doch in der Person des Monseñor Meglia, (von spanischer Abkunft und der spanischen Sprache mächtig), welcher, wie früher der päpstliche Delegat Clementi, den Titel eines Erzbischofs von Damascus in p. inf. erhalten hatte, ein Nuntius für den Kaiserlichen Hof in Mexiko ernannt und traf derselbe gegen den Anfang des Monats December 1864 in Vera-Cruz ein. Von dort ließ ihn der Kaiser mit einer Hofkutsche durch einen höheren Hofbeamten nach der Hauptstadt geleiten, woselbst er am 7. desselben Monats anlangte.

Die Audienz zur Ueberreichung des Beglaubigungsschreibens fand bald darauf in feierlichster Weise statt, und der Kaiser unterließ nichts, was er an Aufmerksamkeiten aufbieten konnte, um dem päpstlichen Abgesandten den Werth zu zeigen, den er auf seine Sendung lege, so durch jede Art persönlicher Auszeichnung, wie materiell durch Uebersendung von 5000 Pesos (beinahe 25 000 Mark) aus seinem Privatschatz.

Nachdem das Empfangsceremoniell erschöpft war, was sich bis dahin auf den gewöhnlichen Austausch der Versicherungen väterlicher Sorge des Papstes und der kindlichen Ergebenheit des Kaisers an das Oberhaupt der Christenheit beschränkte, und die aus Anlaß der ersehnten Ankunft des Nuntius demselben zu Ehren stattgehabten Festlichkeiten ihren Abschluß gefunden hatten, wünschte der Kaiser endlich über die Absichten des Papstes in's Klare zu kommen und ließ den Nuntius zu einer Privat-Audienz einladen, in welcher derselbe ein Handschreiben des Papstes an den Kaiser übergab, welches in getreuer Uebersetzung aus dem spanischen, demnächst publicirten Original folgendermaßen lautete:

„Señor,

Als Eure Majestät im letztvergangenen Monat April nach dieser Hauptstadt kam, um, bevor Sie die Zügel der Regierung im neuen Kaiserreich Mexiko ergriffen, am Grabe der heiligen

Apostel zu beten und den apostolischen Segen zu empfangen, ließen Wir Sie den tiefen Schmerz erkennen, welcher Unsere Seele bewegte beim Anblick des traurigen Zustandes, in welchen der sociale Umsturz in den letzten Jahren Alles versetzt hat, was in der mexikanischen Nation irgend auf die Religion Bezug hat. Ja schon vor dieser Epoche und mehr als einmal haben Wir Unsere Beschwerden hierüber in öffentlichen und feierlichen Acten kund gegeben und Protest erhoben gegen jenes unbillige Gesetz, welches gemeiniglich das Reformgesetz genannt wird, und welches die unverletzlichsten Rechte der Kirche und die Autorität ihrer Geistlichen (pastores) zu Boden tritt; gegen die Usurpation der geistlichen Güter und die Verschleuderung des heiligen Patrimoniums; gegen die ungerechte Unterdrückung der religiösen Orden; gegen die falschen Grundsätze, welche unmittelbar die Heiligkeit der katholischen Religion angreifen; endlich gegen viele andere Attentate, verübt nicht allein zum Nachtheil der geheiligten Personen, sondern selbst des Hirtenamtes und der Disciplin der Kirche.

„Eure Majestät wird daher leicht begreifen können, wie glücklich Wir waren, als Wir sahen, daß Dank der Errichtung des neuen Kaiserthumes die Morgenröthe friedlicher und glücklicher Tage über die Kirche von Mexiko aufging. Diese Freude erhöhte sich, als Wir zu der Krone des Kaiserthums einen Prinzen von einer katholischen Familie berufen sahen, welche so viele glänzende Beweise religiöser Frömmigkeit gegeben hat. So lebhaft wie Unsere Ueberzeugung, war auch die Freude der würdigen mexikanischen Bischöfe, welche, die Hauptstadt der Christenheit verlassend, in welcher sie so viele Beispiele ihrer Entsagung und kindlichen Ehrfurcht gegen Unsere Person gegeben, das Glück hatten, unter den Ersten zu sein, um ihre aufrichtige Huldigung dem erwählten Souverän ihres Vaterlandes darzubringen und aus seinem eignen Munde die schmeichelhaften Versicherungen des energischen Entschlusses zu empfangen, die der Kirche zugefügten Schäden wieder gut zu machen und die umgestürzten Grundlagen der bürgerlichen und religiösen Verwaltung zu reorganisiren. Auch die mexikanische Nation begrüßte mit unbeschreiblichem Jubel die Erhebung Eurer Majestät auf den Thron, berufen durch das einstimmige Verlangen des Volkes, welches bis dahin unter dem Joche einer anarchischen Regierung schmachtete und auf den Ruinen und der Unglücksstätte der katholischen Religion weinte, welche sonst zu allen Zeiten sein erster Ruhm und die Grundlage seines ganzen Wohlstandes war.

„Unter diesen glücklichen Auspicien erwarteten Wir von Tage zu Tage die ersten Acte des neuen Kaiserreiches, überzeugt, daß man der von der Gottlosigkeit der Revolution so tief beschädigten Kirche eine schnelle und gerechte Reparation geben würde, indem diejenigen Gesetze aufgehoben würden, welche die Kirche in den Zustand der Unterdrückung und dienstbaren Abhängigkeit (servidumbre) versetzt haben, und daß andere an deren Stelle treten würden, geeignet die verderblichen Wirkungen einer gottlosen Verwaltung zu suspendiren. Getäuscht bis zum heutigen Tage in diesen Unsern Erwartungen — die Ursache davon kann vielleicht auch in den Schwierigkeiten liegen, welche die Reorganisation einer seit langer Zeit so dem Umsturz preisgegebenen Gesellschaft darbietet — können Wir nicht unterlassen, Uns an Eure Majestät zu wenden und die Redlichkeit Ihrer Absichten, Ihren katholischen Sinn, von dem Sie anderweit so viele Beweise gegeben, und die Versprechungen anzurufen, die Sie Uns für den Schutz der Kirche gemacht haben; und Wir halten die Hoffnung fest, daß dieser Appell, bis zu Ihrem edlen Herzen dringend, nicht ohne die Ergebnisse bleiben werde, die Wir von Eurer Majestät erhoffen.

„Sie werden, Señor, erkennen, daß, wenn die Kirche ferner in ihren geheiligten Rechten verletzt wird, wenn keine Abschaffung der Gesetze erfolgt, welche sie hindern, Güter zu erwerben und zu besitzen, wenn man die Klöster zerstört und fortfährt, von der Hand der Erwerber ihrer Güter den Kaufpreis zu empfangen und ihre heiligen Gebäude zu anderen Zwecken zu bestimmen, daß, wenn man den Mönchen nicht gestattet, zurückzukehren, ihr klösterliches Gewand zu tragen und in Gemeinschaft zu leben, daß, wenn man die Nonnen zwingt, um ihr Brot betteln zu gehen und in ärmlichen und ungesunden Locales zu leben, wenn man der Presse gestattet, die Geistlichen und die Lehren der katholischen Kirche anzugreifen, der Abscheu (escandalo) für die Gläubigen und der Schaden für die Religion nicht nur derselbe bleibt, sondern sich noch vergrößert.

„Oh, Señor, im Namen jenes Glaubens und jener Frömmigkeit, welche der Schmuck Ihrer Familie sind, im Namen dieser Kirche, welcher Jesus Christus, ungeachtet Unserer Unwürdigkeit, Uns zum Oberhaupte und Oberhirten gesetzt hat, im Namen des Allmächtigen Gottes, welcher

Sie auserwählt hat, diese katholische Nation zu beherrschen, doch allein zu dem Zweck, ihre Wunden zu heilen und ihre allerheiligste Religion in Ehre wiederherzustellen, beschwören Wir Sie, legen Sie Hand an das Werk, lassen Sie alle weltliche (humana) Erwägung bei Seite und trösten Sie, geleitet von erleuchteter Klugheit und christlichem Sinn, einen so wichtigen Theil der katholischen Familie und machen Sie durch ein solches Verhalten Sich würdig der Segnung Jesu Christi, des Fürsten der Kirche, und ihrer Hirten.

„In dieser Absicht und um Ihren eigenen Wünschen damit noch mehr zu Hilfe zu kommen, senden Wir Ihnen Unsern Vertreter. Derselbe wird Ihnen mündlich bestätigen, welchen drückenden Kummer Uns die betrübenden Nachrichten verursachen, welche Wir bis jetzt von dort erhalten haben, und Sie erkennen lassen, was Unsere Absicht und Unser Zweck bei der Accreditirung desselben bei Eurer Majestät ist. Wir haben ihn angewiesen, in Unserm Namen von Eurer Majestät den Widerruf der verderblichen Gesetze, welche nun schon seit so langer Zeit die Kirche unterdrücken, und unter der Mitwirkung der Bischöfe und, in den nöthigen Fällen, Unserer apostolischen Autorität die erforderliche völlige Reorganisation der gesammten kirchlichen Angelegenheiten zu verlangen.

„Eure Majestät weiß sehr wohl, daß, um den durch die Revolution veranlaßten Uebeln abzuhelfen und um auf das Schleunigste der Kirche wieder glückliche Tage zu geben, es vor Allem nöthig ist, daß die katholische Religion mit Ausschluß jedes andern dissidenten Cultus fortfahre, der Ruhm und Halt (sostenimiento) der mexikanischen Nation zu sein; daß die Bischöfe völlig freisein in der Ausübung ihres Pastoral-Berufes; daß die religiösen Orden wieder hergestellt und nach denjenigen Instructionen, für welche Wir die Vollmacht gegeben haben, reorganisirt werden; daß das Kirchenvermögen und alle an dasselbe sich knüpfenden Rechte vertheidigt und geschützt werden; insbesondere auch, daß Niemand die Erlaubniß erhalte, falsche und subversive Lehren zu verbreiten; daß aller Unterricht, der öffentliche sowohl als der private, geleitet und bewacht werde durch die kirchliche Autorität; und daß endlich alle Fesseln gebrochen werden, durch welche bis jetzt die Kirche unter der Abhängigkeit und der Willkür der Staatsregierung (gobierno civil) gehalten wurde.

„Wenn das religiöse Gebäude auf solchen Grundlagen wieder aufgebaut wird, woran Wir nicht zweifeln wollen, dann werden Eure Majestät einem der größten Bedürfnisse, einem der lebhaftesten Wünsche des so religiösen mexikanischen Volkes entsprechen; Sie werden damit Unsere und des illustren Episcopats schwere Bekümmernisse beruhigen; Sie werden der Erziehung durch einen weisen und eifrigen Clerus, und damit der moralischen Erhebung Ihrer Unterthanen den Weg öffnen; und außerdem damit den übrigen Regierungen der Amerikanischen Staaten, wo die Kirche gleichfalls bedauernswerthe Wechselfälle erfahren hat, ein offenbares Beispiel geben; Sie werden damit endlich ohne allen Zweifel zur Consolidirung Ihres eigenen Thrones, zum Ruhme und Wohlergehen Ihrer kaiserlichen Familie am Wirksamsten arbeiten.

„Zu dem Behuf empfehlen Wir Eurer Majestät den apostolischen Nuntius, welcher die Ehre haben wird, Ihnen diesen vertraulichen Brief zu übergeben. Geruhen Eure Majestät, ihn mit Ihrem Vertrauen und Ihrem Wohlwollen zu beehren, um ihm die von Uns anvertraute Mission zu erleichtern. Geruhen Eure Majestät ferner, ein gleiches Vertrauen den sehr würdigen Bischöfen in Mexiko zuzuwenden, damit sie, bewegt vom Geiste Gottes und eifrig auf das Heil der Seelen bedacht, mit Jubel und Muth das schwere Werk der kirchlichen Restauration unternehmen, und somit auch zur Wiederherstellung der socialen Ordnung mitwirken können.

„In dieser Hoffnung unterlassen Wir nicht, täglich Unser demuthsvolles Gebet an den Vater der Erleuchtung und Gott alles Trostes zu richten, auf daß endlich, nachdem alle Hindernisse gehoben, die feindlichen Anschläge auf die bürgerliche und religiöse Ordnung zu nichte gemacht, die politischen Leidenschaften beruhigt und der Braut (esposa) Jesu Christi alle vollen Freiheiten wiedergegeben sein werden, die mexikanische Nation in der Person Eurer Majestät ihren Vater, ihren Regenerator, ihren schönsten und unvergänglichsten Ruhm begrüßen könne.

„In dem Vertrauen, daß Wir diese Unseres Herzens heißeste Wünsche vollständig in Erfüllung gehen sehen werden, ertheilen wir Eurer Majestät und Ihrer erhabenen Gemahlin den apostolischen Segen.

Gegeben in Rom, im apostolischen Palast des Vaticans, am 18. October 1864.

gez. Pio IX."

Unter den mancherlei Illusionen, unter denen der Erzherzog Maximilian die Kaiserkrone von Mexiko anzunehmen sich entschlossen hatte, war danach jedenfalls die, mit Hilfe des Papstes zu einer Reorganisation der clericalen Zustände im Lande, im Sinne einer der Cultur-Epoche entsprechenden Toleranz und der Vermeidung der gänzlichen Absorption seiner Souveränetät durch eine überall eingreifende clericale Regierung, zu gelangen, die erste, die er aufgeben mußte, vielleicht auch die schmerzlichste, weil er auf die Unterstützung des Papstes am Sichersten rechnen zu können glaubte. Er sah nun, daß, statt von den Geldmitteln des Clerus, wie man ihn hatte hoffen lassen, unterstützt zu werden, es sich vielmehr um Entschädigungsforderungen für die Vergangenheit, für die eingetretene Säcularisation der Güter, um Rückgabe derselben und um Gottlosigkeitserklärung des Empfanges der aus den Verkaufsverträgen resultirenden Terminzahlungen der Erwerber jener Güter und um den Rückfall eines wesentlichen Theils des Grund und Bodens in die todte Hand handelte, also um den Verlust einer gerade zu jener Zeit unentbehrlichsten Einnahmequelle.

Nach kaum acht Monaten seiner Regierung konnte der Kaiser Maximilian sich der Wahrnehmung nicht mehr verschließen, daß er sich Ansprüchen gegenüber sah, welche auf eine nach Lage der Dinge hoffnungslose radicale Contre-Revolution mit dem fast unverhohlen ausgesprochenen Zweck hinausliefen, ihn zum Instrument einer clericalen, in aller Hinsicht unmöglichen Regierung zu machen.

Nach den Berathungen, welche der Kaiser Maximilian mit seinen Ministern nach Einsicht der Note hielt, wurde beschlossen, einen Gegenentwurf mit neun Punkten aufzustellen, welche zum Gegenstande der sofort aufzunehmenden Verhandlungen mit dem päpstlichen Nuntius gemacht und demselben mitgetheilt wurden. Sie lauteten folgendermaßen:

1) Die mexikanische Regierung wird alle Culte dulden, welche nicht durch die Gesetze verboten sind, aber sie schützt den katholisch-apostolisch-römischen als Staatsreligion.

2) Die Staatscasse wird alle Kosten des katholischen Cultus und des Unterhaltes seiner Diener bestreiten, ganz in derselben Form, in demselben Verhältniß und mit denselben Vorrechten, wie dies für die Civilliste des Staates geschieht.

3) Die Geistlichen (ministros) der katholischen Kirche werden die Sacramente austheilen und ihr Amt verrichten, ohne daß sie ein Recht haben zu erheben, noch die Gläubigen eine Pflicht haben zu entrichten Gebühren, Emolumente oder irgend andere Leistungen unter dem Titel von Parochial-Abgaben, Dispensen, Zehnten, Premicien oder was es auch sonst sei.

4) Die Kirche cedirt und überträgt der mexikanischen Regierung alle Rechte bezüglich aller der Güter, welche während der Dauer der republikanischen Regierung zu National-Eigenthum erklärt wurden.

5) Der Kaiser Maximilian und seine Nachfolger auf dem Throne werden in perpetuum in der mexikanischen Kirche dieselben Rechte ausüben, welche früher den spanischen Königen in den amerikanischen Kirchen zuständig waren.

6) Der heilige Vater wird im Einverständniß mit dem Kaiser bestimmen, welche religiöse, in der Zeit der Republik unterdrückte Orden wiederherzustellen seien, in welcher Form und unter welchen Festsetzungen (terminos).

Die jetzt noch thatsächlich bestehenden religiösen Gemeinschaften werden fortbestehen, aber mit

geschlossenem Noviziat, bis dahin, wo der heilige Vater, im Einverständniß mit dem Kaiser, die Form und die Bestimmungen hierüber näher festgestellt haben wird.

7) Privilegien des Clerus (fueros).

8) In den Orten, wo der Kaiser es für zweckmäßig erachten wird, soll den katholischen Pfarrern die Führung der Civilstands-Register über Geburten, Trauungen und Todesfälle übertragen werden, welche dieses Amt jedoch als Beamte der Civilgewalt zu führen haben.

9) Begräbnißplätze (cimenterios)[1]).

Die Punkte ad 7 und 9 waren nur allgemein als solche bezeichnet worden, hinsichtlich deren der Kaiser zu Concessionen bereit war. Wie sich hieraus ergibt, war die Regierung geneigt, allen übrigen päpstlichen Forderungen zu entsprechen, so insbesondere der wichtigen Zuweisung des gesammten öffentlichen und Privat-Unterrichts an die Leitung und Ueberwachung des Clerus, der Bestätigung seiner weitreichenden Privilegien und der bedingten Wiederherstellung der aufgelösten Klöster: Forderungen, von denen insbesondere die Privilegien mit den Jurisdictionsrechten des Clerus eine Fortsetzung der Mitregierung desselben im Lande sicherten.

Der Nuntius erklärte jedoch hierauf, daß er keine Vollmacht habe, über diese Fragen zu verhandeln; daß er gesendet worden sei, um vor Allem die Abschaffung der Reformgesetze zu verlangen und aller Gesetze überhaupt, welche den heiligen Rechten der Kirche zuwider seien, endlich, daß er bestimmte Weisung habe, auf die Wiederherstellung der religiösen Orden, die Rückgabe der Kirchen und Klöster und die Anerkennung aller früheren Rechte des Clerus bezüglich Erwerb, Besitz und Verwaltung seiner Güter zu bestehen. Indeß müsse er, was die neun Punkte betreffe, doch sofort Protest erheben gegen den ersten derselben, welcher eine gewisse Toleranz anderer Culte in sich schlösse. Diese Toleranz verstoße durchaus gegen die Doctrin der Kirche und überdies auch gegen die Gefühle der mexikanischen Nation. Hinsichtlich des zweiten Punktes, so verwürfen die Bischöfe und Geistlichen selbst jede Entschädigung durch den Staatsschatz und würden vorziehen, von der Mildthätigkeit der Gläubigen zu leben. Er schloß, daß von einer Aufgabe der Rechte der Kirche auf ihre geraubten und noch theilweise unverkauften Güter niemals die Rede sein könne.

Die Versuche, zu Verhandlungen mit dem Nuntius zu gelangen, wurden indeß fortgesetzt. Auch die Kaiserin Carlota gab sich persönlich Mühe, ihn umzustimmen, immer mit dem traditionellen Erfolge: non possumus.

Darauf entschloß sich die Regierung zu folgender Note des gleichzeitig mit den geistlichen Angelegenheiten beauftragten Justizministers an den Nuntius:

„Monseñor,

„Nachdem E. E. mir in unserer letzten Conferenz erklärt und heute bei dem Besuche Ihrer Majestät der Kaiserin wiederholt haben, daß Sie der Instruction entbehren, über die zur Linderung der Schwierigkeiten zwischen Staat und Kirche vorgeschlagenen neun Punkte in Verhandlung zu treten, und daß Sie solche erst in Rom zu erbitten haben würden, so befindet Sich Seine Majestät der Kaiser in der bedauerlichen Nothwendigkeit, diejenigen Entschlüsse zu fassen, welche die gegenwärtige Lage und Sein Gewissen verlangen; aber da der von E. E. angegebene Mangel an Instructionen das Präcedens für die weiteren Verfügungen des Kaisers zu bilden hat, so wünscht S. M., daß diese Thatsache schriftlich festgestellt werde, was ich hierdurch von E. E. Gefälligkeit zu erbitten habe. Ich habe die Ehre ꝛc. Mexiko, 24. December 1864.

P. Escudero."

---

[1]) Historia de la intervencion francesa. Documentos oficiales. herausgegeben auf Veranlassung der mexikanischen Regierung von E. Lefèvre, London und Brüssel 1869.

Noch am darauf folgenden ersten Weihnachtstage entsprach der Nuntius diesem Anverlangen in einer Note, deren Schluß wie folgt lautet, nachdem er wiederholt hatte, was er der Kaiserin in's Gewissen geredet:

„Ich bemerkte Ihrer Majestät, wie E. E., daß der h. Stuhl mir umsoweniger Instructionen über die in Rede stehenden Punkte geben konnte, als er unmöglich vorauszusetzen vermochte, daß die Kaiserliche Regierung hiermit das von Juarez begonnene Werk zu vollenden beabsichtige; ich habe Ihrer Majestät und E. E. erklärt, daß ich niemals von einem solchen Projecte habe sprechen hören, weder durch Seine Heiligkeit noch durch den Staats-Secretär oder durch eine andere dem päpstlichen Hofe nahe stehende Persönlichkeit; und daß ich fest überzeugt bin, daß auch der Gesandte Aguilar niemals Sr. Heiligkeit hiervon gesprochen hat; denn, wäre dies der Fall gewesen, so hätte ich andere Instructionen erhalten. Ich übergehe Alles, was ich mit bischöflichem Freimuth der Einsicht Ihrer Majestät der Kaiserin zu bedenken gegeben habe, und sehe mich verpflichtet, hierdurch zu wiederholen, daß ich in keinerlei Discussion über jene Punkte eintreten kann, mich darauf beschränken muß, sie dem h. Stuhl zu übersenden, und mich übrigens nur an den Brief des h. Vaters an S. Majestät den Kaiser halten kann.

„Ich erlaube mir noch E. E. mit der Empfehlung anzugehen, den Kaiser, welchen der h. Vater so liebt (tan amante del Santo Padre), zu bitten, daß er keinen der Kirche und ihren Gesetzen nachtheiligen Entschluß treffe, daß er nicht die Betrübniß des so guten und so grausam heimgesuchten heiligen Vaters noch vermehre, sondern das Orakel (el oráculo) Sr. Heiligkeit abwarte, welches nur günstig für die Religion und zum größten Heil für den Kaiser und das Reich sein kann. Ich habe die Ehre ꝛc."

Diese diplomatische Correspondenz hatte, wie man sieht, bereits gegenseitig einen gewissen gereizten Charakter angenommen. Der Kaiser konnte wohl sich überzeugen, daß mit Hilfe des apostolischen Nuntius nichts auszurichten sein werde; auf der einen Seite stand der Kaiser den exorbitanten Ansprüchen des Vaticans, auf der andern der Concurrenz der noch nicht völlig verschwundenen und überwundenen republikanischen Regierung gegenüber, welche, wo sie ihre Autorität zur Geltung bringen konnte, ungehindert durch irgend welche weitere Rücksichten auf den Papst die Regulirung der kirchlichen Verhältnisse in radicalster und gründlichster Weise in die Hand nahm. Sie erhob keinen Anspruch darauf, im Sinne des Papstes die Religion derart wiederherzustellen, daß sie die Kirche als tief in alle bürgerlichen Verhältnisse eingreifende Gewalt zu restauriren versucht hätte, sondern beschränkte sie im Gegentheil auf die Pflege des Seelenheiles, und zwar mit augenscheinlicher Zustimmung des Volkes.

Inmitten dieser Schwierigkeiten kam der Kaiser auf den Gedanken, den päpstlichen Nuntius gleichsam vor das Forum der Oeffentlichkeit zu berufen, indem er in dem Regierungsblatt[1]) folgendes vom Vorsitzenden des Staats-Ministeriums gegengezeichnetes Cabinetsschreiben an den Justiz-Minister publiciren ließ:

„Mein lieber Minister Escudero!

„Um den aus Anlaß der sog. Reformgesetze entstandenen Schwierigkeiten zu begegnen, hatten Wir Uns vorgenommen, vorzugsweise einen Weg einzuschlagen, welcher, indem er einerseits den begründeten Ansprüchen des Landes gerecht werden sollte, andererseits geeignet war, den Frieden in den Gemüthern und die Ruhe in den Gewissen wiederherzustellen.

„Wir waren daher, als Wir Uns in Rom befanden, besorgt gewesen, eine Verhandlung hierüber (negociation) mit dem heiligen Vater zu eröffnen, dem allgemeinen Chef der katholischen Kirche.

„Nun befindet sich allerdings in Mexiko ein apostolischer Nuntius; aber zu Unserem größten

[1]) Diario oficial vom 27. December 1864.

Erstaunen hat er Uns erklärt, er besitze keine Instructionen und müsse solche erst von Rom erwarten.

„Die schwierige und dringende Lage, die Wir mit großer Anstrengung nun schon seit länger als sieben Monaten in der Schwebe gehalten haben, gestattet keinen längeren Aufschub, sondern verlangt eine sofortige Lösung. Wir beauftragen Sie daher, Uns alsbald die nöthigen Maßregeln vorzuschlagen, um ohne Ansehen der Person die Gerechtigkeit walten zu lassen, damit die legitimen Interessen, welche durch die gedachten Gesetze geschaffen sind, gesichert, die unter ihrem Deckmantel (sombra) etwa eingeschlichenen Excesse und Ungerechtigkeiten aber gerügt und beseitigt werden; damit ferner Alles vorgesehen werde, was zur Erhaltung des Cultus und der übrigen für das Ansehen der Religion geheiligten Gegenstände erforderlich ist; endlich daß die Spendung der Sacramente und alle übrigen Verrichtungen des geistlichen Amtes im ganzen Reiche vollzogen werden ohne Gebühren und ohne irgend eine Bedrückung für das Volk.

„Sie werden Uns also vorzugsweise Vorschläge machen zu einer Revision aller auf die erfolgte Desamortisation und Nationalisation der Kirchengüter bezüglichen Operationen auf der Grundlage: daß nur diejenigen ratificirt werden, welche rechtlich, ohne Betrug (fraude) und genau nach den hierüber ergangenen Gesetzen ausgeführt sind.

„Vollziehen Sie dies Alles gemäß dem Principe einer weiten (amplia) und freimüthigen (franca) Toleranz, aber im steten Hinblick darauf, daß die apostolisch-katholisch-römische Religion die Staatsreligion ist. Maximilian.

Velasquez de Leon."

Das Wort „Toleranz" in vorstehendem Handschreiben war schon für sich allein geeignet, den päpstlichen Nuntius in Zorn zu setzen, und wohl auch darauf berechnet, ihn zu einer Erklärung herauszufordern; in der That ließ derselbe auf eine solche nicht warten, sondern richtete bereits zwei Tage darauf, am 29. December, folgende gleichfalls alsbald durch die öffentlichen Blätter zur allgemeinen Kenntniß gebrachte Note nunmehr an den Minister der Auswärtigen Angelegenheiten:

„Excellenz!

„Das durch das „Diario oficial" publicirte Handschreiben Sr. Maj. des Kaisers bezüglich der zwischen Sr. Heiligkeit und der mexikanischen Regierung obschwebenden Fragen, welche Se. Maj. beabsichtigt, ohne Zuziehung der Autorität der Kirche zu entscheiden, setzt mich in die traurige Nothwendigkeit, Ew. Exc. diese neue Note zu übersenden, um gegen einige ungenaue und den heiligen Vater und Seine Regierung beleidigende (injuriosas) Angaben Protest zu erheben.

„Ehe ich diese dem Rechtsgefühl Ew. Exc. unterbreite, halte ich für nöthig, zu größerer Klarheit Ihnen den wahren Zweck meiner Sendung wiederholt auseinander zu setzen.

„Ew. Exc. weiß sehr wohl und ich habe es der Kaiserlichen Regierung mündlich und schriftlich zu erkennen gegeben, daß meine Instructionen genau dem Inhalt des Briefes Sr. Heiligkeit an den Kaiser entsprechen, welcher bis jetzt noch vor dem Publicum geheim gehalten worden ist: ich habe hinzugefügt, daß die Mission, welche Se. Heiligkeit mir anvertraut hat, an erster Stelle den Zweck hat, die Aufhebung des widerrechtlichen Reformgesetzes und aller Gesetze überhaupt zu verlangen, welche gegen die geheiligten Rechte der Kirche gerichtet sind, sowie die Entschädigung für das gethane Unrecht; sodann zu fordern die Wiederherstellung der religiösen Orden, die Rückgabe der Tempel und Convente und aller kirchlichen, schon geraubten oder noch existirenden Güter, und endlich volle Freiheit der Kirche in Ausübung ihrer Rechte und ihres geheiligten Amtes.

„Als mir von der Regierung die neun Artikel vorgelegt wurden, welche ebensowohl wider die Doctrin, die Disciplin, als gegen die heiligen Canones gerichtet sind, mit der Absicht, die Kirche aller ihrer Güter, ihrer Jurisdiction, ihrer Privilegien zu berauben und aus ihr in allem eine Sklavin der bürgerlichen Gewalt zu machen, alles das Dinge, welche der Römische Pontifex bereits in den Consistorial-Allocutionen von 1856 und 1861 mit dem Verdammungsurtheil belegt hat, da habe ich freimüthig geantwortet, daß ich für solche ganz unannehmbare Grundlagen mich ohne Instruction befinde, und ich habe ohne Widerspruch nachgewiesen, daß auch der heilige Vater für diese mir keinerlei Instructionen geben könne:

1) weil derselbe niemals eine solche Vorlage von der Kaiserlichen Regierung erwarten konnte,

2) weil diese letztere niemals weder mit dem heiligen Vater noch mit dem hohen (Excelentissimo) mexikanischen Episcopat hierüber Verhandlungen eingeleitet hat, welcher letztere ganz andere Hoffnungen und schmeichelhafte Versprechungen hatte.

„Wenn also die Kaiserliche Regierung bis zu diesem Augenblick ein so bedauerliches Project geheim gehalten hat, wie kann sie sich dann wundern, daß der päpstliche Nuntius hierüber sich ohne Instruction befindet?

„Und hier muß mir Ew. Exc. mit aller Achtung, welche Sie verdienen, aber auch der Offenheit, die ich Ihnen schuldig bin, erlauben, den Satz in dem kaiserlichen Briefe zurückzuweisen, welcher besagt: ‚Wir waren daher, als Wir Uns in Rom befanden, besorgt gewesen, eine Verhandlung hierüber mit dem heiligen Vater zu eröffnen, und es befindet sich nun der Apostolische Nuntius hier, aber zu Unserem Erstaunen ohne Instruction'.

„Das zielt darauf, das mexikanische Volk zu überreden, daß alle Verantwortlichkeit für das unbegreifliche Beginnen, in kirchlichen Angelegenheiten ohne Mitwirkung der geistlichen Autorität Bestimmungen zu treffen, auf den heiligen Vater falle.

„Wer nur irgend gewöhnlichen Menschenverstand (sentido commun) hat, wird gar nicht begreifen, wie es möglich gewesen wäre, daß das verehrungswürdige Haupt der Kirche in Kenntniß solcher Ideen einen Nuntius hätte schicken können, um diese zu sanctioniren, oder, wenn er ihn doch geschickt hätte, ohne die geeigneten Instructionen.

„Noch unglaublicher ist es, daß alsdann in dem Briefe an den Kaiser, in welchem sich der heilige Vater über das der Kirche zugefügte Unrecht so heiß beklagt, und worin er die Maßregeln angiebt, die ihr wieder zu altem Glanze verhelfen sollen, sich nicht ein einziges Wort befunden haben würde über das schwere Unrecht, welches die schon so heimgesuchte Kirche mit diesem Projecte treffen muß.

„Wen will man überhaupt glauben machen, daß irgend ein Souverän an einen andern einen Abgesandten senden und ihn dabei ohne alle Instruction lassen werde?

„Ich protestire also gegen jeden Ausdruck, gegen jede Instruction, welche auch nur die geringste Verantwortlichkeit auf den Summus Pontifex fallen läßt, so viel ich es von hier kann, und soweit es sich auf Alles bezieht, was der Kirche und ihren Rechten zuwider ist: ich bekräftige, daß der heilige Vater und der Nuntius bisher nicht die geringste Kenntniß von Projecten oder Entschlüssen gehabt haben, welche, statt die eingeschüchterten Gemüther zu beruhigen und ihnen den Frieden zurückzubringen, neue Unruhen und Beängstigungen herbeiführen werden.

„Aus dieser Veranlassung habe ich die Ehre ꝛc. ꝛc.

P. F., Erzbischof von Damaskus."

Auf diese Erklärung hin beschloß der Kaiser: einerseits die Vermittelung des Kaisers Napoleon bei dem Papste in Anspruch zu nehmen, andererseits aber durch einen solennen Act seine durch die ebengedachte veröffentlichte Note des päpstlichen Nuntius in Frage gestellte Souveränetät zu constatiren. Zu Letzterem und zur Vorbeugung des Bekanntwerdens ähnlicher Schriftstücke sollte folgendes bereits einige Tage darauf[1]) publicirte Gesetz dienen:

„Maximilian ꝛc.:

„Um die Form zu bestimmen, unter welcher für Bullen, Breve's, Rescripte, und überhaupt amtliche Schriftstücke (despachos) des Römischen Hofes in der heutigen politischen Organisation der Nation, das „Pase" erlangt werden kann, haben Wir befohlen und befehlen Wir was folgt:

Art. 1. Im Kaiserreich haben die Gesetze und Dekrete Geltung, welche vor und nach der Unabhängigkeit des Landes über das „Pase" von Bullen, Breven, Reskripten und amtlichen Schriftstücken des Römischen Hofes ergangen sind.

Art. 2. Diese Bullen, Breven, Reskripte und Schriftstücke müssen Unserm Minister der Justiz und geistlichen Angelegenheiten vorgelegt werden, um das bezügliche „Pase" zu erlangen.

Dieses Dekret ist im Reichs-Archiv niederzulegen und im amtlichen Blatt zu publiciren.

Mexiko, den 7. Januar 1864. Maximilian.

Escudero."

[1]) Diario oficial vom 7. Januar 1865.

III.

Die mitgetheilte Publication, obwohl vollständig staatsrechtlich begründet, brachte die Beziehungen der Regierung zum päpstlichen Nuntius zum Abschluß.

Derselbe protestirte nämlich in einer ihrem wörtlichen Inhalt nach nicht bekannt gewordenen Note vom 19. Januar 1865 gegen dieses Gesetz und erhob dabei auf's Neue so exorbitante Ansprüche, daß ihm von Seiten des Ministers des Auswärtigen zwei Tage darauf die zur allgemeinen Kenntniß gelangende Anzeige zuging, „daß die Regierung des Kaisers Maximilian ihre Beziehungen zu dem Erzbischof Meglia als völlig abgeschlossen und beendet ansehe". Hiermit hatte die kurze Mission desselben ihre Endschaft erreicht.

Um indeß fortwährend seine Bereitwilligkeit zu zeigen, sich mit dem päpstlichen Hof in's Einverständniß zu setzen, und um einen Beweis seiner Ergebenheit für den heiligen Vater zu geben, sendete der Kaiser Maximilian eine außerordentliche Gesandtschaft an den Papst, bestehend aus dem Staatsminister Velazquez de Leon, dem Bischof Ramirez und einer dritten Persönlichkeit nach Rom, welche er mit allen Vollmachten zur directen Verhandlung mit dem Vatican versehen hatte.

Der Papst nahm anfangs Anstand, diese außerordentliche Gesandtschaft zu empfangen; auch die französische Intervention hatte zunächst keinen Erfolg. Der ständige mexikanische Gesandte berichtete sogar: „es gebe beim Vatican keine übleren Geschäfte als die, welche unter den gegenwärtigen Verhältnissen durch den Kaiser Napoleon empfohlen seien".

Indeß gelangte doch, um formell der Empfehlung Napoleon's zu entsprechen, die Gesandtschaft im Mai zu Pourparlers und selbst zu schriftlichen Auseinandersetzungen, die aber in den Beschuldigungen des Römischen Hofes gegen den Kaiser, daß er den Papst gleichsam habe vor dem mexikanischen Volke wortbrüchig machen wollen, versumpften, und die Gesandtschaft gar nicht zur Materie gelangen ließen. Je mehr die Mitglieder der Gesandtschaft concediren wollten, und selbst der ihr beigesellte Bischof, um der päpstlichen Regierung ihren guten Willen zu zeigen, die Nothlage darstellte, in welcher sich die Kaiserliche Regierung befand, und Alles aufbot, um die Curie von dieser Nothlage wie davon zu überzeugen, daß, wenn die Regierung in die Hände der radicalen Republikaner zurückgelange, die Kirche in allen ihren Beziehungen der Willkür der Regierungsgewalt anheimfallen und der Papst alles Einflusses auf dieselbe völlig verlustig gehen würde, und für sie dann gar nichts zu retten sei, desto unbeugsamer gerade war die Curie in ihren Forderungen. Ja, sie wollte sich überhaupt auf keine Verhandlungen einlassen, bevor die von ihr aufgestellten Grundlagen nicht anerkannt waren.

Inmittelst hatten unter der Ungunst dieser Umstände und unter dem Rückzug der französischen Occupations-Truppen die Verhältnisse in Mexiko eine dem Kaiser immer ungünstigere Wendung genommen. Selbst die unter Juarez in einem Theile des Landes fortbestehende republikanische Regierung war durch ihre Agenten nicht ohne Kenntniß, daß, während noch jene Pourparlers mit der kaiserlichen Commission fortbestanden, der Cardinal-Staats-Secretär Antonelli in seinen vertraulichen Aeußerungen aussprach, „daß er niemals in irgend ein Abkommen mit „dem Oesterreichischen Erzherzog" willigen werde".

Je näher endlich die tragische Katastrophe kam, welche den Untergang der ephemeren Kaiser-Regierung und den Tod des Erzherzogs herbeiführte, desto stockender wurden die Verhandlungen. Zu den tragischsten Momenten der letzten Krisen gehörte der Versuch, durch die Kaiserin Carlota persönlich in Rom auf den Papst zu wirken.

Bekanntlich endigte der Besuch der Prinzessin bei dem heiligen Vater mit der Wiederholung des „Non possumus", und insbesondere mit der Zurückweisung der Sanction der Veräußerung der geistlichen Güter unter dem Ausdruck der besonderen Verwunderung, „daß eine Person von ihrem Alter und ihrem Geschlechte eine solche Sache vorzubringen wage". Von diesem Augenblick datirt sich die geistige Umnachtung der hohen Dame.

Unter den Notabeln, welche der Kaiser berufen hatte, am 18. Januar 1867 in Mexiko über die Frage seiner Abdankung, oder die Fortsetzung des Krieges gegen das, was man damals noch die revolutionäre Partei nannte, zu entscheiden, befanden sich auch der Erzbischof von Mexiko und der Bischof von San Luis Potosi. Der erstere erklärte sich, laut des demnächst publicirten Protocolls, incompetent und außer Stande, über diese weltliche Frage zu urtheilen; der letztere trat dieser Erklärung mit dem Hinzufügen bei, daß er geglaubt habe, zu irgend einer moralischen Frage berufen worden zu sein, und daß er bemerken müsse, unter den Chefs der Dissidenten verschiedene sehr ehrenwerthe und achtbare Personen (muy honorables y dignos de estimacion) zu kennen. Demselben war wohl im Augenblick nicht gegenwärtig, daß der von Juarez, wie wir gesehen haben, dem Schöpfer der anticlericalen Gesetzgebung, geleitete Widerstand unter dem Bannfluche des Papstes stand.

Was sich nach dem Tode des Kaisers und der allgemeinen Wiederherstellung der republikanischen Regierung in den äußeren katholisch-kirchlichen Angelegenheiten demnächst in Mexiko vollzog, geschah von da ab bis heute ohne alle Mitwirkung des Papstes; die Bischöfe und die Pfarrgeistlichen blieben indeß und fungiren ununterbrochen fort, lediglich unter dem Schutze der verdammten Regierung und der verdammten Gesetze, welche, auch nach der vollständigen Beseitigung jeder Staatsreligion, nach Allem, was sich der unbefangenen, allgemeinen Wahrnehmung aufdrängt, das Land zu großer Prosperität und seine Bewohner dem moralischen Fortschritte entgegenführen.

Das Grab des Erzherzogs Maximilian bedecken heute die mancherlei Illusionen, welchen sich dieser begabte Prinz hingegeben hat.

Zu dem Vermächtniß der Lehren aber, welche das tragische Schicksal des Prinzen der Welt hinterlassen hat, gehört vor Allem sein Verhältniß zum Papst, welches wir durch die vorstehende objective Schilderung gerade in der heutigen Zeit in das Gedächtniß zurückzurufen für nützlich erachtet haben.

Zur Geschichte der Kasseler Kunstschätze, vornehmlich in den Zeiten des Königreichs Westphalen.

Von

Albert Duncker.

Den „Tempel des Schweigens" nannte einst der Göttinger Aesthetiker Bouterwek die schöne Residenz der hessischen Kurfürsten, und Franz Dingelstedt, weiland kurhessischer Gymnasial-Hülfslehrer, suchte in den „Bildern aus Hessen-Kassel", einem auch heute noch manches Wahre enthaltenden Aufsatze seines „Wanderbuchs", den Ausspruch des Gelehrten näher zu begründen. Noch heute gehört die jetzt über 62,000 Einwohner zählende Hauptstadt der preußischen Provinz Hessen-Nassau zu den stilleren, von geräuschvollem Verkehrstreiben weniger erfüllten Städten Deutschlands. Die Hoffnung, daß sich Kassel auch zu einem Industrieplatze von höherer Bedeutung emporschwingen werde, ist seither trotz des Schienennetzes, das aus Nord und Süd dort zusammenläuft, von ihrer Erfüllung noch ziemlich entfernt. Die zahlreichen Neubauten, durch welche die Stadt neuerdings nach Westen hin Erweiterung erfuhr, bestehen meistens in Wohnhäusern für die besser situirten Classen der Bevölkerung, denen, wie überall heutzutage, die alten Stadttheile zu eng und zu unwohnlich erscheinen.

Aber mag immerhin an der Physiognomie der Stadt die Aenderung der politischen Verhältnisse ebenso wie der Wechsel der Anschauungen über Bequemlichkeit und Lebensgenuß nicht unmerklich sich zur Geltung bringen, eins war und ist ihr alter unentreißbarer Besitz: die herrliche Lage inmitten waldreicher Berge und Anhöhen und die großartigen Anlagen ihrer nächsten Umgebung, durch welche um die Wende des 18. Jahrhunderts ein kunstsinniger und für Naturgefühl empfänglicher Fürst sich eins seiner schönsten Denkmäler errichtete. Die reizenden Partien des Habichtswalds und der mit ihm in Verbindung stehenden Berggruppen sind dem Touristen auch heute noch nicht alle so erschlossen, so leicht findbar und zugänglich gemacht, wie andere Gegenden Mitteldeutschlands. Wer sich aber nicht damit begnügt, die wohlgepflegten Wege des Wilhelmshöher Parks zu durchstreifen und vom Riesenschlosse die mit Recht so berühmte Aussicht nach der Stadt und nach den westphälischen Bergketten zu genießen, sondern

rüstig durch Wald und Flur emporklimmt, ohne der Unvollkommenheit des Pfades zu achten oder auf comfortable Hôtels zu rechnen, die ihn von Zeit zu Zeit für seine Anstrengungen schadlos halten, der wird sich reichlich belohnt fühlen, wenn er vom „Hohen Gras", dem höchsten Gipfel des Habichtswalds, oder vom Plateau des Dörnbergs, oder vom Bilstein in der Langenberg-Gruppe, und wie die anderen Höhen alle heißen, auf die vom Silberbande der Fulda und der Edder durchzogenen Gefilde des Hessengaus hinabschaut. Ueber dem breiten gesegneten Thale, aus dem Kassels Thürme emporragen, sieht er die grüne Waldespracht des Königs der hessischen Berge, des Meißners und seiner Vasallen im Sonnenlichte erglänzen, während am südlichen Rande des Horizonts der Inselsberg, nach Norden hin der Brocken in bleicher Ferne die Häupter erheben.

Gar Manches ist in den beiden letzten Jahrzehnten geschehen, um diese Höhen und Hochthäler dahin einzureihen, wohin sie gehören, unter die Glanzpunkte des mitteldeutschen Gebirgslandes. Vieles bleibt noch zu thun übrig.

I.

Nicht viel anders als mit jenen Reichthümern der Natur verhielt es sich bis vor wenigen Jahren mit den von hessischen Fürsten zu Kassel angesammelten Schätzen der Kunst und Wissenschaft. Allerdings sind über ihre stete Unzugänglichkeit vor der preußischen Annexion mancherlei Fabeln verbreitet, die aus einem Fremdenführer in den andern, aus einem Reisehandbuche in das andere übergehen. Es kommt dabei den Schreibern nicht darauf an, zu untersuchen, ob das unter den beiden letzten Kurfürsten beobachtete Verfahren in früheren Zeiten das gleiche war. Daß man aus den Reiseberichten auswärtiger Kunstkenner und Gelehrten, die in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts Kassel besuchten, ersehen kann, wie es damals den Regenten des Landes zur Freude gereichte, wenn Leute von Geschmack und Urtheil ihre Kunstsammlungen und ihre Bibliothek besuchten, wird heute, wo man bei Betrachtung hessischer Geschichte nur an die Verfassungskämpfe unter dem letzten Kurfürsten und an dessen ausgeprägte Eigenthümlichkeiten zu denken pflegt, nirgends mehr erwähnt. Das Ding, welches man öffentliche Meinung nennt, hat sich daran gewöhnt, die Fürsten des Hauses Hessen-Kassel alle mit gleichem Maße zu messen und das hessische Volk ob der Mißregierung, die es von ihnen erduldet, zu bemitleiden. Wer sich jedoch in objectiver Würdigung des Vergangenen näher mit dem Leben und Wirken der Landgrafen befaßt hat, kommt gar bald zu der Einsicht, daß viele, ja die meisten unter ihnen neben ihren Schwächen auch vortreffliche Eigenschaften und einen Sinn für das Ideale, eine Achtung vor Geist und Wissen besaßen, die nicht allen ihren fürstlichen Zeitgenossen nachgerühmt werden können. Ganz zu geschweigen von Herrschern früherer Jahrhunderte, wie Wilhelm IV. dem Weisen (1567—1592) und seinem Sohn Moritz dem Gelehrten (1592—1627), die nicht allein als Regenten, sondern auch als Männer der Wissenschaft eines europäischen Rufes genossen, sind es namentlich die drei Landgrafen Karl (1677—1730), Wilhelm VIII. (1751—1760) und Friedrich II. (1760—1785), auf welche fast alle die Schöpfungen zurückzuführen sind, durch welche das schöne Kassel ein Anziehungspunkt für alle Gebildeten geworden ist. Der 53jährigen Regierung

Karl's, der einen Denis Papin an seine Hochschule Marburg, dann in seine Residenz berief, der dem aus Preußen vertriebenen großen Philosophen Christian Wolff in seinem Staate Schutz und neue ehrenvolle Stellung gewährte, verdankt Kassel die ihres Gleichen suchende Anlage der „Aue" und die durch den Italiener Guernieri 1701 begonnenen und 1714 beendigten Bauten des Riesenschlosses und der Cascaden. Sie waren also über sechzig Jahre vor Beginn des amerikanischen Freiheitskrieges bereits vollendet, während sie die nimmer ruhende Phantasie heutiger Reisebeschreiber aus dem „Blutgelde" entstehen läßt, das für die in englischen Sold gegebenen Landeskinder den Taschen der Landgrafen zugeflossen sei. Jener Karl, der in manchem Kampfe für Kaiser und Reich gegen die übermüthigen Angriffe Ludwig's XIV. und seiner Verbündeten selbst das Schwert zog, dem der spanische Erbfolgekrieg drei seiner tapferen Söhne raubte, und der sich, auch darin ungleich vielen anderen Fürsten seiner Zeit, stets als ein deutschgesinnter Mann bewährte, der mit Entrüstung die französische Bundesgenossenschaft zurückwies, er ist auch der Begründer des schönsten Stadttheils Kassel's, der Ober-Neustadt, die er außerhalb des Rayons der damals noch die alte Stadt umschließenden Festungswerke anlegte. Dort siedelte er reformirte Glaubensgenossen an, die nach Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich flüchteten. Reich lohnte sich die hochherzige Aufnahme der Réfugiés, die durch ihren Fleiß und ihre Kenntnisse nicht wenig zur Hebung der Gewerbthätigkeit in Hessen beitrugen.

Die Vorliebe der hessischen Fürsten für wissenschaftliche Beschäftigung erstreckte sich seit Wilhelm's des Weisen Zeit hauptsächlich auf die Naturwissenschaften. Auch Karl folgte den Fortschritten auf diesem Gebiete mit dem regsten Interesse. Unter seiner Regierung wurde 1696 das sogenannte „Kunsthaus" am Steinwege zu Kassel erbaut, worin neben den Naturalien auch die Kunstsammlungen Unterkunft fanden. Bis dahin hatten Beide, ebenso wie es in Berlin und an vielen anderen Orten der Fall war, ihren Platz neben den Büchern und Manuscripten der Hofbibliothek gehabt, die, eine Schöpfung Wilhelm's des Weisen [1]), seit 1585 den Oberstock des dem Residenzschlosse gegenübergelegenen Marstallgebäudes einnahm. Die Bibliothek blieb noch fast ein Jahrhundert in diesen ihren Räumen. Von den im „Kunsthause" nunmehr aufgestellten Gegenständen konnten jedoch die meisten nach heutigen Begriffen auf Kunstwerth wenig Anspruch erheben. Das Antike trat fast ganz zurück hinter den in kostbaren Holz- oder Steinarten ausgeführten Arbeiten im Zopfstil, die jetzt nur noch den Werth von Curiositäten besitzen; nur den Gemmen, welche der Landgraf auf einer Reise in Italien ankaufte, einigen Bronzen und sonstigen Anticaglien hat man pietätsvoll ihren Platz bei den Antiken des Museums noch nicht entzogen, wenn auch längst nachgewiesen ist, daß sich unter ihnen nicht wenige Fälschungen befinden.

Unter Karl's Sohne, dem tapferen Krieger Friedrich I. (1730—1750), der in Folge seiner Vermählung mit Karl's XII. Schwester Ulrike Eleonore zugleich

---

[1]) Ueber diese Stiftung vgl. meine Schrift „Landgraf Wilhelm IV., von Hessen, genannt der Weise, und die Begründung der Bibliothek zu Kassel im Jahre 1580". Kassel, 1881.

König von Schweden wurde, erfuhren die hessischen Sammlungen wenig Bereicherung. Der Landgraf besuchte von seiner nordischen Residenz Stockholm nur ein Mal, 1731, seine hessische; für ihn regierte zu Kassel sein jüngerer Bruder, Prinz Wilhelm, als Statthalter, ein Fürst, der Friedrich I., den nur soldatische Eigenschaften zierten, sowohl an Herrschertugenden als an Verständniß für die Kunst weit überlegen war. Während die letzten Lebensjahre Wilhelm's, der nachmals als Landgraf den Titel Wilhelm VIII. führte, durch das Hereinbrechen des siebenjährigen Krieges von den schwersten Sorgen heimgesucht waren, hatte sich Hessen unter seiner Statthalterschaft (1730—1751) und in den ersten fünf Jahren seiner Selbstregierung (1751—1756) andauernder Ruhe zu erfreuen.

In diese Epoche fällt die Begründung der berühmten Kasseler Gemäldegallerie. Wilhelm war nach Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges, an dem er als niederländischer General Theil genommen hatte, im Dienste der Generalstaaten verblieben. Diesen langjährigen Aufenthalt in Holland benutzte der feingebildete, auch mit der künstlerischen Technik vertraute Prinz zum Erwerb einer herrlichen Sammlung niederländischer Meister, die man damals, wie sich J. H. Wilh. Tischbein in seiner Selbstbiographie ausdrückt, in Holland „noch häufig von der Wand erhielt, wo der Maler sie selbst hingehängt hatte". Mit fachmännischem Rathe unterstützten Wilhelm dabei die Maler Philipp van Dyck und Johann Georg van Freese. Letzterer folgte auch 1730 dem Rufe des Prinzen-Statthalters nach Kassel als Hofmaler und Gallerieinspector, welches Amt er bis zu seinem 1775 erfolgenden Tode bekleidete. Auch in Hamburg, wo damals ein bedeutender Markt für holländische Bilder war, machte man Ankäufe. Mancherlei Anekdoten cursiren heute noch in Kassel über den Erwerb einiger der hervorragendsten Gemälde; im Ganzen und Großen aber herrscht ein Dunkel über die rasche Erwerbung der Gallerie, das wohl niemals gelichtet werden dürfte. Wie dem nun auch sei, jedenfalls gereicht es Wilhelm VIII. und seinen beiden künstlerischen Berathern zu nicht geringem Ruhme, in verhältnißmäßig so kurzer Zeit eine so vorzügliche Sammlung angelegt zu haben, die unter den Gallerien Deutschlands trotz der schweren Verluste, welche sie in der napoleonischen Zeit erlitt, noch immer in niederländischen Meistern des 17. Jahrhunderts, insbesondere Rembrandt, Rubens, van Dyck, Franz Hals, Wouverman ihren Platz nächst der Dresdener und Münchener Gallerie mit Ehren behauptet.

Zur geeigneten Unterbringung der erworbenen Schätze ließ Wilhelm VIII. in den Jahren 1749—1751 die sogenannte „Schilderei-Gallerie" am südwestlichen Ende der heutigen Bellevue erbauen. Erst unter seinem Sohne Friedrich II. scheinen die Bilder aus italienischen Schulen erworben zu sein, die sowohl an Zahl wie an Werth im Allgemeinen den Niederländern nachstehen. Im Jahre 1806 umfaßte die ganze Sammlung 721 Stück, die sich auf vier Gebäude vertheilten. Die räumlich größten Bilder, 107 Stück, waren in der Schilderei-Gallerie placirt, einem 45 Meter langen und 15 Meter hohen Saale, der sein Licht durch Seitenfenster empfing, die in mehr als Stockwerkhöhe angebracht waren. Nach dem Zeugnisse competenter Besucher, wie Overbeck und v. Rumohr, war die so bewirkte Beleuchtung eine vortreffliche. In dem an die Schilderei-Gallerie stoßenden herrschaftlichen Palais waren in 8 Zimmern 144 Bilder

aufgehängt; in den Räumen des daran grenzenden Gebäudes der von Friedrich II. 1775 gegründeten Maler- und Bildhauer-Akademie 227 und in dem alten Residenzschlosse an der Fulda 243 Stück. Wie es in den älteren gedruckten Katalogen von 1783 und 1799 heißt, war darunter Rembrandt durch 35 Nummern vertreten, Rubens durch 25, van Dyck durch 20, Teniers durch ebensoviel, Potter durch 10, Claude Lorrain durch 4, die sogenannten „Vier Tageszeiten": meistens herrliche Werke dieser Meister von tadelloser Erhaltung.

Während unter Wilhelm VIII. dem Publicum nur der große Galeriesaal zugänglich war, hob Friedrich II. auch für die Besichtigung und das Studium des größten Theils der übrigen Gemälde jede Beschränkung auf. Er überwies seiner Kunstakademie, der Johann Heinrich Tischbein der Aeltere als Director vorstand, die in ihrem Gebäude aufgehängten Bilder zum täglichen Gebrauch und suchte, ebenso wie bei den übrigen von ihm angelegten oder vergrößerten Kunst- und Bildungsanstalten, seinen Stolz darin, daß sie nicht nur von Einheimischen, sondern auch von Fremden besucht und gewürdigt wurden.

Hatte Wilhelm VIII. sich durch die Schöpfung der Gallerie ein bleibendes Denkmal gesetzt, so that es nicht minder sein Sohn und Nachfolger, der schon genannte Friedrich II., durch die Erbauung des Museum Fridericianum und die Vergrößerung und würdige Aufstellung der Bibliothek. Die Eindrücke einer 1776 nach Italien unternommenen Reise erhöhten seine Vorliebe für das classische Alterthum und seine Monumente. Das Meiste, was Kassel an antiken Marmorstatuen und Büsten besitzt, wurde auf dieser Reise erworben. Zum Theil waren die angekauften Kunstwerke eine Ausbeute der emsigen Nachsuchungen des schottischen Malers Gavin Hamilton, andere wieder der Niederlage des Engländers Thomas Jenkins entnommen, der damals zu Rom einen Handel mit Antiken trieb. Auch der bekannte Kunstmäcen Graf Wallmoden aus Hannover überließ dem Landgrafen einige Stücke und Johann Friedrich Reiffenstein machte sich eine Ehre daraus, dem Haupte des fürstlichen Hauses, in dessen Diensten er selbst früher gestanden hatte, durch vortheilhafte Ankäufe gefällig zu sein. Er überwachte sogar die Verpackung und den Transport der erworbenen Statuen, der 36 von Chichi gefertigten Korknachbildungen antiker Baudenkmäler Roms und anderer Kunstsachen.

Den 1778 zu Kassel anlangenden Schätzen wurde bald ein geeigneter Platz bereitet in dem großen Gebäude, das Friedrich's geschickter Baumeister Simon Ludwig du Ry an der nordöstlichen Seite der zwischen der Altstadt und Oberneustadt gelegenen Esplanade aufführte, die man später dem Landgrafen zu Ehren Friedrichsplatz nannte. Wo sich noch wenige Jahre zuvor Festungswerke erhoben, die Friedrich nach dem siebenjährigen Kriege hatte schleifen lassen, erstand jetzt ein Palast, der mit seiner mächtigen, durch einen Vorbau von sechs uncanellirten jonischen Säulen geschmückten Façade und seinen beiden nach Nordosten rechtwinklig vorspringenden Seitenflügeln noch heute unter allen den großen Platz umgebenden Baulichkeiten den imponirendsten Eindruck hervorruft. 1779 war dieses „Museum Fridericianum" vollendet: in seinem Erdgeschosse fanden die Antiken und der größte Theil der aus dem Kunsthause des Landgrafen Karl dahin übergeführten Sammlungen, darunter auch das Naturaliencabinet, ihre

Stätte; der Oberstock wurde für die Bibliothek und die Sitzungen der vom Landgrafen 1777 gestifteten „Société des Antiquités", zum Theil auch für die physikalischen und mathematischen Instrumente bestimmt. Die Bibliothek wanderte aus den oberen Räumen des Marstalls, die ihr längst zu enge geworden waren, in den großen Hauptsaal, der, 82 Meter lang, gegen 12 Meter breit und über 9 Meter hoch, die ganze Front der ersten Etage einnimmt, ringsum mit einer Gallerie umgeben ist und von drei Seiten durch 25 Fenster Licht empfängt. Trotz der beträchtlichen Vermehrung, welche die Bücherſammlung in den vorhergehenden Decennien durch Vermächtnisse von Mitgliedern des hessischen Fürstenhauses empfangen hatte, war der großartige Raum, in dem sie nun untergebracht wurde, für ihre Bestände damals mehr als ausreichend. Der Landgraf selbst verweilte gern und oft darin, präsidirte auch in eigener Person den Sitzungen seiner „Société des Antiquités"[1]), die anfänglich im Residenzschlosse, von 1779 ab im Museum stattfanden, hielt selbst eine Reihe von Vorträgen über archäologische Themata und suchte, so viel er vermochte, ein reges wissenschaftliches Leben in seiner Hauptstadt zu erwecken. Es waren die Jahre, wo Christian Wilhelm Dohm, Mauvillon, Justus Friedrich Runde, Samuel Theodor Sömmering, Johannes von Müller, Georg Forster u. A. als Professoren am Kasseler Collegium Carolinum wirkten und einen Theil des literarischen Cirkels am Fürstenhofe bildeten. Noch entbehren wir eine auf gründlichen Studien ruhende Darstellung jenes Kreises. Aus vereinzelten Aeußerungen des Unmuthes oder Spottes, die besonders der leidenschaftliche und nirgends zufriedene Forster über das Leben in der Residenz Friedrich's II. that, läßt sich kein endgültiger Schluß ziehen, um so weniger, als diesen Aeußerungen ganz anders lautende von Männern desselben Kreises gegenüberstehen. Wenn der Landgraf, abgesehen von anderen Fehlern, auch von der Bedeutung der damals zu neuer Blüthe erwachenden deutschen Literatur keine Ahnung hatte und nur bei den Franzosen Muster des guten Geschmacks finden zu können vermeinte, so dient zwar nicht zu seiner Freisprechung, wohl aber zu seiner Entschuldigung, daß er diese Anschauung mit dem genialsten seiner deutschen Mitfürsten theilte, dem großen Könige, der dem Zeitalter seinen Namen gab.

Mit dem 1785 eingetretenen Tode des Landgrafen änderte sich in Kassel Vieles. Sein Sohn Wilhelm IX. war ein entschiedener Gegner alles fremdländischen Wesens. Die französischen und italienischen Günstlinge, Sänger, Schauspieler und Tänzer wurden sofort entlassen, in allen Zweigen der Verwaltung trat an Stelle des bis dahin herrschenden Luxus Sparsamkeit. Das Collegium Carolinum, ein Mittelding zwischen Gymnasium und Universität, das eine nur geringe Schülerzahl aufzuweisen hatte, wurde aufgehoben. Die Professoren, welche im hessischen Dienste zu bleiben beabsichtigten, versetzte man an die Landesuniversität Marburg, andere fanden auswärts ehrenvolle Stellungen. Doch zeigte der neue Landesherr in seinen ersten Regierungsjahren noch nicht die

[1]) Näheres über die Organisation und Geschichte dieser Gesellschaft findet sich in der Einleitung zu der von mir herausgegebenen Schrift J. G. Herder's: „Denkmal Johann Winckelmann's". Kassel, 1882. S. III ff.

übergroße Vorliebe für das Geld, die ſpäter, beſonders ſeit ſeiner Rückkehr aus dem böhmiſchen Exil, geradezu in Geiz ausartete. Wie ſein Vater und Großvater durch Beſchirmung der bildenden Künſte und der Wiſſenſchaften, ſuchte er ſich durch große Bauten einen Namen zu erwerben. Schon als Erbprinz hatte er das nach ihm benannte Wilhelmsbad bei Hanau mit ſeinem geſchmackvollen Park angelegt; als Landgraf ließ er an Stelle der älteren Sommerreſidenz Weißenſtein nach du Ry's Plänen unter Juſſow's Leitung ein neues Schloß erbauen, dem er den Namen Wilhelmshöhe beilegte. Es wurde 1798 vollendet. Die vom Landgrafen Karl begonnenen Waſſerwerke, welchen unter den Regierungen Friedrich's I. und Wilhelm's VIII. wenig Beachtung geſchenkt worden war, hatte ſchon Friedrich II. durch die Anlage der großen Fontaine erweitert. Wilhelm IX. fügte den nach ſeinem Erbauer ſo genannten Steinhöfer'ſchen Waſſerfall, die Teufelsbrücke und den Aquäduct hinzu. Ihm bleibt ſomit das Verdienſt, neben dem Landgrafen Karl der Schöpfer der Wilhelmshöhe geweſen zu ſein, die wir heute bewundern und die ſchon den Sänger der Meſſiade zu dem entzückten Ausruf hinriß: „Welchen großen ſchönen Gedanken hat da Euer Fürſt in Gottes Schöpfung hingeworfen!“

Ehemals faſt noch mehr angeſtaunt als jene Waſſerwerke, heute nach der Wiedererweckung der mittelalterlichen Baukunſt von Kennern mit Lächeln betrachtet, erhebt die „Löwenburg“ ihre grauen Zinnen und Thürme aus dem Waldmeere, das den Gipfel des Karlsberges umlagert. Ihren Bau begann Juſſow 1793; engliſche Burgen des 14. Jahrhunderts dienten zum Muſter. Moos und Epheu wuchern auf ihren Mauern, innerhalb deren ſich der fürſtliche Erbauer ſein Grab in der Gruft der kleinen Burgkapelle bereiten ließ. Noch ging mehr als ein Menſchenalter dahin, ehe man ihn dort zur Ruhe bettete. Inmitten dieſer Zeit vollzogen ſich ungeahnte Ereigniſſe. Der Sturm des Krieges ſtürzte den heſſiſchen Thron um und ſein einſtiger Beſitzer, vormals ſo ſicher im Vollgenuſſe ſeiner autokratiſchen Herrlichkeit, mußte ſieben Jahre als länderloſer Flüchtling im Auslande verleben, bis den Greis ein erneuter wunderbarer Umſchwung der Dinge zu dem Sitze ſeiner Ahnen zurückführte.

Unter Wilhelm IX. trat in der Benutzung der von ſeinen Vorfahren geſammelten Kunſtſchätze keine Beſchränkung ein. Gemäldegallerie und Muſeum Fridericianum blieben nach wie vor Anziehungspunkte für das gebildete Publicum, welches Kaſſel beſuchte. Die Obhut der Gallerie war ſeit dem Tode van Freeſe's dem Maler und Kupferſtecher Johann Heinrich Tiſchbein dem Jüngeren anvertraut, einem Neffen des gleichnamigen weit berühmteren Künſtlers, der 1789 zu Kaſſel ſtarb. Des Gallerieinſpectors Hauptvorzug war das ausgezeichnete Gedächtniß, das er für die Geſchichte und den Erwerb aller Bilder beſaß. Darauf bezügliche Aufzeichnungen ſchienen ihm unnöthig. Junggeſelle und in vielen Lebensgewohnheiten ein Sonderling, wachte er über dem ihm zur Aufſicht und Erhaltung übergebenen koſtbaren Gute mit größter Treue: das Schickſal, welches bald ſeine geliebten Bilder traf, ſollte ihm das Herz brechen.

Nach Vollendung des Schloſſes Wilhelmshöhe hatte Wilhelm IX. dort eine mit dem Geheimen Cabinetsarchiv verbundene Bücherſammlung angelegt, die man im Gegenſatze zu der Muſeumsbibliothek die „Hofbibliothek“ zu nennen

pflegte. Sie befindet sich noch heute an ihrem ursprünglichen Platze im Parterre des südlichen Schloßflügels, während ihre Archivalien 1881 in das preußische Staatsarchiv zu Marburg verbracht wurden. In den Räumen dieser etwa 12,000 Bände starken Hofbibliothek ist auch Wilhelm's IX. werthvolle Kupferstichsammlung aufbewahrt, die schon von seinen Vorgängern begonnen war. Unter die kundige Leitung der beiden Tischbein gestellt, die sie ergänzten und vermehrten, wurde sie die größte künstlerische Zierde des neuen Schlosses und blieb es bis zum heutigen Tage. Freilich ist sie, im Gegensatze zu allen übrigen Kasseler Sammlungen, auch jetzt noch so gut wie unerschlossen, da ihre Aufbewahrung in den der kaiserlichen Hofverwaltung unterstehenden Schloßräumen die Besichtigung und Benutzung durch Künstler oder Kunstjünger sehr erschwert.

Für die Sammlungen des Museum Fridericianum an Gegenständen antiker und neuerer Kunst war 1789 an die Seite des Raths und Bibliothekars F. Ch. Schmincke der seitherige außerordentliche Professor zu Marburg, Ludwig Völkel[1]), ein Schüler Heyne's, berufen worden. Als Schmincke 1795 starb, erhielt er auch die Stelle des zweiten Bibliothekars mit dem Titel eines Rathes und die Oberaufsicht der Antiken-, Pretiosen- und Kunstsammlung. Der Landgraf schätzte seine Zuverlässigkeit und seine Kenntnisse so sehr, daß er ihm einen Theil des Unterrichts seines Sohnes, des Erbprinzen Wilhelm, anvertraute, den Völkel auch auf die Universitäten Marburg und Leipzig begleitete. Außer mehreren anderen Abhandlungen meist archäologischen Inhalts erschien von ihm 1798 zu Leipzig die Schrift „Ueber die Wegführung der Kunstwerke aus den eroberten Ländern nach Rom", zu der ihm die Kunsträuberei der Franzosen, die mit Bonaparte's italienischen Siegen begann, die Anregung gab. Geheime Vorahnung von dem baldigen Schicksale der ihm selbst anvertrauten Sammlungen drückte ihm die Feder in die Hand. 1802 wurde er Secretär der „Société des Antiquités". Aber umsonst waren seine Bemühungen, dieser Schöpfung Friedrich's II. neues Leben einzuflößen. Der Sinn für wissenschaftliche Studien war aus Kassel entwichen, mochte nun die Gleichgültigkeit des regierenden Herrn, der Mangel an gleichgesinnten und genügend vorgebildeten Theilnehmern oder der Gang der Weltereignisse die Schuld tragen. Wohl erklärlich war es übrigens, wenn der Blick der meisten Menschen sich damals nur der stürmisch bewegten Gegenwart zukehrte.

Auch Hessen-Kassel war an den Kämpfen jener Zeit mehrere Jahre lebhaft betheiligt gewesen. Hessische Truppen hatten mit altgewohnter Tapferkeit in Gemeinschaft mit den Preußen am Rhein und Main, dann an der Seite der Engländer in den Niederlanden gegen die Heere der jungen französischen Republik gefochten. Nachher war der Landgraf, dem Vorgange Preußens, des alten Alliirten seines Hauses, folgend, dem Baseler Frieden beigetreten und hatte

[1]) Bezüglich der Persönlichkeit Völkel's und aller für die folgende Darstellung benutzten Quellen verweise ich auf meine Abhandlung: „Eines hessischen Gelehrten Lebenserinnerungen aus der Zeit des Königs Jérôme", worin die Fundorte des sämmtlichen gedruckten und handschriftlichen Materials angegeben sind. Sie ist publicirt in der „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde". Neue Folge. Band IX, 249—347. Kassel, 1882.

ſchließlich im Reichsdeputationshauptſchluß von 1803 die Beſtätigung der ſchon 1795 mit Frankreich vereinbarten Abmachung erhalten, wonach er für den linksrheiniſchen an Frankreich abgetretenen Theil der Grafſchaft Katzenellenbogen mit St. Goar, Rheinfels u. ſ. w. die vier innerhalb heſſiſchen Gebietes gelegenen kurmainziſchen Aemter Fritzlar, Amöneburg, Neuſtadt und Naumburg, 13,000 gegen 6000 Seelen, empfing. Dazu kam noch der Erwerb der ſeither in heſſiſcher Pfandſchaft befindlichen Reichsſtadt Gelnhauſen und die Zuerkennung der Kurwürde, welche am 15. Mai 1803 durch große Feierlichkeiten der Reſidenz verkündet wurde. Des Fürſten eifriges Bemühen, alle von Weſten her kommenden Neuerungen, ob zeitgemäß oder nicht, von ſeinem Staate fernzuhalten, war von Erfolg. So vergingen ſeit dem Baſeler Frieden elf Jahre.

Mit Preußen in guten und böſen Tagen zu gehen, war ſeit des unerſchütterlichen Wilhelm's VIII. Regierung für die Beherrſcher Heſſen-Kaſſels geradezu Tradition geworden. So traf auch das Verhängniß, das 1806 über die Monarchie Friedrich Wilhelm's III. hereinbrach, den neuen Kurſtaat mit vernichtendem Schlage. Es iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen, ob der Vorwurf der Doppelzüngigkeit, den man ſchon oft gegen Wilhelm I. — ſo nannte ſich Wilhelm IX. als Kurfürſt — bezüglich ſeiner damaligen Verhandlungen mit Preußen und Frankreich erhob, unbegründet iſt. Als der Zuſammenſtoß beider Großmächte unvermeidlich geworden war, blieb ihm nur die Alternative, ſich einer derſelben ſchnell anzuſchließen. Statt deſſen verlor er eine koſtbare Zeit mit Zaudern und ließ ſich ſchließlich durch Talleyrand's Verſprechungen ſo ſehr in Sicherheit einwiegen, daß er ſeine ſchon auf der Ebene von Wabern zuſammengezogenen Truppen in ihre verſchiedenen Garniſonsorte zurückmarſchiren, und dort bis auf die gewöhnliche Dienſtſtärke in Friedenszeiten beurlauben ließ. So war er faſt wehrlos, als die Schreckenskunde von der Niederlage des preußiſchen Heeres bei Jena und eine Trauernachricht nach der anderen über den jähen Zuſammenbruch des Staates der Hohenzollern einlief. Gleichzeitig kam die Meldung, daß ſich im Weſtphäliſchen unter König Ludwig von Holland und in der Nähe von Frankfurt unter Marſchall Mortier Truppen anſammelten, die zwar dem officiellen Vorgeben nach zur Verſtärkung der franzöſiſchen Hauptarmee beſtimmt ſein ſollten, aber augenſcheinlich den Zweck hatten, eine Invaſion Heſſens mit Raſchheit auszuführen. In unbegreiflicher Verblendung ließ ſich der Kurfürſt von Saint-Geneſt, dem franzöſiſchen Geſchäftsträger an ſeinem Hofe, ſo lange über die Abſichten dieſer militäriſchen Maßregeln täuſchen, bis Mortier am Abend des 31. October vor Kaſſel ſtand. In derſelben Nacht übergab der Geſchäftsträger im Namen ſeiner Regierung eine Note, wonach Napoleon das Haus Heſſen-Kaſſel wegen ſeiner Anhänglichkeit an Preußen zu ſtrafen beſchloſſen und dem Marſchall Mortier den Befehl zur Beſetzung des Landes ertheilt habe. Kurz darauf ließ der Marſchall dem Kurfürſten zu wiſſen thun, daß er gezwungen ſei, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, wenn er nicht ſofort Kaſſel verlaſſe. Mit dem Morgengrauen des folgenden Tages, des 1. November entfloh Wilhelm I. aus der Stadt. Das Leipziger Thor, aus dem er zuerſt zu entrinnen gedachte, war ſchon von franzöſiſchen Grenadieren beſetzt. So ſchlugen die kurfürſtlichen Wagen, die einen Theil des Vermögens des Verjagten bargen,

anfänglich den Weg nach Süden, dann nach Westen ein. Es gelang ihnen, die Arolsener Straße zu erreichen, ehe auch diese durch das von der Diemel heranrückende Corps des Königs Ludwig von Holland gesperrt wurde. Die hessischen Truppen wurden überall entwaffnet; bald verkündigte eine kaiserliche Proclamation: „Das Haus Hessen-Kassel hat aufgehört zu regieren".

II.

Von Arolsen eilte der Kurfürst nach Schleswig-Holstein zu seinem Bruder, dem Landgrafen Karl, der als dänischer Statthalter die Herzogthümer regierte und nahm zunächst seinen Aufenthalt in Gottorp, dann in Rendsburg und hierauf in Itzehoe; 1808 siedelte er nach Prag über. Man hat behauptet, daß treue Diener damals aus den vom Feinde besetzten hessischen Schlössern bedeutende Werthobjecte ihrem vertriebenen Herrn unter allerlei Gefahren in's Ausland gerettet hätten. Doch hat sich im Laufe der Zeit so viel Dichtung um die Wahrheit geschlungen, daß man wohl thut, die mancherlei darüber erschienenen romanhaften Schilderungen mit großer Vorsicht aufzunehmen. Allgemein bekannt ist, daß über 2 Millionen Thaler, welche Wilhelm I. schon vor der Occupation Hessens seinem Hofagenten zu Frankfurt a. M., Mayer Amschel Rothschild, anvertraut hatte, dem Späherauge der Franzosen und der ihnen Beistand leistenden deutschen Verräther entgingen. Die Rückkehr des Kurfürsten auf seinen Thron erlebte Rothschild zwar nicht mehr — er starb am 19. September 1812 — aber sein ältester gleichnamiger Sohn, der ihm in der Leitung des Frankfurter Hauses folgte, hatte die Genugthuung, die mit eigener Gefahr aufbewahrte Summe nebst den inzwischen angewachsenen Zinsen ihrem rechtmäßigen Besitzer wieder zu erstatten. Das Vertrauen, welches von jener Zeit an die Mitglieder des hessen-kasselschen Fürstengeschlechts dem Frankfurter Bankhause entgegenbrachten, war somit ein wohlverdientes.

Nicht das gleiche Glück hatte der Kurfürst mit seinen Kostbarkeiten und Kunstschätzen. Beinahe drei Wochen vor der am 8. October erfolgten Kriegserklärung Preußens an Frankreich waren auf seinen Befehl aus den verschiedenen Schlössern zu Kassel, Wilhelmshöhe, Wabern, Wilhelmsthal, Hanau und Philippsruhe eine Menge Geräthe von Gold und Silber sowie sonstige Pretiosen eingepackt worden. Sie füllten 42 Kisten; darunter befanden sich auch 4 Kisten, angefüllt mit 36 besonders kostbaren Gegenständen und der Medaillensammlung Wilhelm's I., die seither im Kasseler Museum aufbewahrt worden waren. Aus dem von Völkel aufgestellten und noch vorhandenen Inventar ergibt sich, daß ein Theil dieser goldenen, reich mit Diamanten und anderen Edelsteinen besetzten Vasen, Becher, Schalen, Porträts u. s. w. in Kunstwerken des 16. und 17. Jahrhunderts bestand. Der Medaillen waren es 548 Stück goldene, 4328 Stück silberne, wozu noch 122 „rare Thaler" kamen; ihr Silberwerth ist nach den Acten auf 27,202 Thaler geschätzt. Auch die Goldtoilette der Kurfürstin, die auf 20,000 Thaler veranschlagt war und der am Griffe mit 1500 kleinen Edelsteinen, Diamanten und Türkisen, besetzte Prachtdegen, den König Heinrich IV. von Frankreich dem hessischen Landgrafen Moritz dem Gelehrten 1602 bei dessen Anwesenheit zu Paris für seinen ältesten Prinzen Otto zum Geschenk gemacht hatte, befanden sich neben vielem Anderen, was heute nicht mehr festzustellen ist, in jenen 42 Kisten.

Im Anfange des October wurde der ganze Transport zu Wagen nach Karlshafen gebracht, offenbar in der Absicht, die Kostbarkeiten die Weser hinab nach England zu retten. So zaudernd und wankelmüthig damals die Politik des Kurfürsten war, so unsicher waren auch seine Entschließungen über die Bergung dieses unschätzbaren Gutes. Ob ihm nach den ersten Hiobsposten, die vom Kriegsschauplatze in Thüringen eintrafen, der Wasserweg über Bremen nicht mehr sicher erschien, wissen wir nicht; genug, nachdem die Kisten längere Zeit in Karlshafen gelagert hatten, kam plötzlich der Befehl, sie nach dem wenige Stunden südöstlich im Reinhardswalde einsam gelegenen Jagdschlosse Sababurg zu bringen und dort zu verbergen. Oberbaudirector Jussow, der Erbauer des Wilhelmshöher Schlosses und der Löwenburg, stand an der Spitze der Commission, welche diesen Auftrag zu vollziehen hatte. Am 18. October, vier Tage nach der Schlacht bei Jena, langte er in Sababurg an. Zur Fortbringung der Kisten hatte man wegen der schlechten Beschaffenheit der Waldwege auch Bauern mit Vorspannpferden aufgeboten und am hellen Tage dem auf Sababurg wohnenden kurfürstlichen Rentmeister die kostbare Fracht abgeliefert. Der Vorgang würde unglaublich erscheinen, wenn er nicht durch den Bericht eines erst im März 1882 im Alter von 93 Jahren verstorbenen Augenzeugen, des nachmaligen kurhessischen Geheimraths und Märzministers Schwedes, verbürgt wäre, der, damals ein junger Student, die Herbstferien im Hause seines Vaters, des erwähnten Rentmeisters, zubrachte. Jussow ließ die Kisten auf das Sorgfältigste im Verließ eines Schloßthurms vermauern und kehrte dann nach Kassel zurück.

Es gehört auch zu den Zeichen der damals am Hofe Wilhelm's I. herrschenden Rath- und Kopflosigkeit, daß man glauben konnte, ein Geheimniß, welches so viele Mitwisser habe, werde, falls der Feind das Land überziehe, verborgen bleiben. Kaum war Kassel von den Truppen Mortier's besetzt, so fanden sich auch Verräther, die gegen klingenden Lohn bereitwilligst das Versteck anzeigten. Schon in den ersten Tagen des November wurde Jussow gezwungen, sich in Begleitung französischer Officiere und Intendanturbeamten wiederum nach Sababurg zu begeben und Alles den beutegierigen Feinden zu überliefern. Die Kisten brachte man in das kurfürstliche Residenzschloß zu Kassel, wo der zum Gouverneur Hessens ernannte Divisionsgeneral Graf Lagrange — Mortier war schon bald nach Hannover weitermarschirt, König Ludwig in's Westphälische zurückgegangen — über sie Entscheidung treffen sollte. Vergeblich waren Völkel's Bemühungen, mit denen sich die des kurfürstlichen Hofmarschalls Grafen von Bohlen vereinigten, den Gouverneur wenigstens zur Rückgabe der 4 Kisten zu bewegen, welche die dem Museum angehörigen Kostbarkeiten und die Medaillen enthielten. Völkel, unter den treuen Dienern des Kurfürsten einer der wenigen, die in der Stunde der Noth nicht die Besonnenheit verloren, suchte bei dem französischen General den Glauben zu erwecken, diese Schätze seien Staatseigenthum und wies darauf hin, daß Sammlungen solcher Art auch in Frankreich während der Revolution als Nationalgüter respectirt worden seien. Allein Lagrange blieb taub gegen alle Vorstellungen. „Wären die Sachen," antwortete er, „an ihrem Platze im Museum geblieben, so würden sie nicht angetastet werden. So aber müssen sie als eine von der Armee eingebrachte Beute nach Mainz geschickt werden, wo

weiter darüber verfügt wird." Völkel brachte jedoch bald in Erfahrung, daß ihm Lagrange nicht die Wahrheit gesagt habe. Wie viel von den Kostbarkeiten in der That nach Mainz und dann nach Paris gelangte, ließ sich schon damals nicht mehr feststellen. Viele Stücke des Medaillencabinets und eine Menge von Schmuckgegenständen wurden schon in Kassel aus den Kisten gestohlen. Die Medaillen, welche wirklich nach der französischen Hauptstadt geschickt wurden, schmolz man dort ein, sehr gegen den Willen Millin's, wie dieser ausgezeichnete Archäologe und Numismatiker acht Jahre später zu Paris Völkel versicherte.

Der in kaiserliche Hände damals gelangte erste Beuteantheil muß den Erwartungen nicht entsprochen haben; denn ein bei den Zeitgenossen verbreitetes Gerücht wollte wissen[1]), Lagrange habe dadurch den Zorn seines Gebieters über die von ihm begangenen oder zugelassenen Räubereien beschwichtigt, daß er an der Kaiserin Josephine durch Zusendung kostbarer Gegenstände eine Fürsprecherin gewonnen habe. Ob darunter auch die 48 Gemälde zu verstehen sind, die schon vor dem Anmarsch der Franzosen eingepackt waren, um in ein neutrales Land geflüchtet zu werden, ist mit Sicherheit nicht zu ermitteln. Es heißt, die Hofverwaltung habe damals mit den Fuhrleuten, die sich dem Wagniß des Transports unterziehen wollten, so lange um die Höhe ihres Lohns gefeilscht, bis das Erscheinen der Truppen Mortier's jede Möglichkeit der Flucht abschnitt. Lagrange sandte diese Bilder schon im November nach Mainz; von dem Augenblicke an, wo sie in Frankreich wieder auftauchen, finden sie sich in Malmaison, dem Lustschlosse der Kaiserin Josephine, das sie bis 1815 schmückten.

In den letzten anderthalb Monaten des Jahres 1806 blieben die übrigen Kasseler Kunstschätze unbehelligt. Aber es war nur die Ruhe vor dem Sturm. Denn im Januar 1807 erschien Napoleon's bekannter „Requisitor", der gelehrte Baron Vivant-Denon, um das Geschäft, welches er schon im November in Berlin, nachher in den Schlössern und Kunstkammern des verjagten Herzogs von Braunschweig zu Braunschweig und Salzdahlum, sowie in der Bibliothek zu Wolfenbüttel im großartigsten Maßstabe betrieben hatte, in der ehemaligen hessischen Hauptstadt fortzusetzen, nämlich, wie er sich selbst ausdrückte, „de faire le choix des objets d'art et de curiosité, qui peuvent convenir au Musée Napoléon." Mit Denon kamen seine zwei Gehilfen, der Maler Sicks und Perne, die auch schon bei der Plünderung der Berliner Sammlungen Handlangerdienste geleistet hatten. Der erbitterte Völkel nennt sie in seinen Aufzeichnungen „die Spürhunde des Acratus des neuen Nero". Der Vergleich lag ihm um so näher, als er in seiner Schrift über die Entführung der antiken Kunstwerke aus den Provinzen des Römerreichs der Raubzüge jenes Freigelassenen des Nero gedacht hatte, der nach des Tacitus Bericht mit Secundus Carrinas im Auftrage des Imperators die hellenischen Städte durchzog, um sie ihrer Kunstwerke zu berauben.

Zunächst ging es an die Gemäldegallerie, deren verschiedene Räumlichkeiten Johann Heinrich Tischbein öffnen mußte. Der alte Inspector war zwar tiefbetrübt über den Verlust der 48 schon von Lagrange entführten Bilder, glaubte aber, daß man nun von weiteren Opfern absehen werde. Wie groß war jedoch

[1]) Friedr. Müller, Kassel seit siebzig Jahren, I, 8.

ſein Entſetzen, als Denon, nachdem er die übrigen Gemälde beſichtigt hatte, zu ihm ſagte: „Ich habe ſchon in vielen Gallerien und Muſeen das Schönſte für das Musée Napoléon ausgewählt, aber noch nie iſt mir die Wahl ſo ſchwer gefallen, als hier, „car tous sont des perles et des bijoux“, und von den noch vorhandenen 673 Bildern nicht weniger als 251 zur Mitnahme beſtimmte! Der Requiſitor ſtellte dann ein Inventar auf, worin er beſcheinigte, daß einſchließlich der vorher auf Befehl Lagrange's weggeſchickten Gemälde deren im Ganzen 299 nach Paris abgeführt ſeien. „Der arme Inſpector,“ ſo erzählt ein Zeitgenoſſe, „glaubte in die Erde zu ſinken, als an eins ſeiner Lieblingsbilder nach dem andern der verhängnißvolle Kreideſtrich gemacht wurde. Er, der ſich gar wohl erinnerte, wie fürſtlicher Privatbeſitz von den Königlichen Franzoſen bei viermaliger Einnahme Kaſſels im vorigen Jahrhundert reſpectirt worden war, er ſollte erleben, was ihm unmöglich ſchien. Wie entgeiſtet ging er zwiſchen den hämmernden und klopfenden Handwerkern herum. Jedes Bild, das eingepackt wurde, war ihm ein verſtorbener Herzensfreund, jede Kiſte ein Sarg.“

Zu den zurückgebliebenen Bildern kamen ſpäter 252 aus den gleichfalls zerſtreuten Gallerien von Braunſchweig und Salzdahlum, die man zur Decorirung der Schlöſſer des neuen Königs von Weſtphalen und der Paläſte ſeiner Großwürdenträger nach Kaſſel ſchickte. 216 Stück blieben der Kaſſeler Akademie der Künſte und wechſelten mit ihr in den Jahren der Fremdherrſchaft mehrmals die Wohnung, wieder andere wurden öffentlich verſteigert. Aber kein heſſiſcher Patriot betheiligte ſich an der Auction und ſo kam nicht weniges an eingewanderte Franzoſen und auswärts wohnende Beſitzer. Ueber 200 Gemälde gingen auf dieſe Art der Gallerie für immer verloren.

Tiſchbein überlebte die Vernichtung der ihm anvertrauten Sammlung nicht lange. Als er nun bald auch gezwungen wurde, ſeine Dienſtwohnung im Akademiegebäude, die er ſeit mehr als 30 Jahren inne hatte, zu räumen, brach dem Greiſe das Herz. 1808 ſtarb er und nahm faſt Alles mit ſich in's Grab, was er durch van Freeſe's Mittheilungen und eigene Erlebniſſe über die Geſchichte der Gallerie wußte.

Nach der Plünderung der Gemäldeſammlung machte ſich Denon am 6. Januar an die „Viſitation“ des Muſeum Fridericianum. Erſt auf mehrfache Aufforderungen gab Völkel die Schlüſſel zu den für die Antiken beſtimmten Räumen und zeigte ſich auch gar nicht geneigt herbeizukommen, als man ihm meldete, die Franzoſen hätten die Glaspulte und Schränke nicht öffnen können. Sein Widerſtand würde freilich auf die Dauer nichts genützt haben. Daher ſchrieb Hofmarſchall Graf Bohlen an ihn und bat ihn auf das Herzlichſte im Intereſſe der Rettung wenigſtens eines Theiles der Sammlungen, ſich in's Muſeum zu begeben und beim Zuſammentreffen mit Denon ſo ruhig als möglich zu benehmen. Schweren Herzens entſchloß ſich Völkel dazu, konnte aber, als er den franzöſiſchen Gelehrten traf, doch nicht umhin, ihm zu bemerken, er werde nichts finden, was man nicht ſchon in Paris beſſer hätte. Dagegen berief ſich Denon auf den Befehl ſeines Kaiſers, und die Durchſuchung begann. Dem Requiſitor war es weſentlich um alles Antike zu thun, doch nahm er auch eine Anzahl Schalen von Edelſtein, Kunſtwerke aus Elfenbein und Bernſtein und andere

kleine Arbeiten aus der Zeit der Spätrenaissance. Das Kostbarste, was in dieser Beziehung das Museum früher aufzuweisen hatte, war ihm in den durch Lagrange als „Prise der Armee" behandelten vier Kisten entgangen. Die modernen Goldmünzen, an 600 Stück, die in einem pyramidenförmigen Schranke verwahrt wurden, rettete Völkel, der seine ganze Besonnenheit wiedergewonnen hatte, durch eine List. Auf Denon's Frage nach dem Inhalte dieses Schrankes und eines anderen gleicher Form, schloß er den zweiten leeren auf, in welchem sich früher antike Münzen befunden hatten, die nachher anderweitig untergebracht worden waren. So fand er Glauben für seine Versicherung, beide Schränke seien leer. Von den antiken Bronzen wurden die besten ausgesucht, jedoch die vorzügliche bronzene Victoria verschonte Denon, aber nur, weil er schon eine ähnliche aus der Berliner Sammlung mitgenommen hatte.

Nun kam die Reihe an die Gemmen und die antiken Münzen. Hier stellte Völkel dem Franzosen vor, beide Sammlungen dienten vorzüglich der benachbarten Universität Göttingen, die sein Kaiser selbst in besonderen Schutz genommen habe, zum Unterricht. Darauf erklärte Denon, er wolle darüber an Napoleon berichten; einstweilen könnten die Münzen und Gemmen dableiben. Auch später traf kein Gegenbefehl ein. Es mag dahingestellt bleiben, ob für den ausgezeichneten Kenner der von Völkel vorgebrachte Grund in der That das Motiv der Schonung bildete. Hingegen halfen alle Bemühungen des Letzteren nichts, die antiken Statuen vor Wegführung zu bewahren. Hier müsse er grausam sein, erklärte Denon; denn es sei ausdrücklicher Befehl Napoleon's, daß alle aus dem Alterthum stammenden Statuen nach Paris gebracht würden. Die Versuche Völkel's, die Kasseler Antiken möglichst herunterzusetzen, schnitt er mit der Bemerkung ab, es gebe kein Kunstwerk der Alten, das nicht einigen Werth habe, und verbat sich schließlich weitere Einreden mit den brutalen Worten: „Was wollen Sie, soll ich nichts nehmen? Nun, so wird ein Anderer kommen, der Alles abholt." So ging die Plünderung ihren Gang. Nach ihrer Beendigung ließ Denon auch hier ein Verzeichniß der Gegenstände — es waren 153 — aufstellen, die er mitnahm. Völkel mochte das ihm eingehändigte Actenstück als einen völlig werthlosen Wisch betrachten. Weder er noch einer der Theilnehmer jenes Vorgangs konnte voraussehen, welche Wichtigkeit es noch einmal gewinnen sollte. —

Gallerie und Museum waren somit ihres schönsten Schmuckes beraubt und doch mußten, obgleich das Einpacken ganz öffentlich geschah, die Bewohner Kassels sich in der von den Franzosen inspirirten „Hessischen Zeitung" noch obendrein die Lüge sagen lassen: „Unser Museum ist *unbetastet* geblieben, unsere Gallerie hat der schönen Gemälde *mehrere* behalten." Als Völkel, erbittert über diesen Hohn, den Generalgouverneur auf die Unwahrheiten aufmerksam machen und um ihre Widerrufung ersuchen ließ, erhielt er zur Antwort, der Verfasser habe sich „nicht richtig ausgedrückt". Dabei hatte es sein Bewenden. Ein Jahr später bekam Völkel ein officielles Document in die Hände, woraus zu ersehen war, wie selbst die Regierung des neuen nach dem Tilsiter Frieden errichteten Königreichs Westphalen über den Zustand des Museums dachte. Völkel hatte es für seine Schuldigkeit gehalten, den Untergang der „Société des Antiquités",

deren ständiger Secretär er war, dadurch zu verhindern, daß er einige der gebildeten Franzosen, wie die von Napoleon zur einstweiligen Verwaltung des Königreichs geschickten Staatsräthe Simeon und Beugnot, zum Eintritt in dieselbe bewege. Weit mehr Hoffnungen setzte er auf seinen deutschen Landsmann Johannes von Müller. Aber Müller, der bald den Posten des Ministerstaatssecretärs mit dem eines Staatsraths und Generaldirectors des öffentlichen Unterrichts vertauschte, sprach sich, nachdem er das Museum besichtigt hatte, in einem Berichte an den Minister Simeon gegen den Gedanken einer Wiederbelebung der Gesellschaft aus. Sein Votum begründet er mit den charakteristischen Worten: „La Société des Antiquités . . . . . n'a plus d'objet après que Mr. Denon a visité les antiquités recueillies par les anciens princes." So entschlief 1808 die Stiftung des Landgrafen Friedrich II. eines sanften, und man kann sagen, nur von ihren nächsten Angehörigen bemerkten, wohl von Niemanden als vielleicht von Völkel betrauerten Todes.

Mit der Ankunft des Königs Jérôme, der im December 1807 mit seiner Gemahlin Katharina von Württemberg in Kassel eintraf, hörten die Gefahren, welche Museum und Bibliothek in ihrer Existenz bedrohten, nicht auf. Völkel, dessen hessischer Patriotismus bekannt war, hatte die größte Mühe, sich nur in seiner Stellung zu behaupten. Der erste Bibliothekar, Geheime Hofrath Strieder, der Herausgeber der bekannten hessischen Gelehrtengeschichte, nahm alsbald seine Entlassung. Er haßte die Franzosen so grimmig, daß er während der westphälischen Zeit mit keinem Schritte sein Haus verließ. Zwar rückte nun Völkel in seine Stelle ein, aber um ihn lahm zu legen oder ihm die Lust an seinem Amte zu verkümmern, wurde ihm der Publicist Dr. Friedrich Murhard als College an die Seite gesetzt, der damals eben so glühend für die Franzosen schwärmte, als er sich nach 1815, nachdem der wiedereingesetzte Kurfürst seine demüthigst angebotenen Dienste abgelehnt hatte, als Vertreter der liberalen Ideen gegenüber der fürstlichen Willkür aufzuspielen wußte. Johannes von Müller, der, wie er, sich damals politisch „umgedacht" hatte, war sein Protector. Er verschaffte ihm auch die Stelle eines Präfecturraths und die Redaction des nunmehr an Stelle der „Hessischen Zeitung" in französischer und deutscher Sprache erscheinenden „Moniteur Westphalien". Völkel, der den neuen Collegen verachtete, und wie die Zukunft lehrte, dazu auch allen Grund hatte, suchte ihm, so viel er konnte, auszuweichen. „Mir blieb nichts übrig," schreibt er, „als vorerst die Bibliothek in den öffentlichen Stunden, wo er gegenwärtig war, zu meiden. Denn ich wußte, hier wurde der „Moniteur" fabricirt! Müller hatte mich ersucht, das Zimmer der Doubletten dem Murhard zu dem Behufe zu räumen, wenn er wegen des „Moniteur" Jemanden zu sprechen hätte. Sollte ich die Lügen gebären sehen, womit wir hintergangen wurden?"

Daß Murhard kein Mittel unversucht ließ, den vaterländisch gesinnten Amtsgenossen zu beseitigen, zeigte sich im April 1809, wo Völkel nach dem Mißlingen des Dörnberg'schen Aufstandes mit vielen anderen kurfürstlich gesinnten Männern verhaftet und in das „Castell", das an der Fuldabrücke gelegene Staatsgefängniß, geschleppt wurde. Die Verhaftung war auf einen der westphälischen Polizei zugegangenen anonymen Brief hin erfolgt. Allein es gelang

den Bemühungen der Verwandten Völkel's, schon bald seine Unschuld zu erweisen. Denn obgleich der Fremdherrschaft abgeneigt, hatte Völkel an der Verschwörung gegen sie keinen Antheil genommen. Sollte er aber für das, was er im Stillen von ihr dachte, bestraft werden, so hätte, wie die westphälische Regierung wohl wußte, mit gleichem Rechte ein bedeutender Theil der ganzen Einwohnerschaft eingekerkert werden müssen. Als Denunciant galt allgemein Murhard, der Völkel's Stelle zu erlangen hoffte.

Schon mehrere Monate früher hatte das neue Gouvernement im Museumsgebäude mit großen baulichen Veränderungen begonnen. Der Hauptstadt Westphalens fehlte ein geeigneter Versammlungsraum für die Reichsstände. Die Sitzungen des ersten Reichstags waren im Juli 1808 im Orangeriepalais in der Aue abgehalten worden. Dieses Schloß hatte sich aber als unzweckmäßig erwiesen. Man beschloß daher, das viereckige Treppenhaus an der Rückseite des Mittelbaus des Museums abzubrechen und an seiner Stelle einen mit Oberlicht versehenen halbkreisförmigen Bau zu errichten, dessen Inneres als Ständesaal dienen sollte. Zur Ausführung des Projects berief man im August 1808 den Architekten Grandjean de Montigny aus Paris. „Rasch wurde Hand an's Werk gelegt," so berichtet Völkel, „und das Dach von dem Treppenhause abgerissen. Unter diesem Dache lagen in einer verschlossenen Kammer eine Menge Exemplare von Winkelmann's „Beschreibung von Hessen", von den „Mémoires de la Société des Antiquités" und anderen Werken, die sämmtlich eine Beute der Zimmerleute und Tagelöhner wurden. Gegen Mittag und Abend warfen sie beim Abgehen von der Arbeit ganze Packs in den Hof hinunter und verkauften sie an die Krämer und Metzger in der Stadt. Verbote und Erinnerungen dagegen halfen nichts. Die gebundenen Doubletten in dem Zimmer am Observatorium, wozu die französischen Baukünstler den Schlüssel hatten, litten ein gleiches Schicksal und die Bibliothek lieferte eine Zeit lang Papier zu Düten und Umschlägen der Victualien. Dicke Staubwolken von den niedergerissenen Mauern lagen stets über und um das Museum und der feine Sand und Kalk drang durch Fenster und Thüren in alle Zimmer, so daß nicht allein die freistehenden Sachen, sondern auch die in Schränken verschlossenen davon bedeckt wurden." Das ganze Haus war den Arbeitern preisgegeben, die vom offenen Boden und Dache her Zugang hatten. Die dem Museum noch verbliebenen Sachen mußten fortwährend wandern. Uhren, Pretiosen und sonstige Kunstsachen wurden aus dem Erdgeschoß in das oberste Stockwerk gebracht. Diesen Umstand benutzte ein Arbeiter und stahl durch Einbruch einige dreißig Taschenuhren. Völkel war gerade auf wenige Tage nach Weimar gereist und hatte nach seiner Rückkehr mit dem Minister des Innern, von Wolffradt, eine heftige Scene, obgleich Wolffradt ihm den Urlaub zur Reise selbst ertheilt hatte. Trotz aller Bemühungen der Polizei blieb der Thäter unentdeckt.

Der König selbst bekümmerte sich um den Fortgang des Baues seines „Palais des États". Denn so wurde nunmehr das Museumsgebäude genannt, während der vor ihm gelegene Friedrichsplatz, von dem man Nahl's Marmorstatue Friedrich's II. entfernte, den Namen „Place des États" empfing. Daß Jérôme auf die Museumsbibliothek nicht den geringsten Werth legte und sie so

gut wie gar nicht benutzte, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Wir würden ſogar annehmen, daß er nie von ihrem Inhalte Kenntniß genommen habe, wenn uns nicht in einem der Kataloge eine Notiz darüber erhalten wäre, die das Gepräge der Richtigkeit an ſich trägt. Dort findet ſich bei dem verſchwundenen Buche „Préeis historique de la vie de Madame la Comtesse du Barry avec son portrait. Paris 1774“ von Völkel's Hand die Bemerkung: „Hat der geweſene König mitgenommen!“ Die Lectüre der Laufbahn der berüchtigten Maitreſſe Ludwig's XV. war allerdings eine Beſchäftigung, die zu den Lebensgewohnheiten des königlichen Wollüſtlings ganz und gar ſtimmte. Nicht weniger bezeichnend für das Intereſſe Jérôme's am Muſeum iſt ein Vorfall, der ſich 1811 zutrug, als ſeine Mutter, Madame Lätitia, ihn zu Kaſſel beſuchte. Die alte Dame hatte ihrer Schwiegertochter koſtbare Geſchenke mitgebracht. Zu den Gegengeſchenken mußte auch das Muſeum beiſteuern. Bei einem gemeinſchaftlichen Beſuche desſelben nahm der König eine in Silber gefaßte Doſe von Achat weg und ſchenkte ſie ſeiner Mutter. Außerdem ſteckte er einen goldenen mit einer Gemme geſchmückten Ring an die Hand einer der mitanweſenden Hofdamen, jedenfalls derjenigen, welche ſich damals gerade ſeiner Gunſt zu erfreuen hatte.

Fingerdick, ſo erzählt uns Völkel, bedeckte während des Baus des Ständeſaals der Staub die Bücher. Der große Saal des Oberſtocks diente den Maurern als eine der Stellen, wo ſie die Steine behieben. Von den römiſchen Inſchriften des Muſeums verſchwanden damals fünf, meiſt Votivaltäre aus Sandſtein, welche Landgraf Friedrich II. als eine Ausbeute der Ausgrabungen zu Mainz, Caſtel und Heddernheim erworben hatte. Sie ſind, wie man allgemein annimmt, in den Neubau mit vermauert. Einige griechiſche Marmorinſchriften, welche das Muſeum ſeit den Zeiten des Landgrafen Karl beſitzt — ſie wurden 1688 von den Heſſen mitgebracht, die im Dienſte Venedigs in Griechenland gegen die Türken gekämpft hatten — entgingen vielleicht nur durch ihr verſchiedenes Material demſelben Schickſal. Grandjean, „premier architecte du Roi“ und ſeine Gehilfen ſcheuten ſich auch nicht, die Bibliothek, welche ihnen während des Baus von verſchiedenen Seiten her zugänglich war, zu berauben. Beſonders ſtahlen ſie, wie die Notizen in den Katalogen melden, Werke aus dem Gebiete der Kunſt, Numismatik und Architektur.

Gegen Ende des Jahres 1809 war der Bau des Ständeſaals beendet, der im Innern prachtvoll eingerichtet und decorirt wurde. In der Nähe des Throns ſtand die von Roland in Paris gefertigte Marmorſtatue Napoleon's, des Schöpfers und Protectors des weſtphäliſchen Königreichs. In amphitheatraliſchem Halbrund gruppirten ſich zu beiden Seiten des Throns die Plätze der Miniſter und Deputirten. Hinter ihnen, auf den höchſten Bankreihen, befand ſich der für das Publicum beſtimmte Raum. Dem Throne gegenüber lag die Rednerbühne, in ihrer Nähe die Loge der Königin. Zwei angebaute Gallerien führten im Erdgeſchoß in den Saal. Als Veſtibul diente die große Halle des Mittelbaus, in der bis 1807 die Antiken aufgeſtellt waren. Sie wurde unter Anderem mit einigen Bronzeabgüſſen nach Florentiner Antiken ausgeſchmückt, die Landgraf Wilhelm VIII. in Italien angekauft hatte. Seltſamer Weiſe ſtellte Grandjean gerade dem Hauptportale gegenüber die Statue des „Schleifers“. Malitiös genug bemerkt

dazu Völkel: „Von dem Schicklichen hatte der Pariser Baumeister nicht die leiseste Ahnung, oder er war unwissend genug, daß er die Handlung des Bildes nicht kannte und daß ihm nicht einfiel, welche Vergleichung sich zwischen dem Sklaven oder Scythen, der das Messer schleift, womit der arme Marsyas geschunden werden soll, und den Reichsständen, welche ungeheure Summen votiren mußten, anstellen ließ."

Trotz der großen Kosten, die der Bau und seine Einrichtung verursacht hatten, wurde er nur in den ersten Monaten des Jahres 1810 als Ständesaal benutzt. Vom 28. Januar bis 12. März des genannten Jahres spielte sich darin die politische Farce des zweiten westphälischen Reichstags ab, am 14. März erfolgte dort vor Jérôme die feierliche Huldigung der 60 Deputirten aus den Landestheilen Hannovers, die auf Napoleon's Befehl mit Westphalen vereinigt wurden. Als am 24. November 1811 ein Brand den größten Theil des alten Kasseler Landgrafenschlosses zerstört hatte, das der König seither als Winterresidenz bewohnt hatte, diente der Ständesaal zur Aufbewahrung eines Theils der vor dem Feuer geretteten Mobilien. Da der Wiederaufbau des Schlosses des vor der Thüre stehenden Winters halber erst für das Frühjahr 1812 projectirt war — nachher kam es wegen des Ausbruchs des russischen Kriegs gar nicht dazu — bezog Jérôme das ehemalige Palais des Prinzen Georg, in der Oberneustadt oberhalb der Aue gelegen, jetzt der nach dem Friedrichsplatze hin gelegene Theil des sogenannten Bellevueschlosses. Weil aber dessen Räume bei weitem nicht hinreichten, war es nothwendig, die ehemalige Schilderei-Gallerie und das Gebäude der Akademie der bildenden Künste damit zu verbinden. Der große, einst wegen seiner Schönheit so berühmte Bildersaal wurde nun ganz beseitigt. Man schied ihn durch eingebaute Zwischenwände in mehrere Theile. Das Oberlicht wurde durch einen weit niedrigeren Plafond abgesperrt und in dem unteren Raume durch Brechen neuer Fenster in die Seitenwand ersetzt. So kam es, daß späterhin, als der größte Theil der nach Paris entführten Bilder wiedergewonnen und viele in diesen Räumen während der Jahre 1815 bis 1877 von Neuem untergebracht waren, von Künstlern und Architekten die begründetsten Klagen über Enge, Unzweckmäßigkeit und schlechte Beleuchtung erhoben werden konnten. Die Mehrzahl solcher Kritiker war allerdings mit der Geschichte des Gebäudes unbekannt und wußte auch nicht, daß es Kurfürst Wilhelm's I. Absicht war, nach Ausführung seines Lieblingsplans, der Erbauung des riesenhaften Schlosses „Kattenburg" an der Stelle des niedergebrannten Landgrafenschlosses, auch der Gemäldegallerie wieder ein besseres Heim zu bereiten. Der Tod des alten Herrn ließ dann weder die Kattenburg noch das Project einer baulichen Umänderung der Gallerieräume zur Vollendung gelangen. Seinen Nachfolgern fehlte jegliches Interesse zur Verwirklichung und Weiterführung dieser Pläne.

Doch wir sind bei der Betrachtung der Folgen des Brandes von 1811 für die Baugeschichte der Gallerie den Ereignissen vorausgeeilt, die mit dem Sturze der napoleonischen Macht auch den Zusammenbruch der „plaisanterie d'un royaume de Westphalie" herbeiführten.

König Jérôme war zwar schon im August 1812 aus dem russischen Feldzuge, in dem er keine Lorbeeren gepflückt hatte, heimgekehrt — wie es heißt, auf Befehl

ſeines kaiſerlichen Bruders wegen begangener militäriſcher Fehler nach Hauſe geſchickt. Aber ſeine Truppen, die ſchon ſeit 1809 für franzöſiſche Intereſſen in Spanien geblutet hatten, theilten das tragiſche Geſchick der großen Armee bis zum letzten Augenblicke. Nur wenige der Tapfern betraten den deutſchen Boden wieder. Mit neuem Muthe erfüllten ſich die vaterländiſch geſinnten Herzen, als die Kunde kam von dem furchtbaren Gottesgericht, das den Eroberer auf den Eisfeldern Rußlands ereilt habe, als die Kunde von Stein's und York's Erſcheinen in Königsberg, von der glorreichen Erhebung Preußens, vom Bündniß zu Kaliſch und dem Aufrufe Friedrich Wilhelm's III. an ſein Volk Deutſchland durchflog. Allein nach dem Ausgange der Schlachten von Großgörſchen und Bautzen ſchwand die Hoffnung wieder auf lange Zeit, bis nach Oeſterreichs Beitritt zu den Verbündeten, nach den blutigen Kämpfen des Auguſtmonats, in dem Augenblicke, wo ſich in der Ebene Sachſens die große Entſcheidung vorbereitete, der kühne Czernitſcheff mit ſeiner Koſakenſchar vor Kaſſel erſchien und dem Könige von Weſtphalen durch Verjagung aus ſeiner Reſidenz einen Vorgeſchmack deſſen gab, was ihn und die Franzoſenherrſchaft ſo bald erwartete. Ohne ſonderlichen Widerſtand zu finden, zog der ruſſiſche General am 1. October ein, vom Jubel der Menge begrüßt; durch eine Proclamation erklärte er alsbald das Königreich Weſtphalen für aufgelöſt. Schon machte ſich der große Haufe daran, auch die äußeren Zeichen der Fremdherrſchaft zu vernichten. Auf dem Königsplatze, der ſeinen Namen mit dem einer „Place Napoléon" hatte vertauſchen müſſen, war auf einem Brunnen die Marmorſtatue des Imperators, ein Werk Chaudet's, angebracht. Sie zeigte Napoleon in römiſcher Tracht, den Lorbeerkranz um das Haupt, das Schwert an der Seite. In der Rechten hielt er eine Pergamentrolle, welche auf die von ihm verliehene Verfaſſung Weſtphalens hindeutete. Kaum waren die Ruſſen in Kaſſel eingezogen, ſo bemühte ſich die Volksmenge, die Bildſäule des Verhaßten von ihrem Poſtament herabzureißen. Da dies wegen der Feſtigkeit der Anlage mißlang, ſuchte man ſie zu zertrümmern und ſchlug ihr die Naſe und den rechten Arm ab.

Nur fünf Tage dauerte Czernitſcheff's Herrſchaft. Als Jérôme ſich von ſeiner Beſtürzung erholt hatte und mit friſchen, ihm von Mainz zugeſandten Truppen heranrückte — die weſtphäliſche Garniſon Kaſſels war größtentheils davongelaufen oder übergegangen — räumte der Koſakenführer raſch wieder die Stadt unter Mitnahme einer ſehr beträchtlichen Beute, die er in den öffentlichen Caſſen, im Zeughauſe, dem Schloſſe des Königs und den Häuſern ſeiner Großen gemacht hatte. Die Sammlungen des Muſeums waren unberührt geblieben, wohl weniger aus Schonung, als weil die Ruſſen von dem Daſein und dem Werth des noch Vorhandenen keine Ahnung hatten.

Zwei Tage nach dem Abzuge der letzten Schwadron Czernitſcheff's beſetzte die Cavallerie der Avantgarde Jérôme's die Stadt auf's Neue, am 8. October zog ſein General Allix an der Spitze der Infanterie ein. Der König hatte von der Verſtümmelung der Bildſäule des Kaiſers gehört und war darüber höchſt erbittert. „Malheur à la ville," ſchrieb er an Allix, „si je ne trouve pas la statue de mon auguste frère." Deshalb mußte vor ſeiner Ankunft der Bildhauer Joh. Chr. Ruhl der Statue raſch eine Naſe und einen Arm aus Gyps

machen. Der größte Theil der Figur ist, zwar nasenlos, aber mit dem Gypsarme, noch heute vorhanden; nur fehlen die Füße, die man bei ihrer nachmaligen Beseitigung vom Brunnen abtrennte. Sie liegt jetzt in einem Nebenraume des Museumsgebäudes.

Am 16. October erschien Jérôme wieder in Kassel. Inzwischen hatten sich die Gefängnisse mit Verhafteten gefüllt, die des Einverständnisses mit dem Feinde beschuldigt wurden; man dankt es nur dem von Hause aus milden und menschlichen Sinne des Königs, daß nicht alsbald Bluturtheile gefällt und massenhaft vollzogen wurden. Jérôme und seine Minister gaben sich übrigens keiner Täuschung über die nächste Zukunft mehr hin. Die bald eintreffende Kunde vom Ausgange der Schlacht bei Leipzig war nur wenige Tage geheim zu halten. Diese Zeit mußte benutzt werden, um zu flüchten und fortzuschleppen, was nur irgend möglich war. Aber nicht allein Privateigenthum und solche Gegenstände, die während der Dauer des Königreichs auf Staatskosten angeschafft waren, packte man ein, sondern man raffte auch vom ehemaligen Besitze des hessischen Fürstenhauses so viel zusammen, als in der Eile gehen wollte. Jacob Grimm, damals Auditor des westphälischen Staatsraths und Bibliothekar der Königlichen Cabinetsbibliothek zu Napoleonshöhe, wie das Lustschloß Wilhelmshöhe während der Herrschaft Jérôme's genannt wurde, mußte es widerwillig geschehen lassen, daß die kostbarsten Werke und Kupferstiche der ihm anvertrauten Sammlung eingepackt wurden. Aus dem Schlosse zu Kassel nahm man mit, was noch an werthvolleren Gemälden seit 1807 zurückgeblieben und seitdem aus den Braunschweiger Sammlungen hinzugekommen war; das Museum mußte seine Bronzen nach Florentiner Antiken, außerdem aber die ganze Sammlung geschnittener Steine, an 2500 Stück, hergeben, die zur Verzweiflung Völkel's der Minister der Finanzen und des Innern, Malchus, Graf von Marienrode, sich auf ausdrücklichen Befehl Jérôme's ausliefern ließ. Am 24. October verbreitete sich das Gerücht von Napoleon's furchtbarer Niederlage und dem Anmarsche der Verbündeten, am 26. verließ Jérôme Kassel auf Nimmerwiedersehen. Schon zwei Tage darauf langte der Vortrab eines russischen Corps an, das zur Armee Blücher's gehörte, am 30. October kam der hessische Kurprinz Wilhelm, der in dieser Armee den Feldzug mitgemacht hatte. Voll Begeisterung empfingen die Hessen den Sproß ihres alten Fürstenhauses. Noch erhöht wurde die patriotische Stimmung durch einen kurzen, von dem Kurprinzen am 5. November erlassenen Aufruf, durch den er sein Volk für die heilige Sache des Vaterlandes zu den Waffen rief. Er begann mit den zündenden, noch heute unvergessenen Worten: „Hessen! Mit Eurem Namen nenne ich Euch wieder!" Als sein Verfasser galt der treue Völkel.

Aber dem emporlodernden Enthusiasmus wurde alsbald ein Dämpfer aufgesetzt. Die unter Stein's Leitung stehende Centralverwaltung der befreiten deutschen Lande desavouirte den Aufruf und der russische Commandant Kassels untersagte dem Kurprinzen alle weiteren Schritte, bis über das Schicksal Hessen-Kassels von den drei verbündeten Monarchen definitiv entschieden sei. Der am 21. November anlangende und vom jubelnden Volke in die Stadt gezogene alte Kurfürst kam noch nicht als Herr des Landes, sondern empfing es erst einige

Tage darauf im Hauptquartier der Alliirten zu Frankfurt a. M., als er sich den ihm vorgelegten Bedingungen gefügt hatte. Zu diesen Bedingungen gehörte auch die Stellung eines Truppencorps für die Armee der Verbündeten. Es konnte, 18,000 Mann stark, erst Mitte Januar 1814 in's Feld ziehen, da man den Zeitraum von fünf Wochen, der zwischen dem Aufrufe des Kurprinzen und dem seines Vaters lag, zum Schmerze vieler Patrioten hatte ungenützt verstreichen lassen müssen.

III.

Die seltsame Form, welche durch Wilhelm's I. Schuld die Restauration in Kurhessen annahm, ist bekannt. Ihre Darstellung entspricht nicht unserer Absicht. Uns liegt es nur ob, die Geschicke der hessischen Kunstschätze in Kürze zu verfolgen.

In der Verwaltung der Kasseler Sammlungen änderte sich nun begreiflicher Weise mancherlei. Der alte Geheime Hofrath Strieder kam wieder aus seinem Hause hervor, dessen Schwelle er sechs Jahre nicht überschritten hatte. Wie sein Kurfürst, hatte auch er in dieser Zeit nichts gelernt und nichts vergessen. Er übernahm formell wieder die Oberleitung der Bibliothek im Museumsgebäude, ließ sich aber selten dort sehen, sondern bekümmerte sich nur um die Cabinetsbibliothek zu Wilhelmshöhe, deren seitheriger Bibliothekar, Jacob Grimm, zum Legationssecretär ernannt, mit dem hessischen Gesandten Grafen Keller im Hauptquartier der Verbündeten auf französischem Boden verweilte. Der vormalige westphälische Präfecturrath und Redacteur des „Moniteur Westphalien", Friedrich Murhard, versuchte trotz Allem, was vorangegangen war, sich in seiner Stellung an der Bibliothek zu behaupten. Er rechnete dabei auf die bekannte Vorliebe Wilhelm's I. für das Geld und entblödete sich nicht, diesem vorzuschlagen, er möge ihm die Redaction der officiellen „Kassel'schen Allgemeinen Zeitung" anvertrauen. Dann mache er sich anheischig, dem Kurfürsten 10,000 Thaler jährliche Einkünfte daraus zu verschaffen. Aber er hatte sich doch verrechnet. Wilhelm's Antwort auf diese Eingabe bestand darin, daß er Herrn Murhard durch Strieder die Schlüssel der Bibliothek abverlangen und seine Absetzung ankündigen ließ. Dem Hofrath Völkel dagegen wurde der Titel eines Ober-Hofraths verliehen und Wilhelm Grimm erhielt die Stelle eines Bibliotheksecretärs. Völkel empfing ihn auf das Freundlichste. Er erkannte bald, welche vortreffliche Stütze er an dem ebenso kenntnißreichen als liebenswürdigen jungen Manne gewonnen hatte. Bald mußte er ihm auch die Obhut und Verwaltung der Bibliothek allein überlassen, denn schon im April 1814 entsandte ihn der Befehl des Kurfürsten nach Paris.

Am 31. März waren Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. in der französischen Hauptstadt eingezogen, am 7. April hatte Napoleon zu Fontainebleau seine Abdankung unterzeichnet. Schon acht Tage darauf war eine kurhessische Commission auf dem Wege nach Frankreich, welche die geraubten Kunstschätze aufsuchen und reclamiren sollte. An ihrer Spitze stand der Geheime Regierungsrath und Kammerherr von Lepel, dem als sachkundige Mitglieder Völkel und der Maler Friedrich Robert, ein Vetter des 1808 aus Gram über den Raub der Gallerie gestorbenen Inspectors Tischbein, beigegeben waren.

Zu Paris fand ein Wiedersehen statt, wie es die beiden betheiligten Männer wohl nimmermehr geahnt hatten: Völkel mußte Denon auffordern, ihm den Eintritt in die Gallerie und die Antikensäle des Louvre zu gewähren! Mit welchen Gefühlen mögen sich Beide gegenübergestanden haben, der Beraubte und Gedemüthigte von 1807 und der kurz vorher noch allmächtige Generaldirector des ersten und an Herrlichkeit und Fülle des Inhalts nie wieder erreichbaren Museums der Welt! Als ein Andenken an jene Stunde hinterließ Völkel seinen Kindern den Passirschein, welchen der ehemalige „Acratus des neuen Nero" ihm zum Vorzeigen bei den Wachen des Louvre übergab. Aus den wenigen Zeilen des vergilbten Blättchens, das sich jetzt im Besitze des 88jährigen Neffen Völkel's, Herrn Geheimen Hofrath Ruhl zu Kassel, befindet, spricht zu uns gleichsam ein Stück Weltgeschichte. Der gedruckte Kopf des Formulars enthielt hinter „Musée" an zwei Stellen das Wort „Napoléon", das Denon durchstrich! Der Passirschein lautet in seinen gedruckten Zeilen:

Musée [Napoléon]. Direction. Paris, le 25. Avril 1814.

Vivant-Denon, Membre de l'Institut, Officier de la Légion d'honneur, Directeur général du Musée [Napoléon], de la Monnaie, des Médailles etc. etc.

Dann findet sich von Denon's Hand geschrieben:

Poste laissera entrer dans la grande Gallerie et les Salles des Antiques Monsieur le Baron de Voelkel, Conseiller et premier Bibliothécaire de l'Électeur de Hesse.

Le Directeur Général:
Denon.

Noch denselben Tag suchte Jacob Grimm, der inzwischen auch mit dem Hauptquartier nach Paris gekommen war, die hessischen Landsleute im Louvre auf. Die Commissäre überbrachten ihm den Befehl des Kurfürsten, sie in ihrem Suchen zu unterstützen, insbesondere aber die Zurückführung der aus der Wilhelmshöher Bibliothek entführten Bücher und Kupferstiche zu betreiben. Mit welchem Eifer und Erfolge Jacob Grimm diesem Auftrage trotz des Widerstands der französischen Bibliotheksbeamten nachkam, läßt seine Selbstbiographie erkennen. Trotzdem gelang es ihm nicht, Alles zu retten: die zahlreichen Radirungen Rembrandt's, die eine der größten Zierden der Wilhelmshöher Sammlung gebildet hatten, waren und blieben verschwunden. Was er nach Kassel zurücksandte, füllte 16 große Kisten, die im Juli dort anlangten.

Hingegen vermochten die Commissäre ihre Hauptaufgabe, die Gemälde, Antiken und sonstigen Kostbarkeiten zu holen, so gut wie gar nicht zu lösen. Völkel und Robert hatten mit der größten Sorgfalt im Louvre alle nach Kassel gehörigen Gegenstände mit Hilfe der 1807 von Denon ausgestellten Empfangsbescheinigungen herausgesucht und notirt. Die Kasseler Antiken standen meistens im Dianasaale, wo sich auch die aus Berlin geraubten befanden. Von den Statuen und einer Anzahl kostbarer Gemälde waren während ihres Pariser Aufenthaltes in den großen französischen Sammelwerken von Bouillon, Filhol, Landon u. A. Abbildungen und Beschreibungen erschienen, ein Umstand, dessen Nutzen und Bedeutung Völkel später unparteiischer anerkannte als damals, wo es ihm nur darum zu thun war, dem Feinde seinen Raub wieder abzunehmen. In's Innere des Schlosses Malmaison zu gelangen, wo, wie man wußte, die herrlichsten Stücke der einstigen Kasseler Gallerie hingen, war für Robert nicht

möglich. Auch der dort am 29. Mai erfolgende Tod der Kaiserin Josephine änderte daran nichts. Denn der am nächstfolgenden Tage zwischen den Alliirten und dem von ihnen eingesetzten Könige Ludwig XVIII. abgeschlossene Pariser Frieden brachte neben vielen anderen Bestimmungen, die von unzeitiger und ungerechtfertigter Großmuth gegen ehemals so erbarmungslose Feinde zeugten, auch die Stipulation, daß das Pariser Museum im Besitze aller Kunstschätze bleiben solle, die vor Beginn des Krieges sein Eigenthum gewesen seien.

So mußten sich die hessischen Commissäre darauf beschränken, nur von denjenigen Gegenständen, welche Jérôme und sein Gefolge bei ihrer Flucht mitgenommen hatten, so viel als noch möglich zu retten. Die weiteste Reise hatten darunter wohl die Gemmen des Museums gemacht. Sie waren auf Befehl der in Blois weilenden Kaiserin-Regentin Marie Louise mit den übrigen Kostbarkeiten des napoleonischen Hauses bis Tours geflüchtet worden und kamen von dort erst zu Ende Mai wieder nach Paris. Nur zehn fehlten, für die anderweitiger Ersatz geleistet werden mußte. Mit getäuschten Hoffnungen langte die Commission im Juni wieder in Kassel an, nur froh, daß sie wenigstens nicht mit ganz leeren Händen kam.

Aber noch war kein Jahr verstrichen, so entflammte Napoleon's Rückkehr von Elba den Kampf auf's Neue. Der Sieg von Waterloo führte die Verbündeten zum zweiten Male nach Paris und der zweite Pariser Frieden beseitigte, namentlich auf Betreiben Preußens, die Bestimmung des ersten über den Verbleib der geraubten Kunstwerke im Louvre. Wiederum entsandten die Fürsten, deren Sammlungen man geplündert hatte, ihre Commissäre. v. Lepel und Völkel nahmen diesmal nicht an der Reise Theil. Statt ihrer wurden Geheimerath von Carlshausen, des Kurfürsten vertrautester Rathgeber in Finanzangelegenheiten, ferner der Museumsinspector Döring und zum zweiten Male der inzwischen zum Gallerieinspector ernannte Robert abgeschickt. Völkel hatte 1814 eine so genaue Aufzeichnung des Standorts aller seinem Museum entführten Gegenstände angefertigt, daß Döring sie danach leicht finden und einpacken lassen konnte. Denon war nicht wenig erbittert über die Empfangscheine, welche die Hessen mit sich führten. Diese unwiderleglichen, von seiner eigenen Hand unterzeichneten Documente zwangen ihn, für Alles, was abhanden gekommen war, Entschädigung aus den französischen Beständen zu gewähren. Dabei kam das Kasseler Museum nicht gerade schlecht weg. Zwar fand sich der antike Kopf einer „Venus Urania" nicht wieder und die dafür gegebene Büste der Matidia hat sich nach neueren Untersuchungen als modern, ihr antiker Kopf als stark überarbeitet herausgestellt. Dagegen empfing Kassel für einen „Musenkopf" einen wahren Schatz in dem jugendlichen, mit der athletischen Binde umwundenen Kopfe, in dem viele Archäologen den Diadumenos des Polyklet, andere wieder ein attisches Werk aus der unmittelbar auf Phidias folgenden Zeit erblicken. Auch für einige Pokale aus Krystall und Elfenbein erhielt man schöne Stücke ähnlicher Art. Aber alle Kostbarkeiten in Gold, Silber und Edelsteinen, welche Lagrange 1806 aus dem Verstecke in Sababurg hatte holen lassen, dazu die Medaillensammlung des Kurfürsten, die Goldtoilette seiner Gemahlin und so vieles Andere waren unwiderbringlich verloren. Von dem prachtvollen Degen Moritzens

des Gelehrten kehrten nur Klinge und Scheide zurück. Die Museumsacten melden, daß die 1500 Edelsteine, welche seinen Griff geziert hatten, von der Kaiserin Josephine zum Besatz eines Kleides verwendet worden und von deren Erben nicht wieder zu erlangen gewesen seien.

Ueberhaupt waltete ein besonderer Unstern über Allem, was von hessischem Eigenthum in den Besitz dieser prachtliebenden Dame gerathen war. Von den 251 durch Denon mitgenommenen und im Louvre befindlichen Bildern der Kasseler Gallerie fehlte nur ein einziges, ein Werk des Jan Weenix, auf dem eine Blumenvase und daneben ein Affe dargestellt war. Hierfür erhielt Inspector Robert ein anderes Bild desselben Meisters, ein wunderbar gemaltes Stillleben, einen todten Hasen, einen geschlachteten weißen Haushahn und daneben einen Korb mit Blumen zeigend. Aber die 48 Gemälde, welche sich noch im Mai 1814 zu Malmaison befunden hatten, waren bis auf drei minderwerthige Stücke verschwunden. Diese drei, einen jetzt als Copie erkannten Guido Reni und zwei angeblich von Nicolas Poussin stammende Arbeiten, fand Robert dort noch vor und nahm sie mit. Ueber den Verbleib von sieben anderen jener Bilder ließ sich bis auf den heutigen Tag keine Kunde erlangen. Zu ihnen gehörte die berühmte Caritas des Lionardo da Vinci, vor der einst Wilhelm Tischbein der Neapolitaner, als er in Kassel weilte, in stummer Bewunderung ihrer Herrlichkeit gesessen hatte. Die übrigen 38 Bilder waren zugleich mit drei trefflichen Marmorwerken Canova's, der Gruppe von Amor und Psyche und den Statuen der Tänzerin und des Paris von dem Sohne und Haupterben Josephinens, dem Prinzen Eugen Beauharnais, an den Kaiser Alexander von Rußland verkauft worden. Es ging das Gerede, der Kaiser habe dem Prinzen die Erbschaft seiner Mutter zugesichert und vorausgesetzt, daß der Kurfürst es nicht wagen werde, gegen ihn als einen der Wiederhersteller seines Thrones seine Rechtsansprüche geltend zu machen. Diese Voraussicht erwies sich als durchaus richtig. Denn es ist nichts weniger als verbürgt, was von nachmaligen Verhandlungen Wilhelm's I. mit dem Czaren und von des Letzteren Anerbieten erzählt wird, die Gemälde gegen Rückerstattung des von ihm dafür gezahlten Preises wieder nach Kassel zu senden, ein Anerbieten, das an der stolzen Weigerung des Kurfürsten, sein Eigenthum zu bezahlen, nach Anderen an seinem Geize gescheitert sein soll. Man verschwieg vielmehr in Kassel officiell den harten Verlust und zeigte gerade dadurch, wie schmerzlich man ihn empfand. Als 1819 Inspector Robert auf kurfürstlichen Befehl an Stelle des älteren 1799 zuletzt gedruckten Katalogs der Gallerie ein neues Verzeichniß herausgab, in dessen Vorrede die Geschichte der Sammlung und ihre Schicksale in der westphälischen Zeit kurz besprochen wurden, gedachte er auffallender Weise mit keiner Silbe des Verbleibs der nach St. Petersburg in das Schloß Eremitage gewanderten Bilder. Er zählt sie aber namentlich auf und rechnet sie zu den 45 abhanden gekommenen, „deren Verlust für die Gallerie unersetzlich sei".

Der Preis, den der Czar für diese großartige Bereicherung seiner Sammlung dem Prinzen Eugen zahlte, ist nie genau bekannt geworden. Nach einem 1815 wohl durch die aus Paris zurückkehrenden hessischen Commissäre verbreiteten Gerüchte, habe Alexander nur eine halbe Million Francs dafür gegeben, was

schon damals als ein Spottgeld angesehen wurde, wie wir aus einer Correspondenz Wilhelm Grimm's im „Rheinischen Merkur" wissen. Darin heißt es: „Bloß die vier Stücke von Claude — die berühmten „Vier Tageszeiten" dieses Meisters sind gemeint — sind mehr werth, allein dem Verkäufer wird die Summe doch annehmbar sein, eben weil ihm nichts gebührt".

Als G. F. Waagen fast fünfzig Jahre später die Gallerie der Eremitage katalogisirte, erzählte man ihm, daß allein für jene vier Claude Lorrain's einschließlich der drei erwähnten Marmorwerke Canova's 400,000 Rubel bezahlt worden seien, worin der Kunstkenner „nur einen angemessenen Preis" finden konnte. Von den beim „Kaufe" von 1815 Betheiligten wird wohl schon damals Niemand mehr am Leben gewesen sein. Die Wahrheit dürfte sich daher nicht mehr ermitteln lassen. Aber die ganze Sachlage scheint doch dafür zu sprechen, daß die Angaben, welche Wilhelm Grimm gemacht wurden, nicht aus der Luft gegriffen waren.

Zu den so in den Besitz des russischen Kaiserhauses gelangten Werken gehörten 22 Cabinetsstücke aus der Blüthezeit der niederländischen Schule. Besonders hochgeschätzt war unter den dabei befindlichen Rembrandt's „Die Kreuzabnahme", unter den Bildern Teniers' „Das Schützenfest von Antwerpen", „Die Wachtstube" und „Die Affengesellschaft", ferner von Gerhard Dow die beiden Häringshändlerinnen und die weltbekannten Bilder Paul Potter's, namentlich das unter dem Namen „Der Meierhof" oder auch „La vache pissante" bekannte Meisterwerk und desselben Künstlers „Gericht der Thiere über den Jäger", auch „Die verkehrte Welt" genannt, endlich Stücke von Terburg, Berchem u. A. Auch acht Bilder aus der italienischen Schule, worunter eine treffliche heilige Familie von Andrea del Sarto, befanden sich dabei; doch nahmen neben dem Franzosen Claude Lorrain die Niederländer den ersten Rang ein. Durch sie erhielt nach Waagen's Urtheil „die schon so reiche niederländische Schule des Schlosses für diese Meister zum Theil erst ihre höchsten Spitzen".

Wahrhaft erhebend war der Augenblick als die wiedergewonnenen Kunstschätze, welche militärische Escorte von Paris bis zur Heimath geleitete, ihren Einzug in Kassel hielten. Ein noch lebender Augenzeuge, der greise Maler und Schriftsteller Professor Friedrich Müller, schreibt darüber: „An einem Herbsttage[1]) des Jahres 1815 strömten Tausende aus dem südlichen Thore der Stadt Kassel auf die Straße, die nach Frankfurt führt, um die Wagen ankommen zu sehen, welche die so lange schmerzlich entbehrten Schätze wieder zurückbrachten. Fuhrwerk und Pferde waren mit Blumenguirlanden und Sträußen festlich geschmückt, begleitet von den berittenen Commissären, die einen wahren Triumphzug feierten. Jedermann drängte sich zu ihnen freudig heran und drückte ihnen dankend die Hand: selbst der ebenfalls zum Empfang entgegengefahrene alte Kurfürst konnte die Rührung nicht unterdrücken."

Die Gemälde nahmen ihren Platz in den früheren, durch die Umbauten Jérôme's verschlechterten Räumen wieder ein. Antiken, Gemmen, Bronzen und sonstige Kunstwerke aus älterer und neuerer Zeit kehrten in's Museum Frideri-

[1]) Es war nach der „Kassel'schen Allgem. Zeitung" am 1. November.

cianum zurück. Im ehemaligen Ständesaale wurde der reiche Schmuck der Wände herabgerissen; ein Anstrich mit Kalkfarbe trat an seine Stelle. Man brach Fensteröffnungen in die Mauer der Rotunde und schied sie durch ein im Niveau des Oberstocks durchgelegtes Deckengebälke in zwei Etagen, die durch eine Rundtreppe verbunden wurden. Der obere Raum dient jetzt den Zwecken der Bibliothek, der untere denen des Museums. Nur mit Hilfe der noch vorhandenen Baubeschreibung Grandjean's kann man sich jetzt noch ein Bild der westphälischen „Grande Salle des États" entwerfen.

Völkel war noch 14 Jahre lang der getreue Hüter seiner wiedergewonnenen Schätze. Nach Strieder's 1815 erfolgtem Tode ward ihm auch die Oberleitung der Bibliothek zu Theil. 1816 trat Jacob Grimm als zweiter Bibliothekar ein; sein Bruder Wilhelm behielt das Amt des Secretärs. Die Jahre, welche die Brüder unter Völkel an der Cassellana verlebten, wurden später von ihnen wiederholt als die glücklichsten ihres Lebens bezeichnet. Der schöne Nekrolog, den in der „Cassel'schen Allgemeinen Zeitung" Jacob dem 1829 gestorbenen Vorgesetzten und Freunde widmete, legt zugleich ein Zeugniß ab für des Schreibenden eigene edle Sinnesart.

IV.

So lange Wilhelm I. regierte, war der Zutritt zu den Kasseler Sammlungen, soweit es die damals überall für Benutzung solcher Institute herrschenden Grundsätze zuließen, ein leichter. An einem Wochentage war die Besichtigung durch das Publicum unentgeltlich gestattet, den Künstlern wurde ein Copirsaal in der Gallerie eingeräumt, der Besuch auch an allen übrigen Tagen gegen mäßige Vergütung erlaubt. Aber mit dem Tode des alten Herrn, dem 1821 sein Sohn Wilhelm II. auf dem Kurfürstenthrone folgte, trat wider alle gehegte Erwartungen eine neue ungünstige Periode für die Kunstschätze ein, die auch, abgesehen von der kurzen Zeit der „Märzerrungenschaften", bis zur Annexion Kurhessens durch Preußen dauerte. Wilhelm II. ließ eine große Anzahl der kleineren Bilder niederländischer Meister aus der Gallerie herausnehmen, um seine Schlösser in Kassel und anderwärts damit auszumöbliren. Die Erlaubniß zum Copiren der noch in der Gallerie verbliebenen Gemälde wurde eingeschränkt, endlich ganz untersagt, auch der unentgeltliche Zutritt für das Publicum aufgehoben und für das Betreten der Sammlungen ein hohes Eintrittsgeld verlangt. Diese Zustände veränderten sich auch nicht, als 1830, vor Verleihung der kurhessischen Verfassung, die vertragsmäßige Auseinandersetzung zwischen dem Staatsvermögen und dem des Fürstenhauses vorgenommen wurde. Nur die Museumsbibliothek ging damals in das Eigenthum des Landes mit dem Titel einer „Landesbibliothek" über; 1869 ward sie Eigenthum der hessischen Communalstände. Der Zutritt zu ihr und ihre Benutzung haben niemals Einschränkung erfahren. Von der Gemäldesammlung hieß es in dem erwähnten Vertrage zwischen Fürst und Volk ausdrücklich, daß sie zwar Eigenthum des Kurfürstlichen Hauses bleibe, „jedoch mit der Bestimmung zu einem geeigneten öffentlichen Kunstgebrauch". Allein diese Bestimmung stand, wie so viele andere, nur auf dem Papier, um nicht gehalten zu werden. Für die Klagen der Künstler und Kunstkenner hatte man taube Ohren. Daß das Verschließen der Schätze vor

Verlusten nicht schützte, bewies der 1853 entdeckte Diebstahl goldener und silberner Medaillen durch einen mit der Aufsicht des Museums betrauten Beamten, der den Thäter zwar in's Zuchthaus brachte, dem Museum aber einen Schaden von 18,000 Thalern verursachte.

Erst nach der Einverleibung Kurhessens in die preußische Monarchie kamen für die Kasseler Kunstsammlungen andere Zeiten. Eduard von Möller, der erste Oberpräsident der neuen Provinz Hessen-Nassau, traf alsbald Bestimmungen, sie wieder zugänglich zu machen. Dankbar begrüßten alle Gebildeten sein Vorgehen. Die bedeutenden Geldsummen, welche durch die Beschlagnahme eines Theiles des kurfürstlichen Einkommens, des sogenannten Hausschatzes, der neuen Regierung über ein Jahrzehnt zur Verfügung standen, wurden in erster Linie dazu benutzt, der Gemäldegallerie eine neue und würdige Stätte zu schaffen. Aus dem vorzüglichen Sandsteinmaterial der abgebrochenen Kattenburgruine, an deren Stelle jetzt ein großer Justiz- und Regierungspalast getreten ist, führte Heinrich von Dehn-Rotfelser im schönsten Theile der Stadt, am oberen Ende der Bellevuestraße, seit 1871 ein Gebäude auf, für dessen allgemeine Anordnung namentlich die ältere Pinakothek zu München als Vorbild diente. In einer Reihe von Oberlichtsälen und Seitencabineten stehen nun im ersten Stockwerke seit 1877 die Meisterwerke der Niederländer, Italiener und Franzosen. Alle von der Neuzeit gewonnenen Erfahrungen über die richtige Beleuchtung und zweckgemäße Vertheilung der Räumlichkeiten wurden bei dem Baue in ausgibigster Weise verwerthet. Ueberlebensgroße Sandsteinstatuen von Rubens und Rembrandt, den beiden Hauptvertretern der niederländischen Schule, von Karl Hassenpflug ausgeführt, schmücken in Bildnischen die Wand des Hauptportals, während im Giebelfeld das Reliefbild des Gründers der Gallerie, des Landgrafen Wilhelm VIII., angebracht ist. Auf beiden Seiten der Balustrade der prächtigen Treppenhalle erheben sich in weißem carrarischen Marmor die acht lebensgroßen weiblichen Gewandfiguren der Länder, in welchen die Malerei zur Blüte gelangte, Griechenlands, Roms, der Niederlande, Italiens, Spaniens, Frankreichs, Englands und Deutschlands. Es sind sämmtlich Werke der Künstlerhand Echtermeyer's, eines geborenen Kasselaners. Durch ganz besondere Schönheit zeichnen sich unter ihnen Griechenland und Frankreich aus. „Oh, c'est ma France, c'est la France royale!" hörten wir einen von der Auffassung des Meisters entzückten Anhänger des bourbonischen Königthums vor der herrlichen Gestalt ausrufen. Eine Nische der nördlichen Schmalseite des Treppenhauses enthält die Marmorbüste Kaiser Wilhelms, von Begas vortrefflich ausgeführt. Nach der Seite der Aue hin gewährt eine mit Fresken und acht Künstlerbüsten geschmückte Loggia dem Besucher die Möglichkeit, nach den Schätzen der Kunst auch die der Natur mit vollen Zügen zu genießen, wenn er den Blick über den prächtigen Park in das lachende, mit Dörfern, Wiesen und Baumgruppen in bunter Abwechselung besäete Thal der Fulda schweifen läßt, dessen Ende bewaldete, in sanften Linien verlaufende Höhen begrenzen. Eine sehr verständige Anordnung der Bilder erhöht den Genuß, den jeder Freund der Kunst beim Besuche der herrlichen Gallerie empfindet, die dem Publicum nunmehr, wenigstens im Sommer, täglich zu bestimmten Stunden,

Künstlern und Kunstgelehrten auf Anmeldung bei dem Director jederzeit und unentgeltlich zugänglich ist.

Nicht minder wohlthätig als die Gemäldesammlung empfand das Museum Fridericianum den Schutz und die Förderung, welche die Regierung Preußens der Wissenschaft angedeihen läßt. Auch die verschlossenen Pforten der Stiftung Friedrich's II. öffneten sich wieder den Bildung und Belehrung Suchenden. Durch Erweiterung der Räume, in denen früher die Gegenstände gar zu gedrängt gestanden hatten, durch Freilegung der großen Portalbögen zwischen den Hauptsälen gewann man einen freien Durchblick durch die ganze Länge des Museumsgebäudes, so daß nunmehr die Aufstellung, in neuer geschickter Gruppirung der zueinander gehörigen oder verwandten Abtheilungen, einen ebenso wohlgeordneten als imponirenden Eindruck macht. 1880 wurden alle diejenigen Theile der Sammlungen, welche dem Mittelalter, der Renaissance und der neueren Zeit angehören, insbesondere alle Werke der Kleinkunst und der Kunstindustrie, in das Erdgeschoß des neuen Gemäldegalleriegebäudes übergeführt. Unlängst kam noch die werthvolle Porcellan- und Fayencesammlung hinzu, welche sich früher zu Wilhelmshöhe befand und jetzt zum Privatbesitze des Kaisers gehört. Gypsabgüsse nach hervorragenden Sculpturwerken der betreffenden Epochen beginnen ebenfalls die schönen gewölbten Räume zu füllen. Im älteren Museum am Friedrichsplatze blieben die antiken Statuen, Inschriften, Bronzen, Münzen und Gemmen, die prähistorischen in Hessen gemachten Funde, ferner eine reiche seit 1869 begonnene Collection von Gypsabgüssen nach Antiken, deren planmäßige Vervollständigung angestrebt wird, und endlich die Naturaliensammlungen. Für die Aufnahme letzterer werden in nächster Zeit die jetzt frei gewordenen Räume des vormaligen Kunsthauses des Landgrafen Karl zweckentsprechend hergerichtet und somit einer wissenschaftlichen Bestimmung zurückgegeben werden. Die Vereinigung anderer naturhistorischer Cabinete Kassels mit dem des Fridericianum steht in Aussicht, so daß die Stadt binnen Kurzem neben der Gemäldegallerie und der Landesbibliothek drei Museen zählen wird.

Die Fürsorge für die Kasseler Kunstschätze, deren Geschichte, soweit es auf knappem Raum möglich war, im Vorstehenden zu skizziren versucht ist, wird Preußen dauernd zum Ruhme gereichen. Mit Geschmack und Verständniß hat man den kostbaren Besitz, welchen einst hessische Fürsten erwarben, nicht nur in den Dienst der Kunst und Wissenschaft gestellt, sondern auch der Beschauung durch alle Gebildeten zugänglich gemacht. Denn nicht Kassel und Hessen oder Preußen und Deutschland, sondern der ganzen Welt gehören diese Bilder und Denkmäler an, in denen uns, wie bei der Betrachtung aller wahren Kunstwerke, das Schaffen und Wirken des Göttlichen im Menschengeiste so lebendig und ergreifend entgegentritt.

Das gütige Geschick, welches seit der jüngsten Zeit wieder über ihnen waltet, möge sie auch fernerhin bewahren! Mögen nimmermehr für sie Tage wiederkehren, wo ihr Loos von dem Machtspruche eines übermüthigen Fremdlings abhängig wird, wie damals, als ein Marschall des ersten Napoleon die Tricolore Frankreichs auf den Zinnen des Schlosses Philipp's des Großmüthigen aufpflanzte.

Das römische Afrika.

Von

L. Friedländer.

III.

Die Verbreitung der römischen Cultur in Afrika erfolgte langsam. Die Namen der Kaiser (von deren thätigem Eingreifen namentlich durch Colonisation, Straßenanlagen und andere öffentlichen Bauten, Verleihung des Städterechts und des römischen Bürgerrechts, der Fortschritt der Romanisirung in dieser wie in allen Provinzen bis auf einen gewissen Grad abhing) erscheinen während des ersten Jahrhunderts in den afrikanischen Provinzen nur vereinzelt. Hadrian, der auf seinen Reisen durch das ganze Reich auch diese Länder besuchte, erwies ihnen viele Wohlthaten, und die von nun an zunehmende Häufigkeit der Kaisernamen beweist, daß auch seine Nachfolger ihnen ihre Fürsorge in größerem Umfange zuwandten. Am zahlreichsten sind die Inschriften des aus Groß-Leptis gebürtigen Kaisers Septimius Severus (der in Afrika noch zweihundert Jahre später „wie ein Gott" verehrt wurde) und seines Hauses. Im Laufe des dritten Jahrhunderts wird die römische Cultur in Afrika ihre Culmination und weiteste Verbreitung erreicht haben, auf der sie sich vielleicht ein ganzes Jahrhundert behauptete; in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts fangen die Kaisernamen auf den Inschriften an spärlich zu werden.

Die römische Cultur der Provinzen hing auf's Innigste mit der Entwickelung des städtischen Lebens in denselben zusammen: die Zunahme der Zahl der Städte, das Wachsthum ihres Wohlstandes und ihrer Blüthe waren die wirksamsten Mittel zur Befestigung und Ausbreitung ihrer Herrschaft. Bereits Ptolemäus nennt in Afrika 324 Städte, worunter nur wenige als Flecken bezeichnet sind. Schon seit der Zerstörung Karthago's waren Römer je länger desto zahlreicher in Afrika ansässig als Colonisten (deren Gajus Gracchus 6000 dorthin geführt hatte), als Käufer oder Pächter von Theilen des zu Staatsdomänen gewordenen Gebietes, so wie als Kaufleute aller Art. In Cirta war die Menge der italischen Kaufleute, die sich dort frühe des gewinnreichen Handelns mit dem Innern be-

mächtigt haben werden, im Jahre 112 v. Chr. so groß, daß sie glaubten, bei einer Belagerung durch Jugurtha die Stadt halten zu können. In Utica waren im Jahre 46 v. Chr. dreihundert römische Banquiers und Großhändler, und auch in den benachbarten Städten Thapsus und Hadrumetum gab es römische Handelsgesellschaften.

Die eigentliche Colonisation, die zur Assimilirung der einheimischen Bevölkerung am meisten beitrug, begann Julius Cäsar. Er gründete eine Anzahl von Colonien, namentlich Karthago, und überließ dem um ihn im afrikanischen Kriege verdienten Condottiere P. Sittius aus Nuceria Cirta mit seinem großen Gebiet, welches dieser zur Versorgung seiner Truppen verwandte. Seit August erhielten die Veteranen regelmäßig auch in diesen Provinzen Landanweisungen. Und zwar wurden sie theils in schon vorhandenen Städten, meistens auf gekauften Grundstücken, theils in Dörfern angesiedelt, die sich dann allmälig zu Städten römischer Verfassung entwickelten. In Mauretanien kennen wir 33 römische Colonien (9 im westlichen, 24 im östlichen, davon je 3 und 8 bereits durch August begründet), in der Doppelprovinz, wo es in Plinius' Zeit nur 6 römische Colonien gab, sind uns deren 50 (24 in Afrika Proconsularis, 26 in Numidien) bekannt.

Auch auf andere Weise wuchs die Zahl der Städte stetig. Bei einzelnen jener als Zufluchtsörter für die Landbevölkerung erbauten „Thürme" und der als militärischen Standorte dienenden Forts vermehrten sich die Ansiedler mit der Zeit so sehr, daß solche Orte Stadtrecht beanspruchen konnten und erhielten. Die Stadt Lambäsis verdankte ihre Entstehung dem Standlager der dritten Legion bei Batna. Aus den Baracken und Buden der im Lager nicht zugelassenen, etwa in einer Entfernung von einem Kilometer angesiedelten Marketender, Frauen und Mädchen, Kaufleute, Händler, Lieferanten, Handwerker u. s. w. entstanden zwei Ortschaften, Lambäsis und Verecunda, deren Bewohner Antoninus Pius wohl gleichzeitig mit der Erbauung des Standlagers (146) als Gemeinde constituirt haben wird. Das erstere erhielt Stadtrecht im Jahre 207, das zweite, wie es scheint, erst unter Valerianus und Gallienus. Das Lager war mit der Stadt Lambäsis durch eine schöne mit Quadern gepflasterte Straße verbunden, die vom östlichen Lagerthor auslaufend die Ebene nach Süden durchschnitt und durch einen dreithorigen Triumphbogen in die Stadt eintrat; von dort hob sie sich zum Aeskulaptempel empor, wandte sich dann scharf nach Osten, erreichte, das im Jahre 208 erbaute Capitol zur Rechten lassend, den Commodusbogen, und führte endlich durch einen zweiten Bogen zur Stadt hinaus auf den Weg nach Verecunda und Thamugadi. Die Stadt war reich an stattlichen Bauten aller Art, wie Tempel, Thermen, Aquäducte, Amphitheater u. s. w.; eine Forumartige Anlage war mit zahlreichen Statuen von Legionslegaten geschmückt; über 2000 Grabsteine sind in den weiten, sie umgebenden Necropolen gefunden worden. Als die Byzantiner die Städte Afrika's in Vertheidigungszustand setzten, errichteten sie dort aus Architraven, Friesen, Altären, Grabsteinen und Postamenten eine Citadelle; wie sie den Ort ließen, haben die Franzosen ihn bei der Occupation Algeriens gefunden.

Endlich wurden manche Ortschaften, welche Mittelpunkte zerstreut wohnender

Landgemeinden bildeten, und als unselbständige Glieder zu größeren Gemeinden gehörten, mit der Zeit selbständige Stadtgemeinden. Drei solche, die auf dem großen Gebiete von Cirta lagen, Chullu, Mileu und der Hafenort Rusicade erscheinen bereits im zweiten Jahrhundert als selbständige, doch immer noch zum Communalverbande von Cirta gehörige und unter derselben Verwaltung stehende Gemeinden, bis etwa zu Ende des 3. Jahrhunderts dieser Verein gelöst wurde und alle vier Colonien selbständig wurden. Rusicade war nach dortigen Inschriften reich an öffentlichen Gebäuden (wie Theater, Amphitheater, Tempel, Rednerbühne und Tribunal) und statuarischem Schmuck. Aus vier Landgemeinden in Afrika Proconsularis (Thignica, Thibursicum Bure, Thugga, Agbia) constituirte Septimius Severus zwei Stadtgemeinden, Alexander Severus hob diese Orte durch neue Verleihungen, unter Gallienus erscheinen sie sämmtlich als Stadtgemeinden, und bedeutende Ruinen öffentlicher Gebäude (Theater, Triumphbogen, Tempel und Mausoleen) zeugen von ihrem Wohlstande; die drei großen Systeme von Wasserbehältern in Thugga kommen an Schönheit der Ausführung denen von Karthago gleich.

Ueberhaupt ist die Blüthe der römischen Städte in allen afrikanischen Provinzen noch vielfach durch ihre Ruinen bezeugt, obwohl diese schon seit der byzantinischen, noch mehr seit der arabischen und türkischen Herrschaft fort und fort als Steinbrüche gedient haben, und sicherlich nicht bloß in Tunesien Paläste, Moscheen, Thürme und Mauern ganz und gar aus antiken Quadern erbaut sind. Erhalten haben sich vorzugsweise solche Ruinen, die nicht in der Nähe arabischer Ortschaften, also nicht bequem genug lagen, um zerstört zu werden. So geben sie zum Theil von der Bedeutung der alten Städte die sicherste Kunde, unter denen manche fast völlig unbekannt sind. Die sehr bedeutenden, jetzt nur von Schakalen bewohnten Ruinen des alten Uthina, das im Alterthum nur als Bischofssitz erwähnt wird, bedecken einen Umkreis von 4 Kilometern; von seiner Wasserleitung sah Barth 1845 noch neun Bogen, Guèrin 1860 nur noch Pfeiler. Die Ruinen des im Alterthum nirgend, nicht einmal in der Liste der Bischofssitze erwähnten Seressita in Afrika Proconsularis haben einen noch größeren Umfang, ein Amphitheater, ein Theater, die Celle eines Tempels, eine Citadelle sind noch mehr oder weniger gut erhalten: von den vier noch stehenden, nach den Hauptweltgegenden orientirten, einst wohl sämmtlich mit Viergespannen gekrönten Thoren, heißt der Ort jetzt Um-el-Abuab d. h. Mutter der Thore. Die Ruinen des ebensowenig in der antiken Literatur genannten, doch wie eine Dedication an Trajan zeigt, verhältnißmäßig früh zur Blüthe gelangten Thubursicum Numidarum (ein trefflich erhaltenes Theater, Reste einer sehr großen Basilica, Trümmer des Forums) gehören zu den bedeutendsten Algeriens.

Vielleicht nirgend ist der Abstand der Gegenwart vom Alterthum so groß als im Thal des Medscherda (Bagradas), der gleich dem Tiber, doch nicht halb so groß als dieser, mit gelben, schlammigen Wellen zwischen steilen, erdigen Ufern fließt, um sich bei Tunis in Salzsümpfe zu verlieren. Dies im Alterthum mit den üppigsten Getreidefeldern bedeckte Thal, jetzt in den Niederungen größtentheils mit Schilf und Gestrüpp bewachsen, in den höher gelegenen Gebieten den Steppencharakter tragend, ist spärlich bewohnt und im Frühjahr, der Zeit des Stagnirens

der Wasser, von Fieberluft erfüllt. Bei jedem Schritt stößt man in dieser afrikanischen Campagna auf Ruinen römischer Tempel, Bäder, Wasserleitungen; stellenweise deuten nur noch Trümmerhaufen die einstigen Ortschaften an, anderswo ragen wieder großartige Bauten mit Sculpturen und Inschriften bedeckt über das elende Gemäuer der hier eingenisteten arabischen Duars empor. Von den beiden bedeutendsten Städten dieses Gebietes, wie der ganzen Provinz Karthago und Utica sind nur äußerst wenige Reste übrig. Das erstere noch als Residenz der Vandalenkönige und seit der Wiedereroberung durch Belisar, der oströmischen Statthalter glänzend, verfiel erst, als die Araber ihre Hauptstadt in's Binnenland verlegten, zuerst nach Kairuan, dann nach dem im Alterthum unbedeutenden Tunis. Dadurch, daß für diese und andere Nachbarstädte die alte Stadt Jahrhunderte lang hat als Steinbruch dienen müssen, sind selbst die Reste des römischen Karthago bis auf Substructionen fast gänzlich verschwunden. Dasselbe Schicksal hat Utica (jetzt Bu-Schater) gehabt: ein einsamer Thorbogen im Hafen, inmitten von drei oder vier sich neigenden Pfeilern, das sind dort die einzigen antiken Steine, die noch aufeinander ruhen.

Im Süden der Proconsularischen Provinz bezeugten nach El Bekri's Beschreibung im 11. Jahrhundert mächtige, die Umgegend Susa's bedeckende Trümmer die einstige Bedeutung von Hadrumetum, doch sie sind größtentheils verschwunden. Dagegen sind in dem westlichen, tief verschütteten Stadttheil von Groß-Leptis noch zahlreiche Reste von Gebäuden erkennbar, die sich durch Kostbarkeit des Materials, so wie durch Menge und Größe der Säulen auszeichnen und „an Pracht denen Rom's und Karthago's nicht bedeutend nachgestanden zu haben scheinen"; 37 monolithische Säulen sind von hier nach England gebracht, nachdem schon 1720 eine ganze Schiffsladung von Säulen nach Frankreich gegangen war, um St. Germain-des-Près in Paris zu schmücken. Im Innern haben sich bedeutende Ruinen von Orten erhalten, die von den Geographen kaum genannt werden, wie Cillium und Sufetula, und das überaus imposante, dreistöckige, in seinen Dimensionen dem Colosseum nahe kommende Amphitheater von Thysdrus, läßt auf die Größe und den Volksreichthum dieser Stadt schließen, in der Gordian I. zum Kaiser ausgerufen wurde. Die Hauptstadt Numidiens Cirta „gleich einer Insel mitten im Lande" auf einem isolirten, 3—400 Meter hohen, säulenartig aufragenden und nur an einer Seite mit dem Lande zusammenhängenden Felsen gelegen, ist fast in einem vollständigen Kreise von der wilden, schauerlichen Schlucht des Wed Rumel umzogen, über welche schon im Alterthum ein aus drei übereinander aufsteigenden Brücken bestehender Viaduct (el Kantarah d. h. die Brücke) führte. Der unterste Bogen war ein natürlicher, der mittlere trug den Namen des Antoninus Pius, auch der oberste war ein römischer Bau. Im Jahre 1790 oder 1793 wurde der Viaduct von dem damaligen Bey völlig umgebaut; nach seinem im Jahre 1857 erfolgten Einsturz ist er durch eine in einem einzigen Bogen den Abgrund überspannende Eisenbahnbrücke ersetzt worden. Die im Kriege des Maxentius mit dem Abenteurer Alexander 310 zerstörte Stadt wurde 313 durch Constantin den Großen neu erbaut, und führte fortan den Namen Constantine. Den Glanz des alten Cuicul zeigen eben so wohl die noch stehenden, wie die in seinen Inschriften

erwähnten Bauten. Auf zwei Hügeln, die ein abgelegenes Hochthal begrenzen, liegen die chaotischen, von wuchernder Vegetation überwachsenen Trümmer von Thibilis (jetzt Announa), darunter viele noch wohl erkennbar. Die Ruinen der Vaterstadt des Augustinus Thagaste bedecken zehn Hektaren: noch bedeutender sind die der Vaterstadt des Apulejus Madauri. Im Süden Numidiens sind die Ruinen von Thamugadi und Diana bedeutend; doch die schönsten Ueberbleibsel römischer Architektur in ganz Algerien zeigt das alte Theveste, jetzt Tebessa: „eine antike Stadt mit antiken Häusern, die noch bewohnt werden, wenn auch noch viel mehr in Schutt und Ruinen liegen." Ein Tempel ähnlich der maison carrée in Nimes, Thermen ähnlich denen des Caracalla, das Forum, eine Basilica und anderes ist wohl erhalten, und auch die von dem oströmischen Patricius Salomo, Belisar's Nachfolger († 543) aus römischen Architraven, Altären, Marmortafeln und Quadern erbaute gigantische Citadelle haben die Araber nicht zerstört. In der Nähe ist ein Steinbruch von colossalen Dimensionen, in denen man noch halb ausgehauene römische Säulen sieht: wohl die Veranlassung zu der von Leo Afrikanus erzählten Sage, daß bei Tebessa ein Volk von Riesen gehaust habe. Auch von den Hauptstädten des östlichen Mauretaniens Sitifis und Cäsarea sind erhebliche Ueberreste vorhanden. Die letztere stieg amphitheatralisch von der Küste am Abhang des Plateaus hinan, in einer schon durch die Natur befestigten Lage: sie hatte einen Umfang von einer geographischen Meile, mindestens den achtfachen des heutigen Scherschell. Auch von andern Küstenstädten wie Tipasa haben sich Ruinen erhalten. Erst kürzlich sind die tief im Innern gelegenen Ruinen von Volubilis bekannt geworden, von denen, obwohl sie seit lange für das nahe Misnes als Steinbruch gedient haben, noch Reste eines Triumphbogens und eines Tempels übrig sind.

Noch weit mehr als die erhaltenen Ruinen bezeugen die Inschriften den Reichthum der Städte an Schönheits- und Nützlichkeitsbauten aller Art, und zugleich, daß ein sehr großer Theil derselben von wohlhabenden Bürgern auf eigene Kosten aufgeführt war. Ueberall wurden von solchen Brunnen, Bassins und Bäder, Basiliken und Bogen, Theater, Amphitheater und Tempel theils von Grund aus neugebaut, theils hergestellt. Hie und da sind die (zum Theil testamentarisch angewiesenen) Kosten solcher von Privaten aufgeführten Bauten angegeben; z. B. in Theveste 250,000 S. (54,375 Mark) für einen Bogen mit der Statue der beiden regierenden Kaiser und zwei viersäuligen Tempelchen mit denen der Juno und Minerva, alles auf dem Forum; 10,000 S. (2,175 Mark) für einen Tempel in Musti, 100,000 für einen ungenannten Bau in Thagaste, 25,000 für die Ausschmückung eines Bogens in Seressita (wozu die Gemeinde noch ein Viergespann fügte), 10,000 als Beitrag zum Bau und zur Ausschmückung eines Theaters in Rusicade.

Auch in den Städten Afrika's waren die öffentlichen Gebäude mit dem Schmuck der Malerei, Mosaik und Sculptur ausgestattet. Die Reste der Bildhauerarbeiten erinnern allerdings daran, daß in der Zeit der Blüthe dieser Städte die Kunst bereits in tiefem Verfall war. Aber jene enorme Verschwendung des bildlichen Schmucks, die uns im spätern römischen Alterthum so sehr in Erstaunen setzt, dauerte immer noch fort, und auch in Afrika fehlte es nirgend

an Handwerkern und Künstlern, die dem für uns fabelhaften Kunstbedürfniß zu entsprechen im Stande waren; konnten solche doch sogar bei Errichtung von Grabmälern in der Hammada herangezogen werden. Vor allem war die Ehre der Statue auch in diesen Städten im höchsten Grade allgemein, und daß für ein und dieselbe Person gleichzeitig fünf oder zehn Statuen (eine von jeder Curie) decretirt wurde, nichts weniger als unerhört. Namentlich die Foren waren mit Bildsäulen der Kaiser und Statthalter, angesehener Bürger, die Capitole mit Götterstatuen gefüllt. In Cirta mußten einmal die Statuen auf dem Forum in Reihen gestellt werden, weil sie den Weg über dasselbe zu sehr eingeengt hatten. Wie weit man in der Verewigung der eigenen Person durch selbsterrichtete Statuen ging, zeigt die testamentarische Bestimmung eines Bürgers eines obscuren Ortes in Afrika Proconsularis, daß ihm in jedem siebenten Jahre eine Statue für die Summe von 3,200 Sesterzen errichtet werden sollte. Statuen aller Art waren in den Läden der Bildhauer zu den verschiedensten, nach modernem Begriff allerdings überaus wohlfeilen Preisen zu haben; die erhaltenen Preisangaben steigen von 3,000—16,000 S. (652—3480 Mark). Uebrigens scheinen zur Decoration namentlich innerer Räume auch in Afrika Copieen der berühmtesten Originale gedient zu haben; acht in den Thermen von Scherschell gefundene Marmorstatuen gehören größtentheils zu denselben. So haben also damals die Gestalten des Polyklet und Praxiteles auf die Söhne der Sahara herabgeblickt.

Für die Wohlhabenheit in diesen Städten, welche die Ausführung so vieler öffentlicher Bauten durch Private und die Sorge für den künstlerischen Schmuck voraussetzen läßt, geben auch die Summen einen Maßstab, welche beim Antritt der sämmtlich unbesoldeten Gemeindeämter und Priesterthümer in Anerkennung der durch die Wahl erwiesenen Ehre gesetzlich an die Staatscasse zu entrichten waren. Man zahlte für die Wahl zum Aedilen in Theveste und Thuburscum Numidarum 4,000, in Auzia (Aumale) 5,000 S., in Cirta und den drei dazu gehörigen Gemeinden für die Wahl zum Decurionen, Aedilen, Triumvirn, Quinquennalen je 20,000 S. Für das lebenslängliche Priesterthum der vergötterten Kaiser zahlte man in Verecunda 2,000 S., in Diana Capsa Musti 10,000, in Lambäsis 12,000; für den Pontificat in Cirta 10,000, ebenso viel vielleicht für den Augurat. Sehr häufig wurden aber von den Beamten und Priestern eine bestimmte Summe außer der gesetzlichen zur Errichtung eines Baues oder einer Statue, zu öffentlichen Vergnügungen oder Geldvertheilungen versprochen und auch diese zuweilen nachträglich noch erhöht, so daß die wirklichen Ausgaben nicht selten das Doppelte der vorgeschriebenen Zahlungen oder noch mehr betrugen.

Die städtischen Beamten waren auch hier ohne Zweifel zur Veranstaltung von Schauspielen verpflichtet, zu welchen sie wohl immer Zuschüsse zu den aus der Stadtcasse für diesen Zweck bewilligten Summen zu machen hatten. Oefter gaben sie dieselben wohl ganz auf eigene Kosten, namentlich (wie auch Nichtbeamte) bei Einweihungen der von ihnen errichteten Statuen oder Bauten. Ein Spieltag in Rusicade kostete 6,000 S. Die Spiele dauerten nicht selten drei, in den vier Gemeinden von Cirta einmal sieben Tage. Am häufigsten

waren Theaterspiele, namentlich ohne Zweifel die noch bei den Vandalen beliebten Tänze der Pantomimen und Possen der Mimen, ferner gymnastische, wobei besonders Faustkämpfer auftraten (afrikanische Faustkämpfer wurden auch in Italien gern gesehn). Am beliebtesten waren aber vermuthlich Fechterspiele; steinerne Amphitheater lassen sich noch in mehr als 20 Städten Afrika's nachweisen, und in einer Schilderung Karthago's aus dem 4. Jahrhundert wird die Leidenschaft der dortigen Bevölkerung für die Spiele der Arena besonders hervorgehoben. Am seltensten werden die Cirkusspiele erwähnt; doch sagt ein christlicher Schriftsteller, in der Zeit, wo die Barbaren die Mauern Karthago's bedrohten (439), habe die Gemeinde in den Rennbahnen getobt. Vermächtnisse an die Städte zu jährlicher Wiederholung von Schauspielen scheinen nicht selten gewesen zu sein.

Mit den Spielen verband man Auswerfen von Geschenken und Loosen, Bewirthungen der Gemeinde und Geldvertheilungen. Ein römischer Ritter in Cirta, Priester des vergötterten Kaisers Marc Aurel, gab z. B. bei der Einweihung einer von ihm für die Wahl zum Triumvirn versprochenen Statue des Genius des Volkes (welche 6,000 S. d. h. etwa 1,300 Mark kostete), sämmtlichen Bürgern nach der amtlichen Liste je einen Denar, und Theaterspiele, bei denen Geschenke unter die Menge geworfen wurden. Die Decurionen und übrigen Honoratioren wurden bei Bewirthungen und Geldvertheilungen gewöhnlich bevorzugt. Uebrigens sorgten die Wohlhabenden auch in Afrika durch ihre Schenkungen und Zuwendungen keineswegs nur für Volksvergnügungen und für die Verschönerung der Städte durch Bauten und Kunstwerke. Sie machten z. B. Ankäufe von Getreide, um in Theuerungszeiten den Preis auf der gewöhnlichen Höhe zu erhalten und verwandten auch sonst große Summen zu Wohlthätigkeitszwecken. Ein kaiserlicher Beamter, der aus Sicca Veneria stammte, schenkte dieser Stadt ein Capital, von dessen Zinsen 300 Knaben und, wie es scheint, eben soviel Mädchen, die ersteren vom dritten bis fünfzehnten, die letzteren bis zum dreizehnten Jahre unterhalten werden sollten.

Endlich spricht auch der Luxus der Grabdenkmäler, für welchen theils eine Anzahl noch erhaltener Mausoleen, theils eine Reihe von Preisangaben einen Maßstab bieten, für eine weite Verbreitung des Wohlstandes. Die Denkmäler, deren Preise wir kennen, sind sämmtlich für Soldaten und Officiere der dritten Legion in Lambäsis errichtet gewesen; die Preise steigen von 200 bis 50,000 S. Das des Legionspräfecten T. Flavius Maximus, das 12,000 S. (2,610 Mark) kostete, ist ein viereckiger, auf einem Sockel stehender, von einer Pyramide gekrönter Steinbau, im Ganzen 6—7 Meter hoch; es wurde 1849 von der dortigen französischen Garnison von Grund aus restaurirt, wobei dieselbe den Manen des römischen Officiers militärische Ehren erwies.

Andere Einblicke in die Vermögensverhältnisse der Honoratioren afrikanischer Städte gewährt uns die Rede, mit welcher der Rhetor und Philosoph Apulejus aus Madauri sich um 150 n. Chr. gegen die Anklage vertheidigte, daß er die Liebe der reichen Pudentilla in Oea, die ihn nach zwölfjährigem Wittwenstande im Alter von vierzig Jahren geheirathet hatte, durch Bezauberung gewonnen habe. Der Vater des Apulejus, der in Madauri das höchste Communalamt bekleidet hatte, hinterließ seinen beiden Söhnen etwa 2 Millionen S. (435,000

Mark); Apulejus hatte sein Vermögen durch lange Reisen und Studien, große Freigebigkeit gegen Lehrer und Freunde, Ausstattungen von Töchtern derselben nur mäßig vermindert; er gehörte zur Aristokratie (der Curie) seiner Vaterstadt. Pudentilla, deren älterer Sohn Ponticus römischer Ritter war, hatte ein Vermögen von 4 Millionen S. (870,000 Mark), wovon sie allerdings einen bedeutenden Theil ihren Söhnen auszuzahlen verpflichtet war. Dies Vermögen scheint hauptsächlich in Grundbesitz, den sie noch durch neue Ankäufe vermehrte, und dem zugehörigen Inventar angelegt gewesen zu sein; Apulejus spricht von ihren Gutsverwaltern, Aufsehern der Schäfereien und Gestüte. Auf seinen Rath fand sie sich mit ihren Söhnen ab, und zwar durch Abtretung von Gütern bei niedriger, von jenen selbst gemachter Schätzung, ferner von sehr fruchtbaren Feldern aus ihrem eigenen Besitz, einem großen, reich ausgestatteten Hause, großen Vorräthen von Weizen, Gerste, Oel, Wein und anderen Früchten; auch schenkte sie ihnen 400 Sklaven und eine beträchtliche Menge werthvollen Viehs. An dem Tage, an dem ihr älterer Sohn heirathete und der jüngere die Männertoga anlegte, vertheilte sie 50,000 S. unter die Gemeinde; um nicht an ihrem Hochzeitstage die gleiche Summe ausgeben zu müssen und zugleich um den vielen lästigen Einladungen zu entgehn, mit denen Neuvermählte überhäuft zu werden pflegten, beging sie ihre Hochzeit auf einer vor der Stadt gelegenen Villa. Der Vater des Herennius Rufinus, des Schwiegervaters des zweiten Sohnes der Pudentilla, Sicinius Pudens (welcher der eigentliche Anstifter der Anklage gegen Apulejus war), hatte einen betrügerischen Bankerott gemacht, indem er den größten Theil seines Vermögens seiner Frau verschrieben hatte; „arm und bloß, doch von seiner Schande bedeckt", hatte er seinem Sohn, „ohne zu lügen", wie Apulejus sagt, 3 Millionen S. hinterlassen, welche dieser in wenigen Jahren verpraßte.

Die einzige Stadt Afrika's, über welche die Literatur einige Nachrichten bietet, ist Karthago. Von Cäsar auf den Trümmern der alten Stadt 44 v. Chr. neu angelegt, von August im Jahre 29 v. Chr. abermals mit 3000 Colonisten besiedelt, schon unter Tiber die ansehnlichste Stadt Afrika's, erwuchs sie allmälig zur Größe und Bedeutung einer Weltstadt und wurde „das Rom der afrikanischen Welt". Ihr Umfang wird (in einer Zeit, wo der Rom's 13,200 Schritt betrug) auf 10,250 Schritt angegeben. Ein so schnelles Wachsthum verdankte sie ohne Zweifel ihrer für eine Handelsstadt unvergleichlichen Lage und ihrem, den Schiffen die vollständigste Sicherheit gewährenden Hafen. Ihren Glanzpunkt bildete der sehr große, von Tempeln aller übrigen Götter umgebene Tempel der von den Römern „himmlische Göttin" oder „himmlische Juno" genannten altpunischen Hauptgottheit Astarte, zu welchem die fast 2 Millien (etwa 2 Fünftel einer geographischen Meile) lange „himmlische Straße" führte; diese war von Säulengängen aus kostbaren Materialen eingefaßt und mit Mosaik gepflastert. Ein durch seine Bildungsanstalten berühmter, von weit und breit besuchter Studienort war Karthago schon um die Mitte des 2. Jahrhunderts: Apulejus nennt es die „himmlische Muse Afrika's". Ihren größten Glanz wird die Stadt im 3. Jahrhundert erreicht haben. Sie stand bereits in dessen erster Hälfte an Reichthum, Bevölkerung und Größe nur hinter Rom zurück, und nur Alexandria konnte ihr den zweiten Platz streitig machen; sie kann hiernach nicht weniger

als eine Million Einwohner gehabt haben. Sie behauptete ihren Platz unter den ersten Städten des Reichs bis zum Ausgange des Alterthums. Die Ueppigkeit und Weichlichkeit ihrer der Schwelgerei und den Festen ergebenen Bevölkerung ging auch auf die Vandalen über; in ihren schwelgerischen Mahlen, Trinkgelagen, geschlechtlichen Ausschweifungen, Bädern, in ihrem Kleiderprunk, in der Pracht ihrer Villen, Gärten, Parks, in ihrer Vorliebe für die Lustbarkeiten der Theater und Rennbahnen erweisen sich die Eroberer als gelehrige Schüler der Unterworfenen. Noch unmittelbar vor der Eroberung durch die Vandalen wurde Karthago mit Rom verglichen, sowohl wegen seiner großartigen, wahrscheinlich ganz nach dem Muster der Reichshauptstadt organisirten Communalverwaltung, wie als Landeshauptstadt und Centrum der Regierungsthätigkeit. Dort waren die Büreaux sämmtlicher Behörden, die höheren Lehranstalten, Schulen zum Erlernen von Sprachen und die zur sittlichen Ausbildung bestimmten der Philosophen, Truppen und deren Befehlshaber: dort residirte der mächtige Statthalter, zugleich oberster Gerichtsherr. Dort gab es städtische Beamte für öffentliche Vertheilungen, Verwalter aller Straßen und Plätze, welche zugleich alle Bezirke der Stadt und alle Glieder der Bevölkerung regierten, an Rang und Benennung verschieden.

Ueber die Gesammtbevölkerung des römischen Afrika lassen sich nur unbestimmte Vermuthungen aufstellen. Das Land war, wie Herodian sagt, ein von Natur volkreiches, und dies wird nicht bloß von der Proconsularischen Provinz, sondern auch von Numidien und dem östlichen Mauretanien gegolten haben. Die eingeborne (libysch-berberische) Bevölkerung war ungemein gesund und langlebig. Bei den meisten, sagt Sallust, erfolgt die Auflösung durch das Alter, falls sie nicht durch das Schwert oder wilde Thiere umkommen: nicht oft stirbt einer an Krankheit. König Masinissa, der alle Eigenschaften seiner Nation in höchster Potenz in sich vereinigte, war noch fast neunzigjährig den größten Anstrengungen gewachsen und hinterließ einen Sohn von wenigen Jahren. Das Klima war, wie auch jetzt, ein überaus gesundes; es hatte keinen Winter und die Sonnenhitze war nicht zu groß: Brustleidende wurden von den Aerzten aus Italien dorthin geschickt, um Genesung zu finden; auch der Reichthum des Atlas an Thermen, deren Benutzung das ganze Jahr hindurch möglich ist und denen deshalb mit Recht eine große Zukunft prophezeit wird, kommt hier in Betracht. Das Sterblichkeitsverhältniß scheint in diesen Ländern im Alterthum ein ebenso günstiges gewesen zu sein, wie gegenwärtig. Die dortigen römischen Grabschriften weisen auffallend viele Personen auf, die ein sehr hohes Alter erreicht haben; unter 3000 Verstorbenen, deren Epithaphien sich in Constantine befinden, sind 55 über 100 Jahre (einer 132 Jahre) alt geworden; 12 derselben gehörten der Stadt Constantine selbst an. In Auzia (Aumale) starb ein Mann im Alter von 90 Jahren und 10 Monaten, seine Frau im Alter von 120 Jahren und 5 Monaten; ein Mann aus derselben Familie 80 Jahre und 5 Monate alt u. s. w. Man glaubt nach den Grabschriften, die mittlere Lebensdauer im römischen Afrika für das Alterthum ebenso hoch wie jetzt in Frankreich (42 Jahre) annehmen zu können. Mit Ausnahme Mauretaniens und der an die Wüsten und Gebirge grenzenden Gebiete, auf die sich die Kämpfe mit den Eingebornen

beschränkt haben dürften, erfreuten sich diese Länder einige Jahrhunderte hindurch eines im Großen und Ganzen ungestörten Friedens. Die fortschreitende Ausrottung der wilden Thiere, die immer weiter erstreckte Bewässerung des Landes, die wachsende Ausdehnung der Bodencultur, die Hebung und Sicherung des Verkehrs, — alles dies trug zur Vermehrung der Bevölkerung bei, auf die auch die Zunahme der Zahl der Städte schließen läßt; denn da nach Herodian gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts die ackerbautreibende Bevölkerung Afrika's sehr groß war, kann man nicht wohl annehmen, daß die Zunahme der Städte hauptsächlich durch Einwanderungen von Fremden erfolgt sei. Ermißt man den ungeheuren Rückgang der Cultur im ganzen römischen Afrika seit dem Ende des Alterthums, bedenkt man, wie viele blühende Städte ganz verschwunden oder zu unbewohnten Trümmerstätten (Henschir) oder elenden Beduinendörfern, (Duars) geworden sind; ferner, daß die ganze Regentschaft Tunis jetzt vielleicht noch nicht doppelt soviel Einwohner (2 Millionen) hat, als das alte Karthago allein: so kann man wohl nicht zweifeln, daß die Bevölkerung im Alterthum die jetzige (die für Tunis, Marocco und Algerien auf 8—9 Millionen veranschlagt wird) weit überstiegen hat. Daß sie noch im 6. Jahrhundert sehr groß war, läßt die Nachricht des Procopius annehmen, durch die Vandalen seien in Afrika fünf Millionen Menschen umgekommen.

IV.

Die Zahl der römischen Bürger wuchs auch in diesen Provinzen je länger je mehr. Alle, die 25 Jahre bei den Hilfstruppen gedient hatten, erhielten das Bürgerrecht in der Regel bei der ehrenvollen Entlassung. In den Städten latinischen Rechtes erwarben es die Honoratioren durch Bekleidung der Communalämter. Hauptsächlich aber vermehrte sich die Zahl der Bürger durch directe Verleihungen der Kaiser an Gesammtheiten oder Einzelne. Im Jahre 212 ertheilte Caracalla allen freien Nichtbürgern des ganzen Reiches das Bürgerrecht. Da die zu Bürgern erhobenen Afrikaner ihre punischen oder libyschen Namen beizubehalten pflegten, begegnen uns dort häufig Namen wie Flavius Jugurtha, Marius Namphamo, Aufidius Barigbal, Julius Juba u. a. Viele derselben erhielten durch Gunst, Reichthum oder Auszeichnung im militärischen oder Civildienste den Ritterstand, der in den Provinzen der angesehenste war. In der Grabschrift der Gemahlin eines römischen Ritters in einer Stadt in Mauretania, Cäsariensis heißt es, sie habe römische Ritter zu Brüdern und Mutterbrüdern gehabt.

Schon gegen Ende des ersten Jahrhunderts gab es in Rom und in den römischen Heeren genug Afrikaner, die ihrem Lande Ehre machten; seit Anfang des zweiten finden wir sie auch im Senat und im Besitz der höchsten senatorischen Aemter. Der berühmte Rechtsgelehrte Salvius Julianus, der unter Hadrian zweimal das Consulat erhielt, stammte aus Hadrumetum; Fronto, der es im Jahre 144 bekleidete, sagt, er sehe im Senate viele seiner Landsleute aus Cirta. Unter den Severen wird sich die Zahl der afrikanischen Senatoren sehr vermehrt haben, vermuthlich auch unter den Gordianen, von denen der erste Proconsul von Afrika, der zweite dessen Legat gewesen war.

Eine auf voller Beherrschung der lateinischen Sprache und Schrift beruhende

Bildung war nicht bloß für diejenigen ein unerläßliches Erforderniß, welche die militärische oder amtliche Laufbahn einschlugen, oder eine der gelehrten Berufsarten erwählten (unter welchen die Advocatur zu Anfang des 2. Jahrhunderts in Afrika besonders beliebt war), sondern auch für alle, die zu den bessern Ständen gezählt sein wollten. Latein war die Sprache der Gebildeten, denen nur in dem an das griechische Sprachgebiet grenzende Tripolis das Griechische eben so geläufig oder noch geläufiger gewesen sein mag. In den Inschriften von Groß-Leptis, das von Römern, sicilischen Griechen und Phönikern bewohnt war, finden sich alle drei Sprachen; der von dort gebürtige Kaiser Severus sprach am fertigsten punisch, und griechisch besser als Latein, sein Accent machte ihn lebenslänglich als Afrikaner kenntlich, seine Schwester sprach so schlecht lateinisch, daß er sie nicht in Rom behalten konnte. Auch in Oea, dessen Bevölkerung aus denselben Bestandtheilen zusammengesetzt war, wurden alle drei Sprachen gesprochen. Apulejus sagt von seinem jüngeren Stiefsohn, den er als ganz verwahrlost schildert, er könne nicht Latein sprechen, nur punisch und etwas griechisch, das er von seiner Mutter gelernt habe. Trotz der Herrschaft des Lateinischen erhielt sich das Punische mindestens bis in's 6. Jahrhundert und zwar, wie die angeführten Beispiele zeigen, zum Theil auch in den Städten. So lange Stadtmünzen geprägt wurden, d. h. bis Tiberius, hatten sie großentheils punische Inschriften. Die Oberbeamten hießen in mehreren Städten mit altpunischer Benennung Sufeten, so lange dieselben noch nicht römisches Bürgerrecht und römische Verfassung besaßen. Ulpian erklärt einen mündlichen Vertrag für gültig, auch wenn er in punischer Sprache geschlossen sei. Als der heilige Augustinus um 423 in Fussala, einem Castell bei Hippo in Numidien, einen Bischof einsetzte, wählte er einen Mann, dem auch das Punische geläufig war; in einer eigenen Rede braucht er einmal ein punisches Sprichwort, und fügt hinzu, er wolle es lateinisch sagen, weil seine Zuhörer nicht sämmtlich punisch könnten; ein anderer Bischof, der nicht punisch konnte, mußte sich bei seiner Ansprache eines Dolmetschers bedienen. Im schriftlichen Gebrauch trat das Punische gegen das Latein ohne Zweifel weit mehr zurück als im mündlichen. Guérin fand in dem von ihm durchforschten Theil der Regentschaft Tunis 536 lateinische, 28 punische, eine libysche Inschrift. Die 2000 punischen Inschriftsteine, die man in Karthago gefunden hat, gehören der vorrömischen Zeit an, und waren als Baumaterial verwendet worden.

Früh begannen auch die Afrikaner sich an der römischen Literatur zu betheiligen. Der von Cäsar als Knabe nach Rom gebrachte und dort erzogene König Juba von Numidien, den August mit einer Tochter des Antonius und der Kleopatra, Kleopatra Selene verheirathete, ein gelehrter und fruchtbarer Schriftsteller, schrieb nur griechisch; desgleichen (wie die römischen Philosophen häufig) der stoische Philosoph Annäus Cornutus aus Leptis, der in Rom unter Nero als Lehrer eine bedeutende Wirksamkeit ausübte und unter andern auch die Dichter Persius und Lucanus zu seinen Schülern zählte. Der römische Ritter Septimius Severus aus Leptis, einer der Ahnen des gleichnamigen Kaisers, der zu Ende des ersten Jahrhunderts in Rom lebte und in Italien mehrere Güter besaß, war schon als Knabe nach Italien gekommen; seiner ganzen Bildung,

Erscheinung und Sprache nach wurde er allgemein für einen Italiker gehalten; er trat als Gerichtsredner auf und schriftstellerte auch. Ein Afrikaner war auch der Dichter und Rhetor P. Annius Florus, der zu Ende des ersten oder zu Anfang des zweiten Jahrhunderts sich, sehr jung, im kapitolinischen Wettkampf um den Kranz für lateinische Poesie bewarb; er versichert, die Zuhörer hätten denselben einstimmig für ihn verlangt, doch der Kaiser habe der Provinz Afrika diese Ehre nicht gönnen wollen. Der bereits erwähnte Salvius Julianus aus Hadrumetum war Redacteur des für das spätere Civilrecht grundlegenden, prätorischen Edicts (131 n. Chr.) und auch abgesehn davon ein hochgeachteter juristischer Schriftsteller. Die beiden hervorragendsten römischen Schriftsteller des 2. Jahrhunderts waren Afrikaner; der gelehrte, geist- und phantasievolle Rhetor, Dichter und Philosoph Apulejus aus Madauri und der nüchterne, geschmacklose und beschränkte, doch von der Mitwelt und Nachwelt hochbewunderte Rhetor M. Cornelius Fronto aus Cirta. Doch weit mehr als die heidnische gibt die christliche Litteratur Afrika's vom Ende des 2. bis in's 6. Jahrhundert Zeugniß von einem reichen und mannigfaltigen, auf einer weit verbreiteten römischen Bildung beruhenden Geistesleben.

Inwiefern der griechisch-römische Cultus in Afrika die libyschen und punischen Götterdienste absorbirt oder in den Hintergrund gedrängt hat, läßt sich nur unvollkommen erkennen. In religiösen Inschriften (Widmungen, Gelübden, Gebeten, Danksagungen) erscheinen die einheimischen Götter, denen auch die im Lande wohnenden Römer ihre Verehrung zu zollen nicht unterließen, selten mit ihren eigentlichen Namen, wie Aulisua, Auzius, Bacax, Baldir, oder, wenn namenlos doch als Landesgötter bezeichnet: wie „der große Gott der Numider" und die „großen maurischen Götter", zu denen auch vergötterte Stammesfürsten gehört zu haben scheinen. Dagegen begegnen überall die Namen der griechisch-römischen Götter, und vielfach zeigt sich, daß dieselben die altphönikischen sich assimilirt hatten. Die phönikische Astarte hatte sich für die Römer, wie gesagt, in die „himmlische Juno" oder „himmlische Jungfrau", der Baal Moloch in den „erhabenen Geber der Früchte Saturnus" oder „den unbesiegten Gott Saturnus" verwandelt u. s. w. Doch dürften sich die alten Götterdienste, namentlich bei der von der römischen Civilisation oberflächlich oder gar nicht berührten Landbevölkerung unverändert erhalten haben. Noch um das Jahr 200 n. Chr. wurden nach Tertullian's Zeugniß dem Moloch heimlich Kinder geopfert, und kurz zuvor scheint es sogar öffentlich geschehen zu sein, bis der damalige Proconsul von Afrika die Priester dieses Cultus an den Bäumen hatte kreuzigen lassen, welche den Tempel beschatteten.

Der auch in diesen Provinzen ohne Zweifel überall organisirte Cultus der Kaiser gehörte zu den Mitteln, deren sich die Monarchie bediente, um die Bewohner des Weltreichs an unbedingte Ergebenheit gegen die bestehende Ordnung zu gewöhnen und darin zu erhalten. Die in allen Städten vom Senat aus der Aristokratie erwählten Priester und Priesterinnen der Kaiser und Kaiserinnen hatten den Vorrang vor den Priestern der Götter; nur das Priesterthum der Stadt Rom wurde noch höher geachtet, als das ihrige. Die Zahl dieser Priester wuchs mit der Zahl der vom Senat decretirten Apotheosen von Personen des

kaiserlichen Hauses: ein aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts stammendes Verzeichniß des Senats von Thamugadi zählt 36 Kaiserpriester auf. Aber nicht nur für die Stadtgemeinden war dieser Cultus obligatorisch, sondern auch die Provinziallandtage waren in erster Linie Festgemeinschaften, die zum Zwecke des Kaisercultus zusammentraten, und zwar unter der Leitung eines von ihnen jährlich aus den angesehensten und reichsten Männern der ganzen Provinz (besonders solchen, die den Ritterrang hatten) gewählten Provinzialoberpriesters. Derselbe hatte auf seine Kosten in der Hauptstadt der Provinz, wo der Landtag sich versammelte, Spiele zu veranstalten, welche in Karthago zu Ende des October stattgefunden zu haben scheinen. Noch unter Constantin wurde dort ein neues Priesterthum des Flavischen Geschlechts, aus welchem der Kaiser stammte, eingerichtet, und noch etwa im Jahre 368 wird ein Proconsul gerühmt, weil er es dahin gebracht, daß das Provinzialpriesterthum wieder Bewerber finde, welche früher durch die damit verbundenen großen Ausgaben abgeschreckt worden waren.

Das Christenthum mag von Rom aus in Afrika um die Mitte des ersten Jahrhunderts eingedrungen sein; zu Ende des zweiten hatte es dort schon sehr zahlreiche Bekenner: Tertullian hält dem christenfeindlichen Proconsul Scapula vor, daß seine Verfolgung gegenüber so viel Tausenden jedes Geschlechts, Alters und Ranges ohnmächtig sei; wenn er dabei beharre, werde er Karthago decimiren und vielleicht Männer und Frauen seines Standes, Freunde und Verwandte seiner Freunde vor Gericht ziehen müssen. Daß in der That auch Reiche und Vornehme den neuen Glauben annahmen, zeigen Tertullian's Klagen über Luxus. Die Kirche hatte sich zahlreicher, regelmäßiger und außerordentlicher Gaben und Schenkungen zu erfreuen, die zur Bestreitung der Armenpflege und der Ausgaben für die Geistlichkeit dienten. Auf einem Concil in Karthago im Jahre 256 werden 85 Bischöfe aus sämmtlichen Provinzen erwähnt, doch waren nicht alle zugegen; im Jahre 411 belief sich die Zahl sämmtlicher afrikanischer Bischöfe auf 575; im Jahre 484 nach den vandalischen Verfolgungen noch auf 458. Doch bis in die letzten Jahrhunderte beschränkte sich die Ausbreitung des Christenthums vorzugsweise auf Afrika und Numidien, in Mauretanien drang es am spätesten ein, und die unabhängigen, maurischen Stämme blieben bis in die letzte Zeit des Alterthums Heiden. Aber auch in der Doppelprovinz bewies das Heidenthum noch zu Anfang des fünften Jahrhunderts seine zähe Lebenskraft; wie dies namentlich aus den Briefen des heiligen Augustinus hervorgeht.

Das geistige Leben, das sich innerhalb der Kirche Afrika's entfaltete, spiegelt sich in einer Literatur ab, die durch ihren Umfang, ihren Inhalt und ihre Mannigfaltigkeit einen sehr hohen Begriff von der Begabung, wie von der Bildung der dortigen Bevölkerung gibt. In dieser Literatur tritt hauptsächlich jene Ausdrucksweise hervor, die man mit dem Namen der „afrikanischen Latinität" bezeichnet. Classische und christlich-biblische Elemente mischen sich hier in seltsamer Weise; der Geist der Schriftsteller, denen, nach dem Urtheil des Bischofs Apollinaris Sidonius, die Sonne ihres Landes etwas von ihrem Feuer mitgetheilt zu haben schien, ringt mit der Sprache; die Ueberfülle des Inhalts sprengt Maß und Form der Darstellung. Neben einer großen Anzahl minder bedeutender Autoren, unter denen Arnobius aus Sicca um 295 hervorragt, hat diese Literatur

drei Kirchenlehrer ersten Ranges aufzuweisen: den geistvollen, phantastischen und schwärmerischen, von düsterer Gluth erfüllten, bei aller Formlosigkeit und Dunkelheit oft hinreißend beredten Tertullian aus Karthago (150—230); den Bischof von Karthago Cyprianus (200—256), dessen ganzes Wirken von den Grundgedanken der Einheit der Kirche auf dem Grunde des monarchischen Episkopats getragen wurde: vor allen Augustinus (geboren in Thegaste 386, gestorben als Bischof von Hippo regius 430), den größten und reichsten Geist der abendländischen Kirche, der zuerst die Speculation in die dogmatische Theologie des Occidents eingeführt und zur Lösung der Frage über das Verhältniß der menschlichen Freiheit und Sünde zur göttlichen Vorherbestimmung und Gnade verwandt hat. Sein Einfluß auf die Kirche hat sich weit über das Mittelalter hinaus erstreckt, und tritt auch in der protestantischen Lehrbildung sichtlich hervor; nicht bloß die Scholastik, sondern auch die Mystik ist von ihm ausgegangen. Die nordafrikanische Kirche wahrte muthig und entschieden ihre Selbständigkeit gegenüber dem Bischof von Rom. Eine große Bedeutung hat sie in der Geschichte der Bußdisciplin; auf dem Concil von Karthago, 251, wurde die älteste Bußordnung festgestellt, die wir kennen. Auch die zahlreichen in Afrika entstandenen oder ausgetragenen Schismen, namentlich das donatistische und pelagianische, und Häresieen, besonders der Montanismus, zu dem auch Tertullian überging, legen für eine überaus reiche und kräftige Entwickelung des kirchlichen Lebens Zeugniß ab.

Unter der hundertjährigen Herrschaft der arianischen Vandalen (429—534) hatte die katholische Kirche Afrika's harte Verfolgungen zu erleiden, die härteste unter König Hunerich, der im Jahre 483 in der proconsularischen Provinz 4966 „Bischöfe, Presbyter, Diaconen und andere Glieder der Kirche" zusammentreiben und an der Grenze den Mauren übergeben ließ, um sie in die Wüste zu schaffen. Auch unter Justinian zog den afrikanischen Bischöfen ihr Widerstand gegen die kaiserliche Hoftheologie und den Bischof von Rom Verfolgungen zu. Erst Gregor dem Großen (590—604) gelang es, die Beziehungen der afrikanischen Kirche zu Rom fester zu knüpfen und über diese seine Oberherrlichkeit auszudehnen.

Dem Fortbestande der römischen Cultur in Afrika hat die Vandalenherrschaft keinen wesentlichen Eintrag gethan; die römische Beamtenhierarchie wurde beibehalten, desgleichen die römische Municipalverfassung, das Maß-, Münz- und Gewichtsystem, die Post, die öffentlichen Schauspiele. Die vornehmen Vandalen lernten Latein, vor allem die Mitglieder der königlichen Familie; es blieb die Geschäftssprache des diplomatischen Verkehrs, in der selbst die germanischen Fürsten an einander schrieben. Römische Dichter oder Versemacher verherrlichten, gleich den Hofpoeten Roms, die Thaten und Erlebnisse der vandalischen Könige, und diese verschönerten ihre Hauptstadt, wie die römischen Kaiser, durch Prachtbauten.

Das Vandalenreich in Afrika ging nach „kurzem, meteorgleichem Glanze" unter, ohne eine Spur zu hinterlassen. Auch unter der byzantinischen Herrschaft bestand die römische Cultur noch fort, wenn auch in tiefem, durch die immer weiter ausgedehnten Einfälle der Mauren beschleunigten Verfall. Erst der Islam hat dort die Cultur so völlig vernichtet wie das Christenthum, und diese einst so blühenden Länder der Verödung und Barbarei überliefert.

Ueber Verschwendung.

Von

Dr. **C. William Siemens** in London [1]).

Als ich vor einigen Wochen ersucht wurde, hierher zu kommen und die Preise zu vertheilen, brachte ich eben, nach einem harten Stück Arbeit in Southampton [2]), eine Ferienzeit in Schottland zu und hatte das Gefühl, Pflichten dieser Art nicht vor dem kommenden Jahr wieder auf mich nehmen zu können. Aber es war in der That verlockend, nach dieser alten Stadt zu kommen und die leichten Anforderungen, welche gestellt wurden, bewogen mich, meinen Besuch nicht aufzuschieben, sondern heute Abend zu erscheinen. Ich dachte erst, Ihnen etwas über Wissenschaft und wissenschaftliche Erziehung sagen zu sollen, sah aber, daß im vorigen Jahr mein Freund und Vorgänger im Amt, Mr. Norman Lockyer, eine sehr tüchtige Rede über technische Erziehung gehalten hat. Ueberdies hatte ich bereits im vorigen Jahre als Präsident des Midland-Instituts in Birmingham eine Rede ähnlicher Art gehalten. Ueber diesen Gegenstand ist also schon genug gesagt worden, und ich erachte es für besser, mich nach irgend einem andern Stoff für meinen heutigen Vortrag umzusehen. Ich hätte dem mir gegebenen Winke folgen und Ihnen eine Rede über die Wunder der Elektricität halten können; aber ich meine, Elektricität ist jetzt eine Sache des Studiums geworden, und ich könnte in dem kurzen mir gestatteten Zeitraum keinerlei nutzbringendes Material den Kenntnissen, welche Sie über den Gegenstand bereits besitzen, hinzufügen. Ich denke,

---

[1]) Obiger Aufsatz bildet den Inhalt eines Vortrags, mit welchem unser berühmter Landsmann die Vertheilung der Preise bei der jährlichen Versammlung der „Coventry Science Classes" in Birmingham (20. Oct. 1882) eingeleitet hat. Es wird, so denken wir, deutschen Lesern kein geringes Vergnügen gewähren, den genialen Techniker, von dessen Lebensgang, hohen wissenschaftlichen Verdiensten und socialer Stellung uns erst kürzlich in dieser Zeitschrift Herr E. du Bois-Reymond ein so anziehendes Bild entworfen hat, gleichsam in seinem eigenen Hause zu sehen und in der leichteren Form der fast improvisirten Ansprache kennen zu lernen.

Die Red. der „Deutschen Rundschau".

[2]) Als Präsident der 52. Versammlung der „British Association". Vergl. darüber: „Die zweiundfünfzigste Versammlung der britischen Naturforscher" von E. du Bois-Reymond, Deutsche Rundschau 1882, B. XXXIII, S. 290 ff.

wir sollten aufhören von den „Wundern der Elektricität" zu sprechen. Ich mag nichts mehr davon hören. Ich höre lieber von wirklichen Resultaten, von der Größe der zum Hervorbringen gewisser Wirkungen erforderlichen Kraft, sowie über Wärme-Einheiten sprechen, welche erforderlich sind, um gewisse elektrische Einheiten hervorzubringen und dergl. mehr. Ich habe daher gedacht, daß es im Ganzen besser sein würde, zur Veränderung einmal nicht über Etwas zu sprechen, das wir wünschen, sondern über Etwas, das wir nicht wünschen und was uns doch Alle interessirt, mit einem Worte, über „Verschwendung". Ich werde Ihnen also etwas über Verschwendung sagen.

Es gibt verschiedene Arten von Verschwendung. Es gibt Zeitverschwendung, Verschwendung der Nahrungsmittel, Verschwendung von persönlicher Kraft, von mechanischer Kraft, und Material-Verschwendung im Allgemeinen. Das sind fünf Arten von Verschwendung, welche, könnten sie, wenn auch nicht vermieden, doch auf unbeträchtliche Verhältnisse beschränkt werden, eine unermeßliche Quelle des Reichthums begründen würden. Was zunächst die Zeit betrifft. Ich glaube, wir müssen uns Alle für schuldig erklären, eine große Menge Zeit zu verschwenden — selbst die Besten von uns. Es erscheint sonderbar, daß Menschen, welche in anderer Beziehung sehr sparsam sind, welche ungern ihr Geld ausgeben, welches sie doch wieder erwerben könnten, sehr freigebig mit ihrer Zeit sind. Sie machen sich nichts daraus, einen ganzen Tag, oder doch viele Stunden am Tage, mit Nichtsthun hinzubringen, und viele Menschen, Männer und Frauen, fürchte ich, bringen einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit in ihren Schlafzimmern zu. Unsere Vorfahren waren scheinbar weniger schlafsüchtig, als wir; denn es war sprüchwörtlich zu sagen: „Sechs Stunden Schlaf für einen Mann, sieben Stunden für eine Frau, acht Stunden für einen Narren." Ich nehme an, daß diejenigen, welche neun Stunden in Anspruch nehmen, von diesem Vergleiche nicht berührt sind, und hoffe, daß sie gut dabei gedeihen. Dann kommt zu der im Schlafzimmer verschwendeten Zeit viel in nichtigem Geschwätz und in Zerstreuungen vertändelte Zeit, welche weder dem Körper, noch dem Geiste Vortheil bringt. In der That, wir müssen Alle gestehen, im Durchschnitt mindestens zwei Stunden des Tages so zu verschwenden, und wenn die Gesetzgebung eine Taxe von einem Penny auf die Stunde legen könnte, so würde dadurch die National-Schuld in sehr kurzer Zeit abbezahlt sein. Zeitverschwendung ist Capital-Verschwendung — etwas, das wir lernen sollten zu vermeiden, oder wenigstens zu vermindern. Eine sehr weise Bemerkung wurde von Goethe, dem großen Moral-Philosophen und Dichter, gemacht, welcher, wie Sie wohl wissen, ein höchst thätiges Leben führte und doch Zeit für Alles hatte. Er liebte einen Robber Whist, ein langes Gespräch mit seinen Freunden, liebte Gesellschaft, Theater und Künste und vollbrachte doch eine außerordentlich große Menge von Arbeit. Er schrieb Bücher über Bücher, welche einen unermeßlichen Reichthum an Gedanken enthalten. Er war Minister in seinem Lande und leitete die Regierung; er leitete die Kunst-Akademie und das Theater; und das Geheimniß bestand, wie er sagte, lediglich darin, daß er die verschiedenen Beschäftigungen in jeden Tag so hinein packte, wie Sie einen Koffer packen würden. Geben Sie jedem Dinge seine bestimmte Zeit und Sie werden Zeit finden für viele Dinge.

welchen Sie jetzt glauben unmöglich Beachtung schenken zu können, und was Sie in der That auch ohne solche bestimmte Ordnung nicht können.

Dann haben wir eine andere Art der Verschwendung, welche wir vermeiden könnten. Wir vergeuden eine große Menge Nahrungsmittel, nicht nur durch zu vieles Trinken — das erkennen wir als schädlich an — sondern auch durch zu vieles Essen. Wir meinen eben nicht, daß das schädlich sein kann: aber ich glaube, daß es allerdings sehr schädlich ist, und vielleicht eben so sehr, als zu viel Trinken. Diese Verschwendung kann leicht vermieden werden durch einigermaßen bestimmte Regelung: diejenige Art der Verschwendung, worauf ich hier hauptsächlich hinweisen wollte, ist die in unsern Küchen. Da beginnt die Wissenschaft aufzutreten. Ich sehe hier eine große Zahl von Frauen, welche offenbar deshalb in diesen Saal gekommen sind, weil sie Interesse an den Lehren der Wissenschaft nehmen. Wenn sie mit der Wissenschaft der Chemie in ihrer Anwendung auf die Küche beginnen wollen, so werden sie da ein weites Feld für deren Entfaltung finden. Einer meiner Freunde, welcher die Dinge vom philosophischen Standpunkte aus betrachtete, beschenkte seine Nichte bei ihrer Hochzeit nicht mit Schmucksachen, sondern mit einem Kochbuche, in welches er eingeschrieben hatte: „Die Luft zum Küssen vergeht, aber die Kochkunst besteht." Ich hielt das für ein sehr sinniges Geschenk, weil, wie sehr wir auch das andere Geschlecht bewundern — und wir werden und müssen es immer bewundern, — es doch sehr wesentlich zu unserem Glücke beiträgt, wenn das Mittagessen gut zubereitet ist und die Rechnungen am Ende der Woche und des Monats nicht übertrieben hoch sind. Das kann in großem Maße erreicht werden durch Anwendung von ein wenig Wissenschaft im Küchen-Departement. Es ist zum Beispiel fast ebensoviel Nahrungsstoff in den Knochen, wie in dem Fleisch, das an ihnen sitzt, und trotzdem werden in vielen Haushaltungen — ich kann wohl sagen den meisten — die Knochen weggeworfen, wo sie doch das Material liefern würden zu einer trefflichen Suppe, so wie sie in Schottland und Irland und auch in Frankreich in der Gestalt des „pot au feu" zu finden ist. Im französischen Haushalt steht beständig ein Kochtopf auf dem Ofen, und was immer übrig ist, wird in jenen Topf geworfen, und sonderbarer Weise ist das Resultat dieses Verfahrens keineswegs unschmackhaft, wie ich nach eigener Erfahrung versichern kann. Ich sage daher, es herrscht in diesem Lande bei der Zubereitung der Speisen große Verschwendung, welche durch ein wenig Wissenschaft, durch ein wenig Methode und Fleiß bedeutend vermindert werden könnte.

Wir kommen dann zu einer andern Art Verschwendung, der der persönlichen Kraft. Wir finden eine Menge Menschen, welche ganz bereit sind, Etwas zu thun — welche auf die Jagd, zum Spiel gehen, alle Arten geistiger und körperlicher Uebungen vornehmen, aber kein Interesse an den Dingen zeigen, welche nutzbar gemacht werden können. Anstatt elende Romane zu lesen, würde es viel nützlicher sein, Geschichts- und wissenschaftliche Bücher zu lesen. Sie würden immer und immer wieder auf die angeregten Gegenstände aus Interesse an denselben zurückkommen und sie würden Ihnen für Jahre lang Freude und Nutzen gewähren, wo hingegen der vergeudete Genuß einer Stunde verflogen ist in dem Augenblick, wo die Aufregung vorüber ist. Es ist vor allen Dingen

nöthig, daß wir unsere Kräfte auf bestimmte Ziele richten. Wo Sie erfolgreiche Männer finden, können sie fast ausnahmslos, unter sonst gleichen Umständen, ihren Erfolg auf die Thatsache zurückführen, daß sie ein ernsteres Streben besitzen als Andere, welche bei gleichen Fähigkeiten, gleichem Wunsche, vorwärts zu kommen, ihre Zeit und Kraft zersplittern. Die Verschwendung der persönlichen Kraft ist eine solche, welche bei der Erziehung namentlich in's Auge gefaßt werden muß, und ich hoffe, daß wir durch Institute, wie dieses hier, nach und nach Geschmack an nutzbringenden geistigen und nutzbringenden körperlichen Uebungen einflößen werden an Stelle der verschwenderischen Weise, in welcher diese Kräfte vielfach vergeudet worden sind.

Die nächste Art der Verschwendung ist die der mechanischen Kraft, und hier kommen wir unmittelbarer zu der Anwendung der Wissenschaft selbst. Wir finden, daß ein Arbeiter viel mehr körperliche Anstrengung verwendet, um ein gegebenes Quantum Arbeit zu vollenden, als ein anderer, welcher planmäßiger verfährt. Letzterer wird seine Gliedmaßen nicht nutzlos bewegen, er wird eine Last nicht öfter heben, als nothwendig ist zur Erreichung seines Zwecks, wohingegen ein Neuling ohne Ueberlegung hin und her springen und sehr viel Anstrengung aufwenden wird, um ein geringes Resultat zu Stande zu bringen. Aber es gibt noch eine materiellere Art von Verschwendung mechanischer Kraft. Nehmen Sie zum Beispiel die große bewegende Kraft des heutigen Tages — die Dampfmaschine. Die Dampfmaschine, wie sie vor zwanzig Jahren war, verwendete etwa zehn Pfund Kohlen für jede von ihr zur Wirkung gebrachte Pferdekraft. Durch Anwendung wissenschaftlicher Methoden und mechanischer Geschicklichkeit sind wir in den Stand gesetzt worden, den per Pferdekraft verbrauchten Betrag von Feuerung wesentlich zu verringern, nämlich von zehn Pfund auf zwei Pfund. Die Maschine ist in ihren wesentlichen Bestandtheilen genau dieselbe, wie früher; jene sind der Kessel, der Dampfcylinder, und — wenn es eine Niederdruck-Maschine ist — der Condensator. Doch durch eine verständigere Anordnung dieser Bestandtheile ohne irgend welchen andern Aufwand, als den von Nachdenken und ein wenig mehr mechanischer Geschicklichkeit, erlangen wir das wunderbare Resultat, unsere Wirkung mit $^1/_5$ desjenigen, was früher verbraucht wurde, zu Wege zu bringen. Gleicher Weise pflegten in unsern Schmelzöfen sieben bis acht Tonnen Kohlen erforderlich zu sein, um eine Tonne Eisen zu produciren, und sogar vierzehn Tonnen Kohlen zur Producirung von einer Tonne Stahl, während wir jetzt durch Erfindungen, durch bestimmte Regeln in Anwendung dieser Erfindungen und durch mechanische Geschicklichkeit diesen Aufwand von Feuerung reichlich im Verhältniß von 1 zu 5 reducirt haben. Jetzt sind nicht mehr als etwa drei Tonnen Kohlen erforderlich, um eine Tonne Stahl aus dem Erz zu gewinnen und sie in die Gestalt von Schienen und ähnliche Formen zu bringen. Das sind Beispiele, welche zeigen, wie viel Verschwendung verhütet werden kann durch richtige Leitung des Arbeitens der Maschinen und durch Nachdenken bei Entwicklung der Processe, durch welche jene Wirkungen hervorgebracht werden sollen. Immer aber muß diesen Verbesserungen die Wissenschaft zu Grunde liegen; in der That, jeder Verbesserung, welche nicht der Ausfluß wissenschaftlicher Grundsätze ist, ist nicht zu trauen.

Wenn es eine Verbesserung ist, welche lediglich das Resultat einer praktischen Regel, oder von oberflächlicher Beobachtung des Arbeitens der Maschinen und von deren Wirkungen ist, so führt sie gewöhnlich auch nur zu zweifelhaften Resultaten, anwendbar vielleicht auf einen speciellen Fall. Dahingegen bleibt eine auf wissenschaftlichen Principien gegründete Erfindung ein dauernder Fortschritt. Nur durch das gründliche Verständniß dieser ersten Principien und ihrer Anwendung sind die großen und umwälzenden Erfindungen der gegenwärtigen Zeit zu Stande gebracht worden. Es ist noch immer ein weites Feld für die Ersparung an Kraft in verschiedenen Gestalten vorhanden; wir hängen ja nicht ausschließlich von der Kohle ab behufs Erzielung der erforderlichen Kraft und Hitze: wir haben große Vorräthe an Kraft in dem directen Ausfluß der Sonnenwärme von Tag zu Tag, welche sich uns in der Form von Wasserkraft, von Wind und von directer Strahlung offenbaren. Diese Kräfte können und werden ohne Zweifel für unsere Zwecke nutzbar gemacht werden. — Erst vor Kurzem machte ich einen Besuch bei meinem Freunde, Sir William Armstrong, und sah dort, daß er eine seiner dynamischen Maschinen, eine Meile von seinem Hause entfernt, unter einem Wasserfalle aufgestellt hatte. Mittelst dieser Maschine wurde sein Haus durch Elektricität erleuchtet. Es war ein Bach dort, welcher seit undenklichen Zeiten unbenutzt dahin gelaufen und nun durch eine sehr einfache Anordnung dienstbar gemacht worden war zur Erleuchtung eines großen Hauses durch Elektricität. Wie groß ist die Verschwendung gewesen während der Jahrhunderte, die jener nunmehr nutzbar gemachte Bach dahingeflossen ist! Während der Tageszeit, wo das Licht nicht erforderlich ist, wird die durch den Wasserfall hervorgebrachte elektrische Kraft zum Drehen einer Drechselbank, von Hobelmaschinen und zu anderen mechanischen Zwecken dienstbar gemacht. Auf meiner eigenen Farm bei Tunbridge-Wells habe ich nicht den Vortheil eines Wasserfalls; aber ich habe dort auch mit einer anderen Art von Kraft experimentirt — der durch eine Dampfmaschine hervorgebrachten —, jedoch in solcher Weise, daß Nichts von der Wirkung der Hitze verloren gehen sollte. Der Weg, wodurch dieses bewirkt wird, ist ein sehr einfacher. Die Dampfmaschine treibt eine dynamische Maschine. Diese gibt die erforderliche Kraft her, das Haus am Abend zu erleuchten und während der Nacht Licht in einige Gewächshäuser zu bringen, um diese mit einer künstlichen Sonne zu versehen. Diese künstliche Sonne setzt mich in Stand, Obst, wie Melonen, Pfirsiche, Erdbeeren und dergleichen mitten im Winter zu ziehen. Wenn ich so glücklich wäre, Wasserkraft zu meiner Verfügung zu haben, würden keine Kosten irgend welcher Art erforderlich sein zur Erzielung dieser Erfolge, mit Ausnahme der für die Erhaltung einiger einfacher Maschinen. Aber mein Dampf geht nicht verloren. Nachdem er durch die Maschine gegangen ist, verdichte ich ihn in einem Röhren-Condensator. Durch diesen versorge ich alle Gewächshäuser und andere im Winter zu heizenden Räume mit Wärme, so daß ich, seit ich das elektrische Licht und die dynamische Maschine eingeführt habe, nicht mehr für Feuerung ausgebe, als früher bei einfacher Erwärmung der Gewächshäuser. Während der Tageszeit wird der von der dynamischen Maschine erzeugte Strom nach einem anderen Theile der Farm geführt, wo er zum Wasserpumpen benutzt wird. Das Wasser wird zweihundert

Fuß hoch gepumpt, um Haus, Garten und Ställe und die ganze Landwirthschaft zu versorgen. Eine andere abgezweigte Drahtleitung wird gebraucht, um Holz zu spalten, um Häckerling zu schneiden und zu anderen Arbeiten auf der Farm. Auf solche Weise kann Verschwendung in derartigem Umfange vermieden werden, daß es für Diejenigen, welche der Sache nie haben die gebührende Berücksichtigung zu Theil werden lassen, in hohem Grade überraschend ist. Es ist wirklich sehr einfach und bringt keine Kosten mit sich, welche sich nicht durch die Resultate reichlich bezahlt machten.

Ich habe nun über die Verschwendung von Kraft gesprochen und möchte vor dem Schluß noch einige Worte über die Vergeudung von Material sagen, welche vielleicht die bedeutendste Quelle der Verschwendung ist. Auf die Verschwendung von Feuerung habe ich schon hingewiesen, insofern als Feuerung das Wesen der Kraft ist. Fast alle Kraft, welche wir benutzen, und fast alle Gewalt, welche wir anwenden, wird aus dem Feuerungsmaterial gewonnen. Wir können sehen, wie ein bedeutender Theil des Brennmaterials, welches wir auf unseren Feuerstellen anhäufen, zum Schornstein hinausgeht und keine andere Wirkung ausübt, als die, unsere Atmosphäre zu vergiften. Das ist eine Verschwendung, welche, wenn sie geschätzt würde, nur auf viele Millionen Tonnen veranschlagt werden könnte. Und deren Wichtigkeit wird mehr und mehr eingesehen werden, sobald wir in Betracht ziehen, was mit demselben Brennmaterial bewirkt werden könnte, wenn wir, anstatt es in dieser gleichgiltigen Weise zu verbrennen, indem wir Rohkohlen auf unser Feuer werfen, das Ganze in seine Bestandtheile — Gas und Cokes — zerlegen wollten. Wir können Gas viel sparsamer verbrennen, als festes Brennmaterial, weil wir den Betrag der zu seiner Verbrennung erforderlichen Luft mit größter Genauigkeit bemessen können. Wir können Cokes mit viel mehr Hitze, als Rohkohlen brennen, weil sie nicht nach eigenem Belieben in Rauch verfliegen. Daher können wir, durch einfache Trennung dieser beiden Bestandtheile der Kohle von einander, jedes von diesen zu weit größerem Vortheil für uns verwenden. Aber ein anderes Element bietet sich dar, welches von der größten Wichtigkeit ist, und das ist das Element der Nebenproducte, welches die moderne Wissenschaft in den Vordergrund gebracht hat. Vor nicht gar vielen Jahren — vielleicht zwanzig — war Kohlentheer fast werthlos; die Gasgesellschaften verkauften es zu einem halben Penny die Gallone. In gleicher Weise wurde dem Ammoniakwasser gestattet, unbenutzt davon zu laufen und die Fische in unseren Bächen zu vergiften. Ich habe erst kürzlich Gelegenheit gehabt[1]), den Werth dieser Producte abzuschätzen, welche vor zwanzig Jahren vollständig verschwendet wurden, und ich finde zu meinem Erstaunen, daß sie an Werth alle die Kohlen übertreffen, welche in den Gaswerken, wo sie producirt werden, zum Verbrauch kommen. Der Gesammtbetrag der von unseren Gaswerken verbrauchten Kohlen ist etwa gleich neun Millionen Tonnen, welche auf etwa $4^1/_2$ Millionen Pfund Sterling geschätzt werden können. Die Abfallproducte, eingeschlossen die Cokes, sind auf sieben Millionen Pfund Sterling in England geschätzt worden, woraus hervorgeht, daß ihr Werth den Gesammt-

[1]) Vgl. „Deutsche Rundschau", 1882, B. XXXIII, S. 298.

werth aller zur Production des Gases verbrauchten Kohlen um $2^1/_2$ Millionen übersteigt. Durch den Gebrauch des Kohlentheers haben wir nicht nur diesen enormen Betrag an Nebenproducten gewinnbringend gemacht, sondern wir haben auch unsere Gewerbe und Fabriken durch die schönen Farben bereichert, welche jetzt der Kunst des Färbens eine neue und bedeutende Entwickelung geben. Die Ammoniakflüssigkeit hat einen nationalen Werth, weil sie die bedeutendste Quelle ist, aus welcher dasjenige Ammoniak gewonnen werden kann, auf das man sich für Zwecke des Ackerbaues verlassen kann, und zu diesem Zwecke ist unbegrenzte Nachfrage nach demselben. Wenn wir uns nur entschließen können, Brennmaterial in dieser geläuterten Form — Gas oder Cokes — zu benutzen, werden wir demnach großer Verschwendung vorbeugen.

Derjenige Punkt daher, auf welchen Wissenschaft und Kunst hauptsächlich hingeleitet werden sollten, ist das Verhüten der Verschwendung. Dadurch würden wir nicht allein unsere nationalen Hilfsquellen bedeutend vermehren, sondern auch unser individuelles Wohlbefinden. Wir haben ein altes Sprüchwort, welches lautet: „Waste not, want not" (Verschwende nicht und Dir wird Nichts mangeln). Wir haben dasselbe Hunderte von Jahren im Munde geführt, aber wir fangen erst jetzt an, es auf wissenschaftlichem Wege zu verwirklichen.

Aus zwei annectirten Ländern.

Erzählungen eines deutschen Officiers.

10.

Nach ärztlicher Anordnung mußten meine Eltern und Alfreds Vater in diesem Sommer dieselben Badereisen, wie im vorigen Jahre machen. In Norderney wollte auch der Baron sich von den Anstrengungen der langen Reise erholen. Da erzählte Wichard uns eines Tags, daß sein Verwandter, der Flügeladjutant, ihm den auffallenden Rath ertheilt habe, während der Anwesenheit des Königs in Norderney auch dorthin zu kommen.

„Die Gelegenheit, daß der König Dich kennen lernt, ist dort günstiger. Du sollst Flügeladjutant werden," meinte Alfred.

„Obgleich ich dazu keine Neigung habe, beabsichtige ich doch, für vierzehn Tage hinzugehen," entgegnete Wichard.

Alfred stand unruhig auf. Fürchtest Du um Clotilde? dachte ich. Er wandte sich an Wichard: „Wird Frau von Leinau dort sein?"

„Sie will nicht wieder nach Norderney. Ich fahre nur meines guten Vaters wegen hin. Er hat sich von Christian und Friedrich, die im Herbst eine Universität besuchen sollen, schon wieder getrennt und sie in meine Schweizer Pension geschickt. — Laßt uns zusammen reisen."

Alfred verzögerte im Kampfe mit sich die Antwort. Dann sprach er: „Ich muß in der Nähe meines Vaters bleiben."

„Ich fahre mit. Vierzehn Tage Urlaub kann ich bekommen," antwortete ich.

In Norderney wohnte Wichard bei seinem Vater am Strande. Meine Mutter und Clotilde hatten ihre vorjährige, etwas abgelegene Wohnung wieder bezogen, über welcher sich eine Stube für mich fand. Wichard besuchte uns gleich und erneuerte die Bekanntschaft, die er mit Clotilde, als diese noch ein Kind war, gemacht hatte. Beide sahen sich verwundert in die Augen, überrascht von ihrer Schönheit, die sie zum ersten Male begriffen, und doch so vertraut, als hätten sie in den sechs Jahren immer mit einander fort gespielt. Als ich nach Wichards erstem Besuche mit ihm aus dem Hause ging, legte er, wie er zu thun pflegte, wenn er sich recht vertraulich mittheilen wollte, seinen Arm in den meinigen und sagte: „Ernst, wie ist Deine Schwester schön und lieblich geworden!"

Am Tage nach unserer Ankunft sahen wir den König, der, wie es hieß, in Norderney, seinem Lieblingsaufenthalte, immer in der heitersten Stimmung war, auf der Promenade. Die Civilkleidung, welche seine Blindheit leichter vergessen ließ, während sie die königliche Gestalt fast noch mehr hervorhob, stand ihm viel besser, als die Militäruniform, die er sonst immer trug. Er sprach mit mehreren Curgästen und längere Zeit sehr freundlich mit Wichards Vater. Darauf wanderte er mit Tante Balbina auf und ab, deren Begleiter, Herr Müller, in einiger Entfernung wartete, ob auch ihm das Glück der allerhöchsten Anrede beschieden werde. Während des Gesprächs mit Tante Balbina lachte der König mit seinem klangvollen Organ mehrere Male hell auf. Die Art, wie er mit ihr umging, ließ erkennen, daß er sich ihre Huldigungen gefallen ließ und an ihrer Unterhaltung sich belustigte, ohne daß sein Gefühl dabei irgendwie anders berührt war. Daß er ihr kleine Aufmerksamkeiten erwies, konnte nicht auffallen; denn um die Getreuen an sich zu fesseln, erfüllte er ihre Wünsche gern, vorausgesetzt, daß größere übrig blieben, deren Gewährung durch fortgesetzte treue Ergebenheit verdient werden sollte.

Als der König sich von Tante Balbina getrennt hatte, winkte der Flügeladjutant uns heran. Mit Wichard sprach Seine Majestät längere Zeit. Nach dem Ausspruch der Befriedigung, daß dessen Vater nach Norderney gekommen war, fragte er ihn nach seiner Reise durch Italien und Frankreich, hörte den Antworten aufmerksam zu und deutete einige Male durch sein Schweigen an, daß Wichard noch weiter sprechen möge. Dabei befühlte ihn der König, indem seine Finger, die so fein sich bewegten, als könnten sie sehen, von dem Haupthaar hinab über das Gesicht meines Freundes glitten. Auf diese Art suchte er sich in einzelnen Fällen von den ihm fremden Personen eine deutlichere Vorstellung zu verschaffen. Man konnte dies wohl für ein Zeichen besonderen Interesses halten. Bei mir glitt die Hand des Königs, als ich ihm jetzt genannt wurde und gegenüber stand, an meiner Schulter und Brust flüchtig hinab: auch bestand das Gespräch mit mir nur in der Bemerkung, daß meine Mutter, wie er hörte, schon im vorigen Jahre in Norderney gewesen und jetzt wieder hier sei.

An demselben Tage noch wurde der Baron mit Wichard zu der königlichen Tafel gezogen. Mir wurde diese Ehre am folgenden Tage zu Theil. Es mochten sechzehn oder achtzehn Couverts sein. Mein Platz wurde mir an einem unteren Ende der Tafel angewiesen, wo ich mit meinen Nachbaren nur wenige leise Worte wechselte. Der eine war der militärische Begleiter des Kronprinzen, der Premier-Lieutenant Graf von Bernstorff, ein Bruder der verstorbenen Hofdame; der andere der Herr Meding, von dem jetzt immer mehr gesprochen wurde. Nachdem er unter dem Vorwande, die Presse nach den Intentionen Seiner Majestät zu leiten, in die nächste Umgebung des Königs gekommen war, sollte er das allerhöchste Vertrauen ganz gewonnen haben. Er war von kleiner Gestalt, geschmeidig in seinen Bewegungen, aus seinem röthlichen Kopfe sahen die scharfen Augen etwas scheu hervor, sein Gespräch klang treuherzig, war aber doch sehr vorsichtig und Alles zusammen machte ihn zu einem Gesellschafter, gegen den man, ich möchte sagen instinctmäßig, zurückhaltend war.

Der König redete die vornehmsten Personen, deren Plätze ihm vorher be-

zeichnet oder auch ohne dies bekannt sein mochten, mit ganz richtiger Wendung seines Kopfes an. Da man wußte, daß ihm eine bescheidene Einmischung in das Gespräch nicht unlieb war, so hörte er alsbald andere Stimmen und es dauerte nicht lange, bis er über den Platz aller Anwesenden orientirt war. Er war in bester Laune. Trotzdem lag in den schönen Linien seines etwas bleichen Gesichts, welches ich genau betrachten konnte, neben dem Ausdruck des höchsten Selbstgefühls und des unbeugsamen Willens der schmerzliche Zug des unheilbar Erblindeten. Und dies betrübte mich um so mehr, als ich jetzt Gelegenheit hatte, die geistige Begabung, das ihn nie im Stich lassende Gedächtniß und die vielseitigen Kenntnisse, welche er besaß, zu bewundern und seine genaue, wohlklingende Redeweise zu hören.

Der Kronprinz Ernst August, welchen der König mit nach Norderney genommen hatte und mit dem ich nach der Tafel in eine längere Unterredung kam, hatte weder die schöne Gestalt, noch die einnehmenden Gesichtszüge seiner Eltern. Er war kleiner und breiter, als seine sechzehn Jahre erwarten ließen, und die Nase, die bei seinem Großvater, dem König Ernst August, charakteristisch hervortrat, bei seinem Vater fein, aber voll ausgebildet war, bei ihm auffallend eingedrückt. Er zeigte einen geraden, Schmeicheleien erkennenden und abweisenden Verstand, ein offenes, wahrhaftes Gemüth, leider nur nicht die Fröhlichkeit, welche seinem Alter wohl gestanden hätte.

Meine Mutter vermied die große Gesellschaft von Norderney. Einige nähere Bekannte bildeten ihren Kreis, in welchem nun Wichard erschien und der in diesem Jahre fast zahlreicher und lebhafter wurde, als meiner Mutter lieb war. Am wenigsten angenehm waren ihr die Fahrten auf dem Meere, die von Wichard auf das Bequemste eingerichtet wurden. Clotilde liebte sie am meisten, würde sie aber aus Rücksicht gegen die Mutter gern aufgegeben haben; doch diese wiederum wollte dem Kinde das Vergnügen nicht entziehen.

Eines Morgens war Wichard bei mir. Unter uns spielte Clotilde auf dem Clavier, welches für sie gemiethet worden war. Wir setzten uns an das offene Fenster und auch der nicht musikalische Wichard lauschte den Tönen, die von unten herauf klangen. Da hörte ich auf der Straße einen freudigen Ausruf. Die Stimme kam mir bekannt vor, ich stand auf, sah aus dem Fenster und trat gleich zurück. „Der König!" flüsterte ich. Nun blickten wir vorsichtig hin. Der König schritt am Arm des Flügeladjutanten langsam vor dem Hause auf und ab, um das Spiel meiner Schwester zu genießen. Clotilde, welche keine Ahnung von diesen Lauschern hatte, spielte immer weiter. Erst als sie geendet, ging der König fort. Anderen Tags redete er auf der Promenade meine Mutter an und sagte Clotilde schmeichelhafte Worte über ihr ausdrucksvolles Spiel. Beide freuten sich über diese Auszeichnung und dankten auf passende Art; sie legten aber dem angenehmen Vorfall keine übertriebene Bedeutung bei. Meine Mutter sagte vielmehr, damit Clotilde nicht eitel werde: „Kind, der König ist zu nachsichtig. Er hört ja ganz andere Clavierspieler."

Um so wichtiger erschien Tante Balbina die Begebenheit. Ihr ganzes Bestreben in Norderney ging dahin, sich dem Könige unentbehrlich zu machen und, wie es schien, auch für Herrn Müller die Gunst Seiner Majestät zu erlangen.

Einige behaupteten, sie wolle ihn heirathen und, weil sie unmöglich Frau Müller heißen könne, ihm den Adel verschaffen. Daß Letzteres ihr gelinge, bezweifelten die Meisten, weil der König aus Rücksicht auf den Adel des Landes in diesem Punkte vorsichtig sei. Andere meinten, der Zeitpunkt sei günstig: denn Herr Müller gehöre dem großen Comité für die Errichtung des Ernst-August-Denkmals an und da letzteres in der nächsten Zeit feierlich enthüllt werden sollte, so würde unter anderen, an dem Tage zu erwartenden Gnadenbeweisen vielleicht das „von" für Herrn Müller sich befinden. So dachte, glaube ich, Tante Balbina auch: wenigstens fesselte sie meinen Freund nicht mit der früheren Beflissenheit an sich. Erst nachdem der König sich über Clotildens Clavierspiel freundlich geäußert hatte, kam sie öfter zu uns. Nun versuchte sie, meine Schwester in ihre Nähe zu ziehen, was meine Mutter jedoch immer in höflicher Weise verhinderte.

Wichards Vater verlor plötzlich die Huld des Königs. Eines Tages hatte man Seine Majestät an dem Arm des Barons längere Zeit umhergehen sehen, ein Beweis, daß der Gegenstand des Gesprächs vertraulicher Natur war. In solchen Fällen mußte der Flügeladjutant zurücktreten, immer bereit, auf den ersten Wink des Königs dessen Arm wieder zu nehmen. Seitdem hatte Georg V. mit dem Baron, so viel man wußte, nicht wieder gesprochen und letzterer auch keine Einladung zur königlichen Tafel erhalten. Als ich Wichard hiernach fragte, erzählte er mir Folgendes: Der König hatte das Gespräch auf die schleswig-holsteinische Sache gebracht und der Baron die Gelegenheit benutzt, um seine Ansichten darzulegen. Der König hatte schweigend zugehört, war dann plötzlich stehen geblieben und, nachdem er den Arm des Flügeladjutanten erfaßt hatte, mit kaltem Gruß davon gegangen. Er mußte die Aeußerungen, welche die dänische Regierung tadelten, als gegen die dänische Majestät gerichtet, als revolutionär angesehen haben. Daß thatsächlich das Regiment in Kopenhagen ganz demokratisch war, ließ er vollständig unberücksichtigt.

„Deine Aussichten auf den Flügeladjutanten sind geringer geworden," sagte ich scherzend.

„Ich will gar nicht Flügeladjutant werden," antwortete Wichard mit Entschiedenheit. „Meinetwegen ist dieser Vorfall mir ganz gleichgültig. Er betrübt mich um des Königs willen und weil er meinen Vater gekränkt hat."

Der Baron selbst that, als wäre Nichts vorgefallen.

Einige Tage später war der Kronprinz beim Baden von einer Welle stärker als gewöhnlich erfaßt worden. Dienstbeflissene Badewärter waren herbei geeilt und hatten ihn aus dem Wasser geleitet. Er selbst glaubte nicht, daß er in Gefahr gewesen sei. Der König aber, dessen Umgebung die Sache anders aufgefaßt oder dargestellt hatte, pries die Errettung des Sohnes als eine himmlische Gnade, als das wunderbare Walten der schützenden Vorsehung. Der einzige Erbe des von Gott auserlesenen Hauses der Welfen war dem sicheren Tode wunderbar entrissen worden. Diese Nachricht verbreitete sich von der Insel rasch über das hannoversche Land und hatte eine Menge von Gott dankenden und dem Könige huldigenden Deputationen, Adressen und anderen Kundgebungen zur Folge, die an vielen Orten von den Behörden angeregt waren. Die unbefangenen Pex-

sonen dagegen, welche das Ereigniß auf Norderney erlebt hatten, wollten von einer Gefahr des Prinzen nichts wissen. Dem Grafen Bernstorff, einem geraden, einsichtigen und pflichttreuen Mann, der bald nach jenem Bade an des Kronprinzen Unterricht, welcher in dieser Stunde stattfinden sollte, erinnert hatte, war das Allerhöchste Erstaunen über die Zumuthung kund gegeben, unmittelbar nach einer so großen Begebenheit und göttlichen Fügung die gewöhnliche Tageseintheilung innehalten zu wollen. Er wurde seines Postens ungnädig enthoben.

Auch Wichards Vater hatte unbefangen geäußert, die Sache sei ja nicht so schlimm gewesen. Da dies zu den Ohren des Königs gekommen war, so hatte dessen freundlich begonnenes Verhältniß zu dem Baron nun ein für allemal ein Ende.

Der nächste Brief, den ich von Alfred bekam, enthielt Folgendes:

„Unseren Hofstattler hat das Ereigniß aus seiner Melancholie etwas aufgerüttelt. Du wolltest an meine Erklärung seiner auffallenden Verstimmung nicht glauben; mir wurde dieselbe neulich unerwartet bestätigt. Seine Thür war offen, er stand im Laden allein und hörte nicht, daß ich eintrat. Er sprach laut vor sich hin: „In den Verein — (offenbar den neuen, sogenannten großdeutschen) — bin ich eingetreten. Das war rechtschaffen; aber dat Annere dau ick nich.“ Mit dem letzten Ausruf konnte er nur meinen, was ich behauptete, daß er unter seinen Genossen politisch spioniren soll. Er ist eine ehrliche Seele. Die Lebensrettung des Kronprinzen hat sein loyales Herz ergriffen und ist zu einer Erheiterung für ihn geworden, weil sie ihm Gelegenheit gab, seine treue Anhänglichkeit an das Königshaus durch eine, wie er glaubt, bestens gelungene Illumination öffentlich zu zeigen. Er kam Morgens früh in unsere Stube. „Herr Lieutenant, ich wollte für einen Tag den König und die Königin haben.“ (Nämlich die Bilder über dem Sopha.)

„Wozu?“ fragte ich.

„Ich will illuminiren. Den König stelle ich oben hin, die Königin nehme ich aus dem Rahmen und in den setze ich ein Transparent.“

„Was für ein Transparent?“

„Am liebsten einen schönen Vers auf den Kronprinzen.“ Er hob die Bilder von der Wand, drehte das der Königin um, nahm einen Bleistift aus der Tasche und schrieb auf den Deckel: der Kronprinz. Dann zeigte er es mir. „So groß können die Buchstaben werden.“ Ich ergänzte die beiden Worte in gleich großer Schrift:

„Weil der Kronprinz nicht ertrank,
Jubeln unsre Herzen.
Gott zur Ehre und zum Dank
Brennen meine Kerzen.“

„Ach Herr Je!“ rief er, „da ist schon der Vers. Ja, das geht hinein. Schön! Aber der Kronprinz kriegt zu wenig.“

„Wie so?“

„Er müßte mehr geehrt werden.“

„Dann nehmen Sie Gott etwas weg und legen es dem Kronprinzen zu. Zum Beispiel: Ihm zur Ehre, Gott zum Dank.“

„So ist's recht! So will ich es machen."

„Nun baute er seine besten Sättel und Peitschen im Ladenfenster auf, stellte des Königs Bild oben und der Königin Rahmen mit dem Verse darunter in die Mitte, die Lichter dahinter und daneben und freute sich, als am Abend viele Menschen vorbei gingen und seine Illumination betrachteten."

Was Alfred hier erzählte, fand einige Wochen später eine komische Fortsetzung, der ein trauriger Schluß folgte.

An dem Geburtstage des Kronprinzen, den 21. September, wurde das Ernst-August-Denkmal vor dem Bahnhofe mit großem Pomp und feierlichen Ansprachen, die in der üblich gewordenen Weise übertriebene, an das Lächerliche streifende Huldigungen für das Welfenhaus enthielten, eingeweiht. Unter den Gnadenbezeugungen, welche der König an diesem Tage verkündigen ließ, befand sich für Herrn Müller der Guelphenorden unterster Classe, aber nicht das erwartete „von", was Tante Balbina sehr verstimmte.

Für den Abend des Einweihungstages war eine allgemeine Illumination der Residenzstadt in Aussicht genommen. Am Morgen hatte der Hofsattler aus unserem Zimmer abermals die Bilder des Königs und der Königin geholt, um sie heute auf dieselbe Weise, wie bei jener Illumination zu benutzen.

„Haben Sie schon einen Vers?" fragte Alfred. Er nickte schmunzelnd und ging davon.

Am Abend zeigte sein Ladenfenster dieselbe Ausschmückung, welche Alfred in seinem Briefe beschrieben hatte; nur der Vers, welchen der Hofsattler nach dem Muster des damaligen selbst gemacht zu haben schien, lautete anders, nämlich:

Ernst August von Erz und Stein
Freuest uns're Herzen.
Heller soll die Treue sein,
Als das Licht der Kerzen.

Das wäre nun recht schön gewesen, wenngleich der erzene König Ernst August nicht von Stein war, sondern auf Stein stand. Aber der Buchbinder hatte sein Ladenfenster ganz ähnlich geschmückt. Statt der Sättel und Peitschen hatte er Einbände aus der Zeit, als er noch für die königlichen Behörden arbeitete, statt des Bildes vom König Georg eins vom König Ernst August genommen und sein Vers lautete:

Ernst August von Erz und Stein,
Wie wirst Du's hier finden?
Sieh' auch gnädig hier herein,
Schaff' mir mehr zu binden.

Unsere sonst so stille Straße wogte an diesem Abend von Menschen, die, nur von dieser Illumination angezogen, über die sonderbare Harmonie der feindlichen Nachbaren und noch mehr über die Anspielungen des Buchbinders jubelten. Der Lärm wurde groß. Der Hofsattler stand in seiner Hausthür und schrie in höchster Aufregung: „De Baukbinner hat mi mienen Anfang ut de Werkstatt stehlen laaten." Der Tumult wuchs. Es dauerte lange, bis Polizeidiener, welche man hier für unnöthig gehalten haben mochte, von den großen Straßen und Plätzen herbei kamen. Dann mußte der Buchbinder seinen Vers wegnehmen.

Unser Hofsattler aber erkrankte und nach drei Wochen wurde er im Sarge

aus dem Hause getragen. Die Stadt Hannover hatte einen Rest ihres alten Kleinbürgerthums weniger.

Als wir einige Zeit hierauf bei dem Senator Wellmeier mit Aurelius zusammentrafen, führte das Gespräch von dem Denkmalfeste weiter. Aurelius beklagte den einreißenden Byzantinismus. Er fürchtete, daß diese Schmeicheleien bei jeder Gelegenheit, die so erfinderisch gewordene Liebedienerei, die Heranzwingung der Behörden, damit jedes Dorf die gewünschten Kundgebungen auf das Vollständigste in Scene setze, das Volk verderben und den blinden Welfenstolz des Monarchen zur Manie steigern würden.

„Und nun gar das Welfenmuseum!" rief der Senator aus. „Haben Sie den Anfang desselben, die Kronprinzen-Errettungs-Adressen, schon gesehen?"

„Ich war da," antwortete Aurelius. „Der alte Diener, der sie mir zeigte, schüttelte den Kopf und sagte ehrlich: Darüber muß erst Zeit vergehen."

„Daß man für das Museum ein altes Beinkleid als eine historisch merkwürdige Welfenhose entdeckt hat, bleibt immer lächerlich," sagte der Senator und setzte nach einer Weile hinzu: „Auch bei den neuesten allerhöchsten Gnadenbeweisen sind wieder arge Mißgriffe vorgekommen."

Hierauf sprach Aurelius: „Montesquieu sagt: das monarchische Princip vernichtet sich, wenn es seine Ehrenzeichen der wahren Ehre zuwider verleiht und Unwürdigkeiten mit Würden bekleidet. Der König sieht die Menschen nicht und die Königin kennt sie nicht; sonst würden sie einem Menschen wie dem von Hedem nimmer ihr Vertrauen schenken."

Er meinte einen vornehmen Herrn aus dem Hofstaat des Königs, welcher verschiedene Cassen zu verwalten hatte. Auf dem Gesichte dieses Mannes stand allerdings neben einem grenzenlosen Hochmuth etwas vom Verbrecher geschrieben.

„Er spielt ja wohl hoch?" fragte der Senator.

„Hoch, unglücklich und doch immer mit baarem Gelde. Keiner weiß, woher er es nimmt. Man vermuthet, aus den Cassen seiner Verwaltung."

„Mein Gott!" rief ich aus. „Wie ist so etwas unter dem Oberhofmarschall von Malortie möglich? Der ist doch ein rechtlicher Mann."

„Ein rechtschaffener und kluger Mann," entgegnete Aurelius, „der aber Mühe hat, die Dinge, für welche er die persönliche Verantwortung trägt, in Ordnung zu halten. Er muß sich wohl hüten, die Zahl seiner Feinde höchsten Orts, da er für einen Preußenfreund gilt, zu vermehren. Der König würde es kaum für möglich halten, daß ein Herr seines Hofes, von dem er nur die allertreuesten Worte hört, ein Spitzbube sein kann. Und vielleicht fehlen noch die Beweise."

Diese scharfen Aeußerungen des sonst so ruhigen Aurelius erschienen mir, obgleich sie im vertrauten Kreise blieben, zu weitgehend. Wir schwiegen, bis der Senator das Wort nahm: „Ich glaube auch, ein sehender Monarch würde sich mit der Häßlichkeit des Grafen Borries abfinden, das Saloppe seines Exterieurs sich verbitten und übrigens den Mann nach Gefallen gebrauchen, ein Gesicht wie des von Hedem aber nicht um sich dulden. — Mich betrübt am meisten," fuhr er nach einer Pause fort, „daß der Kronprinz in solcher Luft aufwächst, in der

seine Seele nicht gedeihen kann. Nicht einmal der Unterricht des jungen Prinzen wird ernst genommen."

„Gewiß ist es zu beklagen," ergänzte Aurelius, „daß die guten Anlagen des Kronprinzen nicht richtig geleitet werden und seine Kenntnisse so äußerst lückenhaft bleiben. Dies kann dem König bei seinem eigenen Verstande nicht unbekannt sein und dennoch." —

Im November — Alfred saß an seinem Schreibtische, ich an dem meinigen — erhielt ich ein Telegramm, welches mich erschreckte und betrübte. Es war von meinem Vater und lautete: „Alfreds Vater vor einer Stunde am Herzschlag schmerzlos gestorben."

Ich faßte mich einen Augenblick. Dann trat ich an den Ahnungslosen hinan, legte meine Hand auf seine Schulter und sagte: „Armer Freund!"

„Was ist?"

„Dein Vater —"

Er entriß mir das Telegramm und legte, als er es gelesen, den Kopf in seine Hände.

„Ein schöner Tod," flüsterte ich. Er neigte das Haupt. Einige Minuten war es ganz still um uns. „Ich reise sogleich," sagte er aufstehend.

„Ich begleite Dich."

Dankend drückte er mir die Hand. Wir erbaten Urlaub. Wichard, den ich benachrichtigen ließ, kam in herzlicher Theilnahme und blieb bei uns, bis wir abreisten. Alfred sprach kaum ein Wort, seine Züge redeten von der Heftigkeit seiner Gefühle. Ich dachte über ihn nach. Was wird er nun beginnen? Ich ahnte schon länger, daß der Plan, einen anderen Beruf zu ergreifen, ihn beschäftige. Er sprach hiervon, wie von Allem, was ihn allein anging, nie; in seiner Selbstlosigkeit wollte er auch die nächsten Freunde nicht belasten. Um so mehr hatte mich die Ueberzeugung, daß er sich nicht befriedigt fühlte, beunruhigt. Er erfüllte seine Dienst- und Standespflichten mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit, er genoß die größte Achtung der Kameraden und Freunde; aber sein reger Geist verlangte nach Thaten. Vielleicht hatte ihn nur die Liebe zum Vater, dem er keine Sorge bereiten wollte, bis jetzt bei uns gehalten. Die Erbschaft, welche ihm zufiel, setzte ihn in den Stand, einige Jahre unabhängig zu leben. Würde er dies benutzen, um den Rock des Königs auszuziehen, seiner Sehnsucht in die Ferne nachzugeben und ein anderes Ziel zu verfolgen? Oder hielt ihn die Neigung zu meiner Schwester? Würde er in der Ehe mit ihr befriedigt sein und bleiben? Meine Eltern konnten die Tochter keinem treueren Mann anvertrauen. Aber würde Clotilde ihm ihre Liebe schenken? In der nächsten Osterzeit sollte sie confirmirt werden. Noch wenige Jahre und beide konnten ein glückliches Paar sein. —

In Stade erwarteten die Eltern mit Clotilde uns. Diese und Mutter waren schwarz gekleidet. Clotilde reichte mit Thränen in den Augen Alfred die Hand und sagte dabei nichts anderes, als: „Lieber Alfred".

Wir begleiteten den Verstorbenen zu der ihm vorangegangenen Gattin nach dem Kirchhof an der Höhe, wo beide unter Bäumen ruhen. Dann mußte ich

nach Hannover zurück. Alfred hatte bis Neujahr Urlaub und ich fuhr zum Weihnachtsfeste wieder nach Stade.

Alfred war in der Zwischenzeit mit der Regelung des Nachlasses seiner Eltern vollauf beschäftigt gewesen. Er hatte sich dieser traurigen Pflicht mit seiner ganzen Tüchtigkeit, aber auch mit seiner ganzen weichen Empfindung hingegeben. Von den Gegenständen, welche die Eltern längere Zeit benutzt hatten, wollte er nichts in fremden Besitz kommen lassen. Gegen den Rath meiner Mutter behielt er fast einen Haushalt beisammen. Alles wurde wohl verpackt und einer sorgsamen Aufbewahrung übergeben. In die Nächte hinein las er die Schriftstücke, die er vorgefunden hatte. Manches verbrannte er, das Meiste ordnete er zur Aufbewahrung. Sein Vater hatte viel über die schleswig-holstein'sche Frage und die Kriegsjahre 1848 bis 1850 geschrieben, wovon auch die Briefe aus diesen Jahren hauptsächlich handelten. Außerdem fand sich eine Menge von Druckschriften über denselben Gegenstand in dem Nachlasse.

Alfred äußerte sich hierüber gegen mich: „Das Lesen hat mich traurig gemacht; aber es ist mir, als müsse ich meine mißhandelte Heimath um so mehr lieben. Vater, welcher der Augustenburg'schen Herzogsfamilie niemals persönlich nahe gestanden hat, vertheidigt ihre Rechtsansprüche mit großer Wärme und Entschiedenheit. Es scheint, daß der Herzog Christian auf seinen ehemaligen Besitzungen nicht beliebt gewesen ist und mit aus diesem Grunde der dänische Einfluß in jener Gegend so rasch sich ausbreiten konnte. Mit Unrecht dagegen werfen Viele dem Herzog vor, daß er die Entschädigung von Dänemark angenommen hat. Hierzu war er durch die Noth gezwungen, denn er besaß nichts und seine mit ihm vertriebenen Beamten wandten sich an ihn um Brot für ihre Familien. Auch hat er das Geld nur für seine Privatgüter bekommen; mit seinen politischen Ansprüchen hat dies nichts zu thun. — Doch, was wichtiger ist, das Deutschthum ist in Schleswig schändlich verletzt."

Im Weihnachtsfeste schenkte Alfred uns Andenken, die er mit zartem Sinn aus dem Nachlaß seiner Eltern ausgesucht hatte; meiner Schwester gab er ein goldenes Kreuz, welches seine Mutter viel getragen hatte. Als er uns die Geschenke reichte, schien er besorgt zu sein, wie meine Eltern, wie besonders Clotilde sie aufnehmen würden. Die Freude, welche uns diese Andenken machten, die Rührung und der warme Dank Clotildens erleichterten sein Herz. Ueberhaupt war das Verhältniß zwischen Alfred und meiner Schwester nicht mehr so unbefangen wie früher. Zwar hatte das vertrauliche „Du" zwischen ihnen noch nicht aufgehört und Clotilde sprach es so natürlich wie sonst aus, während es aus seinem Munde etwas verlegen klang. Aber das Benehmen Beider war zurückhaltender, der Austausch ihrer Gedanken nicht mehr so kindlich. Clotilde war fast ein erwachsenes Mädchen und in Alfreds Herz begann der Kampf der Liebe mit der Furcht vor getäuschter Hoffnung.

Wir kehrten zusammen nach der Residenz zurück, wo wir nun ein sehr häusliches Leben führten. Ich arbeitete fleißig für die Generalstabs-Akademie und Alfred vertiefte sich in seine geographischen Studien, nahm auch Unterricht in der italienischen und spanischen Sprache, die er, wie er sagte, in den fernen Ländern zu gebrauchen hoffte. Er machte Pläne für eine lange Reise.

Wichard gab sich nicht so leichten Sinnes wie ehedem den Vergnügungen der vornehmen Welt hin. Er beschäftigte sich regelmäßiger mit guten Büchern und nahm an den Gesellschaften, denen er sich nicht entziehen konnte, mit mehr Gelassenheit Theil. Dann und wann waren wir bei Tante Balbina, welche sich die Gunst des Königs zu erhalten wußte, Herrn Müller noch immer festhielt und mit ihrem Consistorialrath in regem Verkehr zu stehen schien. Trafen wir Felicia und die Melanie, so machte Tante Balbina, wohl um diese Beiden zu reizen, Wichard förmlich den Hof, während sie sonst nicht mehr die frühere Beflissenheit ihm zuwandte; sie hatte ihn für sich aufgegeben. Das Verhältniß zwischen Wichard und Felicia war ganz freundschaftlich geworden. Eine Herzensneigung für meinen schönen Freund quälte wohl nur noch die Melanie.

Im April fuhr ich nach Stade zu Clotildens Confirmation, Wichard nach seinem väterlichen Gute, da auch seine Schwester confirmirt wurde. Und in Hannover fand am Geburtstage der Königin, am 14. April, die Confirmation des Kronprinzen statt. Der König wollte der Feier eine besondere Weihe geben und verhieß an diesem Tage die Einführung eines neuen Landeskatechismus, welcher die Veranlassung der merkwürdigen Vorfälle wurde, von denen ich später Einiges werde sagen müssen.

Mit Clotildens körperlichem Befinden waren die Eltern nicht zufrieden. Sie sah blühend aus, aber eine Erkältung hatte seit dem Winter nicht von ihr gelassen. Unser Hausarzt rieth für sie jetzt ein ruhiges Leben auf dem Lande an. Da nun der Baron und die Baronin schon mehrere Male den Wunsch geäußert hatten, zu Adelens Gesellschaft meine Schwester bei sich aufzunehmen, so brachten meine Eltern Clotilde nach dem holsteinischen Gute.

11.

Der Frühling war in voller Pracht. Ich rüstete mich zur Abreise, um mich zum ersten Male als Topograph zu versuchen. Alfred und ich saßen in unserem Zimmer bei offenen Fenstern. Die erste Mondsichel stritt mit der Venus um den helleren Glanz; die Luft war warm wie in einer Sommernacht. Wir beabsichtigten noch auszugehen, um den schönen Abend im Freien zu genießen. Da stürzte Wichard herein. Er war sehr aufgeregt. „Gut, daß ich Euch treffe! Bitte, macht die Fenster zu."

In spannender Erwartung, was wir hören würden, schloß ich die Fenster.

„Ich mag kaum sagen, was ich erlebt habe, aber ich muß," fing er an.

„Ein Unglück ist Dir nicht begegnet, das sehe ich Dir an; also setze Dich ruhig hin und erzähle ordentlich," sprach Alfred.

Wichard warf sich in die Sophaecke und schwieg.

„Hast Du einen schlimmen Streit gehabt?" fragte ich.

„Noch nicht," antwortete er.

„So erzähle doch!"

„Ich muß von Anfang anfangen. Ich erzähle, was ich erlebt habe, weil es Jemand wissen muß. Künftig verlasse ich mich auf Niemand außer Euch!"

„Die Einleitung ist lang," warf ich hin.

„Vor acht Tagen — dieses habe ich Euch nicht erzählt, weil es nicht nöthig

war — hatte die Melanie mich durch ein Billet eingeladen, gegen Abend zu ihr zu kommen, um eine Aufführung zu besprechen, mit welcher des Königs Geburtstag gefeiert werden sollte. Ich fand sie allein."

„Ha, ha," unterbrach Alfred.

„Ja, Du hast Recht. Im Halbdunkel. Da empfing sie mich zärtlich flüsternd — das Weitere könnt Ihr Euch denken. Ich bin sogleich weggegangen und habe das Weib nicht wieder angesehen. Heute nun bat Timon mich, mit ihm nach Herrenhausen zu gehen, um mit mehreren Herren vom Hofe über eine Parade churhannoverscher Soldaten zu sprechen, welche die Herren zu Königs Geburtstag vorbereiten möchten. Wir blieben in unserer Messe zusammen, bis es Zeit war; dann gingen wir nach Herrenhausen. Timon führte mich in den großen Garten. Wir sollten, wie er sagte, im Heckentheater, welches für die Vorstellung in Aussicht genommen sei, die anderen Herren treffen. Ihr kennt die hohen, dichten Hecken, welche die Quarrés umschließen, in die man durch eine kleine Pforte gelangen kann. Man ist in ihnen sicher, nicht gesehen zu werden und in vergangenen Tagen mögen sie manchem Stelldichein gedient haben. Ich bin heute zum ersten Male in ein solches Blumenparadies gekommen.

„Hier begegnete uns der fatale Herr von Hedem. Er kam auf Timon zu. „Bitte," sagte er, „gehen Sie erst mit mir, ich habe Ihnen Etwas zu sagen." Dann wandte er sich an mich: „Treten Sie so lange hier hinein, da können Sie es sich bequem machen." Er schloß die in der Hecke versteckte Pforte auf, ließ mich ein und ging mit Timon davon.

„Erst glaubte ich, allein zu sein: die Abenddämmerung machte den Raum innerhalb der hohen Laubwände fast dunkel. Blumenduft umgab mich. Ich ging vorwärts. Da bewegte sich in der Ecke, der Pforte gegenüber, Etwas. Eine Frauengestalt erhob sich und machte ein paar Schritte mir entgegen, dann blieb sie stehen. Ich näherte mich ihr. Die Königin! — Es war ihre Gestalt, ihre Tracht, das Gesicht verschleiert. Ich eilte hinzu, die Hand zu küssen, welche sie mir entgegen reichte, aber — denkt Euch dieselbe Scene, wie bei der Melanie, nur daß die Dame kein Wort sprach. Ihr den Schleier abzureißen, hinderte mich die Scheu. Ich entwand mich, stürzte nach der Pforte; ich weiß kaum, wie ich hinausgekommen bin. Ich eilte weiter, kein Mensch begegnete mir. Da stand ich vor dem rothen Seil, welches den für die königliche Familie reservirten Garten absperrt. Ich muß mir in diesem Augenblick eingebildet haben, daß ich mich innerhalb des verbotenen Raumes befinde und so schnell wie möglich hinaus müsse. Ich sprang über das Seil und eilte vorwärts. Da — wie erschrak ich und wie erleichtert fühlte ich mich zugleich! — trat hinter einem Gebüsch die Königin, unsere wirkliche Königin, unverschleiert und ganz allein, hervor. Sie erstaunte, als sie mich sah. Ich blieb wie gebannt stehen. Sie erröthete. Meine Augen haben gewiß aus Freude geglänzt. Sie blickte mich einige Augenblicke gnädig an, sie war sehr hübsch in ihrem Erstaunen und Erröthen. Endlich neigte ich mich tief vor ihr und brachte die Worte heraus: „Verzeihung, Euere Majestät!" — „Was führt Sie hierher?" fragte sie freundlich. „Ich habe mich verirrt," antwortete ich nun mit mehr Fassung. „Man hat mich zu einer Besprechung des Festes für Seiner Majestät Geburtstag bestellt, im großen

Garten hat Herr von Hedem meinen Begleiter Timon weggeführt; so bin ich hierher gekommen." — „Dann gehen Sie dort, da kommen Sie durch das Schloß auf den Schloßhof."

Indem sie dies sagte, reichte sie mir die Hand auf eine Weise, welche andeutete, daß ich nicht länger verweilen solle. Da bin ich durch das Schloß an den, mich verwundert anblickenden, Lakeien vorbeigegangen und hierher geeilt. Nach dem Heckentheater wollte ich nicht mehr; denn ich habe das Gefühl, daß man ein schändliches Spiel mit mir trieb. Ich werde Timon und Hedem zur Rede stellen."

„Worüber?" fragte Alfred schnell. Ohne jedoch die Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Laßt uns in's Freie gehen, da überlegen wir angenehmer."

Diesen Vorschlag nahmen wir gern an. Auf der Straße konnten wir über Wichards Abenteuer nicht reden. Dadurch wurden wir ruhiger. Alfred führte uns vor das Thor, dorthin, wo auf dem Wege nach Herrenhausen das Haus der Melanie stand. Nicht weit davon, auf einem Platze, wo man jeden Wagen, der von Herrenhausen kommt, rollen hört, setzten wir uns auf eine Bank. Hier lauschte Niemand.

„Ich glaube auch," fing jetzt Alfred an, „daß man mit Dir ein schändliches Spiel treiben wollte. Die schlauen Menschen sind oft dumm; in diesem Falle, weil sie Dich und die Königin so falsch beurtheilten."

„Die Königin?" fragte Wichard.

„Worüber wolltest Du diese Intriganten zur Rede stellen? Sie würden wiederholen, was sie Dir vor ein paar Stunden sagten und wolltest Du weiter in den Gegenstand eingehen, so würdest Du die verschleierte Melanie — wir drei sind überzeugt, daß sie Dich auch in dem Blumenparadies umarmt hat —"

„Ja!" unterbrach ihn Wichard. „Und sie verdient, compromittirt zu werden."

„Sie wird sich nicht compromittiren lassen. Sie würde einfach leugnen und es würde Dir ergehen, wie es Joseph durch Potiphar's Weib erging."

„Ein solches Weib in der Gesellschaft der Königin!" warf ich ein.

„Wir müssen diese Blutsauger und Verführer mächtigeren Richtern überlassen," sprach Alfred weiter. „Vorläufig sind *sie* noch mächtig und dem Mächtigen wird Niemand gern Feind. Deshalb würdest Du, würde Wichard genügenden Beistand in dem Kampfe gegen dies Weib nicht finden."

Ich mußte dies als richtig anerkennen und sagte nur: „die arme, schutzlose Königin!"

„Ihre Tugend schützt sie," entgegnete Alfred.

Schon waren mehrere von Herrenhausen kommende Wagen vorbeigefahren. Jetzt nahte sich einer dem Hause der Melanie. „Wartet hier, bis ich wieder komme," sagte Alfred und ging davon.

Wir saßen schweigend nebeneinander, bis Wichard begann: „Ihr habt Timon nie getraut. Ich möchte ihn niederschießen; aber Alfred hat Recht."

„Warte ruhig ab, was Timon Dir sagt und bleibe kalt bis an's Herz hinan."

„Versuchen will ich es. Die Gesellschaft, in die ich gerathen bin, widert mich jetzt an. Wie komme ich da hinaus?"

Alfred kehrte zurück. „Aus dem Wagen stiegen die Melanie, Timon und

Melet," erzählte er. „Das ist mir Beweis genug. Sie lachten, als sie sich trennten: es klang aber nicht vergnügt. Der fehlgeschlagene Angriff auf die Königin ist ihnen unbequem."

„Was meinst Du eigentlich?" fragte Wichard. „Du sprachst schon ein Mal undeutlich von der Königin."

„O, Du mein einfältiger Freund!" antwortete er. „Hast Du es noch nicht begriffen? Wärst Du dem Bilde der Königin erlegen, so hätten sie gegen diese selbst mehr gewagt."

„Mein Gott!" rief Wichard; „aber zu welchem Zwecke?"

„Zu mehreren Zwecken. Die Verschworenen hofften, die Königin in die Hand zu bekommen. Timon hätte dies für sich, Melet für die Jesuiten ausgenutzt. Hedem dachte vielleicht, daß die Königin für seine Verschwiegenheit das Deficit in seinen Cassen auf sich nehmen solle."

„Alfred!" fiel ich ihm vorwurfsvoll in's Wort, weil mir diese Annahme zu dreist erschien.

„Derartiges läßt sich gewöhnlich nicht beweisen; aber ich glaube, daß es sich so verhält."

Am folgenden Abend kam Wichard wieder zu uns. „Nun, was hat Timon gesagt?"

„Er drückte sein Erstaunen aus, daß ich nicht nach dem verabredeten Platze gekommen sei. Er habe mich vergeblich gesucht. Am Abend habe die Königin erzählt, wie ich plötzlich vor ihr erschienen sei."

„Was sagtest Du?"

„Ihre Majestät hat mir mein Versehen verziehen." — „Das hat sie gewiß," erwiderte er mit einem ganz widerwärtigen Lächeln und ging weg. Ich mag in der Gesellschaft nicht mehr sein. Ich will in eine andere Garnison. Ich bitte um die Versetzung zur Cavallerie unter dem Vorwand, daß ich auch diese Waffe kennen zu lernen wünsche."

„Nicht gleich," rieth Alfred. „Gib den Leuten keine Gelegenheit zu schwatzen. Und die Sache selbst bedarf einer ruhigen Ueberlegung. Aendere vorläufig in Deinem Leben Nichts."

In der folgenden Woche bekam Wichard einen Brief von seinem Vater, worin dieser ihn aufforderte, nach Berlin zu fahren. Der Baron wollte sich in einer Angelegenheit seiner Söhne Christian und Friedrich, die in Berlin studirten, dorthin begeben. Unser Freund versprach, den Grafen Eberhard aufzusuchen und reiste ab zu unserer Freude, weil er hierdurch für die nächste Zeit von dem hannoverschen Hofe entfernt wurde.

Die Vermuthungen über Diebstähle an Königlichen Privatcassen erwiesen sich bald nachher als begründet. Den Namen Hedem brauche ich in meiner Geschichte nicht weiter zu nennen. Der Mann ist im Zuchthause gestorben.

Mein Bedienter hieß Heinrich Lang, er war Soldat in meinem Regiment, ein hübscher Mensch und fromm erzogen. Sein Vater lebte als Stellmacher in Diepholz schlicht und recht und hatte dem einzigen Sohn das Handwerk gelehrt. Heinrich Lang's Schulbildung war in unserer Compagnieschule noch etwas gefördert worden; seit er bei mir war, gab ich ihm nützliche Bücher und allerlei

zu schreiben und, als meine Verwendung bei der Landesvermessung in Aussicht stand, auch die einfachsten Vorschriften für das Planzeichnen. So hatte er gelernt, Wälder, Hecken, Wiesen und dergleichen verständlich darzustellen, was mir nachher zu statten kam, indem er leichte Croquis anfertigte, die für meine Orientirung brauchbar waren.

In seiner Begleitung, mit Meßtisch und Kippregel ausgerüstet, reiste ich nun ab. In dem Terrain, welches ich aufnehmen sollte, lag weder eine Stadt, noch ein größeres Gut oder Amtssitz, aber ein Kirchdorf in der Mitte, welches ich zum Wohnort wählte. Der Krug war kein passender Aufenthalt, ich zog zu einem wohlhabenden Bauern, Namens Kort. Er vermiethete mir zwei große, saubere und mit guten Möbeln ausgestattete Stuben, seine Frau kochte für mich kräftige Suppen und wohlschmeckende Gemüse und seine hübsche, achtzehnjährige Tochter Minna trug auf blankem Geschirr die Speisen auf meinen Tisch.

Der Bauer Kort, seine Frau und drei Kinder waren von hoher Gestalt. Heinrich Lang, der auch nicht klein und immerhin größer war als Minna Kort und ebenso groß wie der jüngste, sechzehnjährige Hausjohn Friedrich Kort, erschien klein neben dem Bauern und seinem ältesten Sohn Wilhelm. Als ich mit dem Vater näher bekannt war, sagte ich ihm ein Mal scherzend, er müßte eigentlich Lang und mein Bedienter Kort heißen. Er verstand den Scherz, nahm ihn aber etwas übel und sagte stolz: „Mien Name steit mi beter an."

Wilhelm Kort war Garde-Cüraissier und, wie es die Organisation der hannoverschen Cavallerie mit sich brachte, mit seinem königlichen Dienstpferde auf großem Urlaub. Diese Leute, die fortwährend Gehalt bezogen und jeder Zeit zum Dienst einberufen werden konnten, auch von Officieren des nächsten Cavallerie-Regiments inspicirt wurden, mußten ihr Dienstpferd auf Kosten des Hofes in guter Verpflegung halten, und da dies nur bei wohlhabenden Bauern geschehen konnte, so dienten meistens deren Söhne in der Cavallerie. Auf solchen Bauerhöfen befand sich denn auch eine eigene Stube, die „Rüterkamer", für den Cavalleristen, sowie ein besonderer Stall für sein Pferd. Mein Pferd erhielt ebenfalls einen Stall für sich und Wilhelm Kort machte sich ein Vergnügen daraus, für dasselbe bestens zu sorgen.

Außer diesen Menschen waren noch Knechte und Mägde auf dem Hofe, die ihre Wohnungen und ihren Tisch abgesondert hatten.

Dem Pastor, er hieß Friedemann, machte ich meinen Besuch. Er war wegen seiner Frömmigkeit, die nicht unduldsam war, und seiner werkthätigen Liebe im Dorfe sehr geachtet, ein gebildeter Mann und guter Clavierspieler. Seine Predigten hörte ich allsonntäglich, hielt auch Heinrich Lang zum regelmäßigen Kirchenbesuch an; und da ich den Pastor zuweilen um die Abendstunde, wenn er mit seiner langen Pfeife in dem kleinen Obstgarten oder in seiner Studirstube auszuruhen pflegte, Gesellschaft leistete, so befreundete er sich mit mir und erfreute mich gern durch sein Clavierspiel. Er gehörte der alten Schule an, welche unsere Classiker der neuen Musik vorzieht. Am liebsten spielte er und hörte ich Beethoven.

Eines Abends fragte er mich nach dem Welfenmuseum, wovon er in der Zeitung gelesen hatte, und zeigte mir ein altes Familienpapier, — seine

Väter waren durch viele Generationen Pastoren gewesen — welches, wie er meinte, für die Familiensammlung unseres Königshauses mehr Werth als für ihn habe. Es war ein Schutzbrief, welchen der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs einem Philipp Christoph Friedemann, dessen Gastfreundschaft er genossen zu haben scheint, ausgestellt hatte. Der Pastor war geneigt, das Blatt dem Welfenmuseum zu schenken und wollte sich nach dem Wege, der hierbei einzuschlagen sein möchte, erkundigen.

Von den Freunden schrieb Wichard mir zuerst. Die Veranlassung, welche seinen Vater diesmal nach Berlin geführt hatte, war nicht erfreulich. Es war die zunehmende Unzufriedenheit seines Sohnes Friedrich, der zu dem lebensfrohen Christian nicht paßte, Berlin nicht leiden mochte, den Verkehr des älteren Bruders mit Commilitonen guter preußischer Familien mied und träumerisch seine eigenen Wege ging. Der Baron hatte nun gestattet, daß Friedrich im Herbst nach München gehe, während Christian in Berlin weiter studiren würde. Die preußische Hauptstadt hatte Wichard gefallen. Er hatte die große Frühjahrsparade gesehen, wobei die Masse der Truppen und ihre Ausbildung ihn in Erstaunen setzte und den Grafen Eberhard kennen gelernt, der Alfred und mir Grüße schickte. Dem Wunsche Wichards, zur Cavallerie überzutreten, hatte der Baron nachgegeben. Die Schritte, ihn zu verwirklichen, waren geschehen. Der meinem Freunde verwandte Flügeladjutant hatte seine Hilfe zugesagt, die Versetzung war in nächster Zeit zu erwarten.

Schon der zweite Brief Wichards enthielt die Nachricht, daß sie erfolgt sei. Er war zu den Garde-Cürassieren, deren Stabs-Quartier Northeim war, versetzt worden und schrieb sehr zufrieden. Das Officiercorps wäre charmant, die Umgegend angenehm. Nur die Trennung von seinem alten Regiment, von Alfred und mir beklagte er. Der Schluß dieses Briefes enthielt die mich überraschende Notiz: „Hier sind die Menschen sehr erregt durch die Abschaffung des alten Landes-Katechismus und die Einführung des eben erschienenen neuen."

Letzteres wußte im Dorfe noch Niemand, selbst der Pastor nicht, zu dem ich am Abend ging. „Daß ein neuer Katechismus kommen sollte, erwarteten wir ja," sagte der würdige Herr. „Ich hoffte, daß man davon Abstand nehmen würde und habe meiner Gemeinde noch nichts darüber gesagt. Die Bevölkerung, besonders auf dem Lande, hängt am Hergebrachten und sieht den Katechismus, welchen sie immer gehabt hat, als ein Stück ihres Leibes an. Die Sache wird uns Sorge und Noth bereiten."

Der neue Katechismus war das Werk der Orthodoxen in der Residenz. Zu seinen Urhebern wurde vor Allem der Consistorialrath gezählt, der bei Tante Balbina aus- und einging. Anhänger dieser Richtung beiderlei Geschlechts hatten dem König vorgespiegelt, daß der alte Katechismus dem Bedürfniß der Zeit nicht mehr genüge und die orthodoxe Geistlichkeit hatte nach erlangter Königlicher Zustimmung einen Katechismus verfertigt, welcher ganz geeignet war, das Gefühl der Protestanten zu verletzen. Besonders erregte das darin aufgenommene „Amt der Schlüssel" Anstoß. Der neue Katechismus rief bald, nachdem er bekannt geworden war, im ganzen Lande heftigen Widerspruch hervor; schon bei der Nachricht, daß der alte abgeschafft sein sollte, gab sich eine Bewegung, besonders

in den untern Volksclassen kund, deren man die ruhigen Hannoveraner kaum für fähig gehalten hätte.

An einem der folgenden Tage, zu einer Zeit, als erst wenige Bauern des Dorfs den neuen Katechismus kannten, stand ich an meinem Meßtisch auf dem Felde. In der Nähe wurde Getreide gemäht. Als die Knechte und Mägde mich sahen, ließen sie von ihrer Arbeit und kamen zu mir. „Herr Lieutenant, is denn dat richtig? Sö wi usen Katechismus nich behollen?" Ich antwortete, daß ich ihnen keinen genauen Bescheid geben könne; ich hätte aber dasselbe gehört. „Dat laat wi us nich gefallen!"

Abends hatte ich mich im Gespräch über diesen Gegenstand länger als gewöhnlich bei dem Pastor aufgehalten. Als ich nach Hause kam, saß die Familie Kort auf der Diele am Abendtische. „Setten Sei sick!" lud der Bauer mich ein.

„Wat seggt de Herr Pastor to de Sake?" fragte Frau Kort.

„Er hofft, daß sie zur Zufriedenheit geordnet wird. Er glaubt, unser König habe die Liebe des Volks zum alten Katechismus nicht gekannt."

„Dat hat hei ok nich," nahm der Bauer das Wort. „Der blinne Mann, hat schlechte Rathgebers. Hei solle usen Amtmann und usen Pastor taur Regierung nähmen, dat wöre kläuker."

„Meiner Seele Seligkeit!" rief nun Frau Kort. „Dat olle Bauk laat wi nich. Wat use König will, dau wi jo geern; aber dütt könn wi nich. Dann möt wie utwannern." Und sie fing an zu weinen.

„So schlimm ist es ja noch nicht," tröstete ich sie. „Wenn der König erst erfahren hat, daß das Volk den alten Katechismus behalten will, wird es wohl dabei bleiben."

„Dat mott et ok," sprach der Bauer. „Wenn de Schaulmester mit den nieen Katechismus unnerrichten will — wat wi daun möt, möt wi daun; aber dat annere fallt weg." Er meinte die Geschenke, welche dem Haushalt des Schulmeisters aus Feld und Stall der Bauern zuzugehen pflegten. „Morgen hebben wi 'ne Versammlung. — Un nu möt wi upstahn."

Er erhob sich, die Seinigen mit ihm; ich that dasselbe. Er faltete die Hände und betete: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel." Nach einer Pause setzte er hinzu: „Un ok von düssen nieen Bauk. Amen!" Und „Amen!" sprachen Frau Kort und ihre Kinder mit vernehmlicher Stimme.

In meiner Stube meldete mir mein Bedienter, daß meine beiden Arbeiter, welche die Meßgeräthe trugen und andere nothwendige Handleistungen bei meiner Arbeit verrichteten, morgen nicht kämen. Die Leute ließen die Ernte, ließen ihren Verdienst, um zu der Versammlung zu gehen. Ich mußte also am folgenden Tage meine Arbeit aussetzen und ging auch zu der Versammlung vor der Kirche. Die Gegenwart des Pastors hielt die Leidenschaft der Leute nieder. Die Berathung dauerte lange, obwohl Alle einig waren, daß sie um keinen Preis den alten Katechismus missen wollten. Männer und Weiber sprachen durcheinander; aber im Ganzen herrschte Besonnenheit. Man kam zu dem Entschluß, eine Deputation an das königliche Amt zu entsenden und der Pastor erbot sich, dieselbe zu begleiten. Nach diesem Ergebniß trennte die Menge sich noch nicht; ich aber ging nach Haus, den nächsten Weg durch Kort's Garten.

Hier in der Jasmin-Laube stand Heinrich Lang mit Minna Kort in sehr traulichem Gespräch. Die Mutter, welche sonst ihre Tochter streng im Auge hatte, war bei der Versammlung. Als Minna Kort mich sah, schrie sie auf, legte beide Hände vor ihr glühendes Gesicht und lief an mir vorüber in's Haus.

„Komm' mit!" befahl ich meinem Bedienten und ging in meinen Pferdestall, wo Keiner uns hören konnte. „Hast Du ein Auge auf das Mädchen geworfen?" Er schwieg. „Mache sie nicht unglücklich, der stolze Bauer giebt sie Dir nicht." Der arme Kerl wurde ganz blaß. „Wenn ich Dich noch einmal so mit ihr treffe, schicke ich Dich zum Regiment."

Nach der heutigen Versammlung trat in der Dorfbevölkerung einige Ruhe ein. Der Schulmeister ließ es vorläufig beim alten Katechismus. Man wartete ab, was auf den Bericht, welchen das königliche Amt erstattet hatte, erfolgen würde.

In dieser Zeit erhielt ich von meiner Schwester einen langen Brief, aus dem ich Folgendes abschreibe:

„Ich muß Dir ein Ereigniß mittheilen, welches Dich interessiren wird. Seit Adele confirmirt ist, hat Demoiselle Charlotte mehrere Male davon gesprochen, daß sie überflüssig sei. Die Baronin, welche die alte Dame nicht in unsichere Verhältnisse entlassen wollte, antwortete freundlich, wir alle könnten von Demoiselle noch viel lernen. Adele vertraute mir aber an, daß letztere und der einbeinige Capitän heimliche Zusammenkünfte im Park hätten. Und jetzt ist es kein Geheimniß mehr, die Zwei wollen sich heirathen! Der Baron und die Baronin finden dies sehr passend. Ich glaubte, das junge Paar würde in das neue Haus am See ziehen. Da wurde Adele fast heftig. Wie kannst Du das glauben? sagte sie. Sie hat Recht, das Haus wäre zu groß, auch zu entlegen für die Geschäfte des Capitäns. Der Baron will ihnen eine Wohnung in dem Flügel, wo jener immer gewohnt hat, einrichten lassen.

„Noch über ein anderes Paar wird bei uns gescherzt, welches sich aber wohl nicht heirathen wird: über den alten kleinen Zephirius und — rathe — Deine Schwester! Er liebt mich und ich liebe ihn. Zu jeder Stunde ist er bereit, mit mir zu spielen und er lehrt mich auch das Orgelspiel. Ihm verdankten wir kürzlich einen großen Genuß. Allen unerwartet kam der Componist Lange aus Hannover. Die Baronin sagt, Du kennteſt ihn und nennteſt ihn Otto Heinrich. Er war in Kiel gewesen und hatte dort von unserem merkwürdigen Cantor gehört. Da hatte er sich der Baronin und Adelens erinnert und war her gefahren. Ein sonderbarer Mann, so ungenirt, aber liebenswürdig. Zephirius war ganz glücklich. Ich mußte Herrn Lange vorspielen und da spielte er mit mir und wollte gar nicht aufhören. Erst wollte er an demselben Abend wieder fort, er ist aber drei Tage geblieben.

„Adele war nicht eifersüchtig, Herrn Lange's wegen nicht. Sie läßt mir die Musik, ich ihr das Dichten und Zeichnen. Sonst ist sie nicht ohne Eifersucht, ich meine ihrem Wesen nach. Sie ist einsamer aufgewachsen, als ich bin und hat eigentlich nie Gespielinnen gehabt. Darum hört sie gern meinen kleinen Erzählungen aus Stade zu und dann kann sie auch sehr lebhaft von Deiner und Alfred's Anwesenheit hier, von ihrem Winter in Hannover sprechen. Sonst

spricht sie nicht viel. Sie ist verschlossener, aber viel klüger als ich und gut und treu von Herzem. Wir haben uns sehr lieb gewonnen und sind wie Schwestern miteinander.

„Auch Bertha von Eichborn habe ich gern. Kennst Du sie?

„Adelens Bruder Wichard ist nun Cürassier geworden. Er muß ritterlich aussehen."

Dieser Brief brachte mir das holstein'sche Gut und Adele lebhaft vor Augen. Ich sehnte mich dahin. Adele sprach gern von mir und von Alfred, — auch von Alfred.

Indessen mußte ich in meinem Dorfe noch länger bleiben. Ich erlebte dort das Ende des Katechismus-Streits. In der ersten Hälfte des Augusts erhielt ich einen Brief aus Hannover von Alfred, der am 10. Folgendes geschrieben hatte:

„Wir haben hier Revolution gehabt, Truppen mußten ausrücken, von unserem Regiment die Dioskuren-Capitäns" (die vormaligen, Kastor und Pollux genannten, Lieutenants waren avancirt), „sie brauchten sich diesmal aber nicht beizustehen, denn es ist ohne Kampf verlaufen. Nur vielen Laternen und Fensterscheiben hat es das Dasein gekostet; aber trotzdem sind auch die Glaser nicht für den neuen Katechismus.

„Die Aufregung fing an, als letzterer bekannt geworden war. Die alte Scheferling" (das war eine Obstverkäuferin an unserer Ecke, mit der Alfred gern einige Worte wechselte) „rief: „Wermuth kann alle miene Aeppel halen, aber miene Seele kriegt hei nich un den ollen Katechismus laat wi nich." Und unsere Hauswittwe sagte mit Thränen in den Augen: „Wenn das mein Seliger erlebt hätte! Er war so königlich gesinnt; aber den neuen Katechismus hätte er doch nicht angenommen und das thue ich auch nicht. Lieber will ich nicht mehr königlicher Hofjattler sein." —

„Die Leute bildeten sich ein, man wolle sie katholisch machen. „Wir Lutheraner protestiren gegen die Priesterherrschaft," sagten ehrsame, gebildete Männer und unbefangene Katholiken meinten, mit dem Buche würden wir in einigen Jahren katholischer als sie.

„Ehegestern war der Tumult am ärgsten. Der Consistorialrath aus dem Gönnerbunde Deiner Tante Balbina ist vom Volke verfolgt worden. Er hat in das Palais an der Leinstraße flüchten müssen und ist von da durch den unterirdischen Gang entkommen.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß die heutigen Niedersachsen so wild werden könnten. Freilich sind die Nerven seit Jahren durch die politischen Vorgänge im Lande gereizt.

„Für diejenigen dunkelen Ehrenmänner, welche diesen Brief in der schwarzen Kammer öffnen, bemerke ich ausdrücklich, daß letztere Bemerkung nichts Hochverrätherisches enthalten soll.

„Wenn Deine Tante Balbina den neuen Katechismus protegirt hat, — man behauptet dies — so hat sie sich abermals verrechnet. Doch brauchst Du nicht zu erschrecken, wenn sie stürzt. Sie fällt wie eine Katze immer auf die Pfoten."

Der König war genöthigt, der Volksstimme nachzugeben. Eine königliche Proclamation zog den neuen Katechismus zurück.

Als dies im Dorfe bekannt wurde, kehrte die Freude wieder. Die Arbeit ging noch einmal so rasch, am heißen Tag bei schwerer Ernte jubelten Burschen und Mädchen. Der Bauer Kort ging mit Minna in den Garten und pflückte die schönsten Birnen, mit denen er sonst sparsam war, in einen Korb. „Bring se dem Schaulmester. Eck lat'm gräuten. Se mößten noch en Dager achte liggen."

Und als sich die Nachricht verbreitete, daß der König den Grafen Borries verabschiedet habe, sagte Kort: „Nu ward et bäter warden. Dat was en schlimmen Minschen."

Die Annahme, daß dieser Minister die Einführung des neuen Katechismus seinerseits befördert habe, war falsch. Letztere war ganz ohne sein Zuthun und gegen seinen Willen geschehen. Als nun die Unruhen ausgebrochen waren und der König den Grafen Borries zu einer Berathung zu sich befohlen hatte, ließ dieser sich entschuldigen und wurde darauf plötzlich entlassen. Man erzählte sich, der Königliche Befehl sei wiederholt worden, der trotzige Minister trotzdem aber nicht gekommen.

So fiel dieser gefürchtete und gehaßte Mann. Während seines Ministeriums wurde der Willen des Landesherrn mit Mitteln der Gewalt durchgesetzt. Jetzt war zum ersten Mal ein Allerhöchst ausgesprochener Entschluß gescheitert und riß den hieran unschuldigen Minister mit. Wenige bedauerten seinen Sturz.

Am Sonntag war Vor- und Nachmittags die Kirche von andächtigen, dankbaren Menschen übervoll. Und Abends spielten die Dorfmusikanten auf dem Grasplatze am Dorfteich und das junge Volk tanzte, die Alten aber sahen fröhlich zu. Der Bauer Kort litt heute sogar, daß seine Tochter mit Heinrich Lang tanzte, wovon die Beiden viel und, wie mir vorkam, mit zu großem Vergnügen Gebrauch machten.

Der letzte Tag meiner Arbeit war gekommen. Ich hatte meinen Meßtisch außerhalb eines großen Kamps mit dicht bewachsenen Wällen aufgestellt und Heinrich Lang abgeschickt, um nachzusehen, ob dahinter noch Terraingegenstände wären, die aufgenommen werden müßten. Er kam nicht wieder, deshalb ging ich selbst. Ich kroch unter dem Schlagbaum, welcher die Einfahrt verschloß, hinweg. Da stand an einem Baum der Gesuchte und hielt Minna Kort in seinen Armen. „Ich bleibe Dir treu, Minna," sagte er. Als ich dies hörte, kehrte ich leise um und wartete, bis er wieder kam. Arme Minna!

(Fortsetzung folgt.)

Immer tapfer voran!

Aus dem Italienischen des **Salvatore Farina.**

I.

„Jetzt geh' aber," rief meine Frau mir zu, „und laß ihn nicht warten!"

„Laß ihn nur warten," erwiderte ich lustig, „ich hab' auch lange genug auf ihn gewartet. Ich will mich rächen."

Doch schon ehe ich ausgeredet, wurde ich von einer düsteren Angst ergriffen, mein erster Client möchte, sich selbst überlassen, sein gutes Vorhaben bereuen und sich hinterlistig wieder aus dem Staube machen. Ich war noch nicht einmal so recht sicher, ob es wirklich ein leibhaftiger Mensch wäre, obgleich er ganz hübsch dick und rund aussah: es konnte eine Vision sein, ein Schatten, der sich betrüglich mit Fleisch und Blut einer streitenden Partei bekleidet. Alle Rachegelüste entwichen aus meinem Herzen; rasch setzte ich mich in Bewegung, durchmaß das Zimmer mit vier hastigen Schritten und trat in's Bureau, ohne auch nur den nöthigen Faltenwurf gelehrter Würde in meiner äußeren Erscheinung zu bedenken. Mein Client war keineswegs entschlüpft, und während ich mein Antlitz mit nie gesehenem Ernst durchfurchte, mußte ich recht von Herzen die thörichte Angst belächeln, die mir durch den Kopf gegangen war.

„Bitte . . . nehmen . . . Sie . . . Platz," sprach ich, und sprach's mit solcher Feierlichkeit, die Silben so vornehm auseinanderziehend, daß mein erstes Opfer anfangs so ungefähr hätte glauben können, ich wolle es versuchen, sich unsichtbar zu machen und mir die Mühe zu sparen.

„Es handelt sich um eine Grenzmauer," begann der mir so werthe Gast; doch ich unterbrach ihn mit einer Entschuldigung und bat ihn, mir zunächst seinen Vor- und Zunamen, Wohnort und Beruf anzugeben.

„Venanzio Solera aus Cuggiono, Besitzer."

Ich schrieb diesen Namen und Wohnort eiligst auf das erste beste Blatt Papier, als ob die größte Gefahr des Vergessens gewesen wäre, dann präparirte ich ein Lächeln, welches etwa bedeuten sollte: „Wir Advocaten tragen eine so verwirrende Menge von Namen im Kopfe herum!" . . . Und Herr Venanzio Solera lächelte ebenfalls und wollte damit vermuthlich sagen: „Ja, ja, die Herren Advocaten . . ." Doch ich unterbrach ihn, mich zu neuem Ernste sammelnd: „Also um eine Grenzmauer handelt es sich?"

„Ja wohl, Herr Rechtsanwalt, um eine Grenzmauer."

Und nach und nach, zuerst mit der Gemessenheit, die ihm meine feierliche Haltung aufnöthigte, nachher mit der wachsenden Heftigkeit einer streitbaren Natur, die sich an den eigenen seit Jahresfrist ausgestandenen Seelenleiden noch mehr erhitzte, sang mir Venanzio Solera seine Iliade von gewissen Nägeln, die er aus einer Mauer entfernt wissen wollte. Mein Client hatte die gegründetsten Ansprüche auf die Ausübung eines geheiligten Rechts, das ihm durch die Klugheit seines seligen Großvaters gesichert worden; zu seinen Gunsten sprach ein notarieller Act, das Gesetzbuch, die Wissenschaft; gegen sich hatte er nichts, als einen gewissen Herrn Luigi Magni, den Sohn des verstorbenen Pietro Magni — und die Nägel blieben in der Mauer.

„Sie schmerzen mich," sagte Herr Venanzio treuherzig und faßte an seine Brust, als ob ihm die Nägel mitten durch den Leib getrieben wären. Doch ich vermochte ihm weder Mitleid noch Bewunderung entgegen zu bringen; sein Leid erschien mir als eine der wunderbaren Erscheinungen, die sich auf Erden offenbaren, um die Praxis eines jungen Advocaten in Gang zu bringen; jene Mauer mit ihren Nägeln sah ich vor mir hoch und stattlich gleich einem Festungswall.

„Hinter jener Mauer liegt Deine Zukunft," sprach ich im Geiste zu mir selber, „hinter jener Mauer wogt die stolze Zahl Deiner Clienten; hinter jener Mauer harren Deine forensischen Siege, harrt Evangeline's und Deines Sohnes Glück."

Und bei diesen Gedanken spürte ich in meiner Brust eine sonderbare Bewegung, in welcher meine künstliche Gravität sich verlor; und mit dem rednerischen Feuer, das in meinen Augen blitzte, mischte sich das behagliche Lächeln eines glücklichen Familienvaters.

Ich sagte kein einziges Wort, doch ich mußte ein ganzes Gedicht auf der Stirn geschrieben tragen, denn mein Client, der zuletzt etwas langsamer sprach und die Augen nicht von meinem Gesicht ließ, verstummte auf einmal und grinste. „Sprechen Sie nur, bitte, sprechen Sie nur —" stotterte ich und versuchte meiner entflohenen Würde wieder habhaft zu werden.

„Ich habe Sie gefragt, ob Sie meine Sache übernehmen wollen, und Sie haben den Kopf geschüttelt."

„Entschuldigen Sie," sagte ich, „ich war zerstreut; wir werden vor Gericht gehen und werden den Proceß gewinnen."

„Wird es ein langer Handel werden?"

Ich leugnete kühnlich. „Eine ganz kurze Sache; wir haben Alles zu unseren Gunsten; geben Sie mir nur die Vollmacht ad lites, und für alles Uebrige lassen Sie mich sorgen."

Und ohne ihm Zeit zur Ueberlegung zu geben, legte ich einen Bogen starken Papiers vor mich hin und schrieb darauf in Riesenlettern: „Solera contra Magni", dann erhob ich das Haupt und sagte: „Fertig".

Das sprach ich mit einer gewissen triumphirenden Miene, die mir später, wenn ich daran dachte, sehr seltsam vorkommen wollte, in jenem Augenblick aber so natürlich war, daß sie meinen Clienten wirklich täuschte: er hielt sich für verpflichtet, meine Aufschrift mit vorgebeugtem Kopfe aus der Nähe zu bewun-

dern und gab mir zu verstehen, daß meine energische Art, den Dingen zu Leibe zu gehen, seinen vollkommenen Beifall habe. Ich fürchtete schon, er wolle mich zum Besten haben, und ohne ihm in's Gesicht zu sehen, bat ich ihn um Angabe dessen, was er von seiner Seite zur Vermeidung des Processes gethan habe.

Vermeidung des Processes! — Ja, ich hatte den verzweifelten Muth, diese Worte auszusprechen, und als ich sie Silbe für Silbe hergesagt, ohne den kleinsten Buchstaben zu verschlucken, hob ich die Augen auf. Ich war gefaßt, das Furchtbarste zu erleben: Venanzio Solera bereute, daß er Luigi Magni, des verstorbenen Pietro Sohn, hatte vor Gericht ziehen wollen, dankte mir unendlich für den guten Gedanken, den ich ihm eingegeben, stand auf, drückte mir die Hand, trat aus der Thür und . . . verschwand!

Doch nein! Mein Client rührte sich nicht; längst war ihm die Lust vergangen, mit „diesem ungezogenen Bären" im Guten zu verhandeln, er war gekommen, weil der Zank endlich aufhören mußte, und er dachte nicht daran wieder zu gehen, ohne daß er seine Sache in meinen Händen wüßte. Gott segne Dich! wollte ich in ungestümer Freude ausrufen. In Wirklichkeit aber fragte ich vielmehr mit vornehmer Ruhe: „Was ist es für ein Mensch?"

Er merkte sogleich, daß ich von der Gegenpartei redete und antwortete einfach: „Ein Bär!"

Doch während er mir dessen Bild in den schwärzesten Farben malte, betrachtete ich dasselbe mit Dankbarkeit, fast mit Liebe. Ich sah in Luigi Magni, des verstorbenen Pietro Sohn, den Ausgangspunkt, die Grundlage meiner Kundschaft, den Stammvater eines Geschlechts streitbegieriger Leute, die alle bereit wären, bis zur letzten Instanz zu gehen, erst gegen mich, dann gegen meinen Sohn; und am liebsten hätte ich ihn gleich vor mir gehabt, um ihm zu danken, ihm die Hand zu drücken, ihn um seine Photographie zu bitten, und hinterher ihn in die Kosten und zum Schadenersatz verurtheilen zu lassen. Hier geriethen meine Gedanken in ein anderes Geleise. „Wie mag doch," sprach ich zu mir selber, auf Venanzio Solera blickend, „wie mag doch dieser wackere Mann auf den Einfall gekommen sein, sich von mir vor Gericht vertreten zu lassen?" Ich dachte an meinen Schwiegervater, der seit dem Hochzeitstage seiner Tochter sich mit rührender Ausdauer abquälte, seinen Freunden und Bekannten in Monza die unsinnigsten Processe anzurathen, und mit dem selbst in seinen Geschäften nicht mehr auszukommen war, seitdem er einen Advocaten zum Eidam hatte.

Doch er war es nicht, dem ich meinen Clienten verdankte: indem ich nämlich Herrn Venanzio Solera mit geschickten Fragen ausholte, ergründete ich, daß er sich weder mit Seidenzeug noch mit Cocons noch mit Raupen befaßte, und daß er in seinem Leben nicht in Monza gewesen war.

Es wäre mir nicht unangenehm gewesen, meinem Schwiegerpapa die Praxis zu verdanken; und dennoch, als ich durch Herrn Venanzio des Gegentheils versichert war, überkam mich ein Gefühl ganz neuer und unbeschreiblicher Freude, wenn ich mir vorstellte, daß mein Ruf schon bis nach Cuggiono geflogen war. Freilich, wie hatte er es angefangen zu fliegen, da ich noch nicht bemerkt hatte, daß ihm Flügel gewachsen seien? Süßes Geheimniß! Auch quälte ich mich nicht mit dessen Enthüllung: schließlich ist es immer für die Eitelkeit eines Ad-

vocaten das Beste, daß der Ursprung seiner Praxis sich in eine anmuthige Ungewißheit verliert.

Venanzio Solera war sehr gelehrig; er hörte geduldig alle meine Rathschläge an, versprach zu thun, was ich ihm anempfahl, und unterschrieb die Vollmacht — denn er war ein schriftkundiger Mann — eine kitzliche Operation, die er zwar ein bischen in die Länge zog, aber doch schließlich mit Ehren vollendete. Zuletzt zeigte er sich als wohlunterrichtet, indem er ohne meine Aufforderung eine Summe zur Deckung der ersten Proceßkosten hinterlegte. All diesen Wundern sah ich ohne weiteres Staunen zu, denn ich hatte mich bereits an mein Glück gewöhnt.

„Wird das genügen?" fragte mich mein wunderbarer Client, auf das Häuflein Banknoten deutend, das er auf mein Schreibpult gelegt hatte.

Ich begriff, und ohne ein Wort zu sagen, zählte ich das Geld und bescheinigte den Empfang. Doch nun fürchtete Herr Venanzio meine Würde verletzt zu haben und wiederholte mit veränderter Betonung: „Wird's auch genügen?"

Ich machte eine geheimnißvolle Geberde, und mein Client mußte sich zufrieden geben. Die Sitzung war beendigt, und wir rüsteten zum Aufbruch. „Zuletzt wird „Er" ja doch Alles bezahlen müssen," sagte Herr Venanzio fröhlich.

„Zweifeln Sie nicht!" erwiderte ich lächelnd. Und als ob ich einen höchst geistreichen Witz gemacht hätte, stand Venanzio Solera im Vorzimmer still, ergriff meine Hand, drückte sie und lachte laut.

Ich merkte, daß ich es mit Einem von den Leuten zu thun hatte, die langsam zum Reden kommen und immer dann erst recht beginnen, wenn man vernünftiger Weise annehmen sollte, das Gespräch sei zu Ende. Ich las in seinen Mienen den dringenden Wunsch, mich eine gute halbe Stunde in der Thür aufzuhalten und mir die Geschichte von der Mauer noch einmal vorzutragen. Sein Ideal wäre gewesen, den Proceß gleich unter uns beiden verhandeln zu können und den Luigi Magni in contumaciam zu verurtheilen. Ich hingegen konnte die Zeit nicht erwarten, daß mein Client sich entfernte und ich wieder Kindereien treiben könnte mit meiner Evangelina; schon glaubte ich diese leibhaftig vor meinem Pult zu sehen, voll von Glück und Ungeduld.

„Und wir werden ihn zwingen, sie herauszuziehen!" sprach der unverwüstliche Herr Venanzio. Er redete von den Nägeln, und ich brachte ihn durch meine Antwort abermals zu einem schallenden Gelächter, indem ich sagte: „Freilich wird er sie herausnehmen müssen."

„Mit seinen eignen Händen sollte er sie herausreißen müssen," fügte mein Client hinzu.

Und er sah mich an, einen neuen Witz erwartend. Ich hatte ein kleines Gewissensbedenken, beruhigte ihn jedoch mit den Worten: „Er sollte sie sogar mit den Zähnen herausreißen."

Die Seligkeit des Herrn Venanzio ist nicht zu beschreiben; die Bemerkung mag genügen, daß er selbst vor dem Uebermaß seiner Wonne einen Schreck bekam und die Thür aufmachte, um sich in die Flucht zu werfen. Sicherlich hoffte er, daß ich ihn zurückhalten würde; ich sah, daß er plötzlich ein nachdenk-

liches Gesicht machte, als ob er sich irgend etwas in's Gedächtniß zurückrufen wollte: in Wahrheit suchte er nach einem Vorwand, die Thür wieder zuzumachen und seine vorige Stellung einzunehmen. Doch ich hatte vorsichtiger Weise einen Fuß in den geöffneten Spalt geschoben, dicht an dem Pfosten, und hütete mich wohl, ihn zurückzuziehen. Venanzio Solera bemühte sich die Thür ein paar Mal hin- und zurückzuschieben; als ihm aber die ungeheuer wichtige Mittheilung, die er mir noch zu machen hatte, gar nicht wieder einfallen wollte, warf er einen verzweiflungsvollen Blick auf meinen Fuß, schlug sich vor die Stirn, um diese für ihre Vergeßlichkeit zu strafen, und entfernte sich mühsam, nicht ohne das Versprechen, bald wiederkommen zu wollen.

„Vergessen Sie nicht, mir alle Papiere herzuschicken," rief ich ihm nach, als er glücklich ein paar Stufen hinabgestiegen war.

Auf der Stelle hielt er an, drehte sich um und sagte mit resignirtem Lächeln: „Hier unten stehe ich unglücklich und betrübt, ich kann nichts thun als lächeln und fortgehen."

Er stieg endlich weiter hinab, und ich eilte in mein Zimmer zurück, wo Evangelina vor dem Häufchen Banknoten stand und sie zählte. Kaum sah sie mich, so warf sie die Arme um meinen Hals und schüttelte mich tüchtig — da verlor ich in einem Nu den letzten Rest meiner gelehrten Gemessenheit.

* * *

„Und nun immer tapfer voran!" rief mein Weibchen, „den ersten Clienten hast Du!"

„Wir haben ihn, mußt Du sagen: Herr Venanzio ist gemeinsames Besitzthum, ist mein, ist Dein, ist unseres Sohnes Erbtheil; sein Proceß ist uns in's Haus gekommen, um es nie wieder zu verlassen."

„Nie wieder zu verlassen?" stammelte Evangelina und sah mich mit einer Art naiven Schreckens an. „Also wird der arme Mensch ewig proceßiren?"

„Ja," bestätigte ich mit Nachdruck, „Venanzio Solera wird ewig mit Luigi Magni, dem Sohn des verstorbenen Pietro Magni, proceßiren."

Doch ich erklärte ihr sogleich die kühne Allegorie: „Venanzio Solera ist meine Kundschaft, Solera contra Magni ist die Arbeit meines Lebens."

Evangelina wurde roth vor Freude, klatschte in die Hände und ging nun auch ihrerseits zu kecken Gleichnissen über: „Venanzio Solera wird unsere Schränke mit prächtig gezeichneter Wäsche füllen; Venanzio Solera wird einen schönen Mahagonitisch in unsern Salon setzen und einen eichenen Kleiderständer in's Vorzimmer, und in die Küche eine Menge des glänzendsten Kupfergeschirrs. Nicht wahr, das Alles wird er thun?"

Ich hatte die Cassenscheine vom Pult genommen und zählte sie mit großer Kaltblütigkeit; bei der sonderbaren Frage meiner Evangelina lächelte ich, zählte aber ruhig weiter, und erst als ich damit fertig war, antwortete ich gelassen: „Ja, ich glaube auch, daß dem Venanzio Solera diese Mission auf Erden geworden ist; und wer weiß? Er wird vielleicht noch mehr thun."

„Was noch mehr?" fragte meine Frau, die offenbar Geschmack daran gefunden hatte, in Gedanken die verschwenderischen Gaben meiner Zukunftsclienten voraus zu genießen.

„Er wird zum Beispiel," antwortete ich, „unser Haus vergrößern; fünf Zimmer sind doch wirklich zu wenig für einen Rechtsanwalt, neun müssen es zum Wenigsten sein, und es wäre nicht übel, wenn die Wohnung zwei Eingänge auf demselben Flur bekäme, den einen bloß für die Clienten . . ."

„Und wir werden ein Schild daran befestigen mit der Inschrift „Rechtsanwalt Placidi" von Porcellan oder von Messing."

„Lieber von Porcellan, das ist hübscher."

„Nein, lieber von Messing," sagte Evangelina, „das ist dauerhafter. Und wenn wir dann wieder einmal unsern Hochzeitstag feiern, wird er mir eine hübsche Nähmaschine schenken . . ."

„Mit Doppelsteppstich und einem Trittbrett," fügte ich lachend hinzu.

Anfangs seufzte Evangelina, daß die herrliche Zeit noch so fern war, bald aber lachte auch sie über die kindlichen Freuden der schönen Gegenwart. Und doch war ein Schatten auf ihrer Stirn zurückgeblieben, den die Nähmaschine „Howe" mit Doppelsteppstich schwerlich verschuldet hatte.

„Für den Anfang," sagte ich mit verändertem Ton, „wird Venanzio Solera noch heute etwas thun . . ."

Der Schatten wich nicht; und hastig fragte meine Frau: „Was wird er thun?"

„Heute noch . . ." wiederholte ich geheimnißvoll.

„Ja, aber was denn?" fragte Evangelina.

„Erst wirst Du mir zu sagen haben, was Dir ist und warum Du mitten in dem Aufbau unsers Zukunftsschlosses mich hier sitzen läßt und mit Deinen Gedanken spazieren gehst . . . wohin? Gleich sagst Du mir: woran hast Du gedacht?"

„Ich dachte," erwiderte Evangelina melancholisch, „wenn Venanzio Solera ein Jahr früher gekommen wäre, hätten wir August nicht nach Musocco zu schicken brauchen."

Ich suchte sie zu trösten und machte ihr begreiflich, daß ein Jahr Praxis noch nicht genug würde eingebracht haben, um uns eine Amme in's Haus nehmen zu können.

„Was wird er denn heute noch thun?" fragte sie, Venanzio Solera's Verheißung wieder aufgreifend.

„Er wird Dir einen Kalender kaufen, er weiß ja, daß Du Dich darüber freuen wirst, einen hübschen Kalender, über den Kamin zu hängen. Den Luxus können wir uns leisten." Evangelina billigte die Ausgabe und machte die verständige Bemerkung, man müßte einen guten Kalender jetzt zu herabgesetztem Preise kaufen können, weil doch schon der ganze Januar und vom Februar mehr als die Hälfte vergangen sei.

* * *

Es war nothwendig, auch meinen Schwiegervater von unserm Glück zu unterrichten, damit er endlich zur Ruhe käme und nicht länger seine Zeit damit vergeudete, den zukünftigen Clienten seiner Kinder nachzulaufen; wir mußten ihm ferner die Schönheiten von Musocco beschreiben, die Milch der Amme, Augusts guten Appetit sowie Evangelina's Ergebung in das Unvermeidliche —

und das Alles fand seinen Platz auf vier engbeschriebenen Seiten, der Anfang von mir, das Ende von meiner Frau verfaßt. Als Evangelina aber den Brief vor seiner Absendung noch einmal durchlas, bemerkte sie, daß sie vergessen hatte von dem Mann der Amme zu erzählen; der arme Giuseppe mußte sich nun ganz klein zusammendrücken und wurde noch glücklich am Rande untergebracht. Dann wurde der Bogen in's Couvert gesteckt, und wir zogen miteinander aus, um den Brief in einen Kasten zu werfen.

In dem Augenblick, da auf der Post die Freimarke aufgeklebt wurde, sah ich meine Frau an und sie sah mich wieder an und lächelte dazu. Ihr Lächeln, in verständliche Worte gefaßt, bedeutete, daß diese Marke wohl angewandt sei, und ich, durchaus derselben Meinung, bestätigte laut, während ich den Brief in den Kasten schob: „Siehst Du, das ist eine nützlich verwendete Postmarke." —

Ganz im Gegentheil! Es war eine rein weggeworfene Postmarke: so trügerisch sind die menschlichen Freuden!

Als wir eine halbe Stunde später nach Hause zurückkamen, wen fanden wir da mit offenen Armen breit in der Thüre stehen? Wer schrie uns mit Stentorstimme entgegen, nur über seinen Leichnam gehe der Weg in's Haus?

„Der Papa!" rief Evangelina.

Ja, er war es, mein Schwiegerpapa. — Der Kummer über die Verschleuderung der Postmarke verschwand für kurze Frist, verschlungen von dem ersten Wirbel der Freude, dann trat er einen Augenblick hervor, um schnell zum andern Mal und nun für ewig zu entschwinden.

„Ach, wie schade!" sagte meine Frau.

„Schade, daß ich gekommen bin?" fragte mein Schwiegervater, dies Mißverständniß erheuchelnd, um sich eine neue Liebkosung zu erschleichen.

„Nein," sagte Evangelina treuherzig, „schade, daß wir Dir eben einen langen Brief geschrieben und ihn vor kaum zehn Minuten auf die Post gegeben haben."

„Ganz gewiß," bestätigte ich, „vor kaum zehn Minuten." In Wirklichkeit war es reichlich eine halbe Stunde her, und wir wußten das recht gut — aber jeder Schmerz verlangt seinen Balsam und seine Rache, und nachdem wir jene zwanzig Minuten dem Dämon rhetorischer Uebertreibung geopfert, schien uns die verlorene Briefmarke zur Genüge gerächt und machte uns weiter keinen Kummer mehr.

Während mein Schwiegerpapa seine Tochter umarmte, machte er nur den Eindruck des vortrefflichen Seidenzüchters, als den ich ihn von je gekannt hatte; als er *mich* aber küßte, mir die Hand drückte, mich betrachtete, bekam er einen gewissen diplomatischen Ausdruck, den ich bisher noch nie an ihm beobachtet hatte. „Ich habe mit Dir zu reden," sagte er feierlich, als wir beide allein waren.

Doch im selben Augenblick schon verlor er die Geduld und mit der Geduld die feierliche Haltung, und ohne weitere Einleitung setzte er hinzu: „Ich bringe Dir einen Proceß."

„Einen Proceß!" rief ich aus und blickte ihn mißtrauisch an.

Er blieb ernst und wiederholte gewichtig: „Ich bringe Dir einen Proceß,

einen schönen, fetten Proceß. Es handelt sich um einen Vertrag. Giovanni Resta hatte sich verpflichtet, Cocons zu einem bestimmten Preise zu kaufen, jetzt leugnet er seine Verpflichtung, und ich . . ."

„Du! . . . Du also bist der Gegner?"

„Freilich. Oder glaubst Du, ich könnte nicht so gut wie jeder Andere meinen Proceß haben? Ich habe Giovanni Resta gesagt, daß er im Unrecht ist und daß ich ihm dies vor der ersten, zweiten und dritten Instanz wiederholen will. Wir werden processiren und wollen uns in's Fäustchen lachen: es wird ein langwieriger Handel . . ."

„Habt ihr einen Contract gemacht?" fragte ich.

„Schriftlich nicht, und eben deshalb wird processirt; hätte ich etwas schwarz auf weiß, glaubst Du denn, Giovanni Resta würde vor Gericht gehen mit der sichern Aussicht zu verlieren? Wir aber werden die Gültigkeit des mündlichen Contracts verfechten, werden ihn schwören lassen, und wenn er schwört, ihn wegen Meineids verklagen. Ich sage „Wir werden", das heißt, Du wirst das Alles thun; ich gehe mit dem nächsten Zuge nach Monza zurück."

„Hattet ihr Zeugen bei der Verabredung?" fragte ich weiter mit einer Gelassenheit, die meinen Schwiegervater zur Verzweiflung brachte.

„Einen, ja; aber der weiß von nichts mehr. Was thut's? Wenn ich Dir sage, Du sollst ihn schwören lassen, und falls er schwört . . ."

„Wenn Du meinem Rathe folgen willst," unterbrach ich ihn mit ernster Miene, „so vergleiche Dich mit Giovanni Resta in Güte, laß den Proceß laufen und überwirf Dich nicht mit einem Manne, der Dir vielleicht noch einmal nützlich sein kann."

„Du glaubst also, daß ich Unrecht bekommen würde?"

„Ich fürchte sehr."

„Thut nichts. Ich habe Giovanni Resta gesagt, daß ich ihn verklagen will, und wir werden ihn verklagen . . ."

Ich schüttelte den Kopf mit solcher Entschiedenheit, daß mein Schwiegervater ganz verdutzt abbrach und die Arme schlaff an den Seiten herabhängen ließ. „Du hast Deinen Beruf verfehlt," spöttelte er, doch ohne allzu große Bitterkeit, „Du hättest Priester werden sollen; Evangelina wäre bei Dir zur Beichte gegangen, Du hättest alle irdischen Processe vor dem himmlischen Gericht verglichen; Deine Beredtsamkeit — denn die hast Du ohne Zweifel, obgleich Du Nichts damit anzufangen weißt — Deine Beredtsamkeit wäre Dir auf der Kanzel zu Statten gekommen."

Der Gedanke, als Priester meiner Evangelina die Beichte abzunehmen, versetzte mich in die heiterste Laune, während mein Schwiegerpapa sich noch weiter bemühte, mich mit seinen spitzigen Reden zu verwunden.

„Da ist gar nichts zu lachen," rief er, „bedenke, daß Du Deinen ersten Clienten abweisest, bedenke, daß . . ."

„Aber weißt Du denn nicht?" platzte ich los. „Freilich, Du kannst es ja nicht wissen . . . wir haben es Dir soeben geschrieben, und da der Brief schon eingesteckt war, kam es mir vor, als ob Du wissen müßtest . . ."

„Was denn? Was denn?"

„Daß ich einen Clienten habe! Daß ich einen Proceß habe!"

„Wahrhaftig?" stotterte der arme Mann, und wunderbar, auf seinem Antlitz wechselten Licht und Schatten, ganz als ob seiner Freude sich ein klein wenig Aerger beimischte: „und wie heißt er?"

„Er heißt Venanzio Solera, sein Gegner ist Luigi Magni, des verstorbenen Pietro Sohn; sie wohnen Beide in Cuggiono und sind Hausnachbarn; sie haben eine gemeinsame Grenzmauer, in welche Luigi Magni gewisse Nägel geschlagen hat, die mein Client das Recht hat herausziehen zu lassen."

„Hausnachbarn sind sie?"

„Ja wohl."

„Haben eine gemeinsame Mauer?"

„In welche Luigi Magni die Nägel geschlagen hat."

„Folglich ist keine Gefahr, daß sie sich vergleichen, nicht wahr, — wenn sie Hausnachbarn sind und eine gemeinsame Mauer besitzen? Ach, was bin ich froh!" Er umarmte mich und vertraute mir gerührt, er habe mit Giovanni Resta processiren wollen, bloß um mir eine Klage zu verschaffen; im Uebrigen sei Giovanni Resta ein Ehrenmann und hätte ruhig mit dem besten Gewissen schwören können.

In diesem Augenblick kam Evangelina wieder herein. „Komm her zu mir!" rief ihr Vater und breitete mit einer theatralischen Bewegung die Arme aus. Er umfing und küßte sie schweigend, dann schob er sie mir zu, damit ich desgleichen thäte.

„Der erste Schritt ist gemacht," fügte der glückliche Vater hinzu. „Also Muth! und immer tapfer voran! — Und nun wollen wir von dem Kleinen reden. Ist Musocco ein netter Ort? Die Amme ist hübsch? August ist mit ihr zufrieden? Und er war nicht allzu unglücklich, als er seinen Großpapa nicht mehr sah?"

Er bemerkte in Evangelina's Augen ein verdächtiges Blinken, streichelte ihr die Wangen und setzte mit leiserer Stimme hinzu: „Die Landluft wird ihm wohl thun."

II.

Immer tapfer voran!

Erst hatte Evangelina, dann mein Schwiegerpapa es gesagt, und von nun an wiederholte es mir eine innere Stimme zu jeder Stunde meines Lebens: „Immer tapfer voran!" O wie viel Gutes haben mir diese herrlichen Worte gethan! Wir Menschen lieben es, uns eine bestimmte Grenze für unsere Entbehrungen zu denken, um dieselben leichter ertragen zu können. Wir sagen uns so gern: Bis da und dahin will ich mein Päckchen schon schleppen — nachher wandere ich frei und leicht weiter. Und das hatte auch ich mir gesagt. Indem ich mir mein tägliches kleines Opfer auferlegte, dachte ich wohl: Heute noch eins und morgen noch einige und übermorgen — dann wird das Glück für das Weitere sorgen und mir einen Clienten schicken!

Und jetzt war der erste Client gekommen und hatte uns doch nur solche Waare gebracht, davon wir schon etwas im Hause hatten: nur die Zufriedenheit hatte er vermehrt und die Hoffnung gekräftigt — wobei freilich ein Kalender,

zu herabgesetztem Preise erstanden, nicht mitgerechnet ist. Wir hatten immer noch einige Fenster ohne Gardinen und trösteten uns darüber immer noch mit der Behauptung, daß wir über die Maßen für das Licht schwärmten; und ich trug immer noch meinen Hochzeitscylinder, von allen Hüten der civilisirten Welt den bestgeschabten, unter dem nie veraltenden Vorwande, „ich hätte keine Zeit dafür übrig, mir einen anderen anzuschaffen".

In Wirklichkeit aber war ich — leider! — durchaus nicht so überhäuft mit Geschäften, als ich scheinen wollte; es passirte uns noch oft genug, daß wir selbander Arm in Arm ausgingen, Evangelina und ich, zu keinem anderen Zwecke, als um einen Brief in einen entfernten Kasten zu werfen. Doch wir litten darum weder an langer Weile noch an Verzagtheit, weil uns die richtige Verwendung unserer Einkünfte genug zu thun gab. Unsere Vergnügungen waren nicht kostspielig: wie Andere zu ihrer Zerstreuung Reisen machen oder in's Schauspiel oder in die Oper gehen, so wandelten wir durch die blumigen Pfade unserer Zukunft. Da gab es immer neue reizende Landschaften, da strahlte der Himmel von tieferem Gold als in tropischen Zonen, da standen Schlösser, aller Herrlichkeiten voll, da waren Theater, in denen wir die interessantesten Scenen sahen und erquickende Lieder hörten, begleitet von Tönen, die wie schmeichelnde Grüße klangen. Das waren die sonnigen Tage.

Doch es kamen auch Tage mit Regen und Sturm, Tage, deren Andenken mein Weib noch heute schaudern macht, indeß ich lächle. Meist war es der Montag vor dem Ersten des Monats; doch alle Mal und in jeder Beziehung kam das böse Wetter unverhofft, ja gegen alle unsere Berechnung. Wir waren heiter, fast sorgenlos, der Kalender verzeichnete „beständiges Wetter"; allein Evangelina trat an's Fenster und kam mit der Kunde zurück, daß es regnete — will sagen, daß wir in unseren Ueberschlägen von gestern Abend die Holzrechnung vergessen hatten oder die Forderung der Waschfrau, und daß überhaupt bis Mittag aus dem Hause des Rechtsanwalts Placidi der letzte Heller verschwunden sein mußte. Hierauf umdüsterte sich die Stirn des Rechtsanwalts Placidi und er stieg in seines Busens Tiefen hinab, die Eingebungen seines Genius zu empfangen: und sein Genius bediente ihn auf's Prompteste und rieth ihm, seine goldene Uhr — einen Genfer Vacheron — aus der Westentasche zu ziehen, sie sauber mit Watte umwickelt in ein Pappschächtelchen zu betten, das Schächtelchen mit Inhalt wieder in eine Tasche zu stecken, den Rock recht sorgfältig zuzuknöpfen und sich ohne Zagen auf den Weg zu machen.

Und der Rechtsanwalt Placidi, durch Erfahrung folgsam geworden, sträubte sich nicht mehr, wie das erste Mal gegen solchen Rath, sondern prompt wie dieser gegeben war, folgte die Ausführung — er zog die Uhr aus der Tasche, bat sie scherzhaft um Entschuldigung oder hielt ihr eine hübsche Rede über das Loos der Uhren, die mit einem Goldgehäuse zur Welt kommen, philosophirte darüber, daß diese und andere so viel beneidete Goldsächelchen auch ihre schlimme und schlimmste Seite haben — und wenn er seine Frau, die ihm mit mitleidsvollen Augen zusah, mit seiner Geschwätzigkeit glücklich zum Lachen gebracht hatte, dann wurde er selbst wieder ernst, knöpfte den Rock fest zu, damit er auf

der Straße dem unwillkürlichen Drange, nach der Uhr zu sehen, besser widerstände, und ging. Er ging — ja, ich ging.

So lange ich durch die belebten Straßen schritt, war die Ungezwungenheit meines Auftretens keinen allzu harten Proben ausgesetzt; höchstens daß irgend ein Gassenjunge, wie er mich so bis an's Kinn zugeknöpft sah, mich nach der Stunde fragte, um mit seinen biederen Kameraden über meine Gutmüthigkeit zu lachen, wenn ich mich ihm zu Liebe aufknöpfte. Doch ich war auf Alles vorbereitet, verlängerte meinen Schritt und sagte: „Es ist halb neun." Sobald ich aber in das einsame Gäßchen einbog, woselbst sich das nur zu bekannte Pförtlein Nr. 3 öffnete, fühlte ich mein Herz klopfen und warf mißtrauische Blicke umher — es war keine lebende Seele auf der Straße; aus Fenstern aber und Thüren hefteten sich, ich spürte es, hundert Augen an meine Schritte, und in dem Moment, da ich durch die verhängnißvolle Pforte schlüpfte, schien es mir, als ob all die gezischelten Geheimnisse, deren Mitwisser ich in meinem Leben geworden, auf einmal von allen Seiten zugleich ihre Stimmen erhöben. Die Gewohnheit, die mir allmälig ein wenig Sicherheit hätte geben sollen, half mir in diesem Punkte nichts; denn jedes Mal, wenn ich wieder in dem schrecklichen Gäßchen war, hatte ich das Bewußtsein, dort nur noch eine bekanntere Persönlichkeit geworden zu sein — und bald auch den deutlichen Beweis: der Tischler an der Ecke war der Erste, der mich sehen konnte, er ließ sogleich seine Arbeit liegen und trat in die Thür mit dem Hobel in der Hand: der Schuster gegenüber, verständnißvoll diesem Lockruf folgend, erhob den Kopf. Und es schlugen dann kleine Zwiegespräche an mein Ohr wie das folgende: „Da ist der 'mal wieder, der Hausfreund von Nr. 3."

„Wer mag es nur sein?"

„Wer kann's wissen?"

Sie schwiegen. — Am Fenster eines ersten Stockwerks zeigten sich zwei launige Dämchen, die immer lachten; ich kümmerte mich um Niemand, sondern marschirte mit starrem Blicke vorwärts; doch wenn ich die gefürchtete Schwelle überschritt, glaubte ich den Tischler und den Schuster zu vernehmen, die mir beide mit den Augen gefolgt waren und nun wie aus Einem Munde riefen: „Jetzt ist er drin."

Und wenn ich drin war und das Schauspiel ein Ende hatte, konnten die Beiden ihre Arbeit ohne Bedenken wieder aufnehmen: sie brauchten ja nur ab und zu die Augen zu erheben, und mein Rückmarsch konnte ihnen keinen Falls entgehen: meine Nöthe aber waren damit nicht alle Mal zu Ende. Wenn ich das Glück hatte, allein am Schalter zu erscheinen, ging die Sache leicht und glatt: die „Padrona" kannte mich, grüßte mich als eine alte Kundschaft und fragte nach meinem Befinden mit einem stillen und respectvollen Mitgefühl in Wort und Ton; ich zog die Uhr aus der Tasche; sie sagte: „Immer noch dieselbe," — nicht etwa zum Hohn, sondern um anzudeuten, daß es nicht mehr nöthig wäre, sie mit einem Federmesser zu kratzen oder am Probirstein zu reiben.

„Immer noch dieselbe," erwiderte ich.

Auch die Summe, die ich darauf erhielt, war immer dieselbe; doch nach

einer Geschäftsgewohnheit verkündigte die gute Frau sie jedesmal voraus: „Fünfzig Francs!“

Ich nickte mit dem Kopfe und steckte meinen Schatz ein. „Auf Wiedersehen!“ sagte die Padrona — und ich dankte ihr mit einem Lächeln: wie ich nämlich bemerkt hatte, sagte sie nachher, wenn ich das Pfand wieder einzulösen kam, nicht mehr: „Auf Wiedersehen!“ — obgleich sie doch allen Grund hatte, meine Wiederkehr zu wünschen.

Aber nicht immer war ich allein; manchmal kam ich im Nachtrab eines Trupps von Weibern und mußte in einer Ecke warten, von ihren neugierigen Blicken gemustert, das Herz bedrückt von dem Elend des armen Volks, das für zwei Francs ein Betttuch oder zwei Hemden versetzt. Dann kam mir wohl ein sonderbarer Trost in den Sinn, nämlich daß meine Demüthigung doch wenigstens zu dem Einen gut sein müßte, jenen Unglücklichen zu ihrer Beruhigung zu verrathen, daß es unter den Leuten, zu denen sie neidend aufzublicken pflegen, manch Einen geben mag, der schwerer leidet als sie, weil der Zwang seines Standes ihn des eigenen Elends sich auch noch schämen läßt.

In jener Schar von Frauen gab es dreiste Geschöpfe, die mit lauter Stimme und in spaßhaftem Ton von ihrem Kummer und Unglück redeten; es gab andere, die furchtsam und gedrückt auftraten: da sah ich, wie mehr als Eine der Weinenden ihre Thränen trocknete und mich respectvoll anblickte; und ich sah die Ausgelassenen ihr rohes Lachen zu einem bescheidenen Lächeln dämpfen; die Einen wie die Andern beugten sich vor einem Elend, das ihnen schlimmer vorkam als ihr eigenes, weil es anders geartet war.

Dies alles war traurig; so traurig, daß ich in dem Augenblick, da ich unter den Augen jener Weiber meine Uhr abgab, kaum noch der Rechtsanwalt Placidi zu sein, kaum noch eine Wohnung, eine Praxis und eine Zukunft zu haben meinte. Allein sobald ich nur um die Ecke der schrecklichen Gasse gebogen war, fand ich mich selbst wieder, und trotz der traurigen Gewißheit, noch einmal dorthin zurückkehren zu müssen, vergaß ich im Arm meiner Evangelina alle erlittenen Demüthigungen.

Vielleicht war es ein wenig das Verdienst meiner glücklichen Natur, und sicher hatte Evangelina's melancholisch lächelndes Gesicht seinen großen Theil daran: verschweigen aber darf ich nicht, daß auf dem Hin- und Rückwege und bei dem ganzen schwierigen Geschäft des Versetzens mir Jemand unablässig, ohne daß ich darauf Acht gab, die bekannten Worte in's Ohr raunte:

„Immer tapfer voran!“ — Und man kann wohl einmal und kann zehnmal eine Stimme überhören, die Einem „Muth!“ zuruft; zuletzt kommt doch die Stunde, da dies erhebende Wort den Weg zu unserem Herzen findet.

„Wie ist's gegangen?“ fragte mich Evangelina.

„Fünfzig Francs,“ antwortete ich, „hier sind sie.“

„Das weiß ich ja längst — aber waren viele Leute da? Hat Dich auch kein Bekannter gesehen? Und hat die Frau Dich wiedererkannt?“

„Vortrefflich ist's gegangen,“ sagte ich — und wenn es ganz schlecht gegangen war, fügte ich weiter nichts hinzu.

„Wenn die Frau wüßte, daß Du der Rechtsanwalt Epaminondas Placidi bist! — Jetzt wirst Du aber nicht wieder hingehen — wie?"

„Ich muß ja doch, um die Uhr wieder einzulösen. — Weißt Du was? Gestern Abend hatte ich vergessen sie aufzuziehen, es war, als wenn ich dies vorhergewußt hätte . . . und doch ist das arme Ding noch gegangen . . . um zehn Uhr erst muß sie stehen bleiben."

„Wir wollen Jemand Anders schicken, sie zurückzuholen . . ."

„Nein, ich gehe selbst: jetzt bin ich doch einmal bekannt; und dann, wer weiß? Vielleicht ist's das letzte Mal."

Vielleicht? — Evangelina wußte es ganz gewiß, und, wie man mir glauben wird, ließ ich sie in diesem schönen Traum sich wiegen, so lange es eben möglich war.

Und es kam ein Sonntag, an dem ich triumphirend hineilte, meinen Vacheron einzulösen; doch es kam auch ein Montag, an dem ich abermals durch die gefürchtete Gasse schlich, ihn von Neuem zu versetzen.

III.

August wuchs unterdessen zusehends und wurde rosig und rund wie ein von verschwenderischer Künstlerhand in Thon modellirter kleiner Posaunenengel.

Fußwanderungen sind gut für die Gesundheit. — Wir wanderten gar oft hinaus, Evangelina und ich, erst auf der Hauptstraße, ehrbar Arm in Arm, nachher auf einem Seitenpfade mit verschlungenen Händen wie ein Liebespärchen, bis nach Musocco hin, wo uns das wunderwürdige Schauspiel eines höchst stumpfsinnigen kleinen Kerls erwartete, der seine Eltern nicht kennen wollte.

Ich meinerseits nahm die vornehme Theilnahmlosigkeit meines Herrn Sohnes mit einer gewissen philosophischen Fassung auf; Evangelina aber nicht: ihr mütterlicher Stolz gab ihr doch nicht so viel moralischen Halt, vor mir zu verbergen, daß sie eifersüchtig war. Und vielleicht ward ich auch eifersüchtig, wenn ich mein Gesicht dem Köpfchen meines Sohnes näherte und er mich eine kurze Zeit lang verwundert anglotzte, dann aber statt seine Arme um meinen Hals zu schlingen, wie ihm die Stimme der Natur gebieten mußte, in ein lautes Geschrei ausbrach. Dieses Unheil ereignete sich zwar selten, stürzte uns aber Beide jedesmal in die tiefste Verzweiflung. — An solchen Schreckenstagen zog sich unser Besuch in die Länge, wir vergaßen Mailand, Gericht und Clienten und hätten nimmermehr das Herz gehabt zu gehen, bevor wir nicht mit unserem Kinde Frieden geschlossen. Zuletzt, nachdem wir uns, so gut es ging, wieder aufgerichtet an dem Schatten eines Lächelns, das über sein Mäulchen glitt, oder an der schweigenden Ergebenheit, mit der er eine Liebkosung entgegennahm, wanderten wir langsamen Ganges zurück auf Mailand zu. Mit der Zeit jedoch fanden wir unseren leichten Schritt, unsere kleine Tagesphilosophie und uns selbst wieder. Wir trösteten uns gegenseitig über Augusts Unbilligkeit, und ich wurde wieder der Rechtsanwalt Placidi und übernahm die Vertheidigung meiner Nachkommenschaft. —

„Die Stimme des Blutes!" sagte ich cynisch, „wer glaubt denn noch an so etwas? Nicht einmal auf dem Theater spricht man mehr davon. Und man

darf das nicht beklagen; wieviel Unsinn hat diese berühmte Stimme geredet! Man sage vielmehr: die Stimme der Milch . . .!"

Weiter zu gehen hatte ich freilich doch nicht den Muth, und so versuchte ich zu lachen. Evangelina aber lachte nicht mit, und ich fuhr fort mit wachsender Ueberzeugung: „Es gibt in der Welt mancherlei Stimmen, die nie ein Mensch gehört hat: die Stimme des Volkes, die Stimme Gottes, die Stimme des Gewissens; Niemand spricht dagegen von der Stimme der Suppe, der Stimme des Bratens, als ob nicht gerade sie jeden Tag, den Gott werden läßt, die Fasttage nicht ausgenommen, zu jedem leeren Magen sprächen! Habe ich nicht Recht?"

„Gewiß," antwortete Evangelina, „aber wir werden ihn bald wieder besuchen müssen; er muß sich vorläufig daran wenigstens gewöhnen, uns zu sehen, uns kennen zu lernen und unsere große Liebe ein klein wenig zu erwidern." Sie sprach von Ihm, und da auch ich nicht einen Augenblick aufgehört hatte, an Ihn zu denken, wurde ich ernst und sagte: „Wir wollen ihn bald entwöhnen und von der Amme nehmen. Doch bis dahin müssen wir ihn oft besuchen; es ist durchaus nothwendig, daß er uns lieben lerne."

* * *

Diese unsere Pflicht vernachlässigten wir wahrhaftig nicht; die brave Marianna war nicht eine Woche mehr vor uns sicher; jeden Augenblick konnten wir hinter ihr auftauchen und sie auf frischer That ertappen, falls sie etwa unser Würmchen nicht mit der gehörigen Liebe behandelte. Doch sie kam nie in Verwirrung, und nie verschwand das hübsche Lachen von ihren Lippen; auch sie besaß ihren Talisman: sie hatte unseren August wirklich von Herzen lieb.

„Es ist ganz, als wenn's mein Eigner wäre," sagte sie, um uns zu beruhigen — und bei diesen treuherzigen Worten spürte ich in mir selber einen kleinen Aufruhr von Gefühlen und konnte hiernach eine wahre Schlacht in Evangelina's Herzen ahnen.

„Er ist ein Schelm," versicherte manches Mal die niedliche Amme, „er weiß sich einzuschmeicheln, er steckt ganz voller Streiche. Ich behaupte, aus dem wird einmal etwas werden . . . denn er hat Talent, glauben Sie mir."

Wir hörten schweigend zu, halb beglückt, halb gedemüthigt, daß wir über den ganzen Werth unseres Kindes von einer Fremden aufgeklärt werden mußten. Dann beugte sich Evangelina über das kleine Wunderkind, es zu küssen; und ich, da ich mir meines Schnurrbarts wegen so viel nicht herausnehmen durfte, stotterte nur, anstatt meiner Freude über die klugen Streiche meines Herrn Sohnes Ausdruck zu geben: „Wir wissen schon!"

Darauf ließ die Amme ihre tadellosen Zähne sehen und einen Augenblick benutzend, in welchem Augusts rosiges Gesichtchen frei war, drückte sie ihm ungenirt einen geräuschvollen Schmatz auf, den der Kleine sich ohne Murren gefallen ließ. Wenn wir dasselbe gewagt hätten, der Himmel mag wissen, was für ein Geschrei gefolgt wäre!

„Mich kennt er, von mir läßt er's geschehen," sagte Marianne, „zu Andern geht er nicht, da ist keine Sorge . . . Nachts, wenn ihm kalt wird, macht er Lärm; dann nehme ich ihn mit in mein Bett, und er, o, er weiß ganz gut, wohin er sein Gesichtchen legen muß."

„Guter Gott," murmelte Evangelina, „und wenn Du ihn erstickteſt?"

„Ich ihn erſticken!" rief die Amme, „Du, ſag' doch ſelbſt 'mal, ob ich Dich erſticke?" . . . Und da Auguſt nichts ſagte, entwickelte ſie der unpraktiſchen jungen Mutter umſtändlich ihre liebevolle Kunſt, den Kleinen ohne jede Gefahr im Bett zu halten; und ſie war ſo glücklich, und ſo munter in ihrer Beweisführung, daß Evangelina ſich am Ende für ganz befriedigt erklären mußte. Aber ach, die Wahrheit war es doch nicht, arme Evangelina: Du warſt doch nicht ganz befriedigt.

IV.

Unſere Wohnung begann ſich unterdeſſen allmälig zu verſchönern; faſt jede Woche bereicherte ſie um irgend einen kleinen Schmuckgegenſtand: außer dem Kalender, der ſich in meinem Arbeitszimmer prächtig präſentirte, beſaßen wir ſchon ein Thermometer, faſt an allen Fenſtern weiße Gardinen, im Vorzimmer Geranien, Roſen und Nelken auf einem hölzernen Blumentreppchen, das nach dem Muſter unſeres Kleiderſtänders in Eichenholzimitation geſtrichen war (ein Gedanke von mir, der Evangelina's vollſten Beifall hatte): auf dem Tiſche im Empfangszimmer ſtand ein Cigarrenhalter, immer gefüllt mit „Virginias", die im Dienſt unſers häuslichen Anſtands mit Ehren alterten (ein Einfall von ihr, der bei dem Nichtraucher Epaminondas wenig Anklang fand) — und das war noch nicht Alles: wir beſaßen auch eine Wanduhr, welche die ganzen und die halben Stunden mit ungewöhnlich würdevollem Schlage verkündete, einen Operngucker, ein hübſches Schreibzeug von Glas und ſogar zwei Leuchter von Porcellan.

Wir hatten auch noch andere Sachen, die aufzuzählen nicht ſchwer, wohl aber langweilig wäre, und wieder andere ſchafften wir zu jenem Stück für Stück mit immer neuem Vergnügen an. Eines jedoch fehlte uns noch, wünſchenswerther, aber auch koſtſpieliger, als alles Andere — eine Hängelampe für den „Salon", die gerade in der Mitte der Decke, über dem Tiſche angebracht werden ſollte. Wir hatten uns auf jede Weiſe bemüht, dieſem verderblichen Wunſche zu widerſtehen: ich z. B. hatte ein Photographienalbum erſtanden und es auf den Tiſch gelegt, in der Meinung, nun leichter auf die Lampe Verzicht leiſten zu können; Evangelina ließ mich eines Tages unvermuthet eine Nachfolgerin unſerer ſeligen Amſel entdecken, deren Bauer ſeit länger als einem Jahre Trauer getragen hatte.

Dieſes alles war immerhin ſchon Etwas, war ſogar viel und machte uns glücklich — aber nicht zufrieden: nachdem wir in ſinnreicher Symmetrie Verwandte und Freunde in dem Album vertheilt hatten, erhob Evangelina unwillkürlich den Blick zur Decke, und ich ſelbſt, wenn ich eine Weile dem Zwitſchern der Amſel in der Fenſterniſche zugehört hatte, fand mich unvermerkt in Betrachtung verſunken vor der vielbeſprochenen Lampe, die noch immer nicht da hing, wo ſie hängen mußte. Ja, ſie *mußte* dort hängen, es war nothwendig — ein Salon und keine Lampe — man urtheile ſelbſt!

Ohne mir etwas zu ſagen, aber doch nicht ſo ganz im Verborgenen, daß ich nicht bei meinem Nachhauſekommen ein Geheimniß hätte wittern können, hatte

Evangelina mir mit ihren Händen eine hübsche Ueberraschung bereitet. Ihr zu Liebe that ich so, als merkte ich nicht das Geringste, und erst am Morgen des großen Tages, als eine ungewöhnliche Heiterkeit meiner Frau und eine gewisse absonderliche Art zu lächeln einem Blinden verrathen hätten, daß die Ueberraschung fertig war, erst da hielt ich es für meine Pflicht, mich als scharfsinnigen Mann zu zeigen, und sagte mit schlauem Gesicht zu ihr: „Liebe Evangelina, Du hast mir irgend einen Streich ausgeheckt oder bist dabei es zu thun."

Wenn ich ein klein wenig weiter in sie gedrungen wäre, hätte die Aermste mir Alles auf der Stelle eingestanden, wozu sie wirklich die größte Lust hatte; ich wollte jedoch nicht, daß sie in einem Augenblick der Schwachheit die Hälfte des Lohnes verschwendete, auf den sie ein Recht hatte; ich wollte ihr mit einem ungeheuren Erstaunen zur richtigen Zeit den vollen Preis ihrer heimlichen Mühe zahlen — ich nahm also ihr erstes Leugnen für baare Münze, lenkte das Gespräch auf etwas Anderes und sprach beim Hinausgehen zu mir selber: „Ob es wohl morgen losgeht? Und was es nur werden mag?"

So lange brauchte ich glücklicher Weise nicht zu warten. Evangelina hatte Mitleid mit mir und mit sich selbst; als ich nach Hause zurückkam, ließ sie mich die große Entdeckung machen, daß — wer ahnt es? — in unserem Salon gerade in der Mitte der Decke an papierenen Ketten ein allerliebstes Körbchen, gleichfalls aus buntem Papier geflochten, hing, daraus Blumen und Gräser in reizender Fülle hervorquollen.

„Gefällt es Dir?" fragte mich Evangelina mit einem Zittern der Freude in ihrer Stimme.

„Alle Achtung!" erwiderte ich schlagfertig, „da hast Du eine glänzende Idee gehabt, eine wirklich glänzende Idee."

„Nicht wahr, es macht sich gut?"

„Prächtig macht es sich; es ist genau, als ob die Lampe da hinge; der Effect wenigstens ist vollkommen derselbe."

„Siehst Du, das war auch mein Gedanke: wenn an der Decke ein Körbchen hängt, werden wir leichter auf die Lampe verzichten, die uns doch zu theuer ist, wenigstens für jetzt, so lange die Clienten noch nicht in Strömen kommen . . ."

„Du hast Recht; an die Lampe werden wir nun gar nicht mehr denken."

O Eitelkeit menschlicher Berechnungen! O trügerische Hoffnung, unsern Leidenschaften mit Arzneien beikommen zu können! Das Körbchen, welches die Lampe aus unseren Gedanken verdrängen sollte, weckte im Gegentheil jeden Augenblick die Erinnerung daran. „Ihr meint, daß ich mich hier gut ausnehme, und Unrecht habt ihr nicht; aber noch schöner wird an meiner Statt die Lampe aussehen; ich werde dann ein sehr nettes Plätzchen in der Fensternische zwischen den weißgewaschenen Gardinen finden." So setzte uns das Körbchen zu, bald mit freundlichem Scherz, bald mit derbem Spott, doch immer mit der gleichen stummen Beharrlichkeit.

Um es kurz zu machen, nach einer Woche qualvollen Ringens verließen wir eines Morgens selbander das Haus, wie von unserem Verhängniß getrieben, wanderten hurtigen Schrittes zum nächsten Laden, traten ohne Wanken ein,

und nach einer höchst peinlichen Auswahl kehrten wir nach Hause zurück nicht ohne die Begleitung eines dienstbaren Geistes, der unsere Lampe trug.

Als wir den Salon betraten, erregte das Körbchen zum ersten Male mein vollkommenes Mitleid; doch schwieg ich; Evangelina selbst war es, die bei seinem Anblick lustig ausrief: „Um Gotteswillen, und das Ding konnten wir hübsch finden!"

Zwei Stunden später standen wir Hand in Hand auf der Thürschwelle, um zu prüfen, wie sich unser Salon so aus der Entfernung präsentirte mit seiner wunderbaren Hängelampe in der Mitte und dem Blumenkörbchen in der Fensternische. Es war ein großartiges Schauspiel; wir aber, durch Erfahrung gewitzigt, zügelten unsere Begeisterung und begnügten uns festzustellen, „daß das Haus des Rechtsanwalts Placidi nach etwas auszusehen beginne . . ."

* * *

Noch hatte August sein Vaterhaus nicht besucht. Zuerst die Winterkälte, dann die Regengüsse oder das unbeständige Wetter des Frühlings hatten zur Vorsicht gemahnt; jetzt aber glänzte die herrliche Julisonne vom Himmel, die Tage waren lang, er konnte ohne Gefahr am Morgen kommen und am Abend gehen. Und er kam.

Dieser Tag war ein Festtag im Hause des Rechtsanwalts Placidi. Eine gute Weile hatte ich es geschehen lassen, daß Evangelina ihren August auf dem Arm behielt, ihm unter endlosen Küssen gewisse Wörtchen ohne Sinn vorlallte und ihm tausendmal mit schmeichelnder Stimme die melancholisch-sanfte Frage that: „Kennst Du sie noch nicht, Deine Mama?"

Ja, als ein Mann, der warten gelernt hat, ließ ich sie gewähren: die Reihe mußte doch endlich auch an mich kommen, und ich begnügte mich, das Kind von Weitem anzulachen, indem ich hinter meinem Weibchen her das Zimmer durchwanderte oder mich über ihre Stuhllehne beugte. Die Amme ihrerseits hielt sich für verpflichtet, bei dem Kleinen zu bleiben, und wenn sie auch nicht wagte, sich auf die neuen Polsterstühle zu setzen, die sie in Respect hielten, stand sie doch immer da und ging nicht fort. Ich fing an mich zu ärgern, daß sie gar keine Lust bekommen wollte, ein bischen durch die Stadt zu schlendern, die Gallerie oder den Dom zu besehen, und ich wußte nicht recht, auf welche Art ich sie fortschicken sollte, ohne sie zu kränken.

Zum Glück kam auch meine Frau auf diesen Gedanken. „Marianne," sagte sie plötzlich zu ihr mit ausgesuchter Höflichkeit, „geh' in die Küche und laß Dir von dem Mädchen etwas Brühe aufwärmen: Du wirst doch gern ein Süppchen essen?"

Marianne sagte nicht Nein, empfahl meinem Söhnchen, sie ohne Weinen zu erwarten und verschwand. Ich aber ging ihr ruhig nach und schloß die Thür geräuschlos hinter ihr ab, dann drehte ich mich um, Evangelina überreichte mir den Jungen und legte ihn sorgfältig auf meinen Armen zurecht. Es schien wie ein abgekartetes Spiel.

Ich machte meinem Sohne bemerklich, daß ich mich eben erst eigens für ihn gründlich rasirt habe, er könne darum ohne Furcht sein Gesichtchen an des

Vaters großes Antlitz legen; und ich erklärte ihm, was „der Papa" sei, und wieviel Liebe und Dankbarkeit er ihm schulde.

August war liebenswürdig, ließ mich reden und schrie nicht; manchmal blickte er mir sehr neugierig in den Mund, als hätte er meine wunderlichen Worte daraus hervorschlüpfen sehen; darauf ließ er seine erstaunten Augen rund herum durch die Stube wandern. Nunmehr ward ich kühn und führte ihn zu Besuch durch sein ganzes Vaterhaus — die Küche ausgenommen — indem ich bei jedem Gegenstand, der einen Ton von sich geben konnte, still stand und denselben berührte; auch hielt ich ihn vor jeden Spiegel, der sich im Hause befand (es waren ihrer drei, den Rasirspiegel mit inbegriffen), in der Hoffnung, sein Erstaunen immer wachsen zu sehen.

Aber nein, sein Erstaunen wuchs nicht — es war wie unser Fest, wie unsere Liebe, tief, gleichmäßig, ruhig, unerschütterlich. Er weinte nicht, und wir waren nur in Verlegenheit, wie wir ihm dafür unsern Dank bezeigen sollten.

„Wollen wir ihm seinen Brei geben?"

„Ach ja, wir wollen!"

Meine Frau ließ August in meinen Händen zurück, um in die Küche zu gehen, und ich war nicht eher ruhig, als bis ich sie wiederkommen sah mit einem Näpfchen und — ohne die Amme. August sträubte sich anfangs, dann kostete er den Brei und schien ihn schmackhaft zu finden, denn er verlangte mehr, und wir ließen nicht ab, seine Artigkeit zu loben und ihm zu jedem Löffel zuzureden.

„Wir wollen doch versuchen, ihn auszuwickeln," sagte ich nachher, „es wird ihm Vergnügen machen, sich frei zu fühlen."

Wir versuchten es, und als das endlos scheinende Wickelband zuletzt doch völlig abgewunden war und unser Sohn sichtbar ward, nur noch von seinem Hemdchen verhüllt, aufrecht auf dem Tische stehend, gleich einem jungen Gott aus der Mythologie, da rief ich begeistert aus: „Ich will ihn sehen so wie Gott ihn geschaffen hat!"

Wir zogen ihm auch das Hemdchen ab, und er zeigte sich unsern bewundernden Blicken in seiner vollen unverhüllten Schönheit. „Phryne vor dem Areopag!" sagte ich scherzend.

Evangelina sah mich an, gab durch ein Lächeln ihre Zustimmung zu dem Witz zu erkennen und setzte darauf ganz ernsthaft hinzu: „Er ist noch hübscher!"

V.

Dieser Tag hätte kein Ende nehmen dürfen und ging doch schneller vorüber als alle andern. Die grausame Stunde kam, da unser Sohn wieder gewickelt und bekleidet und mit dem Häubchen geschmückt, zum letzten Mal in den Armen seiner Mutter lag und nur noch auf Giuseppe wartete, um uns zu verlassen. Und auch Giuseppe kam, der in der einen Hand seine Mütze hielt und mit der andern allerlei unsichere Bewegungen machte. Dann senkte sich die Nacht über unsere Zimmer, ohne daß wir das Dunkel merkten, denn noch durchleuchtete sie für uns der theure Abwesende. Erst das Mädchen, das lange Zeit darnach die

angezündete Lampe hereinbrachte, entriß uns dem beglückenden Traum: und nun erst waren wir ganz allein.

„Jetzt schläft er schon," sagte Evangelina; sie nahm mir das Wort aus dem Munde.

„Und träumt von Papa und Mama . . . vom Papa aber ganz besonders."

Da der Scherz zur Aufheiterung noch nicht genügte, rief ich das Mädchen und gab ihm einen Wink, den es schnell begriff.

Jetzt erst lächelte Evangelina.

Ich zögerte ein Weilchen, meine Frau mit theatralischer Wichtigkeit zurückhaltend, und zählte die Minuten auf unserer Pendeluhr. Endlich sprach ich: „Wir können gehen." Ich gab Evangelina den Arm, und wir gingen, ich tiefernst, sie lachend, um uns des herrlichen Lichts unserer Hängelampe zu freuen, das unsern Salon durchstrahlte.

* * *

Von diesem Tage an wiederholten sich sowohl Augusts als unsere Besuche häufiger, und gegen das Ende des Herbstes fühlten wir bei der Heimkehr aus Musocco nicht mehr den heimlichen Kummer von ehedem. Zwischen unserm Sohn und uns war ein freundschaftliches Verhältniß entstanden; er konnte nunmehr „Papa" und „Mama" sagen, und wenn er sich auch gewöhnlich erst ein wenig bitten ließ, setzte er uns doch jedesmal durch seine schauderhafte Aussprache dieser zärtlichen Namen in wahres Entzücken. Die große Hauptstraße erschien uns fortan nicht mehr so staubig wie sonst, und die lombardische Ebene offenbarte unsern Augen die mannigfaltigsten Reize, die köstlichsten Aussichten.

„Hast Du bemerkt? Er hat mich schon von Weitem erkannt und hat vor Freude mit den Aermchen gezappelt!" sagte die Mama.

„Ganz richtig," erwiderte der Papa, „er hat uns gleich erkannt; und als ich ihm die schönen Weintrauben zeigte, die wir ihm mitgebracht, hast Du wohl gesehen? Da hat er die Hände alle beide ausgestreckt."

„Ja, und er wollte damit sagen „Zwei", denn er verlangte für jede Hand eine Traube."

Das Alles war streng der Wahrheit gemäß; unser Sohn kannte uns und kannte die Trauben, obgleich die Weinlese noch nicht begonnen hatte, und wenn er von dem, was nach seinem Geschmacke war, viel haben wollte, drückte er das höchste Maß von Kraft und Menge durch seine Hände aus: und das waren eben zwei.

Ja, alles Dies vollbrachte August, und er versetzte damit seine Mutter in heitere Laune und weckte die schlummernden philosophischen Neigungen des Papa's, welcher im Anschluß daran höchst wundersame Betrachtungen über „Eigenthum und Besitz" anstellte — leider nicht allemal im verschwiegenen Busen allein!

Und eines Tages, es war ein wunderschöner Apriltag, kam August an mit einem Veilchensträußchen in jeder Hand. Veilchen hatte die Mama so gern, und die Amme wußte das; aber irgend Jemand hatte vielleicht meinem Sohne gesagt, daß aus seiner Hand die Veilchen auch den Papa beglücken würden, und deshalb hatte er zwei Sträuße verlangt.

Im Uebrigen kam er an jenem Tage in's Haus gerade so, wie er immer gekommen war, drehte die Augen neugierig hierhin und dorthin, lachte Papa und Mama an, wie nur er allein zu lachen verstand, ließ sich der Reihe nach durch alle Zimmer tragen und machte sein Schläfchen von einer Stunde in der Wiege, alles das ganz in derselben Art wie früher — doch wenn er nur das that, was er immer gethan hatte, zeigte er denn etwa eine ungewohnte Würde oder eine so besondere Liebenswürdigkeit, daß er in unserm Herzen eine glänzendere und tiefere Freude als je zuvor erweckte? Nein, das nicht: aber August kam, um nicht wieder zu gehen.

Während dieses ganzen Tages sah ich in den Augen der Amme zwei Thränen schimmern; Mitleid aber hatte ich nicht mit ihr: das Glück machte mich grausam. Und als die Abschiedsstunde kam, Evangelina Mariannen das Kind zum Kusse reichte und die arme Frau erst ihrer natürlichen Gemüthsart folgend lachte, dann weinte, dann nochmals lachte über ihren Giuseppe, der sich die Thränen mit seiner Hutkrempe abwischte: da empfand ich eine wirre Mischung von guten und bösen Gedanken. Ein Gefühl aber drängte sich vor allen hervor: die Freude, meinen Sohn gleichgültig zu erblicken. Und ich verrieth es ihm halb ernst, halb scherzend: „Bravo, Du bist ein Held!"

Da aber lachte die Amme nicht mehr.

Evangelina warf einen mitleidig mahnenden Blick zu mir herüber, der mir ganz den dunkeln Abgrund meines Vaterherzens enthüllte, und übergab mir August, um unbehindert das bethränte Antlitz küssen zu können, von dem unser Kind lachen gelernt hatte. Und darauf lachte die Amme wieder.

Diesem Auftritt, dessen peinliche Einzelheiten mir später oft wieder vor's Auge traten, wohnte ich damals mit mühsam verhehlter Ungeduld bei; aller Schmerz jener armen Frau, die nun aufhörte, Augusts Mutter zu sein, wurde winzig klein im Vergleich zu dem gewaltigen Aufschwunge, den mit einem Schlage das Hochgefühl meiner Vaterwürde nahm. Ich hielt August auf dem Arm und erwog, daß er in wenigen Minuten voll und ganz „mein Sohn" werden würde. Ich lächelte dem unglücklichen Giuseppe zu und dachte dabei heimlich, wie gern ich ihn aus der Thür werfen würde.

Sie gingen fort — und August weinte nicht.

Als wir mit dem kleinen Helden allein geblieben waren, fühlten wir uns eine Zeit lang ganz benommen von unserm Glück; wir wußten nicht recht, wie wir seine Ankunft würdig feiern und ihm zeigen sollten, welche Erquickung er uns durch seine musterhafte Haltung bereitet hatte. Wir sagten's ihm unter Küssen, als ob er uns verstehen könnte; und wer weiß? Vielleicht verstand er uns ganz gut.

„Ein prächtiges Kerlchen!" sagten wir. „Wie verständig er ist!"

„Ein prächtiges Kerlchen bist Du! Sehr verständig bist Du! Ja!"

„Schaust Du mich an? Ich bin der Papa . . ."

„Ich bin Deine Mama . . ."

Er weinte nicht!

„Lache 'mal!" sagten wir und tippten ihm auf's Mäulchen. „Lache 'mal! So; schön; — sag' 'mal „Mama!" Sag's doch . . ."

Er lachte nicht und sagte nicht „Mama“; doch er erreichte dieselbe Wirkung, als ob er Alles gethan hätte, was wir von ihm verlangten, denn — er weinte nicht.

Am Abend aber, als die Stunde kam, wo er schlafen mußte, und er sich in einer neuen Wiege sah und in einem andern Raume als in dem weiten Gemach, worin er sein ganzes bisheriges Leben verbracht hatte, da schien er in seiner Umgebung Etwas zu suchen und Jemanden zu vermissen. Wir beugten uns über ihn, ließen all' unsere Liebe aus unsern Augen leuchten, um seinen Muth zu stärken — vergebens. August stieß einen Schrei aus, der mir in's Herz schnitt, und weinte. Weinte lange, weinte allzu lange, weinte so lange, daß ich mit dem Mitleid zugleich schon Ueberdruß empfand.

„Er ist müde,“ sagte ich, „und quält sich wach zu bleiben, nur damit er heulen kann. Wir wollen ihn nicht mehr beachten. Mag er schreien, so viel er will.“

Aber kaum daß wir Miene machten, uns von seiner Wiege zu entfernen, so schrie er noch toller und wir kehrten zu seinem Kopfkissen zurück, gerührt und geschmeichelt.

„Er ist unartig, aber er hat uns lieb,“ sagte ich zu meiner Frau, „er hat uns wirklich lieb.“

Endlich überraschte ihn mitten im Schreien der Schlaf. Es ward ein tiefes Schweigen im Hause des Rechtsanwalts Placidi.

* * *

Mit welcher Freude begrüßte ich den Anbruch des nächsten Morgens, der Ihn uns in seiner Wiege zeigte, ruhig und mit offenen Augen. Und mit welchem Schrecken sah ich die verhängnißvolle Stunde nahen, da er wieder schlafen gelegt werden mußte!

„Jetzt wirst Du hören, wie er toben wird,“ sagte ich zu Evangelina, gleichsam um meinen Sohn zu reizen, daß er mich Lügen strafe. Evangelina antwortete mir nicht, und August ließ sich nicht fangen durch meine List, er weinte, wie man kaum im tiefsten Jammer weinen kann; diesmal aber weinte er mit Methode, indem er sich von Zeit zu Zeit eine ganz kurze Erholungspause bewilligte, um Athem zu schöpfen.

In einer dieser Pausen trafen mein Ohr folgende Worte meines Hausnachbarn, die in der deutlichen Absicht gesprochen waren, durch die Wand verstanden zu werden: „Was die nur mit dem Kinde vornehmen mögen? Sie müssen ihm rein die Haut abziehen.“

„Nein, Herr Nachbar,“ entgegnete ich, seinen Tonfall nachahmend, „wir wickeln ihm höchstens eine um.“

Evangelina lachte, und August nahm seine klangvolle Thätigkeit wieder auf.

Die Sache ging so noch einige Tage fort; wir machten einen verzweifelten Versuch, ihn in einem andern Zimmer zu wickeln und zu warten, bis der Schlaf ihn im Arm der Mama ergriff, um ihn dann leise in seine Wiege zu betten: — doch als wir uns nun auf den Zehen wegschlichen, wachte der unselige kleine Schlingel sofort wieder auf, überschaute die Situation und rief uns mit einem Commandoschrei zurück. Man sah deutlich, es war die reine Tücke; und jeden

Abend fürchtete ich, dieselbe meinem Sohne all mein Leben lang nicht verzeihen zu dürfen: — doch jeden Morgen, bei seinem ersten unschuldsvollen Blick, schlossen wir wieder Frieden.

Und überdies, wenn er auch im Augenblick des Zubettgehens seine regelmäßige Unart beging, den ganzen Tag hindurch war er dafür gut wie das Brot, gut wie der Brei und gut wie das Süppchen, das er so gern aß.

Schon begann er mich anzulachen, die Hand auszustrecken, wenn er meinen Bart zupfen wollte, und mir gewisse schöne Worte zu geben, die ich sehr gut verstand, wenn er vom Arm der Mama auf meinen kommen wollte. Er konnte sogar noch mehr: er stand aufrecht, ohne zu fallen, wenn er nur einen Stuhl zum Anlehnen hatte und seine Klapper mit den Klingelchen dran, um sich die Zeit zu vertreiben. Alles in Allem, er machte uns glücklich und versprach uns später noch viel glücklicher zu machen. — Im Leben ein Ziel zu haben, das ganz nahe zu erreichen ist, und das, wenn es erreicht ist, keiner Illusion die Flügel stutzt, ist es nicht vielleicht die höchste Glückseligkeit auf Erden? — Unser Ziel war die Zeit, wo August allein von Zimmer zu Zimmer wandern würde, um von seinem ganzen Vaterhause Besitz zu ergreifen.

VI.

Eines Morgens, als wir kaum aus dem Bett gestiegen waren und noch nicht Kaffee getrunken hatten, wen fanden wir in der Küche? — die Amme. Sie war von Musocco mit der ersten Dämmerung aufgebrochen, in Begleitung ihres Giuseppe, einzig und allein um „ihren" Kleinen zu sehen; Giuseppe war gewissen Geschäften mit Seidenraupen nachgegangen und würde später kommen, denn auch er, der Aermste, konnte die Sehnsucht nach August nicht mehr ertragen. Während sie dies berichtete, lachte die arme Marianna immer noch, aber in eigener Art.

Ihr Besuch erregte uns beiden Langeweile und mir Aerger; — sie schien uns das anzufühlen und bat uns mit den Augen um Entschuldigung.

Evangelina wurde weich; ich nicht; wenn ich an Augusts nächtliche Gesänge, die fast bis an den Morgen währten, dachte, fand ich in mir nicht einmal so viel Kraft christlicher Liebe, meine üble Laune zu verbergen.

„Es sind erst acht Tage!" sagte ich. „Euer Besuch macht uns immer Vergnügen; daß Ihr August lieb habt, begreifen wir vollkommen; aber wenn August Euch sieht, fängt er wieder von vorn an . . ."

Mein Vaterstolz war tief verwundet durch dieses Geständniß, nichts destoweniger vollendete ich es ganz: „Wenn August Euch sieht, wird er wieder mit Euch wollen; noch ist er nicht recht an die Trennung gewöhnt; noch gestern hat er geweint (das stimmte nicht: seit zwei Nächten war er still gewesen), morgen wird er gar keine Ruhe mehr haben . . ."

Marianna, die den Kopf gesenkt hatte, erhob ihn wieder, unter Thränen lächelnd.

„Er hat geweint, weil er mich haben wollte, ist's nicht so? Gerade mich wollte er haben?"

„Nun ja . . . wahrscheinlich, er wollte Euch; er ist an Euch gewöhnt; wenn

er Euch sieht, ist er im Stande, eine Woche lang hinter einander weg zu schreien ... er könnte sogar krank davon werden ..."

Da ich meine Vatereitelkeit nicht hatte schonen können, übertrieb ich absichtlich noch die Gefahr. Evangelina schwieg, vermuthlich weil sie zu keinem Entschlusse kommen konnte — da ließ sich aus dem Schlafzimmer das Wimmern des Kindes vernehmen, das eben erwachte und nach uns schrie.

„O Du liebe Seele!" rief Marianna aus; weiter hörte ich nichts, weil ich im Laufschritt davoneilte, um meinen Sohn nicht warten zu lassen.

Gleich darauf kam Evangelina mir nach, mich bei seiner Einkleidung zu unterstützen; doch August und ich hatten uns beeilt, um der Mama eine hübsche Ueberraschung zu bereiten, und als sie eintrat, waren wir eben fertig mit dem Anziehen des blauen Kleidchens. Ich wollte unsern Triumph so recht auskosten, allein mein Weib ließ mir keine Zeit dazu.

„Ich hab' es ihr klar gemacht," sagte sie etwas melancholisch.

„Wem?"

„Der Amme. Ich hab' es ihr klar gemacht, und sie ergibt sich drein, fortzugehen."

„Ist sie fort?"

„Sie wird gleich gehen; auch Giuseppe ist da ... sie wollen augenblicklich gehen."

„Sie können immerhin erst etwas frühstücken ..." Den Rath gab mir mein leise erwachendes Gewissen ein.

„Sie sind eben dabei."

„Gott sei Dank!" rief ich etwas aufgeregt. „Ueber vier Wochen mögen sie wiederkommen, in Gottes Namen auch schon über vierzehn Tage, wenn dieser kleine Schelm den ganzen Abstand zwischen seinen Eltern und der Amme erkannt haben wird ... dann können sie ihn sehen, soviel sie wollen."

„Ich habe versprochen, daß sie ihn jetzt gleich sehen sollen," sagte Evangelina ruhig.

„Ihn sehen sollen ...!"

Mein Ingrimm hatte keine Zeit sich Luft zu machen, da meine Frau mir rasch erklärte, in wie unschädlicher Weise sie unsern Sohn der Amme zu zeigen gedachte: „Sie wird in der Küche hinter der Thür stehen, wir im Salon; durch's Schlüsselloch soll sie ihn sehen."

Das war ein großartiger Gedanke, und ich fand nichts daran auszusetzen — nur erbot ich mich, gleichfalls in der Küche hinter der Thür zu stehen.

„Warum das?"

„Man kann nie wissen ..."

Meine Frau ging mit August in den Salon, und ich lief in die Küche. Ich fand Marianna schon gerüstet; Giuseppe, der einen großen Brocken im Munde hatte, schluckte ihn hinunter auf die Gefahr hin, zu ersticken, und bot mir guten Tag. „Er ist fertig;" sagte ich, „wenn Ihr ihn sehen wollt ..."

Ohne zu antworten legte die Amme ein Auge an's Schloß: „Da ist er!" stammelte sie und fuhr fort unzusammenhängende Worte zu murmeln, die wohl Schmeicheleien sein sollten ... „Gott! Wie hübsch er ist!" rief sie dann. „Sieh ihn Dir auch an, Giuseppe!"

Dabei wich sie aber nicht von der Thür, und ihr Gatte mußte ihr seine eigenen Rechte durch einen tüchtigen Rippenstoß in Erinnerung bringen. Darauf sagte er: „Mit Verlaub!“ und stellte sich seinerseits auf den Beobachtungsposten.

Aber die Amme war ungeduldig, sah mich an, sah ihren Gatten an, und rief uns Beiden noch einmal zu: „Wie hübsch er ist!“

Endlich, da sie ihrem Manne schon zuviel Zeit bewilligt zu haben glaubte, gab sie ihm den gleichen zarten Wink wie er ihr vorher, und der arme Pflegevater richtete sich auf, zeigte mir ein verdutztes Gesicht und sprach mit einer Resignation, deren Grund ich nicht recht einsah: „So mußte es kommen!“

Unterdessen murmelte Marianna: „Der gute Junge! Die gnädige Frau sagt ihm, er soll hierher sehen, und er, die liebe Unschuld, er sieht wirklich her; — er weiß nicht, daß ich hier bin ... Du weißt es nicht ... wenn Du's wüßtest ... o Du liebe Seele ... Ach, wenn ich ihn doch küssen könnte!“ Und sie drehte sich um und suchte mit einem flüchtigen Blick zu erforschen, ob es für sie noch eine Hoffnung gäbe, diese Gunst zu erlangen; dann hielt sie, ohne die Antwort abzuwarten, das Auge wieder an's Schloß.

„Ueber vier Wochen,“ antwortete ich, „über vierzehn Tage vielleicht ... aber jetzt hieße es ihm übelwollen, ja, ihm übel thun.“ Und ich suchte mit den Augen Giuseppe's Zustimmung, die er mir gehorsam, obzwar mit schwerem Herzen, gab.

* * *

„Da!“ rief plötzlich Marianna, „ich glaub', er will gehen! ... Die gnädige Frau hat ihn an den Stuhl gestellt, und er läßt los ... läßt los ...“

Länger widerstand ich nicht: „Ich will ihn auch sehen!“

Marianna machte mir Platz, und ich sah durch das Schlüsselloch.

August hatte wahrhaftig den Stuhl losgelassen und stand im schönsten Gleichgewicht, wagte aber nicht sich fortzubewegen, obwohl Evangelina gebückt zwei Schritte vor ihm stand, beide Hände ausstreckte, um ihn aufzufangen und ihn mit Schmeichelworten lockte.

Man sah deutlich, August hatte die größte Lust zu laufen und sich in die Arme seiner Mutter zu werfen, aber die große Entfernung von ihr schreckte ihn.

Ich dachte: „Ich will ihm Muth machen!“ und sagte laut: „Thut mir den Gefallen und macht keine Dummheit!“ öffnete die Thür, jedoch kaum so weit, um mich durchquetschen zu können, trat ein und rief meinem Sohne zu: „Da, hier ist auch der Papa!“

Er verstand sehr gut, daß, wenn der Papa da ist, man sich vor nichts zu fürchten hat, und kaum hatte ich mich gebückt und ihm mit meinen Armen gleichfalls einen sicheren Hafen bereitet, so setzte er sich in Bewegung, anfangs mit keckem Anlauf; gleich darauf aber erschrak er über seine Tollkühnheit und warf sich verzweifelnd in die Arme — der Mama.

Durch die Küchenthür drang an mein Ohr ein leiser Ruf der Begeisterung, doch August hörte ihn nicht; ich aber drückte einen Kuß auf seinen Mund und sprach feierlich: „Bravo! Den ersten Schritt hast Du gethan; und jetzt, mein Sohn, immer tapfer voran!“

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Die letzten Wochen des hinter uns liegenden Jahres haben zu den merkwürdigsten desselben gehört und der letzte Tag des J. 1882 ist vielleicht das wichtigste Glied dieser dreihundert-und-fünfundsechzigliedrigen Kette gewesen. Inmitten der Zurüstung auf das größte der christlichen Friedensfeste und allgemeiner Befriedigung darüber, daß die friedlichen Zeichen, unter denen der Winter begonnen, stündlich an Festigkeit zuzunehmen schienen, sind wir daran gemahnt worden, daß ein bewaffneter Frieden nur ein halber sei und daß für den Deutschen nach wie vor das Wort gelte, Freiheit und Leben verdiene nur, wer sie täglich erobern müsse. Wie immer man die publicistischen Allarmrufe der dritten Decemberwoche des vor. Jahres beurtheilen und erklären mag — ob aus Rücksichten der augenblicklichen Lage oder aus Gründen allgemeiner Natur — die Bedeutung eindringlicher Warnungen vor falscher Friedenssicherheit wird man diesen Kundgebungen der inspirirten Presse nicht bestreiten können. Und zwar vor falscher Friedenssicherheit in mehr als einem Sinne! Verfolgt man den Gang der bezüglichen Erörterungen mit einiger Aufmerksamkeit, so sind einmal die Deutschen vor Unterschätzung der Rüstungen an der westrussischen Grenze und vor Gleichgültigkeit gegen die Parteiverschiebungen im Innern des russischen Reiches gewarnt und zum Zweiten aber unsere österreichisch-ungarischen Nachbarn und Freunde daran erinnert worden, daß die Gründe, welche für den Abschluß des Bündnisses vom October 1879 maßgebend waren, mit unverminderter Stärke fortbestehen. Endlich — wir dürfen uns das nicht verhehlen — ist auch darauf hingewiesen worden, daß es in Oesterreich-Ungarn Personen und Parteien gibt, welche in unrichtiger Beurtheilung der russischen und aus Feindseligkeit gegen die heutigen deutschen Zustände an der Möglichkeit directer russisch-österreichischer Beziehungen festhalten und das Bündniß vom October 1879 zu einem gegenstandslosen machen wollten. Just so viel, als zur Feststellung und zur Beurtheilung dieses letzteren Umstandes erforderlich war, ist von den Verhandlungen bekannt gegeben worden, welche die wichtigste Wendung neuerer deutscher Geschichte bezeichnet haben. Rasch hinterher erfolgten die Mittheilungen darüber, daß der „Gedankenaustausch", zu welchem die Wiener Reise des Fürsten Bismarck Veranlassung gegeben, zu schriftlichen Aufzeichnungen geführt habe, daß ein Bündniß von zunächst fünfjähriger Dauer abgeschlossen, daß in demselben die Eventualität gleichzeitiger Angriffe auf beide Verbündete als casus foederis bezeichnet worden sei, und daß es sich nach Ablauf der fünfjährigen Frist darum handeln werde, die Bande zwischen den beiden Reichen der europäischen Mitte enger als bisher zu ziehen, oder denselben die Freiheit künftiger Verständigungen von Fall zu Fall offen zu halten. Daß diese Offenbarungen über eine sonst mit tiefstem Geheimniß behandelte Angelegenheit auf einen andern Zweck, als den der Befriedigung des Orientirungsbedürfnisses neugieriger Gelegenheitspolitiker gerichtet gewesen sind, bedarf nicht erst des Nachweises. Ob dieser Zweck vollständig oder doch in dem

entscheidenden Punkt erreicht worden, muß die Zukunft lehren — die Versicherungen gegenseitigen Vertrauens und ungetheilter Befriedigung über das auf beiden Seiten beobachtete Verhalten, mit denen die Discussion geschlossen wurde, legen die Annahme nahe: daß die Dinge sich in den richtigen Geleisen bewegen. Daran dürfen wir uns bis auf Weiteres genügen lassen. Müßte es doch in der That wunderlicher als irgend wahrscheinlich zugehen, wenn man sich in Wien dauernd darüber täuschen wollte, daß das deutsche Reich von dem Weiterrollen des einmal in Bewegung gesetzten russisch-nationalen Steins ungleich weniger zu fürchten hat, als der von slawischen Elementen durchsetzte und auf dem gefährlichen bosnischen Vorposten angelangte österreichisch-ungarische Kaiserstaat. Zu einem russisch-deutschen Zusammenstoße bedürfte es in St. Petersburg eines Entschlusses, der schon mit Rücksicht auf Alter und Festigkeit der dynastischen Tradition den Betheiligten schwer ankommen müßte: russische und österreichisch-ungarische Interessen brauchen sich dagegen nur naturgemäß weiter zu bewegen, nur rücksichtslos sich selbst überlassen zu werden, damit sie aufeinander platzen. Ein russisch-deutsches Kampfesobject müßte erst ausfindig gemacht werden, — Rußland und Oesterreich aber führen in Serbien, den übrigen ehemals türkischen Ländern und in Galizien seit lange einen stillen, niemals zur Ruhe gekommenen Krieg, dessen öffentlicher Ausbruch nur durch den guten Willen der beiden Kabinette vermieden wird. Die beliebte, auch neuerdings verlautbarte Phrase von der Möglichkeit einer russisch-österreichischen Verständigung, deren Grundlage eine Theilung der Balkaninsel in eine östliche russische und eine westliche österreichische Hälfte zu bilden hätte, ist niemals mehr als eine Phrase gewesen. Das treibende Moment in Rußland bilden einerseits slavische, andererseits morgenländisch-kirchliche Tendenzen; kommen die einen oder die anderen jemals zu voller Geltung, so werden sie ihr volles Recht verlangen und mit der Unterordnung dem griechisch-orthodoxen Ritus folgender Slaven unter ein lateinisches Scepter niemals Frieden schließen. — An die Gefahren einer sofortigen Aggression glaubt man in Berlin ebenso wenig wie in Wien. Wenn aber nichts desto weniger bei uns die Nothwendigkeit einer Einrichtung auf alle Fälle im Auge behalten wird, so wird man jenseit der böhmischen Berge darüber nicht im Zweifel sein können, was dort zu thun ist. Oder sollte es wirklich noch österreichische Politiker geben, die nicht wissen, daß der Preis, um welchen das deutsche Reich die Freundschaft Rußlands jeder Zeit haben könnte, eben der Verzicht auf unser Verhältniß zum Kaiserstaat ist und daß die im Jahre 1878 ausgesprochene Weigerung des leitenden deutschen Staatsmannes, die Kreise des österreichischen Orientinteresses stören zu lassen, der wahre Grund davon gewesen ist, daß der alte Haß der russischen Nationalpartei gegen Oesterreich nicht mehr gegen dieses allein, sondern zugleich gegen uns gerichtet ist?

Unmittelbar nachdem die durch die öffentliche Erörterung dieser Fragen aufgewirbelte Staubwolke sich gelegt hatte, traf die Nachricht von dem Tode des einflußreichsten Franzosen seiner Zeit, des Depositärs aller seit dreizehn Jahren gegen das deutsche Reich geschmiedeten Rachepläne ein. Es kann als Beweis für den Fortschritt angesehen werden, welchen die politische Bildung unseres Volks im Lauf der letzten Jahrzehnte gemacht hat, daß die Beurtheilung dieses wichtigen Zwischenfalles bei allen Parteien in Deutschland die nämliche gewesen ist. Der leitende Gesichtspunkt war die Erwägung, daß der Tod des populärsten französischen Republikaners der Republik von Schaden sein könne, die unter den gegebenen Verhältnissen einmal die stärkste Bürgschaft für Erhaltung des Friedens bildet. Das hat so schwer gewogen, daß über den mehr als zweifelhaften sittlichen Werth des Verstorbenen und über seinen verhängnißvollen Einfluß auf die Verwandlung der conservativen in eine democratische Republik ebenso hinweg gesehen worden ist, wie über die Bedeutung Gambetta's für die Befestigung der französischen Rachegedanken. Für die Erhaltung der republikanischen Staatsform ist der Erdictator ebenso nützlich wie für die Consolidirung der Regierung und der Regierungspartei gefährlich gewesen. Es wird darauf ankommen, ob sein Ausscheiden in letzterer Rücksicht einen Wandel zum Besseren herbeigeführt, oder ob sein Tod dem im Laufe des letzten Jahres immer brüchiger gewordenen Fasse den Boden ausschlägt. Absehbar

ist für den Augenblick nur eine Wirkung des Ereignisses vom 31. December 1882: England wird in Sachen Aegyptens seinen Willen durchsetzen, ohne durch Rücksichten auf Frankreich und einen möglichen französischen Widerstand gestört zu werden. Sir Charles Dilke ist der Nothwendigkeit überhoben, mit seinem ehemaligen Freunde und dessen Alliance-Projecten zu rechnen, Herr Duclerc der Controle ledig geworden, die der Wächter über „Frankreichs Würde im Auslande" übte und die den besten Theil von Duclerc's bisher bewiesener „Festigkeit" bildete. Das Wenige, was wir von dem dieser Tage angekündigten Circular Lord Granville's wissen, läßt ausgemacht erscheinen, daß der Sieger über Arabi-Pascha sich die volle Freiheit seines Handelns vorbehalten und daß er das Reich Mehemed-Ali's nach seinem Willen und seinen Interessen einrichten will. Die Freiheit der Schiffahrt auf dem Suezkanal, der internationale Charakter dieses wichtigen Verkehrsweges und der Wortlaut der abgeschlossenen Verträge werden gewahrt bleiben, — über Weiteres schon jetzt Auskunft zu ertheilen, hält man in London nicht für nöthig. Man weiß, daß von den übrigen Großmächten die einen nicht in der Laune, die andern nicht in der Lage sind, gegen eine einseitig britische Regelung der ägyptischen Angelegenheit wirksamen Einspruch zu erheben und man macht sich das zu Nutze. Was übrig bleibt — eine gewisse Verstimmung Frankreichs über den Verlust seiner traditionellen Stellung und das Mißvergnügen Rußlands darüber, daß (zum ersten Male seit einem Jahrhundert) eine Verschiebung der orientalischen Machtverhältnisse ohne jedes russische Zu- und Mitthun Platz gegriffen hat — wird die Londoner Staatsmänner wenig anfechten, um so weniger, als die gesammte Angelegenheit die Beziehungen des Inselreichs zu den beiden mitteleuropäischen Großmächten keinen Augenblick getrübt hat. Was an dem Gang der Ereignisse des letzten Halbjahrs berechenbar war, hatte der deutsche Reichskanzler mit gewohntem Scharfblick vorausberechnet: daß England die ägyptische Emeute anstrengungslos zu Boden werfen und daß die Benutzung dieses Sieges die englisch-französische Alliance für längere Zeit unmöglich machen, Frankreich vollständig isoliren werde. Darauf kam es für uns allein an und das ist erreicht worden.

Von dem dritten die Jahreswende begleitenden Ereigniß ist bis jetzt außerordentlich wenig zu hören gewesen. Das St. Petersburger Cabinet hat sich mit dem päpstlichen Stuhl über ein Abkommen betreffend die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse im Königreich Polen und den ehemals polnischen Ländern geeinigt und dadurch dem Hauptorgan des deutschen Ultramontanismus Veranlassung zu Declamationen über den Vorsprung geboten, welchen die russische Kirchenpolitik vor der deutschen gewonnen haben soll. Ueber den Vorsprung, auf welchen es dabei eigentlich abgesehen ist, hat man natürlich vorsichtiges Schweigen beobachtet. Und doch ist die Sache einfach genug! Rußland will den Versuch machen, auf kirchlichem Gebiet und durch kirchliche Vermittelung zu einem Friedensschluß mit dem Polenthum zu gelangen, das man im Hinblick auf Eventualitäten der Zukunft an das großslavische Banner zu fesseln wünscht; kirchliche Zahlungsmittel sollen die Stelle politischer und nationaler vertreten, die man nicht zu bieten wagt. — Auch wenn es richtig sein sollte, daß man sich über die Wiederbesetzung der seit zwanzig Jahren verwaisten polnischen Bischofssitze endgültig geeinigt hat, bleibt eine Schwierigkeit übrig, welche den Nutzen des gesammten Abkommens in Frage stellt: die Entscheidung über die Sprache, deren die katholischen Seelsorger sich in den lithauischen und weißrussischen Provinzen der ehemaligen königlichen Republik bedienen sollen. Die vereinbarte Formel, daß die Sprache der Gemeinden zugleich diejenige der Seelsorger sein solle, besagt in Wahrheit gar nichts, denn in allen den genannten Ländern wird neben den lithauischen und russischen Idiomen das Polnische gesprochen, dessen Gebrauch die Petersburger Regierung um jeden Preis auszuschließen beabsichtigt. That is the point! Seit fünfzig Jahren bildet die Frage nach der nationalen Hingehörigkeit der lithauischen und weißrussischen Länder und nach dem Existenzrecht des polnischen Bruchtheils der Bevölkerung derselben den eigentlichen Kern des gesammten polnisch-russischen Streits, des kirchlichen, wie des nationalen und politischen. Da alle Gebildeten — die eingewanderten russischen Beamten und Officiere

ausgenommen — in Wilna, Kowno, Witebsk, Minsk ꝛc. ausschließlich polnisch reden, wird polnischerseits das Vorhandensein polnischer Gemeinden behauptet und daraus das Recht zum Gebrauch dieser Sprache abgeleitet, während die Russen ihr Idiom als herrschende Cultursprache angesehen wissen wollen. Dazu kommt ein fernerer Streit über die Schreibung des Lithauischen, dessen vorhandene Literatur sich lateinischer Schriftzeichen bedient hat, während die St. Petersburger Regierung seit achtzehn Jahren den Druck aller Publicationen verboten hat, die anders als mit russischen Lettern gedruckt sind. Da beide Theile fest entschlossen sind, in dieser Hinsicht keine Zugeständnisse zu machen, da das lithauische Volk bis zur Stunde an seinen herkömmlichen Schriftzeichen festhält und da das Verbot derselben mit einer gewaltsamen Entpolonisirung des Landes gleichbedeutend ist, so erscheint die Möglichkeit einer Verständigung so gut wie ausgeschlossen. An der Weigerung des Polenthums, seine geschichtlichen Ansprüche auf Lithauen und Weißrußland aufzugeben, sind bisher alle politischen Versöhnungsversuche gescheitert und werden voraussichtlich auch die kirchlichen Friedensbestrebungen Schiffbruchleiden. Außer dem ist in Betracht zu ziehen, daß in Kowno, Minsk und dem polnischen Gouvernement Augustowo Hunderttausende zwangsweise zur griechischen Kirche übergetretener Unirter leben, denen die russische Regierung den Rücktritt in die alte Kirche verbietet, und daß der Streit darüber, ob die Unirten als Griechisch-Orthodoxe oder als Katholiken anzusehen sind, seit Jahren unter der Asche weiter glimmt.

Wie allenthalben im östlichen Europa, so richtet sich auch im westlichen Rußland die Nationalität nach dem kirchlichen Bekenntniß und verbergen sich hinter den kirchlichen leidenschaftliche nationale Gegensätze. Weniger denn je ist heute an eine Verständigung zu denken, wo die nationalen Einflüsse immer weiter in die russischen Regierungskreise vordringen und wo ein Pobedonoszew die oberste kirchliche Verwaltung (den heiligst dirigirenden Synod zu St. Petersburg) in Händen hält! — Die Absicht der Petersburger Regierung, durch Vermittelung der Curie zu einem Ausgleich mit Polen zu gelangen und sich im Hinblick auf künftige Kämpfe eines Rückhalts an diesem Volksthum zu versichern, beruht auf einer Selbsttäuschung der gröbsten Art. Das Polenthum Oesterreich zu entfremden, hofft man wahrscheinlich auch in Petersburg nicht, weil man mit der gehörigen Genauigkeit weiß, daß die Wiener Regierung ihrer polnischen Unterthanen sicher ist, so lange der im gesammten Königreiche als Muster angesehene galizische status quo aufrecht erhalten und dem Polenthum die Möglichkeit geboten wird, seine Herrschaft über die Ruthenen zu behaupten. Aussichtslos erscheinen aber auch die Versuche, die polnischen Elemente Preußens in das russisch-slavische Lager hinüber zu ziehen. Kein Zweifel, daß die polnischen Patrioten in der Germanisirung eine größere und dringendere Gefahr sehen, als in der Russification und daß ein Theil der polnischen Demokratie sich mit Gedanken an einen Anschluß an Rußland trägt! Ebenso unzweifelhaft ist es aber, daß Clerus und Adel der ehemals polnischen Länder das paritätische Preußen für das geringere Uebel ansehen, so lange die russische Propaganda zugleich eine nationale und kirchliche ist und so lange Rußland weder den Uebertritt von der einen zur andern Kirche noch die Confession der in gemischten Ehen gebornen Kinder freigibt. Mag man in clericalen Kreisen auch noch so laut davon reden, daß Rußland in den kirchen-politischen Fragen liberaler verfahre als Preußen, — die mit der wahren Sachlage bekannten Polen wissen es besser und richten sich darnach ein. Einerlei, ob die zwischen Petersburg und dem Vatican gepflogenen Verhandlungen vornehmlich einen Schachzug gegen Preußen bedeuten oder ob sie durch innere Rücksichten geboten sind: eine Gefahr für uns bedeuten sie nicht, so lange Staats- und Kirchenthum in Rußland identisch ist und so lange das im Königreich verfolgte System das bisherige bleibt. Daß die polnisch-galizischen Führer, trotz ihrer Antipathien gegen Preußen, während der letzten publicistischen Auseinandersetzungen über das deutsch-österreichische Bündniß, nahezu einstimmig für die Alliance von 1879 eingetreten sind, bietet in dieser Rücksicht einen lehrreichen Fingerzeig.

Eine nicht ganz unbedeutende Rolle haben während der letzten Wochen die in Veranlassung der Hinrichtung Oberdank's von den italienischen Radicalen in Scene gesetzten Demonstrationen gegen Oesterreich gespielt. Wieder einmal hat sich mit der gehörigen Deutlichkeit gezeigt, daß die nationalen Fanatiker der Irridenta zuerst Radicale und erst in zweiter Reihe Italiener sind und daß die denselben früher gewährte Duldung ein Uebel groß gezogen hat, das dem Staate schließlich über den Kopf wachsen kann. Die römische Regierung hat sich dieses Mal nach Kräften angelegen sein lassen, den Ausbrüchen des revolutionären Wahnsinns entgegenzutreten und den internationalen Anstand zu wahren; bei der Zerklüftung der Parteien hat indessen nicht ausbleiben können, daß die vorgeschrittene Opposition dem Pöbeltreiben einen wenigstens indirecten Vorschub leistete. Für Italiens internationale Stellung sind diese Vorgänge dadurch besonders peinlich geworden, als denselben Menabrea's in Paris gehaltene diplomatische Antrittsrede unmittelbar vorhergegangen war. Ob die der französischen Republik abgegebenen Liebeserklärungen des neuernannten italienischen Botschafters einen bestimmten, durch ministerielle Instructionen bezeichneten Zweck verfolgten oder ob sie der persönlichen Initiative des einstigen Minister-Präsidenten König Victor Emanuel's entsprungen sind, ist zweifelhaft geblieben — zur Erhöhung des italienischen Credits in Wien und Berlin haben sie in keinem Falle beigetragen. Italien wird sich's gefallen lassen müssen, von den Mächten, deren Alliance es sucht und suchen muß, mit dem Mißtrauen angesehen zu werden, dem schwache Regierungen ebenso wenig entgehen, wie unzuverlässige: politisch gesprochen bedeutet Schwäche ja nur eine besonders bedenkliche Form der Unzuverlässigkeit. Von einem Gouvernement, das sich in den wichtigsten inneren Fragen von den Wellen eines längst zuchtlos gewordenen Parteiwesens hin- und herwerfen läßt, versteht sich freilich von selbst, daß es keine bestimmte und zielbewußte auswärtige Politik verfolgen kann. Mehr als vorübergehende Volkslaunen sind weder die irridentistischen noch die albanesischen Bestrebungen Italiens gewesen und dasselbe scheint von den Verstimmungen über Frankreichs tunesische Erfolge zu gelten. In der Schätzung der Pariser Staatsmänner hat das von der römischen Regierung repräsentirte Volksthum durch seine während der letzten Jahre verfolgte Politik ebenso wenig gewonnen, wie in derjenigen der übrigen europäischen Staatslenker.

Im europäischen Südosten treibt der Gegensatz russischer und österreichisch-ungarischer Interessen das frühere verdeckte Spiel weiter. Dem Könige von Serbien ist nach zahlreichen vergeblichen Anstrengungen gelungen, eine willfährige Kammer zusammenzubringen, welche die Regierungsvorlagen, betreffend die Umgestaltung der Armee, die Organisation der kirchlichen Verwaltung und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, votirt hat; die Thronrede, durch welche die Session eröffnet wurde, thut des Verhältnisses zu Oesterreich mit keiner Silbe Erwähnung, obgleich dieses seit Jahr und Tag die Axe der gesammten serbischen Politik und den Hauptgegenstand der Feindseligkeiten bildet, mit denen die Regierung von slavistischer Seite überschüttet wird. — Zu einer gehorsamen Volksvertretung hat es auch der Fürst von Bulgarien mit Hilfe seiner russischen Rathgeber gebracht; die Zahl der der Versammlung von Sofia angehörigen oppositionellen Abgeordneten ist genau so groß wie diejenige der aus dem Wahlkampf siegreich hervorgegangenen fürstlichen Minister: sie beträgt drei. Dem glücklich gefundenen „Stein der Weisen" mangeln indessen die Weisen. Unmittelbar nach Eröffnung der neuesten chambre introuvable sind im Schoße des erst vor wenigen Monaten neugebildeten Ministerrathes Zwistigkeiten ausgebrochen, welche eine veränderte Zusammensetzung desselben nothwendig gemacht haben. Dem Anschein nach handelt es sich um abermalige Differenzen zwischen den russischen und den eingeborenen Rathgebern Alexander's I.; sollte der Fürst sich auch dieses Mal auf die Seite der ersteren schlagen, so könnte das für seine fernere Stellung bedenkliche Folgen heraufbeschwören. Die bulgarische Nation ist um ihre „Selbständigkeit" ebenso ängstlich besorgt, wie das bei der Mehrzahl frisch constituirter Nationalitäten der Fall ist und der Nachbar und Nebenbuhler Alexander's, Alekko-Pascha von Ostrumelien, hat aus

den bulgarischen Verstimmungen über die russische Allgewalt in ziemlich geschickter Weise Vortheil zu ziehen gewußt. Seine im Uebrigen nichts weniger als mustergültige Verwaltung sieht es systematisch darauf ab, zum Mittelpunkte aller autochton-bulgarischen Bestrebungen zu werden und die Russen ihre Entbehrlichkeit fühlen zu lassen. Freilich in eigenthümlicher, ländlich-sittlicher Manier! Auf den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen dem General-Gouverneur und dem in Philippopel accreditirten russischen Consul ist ein Auftritt in der ostrumelischen Ständeversammlung gefolgt, der damit endigte, daß ein bekannter Parteigänger Rußlands, der Abg. Naumowisch, der sich beleidigender Ausfälle gegen die in der Landesmiliz dienenden Officiere bulgarischen Ursprungs (die russischen Officiere und Unterofficiere sind von Alekko-Pascha entlassen, beziehentlich zur Abschiednahme aufgefordert worden) erlaubt hatte, öffentlich geohrfeigt und zur Flucht genöthigt wurde. — Den Intriguen auf den Grund zu sehen, welche auf diesen ehemaligen Schauplätzen asiatischer Barbarei und fanariotischer Verderbtheit ihr Wesen treiben, ist bis jetzt nicht einmal russischen Augen gelungen. Fürst Vogorides ist seiner Herkunft nach Grieche und trotz seines türkischen Beamtencharakters und seiner Anpassung an bulgarisch-nationale Modelaunen ein echter Grieche geblieben. Daß er eben jetzt an die Spitze der antirussischen Agitation auf der Balkanhalbinsel zu treten versucht, hängt aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur mit russisch-österreichischen Rivalitäten, sondern mit dem Wiederaufflammen der erbitterten Streitigkeiten zusammen, die neuerdings im Schoße der morgenländischen Kirche zwischen Russen und Griechen ausgefochten werden. Die Gründe davon sind in diesen Blättern bereits berührt worden. Dem vor einigen Monaten neu erwählten Patriarchen von Jerusalem hat die St. Petersburger Kirchenbehörde wegen „Verletzung der Kanonischen Regeln", in Wahrheit aber deshalb die Anerkennung versagt, weil dieser erst achtundzwanzigjährige Kirchenfürst der Candidat der griechischen Partei in Jerusalem war. Aus der „Mosk. Zeit." erfahren wir, daß dieser neue Beleg für den längst beobachteten Rückgang des russischen Einflusses an den „heiligen Stätten" außerordentlich viel böses Blut gemacht und die nationalrussische Partei zu dem Beschluß veranlaßt hat, für die 300 000 russischen Rubel, welche alljährlich nach Jerusalem abfließen, eine „Wiederherstellung des Protectorats über die gesammte orthodoxe Kirche zu verlangen", das dem Lenker der Geschicke des einzigen mit der Fülle aller Lebensbedingungen ausgestatteten rechtgläubigen Staates allein gebühre."

Ob man in St. Petersburg Neigung verspüren wird, die bereits ein Mal geschichtlich gewordene Frage der heiligen Stätten auf die Tagesordnung zu setzen und ein zweites Mal die ominöse Formel zu gebrauchen, die vor neunundzwanzig Jahren einen Weltkrieg entzündete, ist die Frage. An der „Fülle aller Lebensbedingungen", auf deren Besitz Herr Katkow seinen Protectoratsanspruch gründen zu können glaubt, fehlt in dem heutigen Rußland nahezu ebensoviel wie weiland in dem Rußland des Kaisers Nicolaus. Die politischen Schwierigkeiten, mit denen der ausgedehnteste Staat der Erde zu kämpfen hat, sind nur anscheinend und nur deshalb für den Augenblick in den Hintergrund getreten, weil wirthschaftliche Schwierigkeiten den gesammten Vordergrund der Scene erfüllen. Der Rückgang des noch immer unter zwei Drittheile seines Nominalwerths gesunkenen Creditrubels und die zahlreichen Bankbrüche, welche während der letzten Wochen gemeldet worden, haben dem öffentlichen Vertrauen im Zarenreiche einen so schweren Stoß gegeben, daß die Banken von allen Seiten mit Zurückforderungen der ihnen anvertrauten Capitalien bedrängt und zu Einschränkungen ihrer Credite genöthigt werden, die den Kreisen der Grundbesitzer und Industriellen arge Verlegenheiten bereiten. In dem einen Theil des Landes ist die Ernte hinter den auf sie gesetzten Erwartungen zurückgeblieben, in dem andern stockt, mangelnder westeuropäischer Nachfrage wegen, der Getreide-Absatz. Bei der Capitalarmuth Rußlands versteht sich von selbst, daß der durch den Rückgang der Ausfuhr bewirkte Mangel an Zahlungsmitteln lähmend auf die Einfuhr wirkt und daß Klagen über Geldknappheit und Geschäftslosigkeit gleichzeitig von Groß- und Kleinhändlern, Importeuren

und Exporteuren, Landwirthen und städtischen Industriellen erhoben werden. Der wiederholt angekündigte Rücktritt des bejahrten Finanzministers Bunge (dem diese Verlegenheiten zur Last gelegt werden) ist noch immer nicht erfolgt und bei der großen Zahl fortwährend in Umlauf gesetzter Gerüchte von bevorstehenden russischen Ministerveränderungen läßt sich nicht absehen, ob ein Wechsel im Finanzministerium für die nächste Zukunft überhaupt stattfinden wird. Ueber die nächste Zukunft hinaus zu denken ist aber in Rußland niemals üblich gewesen.

Wenn wir der Vollständigkeit wegen noch erwähnen, daß Spanien abermals der Schauplatz eines Ministerwechsels geworden ist und daß Herr Sagasta sich abermals im Amte zu behaupten gewußt hat, so ist die Summe der wichtigsten Vorgänge des letzten Monats aufgezählt, — soweit von einer Summe überhaupt die Rede sein kann. Widerspruchsvoll, wie sie während des gesammten Jahres 1882 gewesen, ist die europäische Lage auch beim Jahreswechsel geblieben. Die Zeichen, welche denselben begleiteten, lassen die verschiedensten Deutungen zu. Der Mann, der für den gefährlichsten Feind des Friedens und des Friedensschlusses vom Mai 1871 galt, ist in's Grab gesunken; fraglich erscheint aber, ob die durch sein Ausscheiden bewirkte Veränderung der französischen Scene der Sache des Friedens dauernd zu Gute kommen werde. Der Waffenlärm, der bei Beginn der Festzeit zu uns herüberscholl, ist wieder verstummt, wann derselbe wiederkehren wird, wissen wir nicht: das Eine aber scheint ausgemacht zu sein, daß wir uns auf seine Wiederkehr gefaßt zu machen — und einzurichten haben. „Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen" ist einmal das Geschick des Stammes, der im Herzen Europa's seine Sitze aufgeschlagen und auf welchen (um mit einem bekannten Geographen zu reden) alle Pfeile von West und Ost gerichtet sind. Die Gefahr, auf den errungenen Lorbeern einzuschlafen, hat dem neuen Deutschland niemals gedroht und von ihr werden wir im Jahre 1883 ebenso weit entfernt bleiben, wie während des gesammten vorangegangenen Jahrzehnts. Selbst unter dem frischen Eindruck der letzten von uns errungenen Siege wagten die Meisten auf einen mehr als zehnjährigen Frieden nicht zu rechnen. Daß unsere Erwartungen in dieser Rücksicht übertroffen worden, hat das Friedensbedürfniß genährt, zugleich aber die deutsche Kriegsbereitschaft gekräftigt, die nach wie vor die stärkste Friedensbürgschaft für Deutschland und für Europa bildet. Wir werden uns entschließen müssen, die damit verbundenen Lasten noch eine Weile weiter zu tragen, so sauer uns das auch ankommen mag. Hat der Krieg, den die Elemente im Lauf des Winters gegen das frühere Haupt-Object feindlicher Menschenangriffe, gegen den Rheingau, geführt haben, uns doch auf's Neue daran erinnert, wie viel noch fehlt, unsere Culturarbeit als auch nur halbwege beendigt erscheinen zu lassen! Die erste diesjährige Aufgabe der in Berlin versammelten Reichsboten des Rheingaues ist die Theilnahme an der Vertheilung der Spenden gewesen, mit welchen der „Mehrer des Reichs" der Noth der überschwemmten Landschaften zu steuern versucht hat — die erste größere Arbeit der preußischen Volksvertretung, die Berathung von Maßregeln zur Sicherung der Rheinufer gegen künftige Zerstörungen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es Wiederausgleichung langjähriger Versäumnisse gelten, zu denen die Bewohner des schönsten der deutschen Ströme durch die Dauer des Zeitraums verführt worden waren, während welches der Rhein seine Wildwassernatur verleugnet hatte. Bezeichnend genug ist es, daß die umfassende, dem deutschen Lieblingsstrom gewidmete Literatur (auch die geographische) der Gefährlichkeit desselben nur höchst beiläufige Erwähnung thut; und daß wir über die Sagengeschichte dieses Gaues ungleich besser unterrichtet sind, als über die Geschichte der rheinischen Ueberschwemmungen, deren letztes Capitel doch nur eines unter vielen gewesen ist. — Möchte uns gegönnt sein, die Arbeit zur Sicherung gegen die feindliche Naturgewalt ebenso rasch und sicher durchzuführen, wie diejenigen gegen feindliche Menschengewalt!

Literarische Rundschau.

Conrad Ferdinand Meyer's Gedichte.

Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, Verlag von H. Haessel. 1882.

Die Gedichte des als Erzähler längst bekannten schweizerischen Poeten erregen das Gefühl, als ob wir noch mitten drinne ständen in der goldenen Zeit unserer Poesie, und man muß schon weit zurückschreiten durch die Flucht der Decennien, um auf dem Felde unserer Literatur einen Band zu finden, der eine ähnliche Fülle der feinsten und schönsten Motive und eine so tadellos durchgebildete Form aufzuweisen vermöchte. Vor der Schwelle seines sechzigsten Jahres hat sie der Verfasser in die Welt geworfen, nicht um — wie hin und wieder ein erprobter Erzähler thut — vage verblichene Naturklänge aus seiner Jugend aufzufrischen, nicht um ein paar gute Einfälle, die er sonst nicht zu verwenden wußte, nachträglich an den Mann zu bringen. Auf diesen Blättern glänzt die vollendete Kunst, triumphirt die absolute Meisterschaft über den sprödesten Stoff und die schwierigste Form. Hier treten vielleicht C. F. Meyer's beste und eigenste Leistungen hervor und hier kommt überdies in verklärtem Widerschein sein Bild und ein reiches, tiefes Leben zu Tage.

Was zuvörderst in die Augen springt, ist des Dichters originelle Erfindungsgabe, der Reichthum an eigenen Ideen, die geniale Versatilität, auf allen Pfaden, auf allen Höhen und Tiefen des Lebens, auf den Feldern der Vergangenheit und der Gegenwart Poesie zu finden. Man schlage das Buch auf, fast jede Seite bietet etwas, dem wir so noch nirgends begegnet, etwas Ursprüngliches, das nur diesem Autor angehört. Da sind z. B. — in welcher lyrischen Sammlung fänden sich solche nicht! — drei Lenzgedichte. Wir halten sie nicht für die besten Schöpfungen Meyer's. Aber alle drei tragen ein ganz neues Motiv in sich und unterscheiden sich sofort von den tausenden und abertausenden ihrer Genossenschaft. Das erste „Lenz Wanderer": Der Dichter liegt mit seinem dürren Stabe verdrossen an einem Raine, ein Knabe naht mit blühendem Stabe; es ist der Lenz. Der Dichter folgt ihm in gleichem Schritt und Tritt, und siehe — auch sein Stab wird von oben bis unten blüthenreich. Das zweite „Lenz Mörder": Neues Leben schwillt im Lenze und lüftet Kleid und Decke; die nämliche Kraft und Lust schwellt auch des Dichters Herz, das sich mit den Liedern und Thränen noch dehnen kann. Aber einmal wird der Tag erscheinen, wo es dies nicht mehr vermag: dann wird ihn der Lenz tödten mit seinen Veilchen und Flöten. Das dritte „Lenz Triumphator":

Frühling mit der Vöglein Laut
Allerenden, allerorten!
Frühling, der die Welt umblaut,
Deine blüh'nden Siegespforten
Hast du niedrig aufgebaut!

Ueber alle Pfade her
Schießen blüthenschwere Zweige
Ungebändigt, kreuz und quer,
Daß dir jedes Haupt sich neige,
Und die Demuth ist nicht schwer.

Etwas Anderes: In später Stunde aus dem Bildersaal, wo Heilige auf Goldgrund mit erhobenen Händen beten, tritt der Dichter auf's blache Feld, wo die Schnitter sich mühen und wo auch auf schimmernd heilig-goldnem Grunde müder Arme unermüdlich Walten sich zeigt. Oder wieder: Er geht durch ein Bergdorf, dessen Bewohner rings im Gelände das Gras schneiden; nur auf einer Steinbank sitzt feiernd ein Greis. Zuweilen erblickt der Dichter in nachdenklicher Stunde das Bild noch; er weiß, daß auch ihm der Tag kommt, da ihn die Kraft verräth, dann will er langsam in die Berge wandern und suchen, wo „die Bank des Alten" steht.

Doch wir vermöchten, auch wenn wir die Beispiele zu Dutzenden häuften, den Gehalt dieses Bornes nicht auszuschöpfen und auch nicht mit wenigen Worten darzulegen, wie Meyer ältere Motive vertieft, geistreich wendet oder ausschmückt, so daß sie unter seiner Hand etwas Neues werden.

Die Prüfsteine hervorstechender Schöpferkraft und unbedingten Könnens bilden vielleicht am ehesten jene Gedichte, wo der Dichter das Schwierigste unternimmt, wo er Gegenstände aufgreift, die sozusagen sein Metier betreffen, wo er die Reflexion des streng bewußten, über seine Kunst und Begabung nachdenkenden Poeten in Situation und Action umsetzt. Wie fein und eigen ist die Conception „Lieder-Seelen", wo es sich um das Auftauchen und Aneignen lyrischer Motive handelt. In einer Maiennacht trifft er, durch seinen Garten schreitend, auf einen Chor von Geisterchen, die ihm, nach ihrer Art befragt, Folgendes erwidern:

„Ich bin ein Wölkchen, gespiegelt im See."
„Ich bin eine Reihe von Stapfen im Schnee."
„Ich bin ein Seufzer gen Himmel empor!"
„Ich bin ein Geheimniß, geflüstert in's Ohr."
„Ich bin ein frommes, gestorbenes Kind."
„Ich bin ein üppiges Blumengewind" —
„Und die du wählst, und der's beschied
„Die Gunst der Stunde, die wird ein Lied."

Das Gedicht „Die gefesselten Musen" versinnlicht die Selbstherrlichkeit der Poesie: Zu irgend einem Könige in Dacien oder Thracien kommen einst die Musen und Grazien auf Besuch, und nachdem jedes der Himmelskinder in dem ihm eigenen Tone gesungen, treten sie alle insgesammt den blühenden Reigen, der dem Könige so gefällt, daß er ihn am folgenden Tag wieder zu bestaunen wünscht, was ihm aber abgeschlagen wird mit dem Bedeuten, dies hänge ganz an den Launen der schönen Gäste. Erzürnt läßt er sie in's Gefängniß werfen. Sie entfliehen in der Nacht, die Schergen greifen in die Luft, silbernes Gelächter klingt und statt der Ketten hängen zerrissene Blumenkränze im Kerker. Eine Art Gegenstück, „Die Gaukler", bringt die Wirkung der lyrischen Poesie zur Darstellung. Am Strande des gelobten Landes sitzt Ludwig der Fromme im Zelt. Ihm werden drei Brüder aus Armenien, Gaukler, gemeldet, die ihr schönes Spiel begehren hören zu lassen; er beruft sie in's Zelt, damit seine Leute von ihnen nicht bethört würden. Sie setzen die Hörner an den Mund, und als die Töne verklungen sind, ruft der eine der Zuhörer, er habe sein fernes Lieb auf stiller Zinne gesehen, einem Andern ist der heimathliche Sitz mit Eichen und Schilfgeflüster vor die Seele getreten, und der König selbst bricht in Thränen aus: ihm war, englische Gestalten hätten ihn in den Himmel gehoben.

Ein Jeder hat im Hornesklang
Sein Herz belauscht, sein Lieb geschaut,
Sein Minnen und sein Sehnen.

Charakteristisch auch und vortrefflich erdacht ist die Art und Weise, wie Meyer die Zweifel, die ihm selbst über seine Begabung aufgestiegen sind, poetisch verwerthet. Er sieht Möven, die einen Felsen umkreisen, im Meere sich mit solcher Klarheit widerspiegeln, daß die Flügel in den Lüften und im Meere, daß sich Trug und Wahrheit völlig gleichen. Es beschleicht ihn ein Grauen, Schein und Wesen so verwandt zu schauen, und er frägt sich:

Und du selber? Bist du echt beflügelt?
Oder nur gemalt und abgespiegelt?
Gaukelst du im Kreis mit Fabeldingen?
Oder hast du Blut in deinen Schwingen?

Er hat „Blut" in seinen Schwingen, er ist ein echter, origineller Dichter. Wenn wir uns Schiller denken, jenen von einer mehr realistischen Strömung erfaßten, der den „Demetrius" schuf, und wenn wir ihm zur einen Seite Albrecht von Haller und zur andern C. F. Meyer stellen, so haben wir — cum grano salis zu verstehen — die drei meistverwandten Naturen der deutschen Literatur beisammen. Alle drei sind pathetisch-rhetorische Geister und neigen nach Art solcher zu schweren, gehaltvollen Stoffen, zur Reflexion. Haller bildete sich an Vergil, Schiller's Ideal war die Blüthe der griechischen Kunst, Meyer's Bildung wurzelt theilweise gleichfalls in der Antike, vor Allem aber in der Renaissance, nicht nur in Shakespeare, sondern geradezu auch in den Werken der großen Maler des Cinquecento. Dort hat er den scharfen, reinen und schönen Contour gelernt, dort auch den Glanz der Situation, die farbige Darstellung des Ereignisses. Nicht umsonst ist in seinen Gedichten mehr als einmal Bezug genommen auf Bilder Michel Angelo's, Titian's, Sacchi's u. s. w. Aber sein Pathos erscheint, wie ungefähr bei Shakespeare, mit einem starken Theil von Realismus gemischt. Zuweilen tritt er mit seinem Selbst ganz zurück, geht in den verschiedensten Situationen auf und singt Lust und Schmerz Anderer. Er gebietet über alle Töne; von dem zartesten Liebesgeflüster und der anmuthigsten Schalkhaftigkeit über die Gefilde hinweg, wo Wehmuth, herbe Ironie und zarte Hoffnung gemeinsam Platz haben, bis zu den wilden Rufen des Zornes und Hasses hinein in Flammenschein und strömend Blut geht sein Weg. Durchaus jedoch klingt ein pathetischer Ton oder macht sich ein rhetorischer Ansatz bemerklich, wäre es auch nur durch den Rhythmus.

Denn fast alle Gedichte Meyer's haben ihren eigenen Klang, an dem sie von andern zu kennen sind. Das sangbare Lied ist nicht gerade häufig, und wenn es erscheint, hat es beinahe immer Etwas von jenem erhabenen Ton, wie er Schiller's sangbaren Poesien eigen ist. Ueber die Nothwendigkeit der Form für die betreffenden Stoffe ist Meyer vollkommen im Klaren und zeigt, wie an Aenderungen früher entstandener Gedichte nachzuweisen wäre, Einsicht und Studium in dieser Beziehung. Durch die Eigenheit des Ausdrucks selbst bethätigt er überall den Meister. Er hat Wendungen, die den größten Dichter zieren würden; wie schön ist es gesagt, um einzig diese Stelle zu citiren:

Ich erkannte deines Nackens Demuth.

Mit diesem Vorzug verbindet er eine seltene Formvollendung im engern Sinne und einen Wohllaut, der sich hier mit Schiller's melodischem Schwunge, dort mit Shakespeare's markiger Kürze mißt. Wenn dem alten Bodmer dieser Wohllaut aus einer Schweizerkehle zu hören vergönnt gewesen wäre, wie würde er über Gottsched hergefallen sein, der sich mit seinen Trabanten über die sprachlichen Härten der Schweizer nicht genug ergehen konnte!

Das Lob des Lyrikers gehört ungeschmälert auch dem Epiker; die Hälfte der Sammlung füllen Balladen, Romanzen und historische Situationspoesie, deren Stoffe aus der antiken und mittelalterlichen Geschichte und dem Zeitalter der Renaissance entnommen sind. Auf dem epischen Gebiete beherrscht Meyer alle Stilarten und bringt sie nach der Natur des betreffenden Sujets in Anwendung: bald zeigt er ein Stück

aphorismenartig, knapp und scharf, von fast räthselhafter Kürze; bald eines von maßvoller, einfacher Erzählungskunst in der Weise Uhland's, oder sauber gearbeiteter Volksballaden, bald eines von hinreißendem Pathos, verweilender Plastik und berauschendem Zauber des Tonfalles. Mit Vorliebe hält er sich an Figuren der großen Historie, an hervorragende, von der Kunst mehr oder weniger schon bearbeitete Gestalten: da sind u. a. Camoëns, Michel Angelo, Papst Julius, Cäsar Borgia, Milton u. s. w. Wie in seinen historischen Novellen bricht neben einem gewissen Hang für blutige Scenen die Gabe hervor, geschichtliche Stoffe gleichsam zu durchgeistigen. Das gilt neben andern von dem großartigen Stücke „Die wunderbare Rede", sowie von „Das Auge des Blinden". Ein wahres veni vidi vici beflügelt forteilender Handlung ist „Der Botenlauf", der die Sage von Kastor und Pollux behandelt. „Der Rappe des Comthurs" bringt das Bängliche und Unheimliche des sagenhaften Vorganges vorzüglich zur Darstellung. Seelische Vertiefung, packender Gehalt zeichnen die Erzählung aus „Die Söhne Harun's", vielleicht noch übertroffen von der andern „Mit zwei Worten". Eine Sarazenin betritt das Deck eines christlichen Seglers, ohne sich dem Schiffsvolke durch mehr als zwei Worte verständlich machen zu können: „London. Gilbert". Gilbert ist ein englischer Pilger, dem sie, eines Emirs Tochter, heimlich die Sklavenbande gelöst hat und den sie in London suchen will, verspottet und verhöhnt von der Menge, da ihre einzige Frage nach Gilbert geht, welchen Namen Tausende tragen. Endlich findet sie ihn doch und wird sein Weib, und — was der Dichter verschweigt — die Mutter des heiligen Thomas a Becket, der in Meyer's „Der Heilige" die Hauptrolle spielt.

Liebe wandert mit zwei Worten gläubig über Meer und Land.

Kleine Pendants zu des Verfassers historischen Novellen sind „Der Berg der Seligkeiten" und „Auf dem Canal grande", jenes bezaubernd durch den goldenen, über eine Reihe anschaulichster Scenen ausgegossenen warmen Ton, dieses ergreifend durch die Schärfe der Zeichnung und die herbe, düstere Hoheit der Situation.

Noch wäre manches epische Stück zu erwähnen, das uns den bedeutenden Künstler zeigen würde, der schon in „Jürg Jenatsch", im „Heiligen", in „Page Leubelfing" hervortrat. Aber wer sah dort seinen Sinn, wer sah sein Herz? Diese und die andern Figuren und ihr Loos schienen ohne tieferen Herzensantheil des Dichters geschaffen zu sein, kalt und gemessen schien er wie das Schicksal hinter ihnen zu stehen, allen menschlichen Antheil spröd verbergend. Jetzt sehen wir in seine Seele und blicken auf sein Leben, jetzt ist uns der Mensch mit seinem Hoffen und Träumen, mit seiner Lust und seinem Leid, seinem Lieben und Zürnen nahe getreten. Dem Loose des spät zum Abschluß Gekommenen entsprechend klingt die Jugend nicht aus diesen Blättern. Ihr Echo nur tönt auf den dunkleren Gründen des gereiften Mannes, und die Sehnsucht kommt, sie dort zu suchen. Ergreifend spricht sie im Gedichte „Lenzfahrt":

Nach seinem Lenze sucht das Herz
In einem fort, in einem fort.

Freunde, die Gestalten der Mutter und Schwester tauchen auf und eine vom Tode früh dahingerafft Geliebte. Ihr sind eine Reihe der besten Gedichte dieses Bandes gewidmet, die rücksichtlich reiner Gesinnung, träumerischer Sehnsucht und vollendeter Schönheit immer mustergültig bleiben werden und auf die früh Geschiedene einen so eigenthümlichen Reiz und Zauber werfen, wie er nur je auf der Jugendliebe eines Dichters geruht:

. . . . wandernd, reisehaft,
Schlank, rein, walddunkel, aber o wie süß!

Ungetrübtes Glück spricht aus den an seine Frau gerichteten Gedichten, zarte Töne verbinden sich mit starkem Pathos in der Huldigung an seine Schwester. Die landschaftlichen Schönheiten des Zürcher See's, die farbigen Skizzen des Mannes, der den Süden und seine Kunstschätze gesehen hat, spiegeln sich wider, die Erinnerungen des

unermüdlichen Bergwanderers klingen häufig an. Hoch auf dem Felsenriff empfindet er, „daß Gott bei ihm sei", und in Harmesnächten, wenn er oft schmerzlich die Rechte ausgestreckt, fühlt er, daß Gott sich allezeit mit uns verbünden wolle, wenn wir ihn auch nie ergründen. Sonst erfahren wir von seinen religiösen Anschauungen nichts, es wäre denn noch durch den „Mönch von Bonifazio", wo das Wunder in sehr poetischer Weise durchaus nur in's Subjective verlegt wird. Ein einziges Mal nur läßt sich der Schweizer vernehmen, dem sein Vaterland an's Herz gewachsen ist. Im Angesicht der leuchtenden Schneegebirge sagt er:

Nie prahlt' ich mit der Heimath noch
Und liebe sie von Herzen doch,
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten.

Was kann ich für die Heimath thun,
Bevor ich geh' im Grabe ruhn?
Was geb' ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines stilles Leuchten.

Er hat der Heimath und mit ihr Deutschland manches Lied gegeben, das vor Tod und Vergessenheit gesichert ist. Adolf Frey.

Ein neuer Schriftsteller.

Ehre. Roman von Ossip Schubin. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden. 1883.

Wer ist Ossip Schubin? — Sein Name findet sich nicht in Meyer's Schriftstellerlexikon, noch in Joseph Kürschner's Deutschem Literaturkalender auf das Jahr 1883. Er muß also wohl ein neuer Autor sein. Aber sein Buch wird diesen Namen bald bekannt machen: es ist eines von denen, die man sobald nicht wieder vergißt, wenn man sie gelesen hat; eines, das zu denken gibt, das überrascht, hier und da mit Zweifel erfüllt, auf's Neue wieder anzieht und festhält, bis man es zuletzt mit dem angenehmen Gefühl aus der Hand legt, nicht nur einen neuen Autor, sondern auch ein neues, bedeutendes und eigenartiges Talent kennen gelernt zu haben.

Wir glauben nicht, daß Ossip Schubin, wer er auch sein mag, ein ganz junger Mann sei. Die Reife seines Urtheils, der Umfang seines Wissens und seiner Bildung, seine Menschenkenntniß und ein leichter Zug von Ironie lassen auf den vollendeten Weltmann schließen, der viel gesehen und viel beobachtet hat. Oesterreich scheint seine Heimath und Wien seine Liebe zu sein; aber er ist darum nicht weniger zu Haus in Paris, in London, in Rom. Er spricht das Französisch der höchsten „gomme" und läßt auf den Gütern der böhmischen Edelleute „Lawn-Tennis" spielen, nicht Croquet. Er kennt die Mode bis in ihre jüngsten Phasen und alle Launen der exclusiven Gesellschaft, welche sich freilich überall ähnelt, in Wien und Paris, in London und Rom, nur daß letzteres mehr „die Stadt socialer Nachsicht" ist, als die anderen. Sein Thema sind auch die Nichtigkeiten und Thorheiten des „vanity fair": aber nicht, gleich Thackeray, gibt er sich als den „manager of the performance", der außerhalb des Schauspiels und vor der Gardine steht: er ist mitten drin in diesem bunten Jahrmarkt des Lebens, es sind seine Standesgenossen, die er auf die Bretter

bringt und er agirt mit. Er geht mit diesen vornehmen Leuten wie mit seinen guten Kameraden um, aber er ist ihnen überlegen. Er kritisirt nicht, er moralisirt nicht, er porträtirt nur und läßt jedes Gesicht seine eigne Geschichte erzählen. Er hat es immer mit Frivolitäten zu thun, aber er selbst ist niemals frivol. Er ist piquant, aber decent. Er ist geistreich, witzig, aber er ist weit entfernt „von jenem impertinenten Witzton, der den Geist im Spott und die Menschenkenntniß im Cynismus sucht."

Vor Allem bemerkenswerth ist die Erzählergabe unsers neuen Autors; die Leichtigkeit und Grazie, mit der er sich bewegt und den Dialog führt. Handlung ist verhältnißmäßig wenig vorhanden: nicht sie, sondern die Charakteristik ist die Hauptsache. Der Roman ist sehr einfach erfunden; aber entwickelt sich mit großer Natürlichkeit und die Gestalten desselben leben, sie sind typisch. Ihrer Mehrzahl nach gehören sie der hohen Aristokratie von Oesterreich an. So Graf Pistaich, der österreichische Cavalier comme il faut; er ist niemals aus Oesterreich hinausgekommen, spricht tadellos französisch und „besitzt die unvollständigste Bildung, die verschwommensten historischen Begriffe." Er frägt ganz naiv: „wer ist Philippe Egalite?" und weiß nicht, wiewohl er im Komödienspielen excellirt, daß „On ne badine pas avec l'amour" der Titel eines Musset'schen Proverbes ist. Mit der größten Bonhommie bringt unser Autor dergleichen bittre Dinge vor; und wo wir auch sind in diesem Roman, im Salon der Gräfin Dey oder unten im Billardzimmer ihres Schlosses, wir haben die Vorstellung, als ob er ungesehen dabei wäre und in aller Stille die boshaftesten Anmerkungen machte zu dem Thun und Treiben der Andern. Castigat ridendo. Vortrefflich ist ferner Eugen von Rhoeden, der „Wiener Gassenbub", aus einer neugebackenen Adelsfamilie, die aus der Großindustrie hervorgegangen; und noch ergötzlicher Papa Harfink, der Großindustrielle selber, der Oheim Rhoeden's, der Märtyrer seines guten Kochs und seiner gelehrten Frau. Welch eine Fülle von Humor ist in einer der Nebenfiguren, der Baronin Klettenstein; und wie glücklich in der Erscheinung der Juanita der Eindruck des Häßlichen, der Rohheit hervorgebracht, ohne daß ein rohes Wort angewandt wäre. Doch auch das rein Poetische, das Gemüthvolle gelingt unserm Autor nicht minder. Nichts Lieblicheres als seine Kinderscenen, ergreifend in ihrer schlichten Naturtreue: und wie bestrickend ist der Reiz, der um seine Frauengestalten schwebt — nur eine Linie noch und diese nixenhafte Linda würde verletzend sein, nicht mehr verführerisch. Aber mit feinem Geschmack und künstlerischem Maß geht der Autor nur so weit und nicht weiter. Ein Bild zarter Weiblichkeit, ein wenig zur Sentimentalität geneigt und mehr noch zur Eifersucht, ist Elsa — „snowdrop" nennt ihr Vetter sie, der Graf Sempaly; dieser, gleich ihrem Gemahl, Freiherrn von Garzin, ein „nobleman" von Geburt und ein Gentleman von Gesinnung.

Man würde sich irren, wenn man glaubte, dieser Roman des high-life sei nur ein oberflächlich unterhaltender. Daß er in seinen leichteren Theilen amüsant und durchaus spannend ist, wird man ihm nicht als einen Fehler anrechnen. Aber er ist noch etwas mehr. Schubin's Roman ist ein ernstes, tief tragisches Buch, eine Tragödie aus der modernen Gesellschaft: die Geschichte eines Mannes, der einen Augenblick der Schwäche gehabt hat, und nun sein Leben umsonst daran setzt, den Flecken hinwegzuwaschen von dem, was man conventionell „Ehre" nennt: sich zu „rehabilitiren". Wir wollen von den namenlosen Kämpfen, den herzzerreißenden Scenen, durch welche Felix von Lanzberg geht, hier Nichts verrathen, wir würden den Lesern, die wir dem Buche wünschen, keinen Gefallen damit erweisen. Sie werden selber sehen, mit welchem Geschick sie der Verfasser in Athem hält und nicht eher als auf den letzten Seiten das Räthsel einer bedauernswürdigen Existenz löst. Denn Schubin versteht ebenso gut zu componiren als zu charakterisiren. Sein Roman ist kein Sensationsroman; er ist so natürlich und glaubhaft, wie das Alltagsleben selber, und ganz ohne jene Verwickelungen, die künstlich, nicht künstlerisch zu sein pflegen. Man ist überzeugt, daß es Wirklichkeit ist, die er uns gibt; und er gibt sie nicht durch die Beschreibung der Dinge, sondern durch deren Wirkung auf uns. Der Mondenschein fällt in ein

böhmisches Waldesdickicht und wir sehen es. Der Schauplatz wechselt und die Brunnenpromenade von Marienbad, das alte Kärnthnerthortheater, das Wiener Restaurant, das verhängnißvolle Haus am Salzgries, der Club und die Caserne stehen nicht minder deutlich vor uns. Es ist, wie wenn eine neue Coulisse herabsinkt, während vorn das Spiel weiter geht. Das Meisterstück in diesem Roman ist die Schilderung — d. h. Schilderung in Action — der Schlacht bei Königgrätz oder Sadowa; nur drei Seiten, aber würdig, mit dem berühmten „Serrez les rangs!" im „Conscrit" von Erckmann-Chatrian verglichen zu werden. Man sieht, man hört die Schlacht; man glaubt sie zu riechen; und wir erinnern uns lange nicht, etwas Erschütternderes gelesen zu haben, als jene Flucht des Declassirten, Degradirten, der nicht so sehr den Tod, als das Leben fürchtet, der verwundet, mit dem Aufgebote seiner hinschwindenden Kraft und fast der Letzte seines Bataillons, — ein „ehrloser" Mann, dennoch die Ehre seines Regimentes, die Fahne, rettet und dann zusammenbricht. Wir sagten, nichts Erschütternderes — wenn es nicht das Wiedersehen mit seinem Vater ist. „Mein Held!" rief er. Felix fuhr nervös zusammen und schlug die Augen flehend zum Vater auf. „Du bist grau geworden, Papa," rief er, wie erschreckend. — „Man wird alt, mein Bursch," erwiderte der Baron, sich hastig über die gelichteten Haare streichend. „Alt mit neunundvierzig Jahren!" murmelte Felix . . . .

Es ist vielleicht kein sympathisches Buch, aber ein merkwürdiges. Es ist Kraft darin und vor Allem: Wahrheit. Was wir ihm vorwerfen, und was mehr als alles Andere die Hand des Neulings verräth, ist der Umstand, daß der Verfasser einige seiner Hauptfiguren fallen läßt. Was wird aus Linda? Was aus Juanita? Der Roman dieser beiden Frauen ist nicht abgeschlossen und durch den unendlich rührenden Mollaccord, mit welchem Felix scheidet, klingt eine schneidende Dissonanz. So mag das Leben sein; aber hier, wenn irgendwo, mußte die Kunst eintreten.

Der Stil Schubin's ist durchgebildet und individuell, die Sprache nie banal, wiewohl nicht immer ganz correct. Sein Deutsch hat den Anflug von „Wienerisch", den wir im Norden sehr goutiren, wenn auch allerdings in Gesprächen mehr als in Büchern. Im Streben nach dem Aparten wird der Verfasser manchmal geziert, womit im auffälligen Gegensatze wiederum Ausdrücke stehen, die nichts weniger als gewählt sind. Auf drei Seiten (238—241) reiben sich „vergnügte Wirthe die fetten Hände"; tönt es von Mund zu Munde, „wie fett sie geworden" und heißt es zuletzt noch von derselben Person, daß ihr Gesicht „gelblich fett" aussähe. Das ist, selbst für Marienbad, ein bischen zu viel; ganz abgesehen davon, daß unseres Wissens die dortigen Wirthe gar keinen Anspruch auf das Attribut erheben. Aehnliches, wenn nicht Schlimmeres, begegnet auf den Seiten 6, 51, 55; und die Zahl der Beispiele ließe sich noch vermehren. Und doch gibt der Verfasser an anderen Stellen Beweise des richtigsten Empfindens für das, was man sagen und für das, was man nur andeuten darf.

Es sind dies Mängel, auf welche den Autor aufmerksam zu machen, Pflicht der Kritik ist; welche jedoch in Nichts den Werth seines Buches verringern, noch hindern werden, daß es seinen Weg mache. Wir müßten uns sehr täuschen, oder die Welt wird bald mehr hören von Ossip Schubin. J. R.

v. **Lessing's Leben** von Heinrich Düntzer. Mit authentischen Illustrationen: 46 Holzschnitten und 8 Facsimiles. Leipzig, Ed. Wartig (Ernst Hoppe). 1882.

Ein Buch, welches dem Lebensgange Lessing's von Jahr zu Jahr folgt, wichtige und unwichtige Ereignisse getreulich verzeichnet und seine Hauptwerke kurz, seine weniger bekannten Schriften ausführlicher bespricht. Es mangelt, wie man sieht, die Perspective. Es mangelt auch der Versuch, die Erscheinung Lessing's und die Begebenheiten seines Lebens aus seinem Charakter und den günstigen oder ungünstigen Zeitverhältnissen einheitlich zu erklären. Doch mangelt nicht eine bestimmte Auffassung, ein bestimmtes Urtheil, das sich von vornherein schon durch das Motto ankündigt, in der Vorrede ausgeführt wird und an allen geeigneten oder ungeeigneten Stellen des Buches wiederkehrt. Das Motto, oder vielmehr das zweite Motto (denn das Buch hat zwei, eins auf der Vorderseite, das andere auf der Rückseite des Titels) lautet: „Ein deutscher Schriftsteller ein deutscher Märtyrer." Ein harter Vorwurf für unsre Nation, den zu beweisen dem Verfasser wohl schwer werden dürfte! War es nicht würdiger, war es nicht mehr im Sinne Lessing's und vor allem: war es nicht mehr der Wahrheit gemäß, auch ihn als seines Glückes Schmied darzustellen, auch an ihm den Zusammenhang zwischen Schicksal und Charakter aufzuzeigen? Lessing hätte nach Herrn Professor Düntzer durchaus sollen einen Ruf an eine deutsche Universität erhalten. Wäre Lessing denn damit gedient gewesen? Und gibt es denn kein größeres Glück, als deutscher Professor zu sein? Sind es unsere Universitäten, an denen vorzugsweise die Schriftsteller gedeihen? — Wir glauben übrigens das vorliegende Werk allen denen empfehlen zu dürfen, welche, mit Lessing's hauptsächlichen Leistungen selbständig vertraut, von einer Biographie in erster Linie gewissenhafte und zuverlässige Zusammenstellung der Thatsachen verlangen und diese in kürzerer Form als bei Danzel-Guhrauer-Maltzahn-Boxberger zu besitzen wünschen. Solche Leser werden auch an gelegentlich sorgloser Redaction keinen allzu großen Anstoß nehmen, so wenn S. 315 von einem Lessing'schen Bedienten und gleich darauf S. 320 von Lessing's Bibliothek und hierauf ebenso unvermittelt von dessen Ankunft in Berlin (aus Breslau) die Rede ist. Etwa 50 Seiten später (S. 371) erkennt man, daß zwischen dem Bedienten und der Bibliothek allerdings ein Zusammenhang obwaltete: er bestahl sie. Aber man wird darüber bei Danzel u. s. w. 2, 125 klarer und rascher belehrt. — Die Holzschnitte sind zum Theil abscheulich: man vergleiche nur die Eva König auf S. 467 mit dem Bilde vor ihrem von Alfred Schöne herausgegebenen Briefwechsel mit Lessing.

s. **Geschichte der Weltliteratur** in Einzeldarstellungen. Bd. I. Geschichte der französischen Literatur von Eduard Engel. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1883.

Es ist an Literaturgeschichtswerken wahrlich kein Mangel, aber dennoch kann man dem Unternehmen die Berechtigung nicht absprechen, so weit ein Urtheil nach dem ersten Band auf das Ganze möglich ist. Ed. Engel, welcher seit einigen Jahren das von Lehmann begründete „Magazin für die Lit. d. Ausl." mit Geschick und Sorgfalt leitet, hat seine Befähigung durch verschiedene kleinere Arbeiten erwiesen. Er ist mit Recht von dem Grundsatz ausgegangen, daß es, um den Stoff weiteren Kreisen anziehend zu machen, nöthig sei, den Ballast überflüssiger Namen von Autoren und Werken über Bord zu werfen. Demgemäß hat er sich auf eine wohl überlegte Auswahl beschränkt und besonders diejenigen Schriftsteller hervorgehoben, welche in irgend einer Art für die Epochen und deren literarische Hauptströmungen kennzeichnend sind. Dabei entfaltet er die beachtenswerthe Gabe scharfer Charakteristik und gebildeten Geschmack. Könnte auch eine eingehende und strenge Kritik manches Urtheil angreifen, müßte sie auch manche zu entschieden ausgesprochene oder zu flüchtig hingeworfene Bemerkung tadeln: im Allgemeinen wird sie dem Verfasser das Zeugniß ehrlichen Strebens und beharrlichen Fleißes nicht vorenthalten dürfen. Besonderes Lob verdient die Behandlung der Anfänge der franz. Literatur und des achtzehnten Jahrhunderts. Wir empfehlen das Buch unseren Lesern, welche sich einen Blick über die gesammte Entwickelung des Schriftthums Frankreichs erwerben wollen, das Werk angelegentlich; sie werden nicht durch Nebendinge von der Beobachtung der Hauptsachen abgelenkt, und erhalten in charakteristischen Proben, welche gut ausgewählt sind, eine dankenswerthe Beigabe. Verdienstlich ist es, daß Engel auch die neueste Zeit eingehender behandelt hat. — Zunächst sollen die Literaturen Polens, Italiens und Englands erscheinen; wir hoffen über dieselben ein ebenso günstiges Urtheil fällen zu können, wie über die Arbeit Engel's. — Die Ausstattung ist gut, der Preis entsprechend.

o. s. **Leopold Kompert's gesammelte Schriften.** Erster Band: Aus dem Ghetto. Berlin, Louis Gerschel. 1882.

Zu dem sechzigsten Geburtstage Leopold Kompert's ist als die werthvollste Gabe dem Dichter eine Gesammtausgabe seiner Schöpfungen beschert worden, die das vielfach zerstreute poetische Erträgniß seines Strebens an einen Ort zusammenstellt. Der erste Band bietet die Anfänge des Erzählers: jene Geschichten aus dem Ghetto, welche zuerst den Namen des feinsinnigen Schilderers seines engeren Volksstammes, des zugleich scharfen und zarten Seelenbeobachters, bekannt machten. Unter diesen Erzählungen ist wohl die vortrefflichste die vom „Schlemiel", welche das Dasein eines jener Stiefkinder des Geschicks vor uns entrollt, in lebhafter, ein Glied fest an das andere reihender Entwickelung, ergreifend in ihrer Einfachheit, menschlich wahr in ihrer Tragik. In einer umfangreicheren Geschichte, „Die Kinder des Bruders", leidet die an feinen Zügen reiche Charakteristik unter der etwas zwanglosen Art des Vortrags, der allzu freien Technik; in „Judith der Zweiten", der Geschichte der freiwilligen Opferung einer Mädchenehre für den gefangenen Stammesgenossen, gelingt es dem Dichter nicht, uns von der Lebensechtheit der Vorgänge zu überzeugen. Ein liebenswürdiger Humor umspielt die Novelle „Ohne Bewilligung", die von vormärzlichen Zuständen und einer jüdischen Ehe berichtet, welche die wohlweise Behörde aus der Welt decretiren will; und ein Bild voll intimer Stimmung gibt uns Kompert in der kleinen Geschichte vom „Alt-Babele", welche vielleicht am besten seine poetisch-ethische Art charakterisirt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Januar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aus allen Welttheilen. Illustrirte Monatshefte für Länder- und Völkerkunde und verwandte Fächer. Mit zahlreichen Illustrationen, Karten ꝛc. Redaction von Dr. Hugo Toeppen. XIV. Jhrg. ¼ Hft. Leipzig, Oswald Mutze.

Bern. — Sich selbst im Wege. Ein Stimmungsbild von Maximilian Bern. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Schulze & Comp. 1883.

Bern. — Aus der Gesellschaft. Ein Almanach von Maximilian Bern. II. Leipzig, Otto Lenz. 1883.

Brandes. — Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt von Georg Brandes. Fünfter Band. Die romantische Schule in Frankreich. Leipzig, Veit & Comp. 1883.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. 46/50. Hft. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Chaillu. — Im Lande der Mitternachts-Sonne. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nord-Finnland. Nach Paul B. Du-Chaillu frei übersetzt von G. Helms. 18/20. Lfg. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn. 1882.

Chattopâdhyâya. — Indische Essays von Nisikânta Chattopâdhyâya. Zürich, Rudolphi & Klemm. 1883.

Conring. — Fern von der Heimath! Gedichte von Ida von Conring. Norden, Hinricus Fischer. 1883.

Corvin. — 1848–1871. Geschichte der Neuzeit. Von Corvin. Lfg. 20/22. Leipzig, Gressner & Schramm.

Dahl. — Meckelbörge-Geschichten ut dei olle gaude Tid von C. F. Dahl. Ludwigslust, Carl Hinstorff. 1882.

Deutscher Litteratur-Kalender auf das Jahr 1883, herausgegeben von Joseph Kürschner. Fünfter Jahrgang. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Dietrichs-Parisius. — Bilder aus der Altmark von Hermann Dietrichs und Rudolf Parisius. Mit 140 Original-Holzschnitten. 6. Lfg. Hamburg, J. F. Richter.

Fechner. — Revision der Hauptpunkte der Psychophysik von Gustav Theodor Fechner. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.

Fontane. — Die Grafschaft Ruppin. Von Theodor Fontane. Vierte vermehrte Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz. 1883.

Franke. — Die Liebe als Weltprincip in der Entwickelung des Natur- und Weltganzen. Von Julius Heinrich Franke. Probeheft. Berlin, C. Wortmann'sche Buchhandl. 1883.

Gewerbehalle. Jahrgang 1882. Lfg. 11/12. Stuttgart, J. Engelhorn.

Goethe's Werke. Illustrirt von den ersten deutschen Künstlern, herausgegeben von Heinrich Düntzer. Lfg. 13/14. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1883.

Graefe. — Wahrheit in Dichtung. Gedichte von Julius Graefe. Leipzig, Rud. Lincke. 1883.

Grassmann. — Das Thierleben oder die Physiologie der Wirbelthiere. Von Robert Grassmann. Stettin, R. Grassmann. 1883.

Haase. — Ungeschminkte Briefe von Friedrich Haase. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1883.

Hinrichsen. — Wahre Geschichten von Adolf Hinrichsen. Ludwigslust und Rostock, Carl Hinstorff. 1883.

Hitz. — Gedichte von Luise Hitz. München, Theodor Ackermann. 1882.

Hübschmann. — Die Umschreibung der iranischen Sprachen und des Armenischen von H. Hübschmann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.

Katalog des Reichs-Postmuseums. Berlin, Reichsdruckerei. 1882.

Kloth. — De Landrathsdochder. En Geschich ut östlich Holstein dun Heinrich Kloth. 2 Bde. Kassel, Lipsius und Tischer.

Koch. — Der Kaukasus. Landschafts- und Lebensbilder. Aus dem Nachlasse von Karl Koch, herausgegeben von Therese Koch. Zweite Ausgabe der „Nachklänge orientalischer Wanderungen". Mit dem Portrait des Verfassers. Berlin, S. Calvary & Comp. 1882.

Kruse. — Alerei. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. 1882.

Kürschner. — Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung etc. Herausgegeben von Joseph Kürschner. 2.–21. Lieferung. Spemann, Berlin und Stuttgart.

Lafontaine's Fabeln. — Uebersetzt von E. Dohm. Illustrirt von Gustav Doré. 2. Auflage. 1. Heft. Berlin, W. Moeser.

Mahrenholtz. — Molière. Einführung in das Leben und die Werke des Dichters. Von Richard Mahrenholtz. Kleinere Ausgabe von des Verfassers: „Molière's Leben und Werke." Heilbronn, Gebr. Henninger. 1883.

Marbel. — Träumereien eines Junggesellen oder Ein Buch des Herzens. Von Jk. Marbel. Deutsch von Hermann Otto. Zweite Auflage. Norden und Leipzig, Hinricus Fischer. 1883.

Meinardus. — Der historische Kern der Hameler Rattenfängersage. Von Dr. Otto Meinardus. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung. 1883.

Mevert. — Reisebriefe aus Paraguay. Von Ernst Mevert. Wandsbeck, A. Mencke & Comp. 1883.

Milchhoefer. — Die Befreiung des Prometheus. Ein Fund aus Pergamon. Zweiundvierzigstes Programm zum Winckelmannsfeste der Archaeologischen Gesellschaft zu Berlin von Arthur Milchhoefer. Mit einer Tafel und drei Zinkdrucken. Berlin, G. Reimer. 1882.

Moleschott. — Hermann Hettner's Morgenroth 1847 bis 1851 von Jac. Moleschott. Gießen, Emil Roth. 1883.

Oberländer. — Fremde Völker von Richard Oberländer. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 17/24. Leipzig, Verlag von Julius Klinkhardt.

Perfall. — Vornehme Geister. Roman von K. von Perfall. 2 Bände. Düsseldorf, Felix Bagel.

Perrot-Chippiez. — Geschichte der Kunst im Alterthume. Von Georges Perrot und Charles Chippiez. Autorisirte deutsche Ausgabe. 6/7. Lfg. Aegypten. Bearbeitet von Dr. Rich. Pietschmann. Mit einem Vorwort von Georg Ebers. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Postbuch zum Gebrauch für das Publikum in Berlin (und Umgegend). Herausgegeben im Auftrage der Kaiserlichen Ober-Postdirection zu Berlin. November 1882. Berlin, Reichsdruckerei.

Puttkamer. — Kaiser Otto der Dritte. Schauspiel in fünf Aufzügen von G. von Puttkamer. Glogau, Carl Flemming. 1883.

Reclam. — Des Weibes Gesundheit und Schönheit. Von Prof. C. Reclam. Zweite Auflage. Leipzig, C. F. Winter. 1883.

Riegel. — Geschichte der Wandmalerei in Belgien seit 1856. Nebst Briefen von Cornelius, Kaulbach, Overbeck, Schnorr, Schwind etc. Von Herman Riegel. Berlin, Wasmuth. 1882.

Ring. — Die deutsche Kaiserstadt Berlin und ihre Umgebung. Geschildert von Max Ring. Mit circa 300 Illustrationen. 1. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther.

Rütimeyer. — Die Bretagne. Schilderungen aus Natur und Volk von L. Rütimeyer. Basel, H. Georg's Verlag. 1883.

Schack. — Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich von Schack. In sechs Bänden. Erster Band. Lfg. 4/5. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1882.

Schneidewin. — Drei populär-philosophische Essays von Dr. Max Schneidewin. Hameln, Th. Fuendeling. 1883.

Schreber. — Das Buch der Erziehung an Leib und Seele. Für Eltern, Erzieher und Lehrer. Von Dr. G. M. Schreber. Zweite Auflage. Leipzig, Friedrich Fleischer.

Schwier. — Deutscher Photographen-Kalender. Taschenbuch und Almanach für 1883. Herausgegeben von R. Schwier. 2. Jahrg. Weimar, Verlag der Deutschen Photographen-Zeitung. 1882.

Shakespeare's Sämmtliche Werke. Illustrirt von John Gilbert. 46/52. Lfg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Simmern. — Von 1790–1797. Der Revolutionskrieg im Lichte unserer Zeit. Von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. Hannover, Karl Brandes. 1882.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band IX. Nr. 8. Berlin, D. Reimer. 1882.

Waldstein. — Bekenntnisse eines Hoftheaterdirectors. Theater-Roman von Max Waldstein. Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge. 1883.

Warnecke. — Heraldisches Handbuch für Freunde der Wappenkunst, sowie für Künstler und Gewerbtreibende bearbeitet und mit Beihülfe des Kgl. Preuß Cultusministeriums herausgegeben von F. Warnecke. Mit 313 Handzeichnungen von G. Doepler d. J. und sonstigen Abbildungen in Lichtdruck von C. A. Starcke. III. Aufl. Görlitz, C. A. Starcke. 1883.

Weiss. — Schweizerisches Borsen- und Geschäftshandbuch. Von Hermann Weiss, Bankier. Basel, Verlag der Chr. Meyri'schen Buchhandlung. 1883.

Werther. — Leitfaden zur ersten Aufführung des zweiten Theils von Goethe's Faust in der Bühneneinrichtung von Dr. Julius Werther. Stuttgart. A. Werther.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Erwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Da die Veröffentlichung des **letzten, hinterlassenen Werkes** Berthold Auerbach's: „**Meister Zieland und seine Gesellen**" in der ersten Hälfte des Monats Februar im Feuilleton des „**Berliner Tageblatt**" beginnt, so ist [252]

allen neuhinzutretenden Abonnenten

Gelegenheit geboten, dieses interessante Werk, ein „Roman der Werkstatt", dessen populären Stoff der heimgegangene Autor von seinem idealen dichterischen Standpunkt behandelt hat, kennen zu lernen. Hierauf folgt:

Friedrich Friedrich: „Am Horizont".

Ein ungewöhnlich spannender Roman, dessen reich bewegte Handlung aus den politisch-socialen Kämpfen unserer Zeit geschöpft ist. Ferner wird die Veröffentlichung der

Memoiren des Geh. Reg.-Rath Stieber,

welche allgemeines Aufsehen erregen, fortgesetzt.

Abonnements für die Monate Februar und März

auf das „**Berliner Tageblatt**" nebst seinen werthvollen Beiblättern: **Illustr. Witzblatt „ULK", illustr. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle", „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft"** und **„Industrieller Wegweiser"** nehmen entgegen alle Reichs-Postanstalten zum Preise von nur **3 M. 50 Pf.** für alle **5** Blätter zusammen.

Bei **G. D. Bädeker** in **Essen** ist vor Kurzem erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Leitfaden
der
Kunstgeschichte.
Für höhere Lehranstalten und den Selbstunterricht
bearbeitet
von [257]
Dr. Wilh. Buchner.
Mit 75 in den Text eingedruckten Abbildungen.
Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.
Preis: 1 Mk. 80 Pf. brosch., 2 Mk. 80 Pf. eleg. geb.

Verlag von **Fr. Korthampf** in **Berlin, W.**

Ausgewählte Reden
des
Fürsten von Bismarck.

Mit einer biographischen Skizze, erläuternden Einleitungen und Anmerkungen, sowie einem Anhang, enthaltend: Reden des Abgeordneten v. Bismarck-Schönhausen aus den Jahren 1847 bis 1852. Klein-Oktav. [266]

Band I: Reden aus den Jahren 1862 bis 1870.
Band II: Reden aus den Jahren 1871 bis 1877.
Band III: Reden aus den Jahren 1878 bis 1881.
Anhang: Reden von 1847 bis 1852.

Zusammen in Leinwdbd. 20 M., eleg. Halbfzbd. 25 M.

In Vorbereitung Band IV.

Verlag von **Ch. Hofmann** in Berlin.
Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte
des
Priesterthums.
Von [259]
Julius Lippert.

1. Lieferung. – Preis 1 Mark.

Das Werk, welches in 12 Monats-Lieferungen erscheint, unternimmt es zum erstenmal, die Entstehung und Entwicklung des Priesterthums bei allen Völkergruppen und Religionen und damit dessen inneren Gehalt und den Grund seiner weltgeschichtlichen Bedeutung historisch und in pragmatischem Zusammenhang darzulegen. Inhalt, Forschungsmethode und Darstellung dürften das Interesse der Gebildeten aller Stände und Parteien in ungewöhnlichem Grade in Anspruch nehmen.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.) [272]

Globus

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie. Begründet von Karl Andree. Redigirt von Dr. Richard Kiepert.

Jährlich erscheinen 2 Bände à 24 Nummern. Preis pro Bd. 12 M. Mit der kürzlich erschienenen Nr. 1 des 43. Bandes begann das 1. Semester von 1883, auf welches Abonnements zum Preise von 12 M. durch jede Buchhandlung vermittelt werden.

Probenummern können durch jede Buchhandlung gratis bezogen werden.

Soeben erschienen: [262]

General-Register der Deutschen Rundschau.

Preis, gebunden oder geheftet, **portofrei**, M. 4.—

Bangor, U. S. A., Verlag von Q. P. Index.

La livraison de *janvier* de la BIBLIOTHÈQUE UNIVERSELLE ET REVUE SUISSE contient les articles suivants: [260]

I. MACHIAVEL, d'après un livre récent, par M. *Marc-Monnier*.

II. UNE HISTOIRE COMME LES AUTRES. — Nouvelle, par M. *Auguste Glardon*.

III. LAYBACH ET LE PEUPLE SLOVÈNE — Notes de voyage, par M. *Louis Leger*.

IV. THÉRÈSE GAUTIER. — Etude de mœurs genevoises, par M. *J. des Roches*.

V. EMERSON, SA VIE ET SON OEUVRE, par M. *Léo Quesnel*.

VI. CHRONIQUE PARISIENNE.

Paris potine. — *Le Roi s'amuse*. — Une résurrection: M. Rollinat. — L'incident de la faculté de théologie protestante. — Livres nouveaux. Romans. — Livres d'étrennes de la maison Hachette.

VII. CHRONIQUE ITALIENNE.

Le voyageur Orazio Antinori. — Cavour et la *Bibliothèque universelle*. — Boutades de Manzoni. — Livres et revues.

VIII. CHRONIQUE ALLEMANDE.

Chansons populaires de la Suisse allemande. — L'inventeur des cartes postales. — Le professeur Haeckel en voyage. — Gottfried Kinkel. — La litterature française en Allemagne. — Artifices de Richard Wagner.

IX. CHRONIQUE ANGLAISE.

La nouvelle pièce de M. Tennyson; causes de sa chute; Darwin et Haeckel; analyse de la pièce; incidents et commentaires. — Tableau général de l'instruction supérieure des femmes. — M. Herbert Spencer et les Américains.

X. BULLETIN LITTÉRAIRE ET BIBLIOGRAPHIQUE.

La *Bibliothèque universelle* paraît au commencement de chaque mois par livraisons de près de 200 pages. Pour tous les pays de l'Union postale: Un an : 25 fr. — Six mois : 14 fr. — Lausanne, Bureau de la *Bibliothèque universelle*; chez tous les libraires, et auprès des bureaux de poste.

Cotillon und Carneval-Gegenstände, Masken und Costüme aus Stoff, Orden, Touren, Mützen etc. empfiehlt die Fabrik von [254]
Gelbke & Benedictus, Dresden.
Illustr. deutsche u. franz. Preiscour. grat. u. frc.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao. 1 Pfd. = 100 Tassen.
Preis: per ⅔ 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 80 Pfennig.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Colonial-, Delicatessen- und Droguengeschäften. [253]

Meine wahrhaft schön singenden
Kanarienvögel
werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dürsten, Erfrieren d. Vögel unmöglich ist.
R. Masohke, [255]
St. Andreasberg im Harz.

Bücher-Ankauf!
Grössere und kleinere Sammlungen, sowie einzelne gute Werke zu höchsten Preisen stets per Casse. Kataloge meines Lagers für 30 Pf. fr. [271]
L. M. Glogau, Hamburg. Burstah.

Verlag von Gebr. Paetel, Berlin.
Der Boden und sein Zusammenhang mit der Gesundheit des Menschen. Von Max von Pettenkofer, o. ö. Prof. der Hygiene an der Universität München. Zweite Auflage. 8°. Eleg. geh. Preis 1 Mk. [273]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie gegen Einsendung des Betrags direkt v. d. Verlagsbuchhdlg.:
Johannes Lehmann in Leipzig.
Freimaurertum und Christentum.
Von D. theol. **Fr. Nielsen,** Professor d. Kirchengeschichte zu Kopenhagen.
9 Bog. 8°. Preis M. 1,50.
Motto: „Geschichtliche Wahrheiten können nur durch geschichtliche Forschungen sicher gestellt werden." Friedrich Wilhelm, Kronprinz v. Preußen. Den 24. Juni 1870.

Neu erschienen im Verlage von **Eugen Grimm** in Leipzig und zu beziehen durch jede Buchhandlung: [269]
Der Orden der Odd-Fellow's,
dessen Geschichte, Organisation und Wesen.
Octav, gebunden 6 Mark.
Inhalt: Ursprung — Namensanfänge — der Orden in England — der Orden in Amerika — der Orden in Deutschland — Verzeichniss der Logen — Statistische Notizen — Organisation des Ordens — Wesen des Ordens.

Die aus dem **Biliner Sauerbrunn** gewonnenen
Pastilles de Bilin
(Biliner Verdauungszeltchen)
bewähren sich als vorzügliches Mittel bei **Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht** und **beschwerlicher Verdauung**, bei **Magenkatarrhen**, wirken überraschend bei **Verdauungsstörungen** im **kindlichen Organismus** und sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen.
Depots in allen Mineralwasser-Handlungen, in den Apotheken und Droguen-Handlungen.
[267]
Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Im Verlage von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig**
erscheint:

Zeitschrift für die gebildete Welt

über

das gesammte Wissen unserer Zeit und über alle wichtigen Berufszweige.

Unter Mitwirkung von hervorragenden Gelehrten und **Fachmännern**
herausgegeben von

Richard Fleischer.

Vierteljährlich ein Band von 6 Heften. Preis **6 Mark.**
Sämmtliche Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

[267]

Neues Abonnement beginnt im Januar.
Wochenschrift für
Politik, Litteratur, Kunst u. Wissenschaft.
Reichhaltigste deutsche Wochenübersicht. Das Neueste und Interessanteste aus allen Gebieten. Enthält das Wissenswerteste aus neuen Büchern und Broschüren, aus allen grösseren Zeitungen und Zeitschriften aller Parteien.
Wöchentlich 32 Folioseiten.
Verlag von J. H. Schorer in Berlin, S.W.

Das
ECHO

Beste Zeitung für Vielbeschäftigte und für Deutsche im Auslande.
Preis vierteljährlich M. 2.50 oder fl. 1.63 Ö. W. = Fr. 3.35.
Man abonniert auf der Post und in den Buchhandlungen.
Mit Kreuzbandversendung nach dem Weltpostgebiete 4 M. oder fl. 2.30 Ö. W. = 5 Fr. Nach Ländern ausserhalb d. Weltpostvereins M. 5.50 vierteljährlich.
[264]
Probenummern gratis und franko.

Verlag von **Wilh. Engelmann** in Leipzig.

Weber's Allgemeine Weltgeschichte.

[265]

Zweite Auflage.

Alle 2—3 Wochen eine Lieferung à 1 M. Jährlich 2—3 Bände; in 15 Bänden complet. Jeder Band einzeln käuflich. — Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Erschienen ist: 1 Band. **Geschichte des Morgenlandes.** 1882.

geh. M. 7.—, einf. geb. M. 8.25, eleg. geb. M. 9.—.

Im Verlage von E. KEMPE in LEIPZIG erscheinen:

Caesar übers. von *Franz Violet.*	Sallust übers. von *Dr. Victor Pfannschmidt.*
Herodot = = *Prof. J. Maehly.*	Tacitus
Plutarch = = *Dr. Paul von Boltenstern* und *Dr. H. Stoessell.*	Thucydides = *Prof. Dr. Eyssenhardt.*
	Xenophon = *E. Flemming.*

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet. —

Etwa 130 Hefte à 50 Pf., oder 18 Bände à 4 M. Jeder Band ist einzeln käuflich. —

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt z. B. das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes 1881, Nr. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist"

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt.

Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. — [268]

PRUSIAS

von

Ernst Eckstein.

Neuer Roman aus der römischen Geschichte.

Erscheint vom Januar ab in [263]

Schorer's Familienblatt

(bisher **Deutsches Familienblatt**).

Preis vierteljährlich M. 1.60, in Heften zu 50 Pf.

Probenummern gratis und franco.

Verlag von **J. H. Schorer,** Berlin S.W.

Die Gartenlaube.

Wöchentlich 2—2½ Bogen mit vielen prachtvollen Illustrationen.

Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfg., mithin der Bogen nur ca. 6 Pfg.

Der mit dem 1. Januar 1883 beginnende **einunddreißigste Jahrgang** wird an interessanten Erzählungen bringen:

„Gebannt und erlöst",
Roman von
E. Werner,

„Die Braut in Trauer",
ein Roman aus der Gegenwart von
Ernst Wichert,

„Der Chaldäische Zauberer",
ein Abenteuer aus der römischen Kaiserzeit von
Ernst Eckstein.

Außerdem sind in Vorbereitung **Novellen** und **Erzählungen** von allgemein anerkannten Autoren, wie **E. Marlitt, Robert Schweichel, Victor Blüthgen, Karl Theodor Schultz** ꝛc. Aus der Zahl der demnächst erscheinenden belehrenden und unterhaltenden Artikel heben wir vorläufig hervor: „Franz Defregger" von **Fr. Pecht,** „Julius Wolff" von **Albert Traeger,** „Aus dem orientalischen Religionsleben" von **L. von Hirschfeld,** „Bilder aus dem stillen Ocean" von **O. Finsch,** „Das Heidelberger Schloß und die Idee seiner Renovirung als nationale Aufgabe" von einem hervorragenden Fachkenner, „Zweitausendfünfhundert Meilen durch den Westen der Union", eine Artikelserie von **Ado Brachvogel,** mit Illustrationen von **Rudolf Cronau,** sowie zahlreiche andere Beiträge von **Johannes Scherr, Wilhelm Goldbaum, Woldemar Kaden, Carus Sterne, Rudolf von Gottschall, Carl Stieler** u. s. w. [270]

Schließlich lenken wir die Aufmerksamkeit unserer Abonnenten noch auf unser neu gegründetes Beiblatt,

„Zwanglose Blätter"

welches wir nach wie vor gratis der „Gartenlaube" beilegen werden und dessen jüngst erschienene erste Nummern überall die freundlichste Aufnahme fanden. Dieselben werden fortfahren, einzelne Abschnitte des gesammten Culturlebens, so weit sie für die deutsche Familie von Interesse sind, in anschaulicher und gewissenhafter Weise in den Bereich der Besprechungen zu ziehen.

Die Verlagshandlung von Ernst Keil in Leipzig.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Volks- und Familien-Ausgabe. [261]

I. Serie: 22 Bände. II. Serie: 21 Bände.

In Lieferungen à 50 Pf., oder in Bänden brosch. à 3 M. 50 Pf., eleg. geb. 4 M. 40 Pf.

Friedrich Gerstäcker's Gesammelte Schriften!

Inhalt der I. Serie:

Gold! — Blau Wasser — Matrosenleben — Aus der See — Unter dem Aequator — Hell und Dunkel — Eine Gemsjagd in Tirol — Reisen — Regulatoren in Arkansas — Flußpiraten des Mississippi — Sträflinge — Mississippibilder — Nach Amerika! — Aus zwei Welttheilen — Aus Nord- und Südamerika — Achtzehn Monate in Südamerika — Aus meinem Tagebuch — Skizzen aus Californien — Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale — Kunstreiter — Streif- und Jagdzüge — Tahiti — Das alte Haus — Heimliche und unheimliche Geschichten — Inselwelt — Colonie.

Inhalt der II. Serie:

Eine Mutter — General Franco — Sennor Aguila — Wilde Welt — Die Missionäre — Unter den Penchuenchen — Der Erbe — Die Blauen und Gelben — In Mexiko — Die Franctireurs — Kriegsbilder eines Nachzüglers — Das Wrack des Piraten — Der Tolle — Im Busch — Nach dem Schiffbruch — Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten — Hüben und Drüben — Kreuz und Quer — Buntes Treiben — Im Eckfenster — Unter Palmen und Buchen — In Amerika — Nachgelassene Schriften und kleine Erzählungen.

Zu Folge des trefflichen gediegenen, **sittlich reinen** und gleichzeitig **belehrenden** Inhalts eignen sich **Gerstäcker's Schriften** namentlich auch zur Anschaffung für **Schüler- und Volksbibliotheken**, zu welchem Zwecke der **Verein für Verbreitung von Volksbildung** sie aufs Wärmste empfohlen hat.

Das Unternehmen ist bereits **vollständig** erschienen und können Abonnenten jederzeit eintreten und **halbe** oder **ganze** Serien gleich vollständig oder in **beliebigen Zwischenräumen** beziehen. Auch steht es frei, eine beliebige Auswahl von Bänden zu treffen. Heft 1 gratis durch jede Buchhandlung.

Havard, Henry, Eine malerische Reise nach den toten Städten der Zuidersee. Autorisirte Ausg. Aus dem Französischen. gr. 8. Mit 10 Illustr. Brosch. 6 M.

In dem obigen reizenden Buche beschreibt der Verfasser die Schätze des so wenig besuchten Landstrichs Hollands in der **anmuthigsten** Weise. Wir durchleben mit ihm im Geiste nochmals eine Reihe von Jahrhunderten, die in der uralten Friesenzeit beginnen und an Kämpfen aller Art reich sind, indem nicht nur die theils vernichtenden, theils umwälzenden Stürme und Fluthen der Natur, sondern auch tausend Bewegungen auf dem Gebiete der Politik, Religion, Kunst und Wissenschaft und des Gewerbfleißes in die sich vor uns entfaltende Vergangenheit und Gegenwart verwoben sind.

Kaden, Woldemar, Skizzen und Culturbilder aus Italien. gr. 8. In eleg. Ausstattung. Brosch. 8 M. 50 Pf.

Woldemar Kaden, der bewährte Kenner von Land und Leuten Italiens, der sich seit längeren Jahren ausschließlich dieses zum Vorwurf nimmt und dem deutschen Publikum durch eine stattliche Reihe vorzüglicher Publikationen bekannt geworden, veröffentlicht im vorstehenden Buche **„Allerlei aus Italien"**, daß seines reichen culturgeschichtlichen Inhalts wegen ganz besondere Aufmerksamkeit verdient. **Friedr. Theod. Vischer** nennt den Verfasser erst jüngst neben **Gregorovius** und **Löher** ein **„lebhaftes und geistreiches Talent"** und als solches bewährt er sich auch in seiner neuesten Arbeit.

Reich, Dr. Eduard, Die Verhütung von Krankheiten des Leibes und der Seele des Einzelnen und der Gesellschaft. Studien zur Gesundheitspflege. Ein starker Band. 8°. 10 M.

Der Herr Verfasser behandelt den im höchsten Grade anziehenden Gegenstand in **klarer**, wissenschaftlicher und dabei **verständlicher**, ja **unterhaltender** Sprache und sollte daher **das Buch in keiner Familie fehlen.**

Schack, Sophus, Major und Historienmaler, **Physiognomische Studien.** Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Dänischen von Eugen Liebich. Mit 127 Illustr. gr. 8. Brosch. 7 M. 50 Pf.

Die classischen Arbeiten des Verfassers auf dem Gebiete der Physiognomik haben in seinem Vaterlande in **jeder** Hinsicht sich des **grössten** Erfolges zu erfreuen gehabt. Seine Leistungen sind um so höher anzuschlagen, als er sich fast ausschliesslich auf Resultate **eigener langjähriger Beobachtungen** und **Erfahrungen stützt**, die er in dem vorstehenden Buche in einer Weise veröffentlicht, welche ihm als **praktischen Physiognomiker** den bedeutendsten seiner Vorgänger in dieser Wissenschaft würdig an die Seite stellen.

Frauengestalten aus der Sage und der Geschichte aller Zeiten und Völker. Für Schule und Haus gesammelt und bearbeitet von **Ferdinand Schmidt.** 1 Band von 43 Bogen. gr. 8. Mit Kopfleisten und Initialen. In elegantester Ausstattung. Brosch. M. 8.—. In eleg. Leinwandband M. 9.50.

In dem von Dr. Fr. Dittes und dem Regierungs- und Schulrath Dr. Schumann empfohlenen **„Führer durch die Jugendliteratur"** von Theod. Theden wird über vorstehendes Buch wie folgt geurtheilt: **„Unter allen für die weibliche Jugend berechneten und geeigneten Werken gebührt dem vorstehenden die Krone, sein Werk ist unübertroffen."**

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München.

"Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränke, wesshalb ich es bestens empfehlen kann."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

"Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. December 1878."

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin.

"Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879."

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a M. Ausserordentliches Mitglied des Kais. deutschen Gesundheitsamtes.

"Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränke, unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein &c. 4. März 1879."

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

"Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

"Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879."

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

"Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser, das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden Einfluss auszeichnet. 5. April 1879."

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Neunter Jahrgang. Heft 6. März 1883.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchh. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capstadt, J. H. Rose. Michaelis & Braun. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

März 1883.

		Seite
I.	Das letzte Glück. Erzählung von **Wilhelm Berger.** I. . . .	321
II.	Die Aussichten des Hauses Hannover auf den englischen Thron im Jahre 1711. Von weil. Prof. **R. Pauli**	347
III.	Reinhold Pauli. † 3. Juni 1882. Biographisches Nachwort von Professor **Ferdinand Frensdorff** in Göttingen	371
IV.	Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officiers. XII/XIII.	376
V.	Friedrich II. in englischen Urtheilen. Rede zur Feier des Jahrestags Friedrich's II. von **E. du Bois-Reymond**	395
VI.	Die deutsche Dynastie in Rumänien	410
VII.	Schiller. Von Professor **Wilhelm Scherer** in Berlin	417
VIII.	Die Erlebnisse des heiligen Pancrazius von Evolo. Ein sizilianisches Sittenbild. Von **A. Schneegans**	441
IX.	Politische Rundschau	466
X.	Kunst und Kunstgeschichte	473
XI.	Ernst Dohm	476
XII.	„Politischer und gemeiner Mord in den Vereinigten Staaten von Nordamerika." Entgegnung. Von Dr. **F. von Holtzendorff**	478
XIII.	Literarische Notizen	479
XIV.	Bibliographie.	480

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Das letzte Glück.

Erzählung

von

Wilhelm Berger.

1. Die automatische Ente.

Als im Herbst 1870 das deutsche Heer den gewaltigen Ring um Paris geschlossen hatte, trat eine Pause in dem großen Kriege ein. Welterschütternde Actionen waren eine Zeitlang nicht zu erwarten; die Soldaten des kaiserlichen Frankreich, soweit sie nicht den Tod gefunden hatten, lagen eingeschlossen in den eigenen, oder gefangen in deutschen Festungen.

Aus einem breiten Landgürtel südlich von Paris hatten unsere fliegenden Heere mit scharfem Besen jede feindliche Uniform hinweggefegt. Frei lagen unsere Straßen von der Grenze bis in das Herz Frankreichs. Bis an die Ausläufer des fädenreichen Netzes saßen an den Knotenpunkten unsere Etappencommandos. Hin und her, nach Kalender und Uhr, bewegten sich durch diese Controlstationen die Söhne Germaniens, in scheinender Montirung aus den heimischen Reservedepots zur Front, mit der „Wacht am Rhein" auf den sangeslustigen Lippen, und wieder zurück von der Front zu den Lazarethen am Wege in abgetragener Kleidung, müde Leute mit matten Augen, denen mehr noch die Strapazen als die Geschosse des Feindes die Spannkraft aus Körper und Geist geschüttelt hatten.

Es war über Frankreich ein bitterböser Winter frühzeitig hereingebrochen und auf den schneebekrusteten Landstraßen ließ es sich nicht mehr so angenehm marschiren als in den Herbsttagen. Dies empfand namentlich ein Detachement Soldaten, die in Troyes fußkrank zurückgelassen worden waren, aber vor nachrückender Landwehr angenehme Quartiere und leichten Dienst verlassen mußten, und nun, unter Führung eines Unterofficiers, ihre verschiedenen, nach Westen voreilenden Regimenter wieder einzuholen strebten. Trotz kleiner Tagesmärsche waren die Leute, als sie in Donnemarie einrückten, derartig ermattet, daß ihnen ein Ruhetag bewilligt werden mußte.

Der Gefreite Albert Magnus hatte einen Quartierzettel erhalten, der ihn an den Marquis d'Aurillac wies. Es wurde ihm schwer genug, die Wohnung

seines Quartiergebers zu finden; denn obgleich er die französische Sprache geläufig redete, so wollte doch auf der Straße Niemand seine Frage nach dem Hôtel des Marquis verstehen. Es schien, als ob die gesammte, männliche wie weibliche Bevölkerung übereingekommen sei, von ihrem betitelten Mitbürger die Unannehmlichkeit der Einquartierung nach Kräften abzuwehren. Schließlich mußte einer der Ortsvorsteher dem Ungeduldigen einen Boten mitgeben, damit er endlich an das gesuchte Schloß gelange.

Daß Edelleute immer in Schlössern wohnen, mag wohl eine traditionelle Fiction unter dem französischen Landvolke sein. Jedenfalls war das Château des Marquis d'Aurillac, welches der Bote endlich dem müden Albert eben außerhalb des Städtchens vorwies, nach den Begriffen des Deutschen nur ein isolirt stehendes, mäßig großes Wohnhaus, ohne sonderliche architektonische Reize. Aber Albert hatte schon mit viel schlechteren Quartieren vorlieb nehmen müssen und war mit dem Aussehen des heutigen herzlich zufrieden.

Der deutsche Soldat wurde von dem öffnenden Bedienten empfangen wie eine alltägliche Erscheinung. Als Albert dem Manne in grauer Livrée folgte, der auf dem Teppichstreifen der breiten Steintreppe mit leichten Schritten voranging, bemerkte er, trotz der herrschenden Dämmerung, daß die innere Einrichtung und Ausstattung des Schlosses, im Geschmacke der Renaissance gehalten, allerdings den Wohnsitz eines Aristokraten vermuthen ließ.

Der Bediente führte Albert in ein hübsch eingerichtetes Zimmer im dritten Stockwerk und erkundigte sich auf das höflichste nach seinen Befehlen. Der ermüdete Soldat indessen erklärte, kein anderes Bedürfniß zu haben als dasjenige der Ruhe, bat den Diener, ihn bei seinem Herrn für heute zu entschuldigen und begann seine Kleider abzulegen.

Der Bediente entfernte sich; Albert verriegelte die Thür und streckte sich bald darauf mit großem Behagen in dem vortrefflichen Bett aus, das der Marquis d'Aurillac zur Verfügung der ihm aufgenöthigten Gäste hielt. Diesmal war ihm das Kriegsglück hold; ein solch gutes Lager war ihm nicht geworden, seit er im Juli Hals über Kopf aus Magdeburg in's Feld rücken mußte. Auf die hellen Fenstervorhänge schien der Mond, und von seinem Schein gelangte noch genug in's Zimmer, um in demselben ein angenehmes Dämmerlicht zu verbreiten. Da nun überdies tiefe Stille herrschte, so konnte sich Albert mit Fug und Recht einbilden, er sei plötzlich in die Heimath entrückt worden. Wie ein Traum erschien es ihm jetzt, daß er schon so lange rastlos umhergetrieben worden war, von Bivouac zu Bivouac, von Gefecht zu Gefecht. Um ihn war wirklich und gewiß Friede, Ruhe und Sicherheit, und die Furien des Kriegs hatten die Erde verlassen.

Holde, tröstliche Täuschung! Aus dem Schlosse des Marquis d'Aurillac in Donnemarie schweiften Albert's Gedanken weit hinweg in die fruchtbare Elbniederung und quer hinüber zu dem uralten Gebirgsstock des Harzes, und alle die alten Wünsche wurden wieder lebendig, deren Triebkraft die Mobilmachungsordre abgestellt hatte. Am Rande des kuppenreichen Gebirges, in Blankenburg, lebte ein schönes Mädchen, das Albert liebte. In den letzten Jahren war Albert häufig an schönen Sonntagen mit seinem Freunde Franz Langurt, dessen Tante

und Pflegemutter dort wohnte, von Magdeburg hinübergefahren, und wenn es dann in die Berge ging, hatte Bertha Glimmer niemals in der Gesellschaft gefehlt. Albert hatte sie ausgezeichnet auf seine ruhige, besonnene Weise; von seiner Leidenschaft aber hatte er sie nichts merken lassen. Er war Techniker und besaß für sein Fach eine hervorragende Begabung; schon bezog er, jung wie er war, aus einigen seiner patentirten Erfindungen nicht unansehnliche Einnahmen; indessen schienen ihm die Fundamente seiner bürgerlichen Existenz noch nicht breit genug, um darauf einen Hausstand mit beständig steigender Verantwortlichkeit zu gründen, und er arbeitete still weiter, Stein an Stein fügend, fest darauf vertrauend, daß er dereinst das Ziel seiner geheimen Wünsche erreichen werde.

Und als er sich jetzt Bertha's Bild vergegenwärtigte und die hellblauen Krystallaugen daraus auf sich strahlen ließ, dachte er nicht daran, daß hinter ihm im Vaterlande das tägliche Leben seinen gewohnten Gang ging und neue Verhältnisse sich bildeten, ohne daß auf die Abwesenden die mindeste Rücksicht genommen wurde. Ihm stellte sich Alles in der Heimath noch genau so dar, wie er es verlassen hatte. Die blauen Augensterne blieben ihm so nah, als wenn sie unverrückbar fest an seinem Himmel ständen, bis der Schlaf kam und sie auslöschte.

Am nächsten Morgen aber, mit dem Lichte eines jungen Tages, trat die Gegenwart wieder ihre Herrschaft auch über Albert an.

Er ließ sich nach genossenem Kaffee von dem Diener in den Salon führen und bei dem Marquis melden. Aus einer Seitenthür trat ein ältlicher, schlanker Herr mit buschigem grauen Haar, hellbraunen Augen und blühender Gesichtsfarbe. Der lange Hausrock, den er trug, hatte augenscheinlich schon eine Reihe von Jahren Dienste gethan, und zwar bei keiner überreinlichen Beschäftigung.

Albert stellte sich vor, um Entschuldigung bittend, daß er lästig fallen müsse.

„Wir sind an Besuche, wie den Ihrigen, hinlänglich gewöhnt, um keine Unbequemlichkeit mehr davon zu verspüren," entgegnete der Marquis kühl. „Bitten möchte ich nur, daß Sie die Güte haben, sich unserer Hausordnung zu fügen, so weit Sie können."

Albert verneigte sich.

„In Betreff des Dejeuners wollen Sie Jacques, dem Bedienten, Ihre Befehle ertheilen. Zum Diner, pünktlich um sechs Uhr, würde uns Ihre Gegenwart an der gemeinsamen Tafel erwünscht sein."

„Ich bin heute durch keinen Dienst gebunden und werde Ihre Hausordnung innehalten. Würde es mir gestattet sein, vor Tisch der Frau Marquise meine Aufwartung zu machen?"

„Die Marquise wird Sie mit Vergnügen dispensiren."

Albert empfahl sich. Als er den Weg zur Thüre nahm, fiel sein Blick auf einen Gegenstand, der so sehr seine Neugierde erregte, daß er stehen blieb. Durch eine Glasglocke vor Staub geschützt, stand auf einem Schränkchen von Ebenholz die lebensgroße Nachbildung einer zahmen Ente, aus Blech getrieben und bunt bemalt. An einigen Stellen war das Blech leicht verbogen; auch schimmerte hier und dort durch die verblaßten Farben das blanke Rohmaterial.

Höflich erklärte der Marquis: „Ein Kunstwerk Vaucanson's, eine automatische Ente."

„Ich dachte mir's," erwiderte Albert; „ein ähnliches Werk Vaucanson's habe ich in Lüttich unter den Händen gehabt."

„Diese Ente ist ein Geschenk Ludwig's des Vierzehnten," sagte der Marquis mit Stolz.

„Das Werk ist wohl invalide geworden, nicht wahr?"

„Leider," seufzte d'Aurillac. „Der Genius für dergleichen scheint den Menschen abhanden gekommen zu sein; man hat mir in Paris gesagt, das Werk sei nicht zu repariren."

„Verzeihen Sie, Herr Marquis; diese Spielereien sind nur nicht mehr Mode. Wenn sich heutzutage ein Publicum dafür fände, so würde in kurzer Zeit der Markt mit Automaten überschwemmt werden, gegen welche diejenigen Vaucanson's durchaus zurückstehen müßten."

„Sie reden sehr zuversichtlich," spottete der Marquis. „Thatsache dagegen ist, daß die geschicktesten Arbeiter in Frankreich den Mechanismus dieses, nach Ihrer Meinung veralteten Spielzeugs nicht haben wieder herstellen können, wie ich bereits die Ehre hatte, Ihnen zu bemerken."

„Dem geschicktesten Arbeiter bleibt häufig die constructive Idee einer Maschine verborgen, deren Räder ihm offen vor Augen liegen. Nur ein Erfinder versteht den andern."

„Gehören Sie etwa zu dieser Gattung, mein Herr?"

„Ich bin Mechaniker," erwiderte Albert.

Das Interesse des Marquis für seinen Gast war plötzlich erweckt. Er bedauerte, daß er ihm gegenüber eine Haltung angenommen hatte, die es ihm jetzt unmöglich machte, um Prüfung des Kunstwerks zu bitten. Seine Augen wanderten von dem intelligenten Gesichte des jungen Deutschen zu dem defecten Relict des großen Vaucanson und rathlos wieder zurück.

Albert bemerkte es und lächelte.

„Wenn Sie mir das Werk anvertrauen wollen, Herr Marquis," sagte er, „so will ich versuchen, ob ich glücklicher bin, als meine Herren Fachgenossen in Paris gewesen sind. Nur würde ich allerdings Werkzeuge nöthig haben, wie sie in diesem Schlosse wohl schwerlich in Gebrauch sind."

„Doch, doch, mein Herr," rief d'Aurillac eifrig. „Ich beschäftige mich ein wenig mit Schlosserarbeiten in den Mußestunden, die mir reichlich beschieden sind. Wahrscheinlich werden Sie in meiner Werkstatt Alles finden, was Sie bedürfen."

Und im Wesen ganz umgewandelt hob er die Glasglocke ab, ergriff die kostbare Blechente mit beiden Händen und bat Albert, ihm zu folgen.

Auf dem Corridor erklärte er: „Sie müssen wissen, mein Herr, daß ein Theil der Glasplatte, worin das Thier eingelassen, beweglich ist. Wenn der Schnabel herunterfährt, so öffnet sich vor ihm das Glas; der Kopf taucht sozusagen in's Wasser, und kommt mit einem Fisch zurück. Die Ente verschlingt ihn vor unsern Augen, hebt die Flügel, wackelt mit dem Hintertheil und schnattert, wie eben Enten zu thun pflegen. Hier sind wir; bitte, mein Herr, öffnen Sie die Thüre und treten Sie ein."

2. In der Werkstatt.

Es war eine allerliebste Schlosserwerkstatt, die sich der Marquis hatte einrichten lassen und worin er sich amüsirte und seinen Hausrock verschliß. Und recht fleißig schien der vornehme Herr darin zu arbeiten; der Fußboden war voll von Eisenfeilspänen; auf dem offenen Heerde glimmte ein Kohlenfeuer und von den Werkzeugen hingen nur wenige an ihrer Stelle.

Fast mit dem ersten Blick sah Albert eine Anzahl Schlösser von Chassepotgewehren, die neben einem Schraubstock aufgehäuft waren. Augenscheinlich hatte sich der Marquis noch ganz vor Kurzem damit beschäftigt, diese nicht unbedenklichen Geräthe in Stand zu setzen. Wie er sich bei dieser Entdeckung zu verhalten habe, war Albert nur einen Augenblick zweifelhaft; im nächsten griff er eine Schürze auf, die auf einem Holzbock vor ihm lag, und breitete sie mit rascher Bewegung über die verdächtigen Gegenstände.

„Ich habe so lange in meinem Fache nicht thätig sein können," sagte er, sich umschauend, „daß ich mich ordentlich darauf freue, einmal wieder eine Zange zu fassen und das Rasseln der Feile auf dem Eisen zu hören. Ah! eine hübsche Bohrmaschine! Englische Arbeit, nicht wahr?"

Wenn d'Aurillac beim Eintritt in die Werkstatt eine seiner Hände frei gehabt hätte, so würde er sich damit vor den vergeßlichen Kopf geschlagen haben. Starr sah er, wie Albert die verrätherischen Gewehrtheile vor sich und ihm verbarg: der großmüthige Feind wollte nichts gesehen haben.

Mit zitternden Händen setzte der Marquis die unselige Ente nieder, diesen schwärzesten aller Unglücksvögel. Auf Albert's Frage eine Antwort zu geben, war ihm unmöglich; er nickte nur und begann mit abgewandtem Gesicht die umherliegenden Werkzeuge aufzuräumen.

Indessen schien Albert gar keine Antwort erwartet zu haben; er war zum Heerde getreten und rührte den Blasebalg.

„Welch köstliche Musik!" rief er aus, als die Funken knisternd umherflogen. „Es juckt mir in den Händen, einmal zu versuchen, ob Stahl im Gebläse noch weiß wird! Aber ehe ich — mit Ihrer Erlaubniß, Herr Marquis — beginne, darf ich wohl mein Habit etwas verändern? Die Binde genirt mich, und des Königs Rock muß geschont werden. Vielleicht haben Sie eine Blouse oder ein ähnliches bequemes Kleidungsstück für mich? Wollten Sie die Güte haben, dasselbe auf mein Zimmer zu senden?"

Der Marquis athmete auf, als Albert gegangen war. Weshalb ihn der besonnene Fremde allein gelassen, war nicht schwer zu errathen; er schaffte schleunigst diejenigen Gegenstände hinweg, welche den Verdacht erwecken konnten, es werde in Donnemarie heimlich ein Franctireur-Corps ausgerüstet, und er, der Marquis d'Aurillac, liefere die Büchsenmacherarbeit dazu.

Als Albert, in einen Blousenmann verwandelt, nach einiger Zeit wieder in der Werkstatt erschien, bat der Marquis, ihn seiner Gemahlin vorstellen zu dürfen.

„In dieser Kleidung!" protestirte Albert.

„Ah bah!" erwiderte der Marquis; „die Etiquette ist nur ein Phantom,

erfunden, um sich lästige Menschen damit vom Leibe zu halten; sobald die Menschen aufgehört haben, lästig zu sein, läßt man das Phantom verschwinden. Kommen Sie nur! Hernach, zum Diner, bitten wir freilich um den besten Rock; es ist eine Tradition aus der guten alten Zeit, daß wir zur Hauptmahlzeit in Gala erscheinen. Hier sind wir!"

Die Marquise, eine rundliche Person mit gewöhnlichen Gesichtszügen, empfing Albert mit gutmüthiger Freundlichkeit. Sie nannte den Krieg ein unangenehmes Intermezzo; sie klagte, daß man die gesellschaftlichen Vergnügungen, die sonst um diese Jahreszeit eine angenehme Abwechselung zu bieten pflegten, entbehren müsse. Zwar seien die Herren Preußen, soweit sie dieselben kennen gelernt habe, recht artige Leute und weit besser, als ihr Ruf; indessen fühle man sich doch durch ihre Anwesenheit genirt. Hoffentlich habe die leidige Occupation bald ein Ende und Alles nehme wieder die alte Physiognomie an.

Es war Albert klar, als er sich zu der versprochenen Arbeit begab: diese Plaudertasche wußte nichts davon, daß ihr Gemahl den Büchsenmachern Gambetta's in's Handwerk pfuschte!

Bald lag das räderreiche Innere des automatischen Wasservogels offen vor dem jungen Mechaniker.

„Ich sehe die aufgewandten Mittel und kenne den Zweck," klagte der Marquis, der sich als Zuschauer installirt hatte; „doch ist mir die Verbindung zwischen beiden jetzt ebenso dunkel, als wenn die Maschine noch unter dem Blechmantel stäke."

„Glauben Sie nicht, Herr Marquis," erwiderte Albert, indem er fortfuhr, das Werk vorsichtig zu zerlegen, „daß es Köpfe gibt, die mit der Gabe des Hellsehens in mechanische Organismen von Natur ausgerüstet sind? Wenn man Archimedes eine unserer modernen Maschinen vorwiese, und machte ihn einerseits mit der Art der bewegenden Kraft, andererseits mit der beabsichtigten Wirkung bekannt: glauben Sie, daß Archimedes sich große Mühe zu geben brauchte, um den Zweck eines jeden, auch des kleinsten Theilchens zu verstehen?"

„Archimedes hatte eben einen Ausnahmekopf."

„Gewiß; aber es will mir scheinen, als ob solche Köpfe, die für gewisse Fächer gleichsam prädisponirt sind, heutzutage weit häufiger erscheinen als je zuvor."

„Unser Jahrhundert ist allerdings außerordentlich erfinderisch."

„Um Vergebung, Herr Marquis: nicht das meine ich eigentlich. Neue Kräfte werden entdeckt, nicht erfunden. Mit jeder neuen Kraft, die wir dem Reservoir der Natur entnehmen, vergrößert sich das Terrain der mechanischen Leistungen. Aber bei der Nutzbarmachung irgend einer neuen Kraft zu irgend einem Zweck handelt es sich nur um sinnreiche Verknüpfung bekannter Mittel, um geschickte Anwendung unveränderlicher Gesetze."

„Ich glaube, daß ich Sie verstehe," sagte der Marquis.

„Archimedes wurde die Aufgabe gestellt, Kriegsmaschinen zur Abwehr anderer Kriegsmaschinen zu verfertigen. Von den damals bekannten Kräften ging er aus und erreichte sein Ziel auf dem kürzesten Wege. Etwas anderes vermögen auch wir nicht, so weit auch unsere Motoren denjenigen des Archimedes überlegen sind. Wir haben Explosivstoffe, wir haben Dampf, wir haben Elektricität.

Die Frage ist: was ist damit zu machen? Und die Beantwortung dieser Frage geschieht durch Leute von der Geistesart des alten Syracusaners. Ein neues Ingenium ist uns nicht geschenkt worden."

„Sehr wahr!" bemerkte der Marquis.

„Nun meine ich," fuhr Albert fort, während er die treibende Feder frei legte und den Nucleus des Werkes vor dem Lichte hin und her wandte — „nun meine ich, daß die Summe dieses uralten Ingeniums, dieses angeborenen Combinationsvermögens, heutzutage unendlich viel größer ist, als sie jemals gewesen."

„Daß die Deutschen das Volk der Denker seien," sagte d'Aurillac artig, „habe ich zuweilen sagen hören, aber nicht geglaubt. Heut' erfahr' ich's selbst und muß es von nun an schon glauben."

„Ich hab's!" rief Albert aus. „Hier fehlt ein Federchen, ein winziges Federchen, nicht größer als der Rüssel eines Goldkäfers! Verschaffen Sie mir ein Stückchen Stahldraht, Herr Marquis, und Ihre Ente soll wieder so lustig fressen und schnattern, wie zur Zeit Ihres großen Königs!"

Und geduldig fügte Albert wieder Rad an Rad und trieb Stift auf Stift in das eiserne Gerippe des Vogels, während der Tag über Donnemarie dahinschlich. Der Marquis ging ab und zu; eigenhändig brachte er die Lampe, als es dunkel wurde. Auf Albert's Frage erzählte er, daß sein Großvater das Schloß erbaut habe und daß auch die innere Einrichtung ganz und gar von diesem bedeutenden und hochverehrten Manne herrühre.

„Manches ist uns nicht modern genug darin," sagte er. „Namentlich, wenn wir von unserem jährlichen Ausfluge nach Paris zurückkehren, gestehen wir uns mit Seufzen, daß wir lange nicht so behaglich wohnen, als unsere Zeitgenossen. Aber was würde daraus werden, wenn jede Generation, die in ihrem Erbe zu Gaste ist, an dem wohldurchdachten, harmonischen Werk des Ahnen corrigiren wollte? Lieber lassen wir's, wie es ist und accomodiren uns. In Familien wie die unsrige erscheinen von Zeit zu Zeit dieselben Persönlichkeiten wieder. Es ist das Gesetz der Race. Mein Urenkel, vielleicht schon mein Enkel, wird von dem bedeutendsten seiner Vorfahren die Gesichtszüge, den Charakter, den Geschmack haben. Ich bin ein Uebergangsglied. Für den echten d'Aurillac, der sicher einmal nach mir kommen wird, halte ich Gut und Werke meines Großvaters zu Lehen. Diese Schlosserwerkstatt würde ich mir nicht einzurichten erlaubt haben, wenn nicht ein König von Frankreich sich auch in der Schlosserei versucht hätte."

Dann, von diesem Thema plötzlich abspringend, fuhr der Marquis fort: „Sie haben Finger wie eiserne Zangen, und einen Griff von Stahl, Herr Albert! Und jedes Werkzeug, das Sie handhaben, lebt in Ihrer Hand, als ob es ein Ausläufer Ihres Organismus sei! Es ist gerade, als wenn bis in die Schlagfläche des Hammers, mit welchem Sie eben jetzt das Metallplättchen betupfen, Ihre Nerven liefen."

Albert lächelte. „Gewohnheit!" sagte er. „Wir Alle haben die Fähigkeit, hart werden zu können, wenn es die Gelegenheit erfordert. Wenn der Schütze das Gewehr anlegt und mit dem Auge die Linie zum Ziele gezogen hat, was thut er anders, als daß er für einen Augenblick erstarrt? Die Pulverladung

über seinem Finger ist dann ein Theil von ihm, ist seine Kraft, die er aussendet wie die stoßende Faust."

Der Marquis streifte ihn mit einem eigenthümlichen Blick.

„Nach dieser Erklärung würden Sie ein vortrefflicher Schütze sein müssen," bemerkte er.

„Allerdings," antwortete Albert einfach. „Mit einer Büchse, die ich kenne, fehle ich nie." —

Als d'Aurillac das nächste Mal in die Werkstatt trat, schnatterte ihm die Ente entgegen.

„Ich habe mir erlaubt," sagte Albert, „unter dem linken Flügel meinen Namen in das Blech zu ritzen."

„Es ist die beste Visitenkarte, die Sie mir hinterlassen konnten," entgegnete der Marquis. „Gebe der gute Gott, daß Sie, so rüstig wie heute, die Heimath wieder erreichen, deren Zierde Männer sind wie Sie!"

„Ich weiß diesen Wunsch zu schätzen, Herr Marquis," sagte Albert ernst. „Auch ich werde diesen Tag in Donnemarie nicht vergessen. Fast kommt es mir wunderlich vor, daß ich morgen früh wieder Soldat sein muß. Aber es ist nicht anders. Leid sollte es mir thun, wenn ich einmal hören müßte, daß mein Wirth von heute zwischen die eisernen Zähne unseres Heeres gerathen wäre, er, dem keine harte Pflicht die Waffen in die Hand drückt!"

Bewegt bot d'Aurillac seinem Gast die Rechte.

„Und nun gestatten Sie," begann Albert mit verändertem Ton, „daß ich etwas Toilette zur Tafel mache. Ich will mein Bestes thun; aber die Gesellschaft wird Nachsicht üben müssen. Meine Uniform hat's nicht überall so gut gehabt, wie bei Ihnen, und das beste Tuch wird von vielem Bürsten wohl rein, aber nicht wieder neu."

„Wie Sie zu erscheinen für gut finden," erwiderte der Marquis, „so werden Sie uns willkommen sein. Pünktlich sechs Uhr, wenn ich bitten darf!"

3. Schlechte Sitten.

Im Salon fand Albert in Gesellschaft der Marquise den Pfarrer des Ortes und einen Freund des Hauses, der ihm als Herr Decosse vorgestellt wurde. Die beiden Franzosen gaben sich wenig Mühe, zu verbergen, daß sie den deutschen Soldaten als eine störende Beigabe zu den bevorstehenden Tafelfreuden betrachteten. Die Unterhaltung ging in gedämpftem Tone weiter und Albert mußte sich die Zeit damit vertreiben, daß er die auf dem Kaminsims aufgestellten Kunstgegenstände eingehend besichtigte.

Endlich trat der Marquis ein, im schwarzen Anzuge, das Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch. Er nickte den Bekannten zu und trat zu Albert.

„Sie sehen mich in Verlegenheit," sagte er. „Vor einer Stunde ist noch einer Ihrer Herren Kameraden bei mir einquartiert worden. Ich habe natürlich den Herrn zu Tisch bitten lassen, und er hat sein Erscheinen auf sechs Uhr zugesagt. Nun sind wir bereits zehn Minuten über diese Zeit hinaus —"

„Mein Kamerad würde ohne Zweifel sehr bedauern," unterbrach ihn Albert, „wenn Sie sich durch ihn in Ihren Lebensgewohnheiten stören ließen."

Und es war nur gut für die wartenden Hungrigen, daß der Marquis die Höflichkeit gegen den unbekannten Saumseligen nicht übertrieb. Denn erst als der dritte Gang aufgetragen war, erschien dieser unter Jacques' Führung mit sorgloser Nonchalance auf der Schwelle des Speisesaales. Er schickte sich nach flüchtiger, stummer Begrüßung der Gesellschaft an, ohne Weiteres den für ihn reservirten Sitz einzunehmen; der Marquis indessen erhob sich und ging dem späten Gast einige Schritte entgegen, der nun doch genöthigt war, sich zu einigen entschuldigenden Worten zu verstehen. Aber sei es nun, daß er für eine artige Aeußerung nicht sogleich die richtigen Worte in der fremden Sprache fand, oder sei es, was wahrscheinlicher, daß er sich damit überhaupt keine Mühe gab, kurz: seine Anrede klang so brüsk, daß der Marquis sich mit einem kurzen Ah! auf seinen Platz zurückzog.

Bei dem Ton der fremden Stimme hatte sich Albert, der mit dem Rücken nach der Thür saß, überrascht umgewandt. Nun sprang er auf und trat dem Waffengenossen entgegen.

„Franz Langurt!"

„Albert! Du hier? Das nenn' ich einen Treffer!"

Die Freunde schüttelten sich die Hände.

„Also hat man Dich doch noch in den bunten Rock gesteckt?" sagte Albert. „Hattest Du Dich denn nicht zur Reserve gedrückt?"

„Freilich, aber man muß mich schließlich doch wohl nicht haben entbehren können. Es ist gerade, als ob man beabsichtigte, jede Quadratruthe dieses infamen Landes mit einem deutschen Soldaten zu spicken!"

„Der Dienst scheint Dir nicht eben zu behagen!"

„Dir denn etwa? Oder macht es Dir Spaß, im Winter durch Frankreich getrieben zu werden?"

„Man gewöhnt sich daran. So lange die Stiefel leidlich heil sind und das Unterzeug zusammenhält, ist's für einen Gesunden so schlimm nicht."

„Und dabei keine Abwechslung! Ein Tag wie der andere! Nicht einmal hin und wieder ein kleines Gefecht, worüber man eine sensationelle Postkarte nach Hause schreiben könnte! Vierzehn Tage laufe ich nun in Feindesland umher — meinst Du, ich hätte schon eine Flinte knallen hören?"

„Du brennst vor Kampfbegier, nicht wahr? Nur Geduld; auch Du wirst wohl einmal zum Schießen kommen. Es ist nicht so amüsant, als Du zu denken scheinst."

„Pah! was will dies Gesindel, dies —"

„Komm," unterbrach ihn Albert hastig und warf einen unruhigen Blick zur Tischgesellschaft hinüber, „wir wollen die Leute nicht länger warten lassen. Hernach werden wir Zeit genug zum Plaudern haben."

Während dieser Unterhaltung waren auch die Zungen der Franzosen nicht müßig gewesen.

„Welch ein hübscher Mann!" flüsterte die Marquise.

Sie hatte Recht; Franz Langurt war ein hübscher Mann und wußte es. Vollends der Französin mußte er gefallen mit seiner Hautfarbe wie Milch und Blut, dem sorgfältig gepflegten blonden Vollbart, den hellblauen Augen.

„Ich warne Sie, meine Freundin," scherzte der Pfarrer. „Die schönen Männer nehmen nur Opfer und bringen keine; sie sind insgemein wankelmüthig und indiscret. Und dieser Blonde ist so eitel wie ein Mädchen, dem wir den Tugendpreis verliehen haben."

Decosse hatte mit gesenkten Lidern der Unterredung zwischen den beiden Deutschen zugehört.

„Der Neue," sagte er leise mit emporgezogener Oberlippe, „gehört zu jener Gattung von Prahlhänsen, die sich leider Gottes auch in unserer Armee zur Genüge findet. Er kommt frisch aus dem heimischen Recrutendepot und möchte Alles niederknallen. Er ist einer jener Halbgötter, die heutzutage nur noch in Germanien gezüchtet werden. Was können wir noch zu erreichen hoffen im Kampfe gegen diese erhabene Race, wir untergeordnete Wesen, Geschöpfe, die, nach ihren Zeitungen, dem Affen näher verwandt sind als den Menschen?"

„Nicht so heftig, mein junger Freund," beschwichtigte der Marquis den Redner, ihm die Hand auf den Arm legend. „Zu beobachten und zu schweigen ist unsere Aufgabe, bis unsere Zeit kommt."

„Herr Langurt!" stellte in diesem Augenblick Albert den Freund vor.

„Die Herren scheinen alte Bekannte," sagte d'Aurillac.

„Allerdings," antwortete Albert, „vom Knabenalter her. Wir haben zusammen dieselbe Schule besucht und sind seitdem in Verbindung geblieben; doch hat Herr Langurt den Vortheil, etwas jünger zu sein als ich."

Der Pfarrer spitzte die Ohren, als er das Wort Schule hörte.

„Ihre Unterrichtsanstalten," wandte er sich an Albert, „genießen auch im Auslande eines sehr guten Rufes; ich würde Ihnen verbunden sein, wenn Sie mir über Einrichtung und Ziele derselben einige Auskunft ertheilen wollten."

Es war eine starke Zumuthung des wißbegierigen Franzosen an Albert, daß er ihn zwischen Artischocken und Rebhuhnpastete darüber aufkläre, wie eigentlich die deutsche Bildung erzeugt werde; indessen half sich Albert damit, daß er kurz über den Lehrcursus des Gymnasiums referirte, welches er besucht hatte. Durch Zwischenbemerkungen zeigte sich der Franzose über die Materie nicht übel unterrichtet, so daß sich die Unterhaltung zwischen ihm und Albert längere Zeit mit ziemlicher Lebhaftigkeit fortspann.

Während der Pfarrer gerade sprach, wandte sich Franz plötzlich über den Tisch hinüber an Albert.

„Ich begreife Dich nicht," sagte er in deutscher Sprache, „daß Du Deine Perlen an diese — Menschen verschwendest!"

Der Angeredete that, als ob er die Aeußerung nicht gehört habe.

Nach einer Weile unterbrach Franz wieder: „Gib Dir doch keine Mühe! Dem Bornirten kann kein Gott helfen. Das Volk hier zu Lande denkt, die Kraft, welche sie durchgebläut hat, stecke im Prügel. Und nach beendetem Kriege wird die erste stabile Regierung auch über diesen bäurischen Gedanken nicht hinauskommen. Man wird die taktische Einrichtung unserer Armee copiren; die Jugend wird ein paar Jahre lang turnen; die Officiere werden etwas weniger Absynth trinken. Im Uebrigen wird Alles beim Alten bleiben. Es ist hier kein Feld für den deutschen Schulmeister."

„Du redest sehr ungenirt," sagte Albert leise mit gerunzelter Stirn und fuhr laut in französischer Sprache fort: „Mein Freund erinnert daran, daß nach unserem Kriege mit Oesterreich Jemand den Ausspruch that, der deutsche Schulmeister habe die Schlachten gewonnen. Das Wort fand damals viel Beifall, weil es den Werth der Kenntnisse, des Wissens, der Bildung feiert."

„Sie übersetzen geschickt, Herr Magnus," nahm Decosse das Wort und streifte Franz mit einem bösen Blick. „Napoleon — ich meine natürlich jenen, den man den Großen nennt — soll gesagt haben, das Kriegsglück sei immer auf der Seite Desjenigen, der die meisten Kanonen habe. Diese Aeußerung ist zwar brutal, genau so brutal wie der Mann, der sie gethan haben soll; aber sie kommt der Wahrheit näher, meine ich, als jene schöne Redensart, die man bei Ihnen nach Sadowa in Cours gesetzt hat."

„Nur ist es das Genie des Feldherrn," erwiderte Albert, „welches im richtigen Augenblick immer die erforderliche Mehrzahl der Kanonen zur Stelle hat. Uebrigens hoffe ich," lenkte Albert ein, „daß die Zeit kommen wird, wann Feldherrngenie wie Kanonen überflüssig sein werden. Ich kann nicht glauben, daß der Fortschritt auf dem Wege des Kriegs liegt. Dies wird immer allgemeiner erkannt werden. Heute noch kann auf dem Schlachtfelde Ruhm gewonnen werden; dereinst, in fünfhundert, in tausend Jahren nicht mehr."

„In tausend Jahren!" wiederholte seufzend der Marquis. „Was haben wir davon, die wir uns vor den Götzen der Gegenwart beugen müssen?"

„Man muß nur an eine bessere Zukunft glauben," sagte Albert, „und man genießt sie mit."

„Das ist ein schönes, tröstliches Wort in bitterer Stunde!" rief der Pfarrer. „Trinken wir auf die Zukunft! Trinken wir auf die kommende Aera der Brüderlichkeit unter den Menschen!"

Die Gläser klangen aneinander; nur Decosse vermied es, mit den beiden Deutschen anzustoßen.

„Wo hast Du nur diese sentimentalen Grillen gefangen?" wandte sich Franz lachend an Albert. „Ein preußischer Feldsoldat als Nachbeter von Elihu Burritt — so hieß er ja wohl, der Friedensapostel — ist etwas ganz Neues! Und unsre charmanten Feinde nehmen Deine Phrasen, als ob sie ernsthaft gemeint wären!"

Franz ließ seiner Heiterkeit freien Lauf.

„Es ist Jemand am Tische," warnte Albert leise, „der Deutsch versteht."

„Meinst Du denn, daß mich das kümmert?" gab Franz zurück. „Laß sie doch verstehen, was sie mir zu sagen nicht wehren können! Glaubst Du, ich ließe mich durch das vornehme Wesen einschüchtern, das hier herrscht? Ich sage Dir: jene Menschen sind viel gewöhnlicher als Du und ich. Betrachte zum Exempel jene Frau, die einen Titel führt, so gewöhnlich hier zu Lande wie bei uns der Name Müller. Sie würde wahrhaftig Niemandem als etwas Apartes auffallen, wenn sie in Magdeburg auf dem Markt Gemüse feilböte!"

Albert sah, daß Decosse zusammenfuhr und den Griff eines Messers umklammerte, das ihm zur Hand lag. In der nächsten Secunde schien er sich besonnen zu haben; er warf die schlechte Waffe auf den Tisch, neigte sich zur

Marquise hinüber und flüsterte ihr etwas zu. Die Marquise wurde roth und erhob sich.

„Ich bitte um Ihren Arm, Herr Decosse," sagte sie und verließ das Zimmer, ohne ein weiteres Wort.

Auf die fragenden Blicke des Marquis und des Pfarrers antwortete Decosse, zu seinem Platze zurückkehrend: „Die Frau Marquise wünscht, jene Herren in einer Privatunterhaltung nicht zu stören, die sich mit ihrer Person beschäftigt."

Der Sprecher warf dabei einen Blick voll des glühendsten Hasses auf Franz, der mit großer Gelassenheit an einer kostbaren Malagatraube pflückte, dem Paradestücke des Fruchtaufsatzes.

Albert saß starr; er kannte die vulcanische Natur der Franzosen und befürchtete einen Ausbruch. Indessen rief der Pfarrer dem aufgeregten jungen Freunde einige warnende Worte in dem Idiom der Provinz zu und der Marquis stand rasch auf, das Diner beendigend.

Als ob nichts Störendes vorgefallen sei, wandte sich der alte Aristokrat an Albert. „Entschuldigen Sie uns, wenn wir Sie allein lassen," sagte er; „wir sind gewöhnt, nach Tisch unser Spielchen zu machen. Ich habe mir gedacht, Sie würden am liebsten den Abend hier in der Wärme zubringen, und habe Jacques angewiesen, Sie mit Wein zu bedienen; mein Keller enthält einige Sorten, die Ihnen gefallen werden."

Albert, der sich für seinen unmanierlichen Genossen schämte, hätte am liebsten das freundliche Anerbieten des beleidigten Wirthes abgelehnt und wäre still auf sein Zimmer gegangen; aber vom Tische aus, wo er sitzen geblieben war, um einige Wallnüsse zu knacken, fuhr Franz dazwischen.

„Das ist ein sehr vernünftiger Gedanke von dem alten Herrn," sagte er essend. „Ich habe Dir eine Menge Neuigkeiten zu erzählen, Albert, und dabei ist ein guter Tropfen sehr willkommen. Wer weiß, wie weit unsere Marschroute dieselbe ist! Und wenn wir auch bis über Melun hinaus Gefährten bleiben sollten, ein solch loderndes Kaminfeuer und freier Zugang zu den Schätzen eines alten Weinlagers wird uns schwerlich wieder geboten!"

Neuigkeiten! Das war die Lockung, die Albert festhielt in dem Speisesaal, an der Seite des alten Freundes, der ihm noch nie so unausstehlich erschienen war als an diesem Abend. Neuigkeiten aus der Heimath sollte er erfahren, aus der Heimath, woher ihm, außer seinen Patentagenten, Niemand während seiner fünfmonatlichen Abwesenheit geschrieben hatte, Neuigkeiten von dem schönen Mädchen in Blankenburg am Harz —

Hastig, mit einigen Worten des Dankes, nahm Albert die Einladung des Marquis an.

Einen Augenblick noch zögerte d'Aurillac, ehe er sich den beiden Hausfreunden anschloß, die an der Thüre auf ihn warteten. Es schien Albert, als ob er ihm noch etwas sagen wollte, ein flüchtiges, bedeutsames Wort. Aber das scharfe Auge von Decosse weilte mißtrauisch auf der Gruppe am Kamin, und das Wort blieb ungesprochen.

„Ehe wir uns an jenem Feuer häuslich niederlassen," sagte Franz, als die beiden Freunde allein waren, „will ich meine Pfeife holen. Es wird dem Teint

der Amoretten dort oben an der Decke nicht groß schaden, wenn der Rauch von deutschem Liebestabak darüberfährt. Natürlich mißbilligst Du diese neue Freiheit, die ich im Begriff stehe, mir zu nehmen; ich seh' Dir's an. Aber es hilft Dir nichts, alter Junge. Ueberhaupt — nimm mir's nicht übel — Dein Respect vor Menschen und Dingen in diesem Hotel des Marquis — wie heißt er doch gleich? — ist ein byzantinisches Gefühl, eine unmoderne Schwäche. Ich lobe mir die Respectlosigkeit, und werde mir den Genuß meiner Pfeife durch keinerlei Rücksichten verkümmern lassen. Nachdem ich die Madame ein Gemüseweib genannt habe, steht ohnehin in diesen Hallen mein Barbarencharakter bis in die dritte und vierte Generation fest, und mehr Russe, als ich bereits scheine, kann ich nicht werden, wenn ich auch im Laufe des Abends sämmtliche Stearinkerzen verspeiste!"

Und lachend ging Franz hinaus.

4. Am Kamin.

Albert zog einen Sessel in die Nähe des Feuers, warf sich hinein, schlug die Arme übereinander und starrte in die Gluth.

„Was werde ich von dem Uebermüthigen vernommen haben," sprach er vor sich hin, „wenn die Uhr dort auf dem Sims die nächste Stunde schlägt? Ich weiß nicht, wie mir plötzlich zu Muth ist; eine eigenthümliche Bangigkeit ergreift mich, als ob ich etwas erfahren würde, das mich nahe angeht, und doch will mir keine Ahnung kommen, was es sein könnte. Nichts besitze ich an irdischen Gütern, dessen Verlust mich erschüttern würde. Meine Angehörigen sind todt; Freunde mir zu gewinnen habe ich keine Zeit gehabt; nur dieser eine ist mir angeflogen, ich weiß nicht wie. Es muß etwas mit Bertha geschehen sein" —

Kalt überlief's den Ahnungsvollen. Er sprang auf und ging im Saale umher. Unwillkürlich blieb er vor einem der auf die Wandflächen gemalten Bilder stehen, das einen Jäger mit vorgestrecktem Speer darstellte, welchem sich ein Eber entgegenwarf.

„Er zittert nicht, wie ich," sagte Albert, „und doch ist sein Leben in Gefahr! Und ich bin wie ein Kind, das im Dunkel Gespenster sieht und sich vor einem Nichts fürchtet! Habe ich nicht bereits schwere Enttäuschungen erfahren, und lebe noch, und strebe noch, und meine Kraft ist nicht geringer geworden? Monatelang habe ich schon mit rasendem Eifer eine Idee verfolgt, die zu einer neuen Erfindung zu leiten versprach, jede Bequemlichkeit des Daseins opfernd, den Schlaf mir versagend, aus Besorgniß, das schattenhafte Wild möge mir entschlüpfen; und am Ende der Jagd zerrann mir das Ding in den Händen, und ich mußte zum Anfange des Weges zurückschleichen! Wahrlich: ich sollte gegen jede fernere Enttäuschung unempfindlich sein! Den Speer vor! Möge heranstürmen, was da wolle: von den Füßen soll's mich nicht werfen!" —

Polternd kam Franz zurück, dichte Rauchwolken vor sich herblasend; hinter ihm trug der Bediente Wein heran. Franz nahm die Flaschen, rangirte sie auf dem Kaminsims und las die Etiketten mit großer Aufmerksamkeit.

„Es gibt noch manche Sorte, die nimmer ich probirt," sagte er. „Wie lange werde ich noch trinken müssen, ehe ich die Bekanntschaft sämmtlicher Weingeschlechter gemacht habe, die aus jener von Noah ergatterten Paradiesrebe her-

stammen! Fangen wir bei dieser Flasche Château Ducru Beaucaillou an! Was meinst Du, Albert?"

„Meinetwegen. Meine Zunge ist nicht fein, wie Du weißt. Und dem Kelche, den Du mir da vollschenkst, werde ich schwerlich auf den Grund kommen. Ich fürchte die Wirkung, und kenne mein Maß nicht."

„O, Du unverbesserlicher Philister!" rief Franz. „Hast Du vielleicht die Absicht, heut' Abend noch, ehe Du zu Bett gehst, eine verwickelte mathematische Aufgabe zu lösen, um in der Uebung zu bleiben? Es sähe Dir ähnlich."

„Die Klugheit gebietet, in Feindesland nüchtern zu bleiben."

„Die Klugheit ist eine alte Großmutter! Sind wir hier nicht aufgehoben, wie in Abraham's Schoß? Ist der Marquis nicht der liebenswürdigste aller Wirthe? Ihm bringe ich das erste Glas! — Dieses Gewächs — wie heißt's doch gleich? — Ducru Beaucaillou — ist gar nicht übel."

Albert nippte. „Du vergißt," sagt er, „daß Du nicht der liebenswürdigste aller Gäste gewesen bist. Können wir wissen, wie die Aeußerungen wirken, die Du über Tisch gemacht hast? Ich traue jenem schwarzäugigen Decosse nicht. Sind wir sicher, daß nicht in diesem Augenblick ein Anschlag gegen uns gebraut wird, die wir hier waffenlos dem Studium neuer Weinsorten obliegen?"

„Den Henker auch!" rief Franz allarmirt, und begann, zur Thüre Stühle zu schleppen.

„Gib Dir keine Mühe," bemerkte Albert gelassen; „gegen Schußwaffen helfen keine Stuhlbarrikaden. Wenn man uns hier wirklich an's Leben wollte, so wären wir verlorene Leute."

„Und das sagst Du so, als ob es sich darum handelte, höchstens nasse Füße zu bekommen!" erwiderte Franz. „Ich begreife Dich nicht! Ich meinestheils finde diese Situation verteufelt ungemüthlich!"

Albert lehnte sich bequem im Sessel zurück und schlug ein Bein über das andere. „Auf Gemüthlichkeit haben wir in Feindesland keine Ansprüche zu machen," erwiderte er. „Wir sind hierher gekommen, um zu morden. Allerdings führen wir unsern Krieg auf ritterliche Weise; wir haben einen humanisirten Codex des Angriffs und der Abwehr; aber wir können nicht verhindern, daß der Gegner gelegentlich in mittelalterliche Bräuche zurückfällt und unerlaubten Todtschlag verübt. Dies sollte Dir doch längst klar geworden sein. Komm, setz' Dich hin, und erzähle mir von Hause."

Franz sah den Freund von der Seite an. „Du würdest nicht so ruhig sein," sagte er, „wenn Du an Gefahr glaubtest."

„Es mag sein, daß ich uns in diesem Schlosse für sicher halte," entgegnete Albert. „Keinesfalls aber würde ich die Sorglosigkeit soweit treiben, vor französischen Ohren von unserer Marschroute zu reden."

„Soll diese letzte Bemerkung etwa auf mich gehen?"

„Allerdings. Du hast vorhin bei Tische erwähnt, daß wir morgen früh nach Melun marschiren."

„Ich? Hab' ich wirklich? Wahrhaftig, ich weiß es nicht mehr. Es kann wohl sein. Was ist denn daran gelegen?"

„Vielleicht nichts, vielleicht sehr viel."

„Du bist dickblütig geworden, alter Freund," sagte Franz kopfschüttelnd, „und wirst nächstens jeden Weidenstumpf für einen Franctireur ansehen! Beinahe ist mir über Deinen fatalen Reden der Durst vergangen, und die Pfeife ist schon lange aus."

„Du wolltest mir eine Menge Neuigkeiten erzählen," mahnte Albert. „Was hast Du im Sommer erlebt?"

Franz brannte die Pfeife wieder an, schenkte sich ein Glas Wein ein und trank es gemächlich aus.

„Im Allgemeinen war der Sommer vergnügt genug," sagte er endlich, und ließ sich am Kamin nieder. „Bis Anfang August freilich hatten wir etwas Angst. Nachdem die ersten Turcos gefangen waren und es sich herausstellte, daß die Mitrailleusen des Herrn Louis denn doch nicht unsere Leute gleich compagnieweise wegputzten, athmeten die alten Weiber in Deutschland wieder auf. Und dann kam ein Siegesfest nach dem andern: das Illuminiren hörte gar nicht auf. Leute mit zugeknöpften Taschen gab's nicht mehr; Jeder hatte Geld übrig, für die Verwundeten, für die Kranken, für die Weiber und Kinder der im Felde befindlichen Soldaten, und — für sich selber."

„Und in Deinen Angelegenheiten hat sich nichts verändert? Hast Du Dich zu irgend einem Fache fest entschlossen?"

Franz holte eine Bürste aus der Tasche und frisirte mit Sorgfalt seinen Bart. „Mit mir sind wunderliche Geschichten passirt," sagte er dann. „Denke Dir: ich bin in kurzer Zeit arm und wieder reich geworden. Das heißt, nicht eigentlich ich, denn ich habe heute noch so wenig, als ich jemals hatte."

„Du sprichst in Räthseln! erkläre Dich!" bat Albert etwas ungeduldig, als der Andere, wie in Gedanken, schwieg und dicke Rauchwolken in die Oeffnung des Kamins sandte.

„Du weißt," fuhr Franz fort, „daß Tante Barbara, die gute Seele, mich adoptirt hat, als ich noch nicht lange auf der Welt war, wo mich meine Eltern als jungen Pauper zurückgelassen hatten. Ein nettes Vermögen besaß meine jungfräuliche Stiefmutter, das mir dermaleinst zu gute kommen sollte. Und sie hielt mich derartig, daß ich wahrhaftig nicht nöthig hatte, ihren Tod zu wünschen. Eines Tages aber war Tante Barbara's Reichthum zerstoben wie ein Spreuhaufe im Wirbelwind."

„Wie ist denn das gekommen? Fräulein Roswyk schien mir doch in weltlichen Dingen wohlbewandert, und von vorsichtiger, wenn nicht mißtrauischer Natur."

„Ganz recht; sie würde ihrem ältesten Bekannten keine hundert Mark ohne doppelte Bürgschaft leihen. Aber einem Bankier in Magdeburg, den sie gar nicht kannte, hatte sie ungefähr ihr ganzes Vermögen zur Verwaltung anvertraut, nur weil sich der Kerl Bankier nannte und sie mit diesem Worte kindlicher Weise den Begriff von einem Menschen verband, der sich fortwährend in Millionen wälzt. Dieser ihr Bankier verreiste einstmals und kam nicht wieder. Und in dem feuerfesten Gewölbe neben seinem Contor, worin unter anderen werthvollen Sachen auch Tante Barbara's Staatspapiere hätten sein sollen, befanden sich nur leere Convolute."

„Wie trug Fräulein Roswyk ihren Verlust?"

Franz lachte. „Ich habe niemals Jemand so rabiat gesehen als damals meine gute Tante. Sie selbst wollte den Räuber verfolgen, in's Blaue hinein; sie wollte die ganze Erde absuchen, bis sie ihn erwischte. Denn sie hatte die fixe Idee, der Ausgerissene trüge seinen Raub am Leibe mit sich umher, und sie werde ihre Papierchen im Unterfutter seines Ueberziehers wiederfinden. Natürlich sagte ich ihr, die Polizei sei hinter dem Betrüger her. Aber dieser Trost verfing nicht bei ihr. Ob ich jemals gehört hätte, daß ein Millionendieb gefangen worden sei, erwiderte sie mir. Und dann hatte sie die eigenthümliche Idee, die Thätigkeit der Polizei sei während des Krieges suspendirt, oder die Polizei, als bewaffnete Macht, sei nach Frankreich übergesiedelt. Es hat mir viele Mühe gekostet, sie zu überzeugen, daß die Wächter über die öffentliche Sicherheit nach wie vor in Deutschland anwesend waren. Ganz gelang's mir erst, als ich die Polizeidirection in Magdeburg veranlaßt hatte, ihr ein Schreiben zuzusenden, worin die Mittheilung enthalten war, die Spur des Flüchtigen sei bis Triest verfolgt worden. Das große Siegel mit dem preußischen Adler gab ihr den verlorenen Glauben an Existenz und Wirksamkeit der Polizei zurück. Seitdem trägt sie das kostbare Document beständig in ihrem Strickbeutel mit sich umher; die Spur des Bankiers aber hört noch immer in Triest auf."

„Also bist auch Du arm geworden!" sagte Albert. „Der Zustand mag Dir unbehaglich genug gewesen sein! Welche Fee hat Dir denn wieder zu Reichthum verholfen?"

Franz klopfte langsam seine Pfeife aus und fuhr fort: „Seltsam genug geht's in der Welt zu: dem Einen wird's genommen, dem Andern wird's gegeben. Ich weiß nicht, ob Du Dich des Rendanten Glimmer in Blankenburg erinnerst? Du magst ihn auch wohl nie gesehen haben; jedenfalls aber kennst Du seine Tochter, die blonde Bertha, von unseren Sonntagstouren her. Der Rendant hatte einen jüngeren Bruder, mit dem er in früheren Jahren vollständig zerfallen war. Der Jüngere war ein Brausekopf; der Rendant ist ein bornirter Pedant, der es nicht lassen konnte, den Bruder in unerträglicher Weise zu schulmeistern. Zwischen solchen Naturen ist nichts anders möglich als Feindschaft. Der Jüngere hatte Glück in der Welt; er übernahm eine kleine Bierbrauerei in Boderode, war sein eigener Braumeister, poussirte das Geschäft nach allen Richtungen, vergrößerte den Betrieb in jedem Jahre und wurde ein wohlhabender Mann. Zum Heirathen fand er, bei seiner unruhigen Natur, keine Zeit. Er habe sich vorgenommen gehabt — so wird behauptet — im fünfzigsten Lebensjahre auf die Weiberschau zu gehen. Ehe er indessen so weit kam, hatte ihn der Umgang mit seinem Bier ruinirt. Vor ein paar Monaten erlag er plötzlich einer Herzkrankheit. Nun hatte er zu seinen Lebzeiten oft und laut genug versichert, sein Bruder solle nie einen Pfennig seines Geldes zu sehen bekommen; sein Testament liege auf alle Fälle bereit, und sei gegen den Federfuchser, seinen Bruder, doppelt und dreifach verbarrikadirt. Der Rendant, als ein strikter Formenmensch, unterließ dennoch nicht, zur Beerdigung nach Boderode zu fahren. Und siehe da! es fand sich kein Testament vor, und der Rendant Glimmer kam als Besitzer einer rentabeln Bierbrauerei nach Blankenburg zurück, sehr zur Ver-

wunderung seiner Bekannten, die ihn bis dahin für einen ganz gewöhnlichen Menschen gehalten hatten."

Das Herz fing Albert an zu pochen. „Nun? Und was weiter?" fragte er, und lehnte sich vor, als ob ihm etwas von Franzens Antwort entgehen könnte.

Franz sprang auf. „Du trinkst ja gar nicht!" rief er. „Ich glaube wahrhaftig, Du bist noch beim ersten Glase! Es wäre jammerschade, wenn wir auch nur eine einzige von diesen Flaschen ungeleert zurückließen! Hier haben wir, als Nummer zwei, Château Pichon Longueville. grand vin. Der Name klingt vielversprechend; meinst Du nicht auch? Probiren wir einmal diesen grand vin!"

Er entkorkte die Flasche, nahm vom Tische zwei reine Gläser, füllte dieselben, und hielt eins Albert hin.

„Stell' es bei Seite; ich habe keinen Durst," sagte Albert.

„Ein sonderbarer Heiliger bist Du!" entgegnete Franz.

„Und Dein jetziger Reichthum?" erinnerte Albert und blickte den Unruhigen scharf an.

„Weißt Du," sagte Franz und kostete den Wein, „die Frauenzimmer tifteln immer allerlei aus, worauf unsereiner gar nicht kommen würde. Tante Barbara — dieser Pichon Longueville ist wirklich recht gut — also Tante Barbara, die ihren armen Franz bei dem Verluste ihres Vermögens mehr bemitleidete als sich selbst, knüpfte an den Glücksfall, der den Rendanten Glimmer betroffen, ein kühnes Plänchen."

„Du solltest Dich um Bertha, die reiche Erbin, bemühen?" fragte Albert mit heiserer Stimme.

„Alle Achtung vor Deiner Divinationsgabe!" gab Franz zurück.

„Und Du — was thatest Du?"

So scharf klang die Frage, daß Franz den Freund verwundert ansah.

„Du weißt gar nicht, Albert," erwiderte er seufzend, „wozu ein Mensch fähig ist, der gerne Carrière machen möchte und die Arbeit scheut!"

„Es muß Dir sehr schwer geworden sein, Bertha Glimmer den Hof zu machen," sagte Albert bitter.

„Du hast vergessen, mein Lieber," entgegnete Franz, „zu welchen Ansprüchen ich erzogen worden bin. Ich war gewöhnt worden, meine künftige Frau in ganz anderen Kreisen zu suchen. Nun sollte ich mit der Rendantentochter vorlieb nehmen, die ich jeden Augenblick hätte haben können! Es war freilich nicht so schlimm, als wenn ich mich einer alten, häßlichen Vettel an die goldenen Schürzenbänder hätte hängen müssen; aber item, ein Angehen war's doch. Himmel, Albert, dieser Longueville ist eine famose Sorte!"

Und Franz trank mit einer empörenden Seelenruhe sein Glas aus.

„Dann hast Du das kühne Plänchen Deiner vortrefflichen Tante Barbara nicht ausgeführt?" fragte Albert.

„Nicht ausgeführt!" rief Franz. „Du kennst diese Tante Barbara nicht, mein Junge. Noch war ich unentschlossen, als sie schon handelte. Sie machte Bertha einen von ihren freundschaftlichen Nachmittagsbesuchen, wobei immer ein Pfund Wolle verstrickt wird, und compromittirte mich bei der Kleinen in der empörendsten Weise. Denke Dir: sie erzählte Bertha, ich sei schon seit meinen

Knabenjahren auf das heftigste in sie verliebt — was rein aus der Luft gegriffen war, da ich sie früher nicht ausstehen konnte. Daß ich meine Leidenschaft nicht gestanden, phantasirte Tante Barbara weiter, habe seinen Grund darin, daß ich mir erst eine Stellung in der Welt hätte erringen wollen, ehe ich ein Mädchen an mich band. Hübsch ausgedacht, nicht wahr?"

„Wenigstens," sagte Albert mit Betonung, „weiß Fräulein Roswyk, wie ein Mann handeln sollte."

Franz that, als ob er diese Bemerkung nicht gehört hätte.

„Nun sei leider," fuhr er in seiner Erzählung fort, „der Verlust ihres Vermögens dazwischen gekommen, wodurch ihrem armen Franz die Verfolgung aller seiner bisherigen Pläne unmöglich gemacht worden sei. Sie dagegen, Bertha, sei durch den Tod ihres Oheims plötzlich in Wohlhabenheit versetzt. Bei dieser Veränderung der beiderseitigen Verhältnisse könne ihr zartfühlender Neffe es nicht über sich gewinnen, ihr seine Gefühle zu offenbaren. Sei doch bekanntlich die Welt schlecht, und werde ihm solchen Schritt als Speculation auf den Nachlaß des Bierbrauers auslegen. Der beklagenswerthe Franz! jammerte Barbara. Den ganzen Tag sitze er wie gelähmt auf ihrem Sorgenstuhl, esse nichts, trinke nichts, und wenn er einmal den Mund aufthue, so geschehe es nur, um von Tod und Kirchhof zu reden. Köstlicher Spaß — wie? Ich sage Dir, Albert: ein Weib, das auf's Kuppeln ausgeht, lügt besser als ein Diplomat, dessen Gewerbe es ist, den Leuten blauen Dunst vorzumachen! Und denke Dir: so eindringlich trug Tante Barbara das Märchen von meiner Liebe und meinen Leiden vor, daß Bertha ihr unter Erröthen bekannte, ich sei von jeher der Gegenstand ihrer geheimen Wünsche gewesen."

Mit gewaltiger Anstrengung hatte Albert seine Fassung bewahrt. An den Seitenlehnen seines Sessels klammerte er sich fest, um in keiner unwillkürlichen Bewegung überrascht zu werden. Jetzt, bei den letzten Worten des cynisch offenherzigen Franz, brach die eine Lehne krachend aus dem Stuhl.

Franz erschrak. „Was machst Du denn, Albert?" forschte er.

Albert war aufgestanden und hatte den Rücken dem Kamin zugewandt, so daß sein Gesicht im Schatten war.

„Alles Irdische ist vergänglich," antwortete er und stieß das abgebrochene Stück mit dem Fuße von sich. „Allenthalben sind die Würmer thätig, und manches ist inwendig nichts als Staub und Moder, was auswendig noch glänzt und gleißt wie neu. Ein Stoß und es zerfällt in häßliche Trümmer!"

Befremdet sah Franz ihn an. „Wie tragisch Du diese Lappalie nimmst," sagte er. „Ueberhaupt hat das Soldatenleben Dich eigenthümlich verändert. Du bist nervös geworden; das warst Du früher nicht."

„Früher!" wiederholte Albert. „Früher! das ist lange, lange her. Alle Uebel haben ihren Anfang in der Zeit; wann sie aber enden, weiß Niemand. Weiter — vollende Deine Geschichte" —

„Ich habe nicht viel mehr zu berichten. Schmiede das Eisen, so lang' es heiß ist, rieth Tante Barbara, nachdem sie über ihre Unterredung mit Bertha berichtet hatte. Noch vor Sonnenuntergang besaß Deutschland ein neues Brautpaar. Der Rendant, als vernünftiger Mann, fügte sich in die vollendete That-

sache. Ueberdies kam ihm der Schwiegersohn gelegen. Die ererbte Brauerei war in diesen Kriegszeiten nicht vortheilhaft zu verkaufen; der jetzige Besitzer mußte sie also einstweilen für seine Rechnung in Betrieb halten. Schon fürchtete der eingerostete Gewohnheitsmensch, für den gleich außerhalb Blankenburg's die Sahara anfängt, er werde nach Boderode ziehen und seine alte Nase in die Maischbottiche stecken müssen. Nun hatte er für dies Geschäft in mir einen Ersatzmann gefunden. Natürlich wäre ich gern etwas Vornehmeres geworden als Bierbrauer; das Gewerbe ist und bleibt plebejisch: auch ruinirt es die Gesichtsfarbe und verdirbt die Figur. Aber es war der Vogel in der Hand, und ich erklärte mich bereit, mit dem Huhn vorlieb zu nehmen, da für mich keine Fasanen mehr in Sicht waren. Da — mein Bräutigamsvergnügen hatte gerade drei Tage gedauert — kam meine Einberufungsordre. Nun frage ich Dich: hat je ein Mensch solches Pech gehabt wie ich?"

„Schwerlich," erwiderte Albert sarkastisch.

„Hoffentlich sind die Ratten in Paris bald alle verzehrt," sagte Franz, „und die Stadt ergibt sich, damit wir wieder nach Hause kommen. Ich habe eine brennende Sorge, daß die Brauknechte nicht aufpassen, und mir die Hälfte der alten Kundschaft abfällt, während ich unter den Froschessern umherbummle."

„Das wäre freilich entsetzlich!"

„Du hast gut spotten: Du trägst Dein Capital und Deine Fabrik im Kopfe bei Dir; Niemand kann Dir etwas von dem Deinigen veruntreuen. Und dann bist Du los und ledig, und noch dazu so mäßig, daß Du die feinsten Weine Frankreichs verschmähst, selbst wenn Du sie gratis haben kannst. Aber ich! Du gütiger Himmel, was habe ich für liebe, kostspielige Lebensgewohnheiten! Und im Hintergrunde lauert eine Familie auf mich, die nicht billig zu erhalten sein wird, wenn sie in meine Art schlägt!"

Albert verließ plötzlich den Kamin und ging in die Tiefe des Saales. Wieder blieb er vor dem Jagdbilde stehen. „Den Speer vor!" wiederholte er und richtete sich in die Höhe. „Laß es nicht an Dich kommen!"

„Du bist ein ungemüthlicher Gesell," rief Franz ihm nach. „Was hast Du nun schon wieder?"

„Es wurde mir zu heiß, wo ich stand."

„Das glaub' ich wohl," erwiderte Franz lachend, „ich habe vorhin Dein Zeug schon rauchen sehen. Aber komm', einmal mußt Du mir Bescheid thun auf meine glückliche Zukunft!"

Langsam trat Albert herzu, ergriff sein Glas und berührte damit dasjenige Franzens. „Auf Deine glückliche Zukunft — und die ihrige!" sagte er, trank und warf das leere Glas in's Kaminfeuer, wo es sogleich klirrend zersprang.

„Du meinst es ehrlich, das muß ich sagen," lobte Franz. „Schade aber ist's doch um das feine Glas mit dem eingeschliffenen Wappen des Herrn Marquis!"

„Was ist an einem lumpigen Glase gelegen," entgegnete Albert, „das sich ersetzen läßt? — Wenn es Dir recht ist, so schließen wir jetzt diesen Tag: es ist zehn Uhr vorbei, und was uns morgen an Mühseligkeiten bevorsteht, wissen wir nicht."

„Meinetwegen. Ohnehin hat sich mein Durst verloren. Wann müssen wir antreten? Um acht? Entsetzlich früh! Schlaf wohl!"

Und Franz nahm vom Kaminsims ein Licht und ging gähnend voran.

Auf dem Tische in Alberts Zimmer lag ein beschriebenes Blatt. Er nahm es auf und las: „Wenn Sie morgen marschiren, so denken Sie daran, in welchem Lande Sie sind. Diese Warnung ist der Dank des Marquis d'Aurillac für die edelmüthige Schonung, die Sie ihm haben angedeihen lassen."

Albert zerriß das Blatt in kleine Stücke. „Damit wären wir also quitt, Herr Marquis," sagte er. „Die fanatisirten Thoren! Was sie uns an Schaden zufügen, werden sie hundertfach büßen müssen!"

Er riß die Fensterflügel auf und lehnte sich hinaus in die kalte Nachtluft. Grauer Dunst lagerte auf der Erde, eiskalte Feuchtigkeit tragend. Der unsichtbare Mond füllte die Nebelmasse mit fahlem Dämmerlicht. Der nächste Lufthauch, vor der nahenden Sonne die Felder fegend, wird die ruhenden Wasseratome in die Höhe jagen, und aus formlos ineinander fließenden Wolken wird des Winters weißes Gespinnst niederrieseln auf die Blößen der Erde.

Wenig kümmerte es Albert, welches Gesicht der kommende Tag machen werde. Die Ungunst der Elemente wird nur von demjenigen schwer empfunden, der leidenschaftslos in den Tag geht. Wessen Seele aber im Jubel des Glückes schwingt, oder unter dem Drucke des Unglücks bebt und zittert, dem ist es gleichgültig, wie die Windfahnen stehen und wie die Wolken am Himmel ziehen.

5. Im Walde.

Der alte Landwehr-Lieutenant, der in Donnemarie die militärischen Geschäfte führte, gehörte dem Stande der Landwirthe an, und hatte beim Ausbruch des Krieges schon manche Ernte von seinen Feldern in die Scheuern gebracht. Als im Verlaufe des Feldzugs das occupirte Gebiet wuchs, und das Kriegsministerium Verwaltungsbeamte mit militärischer Schulung suchte, zögerte der Lieutenant a. D. nicht, sich dem Könige zur Verfügung zu stellen. Er packte Schlafrock, Hauskäppchen, Filzschuhe, lange Pfeife und ein großes Quantum Rauchtabak ein, küßte Frau und Kinder kräftig ab, und fuhr behaglich nach dem Nest hin, das ihm als einstweiliges Winterquartier angewiesen wurde.

Der Herr Lieutenant schonte das Brennholz aus den Gemeindewaldungen von Donnemarie nicht. Als wirklich mit Sonnenaufgang die Schneeflocken begannen herabzukommen, stand in der schmucklosen Stube, die sein Bureau hieß, das Thermometer bereits auf sechzehn Grad Réaumür, und der Haufen trockener Scheite, am Kamin aufgehäuft, zeigte an, daß er gesonnen sei, diese Temperatur tagsüber zu halten. Bei der Lampe saß er, die Pfeife im Munde, vor sich die Tasse Kaffee und kramte in seinen Papieren. Wer ihn so sah, den rüstigen, etwas beleibten Herrn mit dem graumelirten Vollbarte und den runden, wettergerötheten Wangen, mußte sich sagen, daß derselbe die Kunst gründlich verstehe, sich's gemüthlich zu machen und sich im fremden Lande ein Heim zu bereiten.

Es klopfte.

„Herein!" rief der Lieutenant mit kräftiger Baßstimme.

„Gefreiter Magnus," meldete sich Albert.

„Dienstliche Angelegenheit? Was wollen Sie?"

„Mich beschweren."

„Bei mir? Das wäre gegen das Reglement. Woher kommen Sie?"

„Vorgestern Abend von Troyes."

„Ich erinnere mich; ich habe Sie dem alten Aristokraten, dem Marquis von Soundso in's Lager geschickt," sagte der Lieutenant und sah den frühen Besucher scharf an. Als Albert den Blick ebenso zurückgab, nahm der alte Herr die Pfeife aus dem Munde und forderte ihn brummend auf, sein Anliegen vorzubringen.

„Wir haben bei unseren letzten Märschen," sagte Albert, „uns nicht allein das Gepäck nachfahren lassen — wogegen nichts zu erinnern wäre, da die meisten von uns Reconvalescenten sind — sondern auch die Munition. Darüber beschwere ich mich. Ein Soldat im Felde, der ein Gewehr mit sich führt, aus welchem er nicht schießen kann, ist wie ein Messer ohne Klinge. Ich bitte gehorsamst, daß unserer Truppe die Weisung ertheilt wird, fortan die Patronen am Leibe zu tragen."

„Haben Sie irgend eine besondere Veranlassung zu dieser Bitte?"

Einen Augenblick zögerte Albert mit der Antwort. „Mir hat in der vergangenen Nacht sehr lebhaft von einem Franctireur-Angriff geträumt," erwiderte er dann ernsthaft.

Befremdet blickte der Lieutenant den seltsamen Supplicanten an, der sich nicht entblödete, einen solch kindischen Grund seines Begehrens vorzubringen. Aber Alberts klare, braune Augen waren nicht diejenigen eines Träumers; der Lieutenant wurde stutzig, strich sich den Bart und dachte nach.

„Der Marquis, bei dem Sie logirt haben, ist wohl von jenem alten Adel, der Ritterlichkeit übt und Ritterlichkeit fordert?"

„Sie haben es genau getroffen, Herr Lieutenant."

„Ich will nicht weiter in Sie dringen," erwiderte der scharfsichtige Oekonom. „Ich besitze ein lebendiges Barometer, das mir das Wetter in Donnemarie schon häufig richtig vorhergesagt hat. Wir wollen es einmal consultiren."

Er ergriff eine Schelle, die vor ihm stand, und läutete. In der Seitenthür erschien ein strammer Bursche mit verschmitztem Gesicht und lachenden Augen.

„Wie haben sich Ihre Schätze gestern betragen, Schmitz?" fragte der Lieutenant. „Anders als gewöhnlich, he?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant. Es ist nicht alles richtig mit den Mädels. Die Babette ist mir gestern Abend aus dem Wege gegangen; ich hinter dem Molch her, bis ich sie erwischte. Da hat sie gezittert wie dürres Laub, und ihre Hände waren kalt und feucht. Ich hab' sie gleich wieder laufen lassen; was nicht willig und warm ist, kann dem alten Schmitz seinem Sohn gestohlen werden. Und die Jeannette — na, die ist heut' Morgen um mich geschlichen, als wenn sie etwas auf dem Herzen hätte. Ich hatte zuerst kein Arg daraus; die Arbeit pressirte mir, und frühmorgens laß ich die Frauenzimmer am liebsten ungeschoren. Endlich merk' ich's, und stell' mich ihr in den Weg. Ob ich heute mit ausmarschire, wollte die Katze wissen. Und als ich nein sage, springt sie mir an den Hals und — na, und gibt mir einen Kuß, Herr Lieutenant."

Und der wackere Schmitz fuhr sich mit der Hand über den Mund.

Der Lieutenant hatte die Erzählung des Burschen angehört, ohne eine Miene zu verändern. Jetzt sandte er ihn zurück auf den Schauplatz seiner Eroberungen, und wandte sich augenzwinkernd an Albert.

„Barometerstand bedenklich!“ sagte er. „Irgendwo braut etwas. Müssen uns vorsehen. Der Unterofficier Krabbe führt Ihre Truppe, nicht wahr?“

„Zu Befehl.“

„Ich weiß genug. Sie haben Talent zum Träumen, Gefreiter Magnus!“

„Zu dienen, Herr Lieutenant.“

Albert war entlassen. Dichter fiel draußen der Schnee im Dämmerlicht des Morgens. Die Soldaten, von verschiedenen Seiten herankommend, sahen sauer genug darein. Sie warfen ihre Tornister auf den bereitstehenden Ackerwagen und stampften im Schnee umher, um ihre Füße zu erwärmen. Die Straßen lagen öde; aus der Bevölkerung von Donnemarie schien sich Niemand um den Abmarsch zu bekümmern.

Als endlich beide Truppenabtheilungen vollzählig waren, entstand neuer Aufenthalt. Zuerst wurden sämmtliche Mannschaften commandirt, Munition zu fassen, dann von dem gestern gekommenen Trupp der Neuausgebildeten der Feldwebel und zwölf Mann ausgeschieden, um in Donnemarie zurückzubleiben.

Daß durch diese Disposition dem Unterofficier Krabbe das Commando über die ausziehende Colonne zufiel, war demselben gar nicht angenehm. Es ist für den Subalternofficier schwierig, eine größere Anzahl von Leuten zu handhaben; zudem besitzt er nicht die Autorität, um seinen Anordnungen den sofortigen, blinden Gehorsam zu verschaffen, mit welchem der Soldat die Befehle des höheren Officiers auszuführen gewöhnt ist. Schon auf dem Marsch von Troyes nach Donnemarie war die Disciplin in Krabbe's Truppe etwas locker gewesen. Nun war diese Truppe auf einige sechzig Mann angewachsen, und ihm war anbefohlen worden, die erste Meile in Gefechtsbereitschaft zu marschiren und beim Passiren coupirten Terrains die Flanken zu sichern. Und das in Kälte und Schneegestöber, wo jeder Schritt ohnehin schon beschwerlich genug war!

Krabbe fühlte sich der ihm gestellten Aufgabe nicht gewachsen. Gegen Albert ließ er seinem Mißmuth freien Lauf, als Donnemarie hinter ihnen lag, und sich das Land flach und offen um sie ausbreitete.

„Ein Angriff in dieser Gegend, in diesem Wetter ist eine bare Unmöglichkeit,“ sagte er. „Ich weiß nicht, was dem Etappencommandanten in die Krone gefahren sein mag! Der hat überhaupt von seinem warmen Zimmer aus gut dirigiren! Ich werde mich den Henker um seine Grillen scheeren. Soll ich die Leute etwa zum Vergnügen in die Schneefelder ausschwärmen lassen, worauf sich kein Hase verbergen kann, geschweige denn ein Mensch? Das bloße Weiterkommen auf der Chaussee ist schon mühsam genug, und nach ein paar Meilen wird's an Maroden nicht fehlen.“

Albert konnte ihm nicht widersprechen; eine Belästigung in dieser verstecklosen Gegend war allerdings nicht wohl denkbar. Bald indessen zog sich ein Wald, den man bis dahin nur in der Ferne gesehen hatte, bis hart an die Landstraße. Zugleich wurde das Terrain uneben und die Chaussee beschrieb einen

Bogen. Der Wind trieb jetzt den Marschirenden die schweren Flocken in's Gesicht. Schweigend kämpften die Leute gegen das Unwetter an; die Reihen lösten sich allmälig; Jeder ging, wo und wie er wollte.

Albert arbeitete sich mit Mühe an die Seite Krabbe's und wies mit dem Gewehrlauf auf den Wald, der mit Unterholz reichlich bestanden war, und einem angreifenden Feinde allerdings ausreichende Deckung zu bieten schien.

„Hab' ich längst gesehen," brummte Krabbe unwirsch. „Es ist keine lebende Seele darin: darauf will ich mich hängen lassen. Den Franctireur, der heut' auf den Beinen ist, esse ich mit Haut und Haar auf!"

Er wischte sich den Schnee aus dem Bart und stapfte weiter, augenscheinlich nicht gesonnen, irgend eine Vorsichtsmaßregel zu treffen.

Albert sah sich nach Franz um. Der schöne Franz war einer der letzten. Und wie lang hatte sich die Colonne auseinander gezogen! Albert blieb stehen, bis die Nachzügler herankamen. „Ihr geht verloren," rief er, „wenn Ihr in diesem Tempo weiter marschirt!"

„Sieh' da, Du bist's!" gab Franz zurück. „Du mußt auf diesen lustigen Spaziergang sehr erpicht gewesen sein, daß Du heute Morgen so früh ausrücktest! Es ist doch schön, das Soldatenleben, nicht wahr?"

„Es kann noch schlimmer kommen," erwiderte Albert.

„Wenn der Himmel einfällt, gewiß," spottete Franz. „Ich lobe mir die Art, wie unsere Vorväter Krieg führten. Kam die rauhe Jahreszeit, so krochen sie in Winterquartiere und pflegten sich. Wie wir's treiben, das geht gegen alle Menschlichkeit. Wenn ich an die warme Braustube in Boderode denke, wo ich jetzt am dampfenden Sud Augen und Nase laben könnte, möcht' ich rebellisch werden. Morgen ist Sonntag; da würde ich nach Blankenburg hinüberfahren, und Liebchen würde für mich braten und backen. Hier gibt's meist nichts als Hammelfleisch, woran man sich die Kinnbacken lahm kaut." —

Der Wald lag jetzt dicht vor der marschirenden Truppe. Längs dem Saume desselben war die Straße tief eingeschnitten, und die Böschung zog sich steil hinan. Immergrüne Stauden, welche neben laublosen Sträuchern den Raum zwischen den Stämmen füllten, hinderten den Einblick in die Holzung. Der Ort war zum Hinterhalte wie geschaffen: hier, wenn irgendwo, mußte sich zeigen, ob die Warnung des Marquis Grund hatte. Diese Ueberzeugung drängte sich Albert unwiderstehlich auf, als er, mit einer Hand die Augen schützend, ausspähte. Er setzte sich in rasche Bewegung, um wieder an die Spitze der Colonne zu gelangen, und den apathisch hinschreitenden Unterofficier zur Ertheilung angemessener Befehle zu veranlassen.

Es war zu spät. Schon war ein Theil der Truppe in den Hohlweg eingerückt. In demselben Augenblick blitzte es allenthalben hinter den dunklen Büschen auf; das scharfe Knattern einer Gewehrsalve fuhr auf Windesflügeln weithin über die weißen Felder; in einer Rauchwolke verschwand der Wald. Die Unversehrten stürzten vorwärts und bargen sich an der Böschung unterhalb des Waldsaumes. Alle hatten sofort erkannt, daß der Abhang wenigstens momentan Deckung bot.

Indessen war die Lage der Ueberraschten kritisch genug. Wenn der ver-

borgene Feind jetzt von oben in die ordnungslose Masse einbrach, in großer Ueberzahl vielleicht, so mochten nur Wenige mit dem Leben davonkommen, vielleicht Keiner. Albert riß den Mantel ab und blickte rasch um sich. Auf der Landstraße lagen Todte und Verwundete verstreut; schon wob sich über den Opfern das weiße Leichentuch. Dort deckte auch der leichtsinnige Unterofficier den Boden; unter den Ueberlebenden war Albert der einzige Chargirte.

Es war Albert augenblicklich klar: nur ein sofortiger Gegenangriff konnte Rettung bringen. Wenn die Leute, welche um ihn bestürzt am Abhang kauerten, dahin gebracht werden konnten, sich mit der Waffe in der Hand der zweiten Salve entgegen zu werfen, so war es möglich, den zaudernden, undisciplinirten Feind im eigenen Lager zu schlagen. Der Versuch mußte gemacht werden.

„Achtung!“ schallte Albert's Stimme durch den Hohlweg. „Legt die Mäntel ab! Auf die Schufte! Ein Hundsfott, wer zurückbleibt! Vorwärts marsch, marsch!“

Hinankletternd, war Albert der erste, der die Höhe erreichte. Und, Gott sei Dank, das schneidige Kommando war den Soldaten wie Feuer in die Glieder gefahren. Am Abhang wimmelte es lebendig; nur noch einen Augenblick dauerte es, dann gewannen die Klimmenden den Waldrand. Noch einen Blick that Albert zurück: alle waren seinem Rufe gefolgt, nur Franz nicht. Der schöne Franz saß wie stumpf am Rande des Chausseegrabens und starrte zu einem Verwundeten hinüber, der quer über die Straße kroch, das eine, lahmgeschossene Bein mühsam nachschleppend. —

„Vorwärts, marsch, marsch!“ Wieder blitzte es hinter den Büschen auf. Aber diesmal war das Zielen schwieriger gewesen; aus der langen Linie der rasch Vordringenden fiel nur einer. „Drängt den Feind nach links ab!“ gab Albert den Seinen noch mit auf den Weg; dann entzog sich das Gefecht seiner Controlle. Der ungeordnete Haufe der Franctireurs stob vor dem verheerenden Schnellfeuer auseinander, das jetzt auf ihn abgegeben wurde. Von einem Baum zum andern Deckung suchend, hin und wieder in rascher Wendung einen Schuß abgebend, floh der Feind in die Tiefe des Waldes, zahlreiche Todte und Kampfunfähige zurücklassend, hinter ihm die Unseren, kühn gemacht durch den Erfolg, auf jede dunkle Gestalt feuernd, die durch das Gesträuch huschte. Allmälig nahm der Kampf einen gänzlich ungeordneten Charakter an; jeder focht auf eigene Faust. Indessen wurden die Schüsse immer seltener; das Gros des Feindes schien in der Flucht Rettung gefunden zu haben.

Albert befand sich allein im Walde; die Kameraden links und rechts hatten sich im Eifer der Verfolgung von ihm hinweggezogen. Das Gewehr schußfertig in der Hand, schritt er vorwärts und dachte darüber nach, wie die zerstreuten Soldaten jetzt, nach entschiedenem Gefecht, zu sammeln seien. Plötzlich bemerkte er zu seinem Erstaunen etwa 50 Schritt vor sich noch einen Franctireur, der langsam die Büchse hob, um auf Jemand zu schießen, der seitwärts von Albert herankam. Der Mensch beschäftigte sich so angelegentlich mit dem einen Feinde, auf dessen Erlegung er es abgesehen hatte und vor dem ihn eine Wachholderstaude verbarg, daß er den ungleich näheren zweiten Feind nicht gewahrte, vielmehr ihm Kopf und Brust frei darbot. Albert hob die Flinte an die Backe,

um dem unvorsichtigen Nachzügler eine seiner niemals fehlenden Kugeln zuzusenden, als er ihn erkannte: Decosse! Auf wen in aller Welt konnte dieser Fanatiker so mordsüchtig lauern, daß er für nichts anderes Auge und Ohr hatte?

Blitzschnell kam Albert eine Vermuthung; er blickte rückwärts nach links, der Richtung von Decosse's Gewehrlauf folgend. Seine Vermuthung war richtig gewesen; furchtsam von Baum zu Baum schleichend, folgte der schöne Franz den Spuren seiner tapferen Gefährten. Verächtlich zuckte es um Albert's Lippen, als er nochmals die Büchse auf Decosse richtete, mit dem Korn die linke Schläfe des Tischgenossen von gestern deckend. Nicht eine Secunde durfte er mehr zögern, den Drücker zu berühren; denn schon war Decosse schußfertig, und über Franz schwebte der Engel des Todes.

Da raunte es Albert zu: Wenn Franz fällt, ist Bertha frei! und sein schon gekrümmter Finger erstarrte. Er sah das Feuer aus der Mündung von Decosse's Gewehr flammen — dann erst schoß auch er.

Ohne sich umzuwenden, eilte Albert auf den im Feuer zusammengebrochenen Feind zu. Der Patriot hatte ein jähes Ende gefunden; Albert's Kugel war ihm in die Schläfe gefahren. Der Todte mußte der Anführer der Expedition, die Seele des kühnen Unternehmens gewesen sein; um den Leib trug er eine rothe Schärpe und an der Seite ein Signalhorn. Er hatte es nicht benutzen können, und jetzt mußte es dem Feinde dienen. Albert löste es von der Schnur und blies das Signal zum Sammeln. Während er dasselbe mehrmals wiederholte, ging er nach rechts hinüber, die Stelle weit hinter sich lassend, wo er Franz zum letztenmal gesehen hatte. Nicht lange dauerte es und aus der Tiefe des Waldes schimmerten allenthalben die rothen Ränder der Feldmützen auf. Mit rüstigem Schritt, den Kopf hoch aufgerichtet, kamen die Leute heran; im Feuer der Action hatten sie die Energie wiedergefunden, die ihnen vorhin während des Marsches abhanden gekommen war.

Noch blieb eine ermüdende Arbeit zu verrichten, ehe der Rest der Truppe sich auf der Landstraße zum Weitermarsch formirte. Es mußten zunächst die Verwundeten aufgesucht und auf dem Gepäckwagen untergebracht werden, der nachgekommen war und an der Stätte des Ueberfalls hielt. Auch die Todten durften nicht belassen werden, wo sie lagen; Albert ordnete an, daß sie an den Rand des Waldes zusammengetragen wurden, wo dasjenige Corps, welches unzweifelhaft in den nächsten Tagen nach Donnemarie gesandt werden würde, sie finden und für ihre Bestattung sorgen konnte.

Albert hatte sich auf den Wagen geschwungen und achtete darauf, daß die heraufgehobenen Verwundeten auf Mänteln und Tornistern ein bequemes Lager fanden. Immer, wenn wieder ein neuer Transport oben vor den Bäumen erschien, warf er einen scheuen Blick hinüber. Aber Derjenige, den er zu sehen sich fürchtete, kam nicht. Nach einer letzten Streife verließen die Soldaten den Wald und erklärten ihr Werk für beendet. Man nahm die Merkbücher zur Hand und hielt Appell ab. Ueber alle in den Listen Verzeichneten erfolgte Auskunft; nur Franz Langurt fehlte, und Niemand wollte seit dem ersten Momente des Ueberfalls etwas von ihm gesehen haben.

Es blieb nichts übrig, als noch einmal das Holz abzusuchen. So erklärte

Albert nach kurzer, peinlicher Ueberlegung, vom Wagen springend. Er nahm eine Anzahl Leute, vertheilte sie längs dem Walde derart, daß zwischen je zweien eine Entfernung von etwa zwanzig Schritten blieb, und ließ sie dann, mit dem Gebot, Linie zu halten, langsam vorrücken, mitten unter ihnen er selbst, heimlich hoffend, daß es nicht gerade ihm beschieden sein werde, den Vermißten zu finden. Indessen nahm er, ohne es zu wissen, fast genau denselben Weg, welchen Jener eingeschlagen, nachdem sich das Gefecht so weit von ihm hinweggezogen hatte, daß er für sich keine Gefahr mehr befürchtete.

Tiefe, unheimliche Stille herrschte jetzt auf der Stätte des Kampfes; nur aus der Ferne klang gedämpft das heisere Krächzen eines Krähenschwarms, der von den Leichen noch keine Witterung zu haben schien. Schweigend bewegten sich die Suchenden vorwärts, Albert mit halb geschlossenen Augen vermeidend, anderswo hinzusehen, als auf den Boden unmittelbar vor seinen Füßen. Plötzlich hörte er hinter sich seinen Namen aussprechen. Bei dem Tone der wohlbekannten, jetzt so matten Stimme fuhr er zusammen, als ob ein Ruf zum Gericht an ihn ergangen sei. Dort, mit dem Oberkörper auf einer mächtigen Baumwurzel ruhend, das Haupt an den Stamm gelehnt, lag das letzte Opfer des Kampfes mit einer Wunde in der Brust, und das Leben wich rasch von ihm. Die Kugel Decosse's hatte ihr Werk gethan; geschehen war, was Albert zu verhüten unterließ.

Den Schuldbewußten durchschauerte eisiges Grauen, als er nun doch sehen mußte, was er zu sehen so sehr gefürchtet hatte; er stieß einen Schrei aus, der die Gefährten eilends herbeirief; dann sank er neben dem Sterbenden in die Kniee.

„Du hattest Recht," brachte Franz mit Anstrengung hervor, „es konnte noch schlimmer kommen — das Schießen ist nicht so lustig, wie ich's mir gedacht hatte — der schwarze Franzose von gestern — ich sah ihn, als es schon um mich geschehen war — er hat mir das Gemüseweib nicht vergessen können." —

Einige Kameraden traten herzu, um ihn aufzuheben.

„Laßt mich nur, wo ich bin," wehrte Franz ihnen, „es ist ja doch gleich vorbei mit mir — wo bist Du, Albert — es wird dunkel um mich her — Albert, wenn Du nach Blankenburg kommst — sag' ihr, sie habe nicht viel an mir verloren — ich wußte selbst nicht, wie wenig werth ich war — bis jetzt, wo ich mich sehe, wie ich bin." —

Er griff mit der Hand nach der Brust.

„Geht nur, wenn Ihr's eilig habt," fuhr er fort, schwer athmend, „ich finde meinen Weg schon allein — es geht sich leichter in die Ewigkeit als Ihr denkt — Albert — Deine Hand." —

Der Sterbende that einen Griff in die Luft — das Haupt sank ihm auf die Brust. Er hatte ausgelitten.

Näher und näher kam das Krächzen der Raben; es schien den lautlos Umherstehenden, als ob sie schon den Flügelschlag der gierigen Vögel hörten. —

„Legt ihn zu den Uebrigen," sagte Albert tonlos, erhob sich und schwankte davon, mit beiden Händen das Gesicht bedeckend. —

(Schluß im nächsten Heft.)

Die Aussichten des Hauses Hannover auf den englischen Thron im Jahre 1711.

Von
weil. Prof. R. Pauli.

Die Anwartschaft des Welfenhauses auf den englischen Thron war schon sehr früh zur Sprache gekommen. Noch hatte Karl II. leichtsinnig und lustig sein Wesen in St. James, noch hatte so wenig wie er selber sein Bruder und Nachfolger, der Herzog Jakob von York einen legitimen Sohn, als im Jahre 1680 von dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz, dem alten Cavalier, dem Sohne der Elisabeth Stuart, und von Wilhelm von Oranien, dem Sohne einer Tochter des enthaupteten Karl's I., Georg Ludwig, der Erstgeborene des in Hannover residirenden Herzogs Ernst August von Kalenberg und Grubenhagen und Sophia's von der Pfalz, Ruprecht's jüngster Schwester, als der geeignete Candidat in's Auge gefaßt wurde. Zwanzig Jahre alt erschien er denn auch im Winter 1680/81 in London, damit er, wie seine Gönner es wünschten, um die Hand Anna's, der zweiten Tochter Jakob's, würbe, wodurch er in der That der Schwager des großen Oraniers geworden wäre und daher möglicher Weise schon im Jahre 1702 hätte in England succediren können. Zum Verdruß Wilhelm's indeß unterließ der junge Fürst nicht nur gänzlich um Anna Stuart zu freien, sondern vermählte sich im Jahre 1682 mit Sophia Dorothea, der Tochter seines Oheims von Celle und der d'Olbreuse, in der nach deutscher Fürstenweise correct dynastischen Berechnung, daß durch diese Vereinigung demnächst auch die Fürstenthümer Kalenberg und Grubenhagen mit Celle-Lüneburg verbunden würden. Im Unmuth aber schrieb der Oranier, welcher zwar die Prinzessin von Celle ihrem Vetter August, dem zweitgeborenen Prinzen von Hannover, dessen ältestem Bruder dagegen seine eigene Schwägerin Anna zugedacht hatte: „Ich sehe, daß in unserem Jahrhundert das Geld jede andere Berechnung bei Seite drängt“ [1].

Man weiß, wie wenig Gefallen die geistvolle Herzogin Sophia, stolz auf

[1]) Je vois que dans le siècle où nous sommes l'argent fait passer toute autre sorte de considération Sept. 8. 1682 bei P. L. Müller, Wilhelm III. von Oranien und Georg Friedrich von Waldeck, I, 198, vgl. Bodemann, Jobst Hermann v. Ilten, S. 10—12.

ihr Wittelsbacher und Stuart-Blut, an der Legitimirung jener Französin in Celle gehabt, wie wenig die Ehe ihres Sohnes mit der Tochter nach ihrem Geschmack war. Um so schrecklicher denn für alle Betheiligten die Katastrophe vom Jahre 1694 im Schlosse zu Hannover, Graf Königmark's Ermordung und die lebenslängliche Verbannung der Prinzessin Sophie Dorothea nach Schloß Ahlden. Ehebund und Ehescheidung, die Erhebung Hannovers zum Kurfürstenthum und Georg Ludwig's Nachfolge beim Tode des Vaters, Alles vollzog sich im streng dynastischen Hausinteresse, wobei auf die Sympathien und Antipathien der Herzogin Sophie als Gemahlin und Mutter sehr wenig Rücksicht genommen, ihre Ansprüche auf die Succession in England gar eine Reihe von Jahren hindurch mit unverkennbarer Gleichgültigkeit behandelt wurden.

Im Herbst 1700 besuchten Sophie und ihre Tochter, die Kurfürstin von Brandenburg, von den Bädern von Aachen aus Brüssel und den Haag und machten einen Abstecher zu König Wilhelm im Loo. Sie hatten den jungen Brandenburger Kurprinzen Friedrich Wilhelm bei sich, von dem die Großmutter frohlockend erklärte, sie habe nie etwas so Artiges gesehen, denn mit zwölf Jahren spreche er so vernünftig, als wäre er dreißig. Da ist denn auch dem Oranier, der stets das Anrecht seiner Cousine von Hannover betonte, während diese in kühler Zurückhaltung beharrte, in der That durch den Kopf gegangen, ob sich nicht der jugendliche hoffnungsvolle Hohenzoller als Ersatz für den vor wenigen Monaten verstorbenen Herzog von Gloucester, den Sohn seiner Schwägerin Anna, zum Throncandidaten in England eignen würde [1]). Schon damals klagt ein treuer Staatsdiener des Hauses Lüneburg [2]): „König von Preußen sein, Statthalter und Generalcapitän der Vereinigten Provinzen und sogar König von England werden ist wahrlich begehrenswerth ... das Berliner Ministerium läßt daran sein erhabenes Genie erkennen, durch welches es so berühmt in aller Welt wird." Bald nach jener Begegnung freilich, im März 1701, wurde von Wilhelm III. die Thronfolgeordnung in jener Act of settlement sanctionirt, kraft welcher mit Uebergehung aller katholischen Nachfolger des Hauses Stuart nach seiner und seiner Schwägerin Anna Ableben der englische Thron der Kurfürstin Sophie und ihrer Descendenz als protestantischen Nachkommen des Königshauses zustehen sollte. Es wurde damit nachgeholt, was einst mit Rücksicht auf die Stimmung der Engländer und auf die Möglichkeit einer protestantischen Descendenz in England selber in der Declaration der Rechte vom Jahre 1689 behutsam bei Seite gelassen worden. Gleich nach Wilhelm's Tode, am 8. März 1702, erneuerte denn auch der Geheime Rath der Königin Anna den Wunsch des Verstorbenen, nunmehr den Kurprinzen Georg herüberkommen zu lassen. Eingeweihte daheim freilich befürchteten, er würde kaum mehr Geschmack an dieser Krone finden als sein Vater, der Kurfürst; „was denn freilich nicht gut wäre, wenn die Herren Engländer unsere Gleichgültigkeit in diesem Punkte erführen" [3]).

[1]) O. Klopp, Der Fall des Hauses Stuart. VIII, 570. 572 Anl. S. 636.

[2]) J. C. von Bothmer an Ilten, August 31. 1700 bei Bodemann 197.

[3]) Bothmer an Ilten, April 15. 1701, nach unserer Zeitrechnung natürlich 1702, bei Bodemann 198.

So völlig gleichgültig indeß ist Keiner der Betheiligten gewesen in Tagen, als in allen Himmelsrichtungen deutsche Fürstenhäuser nach fremden Kronen griffen. Und noch weniger liegen die Beweise vor, daß die verwittwete Kurfürstin ganz wider die abmahnenden Stimmen im eigenen Herzen in jene britische Thronfolge hereingezogen worden sei. Wohl aber haben verschiedene gewichtige Beweggründe, die großen Wechselfälle des spanischen Erbfolgekrieges, die unberechenbaren Parteiverhältnisse in den britischen Reichen und die souveräne Gesinnung ihres Sohnes, des Kurfürsten, besonders auch Bedenken[1]) vor einer erdrückenden ständischen Mitregierung zusammengewirkt, um ihr, nicht sowohl obgleich, sondern weil sie sich von einem Leibniz berathen ließ, die äußerste Vorsicht vorzuschreiben. Die hannoversche Politik als solche mußte nicht minder jedes vorlaute Begehren unterdrücken, einmal der Königin Anna gegenüber, die nicht nur gleich jedem Throninhaber auf den Nachfolger, sondern zumal auf diejenige eifersüchtig war, deren Aussichten noch keineswegs fest standen, und ganz besonders vor dem Parteitreiben der Tories und der Whigs, das sich zusehends von Jahr zu Jahr in eine bedenkliche Krisis zuspitzte. Während sich beide mit Anträgen, daß die Kurfürstin herüberkommen und den Titel einer Prinzessin von Wales annehmen möge, den Rang abzulaufen suchten, hatte diese viel Noth, immer wieder die Entscheidung ihrer königlichen Base anheim zu geben, die sich denn auch niemals dazu herbeigelassen und erst nach langen Weiterungen im Jahre 1707 zugestanden hat, daß der Kurprinz Georg in der englischen Pairie den Titel eines Herzogs von Cambridge erhielt. Die angestammten Rechte aber waren an sich stark genug, um in Schweigen und Ausharren, im Vertrauen auf die Zukunft fest gehalten zu werden. Wie eine Menge Fäden, von hüben und drüben den beständigen Verkehr zwischen beiden Höfen vermittelten und die vornehmsten Häupter der sich in England entgegen arbeitenden Richtungen um die Wette in Hannover anklopften, so wurde dort nicht minder kein für die große Eventualität nothwendig erforderlicher Schritt verabsäumt. Um bei einer plötzlichen Erledigung des Thrones sofort eine Regentschaft zur Stelle und einige Mittel zur Verfügung zu haben, wurde dem Bevollmächtigten in England die Summe von 300,000 Thalern anvertraut, die man in so tiefem Geheimniß der Kalenbergischen Ständecasse entnahm, daß über deren Verwendung der Ausschuß des Fürstenthums siebenzig Jahre lang unverbrüchliches Stillschweigen beobachtet hat[2]). Als es den Whigs im Jahre 1706 gelang, Succession und Naturalisation der Frau Kurfürstin und ihrer protestantischen Nachkommenschaft in drei weiteren Statuten zu begründen, welche mit allem urkundlichen Gepränge ausgefertigt und in Hannover niedergelegt wurden, da konnte die kluge Politik, die zwischen den beiden Factionen hindurch im Gegensatz zu dem Stuart-Prätendenten, der sich Prinz von Wales nannte, auf eine überwiegende Ergebenheit für die protestantische Thronfolge rechnete, einen

[1]) Auf diese weist mit Recht hin Meinardus, die Succession des Hauses Hannover in England, S. 69.

[2]) Rehberg, Sämmtliche Schriften II, 158. 159. 163. vgl. Dahlmann Politik, 2. Ausg. S. 128, Anm. 3.

anderen Schritt vorwärts thun. Auf Grund der Act of security vom Jahre 1706 wurde eine Urkunde ausgefertigt, in welcher die Kurfürstin für den Fall eines plötzlichen Ablebens der Königin Anna eigenhändig die Namen von neunzehn englischen Peers und Großwürdenträgern eintrug, die als Lords-Oberrichter bis zum Erscheinen des neuen Souveräns die Regentschaft führen sollten. Wohl versiegelt unter der Ueberschrift: „Unmittelbar nach dem Ableben der Königin Anna zu eröffnen" befand sich das Instrument fortan in Verwahrung des kurfürstlichen Bevollmächtigten in London [1]).

Da brach sich nun aber in England seit 1709, durch klerikale und legitimistische Agitation geschürt, bei Hofe wie in der Nation ein jäher Umschwung Bahn, bis es in Jahresfrist dem Zusammenwirken aller möglichen Kräfte gelang, das Regiment der Whigs, in welches die Lords Godolphin, Sunderland und ihre Freunde auch den Herzog von Marlborough hineingezogen hatten, zu entwurzeln, die Königin aus den Händen einer langjährigen Freundschaft zu lösen und die bei ihr immerdar vorhandenen Stuart-Sympathien zu entfesseln. Mit der hochkirchlichen Richtung, der sie stets gehuldigt, vertrug sich insonderheit das Mitgefühl für den Stiefbruder, den katholischen Prätendenten. Sobald die Herren Harley und St. John Schatzkämmerer und Staatssecretär geworden, der eine ein Renegat aus den Whigs, dieser das blendende, verwegene Genie, das sich zum Lord Bolingbroke entfalten sollte, sobald der im großen Weltkriege um das spanische Erbe bereits am Boden liegende König von Frankreich Friedensanträge zu machen begann, kreuzten sich ohne Unterlaß die Gerüchte, daß alle jene Sicherheitsacten widerrufen und der einzig legitime Nachfolger proclamirt, daß dagegen der Herzog von Marlborough, der ruhmvollste Vorkämpfer des großen Kriegsbündnisses wider Ludwig XIV., demnächst in allerhöchster Ungnade entlassen werden würde, wie das jüngst seiner gebieterischen Gemahlin, der Herzogin, widerfahren war. Zwar hat die Königin nicht unterlassen, durch die außerordentliche Sendung des Lord Rivers, dem Hofe in Herrenhausen zu melden, daß sie nach wie vor in der protestantischen Succession allein den Ausweg aus allen Schwierigkeiten erblicke. Aber welche Ueberraschungen schwebten bei der Schwäche des Weibes und der Schärfe der sich unaufhaltsam vollziehenden Rückwandelung doch auch fernerhin gleichsam in der Luft. So war es denn auch wahrlich an der Zeit, daß von Hannover aus neben dem politischen Residenten ein gewiegter Diplomat in außerordentlicher Mission in London erschien, um mit bestimmten Aufträgen nach allen Seiten genau zu beobachten, gegebenen Falls zu handeln, vor Allem aber daheim zuverlässige Berichte zu erstatten, nach denen man seine Entschlüsse fassen konnte.

Zu diesem ernsten Werk wurde Hans Caspar von Bothmer [2]) ausersehen, der jahrelang in welfischen Diensten stand und, gleichsehr mit den dynastischen wie mit den großen europäischen Fragen vertraut, ein treuer und entschlossener An-

[1]) Schaumann, Geschichte der Erwerbung der Krone Großbritanniens von Seiten des Hauses Hannover, S. 57.

[2]) Ueber ihn Schaumann in der Allgem. Deutschen Biographie, III, 197. Seine Correspondenz mit Leibniz bezeugt J. M. Kemble, Statepapers and Correspondence. p. 331.

hänger seines Herrscherhauses war. Seit 1702 befand er sich im Haag, damals noch immer die hohe Warte, der eigentliche Mittelpunkt des internationalen Verkehrs, um von da aus der zum Mindesten kühlen und wenig freundlichen Gesinnung Anna's im stillen Austausch mit den hervorragenden englischen, namentlich whigistischen Staatsmännern zu begegnen, der praktische Träger der Gedanken, welche Leibniz in der Umgebung der Kurfürstin lebendig erhielt. Von sanftem Temperament, so daß seine Freunde späterhin wohl über Mangel an Thatkraft klagten [1]), war Bothmer doch ausnehmend geeignet, der gemeinsamen Kriegführung, durch welche die Vereinigung Frankreichs mit Spanien verhindert werden sollte, im eigentlichen Herzen der Allianz Nachdruck zu verleihen und dem Welfenhause wie gegen die Einwirkungen des nordischen Kriegs und die entfachte Rivalität des Königs von Preußen Sicherheit zu wahren, so vor Allem den mit Hindernissen aller Art besäeten Weg zur englischen Krone zu ebnen. Es bezeichnete den welfischen, legitimistischen Standpunkt der hannoverschen Staatsmänner, daß sie um keinen Preis zugeben, der von der Act of settlement geforderte Protestantismus könne etwa bei den Hohenzollern eher zutreffen als bei ihren lutherischen Gebietern, und vielmehr dem Parlament vertrauten, daß es diejenigen nimmermehr zurückweisen werde, welche dem Kronprinzen von Preußen durch die Geburt voraus gehen [2]). Zumal seit im Jahre 1705 nach dem Tode Georg Wilhelm's die Herzogthümer Lüneburg und Kalenberg vereinigt wurden, gingen vollends die Verhandlungen mit England, wie der Abschluß der wichtigen Acten vom Jahre 1706 durch Bothmer's Hand. Er war daher nach allen Seiten vorbereitet und eingeweiht, als er zu Ende des Jahres 1710 den Auftrag erhielt, sich selber nach London zu verfügen, um officiell Unterhandlungen wegen Neutralität Hannovers in dem von Norden und Osten heranfluthenden schwedisch-russischen Kriege zu leiten, einer geheimen Instruction gemäß aber Alles zu überwachen, was mit der Succession zusammenhing.

Seine ungemein lehrreichen, im königlichen Staatsarchiv zu Hannover aufbewahrten Berichte erstrecken sich über sechs bis sieben für die innere Geschichte Englands höchst bedeutsame Monate und zerfallen auch äußerlich in zwei Gruppen. Die eine, durchweg deutsch abgefaßt, richtet sich unmittelbar an den Kurfürsten, um ihm den Gang der officiellen Unterhandlungen darzulegen, vom Befinden der Königin, den spannenden Hergängen bei Hofe und besonders den militärischen Dingen zu erzählen, für welche der hohe Herr, seitdem er einst gegen Türken und Franzosen im Felde gestanden, eine ausgesprochene Vorliebe bewahrte. Die andere, bei Weitem bedeutendste, in französischer Sprache und in Chiffre, ist bestimmt für den leitenden Minister in Hannover, Graf Andreas Gottlieb von Bernstorff, und dessen rechte Hand, M. Robethon, der gleich einigen anderen protestantischen Franzosen im diplomatischen Dienst des Hauses wirkte [3]). Man

[1]) Der jüngere Ilten bei Bodemann, S. 159.

[2]) „— il ne pourra pas laisser en arrière ceux, qui sont par naissance devant le Prince Royal de Prusse." Aeußerung des Grafen von Platen bei Bodemann S. 193.

[3]) Robethon hatte einst schon Wilhelm III. und dessen Freunde, dem Grafen von Pembroke, als Secretar gedient, war 1702 zu Georg Wilhelm von Celle und nach dessen Tode nach Hannover gekommen, um, in den Adelstand erhoben, seit 1714 in London eine sehr bedeutende Stelle

gewinnt aus diesen Depeschen über die von Intriguen aller Art durchkreuzten Abwandlungen der englischen Politik ein lebendiges Bild, das für die dortigen Berichte und Aufzeichnungen in vielen Einzelheiten ein erwünschtes Correctiv bietet.

Am 4. Januar 1711 schiffte sich Bothmer, den einstweilen Robethon im Haag vertreten mußte[1]), in Helvoetsluis ein auf demselben Packetboot mit dem Herzoge von Marlborough, der nach dem Sturze seiner Freunde, zumal wenn seine Gemahlin nun wirklich in höchster Ungnade auch aus allen Aemtern und Ehren verstoßen werden sollte, den Oberbefehl im Felde niederzulegen und sich aus den Staatshändeln zurückzuziehen entschlossen war. So mögen es sorgenvolle Unterredungen gewesen sein, mit denen man sich die lange Ueberfahrt verkürzte, denn vor widrigen Winden konnte erst am 7. Abends in Solebay an der Küste von Suffolk gelandet werden[2]). Der Herzog aber fertigte alsbald einen Expressen an seine Gemahlin ab, gegen die doch bisher der letzte Streich aus dem triftigen Grunde zurückgehalten wurde, daß sie nach langjähriger Intimität mit Anna Stuart vielleicht sehr unliebsame Enthüllungen zu machen im Stande war. Am folgenden Abend traf sie selber, wie wir von Bothmer erfahren, in Begleitung ihres Schwiegersohnes, Lord Godolphin, in der Herberge von Chelmsford „unvermuthlich" mit Marlborough zusammen, der bei allem Respect vor der gewaltsamen Frau ihr doch eine seltene Liebe schenkte. „Damit es nun aber bei ein oder anderem allhier nicht das Ansehen haben möchte, als hätte ich an solcher ihrer Unterredung Theil, so bin ich des folgenden Morgens von dannen voraus anhero gegangen", fügt Bothmer hinzu, unterläßt aber nicht des Weiteren zu erzählen, wie der Sieger von Oudenarde und Malplaquet nicht nur in allen Ortschaften, welche er auf der Reise berührte, sondern selbst trotz dem Abenddunkel bei der Einfahrt in London vom Volke alsbald erkannt und mit stürmischem „Zujauchzen" empfangen worden sei. Um sich jedoch ferneren Ovationen der Art zu entziehen, habe er bei seinem Schwiegersohn, Lord Montagu, Wohnung genommen, sich von dort unverzüglich im Geheimen zu Hof begeben, sei auch von Königin Anna zwar kurz, aber huldvoll empfangen worden. Ueber die einstündige Audienz, die ihm Tags darauf, und noch andere, die rasch hinterdrein gewährt wurden, „bezeigte er sich sehr wohl zufrieden und vergnügt zu sein, so daß man wieder hoffte, er werde sich bewegen lassen, bei seinem Commando zu verbleiben." Freilich fehlte es auch nicht an ungünstigen Auffassungen der Lage. Denn, während alle übrigen Minister dem Feldherrn die Visite erwiderten, ließ Mr. Harley auf sich warten und machte zur Bedingung, daß die erste Begegnung mit ihm nur im Geheimen Rathe oder bei Hofe stattHaben könne. Von torystischer Seite aber wurde Marlborough deutlich zu ver-

einzunehmen, da er außer seiner Muttersprache fertig englisch schrieb und mit den Parteien und ihren Führern genau bekannt war. Er hat in der englischen Successionssache die Hauptcorrespondenz von Hannover aus fast allein geführt. „Ohne ihn wäre Churfürst Georg Ludwig nie König Georg geworden." So Spittler, dem Robethans hinterlassene Papiere in sieben Quartbänden zu Gebote standen, in Meiners und Spittler, Götting. histor. Magazin I, S. 546 ff.

[1]) Seine Berichte von dort reichen vom 13. März bis 1. August a. a. O. S. 553.

[2]) S. im Allgemeinen Coxe, Memoirs of John Duke of Marlborough V, 404 ff. VI, 1 ff.

stehen gegeben, daß man zwar sein tapferes Schwert, so lange es noch von Nöthen, nicht missen wollte, er selber aber sich in die definitive Beseitigung seiner politischen Freunde und vor allem auch seiner Gemahlin zu finden haben würde.

Bothmer, der gleich am Morgen nach seiner Ankunft von einigen Whig-Häuptern, den Lords Sunderland, Galway, Stansford, Halifax aufgesucht worden, dagegen den Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, Mr. St. John[1]) verfehlt hatte, wurde von diesem am folgenden Sonntag bei der Königin eingeführt, „die sich gnädigst nach Kurfürst und Kurfürstin Durchlaucht erkundigt". Als Eindruck seiner ersten Berührung mit den Ministern berichtete er insbesondere eine „steigende Inclination zum Frieden". Einer überwiegenden Besorgniß indeß, daß Frankreich die verwickelte Lage benutzen könnte, um den Prätendenten nach England zu werfen, wie eben jetzt der hannoverische Agent D. Huldenberg aus Wien nach Aeußerungen des Prinzen Eugen von Savoyen meldete, begegnete er nicht; wohl aber dem festen Entschluß der im Besitz der Macht befindlichen Hofpartei, alle Mittel aufzubieten, damit die Whigs nun und nimmer in dieselbe zurückgelangten. Erst nachdem er eine Weile beobachtend sich umgesehen hatte, schickte er am 16. einen geheimen Bericht über eine Unterredung mit Lord Halifax ein, der, nach einer langen Erörterung über den Besorgniß erregenden Niedergang des Credits in England, zur Unterstützung der unleugbar in Gefahr schwebenden protestantischen Thronfolge das persönliche Erscheinen des Kurfürsten dringend anrieth. Entweder auf Besuch bei der Königin, oder noch besser um den Oberbefehl über die verbündeten Armeen zu übernehmen, könne er sich einfinden. Denn daß der Herzog von Marlborough, auch wenn er noch einmal nachgäbe, sich lange behaupten würde, hofften selbst seine besten Freunde nicht, während man ihm vielleicht das Commando unter des Kurfürsten Durchlaucht sichern könnte. Geschickt wich der Gesandte mit dem Bemerken aus, daß sein gnädiger Herr ja schon früher den Oberbefehl über die Reichsarmee, wegen der seinen Staaten nahe tretenden Gefahr, in den nordischen Krieg verwickelt zu werden, niedergelegt hätte; daß diese Gefahr inzwischen nur gewachsen wäre und er daher aus demselben Grunde sich nicht zu einem Besuche bei der Königin entfernen dürfte. Es käme vielmehr darauf an, von allen Seiten dazu beizutragen, dem Herzoge das Commando zu bewahren. Als Halifax darauf fragte, ob man denn in Hannover die bisherigen Voranstalten zur Succession für genügend erachte; ob nicht vielmehr so bald als möglich die Rangverhältnisse des Kurfürsten und seiner Familie geregelt werden müßten, um zu ermöglichen, daß sie in der ihnen zuerkannten Eigenschaft, so oft sie wollten, England besuchen könnten; ob es nicht geradezu gerathen sei, den Artikel der großen Allianz zu erneuern, demzufolge der Kaiser verpflichtet worden war, der Krone von England Satisfaction für die Anerkennung des Prätendenten durch Ludwig XIV. zu verschaffen: meinte Bothmer, daß sich nur in England selber

[1]) Stets St. Jean geschrieben. Auf einer damals geschlagenen Medaille wurde das Triumvirat St. John, Harley, Lord Raby als Jean Potage, Harlequin, Rabbin verhöhnt, Schaumann, Erwerbung S. 62.

beurtheilen ließe, ob die Garantien genügen und ob weitere vom Parlament zu haben sein, der kaiserliche Hof dagegen behufs einer Erneuerung jenes Artikels schon in den über einen Barrièrenvertrag mit den Niederlanden schwebenden Unterhandlungen erhebliche Schwierigkeiten finden würde.

Einige Tage später, in einer Depesche vom 20., die von denselben Dingen handelt, findet Bothmer die Aussichten auf Fortführung des Commando durch den Herzog schon etwas besser. Am schwierigsten wird es freilich sein, Harley und dessen Anhänger geneigt zu machen. Doch hat er sich bereits bei Lord Rochester davon überzeugt, dem Oheim der Königin Anna, Hochtory und den Jakobiten nicht fern stehend. Mit dem Herzoge von Shrewsbury und Mr. St. John gleichfalls zu reden hat sich leider die Gelegenheit noch nicht geboten. Marlborough selber, der in eben diesen Tagen wiederholt die Gnade der Königin anrief, verkehrte in der That nur am dritten Ort, z. B. im Schatzamt, mit Harley. Indeß für die Herzogin, welche seit Jahresfrist nicht mehr von Anna empfangen worden, war, nachdem die Intriguen der Mistreß Masham und Harley's die alte Freundschaft von Grund aus zerstört hatten, auf kein Erbarmen zu hoffen. Ihrem Gemahl aber sagte die Königin selber in's Gesicht, daß sie mit ihm nicht eher von Geschäften reden würde, als bis seine Frau den goldenen Schlüssel der Oberhofmeisterin zurückgegeben hätte. Darüber tauchte nun der Gedanke auf, daß sie sich um die Königin wie um den Staat durch freiwilligen Rücktritt von ihren Aemtern ein Verdienst erwerben könnte, wie Bothmer denn auch dem Herzoge nicht verschwieg, der seinerseits ebenfalls durchblicken ließ, daß ihm nicht minder der starke Wille seiner Frau im Wege stand.

Am 23. ist es dem Gesandten trotz wiederholten Versuchen noch immer nicht gelungen, Mr. Harley zu sprechen. Doch haben ihn St. John und der Herzog von Shrewsbury versichert, sie wollten Alles aufbieten, daß Marlborough in seinem Posten verbleibe. Shrewsbury besonders ließ es an Anerkennung für den großen Feldherrn nicht fehlen. Man würde ihm Alles, sagte er, was er nur irgend wünschte, gern gewähren, wenn er nur nicht zur Bedingung machen wollte, daß die Herzogin nach wie vor die erste Dame der Königin bliebe. Ja, um ihr den freiwilligen Rücktritt annehmbar zu machen, überredete er endlich den deutschen Diplomaten, daß dieser selber sich im Interesse der Tories und Whigs zu ihr verfügen und, da die große Sarah nicht Französisch, Bothmer aber nicht Englisch sprach, sich des Lord Halifax als Interpreten der Beweggründe bedienen wolle, die ihnen allen einleuchteten. Leider fand Bothmer den Whig-Lord wenig geneigt, theils weil er sich nicht zutraute, die aufgebrachte Frau anderen Sinnes zu machen, theils weil er Shrewsbury's Auffassung von der entgegenkommenden Stimmung der anderen Seite nicht für maßgebend hielt. Indeß Bothmer wurde in denselben Tagen von den Häuptern der Whig-Junta, den Lords Halifax, Sunderland und dem Herzoge von Devonshire fleißig zum Diner eingeladen, wo er nicht nur mit den Lords Wharton, Oxford, Cowper, Somers, dem großen Juristen, einst Wilhelm's III. Kanzler und bis vor Kurzem Präsidenten des Geheimen Raths, zusammentraf, sondern in ihrer Gesellschaft vollends sich über seine Handlungsweise klar wurde. Er verhehlte sich nicht, daß die Tories einen so regen Verkehr mit den Gegnern übel vermerken könnten,

benutzte ihn aber, um, was nun der Herzog von Marlborough selber dringend wünschte, statt Halifax Lord Sunderland, des Herzogs Eidam, als Beistand für den bedenklichen Besuch zu gewinnen. Auch sie beide indeß würden sich schwerlich geeinigt haben, wenn nicht Lady Sunderland sie hätte wissen lassen, daß ihre Mutter bereits den Vorstellungen Lord Oxford's Gehör zu leihen anfinge. So begaben sie sich denn am 27., wie Bothmer unverzüglich nach Hannover berichtete, zu ihr. „Ihre Erregung schien groß bei den Eröffnungen, welche Sunderland an meiner Statt machte. Doch erwiderte sie so höflich wie möglich, indem sie erklärte, daß sie von Erkenntlichkeit für alle Gnadenbeweise tief durchdrungen sei, welche Ew. Kurfürstl. Durchlaucht zumal in der gegenwärtigen Verwickelung dem Herzoge ihrem Gemahl gegeben hätte, und daß es undankbar sein würde, wenn sie nicht ihrerseits Alles, was von ihr abhing, beitrüge, um den Erfolg weiser und angelegentlicher Rathschläge zu erleichtern, mit denen Ew. Kurfürstl. Durchlaucht sie beehrten. Sie versicherte uns, daß sie demgemäß bereit wäre, hinsichtlich ihrer Aemter Alles zu thun, was man ihr vorschlüge, um dem Herzoge ihrem Gemahl die seinigen zu bewahren. Auch bat sie mich, Ew. Kurfürstl. Durchlaucht die unwandelbare Ergebenheit ihrer ganzen Familie auszudrücken, der in alle Wege die Succession so sehr am Herzen läge, daß, wenn auch ihr Eifer noch nicht hinreichend kund gethan sein sollte, um Ew. Kurfürstl. Durchlaucht davon zu überzeugen, es doch, wie sie verhoffe, der Fall sein würde, Dank der Abhängigkeit von Ew. Kurfürstl. Durchlaucht, in welche der Herzog sammt seiner ganzen Familie versetzt worden wären, seit sie sich den unversöhnlichen Haß des Prinzen von Wales zugezogen. Sie fürchtete aber trotzdem, daß aus demselben Grunde diejenigen, die hier diesem Prätendenten anhingen, nicht ruhen würden, bis sie ihren Gemahl auf eine oder die andere Weise von seinem Posten vertrieben hätten, wie viel auch er oder sie jetzt thun möchten, um ihn darin zu behaupten." Nachdem ich ihr für die höfliche Antwort Dank gesagt, fügte ich hinzu, „daß, wenn dies gegen mein Erwarten eintreten sollte, der Herzog alle seine Feinde durch eine Verantwortung vor der ganzen Welt in Unrecht versetzen würde, nachdem er seinerseits Alles gethan, was von ihm verlangt werden könnte, um auch fernerhin seine Dienste so ruhmvoll wie bisher dem Vaterlande zu widmen. Das wird dann auch unter seinen Freunden wirken, welche bezweifeln, ob er selbst nach der Abdankung seiner Frau sich auf seinem Posten halten und von gleichem Nutzen wie bisher sein werde. Auch scheint mir fast, daß einige seiner Freunde es lieber gesehn haben würden, er hätte ihn jetzt aufgegeben, als so viele Schritte zu thun, um ihn zu bewahren, weil sie fürchten, er könne durch ein solches Anklammern genöthigt werden, auch sie daran und sich selber ganz dem Willen der neuen Partei hinzugeben." Also auch an dieser Stelle das, so lange Marlborough im öffentlichen Leben blieb, nie völlig verschwindende Mißtrauen, er könne noch einmal zum Ueberläufer werden und das große Problem, ob Stuart oder Welf, zu Ungunsten des letzteren zum Austrage bringen helfen. Keine Frage, der berühmte Feldherr, tief gekränkt, wie er war, wäre in jenem Augenblick am Liebsten dem Zuge seines Herzens und dem Ungestüm der Gemahlin gefolgt und hätte den Dienst verlassen. Daß Lord Godolphin und die Whigs, daß unter seinen auswärtigen

Freunden Prinz Eugen und der Rathspensionarius Heinsius in ihn drangen, trotzdem sich im Interesse Europa's zu überwinden, um das Werk der Bezwingung Frankreichs hinauszuführen, wußte alsbald alle Welt. Eine wie persönliche Rolle der hannoversche Gesandte im Einklang mit seiner Instruction dabei spielte, erfahren wir erst jetzt aus seiner geheimen Depesche.

Der Herzog hat denn auch nicht verfehlt, ihm alsbald anzuzeigen, daß er am 30. den goldenen Schlüssel, den seine Gemahlin einst von der Königin erhalten, als Zeichen ihrer Unterwerfung zurückgegeben, und ihm für die Vorstellungen, die er der heftigen Dame mit so gutem Erfolg gemacht, den wärmsten Dank auszusprechen. Er selber entging doch gern der Schande, gleich ihr mit allen Folgen Königlicher Ungnade ausgestoßen zu werden und unterließ hinfort Nichts, um das Mißtrauen (ombrage), mit welchem ihn das neue Ministerium begleitete, zu beschwichtigen, wobei die alte Freundschaft mit dem Herzoge von Shrewsbury treffliche Dienste that. Selbst mit Lord Orrery suchte er sich auszusöhnen, der ohne seine Genehmigung in der Armee befördert worden, als einige höhere Officiere bei einem Toast auf den Herzog den Minister verdammt hatten und dafür von diesem, ohne daß der Chef befragt worden, ihrer Regimenter verlustig erklärt waren. Obgleich er den Kummer hierüber, wie Marlborough auch dem Kurfürsten in Hannover aussprechen ließ, tief empfand und die ganz ungewöhnliche Vollmacht, die er seit dem Ableben Wilhelm's III. beinah ererbt hatte, wesentlich zusammenschrumpfte, gab er doch Denjenigen nicht nach, die ihn immer wieder bestürmten, er solle den Dienst quittiren. Bothmer hatte diese Herren in vollem Einverständniß mit dem Herzoge darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn der Königin um Marlborough's Dienste zu thun sei, das doch nur dadurch geschehn könne, daß er für den bevorstehenden Feldzug wie bisher ausgerüstet und alle Officiere nach wie vor auch seinen Befehlen unterstellt sein würden.

Als bei diesen Verhandlungen Mitglieder beider Parteien um die Wette dem Gesandten ihre Ergebenheit für den Kurfürsten und ihr Einstehen für sein Erbrecht aussprachen und wissen wollten, wie und wodurch sie dasselbe noch mehr befestigen könnten, deutete er stets auf einen für die Verbündeten vortheilhaften Frieden mit Frankreich hin, so wie auf die Nothwendigkeit, ihren ganzen Einfluß aufzubieten, auf daß der Krieg mit aller Energie bald zu diesem Ziele fortgesetzt würde, denn Englands Freiheit und die Besiegelung der Freiheit Europa's falle zusammen mit Durchführung der protestantischen Succession.

In einem etwas späteren Schreiben vom 6. Februar heißt es, daß der Herzog seiner Sache nun sicher und dafür besonders den Lords Shrewsbury und Rochester verpflichtet sei, während Harley sich wenigstens so stellt, als ob auch er damit einverstanden gewesen, andererseits aber die erbitterten Whigs behaupten, Marlborough werde ohne seine beiden Vollmachten dem Vaterlande nimmermehr Dienste leisten können wie ehedem. Einige haben sogar Bothmer über die von ihm befolgte Politik Vorstellungen machen wollen, während er gerade davon überzeugt blieb, durch seine Handlungsweise den Intentionen seines Herrn sowohl wie dem gemeinsamen Interesse am besten zu dienen, selbst wenn Marlborough's Commission in der That beschränkt würde. Die große

Popularität, welche ihm seine Siege eingetragen, und die unbezweifelte Thatsache, daß Keiner wie er die Truppen zu führen im Stande war, würden davon schwerlich berührt. Der Herzog von Shrewsbury meinte, die Königin selber müsse durch ehrenvolle Aeußerungen das etwa bei den Generalstaaten erschütterte Vertrauen zu dem Feldherrn wieder aufrichten, er selber aber, um sich der mit Widerreden und Intriguen aller Art erfüllten Luft Englands zu entziehen, so bald als möglich zur Armee abgehen. Der Herzog unterließ denn auch Nichts, um sich mit Harley zu verständigen, ja, hatte die Ueberwindung sich der neuen Favoritin, der Mistreß Masham, zu nähern, so daß sogar die Whigs auf eine Versöhnung mit den Beiden zu speculiren begannen, um sich günstigen Falls mit der noch immer in der Mitte haltenden Hofpartei gegen die Tories zu verbinden, deren geschlossene Reihen in mancher Beziehung auch Harley bedrohlich erscheinen mußten. Vielleicht ließen sich alsdann auch andere in ihren Stellungen gefährdete Persönlichkeiten, die mit dem gestürzten Cabinet auch zusammenhingen, wie Lord Townshend im Haag fest halten, was, wenn die Friedensverhandlungen wirklich in Gang kommen sollten, von der allergrößten Wichtigkeit sein mußte. Verrieth doch Frankreich immer deutlicher eine verdächtige Annäherung an die neue Regierung, indem es, um einen wirksamen Keil zwischen die Verbündeten zu treiben, höchst auffallend mitten im Kriege den Handel der Engländer gegen den der Holländer begünstigte. Wiederholt hatten Herren, welche mit Harley auf Verkehrsfuß standen, dem Gesandten auch von seinem sehnlichen Verlangen nach Frieden gesprochen.

Daneben ruhte inzwischen keineswegs das Projekt, durch das Haus der Lords der Kurfürstin Sophie, dem Kurfürsten und seinem ältesten Sohne, der bereits den Titel eines Herzogs von Cambridge führte, Rang und Prärogative von Prinzen der königlichen Familie zu verschaffen, das Recht bei ihrer Anwesenheit im Parlament am Thron zu sitzen, und ihnen ein Jahrgehalt von 40 bis 50,000 Pfund Sterling auszuwerfen. Bothmer bewahrte wie immer auch bei diesen Anträgen seinen Gleichmuth und meinte, die Herren müßten jedenfalls selber am Besten wissen, wie weit sie die Majorität besäßen. Mr. Harley aber, der schon ähnliche Gedanken gehegt, würde von der hierfür wenig geneigten Gesinnung der Königin doch ganz gewiß unterrichtet sein. Aber auch von Seiten des höchst einflußreichen Earl von Nottingham, der als überzeugungsvollster Tory und bei Manchen sogar als Jakobit galt, ist durch seinen Eidam, den Herzog von Roxborough, dem Gesandten vertraulich hinterbracht worden, daß er sich durchaus zu der protestantischen Succession bekenne, in der gegenwärtigen Lage aber alles auf dem Spiel stehn würde, wenn nicht Kurfürst oder Kurprinz schleunig herüber kämen. Eine Einladung durch das Parlament wäre mit Sicherheit zu erreichen, wenn es die Whigs nur wollten, aber selbst ohne Einladung wäre ein solches Hervortreten dringend erforderlich. Es war das ein Fühler, der im tiefsten Geheimniß, vor allem vor der anderen Partei, geschah. Indeß auch solchen Zwischengängern begegnete Bothmer geschickt mit denselben Einwendungen, unter denen die Rücksicht auf die Abneigung der Königin Anna stets obenan stand. Ueberdies meinte er hinter der vertraulichen Mittheilung sogar einen Kunstgriff zu wittern, um Harley und die Hofpartei vollends an

die mächtige Gruppe der Tories heranzuziehn und darüber eine Angelegenheit, welche den Gefühlen Anna's ganz entschieden zuwider war, ein für alle Mal aus der Welt zu schaffen. So galt es denn wieder bei den Whigs darauf hinzuwirken, daß sie Eröffnungen der Art nach Kräften widerstünden und vielmehr Alles aufböten, um durch energische Kriegführung einen Frieden herbeizuführen, durch welchen Ludwig XIV. endlich genöthigt sein würde, den Prinzen von Wales auszuweisen. Es ist doch sehr bezeichnend, daß der Depesche vom 17. Februar eine Abschrift jenes Artikels des großen Allianztractats beigelegt wurde, in welchem sich die englische Regierung feierlich verpflichtet hatte, mit Frankreich niemals Frieden zu schließen, bis nicht für die von Ludwig XIV. vollzogene Anerkennung Jakob's III. der Königin Anna vollständige Genugthuung zu Theil geworden wäre [1]). Die neuen Minister schienen bisher gar keine Notiz davon zu nehmen. Um so wirksamer würde es sein, wenn vor Schluß des Parlaments daran erinnert würde. Angesichts der Thronfolgeacte, welche das kurfürstliche Haus der Krone am Nächsten verwandt erklärte, erschien eine weitere Declaration des Rangverhältnisses überflüssig. Man sieht aus den Reibungen der Factionen um Ziele, die oft genug zusammen fielen, wie sehr die Entscheidung davon abhing, welcher Seite sich Harley schließlich zuwenden würde. Schon nahten die Tories in heftiger Ungeduld ihn ernst an die Erfüllung seiner Versprechungen zu mahnen. Mittlerweile aber erfolgte in der That die Bestätigung Marlborough's in der Weiterführung des Krieges. Nachdem er einige Tage verreist gewesen, um den Bau seines prächtigen Landsitzes Blenheim zu besichtigen, hatte er, schon mit der Abreise nach dem Festlande beschäftigt, am 26. in Gegenwart Sunderland's nochmals eine längere Unterredung mit Bothmer. Auch der Herzog hatte seine Freunde dafür bestimmen wollen, daß die Lords noch vor dem Schlusse der Session sich mit dem Range des Kurprinzen und die Gemeinen mit einer Dotation der kurfürstlichen Familie befassen sollten. Selbst wenn die Tories opponiren würden, könnte ihr Widerspruch vielleicht der Anlaß werden, die Partei zu sprengen, indem die falschen Freunde sich endlich als Jakobiten zu erkennen geben und die hannoverisch Gesinnten, von jenen als „Whimsicals“ und „Hanoverian rats“ verspottet, sich absondern müßten. Als Bothmer einwarf, er könnte es nur dem Urtheil Ihrer Lordschaften anheim geben, ob ein so gewagter Versuch gerade in diesem Augenblick rathsam wäre, gestand doch auch Sunderland, daß man nicht vorgehn dürfe, ohne sich mit ihm verständigt zu haben. Nochmals kam die Absicht zur Sprache — ohne Frage auf Anregung des Herzogs von Roxborough, der sich freilich wohl hütete, seinen Schwiegervater zu compromittiren — mit oder ohne königliche Einladung ein Mitglied der kurfürstlichen Familie aus Hannover kommen zu lassen. Und wieder erfolgte die Antwort, die Sache sei viel zu delicat, um darüber auch nur dem Kurfürsten Bericht zu erstatten, dessen Ehrerbietung vor der Königin ihm niemals erlauben würde, zu einem Schritte die Hand zu bieten, der nicht nach dem Sinn Ihrer Majestät sei. Dringend bat der Gesandte alle seine Freunde, diesen Gedanken fahren zu lassen.

[1]) Donec pro eadem atroci injuria reparatio facta sit.

Zunächst war es denn doch gelungen, den Herzog gegen die warnenden Stimmen seines eigenen Innern und der heftigeren Whigs wie gegen die von Swift und Prior bediente Tory-Presse, welche in boshaftester Weise ihn zu verleumden fortfuhr, dem Dienst im Felde und dadurch dem bereits wankenden, gegen Frankreichs Weltmacht geschlossenen Bunde zu erhalten. Wie er selber und Bothmer es bezeichnend ausdrückten, hatte er in einer Art Vertrag, gegen das Versprechen der Minister, sein Commando und die Unterhaltung der Armee nicht anzutasten, ihnen ihre Angelegenheiten Preis gegeben. Darüber eröffneten sich freilich tiefe Blicke in die Reibungen des Cabinets und der Parteien, welche für die Zukunft wenig erfreulich waren. Bei Marlborough wurde die alte Neigung für den geistvollen St. John wieder rege, während er kaum Vertrauen zu Harley hatte, dessen Huld wegen seines großen Einflusses auf die Königin er doch nicht minder cultiviren mußte. Er hat dem Gesandten erzählt, daß Anna ihm mit Thränen in den Augen geradezu befohlen habe, sich mit Harley gut zu stellen. Allein auch dieser war nicht auf Rosen gebettet, da die Tories sich immer schroffer zeigten und die Whigs zwar sehr nach einer Verständigung begehrten, aber mit ihrem Wunsche nach einer Parlamentsauflösung und einer weiteren Annäherung zurückhielten, bis sie überzeugt wären, daß er sich für sie entscheiden würde. Im Ganzen schied Marlborough doch nur wenig ausgesöhnt mit den nun einmal herrschenden Zuständen. Die Königin zwar hatte ihm sehr bestimmt und zu wiederholten Malen die Fortdauer ihrer Huld ausgesprochen. Er war überzeugt, daß sie ihm unter vier Augen mehr gesagt, als sie es vor den Leuten, welche sie gegenwärtig in Händen hatten, gewagt haben würde. Auch an entgegenkommenden Betheuerungen Shrewsbury's, St. John's und selbst Harley's hatte es nicht gefehlt. Nur war ihr Werth sehr ungleichartig, und einen Zweifel wurde Marlborough nicht mehr los, ob nämlich alle schönen Zusagen, für eine recht energische Campagne zu sorgen, nicht vor der schwierigen Lage der Finanzen, vielleicht gar vor der Unmöglichkeit, die erforderlichen Summen aufzubringen, zu Schanden werden müßten. Der Nationalcredit hatte in der That den harten Stoß, den er hauptsächlich durch den Systemwechsel des Jahres 1710 erlitten, nicht verwunden. Harley suchte nun wohl den stark entwertheten Fonds durch Auslosung von Actien, an denen sich die Hofpartei eifrig zu betheiligen begann, auf Grund einer neuen Handelscompagnie, die ganz nach der Weise der Whig-Corporationen mit besonderen Privilegien für die Nationalgläubiger ausgestattet wurde, nach Möglichkeit aufzuhelfen. Aber günstige Ergebnisse waren zunächst doch nur wenig zu verspüren, obgleich am ersten Tage bereits so stark überzeichnet wurde, daß die Herren in Hannover, die in ihrer Gewinnsucht ebenfalls Aufträge gegeben, mit diesen zu spät kamen [1]).

Beim Abschiede sprach der Herzog noch einmal seine tief empfundene Verehrung und ewige Erkenntlichkeit für die vielen Gnadenbeweise des Kurfürsten aus. Nachdem er sich bei günstigem Winde eingeschifft, erreichte er am 6. März

[1] „Vous, Monsieur, et tous nos compatriotes sont venus trop tard pour la lotterie." Bothmer an Robethon, März 13./29.

den Haag[1]). Ueber seine Thätigkeit im Felde während der nächsten Monate nach Hannover Bericht zu erstatten, mußte Bothmer den deutschen Officieren in der Umgebung Marlborough's überlassen.

Mittlerweile ließen die Parteiführer beider Theile nicht ab, wegen Einladung eines Mitgliedes des Hauses, immer wieder in den kurfürstlichen Bevollmächtigten zu dringen. Er beharrte bei seiner ablehnenden Haltung, indem er den Einen sehr wenig traute, die Anderen ernstlich zur Vorsicht ermahnte und nur Wenigen, wie Lord Halifax, die Erkenntniß beibrachte, daß es rathsam sei, den Dingen für's Erste ihren Lauf zu lassen. Seiner Instruction gemäß aber fuhr er fort, die Entwickelung derselben aufmerksam zu überwachen und alle seine Wahrnehmungen ausführlich nach Hause zu melden. So erkannte er denn, daß die Einen, namhafte Mitglieder des Unterhauses und der Herzog von Roxborough wegen seiner Beziehungen in Schottland in der That den ehrlichen Wunsch hegten, Jemanden zur Stelle zu haben, an dem das Volk im Gegensatz zum Prätendenten einen Halt gewinnen könnte. Andere dagegen verlangten sehnlichst nach einem fürstlichen Parteihaupt gegen die Tories, durch das sie bei gewissen Anlässen sogar die Königin ihnen zu Willen zu sein nöthigen könnten. Eine dritte Gruppe wollte lediglich dem Cabinet, das sie zu beerben begehrten, Verlegenheit bereiten, wie etwa der Herzog von Argyle, der auch aus anderen Gründen anstand, nach Spanien abzugehen, um das ihm dort übertragene Commando anzutreten. Die Tories endlich forderten die Herüberkunft eines Mitgliedes des Welfenhauses vor allen Dingen doch nur, um Harley an sich zu ketten und dann vielleicht die Mißgunst Anna's zu benutzen, um die ganze protestantische Erbfolgeordnung über den Haufen zu werfen. Wenn alle um die Wette von jäher Gefahr redeten, in welcher die große Angelegenheit schwebte, so meinte Bothmer unerschütterlich, die einzige Gefahr, welche er befürchten müßte, wäre ein fauler Friede statt eines guten. Für den einen wie für den anderen Fall hing das Meiste also von den wenig sicheren Verhältnissen in England selber ab, wo beständige Gerüchte über Auflösung des Parlaments und bevorstehende Neuwahlen die Parteien in Athem hielten und die Tories dem leitenden Minister geradezu die Pistole auf die Brust setzten. Argyle, sein Bruder, Lord Islay, der Earl von Mar, welche der Hof bei den Wahlen „schottischer Lords" für das gegenwärtige Parlament verwendet hatte, drohten laut und ungebärdig, daß, wenn Harley nicht, wie er verheißen, ihre Auslagen bis zu einer bestimmten Frist vergütet hätte, sie völlig frei von jeder Verpflichtung gegen ihn und den Hof, dem Lande und seinen Interessen dienen würden. Allerlei bedenklich legitimistische Pamphlets bearbeiteten nebenher die öffentliche Meinung. Das eine wiederholte die unleugbaren Beweise von der echten Geburt des Sohns Jakobs II., welcher dessen Erbe in Anspruch nahm, und konnte leicht auch der Königin in die Hände gespielt werden und alsdann die übelste Wirkung thun, so wenig auch dadurch staatsrechtlich das Statut von 1701, die Act of settlement, umgestoßen wurde. Ein anderes erzählte sehr handgreiflich, wie Schweden jüngst unter Karl XI. seine Freiheit verloren und

[1]) Letters and Dispatches of the Duke of Marlborough, V, p. 261.

wie mit denselben Mitteln England der seinigen beraubt werden könnte, so daß der schwedische Gesandte Gyllenborg in einer an den Herzog von Queensbury gerichteten Note amtlich Einsprache erhob.

Nachdem man sich mehrmals verfehlt, gelang es Bothmer endlich, einmal Lord Somers zu sprechen, nur leider nicht allein, sondern in Gesellschaft des heißblütigen Whig Sunderland. Indeß bestanden bei dieser Gelegenheit schon beide Herren nicht mehr auf die Anwesenheit eines Welfenfürsten, drangen aber um so mehr auf eine andere Maßregel, um die Gemüther zu beruhigen; denn die Klugheit erfordere, daß man nicht still sitze, während der Prätendent unendlich rührig sei und alle verfügbaren Kräfte aufbiete, um seinem Ziele näher zu kommen. Der Gesandte wußte freilich kein anderes Mittel als das längst ergriffene, die im Interesse der Nation im Jahre 1701 beschlossene Acte, zumal wenn sie durch einen guten Frieden eine neue Stütze erhielte. Da mußte denn auch Sunderland einräumen, daß Lord Somers, der Vater des Settlement, an einer solchen Politik mehr als irgend Jemand sonst betheiligt sei. Beide verpflichteten sich in der That, keinen Schritt thun zu wollen, der nicht die Billigung Sr. kurfürstlichen Durchlaucht erhalten haben würde. Nachträglich trat auch Lord Godolphin dieser Abkunft bei, indem er die Ueberzeugung aussprach, daß, wenn die Tories mit dem ehrlichen Wunsch nach einer protestantischen Thronfolge die Einladung beantragen sollten, die Whigs ohne Eifersucht einem solchen Antrage nur beipflichten könnten; daß dagegen, falls diese Initiative ergriffen, der Widerspruch jener in alter Hitze entbrennen und der Ausgang leicht gefährlich werden könnte. Er verschwieg sogar nicht, daß der Gesandte nach Schluß des Parlaments, um bei den Generalstaaten auf einen guten Frieden hinzuwirken, im Haag weit mehr an seiner Stelle sein würde als in London, was denn allerdings durchaus mit den Absichten in Hannover wie mit Bothmer's eigener Auffassung zusammen traf.

Da sollte nun ein Attentat auf Harley die Situation einigermaßen aufhellen und den Parteiverhältnissen endlich eine andere Wendung geben. Am 8 19. März nämlich wurde ein französischer Abenteurer, der Marquis Guiscard, der zuvor den Engländern Kriegs- und Spionsdienste geleistet hatte, jüngst aber in seiner Pension verkürzt worden war und, darüber erbittert, der französischen Regierung Allerlei hinterbracht hatte, in dem Augenblick verhaftet, als er aus der zu Ehren der zehnjährigen Regierung Anna's abgehaltenen Cour heraustrat. Alsbald vor dem Geheimen Rath zur Rechenschaft gezogen, ergriff er ein Federmesser, um damit St. John zu ermorden, stach aber in blinder Wuth statt seiner nach dem daneben sitzenden Harley so heftig, daß die Klinge am Brustknochen abbrach. Die Minister zogen sofort ihre Degen, und verwundeten den Uebelthäter der Art, daß er wenige Tage hernach im Gefängniß von Newgate starb. Das Ereigniß verursachte eine gewaltige Aufregung und bereitete vor Allen dem glücklicher Weise nur unbedeutend verletzten Harley einen ungemeinen Vortheil. Selbstverständlich ließ der hannoverische Gesandte die acuten Nachwirkungen dieses Ereignisses nicht aus den Augen.

Vor Allem wurde die Königin, deren Befinden schon längere Zeit wenig befriedigte, durch weit übertriebene Berichte über den Hergang auf das Heftigste

erschüttert, so daß alle möglichen Gerüchte durch die Luft schwirrten und Bothmer darauf gefaßt war, daß sich das stürmische Begehren nach der Anwesenheit eines hannoverischen Prinzen alsbald erneuern würde. Natürlich war auch wieder lebhafter als bisher von Anschlägen des sog. Prinzen von Wales die Rede. Andere wollten sogar wissen, wie Bothmer doch der Mühe werth hielt, seinem Kurfürsten direct in einem deutschen Briefe zu melden, der Prätendent verlasse Frankreich und gehe in die Schweiz, um dort zum Protestantismus überzutreten und alsdann die Prinzessin Ulrike von Schweden zu heirathen. In einer chiffrirten Depesche vom selben Tage, dem 27., berichtete er indeß vertraulich, was ihm von Lord Godolphin, an den er sich in der Sache gewendet hatte, erzählt worden war. Dieser Führer der jüngst gestürzten Whig-Regierung hatte einst beim Ausbruch der unblutigen Revolution im Jahre 1688 der Königin Maria, einer geborenen Prinzessin Este, um ihrem Gemahl Jakob II. die Krone zu retten, ernstlich vorgeschlagen, ihren jüngst geborenen Sohn ohne Verzug dem Erzbischof von Canterbury in Lambeth zur Erziehung zu übergeben, damit er Anglikaner würde. Sie hatte erwidert, sie würde das Kind, wenn es ein Ketzer werden sollte, lieber verbrennen als am Leben sehen. Alle, welche die noch im Exil lebende, tief bigotte Königin-Mutter kannten, waren überzeugt, daß sie auch dem inzwischen Erwachsenen, den Ludwig XIV. beim Tode des Vaters im Jahre 1701 feierlich als König von Großbritannien und Irland begrüßt hatte, nimmermehr gestatten würde, seinen Glauben abzuschwören. Obwohl nun sein Anrecht Angesichts der vor zehn Jahren durch Parlamentsstatut vollzogenen Garantien selbst durch einen Religionswechsel um kein Haar verstärkt wurde, so wuchs doch die Unruhe der Whigs von einem Tage zum anderen. Ein ungeheurer Zulauf der Schotten, welche unlängst in die parlamentarische Union hineingenöthigt worden, galt im Voraus als ausgemacht, sobald dem Stuart eine Landung in Nordbritannien gelingen würde. Nicht minder sollte Königin Anna ihm unwandelbar geneigt sein. Ein Vertreter der protestantischen Linie müßte deshalb unverzüglich herbeigerufen werden. Der Gesandte blieb bei allen solchen Zumuthungen unbeugsam, da ein Schritt der Art ohne Genehmigung der Königin die bereits vortheilhafte Constellation des Prinzen von Wales nur noch günstiger gestalten und, weil von den Whigs ausgehend, unfehlbar auf Widerstand der ihnen im Parlament entschieden überlegenen Tories stoßen würde. Wie leicht könnten alsdann diejenigen Mitglieder dieser Partei, die bisher für die protestantische Erbfolge eingestanden, davon abgedrängt und diese thatsächlich in Frage gestellt werden. Er vertraute, daß die Königin und ihr Rath trotzdem die Lage beherrschten und rühmte mit Genugthuung, daß Staatsmänner, wie die Lords Halifax und Somers, sich zu seiner Meinung hinneigten. Uebrigens unterließ er bei keiner Gelegenheit, den Eifer seiner Freunde zu loben, versuchte auch wohl in der Folge, so lange sie noch die Hoffnung hegten, Harley für sich zu gewinnen, sie in ihrem Vorhaben zu bestärken, diesen Minister zu einer Parlamentsauflösung zu bestimmen, um durch Neuwahlen wo möglich ihre Partei wieder an das Ruder zu bringen.

Zehn Tage nach jener Unterredung glaubte Bothmer aus dem Gerücht von einer schweren Erkrankung der Königin doch so viel abnehmen zu können, daß

ihre Gesundheit in der That keine gute sei und nach allerlei Anzeichen kein langes Leben verspreche. Harley's Märtyrerthum aber hatte sein Ansehen im Volke wie unter den Mitgliedern des Parlaments bedeutend gehoben, so daß es sehr zweifelhaft wurde, ob er noch, wie es bisweilen den Anschein hatte, das Parlament aufzulösen geneigt sei oder gar die Königin dafür gewinnen könne. Da sich diese durchaus den Tories zuwandte, würden deren Gegner sicherlich mit allen Kräften Harley berannt haben, wenn er jetzt in seinem Krankenzimmer nicht vollends unzugänglich geworden wäre.

Zum Glück brachte das Osterfest einige besänftigende Unterbrechung, aus welcher Bothmer seinem Herrn mit der nächsten Post Folgendes vermeldete: „Weil das gemeine Volk des Festes halber diese gantze Woche müssig zu gehen und also mit dem Truncke sich lustig zu machen pfleget, so hat man zu Verhütung aller dadurch etwan entstehenden Aufläufe und Unordnung gestern angefangen, die Bürgerwachen in den meisten Quartieren aufziehen zu lassen, bevorab da viel Reden von Brandstiftungen und Dergleichen hier ausgestreut werden. Die Königin hat das Podagra am Arm und kommt dannhero aus ihrem Zimmer nicht. Weilen aber der Arm geschwollen und die Schmertzen sich geleget haben, so hoffet man baldige Besserung."

Nach einem kurzen Ausfluge war bald auch der Gesandte wieder auf seinem Posten. „Ich habe eine kleine Reise nach Newmarket gethan," meldet er am 21. April, „wohin der Duc de Devonshire und einige andere Herren mich eingeladen haben, den gebrauchlichen Wettlauf ihrer Pferde zu sehn." Dort hatte sich aber auch der Herzog von Somerset eingefunden, der noch vor einem Jahre gegen Marlborough und Godolphin frondirt hatte und jetzt, nachdem er sich von den neuen Ministern zurückgestoßen sah, obwohl seine Gemahlin kürzlich in einige der Hofämter der großen Sarah aufgerückt war, nicht unwillens schien, mit den alten Freunden wieder anzubinden. Devonshire, mit dem er nie auseinander gekommen, brachte ihn in der That mit Lord Godolphin zusammen. Doch bemerkte Bothmer sehr wohl, wie beide Peers bei einem Versöhnungsmahl recht frostige Haltung gegen einander bewahrten. Gleichzeitig erfuhr er von dem Herzoge von Devonshire, daß das Ministerium jetzt wirklich verhoffte, noch mit dem gegenwärtigen Parlament den Frieden mit Frankreich einzuleiten und daß Harley, um die Session hinauszuschleppen, sich kränker stelle, als er es in der That war. Während viele Mitglieder beider Häuser bereits die Heimathsorte aufsuchten, wurden die vornehmen Whig-Lords, die unter dem Vorwande der Wettrennen in Newmarket Parteipolitik trieben, plötzlich durch Lord Sunderland zu einem anderen politischen Zweck nach London zurückberufen. „Weilen jetzt die Zeit vorhanden ist, daß die Directeurs von der Bank verändert werden sollen, so bemühet eine jede Parthey sich die Wahl auf die Seinigen zu bringen. Weil ein jeder, so nur 500 Pfund in der Bank hat, bei solchen Fällen sein Votum eben so wohl führet also der allergrößte Capitalist, so wird gesaget, daß viele ihre Capitalia zertheilen und auf andere Nahmen schreiben lassen, um auf solche Weise die Vota von ihrer Parthey zu vermehren." Einige Tage später verlautete das Ergebniß: „Es haben sowohl in Erwählung der Gouverneure und der Directeurs der Ostindischen Compagnie als der Bank die Whigs

den Vorzug vor den Tories durch eine große Majorität erlanget." So wurde in der That bestätigt, was ja die Börse täglich notirte, daß die gestürzte Partei in der Finanzverwaltung des Staats ein größeres Vertrauen genoß als ihre Gegner, die auch deswegen Nichts unversucht ließen, um Harley zu dem Ihrigen zu machen.

Um dieselbe Zeit rief die Nachricht vom Tode des Dauphin weitere Aufregung hervor, „weilen dieser Herr zur Beybehaltung der Spanischen Monarchie vor den Duc d'Anjou allzeit sehr begierig gewesen, anstatt der Duc de Bourgogne dieselbe um den Frieden zu erlangen gern hindan gesetzet sehen mögen, damit die Crohn Frankreich in ihrer Consistenz erhalten werden könnte." Hiermit stand ohne Frage in Verbindung, daß sowohl die Königin wie Harley, die sich beide von der Außenwelt abgesperrt hatten, wieder zugänglicher zu werden schienen. Erstere empfing eine Abordnung des Parlaments, das ihr in aller Devotion die Mittel zur Erbauung von fünfzig neuen Kirchen bewilligt hatte. Zwar fehlte es nicht daran in London, aber alle, außer St. Pauli und Westminster, waren winzige Gebäude und man bedurfte vor Allem ein Gegengewicht gegen die bedenkliche Zunahme der Katholiken[1]). Den Minister aber beschloß das Haus der Gemeinen zu seiner Genesung zu beglückwünschen, sobald er sich nach St. Stephens hinauswagen würde. Auch verlautete, die Huld seiner Gebieterin würde ihn demnächst in den Grafenstand und zum Großschatzmeister erheben, was dann wieder weitere Veränderungen nach sich ziehen würde. Mit Schrecken bemerkten die Whigs, daß der Minister nicht nur dem Parlament, sondern der October-Club, die Vereinigung der entschieden feindlich gesinnten Tories, ihm selber viel mehr Entgegenkommen zeigte als bisher, obwohl ihr Führer, der Earl von Rochester, den Nebenbuhler gewiß nicht gleichmüthig zum Posten des ersten Ministers emporsteigen sah. Nichtsdestoweniger schmeichelten sich die Herren von der Opposition immer noch mit der eitlen Hoffnung, die Königin selber würde in ihrer Angst vor einem Streiche wie der Guiscard's oder vor einer Invasion ihres Bruders, des Prätendenten, den hannoverischen Vetter zu sich berufen und einer freigebigen Dotirung seines Hauses bereitwillig zustimmen.

Nicht lange indeß, so sollten die Herren durch weitere Zwischenfälle noch mehr enttäuscht werden. Der unvorhergesehen rasche Tod Kaiser Joseph's I. am 17. April 1711 war ganz geeignet, um, wie namentlich Marlborough und Prinz Eugen keinen Augenblick verkannten, eine bedenkliche Zersetzung des großen Bündnisses einzuleiten. Nicht nur, daß die Kaiserlichen Truppen statt auf den Kriegsschauplätzen gegen die Franzosen an anderen Orten unentbehrlich wurden. Karl, nach des Bruders Tode voraussichtlich römischer König, bis dahin der habsburgische Throncandidat im Kampfe um das spanische Erbe, als welcher er

[1]) Bothmer an die Kurfürstin Sophie 10./21. April bei Kemble, Statepapers p. 479: „On voudroit eloigner les Catholiques de Londres; cela ne paroist pas practicable. on les a conté a cette occasion et on a trouvé m. 60 personnes de cette religion dans cette ville... Les ecclesiastiques auroient en même temps grand besoin d'une reforme, mais personne veut toucher icy à une corde si delicate; ils se melent tous de politique, c'est la morale qu'ils traitent dans leur sermon."

sich den Engländern zumal in einem wenig vortheilhaften Licht gezeigt hatte, verrieth nicht übel Lust, alle Kronen seines Gesammthauses in Anspruch zu nehmen, wodurch man wieder vor demselben Dilemma stehen würde, wie einst in König Wilhelm's Tagen. Die Friedensaussichten erhielten darüber in England neue Nahrung; die Aussichten für Ludwig XIV. und seinen Enkel Philipp V. glimpflich davon zu kommen, mehrten sich unverkennbar. Königin Anna, begierig bei Zeiten zu erfahren, wie im Reich die Königswahl ausfallen würde, hatte angesichts des in Frankfurt bevorstehenden Actes dem Kurfürsten in Hannover eigenhändig schreiben wollen, war aber durch ihre kranke Hand daran verhindert worden. Dafür wurde der Gesandte wenigstens vom Staatssecretär St. John empfangen. Er „rühmte Dero Eifer vor die gemeine Wohlfahrt und die auch in diesem Falle vor dieselbe bezeigte Vorsorge mit der Versicherung, daß J. M. die Königin auf Ew. Kurfürstl. Durchlaucht hoch erleuchtete Sentiments jederzeit besondere Reflexions nehmen würde." Auch erwähnte er vertraulich, daß Mr. Witworth, der als Gesandter zum Czaren Peter gehen sollte, designirt sei, im Namen der Königin die Kurfürsten bei ihrem Zusammentreten zu begrüßen. Einer Bitte des Gesandten, in Sachen der Succession in Spanien keinen Schritt ohne die Generalstaaten thun zu wollen, schien er dagegen mit der Bemerkung auszuweichen, daß man im Haag nur allzu geneigt sei, die Verhandlungen zu verschleppen. Durch eine Indiscretion des savoyischen Gesandten erfuhr Bothmer hinterdrein, daß St. John zwar der Erwerbung der Kaiserkrone durch Karl von Oesterreich günstig gestimmt sei, aber die Verbindung derselben mit der spanischen Monarchie für durchaus gefährlich erkläre; daß er diese dagegen dem Herzoge von Savoyen zuzuwenden trachten werde, was, da dieser Fürst zu den katholischen Expectanten auf die englische Krone gehörte, in Hannover wenig angenehm berühren konnte. Bald nachdem Harley um dieselbe Zeit wieder im Hause der Gemeinen erschienen und die Complimente des Sprechers entgegen genommen, machte er auch Bothmer einen höflichen, nur leider recht eiligen Besuch. Er hütete sich wohl, von „Affairen" zu sprechen und that im Uebrigen „große Versicherungen von seiner Ergebenheit gegen Ew. Kurfürstl. Durchlaucht und Dero durchlauchtiges Kurfürstl. Haus".

Zudem aber starb am 13. Mai Abends plötzlich am Schlagfluß Laurence Hyde, Earl von Rochester, wodurch die Stelle eines Präsidenten des Königlichen Geheimen Raths erledigt und der bereits in der Luft schwebende Aemterwechsel nunmehr leichter und rascher, und zwar im Tory-Interesse in Fluß kam, weil Rochester von dieser Seite für Harley der bedenklichste Widersacher gewesen. Da fielen denn die Whigs höchst empfindlich aus den Wolken, nachdem sie so eben noch, als, allerdings im tiefsten Geheimniß, Lord Somers und Lord Cowper von der Königin empfangen worden, höchst sanguinisch den Wiedereintritt einiger der Ihrigen in das Cabinet verhofft hatten. Jetzt ergab sich vielmehr, daß alle dahin zielenden Gerüchte von Harley schlau benutzt wurden, um sich die Tories des October-Clubs etwas gefügiger zu machen. Der Kurfürstliche Gesandte entnahm alsbald auch aus der unvermeidlichen Wiederholung ihrer Anträge und der steigenden Besorgniß vor den Aussichten des Stuart-Prätendenten, wie übel es um die Opposition stand, beharrte jedoch fest bei der Versicherung,

daß er und sein Herr, wie bis dahin, so auch fernerhin, von Intriguen jeder Art fern bleiben würden. Am 26. Mai berichtete er in Chiffre, daß die Whigs endlich ihren Proceß bei Mr. Harley verloren und die Hoffnung aufgegeben hätten, ihn zu sich herüber zu ziehn, da sie endlich wahrgenommen, daß der Stellenwechsel, von dem bereits bis in's Einzelnste verlautete, gegen sie ausfallen würde.

Am 4. Juni erschien denn auch das Patent, durch welches Robert Harley zum Earl von Oxford und Mortimer erhoben und als solcher Tags darauf in das Haus der Lords eingeführt wurde. Die Königin hatte den Jahrestag der Rückkehr Karl's II. aus dem Exil gewählt, den 29. Mai 9. Juni, um den neuen Grafen sofort auch zum Großschatzmeister, d. h. zum Premier, zu ernennen, und überreichte ihm eigenhändig den weißen Amtsstab, mit dem er sie darauf feierlich zum Gottesdienst begleitete. Daran schloß sich alsbald die erwartete Neubesetzung der Amts- und Hofstellen, sowie ein Wechsel in den Gesandtschaften. Es war vorauszusehen, daß der Eine oder Andere auch die hannoverische Politik nahe berühren würde.

Bei einer anderen Begegnung sah sich derselbe Staatssecretär veranlaßt, dem Gesandten die Mittheilung zu machen, „daß ohngeachtet der in Schottland vor den Prinzen von Wales noch vorhandenen Parthey und des Zwiespalts zwischen dortiger Geistlichkeit, deren Convocation vor die protestantische Succession erkläret und beschlossen hätte, in ihren Kirchen und Gebeten nächst der Königin nunmehr auch vor Ihro Durchlaucht die Churfürstin und vor die Protestirende Religion, wie sie durch die Parlamentsacte befestigt worden, zu bitten." Man sieht, auch St. John war noch immer darum zu thun, sich beide Thüren sorglich offen zu halten.

Bothmer wußte in tiefem Vertrauen von Lord Halifax, daß Harley diesen bewegen wollte, sich bei den mit Frankreich bevorstehenden Friedensverhandlungen verwenden zu lassen. So wenig Lust Halifax auch empfand, darauf einzugehen, so wünschte er doch eventuell des Wohlwollens des Kurfürsten versichert zu sein. Mit Lord Townshend, dem in seiner Stellung im Haag schwer bedrohten Gesandten, getraute er sich in gutem Einvernehmen zu handeln, während ein solches mit Lord Raby, der, bisher Gesandter am Berliner Hof und von St. John [1]) für den Haag ausersehen, eben mit Sehnsucht in London erwartet wurde, sich schwer würde anbahnen lassen. Immer deutlicher verlautete überdies, daß es bei der internationalen Negotiation auf eine Theilung der spanischen Monarchie hinauskommen würde und daß die Prorogation des Parlaments nur deshalb so lange auf sich warten ließ, um nicht abermals, wie das vorhergehende, einem Theilungsplan im Wege zu stehen. Lord Townshend aber wurde nachgetragen, daß er vor einem Jahre die Generalstaaten bewogen hatte, sich zu Gunsten des

[1]) Interessant ist Robethon's Urtheil über ihn, Lord Raby und das Toryministerium. Er schreibt am 11. Juni aus dem Haag: „Un ministère composé de novices et de gens, qui sont ravis de trouver besogne faite. Le seul St. Jean travaille et mylord Raby a un grand ascendant sur lui." Meiners und Spittler, Gött. histor. Magazin I, S. 565.

alten Ministeriums und des vorigen Parlaments unmittelbar an die Königin zu wenden.

Eine andere in Aussicht genommene Beförderung erregte noch ernstere Bedenken. Es hieß, der Earl von Jersey sei zum ersten Lord der Admiralität bestimmt, derselbe Herr, der einst schon den König Wilhelm hatte bewegen wollen, dem Stuart-Prinzen vor der Frau Kurfürstin den Vorzug zu geben. Man mußte in der That staunen, schreibt Bothmer am 16. vertraulich, einen Mann von solcher Unfähigkeit und solchen Ueberzeugungen, dessen Gemahlin eine Papistin, dessen Haus die Herberge aller Leute dieses Glaubens ist, an der Spitze eines solchen Amts und in einer so hohen Stellung zu sehn, in welcher er einer der Regenten des Königreichs werden würde, im Falle die Königin unerwartet mit Tode abging. Wenn nun auch Lord Jersey's Incapacität groß sei, so könne er doch selbst unter fähigen und wohlgesinnten Collegen mit seinen bösen Intentionen viel Schaden stiften. Da hat denn der Gesandte im Stillen keinen Augenblick geruht, um eine solche Ernennung zu hintertreiben. Nur kostete es hinterdrein viel Mühe, den Freunden, welche den Hergang witterten, Schweigen aufzuerlegen[1]), damit jeder Lärm vermieden würde und die Königin nicht etwa gar Verdacht schöpfte, daß er sich in Sachen mischte, die ihre Regierung angingen. Immerhin aber war Lord Jersey in der neuen Combination nichtsdestoweniger ein einflußreicher Posten zugedacht, nämlich in Folge des plötzlichen Todes des Herzogs von Newcastle die Stelle des Lord Privy Seal, als er am Tage vor der Ausfertigung selber vom Schlage tödtlich getroffen wurde. „Ich entsinne mich nicht," schrieb Swift, damals in seinem „Examiner" die Reaction mit allen Kräften anblasend, „daß in so kurzer Zeit so viele hervorragende Persönlichkeiten gestorben sind."

Keine Frage, daß die Minister Raby's Ankunft sehnlichst erwarteten; verriethen sie doch die größte Hast, an das Friedenswerk zu gehen und womöglich den Holländern die mitbestimmende Rolle zu entwinden. Darüber erwarteten denn Lords und Gemeine von einem Tage zum anderen vergeblich das Ende der Session. Die ersteren waren verstimmt über das vermehrte Eindringen des schottischen Adels auf ihren Bänken, selbstverständlich nur Trabanten der neuen Ordnung. Die lauten Klagen der Gemeinen suchte St. John für den Augenblick mit der Unpäßlichkeit der Königin zu beschwichtigen.

An der mittlerweile Lord Townshend erwiesenen Ungnade — auf St. John's Betreiben wurde ihm ein vornehmes Hofamt, das Commando der Schloßgarde, entzogen — kam vollends die Entfremdung des Tory-Cabinets von den Generalstaaten an den Tag. Der nunmehrige Leiter der auswärtigen Politik nämlich warf ihm außer seinen Sympathien für die Whigs ganz besonders vor, daß er mit Holland den Barrierenvertrag abgeschlossen, in welchem auch von dieser Macht die protestantische Thronfolge in England garantirt wurde. Mr. St. John nahm keinen Anstand, dem im Haag sehr wohl bewanderten Herrn von Bothmer rund heraus zu sagen, daß der Tractat den Interessen der englischen Nation so

[1]) „J'ay taché de leur dissimuler ce que j'ay fait" etc. Letzte chiffrirte Depesche aus London vom 7. Juli.

sehr zuwider laufe, daß, wenn man eine Ahnung davon gehabt hätte, im Parlament sofort Lärm geschlagen worden wäre. Er zweifelte nicht, daß die Rüge in der nächsten Session nicht ausbleiben würde. Auf Bothmer's Einwurf, daß man dem Vertrage denn doch die Festigkeit zu verdanken hätte, mit welcher die Niederlande den Krieg fortführten und daß es schon deshalb nöthig wäre, eine Meinung, wie die eben vernommene, nicht ruchbar werden zu lassen, entgegnete der verschlagene Minister, daß er sich nur im vollen Vertrauen geäußert haben wollte, während dem Gesandten sehr wohl bekannt war, wie doch schon andere darum wußten. Mit Recht befürchtete er, der Hof zu Wien würde daraus Vortheil ziehen und Anlaß nehmen, um auch seinerseits die Auflösung eines Bündnisses zu besiegeln, dem sämmtliche Mitglieder bis dahin die namhaftesten Erfolge zu verdanken gehabt hatten.

Am 23. Juni wurden endlich die Ernennungen und Standeserhöhungen in der „Gazette" veröffentlicht. Earl Poulett, bis dahin das nominelle Haupt der Schatzkammer, machte dem Grafen von Oxford Platz und wurde dafür Lord Steward. Dem Herzoge von Buckingham, der mit St. John auf einem guten Fuße stand, wurde das Aufgeben dieses Postens und die Uebernahme der Präsidentschaft des Geheimen Raths mit einem höheren Einkommen versüßt. Zum letzten Mal wurde ein Kleriker, Bischof Robinson von Bristol, Lord Privy Seal, nachdem er freilich den größten Theil seines Lebens sich mit Staatsangelegenheiten befaßt hatte. Als jetzt endlich Lord Raby aus dem Haag eintraf, um demnächst als Earl von Strafford und Townshend's Nachfolger dorthin zurückzugehen, hieß es in der Stadt allgemein, ein Friedensschluß stünde bevor, was denn allerdings die Minister nicht wahr haben wollten. Bothmer hatte wenigstens mit Recht behauptet, daß für den im Augenblick wichtigsten Posten, den im Haag, eine Null wie Paget, von dem die Höflinge munkelten, nicht designirt worden, und gab selbst die Hoffnung nicht auf, daß sich sein Freund Lord Halifax unter den Commissaren befinden würde. Sehr bezeichnend aber ist sein Stoßseufzer in der Depesche vom selben Tage: „Es ist leider nicht mehr die Fähigkeit der Menschen (la capacité des hommes), welche gegenwärtig bei Vertheilung der Aemter bestimmend ist." Lord Oxford bildete sich eben Cabinet und Dienst, wie sie den Interessen der von ihm eroberten Herrschaft und seiner Gunst bei der Königin entsprachen. Darin war weder für einen Tory-Führer, wie den Earl von Nottingham, noch für den gesinnungsvollen und gesetzkundigen Whig Lord Somers Platz, von denen der eine es im Herzen, der andere freimüthig und offen mit Hannover hielt.

An demselben 23. Juni erfolgte denn endlich auch durch Königin Anna in Person die Prorogation des Parlaments nach einer Session von ganz ungewöhnlicher Dauer. Der hannoverische Gesandte hatte, wie seine Berichte gleichfalls darthun, ein scharfes Verständniß für die Thätigkeit und die gesteigerten Vorrechte dieses hohen Raths Großbritanniens entwickelt. Namentlich bei zwei Anlässen scheint er die Verhandlungen besonders aufmerksam verfolgt zu haben. Der von Harley am 15. Mai den Gemeinen vorgelegte Finanzplan, nach welchem die Staatsschulden den Gläubigern zu sechs Procent verzinst und sie selber zu einer Gesellschaft mit der Anweisung auf ein Handelsmonopol in der Südsee

incorporirt wurden, erschien für die Gegenwart um so blendender, als das Publicum der gestürzten Regierung blindlings vorwarf, die öffentlichen Rechnungen zum Mindesten mit großer Sorglosigkeit geführt zu haben. „Obgleich die Acte wegen der Lotterie", meldete Bothmer seinem Herrn am 22. Mai, „noch nicht passirt worden, so ist dieselbe dessenungeachtet bereits voll von Propositionen, welche Mr. Harley ohnlängst gethan, die Schulden des Königreichs abzutragen. Es wird zwar unterschiedlich darüber geurtheilt, jedoch scheinen die Meisten davon zu halten, es werde damit zu Stande kommen, und dann das Parlament kurz nach dem Fest prorogirt werden können." Da nun das Parlament mit seiner Beistimmung nicht zurückhielt, so gingen die neuen Actien im Vergleich zu der im Jahre zuvor veranstalteten Ziehung so gewaltig in die Höhe, daß die Nachfrage, die sich sofort auch bis Hannover erstreckte, nicht befriedigt werden konnte. Schon am 27. März schrieb Bothmer dem Grafen Bernstorff: „Man glaubt, daß die bereits über mehr als 1 500 000 Pfund Sterling ausgegebenen Scheine noch vermehrt werden sollen, um das Geld nicht zurückzuweisen. Niemand freilich weiß, wer unter den Darlehnenden der erste und der letzte ist. Aber eine zweite Lotterie wird dies Mal nicht stattfinden, weil man den Ausgang eines neuen Feldzugs im Auge hat." Uebrigens waren unter der Hand doch noch genug Scheine zu haben; denn, wie Bothmer am 21. April der alten Kurfürstin Sophie rieth, die sich ebenfalls betheiligen wollte, aber nicht Geld genug eingeschickt hatte, war es noch immer Zeit, die Summe bis auf 100 Pfund zu erhöhen, um eine Actie zu kaufen. Auch ließen sich die alten Scheine gegen die der neuen Ziehung austauschen.[1])

Ein anderer Gegenstand, welcher das Parlament mehrfach beschäftigt hatte, war die Postverwaltung. Die Gemeinen zeigten sich nicht wenig aufgebracht über die große Freiheit, welche sich die Regierung mit dem Briefgeheimniß nahm. Die Tories vom October-Club forderten geradezu, daß alle Postbeamten hinfort eidlich beschwören sollten, sich nun und nimmer an Briefen zu vergreifen. Als Mr. St. John lebhafte Vorstellungen erhob, daß das Ministerium in große Verlegenheit kommen würde, wenn es sich die Hände dergestalt binden ließe, wurde der Vorschlag gemacht, daß, um die fragliche Befugniß zu ertheilen, in jedem einzelnen Fall ein schriftliches Mandat von einem der beiden Staatssecretäre vorliegen müsse. Aber auch dies schien den das Staatsruder führenden Herren noch nicht zu genügen und Bothmer zweifelte daher sehr, ob sie sich überhaupt ihre Willkür durch ein Statut würden beschränken lassen, das denn auch noch über hundert Jahre später, im Sommer 1844, als Sir James Graham die Briefe Giuseppe Mazzini's hatte öffnen lassen, als zu einem solchen Act den Staatsanwalt berechtigend in Anspruch genommen worden ist. Unter Königin Anna handelte es sich außerdem um eine Erhöhung des Briefporto's, das, wie überhaupt die Revenuen der Post, durch das Statut von 1711 dem Kronfiscus entzogen und fortan den öffentlichen Fonds einverleibt wurde.

Ehe jedoch der Herr von Bothmer, der nur in besonderer Mission nach London gegangen war und sich am 3. Juli bei der Königin Anna verabschiedete,

[1]) Kemble a. a. O.

die Rückreise nach dem Haag antrat, wo er für die nächste Zeit viel nöthiger am Platze war, hatte er noch einige besondere Geschäfte seines Herrn abzuwickeln. An Stelle des bis dahin in London functionirenden Agenten, Wilhelm Beyrie, der wegen seines Alters in Pension ging, wurde Herr Kreyenberg vorgestellt. Außerdem aber hatte sich der Gesandte unter Mitwirkung dieser Beamten die im Jahre 1706 deponirte geheime Urkunde, durch welche im Voraus ein Regentschaftsrath im Fall des plötzlichen Ablebens der Königin designirt worden, zurückgeben zu lassen, um dafür eine andere unter denselben Sicherheiten niederzulegen, in welcher die Zahl der Lords-Oberrichter noch vermehrt wurde. Interessant ist die hierüber in einer geheimen Depesche vom 30. Januar begegnende Notiz: „Lord Somers hat mir gesagt, daß, da die geheime Acte der Frau Kurfürstin, welche sich hier in triplo befindet und in welcher Ihre Kurfürstl. Durchlaucht einige Persönlichkeiten dieses Königreichs nach dem Tode der Königin als Regierung ernannt, vor der Union Englands mit Schottland aufgesetzt ist, die Schotten mit einem gewissen Anschein von Recht dagegen Einwendung erheben könnten, und daß es ihm daher rathsam erscheine, eine neue Nominationsacte auszufertigen." Bothmer stellte seine Bedenken entgegen, denen Somers und Halifax beizupflichten schienen. Indeß am 6. März bescheinigte er, daß er die bisher von Beyrie in Verwahrung gehaltene Acte nebst einer Verschreibung von 375 000 Thalern an sich genommen habe. Nach Lord Somer's Rath hat dann in der Folge die Ersetzung durch ein anderes Instrument stattgefunden und ist dies fortan bei Kreyenberg hinterlegt worden.

Erst nachdem alle diese Geschäfte erledigt waren, schiffte sich Bothmer auf einer königlichen Jacht wieder nach Holland ein, nicht gerade mit sehr erfreulichen Aussichten in die Zukunft der großen Angelegenheit, der er mit aufopfernder Treue diente. Noch in seiner letzten Depesche vom 7. Juli hatte er ausdrücklich hervorgehoben, daß er mit Lord Halifax in vollem Einverständniß verbleibe und das Vertrauen habe, auch der kurfürstliche Hof werde diesen englischen Staatsmann mit Freuden als Friedenscommissar neben ihm wirken sehen. Vier Jahre und einige Monate, Wechselfälle, die mehr als einmal jede Hoffnung auf das Zustandekommen der Succession zu vernichten schienen, lagen dazwischen, bis er im Gefolge seines Herrn, König Georg's I., abermals nach England kam, als der einzige unter den deutschen Ministern, welcher mit den dortigen Verhältnissen vertraut war und daher an der ersten Einrichtung der Dynastie besonders auch der Vergebung der Aemter, welche den Whigs zufielen, hervorragenden Antheil nahm[1]).

[1]) Hierher der jüngere Ilten bei Bodemann, S. 159.

Reinhold Pauli.

† 3. Juni 1882.

Biographisches Nachwort

von

Professor **Ferdinand Frensdorff** in Göttingen.

Als im Juni v. J. die voranstehenden Blätter[1]) hier anlangten, um der Durchsicht ihres Verfassers unterworfen zu werden, trafen sie mit der Nachricht zusammen, daß sich soeben sein Auge für immer geschlossen habe. Am letzten Tage der Pfingstwoche war er in Bremen gestorben. Wie regelmäßig in den letzten zehn Jahren, so hatte er auch in diesem an der Pfingstversammlung des Hansischen Geschichtsvereins Theil genommen. Während der Tage in Hannover, dem diesmaligen Vereinigungspunkte, widmete er sich wie immer den Arbeiten und Unternehmungen der Gesellschaft mit voller Liebe und Hingebung. Wie fröhlich begrüßte er die alten Genossen, wie lebhaft wies er uns auf die Schönheiten und Eigenthümlichkeiten der in den Räumen des königlichen Staatsarchivs, die ihm in den letzten Jahren so heimisch geworden waren, ausgelegten Urkunden und Handschriften hin, wie fesselte ihn wieder die Sammlung historischer Porträts in Herrenhausen, namentlich das herrliche, lebensgroße Bild Pitt's, und noch am letzten Tage unseres Zusammenseins, auf dem Ausfluge nach Hameln, wie erfreute ihn der Besuch der Münsterkirche und der Blick auf die lachende Landschaft! Wohl waren einzelne Anzeichen von Schwäche während dieser Tage hervorgetreten, er klagte über Schmerzen, die ihm das Gehen verursachte. Sobald er aber zur Ruhe gekommen, zeigte seine Laune den Freunden wieder ihr altes wohlbekanntes Gesicht, und Niemand hegte weitere Besorgniß. War er doch nie krank gewesen, und kannten ihn Alle nur als einen frohen Mann im Vollbesitz seiner Kraft. Ohne Krankheit ist er denn auch heimgegangen. Ein Herzschlag, der ihn in der Nacht vom 2. zum 3. Juni in Bremen traf, wohin er sich zum Besuche seiner Verwandten begeben, machte seinem Leben ein

[1]) Die „Deutsche Rundschau", deren treuer Mitarbeiter seit ihrer Begründung Reinhold Pauli war und der es vergönnt ist, eine seiner letzten Arbeiten zu veröffentlichen, verdankt ihm, außer gelegentlichen literarischen Besprechungen die beiden größeren Aufsätze: „Thomas Cromwell, der Hammer der Mönche" (Band VIII, S. 28—59, Juli 1876) und „Maria Tudor, Königin von Frankreich" (Bd. XXIV, S. 190—208, August 1880). Eine Sammlung von Aufsätzen Pauli's, unter ihnen auch die genannten, wird demnächst bei S. Hirzel in Leipzig erscheinen.

Die Redaction.

Ende. Die Untersuchung ergab eine schon länger ausgebildete Erkrankung des Herzens, die voraussichtlich schwere Leiden herbeigeführt haben würde. Der rasche Tod hat sie ihm erspart.

Pauli war eben — am 25. Mai — 59 Jahr alt geworden. Die meisten seiner Bekannten verwunderte es bei Empfang der Todesnachricht zu hören, daß er ein angehender Sechziger war; sein Aussehen, seine geistige Frische, sein ganzes lebhaftes Wesen ließen ihn um ein Jahrzehnt jünger erscheinen.

Wohl war es Mühe und Arbeit gewesen dies Leben, von früher Jugend bis in die letzten, ihm vergönnten Tage; aber Mühe und Arbeit voll Freudigkeit! Mit gewissenhaftestem Ernste hatte er seines Amtes als Lehrer wie als Schriftsteller gewaltet, gern seine Pflicht erfüllt, fern von moderner Ruhmredigkeit, ein abgesagter Feind alles Streber- und Gründerthums, das sich nun auch auf wissenschaftlichem Gebiete auszubreiten anfängt.

Und dies Leben galt einem schönen, hohen Ziele. Unentwegt ist er ihm treu geblieben, und die Erfolge, die er errungen, verdankt er dem consequenten, folgerichtigen Weiterschreiten auf der Bahn, die er von früh auf sich vorgezeichnet. Als ihn zu Anfang der fünfziger Jahre Lappenberg dazu ausersah, die von ihm begonnene Geschichte von England fortzuführen, wies er zur Rechtfertigung seiner Wahl auf Reinhold Pauli's hanseatische Herkunft, seinen mehrjährigen Aufenthalt in England und seine eben erschienene Arbeit über „König Aelfred" hin, in der er sich als ein begabter Jünger der historischen Schule bewährt habe.

Pauli war kein geborner Hansestädter; er stammte aus Berlin, wo sein Vater Pastor an der Werder'schen Kirche war. Aber schon in seinem dritten Lebensjahre kam er mit dem Vater, der in dem preußischen Agendenstreite seine Stelle niedergelegt hatte und nach Bremen berufen war, in die alte Hansestadt, „civitas illa vetusta probisque moribus ornata", wie er sie einst in einer akademischen Lebensbeschreibung bezeichnet hat. Und er ist ihr, in der er den größten Theil seiner Schulzeit verbrachte und nun seine letzte Ruhestatt gefunden, immer zugethan geblieben. Der Sinn für ein kraftvolles Bürgerthum, für Freiheit der Verfassung und des Handels, Anhänglichkeit an ehrenfeste Familiensitte, tiefinnere Religiösität haben ihn von da ab durch sein ganzes Leben begleitet. Dem Staate seiner Geburt war er mit Kopf und Herz ergeben. Er jubelte auf, als ihm in seinen Studentenjahren nach manchen Schwierigkeiten die Naturalisation gelang. In guten wie in bösen Tagen hat er zu Preußen gehalten. Das Stramme, das Militärische des Staatswesens war ihm durchaus sympathisch, und in seine eigene Natur ging nicht wenig davon über; die größte Exactheit und Pünktlichkeit, eine Ordnungsliebe, wie sie selten bei deutschen Gelehrten angetroffen wird, waren ihm eigen. Keinen der preußischen Herrscher schilderte er so gern und so warm als Friedrich Wilhelm I. Auch die Begeisterung für das Waffenhandwerk zeichnete ihn unter den Genossen seines Standes aus. Schon von der Universität brachte er die Lust der Lieder und der Waffen mit, und sein ganzes Leben hat er an den alten Freunden und ihrer Vereinigung gehangen. Aus der Berliner Freiwilligenzeit bewahrte er sich das lebhafteste Interesse für militärische Einrichtungen und Personalien. Allen Zuhörern haftet ein Toast in der Erinnerung, mit dem er nach dem glorreichen Kriege im Frühjahr 1871

die Officiere des neu in die Universitätsstadt einziehenden Regiments begrüßte und die Verbrüderung der Waffen und der Wissenschaft pries im Anschluß an ein berühmtes Capitel des Don Quixote, „des ersten Buches nach der Bibel," wie er sagte. Es bildete seine Lieblingslectüre, und eine kleine spanische Ausgabe stand ihm stets zur Hand auf seinem Schreibtische.

Dem elterlichen Hause, dem Aufwachsen in Bremen verdankte er eine frühe Vertrautheit mit englischer Sprache und Sitte. Nach Beendigung seiner Studien in Bonn und Berlin kam er, 24 Jahr alt, als Hauslehrer einer schottischen Familie, der er durch seinen Lehrer Trendelenburg empfohlen war, nach England. Als sich nach anderthalb Jahren das Verhältniß löste, blieb er auf den Rath seines Vaters im Lande und suchte Oxford, Cambridge, London zu gelehrten Studien geschichtlicher und sprachlicher Art auf. Dieser Entschluß war entscheidend für seine ganze Zukunft. Er hat es immer als ein Glück gepriesen, das Jahr 1848 und die nächstfolgenden auf jener insula felix verlebt zu haben, die allein von den Stürmen der Revolution unberührt blieb. In dieser Zeit erkannte er, was er als Beruf und die Aufgabe seines Lebens zu ergreifen hatte. Unter den Gegenständen seines Studiums, der Geschichte, der alten und neuen Philologie hatte ihn immer die erstere am meisten gefesselt, und keiner seiner Lehrer einen Einfluß auf ihn gewonnen wie Ranke. Die Geschichte des englischen Volkes zu erforschen, um sie der eigenen Nation, der jenes nach Ursprung, Geist und Glauben so nahe verwandt, darzustellen, setzte er sich von nun ab zum Ziel. Auf dieser Verbindung von England und Deutschland, dieser Erfassung der englischen Geschichte mit den Mitteln der modernen deutschen Geschichtswissenschaft beruht seine Stellung in der Literatur. Und wie wir ihm die gründliche Kenntniß der wichtigsten Partieen englischer Geschichte danken, so erkennen die Engländer willig an, wieviel ihnen von ihrer eigenen Geschichte durch seine Arbeiten erschlossen ist. Die vollständigste und gründlichste Darstellung der Geschichte des englischen Mittelalters von der Thronbesteigung der Plantagenets im Jahre 1154 bis zum Tode Heinrich's VII. im Jahre 1509 liegt in drei 1853—58 erschienenen Bänden von seiner Hand vor. Es sind darin Urkunden und Acten der englischen Staatsarchive benutzt, von denen nicht wenige zuerst durch ihn entdeckt sind. Den Zutritt zu diesen Schätzen verdankte er einer ausgebreiteten persönlichen Bekanntschaft mit den angesehensten Männern der Wissenschaft in England, die ihm durch die Beziehungen vermittelt und erleichtert ward, in welche er 1850 zu Bunsen, dem damaligen preußischen Gesandten in London, trat. Zunächst als Privatsecretär für dessen wissenschaftliche Unternehmungen beschäftigt, diente er ihm dann auch in seiner amtlichen Thätigkeit und lernte in dem gastlichen Hause des Ministers die hervorragendsten Persönlichkeiten des Landes kennen. Seiner Verehrung für Bunsen gab er gern warmen Ausdruck, und das schöne Denkmal, das er ihm in der „allgemeinen deutschen Biographie" errichtet, legt zugleich Zeugniß ab, wie hoch er die oberste Tugend des Historikers, die Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, hielt. Bunsen hat er auch seine erste Schrift gewidmet: „König Aelfred und seine Stellung in der Geschichte Englands". In trüben Tagen deutscher Politik, zwischen dem November 1848 und dem October 1850, entstanden, ist sie zunächst für Deutsche im Sinne deutscher Forschung geschrieben, um das Bild eines Monarchen zu

zeichnen, der sein Land kraftvoll und in Freiheit aufrichtet, hat sich aber auch in England Anerkennung und Beifall verschafft, wie zwei Uebersetzungen der nächsten Jahre erweisen. Um größere Arbeitsmuße zu gewinnen, legte er 1852 die Stelle bei Bunsen nieder, blieb aber noch drei Jahre lang in England. Erst im Sommer 1855 kehrte er nach Deutschland zurück, habilitirte sich als Privatdocent der Geschichte in Bonn, folgte zu Ostern 1857 einem Rufe als Professor nach Rostock, von wo er nach zwei Jahren als Nachfolger Max Dunckers nach Tübingen ging. Bekannte Vorgänge des Jahres 1866 machten seiner Wirksamkeit in Württemberg ein Ende. Nach einer zweijährigen Lehrthätigkeit in Marburg nahm er einen Ruf nach Göttingen an, dem er die letzten zwölf Jahre seines Lebens angehörte. Der großen Arbeit seiner jungen Jahre, die der Erforschung des englischen Mittelalters galt, entspricht das Werk seines reifen Mannesalters, das der neuern Geschichte Englands von 1815—1852 gewidmete dreibändige, 1864—1875 erschienene Buch, das einen Bestandtheil der von S. Hirzel in's Leben gerufenen „Staatengeschichte der neuesten Zeit" bildet, wie jenes frühere der Heeren-Ukert'schen Sammlung angehört. Auch in diesem Werke hat er es sich angelegen sein lassen, den lautersten Quellen der Geschichte nachzugehen und neben den Bunsen'schen und Cobden'schen Papieren ist es ihm vergönnt gewesen, die Depeschen des preußischen Gesandten während der Jahre 1827—1841, Heinrich's von Bülow, für seine Darstellung zu benutzen. Es ist hier nicht der Ort, die Schriften Pauli's vollständig zu verzeichnen und zu charakterisiren. Aber auch diese Bemerkungen dürfen nicht die beiden Bücher unerwähnt lassen, die am raschesten geeignet sind, den Leser mit der Eigenthümlichkeit des Autors vertraut zu machen, und zeigen, in wie hohem Grade er die Gabe anschaulicher, geschmackvoller, farbenreicher Darstellung besaß. Es sind das die „Bilder aus Alt-England", zuerst 1860 und 1876 in zweiter Auflage erschienen, und die 1869 gesammelten Aufsätze zur englischen Geschichte.

So sehr sich Pauli in englisches Wesen eingelebt, Land und Leute kennen und lieben gelernt hatte, er blieb sich immer bewußt, wohin er gehörte. Er sprach und schrieb englisch wie ein Engländer, aber sein Herz hörte nie auf deutsch zu schlagen. Bei allen England zugewandten Studien und Arbeiten dachte er sich doch vor allem seine Landsleute als Hörer, als Leser. Mit besonderem Interesse mußte er alles verfolgen, was die internationalen Beziehungen zwischen Deutschland und England betraf. Schon während der ersten Jahre in der Fremde sammelte er in den englischen Archiven die urkundlichen Zeugnisse für die politischen und commerciellen Zusammenhänge der beiden Länder. Als in Deutschland die Arbeiten für die Geschichte der Hanse einen Mittelpunkt an dem 1871 in Lübeck begründeten Hansischen Geschichtsverein fanden, wurde er eines seiner thätigsten Glieder, trat in den Vorstand desselben und betheiligte sich an den Versammlungen mit seinen Vorträgen wie an der Zeitschrift mit seinen Aufsätzen. Kaum eine andere deutsche Universität konnte einem Manne von der wissenschaftlichen Stellung Pauli's einen so willkommenen Platz bieten wie Göttingen. Hier, wo einst zuerst englische Literatur und Sprache gründliche Pflege und hingebende Begeisterung fand, wo Dahlmann gelehrt hatte, war für ihn die rechte Stätte des Wirkens und Schaffens. „Das weiße Roß, nach dem

schon Hengist und Horsa sich genannt, springt heute noch im Wappen von Braunschweig-Lüneburg wie in dem der Grafschaft Kent", heißt es in seiner Tübinger Inauguralrede vom 27. October 1859. Die Beziehungen Hannovers zu England, die Geschichte der Succession des Hauses Hannover, die einst schon Spittler, den großen Vorgänger auf dem Göttinger Katheder, beschäftigt hatten, waren es, die ihn die letzten Jahre seines Lebens vorzugsweise in Anspruch nahmen. Glücklicher als sein Vorgänger, dem eine ängstliche Zeit den besten Theil der Quellen verschloß, fand er den ungehinderten Zutritt zu den Archiven. Mitten aus dem fruchtbarsten Wirken an dieser Aufgabe, aus dem Verwerthen und Ausbeuten der gesammelten Schätze hat ihn der Tod abberufen. Wir dürfen von Glück sagen, daß er rasch entschlossen einen Theil des neu gefundenen Materials noch zu bearbeiten und zur Darstellung abzurunden Zeit gefunden hat.

Das Wort der Erinnerung, das wir dem Freunde hier haben nachrufen dürfen, können wir nicht besser schließen als mit dem Wunsche, daß, da er nicht mehr mit seinem belebenden Wort, mit der Energie seines anfeuernden Wesens unter uns wirken kann, seine Werke fort und fort ihren belehrenden und anregenden Einfluß ausüben mögen. Sie bergen einen Schatz unerschöpfter geschichtlicher Erkenntniß. Aber sie mögen auch dazu beitragen, das zu fördern, was ihm immer am Herzen lag, das Zusammenstehen und Zusammenwirken der beiden alten Stützen der germanischen Welt!

Aus zwei annectirten Ländern.

Erzählungen eines deutschen Officiers.

12.

Alfred hatte für ein Jahr Urlaub. Er wollte den Süden kennen lernen und nach Italien abreisen, war zum Todestage seines Vaters nach Stade gefahren und wollte von dort meine Eltern nach dem holsteinischen Gute begleiten, wo die Hochzeit des Capitäns und Demoiselle Charlotte's, zu der wir alle eingeladen waren, bevorstand. Wichard holte mich in Hannover ab.

Als wir auf dieser Fahrt allein im Coupé waren und an dem Kloster Lüne vorbei fuhren, sagte ich: „Die Damen müssen adelig sein."

„Das wird wohl auf der Stiftungsurkunde beruhen und ist nicht zu tadeln. Es sind ja auch Klöster hier im Lande, für welche diese Bedingung nicht besteht. Daß der Adel seine Rechte conservirt, ist ihm nicht zu verdenken, auch gut für den Staat, so lange sie nicht widersinnig geworden sind."

„Die Aebtissinnen der adeligen Klöster haben Generalmajors-Rang und die der bürgerlichen Obersten-Rang, das ist doch lächerlich," bemerkte ich.

„Es klingt lächerlich. Jede Etiquette kann so aufgefaßt werden, fördert aber die Ordnung und ist insofern zweckmäßig. Meine Schwester hat einen Klosterplatz in Preetz, meine dänische Cousine in Vallö, dessen Damen Kammerherrn-Rang haben. Deshalb würde Adele der Cousine den Vorrang ganz selbstverständlich lassen, wenn sie bei einem Ceremoniell zusammenträfen, was freilich in Folge der politischen Trennung nicht geschehen wird. Lächerlich dagegen ist es, wenn die Lebenden sich auf die Vorzüge, welche sie vergangenen Geschlechtern verdanken, etwas einbilden, was man bei dem hannoverschen Adel so häufig wahrnimmt. Darin ist der holsteinische Adel gebildeter. Auch er hält übrigens streng auf seine Satzungen, vielleicht zu streng. So können manche Familienstatute, obgleich sie einer guten Absicht entsprungen sind, große Härten zur Folge haben. Unser Familienstatut verlangt zum Beispiel, daß der Erbe meines väterlichen Guts erstens Protestant ist, wovon unter keinen Umständen abgewichen werden kann, was ich ganz in der Ordnung finde; aber zweitens, daß derselbe nur eine ebenbürtige Dame heirathet. Eine andere Ehe kostet ihm den Besitz, wenn einer der Agnaten es verlangt. Dies mag in einzelnen Fällen unwürdigen

Verbindungen vorbeugen und dem Adel durch den fortgesetzten Zusammenhang der Standesgenossen Stärke verleihen; aber Felicia's glückliche Ehe wäre schwerlich zu Stande gekommen, wenn ihr Mann einen großen Grundbesitz zu erwarten gehabt und durch die Verbindung mit dem bürgerlichen Mädchen verloren hätte."

In Hamburg trafen wir mit meinen Eltern und Alfred und auch mit Wichard's Bruder Christian zusammen. Mein Vater war fröhlicher, der Abgang des Ministeriums Borries hatte ihm einen Stein vom Herzen genommen. Christian war ein schöner junger Mann geworden; er sah aus, wie Wichard vor einigen Jahren. Sein Bruder Friedrich hatte auf die persönliche Theilnahme an dem Hochzeitsfeste wegen der weiten Reise von München verzichtet. In der heitersten Stimmung fuhren wir weiter und gelangten, an der Eisenbahnstation vom Baron erwartet, nach dem Gute.

O Glück der Freundschaft! Wie eine Sonne schmückst und erwärmst du unser Leben, dein Licht macht die guten Stunden reizender und läßt in den bösen unser Herz nicht erkalten. Die Freundschaft führte die glücklichen Menschen zusammen, welche das gastliche Schloß jetzt beherbergte.

Es war eine Freude, den Capitän und Demoiselle Charlotte zu betrachten. Hell und befriedigt glänzten seine Augen. Dankbar für die ihm bewiesene Freundschaft und ruhig, weil er sie verdient, sprach er sich aus. Man sah dem kräftigen Manne nicht an, daß er die Mitte der Funfziger erreichte. Auch die zweiundvierzigjährige Braut schien von der Freude verjüngt. Anspruchslos und herzlich sprach sie von ihrem Glück, ohne Ziererei und mit Würde ging sie auf kleine Neckereien ein.

Der Baron und mein Vater, die Baronin und meine Mutter waren gleich wieder in dem alten, vertraulichen Verhältniß. Die vierzigjährige Freundschaft hatte die beiden Männer zu Brüdern gemacht und die beiden Frauen fühlten sich auf's Neue von einander angezogen.

Wärmer noch, doch nicht so ruhig schlugen die Herzen der Kinder bei dieser schönen Zusammenkunft. Clotilde und Adele, mit gleicher Schönheit geschmückt, waren und gaben sich sehr verschieden. Das zarte Antlitz meiner Schwester spiegelte die Weichheit ihres Gemüths ab, die anmuthige Scheu in ihrem Benehmen gegen die Freunde entsprang der Besorgniß, unwahr zu sein. Adele war ein Bild edler weiblicher Kraft, die nur vor der eigenen Leidenschaft Furcht hat. Stolz und geistvoll und doch in einzelnen Augenblicken träumerisch, sich selbst vergessend, schien sie nach dem Höchsten zu streben. Ohne Gefallsucht, bereit Alle zu erfreuen, erfüllte sie mein Herz mit Hoffnung und reizte es zur Eifersucht.

Als wir in dem Zimmer, wo die Baronin die Abendstunden am liebsten verbrachte, vor dem großen Kamin, in welchem ein helles Feuer prasselte, uns versammelten, rückte Christian einen Fauteuil für Demoiselle Charlotte mit den Worten zurecht: „Mademoiselle, mademoiselle, je suis triste!"

„Pourquoi?"

„J'ai dit Mademoiselle pendant trois lustres et cela cessera après-demain."

„Ah drôle!"

„Ich habe in voriger Woche in Hamburg zwei neue Pferde gekauft; einen großen Rappen, der für Dich passen wird, Wichard," sagte der Baron. „Der kritische Herr Capitän hat diesmal den Handel gebilligt."

„Ja, ja," lachte dieser, „die Pferde! Den Preis habe ich nicht erfahren. Ein tüchtig Pferd, der Rappe; für jedes Gewicht."

„Du bist gut, Vater. Darf ich den Rappen reiten?"

„Und ich das andere?" fragte Christian.

„Das andere ist für Dich zu leicht. Es sind ja Pferde genug im Stall. Ich dachte, ein Pferd für Adele daraus zu machen; aber meine Tochter hat keine Lust zu reiten."

„Besondere Neigung habe ich nicht, ich kenne es ja aber noch nicht und lerne es gern, wenn Du es wünschest," entgegnete Adele.

„In Berlin reiten viele Damen," erzählte Christian. „A propos, Ernst, Alfred! der Graf Eberhard ist brillant beritten."

„Sitzt aber nicht gut," meinte Wichard. „Schade, er ist ein so schöner Mann. Zu Fuß sieht er viel besser aus. Unsere hannoversche Schule fehlt da."

„Na, na," antwortete Christian. „Ihr schont zu sehr. Die Campagne-Reiterei ist doch famos in Preußen."

„Wohin reisen Sie zuerst, Alfred?" fragte Adele.

Man kam nun auf Italien zu sprechen. Wichard holte die Mappen mit den Bildern herbei, welche sein Vater in Italien gesammelt hatte und erklärte die letzteren in gefälliger Weise. Clotilde, die sehr aufmerksam zuhörte, unterbrach ihn einmal, da sie wahrnahm, daß Alfreds Augen auf ihr ruhten. „Das Alles werden Sie sehen, Alfred!" rief sie freundlich aus. Bei mehreren Bildern ergriff auch der Baron das Wort, um Einzelnes hervorzuheben und es Alfreds Aufmerksamkeit zu empfehlen. Als das Gespräch allgemeiner wurde, zeigte es sich, wie genau dieser über das Land, welches er besuchen wollte, bereits unterrichtet war, so daß die Baronin sagte: „Sie haben die Reise schon in Ihrer Stube mit Nutzen gemacht."

„Ein Jahr ist kurz, da muß man sich um so sorgfältiger vorbereiten."

„Gewiß," äußerte der Baron; „doch auch dann ist es schwierig, mit der Zeit auszukommen. Ueberall wird man festgehalten."

„Alfred wird es anders als uns ergehen," meinte jetzt Wichard. „Uns wurde die Trennung von jedem Orte schwer, ihn wird immer der Reisedrang vorwärts treiben."

„Er wird mich verlassen, wenn ich an einem Orte glücklich bin. Daß ich ohne Aufenthalt nach Rom fahre und meine zweite Station in Neapel nehme, wirst Du billigen. Dort mag mein Plan sich weiter entwickeln."

„Weiter, über das Meer," sagte Wichard.

„Ueber das Meer?" rief Adele fast erschrocken. „Ja, ich führe auch über das Meer," setzte sie gelassen hinzu; „aber von Italien über das Meer? Da ist ja nichts mehr, als Afrika!"

Wir lachten und Wichard rief: „Das ist noch recht viel."

„Viel Land, viel Sand," entgegnete sie.

„Ich denke mir," sagte jetzt meine Mutter, „daß der Fremde in Rom

mit allen Sinnen, in Neapel hauptsächlich mit den Augen genießt und hoffe deshalb, daß Alfred uns aus Rom Gedichte, aus Neapel Zeichnungen schickt."

Am anderen Morgen begannen die Vorbereitungen für den Hochzeitstag. Guirlanden und Lampions wurden auf dem Schloßhofe angebracht und der große Hausflur des Schlosses mit Bäumen und Blumen aus den Gewächshäusern geschmückt. Die Dienerschaft hatte Hilfe bekommen, Tafeldecker und Küchenpersonal waren in voller Thätigkeit.

Der Capitän zeigte uns die Wohnung, welche der Baron in der freigebigsten Weise für ihn eingerichtet hatte. „Ihrer Freundschaft zunächst verdanke ich mein glückliches Loos," sagte er meinem Vater. „Sie brachten mich unter das Dach Ihres Freundes, hier habe ich einen neuen Wirkungskreis und eine liebe Gefährtin gefunden. Nichts würde mir fehlen, wenn Sie hier lebten."

Als wir wieder in den Schloßhof traten, bemerkten wir den Cantor Zephirius, der auf uns gewartet hatte. Wir gingen zu ihm und Vater bedankte sich bei ihm für die Freundlichkeit, welche er Clotilde, die meine Eltern nun mit nach Stade zurücknehmen wollten, erwiesen hatte. Zephirius, statt zu antworten, drückte meine Hand und sah uns verlegen an, als wisse er nicht, wie er sich ausdrücken solle. Endlich fragte er meinen Vater: „Wollen Sie Ihr Fräulein Tochter wirklich abholen? Fräulein Adele und ihre Eltern trennen sich nicht gern von Fräulein Clotilde."

Wichard und Christian drückten ihre Zustimmung zu dieser Betheuerung aus.

„Ich aber auch nicht," sprach lachend mein Vater.

„Sie und die Mutter auch nicht," antwortete Zephirius, indem er mit einem forschenden Blick zu meines Vaters Gesicht hinauf sah. Dann fuhr er bedenklich fort: „Aber für das Kind ist das Leben hier gesunder."

Da jetzt der Baron aus dem Schlosse trat, der mit Vater einen Spaziergang nach dem neuen Hause am See machen wollte, sagte letzterer: „Ja, das Leben hier ist gesund," nickte dem Cantor zu und entfernte sich. Nun wandte Zephirius sich kopfschüttelnd ab und sah so traurig aus, daß ich ihm nachlief um ihm noch einmal die Hand zu geben.

Dann faßte Wichard mich mit den Worten unter den Arm: „Wir wollen unsere Schwestern in den Park holen. Komm' Alfred! Komm' Christian!"

„Du wolltest ja den Rappen reiten."

„Ach! Thu' Du es für mich. Komm' Alfred!"

„Ich komme nach," rief dieser und folgte dem Cantor; ich glaubte, um in seiner Art mit dem eigenthümlichen Manne noch ein Gespräch zu führen.

„Wo ist Alfred?" fragte Adele, als wir vor dem Schlosse im Park zusammentrafen.

„Er kommt nach, er war im Gespräch mit dem Cantor."

„Er ist ja ebenso wenig musikalisch wie ich," meinte Adele und ging mit mir voran. Wichard und Clotilde folgten uns.

„Solche Freundschaft wie zwischen Ihnen Dreien ist schön," setzte Adele die Unterhaltung mit mir fort. Das begreife ich, seit ich in Clotilde eine Freundin gewonnen habe."

„Da wird Clotilde Ihnen wohl fehlen?"

„Wie sehr! Ach, wenn wir zusammenblieben! — Die Eltern wollen mit mir im Winter nach Schwerin, da soll ich zum erstenmal in die große Gesellschaft. Das wird mir kein Vergnügen machen. Viel lieber bliebe ich hier, Ernst."

Ich legte diese Aeußerung mir günstig aus und wurde sehr fröhlich. Da sah Adele mich plötzlich an und fragte in ihrer bestimmten Weise: „Weshalb reist Alfred fort?"

„Nun — aus Wissensdrang."

„Sie sind ein verschwiegener Freund."

„Gewiß bin ich dies, aber von Alfred ist gar nichts zu verschweigen."

Fragend blickte sie mich an. Sie führte uns immer auf die nächsten Wege am Schloß; ich merkte wohl, damit Alfred uns gleich fände.

Nun kam Christian in der Reitallee auf dem Rappen.

„Da ist das neue Pferd Deines Bruders," rief hinter uns Clotilde. Wir blieben stehen.

„Drücke Dich doch nicht so unbestimmt aus," sagte Adele. Clotilde erröthete.

„Es paßt für Dich, Wichard," fuhr sie fort. „Setze Du Dich einmal darauf."

Die Brüder tauschten und Wichard ritt das Pferd in zierlichen Wendungen den Damen vor. Er sah vortrefflich dabei aus.

Dann sprang er ab. „Da hat Vater ein herrliches Thier für mich gekauft. Jetzt muß auch der Dritte seine Kunst zeigen." Ich that dies gern, stieg auf und producirte nach meinem Gefühl mich sehr gut. Dabei dachte ich mit einem kleinen Triumph, daß dieses Alfred nicht so gut gelungen sein würde; denn er war wohl ein sicherer, aber kein eleganter Reiter. Nun übernahm Christian das Pferd wieder und ritt lustig weg. Wir setzten unsern Spaziergang fort.

„Es ist ein Vergnügen, stattliche Männer zu Pferde zu sehen," fing Adele an. „Damen gehören nach meinem Geschmack nicht dahin. Wie denken Sie darüber?"

„Es kommt darauf an, wie sie es machen. Es kann graziös und schicklich sein und auch das Gegentheil davon."

„Ich will es lernen. — Wichard paßt gut zum Officier und Sie sind mit Ihrem Beruf zufrieden. Das habe ich in Hannover gemerkt. Alfred ist es nicht. Reist er deshalb?"

„Er hat Thatendrang. Der kleine Friedensdienst füllt ihn nicht aus."

„Weshalb ist er denn Soldat geworden?"

„Weshalb bin ich es geworden? Es hat sich so gemacht. Die Väter wünschten es."

In diesem Augenblicke kam Alfred auf dem Seitenwege um das Schloß. Adele erblickte ihn ebenso früh wie ich, schien ihn aber nicht zu bemerken und kehrte um.

„Er ist übrigens ein ausgezeichneter Officier," fuhr ich fort, „und wird sich hoffentlich dereinst ganz befriedigt fühlen."

„Ihre Studien müssen auch sehr interessant sein. Wenn Sie davon

erzählten, wurden Sie zuweilen ganz eifrig. Die deutschen Befreiungskriege vor funfzig Jahren, die uns der Capitän vorgelesen und erklärt hat, haben mich enthusiasmirt. Doch, Gott sei Dank! die Kriege sind aus der Welt."

„Sieh', Alfred!" sprach jetzt Clotilde hinter uns. Ich sah ihm an, daß er sich zur Heiterkeit zwang.

„Hat Zephirius geplaudert?" fragte Adele.

Die Frage überraschte Alfred. „Geplaudert?" fragte er freundlich zurück und sah meine Schwester an.

„Ich glaubte, er hätte von unserem kleinen Hochzeitsscherz gesprochen," antwortete Adele, „zu dem er die Musik componirt hat."

„Nein. Davon weiß ich nichts. Bitte, erzählen Sie."

„Ach, Sie werden es ja sehen und hören," entgegnete Adele.

„Adele hat einen niedlichen Gedanken gehabt und ihn in sehr hübsche Verse gebracht," sprach jetzt Clotilde.

„Das hättest Du nicht verrathen sollen," fiel Adele ein. „Alfred ist ein sachverständiger Kritiker."

Im munteren Gespräch gingen wir weiter. Alfred versuchte zu scherzen. Ihn quälte etwas. Doch die Anderen bemerkten es nicht.

Um die Mittagsstunde begannen die Gäste einzutreffen, welche der Baron zu der Hochzeit eingeladen hatte, die Freunde Eichborn's und andere Familien von Gutsbesitzern und Beamten, mit denen Wichards Eltern in Verkehr standen und der Capitän befreundet war. Junge Herren waren nicht dabei, aber außer Bertha von Eichborn noch drei junge Damen. Ihnen mußten wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden, womit wohl nur Christian zufrieden war. Erst beim Schlafengehen war ich mit Alfred allein.

„Was ist Dir mit Zephirius begegnet? Die Unterredung mit ihm scheint Dich verstimmt zu haben."

Er besann sich eine Weile, bis er anfing: „Ich hatte Grund zu der Annahme, daß seine Besorgniß für Deine Schwester nicht allein aus der bevorstehenden Trennung von ihr und ihrer Musik entspringe. Ich brachte das Gespräch auf Clotildens Gesundheit." —

Ich sah ihn erstaunt an. Er fuhr fort: „In seinem kleinen Garten ging er eine Zeit lang schweigend neben mir. Dann blieb er vor einem Baume stehen, der merkwürdiger Weise noch belaubt ist. „Sein Nachbar" — er wies auf den Baum daneben und sprach, obgleich wir allein waren, leise — „ist jünger, von derselben Art und hat doch kein Blatt mehr. Wenn der Herbstwind das Laub von den Bäumen schüttelt, so trauern wir wohl um die verlorene Luft; wir konnten es aber nicht anders erwarten und wundern uns gar, daß dieser Baum noch so frisch aussieht. Zu solchen Ausnahmen kann ich mich zählen bei meinem hohen Alter. Aber wenn im Frühling ein kalter Wind die Blüthen vernichtet, haben wir da nicht Grund zur Klage? Und meine Schwester, der Name Clotilde schon erinnert mich an sie, sie hieß Mathilde, die Blume meiner jungen Jahre, ist so geknickt. O, wie schön spielte sie! Und dabei freute ich mich über ihre rothen Wangen, ihre durchsichtigen Finger und hatte nicht arg, daß der Wurm in ihr nagte, bis er sie auf's kurze Sterbelager warf.

An sie, die vor bald funfzig Jahren mir genommen wurde, erinnert mich immer Fräulein Clotilde. Sie hat dieselbe Gestalt, dasselbe Wesen. Und darum bin ich so angst, so angst." —

Hier schwieg Alfred.

„Aber, theurer Freund, rief ich aus, „des Cantors trauriges Erlebniß ist doch keine Veranlassung, für meine blühende Schwester zu fürchten!"

„Es wäre es nicht, wenn nicht ein anderes hinzukäme. Nicht Euer Hausarzt, aber der alte Tiedemann hat einmal meinem Vater gesagt, Clotilde müsse sorgfältig beachtet werden, ihre Brust sei schwach." —

„Sie ist ja auch sorgfältig beachtet worden. Den alten Tiedemann in Ehren, aber Deine Furcht halte ich für unbegründet. Clotilde ist zart, im Vergleich zu Adele scheint sie es noch mehr. Auch wäre es wohl gut, daß sie der regen Geselligkeit im kleinen Stade noch entzogen bliebe. Hier im Schlosse sind die Pläne für den Winter indeß gemacht. Was räthst Du?"

„Wir können nichts Andres thun, als Deine Eltern in vorsichtiger Weise aufmerksam machen. Das wollen wir aber nicht versäumen."

Wir haben dies auf der Rückreise gethan. Meine Eltern hatten schon beabsichtigt, Clotilde im kommenden Winter noch von den Gesellschaften fern zu halten, wenngleich den Forderungen ihres Umgangskreises schwer zu widerstehen sein würde. Dieser Schwierigkeit wurden sie, wie ich bald zu erzählen haben werde, in unerwarteter Weise enthoben.

Jene Nacht verlief fast schlaflos für mich. Die Gedanken an meine Schwester beunruhigten mich mehr, als ich zugegeben hatte. Dazu kamen die Eindrücke des Tages, meine heftiger werdende Neigung zu Adele und in Bezug auf den guten, sorgenden Alfred der Kampf der Freundschaft mit der Eifersucht. Ich konnte ihm nicht mehr wie früher Alles sagen und so war es auch mit Wichard. Was uns Freunde am innigsten erfüllte, verschwiegen wir uns nun. Adele liebte Alfred, ich konnte es nicht länger bezweifeln. Und dann wieder Clotilde. Sie liebte nicht den treuen Alfred, sie liebte Wichard, der sich um sie mehr, als er sollte, bemühte. Der arme Alfred, die arme Clotilde! Und ich. Und Adele! — Nach welchem Glück verlangten wir alle und was stand uns bevor?

Am andern Morgen suchte ich vor der ersten Zusammenkunft der Schloßbewohner Zephirius auf. Er dauerte mich und ich wollte, so viel ich könnte, vor diesem Freudentage die Sorge um Clotilde von ihm nehmen. Er war schon in der Schule, nicht um Unterricht zu ertheilen, denn dieser war für heute ausgesetzt, sondern um für die von ihm eingeübten Aufführungen noch eine Generalprobe zu halten. Deshalb ließ er mich in das Schulzimmer nicht eintreten und empfing mich auf der Diele. Ich sagte ihm alles Freundliche. „Ja, ja," sprach er, „es wird so gut sein. Ich sollte hier zufrieden sein, die Menschen sind gut und unter den jungen finde ich immer einige Singvögel; aber — habe ich nicht Recht gehabt, als ich Ihnen vor Jahren sagte, aus Ihnen könnte etwas werden? Nun, Sie haben wohl nicht Zeit gehabt, Ihre Anlagen zu entwickeln. Sie und Ihre Schwester sind von derselben Art. Aus Ihrer Schwester ist etwas geworden. Wenn sie die Orgel spielt und ich höre auf dem schönsten Platze der Kirche zu,

dann ist es, als ob die Engel im Himmel musiciren. Nun ja, es wird so gut sein. Wenn Sie können, lassen Sie Fräulein Clotilde wieder kommen."

In der Kirche war kein Platz unbenutzt, auch draußen standen noch Viele, als wir zum feierlichen Zuge uns ordneten und unter den Klängen der Orgel dem Brautpaar nach dem blumengeschmückten Altar folgten. Zephirius' Kirchenchor sang, dann sang die Gemeinde und darauf hielt der Pastor die Traurede, welche den Umständen würdig angepaßt und nicht zu lang war. Ein anderer Chorgesang beendete die kirchliche Feier und Orgelspiel begleitete das getraute Paar beim Austritt aus der Kirche.

Das Hochzeitsmahl im Schlosse verlief auf die freundlichste Weise. Während desselben ertönte ein Männergesang, welchen die Bauersöhne unter des Cantors Leitung zur Huldigung des neuen Paares draußen anstimmten. Nach aufgehobener Tafel wurden der Capitän und Frau Charlotte von dem Baron und der Baronin in die Halle zu einem vorbereiteten Platze geführt. Und nun stellte sich der Kirchspielvogt an die Spitze einer aus den Ortschaften der Umgegend entsandten Deputation, welche eine Vase überreichte, auf deren Vorderseite das Bild der Düppeler Höhen mit Angabe des Tages, an welchem der Capitän dort seine schwere Verwundung erlitt, auf der Rückseite die Widmung mit dem heutigen Datum sich befand. Hierauf kam der Oberinspector mit den Beamten des Barons, die eine gleiche Vase mit dem Bilde des Schlosses und dem Tage, an dem vor vierzehn Jahren der Gefeierte hier eingetroffen war, darbrachten.

Als auch hierfür der herzlichste Dank ausgesprochen war, begann Zephirius auf dem Flügel einen feierlich heiteren Marsch, unter dessen Klängen junge Bäuerinnen in die Halle schritten und sich vor dem Capitän und Frau Charlotte aufstellten. Sie begleiteten ihre Gabe mit Declamation und Gesang.

Die Erste sprach:

Wir spannen und webten für's eigene Haus,
Dem Liebsten zur freundlichen Gabe.
Noch ist er nicht kommen, noch blieb er mir aus,
Der böse, der herzige Knabe.

Der Chor sang:

Doch unsere Freundin, sie freiet den Freund,
Vom Linnen, vom Drell, was am weißesten scheint,
Das wollen dem Paare wir reichen.

Die Zweite sprach:

Ach! Was in der Lade das Beste auch sei,
Es würde für sie kaum sich schicken.
Drum spinnen wir feiner und weben auf's neu,
Dem Paare die Tafel zu schmücken.

Der Chor sang:

Mit fleißigen Händen, mit dankbarem Sinn
Vollbrachten das Werk wir. Nun nehmet es hin,
Von unserer Liebe ein Zeichen.

Die beiden hübschen Sprecherinnen und nicht minder der Chor hatten ihre Sache gut gemacht, die Musik des letzteren war sehr melodisch und klang wie ein frischer Vorgesang anmuthend. Die Aufführenden empfingen Dank und

Lob, und Zephirius, dessen Mühe und Kunst das Fest auf das Angenehmste verschönt hatten, von allen Seiten Anerkennung.

Nun begann in der Halle ein lustiges Leben. An guter Bewirthung fehlte es nicht, und nicht an Musik zum Tanze.

Adele kam zu Alfred und mir. Ich lobte ihr Gedicht, sie blickte mich freundlich, dann Alfred fragend an. Dieser sagte: „Es ist gut gelungen. Sie haben die Verse den ausführenden Kräften richtig angepaßt, sie leicht und kurz gestaltet. Und der Wechsel von Sprache und Gesang schickt sich zu dem Inhalt."

Nun strahlte ihr Gesicht von Genugthuung.

Da tanzte Wichard schon mit der ersten Sprecherin dahin, Christian mit der zweiten folgte.

„Tanzen Sie auch mit den Bauermädchen," bat Adele. „Nachher tanzen wir zusammen."

So verlief die Hochzeit auf dem Gute. Noch einen Tag blieben wir dort. Wir hätten uns ganz dem Frohsinn hingeben sollen; aber den beiden Freundinnen und uns drei Freunden wurde das Herz immer schwerer.

13.

Die Ernennung eines neuen Ministeriums ließ lange auf sich warten und erfolgte erst im December dieses Jahres 1862. Unter den neuen Ministern waren drei allgemein geachtete Männer: von Hammerstein für das Innere, Erxleben für die Finanzen und Lichtenberg für den Cultus. Daß Windthorst als Justizminister wieder zu officiellem Einfluß gelangte, rief Besorgnisse hervor; denn die Katholiken hatten viel neuen Boden im Lande gewonnen. Und daß der Minister des Auswärtigen, Graf Platen, in dem neuen Ministerium verblieb, schien denjenigen, welche die deutsche Frage nicht mit der Gleichgültigkeit der großen Menge betrachteten, bedenklich. Letztere wünschte indeß vor Allem Besserung der inneren Verhältnisse und in dieser Beziehung versprachen die drei ersten Namen Gutes.

Der Kriegsminister war dem Publicum am gleichgültigsten. Hannover hielt seine Armee für Bundeszwecke; der Bund mochte dafür sorgen, daß sie gut sei. Daß sie jemals für Hannover allein gebraucht werden könnte, war undenkbar. Waren die Ausgaben für das Militär so gering wie möglich, so waren die hannoverschen Politiker in diesem Punkte befriedigt.

Der Kriegsminister von Brandis hatte sich in allen Ministerien des Königs Georg zu conserviren gewußt. Er hatte schon in der Legion gedient und das Greisenalter erreicht, sein Körper war jedoch rüstig. Er hatte sich stets als eifriger Royalist dargestellt und hierdurch die Gunst des Königs gewonnen. Er spielte gern Karten und nahm an den eigentlichen Lebensinteressen der Armee nicht Theil. Das Commando und die Verwaltung waren getrennt und von jenem hielt der Kriegsminister sich zurück. Eine den Ansichten des Königs nicht genehme Meinung hat er schwerlich jemals ausgesprochen. Auch hat der König seinen Rath wohl selten ernsthaft gefordert.

Die Commando-Angelegenheiten der Armee lagen fast ausschließlich in der Hand des General-Adjutanten von Tschirschnitz, eines fleißigen Militär-Bureau-

traten ohne hervorragende soldatische Begabung. Er hatte den unmittelbaren Vortrag bei Seiner Majestät und hierdurch das Wohl und Wehe der Officiere zum großen Theil in seiner Gewalt, was ihm Schmeichler, aber auch Feinde schuf. Da der König das Commando Allerhöchstselbst führen und bis in die Kleinigkeiten hinab sich informiren und entscheiden wollte, so war der Dienst des General-Adjutanten schwer und zeitraubend; letzteres besonders deshalb, weil bei dem Bestreben des Königs, die anderen Regierungssachen mit derselben Ausführlichkeit zu betreiben, das Warten im Vorzimmer viel Zeit kostete. Georg V. ließ oft seine Taschenuhr repetiren oder fühlte auf ihrem Zifferblatte nach der Stunde; dennoch riß ihn sein Geschäftseifer gewöhnlich weit über das bestimmte Zeitmaß hinaus.

Er wollte, daß seine Armee alte Eigenthümlichkeiten bewahre und freute sich, wenn letztere gerühmt wurden. Ein Anschluß an die anderen Bundes-Contingente wurde deshalb nicht eifrig erstrebt; im Gegentheil trachtete man, in der Armee einen specifisch hannoverschen Geist zu verbreiten.

Das neue Ministerium hatte eine hohe Beamtenstelle zu besetzen, die besonders wichtig war, weil in ihrem Geschäftsbereiche die Maßregeln des Grafen Borries zunächst und am meisten einer Aenderung bedurften. Diese Stelle, die man mit einer großen Selbständigkeit ausstatten wollte, wurde meinem Vater angeboten. Sein Pflichtgefühl ließ ihn keinen Augenblick zweifeln, daß er sie annehmen müsse. Die Wahl wurde von dem König gebilligt und die Ernennung erfolgte. Wenige Tage später war mein Vater in Hannover. Es war ihm schwer geworden, sein Amt, seine Freunde, sein Haus in Stade, wo er fast dreißig Jahr gewirkt hatte, zu verlassen. Das neue Amt trat er mit der Hoffnung an, dem Lande gute Dienste zu leisten. Daß der König ihn äußerst gnädig aufgenommen hatte, erhöhte sein Vertrauen.

Meine Mutter beschleunigte die Uebersiedelung und schon gegen Weihnachten war die Familie auf einem vorläufigen Fuße in Hannover eingerichtet.

Um diese Zeit besuchte Wichard, dessen Eltern mit Adele ihren Winteraufenthalt erst nach Neujahr in Schwerin nehmen wollten, mich auf seiner Weihnachtsreise nach Holstein. Am Abend waren wir bei meinen Eltern. Ueber sein und Clotildens Gesicht glitt, als sie sich wiedersahen, von dem Glück, welches sie empfanden, verstohlen ein Glanz. Auf der Rückreise wollte er einige Tage bei mir verweilen.

Zu Clotildens Geburtstag erhielt ich einen Brief von Alfred. Er schickte zum Geschenk für sie mehrere Skizzen aus Rom. Meine Schwester empfing sie mit dem Ausruf: „der gute Alfred!" Meiner Mutter ließ er sagen, das Herz sei ihm zu voll, um Gedichte zu machen. Er könne nichts thun, als mit den Augen aufnehmen. „Diese Stadt und der italienische Himmel über die Erwartung herrlich! Diese römische Welt, wie groß, wie groß! Ich muß mich hüten, hier nicht festzuwurzeln. Hier ist nur Genuß — und doch nicht Alles. Ich will mir so viel aneignen, als meine Seele tragen kann. Erst dann weiter." Am Schluß schrieb er: „Und doch denke ich oft an Hannover und ärgere mich, daß die Italiener von uns nichts wissen. Es bedarf einer weitläufigen Erklärung

und dann halten sie uns für Preußen. — An Euch denke ich immer. Wie ist es mit Clotilde? Schreibe mir Alles."

Wichard kam früher und blieb länger, als ich erwartet hatte. Dies wäre eine große Freude für mich gewesen, wenn ich nicht für Clotildens Herz, für beider Freunde Glück gefürchtet hätte. Sie und Wichard verbargen ihre Neigung, welche meine Mutter — Vater war seiner Geschäfte wegen selten lange bei uns — nicht zu bemerken schien. Wichard, der nur Leinau's und andere alte Regimentskameraden aufsuchte, war Abends fast immer an meiner Mutter Theetisch.

Auch dies ging vorüber.

Nach Neujahr kam die ganze Familie vom Kehdinger Gute nach Hannover. Onkel Georg führte seine Söhne den Commandeuren zu, in deren Regimenter sie eintreten sollten, Jobst in die Garde-du-corps und Günther in das Garderegiment. Bärte hatten sie schon und ihre Figuren paßten in eine große Truppe, besonders Jobst's gewaltiger Körper in den Küraß. Tante Anna übergab ihre Tochter Marie der Fürsorge Tante Balbina's.

Zu letzterer ging ich möglichst wenig, Abends gar nicht mehr. Meine Eltern nahmen sich Marie's und ihrer Brüder auf das Freundlichste an, vermieden aber einen intimen Verkehr mit Tante Balbina. Doch hörten wir, wie die Scenerie sich um diese verändert hatte. Für Felicia interessirte sie sich nicht mehr. Bei Seiner Majestät hatte sie während der letzten Saison in Norderney kein Glück gehabt. Der Consistorialrath machte ihr nur seltene Höflichkeitsbesuche. Herr Müller war nach Wien gereist; die bösen Zungen sagten, um sich dort adeln zu lassen. Tante Balbina suchte von Neuem die Gunst der Königin. Mit der Melanie war sie liirter als je, Herr Melet kam oft zu ihr, auch Timon besuchte sie jetzt.

Die Hoffnung, daß sich um Ihre Majestät ein edlerer Kreis sammle, war gering. Frau Elisabeth, welche für meine Mutter der liebste Umgang in Hannover wurde, war als Vorstandsdame des Henriettenstifts zuweilen bei der Königin, welche, wie man zu wissen glaubte, mehr als früher nach Menschen verlangte, denen sie ihr Vertrauen schenken könnte. Und letzteres würde ohne die entgegen wirkenden Einflüsse Frau Elisabeths gerades, klares und doch vorsichtiges und sanftes Wesen gewonnen haben. Sie selbst sprach von der Königin immer mit Wärme, von ihren Besuchen in Herrenhausen überhaupt aber nicht gern. Deshalb erfuhr ich, da Wichard mir fehlte, vom Hofe sehr wenig.

Da sah ich eines Nachmittags, als ich aus meiner Eltern Hause trat, den Pastor Friedemann. Er hatte mich in meiner Wohnung aufgesucht, ich führte ihn gleich zu meiner Mutter. Am Morgen hatte er den Schutzbrief des Herzogs Georg von Braunschweig-Lüneburg in Herrenhausen überreicht und war auf den Abend zu den Majestäten befohlen. Anderen Tages, als er bei uns aß, war er sonderbar niedergedrückt. Erst Vaters anregende Unterhaltung und nach Tisch Clotildens Musik brachte ihn wieder in die mittheilende, gemüthliche Stimmung, die ich in seinem Dorfe bei ihm kennen gelernt hatte. Auch er setzte sich an das Clavier und spielte sehr schön. Dann blieb er, ein angenehmer Gesellschafter, den ganzen Abend bei uns und erst hierauf schüttete er mir sein Herz aus.

Er hatte am Abend vorher bei den Majestäten nur Schauspieler getroffen, zwar die ersten Künstler und Künstlerinnen der Oper und des Schauspiels; aber immerhin, wie er meinte, für ihn eine überraschende Gesellschaft.

Wie meine späteren Erkundigungen ergaben, hatte die Schauspielerin Mira, die nicht mehr jung und wohl niemals schön gewesen, aber für ihr Fach höchst begabt war, diese Gesellschaften eingeführt.

Graf Eberhard war nach Hannover gekommen, hatte sich bei Hofe gemeldet und die üblichen Visiten abgestattet. „Man ist hier zugeknöpfter," sagte er mir. „Ich werde als Preuße kühl aufgenommen, der Unterschied gegen früher ist unverkennbar. Am Unbefangensten ist man in Ihrem Officiercorps." Er war bereits in einigen Messen Gast gewesen, ich lud ihn in meine Messe ein. Meine Regimentskameraden zeigten ihm nicht nur die größte Höflichkeit, sondern auch lebhaftes Interesse an der preußischen Armee. Er setzte bereitwillig die Reform derselben und ihre Nothwendigkeit auseinander. Mit großer Offenheit sprach er von den früheren Schäden und man fand es berechtigt, daß er die erreichten Verbesserungen mit Genugthuung hervorhob. Die warme Empfindung für sein Vaterland wirkte angenehm, und wenn auch der eine oder der andere der Zuhörer trotzdem gegen den Preußen etwas zurückhaltend blieb, auf die Mehrzahl machte er einen guten Eindruck. Ihm gefiel es bei uns, eine Stunde nach der anderen verlief im anregenden Gespräch. Wir wollten das Theater besuchen, um Devrient und die Bärndorf zu sehen, kamen aber erst hin, als der letzte Act begann. Nach dem Theater gingen wir in die nahe gelegene Georgs-Halle. Dort setzten wir uns in eines der kleinen Cabinette, in welchen man ungestört plaudern kann. Nach einiger Zeit war das Gespräch wieder bei militärischen Dingen.

„Das war doch eine todtgeborene Idee, die von der deutschen Mittelarmee," rief Graf Eberhard aus.

„Was war das? Ich weiß Nichts."

„Hier ist die Sache sehr geheim gehalten. In der gestrigen Abendgesellschaft glaubte ich wahrzunehmen, daß nicht einmal Ihr Kriegsminister etwas davon weiß. Mir ist sie in Berlin rückhaltlos erzählt worden und ich kann mit Ihnen unbedenklich davon sprechen. Seine Majestät Ihr König hat die Idee gehabt, die Armeecorps, welche von den deutschen Mittel- und Kleinstaaten gestellt werden, unter einen gemeinsamen Oberbefehl zu vereinigen."

„Sehr gut!" warf ich ein.

„Ja, aber Preußen sollte den Oberbefehl nicht haben und auch Oesterreich nicht, um Preußen nicht zu kränken."

„Wer sollte ihn haben?"

„Da fragen sie mehr, als ich beantworten kann."

„Die Idee einer deutschen Mittelarmee hat viel für sich. — Wie haben Sie Kenntniß davon bekommen?"

„Was nützten unsere Gesandtschaften an den deutschen Höfen, wenn sie in mehr als Jahresfrist dergleichen nicht erführen? Ihr allergnädigster Herr hat die süddeutschen Königreiche nicht richtig beurtheilt, sie haben abgelehnt. Sie

fühlen sich in der österreichischen Nachbarschaft behaglich und sicher genug. Der Plan ist also schon mit seinem politischen Theil gefallen."

„Hatte er noch einen anderen?"

„Einen, nehmen Sie es mir nicht übel, ebenso verfehlten militärischen. Die Mittelarmee sollte in stehenden Lagern ausgebildet werden. Nach der Ueberzeugung, welche man in Preußen hat und nach den Resultaten dieses Systems in Frankreich wäre dies keine glückliche Maßregel gewesen. Die Truppen aller deutschen Contingente sind recht brauchbar, es fehlt nur an dem Zusammenhang und der Führung. Führer großer Massen werden aber nicht ausgebildet, wenn man, wie bei den stehenden Lagern, immer auf demselben Boden manövrirt."

Dies Gespräch war peinlich für mich. Es interessirte mich auf's Höchste, aber mein hannoverscher Standpunkt war schwer zu behaupten. „Der Plan lehrt," äußerte ich, „daß der König die Nothwendigkeit erkennt, die Bundeskriegsverfassung auszubilden und dafür Opfer zu bringen."

„Das Erste gebe ich zu," erwiderte er. „Den Umfang der Opfer hätten wir erst kennen gelernt, wenn der Plan zur Ausführung gelangt wäre. Oder glauben Sie, daß Ihr Monarch von seiner Souveränetät etwas abzutreten geneigt ist?"

„Gewiß wird er die Unabhängigkeit seines Königreichs erhalten wollen. Und das Land selbst, welches sich in seiner Art blühend und selbstbewußt entwickelt hat, will auch fernerhin ein kräftiges, aber selbständiges Glied in dem Verbande der Nation bleiben."

„Da haben wir es!" warf er mir vor. „Wenn Alle so dächten, wenn auch der kleinste deutsche Souverän von seiner sogenannten Selbständigkeit Nichts abgeben, sondern Kriegsherr über sein Bataillon bleiben wollte, was könnte dann werden? Sie werden stehen bleiben, bis es zu spät ist. Preußen will den Fortschritt, so lange es Zeit ist. Preußen fordert, was für die Nation, für seine eigene eingeengte Existenz erforderlich ist: die Vereinigung der deutschen Staaten unter seiner diplomatischen und militärischen Führung."

„Sie sprechen ja wie unsere Fortschrittsleute, wie der Nationalverein! Sind Sie in Berlin so demokratisch?" sagte ich jetzt, um dem Gespräch eine scherzende Richtung zu geben.

„Wir in Berlin demokratisch?" Er lachte, indem er nach seiner Mütze griff. „Ist unsere Conflicts-Regierung demokratisch, ist unser neuer Ministerpräsident, Herr von Bismarck demokratisch? Lassen Sie uns aufbrechen, es ist Mitternacht. Ich bin nach Ihrem vortrefflichen Wein etwas lebhaft geworden. Einen scharfsichtigen Mann hat Ihr König jetzt in seinem Lande und den haßt er, den Herrn von Bennigsen!"

Die Gesellschaft des preußischen Kameraden, der mich vor seiner Abreise noch mehrere Male besuchte, regte mich auf. Der lebhafte, seiner Sache sichere Mann zeigte mir ohne Absicht, wie anders der große Staat seine Söhne fesselt. Und seine politischen Abschweifungen, denen ich nicht zustimmen konnte, so wenig ich sie zu widerlegen vermochte, brachten mich in Unruhe. Daß seine Darstellung der deutschen Verhältnisse der Ansicht einsichtsvoller und einflußreicher Männer

in Berlin entsprach, war nicht zu bezweifeln; denn er lebte in ihrem Kreise. Der preußische Oberbefehl, die preußische Spitze! Darum handelte es sich.

Das war es ja, was auch der Nationalverein forderte, dessen Anhänger bei uns für Feinde des Königs galten. Aurelius zeigte mir eine kleine anonyme Druckschrift, die unter dem Titel des hannoverschen Wappenspruchs „Nec aspera terrent" kürzlich zu Wahlzwecken in Hannover herausgegeben war. Darin wurden die Anhänger jener Idee auf das Schärfste verurtheilt. Wer für eine preußische Centralgewalt sei, könne nicht Freund unseres Königs und seiner Räthe sein, wurde darin behauptet.

Aurelius, dieser uneigennützige, kluge Mann, der an Hannover mit treuem Herzen hing, konnte kein Freund unseres Königthums sein, für dessen Erhaltung er den engen, den schützenden Anschluß an Preußen wünschte? Er, der leidenschaftslose, hochgeachtete Politiker, der die Ernennung der neuen Minister freudig begrüßt hatte, konnte kein Freund dieser Räthe der Krone sein?

Die Broschüre, welche unzweifelhaft in dem Sinne Georg's V. geschrieben war, rief wieder die leidige Frage hervor: Wer regiert bei uns, der blinde König mit Hilfe des Ministeriums oder mit Hilfe einiger dunkeler Gestalten? Man wußte nicht, wollen auch die neuen Minister sich so schroff stellen oder hat gegen ihren Willen das Preßbüreau mit so unversöhnlichen Worten das Tuch zwischen den Parteien zerschnitten?

Mein Vater arbeitete viel. Ich sah ihn wenig und dann sprachen wir nicht über Politik. Abends eine Stunde; dann suchten Mutter und ich durch lustiges Gespräch, Clotilde durch ihr Spiel ihn zu erheitern. Er bedurfte der Zerstreuung. In Stade gab er sich nach erfülltem Beruf seiner Muße hin, hier wollten die Gedanken an seine Geschäfte nicht von ihm weichen.

Meine Mutter lebte mit Clotilde sehr häuslich. Die unübertrefflichen Concerte im Concertsaale des Hoftheaters unter Joachim's Direction, sowie des letzteren Quartett-Soireen besuchten sie regelmäßig; dann und wann auch die Opern, welche mit dem Sänger Niemann und anderen ausgezeichneten Kräften in vollendeter Weise zur Aufführung gelangten. Zuweilen und gewöhnlich zu ganz unpassender Zeit, doch immer gern gesehen, kam Otto Heinrich Lange, um mit Clotilde zu spielen oder auch nur, um sich auszusprechen. Sein herrlicher Schloßkirchenchor, den er gebildet hatte, bereitete ihm große Sorge. Durch irgend welchen Umstand hatte ein Göttinger Musikdirector die königliche Gunst erworben. Der König hielt dafür, daß dieser Mann werth sei, über Otto Heinrich Lange zu stehen und ernannte ihn zum Capellmeister und Dirigenten des Schloßkirchenchors, dessen Gesanglehrer Otto Heinrich Lange bleiben mochte, wenn er wollte. Und er hatte gewollt, um sein Kind weiter zu pflegen, nun aber mehr Kummer als Freude davon.

Vom königlichen Hofe sahen wir nicht viel. Die Majestäten lebten mehr wie sonst in kleinen Cirkeln. Der Königin sagten große Lustbarkeiten nicht mehr zu und Repräsentationsfeste, für welche sie niemals Neigung hatte, brauchten nicht stattzufinden, weil fremde fürstliche Personen, selbst nahe verwandter Höfe, nicht nach Hannover kamen. Um über die Grenzen der eigentlichen Hoffähigkeit hinaus eine königliche Gastfreiheit zu üben, ließen die Majestäten in dem Concert-

saale und den anstoßenden Räumen des Hoftheaters einige Bälle geben, die sehr glänzend waren und auf denen lustig getanzt wurde. Das Publicum nannte sie „Mamsellenbälle". Meine Mutter und Clotilde nahmen daran nicht Theil. Sie hatten sich nicht vorstellen lassen.

Auf einem dieser Bälle stand ich in der Nähe meines Vaters, der mit anderen hohen Beamten sich unterhielt, als der König sich dieser Gruppe näherte. Der Flügeladjutant winkte einen nach dem anderen der Herren zum Gespräch mit Seiner Majestät heran und nannte zuletzt leise den Namen meines Vaters. Da machte der König eine schnelle Wendung und ließ sich wegführen. Der Vorfall war, wie mir nicht entgehen konnte, auch Anderen aufgefallen. Mein Vater war empfindlich berührt. Er sagte kein Wort, ging anscheinend gleichgiltig in einen anderen Saal, verließ aber bald das Fest.

Am folgenden Morgen ging ich früh zu ihm. „Du kommst," so redete er mich sehr ruhig und herzlich an, „um Dich zu erkundigen, wie die Ungnade Seiner Majestät mir bekommen ist. Schlecht! Nicht um meiner Person, sondern um meiner Sache willen. Als man mich hierher berief, gab man mir die Versicherung, daß ich unter dem Minister selbständig sein solle. Schon mehrere Male sind auf Umwegen, aber im Allerhöchsten Auftrage, Wünsche an mich gelangt, deren Erfüllung gegen meine Pflicht gewesen wäre. Daß ich sie verweigerte, ist übel vermerkt worden, wie Du gestern Abend gesehen hast. Und diesmal wird es nicht vorübergehen, wie das erste Mal, gleich nach dem Regierungsantritt des Königs, wo ich Aehnliches erlebte."

So kam Eines zum Anderen, um mich nachdenklich zu machen. Die unbefangene Jugendzeit war dahin. Die Sorgen des reiferen Alters traten ein, die Sorge um das Vaterland, die Sorge um die Meinigen und die Freunde. Denn ich glaubte immer mehr zu erkennen, daß meine sanfte, stille Clotilde Wichard und nicht Alfred liebe. Und ich — ich mußte immer an Adele denken. — Sie schrieb aus Schwerin oft und eigentlich nicht froh an Clotilde, obgleich sie dort, wie wir von anderen Seiten hörten, sehr gefeiert und umworben war. Jetzt waren ihre Eltern mit ihr nach dem Gute zurückgekehrt.

Um diese Zeit wurden in den Straßen Hannovers Extrablätter der Zeitungen ausgerufen. Wer eines gelesen hatte, war überrascht. Die Neugierde wuchs. Man sah viele erstaunte Gesichter. Der König von Dänemark hatte am 30. März das Herzogthum Schleswig den dänischen Provinzen incorporirt. Die Dänen meinten, das Band, welches Schleswig und Holstein zusammenhielt, sei jetzt morsch genug geworden, um es ganz zu zerreißen. Sie wollten fernerhin keinen staatlichen Unterschied mehr zwischen Schleswig und dem übrigen Dänemark machen, Schleswigs Sonderrecht sollte ausgelöscht sein.

Das war ein Schlag in's Angesicht Deutschlands, so unerhört, wie er nur gegen eine schwache Nation gewagt werden, eine so übermüthige Handlung, wie nur von den Eiderdänen einem Friedrich VII. zugemuthet werden konnte. Das entrüstete deutsche Volk gerieth in Aufregung und verlangte Genugthuung. Der deutsche Bund mußte jetzt einen Beweis seiner Lebensfähigkeit geben oder untergehen.

Der Baron hatte eine Reise angetreten, um nach seinen Kräften für Schles-

wig-Holsteins Recht zu wirken. Er kam auch nach Hannover, wohin er Wichard beschieden hatte. Die Abende brachten beide bei meinen Eltern zu. Der Baron hatte die bayrische und die sächsische Regierung bereit gefunden, das Unrecht an den Herzogthümern gut zu machen, dagegen den Weg, welchen Preußen einschlagen werde, nicht erkennen können. Die Anschauungen in den regierenden Kreisen Berlins gingen noch weit aus einander. Die Männer der Kreuzzeitungs-Partei waren einer Unterstützung Schleswig-Holsteins abgeneigt, weil die Liberalen sie forderten. Die klarer sehenden Conservativen suchten nach Mitteln, den Herzogthümern zu helfen, ohne Preußen zu exponiren. Wie der Ministerpräsident von Bismarck dachte, hatte der Baron nicht erfahren können. Von Hannover erwartete letzterer Nichts, von unserem Minister des Auswärtigen sagte er nur: „Platen ist verdrießlich, daß er mit dieser Sache abermals behelligt wird. Er fürchtet, daß er nicht länger dänische Politik treiben könne."

Als an einem dieser Abende über die hannoverschen Zustände gesprochen war, rieth der Baron meinem Vater, den Abschied zu nehmen. „Du paßt nicht hierher," sprach er, „Dein Gewissen ist zu empfindlich. Du wirst Dich aufreiben. Ultra posse nemo obligatur. Geh' ab und zieh' in mein neues Haus. Das wird Dein Leben verlängern und auch meines: denn treuen Freundes Nähe kräftigt, zumal in der Einsamkeit."

„Soll ich das sinkende Schiff verlassen?" rief mein Vater fast vorwurfsvoll aus, ohne doch den Vorschlag ganz zurückzuweisen, der seine und meiner Mutter Gedanken so sehr beschäftigte, daß sie nicht bemerkten, wie freudig überrascht Clotilde und Wichard aussahen. Und auch mir klangen die Worte des Barons tief in das Herz hinein, beglückend und beklemmend. Ich würde mehr in Adelens Nähe sein; aber wie möchte das Schicksal meiner Schwester sich gestalten, welche Schmerzen waren uns Allen aufbewahrt?

Von unseren Erlebnissen setzte ich Alfred in Kenntniß, nach Neapel schickte ich ihm eine Sammlung von Zeitungsausschnitten über die Schleswig-Holsteinische Sache.

Augenblicklich lag Nichts vor, was meinen pflichttreuen Vater zu dem wichtigen Schritte, seinen Abschied zu erbitten, genöthigt hätte. Der Baron und Wichard reisten ab und bei uns schien mit der äußeren Stille auch größere Ruhe in die Gemüther zurückzukehren. Im Glanze der Frühlingssonne vergaß man leichter die Wolken, obgleich sie nicht verschwunden waren.

Nach Königsgeburtstag reiste ich zur Landesvermessung ab, diesmal nach einem Landstädtchen, welches von der Eisenbahn entfernt an einer Chaussee lag, auf welcher täglich eine Post west- und eine ostwärts fuhr. Bei dem Posthalter, der in Ermangelung eines Postmeisters mit dessen Titel angeredet wurde, logirte ich mich ein. Sein Haus war eines der wenigen, die über dem Erdgeschoß noch eine Etage hatten. In dieser bekam ich meine Wohnung. Unter mir war die Gaststube, welche den Honoratioren des Ortes als Clublocal diente. Sie war so geräumig, daß außer einem alten Billard noch mehrere Tische Platz hatten. Auf dem einen lagen die „Hannoversche Zeitung", die „Zeitung für Norddeutschland" und der „Hannoversche Courier". Hier versammelten sich Abends die Herren, in deren Gesellschaft ich mich zuweilen begab, so daß ich mehr Unter-

haltung als im vorigen Jahre hatte und mit meinem Aufenthalt ganz zufrieden war.

Nicht so mein guter Heinrich Lang, der Minna Kort nicht vergessen konnte, stiller und noch häuslicher als früher geworden war und jetzt die Tage bis zu seiner Entlassung aus dem Dienste zählte. Dann wollte er nach Diepholz, um seinem alten Vater im Handwerk beizustehen und vielleicht, so mochte er denken, einen eigenen Hausstand zu gründen.

Im Club war die Unterhaltung gewöhnlich lebhaft und wenn politisirt wurde, platzten die Parteien auf einander und Einer schonte den Andern nicht, mit Ausnahme des Arztes Holle, der wie ein Weltweiser über den Streitenden stand.

Die einzige politische Angelegenheit, über welche alle Clubmitglieder einig waren, betraf Schleswig. So viel hatte Jeder von der verwickelten schleswig-holsteinischen Frage im Gedächtniß behalten, daß die Herzogthümer nicht getrennt werden dürften, und es galt für unbestreitbar, daß die letzte dänische Herausforderung bestraft werden müsse. Man erwartete, ohne viel darüber zu reden, daß Etwas geschehe.

Dagegen ließ ein ganz neues Ereigniß die Verschiedenheit der politischen Standpunkte um so deutlicher erkennen. Eines Abends hörte ich die Unterhaltung im Clubzimmer so ungewöhnlich laut, daß ich eine große Begebenheit vermuthete. Ich begab mich deshalb hinunter. Die Herren standen in lebhafter Unterhaltung, der Advocat Kunze gesticulirte mit einer Zeitung. Neben ihm standen der Doctor Bellermann und der Advocat Schuch, die ihr Billardspiel unterbrochen hatten, mit den Queues in der Hand. Der Bürgermeister, Senator und Postmeister bildeten eine andere Gruppe. Nur der alte Doctor Holle und der Förster saßen, ruhig weiter rauchend, auf ihren gewöhnlichen Plätzen.

„Hier ist das Neueste, Herr Lieutenant," sagte, als ich eintrat, der Postmeister, indem er die Zeitung aus der Hand des Advocaten Kunze nahm und mir reichte. „Ein neues deutsches Reich!"

„Dies deutsche Reich — daß Gott erbarm'! —
Sollte heißen deutsches Arm',"

rief der Advocat Schuch und schwang sein Queue.

Als ich sie verwundert anblickte, trat der Bürgermeister mit freudestrahlendem Gesicht zu mir und sprach: „Im Ernst, der Kaiser von Oesterreich will den deutschen Bund reformiren."

„Und dann hat es mit den preußischen Kniffen ein für allemal ein Ende," setzte der Senator hinzu.

„Nehmen Sie hier Platz, Herr Lieutenant! Lesen Sie ruhig," rieth der alte Doctor Holle.

Ich las nun, daß der Kaiser von Oesterreich die deutschen Souveräne zu einem Fürstentage nach Frankfurt a. M. eingeladen hatte, wo er denselben Vorschläge zu zeitgemäßen Aenderungen der Bundesverfassung machen wollte.

„Das ist ja etwas ganz Neues! Oder hat schon früher etwas in der Zeitung gestanden?" fragte ich.

„Kein Wort!" erwiderte der Senator. „Die deutschen Souveräne werden

es unter sich abgemacht haben. In Frankfurt ist nur der feierliche Schlußact. Herrlich, herrlich!"

„Der großdeutsche Verein wird es gemacht haben," meinte der Postmeister. „Ich habe es immer gesagt, der kam zur rechten Zeit."

Der Advocat Kunze schlug ihn auf die Schulter: „Dann haben Sie auch ein Verdienst. Den Nationalverein hat die königliche Post nicht protegirt."

„Das wäre auch!" rief der Senator. Man lachte. Die politische Gegnerschaft hatte hier der Freundschaft noch nicht geschadet.

Jetzt legte der Bürgermeister seine Arme auf der Brust zusammen, setzte die Füße auseinander, wiegte sich vor- und rückwärts und sprach mit wichtigem Ton: „Angenehm ist es, daß die preußische Spitze aus den Zeitungen kommt. Sie hat uns lange genug, den Einen so, den Andern so, beunruhigt. Oesterreich ist immer die deutsche Vormacht gewesen, der Kaiser hat seine Aufgabe begriffen. Lassen wir den Hader! Unter der neuen Reichsfahne werden wir Alle im Frieden leben."

„Man trägt das Wild nicht nach Hause, ehe man es geschossen hat," sagte hierauf der Förster und der alte Doctor Holle nickte zustimmend.

Ich war für den folgenden Tag von einem adeligen Gutsbesitzer, dessen Gut in meinem Aufnahmeterrain lag und der kürzlich von Reisen zurückgekehrt war, zum Mittagessen eingeladen. Ich fand dort außer der Gutsherrschaft und mehreren Damen einen Regierungsrath von der Landdrostei und den Amtmann des königlichen Amtes, in welchem das Gut lag. Auch hier bildete der Fürstentag in Frankfurt fast den ausschließlichen Gegenstand des Gesprächs. Der Gutsbesitzer, der Regierungsrath und alle Damen waren von dieser Nachricht hoch erfreut, sei es, weil eine innigere Verbindung mit Oesterreich ihren conservativen Anschauungen am meisten entsprach, sei es, weil wirklich ihr patriotischer Sinn von der Erwartung eines kräftigeren Deutschlands erwärmt war. Der Amtmann, ein hannoverscher Amtmann der alten Schule, der grob und recht sein Amt verwaltete, von seinen Eingesessenen gefürchtet und geliebt wurde und immer seine Meinung, früher selbst dem Minister Grafen Borries, gerade heraus sagte, äußerte sich heute, im Gegensatz zu den Andern, skeptisch, wie gestern Abend im Städtchen der Förster.

Der Frankfurter Fürstentag war eine sehr merkwürdige Begebenheit. Daß die erste Nachricht davon Freude, ja Enthusiasmus hervorrief, zeigte, wie allgemein die Nothwendigkeit einer Aenderung der deutschen Zustände empfunden wurde und zugleich, wie unklar die Vorstellungen hierüber waren. Wenige Tage änderten die Scene vollständig. Der König von Preußen hatte seine Theilnahme an dem Fürstentage verweigert, der Kaiser von Oesterreich tagte ohne ihn in Frankfurt.

Am Abend, als dies bekannt geworden war, sagte der Förster: „Es kommt mir vor, wie zwei Hunde, die noch zusammengekoppelt sind. Der eine will davonrennen und der andere schmeißt sich hin. Am Ende beißen sie sich einander."

Jede folgende Nachricht ließ die Anhänger des Nationalvereins den Kopf höher tragen. „Ohne Preußen geht es nicht," behauptete mit größerer Bestimmtheit als zuvor der Advocat Kunze. Nach und nach wurde bekannt, daß die

österreichische Diplomatie den Zeitpunkt für gekommen erachtet hatte, durch eine rasche That Preußen zu binden. Des Senators Ansicht, daß die Frankfurter Zusammenkunft nur der feierliche Schlußact des vorher erreichten Einverständnisses der deutschen Souveräne, wenigstens ihrer Mehrzahl, sei, erwies sich als ganz falsch. Sie Alle wurden durch die Aufforderung des Kaisers Franz Joseph ebenso überrascht, wie das Volk. Sie folgten indeß seiner Einladung und reisten eiligst nach Frankfurt, — bis auf den einen, den König von Preußen. So sah in der alten Kaiserstadt noch einmal ein österreichischer Kaiser deutsche Fürsten um sich, die er zu seinen Vasallen machen wollte. In dem Tohuwabohu nahm man die Vorschläge des Wiener Hofes mit dem Vorbehalte der preußischen Zustimmung an, von der man wußte, daß sie nicht erfolgen würde. Der König Wilhelm blieb bei seiner Weigerung, zu erscheinen und zu verhandeln. Das flüchtige Meteor zerplatzte, die frühere Unklarheit trat wieder ein; aber Eines hatte der Augenblick im grellen Lichte gezeigt: daß Oesterreich Deutschland nicht zu einigen vermöge.

Als Ersatz konnte man in den Zeitungen von den glänzenden Festen lesen, welche in Frankfurt a. M. die Fürsten einander gegeben hatten. Daß der König von Hannover dort am prachtvollsten aufgetreten war, freute den preußenfreundlichen Advocaten Kunze nicht weniger, wie den großdeutschen Postmeister.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich II. in englischen Urtheilen.

Rede zur Feier des Jahrestags Friedrich's II.

in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 25. Januar 1883 gehalten

von

E. du Bois-Reymond *).

Der Tag, an welchem die Akademie statutenmäßig das Andenken ihres großen Neubegründers feiert, fällt diesmal zusammen mit einem Festtage des Herrscherhauses, welcher das preußische, das deutsche Volk freudig bewegt. Ein Vierteljahrhundert verfloß, seit der jugendliche Fürst, der seitdem stolzen kriegerischen Lorbeer gewann, und der als Erbe dem deutschen Kaiserthron am nächsten steht, die britische Königstochter als Gemahlin heimführte. An diesem Tage flicht deutsche Sitte dem erlauchten Paar einen silbernen Kranz: auf's Neue staunt die Welt die märchenhafte Gestalt des Heldenkaisers an, welcher den dieser Ehe schon entsprossenen Urenkel im Arme wiegt: wir aber erinnern uns, wie reich die Hoffnungen sich erfüllten, welche unsere Körperschaft der Princeß Royal von Großbritannien und Irland entgegentrug. „Es war" — so redete damals Trendelenburg die hohe Neuvermählte an — „es war eine Fürstin aus welfischem Stamm, König Georg's I. Schwester, Preußens erste Königin, Sophie Charlotte, eine Frau von hohem Sinn und großem Geiste, welcher die Akademie ihren Ursprung verdankt. Es war König Georg's I. Tochter, Sophie Dorothee, die in ihrem großen Sohne gesegnete Mutter, welche durch König Friedrich II. die Akademie sich erneuern sah. Eure Königliche Hoheit wollen einer Körperschaft von so stammverwandten Erinnerungen, welche von Alters her durch wissenschaftliche Bande mit Großbritanniens gelehrten Gesellschaften verknüpft ist, Ihre Huld nicht versagen." [1] Genügte wohl kalt förmlicher Dank dem stürmischen Gefühl, welches heute die preußischen Vertreter der Wissenschaft und Kunst beseelt? An so erhabener Stelle verständnißvolles Entgegenkommen, begeistertes Empfinden des Schönen, tiefes Eingehen in die Probleme des Erkennens, im Bunde mit stets bereiter Hilfe und bezaubernder Leutseligkeit: sie rufen in den

*) Aus den Sitzungsberichten der Akademie mitgetheilt vom Verfasser.

Herzen der Männer, welche dem Ideal in irgend einer Form nachstreben, eine Verehrung wach, für die es Worte nicht gibt.

So hat eine Verbindung des Hauses Hohenzollern mit dem hannoverisch-englischen Fürstenhause in Preußens Geschichte zu dreien Malen sich segensreich erwiesen. Es ist aber bekannt, daß, wäre es nach Friedrich's des Großen Wunsche gegangen, auch er mit einer englischen Prinzessin sich vermählt hätte. Muthmaßen zu wollen, welchen Einfluß auf die politischen Verschlingungen des achtzehnten Jahrhunderts die für Friedrich und seine Schwester Wilhelmine geplante englische Doppelehe gehabt hätte, wäre eitles Beginnen. Doch kann man wohl annehmen, daß, indem dadurch Friedrich's Persönlichkeit den Engländern näher gekommen wäre, Ein Verhältniß sich anders gestaltet haben würde, welches, meines Wissens bisher kaum beachtet, mir merkwürdig genug däucht, um es einmal etwas genauer zu erörtern. Dies ist der bei den Engländern im Allgemeinen bemerkbare Mangel an Verständniß für Friedrich's Größe.

Sonst überall strahlt ja seine Gestalt in siegreichem Glanz, auch da, wo sie durch die Bewölkung nationaler Vorurtheile, alten Grolles, religiöser Feindschaft sich hindurchzukämpfen hatte. In Sicilien fand Goethe „die Theilnahme an ihm so lebhaft, daß er seinen Tod verhehlte, um nicht durch eine so unselige Nachricht seinen Wirthen verhaßt zu werden".[2] Aus einem der besten von Casti's Sonetten über die tre Giulj ersieht man, wie sehr bei den Italienern Friedrich im Vorgrund der Vorstellungen stand.[3] Obschon der Tag von Roßbach wohl geeignet war, das französische Nationalgefühl zu kränken, obschon Maria Theresia's Tochter auf Frankreichs Throne saß, und obschon Voltaire's posthume Schmähschrift dort am stärksten wirken mußte, war Friedrich in Frankreich eine kaum minder volksthümliche Figur, als in Deutschland. Seine Kriegskunst feierte Guibert, der Geliebte von d'Alembert's Freundin, Mlle de l'Espinasse.[4] Mirabeau's Mißbilligung seines Regierungssystemes vertrug sich sehr gut mit der Ehrfurcht, die der schon schwer erkrankte Monarch dem unbändigen Abenteurer (weiter hatte es damals Graf Riquetti noch nicht gebracht) bei seinem Besuch in Potsdam einflößte.[5] Mit wie grundsätzlichem Abscheu die Revolutionsmänner später auf Friedrich wie auf jedes gekrönte Haupt blicken mochten, man muß es andererseits Napoleon lassen, daß er eine Empfindung für die Höhe des Geistes besaß, dessen Schöpfung er vorübergehend über den Haufen warf. Und was in Frankreich von einer Bedeutung ist, die wir nur schwer würdigen können: in seinen Causeries räumt der literarische Feinschmecker Sainte-Beuve dem Geschichtschreiber und Briefsteller Friedrich unter den französischen Prosaikern einen höchst ehrenvollen Platz ein.[6] Sogar dem überreizten Nationalgefühl des jüngsten Frankreichs ist gegen Friedrich kaum ein Mißton entschlüpft.

Wie seinem Genius Peter III. von Rußland und Joseph II. von Oesterreich bis zur Schwärmerei huldigten, lehrt jede Geschichte jener Zeit. Des Königs wohlwollende Haltung gegenüber den jungen Vereinigten Staaten wurde jenseit des Weltmeeres mit ebenso freundschaftlichen Gesinnungen erwidert, deren Wärme noch nach einem Jahrhundert Mr. George Bancroft's Schilderung seiner Persönlichkeit belebt.[7]

In England war Friedrich schon vor Beginn des siebenjährigen Krieges ein

Gegenstand der Verehrung und Bewunderung. Vollends nach Roßbach, Leuthen und Zorndorf wurde er so sehr der Held des Tages, daß an seinem Geburtstage London illuminirte, wie für den eigenen Landesherrn. In entlegenen Wirthshäusern fand man das Conterfey des Preußenkönigs, ja sein Dreimaster und Zopf verdrängten den Admiralshut des Siegers von Portobello vom Schilde mancher ländlichen Schenke. Die Methodisten priesen in ihm einen Gideon, der die papistischen Götzendiener zu Paaren trieb; junge Engländer von Rang und Vermögen bemühten sich um Kriegsdienst im preußischen Heer.

Dieser vorübergehenden Begeisterung lag theils das politische Bündniß zwischen England und Preußen zu Grunde, theils entsprang sie dem männlichen Sinne des englischen Volkes, welches auf fair play hält, und mit Entrüstung sah, wie eine Meute übermächtiger Feinde über den kleinen Brandenburgischen Staat herfiel. Wie an einem tapferen Kampfhahn hatte es seine Freude an dem nach allen Seiten gewaltig und siegreich um sich hauenden Streiter. Aber schon gegen das Ende des Krieges (1762) stellte Georg's II. „Leibmaler" Hogarth in seinem The Times (I) überschriebenen satirischen Bilde unseren König inmitten einer Feuersbrunst und grausigen Elends mit teuflischem Ausdrucke lustig fiedelnd vor, wie die Erklärung besagt, als einen modernen Nero.[8] Der Künstler scheint nicht gewußt zu haben, daß Friedrich die Flöte blase. Doch fehlte es in England auch später nicht an eifrigen Bewunderern des Königs. Der Grote des achtzehnten Jahrhunderts, John Gillies, unterbrach seine Studien über Griechische Geschichte, um in schwerem Gibbon'schen Stile zwischen Friedrich und Philipp, dem Vater Alexander's, eine Parallele zu ziehen. Zehn andere Vergleiche hätten ebenso gut oder ebenso schlecht gepaßt; doch bleibt Gillies' guter Wille bestehen, obschon er dem Großen Kurfürsten nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt, und von Friedrich's Unterthanen vor seiner Regierung sagt, wie die Macedonier bei den Athenern seien sie bei ihren südlichen Nachbarn, also wohl bei den Dresdenern, wegen ihres beschränkten Verstandes und ihrer rohen Sitten sprichwörtlich verrufen gewesen.[9]

Auch in dem 1842 von Thomas Campbell herausgegebenen mehr anekdotischen Werke über Friedrich kommt dieser noch ganz gut fort.[10] Kurz vorher aber, 1838, nannte Lord Mahon in seiner englischen Geschichte den König einen eitlen, selbstsüchtigen, undankbaren, unwahren und ehrlosen Fürsten, welcher den ihm von Dichtern ertheilten Beinamen des Großen besser verdiente, wäre er nicht selber ein Dichterling gewesen;[11] und an die Anzeige des Campbell'schen Buches in der Edinburgh Review knüpfte jetzt Macaulay seinen bekannten Angriff auf Friedrich.

Macaulay's Essay on Frederick the Great, vom April 1842,[12] macht aus Friedrich einen noch ärgeren Despoten, als selbst sein Vater gewesen sei. Einige Scherze, die er in jüngeren Jahren gegen Personen seiner Umgebung sich erlaubte, die Sarkasmen, in denen sein höheres Alter sich gefiel, werden als Beweise einer hämischen Gemüthsart aufgeführt, welche gern Schaden stiftete und Schmerz zufügte. Voltaire's widrige Verleumdungen werden mit dem Bemerken wiederholt, Jeder könne davon halten, was er wolle. Wegen des ersten Schlesischen

Krieges wird Friedrich einfach als treubrüchiger Räuber gebrandmarkt. Unedel beruft sich Macaulay dabei auf jenes großartige Geständniß des Königs, daß die Gelegenheit, die bereite Macht in seinen Händen, der Wunsch von sich reden zu machen, seine Handlungsweise bestimmten. Weiterhin schreibt er dem Könige jedes Maß von Habgier, Herrschsucht, Gewaltthätigkeit und Verlogenheit zu. Ueber seine literarischen Bestrebungen rümpft er die Nase; kaum daß seine Geschichtschreibung vor ihm Gnade findet. Die Dürftigkeit dieser Akademie wird mit dem Glanze der Pariser contrastirt, welcher sie doch damals Männer wie Maupertuis, Euler, Lambert, Lagrange, Bernoulli entgegenzusetzen hatte. Friedrich's angebliche Flucht aus seiner ersten Schlacht wird wohlgefällig hervorgehoben. Seine heldenmüthige Haltung während des siebenjährigen Krieges, sein Feldherrnruhm waren dann freilich nicht zu verdunkeln, und die Schlacht bei Roßbach wird sogar prophetisch als erster Keim einer neuen deutschen Nationaleinheit erkannt. Nach dem Hubertsburger Frieden aber läßt Macaulay, welcher Alles gelesen hatte, nur nicht Rammler, Friedrich im Triumph in Berlin einziehen, und ein Lebehoch auf sein Volk ausbringen. Was das Schlimmste ist, hier bricht der Essay ab. Eine in Aussicht gestellte Fortsetzung erschien nie. Von den dreiundzwanzig friedlichen Regierungsjahren nach dem siebenjährigen Kriege, von Friedrich's wiederaufbauender, gesetzgeberischer, verwaltender Thätigkeit, von dem einsamen Weltweisen auf Sans-Souci, erfährt der Leser Nichts. Im Grunde doch wohl ein Glück: denn was Friedrich als Mensch wirklich an Schwächen besaß, kam naturgemäß in dieser Periode eher zum Vorschein, und vollends die Theilung Polens hätte zu neuen Schmähungen Anlaß gegeben.

Ein Angriff von Seiten Macaulay's unter dem historischen ledergelben und blauen Umschlage war nicht zu verachten. Obschon er seine englische Geschichte noch nicht geschrieben hatte, stand er auf der Höhe schriftstellerischen Ruhmes. Grausam zerfleischt zu werden von der unsterblichen Feder, welche Lord Clive und Warren Hastings verherrlicht und Hrn. von Ranke's „Geschichte der Päpste" popularisirt hatte, war keine Kleinigkeit, wenn auch Friedrich's Ruhm eher als der Horace Walpole's diesem Mißgeschick gewachsen war, und zudem Macaulay in dem Essay über Friedrich sich nicht zu seinem Vortheile zeigt. Wie er in seiner Erörterung von Francis' Ansprüchen auf die Autorschaft der Junius-Briefe bemerkt, erzeugt jeder Schriftsteller nothwendig einmal sein bestes Werk, und dies kann sehr viel besser sein, als sein zweitbestes.[13] Man kann auch umgekehrt sagen, daß jeder Schriftsteller nothwendig einmal sein schwächstes Werk erzeugt, und daß dies sehr viel schwächer sein kann, als sein zweitschwächstes. Dem Essay über Friedrich dürfte unter Macaulay's Schriften ziemlich jener unterste Rang gebühren. Macaulay selber war damit später minder zufrieden, ohne doch die darin enthaltenen Urtheile zurückzunehmen.[14] Auch rein literarisch betrachtet, dürfte der Essay hinter Macaulay's sonstigen Leistungen zurückbleiben. Was sonst bei ihm als edler Redeschmuck erscheint, wo es bündige Schlußfolge und treffende Bemerkungen ziert, berührt unangenehm, wo es nur Hohlheit und schiefe Auffassung verdeckt. Oder ist es nicht falscher Pathos, wenn, um die Scheußlichkeit des ersten Schlesischen Krieges in's Licht zu setzen, Macaulay aus-

ruft: „Ueber Friedrich's Haupt kommt alles Blut, welches in einem Kriege vergossen wurde, der viele Jahre in allen Erdtheilen wüthete, das Blut der Heersäule von Fontenoy, das Blut der bei Culloden geschlachteten Hochländer. Die durch seine Ruchlosigkeit (wickedness) heraufbeschworenen Uebel wurden bis in Länder empfunden, wo Preußens Name unbekannt war; damit Er einen Nachbarn plündern könne, den zu vertheidigen er gelobt, fochten schwarze Menschen auf der Küste von Coromandel, und rothe Menschen skalpirten einander an den Großen Seen Nordamerika's." [15]

Aber wenn auch Macaulay's Essay minder seiner würdig ist, er verdient doch in hohem Maße die Aufmerksamkeit der Friedericianischen Gemeinde, als welche unsere Akademie alljährlich an diesem Tage sich fühlt. Neben seiner Begabung als Schriftsteller war Macaulay ein Mann von weitem geschichtlichem Ueberblick und so unermeßlichen Kenntnissen, daß man leichter, als was er besaß, das Eine nennt, was ihm fehlte: Naturwissen. Ein unersättlicher Leser, lebte er, wie aus seinen Tagebüchern und Briefen erhellt, in täglichem Verkehr mit den besten Geistern aller Völker und aller Zeiten. Als Schotte mancher Schranke enthoben, welche den Englischen Geist nicht selten beengt, war er im edelsten Sinn ein Freidenker. Als Whig und Reformer trat er ein für Entwickelung der Verfassung und für Beseitigung geschichtlicher Mißbräuche. Er brach eine Lanze für politische Gleichberechtigung der Juden.[16] Das in Calcutta von ihm ausgearbeitete Strafgesetzbuch wurde von der Ostindischen Compagnie beanstandet, weil es den Eingeborenen zu viel Rechte gewährte. Genug, Macaulay hatte ein Herz für bürgerliche und für Gewissens-Freiheit, für Menschenbildung und Menschenglück, und man kann nicht anders sagen, als daß er für Thaten des Geistes in jeder Gestalt entbrannt war. Dabei weiß er als Geschichtschreiber, bei Abwägung von Staatsactionen, sehr wohl sich auf den Standpunkt zu stellen, daß der Zweck die Mittel, wenn auch nicht heiligt, doch entschuldigt.

Wie konnte, fragt man sich, ein so urtheilsfähiger, so gesinnter Mann keine Empfindung haben für eine Größe wie Friedrich's? Für diese in der Weltgeschichte einzige Verbindung eines gekrönten Feldherrn mit einem Denker und Schriftsteller zu solcher Doppelnatur, daß man beim Lesen seiner Schriften vergißt, ja daran erinnert sich nicht vorzustellen vermag, wie derselbe Mann eigentlich auf dem Schlachtfelde zu Hause war, und, wo es galt, persönlich seine Grenadiere in den Kugelregen führte? Wie konnte Macaulay keine Sympathie haben für die Hoheit des sich rastlos aufopfernden Regenten, der inmitten der Verderbtheit seines Zeitalters nichts sein wollte, als der erste Diener des Staates? Für den Freidenker auf dem Thron, in dessen Staaten Jeder nach seiner Façon selig werden mochte? Für den Bauernkönig, der zwar dem Adel seine Vorrechte wahrte, aber dem niedrigsten Kossäthen zugänglich war? Daß der Dichter der Lays of ancient Rome den poetischen Hauch nicht spürte, der für uns die Terrasse von Sans-Souci umwittert, wenn hinter der historischen Mühle die Sonne sinkt, mag ihm hingehen. Daß ein Geschichtschreiber wie er aus einer geschichtlichen Figur wie der des „Alten Fritzen" nichts zu machen wußte, als ein Seitenstück zu Voltaire's Zerrbild, bleibt ein Räthsel.

Man würde sich um dies Räthsel nicht weiter kümmern, wenn es sich dabei nur um einen Einzelnen handelte, auch wenn dieser Macaulay ist. Aber, wie schon angedeutet, die von ihm ausgesprochenen Meinungen sind bis auf die neuere Zeit die vieler, ja wohl der meisten Engländer gewesen, welche überhaupt etwas von Friedrich wußten. Sichtlich war Macaulay selber von vorn herein in diesen Meinungen befangen, und im Essay legt er sie nur dar, ohne erst durch genaue und unparteiische Prüfung des Thatbestandes sich dazu führen zu lassen. Er würde in ganz anderem Tone geschrieben haben, hätte er geglaubt, einem anders denkenden Leserkreise gegenüber sich zu befinden, den er zu seiner Ansicht bekehren wollte. Die Sache ist also vielmehr die, daß nach jener ersten, Friedrich günstigen Aufwallung der Nation dieser den Engländern im Allgemeinen schon lange für einen gewissenlosen Friedensbrecher und Ränkeschmied, für einen Länderräuber und bösartigen Tyrannen galt, und daß nur sein Feldherrnruhm ihm gegönnt wurde: unser Friedrich war ihnen fremd. Da man nun bei den Engländern im Allgemeinen wenn auch nicht Macaulay's Sachkunde, doch seine freie und edle Gesinnung voraussetzt, so kehrt das Räthsel, welches er uns darbot, in völkerpsychologischer Gestalt wieder.

Im Umgang mit Engländern und bei englischer Lectüre aufmerksam geworden auf dies Räthsel, hatte ich angefangen, seiner Lösung auf culturgeschichtlichem Wege nachzugehen. Ein Gespräch mit einem der ersten Historiker in unserer Mitte, welcher in Friedrich's Zeiten tief eingeweiht ist, belehrte mich, daß die Lösung ebenso sehr in der politischen Geschichte zu suchen sei. Danach würde ich es aufgegeben haben, mich länger mit dem Gegenstande zu beschäftigen, hätte nicht jener College mir seinen Beistand in der liebenswürdigsten Weise zugesagt. Trotz dieser Hilfe bin ich weit davon entfernt zu glauben, in der Behandlung der Aufgabe glücklich gewesen zu sein. Ich wäre zufrieden, riefe nur mein Versuch eine Erörterung der Frage von mehr berufener Seite hervor.

Zunächst ist zu bemerken, daß der Insel-Lage der Engländer eine Abgeschlossenheit ihres nationalen Bewußtseins entspricht, von welcher die deutsche kosmopolitische Zerflossenheit sich keine Vorstellung macht. In manchen Beziehungen übertreffen sie hierin noch die Franzosen, geschweige daß unsere deutschen Chauvins, welche sich auf ihr mühsam angelerntes Nationalgefühl so viel einbilden, es ihnen gleich thäten. England liegt im Mittelpunkt der Hemisphäre, welche das Maximum von Land zeigt, daher es wörtlich richtig erscheint, von einer anglocentrischen Weltperspective zu reden. Vom Standpunkt dieser Perspective kümmert sich das englische Volk um andere Staaten und Völker nur so weit, und diese gelten ihm nur so viel, wie sie ihm nützlich oder nutzbar sind. Auf diesem kräftigen, meist unbewußten Egoismus, wie ihn auch das Römervolk besaß, beruht zu einem guten Theil Englands Größe.

Das Urtheil der Engländer über Vorgänge der äußeren Politik und die darin spielenden Persönlichkeiten wird natürlich gleichfalls durch ihre nationalen Interessen bestimmt, da sie vorzugsweise ihre eigenen, die Welt aus anglocentrischer Perspective anschauenden Geschichtschreiber lesen, auch wohl ihre geschichtlichen Meinungen aus politischen, parteiisch gefärbten Reden und Tageblättern schöpfen.

Die Unabhängigkeit des politischen Urtheils der Engländer zeigt sich deutlich in ihrer Stellung zum ersten Napoleon. Er hatte die Völker, in denen er nur ein Spielwerk seiner ungeheuren Selbstsucht sah, in den blutigen Schlamm von hundert Schlachtfeldern gestampft. Dennoch war er während der nächsten Jahrzehnte auf dem Festlande Vielen der Gegenstand einer Anbetung, ähnlich der, welche die Hindu ihren gräßlichen Gottheiten zollen. Deutsche Dichter besangen die Napoleonische Legende. Den Engländern blieb der Heros, der ihrer Insel nichts hatte anhaben können, immer nur der verlogene, gewissenlose, gewaltthätige Condottiere, der Nationalfeind Buonaparte, der sich durch die Continentalsperre für die Verbrennung seiner Flotte und die Vereitelung seiner Invasionspläne rächte. Nur bei Lord Byron, welcher noch mit anderen englischen Meinungen im Kampfe lag, und den englischen Sieger von Waterloo haßte, findet sich, merkwürdiger Weise wie bei Heine verbunden mit Weltschmerz und Selbstverspottung, jener unnatürliche Cäsaren-Cultus.

Wenn in diesem Falle das englische Urtheil durch die besonderen Umstände, welche es zu bestimmen pflegen, richtig geleitet wurde, so fehlt es auch nicht an Beispielen, wo solche Umstände es in die Irre führten. Unter diesen Beispielen ist das uns beschäftigende Urtheil über Friedrich eines der am meisten hervorragenden.

Das Haus Hannover hatte aus Deutschland wenig Zuneigung für Preußen mitgebracht. Trotz den Familienbeziehungen der Höfe blickte man in Hannover mit Verachtung auf die Armuth und Sparsamkeit, mit Scheu auf den Militarismus und das straffe Beamtenthum, mit Scheelsucht und Besorgniß auf die langsam, aber stetig wachsende Macht des sich mühsam und ehrlich emporarbeitenden Brandenburgischen Staates. Für die Whigs, welche das Haus Hannover nach England gebracht hatten, ihm zur Stütze dienten und umgekehrt von ihm begünstigt wurden, gab es keinen Grund, gegen Preußen besser gelaunt zu sein, als ihre Könige. Vielmehr ahmten sie Georg's II. Benehmen nach, der bei Hoffestlichkeiten den preußischen Gesandten, Grafen Klinggräfen, ohne Gruß und Anrede ließ. Vielleicht ist Macaulay's Feindseligkeit gegen Friedrich zum Theil auf whiggistische Ueberlieferung zurückzuführen.

Schon während des österreichischen Erbfolgekrieges kam es zu Reibungen zwischen Preußen und England, indem Preußen sich über die englische Caperei zu beschweren hatte. Jahre lang suchte es vergebens Entschädigung seiner Rheder und Kaufleute zu erlangen. Zuletzt entschloß sich Friedrich zur Selbsthilfe: er behielt die Zinsen einer schlesischen Schuld ein, die sich aus österreichischer Zeit herschrieb; was man ihm in England sehr übel nahm.

Während des siebenjährigen Krieges und unter des älteren Pitt Regierung traten diese bitteren Empfindungen gegen die Staatsraison zurück. England focht zur See und in den Colonien auf Preußens Seite, und zahlte ihm Subsidien. Uebrigens begnügte sich Pitt damit, Friedrich zu benutzen, und unterließ die vertragsmäßig festgestellte Sendung einer englischen Flotte nach der Ostsee, welche die Schweden ferngehalten, die russischen Operationen zur See verhindert, zu Lande wenigstens erschwert hätte.

Pitt's Sturze, 1760, folgten dann die hinter Friedrich's Rücken eingeleiteten

Unterhandlungen mit Frankreich, das Aufhören der Zahlungen für den Krieg in Deutschland, endlich der Pariser Separatfrieden, welcher ohne die glücklichen Conjuncturen, die wenige Tage später den Hubertsburger Friedensschluß herbeiführten, dem Könige leicht verderblich geworden wäre.

Aus dem siebenjährigen Krieg als siegreiche Großmacht hervorgegangen, war Preußen ein sehr lästiges neues Element, mit welchem die englische Politik zu rechnen hatte. Das schöne Gleichgewichtssystem, wobei England zwischen den großen Militärmächten des Festlandes die Waage hielt, war gestört. Gegen Preußens Heer, dem die übrigen festländischen Mächte nacheiferten, verschwand die Handvoll englischer Miethstruppen. Friedrich verdarb England den Söldnermarkt, indem er den Werbungen für das Ausland, besonders dem Menschenhandel einiger deutschen Fürsten entgegentrat. Die Zeit war vorbei, wo Georg I. auf seine Geldtasche klopfend sagen konnte: „Hier habe ich hunderttausend Mann stecken." Ueberhaupt hatte Deutschland aufgehört, Spielball der Diplomatie und bequemer Jagdgrund für jede Macht zu sein, die sich zum Sport aufgelegt fühlte.

Mittlerweile gerieth England in wachsende Schwierigkeiten durch die Behandlung, welche Georg's III. unfähige Rathgeber den nordamerikanischen Colonien zu Theil werden ließen. Der Toryführer Lord Bute hatte den Pariser Frieden zu Stande gebracht, den Friedrich England nie vergaß, und derselbe Bute galt für den Urheber der Stempelacte, welche die dreizehn Colonien zuerst gegen das Mutterland gefährlich aufregte. Kein Wunder, daß Friedrich dem sich entwickelnden Conflict nicht mit allzu tiefem Bedauern zusah. Von vorsichtiger Zurückhaltung ging er allmälig über zu unverhohlener Parteinahme für den sein Dasein erkämpfenden jungen Freistaat, dessen einstige Größe sein Scharfblick wohl erkannte, und gern gewährte er ihm alle mit dem Völkerrecht und mit seiner eigenen Ohnmacht zur See vereinbarten Vortheile. Daß er nun gleichfalls gründlich verscherzte, was er etwa bei den Tories an Gunst besaß, ist klar.

Auch in der inneren Politik hatten sich die englischen Machthaber über Friedrich zu beklagen. Auch hier verdarb er so zu sagen die Preise durch seine Art des Regierens. Keineswegs war diese nach dem Geschmack der Engländer; aber sie war doch geeignet, in einer Zeit wachsender Gährung — in den Tagen der Middlesex-Wahl, der Junius-Briefe — die regierten Classen auf Mißbräuche und Unzukömmlichkeiten aufmerksam zu machen, in welchen die regierenden Classen sich bis dahin ungescheut und ungehindert ergingen. Die Pflichttreue und Unbestechlichkeit im preußischen Beamtenstaate ließen die Gesinnungslosigkeit und Käuflichkeit im damaligen englischen Parteileben um so greller hervortreten. Wenn ein König sich für nichts Besseres erklärte, als für einen Staatsdiener, mit welchem Rechte behandelte die übermüthige normännische Oligarchie das Land noch immer wie eine fungible Sache? Und wie, wenn es einem ihrer Könige einfiele, den Tribunus plebis gegen die Vornehmen und Reichen zu spielen?

Die Aufnahme, welche landesflüchtige Jacobiten, wie die beiden Keith, bei

Friedrich fanden, seine innige Verbindung mit dem Lord Marischal, wurden ihm wohl auch nicht freundlich angerechnet.

Pitt's Amtsnachfolgern mußte daran liegen, theils um auf dessen Politik schlechtes Licht zu werfen, theils um den Pariser Frieden zu beschönigen, über Friedrich keine gute Meinung aufkommen zu lassen. Dies war um so leichter, als die Engländer ihre Kenntniß der preußischen Dinge hauptsächlich aus zwei Quellen schöpften, welche beide gleich ungünstig für Friedrich lauteten: aus den hannoverischen Hofnachrichten und aus Voltaire's Schriften.[17]

Unter den gegen Friedrich gerichteten Anklagen stand jederzeit obenan die Eroberung Schlesiens. Und doch fing gerade damals die Ostindische Compagnie an, sich in Indien eines Königreiches nach dem anderen unter den nichtigsten Vorwänden zu bemächtigen. Lord Clive und Warren Hastings wurden wegen ihres gewaltsamen, treulosen, habsüchtigen Vorgehens wohl zur Untersuchung gezogen, aber mit einem leichten Verweise freigesprochen. Hastings beging an den Rohillas für schnöden Sold einen Völkermord, gegen welchen die Theilung Polens ein Kinderspiel ist. Neben der schändlichen, an den Prinzessinnen von Oude verübten Erpressung erscheint Friedrich's ungalantes Benehmen gegen Maria Theresia und die Königin von Sachsen als das ritterlichste von der Welt. Und doch erklärt Macaulay, der uns diese Greuel erzählt, daß es für Hastings' irdische Reste nur Eine würdige Begräbnißstätte gebe, Westminster Abbey. Es war anders beschlossen, und Hastings ruht in seiner Familiengruft zu Daylesford: wenigstens aber seine Büste sieht man in Westminster. Wollen nicht die Engländer sich dem Vorwurf bloßstellen, daß sie mit verschiedenem Maße messen, wenn es um ihre Thaten in Indien, und wenn es um die Preußens in Deutschland sich handelt, daß sie den Splitter in ihres Bruders Auge sehen, und nicht gewahr werden des Balkens in ihrem Auge, so müssen sie entweder Hastings aus Westminster verstoßen, oder auch Friedrich etwas von der Milde angedeihen lassen, mit welcher sie über die Verbrechen des Staatsmannes fortsehen, den die Brahmanen göttlich verehrten — was sie, nach Edmund Burke's Bemerkung, aber auch mit dem Würgengel der Blattern thun.[18]

Die Handlungsweise der Engländer in Ostindien ist nur ein vereinzeltes Beispiel ihrer äußerst laxen politischen Moral im achtzehnten Jahrhundert, dem eine Menge ähnlicher Gewaltthaten sich anreihen läßt, wie die Besitznahme von Gibraltar, das Vorgehen in Amerika überhaupt, besonders der Ueberfall von St. Eustatius. Letzteren wagen ihre eigenen Geschichtschreiber nicht mehr zu vertheidigen.[19] Noch herrschte damals überall die arglistige Staatskunst, welche einst aus Italien nach Frankreich verpflanzt hier Schule gemacht hatte. Vom Standpunkt dieser Politik aus wollen wir Englands Staatsmänner, seine Land- und Seehelden nicht härter tadeln, als nöthig. Nur bitten wir uns dafür aus, daß der Fürst, der in seiner Jugend von einem Antimachiavel träumte, einige Nachsicht finde, wenn er, zum wirklichen Leben erwacht, gelegentlich sich derselben Waffen bediente, wie die Welt von Feinden um ihn her, wenn er „mit den Wölfen heulte".

In einem anderen Punkt ist das in England gegen Friedrich eingewurzelte Vorurtheil eher zu begreifen. Seine Verbindung mit Voltaire, mit den Ency-

klopädisten war offenkundig. In den aristokratischen Kreisen, welche selber von der „Pest der Freigeisterei" angesteckt waren, hatte dies nichts zu bedeuten. Auf Strawberry Hill dachte man nicht anders als auf Sans-Souci. Aber während der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wuchs die von Whitefield und John Wesley eingeleitete, als Religious Revival bekannte methodistische Bewegung in den mittleren und unteren Volksschichten Englands zu außerordentlicher Stärke an. Bei dem tiefen Ernst der religiösen Empfindung in diesen Schichten ist keine Frage, daß Friedrich's Stellung zum positiven Christenthum wesentlich dazu beitrug, ihn weiten Kreisen zu entfremden. Es konnte nicht schwer sein, den Methodisten begreiflich zu machen, daß er, viel eher als ein Gideon, der leibhaftige Antichrist sei; und die Kenntniß festländischer Zustände war viel zu wenig verbreitet, um ein Verständniß dafür zu ermöglichen, daß der siebenjährige Krieg in gewissem Sinn eine Fortsetzung des dreißigjährigen war, und daß Friedrich, obwohl nicht christlich gesinnt, doch durch seine Siege vermuthlich den Protestantismus in Deutschland gerettet hat. Lord Mahon's Widerwillen gegen den König entspringt auch zu einem guten Theil seinem religiösen Eifer.

Es bedarf aber noch der Erklärung, weshalb die großen Eigenschaften, welche die übrige Welt mit Manchem aussöhnten, das ihr an Friedrich mit Recht oder Unrecht mißfiel, nicht vermochten, der in England aus politischen und religiösen Gründen gegen ihn herrschenden Abneigung obzusiegen. Wir meinen seine Tugenden als friedlicher Herrscher im Inneren seines Reiches: seine Sorge für Ordnung und Sparsamkeit im Staatshaushalt; für Entwickelung der Hilfsquellen seines verarmten Landes durch Verbesserung des Ackerbaues, Urbarmachung von Wüsteneien, Austrocknung von Sümpfen; für Förderung des Handels und Gewerbes; für Hebung des Schulunterrichtes und Sicherung der Rechtspflege. Wir denken an seine Pflichttreue, seine Härte gegen sich selber, welche die gegen Andere übertraf, an seine tausendäugige Wachsamkeit für sein Volk. Wenn unter seinen financiellen Maßnahmen die eine oder die andere verfehlt war, wie die Errichtung der Kaffee-Regie, welche sogar Chodowiecki's loyale Radirnadel zu leisem Spott herausforderte,[20] so halten wir dies seiner Zeit zu gute, wo die Nationalökonomie eine noch weniger sichere Wissenschaft war, als selbst heute.

Der Grund, weshalb dies Alles den Engländern keinen Eindruck machte, liegt, abgesehen davon, daß die Kunde von Friedensarbeiten sich nicht so leicht ausbreitet, wie die von Kriegsthaten, in einem tiefen Unterschied zwischen ihrer und unserer Auffassung des Staates.

Bei dem conservativen Sinn der Engländer, der durch die Revolution und die kleinen inneren Kriege kaum unterbrochenen Stätigkeit ihrer Culturentwickelung, der vergleichsweise geringen Macht der britischen Krone, besteht das englische Gemeinwesen aus einer Mannigfaltigkeit von Institutionen und Körperschaften, welche, seit Jahrhunderten selbständig neben einander her lebend, nie von einer dominirenden Centralstelle aus zusammengefaßt und einheitlich organisirt wurden; wie denn, im Gegensatz zu Friedrich's „Preußischem Landrecht", die englischen Rechtsbräuche noch heute nicht codificirt sind. Aus dem innerhalb der gesetzlichen Formen sich bewegenden Wettstreit der Personen, Stände, Parteien, aus der Nothwendigkeit der Selbsthilfe, aus der freien Entfaltung und

Benutzung des Talents, entspringt das sich selber erhaltende und regierende Getriebe des englischen Lebens: gewaltig, eigenartig, vielfach unberechenbar in seinem nur durch Sitte und Gebrauch geregelten, leicht von Zufälligkeiten beeinflußten Gange.

Unheimlich schutzlos mag beim ersten Anblick dies Leben dem Festländer erscheinen, der im Militär-, Polizei-, Beamten-Staate gewohnt ist, das Walten einer irdischen Vorsehung um sich her zu spüren, welche ihn auf Schritt und Tritt mit väterlicher Fürsorge begleitet, Aufsicht, ja ausschließliche Bestimmung über viele Angelegenheiten sich vorbehält, und gewohnheitsmäßig die Initiative aller Fortschritte und Verbesserungen ergreift.

Die Engländer aber denken nicht daran, uns um diese Vortheile einer centralisirten Regierung zu beneiden. Die Bevormundung, welche mit einer allwissenden und allmächtigen Verwaltung fast unfehlbar Hand in Hand geht, flößt ihnen den tiefsten Widerwillen ein, und sie blicken mit unverhohlener Geringschätzung auf die Völker, die sich dergleichen gefallen lassen: ohne sich zu überlegen, daß Eines sich nicht für Alle schickt, und ohne sich zu fragen, ob, wenn sie anstatt ihrer glücklichen Insel die Sandwüsten und Sümpfe der Mark bewohnten, und Jahrhunderte lang gegen Feinde von allen vier Weltgegenden her sich ihrer Haut hätten wehren müssen, sie es weiter gebracht hätten, als wir.

Wie dem auch sei, unstreitig hierin wurzelt es, daß Friedrich's Regentengröße die Engländer eher abstößt, als zur Bewunderung hinreißt. Sie haben von solcher schöpferischen Leistung, wie die seinige war, genau genommen keinen Begriff. Um sie zu schätzen, bietet ihre eigene Geschichte ihnen keinen Vergleichungspunkt. Je rastloser und vielseitiger seine Thätigkeit, je schärfer seine Wachsamkeit, je eifriger seine Sorge für das Staatswohl, um so unerträglicher däucht ihnen seine Einmischerei in alle Zweige der Verwaltung, um so sicherer erblicken sie in ihm nur den zeitgemäß verkappten, den aufgeklärten Despoten.

So kam es schließlich, daß des Königs entstelltes Bild, wie wir es oben kennen lernten, in die fast ein Vierteljahrhundert dauernde Periode mit hineingenommen wurde, während welcher England durch die Revolutions- und Napoleonischen Kriege noch mehr als sonst von den geistigen Strömungen des Festlandes abgeschnitten, und ohnehin mit den Zeitereignissen zu beschäftigt war, um über längst entschwundene Zustände und Persönlichkeiten nachzudenken; und so entwickelte sich, im Gegensatz zur vergötternden Napoleonischen Legende des Festlandes, bei den Engländern die herabwürdigende Friedericianische Legende, welche in Macaulay's Essay zu so scharf ausgebildeten Krystallen anschoß.

An Macaulay übte Preußen für die Verunglimpfung seines großen Königs Vergeltung recht in dessen Sinne. Als gebe es keinen Essay on Frederick the Great in der Welt, verlieh 1853 König Friedrich Wilhelm IV. auf statutenmäßigen Vorschlag dieser Akademie Macaulay den Orden pour le Mérite für Wissenschaften und Künste, welcher, im Anschluß an eine ähnliche Stiftung Friedrich's II. für kriegerische Verdienste gegründet, Friedrich's Namenszug trägt.

Aber Friedrich sollte noch anders gerächt werden. Der Rächer entstand ihm merkwürdiger Weise in Macaulay's Landsmann und Altersgenossen Thomas Carlyle. Zwei mehr verschiedene Naturen als diese beiden Schriftsteller sind im Gebiete der Geisteswissenschaften kaum denkbar.

Macaulay war vor Allem Künstler, was sich in seiner Art zu studiren wie in seiner Schreibart ausspricht, deren schimmernde Vollendung zuweilen, bei geringerer Tiefe, an's Rhetorhafte streift. Die Bestimmtheit seiner Ziele, die Gegenständlichkeit seiner Darstellung stempeln ihn zum Realisten, wie er denn, im Essay über Bacon, den crassesten Utilitarismus predigt. Sein Gesichtskreis ist endlich. Wie sehr man ihn anfangs bewundere, bald wird man seiner Manier müde, und glaubt auch seinen Gehalt erschöpft zu haben.

Carlyle's seltsam geschraubter, oft ungeheuerlicher Stil deutet sicher nicht auf Gleichgültigkeit gegen die Form, vielleicht ist er sogar das Ergebniß mühsamer Arbeit. Für sein widerspenstig paradoxes Wesen war aber der allgemein menschliche Kanon des Schönen nicht da; das Barocke schwebte ihm vor als das Richtige, wodurch er am besten wirke. Das Halbdunkel seiner Bilder und Motive, die Nebel, in welche seine geistige Aussicht sich verliert, die herbe Unabhängigkeit seiner Meinungen: Alles kennzeichnet den Idealisten. Verband Macaulay die besten Eigenschaften des französischen mit denen des englischen Prosaikers, so ist es bedeutungsvoll, daß Carlyle sich früh von deutscher Geistesart angezogen fühlte, und es zu einer seiner Lebensaufgaben machte, sie seinen Landsleuten näher zu bringen. Im vorigen Jahrhundert pflanzte sich die englische Aufklärung durch Voltaire nach Frankreich fort. Von dort empfing sie Deutschland, und erhöhte durch Lessing ihren Glanz. Zwei Menschenalter später geschah es dann merkwürdiger Weise, daß Carlyle die in England nur noch glimmende Fackel in Deutschland wieder anzündete. Uns, die wir das Licht nicht ausgehen ließen, erscheint er daher als kein so kühner Bahnbrecher wie vielen Engländern; doch schulden wir ihm verehrenden Dank für das, was er an unserer Literatur gethan.

Aber der Uebersetzer des „Wilhelm Meister" und englische Biograph Schiller's unternahm es auch, über den großen Preußenkönig in England richtigere Vorstellungen zu verbreiten. Ohne sich auf Kritik seiner Vorgänger einzulassen, ohne Macaulay zu nennen, entwarf er ein farbenreiches Gemälde von Friedrich's Leben, wobei er von den ersten Anfängen der Hohenzollern in der Mark anhebt, und namentlich auch etwas vom Großen Kurfürsten erzählt: von der Schlacht bei Fehrbellin, von der Aufnahme der Réfugiés. Auch beleuchtet er den immerhin sonderbaren und nicht eben anmuthigen, doch folgerichtigen und Achtung gebietenden Charakter Friedrich Wilhelm's I., aus welchem Macaulay geradezu einen Tollhäusler gemacht hatte. Carlyle's jahrelange ernste Studien zu diesem Buche führten ihn sogar nach Berlin und Potsdam. Doch handelt es sich bei ihm nicht um quellenmäßige methodische Darstellung, sondern um ein halb belletristisches Erzeugniß. Leider gipfeln darin Carlyle's stilistische Absonderlichkeiten, was einen bekannten deutschen Culturhistoriker nicht abhielt, ihn hier sich zum Muster zu nehmen. Weder die politischen noch die kriegerischen Vorgänge in Friedrich's Leben waren übrigens für Carlyle's Feder ein besonders geeigneter Gegenstand. Auch des Königs geistiges Wesen stand ihm im Grunde fern. Bei alledem heben die tiefe Begeisterung und die innere Wahrhaftigkeit, welche das Buch durchdringen, über solche Mängel hinweg, und im Ganzen erhält der Leser einen Eindruck, mit welchem wir zufrieden sein können.

Aber Legenden haben ein zähes Leben. Nur erstaunt man, wenn man

gerade den Geschichtschreiber des Rationalismus durch seine Befangenheit in der alten Friedericianischen Legende den Beweis dafür liefern sieht. In Mr. Lecky's „Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert", welche gleichsam eine Fortsetzung von Macaulay's Geschichte ist, und deren beide ersten Bände 1878 erschienen, klingt, wenn auch nicht ganz so hart, doch derselbe Ton wieder, wie bei Macaulay. Friedrich heißt wieder Plünderer und Verräther, und überall werden ihm die schlechtesten Beweggründe untergelegt. Beispielsweise wird das Bombardement von Dresden (wie schon bei Lord Mahon) so dargestellt, als sei es nicht eine militärisch gebotene Maßnahme gewesen, sondern eine an der wehrlosen Bevölkerung der Stadt nachträglich genommene „charakteristische Rache" dafür, daß Friedrich unverrichteter Sache von deren Wällen abziehen mußte.[21] Nach Mr. Lecky war Friedrich „im Innersten hart und selbstsüchtig, und ohne einen Funken von Großmuth oder Ehre. Sein einziges Ziel war Vergrößerung des Gebietes, über welches er herrschte. Von Vaterlandsliebe (patriotism) im höheren und mehr uneigennützigen Sinne des Wortes hatte er wenig oder nichts. Alle natürlichen Neigungen seines Geistes und seine Sinnesart waren französisch, und wenige Männer scheinen weniger Empfindung für die edleren Seiten des deutschen Charakters oder für den aufgehenden Glanz des deutschen Geistes gehabt zu haben." [22]

Sollte es nicht für den Ausländer rathsamer sein, es den Deutschen zu überlassen, wie sie sich mit Friedrich wegen seiner Stellung zu ihrer Nationalliteratur verständigen wollen? Welches Recht hat Mr. Lecky, hierin empfindlicher zu sein, als Goethe und Schiller, Hr. Emanuel Geibel oder Hr. Wilhelm Scherer?[23] Uebrigens ist es ja wohl abermals in Friedrich's Sinne gehandelt, wenn Mr. Lecky's Pasquill, wie nach des Königs Befehl jenes am Fürstenhaus in der Kurstraße, „niedriger gehängt wird, damit man es bequemer lese".

Glücklicherweise fehlt es uns zuletzt nicht an einem freundlicheren Bilde. Angeregt durch Carlyle's Buch, mit Hrn. Fontane's Schilderungen zum Geleite, begab sich 1872 Mr. Andrew Hamilton nach jener Stätte von Friedrich's kurzem Jugendglück, an welche er in den Stürmen seines Manns-, den Mühen seines Greisenalters stets mit so viel Zärtlichkeit zurückdachte, wie in seiner Natur lag, nach Rheinsberg. Hier, in den Urzuständen des märkischen Landstädtchens, beschäftigte sich Mr. Hamilton mehrere Monate lang mit Studien über Friedrich's und über des Prinzen Heinrich späteren Aufenthalt daselbst. Nach einem weiteren Besuch in Rheinsberg legte er 1880 die Ergebnisse dieser Studien in einem für uns sehr anziehenden Buche nieder.[24] Mit seltenem landschaftlichen Feingefühl hat Mr. Hamilton den bescheidenen Reiz der märkischen Natur erfaßt, den Zauber der umschilften stillen Seen, wo düstere Kiefern sich spiegeln, Reiher nisten, und der Hirsch sein Rudel zur Tränke führt. So ist ihm auch das eigenthümliche Interesse jener Friedericianischen Jugendzeit aufgegangen, für welche außerhalb unserer Kreise Sinn und Verständniß sonst nicht leicht gefunden werden, und er hat sie in einem geschickt angelegten und künstlerisch umrahmten Bilde liebevoll veranschaulicht. Gern folgen wir ihm von einer geweihten Stelle zur anderen durch die vereinsamten Gänge des Parks, und gedenken der Tage, da geistsprühende Briefe die vergötternde Bewunderung Friedrich's, die geschickten Schmeicheleien Voltaire's zwischen hier und Cirey hin und her trugen.

Auch in einem kleinen Buche von Mr. F. W. Longman in Oxford, Frederick the Great and the Seven Years War, welches nach Angabe des Verfassers eigentlich für die Schule bestimmt ist, waltet Carlyle's Einfluß vor, und von Macaulay's Essay heißt es darin, daß er mehr der glänzenden Darstellung wegen zu bewundern, als wegen seiner Zuverlässigkeit zu empfehlen sei.[25]

Voreilige Veröffentlichung der persönlichen Aufzeichnungen Carlyle's erregte bald nach seinem Tode vielfach Mißstimmung gegen ihn in der englischen literarischen Welt. Das einst von ihm auf idealer Grundlage unternommene geistige Befreiungswerk trat zurück in dem mächtigen Umschwunge, der sich im englischen Denken an der Hand naturwissenschaftlicher Erkenntniß seitdem vollzog. Aber die einmal eingeleitete Wirkung seiner positiven Thaten, seiner Verkündung des deutschen Genius, seiner Ehrenrettung unseres Helden unter den Engländern, kann durch die augenblickliche Schmälerung seines Ansehens kaum gehemmt werden.

Carlyle nennt am Schluß seines Buches Friedrich den Letzten der Könige. Das ist zu wenig, und ist doch auch zu viel.

Zu wenig, weil Friedrich neben dem Feldherrn und Herrscher noch der Denker und Schriftsteller war, den geistige Beziehungen uns so nahe bringen, daß er uns fast wie unser Einer erscheint.

Zu viel, weil Friedrich, wie er nicht der erste große Fürst seines Hauses war, sondern was er vollbrachte durch den Großen Kurfürsten vorbereitet fand, auch nicht der letzte blieb. Carlyle schrieb jenes Wort vor 1866; nach 1870, wo er, seiner Lebensrichtung getreu, für Deutschland seine Stimme erhob, hätte er es wohl nicht mehr geschrieben. Was Friedrich vorbereitet, vollendete der dritte große Hohenzoller, Kaiser Wilhelm.

Am heutigen Tage liegt es nahe, der Zuversicht Worte zu geben, daß die Reihe der großen Herrscher aus diesem Geschlechte noch nicht zu Ende sei.

Anmerkungen.

[1] (S. 395.) Monatsberichte der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1858. S. 131. 132.

[2] (S. 396.) Goethe's sämmtliche Werke in dreißig Bänden. Stuttgart und Tübingen. 1851. Bd. XIX. S. 264.

[3] (S. 396.) I tre Giulj o sieno Sonetti di Niceste Abideno P. A. sopra l'Importunità d'un Creditor di tre Giulj ec. In Roma 1762. p. 93.

[4] (S. 396.) Sainte-Beuve, Causeries du Lundi. 3me Ed. t. II. Paris 1858. p. 129 et suiv.

[5] (S. 396.) Mirabeau, De la Monarchie Prussienne, sous Frédéric le Grand etc. A Londres. En quatre volumes. 1788.

[6] (S. 396.) Sainte-Beuve, Causeries etc. t. III. p. 144 et suiv. (Oeuvres de Frédéric-le-Grand); — 185 et suiv. (Frédéric-le-Grand Littérateur).

[7] (S. 396.) History of the United States from the Discovery of the American Continent. vol. X. Boston 1874. p. 97. — Vergl. auch John Bigelow, The Life of Benjamin Franklin written by himself etc. London 1879. vol. II. p. 394.

[8] (S. 397.) J. P. Lyser's ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche. 13. Lief. Göttingen 1833. S. 23; — William E. H. Lecky, A History of England in the Eighteenth Century. vol. III. London 1882. p. 59.

[9] (S. 397.) A View of the Reign of Frederick II. of Prussia: with a parallel between that Prince and Philip II. of Macedon. London 1789; — Gillies' Vergleichung zwischen Friedrich II. und Philipp, dem Könige von Macedonien. Breslau, 1791. (Anonym.)

[10] (S. 397.) Frederick the Great and his Times. Edited, with an Introduction, by Thomas Campbell etc. London 1842. (Zwei Bände. Spätere Ausgaben [1843 angeblich in vier Bänden; 1844 wieder in zwei Bänden] waren mir nicht zugänglich, und ich weiß nicht, ob darin eine Entgegnung auf Macaulay's Angriff enthalten ist.)

[11] (S. 397.) History of England from the Peace of Utrecht, to the Peace of Aix-la-Chapelle. vol. III. p. 150 sqq. — cfr. vol. IV, from the Peace of Aix-la-Chapelle to the Peace of Paris, p. 112; und an mehreren anderen Stellen.

[12] (S. 397.) Critical and Historical Essays contributed to the Edinburgh Review by Lord Macaulay. A new Edition. London 1880. p. 791 sqq.

[13] (S. 398.) Essay on Warren-Hastings. L. c. p. 619.

[14] (S. 398.) George O. Trevelyan, The Life and Letters of Lord Macaulay. Copyright Edition. Leipzig 1876. vol. II. p. 60.

[15] (S. 399.) L. c. p. 801.

[16] (S. 399.) Civil Disabilities of the Jews. L. c. p. 134.

[17] (S. 403.) Thomas Carlyle, History of Friedrich II. of Prussia etc. Copyright Edition. Leipzig. vol. I. 1858. p. 15. „English Prepossessions."

[18] (S. 403.) Macaulay, Essai on Warren Hastings, l. c. p. 664.

[19] (S. 403.) William E. H. Lecky, A History of England in the Eighteenth Century. vol. IV. London 1882. p. 167.

[20] (S. 404.) Engelmann, Chodowiecki's sämmtliche Kupferstiche u. s. w. Leipzig, 1857. S. 59. (No. * 78.)

[21] (S. 407.) L. c. vol. II. p. 509.

[22] (S. 407.) L. c. vol. I. p. 389.

[23] (S. 407.) Geschichte der Deutschen Literatur. Berlin 1882. S. 417 ff. 517 ff.

[24] (S. 407.) Rheinsberg: Memorials of Frederick the Great and Prince Henry of Prussia. In two volumes. London 1880.

[25] (S. 408.) Epochs of Modern History. — Frederick the Great and the Seven Years War. London 1881.

Die deutsche Dynastie in Rumänien.

Wenn die Rivalität zwischen Germanen und Slaven dereinst durch einen furchtbaren Zusammenstoß zum Austrag gebracht werden sollte, so werden Ungarn und Rumänen unbedingt als vorgeschobene Posten auf der Seite der Germanen stehen; nicht sowohl, weil sie der deutschen Nation angegliedert sind, bezw. sich derselben angeschlossen haben, sondern weil die geographische Lage ihrer Länder Ungarn und Rumänen zwingt, auf der Seite der Germanen für ihre bedrohte Existenz zu kämpfen.

Man muß hoffen, daß das Aufeinanderprallen des germanischen und slavischen Elementes in der europäischen Völkerfamilie noch für viele Jahre hinausgeschoben werde und möglich ist es immerhin, daß dasselbe in Folge der fortschreitenden Civilisation ganz unterbleibt. In jedem Falle aber dürfte es im gegebenen Augenblick für Deutschland interessant sein, das heutige Rumänien und seine stufenweise Entwickelung etwas näher kennen zu lernen, als dies durch vereinzelte, häufig durch Parteileidenschaft beeinflußte Zeitungsartikel geschehen kann; denn Rumänien nimmt unter den neuen Staatenbildungen Osteuropa's unstreitig den ersten Rang ein, welchen es sich unter mehr als sechzehnjähriger Herrschaft und Leitung eines deutschen Fürsten errungen hat.

In einer von der Cultur Westeuropa's entfernten, bis vor kurzer Zeit beinahe abgeschlossenen Lage — mehrere Jahrhunderte lang der Tummelplatz der Kämpfe seiner vier mächtigen Nachbarn (Polen, Ungarn, Rußland und Türkei) — wurde Rumänien in seiner Culturentwickelung theils durch die Oberherrlichkeit der Pforte, theils durch Rußland, welches durch Intriguen die Eroberung der Moldau und Walachei vorbereitete, gehindert und darnieder gehalten.

Die Türkei setzte ihre eigenen Pfortenbeamten als Fürsten der Moldau und Walachei ein und ab, occupirte zeitweise die Gebietstheile dieser nach verbrieften Rechten souverän gebliebenen Staaten und hielt den Hospodaren zu ihrer Stütze eine Janitscharen-Leibgarde.

Rußland leitete aus dem Vertrage von Kainardji (1774), welcher ihm ein Recht ertheilte, zu Gunsten der beiden Fürstenthümer seine Fürsprache einzulegen, ein eigenthümlich geartetes, staatsrechtlich undefinirbares, praktisch desto erdrückenderes Protectoratsrecht ab, das dem großen nordischen Reiche die periodische Besetzung und Regierung der Moldau-Walachei, die Einmischung in die größten wie in die kleinsten inneren Angelegenheiten der Länder, sowie die Incorporirung ihrer Provinz Bessarabien möglich machte.

Schwer und erdrückend lastete auf Rumänien die immer deutlicher zu Tage

tretende Absicht Rußlands — nachdem es Bessarabien annectirt hatte — der Moldau und Walachei, welche auf dem Wege seines Vordringens nach Süden lagen, geräuschlos und kampflos dasselbe Schicksal zu bereiten. Diese Absicht der russischen Staatsmänner fand häufig drastischen Ausdruck. „Je ne laisserai aux Moldau-Valaques que leurs yeux pour pleurer", hatte General Graf Kutusoff 1810 zornig ausgerufen und Graf Nesselrode sagte im Jahre 1848 „l'origine des Moldau-Valaques se perd dans la nuit des temps", während er im Jahre 1853 mit den Worten drohte „le temps viendra, où ces Valaques insoumis, qui ont excité au plus haut point le mécontentement de S. M. l'empereur, payeront chèrement leur déloyauté."

Allerdings darf man auch heute noch die Zustände in Rumänien nicht mit den verwöhnten Augen des hochcultivirten Abendlandes ansehen und einzig und allein danach beurtheilen. Man wird sonst vieles Unfertige, im Anfange der Entwickelung Begriffene oder Mißverstandene finden. Ganz unmöglich kann ein Volk — wenn es auch noch so schnell und kräftig vorwärts schreitet — in fünfundzwanzig Jahren nachholen, was es zu versäumen während zweier Jahrhunderte gezwungen war. Wer aber die Zustände in Rumänien während der letzten zwei Jahrzehnte beobachtet und verfolgt hat, wird einräumen müssen, daß eine radicale Aenderung der Dinge eingetreten ist, seitdem ein Fürst aus dem Hause der Hohenzollern die Geschicke Rumäniens leitet.

Wenn man die Verhältnisse, wie sie vor 1866 — dem Jahre des Regierungsantrittes des Fürsten Carol — bestanden, denen seit dem Jahre 1880 — dem Jahre der völkerrechtlich anerkannten Unabhängigkeit Rumäniens — gegenüberstellt, so kann kein Zweifel obwalten, daß das Land in jeder Beziehung entscheidende, bedeutende Fortschritte gemacht hat, während der Drang nach Vervollkommnung, nach Bildung und Besserung das ganze staatliche und wirthschaftliche Leben des rumänischen Volkes erfaßt und allen Handlungen desselben seinen Stempel aufgedrückt hat. Am deutlichsten tritt dies hervor, wenn man sich den zurückgelegten Weg vergegenwärtigt.

Aus zwei getrennten, jeder Initiative nach Innen und Außen entbehrenden Ländern, welche in den Augen der gebildeten Welt zu türkischen Provinzen herabgesunken waren, ist thatsächlich und völkerrechtlich ein unabhängiger Staat geworden. Statt der, nicht nur auswärtigen Befehlen gehorchenden, sondern auch zu Werkzeugen fremden Interesses herabgewürdigten Wahlfürsten, hat Rumänien jetzt eine, durch Verwandtschaftsbande mit den meisten regierenden Fürstenhäusern verknüpfte, achtunggebietende Dynastie. An die Stelle der despotischen Einflußnahme der Türkei und Rußlands sind völkerrechtliche Verträge mit allen europäischen Staaten getreten, mit welchen das Land auf dem Fuße voller Gleichberechtigung verkehrt.

Der für die inneren Angelegenheiten einzig und allein maßgebende Wille des Hospodars hat einer constitutionellen, parlamentarischen Regierung Platz gemacht. Während ehemals die Justiz ein Werkzeug in den Händen des Fürsten war, welcher den Richterspruch des höchsten Gerichtshofes beliebig umstoßen konnte, hat das Land heute einen Richterstand, welcher der Beeinflussung der Regierung gänzlich entzogen ist; während früher die ganze Verwaltung nach

persönlichem Gutdünken oder Laune der Beamten geführt wurde, ist dieselbe jetz
nach einer sich immer mehr vervollständigenden Gesetzgebung geregelt.

Die kaum den primitivsten Anforderungen genügende Finanzverwaltung is
in ein System gebracht worden, welches, auf Wissenschaft gegründet, allen an
einen modernen Staat zu stellenden Anforderungen entspricht. Dadurch, daß gegen
wärtig die Bedürfnisse des Staatshaushaltes streng geregelt sind, wurde es der
rumänischen Regierung möglich, über die schweren Zeiten des letzten Krieges fortzu
kommen, ohne dem Lande eine andere Staatsschuld aufzuladen, als sie die
Emission von 26 Millionen Francs Schatzscheinen mit sich brachte, während das
ganze Kriegsmaterial erneuert und vermehrt werden mußte und eine Eisenbahn
von 100 Kilometern Länge (Marasescht-Fokschani-Buzeo) auf Staatskosten gebaut
wurde. Die eingeführte Regelmäßigkeit der Verwaltung gab in einzelnen Zweigen
geradezu erstaunliche Resultate. Die Brutto-Einnahmen aus dem Tabaksmonopol
z. B. steigerten sich von 18½ auf 25½ Millionen, während die Kosten der
Regie von 47 % auf 34 % herabgemindert wurden. Ein ganz ähnliches Resulta
wie die Verstaatlichung des Tabaksmonopols verspricht die Verstaatlichung der
Eisenbahnen zu geben.

Eisenbahnen! — Vor 16 Jahren besaß Rumänien kaum die allernoth
wendigsten Landstraßen. Gegenwärtig führt eine 1500 Kilometer lange Eisen
bahn von der Bukowinaer Grenze nach Galatz und Braila an die Donau, und
von dort über Bukarest nach dem an der westlichen Landesgrenze gelegenen Eiserner
Thor (Verciorova-Orsova) mit mehreren Zweigbahnen (Botoschani, Jassy) nach
der russischen Grenze; wozu noch die Eisenbahnen nach Berlad, Marasescht-Buzeo
Ploiescht-Predial (Siebenbürger Grenze), Bukarest-Giurgevo (Bulgarische Grenze)
kommen, während eine ganze Reihe neuer Zweigbahnen von den Kammern bereits
votirt und theilweise im Bau begriffen ist. Dabei hat sich die Zahl der Land
straßen verfünffacht. Dadurch hat sich der Handel und die Bodenproduction des
Landes in solchem Grade gesteigert, daß die Zölle, trotz der Niedrigkeit der
Tarife, dem Staatsschatz 12 Millionen statt der früheren 5 Millionen eintragen
und die Steuerkraft hat sich so erhöht, daß die Finanzverwaltung schon seit dem
Jahre 1880 mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit die 120 Millionen des
heutigen Einnahmebudgets eincassirt, als die 60 Millionen im Jahre 1866
eingingen. Die unhaltbar gewordenen gutsherrlich-bäuerlichen Zustände waren
schon im Jahre 1864 geregelt worden und die Leibeigenschaft wurde bereits im
Jahre 1855 aufgehoben; aber die Creditverhältnisse des Landes haben sich erst
seit zehn Jahren nach Einrichtung der nach preußischem Muster angelegten
Bodencreditanstalten gebessert, so daß der landesübliche Zinsfuß von 12 auf
6 Procent herabgesunken ist.

Die rumänische Armee, welche nur aus ein paar Paraderegimentern bestand
und im Jahre 1866 kaum die Aufstellung eines Corps von 8000 Mann ermög
lichte, das auch noch der nothwendigen Kriegsausrüstung entbehrte, ist jetzt zu
einer Armee von über 100 000 Mann geworden, welche mit den besten Waffen
neuester Systeme für Artillerie, Infanterie und Cavallerie und allem sonstigen
Kriegsmaterial ausgerüstet, gut geschult ist, schnell concentrirt werden kann und
ihre Feuerprobe im Jahre 1877 in Bulgarien glänzend bestanden hat.

Das ehemals auf kleinliche, persönliche Intriguen des Hospodaren und der Bojaren beschränkte politische Leben hat sich erweitert durch das Bewußtsein erhöhter staatlicher Stellung, klarer Ziele und wohlverstandener Bürgerpflichten. In den Parteikämpfen treten zwar noch immer Anklänge der überwundenen Zeitverhältnisse zu Tage, wie das Hinüberschielen nach der Stütze einer auswärtigen Macht, um durch dieselbe die inneren Verhältnisse zu beeinflussen; auch wohl ein Wortgefecht, welchem persönlicher Ehrgeiz und selbstische Absichten zu Grunde liegen; ein zeitweises Vergessen der großen nationalen Aufgaben vor der Leidenschaftlichkeit des Augenblickes: aber im Allgemeinen ist die Volksvertretung sich doch der großen Aufgabe Rumäniens bewußt: im Südosten Europa's eine Vormauer der Civilisation zu bilden gegen die russischen Eroberungs- und Slavisirungsgelüste. Das stark prononcirte Unabhängigkeitsgefühl der Rumänen verdient auch in jenen Fällen Anerkennung, in welchen es sich — wie in der Donaufrage — gegen unberechtigte Ansprüche der österreichisch-ungarischen Monarchie auflehnt. Die Rumänen wollen eben weder russisch, noch österreichisch, sondern unabhängig sein.

Nicht leicht war es für sie, auf diesen Standpunkt zu gelangen. Auch wurde derselbe nicht im ersten Anlauf erreicht, sondern die Nation hat vorher mancherlei Irr- und Schmerzenswege betreten müssen.

Ganz richtig hatten die rumänischen Patrioten erkannt, daß dem Lande vor Allem zwei Dinge nothwendig seien, um die Oberhoheit der Türkei und das beinahe noch drückendere Protectorat Rußlands abzuschütteln und die Selbständigkeit herbeizuführen: die Vereinigung der rumänischen Fürstenthümer Moldau und Walachei und die Begründung einer erblichen Monarchie durch ein Mitglied eines der geachtetsten europäischen Fürstenhäuser. Die Vereinigung der beiden Fürstenthümer wurde schon 1859 eine Thatsache, als die Rumänen der Moldau und der Walachei (gegen die Bestimmungen des Pariser Vertrages) in der Person Alexander Johann Cusa's einen einzigen, statt zweier Fürsten wählten.

Damit war der erste Schritt zur Unabhängigkeit des Landes gethan: der zweite — die Einsetzung einer Dynastie aus europäischem Fürstengeschlechte — blieb vorläufig allerdings unerfüllt: jedoch ließ man Alexander Johann Cusa vor seiner Wahl einen Revers unterzeichnen, in welchem er seine Regierung selbst als ein Provisorium bis zur Einsetzung eines fremden Fürsten erklärte, welches Ziel zu erreichen er aus allen Kräften bestrebt sein wolle.

Kaum hatte jedoch der Oberst Cusa als Alexander Johann I. den Thron bestiegen, als ihm jede Erinnerung an das feierlich gegebene Versprechen abhanden gekommen schien. Er hatte nur noch die Befestigung seiner persönlichen Stellung im Auge und vermied sorgfältig Alles, was ihm den europäischen Großmächten gegenüber Schwierigkeiten bereiten konnte. Da er keine legitimen Nachkommen hatte, so bereitete er den Uebergang des Thrones auf einen seiner beiden außerehelichen Söhne vor, welche er zu diesem Zweck adoptirte.

Im Uebrigen war Fürst Cusa ein geistreicher Mann, wenn auch ohne gediegene Bildung und ohne Charakter. Seinen hohen Beruf erfaßte er nicht mit staatsmännischem Ernste. Er sah in demselben nur die melkende Kuh, welche

ihm die Mittel zu einem zügellosen Leben gewährte und gleichzeitig die Gelegenheit zu Intriguen, zu welchen er, wohl in Folge seiner byzantinischen Abstammung, große Vorliebe hatte. Ernstes Arbeiten hatte er selbst in seiner Jugend nicht gelernt und konnte als Fürst an demselben erst recht kein Gefallen finden. Noch weniger gefiel ihm aber die Beschränkung der fürstlichen Gewalt durch eine Verfassung, welche er deshalb durch das sogenannte Statut beseitigte. Schließlich artete seine Regierung in eine gewissenlose Camarilla- und Maitressenwirthschaft aus, welche die Mittel des Landes verpraßte und, wenn dieselben nicht ausreichten, Staatsanleihen machte. Am Ende seiner Regierung war der Staatsschatz buchstäblich leer und die Beamten hatten seit Monaten keinen Gehalt bekommen.

Das Urtheil über den letzten, einheimischen Fürsten Rumäniens ist übrigens treffend in Weber's „Allgemeiner Geschichte" gesprochen worden, in welcher es heißt: „Alexander Johann I., der Abkömmling einer geringen Bojarenfamilie, hatte sich durch Glück und Klugheit emporgeschwungen und alle seine hochgestellten Mitbewerber aus dem Felde geschlagen; aber er war zur Willkür und Verschwendung geneigt und gab durch sein häusliches und eheliches Leben Anstoß. Als die Landstände seinen Wünschen nicht willfährig genug entgegenkamen, entledigte er sich, nach dem Vorbilde seines Gönners Napoleon, der lästigen Fesseln und ließ sich durch ein Plebiscit ausgedehntere Fürstengewalt geben. Auf Grund dieser Gewalt griff ein willkürliches und despotisches Regiment Platz, und da sich Alexander zugleich durch Habsucht und Sittenlosigkeit Haß und Verachtung zuzog, entstand nach zwei Jahren in Bukarest eine Empörung, welche die Vertreibung Cusa's zur Folge hatte."

Als sich am 11./23. Februar 1866 die Nachricht von der Entfernung des Fürsten Alexander Johann verbreitete und der Graf von Flandern als Philipp I. zum Fürsten von Rumänien ausgerufen wurde, athmete die Bevölkerung, wie von einem erdrückenden Alp befreit, auf.

Nachdem der Graf von Flandern die ihm angetragene Krone von Rumänien ausgeschlagen hatte, war die Verlegenheit an der Dimbowitza einen Augenblick groß. Dennoch verlor die provisorische Regierung des Jahres 1866 nicht den Muth. Trotz der vielen, sich wider ihre Bemühungen aufthürmenden Hindernisse; trotz des von Rußland im April desselben Jahres in Jassy hervorgerufenen Separatisten-Aufstandes; trotz der Lauheit und des wenigen guten Willens, womit die Forderungen des rumänischen Volkes in der Pariser Conferenz aufgenommen wurden, gelang es, nach drei schweren, angstvollen Monaten, den Prinzen Carl von Hohenzollern — der mittlerweile durch ein Plebiscit zum Herrscher von Rumänien erwählt worden war — zu bewegen, die Krone anzunehmen und dem Rufe des rumänischen Volkes zu folgen.

Voll Zuversicht in die Zukunft Rumäniens, erfüllt von dem ernsten Willen, in die Geschicke des ihm vertrauenden Volkes mit kräftiger Hand einzugreifen und dasselbe aus der Bedrängniß herauszuführen, hielt Fürst Carol am 10./22. Mai 1866 seinen feierlichen Einzug in das mit Kränzen und Fahnen geschmückte Bukarest, seine Hauptstadt. Die Feinde des Landes waren erstaunt, betroffen, während die Rumänen in Freude und Hoffnung aufjauchzten. Der Messias des Landes war da und noch heute sind jene ersten, ernsten Worte

nicht vergessen, welche der junge, stolz und milde blickende Fürst zu dem versammelten Parlament des Landes gesprochen hat. Diese kurzen, aber inhaltschweren Worte, die ein ganzes Regierungsprogramm enthielten, lauteten: „Indem ich den Boden dieses Landes betrete, bin ich ganz Rumäne geworden. Ich weiß, daß mir große Pflichten obliegen; aber ich hoffe, dieselben zu erfüllen. Ich bringe meinem neuen Vaterlande ein offenes Herz, reine Gesinnungen, einen starken Willen, das Gute zu thun, eine grenzenlose Hingebung und jene unverbrüchliche Achtung vor dem Gesetz, welche ich von den Meinigen ererbt habe. Heute Staatsbürger, morgen, wenn es nöthig sein sollte, Soldat, werde ich von nun an mit Euch die guten, wie die schlimmen Tage theilen. Habet Vertrauen zu mir, wie ich Euch vertraue! Nur der Allmächtige weiß, was unserem Vaterlande in der Zukunft bevorsteht; seien wir indessen rastlos in der Erfüllung unserer Pflichten und die Vorsehung, welche Ihren Erwählten bis hierher geführt und aus meinem Wege alle Schwierigkeiten fortgeräumt hat, wird ihr Werk nicht unvollendet lassen." Den Worten des damals noch jungen Fürsten haben seine Thaten entsprochen, ohne daß er während eines Zeitraumes von mehr als sechzehn Jahren auch nur um Haaresbreite von ihnen abgewichen wäre.

Viele Jahre stätiger, unausgesetzter Arbeit vergingen, mancher parlamentarische Kampf und mancher Cabinetswechsel vollzog sich, bis mit dem letzten russisch-türkischen Kriege der Tag anbrach, an welchem Volk und Fürst erprobt werden sollten. Es war nicht die zum wenigsten schwierige Aufgabe, den Augenblick richtig zu erkennen und zu erfassen, in welchem der Beweis der Stärke und Lebensfähigkeit geliefert werden mußte. Eine Trübung der Auffassung der Sachlage, ein Fehltritt bei der Action, ein Mangel an rechtzeitiger Energie konnten alle Hoffnungen und Erwartungen zu Grunde richten.

Fürst Carol verstand es mit staatsmännischem Blick diejenigen Männer zu wählen, welche ihm helfen mußten, die schwere Aufgabe zu bewältigen; dagegen bezeigte das Volk dem Fürsten und seiner Regierung das vollste Vertrauen und unbedingte Ergebenheit. Das waren die Vorbedingungen, um in der schwierigen und kritischen politischen Lage Europa's das Endziel nicht aus dem Auge zu verlieren und das specifisch Richtige zu treffen.

Nachdem der Krieg zwischen Rußland und der Türkei ausgebrochen, kam Alles darauf an, daß Rumänien nicht das Schlachtfeld der beiden sich gegenüberstehenden Heere werde: dem Lande mußten Verwüstung und unberechenbare Verluste erspart bleiben. Während des Krieges mußte ihm die Selbständigkeit bewahrt bleiben, damit nach beendetem Kampfe die Unabhängigkeit des Landes eine thatsächliche und nicht blos formelle werde. Die Auflösung des Vasallenverhältnisses zur Türkei durfte kein Geschenk Rußlands, sondern mußte das Resultat selbstthätiger Kraftentwickelung sein, eines Kampfes, in dem sich die Energie des rumänischen Volkes bethätigte, damit ihm die Unabhängigkeit als die Frucht eigenen Ringens und patriotischer Hingebung zufalle. Auch mußte bei dem Zusammengehen mit Rußland Alles vermieden werden, was die stark differirenden Interessen des Czarenreiches und Rumäniens mit einander vermengen, und die rumänische Action in jene des nordischen Reiches aufgehen lassen konnte. Dem In- und Auslande gegenüber mußte beständig der Unter-

schied zwischen den rumänischen und den russisch-panslavistischen Zielen betont und gewahrt bleiben.

Eine besondere Schwierigkeit lag darin, in der Kriegführung die Individualität Rumäniens hervortreten zu lassen; Fürst Carol lehnte es deshalb entschieden ab, sich und seine Armee dem Commando eines russischen Feldherrn — und wäre es der Czar selber gewesen — zu unterstellen und bewahrte während des ganzen Krieges eifersüchtig die Selbständigkeit seines Heeres. Es war dies um so nothwendiger, als Russen und Rumänen für sehr verschiedene Ziele kämpften; die Russen fochten für die großslavische Idee, die Rumänen für ihre Unabhängigkeit — nicht allein vom türkischen Joch, sondern auch von dem russischen Protectorat. Die Welt hat es noch frisch im Gedächtniß, wie die überaus schwer wiegende Aufgabe gelöst wurde; die Geschichte aber wird dereinst aus den einzelnen Factoren die Thatsache feststellen und verzeichnen: daß der Fürst Carol von Hohenzollern und sein Minister Joan Bratiano während der ganzen bewegten Zeit vor, während und nach dem russisch-türkischen Kriege geradezu erstaunliche Beweise von Scharfsinn, Vorsicht, Thatkraft und Patriotismus, mit einem Wort: von staatsmännischer Begabung, an den Tag gelegt haben. Dazu kamen bei dem Fürsten von Rumänien noch die glänzenden Eigenschaften der persönlichen Tapferkeit und des Feldherrn-Talentes, welche seine kleine Armee mit solchem Muthe und Vertrauen erfüllten, daß sie der Welt Bewunderung abnöthigte.

Zwar fiel auf die Erfolge der rumänischen Armee und die gehobene, selbstbewußte Stimmung des rumänischen Volkes nach beendetem Kriege „die russische Erkenntlichkeit" wie ein Mehlthau; denn das große Czarenreich nahm seinem kleinen Alliirten — welcher die russische Armee nach ihren Niederlagen bei Plewna vor Vernichtung bewahrt hatte — aus Dankbarkeit das Stück von Bessarabien wieder ab, welches es nach dem Krimkriege an die Moldau hatte zurückgeben müssen; aber die Einmüthigkeit und Energie, mit welcher das rumänische Volk gegen die Treulosigkeit des übermüthigen, mächtigen Bundesgenossen auftrat und seine Rechte — wenn auch ohne Erfolg — vor dem europäischen Areopag verfocht, hat demselben soviel an Achtung und Sympathie der civilisirten Nationen eingetragen, daß dadurch die verlorene Provinz beinahe aufgewogen erscheint. Auch trug die von Rußland nach dem Kriege erfahrene Unbill nicht wenig dazu bei, das Band zwischen Fürsten und Volk, welches schon während des Krieges im Feuer gehärtet worden war, noch fester und dauerhafter zu machen.

Die Anerkennung der vollständigen Unabhängigkeit Rumäniens von Seite aller Mächte, seine Erhebung zum Königreich und die Regelung der Thronfolge in der Dynastie Hohenzollern waren der Lohn für das unermüdliche Streben, die Thatkraft, Arbeit und Tapferkeit des Volkes und seines Fürsten; aber noch bleiben für Fürst und Volk zwei große Aufgaben übrig; das sind: die Vollendung des inneren Ausbaues des Gebäudes und seine eventuelle Vertheidigung gegen den auswärtigen Feind. Bei der Erfüllung dieser letzten Aufgabe wird den Rumänen die Unterstützung des großen deutschen Volkes gewiß nicht fehlen; denn Deutschland vertheidigt sich selbst, wenn es gegen die Eroberung Rumäniens — des Vorpostens gegen das zur Umfassung der germanischen Länder vordrängende Slaventhum — in die Schranken tritt.

Schiller.

Von

Professor **Wilhelm Scherer** in Berlin[1]).

Als Goethe den Tod des Achilles zu erzählen unternahm, da ließ er Athene von ihm sagen: „Ach, daß schon so frühe das schöne Bildniß der Erde fehlen soll, die weit und breit am Gemeinen sich freuet." Und als Schiller todt war und Goethe ihn im Gedichte feierte, da war das höchste preisende Wort, das er sprach: „Und hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

Wir aber dürfen sagen: nicht Achill! Hier ist mehr als Achill! Kein Götterjohn, kein Götterliebling: nicht Thetis war seine Mutter, nicht Athene hat ihn beschützt; in der Niedrigkeit ist er geboren, durch Niedrigkeit hat er sich Jahre lang geschleppt, wüst und wild war seine Jugend, reich an Leidenschaft und Katastrophen; ungeregelt stürmte sein Dichtertalent; revolutionärer Ingrimm war seine Muse, der starke Effect sein Leitstern; Niemand warnte ihn auf seinem Wege, das Publicum jubelte ihm zu, enthusiastische Freundschaft warf sich ihm an das Herz. Lange strebte er vergebens nach einem äußeren Halt. Um das Glück zu suchen, kam er nach Weimar. Was er erreichte, war mäßig: eine magere Professur in Jena, später eine beschränkte Existenz in Weimar. Dazu bald ein kränklicher, dahinsiechender Körper. Aber dreierlei Großes hat ihm das Schicksal verliehen: die Freundschaft Goethe's, die unverbrüchliche Liebe einer edlen Frau von einfachem Herzen und, was noch mehr werth ist als Glück in der Freundschaft und Ehe, die unverlierbare Hoheit der eigenen Seele. Wie lang er harrte, wie schwer er kämpfte, wie tief er sich beugte, bis ein Strahl des Glückes seine Stirne streifte: es blieb etwas unberührt in seinem Innern, das Flügel hatte und ihn sicher emportrug. Aus dem stürmischen Jüngling ward ein fester Mann. Erst aus der Ferne, dann immer näher verbunden folgte er den Spuren Goethe's. Die Bewegung, welche der „Götz" entfesselte, riß ihn mit fort. Aber von Anfang an war seine Grundstimmung verschieden. Goethe wurzelt in der Idylle, Schiller in der Satire. Goethe fand seine Ideale in der Wirklichkeit wieder, Schiller maß die Wirklichkeit am Ideal und fand sie zu klein. Die Wirklichkeit, die Sinnenwelt, das Gewöhnliche, das Alltägliche, die

[1]) Die nachfolgenden Betrachtungen wird man dem wesentlichen Inhalte nach in dem achten Hefte von Scherer's „Geschichte der deutschen Literatur" wiederfinden. Schiller's Jugenddramen sind bereits in dem siebenten Hefte des genannten Werkes S. 502 ff. besprochen. Die Red. der „D. R."

Lebensprosa, was Goethe das Gemeine nannte: darüber suchte sich Schiller von jeher zu erheben, und das überwand er.

Satirisch waren seine Jugendstücke. Republikanische Ideale traten in den „Räubern", in „Fiesco", in „Kabale und Liebe" den Zuständen Deutschlands, wie sie ihn unmittelbar umgaben, dem Despotismus und der Unterdrückung entgegen. Mit der grellen und rednerischen Manier des Satirikers, unter reichlichem Aufwand von großen Worten, starken Contrasten, übertriebenen Vorstellungen malte er in den pomphaften Trochäen seiner Jugendgedichte Grab und Tod, Schlacht und Hinrichtung, Pest und Hölle, die schlimmen Monarchen und Rousseau, Römertugend und Hektor's Abschied, Liebestaumel und Freundschaftsbegeisterung, die Macht der Töne und die Unendlichkeit der Welt. Ein würtembergisches Kriegslied auf Graf Eberhard den Greiner erinnerte an die patriotischen Poesien, welche der preußische Grenadier in Gang brachte. Nur selten erklangen ihm sanftere Accorde. Haller, Klopstock und Bürger waren seine dichterischen Vorbilder. Rousseau war der Philosoph, dem er anhing. Das Erhabene suchte er in grandiosen Bildern auszuprägen. Aber ein finsterer Pessimismus hielt ihn gefangen. Die Begehrungen seines Herzens lehnten sich auf wider die Gebote der Pflicht. „Auch ich war in Arkadien geboren," rief er aus, „doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur." Des Lebens Mai hat ihm abgeblüht; er weiß nichts von Glückseligkeit.

Aber wie Goethe aus dem Pessimismus des „Werther" zu der optimistischen Humanität der „Iphigenie" gelangte, so kam auch für Schiller eine Zeit der Befreiung und Läuterung. In den Armen der Freundschaft erhellte sich ihm das Bild der Welt. Aus jubelnder Seele sang er das Lied an die Freude: Freude treibt die Räder an der großen Weltenuhr; alle Menschen werden Brüder, wo ihr sanfter Flügel weilt: „Seid umschlungen, Millionen!" Wie eine hohe Offenbarung kam es über ihn: allgemeine Menschenliebe! Duldung und Versöhnung! Ein Vater über'm Sternenzelt! Er bildete sich eine mystische Philosophie, die ganz auf den Begriff der Liebe gebaut war. Ohne den Glauben an eine uneigennützige Liebe keine Hoffnung auf Gott, auf Unsterblichkeit und auf Tugend! Aus Liebe hat Gott die Geisterwelt erschaffen. Liebe ist die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Sterben für einen Freund, sterben für die Menschheit, das scheinen die höchsten Bethätigungen der Liebe, welche der Dichter sich vorstellt.

Damals gewann sein „Don Carlos" die Gestalt, worin ihn das Publicum fertig kennen lernte. Der Titelheld des Stückes und dessen Leidenschaft für seine Stiefmutter, die Gemahlin Philipp's des Zweiten, verlor Schiller's Gunst; und Marquis Posa, der Träger liberaler Ideen, der sich für seinen Freund Carlos aufopfert[illegible] in den Vordergrund. Und so wie er die Führung übernahm, änderte die Tragödie ihren Charakter. Standen sich früher Vater und Sohn feindlich gegenüber und suchten niedrige Intriganten den Zwiespalt zu verschärfen, die Versöhnung zu hintertreiben, so ward die Erfindung jetzt feiner und geistreicher: ein Freund warnt in bester Absicht vor dem Freunde, Carlos schöpft Verdacht gegen den Marquis und daraus fließt Beider Untergang. Waltete früher der Naturalismus des Satirikers vor, so suchte Schiller jetzt seinen Stoff zu

veredeln, das Individuelle und Locale zum Allgemeinen zu erheben und das innere Ideal von Vollkommenheit, das in seiner Seele wohnte, zur Geltung zu bringen. Er machte denselben Uebergang zur idealisirenden Kunst, wie Goethe in der „Iphigenie". Er strich die wilden und wortreichen Declamationen gegen die Priester, die er zuerst seinem Carlos in den Mund gelegt hatte, und ersetzte sie durch eine indirecte und um so wirkungsvollere Polemik. Er verließ die rhetorische Manier überhaupt, er bediente sich kürzerer Sätze und schärferer Wendungen, die unverkennbar aus Lessing's Schule stammten.

Lessing's „Nathan", Goethe's „Iphigenie" und Schiller's „Don Carlos" sind die ersten bedeutenden Anfänge der deutschen Jambentragödie. Als das erste dieser Stücke erschien, entstand das zweite; und ungefähr gleichzeitig traten das zweite und dritte an's Licht. Alle drei dienen dem Ideale der Humanität und Toleranz. In allen dreien ragt eine Scene hervor, worin ein König, ein Sultan, ein unbeschränkter Machthaber die Stimme der Wahrheit vernimmt und ihr nicht widerstehen kann. Die Goethe'sche Scene steht etwas abseits von den übrigen: indem die Priesterin sich ermannt, dem König der Taurier die Wahrheit zu sagen, vollendet sie nur den Triumph der Menschlichkeit über harte Barbarenherzen, den sie längst vorbereitet hat. Aber zwischen der Scene des „Nathan", worin der weise Jude den Sultan beschämt, und der Scene, worin Marquis Posa das Herz des spanischen Despoten rührt, waltet auch äußerer Zusammenhang ob. Die Art, wie Philipp auf Posa aufmerksam wird, der Monolog des Gerufenen vor der entscheidenden Unterredung, die Führung des Dialoges selbst erinnert bestimmt an Lessing's Vorbild. Aber die beiden Scenen und die beiden idealen Figuren, welche darin auftreten, verhalten sich zu einander wie das Alter ihrer Verfasser. Als Lessing den „Nathan" herausgab, war er fünfzig Jahre alt. Als Schiller den Don Carlos herausgab, war er achtundzwanzig. Kein Zweifel, daß der Vorgang bei Lessing viel wahrscheinlicher ist! Kein Zweifel, daß der nüchterne Menschenkenner Nathan über dem schwärmerischen Jüngling Posa steht! Gegen den Glaubenszwang richtet sich hier wie dort die Absicht des Dichters. Aber Nathan erschüttert den Saladin, indem er ihn an sein eigenes besseres Selbst verweist, indem er sich auf die Ideale beruft, die auch in seiner Brust lebendig sind; Posa fordert von dem Schüler des Großinquisitors Gedankenfreiheit, er fordert von dem Sohne Karl's des Fünften einen Staat, worin nicht der Wille eines Einzigen das Gesetz gebe und worin die Krone nach Menschenglück ziele. „Männerstolz vor Königsthronen" wollte Schiller darstellen, wie er es im Lied an die Freude verlangte. Aber gerade die unreife Erfindung wirkte auf die Gemüther; gerade in den psychologischen und poetischen Fehlern lag eine unwiderstehliche Gewalt. Zwei Jahre vor dem Ausbruche der französischen Revolution stellte Schiller einen Schwärmer hin, wie sie dann im Leben auftraten und zum Theil die Geschicke Europa's bestimmten. Er hat mit dem Posa ein politisches Musterbild geschaffen, das auch im neunzehnten Jahrhundert manchen Volksvertreter begeisterte und in Revolutionen und Verfassungskämpfen seine Rolle spielte.

Kritik des Despotismus enthielt Schiller's „Don Carlos" wie seine Jugenddramen. Noch immer verband er politische Zwecke mit seiner Dichtung. Hatte

Lessing das Theater als Kanzel benutzt, so machte es Schiller zur Rednertribüne. Aber fortgesetzte innere Wandelungen leiteten ihn mehr und mehr von solchen Tendenzen ab. Die französische Revolution erfüllte ihn mit Schrecken; der ehemalige Verehrer des Brutus wollte die Feder ergreifen, um eine Vertheidigung Ludwig's des Sechzehnten zu unternehmen; wiederholt schilderte er in seinen Gedichten die Entsetzlichkeiten der Revolution; die Majestät der Menschennatur wollte er nicht beim großen Haufen suchen; die Ereignisse der Zeit raubten ihm alle politischen Hoffnungen „auf Jahrhunderte", wie er sagte; jedem Versuch einer Staatsverbesserung, meinte er, müsse die Veredelung des Charakters der Menschheit vorhergehen, und daran mitzuarbeiten sei die Aufgabe der Kunst, von der er jetzt immer reinere und höhere Vorstellungen faßte. Beruhten „Iphigenie" und „Carlos" auf verwandten Tendenzen der Epoche, so mußte ein Geist, woraus dieser entsprungen war, vollkommen bereit sein, um jene sympathisch zu empfangen. Und wie merkwürdig, daß Goethe's „Egmont" ebendenselben Zeitpunkt der europäischen Geschichte behandelte, in den Schiller's „Carlos" fiel, und daß Marquis Posa wie Egmont für die niederländische Freiheit wirkt! Schiller suchte die neuen Erzeugnisse der Goethe'schen Kunst zu bewältigen und von ihnen zu lernen. Eingehend beschäftigte er sich mit dem „Egmont"; ausführlich recensirte er die „Iphigenie"; und dieses Drama von hellenischer Abkunft wies auf Euripides zurück. Die Griechen selbst traten Schiller jetzt erst nahe. Er glaubte ihrer zu bedürfen, um die wahre Simplicität zu finden. Er übersetzte zwei Stücke des Euripides. Er las den Vossischen Homer. Er trauerte in einem großen gedankenreichen Gedichte um die Götter Griechenlands und pries in einem anderen den schönen Lebensberuf der Künstler. Vom Dichter sagte er: „An Tugenden der Vorgeschlechter entzündet er die Folgezeit; er sitzt, ein unbestochner Wächter, im Vorhof der Unsterblichkeit". Die Poesie weiß nach ihm die getrennten Kräfte der Seele, weiß Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft wieder zu vereinigen und so gleichsam den ganzen Menschen wiederherzustellen. In ihrem verjüngenden Lichte entgeht der Geist einem frühzeitigen Alter. Sie darf aber eben darum nur von reifen und gebildeten Händen geübt werden. Alles was der Dichter uns geben könne, sei seine Individualität. Diese Individualität zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, sei daher sein erstes und wichtigstes Geschäft. Nur aus dem reifen, vollkommenen Geiste könne das Reife, Vollkommene fließen.

Zu einer solchen Höhe der Bildung gedachte sich Schiller selbst zu erheben. Aber seine dichterische Thätigkeit fiel darüber in einen langen, nur selten unterbrochenen und langsam weichenden Schlummer. Zwischen dem Erscheinen des „Don Carlos" und der Vollendung des „Wallenstein" lagen zwölf Jahre. Ein Roman „Der Geisterseher" blieb unvollendet. Epische Pläne, ein Friedrich der Große, ein Gustav Adolf, kamen über die metrischen Vorübungen nicht hinaus. Es war eine Epoche, wie sie Goethe nach der italienischen Reise erlebte, eine Zeit der Abkehr von der Poesie, Jahre der Sammlung, der Forschung, des Denkens, aus denen er bereichert und vertieft zum Drama zurückkehrte. Nicht bloß Goethe wurde durch Schiller wieder zur Production ermuntert, sondern

auch Schiller durch Goethe's Freundschaft von der Wissenschaft zur Poesie zurückgeführt. Für beide Genossen war ihr Bund der Beginn einer neuen productiven Aera. Hatte Goethe schauend seine Kenntnisse erweitert, so machte sich Schiller speculirend in der Welt der Begriffe heimisch. Hatte Goethe sich in Natur und Kunst umgesehen und daraus ein neues Ideal stilvoller Poesie gewonnen, so hatte Schiller in jenem Zwischenreich die Geschichte und Philosophie angebaut und daraus eine neue Aesthetik gewonnen. Zwei größere Geschichtswerke und verschiedene kleine Aufsätze bekundeten glänzend seinen Beruf zur historischen Kunst. Vom „Don Carlos" zog es ihn zum „Abfall der Niederlande"; und die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" war die Brücke zum „Wallenstein". Die Kantische Philosophie ergriff ihn mächtig, reizte ihn zur Fortbildung und zum Widerspruch. Ein leidenvolles Leben mit vielerlei Enttäuschungen und Entbehrungen lernte er nicht nur ertragen; sondern mit erhabenem Heroismus, mit einer Ascese eigenthümlicher Art schwang er sich über alles Erdenleid hinweg in die heiteren Regionen der Kunst. Das Glück der Anderen, das ihm versagt war, das Glück einer olympischen Erscheinung, wie Goethe, das er vor sich sah, lernte er ohne Neid betrachten. Aus solchen Thatsachen der eigenen Lebenssituation erwuchs ihm seine Philosophie. Die Sinnenwelt, die Wirklichkeit setzte er so tief herab, wie nur irgend ein mittelalterlicher Gegner der Frau Welt. Um so höher erhob er die weltentrückende Kunst. Die Schönheit ist außerweltlich, wie alles Gute und Große bei Kant. Aber wenn Kant nur als gut anerkennen wollte, was im Widerstreite mit den Neigungen gethan wird, so rühmte Schiller denjenigen Zustand der Menschen, worin Pflicht und Neigung zusammenfallen, worin die übersinnliche und die sinnliche Welt harmoniren. Diesen Zustand führt die Kunst herbei, und in den griechischen Göttern schien er verwirklicht. Zu den alten mythologischen Idealen kehrte Schiller wie Goethe zurück. Die Griechen, sagt er, versetzten in den Olymp, was auf der Erde sollte ausgeführt werden; sie ließen sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirne der seligen Götter verschwinden, und gaben die ewig Zufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei. Goethe hatte aus Italien von der Juno Ludovisi geschrieben: „Es war dieses meine erste Liebschaft in Rom; keine Worte geben eine Ahnung davon; es ist wie ein Gesang Homers". Vor eben diese Juno trat nun Schiller und erläuterte an ihr die Wirkung des göttlichen Ideals: es ist weder Anmuth, noch ist es Würde, was aus ihrem herrlichen Antlitze zu uns spricht; es ist keines von beiden, weil es beides zugleich ist. Durch die himmlische Holdseligkeit unwiderstehlich ergriffen und angezogen, durch die himmlische Selbstgenügsamkeit in der Ferne gehalten, „befinden wir uns zugleich in dem Zustande der höchsten Ruhe und der höchsten Bewegung und es entsteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verstand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat."

Wie bei Goethe Natur und Kunst, so befruchteten sich bei Schiller Philosophie und Geschichte. Die philosophischen Begriffe, bei denen er sich beruhigte, gewährten ihm ein Hilfsmittel, um in großen Umrissen die Entwickelung des Menschengeschlechtes zu überblicken und in der Literaturgeschichte die allgemeinsten

Gegensätze des Stiles aufzuspüren. Wie in Herder's „Ideen" ruht der vollste Glanz auf den Griechen. Aber noch immer glaubt der Schüler Rousseau's an einen verlorenen Idealzustand der Menschheit, den er Natur nennt und dem er die Cultur entgegensetzt. Pflanzen, Mineralien, Thiere und Landschaften, die Lebensäußerungen der Kinder, die Sitten des Landvolkes und der Urwelt treten ihm in Eine Reihe. Sie sind, was wir waren und wieder werden sollen: wir waren Natur, wie sie, und unsere Cultur soll uns auf dem Wege der Vernunft und Freiheit zur Natur zurückführen. Sie sind Darstellungen unserer verlorenen Kindheit und zugleich unserer höchsten Vollendung im Ideal. Naivetät ist ihr gemeinsamer Charakter. Naivetät, wie sie das Kind besitzt, wohnt in den vollkommensten Frauen und in der Denkungsart des Genies. Naiv waren die Griechen. Ein naiver Dichter ist Goethe, während Schiller sich selbst und seines Gleichen als sentimentalisch bezeichnet. Der naive Dichter *ist* Natur: der sentimentalische *sucht* sie. Jener bildet die Wirklichkeit nach; dieser stellt das Ideal dar. Jener hat die sinnliche Realität, dieser den größeren Gegenstand voraus. Jener beruhigt, dieser bewegt. Jener gibt uns Freude an der lebendigen Gegenwart, während uns dieser für das wirkliche Leben verstimmt.

Mit aufrichtiger Bewunderung blickte Schiller zu Goethe empor; und mit edlem Stolze grenzte er ihm gegenüber seine eigene Sphäre ab. Er lernte von ihm, so viel er konnte. Er beobachtete in nächster Nähe sein wunderbares Schaffen. Er tauschte mit ihm technische Erfahrungen aus. Er wetteiferte mit ihm in Epigrammen und Balladen. Und er bildete seine besonderen Fähigkeiten zu der höchsten möglichen Vollendung aus.

Die wissenschaftlichen Gedanken, in denen er lebte, gaben seiner Poesie vielfach Stoff. Die Kunst selbst ist ihm wiederholt Gegenstand. Er schildert, wie sie den Menschen zur Unschuld, zur Natur zurückführe, ihn den hohen Göttern eigen mache und alles Irdische von ihm entferne. Zeus ruft dem Dichter zu: „Willst du in meinem Himmel mit mir weilen? So oft du kommst, er soll dir offen sein." Hebe füllt ihm mit Nektar die Schale und er dünkt sich einer der Götter zu sein. Die Quelle der Verjüngung ist kein Märchen; sie rinnt wirklich und immer in der Kunst. Ewig jung ist die Phantasie. Gesang und Liebe in schönem Verein erhalten dem Leben den Jugendschein. Die göttliche Kunst darf nicht dem gemeinen Nutzen dienen: Pegasus taugt nicht in's Joch. Nicht in der wirklichen Welt, nur im Herzen, nur in der Seele wohnt das Schöne. Vergeblich zieht der Pilgrim fort, um das himmlisch Unvergängliche irgendwo auf Erden zu finden. Der Weg zum Ideal führt aus dem Leben heraus. Die Schönheit ist der Himmel; die Schönheit ist der Friede; die Schönheit ist das Glück. In ihrem Heiligthume gibt es keine Sorge, keine Reue, keine Thränen, keine Pflichten. Aber der Herakles, der als Gott zu den Olympiern aufstieg, hat auf Erden gekämpft und gelitten. „Sauer ringt die kargen Loose der Mensch dem harten Himmel ab; doch leicht erworben, aus dem Schoße der Götter fällt das Glück herab." Auch auf Erden erscheint die Schönheit zuweilen: „in einem Thal bei armen Hirten", da mag die Poesie sich einfinden. Arkadien ist um das Kind, das auf dem Schoße der Mutter spielt. Sicher wandelt der Knabe im Dämmerschein, der noch nichts weiß von der

Sehnsucht nach Licht. Dem Kinde glückt, was dem Weisen mißlingt. Den Unschuldigen kann die Wissenschaft nichts lehren. Und der Genius steht mit der Natur in ewigem Bunde. Die Frauen streben auf der Schönheit geflügeltem Wagen, zu den Sternen die Menschheit zu tragen; und „aus der bezaubernden Einfalt der Züge leuchtet der Menschheit Vollendung und Wiege, herrschet des Kindes, des Engels Gewalt". Und wie Kinder und Frauen, wie die arkadische Welt und wie das Genie, so ist auch die Pflanze ein ehrwürdiges Symbol:

„Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!"

Gern haftet Schiller auch im Gedicht an den großen Wendungen in der Entwickelung unseres Geschlechtes: wie das Dunkel anfänglicher Rohheit sich erhellt, wie die Wilden zu Menschen werden, wie die Menschen im Einklange mit der Natur leben, wie sie sie beherrschen, wie sie sie verleugnen und endlich mit Freiheit zu ihr zurückkehren.

Es sind wenige Grundanschauungen, aber Motive von ungemeiner Fruchtbarkeit, auf welche der Dichter immer und immer wieder zurückkommt und denen er unerschöpflich hundert verschiedene Wendungen gibt. Keine Literatur der Erde besitzt eine Gedankendichtung, welche über diese hinausragte an geistreichem Tiefsinn, an Mannigfaltigkeit der Erfindung, an Kraft der Gestaltung. Schiller's Sprache ist nicht reich. Er muß auch hier mit Wenigem haushalten; aber er weiß es glänzend zu verwerthen. Wo er sich des Reimes bedient, neigt er zur Schönrednerei. Aber seine Distichen stehen ebenbürtig neben denen Goethe's; und seine Fähigkeit, Sentenzen auszuprägen und ihnen epigrammatische Schärfe zu verleihen, geht über Goethe hinaus. Seine „Votivtafeln" gehören zu dem Besten, was die moderne kunstmäßige Spruchpoesie überhaupt hervorgebracht hat: eine gewisse Erschöpfung typischer Lebensverhältnisse und Lebensgegensätze nähert sie dem stilvollen Realismus Goethe's. Und welchen Reiz gewinnt er Stoffen ab, denen man ihre Bildbarkeit nicht ansehen sollte, wie den Silbenmaßen und Strophenformen! Ueber welche Plastik verfügt er, wenn er den Tanz schildert als ein Symbol des weltbeherrschenden Maßes oder wenn er uns Pompeji und Herculanum vorführt ohne anderen Zweck, als um die versunkenen und wiederaufsteigenden Bilder antiken Lebens in der Phantasie zu genießen! Ganz für sich steht ein Gedicht, wie „Der Abend", eine Ode in einem Klopstockischen Metrum, Zustand in Handlung umgesetzt, mythologisch, höchst reizend und anschaulich. Die Symbolik, womit er zuweilen Gegenstände der Wirklichkeit auf die innere Welt bezieht, Lebloses auf Menschliches umdeutet, ist ganz in Goethe's Art. Und „Die Glocke" erhebt sich in der Verbindung des Edlen und Populären, in der festgehaltenen realistischen Schilderung des Glockengusses und der stets wieder angeknüpften Lebensbetrachtung, in der außerordentlichen Geschicklichkeit, womit alle bedeutenden Verhältnisse der Menschheit, Kindheit, Jugend, Liebe, Ehe, das stattliche Haus, die Feuersbrunst, die es von außen, der Tod, der es von innen zerstört, Ordnung und Friede, Krieg und Revolution berührt werden, zu dem Höchsten, was in dieser Gattung überhaupt möglich ist.

So oft wir Schiller's bestimmte Ansichten in seinen Gedichten wieder erkennen, so verschwindet doch seine Person daraus. Allgemeine Wahrheiten will

er lehren; und selbst, wo er Empfindungen darstellt (es geschieht nicht oft), da thut er es in gedachten Situationen, in denen sich fingirte Personen befinden. Das eigene Erlebniß scheint nicht auf seine Poesie zu wirken. Er arbeitet daran, sich selbst zu vergessen über den Dingen. Antike Mythologie und Heroensage liefern ihm Stoff: Ceres klagt um ihre Tochter oder sie tritt unter die Wilden und bringt ihnen die erste Gesittung bei; Kassandra bejammert ihr Loos; die heimziehenden griechischen Helden feiern das Siegesfest nach Troja's Fall. Der trojanische Sagenkreis hatte von früh auf für Schiller den größten Reiz. Jetzt aber mochte er die Selbstentäußerung so weit treiben, daß er sich in die Seele von nordamerikanischen Wilden versetzte und mit ihnen die Todtenklage anstimmte. Nicht allein aus antiken, sondern auch aus mittelalterlichen Stoffen bilden sich ihm rasch und leicht eine Anzahl von Balladen, in denen er sehr verschiedene Stimmungen und eine oft ergreifende Schicksalsverkettung ausdrückte. Die Sentimentalität des Ritters Toggenburg gelang ihm so gut wie der Kampf mit dem Drachen. Die griechische Vorstellung vom Neide der Götter wußte er im „Ring des Polykrates" ebenso ernst zu vergegenwärtigen, wie mittelalterliche Frömmigkeit im „Gang nach dem Eisenhammer". Welcher tiefsinnige Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe in den „Kranichen des Ibykus"! In welche athemlose Spannung reißt uns „Die Bürgschaft" hinein! Wiederholt gab Schiller solchen Erzählungen die Einheit der dramatischen Scene. Aber sein episches Vermögen entfaltete sich glänzend in der homerischen Ausführlichkeit der Darstellung. Eine verschwindend geringe Naturbeobachtung wußte er durch Studium und Kraft der Phantasie zu ersetzen. Für die Schilderung der Charybdis im „Taucher" stand ihm höchstens das Rauschen und Brausen einer Mühle zu Gebote, um sich einige Verse der Odyssee lebendig zu machen. Und wie charakteristisch hat er im „Handschuh" die wilden Thiere abgemalt! Wie liebevoll schildert er anderswo den katholischen Gottesdienst! Wie anschaulich, ganz für das Auge, aber mit echt epischen Mitteln, jenen greulichen Drachen, den ein Malteser Ritter erlegt!

Man fühlt, wie der ursprüngliche Naturalismus des Satirikers, der sich einst mit grellen Gegensätzen begnügte, jetzt auf die lebensvolle Mannigfaltigkeit der Objecte einzugehen versteht, wie Schiller die Geschichte in ihren verschiedenen Epochen erfaßt und sich darin eingelebt hat, wie das Studium und die Gedankenarbeit seiner Poesie überall zu gute gekommen ist und wie es ihm insbesondere gelingt, der schwersten Kunstforderung zu genügen und Selbstentäußerung zu üben.

Er hatte sie auch für seine dramatische Production errungen, zu der er sich endlich zurückfand, und insbesondere für den „Wallenstein", dessen hauptsächliche Figuren mit Ausnahme von Max und Thekla ihn so kalt ließen, daß er sie mit völliger Objectivität zu behandeln vermochte. In der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" hatte er den unheimlichen Feldherrn als frei von den Religionsvorurtheilen seiner Zeit und als ein Opfer der Kirche dargestellt; es lag von dieser Meinung aus nahe, ihn zum Vertreter eines liberalen Principes zu machen und ihn den Jesuiten ebenso unterliegen zu lassen, wie Don Carlos und Marquis Posa gegen die Inquisition vergeblich anstreben. In der That kam dieses

Motiv auch dem dramatischen Wallenstein zu gute; aber es mußte sich einem anderen Gesichtspunkt unterordnen. Schiller nahm seine Helden als den Typus des praktischen Realisten, wie er ihn in einer seiner wissenschaftlichen Abhandlungen geschildert hatte. Ueberall ist er durch äußere Ursachen und äußere Zwecke bestimmt; zur Erde zieht ihn die Begierde; nur im Wirken findet er Befriedigung; kann er nicht wirken, so will er nicht leben; Macht und Größe sind für ihn die höchsten Güter. Je mehr eine solche Charakterform Schiller's eigenem Gefühle widerstrebte, je mehr er seinem Publicum idealistische Gesinnung zutraute und je mehr er diese Gesinnung befördern wollte: desto nothwendiger schien es ihm, „des Glückes abenteuerlichen Sohn", den er in den Mittelpunkt seines dramatischen Gedichtes stellte, dem Herzen der Zuschauer menschlich näher zu bringen. Er suchte ihm so viel moralische Würde zu geben, als er dem Realisten überhaupt zusprechen konnte. Er formte ihn zum Theil nach Modellen, die er mit Verehrung und Sympathie betrachtete, wie Herzog Karl August und Goethe. Er verlieh ihm nicht nur eine außerordentliche Kraft, ein ungewöhnliches Herrschertalent, das jeden an der richtigen Stelle zu gebrauchen weiß, ein königliches Gemüth, das durch Milde und Freigebigkeit beglückt, das edle Menschen an sich fesselt und sein Bild in ihrer Seele verklärt; sondern er dichtete ihm auch einen Geist an, der in Allem, was geschieht, eine hohe Nothwendigkeit erblickt, die sich der Natur, dem Ganzen unterordnen möchte und daher unter den besonderen Verhältnissen des dreißigjährigen Krieges nicht den Interessen des Kaisers, nicht den Interessen der Jesuiten, sondern dem deutschen Reiche und dem europäischen Frieden dienen will, der sich mit den Schweden nur verbündet, um seine höheren Absichten durchzusetzen, und der, gegen die confessionellen Gegensätze gleichgültig, auch den Protestantismus begünstigt, wo es seinen Zwecken förderlich ist. Schiller brachte seinen Helden außerdem in rührende Situationen, worin die, die er liebt, sich von ihm abwenden, worin die, denen er vertraut, ihn verlassen. Er folgte einem allgemeinen Zuge der modernen deutschen Poesie, wenn er uns in Wallenstein's inneres Leben einführt, wenn er nicht allein seine Handlungen, sondern auch deren Wurzeln, die Gefühle, die Gesinnungen, die Kämpfe, die ihnen vorhergehen, bloßlegt. Er folgte den poetischen Theorien, über die er sich mit Goethe einigte, wenn er neben der äußeren und inneren Welt auch die „dritte Welt", die Sphäre der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale in Betracht zog und die Wundergeschöpfe, Götter, Wahrsager und Orakel der Alten, so gut es ging, durch Aberglauben, Träume und Fügungen zu ersetzen suchte. Er folgte einer durchaus wahren Ansicht der Welt, wenn er „den Menschen in des Lebens Drang", wenn er ihn nicht losgelöst von dem allgemeinen Weltgange, sondern innigst darein verflochten und davon abhängig zeigte. Er folgte seiner eigenen verachtungsvollen Ansicht des Lebens und der Realität, wenn bei ihm der Realist, der an äußeren Gütern hängt, dadurch heruntergezogen wird und selbst zu der Erkenntniß gelangt: „Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht dem guten". Schiller erreichte auf diesem Wege tiefe, erschütternde Wirkungen und er verminderte die Schuld seines Helden, indem er dessen Handlungsweise möglichst vollständig erklärte.

Wallenstein war schon als Jüngling ernst über seine Jahre, nur auf große

Dinge gerichtet, still, verschlossen, einsam, oft plötzlich wundersam ergriffen und dann ein bedeutendes Innere offenbarend. Ein Sturz von hohem Fenster und die wunderbare Rettung machte ihn tiefsinniger: er ward katholisch und hielt sich nun für ein begünstigtes Wesen: „keck, wie einer, der nicht straucheln kann, lief er auf schwankem Seil des Lebens hin". Rasch hob ihn der Krieg empor. Fröhlich strebte er. Der Kaiser liebte ihn, vertraute ihm. Was er anfing, gerieth. Aber furchtbare Dinge geschahen im kaiserlichen Dienst. Wallenstein wurde die Geisel der Länder; tausend Flüche lud er auf sein Haupt; in ganz Deutschland hatte er keinen Freund. Auf dem Reichstage zu Regensburg zog sich der Sturm gegen ihn zusammen, und der Kaiser ließ ihn fallen, opferte ihn auf! Seit seiner Absetzung war er verändert. Ein unsteter, ungeselliger Geist, argwöhnisch, finster, schien über ihn gekommen. Die Ruhe floh ihn. Das alte Vertrauen auf das Glück und auf die eigene Kraft kehrte nicht wieder. Den inneren Halt, den er verloren hatte, suchte er durch einen äußeren zu ersetzen. Er ergab sich der Astrologie. Das Schicksal der Welt und seines suchte er aus den Sternen abzulesen. Von ihnen erwartete er Rath, wo er selber schwankte. Die Rückberufung zum Oberbefehl machte nichts besser. Sie erfolgte nicht aus Neigung, nicht aus gutem Willen, sondern aus Noth: der Kaiser bedurfte seiner und er verhehlte nicht, daß er nur sich selbst gehorchen und sich das Gesetz des Hofes nicht mehr auferlegen lassen wolle. Er fühlt sich von nun an nicht mehr als Diener der kaiserlichen Politik: er bedient sich des kaiserlichen Amtes, um seine eigene Politik zu machen. Er schont die Schweden; er mißachtet kaiserliche Befehle; er unterhandelt mit den Feinden, zunächst nur in der Absicht, die Macht, die in seiner Hand ruht, zu verstärken, immer noch mehr Menschen zu seinen Werkzeugen herabzudrücken, sich alle Wege offen zu halten und schließlich so oder so mit dem Frieden eine Königskrone zu erlangen. Er spielt mit dem Gedanken einer ungeheuren That, ohne den ernsten Willen sie zu thun. Aber schon der böse Gedanke schafft gespannte Verhältnisse, die auf ihn zurückwirken und seine Wahlfreiheit beeinträchtigen. Er ist zu stolz, um die kühn umgreifende Gemüthsart zu verbergen. Er braucht Vermittler, Unterhändler, ergebene Diener. Die Illo und Terzky drängen ihn zum Abfall, weil sie ihren eigenen, niederen Vortheil dabei sehen. Dem Octavio Piccolomini vertraut er, einem lügenhaften Traumorakel folgend, unbedingt; und eben dieser Octavio meldet jede unmuthige Aeußerung, jeden verwegenen Schritt des Feldherrn nach Wien. Auch sonst ist er von Spionen umstellt. Der Hof hält ihn für einen Hochverräther, lang eh' er es wirklich ist. Seine Frau empfindet die veränderte Stimmung bei der Durchreise durch Wien. Man will sein Heer schwächen; man bereitet eine neue Absetzung vor; durch wiederholte Anforderungen erregt man von Neuem seinen Zorn und provocirt von Neuem seinen Ungehorsam. Wallenstein's Unterhändler wird von den Kaiserlichen gefangen; jetzt erst liegen Beweise gegen ihn vor; zugleich werden die Schweden ungeduldig, ein Bevollmächtigter findet sich ein: Wallenstein muß sich entscheiden. Die Sterne scheinen ihm günstig. Aber noch ist die Treue in ihm mächtig, noch scheut er den Verrath, noch halten die sittlichen Bande, die ihn an die Pflicht fesseln. Er hat einen bösen Genius in seiner Schwägerin, der Gräfin Terzky, und einen guten in dem jungen Max

Piccolomini zur Seite. Um wenige Minuten kommt die Schwägerin dem warnenden Freunde zuvor: und diese wenigen Minuten entscheiden sein Schicksal. Er läßt den Schweden rufen. Er schließt den Vertrag. Er zerreißt die Fesseln der Pflicht.

Alles aber wird erst verständlich, wenn wir anschauend erkennen, welche ungeheure Macht Wallenstein in seiner Hand vereinigt, wie sehr diese Macht seine persönliche Schöpfung ist und wie dadurch die Versuchung für ihn gesteigert wird. „Seine Macht ist's, die sein Herz verführt, sein Lager nur erkläret sein Verbrechen."

Schiller hat uns mit den unteren wie mit den oberen Schichten der Wallensteinischen Armee genau bekannt gemacht. Eine Handlung von elf Acten schien ihm nicht zu viel, um seinen Zweck zu erreichen: und der erste dieser Acte „Wallenstein's Lager" zeigt ihn auf der Höhe seiner Kunst; er zeigt zugleich, wie viel er von Goethe gelernt hat. Verschwunden der Naturalismus seiner Jugenddramen, obgleich die Greuel des dreißigjährigen Krieges zu einer drastischen Darstellung wahrlich auffordern konnten. Statt dessen Goethe's typische Methode: die möglichen Formen des Soldatenstandes durchlaufen und in Individuen verkörpert: die dummen stehen den pfiffigen, die pedantischen den flotten, die widerwilligen den begeisterten gegenüber. Die einen ordnen sich in eine schwerfällige, die andern in eine bewegliche Gruppe. Die dummen horchen andächtig auf eine Capuzinerpredigt, die pedantischen machen sich durch Einbildung lächerlich, die widerwilligen sind gutmüthige Philister; die pfiffigen werfen sich weg, die flotten lieben den Genuß, die begeisterten halten auf Ehre. Alle werden charakterisirt durch ihr verschiedenes Verhältniß zu Bürgern und Bauern, durch ihr verschiedenes Verhältniß zu Wallenstein, durch ihre verschiedene Auffassung des Soldatenberufes und außerdem noch durch individuellere Züge. Es entrollt sich ein buntes Leben, wie in dem Goethe'schen Jugendstück „Jahrmarkt von Plundersweilern". Aber auf dem Typischen liegt der Accent, und von den niederen Typen werden wir zu den höheren emporgeführt: der Kroat läßt sich schlachten; der Lothringer geht mit der großen Fluth, wo der leichte Sinn ist und lustiger Muth; der lehrhafte Terzky'sche Wachtmeister, der sich besonders eingeweiht dünkt, behauptet, was den Soldaten mache, „das sei das Tempo, der Sinn und Schick, der Begriff, die Bedeutung, der freie Blick"; der gewandte, sorglose Holk'sche Jäger dagegen meint, die Freiheit mache den Soldaten, das freie Wort, die freie That, die sich Alles vermißt und unterwindet; der gut kaiserliche Tiefenbacher Arkebusier, deutsch treu und bürgerlich beschränkt, nennt das Soldatenleben ein elend Leben und sehnt sich nach dem Frieden; der wallonische Küraissier von Max Piccolomini's Regiment dagegen erklärt, daß ihm in vieler Herren Länder kein Stand wie der seinige gefalle: „Der Soldat muß sich können fühlen; wer's nicht edel und nobel treibt, lieber weit von dem Handwerk bleibt". Er ist der Idealist unter all den Realisten. Er will frei leben und sterben. Er will über die alltägliche Welt leicht wegschauen von seinem Pferd. Er will in den schweren Zeiten lieber Hammer als Amboß sein. „Wo du nur die Noth siehst und die Plag'," sagt er zum Tiefenbacher, „da scheint mir des Lebens heller Tag." Und diese ideale Gesinnung gibt in dem herrlichen Liede: „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd,

auf's Pferd!" zuletzt für Alle den Ton an: der Soldat allein ist der freie Mann; des Lebens Aengsten, er wirft sie weg; von dem Himmel fällt ihm sein lustiges Loos; „die Jugend brauset, das Leben schäumt, frisch auf! eh' der Geist noch verdüftet!"

Die Typen der Soldaten bereiten zum Theil auf die Typen ihrer Anführer vor, wie sie sich in den fünf Acten der „Piccolomini" und weiterhin in der Schlußtragödie „Wallenstein's Tod" vor uns entwickeln. Die Generäle sind nicht bloß äußerlich geordnet und eingetheilt in solche, die unbedingt zu Wallenstein halten, wie Illo und Terzky, solche, die von vornherein unbedingt gegen Wallenstein sind, wie Octavio Piccolomini, und solche, die von Wallenstein zum Kaiser übergehen, wie Isolani, Buttler und Max Piccolomini; sondern auch in ihnen finden wir typische Gegensätze, obgleich weniger scharf herausgearbeitet und weniger lebensvoll idealisirt, als im „Lager". Wieder geht die Scala vom Gemeinen bis zum Edlen, vom Egoismus bis zur Aufopferung. Wieder hebt sich aus der Reihe der Realisten und Materialisten ein Idealist hervor. Und wie verschieden die Motive für die Handlungsweise der Einzelnen sein mögen, überall hat der Dichter dafür gesorgt, daß der Abfall Wallenstein's von seiner Pflicht in erster Linie als die Ursache für den Abfall des Heeres von Wallenstein erscheint. Schiller, in dessen „Carlos" auch die idealen Figuren es um der vermeinten guten Sache willen mit Treue und Redlichkeit nicht sehr genau nehmen, steht jetzt streng auf Seite der Pflicht, der Treue, des Gesetzes, auf Seite der erhaltenden Tugenden und der alten Ordnungen, welche die Willkür dämmen. Er streitet gegen die Revolution, wie Goethe. Aber er streitet, wie dieser, mit ästhetischen Mitteln. Er bleibt unparteiisch gegen seine Figuren. Er wirft nicht alles Licht auf die eine und allen Schatten auf die andre Seite. Nur Gordon, der Commandant von Eger und ein Jugendfreund Wallenstein's, verbindet die volle Sympathie für den Feldherrn mit der vollen Treue gegen den Kaiser. Diejenigen, welche dem Gesetze dienen gegen die Willkür, thun es zum Theil ganz aus unedlen, zum Theil aus unedlen neben edlen Beweggründen. Das Liebespaar der Tragödie, Max Piccolomini, Octavio's Sohn, und Thekla, Wallenstein's Tochter, sind die consequentesten Idealisten in dem Stücke: beide zerfallen durch die Verschiedenheit der inneren Richtung mit ihren Vätern; beide sind dem Helden auf das engste verbunden, und indem sie sich von seinem Herzen losreißen, indem sie den tückischen Mächten des Lebens entfliehen und so dem Loose des Schönen auf der Erde verfallen, scheinen Wallenstein's gute Geister ihm den Rücken gedreht zu haben. Aber auch diese guten Geister zeigen sich nicht unfehlbar. Max würde dem genialen Manne, der auf seinem Posten bedroht ist, gewaltsame Widersetzlichkeit, ja offene Empörung nachsehen; nur den Verrath, nur das Bündniß mit dem Feinde kann er nicht verzeihen. Thekla folgt nach Maxens Tode dem egoistischen Bedürfniß eines ungeheuren Schmerzes und verläßt ihre Pflicht, verläßt ihre Mutter in dem schwersten Augenblicke.

Schon die erhebende Ordnung in den Charakteren, die planmäßige Vertretung der Gegensätze, das Typische der Individuen entfernt den „Wallenstein" als Kunstwerk von der Wirklichkeit. Auf's strengste hielt Schiller darauf, daß die Kunst nur Schein, nur Spiel geben dürfe; nie soll das Publicum dies ver-

gessen, nie durch die gemeine Wirklichkeit an das Leben selbst aufdringlich erinnert werden. Dazu dienen schon die Knittelreime, in denen nach dem Vorbilde von Goethes „Faust" und Goethes Jugendpossen im Stile des Hans Sachs, alle Personen des „Lagers" sprechen. Dazu dienen auch die Jamben der beiden nachfolgenden Tragödien. Dazu dient überhaupt die traditionelle Fiction des Dramas, daß alle Personen im Stande seien, ihre Gesinnungen und Meinungen ausführlich und in wohlgesetzter Rede zu entwickeln. Schiller scheute sich nicht, den Helden und seine Generäle höchst unmilitärisch wortreich auftreten zu lassen. Durchgängig charakterisirt er mehr durch das, was seine Figuren über sich und andere von ihnen aussagen, als durch Handlungen, aus denen wir selbst die Charakterzüge entnehmen könnten. Die Sprache ist nur selten charakteristisch abgestuft; aber doch zuweilen: so im „Lager", so in der Verhandlung Buttlers mit den Mördern Wallensteins, wo der echte wilde Soldat des dreißigjährigen Krieges auftritt und durch die Rohheit der Mörder die Hoheit ihres Opfers gehoben wird. Vielleicht war es nicht wohlgethan, so weit im Charakterisiren zu gehen, wenn der Dichter nicht noch weiter gehen wollte. Zeiten, die am Charakteristischen hangen, werden sich einen strengen, aber gleichmäßigen Stil noch eher gefallen lassen, als eine solche Mischung, mit welcher der Dichter an die Wirklichkeit zu stark erinnert, um sie in anderen Stellen ungestraft verlassen zu dürfen. Das bunte Leben und die vielen kleinen, obgleich wenig zusammenhängenden Handlungen des „Lagers" verdunkeln mit ihrem Glanze schon heute die getragenen Reden der „Piccolomini" und von „Wallensteins Tod".

Mit dem Abschlusse dieser Tragödie hatte Schiller die neue, die classische Form seines Dramas überhaupt gefunden. Wenn er auch die Annäherung an die Antike gelegentlich noch weiter trieb und die jedesmalige Behandlung nach dem Stoffe modificirte, so hat er doch im ganzen nur die im „Wallenstein" gleichsam neu erlernte Kunst nun mit völliger Freiheit angewendet. Aber bloß vier Originalstücke brachte er noch fertig: Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina und Wilhelm Tell.

Maria Stuart gehörte zu seinen älteren Plänen. Wie im „Don Carlos", wie vielleicht ursprünglich im „Wallenstein", so mag er auch hier zuerst eine Polemik gegen die katholische Politik im Auge gehabt haben. Maria Stuart wäre bemitleidenswerth erschienen als ein unschuldiges oder halb unschuldiges Werkzeug der Gegenreformation und Elisabeth als der Hort der Freiheit gepriesen worden, wie im „Don Carlos". Das Todesurtheil konnte sie mit so heiliger Ueberzeugung unterschreiben, wie Tell seinen Pfeil auf Geßler abdrückt. Aber Schiller hat sich bei der thatsächlichen Ausführung aller Tendenz enthalten. Er ist jetzt tolerant genug geworden, um den Katholicismus rein künstlerisch zu verwenden und seine eigenen religiösen Meinungen den künstlerischen Absichten unterzuordnen. Vollkommen unparteiisch führt er die jesuitische Propaganda in ihrer Wirkung auf Mortimer und ebenso unparteiisch eine heilige Handlung des katholischen Cultus vor. Es kommt ihm nur darauf an, seine Heldin zu heben und ihr die Sympathie des Zuschauers zu gewinnen. Er verschweigt nicht, daß die Ligue und die Jesuiten hinter ihr stehen; aber um ihr bei einem protestantischen Publicum nicht allzu sehr zu schaden, wird diese Thatsache der Phantasie

nicht eindringlich vorgestellt. Auch sonst geschieht Alles, um wieder, wie im „Wallenstein“, die Heldin unsrem Herzen menschlich nahe zu bringen. Ihre Sünden waren Ausfluß jugendlicher Unerfahrenheit; bitterlich bereut sie dieselben; an dem, was sie rechtlich zum Tode verurtheilt, ist sie unschuldig, nur durch falsches Zeugniß eines früheren Dieners verstrickt. Auf alle, die ihr nahen, übt sie eine bezaubernde Wirkung aus; man kann nichts Rührenderes sehen, als den fünften Act, wo die Liebe und Hingebung aller ihrer Getreuen sich ihr im Angesichte des Todes zu Füßen legt; und so war Mortimer bezaubert, der für sie ein Attentat auf Elisabeth wagt, so ist Leicester bezaubert, der sich von Elisabeth ab und ihr zuwendet; so waren viele, von denen wir bloß hören. Liebe und Haß, weltliche Leidenschaft, irdische Lust sind aus ihrer Seele noch nicht geschwunden. Ihr Zusammentreffen mit Elisabeth offenbart ihr dämonisches Wesen: wie der Gedanke der Freiheit, da sie nur den Garten betreten darf, ihr den Kopf wirbeln macht und sie in lyrischen Maßen, durch Reime geschmückt und mit hinreißender Rhetorik ausgestattet, ihr Gefühl ergießt; wie sie dann, überwältigt von dem Schwellen ihrer Brust, deutlich empfindet, sie könne jetzt vor Elisabeth nicht demüthig sein, wie sie müßte; wie hierauf, als sie der Königin dennoch gegenübersteht, Weib und Dämon in ihr ausbricht, sie mit dem Wort ihre Gegnerin, in der That sich selbst vernichtet und selig ist, die Rache gekostet zu haben! Aber im Angesichte des Todes fallen die irdischen Begehrungen von ihr ab. Sie verzeiht denen, die ihr Uebles gethan. Sie nimmt willig den Tod auf sich, den sie dem Gesetze nach unschuldig leidet. Sie hofft dadurch ein altes Verbrechen zu sühnen, die Mitschuld an dem Morde ihres Gatten und die Ehe mit dem Mörder. Sie ist geläutert. Sie wird sich, wie der Priester sagt, dem sie gebeichtet und von dem sie das Abendmahl empfangen, „ein schön verklärter Engel, auf ewig mit dem Göttlichen vereinigen“.

Je mehr Marias Gestalt sich hob, desto mehr mußte ihre Gegnerin herabgedrückt werden. Alles in dem äußeren Verlaufe des Stückes dreht sich um die Motivirung des Todesurtheiles. Elisabeth kann sich nicht entschließen, es zu unterschreiben; aber kein menschliches Rühren hält sie zurück, nur Angst vor der Nachrede der Tyrannei. Vortrefflich werden ihre Staatsmänner um sie gruppirt: Talbot, Marias früherer Wächter, mildgesinnt und menschlich; Burleigh, hart und rücksichtslos, aus Gründen der Staatsraison unbedingt für Marias Tod stimmend; Leicester, unglückselig klein und treulos, der Maria liebt und sie retten will, zur That nicht Muth hat, Aufschub sucht, zuletzt nur an die eigne Rettung denkt. Elisabeth hat erst den Paulet, Marias gegenwärtigen Hüter, dann Mortimer, dessen Neffen, indirect zum Morde aufgestachelt; aber jener ist zu geradsinnig, dieser ein heimlicher Jesuitenzögling und Marias glühender Verehrer. Den Ausschlag gibt Eifersucht und gekränkte Eitelkeit. Sie fühlt bei jener Gartenscene in Leicesters Augen unterlegen zu sein, und jetzt ist sie entschlossen. Scheinbar dem Drängen des Volkes nachgebend und unter dem Eindrucke von Mortimers Attentat, unterschreibt sie das Urtheil. Aber noch immer in einer Form, daß sie gedeckt bleibt und ihren Secretär die Schuld treffen muß. Sie hat ihm keinen bestimmten Befehl ertheilt, sondern ihn ausdrücklich ohne einen solchen mit dem unterschriebenen Blatte zurückgelassen. Verzweifelt, rath-

los, schwankend findet ihn Burleigh, entreißt ihm das Papier, läßt das Urtheil vollstrecken. Und Elisabeth dementirt den Secretär! Talbot, der ehrliche Mann am Hofe, legt seine Stelle nieder. Leicester, von dem Tode Marias erschüttert, geht nach Frankreich.

Es ist ein feiner Zug, daß das Schwert schon über Marias Haupt an einem dünnen Faden hängt und daß sie selbst diesen Faden durchschneidet. Das Leben, die Freiheit, die sie im Garten außerhalb der Kerkermauern umfängt, weckt das Irdische in ihr auf, und das Irdische zieht sie hernieder. Alle Wege des Lebens führen zum Tode! Schiller hat die beiden Feindinnen wohl contrastirt, aber die Gegensätze nicht gerade vertieft. Maria, eine Frau von schlechtem Ruf, ist besser als dieser Ruf. Elisabeth, eine Frau von gutem Ruf, ist schlechter als dieser Ruf. Jene verhehlt ihre Sünden nicht; diese ist eine Heuchlerin. Jene zeigt sich kühn, diese vorsichtig; jene offen, diese versteckt. Jene steigt zur Läuterung auf und entbehrt keine irdischen Güter mehr: diese sinkt in den Augen ihrer treuesten Diener und verliert die irdischen Güter, an denen sie hängt. Das spezifisch Weibliche in Elisabeths Regiment kommt nicht stark zur Geltung. Nur daß Eifersucht den Ausschlag gibt, daß von beiden Seiten das kleinlich Weibliche hervorbricht und die Katastrophe herbeiführt, daß Maria Stuart in beschimpfenden Reden Befriedigung findet und daß Elisabeth daraufhin ihre vernichtende Macht gebraucht, nur dies führt auf einen typischen Zug weiblicher Natur.

So wenig Schiller die Charaktere reich ausstattete oder erschöpfte, so vortrefflich hat er die dramatische Situation gefunden und ausgebeutet. Gewissermaßen kann die Tragödie als ein praktischer Beleg gelten zu dem theoretischen Ausspruche des Dichters, daß es im antiken Drama, dem er sich zu nähern strebte, mehr auf die Handlung, als auf die handelnden Personen, mehr auf die Verknüpfung der Begebenheiten als auf die Schilderung der Charaktere ankomme. Ganz ausgezeichnet aber ist hier die Exposition: interessante Handlung, interessanter Dialog; der Dialog geht aus der Handlung hervor; er charakterisirt die Personen, die ihn führen; diese sagen nichts, als was sie vermöge ihres Charakters und vermöge der gegebenen Situation wirklich sagen müssen und theilen doch zugleich dem Zuhörer mit, was ihm zu wissen nöthig ist. Ein technisches Meisterstück!

Hatte Schiller in der „Maria Stuart" das im kleinen Sinne Weibliche zum wichtigsten Hebel der Handlung gemacht, so legte er von neuem Zeugniß ab für die an den Balladen und am Wallenstein gewonnene Unparteilichkeit und Objectivität. Keine Figur in dem Stücke, welche aus dem Herzen des Dichters genommen wäre. Der Idealismus, der in Max Piccolomini lebt, ist hier nicht vorhanden; und Mortimer, der etwa dasselbe Rollenfach vertritt, gehört zu jenen Schwärmern, über welche der reife Schiller so hart aburtheilte, zu jenen Phantasten, deren falscher Idealismus schrecklich ist, welche, wie er sagt, dem Eigensinne der Begierden ungebunden nachgeben wollen, in der Lossprechung von den moralischen Gesetzen ihre Freiheit sehen und in der völligen Zerstörung endigen.

Mit derselben Toleranz, wie in der „Maria Stuart", wählte Schiller in der „Jungfrau von Orleans" abermals eine katholische Heldin, eine Wunder-

gestalt des Mittelalters, aber eine Vertreterin der idealen Weiblichkeit, eine Kämpferin für eine gute Sache, geheiligt durch die Weihe der Religion und durch die Weihe der Natur. Schiller nimmt mit seinem ganzen Herzen für sie Partei. Das Naive, das er theoretisch so hoch stellte, das will er hier verkörpern, aber zugleich auch wieder: das Loos des Schönen auf der Erde! Irdische Liebe zieht sie hernieder. „Zwischen Sinnenlust und Seelenfrieden hat der Mensch die bange Wahl." Ihr Seelenfriede ist zerstört, sobald die Neigung zu einem Manne in ihr Herz dringt.

Ganz falsch wird sie auf unseren Bühnen gewöhnlich tragirt. Jede Schauspielerin, groß gewachsen, mit heroischem Schritt, starker Stimme und männlichen Bewegungen meint, sie müsse vor allem die Jungfrau spielen. Aber Schiller hat sie als eine rührende Gestalt gedacht mit einer Kinderphantasie und Kinderrede, und der heilige kindliche Glaube macht sie groß. Sie stammt aus der idyllischen Hirtenregion, wo die Poesie einkehrt und das Schöne wohnt. In ihr vereinigt sich Engel und Kind, „der Menschheit Vollendung und Wiege". Sobald sie aufhört Kind zu sein, sowie sich das Weib in ihr regt, ist der Zauber gebrochen. Sie ist elementar, unbewußt, unberechnet in ihrem Thun. Dem Zuschauer wird in Bezug auf sie wirklicher Wunderglaube zugemuthet, und die „dritte Welt" ragt in das Stück fast so stark und körperlich wie in Goethes „Faust" herein. Die Göttlichkeit des Schönen wird uns gleichsam handgreiflich demonstrirt. Johanna weiß Verborgenes; sie kennt öffentliche Verhältnisse, die ihr niemand mittheilte; sie ist Prophetin und durch ihre Erscheinung werden Prophezeiungen erfüllt. Ein abgeschiedener Geist kommt, um sie zu warnen; und gleich darauf tritt die Versuchung an sie heran; den Feind, den sie tödten soll, den muß sie lieben; Zwiespalt zerreißt ihr Herz; sie fühlt sich schuldig; sie hält's im Dom nicht aus, wie Fausts Gretchen, die Orgel tönt ihr dem Donner gleich, die Gewölbe drängen sie; sie sucht die freie Luft; sie nimmt die Anklage, die sie verdammt, schweigend als eine Prüfung des Himmels hin; verlassen, verbannt, ausgestoßen, umherirrend Tage lang, Nächte lang in den Schrecken des Sturmes und der Oede findet sie den Frieden wieder; die Gefangenschaft ist ihr willkommen; einer neuen Versuchung, die sie fürchtet, unterliegt sie nicht; der Mann, der ihr Herz bewegte, ist ihr nur noch der Feind ihres Volkes. Da kehrt die Heldenkraft wieder, ein neues Wunder kommt ihr zu Hülfe, die schweren Ketten fallen von ihr ab, sie befreit den König, siegt und fällt, und die Pforten des Himmels thun sich vor ihr auf. „Die hier gedienet, ist dort oben groß."

Wie Schiller einst im Gedichte den Herakles als ein Symbol gebrauchte, um Diesseits und Jenseits, Erde und Himmel, Leben und Ideal zu contrastiren, so nahm er jetzt das Mädchen von Orleans. Aber das Ringen des starken Mannes gelingt ihm besser als die Unschuld des Kindes. Er war der Aufgabe, die er sich selbst steckte, hier nicht ganz mächtig. Sein Herzog von Burgund ist zwar von Johanna's Rede gerührt und findet sie kindlich; aber wir finden es nicht mit ihm. Den Zauber der Natur weiß Schiller nicht auszudrücken; an dieser Klippe scheitert der sentimentalische Dichter. Für die fehlende Naivität muß declamatorische Lyrik eintreten. Schon das Vorspiel hat etwas Opernhaftes. Johanna trägt mehrfach Arien, lyrische Declamationsstücke vor, die sich

wiederholt sogar äußerlich in gereimte Strophen gliedern. Schiller war in der That der Oper nicht abgeneigt, da man ihr die servile Nachahmung der Natur erlasse, da man in ihr das Wunderbare dulde und da die Musik selbst in das Pathos ein freieres Spiel, in das Gemüth eine schönere Empfänglichkeit bringe.

Johanna bildet mit dem Dauphin und Agnes Sorel eine lyrische Gruppe. Auch der Dauphin spricht in Reimen, ein Hauch der Troubadour-Herrlichkeit umschwebt ihn. Die Ritter aber, die ihn umgeben, und ebenso die Ritter, die ihn bekämpfen, sind einförmig: tapfere und ehrliebende Helden, aber nur äußerlich gegliedert, hier Franzosen, dort Engländer, in der Mitte Burgund, der von diesen zu jenen übergeht. In der englischen wie in der französischen Gruppe unterscheidet man wieder solche, die für die Jungfrau, und solche, die gegen die Jungfrau stehen. In die französische Gruppe wird der Zweifel erst allmählich eingeführt; in die englische Gruppe wird die Liebe erst allmählich eingeführt. Das Böse ist nur durch Isabeau vertreten, und wir sehen sie ihrem schlechten Rufe gemäß handeln. Die unversöhnliche Gegnerin der Jungfrau bethätigt sich zugleich als der sittliche Gegenpol des Edlen und Schönen. Contrastfiguren anderer Art sind Talbot, der englische Feldherr, und Thibaut, Johanna's Vater: jener ungläubig, ganz am Diesseits haftend, dieser ein Realist, der in schweren Zeiten den Seinigen einschärft: „Sorge Jeder nur für's Nächste!" Ein Mann, der nicht das Göttliche auf Erden mächtig glaubt, der nur die Dämonen fürchtet, seine Tochter warnt und sie mit Höllenwerk beschäftigt glaubt. Sie aber wandelt wie ein Genius der Freiheit durch das Stück. Sie vermag, was Goethe's Clärchen möchte. Ihr Volk ruft sie auf gegen den Eindringling und die Heere, die sie führt, sind siegreich. Auch ihr steht ein Brakenburg zu Seite, Raimond, der ihr unbedingt ergeben bleibt und sie nicht verläßt, da alle fliehen.

Fühlen wir uns hier an Goethe's „Egmont" erinnert, so knüpft Schiller andererseits wieder an die literarische Tradition von Goethe's „Götz" an. Denn seine „Jungfrau von Orleans" ist ein Ritterstück; und der Dichter hat selbst den gewöhnlichen Apparat dieser Gattung, wie sie sich *nach* dem „Götz" ausgebildet hatte, nicht ganz verschmäht. Doch steht die „Jungfrau" hoch über dem ordinären Ritterdrama, schon weil es sich in ihr um eine bedeutende öffentliche Angelegenheit, nicht um private Schandthaten und Fehden handelt. Eine große Auffassung politischer Dinge bekundet sich überall in den herrlichsten Sentenzen, wie sie jetzt in aller Munde sind. „Nichtswürdig," sagt ein französischer Held, „ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre." Die Jungfrau spricht: „Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut, wenn es der Kampf nicht ist um's Vaterland?" Und den König mahnt sie: „Sei immer menschlich, Herr, im Glück, wie Du's im Unglück warst."

Das ganze Stück hindurch wird gekämpft. Die technischen Schwierigkeiten, die daraus entstanden, hat Schiller glänzend überwunden. Massenkämpfe werden erzählt, Einzelkämpfe direct vorgeführt, alle durchschlungen von menschlich-persönlichen Interessen. Schon diese Kämpfe erinnern an die Ilias. Auch die Art, wie aller Adel als gleichgestellt gilt, wie die Vasallen den König behandeln, obgleich dies als ein Ausnahmezustand erscheinen soll, vergegenwärtigt homerische Verhältnisse. Und die Sprache, die Bilder, die Beiwörter, einzelne Situationen,

selbst das Metrum weist zuweilen auf griechische Vorbilder hin. Hier strahlt etwas von homerischem Glanz, von homerischer Pracht. Eben die äußere helle Erscheinung und das Eingreifen des Wunderbaren, ganz wie bei Homer Götter und Menschen sich mischen, wirkt hier zu einem hinreißenden Eindruck zusammen; und wir sind von dem Ganzen wie von einer freudig beginnenden und rührend schließenden Ballade erschüttert.

Während Schiller im „Wallenstein" und in „Maria Stuart" den Tod des Helden hinter die Scene verlegt hatte, aber freilich so, daß wir ganz genau wissen, wann sich das Grausige ereignet, und daß wir es in „Maria Stuart" sogar durch das Medium Leicester's von Minute zu Minute verfolgen können; verläßt er in der „Jungfrau von Orleans" die antike Regel. Ebenso sterben die feindlichen Brüder der „Braut von Messina" vor unseren Augen auf der Bühne, obgleich in anderer Hinsicht gerade dieses Stück Schiller's stärkste Annäherung an die Antike aufweist.

Er hat darin wieder einmal zu einem erfundenen Stoffe gegriffen, wie seiner Zeit in den „Räubern" und in „Kabale und Liebe". Unter den Jugendstücken aber war es „Fiesco" zumeist, der auf seine Zukunft hinwies; historische Ereignisse dramatisch zu gestalten, schien sein eigenster Beruf. Das hatte er auch selbst deutlich erkannt und meinte überlieferter Fabeln zu bedürfen, da es ihm leichter sei, die Wirklichkeit zu vergeistigen als die Gestalten seiner Phantasie zu bekörpern. Doch gibt es Nöthigungen und Wünsche der schaffenden Kraft, welche für den Künstler entscheidend werden. Schon lange suchte er nach einem Stoff, der alle Vortheile des Sophokleischen „König Oedipus" darböte; da er ihn nicht fand, so erfand er die „Braut von Messina" und bildete sie dem „König Oedipus" nach: ein fluchbeladenes Geschlecht; ein Orakel, dem der Mensch zu entfliehen sucht und das er gerade dadurch erfüllt; ein Kind, das getödtet werden soll, aber am Leben bleibt; unnatürliche Liebe und Verwandtenmord; ein Verborgenes, das im Laufe des Stückes zu Tage kommt; der Schuldige, der sich selbst bestraft, dessen Schuld aber nicht weit zurückliegt, wie bei dem Griechen, sondern, rasch gethan und rasch enthüllt, im Laufe desselben Tages gesühnt wird.

Zahlreiche Einzelheiten in Stil und Erfindung erinnern an die griechische Tragödie. Technische Mittel, früher erworbene und neu gelernte oder neu gewagte, stammen aus den Traditionen der athenischen Bühne. Vielfach gewahren wir Vorbilder, überall aber zugleich selbständiges Gelingen. Nirgends hat Schiller die Sprache so sorgfältig durchgebildet und auf eine so gleichmäßige Höhe gehoben wie hier. Nirgends hat er die Charaktere so einheitlich stilisirt, nirgends eine so rein poetische Welt geschaffen wie hier. Die Vorstellungen der antiken Mythologie wagte er umfänglicher als sonst herbeizuziehen, befand er sich doch auf sicilianischem Boden, wo das Griechenthum in seinen Denkmälern fortlebt, wo der abergläubische Wahn des Mittelalters sich aus antiken wie arabischen Quellen nähren konnte. Ein Schüler Winkelmann's, der in Sicilien reiste, war den Spuren des Alterthums überall nachgegangen, er hatte überall das einstige Sicilien in dem neuen erblickt, er fand in dem Volk ein erstaunliches Feuer, er fand die Eifersucht und Rachgierde heftiger als in irgend einer Nation und daneben einen Heroismus und Stoicismus, von dem man die größten Früchte

ziehen könne. Mit solcher Eifersucht entbrennt Don Cesar gegen den Bruder, mit solcher Rachgier erschlägt er ihn, mit solchem stoischen Heroismus tödtet er sich selbst und bleibt gegen alle Bitten der Freunde, der Mutter, der Schwester taub: denn „das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die Schuld".

Der tragische Conflict, den Schiller hier behandelt, war nicht bloß in dem Euripideischen Stücke von den thebanischen Brüdern, den Söhnen des Oedipus, gegeben, sondern gehörte zu den tiefstgewurzelten Bedürfnissen seiner Phantasie. Das achtzehnte Jahrhundert machte durch seine gesteigerte Fühlbarkeit auch das Verhältniß zwischen dem engsten Kreise der Familienglieder inniger und weicher, als es je vorher, wenigstens in modernen Zeiten, gewesen war. Die Strenge des Gesetzes wich der freien Neigung. Die väterliche Autorität machte sich nicht mehr despotisch geltend; die Kinder verloren die Furcht und tauschten die Liebe ein. Die Geschwister unter einander lebten in der zärtlichsten Freundschaft. Aber der Uebergang machte sich nicht plötzlich: das alte harte Verhältniß bestand dicht neben dem neuen weiter: der Sohn, der Neigung hoffte, fand vielleicht nur Strenge, zog sich gekränkt zurück und ging zur Abneigung über. Das deutsche Leben bot in dem Conflicte zwischen Friedrich dem Großen und seinem Vater ein classisches Beispiel, wie solche Gegensätze sich verschärfen konnten. Für den Dichter schien es lohnend und versprach eine sichere Wirkung, wenn er die stärkste persönliche Spannung in eben den Familienkreis verlegte, den sein fühlendes Publicum sich mehr und mehr als einen Hort des Friedens und der Innigkeit anzusehen gewöhnt hatte. Ein Vater, der seine Tochter tödtet! Ein Bruder, der seinen Bruder tödtet! Oder auch — ein Conflict anderer und doch verwandter Art — ein Bruder, der seine Schwester liebt! Welche tragischen Gegenstände! Kein Dichter hat solche Motive so oft angewendet, wie Schiller, dessen männliche Natur vor dem Erschütternden nirgends zurückschreckte und auf die stärkste Zuspitzung der Gegensätze ausging. In den „Räubern" feindliche Brüder und der eine derselben fast ein Vatermörder. Im „Fiesco" zwei Figuren wie Emilia Galotti und ihr Vater. In „Kabale und Liebe" ein Sohn gegen den Vater empört, der ihm sein Theuerstes raubt. Im „Don Carlos" wieder Vater und Sohn, unter andern durch Liebe zu derselben Frau, entzweit. Im „Wallenstein" Max von Octavio, Thekla von Wallenstein abgewendet. In der „Jungfrau" Thibaut wider seine Tochter, die Königin Isabeau wider ihren Sohn entflammt. Später im „Tell" ein Edelmann mit seinem Neffen uneins, ein Vater gegen den Sohn bewaffnet, ein Prinz der seinen Oheim und Kaiser erschlägt. Das Motiv der feindlichen Brüder nahm Schiller aus seiner frühesten Production jetzt wieder auf und wie dort lieh er ihnen Liebe zu demselben Weibe; diese aber ist, ohne daß sie es wissen, ihre Schwester; und der Vater der drei Geschwister hat *seinem* Vater die Braut geraubt und dessen Flüche dafür geerntet, die sich nun an den Enkeln erfüllen. Ein Conflict wie zwischen König Philipp und Don Carlos liegt in der Vergangenheit; ein Conflict wie zwischen Karl und Franz Moor, wie zwischen Eteokles und Polynikes spielt sich in der Gegenwart ab.

Denken wir an die handelnden Personen der „Braut von Messina", so

ordnen sie sich unwillkürlich in eine symmetrische Gruppe: Isabella, die Mutter, in der Mitte; ihre Söhne, die feindlichen Brüder, zu beiden Seiten, und um jeden sein Gefolge geschart. Die Mutter vereinigt die Söhne. Es gibt aber noch einen anderen Vereinigungspunkt für alle drei: Beatrice, die Tochter, die Schwester: jeder hängt vorerst nur heimlich mit ihr zusammen, und ihr Hervortreten ist das Unglück.

Unumgänglich war eine Contrastirung der Brüder: sie liegt in der voreiligen aufbrausenden Raschheit Don Cesars, in dem schwersinnigen, verschlossenen Wesen Don Manuels. Der ganze tragische Verlauf beruht auf diesem Unterschiede. Ohne die Heftigkeit des jüngeren, ohne die geistige Schwerfälligkeit des älteren Bruders trat die Katastrophe nicht ein. Aber auch der frühe Zwist, der bis zu tödtlicher Feindschaft anschwoll, läßt sich aus dem Gegensatze der Charaktere begreifen. Der Vater, ein finsterer Despot, hat ihn nur durch Gewalt unterdrückt, nicht durch Liebe bekämpft. Im Verhältniß zur Mutter zeigen sich beide als liebende Söhne; in der Liebe zu Beatrice beide auf gleiche Weise plötzlich entzündet. Beatrice und Isabella sind nicht individualisirt, sondern nur typisch behandelt. Die unnatürliche Trennung von den Eltern vergiftet Beatricen's junges Leben: heimlich gerettet und erzogen, heimlich geliebt und liebend, heimlich entführt und durch einen so verwegenen Schritt mit Bangigkeit erfüllt, unterliegt sie doch weiblicher Schwäche; zweimal ist sie ungehorsam, folgt einem Gelüst, und ihre Neugierde beschwört das Verhängniß herauf. Isabella repräsentirt den Typus der Mutter. Als liebende Mutter versöhnt sie die Söhne, verheimlicht sie die Tochter. Im Unglück klagt sie die Götter an und erklärt sich für unschuldig. Aber wer hieß sie die Tochter länger als nöthig verbergen? Wer hieß sie einem Traum und einem mönchischen Traumdeuter vertrauen? Dumpfer Wahnglaube beherrscht sie ebenso wie ihren Mann, der auch auf einen Traum und auf einen arabischen Traumdeuter mehr als auf die Stimme der Menschlichkeit horchte. Nirgends in diesem Geschlecht ein freier, offener Aufblick zum Himmel; nirgends der reine Kinderglaube, welcher die Jungfrau von Orleans beseligt und erhebt. Nur die Dämonen fürchten sie, und nach irdischen Gütern trachten sie; rasch begehren sie, und rasch folgt dem Willen die That. Das Maß fehlt ihnen, die Zügelung der Begierde, und so ereilt sie die Nemesis. Aus dem Norden sind sie gekommen und herrschen tyrannisch über ein südliches Volk. Die nordische Energie wendet sich gegen das eigene Blut. Aus unnatürlichen Verhältnissen entstehen unnatürliche Thaten. Die Unterworfenen ertragen mit dumpfem Grollen den Druck, schüren den Zwist und wünschen Unheil den fremden Gebietern. Auch diesen Gegensatz hat Schiller als einen typischen durchgeführt und die Stimmung des einheimischen Volkes durch die Begleiter der Prinzen ausgedrückt. Er verlieh ihnen die Leidenschaften der dienenden Masse und zugleich eine weit umgreifende Reflexion, wie sie unparteiischen, unbetheiligten Zuschauern geziemen könnte. Er faßte sie in einem Chor oder vielmehr in zwei Halbchören, einem älteren und einem jüngeren, zusammen und vollendete so den Eindruck des classischen Drama's.

Diese Chöre stehen in der Mitte zwischen dem Chore der griechischen Tragödie und den gegliederten Massen, wie sie Schiller schon früher gebraucht hatte.

Tragödien von wenig Figuren, wie „Iphigenie", wie „Tasso", waren nicht in seiner Art. Das einzige bürgerliche Trauerspiel, das er verfaßte, mußte sich freilich beschränken. Aber sonst setzte er gerne Massen in Bewegung. Die Räuber stehen wie ein Chor um ihren Anführer. Die Verschwörer im „Fiesco" bilden gleichfalls eine homogene Menge. Philipp's des Zweiten Hofstaat entfaltet sich, freilich nur in Einer Scene des „Don Carlos", als ein figurenreiches Bild. Die Wallensteinischen Generäle und das Wallensteinische Lager zeigen einen großartig gegliederten Chor. Die Dienerschaft der Maria Stuart und der Hofstaat der Königin Elisabeth enthalten die Keime zu Chören. In der „Jungfrau von Orleans" stehen sich zwei feindliche Massen gegenüber. Und ebenso vertreten die Halbchöre der „Braut von Messina" zugleich zwei kämpfende Armeen und das Gefolge zweier Fürsten. Insoferne sie mithandeln, treten sie aus der Schiller'schen Tradition nicht heraus; insoferne sie allgemeine Betrachtungen aussprechen und als Masse mehrstimmig reden, lenken sie in die antike Tradition zum ersten Mal innerhalb der modernen deutschen Bühnengeschichte wieder ein. Sie umgeben die Handlung wie mit einem lyrischen Prachtgewebe. Frei ergeht sich die Phantasie und wandelt auf den hohen Gipfeln der menschlichen Dinge wie mit Schritten der Götter einher. Alle wesentlichen Verhältnisse des Lebens werden wie in der „Glocke" berührt und die ganze sinnliche Macht des Rhythmus und des Reimes verbindet sich mit ewigen Gedanken und einem berauschenden Klange der Sprache.

Die „Braut von Messina" ist das höchste Werk reiner Kunst, das Schiller hervorgebracht hat. Er verhält sich darin seinen Figuren gegenüber vollkommen objectiv. Dennoch fehlt auch hier nicht ein gewisser politischer Gehalt. Das alte Lieblingsthema, der Kampf gegen die Tyrannei, klingt immer noch nach. Wie im „Wallenstein" der Kaiser und die Diener seines Willens nicht im besten Lichte stehen, wie in der „Maria Stuart" Elisabeth's Despotismus schonungslos enthüllt wird; so richtete sich die „Jungfrau von Orleans" gegen die Unterdrückung eines fremden Eroberers und so schildert die „Braut von Messina" den Untergang eines gewaltthätigen Geschlechtes, das in einem eroberten Lande nicht Wurzel fassen konnte.

Wir wissen nicht, wie weit Schiller durch die Zeitgeschichte in der Wahl seiner Stoffe bestimmt war. An der Spitze einer Armee boten Lafayette und Dumouriez der Staatsgewalt Trotz, wie Wallenstein. Gefaßt und geläutert ging Marie Antoinette in den Tod, wie Maria Stuart. Gegen die Herrschaft der Fremden auf deutschem Boden protestirte Goethe's Hermann; und derselbe Impuls könnte bei Schiller wirken in der „Jungfrau von Orleans", in der „Braut von Messina" und im „Tell".

„Wilhelm Tell" stellt eine Verschwörung dar wie „Fiesco". Er stellt eine Befreiung dar wie die „Jungfrau von Orleans". „Auf den Bergen ist Freiheit!" ruft der Chor in der „Braut von Messina". Wie die Freiheit der Berge sich gegen fremde Tyrannen behauptet, zeigt Schiller's „Tell". Der Dichter ist auch hier nicht unparteiisch; mit seinem ganzen Herzen steht er auf der Seite der Unterdrückten, wie früher auf der Seite der Jungfrau von Orleans. Johanna kommt aus der Idylle in die große politische Welt und führt ihr Vaterland zur Unabhängigkeit zurück. Das ganze Schweizervolk lebt in der Idylle; da bricht der Druck der Tyrannei über sie herein, und sie werfen ihn ab: die verletzte

Natur stellt sich wieder her. Wie in Johanna, so wollte Schiller auch hier das Naive darstellen. Besser als in der „Jungfrau", aber doch nicht so ganz, ist es ihm jetzt gelungen.

Ein Chor, nur nicht im antiken Sinne, eine gegliederte Masse, bewegt sich im Mittelpunkte. Das Schweizervolk selbst ist der Held, aber in Individuen aufgelöst und typisch vereinfacht. Zunächst unterscheidet man Adel und Bauern. Die letzteren werden repräsentirt durch einen Greis, einen Mann, einen Jüngling: Walther Fürst, Werner Stauffacher, Arnold Melchthal. Schiller bringt sie sehr oft zusammen auf die Bühne; immer sind sie gleich zur Hand, und der Dichter setzt sich dabei mit gewohnter Kühnheit über Bedenken der Motivirung hinweg. Alle drei, zugleich Repräsentanten der drei betroffenen schweizerischen Cantone, sind in dem Widerstand gegen Zwang und Willkür einig. Der Greis neigt sich dem Adel zu, der Jüngling setzt sich dem Adel entgegen. Im Adel selbst gehen Alter und Jugend, alte Zeit und neue Zeit auseinander. Der Freiherr von Attinghausen hält es mit den Bauern und mit der Freiheit; sein Neffe Rudenz hält es mit den Fremden. Aber nur die Liebe verführt ihn, und das Mädchen, das er verehrt, weist ihn selbst, wie Thekla den Max, auf das Rechte hin, auf seine Pflicht, zu den Landsleuten zu stehen. Rudenz und Melchthal, die adelige und die bäuerliche Jugend, ursprünglich schroff getrennt, rücken sich im Laufe des Stückes immer näher; und ihre Versöhnung, ihr Zusammenwirken, ihr Freundschaftsbund bedeutet den Ausgleich der Stände.

Diesen allen gegenüber nimmt Wilhelm Tell eine Stellung für sich ein, ähnlich wie Max Piccolomini aus dem Chore der Wallensteiner ausgesondert war. Er steht nicht als Idealist den Realisten gegenüber; denn hier lebt Alles im Stande der harmonischen, idealischen Natur, nur Rudenz will sich entfernen, kehrt jedoch an der Hand der Liebe bald willig zurück. Nein! Tell steht als ein streitbarer Jäger den friedlichen Hirten; er steht als der einsame Starke, als ein Genie der Thatkraft den mittleren Menschen gegenüber, die stärker zu sein glauben, wenn sie sich mit ihresgleichen zusammenthun. Tell handelt, wo die andern nur reden. Tell handelt, wo die andern sich berathen. Tell handelt, wo die andern verzagen. Er kennt keine Furcht. Er bedenkt sich nicht lange, wo es zuzugreifen gilt. Er ist menschlich und hilfreich und vertraut auf Gott in aller Noth. Er ist körperlich kraftvoll und in allem Manneswerk geübt, ein sicherer Schütze, ein kühner Schiffer, ein geschickter Zimmermann je nach Bedarf. Er ist zu Schutz und Trutz stets gerüstet: will er das Leben recht genießen, so muß er es sich jeden Tag auf's Neue erbeuten. Nur in der Natur, nur in freier Luft kann er athmen. Er ist wortkarg, doch macht er sich auf einsamen Wegen allerlei Gedanken und gilt für einen Träumer. Er ist schlicht und anspruchslos, bescheiden vor dem Höhergestellten und gegen die Tyrannei der Vögte weniger erregt, als die andern: er will dulden und schweigen, harren und hoffen, wenn auch seinen Freunden sich nicht entziehen, falls sie seiner bedürfen. Da greift die Tyrannei brutal in sein eigenes Leben. Der Vogt Geßler, ein blindwüthiger Märchentyrann von gänzlicher Herzenskälte, von grausamer Herrschgier, dem die Waffen in der Hand des Freien, dem jedes gastfreie Haus der Landleute ein Greuel ist und der mit fanatischer Strenge die Unterwürfigkeit der Bauern ertrotzen will, dieser Geßler zwingt ihn auf sein eigenes Kind zu zielen und einen

Apfel von dessen Haupt zu schießen. Er lockt ihm arglistig ein gefährliches Geständniß ab und will ihn gefangen setzen. Nur ein Wunder befreit den Helden aus der Hand des Gewaltigen, und sofort steht sein Entschluß fest, den furchtbaren Mann zu tödten.

Das Heiligthum des natürlichen Menschen ist das Haus, die Familie. Gleich zu Anfang des Stückes erfahren wir, wie die kaiserlichen Vögte dieses Heiligthum entweihen. Ein beleidigter Ehemann erschlägt den sündigen Bedrücker ohne Weiteres, und alle seine Landsleute geben ihm Beifall. So hat sich auch Geßler gegen die Natur versündigt, indem er die Hand des Vaters wider den Sohn bewaffnete; von diesem Augenblick an ist er in der natürlichen Welt vogelfrei, und der beleidigte Vater „rächt die heilige Natur", indem er den Tyrannen erlegt wie ein wildes Thier, das seinem Hause Gefahr droht. Nicht der leiseste sittliche Zweifel steigt in ihm auf. Von der Berechtigung seiner That ist er fest überzeugt; er empfindet sie als eine Nothwendigkeit: mag sein weichliches Weib sich entsetzen, mag Johannes Parricida es wagen, sich mit ihm zu vergleichen: seine heitere Sicherheit bleibt unbeirrt. „Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände," ruft er dem Parricida zu, „verfluche dich und deine That."

Wilhelm Tell gehörte zu den traditionell gefeierten Revolutionshelden. Schon Rousseau hatte ihn mit Ehren genannt und die Göttinger Dichter ihn besungen. Goethe beschäftigte sich in der Schweiz unmittelbar nach der Vollendung von „Hermann und Dorothea" mit dem Stoffe, der, auf sonderbarem Wege entstanden, durch Elemente uralt germanischer Poesie geschmückt, von dem Schweizer Chronisten Aegidius Tschudi im sechzehnten Jahrhundert mit Herodoteischer Einfalt erzählt worden war. Goethe wollte ein Epos daraus machen, trat den Plan jedoch an Schiller ab; und dieser bemühte sich, den Helden von jeder Verwandtschaft mit den Königsmördern der französischen Republik zu reinigen, indem er das naive Rechtsbewußtsein einer naiven Zeit für ihn in's Feld führte und dadurch indirect feststellte, daß in weniger naiven Zeiten, unter weniger natürlichen Menschen eine gleiche Handlungsweise anders beurtheilt werden müßte. Alle die schweizerischen Verschwörer wollen nur für ihre Weiber und ihre Kinder einstehen. Alle billigen Tell's Verfahren. War doch der Tyrann gleichsam auf frischer That getödtet, da er, grausam gegen ein armes Weib, sein Herz gegen ihre rührenden Bitten verhärtete, ihr Gerechtigkeit versagte, auch hier in den Frieden des Hauses eingriff, einer Familie ohne Grund den Ernährer raubte und über das unglückliche Land neue Gewaltmaßregeln verhängen wollte.

Für das gute Alte, für die heimische Freiheit streitet Schiller im „Tell", wie Goethe in „Hermann und Dorothea". Die beiden unsterblichen Werke stehen dicht neben einander. Der Geist der homerischen Poesie hat an beiden mitgearbeitet. In der Verehrung natürlich unschuldiger Menschheit sind beide entstanden. Die Freundschaft unserer großen Dichter hat sich für beide fruchtbar erwiesen.

Zum ersten Mal wurde die Reihe der Schiller'schen Tragödien durch ein Drama mit gutem Ausgang unterbrochen. Der Held unterliegt nicht, der Held stirbt nicht, sondern in frischer Kraft richtet er sich auf und reißt sich von seinen Bedrängern los. Immer noch wirken die alten Grundgedanken Schiller'scher Poesie, die Rousseau'sche Verherrlichung eines idealen Urzustandes der Menschheit

nach. Ueberall sonst hatte er sein Publicum in eine Welt geführt, welche dem Stande der Natur entwachsen ist. Die Wirklichkeit, die er schildert, duldet das Schöne und Edle nicht und zieht den herab, der dem irdischen Triebe folgt. Die Guten sind mit der Natur und dem Himmel im Einklang und gute Orakel leiten sie auf den Weg der Verklärung. Die Bösen empfangen böse Orakel, und ein Geschlecht, das wider die Natur sündigt, wird von der Erde hinweggetilgt. Im „Tell" zum ersten Mal umfängt uns die reine Natur, herrliche Menschen in herrlicher Landschaft; das Widernatürliche, das die Idylle stört, kommt von außen und schwindet vor dem Athem der Freiheit; die Natur behauptet sich in ihren ewigen Rechten; das Schöne verdirbt nicht, sondern besteht. Brachte die Schweiz einst unserer Poesie höheren Schwung und idealisch-phantasievollen Flug, ward von dort her Klopstock angeregt, lernte Schiller noch unmittelbar aus Haller und setzte er dessen Lehrdichtung mit gesteigerten Kräften fort: so stattete er jetzt den Dank Deutschlands an die Schweiz glänzend ab und machte den Vierwaldstätter See mit seinen Umgebungen zu einer geweihten Stelle der Freiheit, deren Ruhm dauern wird, so lang es eine deutsche Dichtung gibt.

Schon hatte Schiller nach dem „Tell" eine neue Tragödie begonnen, diesmal aus der russischen Geschichte: den „Demetrius". Wieder eine gleichartige Masse virtuos individualisirt und ein polnischer Reichstag mit unvergleichlicher Kraft vergegenwärtigt. Die Anlage des Ganzen ähnlich wie in der „Jungfrau von Orleans": siegreiches Vordringen im Bewußtsein der guten Sache; das Glück auf der Seite des Helden; plötzlich Zweifel, innerer Zwiespalt und äußeres Unterliegen. Der Prätendent, der sich für den echten Herrscher hält, erfährt, daß er es nicht ist, spielt seine Rolle gleichwohl fort, unterliegt dadurch den tückischen Mächten der Erde und fällt durchbohrt zu den Füßen seiner vermeintlichen Mutter, die ihn verleugnet.

Nur bis in den zweiten Act des „Demetrius" war Schiller vorgedrungen: da entraffte ihn der Tod.

In Goethe's „Achilleis" redet Athene in der Gestalt des Antilochos, Nestor's Sohn, zu Achilles über das Sterben und preist seine Wahl des kurzen rühmlichen Lebens:

Köstliches hast du erwählt. Wer jung die Erde verlassen,
Wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneia's,
Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet.
Stirbt mein Vater dereinst, der graue, reifige Nestor,
Wer beklagt ihn alsdann? Und selbst von dem Auge des Sohnes
Wälzet die Thräne sich kaum, die gelinde. Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.
Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht
Allen Künftigen auf, und Jedem stirbt er auf's Neue,
Der die rühmliche That mit rühmlichen Thaten gekrönt wünscht.

Gleich Nestor „völlig vollendet" starben im Anfang unseres Jahrhunderts Männer wie Klopstock und Kant. Gleich dem Achilles, nicht mehr ein Jüngling, aber in der Vollkraft der Jahre, starb Schiller. Wie Achilles lebt er im Andenken der Nachwelt fort und „erregt unendliche Sehnsucht".

Die Erlebnisse des heiligen Pancrazius von Evolo.

Ein sizilianisches Sittenbild

von

A. Schneegans.

I.

„Hinunter mit ihm! — Ins Meer mit dem alten Trotzkopf! — Unter den Tintenfischen und den Seekrebsen mag er wieder zur Vernunft kommen! — Nun berührt er das Wasser! — Er schwimmt! — Er taucht unter! — Nun, Evoluccio, mög' es Dir wohl gehen dort unten, im kühlen Grunde!" —

Der inmitten einer lärmenden Volksmenge auf der äußersten Spitze des jäh in die See hinunterfallenden Felsvorgebirgs von Evolo also schrie und tobte, war der kleine, breitschulterige Schiffsmakler Cesare Agresta, und die sich mit wüthendem Rufen und noch wüthenderen Geberden auf dem Felsen, um die alte Capelle, zwischen den knorrigen Oelbäumen bewegten, die waren seine Mitbürger und Mitbürgerinnen, die vollzählige Einwohnerschaft des sicilianischen Städtchens von Roccastretta, Männer und Frauen, Kinder und Greise, Reiche und Arme — ja sogar mit Inbegriff des hochwürdigen Padre Atanasio und des nicht weniger hoch zu verehrenden Herrn Sindaco, welche Beide, ein paar Schritte abseits, mit einem besonderen Ausdruck von verschmitzter Schadenfreude dem Treiben der Menge zuschauten. Um den Stamm eines alten Oelbaums hatten einige handfeste, halbnackte Gesellen ein dickes Tau geschlungen, das in seiner ganzen Länge über dem Fels in das Meer hinabhing und zuweilen, in hartem Stoßen und Ziehen, als trüge es ein schweres, unregelmäßig hin- und herbaumelndes Gewicht, den alten Stamm bis in die höchsten Aeste und in die tiefsten Wurzeln erbeben machte. Don Cesare führte den Oberbefehl über das wildumhertobende Volk; er lief, er rief, er gesticulirte, er commandirte, er fluchte, er lachte, er polterte, und Alles gehorchte seinem Worte und seinem Winke.

„Weshalb sich eigentlich der kleine Don Cesare so sehr dabei ereifert, kann ich nicht begreifen," sagte der wohlgenährte Padre Atanasio seinem Nachbar, dem Herrn Sindaco in's Ohr; „dem hat der alte Evolino — oder der Evoluccio, wie sie ihn heute schimpfen — doch niemals ein Leid zugefügt, und dem

kann's einerlei sein, ob es regnet oder nicht; denn er besitzt ja nicht das kleinste Stückchen Landes und nicht einen einzigen Citronenbaum nennt er sein Eigenthum!"

Der Herr Sindaco zog die Schultern in die Höhe wie Einer, der eben auch nicht mehr weiß, und erwiderte, mit leichtem Kopfnicken auf ein junges Pärchen deutend, das sich, halb hinter der Capelle versteckt, lebhaft zu unterhalten schien:

„Während Don Cesare sich mit den Alten beschäftigt, beschäftigt sich sein lustiges Schwesterchen, die schöne Carmela, lieber mit den Jungen!"

„Merk' schon lange, daß zwischen diesen Beiden etwas vorgeht," antwortete der Pater mit einem Seitenblick, in welchem sich etwas wie der Ausdruck einer, im tiefsten Grunde des Herzens gegen eine halbneidische Empörung ankämpfenden Resignation wiederspiegelte; „... was aber draus werden soll? ... der reiche Nino wird sich doch nicht mit der Tochter dieses Schiffsmaklers begnügen wollen!"

„Na, Padre Atanasio, man braucht nicht immer gleich an's Heirathen zu denken," meinte der Andere, indem er, ein Auge zudrückend, den feisten Pater mit pfiffiger Miene anlächelte.

„Weiß es ja sehr wohl," erwiderte dieser, ohne irgendwie an dem leichtfertigen Worte Anstoß zu nehmen; „aber merkt Don Cesare wo es hinaus will, so mag sich Nino vor dessen Messer in Acht nehmen!"

„Das ist Nino's Sache," lachte der Herr Sindaco breit heraus; „zwischen des Nachbars Thür und Angel werde ich mich wohl hüten, meinen Finger zu stecken."

Sie wurden durch die in wirrem Durcheinander von dem Fels nach der Capelle zurückfluthende Menge unterbrochen.

„Das freut Euch, Padre Atanasio!" schrie Einer, ein hagerer, unter seiner calabresischen Mütze banditenartig dreinschauender Schiffer; „mit dem alten Evoluccio standet Ihr doch niemals auf freundlichem Fuß. Nun ist er geborgen auf einige Zeit!"

„Muß unten bleiben, bis er vernünftig wird," rief ein Anderer und ballte wüthend die Faust dem Meere zu; „und gehts nicht so, so geht es anders!"

„Ja! ja!" heulte ein Dritter, der mit einem langen Messer in der Luft herumfuchtelte; „ja! ja! Santo Diavolo! Geht's nicht mit dem Wasser, so muß er an's Feuer glauben! Und hätte Don Cesare es den Andern nicht ausgeredet, heute schon hätten wir ein Höllenpfühlchen unter des Alten Sohlen angezündet, daß er an uns gedacht hätte bis in die Ewigkeiten! — der Schuft! Der Erzlump! Der alte Heide!"

Ein blitzartiges Lächeln zwinkerte bei diesem letzten Worte in Padre Atanasio's Auge, nur ganz kurz aber, und für Keinen bemerkbar; dann sagte er, langsam mit der Hand den Abziehenden zuwinkend und seine Worte in eine salbungsvolle Beschwichtigungsmelodie einkleidend:

„Laßt's nur gut sein! Diesmal wird's schon wirken. Bösartig war ja der Evolino nie gesinnt. Man muß nur zuweilen seinem alten Gedächtniß ein bischen aufhelfen. Wäret Ihr so alt wie er, Ihr würdet auch zuweilen etwas vergessen."

Worauf die Umstehenden in ein helles, lustiges Lachen ausbrachen und sich untereinander zuriefen:

„Der Padre hat wieder einmal Recht! denn alt ist der Evoluccio — so alt, daß es Keinem von uns gedenkt — und mit dem Alter muß man Nachsicht haben!"

„Carmela! Carmela!“ rief es plötzlich aus der Mitte des Gewühls, das sich am Abhange des Vorgebirges dem Städtchen zuwälzte; und von seinem erhöhten Standpunkte sah Padre Atanasio, wie Don Cesare's kurzgedrungenes Gestältchen gewaltig gegen die Wogen des Volkes ankämpfte, wie er den Hals in die Höhe reckte, wie er auf seinen kleinen Beinchen in die Luft schnellte und sich auf die Zehen stellte, und sich alle nur erdenkliche Mühe gab, um den Berg wieder hinaufzuklettern, oder zum mindesten über die Köpfe seiner Landsleute hinwegzugucken. „Carmela!“ rief er, „wo bleibst Du?“

Carmela schien aber gerade an einem höchst fesselnden Absatz ihrer Unterhaltung mit dem feinen und das willig horchende Mädchen so lustig und unternehmend umwerbenden Nino angelangt zu sein.

„Siehst Du,“ hatte er zu ihr gesagt, indem seine Hand auf ein zwischen Citronenbäumen dicht am Fuß des Vorgebirges verstecktes Landhaus zeigte, „dort liegt meine Cassina; voriges Jahr habe ich sie geerbt und vor wenigen Tagen erst wurde sie fertig gebaut. Wie niedlich es jetzt dort drinnen aussieht! — Alles neu eingerichtet zum wohnlichen Leben! Und so kühl und wohlig sitzt sich's dort in den heißen Sommerabenden — mit dem frischen, silberhellen Quell, der aus dem Felsen in das alte griechische Marmorbecken sprudelt; ein Stein, weißt Du, aus dem Tempel, der hier oben stand, mit Götterbildern und wunderbaren Thieren. Kommst Du einmal mit mir dort hinaus, Carmela, so sollst Du sehen, wie traulich sich's plaudert — viel traulicher, als unter Deinem Fenster in der finsteren Straße.“

Der Blick des schönen Mädchens folgte seiner Geberde. Mit der Hand beschattete Carmela sich die Augen und ein rosiges Lächeln legte sich um ihren feingeschnittenen Mund.

„Ei ja!“ sagte sie halblaut vor sich hin; „da mag's wohl kühl und wohlig sein. Gern glaub' ich Dir's.“

Da hörte sie des Bruders Stimme. „Ich komme!“ rief sie zurück, und rasch zu Nino sich noch umwendend:

„Seh' ich Dich heut' Abend, zur gewohnten Stunde?“

„Wenn Du mir versprichst, auch einmal mit mir hier heraus zu kommen!“

„Ja, ja!“ rief sie hastig und lief davon, den Andern nach, den Bergesabhang hinunter. Nino aber strich sich das feine Schnurrbärtchen und gar schelmisch lachte ein kleiner, spitzbübischer Schalk aus seinen Augen zu dem niedlichen Mädchen hin, das ihm so leichthin ein so weitgehendes Versprechen hingeworfen.

Wie Padre Atanasio sich allein, neben der Kapelle unter den Olivenbäumen, befand, trat er langsamen Schrittes zu dem Felsvorsprung hin und ein gar sonderbares, mitleidig neckendes Lächeln schwebte über sein Gesicht, als sein Blick an dem Seile hinunterglitt bis zu der Stelle, wo dasselbe in's tiefe Wasser tauchte. Dort unten aber, mehrere Fuß tief in der See, von den brandenden Wogen umschäumt, schwamm etwas Schweres, das wie ein menschlicher Körper aussah — ein unbeholfener Klumpen, den die Wellen hin- und herschaukelten, und um welchen die wie silberne Pfeile schwimmenden Fische blitzschnell umherschossen. Zuweilen prallte das Ding an einen Stein an, kollerte um sich selber

herum und kam dann wieder allmälig in seine regelmäßige, langsame Wasserbewegung. Ließ das Schäumen der Wellen aber etwas nach und fielen die Sonnenstrahlen ungebrochen in die klare Fluth, so hätte man darauf schwören wollen, daß dort eine Leiche herumschwimme — die Leiche eines alten Mannes mit schneeweißem Haar und Bart, in verblichenem rothbraunem Mantel; das Seil lag, in starken Knoten geschürzt, fest um seine Hüfte, auch die Arme waren von dem Seile umfaßt und eng zusammengeschnürt. Er lag dort unten, der arme alte Mann, steif und langgestreckt wie ein Todter, und ließ sich von den Wellen umhertreiben; und Padre Atanasio schaute so sonderbar zu ihm hinab, und so sonderbar klangen die Worte, die er ihm noch, beim Scheiden, über die Achsel hinunterwarf:

„Geschieht Dir ganz recht, Evoluccio! Hast ja von jeher unserer hochgebenedeiten Mutter Gottes eine lästerliche Concurrenz gemacht! Für Dich hast Du die reichsten Geschenke, die feinsten Kerzen, die schönsten Feste beansprucht! — Und was ist denn so Besonderes an Dir? Bist ja doch nur ein alter, halbbekehrter Heide!“ —

Der arme, alte Mann, mit dem schneeweißen Bart und Haar und dem rothbraunen Mantel, um den die Fische fröhlich in der warmen Sonne spielten, war aber kein Ermordeter; er war auch keine Leiche; er war nicht einmal ein armer alter Mann, — sondern der besondere Schutzpatron des Städtchens und der Umgegend, der heilige Pancrazio von Evolo, in höchsteigener Person, — der Evolino, wie ihn das Volk, in seiner familiären Art, kurzweg zu nennen pflegte, — der Evoluccio, wie es ihn schimpfte, wenn es unzufrieden mit ihm war. Er selbst, der gute Evolino, mochte wohl gar nicht gewußt haben, wie ihm geschah, als, an diesem schönen Frühlingsmorgen, die ganze Bevölkerung in sein stilles Heiligthum auf dem Vorgebirge von Evolo hereinbrach, als er von seinem Postamente gerissen, aus der kühlen Dämmerung seiner Capelle in's Freie getragen, unter den ungebührlichsten Flüchen und Verwünschungen seiner Schutzbefohlenen, mit einem Strick um den Leib, zum Rande des Felsens geschleppt, und, wie eine todte Katze, der man einen Stein an den Hals hängt, in's Meer hinunter geschleudert worden war. Kaum zwei Tage vorher noch war die vollzählige Gemeinde von Roccastretta in seiner Capelle versammelt gewesen; Worte der inbrünstigsten Ergebung waren, wie ein wohlthuender Weihrauch, zu der Nische, in deren Höhlung er seit undenkbaren Jahren seine Wohnung aufgeschlagen hatte, hinaufgestiegen: „Heiliger Pancrazio von Evolo, lieber, guter, einziger San Pancrazio!“ beteten die braven Leute, „du liebst uns wie deine Kinder, und wie einen Vater lieben wir dich! Wir bringen dir an jedem Sonntage duftende Sträuße, und wenn, wie auch jetzt, die Alles versengende Dürre unsere Blumen tödtet, so bringen wir Sträuße von Gold und Silberflimmer, und dicke, gelbe Wachskerzen zünden wir vor deinem Bilde an. Der Herr Padre Atanasio, der dich ja doch nur so nebenbei verehrt und dich einen nur halb bekehrten Heiden schilt, behauptet, wir gäben seiner Mutter Gottes nur schlechte Unschlittlichter, und für dich behielten wir das Schönste, was wir besäßen! Da siehst du ja, bester, liebster, einziger San Pancrazio, daß wir mit dir nicht geizen, und so sollen's auch unsere Kinder mit dir halten, denn du bist und bleibst unser

einzig geliebter, einzig verehrter Schutzpatron. Aber nun erinnere dich auch deines besonderen Amtes, lieber, guter Evolino! Bedenke! Seit drei Monaten ist kein Tropfen Regen mehr auf unsere Felder, Bäume und Reben gefallen. Sieh dich um: die Feigen vertrocknen, die Früchte des Oelbaums wollen nicht gedeihen, die Weizenfelder gleichen einer arabischen Wüste. Schaffst du nicht Regen, Evolino, so ist es aus mit unserer Ernte, und deinen Schutzbefohlenen bleibt nichts übrig, um sich vor dem Elend und dem Hungertode zu erretten, als Fische zu fangen und sich kümmerlich von Seekrebsen und Meerschnecken zu nähren. So sei doch wieder gut, heiliger San Pancrazio, und laß einen tüchtigen Regen kommen; du weißt ja wohl, nicht einen Wolkenbruch, der Alles verheert, sondern einen feinen, langen, linden Regen, wie du ihn zu senden verstehst! Morgen, — spätestens übermorgen! Thue es uns zu Liebe, guter San Pancrazio! lieber Evolino! Herzensevolino! und du weißt auch schon, wie wir dein Bild noch viel reichlicher bekränzen, und wie wir dich ehren werden, höher als alle anderen Heiligen, höher sogar als die gebenedeite Madonna selber, die ja doch eine zu vielbeschäftigte Königin des Himmels und der Erde ist, als daß sie unseres Städtchens zu gedenken die Zeit fände. Du aber gehörst uns allein an. Nur für uns hast du zu sorgen. — So sorge denn für uns, lieber San Pancrazio, und sei gebenedeit in alle Ewigkeit!"

So hatten sie gebetet und gefleht. Der Heilige in seiner Nische hatte ihnen zugehört, ohne sich zu rühren, wie es einem aus alten Holze geschnitzten, mit bunten Farben übertünchten Heiligen geziemt: und sie waren wieder weggezogen, hatten die Thüre geschlossen, und den guten Alten in der traulich kühlen Capelle seinem Denken und Träumen überlassen.

Eine lange, lange Christenzeit war es schon, daß er hier oben, in dem einsamen Heiligthume von Evolo, stand, — und noch viel weiter hinauf reichten seine trübdämmernden Erinnerungen, bis in eine andere, längstvergangene Zeit, wo ein anderes Heiligthum hier oben stand, — nicht Capelle, sondern Tempel, — und wo andere Priester vor seinem Bilde hin- und herwandelten, und andere Gesänge ertönten, und andere Götter verehrt wurden. Aus starkem, knorrigem Holze hatte der erste, alte Künstler sein Bild geschnitzt, und unter den verschiedenen Ansätzen, die sich im Laufe der Jahrhunderte hinzugefügt hatten, steckte heute noch das alte, von längstvermoderter Hand gefertigte Bild, — entstellt aber von wunderlich greller Farbentünchung, mit rothem Mantel über der blauen Tunika, mit silberweißem Bart und Scheitel, mit kirschrothen Lippen und schwarzen, zu regelrechten Bogen über die sauber gemalten Augen sich schwingenden Brauen, und mit einem runden Heiligenscheine hinter dem Kopf, der blinkte wie ein aus purem Golde getriebener, in den Nacken gestülpter Matrosenhut. Damals, in den alten Zeiten, sah er freilich ganz anders drein, der gute Evolino! — aber so wie jetzt, so verehrte man ihn auch damals schon, nicht wie einen hoch über der Erde Erhabenen, den Menschen Unnahbaren, nur unter Zittern und Zagen Anzubetenden, — nein, wie einen lieben, alten Freund, mit dem man auf Du und Du steht, der zwar älter ist und von höherem Geschlecht, der aber schon so lange in unserer Mitte lebt, und sich so bei uns eingewöhnt hat, daß er Einer der Unserigen geworden ist. Ja, im Laufe der Zeiten, hatte

sich dies Gefühl noch gesteigert, und hatte sich zwischen dem Schutzpatron und den Schutzbefohlenen das gemüthlichste Verhältniß ausgebildet, ein Verhältniß der gegenseitigen Nachsicht, des brüderlichen Nebeneinanders, wie unter Nachbarsleuten, die sich gegenseitig gern einen Dienst leisten.

Die Stadt und die Umgegend war San Pancrazio verpflichtet zu beschützen; aber der brave Heilige war so alt und gebrechlich, daß man es ihm nicht verdenken konnte, wenn er nicht immer den Kopf auf der rechten Stelle hatte und wenn seine Gedanken sich auf allerlei Irrwegen verliefen; und da wurde mit freundlichem Mahnen der Altersschwäche des guten Evolino nachgeholfen, wurden ihm mit freundlichem Ernste die Pflichten des Schutzpatrones wieder in Erinnerung gebracht, — wurde ihm, zuweilen sogar in recht grobkörniger, deutlicher Weise, der Standpunkt klar gemacht — und so war es gekommen, daß er an diesem schönen Frühlingsmorgen, nachdem er, trotz Bittens und Betens, den so sehnlichst erwünschten Regen noch nicht herbeigeführt, zur Strafe und baldigen Besserung, wie ein gemeiner Missethäter an einem Stricke in das Meer hinuntergelassen worden war.

Und so lag jetzt der gute San Pancrazio von Evolo dort unten, an seinem Stricke, und er sah, wie die Menge nach vollbrachter Arbeit den Weg zum Städtchen einschlug, und wie Padre Atanasio, der ihn ja im Grunde seines Herzens wie einen gefährlichen Nebenbuhler haßte, ihm noch seine Krokodilsthränen nachweinte, und dann sah er, wie seine Capelle, einsam und verlassen, dort oben unter den Oelbäumen stehen blieb, und wie die offene Thür im Winde hin und her wehte, — und er mochte wohl, in seinen dumpfen Erinnerungen, zurückdenken an jene schönen, längstvergangenen Zeiten, wo durch die lustigen Säulengänge die lauen Meereswinde zogen, wo die hellen Sonnenstrahlen um sein jugendliches Götterbild spielten, wo er von seinem Postamente herunter das Gestade, die purpurne See, die hochgeschnäbelten Schiffe mit den großen Rudern überschaute. Damals, als er ein junger Gott war, als man Trauben und Feigen und rothe Granatäpfel zu seinen Füßen legte! Lustiger als jetzt tönte damals der Gesang der Priester, und lustiger zogen von den goldenen Gefäßen zu ihm herauf die duftenden Weihrauchwölkchen: San Pancrazio von Evolo hieß er noch nicht, — unter einem anderen, doch ähnlich klingenden Namen verehrte ihn die gläubige Menge, — und Keiner hätte es damals gewagt, den jungen, schönen Gott der Winde von seinem Postamente zu reißen und hinunter zu werfen unter die faserigen Polypen, zum Gespötte der Kinder und Weiber.

In dumpfen, summenden Tönen sangen diese alten, halberstickten Erinnerungen um seine schlummernden Gedanken, und dumpfer auch und weithin verstummend verhallten allmälig die Stimmen des lärmenden Volkes, — und im sanftplätschernden Wellengekräusel wiegte das ewige Meer, wie eine kosende Mutter ihr schlafendes Kind, den heiligen Pancrazio von Evolo.

II.

Immer noch konnte Padre Atanasio mit sich selber nicht in's Reine kommen, was denn eigentlich den Don Cesare zu solch fieberhafter Erhitzung gegen den armen San Pancrazio hinreißen konnte, und mit Jedem, der ihm auf dem Heimweg

unter die Hände kam, und mit Jedem, den er im Laufe dieses Tages auf der Straße oder in der Bottega antraf, hob er immer wieder von Neuem davon an.

„Ich begreife ja," sagte der Pater zu seinen, andächtig ihn umstehenden Zuhörern, „ich begreife ganz gut, daß Ihr, Don Ciccio, und Du, Don Pasquale, und Du, Don Geronimo, und so viele Anderen, im Herzen erbost seid gegen den Schutzpatron. Ihr braucht Regen. Ihr braucht ihn, wie die Menschen die Luft und die Fische das Wasser. — Das heißt, wenn ich sage Ihr braucht ihn, so meine ich damit Eure Felder, Eure Citronenbäume, Eure Feigen, Granaten, Oliven und Mandelanpflanzungen. Ihr seid begüterte Leute; Ihr besitzet Land und bebauet dasselbe, und benetzet es mit dem Schweiße Eures Angesichtes. — Aber, der Schweiß Eures Angesichtes, hahaha! das ist eben doch nur ein Thautröpfchen, und Regen muß dazu kommen, wenn die Felder gedeihen sollen." Dazu lachte Padre Atanasio, und die Anderen lachten dem guten Klosterwitze nach. „Nun ja," hob der Pater wieder an, „wenn Euer Schutzpatron seine Pflichten vernachlässigt, wenn er den Regen zu schicken vergißt . . . ."

„Er will ihn uns nicht schicken!" rief Einer.

„Ob er es nicht will, oder ob er es vergißt, — das weiß ich nicht, — ich darf ja überhaupt nicht mitreden, da Ihr mich einer bösartigen Eifersucht gegen den guten, alten San Pancrazio zeiht. . . . Nun ja, laßt's nur gut sein, ich weiß was ich weiß! . . . Aber was wollte ich sagen? . . . Ja, richtig! Also, wenn Ihr, die Ihr durch des Schutzpatrones . . . sagen wir, Nachlässigkeit, in Eurem Eigenthum, in Eurem Zutrauen geschädigt seid, wenn Ihr, diesem Schutzpatron, . . . auf Eure Weise, die ja . . . Eure Weise ist . . . und deren Ausdruck ich nicht zu würdigen habe . . ."

„Ist ganz die richtige Art und Weise mit ihm umzugehen," rief es von allen Seiten dem Pater zu; „wir kennen den alten Evolino! Wenn man den nicht züchtigt, so hilft alles Beten Nichts. — Es ist auch nicht das erste Mal. Vor fünfzig Jahren mußten's unsere Väter auch so machen, und keine drei Tage lag er im Wasser, so regnete es auch schon. Es ist seine alte, heidnische Halsstarrigkeit, die zuweilen wieder gebrochen werden muß."

Der Padre Atanasio wehrte nach rechts und links, nach hinten und vorne, mit Händen und Füßen ab; sein Kopf wackelte von einer Schulter zur andern; seine Hände erhoben sich betheuernd zu den Achseln; erst nach einer Weile aber ließen ihn die Umstehenden wieder zum Worte kommen. Er war ganz außer Athem, gerade als wäre er es gewesen, der so geschrieen und getobt, und nicht die Anderen.

„So seid doch ruhig!" stöhnte er, . . . „ich glaube es ja! . . . das müßt Ihr ja besser wissen . . . als ich . . . geht mich ja auch nichts an! . . . Ich habe ja nur in der Kirche der heiligen Madonna Messe zu lesen, . . . und Euer San Pancrazio gehört gar nicht zu meinem Sprengel! . . . Aber von all' Dem wollte ich ja doch nicht sprechen! . . . Ich meine nur: Don Cesare besitzt weder Baum noch Grashalm, ob es regnet oder ob die Sonne scheint, muß ihm ganz einerlei sein. Er ist Schiffsmakler. Was hat dies mit dem Regen gemein? — Und dennoch war es Don Cesare, der das Seil um den Oelbaum schlang; war er es, der den Heiligen in seinen Armen vom Postamente herunter trug und an dem Felsen hinab ließ. — Und Don Cesare ist ein kluger Mann; ja, er ist der

klügste von uns . . . von Euch Allen. Er weiß, was er thut, und warum er es thut; und deshalb sage ich Euch, ich, Padre Atanasio: die Sache ist nicht richtig. Don Cesare sucht etwas Besonderes dabei; hier steckt Etwas, das verheimlicht werden soll, — und das ich aber dennoch an's Tageslicht ziehen werde."

Umsonst versuchten es die für Don Cesare's Heldenthat begeisterten Zuhörer des Padre Atanasio demselben begreiflich zu machen, daß der kleine Schiffsmakler eben die Gefühle seiner Mitbürger theile, daß er sich nicht von seinem persönlichen Interesse habe leiten lassen, und daß gerade diese Uneigennützigkeit an ihm geachtet und bewundert werden müsse; — an des Paters skeptischem Lächeln prallten alle diese Beweisführungen, wie leere Redensarten, frucht- und erfolglos ab.

„Freundchen, Freundchen!" sagte lächelnd der dicke Pater; „ich kenne Euch und Eure Sippe. Aus einem und demselben Ei seid Ihr Alle hervorgekrochen! Uneigennützigkeit? — Die suchen wir doch lieber anderswo; denn wo es Euch in den Sinn kommt, die Uneigennützigkeit eines Mitbürgers zu loben, da habt Ihr gerade Euren Nutzen drin gefunden, — und der Andere vor allen Dingen auch. Don Cesare ist viel zu klug, um uneigennützig zu sein; und seine triftigen Gründe muß der schon gehabt haben, um Euch alle, dem heiligen Pancrazio gegenüber, so gründlich zu compromittiren, — nun ja, compromittiren, Don Ciccio! — denn compromittirt seid Ihr ja gründlich und wäre ich der Evolino, Santo Diav . . . ich wollte sagen: Santa Madonna! ich wüßte schon was ich thäte. — Indessen, davon ist ja nicht die Rede, und was wollte ich sagen? — ja, von Don Cesare! — Nun ja, daß der es verstehen wird, sein Schäfchen in's Trockne zu bringen, und sich bei Zeiten aus der Klemme zu ziehen, — ich meine, dem heiligen Pancrazio gegenüber sich wieder rein zu waschen, und Euch in der Patsche sitzen zu lassen, und seinen Vortheil auf's Beste zu wahren, — daran zweifelt nicht, das wird Cesare Agresta, der kluge Schiffsmakler, schon fertig bringen."

So Unrecht hatte freilich Padre Atanasio nicht; denn Don Cesare war ein rühriges, schaffiges und durchtriebenes Männchen, und etwas ganz Besonderes mußte er wohl im Schilde führen; denn als er an jenem Morgen den Heiligen von seinem Postamente herunter genommen und wie ein kleines Kind auf seinen Armen zur Kapelle hinaus getragen, da hatte er ihm leise, ganz leise, daß Keiner es hören konnte, zugeflüstert: „Sei mir nicht böse, lieber Pancrazio! Was ich jetzt thue, muß ich thun. Ich werd' es aber schon wieder gut machen."

Das hatte freilich Keiner gehört, auch Padre Atanasio nicht, der doch dicht dabei stand, und mit stiller Schadenfreude zusah, wie man dem verhaßten Nebenbuhler der heiligen Madonna so hart an's Leben ging; und gemerkt hatten die Umstehenden noch weniger; denn zu seinen Worten paßte das Gesicht ganz und gar nicht, das Don Cesare dazu machte, und wer ihn in diesem Augenblicke anschaute, der mußte bei sich denken: „Du armer San Pancrazio von Evolo! ein Glück, daß du nur von Holze bist; denn wärst du lebendig, — lebendig kämst du wahrlich nicht aus den Händen dieses Rasenden, mit den wuthfunkelnden Augen und dem borstigen Haar."

Ein ganz anderes, das gleichgültigste Gesicht von der Welt machte Don Cesare am Abend dieses Tages, als er, bei hereinbrechender Dämmerung in das

Zimmer trat, wo sein Schwesterchen beim flackernden und rauchenden Talglichte mit Nähen beschäftigt war; und auch mit dem gleichgültigsten Tone der Welt sagte er zu der mit den gleichgültigsten, aber auch mit den schönsten, leuchtendsten schwarzen Augen zu ihm Aufschauenden: „Schließe sorgfältig das Haus, Carmela! Ich gehe zu Salvatore, und erst spät werde ich zurückkommen."

Unter der Thüre wendete er sich nochmal um.

„Und Carmela," fügte er hinzu, „daß ich Dir's doch sage, — hüte Deine Augen, Mäuschen! — die glänzen seit einigen Tagen so sonderbar. Und, weißt Du, mit dem Nino wär's mir schon recht: — aber vor den Altar muß er Dich führen! — Will er das nicht . . . sag' es ihm von mir — so möge er von Dir wegbleiben; sonst könnte es ihm schlimm ergehen. — Gute Nacht, Mäuschen!"

Worauf Carmela, das Köpfchen bescheiden zu ihrer Arbeit niedersenkend, antwortete:

„Geh nur, Cesare, und sei ruhig! Von gutem Stamme ist Carmela."

Von demselben Stamme wie der Bruder war sie jedenfalls; denn leise, gerade so wie Don Cesare zu dem Heiligen gesprochen hatte, sagte sie jetzt:

„Daß Nino die Carmela und keine Andere heirathet, das werden wir aber mit Deinen Mitteln, Cesare, nicht erreichen, und dafür muß ich sorgen!"

Ihre Augen blitzten dabei zu ihrer Arbeit hinunter, als wüßte sie gar gut, was sie dabei dachte. Und sie wußte es auch, die kleine, niedliche Hexe, mit den feinen Fingerchen und dem rabenschwarzen Lockenhaar; denn, sowie ihr Bruder draußen war, stand sie mit leichtem Sprunge auf, lief behenden Fußes an die Thür, riegelte dieselbe zu und trat dann leise, leise, zum Fenster hin, das sich auf die Straße öffnete, steckte ihr Köpfchen durch die Spalte, schaute dem Don Cesare eine Weile ruhig nach, und als sie ihn durch die Dunkelheit, in der Richtung von Salvatore's Haus verschwinden gesehen, öffnete sie das Fenster ganz, bog sich über die Brüstung, legte das rechte Händchen über die Augen, und schaute dann unverrückten Blickes in die entgegengesetzte Richtung, als suche sie Etwas, dort hinten in der stockfinstern Nacht. Was sie suchte, das fand sie auch recht bald. Der Gewünschte erschien nach wenigen Secunden, in der Gestalt eines jungen, schlankgewachsenen Mannes, der sich leise in dem Schatten der Häuser hindrückte, sich behutsam bis zu dem Fenster hinbewegte, und nun plötzlich dicht vor ihr stand, ihre Hände in die seinigen faßte und ihr zuflüsterte:

„Ich wartete schon längst. Mein Wort habe ich gehalten. Wirst Du heute das Deine halten, Carmela?"

Cesare's Häuschen lag am äußersten Ende einer kleinen Nebenstraße, die zu dem Hafen führte. Wer von dort unten kam, der war sicher, von Keinem gesehen zu werden, und von dort unten war es gerade, von wo der Erwartete sich zu Carmela heraufgeschlichen hatte. Die Nacht war finster. Der Mond stand noch tief unter dem Horizonte. Da konnte sich's ruhig und unbeobachtet vom Fenster zur Straße plaudern, und das thaten auch die Beiden, die wohl längst nicht mehr bei den Anfangsgründen dieses Liebegeflüsters standen; denn ihre Hand überließ die kleine Carmela gar willig und schnell dem kosenden Nino, und gar vertraulich drückte dieser einen Kuß darauf, — einen langen, sehnenden Kuß . . .

„So komm doch mit, heute Abend, in meine Cassina," flüsterte er ihr zu;

„dort sind wir allein! — und ewig und immer können wir doch nicht von der Straße zum Fenster hinaufplaudern."

Carmela lächelte in die Nacht.

„Es ist so weit," sagte sie; „wenn mein Bruder zurückkäme, bevor ich . . ."

„Bis Dein Bruder kommt, bist Du längst zurück. — Der Weg ist ja nahe, am Strande des Meeres, unten an dem Vorgebirg von Evolo vorbei, — nur um zwei Schritte weiter, um den Fels herum, gerade unter der Kapelle liegt mein Haus."

„Es ist zu weit, Nino, und bald kommt der Mond; dann werden wir entdeckt."

Lange sprachen sie zusammen. Der Mond zog über den Meeresspiegel und goß sein leuchtend stilles Licht in die finsteren Straßen; nur für kurze Zeit aber, dann verfinsterte sich der Himmel wieder, und schwarze Wolken kamen langsam von Westen herauf.

„Sieh!" lachte Nino, „dem heiligen Pancrazius wird es schon zu langweilig in seinem Bade. Und sieh doch, Carmela, er begünstigt unsere Liebe. Er verbirgt das helle Mondeslicht. — Kommst Du jetzt? — So komm doch!"

Sie schwankte einen Augenblick. Dann flüsterte sie: „Warte, ich hole meine Manta!" und verschwand.

Während die Beiden ihre Verabredung vor Don Cesare's Haus getroffen, ging dieser der seinigen auf andere Art, und in anderer Richtung nach. Langsamen Schrittes, als begebe er sich zu einem Plauderabend bei einem Freund, hatte er sich entfernt. Daß Carmela ihm nachschauen würde, konnte er sich schon denken; so halten es ja alle Mädchen, und seine Schwester war nicht besser als alle Anderen. Weiber sind Weiber, meinte er, still vor sich hinlächelnd; wie Kinder muß man sie behandeln, muß ihnen den Anschein eines ungeheuren Vertrauens entgegentragen, sich dabei aber gewaltig in Acht nehmen, und immer seine Mannesunabhängigkeit behaupten. Das that er denn auch und er gab seiner Erziehungsmethode den richtigsten Ausdruck, indem er, sobald eine Krümmung der Straße ihn dem Gesichtskreise Carmela's entzog, sofort und in auffallend raschem Tempo eine andere Richtung einschlug, einen weiten Bogen durch die winkeligen Gäßchen beschrieb, und sich endlich gerade nach dem entgegengesetzten Pole, dem Vorgebirge von Evolo zu, entfernte.

Es mußte etwas ganz Besonderes sein, was in dem Gehirn des rührigen Männchens vorging; denn so schnell als es ihm seine kurzen Beinchen erlaubten, lief er vor sich hin. Den langen Ciccio, der ihm beim verfallenen Stadtthor begegnete und der Gott weiß was in dieser Einsamkeit suchte, begrüßte er nicht einmal, sondern zog, als er von Weitem seiner ansichtig wurde, die blaue Kapuze, die alle Küstenbewohner Siciliens Sommer und Winter, gegen Sonne, Wind und Regen, in Beduinenart am Kragen angeheftet tragen, tief über sein Gesicht, hob seine breiten Schultern in die Höhe, und drückte den Kopf zwischen dieselben herunter. Er sah sich auch gar nicht nach dem erstaunten Landsmann um, der hinter ihm stehen blieb und vor sich hinbrummte: „Weiß der Teufel, wo Der da hingeht und wer Der ist! In Roccastretta kenne ich doch alle Leute. Den habe ich aber niemals gesehen." Und noch lange schaute ihm Ciccio nach, kopf-

schüttelnd, wie ein ehrlicher Spießbürger, dem einmal etwas Außerordentliches begegnet ist, worüber er nachdenken kann.

Don Cesare aber schritt weiter und lächelte pfiffig vor sich hin: — „Von Dir, du dummer Ciccio, werde ich, Don Cesare, mich doch nicht übertölpeln lassen. Was Du in dieser späten Stunde vor der Stadt suchst, weiß der Himmel. Irgend ein Liebesabenteuer hinter den Mauern, Gott weiß mit wem. Oder hast Du Feldfrüchte gestohlen? und irgendwo in einer eingestürzten Cassine verborgen? — oder treibst Du Schmuggel? — Daß Gott erbarm, wer mag denn heute noch Schmuggel treiben, wo keine Schiffe mehr unseren Hafen anlaufen! Seit drei Monaten, gerade so lange als es keinen Regen mehr gegeben, hat auch dieser arme, verlassene Hafen keine Segel mehr gesehen. . . . Da mag Einer Schmuggel treiben! . . . Ja früher, freilich, da lohnte das Geschäft." . . .

Und der biedere Don Cesare dachte mit vergnügtem Herzen zurück an die glückliche Zeit, wo ihm jeden Monat doch wenigstens zweimal ein fremdländisches Segelschiff unter die Finger kam. Schöne, schöne Zeiten! . . . Dort oben, neben der Kapelle von Evolo, die er jetzt gerade vor sich auf der Anhöhe erblickte, dort hatte er, seit drei Monaten, Tage lang mit seinem guten Fernrohr gestanden und nach allen Himmelsgegenden geschaut, ob er nicht ein weißes Segel erblicke, das nach dem Hafen von Roccastretta steuere, und irgend eine ihm wohlbekannte Flagge von Norwegen, oder von England, oder von Deutschland; — von dort kamen die Schiffe, die sich hier mit Südfrüchten, mit Olivenöl, wohl auch mit Schwefel und Bimssteinen versorgten, und mancherlei führten die Schiffe mit sich, was Don Cesare ihnen heimlich für wenig Geld abkaufte, und was er, und zum Theil ebenso heimlich für viel schwereres Geld wieder an den Mann brachte: Taback und Cigarren, Woll- und Tuchwaaren, bunte Bänder, auch grellbemalte Heilige und neugefirnißte hölzerne Kirchenbilder, Madonnen und Apostel und Evangelisten, und allerlei fremdländische Siebensachen, auf die die Zollwächter ganz besonders erpicht waren, die aber der kluge Don Cesare unbehelligt in sein Haus zu bringen und unbehelligt wieder zu verkaufen verstand. An einem alten Holzpfahle angebunden, dicht bei seinem Hause, lag jahraus, jahrein, sein Boot bereit, und erblickte er von weitem ein Segel, so war er der Erste, der hinausruderte und den fremden Capitänen seine Dienste anbot, — denn er kauderwelschte alle möglichen Sprachen mit der größten Geläufigkeit durcheinander — und das Schiff lag noch nicht vor Anker, so war Don Cesare schon der vertrauteste Freund Aller und der unentbehrlichste Rathgeber der ganzen Mannschaft. Ja, Don Cesare war eben, so unansehnlich auch von Gestalt, ein unternehmendes Männchen, das den Kopf auf der rechten Stelle trug: und in dem dicken, runden Schädel mit dem kurzgeschorenen Haar, und mit den großen vorstehenden und mit goldenen Ringen verzierten Ohren, und mit dem breiten, zum ewigen Lachen verzogenen Mund, da stak es voll von allen möglichen Kniffen, guten und schlechten Maklerstreichen, die ihm ein hübsches Stück Geld eintrugen, und über die sich die braven fremden Schiffer nicht beklagten. Denn ohne Don Cesare's Hilfe hätten sie ja Alles noch viel theuerer bezahlen müssen, und was scherte es sie, daß er auf den feurigen Wein, den er ihnen lieferte, hundert Procent gewann, und daß er die Gemüse und die Früchte

und das Mehl und das frische Fleisch für einen Spottpreis bei seinen Nachbarn zusammenkrämerte? Ach, die braven, guten Leute! Sie zahlten so gerne, was er von ihnen forderte; sie fanden Alles so billig in dem schönen, von Gott gesegneten Lande, und ging das Schiff wieder unter Segel, so dankten sie ihm Alle, die dort fortfuhren, und auch die hier blieben, denn Alle hatten ein gutes Geschäft gemacht, — er selber aber hatte noch von Allen das beste gemacht. Ja, schöne Zeiten! dachte der brave Don Cesare vor sich hin, indem er so durch die Nacht wanderte, und auf die schwarze, segellose See hinausblickte. Ganz dicht vor ihm lag schon das Vorgebirge von Evolo mit seinen alten Oelbäumen; die Kapelle droben schaute hell durch die Nacht; voriges Jahr erst hatte man die Wände weiß übertüncht, zu Ehren des Heiligen, — der jetzt im Wasser lag. Don Cesare schüttelte den Kopf: „Du armer, guter, lieber Evolino!" seufzte er, „was mußt du von mir denken, daß ich auch mithalf, dir diese schnöde Behandlung zu Theil werden zu lassen. Und dennoch, du weißt es ja so gut wie ich — was hätte es genutzt, wenn ich mich widersetzt hätte? Die Andern hätten dir vielleicht noch viel schlimmer mitgespielt, und daß du mit dem Wasser davonkamst und nicht das brennende, sengende Feuer kosten mußtest, das hast du mir zu verdanken. Man nützt zuweilen den Freunden mehr, wenn man mit den Wölfen heult, als wenn man sich von denselben ganz unnöthiger Weise, zusammen mit jenen, in Stücke zerreißen läßt. Und warte nur, das Andere werde ich auch schon wieder gut machen! Du lieber, guter Evolino!" —

Er war am Fuße des Vorgebirges angekommen. Der schmale Pfad schlängelte sich an dem Felsen hin. Ein paar Schritte weiter, und er bog nach links um, auf die andere Seite des Bergvorsprunges, wo Nino's Landhaus in den dichten Orangen- und Citronengärten still begraben lag.

Don Cesare blieb stehen. Plötzlich fuhr ein Windstoß über das Wasser, das bis zu seinen Füßen aufschäumte. — „Oh, oh!" sagte der kleine Schiffsmakler; . . . „von Westen her? . . . Regenwind? . . . Na! du lieber, guter San Pancrazio, so gefällig wirst du doch nicht sein gegen die Leute, die dich in's Wasser geworfen haben?"

Dann schaute er sich vorsichtig nach allen Seiten um, horchte behutsam nach rechts und nach links, und als er sich sicher glaubte, trat er hinunter zu dem Ufer, wo er wußte, daß der Heilige lag, tastete an den Steinen herum, bis er das Seil gefunden hatte, — und nun hätte man sehen können, wie der kleine Mann, mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte, das Seil langsam an sich heran zog.

Mit dem heiligen Pancrazio ging es aber nicht so leicht. An Felsen und Kanten stieß der Arme an; zwischen zwei Steinen keilte sich der Heiligenschein fest, und wie von oben ein starker Ruck geschah, da war es dem armen San Pancrazio, als krache es in seinem alten, wurmzerfressenen Nacken, und als erfasse ein ganz bedenkliches Wackeln seinen alten Heidenkopf.

„Ei, ei!" mochte der arme Heilige bei sich denken, „wie gehen doch die Menschen so rücksichtslos mit ihren Heiligen um! Zuvor wird man gebunden, in's Wasser geworfen, wie ein leerer Kürbis, und dann an den Steinen

wund gezogen. Denn daß jetzt Einer zieht, das merke ich schon. Was nur Dieser jetzt mit mir anzufangen gedenkt?"

Und die glänzenden, firnißbemalten Augen des Heiligen suchten den Mann zu erkennen: — und er erkannte ihn auch, und wie er erkannte, daß es Don Cesare sei, derselbe Don Cesare, der ihn vor wenigen Stunden so jämmerlich zugerichtet, da seufzte er in seiner Seele:

„Was habe ich nur Diesem da so Besonderes zu leid gethan? — Nun wird wieder ein Schelten und Schlagen losgehen. Denn vor Allen war's Dieser, der am heftigsten gegen mich wüthete, und der mich noch dazu, in so heuchlerischer Weise, um Verzeihung bat, als er mich vom Postamente nahm, und der dann den Mund am weitesten aufriß, um nach Regen zu schreien. Was kann ich wurmstichiger Holzpflock, denn Regen schicken? O die dummen, dummen Menschen!"

Geduldig gab sich der Heilige in sein kommendes Schicksal; nur das Wackeln des Kopfes beängstigte ihn; denn an seinem alten Kopf hing San Pancrazio. — Was wäre das doch für eine schlimme Sache, wenn er diesen Kopf verlöre, und wenn ihm die Menschen einen neuen aufsetzten, — einen neuen Kopf auf den alten Rumpf! — oder wenn sie sich gar einen neuen Heiligen bestellten, bei dem ersten besten Drechsler und Holzschnitzer — und was würde dann aus ihm, aus dem wahren, alten, allein echten San Pancrazio von Evolo werden?

Don Cesare aber zog und zog, und drückte und rückte, — und endlich, endlich lag der Heilige auf dem trockenen Strande vor seinen Füßen.

„Nun gnade dir Gott, armer Evolino!" dachte San Pancrazio.

Was aber war sein Erstaunen, als Don Cesare ihn, ohne ein Wort zu sprechen, über den Fußpfad schleppte, ihn sorgsam in einer Felsspalte, wie in einer Nische, aufstellte, ihn sauber abputzte, von Schlamm und Seeschmutz reinigte, und sich dann, mit gefalteten Händen, auf die Knie niederließ und also zu ihm sprach:

„So stehst du wieder auf dem Trocknen, guter, lieber, heiliger Pancrazio, und bist erlöst von der Nachbarschaft der Seekrebse und der häßlichen Meerpolypen, — und siehst du! mir, mir allein hast du dies zu verdanken. — Dem Don Cesare, der dich liebt und verehrt! — Und ich habe dir's ja auch gesagt, als ich dich zur Kapelle hinaustrug! — Die Andern haben dir schrecklich mitgespielt, armer Schutzpatron — ich aber, ich erlöse dich jetzt! Vergiß es nicht, lieber, alter San Pancrazio! — Nun weiß ich aber auch wohl, was du mir sagen wirst: Don Cesare, Don Cesare! wirst du mir sagen, du warst ja auch dabei, und du hast das Seil um den Oelbaum geschlungen. — Leider ja, mußte ich ja auch dabei sein! — Aber denke doch, was gekommen wäre, wenn ich etwa nicht gewesen wäre; die Andern sind so wüthend auf dich! — des Regens wegen! — Aber was kümmert mich der Regen? Du magst meinetwegen die Leute noch Wochen lang ohne Regen lassen! — sie verdienen's, und der lange, magere Ciccio, den ich gerade vor den Mauern traf, der war's, der am gräßlichsten von Feuer und Höllenpfuhl prahlte, — und ich war's, der ihn zum Schweigen brachte, indem ich dich in's Wasser schleuderte. — Ja Evolino, und ich bin es wieder, der dich jetzt aus dem Wasser zieht. — Und nun,

Evolino, sei gut gegen mich, du, der du doch ein alter Windgott bist. Hast du nicht Eolos geheißen, ehe du der Heilige von Evolo wurdest? Das hast du sicher nicht vergessen, — und sicherlich hören auch die Winde noch ein bischen auf dich. — So blase denn einen scharfen Wind in die Segel eines fremden Schiffes und führe es in unsern Hafen, daß ich wieder Etwas verdiene! Siehe, ich bin kein reicher Mann" —

Er unterbrach sich plötzlich. Ein heller, weißer Lichtstrahl war auf den Heiligen gefallen, und ein sonderbares Lächeln schien auf seinen Zügen zu spielen. Erschreckt sah sich Don Cesare um. Aber nur der Mond war's, der gerade von dem Meere heraufgezogen kam und seine ersten Strahlen auf den Heiligen geworfen hatte.

„Jetzt wird's hell," sagte Don Cesare, und stand auf, und klopfte sich den Sand von den Knien; — „jetzt muß ich fort; denn, du verstehst wohl, Evolino, nur du allein darfst wissen, daß ich dich aus dem Meere zog! — Nun stehe ruhig, und trockne dich, und erhole dich von deinem Schreck. Aber vergiß nicht, daß du's mir zu verdanken hast, mir allein! und vergiß nicht, mir das Schiff zu schicken, — bald! — recht bald! .... Dann schmücke ich auch deinen Altar und du bekommst einen neuen Heiligenschein . . ."

Er hielt wieder in seiner Rede inne; denn plötzlich verdunkelte sich jetzt des Heiligen Bild. Was war das? — eine Wolke? — Regen? — Er schaute sich um. Von Westen her zog es schwarz und schwer am Horizonte herauf. „Westwind?" sagte Don Cesare; — „Regenwind! — ja, aber auch günstiger Wind für die fremden Schiffe, die vom Ocean in's Mittelmeer fahren. San Pancrazio, San Pancrazio! nun erinnere dich meiner."

Er kletterte langsam den steilen Pfad in die Höhe, der zwischen Steingerölle und spitzen Cactus- und Aloeblättern zur Kapelle führte, blieb aber unterwegs öfters stehen und schaute sich um, ob es nicht segelweiß auf den finstern Wellen aufblitzte; — denn nun wußte er ja sicher, daß Evolino ihn erhörete, und nun der Wind schon zu blasen kam, da konnten auch die Schiffe nicht mehr fehlen. Immer mächtiger ballten sich die Wolken über dem Horizont. Als er oben ankam, setzte er sich unter einen Oelbaum, um Athem zu schöpfen. Aus der Ferne glaubte er ein Geräusch zu vernehmen. War es ein Schiff, in dessen Takelwerk der Wind sein Liedchen pfiff und das sich schleunigst der schützenden Bucht näherte? „Da mag Carmela nur ruhig warten, bis ich nach Hause komme," murmelte Don Cesare vor sich hin, — „ich bleibe hier oben!"

Und das Auge unverwandt auf die See gerichtet, blieb Don Cesare unter seinem Baume sitzen.

Nicht vom Meere aber klangen die Laute, die den lauschenden Schiffsmakler auf sein Luginsland bannten. Die enge Manta bis tief über's Gesicht gezogen, und nach allen Seiten sich umblickend, lief die vor Freude und vor Angst heimlich bebende Carmela, neben Nino, den Strand entlang, hüpfte klopfenden Herzens von Stein zu Stein, und schmiegte sich bei jedem Geräusch, das vom Meere oder von den schwarzen Citronenbäumen zu ihren Ohren drang, enger und fester an ihren Gefährten an.

„Es ist doch gar zu weit!" flüsterte sie, und schon gereute sie's, seinem Flehen

und Drängen Gehör gegeben zu haben, und ihm aus dem sichern Bollwerk ihres Hauses auf diese gefährliche Fahrt gefolgt zu sein.

„So beruhige Dich doch, Kind," antwortete aber Nino; „keine hundert Schritte sind es mehr; und Dein Bruder, das weißt Du ja, kommt vor Mitternacht nicht zurück — und heute gar, wo sie sich so viel von des heiligen Pancrazio Schicksalen zu erzählen haben, — und derweilen erzählen wir uns Mancherlei dort in meinem traulichen Heim!"

„Ach, Nino, mir bangt: warum plauderten wir nicht vor meinem Hause? Die Straße ist so einsam. Laß uns umkehren! Wahrlich, es ist nicht recht von mir!"

„Was sagst Du, Carmela? Die Straße sei einsam? — Nun ja, daß plötzlich, wie letzthin, die alte Franziska, Deine Magd, zum Fenster herausschaue und alle Hunde auf den nächtlichen Einbrecher hetze! — Dort ist nichts dergleichen zu befürchten. Dort sind wir allein — und allein waren wir ja noch nie, seitdem wir uns Liebe geschworen!"

Carmela blieb stehen.

„Nino," sagte sie; — „Du setztest freilich nichts auf's Spiel; Alles aber setze ich drauf. — Und fände mich Jemand hier — oder dort" ....

„Wer soll Dich denn finden?" fiel ihr Nino in's Wort; „hier heraus verirrt sich kein Mensch in dieser Stunde, und sicher bist Du, wie" ....

Sie zuckte plötzlich zusammen, und legte mit stürmischer Geberde ihre Hand auf seinen Mund. Sie standen dicht vor der äußersten Spitze des Vorgebirges, gerade wo die Felsen jäh in's Meer hinunterfallen, und wo der Pfad sich eng zwischen der See und der steilen Wand hindurchzwängt.

„Was ist's?" fragte Nino leise.

„Dort! Dort!" flüsterte Carmela, und ihr Finger deutete durch die Nacht auf einen Felsen, — dicht am Pfade — wo unbeweglich und schweigend Einer stand.

„Santo Diavolo!" murmelte Nino finster vor sich hin, und die ganze sizilianische Eifersucht schoß ihm, wie eine brennende Gluth, zu Kopfe; — und rasch beugte er sich zur Erde, hob einen schweren, spitzen Stein auf, und, kein Auge von der unheimlichen Gestalt verwendend, setzte er rasch hinzu: „Der Weg ist versperrt! — Hier steigt der Pfad, der zur Kapelle führt! — Rasch hinauf, Carmela, ehe er uns sieht!" —

Durch einen Riß der im sausenden Winde schon bis hoch zum Zenith heranschwebenden Wolken fiel plötzlich ein Streifen hellen Mondlichts auf die Felsen. Ein gellender Schrei entfuhr dem mit weitgeöffneten Augen zu der unbeweglichen Gestalt hinstarrenden Mädchen:

„Der Heilige!" rief sie, und wie wehrend streckte sie die Arme gegen das schreckliche Gesicht, — „Der Heilige! — dem Meere entstiegen! gebenedeite Madonna, beschütze mich!" —

Und, ohne zu wissen, was sie that, und als fliehe sie vor dem hinter ihr losbrechenden göttlichen Gerichte, flog sie in athemloser Hast den Bergespfad hinauf.

Nino war im ersten Augenblick wie festgebannt geblieben vor dem so überraschend und selbst für ihn so unheimlich erschreckenden Anblick.

„San Pancrazio!" kam es abgebrochen über seine Lippen. Wie er aber seine Geliebte aufschreien hörte, und wie er sie, verlorenen Sinnes, in die Nacht

fliehen sah, da erfaßte ihn die blinde, tobende Wuth des in seiner Liebe bedrohten Sizilianers:

„Santo Diavolo, vermaledeiter Heiliger! das sollst du mir büßen!“ schrie er mit wild erdröhnender Stimme, und im selben Augenblick flog der Stein, von kräftiger, jugendlicher Hand geschleudert, auf den armen Evolino. Nino sah ihn fliegen, anprallen, — dumpf und schwer kollerte da Etwas über die Felsen.

„Mögst du dir den alten Heidenschädel an den Klippen zerschellen, du Götze!“ rief Nino dem stürzenden Heiligen nach; dann folgte er seiner Geliebten: „Carmela!“ rief er, ohne Rücksicht auf die Gefahr, von einem Andern gehört und entdeckt zu werden. — „Carmela, halt ein! — was beginnst Du?“

Carmela aber kletterte wie ein flüchtiges Reh über Steine und Baumwurzeln; was sie hier oben suchte, sie wußte es nicht; — warum sie dort hinauf floh, sie hätte sich's selber nicht erklären können; — sie floh, um zu fliehen — vor dem Bilde des drohenden Heiligen, der ihr, in seinem weißen Mondschimmer, wie ein himmlisch warnendes Gespenst erschienen war, — wie ein Bote Gottes, mit der strafenden Ruthe der Gerechtigkeit in der erhobenen Hand, — oder wie ein rettender Engel auf dem Wege der Versuchung und des Verderbens. Sie hörte Nino's Rufen nicht; sie hörte auch eine andere Stimme nicht, die jetzt plötzlich ihren Namen rief; — als hätte sie alle Höllengeister auf den Fersen, flog sie den Berg hinauf, lief sie unter den alten Oelbäumen der Kapelle zu. „Carmela! Carmela!“ rief Nino, der in athemloser Hast der Rasenden auf dem Fuße folgte; — im Winde wehte die Thür des verlassenen Heiligthums; — wie ein Kind, das Schutz im väterlichen Hause sucht, sprang Carmela in die Kapelle, — hinter ihr drein Nino. — Und im selben Augenblick fiel auch, von starker Hand zugeschlagen, die Thür hinter den Beiden in die Falle; — ein rasches, festes Knacken und aus dem verriegelten Schloß fuhr der Schlüssel.

Don Cesare war's, der vor der Kapelle stand. Bewegungslos blieb er, den Schlüssel in der Faust, die Augen auf die Thür gerichtet. Krampfhaft zuckte seine Hand um das Heft seines Messers, und halberstickte Worte murmelte er vor sich hin.

Lange blieb er so stehen. Schwer schien er mit sich zu kämpfen und nach einem Entschluß zu ringen. Endlich schien er ihn gefunden zu haben.

„Ihr entschlüpft mir nicht,“ sagte er zu sich selbst, und schob den Schlüssel in seine Tasche, — und nach einer Weile setzte er hinzu: „Daran erkenn' ich deine Hand, heiliger Pancrazio!“

Und hurtig kletterte er den Bergpfad wieder hinunter, und ein ganz grimmiges Lächeln flog über sein Gesicht; denn ein Spruch, den Padre Atanasio in seinen Predigten anzubringen pflegte, kam ihm plötzlich, — er wußte selbst nicht wie — in den Sinn, von dem alten Saul, der hinausgegangen war, um seine Eselin zu suchen. Hatte nun nicht auch er, gleich Jenem, etwas Besseres gefunden? Den frechen Nino hielt er in seiner Gewalt! Das Blut schoß ihm in den Kopf, und fast wäre er umgekehrt, und wäre ihm nach in die Kapelle, — aber er wurde wieder Herr seines Willens und ließ das Messer fahren. Ja,

der räuberische Geselle, der hatte seine Abwesenheit benutzt, um der verliebten Carmela, Gott weiß was, vorzuschwatzen — und hatte sie weggelockt aus dem Hause — und was wollte er anfangen, in der Nacht, auf diesem verlorenen Pfade? — Sie floh vor ihm; aber gefolgt war sie ihm doch! — und jetzt saßen die Beiden dort oben, — gefangen, — hinter Schloß und Riegel, — und er, Don Cesare, er hielt den Schlüssel in seiner Hand, — und anders als rechtmäßiger Ehegatte seiner Carmela sollte dieser Bube nicht aus der Kapelle treten! — Und nun lachte Don Cesare wieder auf und dachte: „Wem hast du dies zu verdanken, Don Cesare? Wem anders, als dem guten, lieben Evolino, den du mit eigener Hand aus dem Wasser gezogen, — zu dem du jetzt wieder hinuntergehst, — vor dem du dich auf die Knie werfen willst und der" . . . . .

Halt! was war denn das? — In der Felsennische stand ja der Evolino nicht mehr — und was mußte er sehen? — Dort lag er, quer über dem Pfad — und, heilige Mutter Gottes! ohne Kopf lag ja der arme Heilige da, — und auf der Brust zeigte er eine weite, klaffende Wunde, — wie von einem Steinwurf, der des armen, alten Evolino's wurmstichiges Körperchen zerquetscht und der bis in das Herz des nunmehr auf immer und ewig Zertrümmerten gefahren war. — Don Cesare sah sich nach allen Seiten um; — dort lag der Stein — und jetzt verstand er Alles. — Den Stein konnte nur Nino auf den Heiligen geworfen haben, als Carmela's Stimme, vor Angst gellend, von unten erschallte; — ja, ja, und jetzt rächte sich der Heilige auch! Denn in *seine* Kapelle hatte er die Beiden gejagt und in Don Cesare's Hand lag der Schlüssel dazu. — Und siehe! jetzt erblickte er auch den Kopf des armen San Pancrazio. Bis zum Strande war er hinabgerollt; — aber ach, in welch schlimmem Zustande war er dort unten angekommen! — und wie ganz anders schaute jetzt des guten Evolino's Gesicht drein, — so fremd, so ganz anders, so unverständlich! Es war eine so sonderbare Mischung von göttlich heiterer Jugend und von zusammengeschrumpfter Altersschwäche; die Formen der Stirne, des Scheitels, des Kinnes waren die eines Jünglings; Runzeln aber hatte man drauf hingemalt, und Narben hatten sich in das alte Holz eingegraben, und neben den tiefen Rissen, die die Zeit in das vordem jugendliche Antlitz eingefressen hatte, glänzte die Farbe des neuen Firnisses so grell, so unheimlich, wie Schminke auf den Wangen eines todten Knaben. Don Cesare fühlte sich bei diesem Anblick ganz ergriffen. „Evolino! San Pancrazio!" sagte er halblaut zu dem Kopfe, den er zagend und fast zitternd in seinen Händen hielt; — „Evolino! bist du's? — bist du's nicht? — ich erkenne dich nicht mehr — und doch erkenne ich dich wieder, armes, gutes, altes Freundchen!" —

Und mit inbrünstiger Geberde, als trüge er die heilige Hostie in seiner Hand, so trug er den Kopf des San Pancrazio zu dem Rumpfe hin, hob denselben von der Erde auf, stellte ihn wieder in die Felsennische, — und legte dann behutsam über die gekreuzten Arme den verstümmelten, unkenntlichen Kopf. Dann kniete er nieder auf die spitzen Steine, und faltete die Hände, und dankte in andächtigem Gebet seinem Schutzpatron für Alles, was er ihm heute Gutes erwiesen hatte.

Er betete lange, lange Zeit. Er merkte nicht, wie die Wolken sich tiefer und immer tiefer herunterſenkten auf das Meer und auf das Land; er merkte nicht, wie der Wind kühler und immer kühler über die Felſen wehte; — und erſt als das ſanfte Träufeln des Regens ſeine Schultern und Arme netzte, wachte er auf aus ſeinem inbrünſtigen Gebet.

„Evolino — lieber Evolino!“ ſagte er ſtill vor ſich hin; „Du biſt es wieder, der mir dieſen Gedanken eingab. Du biſt es, der mich führt und in deine Hände übergebe ich getroſt meine und meines Hauſes Geſchicke. Walte damit, wie es dir am Beſten dünkt! Zu Allem findeſt du mich morgen in deiner Kapelle bereit: zur Verſöhnung und bräutlichen Luſtbarkeit, — oder zur blutigen Rache meiner gekränkten Ehre.“

Und als er ſo geſprochen, zog er langſam den Schlüſſel aus ſeiner Taſche, hing ihn an eine der Hände des Heiligen, wie an einen Nagel, küßte dann nochmals in vertraulicher Demuth Evolino's Rock und entfernte ſich raſchen und feſten Schrittes durch die Nacht.

III.

Das war, früh morgens am anderen Tag, ein Leben, und ein Rufen, und ein Lachen, und ein Frohlocken in dem Städtchen von Roccaſtretta! Unter den Thüren ſtanden die Männer in ihren Kapuzen, zu den Fenſtern ſchauten die in ihre Manta eingewickelten Frauen heraus; und von einem Hauſe zum andern, und von einer Straße zur andern, lachte das eintönig jauchzende Zwiegeſpräch: „Ha, ha! was ſagten wir geſtern? Vernünftig iſt er über Nacht ſchon geworden! Seit geſtern früh liegt er im Meere, und geſtern Abend gleich hat er den Regen geſchickt! Und welch feinen, köſtlichen, himmliſchen Regen! Ja, ja! Evolino iſt doch ein braver Schutzpatron, und einen braveren könnten wir uns nicht wünſchen!“

Dem Padre Atanaſio, dem man's anſah, daß er nicht recht wußte, was für ein Geſicht er machen ſollte, flogen luſtig ſchnippiſche Bemerkungen an den Kopf, als er langſam über den großen Platz wandelte, wo ſich am frühen Morgen ſchon die unbeſchäftigten Männer herumzutreiben pflegten.

„Na, Padre Atanaſio, 's hat doch geholfen!“ Padre Atanaſio aber, der ein kluger Mann war, nahm eine freudig verklärte Miene an, nickte mit wichtigem Schmunzeln ſeinen Mitbürgern zu, und antwortete ſalbungsvoll:

„Niemals wendet man ſich vergeblich an die Heiligen; und wenn's auch diesmal in derber Weiſe geſchah, San Pancrazio liebt doch zu ſehr dieſe Stadt und dies Volk, um ſich darob zu erzürnen, und Schlechtes mit Gutem vergelten, das iſt der Himmliſchen Brauch.“

„Schon gut, ſchon gut!“ ſchallte es aus dem neckenden Haufen zurück; „daß Du ſo ſprechen mußt, wiſſen wir; aber daß es in derber Weiſe geſchehen mußte, das wiſſen wir auch, und Don Ceſare ſoll leben, der uns zu dieſem Einfall führte.“

„Und der es verhütete, daß man den guten Evolino der Feuerpein ausſetzte,“ antwortete mit erhobener Stimme der kleine Don Ceſare, der gerade aus einer Seitenſtraße zu den Freunden hintrat und mit würdevoller Selbſt-

befriedigung die von allen Seiten ihm zuregnenden Lobsprüche und Gratulationen und Ehrenbezeugungen annahm, als wäre er's und nicht der heilige Pancrazio gewesen, der die Wolken am Horizonte aufgeschichtet und das befruchtende Naß über Gärten und Felder gegossen hatte. Etwas ganz besonders Ernstes und Gravitätisches lag auf des Schiffsmaklers Zügen; er sprach mit Würde und Grandezza, wie sein berühmter Namensvetter in der alten Römerzeit wohl nach einem Siege über die Gallier gesprochen haben mochte; wer ihn aber genau beobachtet hätte, dem wäre sicherlich das unstäte, fiebernde Umherirren seines Blickes aufgefallen, und ein gewisses Zucken, das sich zuweilen seiner rechten Hand bemächtigte und dieselbe, ohne sichtbaren Anlaß, zur Faust ballte, oder gar in raschem Griff zu dem im Gürtel steckenden Messer führte.

Nur eine kurze Zeit weidete sich Don Cesare an seiner Mitbürger Enthusiasmus. Zu Padre Atanasio sich wendend, rief er plötzlich:

„Nun aber nicht gezögert, Freunde! Nicht eine Stunde länger darf unser guter Schutzpatron im Wasser liegen bleiben. Er hat uns erhört, — schneller noch, als wir es hofften, und ebenso schnell müssen wir ihm auch unsere Dankbarkeit beweisen, und ihn mit allen Ehren wieder in seine Kapelle einsetzen. Kommt, Padre Atanasio, und den Herrn Sindaco ruft auch herbei. Denn Alle, die gestern mithalfen, die müssen heute wieder mithelfen. Thäten sie's nicht, so dürfte es ihnen der Heilige schlimm nachtragen!"

Don Cesare's Worte und Gründe leuchteten Allen, und auch dem Padre Atanasio und dem Herrn Sindaco ein, der ja ohnedies niemals wagte, etwas Anderes zu wollen, als was die Majorität schon vor ihm gewollt hatte; und so zog die ganze Schar wieder hinaus zu dem Vorgebirge von Evolo, trotz Regen und Wind, die Füße im nassen Sande, die Hände in den Taschen, die Kapuzen und bunten Tücher über Kopf und Nacken. Don Cesare eröffnete den Zug zwischen dem Sindaco und dem Padre Atanasio.

„Wo ist Dein Schwesterchen Carmela?" fragte mit einem Male der Padre, pfiffig lächelnd und seinen Nachbar von der Seite herunter anblickend.

„Oh, Padre Atanasio, um die ist mir nicht bange," antwortete Don Cesare; „die war schon heute früh auf den Beinen, und ließ mir keine Ruhe, und wollte den Regen in ihren Händen auffangen, ein rechtes Kind!"

„Ja, ja!" meinte der Padre in aller Behäbigkeit; „ein tüchtiges Mädchen, die Carmela, und hübsch. Na, mich geht dies ja nichts an, aber Andere merken's auch! Eine Freude wär's mir, Don Cesare, könnte ich die Beiden vor dem Altare sehen. Ich spreche von Nino, Don Cesare, der ihr den Hof macht, als gebe es kein anderes Mädchen in ganz Sizilien."

Hinter dem gutmüthigen Tone, in dem diese Worte gesprochen wurden, versteckte sich aber ein stilles Lachen über den Hieb, den er seinem Nachbar versetzen zu können sich freute. Davon schien aber dieser nichts zu merken, sondern erwiderte in vollem Ernste:

„Soll auch bald geschehen, Padre Atanasio, und in der Kapelle oben sollen sie getraut werden, vor dem Bilde des guten Evolino."

Erstaunt sahen die beiden Nachbarn auf ihn hin.

„Na, na, mein guter Don Cesare," sagte der Herr Sindaco; „ich möchte Dir's schon gönnen, uns schien nur Nino ein bischen zu reich!"

Rasch fiel ihm aber Don Cesare in's Wort:

„So dacht' ich gestern auch noch, Herr Sindaco. Doch seit heute morgen" ...

„Und was ist denn geschehen seit gestern?" fragte höchlichst verwundert der Padre.

„Ich darf's Euch jetzt wohl sagen, mein guter Padre Atanasio," antwortete Don Cesare, und wer ihn beobachtet hätte, der hätte ein schelmisches Lächeln, wie einen Blitz, über seine Augen fahren sehen; — „als wir gestern den Evolino vom Felsen hinunter in's Meer ließen, da rief Alles nach Regen, nach Regen! — Was liegt aber mir am Regen? — Ich schrie mit, weil ich es gut mit den Andern meine; selber aber schrie ich im Grunde meines Herzens nach etwas ganz Anderem."

„So, so!" machte Padre Atanasio und stieß hinter Don Cesare's Rücken dem Herrn Sindaco in die Seite, und schaute sich triumphirend zu den hinter ihm Einherschreitenden um, und winkte ihnen mit gewichtig siegreichem Augenzwinkern zu, und schien plötzlich, im Vorgefühl seiner, die verstecktesten Gedanken des menschlichen Herzens durchschauenden Sehergabe, um eine halbe Kopfeslänge alle Andern zu überragen.

„Ja, das ist doch Jedem erlaubt!" fuhr Don Cesare fort; „und seht! die Wünsche der Andern hat der gute Evolino erfüllt, und da denke ich mir: die Deinen, Don Cesare, wird er auch erfüllen. Denn es ist ja doch nicht Einer in der ganzen Gemeinde, der es so gut mit ihm meint, wie ich!"

Don Cesare dachte dabei wohl auch an die fremden Schiffe; sein Auge flog in raschem Umblick über den Horizont; aber nichts zeigte sich da, und auf Carmela und Nino mußte sich, wohl oder übel, sein Sehnen und Hoffen wieder beschränken.

Sie waren am Fuße des Vorgebirges angelangt.

„Ich denke, wir bleiben unten," meinte der Sindaco; „von oben das Seil aus dem Wasser zu ziehen, ginge doch nicht. Der Heilige könnte dabei zu Schaden kommen."

Keiner hatte gegen diese weise Fürsorge Etwas einzuwenden, und vorwärts ging's an der steilen Felswand hin, im langen Gänsemarsch, Einer hinter dem Andern, der Sindaco voran, dann der Padre, dann Don Cesare, und dann die andern Alle, wie eine verregnete Kapuzinerprocession. Die Felsen und Steine waren von der Nässe ganz bedenklich glatt geworden; jedesmal, wenn ein Kapuzenmann oder ein Kapuzenmädchen ausglitt und mit mehr oder minder possirlichem Anstand in den Sand purzelte, oder sich an den Röcken und Armen und Beinen des Nachbars oder der Nachbarin festhielt, entstand ein Lachen und Schreien, und so kam nach und nach die ganze Gesellschaft, des strömenden Regens ungeachtet, in die heiterste Stimmung und in die richtige Gemüthsverfassung, die gerade zu dem Befreiungswerke, das unternommen werden sollte, paßte.

Plötzlich stockte der Zug. Der Herr Sindaco stand nämlich unbeweglich, wie angewurzelt, mitten auf dem Weg. Er war mit einem Male kreideweiß

eworden. Man sah wie seine feisten Wangen bebten, wie seine Knie zitterten, nd man wußte nicht recht, ob unter dem scharfen Winde, oder unter dem Eindruck eines jähen Schrecks, seine Haare so nach allen Seiten in die Höhe trebten.

„Heilige Madonna!" hörte man den Herrn Sindaco dumpf vor sich her ufen, — „heilige Madonna!"

Weiter brachte er aber auch nichts über die Lippen.

„Was ist's? was gibt's?" rief es von allen Seiten, und Alles drängte sich ach vorn, und über die Felsen, durch das seichte Wasser, an dem jähen Abhange er Berge hin, stürzte sich die Menge: — aber ein starres Entsetzen bemächtigte ich Aller, — denn dort über dem Ufer, in einer Felsennische stand der heilige San Pancrazio, den sie gestern in's Meer geworfen hatten, — und, o chaudervoller Anblick! ohne Kopf stand er da, — und seinen Kopf trug er auf einen Armen, — und, o der unbegreiflichsten aller Wunder! in der Hand hielt r den Schlüssel seiner Capelle, — den Schlüssel, der gestern noch in der Thüre teckte und der jetzt an seinen Fingern hing!

Stumm vor Schreck und Schauer, blieben Alle, Alt und Jung, Mann und Weib, auf dem Fleck gebannt; — kalt rieselte es ihnen durch die Glieder; — nd enger drückten sie sich zusammen, — und Aller Hände warfen zu gleicher Zeit das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Brust, Aller Mund murmelte ur gleichen Secunde das heilige Gebet an die gebenedeite Mutter Gottes.

Selbst Don Cesare, der Schlaukopf, der doch ganz genauen Bescheid wußte n dieser Wundergeschichte, fühlte sich von der Anderen Bestürzung und Erschütterung erschüttert und bestürzt: und auch er fühlte seine Knie schlottern, uch er fühlte sein Blut erstarren, auch er schlug das Kreuz, auch er murmelte, hne zu heucheln und nur dem Zug seiner Seele folgend: „Santa Madonna, eschütze uns!"

Padre Atanasio war der Erste, der sich vorwagte, wie es ja auch seines Amtes war. Den an allen Gliedern zitternden Herrn Sindaco bei Seite schiebend, rat er mit erhobener Hand, die Augen zum Himmel gerichtet, auf den entöpften Heiligen zu, und ließ sich, bebend und zagend, auf die Knie nieder, elches Beispiel von der ganzen Gemeinde befolgt wurde. Dann schlug er die ugen in die Höhe, zuerst bis zu der Stelle, wo die Menschen und die Heiligen ewöhnlich den Kopf zu tragen pflegen: — dort fand sein Blick aber nur den haurigen Holzstumpf, der wie zerrissene Spähne aus dem Nacken hinaufagte, — und schaudernd senkte Padre Atanasio den Blick bis zur Brust des eiligen, wo der Kopf über den gekreuzten Armen lag. — Ein neuer Schreck ber überfiel ihn, als er jetzt in dieses so veränderte, so wildfremde Angesicht haute, — und an der Erde mußte er sich mit beiden Händen halten, um nicht, ie gelähmt und vom Schlage gerührt, zusammenzusinken. Die Andern merkten reilich nichts davon, denn sie glaubten, ihr Padre liege dort in inbrünstigem ebet, und sie senkten die Augen zur Erde und beteten eifrig und emsig ihre urmelnden Litaneien.

„San Pancrazio, lieber, guter, einziger Evolino!" betete aber der schlaue on Cesare in der Stille seines Herzens; „nun erinnere dich meiner und

schicke dem Padre Atanasio einen glücklichen Einfall, — und vergiß nicht, daß dort oben in deiner Capelle mein Schwesterchen sitzt, mit dem verwünschten Hund, dem Nino; und diesem lüderlichen Geck von Nino, lieber Evolino, schicke du auch einen glücklichen Einfall, . . . damit kein Unglück geschehe an diesem Tage!"

Dem armen Heiligen mit seinem abgerissenen Kopfe mochte das Denken und das Hören und das Schicken eines Einfalls ein bischen beschwerlicher werden, als früher, da er noch ganz war; denn lange dauerte es, ehe Padre Atanasio aus seiner Erstarrung erwachte. Da war es ihm aber auch plötzlich, als falle ein heller, leuchtender Lichtstrahl in seine Seele. Ein Zucken fuhr durch seine Glieder.

„Das Zeichen verstehe ich und weiß es zu deuten," murmelte er, indem er den Fuß des Heiligen küßte; „sei gebenedeit, San Pancrazio von Evolo!"

Dann stand er auf, wandte sich zu der ängstlich zu ihm aufblickenden Menge, und die Arme ausbreitend, rief er:

„Ein Wunder hat der Heilige an uns gethan! Ein Wunder hat er an sich selbst vollbracht! Den Regen, den langersehnten, schickte er uns über Nacht, — und dem Meere, in das Ihr ihn gestern gesenkt, entstieg er, siegreich den Menschenwitz bezwingend, und hier steht er, auf trockner Erde, wie es einem Heiligen geziemt. Und schauet ihn nur an: zum Zeichen, daß sich von heute an ein neues, reineres Band zwischen dem Schutzpatron und seinen Schutzbefohlenen geschlungen, hat San Pancrazio mit eigener Hand den alten Heidenkopf, den er, Euch zum Schaden und der Madonna zum Trotze, zuweilen wieder aufsetzte, von seinen Schultern genommen. Und zum Zeichen dessen, was er von Euch begehrt, hat er den Schlüssel seiner Capelle heruntergeholt und an seinen Finger gehängt, — daß Ihr ein neues Bild in seiner Capelle aufrichtet, — daß der alte Evolino, wie Ihr ihn in Erinnerung an seine vorchristliche Vergangenheit zu nennen pflegt, heute stirbt und ein neuer San Pancrazio an seine Stelle tritt, ein hochgebenedeiter Heiliger, der Euch lieben und beschützen und nimmermehr dulden wird, daß der alte Heide, der unter diesem verehrungswürdigen Gewande steckte, Eure Stadt und Euer Land mit Dürre und Mißernte und tödtlicher Seuche heimsuche!"

Also sprach der brave Pater. Der Herr Sindaco nickte seinen Worten Beifall zu, und Don Cesare that natürlich das Gleiche. Dann wurde der Heilige mit sorglicher Hand auf die Schultern einiger rüstiger Männer geladen; den Kopf aber legte Padre Atanasio mit wichtiger Geberde in Don Cesare's Hände, und er selber, mit dem erhobenen Schlüssel in der Rechten, eröffnete den Zug, der sich langsam und in tiefem Schweigen zur Capelle hinauf bewegte.

Dort oben aber waren Zweie, die eine schlimme Nacht hinter sich hatten. Wie eine Rasende, verlorenen Sinnes, hatte sich Carmela vor dem Altar auf die Erde geworfen. „Der Heilige! — der Heilige!" schluchzte das Mädchen; — „er war's! — er rief meinen Namen! — ich hab' ihn gesehen! — er schwebte die steile Höhe hinan, — er folgte mir, — sein Heiligenschein strahlte furchtbar durch die Nacht. — Heilige Mutter Gottes, Dich flehe ich an! — Beschütze mich! — Verzeih deinem frevelnden Kinde!"

Vergeblich versuchte Nino sie zu beruhigen. „Nein," rief sie und stieß ihn

von sich, als er sie von der Erde emporheben wollte; „— auf unrechten Pfaden folgte ich Dir, Nino; der Heilige hat uns gewarnt und er wird uns strafen. Hörtest Du nicht, wie er hinter uns die Thüre in's Schloß warf? — Nino, Nino! nur eine Sühne gibt's. — Als Deine rechtmäßige Gattin erkenne mich vor diesem Altar!"

Nino bangte. Das Bild des heiligen Pancrazio stand noch vor seinen Augen, — und er konnt' es nicht wehren, — auch er fühlte ein Zittern durch seine Seele ziehen, — denn, so sicher und so ungläubig er sich auch stellen mochte, im Tiefsten des Herzens wohnte auch bei ihm die alteingeborne Furcht vor den unbekannten, wunderbar sich zuweilen offenbarenden Gewalten des Himmels und der Hölle, — und in immer deutlicher hörbarem Pulsschlag klopfte dies Gefühl jetzt an sein Herz.

Eine schwüle, dicke Luft erfüllte die Capelle. Durch das einzige, runde Fensterchen hinter dem Altar fiel nur ein düsterer Schein, kaum heller als die Alles umwebende Finsterniß. Nino richtete sich auf und tappte der Thüre zu. Er wollte sie öffnen, er wollte die frische Nachtluft hereindringen lassen; er wollte die unheimlichen Phantasien, die seine Sinne langsam umfingen, verscheuchen. . . . . Die Thür aber gab seiner Anstrengung nicht nach! Fest lag sie in Schloß und Angel, und wie er mit den tastenden Fingern nach der Klinke suchte, da gewahrte er, daß der Schlüssel umgedreht und aus dem Schlosse herausgezogen worden war.

„Santo Diavolo!" rief er, und es war als rieselte es eiskalt durch alle seine Glieder, — „die Thür ist geschlossen."

„Geschlossen, ja, geschlossen!" rief aber Carmela, und sprang von den Knien auf, und warf sich an der Thürschwelle wieder zur Erde; „ich hab' ihn gesehen, wie er uns auf den Fersen folgte, mit drohender Geberde erhob er seine Hand. Und ich hörte ihn — und ich sah ihn — und er ist's, der uns in sein Heiligthum eingeschlossen, auf daß unsere That gesühnt werde!"

So raste und fieberte die Arme. Rathlos hörte ihr Nino zu. Was sollte er thun? Was sollte aus all' Dem werden? An ein Entweichen war nicht zu denken, fest lagen die alten Quadersteine ineinander gefügt, fest lag die alte Eichenthüre in ihren Angeln; und morgen würden sie kommen, von Roccastretta herauf, um den Heiligen wieder auf sein Postament zu setzen; denn den Regen hatte er ja geschickt! — Nino hörte sein Rieseln und Rauschen, und auf dem breiten Gesimse des Fensterchens klatschten die breiten Tropfen; — und hier würden sie ihn finden — mit Carmela! — Mit Carmela allein in der Capelle! — Und alsdann? — wenn Don Cesare über die Schwelle träte und seine Schwester hier, allein, mit einem Mann fände? — Nino kannte den Don Cesare, und wußte gar wohl, was er von ihm zu erwarten hätte! — Einen Kampf gäbe es, auf Leben und auf Tod, und auf Cesare's Seite ständen alle Männer und alle Frauen, und Padre Atanasio und der Herr Sindaco und Alle, Alle, wären mit dem in seiner Hausehre beleidigten Bruder Carmela's. So hatte er sich freilich den Ausgang seines Liebesabenteuers nicht vorgestellt, und andere Bilder umgaukelten seine leichtfertige Phantasie, als er Carmela zu bewegen suchte, ihm in seine stille Casina zu folgen . . .

Immer schwärzer senkte sich die Nacht herunter, immer tiefer schienen die Wolken auf die Erde herabzuhängen, immer dichter rieselte der Regen. Und wie Nino die schweren Tropfen auf das Dach rauschen hörte, und wie der feuchte Athem der regendurchtränkten Erde durch die kleinen Fenster drang, da war es, als bräche Etwas in seinem Innern zusammen, — und als schrie es aus der Tiefe seines Herzens zu ihm herauf: „Jeder Tropfen Regen, der vom Himmel fällt, verkündigt die Wunderkraft des Heiligen, und an dem Wunder, das er an dir gethan, könntest du noch zweifeln?"

Als am andern Morgen die vom Padre Atanasio geführte Schar mit dem verstümmelten Bilde des heiligen Pancrazio vor der Thüre der Capelle Halt machte, und als der Schlüssel sich in's Schloß legte, und als das Schloß krachte, und als die, von der Feuchtigkeit angeschwollene Thür langsam und schwer sich in ihren Angeln zu bewegen anfing, — da war Einer, dem das Herz gewaltig klopfte, Einer, dem das Blut im Fieberbrande kochte, — Einer, der seine Hand, wie nachlässig spielend, aber doch fest und grimmig, auf sein Messer legte, — denn wer konnte voraussehen, was jetzt geschehen würde? — Aber leichter athmete Don Cesare auf, und den Griff des Messers ließ er fahren, — und nur mit Mühe gelang es ihm seine Fassung zu bewahren und die Rolle, in die er sich hineinbegeben, in gehöriger Weise weiterzuspielen, — als der Padre Atanasio mit einem Schrei der Ueberraschung auf der Schwelle stehen blieb, und als, aus dem Dunkel der Capelle, vom Fuße des Altars zwei Gestalten hervortraten, sich mit verschlungenen Händen vor dem Pater auf die Knie niederließen, und durch das staunende Schweigen, das über Alle gekommen war, Nino's Stimme zu ihm herüber drang, die langsam sagte:

„Ein Wunder hat der heilige Pancrazio nicht nur an unsern Feldern und Gärten vollzogen; an mir und an Carmela ist in dieser Nacht ein anderes Wunder geschehen. Wie es zuging, fragt mich nicht. In diese Capelle führte uns der Heilige mit eigener Hand, und mit eigener Hand verschloß er die Thüre, und mit eigener Hand entzog er den Schlüssel, und am Fuße seines Altars haben wir eheliche Treue geschworen, und am Fuße seines Altars bitten wir Euch, Padre Atanasio, unsern Bund zu segnen!"

Da jubelte der kleine Don Cesare hell auf:

„Ha!" rief er, und fuchtelte mit den Händchen in der Luft herum; — „das war's, was ich gestern von dem guten, einzigen, lieben Evolino für mich erbat. Das war's, Padre Atanasio! — Euch gab er den Regen, — und mir gab er den Eidam. — Der Evolino soll leben!"

Und in seinem Herzen dachte er noch etwas Anderes dazu, das er aber nicht laut sagte:

„Evolino!" dachte er, „du warst doch noch klüger als ich, und ein Königreich führtest du mir zu, da ich meine Eselin suchte. Deine Schiffe werden doch von selber wieder diesen Hafen anlaufen, — von selber aber hätte dieser Schuft von Nino mein Schwesterchen niemals zur Frau genommen!" . . . . . .

Als wenige Wochen später Carmela's und Nino's Hochzeit, mit großem Gepränge, in der Capelle von Evolo gefeiert wurde, da stand ein neues Heiligenbild auf dem Altar, ein buntes, funkelnagelneues Bild, das Don Cesare, mit

vielen anderen Dingen, von einem fremden Schiffe, das im Hafen von Roccastretta vor Anker lag, angekauft und zum Andenken an jene Wundertage der Capelle gestiftet hatte. Den alten Evolino aber hatte Don Cesare für sich beansprucht, und wie hätte man ihm dies wurmstichige, zerbrochene Bild verweigert?

Am Fuße des Felsens von Evolo, in der kühlen, strahlendurchfunkelten Laube der Cassina, wo Carmela und Nino ihr Heim aufgeschlagen, da hatte Don Cesare das von seiner Hand geflickte und ordentlich restaurirte Bild aufgestellt. Es stand in einer Steinnische, unter einem Dache von duftenden Orangenbäumen, neben dem griechischen, epheuumrankten Marmorbecken, in das sich die krystallhelle Quelle von Evolo ergoß; und fast wollte es scheinen, als fühle in dieser Umgebung, bei den feinen, aus seinem ehemaligen Tempel hierher verschlagenen Bas-Reliefs, inmitten der frei umhersäuselnden Winde, der alte Evolino sich weit behaglicher, als oben in seiner dumpfen Capelle: denn eine eigenthümliche Ruhe hatte sich auf seinen alten, vom Heiligenschein und Bart und Haupthaar entblößten Kopf gelegt, und mit olympischem Lächeln schaute er sich das lustige Pärchen an, das am Abend nach der Hochzeit hier unten, zu seinen Füßen, sein fröhliches Wesen trieb, und ein mattes Funkeln blitzte durch seine gemalten Augen, als Nino, der auch Etwas von der alten Götterlehre gelernt haben mochte, einen Becher duftenden Moscatoweines vor seinem Bilde auf die Erde goß, und lachend ausrief: „Den Göttern gehören die ersten Tropfen; den Göttern und Heiligen sei Ehre und Ruhm!“

Als sie sich aber alle entfernt, und als auch Don Cesare, mit einem freundlich vertraulichen Winken, von dem guten Evolino Abschied genommen hatte, und als dieser so ganz allein in der stillen Mondnacht dastand, da zog ein leises Flüstern über seine Lippen:

„Zu dem alten Heidengotte fühlst du dich trotz alledem immer wieder hingezogen, du liebes, lustiges, heidnisches Völkchen; und mögen auch neue Benennungen an Stelle des ehemaligen Namens getreten sein, in Euch, ihr heitern, gutmüthigen, großen Kinder, erkenne ich doch meine früheren Verehrer wieder, die dort oben, in den sonnendurchwebten Säulenhallen, duftende Kränze auf der alten Götter Altäre niederlegten, und singend und lachend und jauchzend durch das singende, lachende, jauchzende Leben zogen!“

Still leuchtend nickten die ewigen Sterne und plätschernd murmelte die rieselnde Quelle dem armen, vergessenen Gotte ihre freundlich tröstende Antwort zu.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar 1883.

Im öffentlichen Leben kommt es bekanntlich nicht nur darauf an, wie die Dinge sich wirklich verhalten, sondern zugleich darauf, wofür sie gehalten werden; für die Richtigkeit dieses Erfahrungssatzes liegt ein neuer Beleg vor. Auch da, wo man den Tod Gambetta's für keine Gefährdung der Republik in Frankreich ansah, ist man durch die Geschichte der letzten vier Wochen darüber belehrt worden, daß der Glaube an eine solche Gefährdung für die republikanische Sache die verhängnißvollsten Folgen gehabt hat. Ohne diesen Glauben würde Prinz Jerôme Napoléon schwerlich den Versuch gemacht haben, die Haltbarkeit der bestehenden Staatsform durch sein am 16. Januar veröffentlichtes Manifest auf die Probe zu stellen. Diese Probestellung ist gemacht worden, und die Republik hat dieselbe so schlecht, wie überhaupt möglich, bestanden. Unter dem ersten Eindruck einer von Niemandem ernst genommenen Kundgebung stellte Herr Floquet seinen Antrag auf Ausweisung der Abkommen sämmtlicher in Frankreich herrschend gewesenen Familien, dem alle Welt auf den ersten Blick ansehen konnte, daß er durch die Furcht dictirt worden sei. Trotz der Mißbilligung, welche dieser Vorschlag bei allen bedeutenderen Politikern und Publicisten Frankreichs erfuhr, und trotz der Warnungen der Regierung erklärte die Deputirtenkammer, daß die Sache dringlich sei und eine sofortige Erledigung verlange. Die Wirkung dieses Beschlusses war natürlich, daß die Besorgniß des Antragstellers sich rasch über weite Kreise verbreitete und daß Paris sich mehrere Tage lang mit Befürchtungen trug, deren Grundlosigkeit für jeden unbefangenen Beobachter auf der Hand lag. Fabeln, von denen eine immer thörichter als die andere war, lösten einander in wilder Hast ab, und obgleich Jedermann versicherte, daß er den umlaufenden Gerüchten keinen Glauben schenke, machten Rath- und Kopflosigkeit so rasche Fortschritte, daß die Parteinahme für die von Herrn Floquet vorgeschlagene Maßregel alsbald in der Mehrheit der republikanischen Fractionen die Oberhand gewann und daß die Anträge Bannier und Fabre von einer unaufhaltsam gewordenen Fluth herangewälzt wurden. Der Ministerpräsident und die beiden Minister der Landesvertheidigung erklärten von Hause aus, daß sie lieber ihre Aemter niederlegen, als in eine für die Würde der Republik bedenkliche und bei der Stimmung der Armee geradezu gefährliche Maßregel willigen würden; fast alle besseren Köpfe der republikanischen Partei sprachen sich gegen Fabre ebenso entschieden aus, wie gegen Floquet, und Herr Ferry, dem die Nachfolgerschaft Duclerc's angeboten wurde, erklärte, die ihm zugedachte Ehre ablehnen zu müssen. Die Mehrheit aber bestand so entschieden auf ihrem Willen, daß sie sich auch durch die Rücktrittsdrohungen der Minister nicht beeinflussen ließ und daß zum zweiten Male binnen sechs Monaten das unerhörte Schauspiel einer Ministerveränderung erlebt wurde, welche Frankreich von jedem Einfluß auf die ägyptische Angelegenheit ausschloß. Just in dem Augenblick, wo es sich um die Beantwortung des ägyptischen Circularschreibens und um die Geltendmachung des Protestes handelte, welchen Herr Duclerc

gegen die Abschaffung der gemeinsamen ägyptischen Finanzcontrole eingelegt hatte, ging die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs in die Hände eines namenlosen Stellvertreters über, von dem Niemand weiß, wie lange er im Amt bleiben und wen er zum Nachfolger erhalten wird, die Kriegsverwaltung aber wurde einem General übertragen, der unter dem Verdacht steht, sein Ehrenwort gebrochen zu haben und dem Niemand die Fähigkeit zutraut, die großen Worte wahr zu machen, mit denen er sich für die Aufrechterhaltung der Disciplin und des Gehorsams derjenigen Generale verpflichtet hat, die die Sache der orleanistischen Prinzen zu der ihrigen machen wollten. Dann folgte eine Kammerdebatte, von welcher Organe der republikanischen Partei gesagt haben, daß sie zum Würdelosesten gehöre, was jemals in einem französischen Parlamentssaale erlebt worden sei. Vergebens bot eine ganze Anzahl von Männern, deren Einsicht und Erfahrung ebenso unzweifelhaft fest steht, wie ihre entschieden republikanische Gesinnung, alle ihnen zu Gebote stehende Beredsamkeit auf, um die Mehrheit von der Unzweckmäßigkeit, Ungerechtigkeit und Grundlosigkeit des beantragten Ausnahmegesetzes gegen die Prinzen zu überzeugen — die gedankenlose Mittelmäßigkeit fühlte sich als Herrin der Situation, schrie alle Einwürfe der Gegner nieder und erlebte die Genugthuung, einen Beschluß durchgesetzt zu sehen, für welchen sich kein einziger Mann von Bedeutung und politischem Credit erklärt hatte.

Wenn diese Blätter gedruckt sind, werden die Folgen dieses Beschlusses sich deutlicher als im gegenwärtigen Augenblick übersehen lassen. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß der über die Vorherrschaft des Radicalismus längst bedenklich gewordene Senat es als unvereinbar mit seiner Würde ansehen wird, einer Volksvertretung den Willen zu thun, deren Mehrheit in allen wichtigen Fragen versagt und den Interessen des Landes bereits einmal unberechenbaren Schaden zugefügt hat. Und doch erscheint der Verfassungsconflict, den die Mehrheitsbeschlüsse heraufbeschworen haben, nicht als die größte der Gefahren, denen Frankreich entgegen geht. Ungleich bedenklicher nimmt es sich aus, daß die Partei, welche seit Jahr und Tag das Staatsruder in Händen hält, kein einziges wirkliches Talent, keinen einzigen Mann aufzuweisen hat, dessen Einfluß ausreichte, die Anarchie aufzuhalten, welche sich als Product einer haltlos schwankenden Mehrheitsherrschaft darstellt. Bereits im Herbste vorigen Jahres wurde von aufmerksamen Beobachtern der französischen Zustände constatirt, daß die Masse des gebildeten französischen Bürgerthums sich mehr und mehr von der republikanischen Sache zurückziehe und daß der kriegscheue Bauernstand zur Hauptstütze derselben geworden sei, weil er die Ueberzeugung habe, daß dem gegenwärtigen Regime die Fähigkeit zu kriegerischen Actionen abhanden gekommen sei. Seit dem Zeitpunkt, wo diese Version zum ersten Male auftauchte, sind fünf Monate vergangen — fünf Monate, während welcher nichts zur Kräftigung, aber außerordentlich viel zur Herabdrückung des republikanischen Credits geschehen ist. Die mühsam zu Stande gebrachte Regierung hat abermals gewechselt, der richtige Zeitpunkt für die Geltendmachung von Frankreichs ägyptischen Interessen ist abermals versäumt und gleichzeitig durch eine beständig zunehmende Zahl von socialistisch-revolutionären Kundgebungen bewiesen worden, daß die Partei des Umsturzes die bestehende Regierung zu fürchten aufgehört hat. Die Gesetzgebung stockt so gut wie vollständig, die Verhandlungen betreffend die Reform des Richterstandes sind abermals fruchtlos verlaufen, die sämmtlichen Anträge auf Erwählung der Richter durch das Volk in den ersten Februartagen verworfen worden. Um die Finanzen des Staates sieht es ebenso bedenklich aus, wie um die wirthschaftliche Wohlfahrt des Landes. Wie die Abrechnungen über die Steuererträge des vorigen Jahres ausweisen, ist das Wachsthum der Mehrerträge aus den indirecten Steuern von Vierteljahr zu Vierteljahr zurückgegangen und hinter den Erwartungen, zu welchen das Jahr 1881 berechtigte, erheblich zurückgeblieben. Im Jahre 1881 waren die Voranschläge der Einnahmen aus den indirecten Steuern um nicht weniger als 220 Millionen überschritten worden, während sie dieses Mal bloße 102 Millionen betragen. In Summa sind die Voranschläge um 94 Millionen überschritten worden; daß von diesen 57 auf das erste und nur 37 Millionen auf das zweite Halbjahr kommen, ist für den engen

Zusammenhang zwischen der finanziellen und der politischen Wohlfahrt des Landes außerordentlich bezeichnend. „Sorgt für eine gute Politik, so werde ich für gute Finanzen sorgen", lautet der bekannte Ausspruch des ersten Finanzministers unter Ludwig XVIII., des Baron Louis.

Diese relative Ungunst der Steuererträge kommt um so ernsthafter in Betracht, als nach der bekannten Auseinandersetzung Léon Say's die finanzielle Lage in Folge des übermäßigen Wachsthums der Ausgaben und der Ueberstürzungen, die in Sachen der Canal-, Eisenbahn- und Schulbauten begangen worden, eine an und für sich schon zur Vorsicht mahnende ist. Für ihre politischen Mißerfolge waren die zahlreichen Franzosen, die außerhalb des eigentlichen Parteitreibens stehn, bisher durch die Sicherheit des Eigenthums, den wirthschaftlichen Aufschwung ihres Landes und die Gunst der Finanzlage entschädigt worden. Hat es mit dieser Entschädigung ein Ende und treffen die Verlegenheiten, denen die französische Industrie nach der Meinung Leroy-Beaulieu's entgegen geht, mit einer finanziellen Krisis zusammen, so ist es um den hauptsächlichsten Titel geschehen, welchen die Republik auf die Dankbarkeit ihrer Bürger besaß. Der einzige übrig bleibende Trost ist dann dieser, daß beide monarchische Parteien zur Zeit führerlos sind und daß sie nicht gefürchtet zu werden brauchen, so lange die nächstberechtigten Erben des Bonapartismus und des Legitimismus am Leben sind. Wie lange dieser Trost vorhalten wird, vermag Niemand zu sagen, und was die dritte Möglichkeit anlangt, diejenige der Präsidentschaft des Herzogs von Aumale, so kann leicht geschehen, daß die jüngsten Thorheiten der parlamentarischen Mehrheit ihr directen Vorschub leisten.

Wie dem immer sein mag, mit der Sache der französischen Republik ist es seit dem Tode Gambetta's rascher bergab gegangen, als irgend erwartet werden konnte und erwartet worden ist. Von der Republik kann heute gesagt werden, was 1870 von dem Kaiserthum gesagt wurde: daß weitere Fehler nicht mehr begangen werden könnten.

Es hat nicht ausbleiben können, daß die seit Monaten andauernde Lahmlegung des weiland gefürchtetsten aller europäischen Staaten auf dem Gebiete der auswärtigen Politik fühlbar geworden ist. Auf die Unmöglichkeit, zur Zeit mit Frankreich zu rechnen, ist es zurückzuführen, daß Rußland durch die Vermittelung des Herrn von Giers ein engeres Verhältniß zu den beiden mitteleuropäischen Reichen gesucht hat, deren Einfluß jetzt jedes wirklichen Gegengewichtes entbehrt. Der intime Charakter des deutsch-österreichischen Bündnisses schließt Erweiterungen desselben aus, — für das Einverständniß mit Mächten, die den Frieden befestigen helfen wollen, hat dasselbe von Hause aus Raum gehabt. Darf den aus Wien eingegangenen Berichten Glauben geschenkt werden, so hat der russische Minister des Auswärtigen sich darauf beschränkt, Rußlands Bereitschaft zur Erhaltung freundnachbarlicher Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn zu betonen und dabei volles Entgegenkommen von Seiten des Wiener Hofes gefunden. Ein Mehreres soll nicht beabsichtigt und nicht erreicht worden sein. Eine Prüfung dieser Angaben liegt außerhalb des Bereiches des Möglichen; für die Wahrscheinlichkeiten derselben spricht der Umstand, daß sich Rußland mehr denn je auf seine inneren Angelegenheiten zu beschränken scheint und daß die leidlich hergestellte innere Ruhe des weiten Reiches zur Inscenirung der lange erwarteten und immer wieder aufgeschobenen Krönungsfeierlichkeiten benutzt werden soll. Nach beinahe zweijähriger Unterbrechung hat der Kaiser von Rußland in seiner Hauptstadt zum ersten Male wieder dauernden Aufenthalt genommen und seine Zuversicht auf Erhaltung der Ruhe durch die Veranstaltung von Festen bezeugt, wie sie seit Jahr und Tag an der Newa nicht mehr erlebt worden. Bis zu einem gewissen Grade scheint diese Wiederkehr des Selbstvertrauens der russischen Regierung auch das Vertrauen Anderer befestigt zu haben. Der Cours des Credit-Rubels hat sich mindestens so weit gehoben, daß er wieder zwei Drittheile seines Nominalwerthes beträgt — eine Steigerung, an welcher die politische Lage größeren Antheil haben dürfte, als die finanzielle. Der vor einigen Wochen veröffentlichte Budget-Voranschlag für das Jahr 1883 weist in seinem Extra-

ordinarium ein Deficit von 35 Millionen, in seinem Ordinarium Mehrausgaben für den Hof (+ 2 Millionen) und für die Armee (+ 10 Millionen für das Landheer und + 3 Millionen für die Flotte) auf, die durchaus begreiflich erscheinen lassen, warum der begleitende Bericht des Finanzministers sich über die finanziellen und wirthschaftlichen Aspecte des russischen Reiches ziemlich reservirt äußert und rund heraus erklärt, daß auf eine Beseitigung der Hauptquellen aller Verlegenheiten, der Unsicherheit der Valuta, für die nächste Zukunft nicht zu rechnen sei. Dieser Bericht verdient aber noch aus einem andern Grunde Beachtung. Herr von Bunge nimmt keinen Anstand, von dem letzten Kriege zu sagen, es habe derselbe die schwachen Seiten des russischen Wirthschafts- und Finanzwesens ebenso rücksichtslos bloß gestellt, wie weiland der Krimkrieg, auf welchen die bekannte längere Periode ökonomischen Siechthums gefolgt sei, und er gesteht außerdem ein, daß das Uebel der Supplementär-Credite und der durch dieselben bewirkten Störungen der Finanzgebahrung unverändert fortdauere. Was das in dem amtlichen Bericht des verantwortlichen Leiters der russischen Finanzverwaltung heißen soll, ist auch ohne Commentar verständlich und überdieß von dem Präsidenten der Ober-Rechnungskammer („Reichs-Controle") bei sehr zahlreichen Gelegenheiten gesagt worden. Es handelt sich um Unregelmäßigkeiten, welche die Bedeutung der Voranschläge mehr als ein Mal vollständig in Frage gestellt haben, die mit dem herrschenden System indessen so eng verbunden sind, daß ihre Beseitigung von der vorigen Regierung nicht erreicht werden konnte und daß sie von der jetzigen Regierung erwartet werden kann, so lange die Grundlagen derselben die bisherigen bleiben. — Von eingreifenden Reformen ist seit dem — nächstens jährig gewordenen — Rücktritt des an Versprechungen überreichen Grafen Ignatjew in St. Petersburg nicht mehr die Rede; auch die wiederholt angekündigten Ministerveränderungen lassen auf sich warten, obgleich der russische Jahreswechsel einige Umgestaltungen im Personal des Reichsraths mit sich gebracht hatte. Die dieser Tage erfolgte feierliche Ankündigung der auf den 1. (13.) Mai d. J. angesetzten Kaiserkrönung kann als Bürgschaft dafür angesehen werden, daß für die nächsten drei Monate russische politische Ueberraschungen nicht in der Absicht liegen, — mindestens solche nicht, die von der Regierung abhängen. Die geheime Gegenregierung hat allerdings einen erneuten Versuch gemacht, sich wieder in Erinnerung zu bringen und dem Kaiser Alexander III. ein Ultimatum zu stellen, — anscheinend ohne Erfolg, weil dergleichen Drohungen zu häufig da gewesen sind, um geglaubt zu werden.

Es versteht sich von selbst, daß Frankreichs momentanes Ausscheiden aus dem europäischen Concert für die an den ägyptischen Angelegenheiten interessirten Staaten von noch ungleich größerer Wichtigkeit gewesen ist, wie für Rußland, das bereits an und für sich alle Veranlassung hatte, sich auf seine inneren Angelegenheiten zu beschränken. Für Englands ägyptische Pläne ist die Lahmlegung des anspruchsvollen continentalen Nachbarn gleichbedeutend mit der Eröffnung einer freien Bahn, auf welcher es keine andern als scheinbare und formale Hindernisse zu beseitigen gilt. Des Rückhaltes an der französischen Republik beraubt, ist die Pforte völlig außer Stande, ihren Verwahrungen gegen die Veränderungen in dem ägyptischen status quo irgend welchen Ausdruck zu geben. Bei allem guten Willen für den Sultan ist das deutsche Reich von der Möglichkeit ausgeschlossen, türkische Ansprüche zu unterstützen, für die seit Jahrzehnten jedes materielle Substrat fehlt und die zu der Hilflosigkeit, in welcher die türkische Regierung sich im eigenen Hause befindet, im ausgesprochenen Gegensatz stehen. Ist die Sicherheit der Person des Sultans doch neuerdings ebenso bedroht gewesen, wie die Autorität, deren die Pforte sich sonst ihren nächsten Nachbarn gegenüber zu erfreuen hatte. In der „Provinz" Ostrumelien schaltet Alekko Pascha ebenso souverän, wie Fürst Alexander in Bulgarien, wo der Name des Oberherrn nur noch genannt zu werden scheint, wenn die unbefriedigenden Zustände des Landes mit dem barbarischen Charakter seiner früheren Regierung entschuldigt werden sollen. Nicht einmal dazu hat die Pforte es gebracht, daß der von Bulgarien zu entrichtende Tribut festgesetzt und daß Miene gemacht wird, den auf dieses Fürstenthum kommenden An-

theil an der Ottomanischen Staatsschuld zu berechnen: unterstützt von den Umständen ist man in Sofia darauf aus, sich der Erfüllung dieser vertragsmäßig übernommenen Verpflichtungen womöglich völlig zu entziehen. Jede neue, durch bulgarische Zeitungen vermittelte Kunde bestätigt, daß es für die Regierung und die herrschende Partei des jüngsten der europäischen Fürstenthümer nur einen Oberherrn und nur eine Autorität, diejenige des Kaisers von Rußland, gibt. Auch die auf die Theilnahme Bulgariens an der europäischen Donau-Commission bezüglichen Verhandlungen scheinen ohne jede Mitwirkung der türkischen Regierung geführt zu werden. Die einzigen Hindernisse, mit denen man rechnet, sind diejenigen, welche von Seiten des Wiener Cabinets gemacht werden könnten; denn neben der Ergebenheit gegen Rußland gehört der Gegensatz gegen Oesterreich zu den Hauptmerkmalen der in Sofia befolgten Politik. Das umgekehrte System wird bekanntlich in Plowdiw (Philippopel) befolgt, wo Alekko Pascha das gegen den russischen Einfluß eifersüchtig gewordene liberale Jungbulgarenthum an sich zu fesseln und unter den Fittigen des habsburgischen Doppeladlers ein vorläufiges Unterkommen zu finden sucht. Derselbe Gegensatz spielt auch auf der westlichen Hälfte der Balkan-Halbinsel die entscheidende Rolle. Rußlands montenegrische Schützlinge machen aus ihrer üblen Gesinnung gegen Serbien, den Verbündeten Oesterreichs, so wenig Hehl, daß der Fürst der Schwarzen Berge dem Vertreter des vertriebenen serbischen Fürstengeschlechtes, dem Prinzen Alexander Karageorgewitsch, einen demonstrativ feierlichen Empfang hat zu Theil werden lassen — eine Herausforderung, welche König Milan mit der Ausweisung der in seiner Hauptstadt lebenden Montenegriner zu beantworten gedenkt. — Die Zeiten, in denen dergleichen Händel zwischen den südslawischen Stämmen ernsthaft genommen und für Vorläufer großer europäischer Verwicklungen angesehen zu werden pflegten, sind indessen vorüber. Man hat sich nachgerade daran gewöhnt, daß in diesen, an der Grenze der Culturwelt belegenen Erdgegenden „Jedermanns Hand gegen Jedermanns Hand" feindlich erhoben ist und daß die am südlichen Donauufer hausenden Zeitungscorrespondenten Jahr aus und Jahr ein versichern, die slawisch-orientalische Welt stehe wieder einmal am Vorabende großer Ereignisse. Einstweilen sorgt das Ruhebedürfniß der Großen dafür, daß die Kleinen Ruhe halten, und seit der Wiener Reise des Herrn v. Giers herrscht allenthalben die Meinung vor, das kommende Frühjahr werde an der Ruhe der östlichen Welt ebenso spurlos vorübergehen, wie an derjenigen des Westens. Entscheidend wird natürlich sein, ob die österreichisch-ungarische Regierung diese ihr gegönnte Frist zur Befestigung ihrer Stellung in Bosnien und der Herzegowina auszunutzen und in diesen Ländern haltbare Zustände herzustellen vermag. Wenn irgend wo, so müßte das Wiener Cabinet hier die Fähigkeit beweisen können, seinen civilisatorischen Einfluß geltend zu machen. Ungehemmt durch parlamentarische Rücksichten ist das österreichische Beamtenthum in der Lage, die Staatsraison zum alleinigen Maßstabe ihres Thuns und Lassens zu machen und der Welt zu beweisen, daß die Zeiten, in denen der „aufgeklärte Despotismus" eine Mission zu erfüllen hatte, für gewisse Theile Europas noch nicht vorüber sind! Hat man es doch überdies mit einer Bevölkerung zu thun, deren Ansprüche an die Regierung die denkbar geringsten sind und der die Sicherung von Leben und Eigenthum den Gipfelpunkt aller staatlichen Cultur bedeutet.

Das deutsche Leben der ersten Wochen des neuen Jahres hat die gewohnte ernste und arbeitsvolle Signatur getragen. Preußens Zurüstungen zu dem Familienfeste, welches dem Träger der Zukunft des deutschen Reiches und seinem Hause galt, sind am Vorabend der allenthalben erwarteten Feier durch einen Todesfall unterbrochen worden, der abermals eines der Bande zerrissen hat, die unser Geschlecht mit demjenigen der Befreiungskriege und der ersten großen deutschen Erhebung verknüpften. Es fehlt nur noch ein Weniges, und die Generation, welche sich um Friedrich Wilhelm III. geschart hatte, wird einem anderen und anders denkenden Geschlechte vollständig Platz gemacht haben. Der tiefe Einschnitt, welchen das Jahr 1870 bezeichnete, beginnt mehr und mehr sein Recht geltend zu machen und die Eindrücke,

unter denen wir groß geworden, die Traditionen, die in den Tagen unserer Kindheit noch lebendig waren, zu bloßen Reminiscenzen zu verflüchtigen. Die Arbeit und Sorge des Tages nimmt alle Gedanken und alle Kräfte in Anspruch und drängt die Beschäftigung mit der Vergangenheit immer weiter zurück. Sind doch zu den großen und gewichtigen Aufgaben, welche das neue Jahr von dem alten übernommen hatte, abermals neue hinzugekommen. Die neuerdings erfolgte Veröffentlichung des Briefes, den der Kaiser am 22. December des vorigen Jahres an den Papst gerichtet hat, kündigt eine entscheidende Wendung in den seit Jahr und Tag gepflogenen Verhandlungen zur Wiederherstellung des kirchlichen Friedens an. Freunde und Gegner desselben stehen unter dem Eindruck, daß ein weiteres Hinausschieben der Sache kaum mehr möglich ist und daß dieses Mal „aufgeschoben" zugleich „aufgehoben" heißen würde. Wird das Erbieten der Reichsregierung zu einer Verständigung über die zunächst zu lösenden Fragen abermals dilatorisch beantwortet und der bisher bezüglich der Anzeigepflicht eingenommene Standpunkt der Curie unverändert behauptet, so dürfte bis auf Weiteres an neue Angebote nicht zu denken sein. Weiter, als die Regierung zu gehen und die Forderungen bedingungslos zu unterschreiben, zu deren Anwalt die Centrumspartei sich bisher machte, hat keine Partei Neigung gezeigt: beharren die Vertreter der katholischen Interessen auf ihrem bisherigen Ausgleichsprogramm, so wird ein nahezu einstimmiges non possumus die Antwort sein. Noch liegen die Dinge so, daß die extreme Richtung den Vordergrund der Scene beherrscht und daß die versöhnlichen Elemente des Katholicismus den Hintergrund, in welchem sie sich bisher gehalten haben, nicht zu verlassen wagen. Die Situation im Vatican scheint in dieser Hinsicht dieselbe zu sein, die innerhalb der kirchlichen Kreise des katholischen Deutschlands obwaltet.

Nächst der Veröffentlichung des Kaiserlichen Handschreibens vom 22. December hat die Rede, welche der Statthalter v. Manteuffel den um ihn versammelten Vertretern Elsaß-Lothringens gehalten hat, die weiteren Kreise des deutschen Volkes am meisten beschäftigt. Werden System und Erfolge der Manteuffel'schen Verwaltung auch sehr verschieden beurtheilt, so haben die Rede des Statthalters und die in derselben enthaltene Darlegung der Lage in den Reichslanden doch auch da Zustimmung gefunden, wo man lieber dissentirt als consentirt, lieber tadelt als lobt. Seit Jahr und Tag ist von den Elsaß-Lothringischen Schwierigkeiten nicht mehr so viel die Rede gewesen, wie während der Tage, welche auf den Schluß der Session des reichsländischen Landesausschusses folgten. So allgemein hat man die Empfindung, an der Lage Nichts ändern zu können, in welche das Reichsland durch die herrschende Partei versetzt worden ist, daß die einst so lebhafte Discussion über diesen Gegenstand immer wieder erlahmt. Von den verschiedenen Systemen, die zur Versöhnung der neuen Bürger des deutschen Reiches angewendet worden, hat keines sich eines auch nur annähernden Erfolges zu rühmen gehabt, und immer wieder hat man die Erfahrung gemacht, daß mit den gutwilligen ländlichen Massen Nichts anzufangen sei, so lange die Aristokratie der gebildeten Leute an der Hoffnung auf die Wiedervereinigung mit Frankreich festhält. Diese Hoffnung aber hat sich erhalten, obgleich der Gang der französischen Entwickelung derselben nichts weniger als günstig gewesen ist und obgleich in Frankreich selbst die Zahl derer im Zunehmen begriffen ist, welche mit dem Gedanken an einen unvermeidlichen Verzicht auf das so hartnäckig vertheidigte Grenzland Frieden zu schließen bereit sind.

Daß auf einen Gesinnungswechsel der die Reichslande beherrschenden Gesellschaftsclassen nicht zu rechnen sei, hat Herr von Manteuffel mit einer Deutlichkeit und Schärfe anerkannt, die verschiedene Auslegungen nicht zuläßt; nur eine zweite Niederlage Frankreichs könnte in dieser Rücksicht Wandel schaffen und auf eine solche werden unsere westlichen Nachbarn es nicht ankommen lassen, so lange ihr Land den Schauplatz innerer Wirren bildet, die von Jahr zu Jahr an Leidenschaftlichkeit zunehmen. Bleibt der Frieden erhalten, so muß das Aussterben der Generation abgewartet werden, die in französischen Traditionen heraufgekommen ist und die an ihrem französischen Staats-

Idealismus mit deutscher Zähigkeit festhält. Bis dahin ist der Weg noch ein weiter. Erfahrungsmäßig sind die letzten Repräsentanten eines erlöschenden Kreises politischer oder religiöser Vorstellungen ungleich leidenschaftlicher und rücksichtsloser als ihre Vorgänger, weil bei ihnen an die Stelle des unter den früheren Verhältnissen möglich gewesenen naiven Fanatismus ein künstlich erworbener Fanatismus der Reflexion getreten ist. So ist es in den ehemals polnischen Ländern zugegangen, in denen der nationale Eifer zwanzig Jahre nach dem Verlust ihrer Selbständigkeit ungleich stärker aufloderte, als unmittelbar nach den Krisen von 1772, 1795 oder 1830/31, — so in denjenigen deutschen Landschaften, welche ihre particularstaatliche Existenz mit einer nationalen vertauschen mußten. — Danach würden der deutschen Sache in Elsaß-Lothringen die schlimmsten Zeiten erst bevorstehen, wenn der jüngere Theil der zu französischer Zeit groß gewordenen Elsässer an das Ruder gekommen ist! — Wie dem immer sein mag, — in dem Entschluß, den Besitz des für unsere Sicherheit unentbehrlichen Grenzlandes mit allen der Nation zu Gebote stehenden Kräften zu vertheidigen sind die Deutschen heute ebenso einig, wie vor zwölf Jahren, wo die Waage der Entscheidung noch schwankte. „Es ist ein Joch, das wir uns auferlegen“ (c'est une corvée) soll der Reichskanzler damals gesagt haben und die Erfahrung hat die Wahrheit dieses damals vielfach mißverstandenen Wortes bestätigt. An der politischen Nothwendigkeit, dieses Joch zu tragen, bis dasselbe sich in eine Bürgschaft unserer nationalen Freiheit verwandelt hat, können und wollen wir Nichts ändern. Das den Elsaß-Lothringern noch ein Mal klar und deutlich gesagt zu haben ist ein unbestreitbares und unbestrittenes Verdienst des Feldmarschalls von Manteuffel gewesen, hinter welchem dieses Mal die gesammte Nation gestanden hat.

Kunst und Kunstgeschichte.

Lehner's Marienverehrung.

Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten, von Hofrath Dr. F. A. von Lehner, Director des Fürstl. Hohenzollernschen Museums in Sigmaringen. Mit acht Doppeltafeln in Steindruck. Stuttgart, Verlag der Cotta'schen Buchhandlung. 1881.

Man nimmt das Neue Testament nicht in die Hand, um historische Untersuchungen anzustellen. Die Absicht ist nicht etwa, die Lehre Christi, wie die Evangelien sie geben, mit der Auffassung des Paulus zu vergleichen oder diese der des Petrus kritisch entgegenzustellen. Auch die Kenntniß des Verhaltens der ersten christlichen Gemeinden in und außerhalb Judäa, oder im ersten und zweiten Jahrhundert nach Christus ist weder das Ziel unseres Bibelstudiums, noch für unsere religiösen Ueberzeugungen überhaupt von Wichtigkeit. Auf der anderen Seite aber ist nicht abzuleugnen, daß heute ein gewisser Trieb, sich in diesen Richtungen zu belehren, Befriedigung suche. Allemal in Zeiten der Umwälzung hofft man dadurch rascher und sicherer zu einer neuen Consolidirung der Meinungen und der Institutionen zu gelangen, daß man die die geistige Luft erfüllenden Fragen historisch betrachtet. Im fünften, im achten, im dreizehnten, sechzehnten Jahrhundert hat man aufgetrieben, was an literarischen Hilfsmitteln irgend dienlich erschien, die historische Genesis der kirchlichen Verhältnisse zu erklären; auch wird in diesem Sinne heute zu solchen Studien zurückgegriffen. Denn ebenso wie man von einer Repräsentation der lebenden handelnden Generation das vernünftigste Urtheil über die praktischen Bedürfnisse erwartet, wird aus der Repräsentation aller auch in früheren Jahrhunderten oder -tausenden denkenden Männer ein brauchbares Gesammtresultat erhofft, das den geistigen Bedürfnissen der nach neuen Gedankenformulirungen sehnsüchtigen Gegenwart dienlich sei. Es erfüllt uns mit uns fruchtbar dünkendem Nachdenken, zu vergleichen, was in verschiedenen Jahrhunderten geglaubt oder nicht geglaubt worden ist und in welchen Formen beides, Position oder Negation, zur Erscheinung kam.

Damit nun aber empfangen für unsere Augen eine Reihe von Jahrhunderten Wichtigkeit im Einzelnen, welche die Aeltern unter uns in ihrer Lernzeit nur im Ganzen und summarisch abzuthun angehalten worden sind; vielleicht daß es — Schreiber dieses weiß wenig vom heutigen Schulunterricht — auch heute noch so gehalten wird. Uns will scheinen, als sei die Geschichte der einzelnen Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit (die mit einem für das vorige Jahrhundert passenden, heute aber inhaltlosen Namen: „Verfall" genannt zu werden pflegt) wichtiger für die heutige Generation als die Kriege der römischen Republik, deren Schicksale im Lichte moderner politischer Verhältnisse vorgeführt, allerdings als ein höchst lebendiges Märchen Abwechslung genug darbieten, die in Wirklichkeit wahrscheinlich aber von ganz anders gearteten Persönlichkeiten in Scene gesetzt worden sind, als moderne Historien sie darstellen. Die römische Republik ist in Bausch und Bogen viel prähistorischer als wir denken, und wird mit wenig Worten künftig in unseren Schulen hoffentlich abgethan werden. Denn es handelt sich nicht nur im Allgemeinen bei unserer Chrono-

logie, sondern auch bei der Geschichte selbst um die Zeiten vor und nach Christo. Die Neuere Geschichte, die uns heute wirklich etwas angeht, fängt erst an mit Augustus.

Dr. Schultz, von dessen Buch über die Katakomben im Januarheft die Rede gewesen ist, hat gezeigt, wie die Christen in den ersten Jahrhunderten sich, was die Begräbnisse anlangt, zu ihren heidnischen Daseinscollegen verhielten. Er hat sorgsam abgewiesen, seine Darlegungen mit dem heutigen christlichen Credo in Contact zu bringen; und ebenso, wenn Dr. von Lehner im vorliegenden Buche einen Theil der heutigen katholischen Lehre in ihrer frühesten Gestaltung die ersten Jahrhunderte hindurch untersucht, hegt er die Hoffnung, seine Arbeit als eine rein kunsthistorische durchzubringen. Bei manchen Lesern wird ihm das kaum gelingen, denn die Straße, die er aus jenen ersten Jahrhunderten, auf die er sich beschränkt, trotzdem bis in unsere Zeit hinein eröffnet, strahlt in heller Beleuchtung auch durch alle die folgenden Jahrhunderte hindurch, von denen in dem Buche nicht die Rede ist. Wohlthuend aber muthet uns an, daß hierbei in der That keine versteckten Gedanken mitspielen. Lehner beabsichtigte sicherlich nicht, den heutigen Mariencultus zu beeinträchtigen, sein Buch enthält kein Wort, das als nicht-objectiv Mißtrauen erweckte. Ein ehrlicher Mann tritt uns entgegen, der viel Studium daran wendet, zu ergründen, wie man von den wirklichen Lebzeiten der Mutter Christi an bis zum 6. Jahrhundert im Volk und in der Kirche über sie gedacht habe. Dabei kommt viel Material zur Sprache, das Jedermann interessiren, zum Theil sehr erfreulich anregen wird. Und das Resultat ist, obgleich sich offen von selbst darlegt, wie der Mythus der Jungfrau Maria allmälig entstanden sei, trotzdem kein offensives, sondern gibt zu Betrachtungen Anlaß, die auch dem heute eifrigsten Marienverehrer unverwehrt sein könnten.

Lehner nimmt die bildlichen Darstellungen Maria's in den Katakomben und auf Sarkophagen zum Ausgangspunkt. Er schöpft hauptsächlich aber, wie sich von selbst versteht, aus den Schriften der älteren Kirchenlehrer. Wir kennen sie in Betreff der besonderen Absicht, in der sie von ihm durchgelesen worden sind, bei weitem weniger als er und nehmen seine Auswahl auf Treu und Glauben an. Die von ihm oft umfangreich und auch in der Uebersetzung mitgetheilten Stellen sind derart, daß sie dies Vertrauen rechtfertigen. Unsere Absicht ist auch nicht, eigne, aus gleichen Quellen entronnene besondere Kenntniß mit der Lehner's hier zu vergleichen, sondern nur, zu referiren.

Der Verfasser erzählt in der Vorrede, wie er das Studium der christlichen Kunst seit Jahren betreibe und dabei besonders den Madonnenbildern nachgegangen sei. Der kirchliche wie volksthümliche Mariencultus stehe im Zusammenhange mit ihnen und die Geschichte dieses Cultus sei Ziel seiner Untersuchungen geworden. Dieser Cultus habe sich, als er die Arbeit begonnen, vom 5. Jahrhundert ab nicht schwer verfolgen lassen, für die frühere Zeit hätten sich jedoch nur einzelne Notizen gefunden, deren einerseits confessionell-polemische, andererseits religiös-praktische Tendenz wenig Belehrung geboten habe. So sei es denn nöthig gewesen, sich zu den Quellenschriften und den Kunstwerken zu wenden: alles, was er jetzt gebe, sei der Nachweis, wie die religiöse Phantasie als die Mutter der künstlerischen, und die Schöpferin ihrer Ideale anzusehen sei.

Im ersten Capitel wird ohne Einleitung dann ausschließlich die Zusammenstellung dessen gegeben, was die Evangelien über die Mutter Christi enthalten und aus dem so gewonnenen, in jeder Beziehung kritisch geprüften Materiale der erste Schluß gezogen. Aus den biblischen Erzählungen, sagt Lehner, ergibt sich: „Maria ist Jungfrau, Mutter des Messias, Joseph's Weib. Sie ist gläubig und tugendhaft und genießt die Gnade Gottes. Sie wird selig gepriesen." Erörtert wird nun, bis zu welchem Zeitraume diese einfache Anschauung als die maßgebende anzunehmen sei, und es werden dafür die ersten anderthalb Jahrhunderte nach Christo festgestellt. Mit diesem Capitel ist das Thema für die nun folgenden des ganzen Buches geliefert, in welchen er die einzelnen Positionen des oben mitgetheilten Satzes jede besonders

verfolgt: Maria als Jungfrau, als Mutter, als Weib Joseph's, als Trägerin einer Reihe hoher Tugenden, als Inhaberin besonderer göttlicher Gnade. Höchst inhaltsreich und anziehend sind diese Untersuchungen. Bei jedem Begriffe lernen wir aus historischen Zeugnissen, wie er sich erweitert und der Höhe zustrebt. Die Kämpfe zwischen den Kirchenlehrern, welche diesen Weg zur Höhe entweder zu beschleunigen oder aufzuhalten bestrebt waren, geben einen wunderbaren Einblick in die Gedankenarbeit der ersten fünf Jahrhunderte. Die Dinge werden auf's Genaueste dargelegt und die betreffenden Stellen, wie bereits bemerkt, ausführlich (Deutsch) mitgetheilt. Der von Maria sich bildende Mythus wird immer breiter und glänzender und siegreicher, schrittweise rückt die Mutter Christi der Erhöhung zur Himmelskönigin näher und im fünften Jahrhundert sehen wir sie den Thron neben Gottvater und Gott dem Sohne als beinahe ebenbürtig besteigen. Dies der Inhalt des Buches. Wir gewinnen am Schlusse die Ueberzeugung, daß in Anbetracht der antiken Culturen, die in das Christenthum, sobald es Volksreligion geworden war, hineinströmten, und in Berücksichtigung der Natur der romanischen Völker, die als die leitende Macht in dieser Gedankenwelt ausersehen worden waren, die Entwicklung der Dinge keinen anderen Lauf nehmen konnte. Damit geben wir die oppositionellen Gedanken auf und fühlen uns befähigt, die zum Theil entzückende Kunst- und Volkspoesie, durch die die Mutter Christi verherrlicht und ihr Bild zu einem für Jedermann erfreulichen und Jedem befreundeten gemacht wird, rein auf uns wirken zu lassen. Die im 2. Jahrhundert entstandenen Einleitungen zu den Evangelien, die das Leben der Maria enthalten, gehören als Dichtungen zu den reizendsten Erzeugnissen der Volksphantasie, wie die Spiegelbilder dieser Dichtung in den Werken der Künstler denselben Rang einnehmen. Was gabe es unschuldigeres, freundlicheres, Deutscheres als Dürer's Leben der Maria?

Für Diejenigen, die das aus Lehner's Buche Gelernte weiter verfolgen möchten, sei zur Fortsetzung ihrer Studien hier noch auf Mrs. Jameson's Legends of the Madonna (6. Aufl. London 1879) verwiesen, ein Buch, das im besten Sinne eine Frauenarbeit genannt werden kann. Mrs. Jameson hat aus langjähriger Kenntniß der Kunstwerke in den Museen und Kirchen Europa's eine Zusammenstellung des ihren Blicken Erreichbaren versucht. Was ihrem Buche an kritischer Gelehrsamkeit mangelt, läßt sich nach der Lectüre weniger Seiten leicht herausfinden: seine Vorzüge bestehen darin, daß man es trotzdem bis zu Ende lesen und schließlich zu besitzen wünschen wird. Denn es steckt eine liebenswürdige, der Sache ergebene Persönlichkeit darin, die einer Frau, der Alle, die sie einst gekannt haben (sie ist längst in höherem Alter gestorben), ein liebevolles Andenken bewahren.

In Lehner's ausführlicher Weise wird sich der gesammte Stoff die späteren Jahrhunderte hindurch natürlich nicht behandeln lassen. Auch Didron's Arbeiten werden dem Deutschen Leser nicht das leisten, was er braucht: es wäre gut, wenn noch eine neue Kraft sich dieses Stoffes bemächtigte und neben Lehner weiterarbeitete, der hoffentlich übrigens den beim Abschlusse seiner ausgezeichneten Arbeit gegebenen Ausblick in die späteren Jahrhunderte als Versprechen gegeben hat, es selber beim fünften nicht bewenden zu lassen.

Die dem Buche beigegebenen acht Tafeln finden auf den letzten sechzig Seiten desselben eingehende Erklärung. B. K. F.

Ernst Dohm.

Am 5. Februar, Vormittags 10 Uhr, schied ein Mann aus dem Leben, welcher vierunddreißig Jahre lang vor dem Publicum gestanden hat; der während dieser vielen Jahre am Ende jeder Woche, regelmäßig wie der Sonnabend selber, erschien, um die Thorheit zu geißeln, der Lüge die Maske vom Gesicht zu reißen, den Humbug zu verspotten, die Welt lachen zu machen, und dessen Name gleichbedeutend war mit Frohsinn, Heiterkeit, guter Laune, scharfem Witz und feiner Ironie. Mit dem „Kladderadatsch", welchen David Kalisch begründet und Ernst Dohm in lebenslanger Gemeinschaft mit diesem, mit Rudolf Löwenstein und Wilhelm Scholz geleitet hat, ist ein neues Element in unsere periodische Literatur gekommen: durch ihn ward zuerst der Berliner Witz, diese merkwürdige Mischung sehr verschiedenartiger geistiger Essenzen, welche mit den Bevölkerungsverhältnissen Berlins auf das Genaueste zusammenhängen, entlocalisirt, indem er aus der früheren Spießbürgerlichkeit heraustrat und sich allgemein gültiger Motive bemächtigte. Die Späße des Eckenstehers Nante reichten nicht weit über das Weichbild unserer Stadt und sind mit ihm verschwunden; aber der „Kladderadatsch", welcher aus der großen politischen und nationalen Umwälzung des Jahres 1848 hervorgegangen, ist eine Macht, mit welcher der Historiker der letzten dreißig Jahre zu rechnen haben wird. Was die politische Poesie der vierziger Jahre war, das — und vielleicht mehr — war der „Kladderadatsch" in den fünfziger Jahren. Seine Wirkung war positiver; obwohl ein Frondeur, wie der Berliner insgemein, besaß er doch auch die Bonhommie desselben. Seine Pfeile trafen, ohne daß sich darum aus seinem Gesichte jenes Lächeln verzogen hätte, welches wir Alle so wohl kennen und welches, so sollten wir meinen, auch den Verletzten wieder versöhnt. In jener trüben Zeit war es vornehmlich der „Kladderadatsch", welcher es sich herausnehmen durfte, die Wahrheit zu sagen; denn er sagte sie mit so viel Anmuth und Geschick, daß man sie selbst dort gern hörte, wo man in anderer Form sie vielleicht weniger goutirt hätte. Ueber alle Theile Deutschlands verbreitet, hat der „Kladderadatsch" redlich daran mitgearbeitet, den nationalen Gedanken in immer weiteren Schichten unseres Volkes zu wecken und zu kräftigen. In dem Menschenalter seines Bestehens war es ihm beschieden, einen neuen Morgen über unserem Vaterlande heraufkommen zu sehen, und einer neuen Generation, welche für die Verwirklichung dessen, was der Traum der älteren gewesen, auf blutigen Schlachtfeldern rang, einige der schönsten Lieder und Gesänge zu geben.

In der Geschichte der politischen Entwickelung Deutschlands seit der Revolution von 1848 nimmt, unter allen Organen der öffentlichen Meinung, der „Kladderadatsch" eine der markantesten Stellen ein: und mit diesem Ruhme des Blattes wird für immer die Erinnerung an Ernst Dohm verknüpft sein. Es ist das Loos Derjenigen, welche für den Tag schreiben, daß Das, was sie geschrieben haben, auch mit dem Tage geht. Wer wird in künftigen Zeiten sich die Mühe geben, oder selbst im Stande sein, aus den alten Bänden des „Kladderadatsch" die Fülle pointirter Gedanken, inhaltvoller, formvollendeter Verse herauszusuchen, welche von Ernst Dohm herrühren? Wer vermöchte die vielleicht noch größere Zahl gelegentlicher Einsendungen zu bestimmen, welche von seiner Hand erst Schliff und Glanz erhielten? Schreiber dieser Zeilen erinnert sich aus weit entfernter Zeit eines Begegnens mit

David Kalisch, welcher, trotz seiner außerordentlichen Erfolge im „Kladderadatsch“ und auf der Bühne, dennoch einer der bescheidensten und anspruchslosesten Männer war, wie man sie nur in dem Berlin der Vergangenheit fand. Auf die Frage, ob er sich an einem damals stattfindenden Schriftstellerfeste betheiligen werde, erwiderte er mit leichtem Erröthen: „Halten Sie mich denn überhaupt für einen Schriftsteller?“ Auch Dohm war von einer rührenden Bescheidenheit und ohne jeden Ehrgeiz, soweit es sich um äußere Dinge handelte. Doch in einer Schöpfung von unvergänglichem Werth, die seinen Namen trägt, hat seine ganze dichterische Begabung sich zusammengefaßt; wir meinen seine Uebersetzung von Lafontaine's Fabeln. Es ist nicht der exquisite Formensinn allein, der hier in der Ueberwindung der größten Schwierigkeiten wahre Triumphe feiert: es ist die Congenialität mit dem alten französischen Dichter, welche sein Werk in einer anderen Sprache gewissermaßen zum zweiten Male schafft. „Wir haben es hier,“ hat ein competenterer Richter in diesen Blättern gesagt [1]), „mit einer classischen Leistung zu thun, durch die dem Pantheon der deutschen Uebersetzungsliteratur ein Meisterwerk mehr zugeführt, durch die Lafontaine wirklich einer der Unsrigen geworden ist.“ — Ebenso verdankt unsere Zeitschrift dem nun Heimgegangenen die Uebersetzung einiger Farina'scher Novellen, welche für die Feinfühligkeit des Nachempfindens, für das Aneignungsvermögen Dohm's, man möchte sagen: für seine Divinationsgabe Zeugniß ablegen.

Er arbeitete mit erstaunlicher Leichtigkeit, wie spielend, und brauchte sich nicht anzustrengen, um geistreich zu sein; er war es in jedem Worte seines Gesprächs, aber er war es mühelos. Das vor Allem gab seiner Persönlichkeit den Zauber, dem sich nicht leicht Jemand entzog. Sein Witz drängte sich nicht auf und war immer graziös. Man hatte bei ihm das Gefühl, in der besten Gesellschaft zu sein; in der Gesellschaft eines Mannes von der vielseitigsten Bildung und den urbansten Formen. Er besaß die Höflichkeit des Herzens; und wiewohl er stark ausgesprochene Antipathien hegte, war er doch kaum fähig, Jemandem persönlich wehe zu thun. Er hatte viele treue Freunde und gewiß keinen Feind. Die Kinder liebten ihn; und die Kinder haben ein untrügliches Gefühl für Liebenswürdigkeit. Er war ein Sechziger und hatte sich noch die ganze Frische der Jugend bewahrt, fast das Aussehen derselben. Da kam die tückische Krankheit, ein Herzleiden, die ihn hinraffen sollte. Doch sie brauchte fast vier Jahre, um den Widerstand und die zähe Lebenskraft dieses Körpers zu überwältigen. Sein Geist blieb, wenn nicht vollkommen unberührt, doch theilnahmsvoll und rege bis zuletzt. Er trug die immer heftiger werdenden Schmerzen, die qualvollen Tage, die schlaflosen Nächte mit bewunderungswürdiger Geduld und mit einem stillen Blick der Dankbarkeit für die Hingebung und unermüdet liebevolle Pflege der Seinen. Das Sprechen ward ihm schwer; er konnte das Wort „Kladderadatsch“ kaum noch hervorbringen. Aber noch acht Tage vor seinem Tode unterhielt er sich über die gegenwärtigen literarischen und gesellschaftlichen Zustände Berlins; das Letzte, was er sah, waren die Aquarellen eines befreundeten Malers, und das Letzte, was er sprach, ein liebevolles Wort an seine kleinen Enkel. Sein Andenken lebt fort im Herzen seiner Freunde. Er wird uns überall fehlen. Aber auch im Berliner Leben hat sein Scheiden eine Lücke gelassen, die sobald nicht wieder ausgefüllt werden wird. J. R.

---

[1]) Director Karl Laubert über „Dohm's Lafontaine-Uebersetzung“ in der „Deutschen Rundschau“, 1878, B. XVII, S. 489 ff.

„Politischer und gemeiner Mord in den Vereinigten Staaten von Nordamerika."

Entgegnung.

„Eine Stimme aus Amerika", welche es in einer unpolitischen Frage, der in der „Deutschen Rundschau" vorwiegenden Praxis entgegen, vorgezogen hat, anonym zu bleiben, hat im Novemberheft (1882) diejenige Quelle bemängelt, die ich in einem Aufsatz über die Tödtungsverbrechen in den Vereinigten Staaten zu Grunde legte und fernerhin auch meine Schlußfolgerungen bekämpft. Die geehrte Redaction wolle mir gestatten zu bemerken, daß in dem Wochenblatt der von Herrn K. Schurz herausgegebenen „Evening Post", in der allgemein hochgeschätzten „Nation" seit November v. J. eine Reihe von Artikeln unter der Ueberschrift „Southern Homicide" meine Darlegungen in allen wesentlichen Punkten bestätigt, vornehmlich darin, daß Tödtungen in den Südstaaten sehr viel häufiger vorkommen, als im Norden, daß es wesentlich die gebildete Classe ist, die aus verirrtem Ehrgefühl an solchen Missethaten sich betheiligt und die von der öffentlichen Meinung im Süden gebilligten Freisprechungen der Gerichte einen großen Theil des Uebels mitverschulden.

Was das von mir benutzte Buch von Redfield und seine Zahlenangaben anbelangt, so urtheilt auf mein Befragen Herr K. Schurz in einem an mich gerichteten Briefe vom 15. Januar folgendermaßen: „Was die Redfield'sche Arbeit betrifft, so hat der Verf. des Artikels „Individualismus in den Vereinigten Staaten" in dem Novemberheft der „Deutschen Rundschau" dieselbe mit Unrecht als eine Tendenzschrift bezeichnet, welche nur den Zweck gehabt habe, im Interesse der republikanischen Partei den Süden anzuschwärzen. Ich war mit Redfield, der vor zwei oder drei Jahren gestorben ist, persönlich gut bekannt. Er war selbst ein Südländer aus dem Staate Tennessee, durchaus kein Parteimann und als Schriftsteller kein Sensationshascher. Er hatte sich in der Journalistik einen guten Namen erworben gerade durch seine nüchterne, unparteiische Gewissenhaftigkeit als Berichterstatter. Er war dem Süden freundlich gesinnt und trat bei manchen Gelegenheiten den übertriebenen Schauergeschichten, welche zu politischen Zwecken über jenen Landestheil erzählt wurden, berichtigend entgegen. Ich bin daher überzeugt, daß seine Schrift über den Todtschlag in den Südstaaten seinerseits eine gewissenhafte Arbeit war, zu keinem andern Zwecke unternommen, als die Wahrheit, wie er sie verstand, an's Licht zu stellen. Ich erinnere mich nicht, daß seine Angaben der Hauptsache nach hier zu Lande erfolgreich angegriffen worden wären. Damit will ich jedoch nicht sagen, daß alle seine Zahlen durchaus als richtig anzunehmen sind, besonders wenn er allgemeine Ueberschläge macht. Es lag ihm aber auch kein zuverlässiges statistisches Material vor. Er mußte sich seine Thatsachen aus den Zeitungen und hier und da einem amtlichen Actenstück zusammensuchen, und dabei mag Dieses und Jenes übersehen und zuweilen auch eine Ueberschätzung oder Uebertreibung untergelaufen sein. Im Wesentlichen wird die Richtigkeit seiner Zeichnung der Zustände wenig bestritten. Man sucht eher die Thatsachen zu erklären und zu beschönigen, als sie zu leugnen."

Ich kann hierin lediglich die Bestätigung dessen finden, was ich in meinem Aufsatz über Redfield's Buch gesagt habe. Dr. F. von Holtzendorff.

ϱ. **Indische Reisebriefe.** Von Ernst Haeckel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1883.

Den Lesern der „Rundschau" sind diese Briefe bekannt, welche hier in einem stattlichen Bande vorliegen, um einige Abschnitte bereichert und mit einer ergreifenden Widmung an die Mutter des Verfassers, zu deren 84. Geburtstag. Wir enthalten uns, aus begreiflichen Gründen, jedes Wortes zum Preise dieses Buches; aber wir können uns nicht versagen, aus einer Anzeige des leitenden amerikanischen Wochenblattes, „The Nation" (Jan. 4, 1883) folgende Sätze zu reproduciren: „Diese Briefe bilden eines der bezaubernd sten Reisewerke, welche jemals erschienen, und sind, was Lesbarkeit betrifft, durchaus würdig, Darwin's „Voyage of the Beagle" an die Seite gestellt zu werden. Mit der Kraft minutiöser Beobachtung, welche diesem großen Naturforscher eigenthümlich ist, verbindet Professor Haeckel eine Klarheit, eine Gegenständlichkeit und einen Glanz des Stiles, welche sehr selten sind bei deutschen Gelehrten. Einige der mehr technischen Resultate seiner Beobachtungen bei Seite lassend, enthält der vorliegende Band eine Fülle von Details über das Klima, die landschaftliche Scenerie, die Thier- und Pflanzenwelt ꝛc. von Ceylon, mit einer höchst anschaulichen Schilderung seiner Reise hin und zurück." — Eine englische und französische Uebersetzung der „Indischen Reisebriefe" sind bereits angekündigt. —

ϱ. **Fünfzehn Essays** von Herman Grimm. Dritte Folge. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1882.

Auch bei diesem Buche beschränken wir uns auf die einfache Anzeige. Prof. Herman Grimm ist ein regelmäßiger Mitarbeiter der „Rundschau", und einer der wichtigsten der im vorliegenden Bande enthaltenen Essays „Raphael's Schule von Athen" ist zuerst in unserer Zeitschrift erschienen (September 1880). Ein anderer, über Anselm Feuerbach, ist aus einer Besprechung seiner Werke gelegentlich ihrer Ausstellung in der Nationalgalerie hervorgegangen (Juni 1880). In zwei kleineren Artikeln (Juni 1880 und September 1881) wird man die Studien zu dem Essay „Raphael's Galatea in der Farnesina zu Rom" erkennen; und aus dem Vergleich des ersten Entwurfs mit der fertigen Arbeit ließe sich folgern, welche Anforderungen Herman Grimm an die Kunst des Schriftstellers macht. Die Nekrologe auf die Brüder Grimm, Wilhelm, Jacob und Ludwig Emil, den Maler und Kupferstecher, regen zum Nachdenken darüber an, wie sich in Herman Grimm die Literatur- und die Kunstinteressen vereinigen, welche auch diesem Werke den individuellen Zug verleihen. Literarischen Inhalts sind: Fiorenza (Anmerkungen zu einigen Gedichten Dante's und Michel Angelo's), die Entstehung des Volksbuchs von Dr. Faust, Bettina von Arnim und Ralph Waldo Emerson, eine Charakteristik und die Uebersetzung der beiden Essays über Goethe und Shakespeare, durch welche Herman Grimm als einer der Ersten vor sechsundzwanzig Jahren den großen Amerikaner einem deutschen Publicum bekannt machte. Dem Kunstgebiete gehören an (außer den obengenannten): Michael Angelo's Sarkophage in der Sacristei von San Lorenzo, Raphael's Madonna di Terranuova, Zwei Stiche von Friedrich Weber, Rauch's hundertjähriger Geburtstag, Zwei Dürer'sche Kupferstiche und Raphael's erste Zeiten (zuerst in den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlicht). Diese dritte Folge der Essays schließt sich den beiden früheren Sammlungen von 1874 („Fünfzehn Essays") und 1875 („Fünfzehn Essays. Neue Folge"), sowie den „Zehn ausgewählten Essays zur Einführung in das Studium der modernen Kunst" vom Jahre 1871 an, welche gegenwärtig vergriffen sind und in neuer Auflage demnächst erscheinen werden. Ein vollständiges Sach- und Namenregister über alle vier Sammlungen ist diesem Bande beigegeben. Die Verlagshandlung hat das Buch vortrefflich ausgestattet.

ϱ. Die **„Collection of British Authors"** (Leipzig, Tauchnitz) ist durch eine Anzahl der interessantesten Novitäten bereichert worden. Von Anthony Trollope, dem Erzähler, der seine Feder eben für immer niedergelegt hat, erhalten wir den einbändigen Roman „Kept in the dark"; von Mrs. Parr: „Robin", in zwei Bänden, und von Agnes Giberne: „the Curate's home", die Geschichte eines englischen Pfarrhauses. — Eigenartig und bedeutend ist „John Inglesant", von J. Henry Shorthouse, „ein Versuch im philosophischen Roman." Da der Verfasser indeß als seine Muster zugleich Cervantes und Lesage, Goethe und Jean Paul nennt, so darf der Leser allerdings nicht befürchten, nur Philosophie zu bekommen; es ist vielmehr „incident" genug in diesem Roman, der unter und nach Carl I., zum Theil in England, zum Theil in Italien spielt. — Eine werthvolle Gabe ferner sind die „Poems and Ballads" des früh verstorbenen und in den maßgebenden Kreisen Englands hochgeschätzten Dante Gabriel Rossetti. Besonders reich ist diesmal die „Tauchnitz Collection" an Werken amerikanischer Provenienz, wie denn der dichterische Genius des Westens immer weiter vordringt in die Länder der alten Cultur — ein Motiv, welches vielleicht mehr als jedes andre bisher vorgebrachte die Legislative der großen Union über kurz oder lang bestimmen wird, sich den Verträgen zum Schutze des literarischen Eigenthums anzuschließen. Das Buch der Londoner Season war diesmal eine amerikanische anonyme Novelle: „Democracy", die wir hier in einem handlichen Band erhalten; Bret Harte ist mit „Flip and other stories", Mark Twain mit „The stolen white Elephant" und W. D. Howells, der Autor, auf welchen in Deutschland vielleicht zuerst unsre Zeitschrift aufmerksam gemacht hat und der jetzt auch in England zu allgemeiner Anerkennung zu gelangen scheint, mit dem Roman „A modern instance" vertreten. Sehr dankenswerth endlich ist die Incorporation von Oliver Wendell Holmes, berühmt durch seine „Breakfast-Table Series", welche sowohl in Amerika, als auch in England zu einer Art klassischer Geltung gelangt ist. Einstweilen liegt nur „The Autocrat of the Breakfast-Table" vor; aber auch die beiden andern Bände, welche den Professor und den Dichter am Frühstückstisch zeigen, werden in der „Tauchnitz Edition" nachfolgen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Februar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aus Carmen Sylva's Königreich. Pelesch-Märchen von Carmen Sylva. Mit 3 Illustrationen und Facsimile. Leipzig, W. Friedrich.

Bergmann. — Erfunden und empfunden. Gedichte von P. Joseph Bergmann, Kreuzherrn zu Karlsbad. Prag, F. Kytka. 1883.

Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome. Publiée sous les auspices du ministère de l'instruction publique. Lfg. 22. 24. 25. 27. Paris, Ernest Thorin. 1882.

Brunetière. — Le roman naturaliste par Ferdinand Brunetière. Paris, Calman Lèvy. 1883.

Buchner. — Leitfaden der Kunstgeschichte. Für höhere Lehranstalten und den Selbstunterricht bearbeitet von Dr. Wilh. Buchner. Mit 75 in den Text eingedruckten Abbildungen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Essen, G. D. Bädeker. 1883.

Candolle. — Darwin considéré au point de vue des causes de son succès et de l'importance de ses travaux. Par M. Alph. de Candolle. Deuxième édition. Genève, H. Georg. 1882.

Caroli. — Humani a me alienum. Lieder aus der Hauptstadt von Carl Caroli. Berlin, Freund & Jeckel. 1883.

Chavanne. — Afrika's Ströme und Flüsse. Ein Beitrag zur Hydrographie des dunklen Erdtheils von Joseph Chavanne. Mit einer hydrographischen Uebersichtskarte Afrika's. Wien, A. Hartleben. 1883.

Collection of British Authors Tauchnitz Edition. Vol. 2114. The autocrat of the Breakfast-table by Oliver Wendell Holmes. In one volume. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1883.

Correspondance ministérielle du Comte J. H. E. Bernstorff. Tome I. II. Copenhague, Librairie de Gyldendal.

Corvus. — In omnibus caritas. Roman von M. Corvus. Breslau, S. Schottlaender. 1883.

Criegern. — Das rothe Kreuz in Deutschland. Handbuch der freiwilligen Krankenpflege für die Kriegs- und vorbereitende Friedensthätigkeit. Von Friedrich von Criegern. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Veit & Comp. 1883.

Dinclage. — Die Amsivarier. Heimathgeschichten von Emmy von Dinclage. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1883.

Duncker. — Geschichte des Alterthums. Von Max Duncker. Siebenter Band. Mit einem ausführlichen Register über Band I—VII. Fünfte Aufl. Leipzig, Duncker & Humblot. 1882.

Düntzer. — Christoph Kaufmann, der Apostel der Geniezeit und der Herrenhutische Arzt. Ein Lebensbild mit Benutzung von Kaufmann's Nachlaß entworfen von Heinrich Düntzer. Mit zwei Portraits. Leipzig, Eduard Wartig's Verlag. 1882.

Ganghofer. — Der Jäger von Fall. Eine Erzählung aus dem bayrischen Hochlande von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, A. Bonz & Comp. 1883.

Goerth. — Einführung in das Studium der Dichtkunst. I. Das Studium der Lyrik. Von A. Goerth. Leipzig, Julius Klinkhardt. 1883.

Graham. — The creed of science: religions, moral and social. By William Graham, M. A. Author of „Idealism: an essay methaphysical and critical." London, C. R. Paul and Co. 1881.

Griswold. — General Index to the North-American Review. Volumes 92—134. 1861—1882. By W. M. Griswold, A. B. (Havard), Assistant in the library of congress. Bangor, Maine: Qu. P. Index, Publisher, 1882.

Hagen. — Beiträge zur Einsicht in das Wesen der Wagner'schen Kunst. Gesammelte Aufsätze von Edmund von Hagen. Berlin, Theodor Barth. 1883.

Hengst. — Friedrich Wilhelm, Kronprinz des deutschen Reiches und von Preußen. Ein Fürstenbild aus dem neunzehnten Jahrhundert. Von Hermann Hengst. Berlin, Gebr. Paetel. 1883.

Indiscretionen. Aus den Erlebnissen eines patriotischen Reptils. I. Berlin, Hofmann & Comp. 1883.

Kern. — Die deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen von Franz Kern, Professor und Director des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. 1883.

Keussler. — Zur Geschichte und Kritik des bäuerlichen Gemeindebesitzes in Russland von Johannes von Keussler. Zweiter Theil. I. Hälfte. St. Petersburg, C. Ricker. 1882.

Kleinstück. — Goethe und Cotta. Vortrag gehalten am 50. Todestage Goethe's, den 22. März 1882 im Buchhandlungs-Gehilfen-Verein „Buchfink" zu Wien von Gustav Kleinstück. Der Reinertrag ist der Krankenkasse des „Buchfink" gewidmet. Wien, Verlag des Verfassers. 1882.

Kneschke. — Deutsche Lyriker seit 1850. Mit einer literar-historischen Einleitung und biographisch-kritischen Notizen. Herausgegeben von Dr. Emil Kneschke. Lfg. 4/10. Fünfte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Rudolf Lincke.

Kunst und Gewerbe. Zeitschrift zur Förderung deutscher Kunst-Industrie. Herausgegeben vom Bayrischen Gewerbemuseum zu Nürnberg. Redigirt von Dr. Otto von Schorn. Sechzehnter Jahrg. Heft 1/12. Nürnberg, G. P. J. Bieling. 1882.

Lipperheide. — Muster altitalienischer Leinenstickerei. Zweite Sammlung. Gesammelt und herausgegeben von Frieda Lipperheide. Berlin, Franz Lipperheide. 1883.

Lyon. — Minne- und Meistergesang. Lieder aus der Geschichte altdeutscher Litteratur. Von Dr. Otto Lyon. Leipzig, J. Griebens Verlag (L. Fernau). 1883.

Manega. — Die Anlage von Arbeiterwohnungen vom wirthschaftlichen, sanitären und technischen Standpunkte, mit einer Sammlung von Plänen der besten Arbeitshäuser England's, Frankreich's und Deutschlands, dargestellt von Rudolf Manega. Zweite durchg. u. verm. Auflage. Mit einem Atlas. Weimar, Bernh. Friedr. Voigt. 1883.

May. — Unsere Ellen. Roman aus dem Amerikanischen von Sophie May. 2 Bände. Breslau, S. Schottländer. 1883.

Morgenstern. — Victoria, Kronprinzessin des deutschen Reichs, Prinzeß Royal von Großbritannien. Festschrift zur Feier der silbernen Hochzeit des deutschen Kronprinzen und der deutschen Kronprinzessin von Lina Morgenstern. Leipzig, E. Kempe. 1883.

Politische Correspondenz Friedrichs des Grossen. VIII/IX. Bd. Berlin, Alexander Duncker. 1882.

Powell. — First annual report of the Bureau of Ethnology tho the secretary of the Smithsonian Institution 1879—80 by J. W. Powell, Director. Washington, Government Printing Office.

Reclam's Universal-Bibliothek, Bd. 1702. Ein Volksfeind. Schauspiel in fünf Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von Wilhelm Lange. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.

Reichenbach. — Zwei Novellen von Moritz von Reichenbach. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger). 1883.

Report of the Commissioner of Education for the year 1880. Washington, Government Printing Office. 1882.

Rohrscheidt. — Sinnen und Weben. Märchen und Märchenartiges von Kurt von Rohrscheidt. Halle a S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Scharling. — Mein Freund und ich. Erzählung von Henrik Scharling. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von E. Duncker. Dritte Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1883.

Schnerich. — Gedichte von Dr. Gotthard Schnerich. 2. verm. Aufl. Wolfsberg, Druck von E. Plötz. 1883.

Segesser. — Ludwig Pfyffer und seine Zeit. Ein Stück französischer und schweizerischer Geschichte im sechzehnten Jahrhundert. Von Dr. A. Ph. von Segesser. III. Bd. I/II. Abtheilung. Bern, K. J. Wyss. 1882.

Sehrwald. — Deutsche Dichter und Denker in Proben, Motto's, Selbstbekenntnissen und Urtheilen der Zeitgenossen und Nachwelt. Literarhistorische Auswahl bearbeitet von Dr. Friedrich Sehrwald. 2. Bd. 1. Lfg. Altenburg, Oscar Bonde. 1883.

Teuber. — Geschichte des Prager Theaters. Von den Anfängen des Schauspielwesens bis auf die neueste Zeit. Von Oscar Teuber. Erster Theil. Prag, A. Haase. 1883.

Turgenjew. — Senilia. Dichtungen in Prosa von Iwan Turgenjew. Uebersetzt von William Henckel. Leipzig, Franz Duncker. 1883.

Vedel. — Den aeldre Grev Bernstorff's Ministerium. Judledning til „Correspondance ministérielle du comte J. H. J. Bernstorff" af P. Vedel. Kjobenhavn, Gyldendalske Boghandel. 1882.

Voß. — Regula Brandt. Schauspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1883.

Wissen der Gegenwart, das. Bd. IX, Geschichte des modernen Drama's in Umrissen. Von Alfred Klaar. Leipzig, G. Freytag. 1883.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AUFRUF.

Die Frage der deutschen Colonisation wird von Tage zu Tage dringender.

Die Nothwendigkeit der Erweiterung unseres Absatzgebietes, die steigende Bedeutung des überseeischen Handels, die tiefe Einwirkung der Auswanderung auf unser sociales und wirthschaftliches Leben, das nationale Interesse an der Erhaltung einer dauernden und festen Verbindung der überschüssigen Kräfte mit dem Vaterlande haben in immer grösserem Umfange die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Frage gelenkt.

Durch den rastlosen Eifer anderer Nationen und die fortschreitende Ausdehnung ihres Machtgebietes wird es mit jedem Jahre, ja mit jedem Tage schwieriger, den geeigneten Boden für deutsche Colonisation zu finden.

Unter dem Gewicht dieser Erwägungen ist am 6. December 1882 [288]

Der deutsche Colonialverein

mit dem Sitze in Frankfurt am Main ins Leben gerufen. Männer aller Parteien und Stände haben sich zur Lösung einer nationalen Aufgabe verbunden, welche hoch über den Zeit- und Tagesfragen steht.

In allen Theilen des Vaterlandes und von den Deutschen im Auslande ist dem Verein lebhafte Zustimmung zu Theil geworden, zahlreiche Beitrittserklärungen sind bereits erfolgt. In der deutschen Presse haben unsere Bestrebungen von Tag zu Tage grössere Würdigung und Vertretung gefunden.

Es gilt jetzt für die fortschreitende Ausdehnung des Vereins einzutreten und ihm die erforderlichen Mittel zu sichern, damit er mit vollem Gewicht seine aufklärende und anregende Thätigkeit beginnen und durchführen, zugleich einen wirklichen Mittelpunkt für die bisher getrennt arbeitenden Kräfte bilden kann.

Neben der praktischen Förderung von Handelsstationen als Ausgangspunkt für grössere Unternehmen, sowie wirthschaftlicher Niederlassungen anderer Art über See, erblickt der Verein seine Hauptaufgabe in der Klärung der öffentlichen Meinung, damit die Nation für eine Lösung in weiterem Umfange bereit sei, für den Tag, wo dies die Gunst der Verhältnisse gestatten wird. Zur Mitarbeit an diesem, vielleicht nur langsam und allmälig sichtbaren Erfolg versprechenden Werke rufen wir alle Vaterlandsfreunde auf. Mögen vor Allem diejenigen, welche in den Grundanschauungen mit uns übereinstimmen, nicht gleichgültig bei Seite stehen, vielmehr durch den Beitritt zum Verein und durch wirksames Eintreten für seine Ziele, ein Jeder nach seinen Kräften, ihrer Ueberzeugung auch thatsächlichen Ausdruck geben. Schon oft sind grosse nationale Fortschritte aus kleinen Anfängen, aus der Anregung und der Arbeit kleiner Kreise hervorgegangen, wenn sie durch die allgemeine Lage bedingt waren. Wir sind von der Ueberzeugung durchdrungen, dass die Colonialfrage nicht willkürlich aufgeworfen, dass sie vielmehr aus den gesammten Verhältnissen und Zuständen des deutschen Volkes entsprungen, eine endliche, nur zu sehr verzögerte Lösung unbedingt erheischt und deswegen auch unter der Zustimmung und Mitwirkung der gesammten Nation finden wird.

Der Vorstand des Deutschen Colonialvereins:

H. Fürst zu **Hohenlohe-Langenburg.** Langenburg. Württemberg. Präsident.
Oberbürgermeister Dr. **J. Miquel.** Frankfurt a. M. Erster Vicepräsident.
Dr. **A. Brüning.** Frankfurt a. M. Zweiter Vicepräsident.

Oberpräsident a. D. **A.** Graf von **Arnim-Boitzenburg.** Boitzenburg. Uckermark.
Landesdirector **R.** von **Bennigsen.** Hannover.
Professor Dr. **H. Brugsch-Pascha.** Charlottenburg.
Dr. med. **E. Cohn.** Frankfurt a. M.
Bankdirector **L. Colin.** Stuttgart.
Handelskammerpräsident **Ph. Diffené.** Mannheim.
Dr. theol. **F. Fabri.** Barmen.
F. Graf von **Frankenberg-Ludwigsdorff.** Tillowitz. Reg.-Bez. Oppeln.
Staatsminister a. D. Dr. **K. Friedenthal.** Giessmannsdorf, Reg.-Bez. Oppeln.
L. Friederichsen. Hamburg.
Director **E. Hasse.** Leipzig.
M. Freiherr von **Heereman.** Zuydwyk b. Münster i. W.
Geheimer Commerzienrath **A. Heimendahl.** Crefeld.
Dr. jur. **W. Hübbe-Schleiden.** Hamburg.
H. Freiherr von **Maltzan.** Frankfurt a. M.
Consul **H. H. Meier.** Bremen.
Geheimer Regierungsrath, Professor Dr. **E. Nasse.** Bonn.
Geheimer Commerzienrath **G.** de **Neufville.** Frankfurt a. M.
Professor Dr. **F. Ratzel.** München.
Geheimer Commerzienrath **G. Siegle.** Stuttgart.
Banquier **Th. Stern.** Frankfurt a. M.
Staatsminister a. D. **C.** Freiherr von **Varnbüler.** Hemmingen. Württemberg.
Geheimer Sanitätsrath Dr. **G. Varrentrapp.** Frankfurt a. M.
Geheimer Commerzienrath **Th. Wecker.** Offenbach.

Beitrittserklärungen, der Jahresbeitrag beträgt mindestens 6 Mark, bitten wir an das Bureau des Deutschen Colonialvereins, Frankfurt a. M. zu richten.

NUOVA ANTOLOGIA

Zeitschrift

für [289]

Literatur, Kunst und Wissenschaft.

Erscheint in Rom
an dem 1. und dem 15. jedes Monates.

(XVIII. Jahrgang.)

Inhalt des Heftes des I. Januar 1883.

Il Brindisi di Giuseppe Parini. — Giosuè Carducci. — Bonifazio VIII e il Comune di Firenze secondo i documenti vaticani. — A. Franchetti. — Il Socialismo e le questioni sociali dinanzi ai Parlamenti d'Europa. — Luigi Luzzatti. — La Sirena — Storia vera. — **A. G. Barrili. — I Tribunali Vaticani. — Ruggero Bonghi. — La vigilia di Natale** — Schizzo di costumi. — **Caterina Pigorini-Beri. — Rassegna delle letterature straniere. — A. De Gubernatis.**
Rassegna Politica. — I lavori del Parlamento italiano — Il Senato e la legge sul giuramento — La morte di Gambetta — L'ambasciatore italiano a Parigi — Italia e Austria-Ungheria — **X.**
Bollettino finanziario della quindicina.
Bollettino bibliografico — *Letteratura e Poesia — Filosofia — Pedagogia — Racconti — Economia e Statistica — Geografia e Viaggi — Scienze giuridiche.*
Comunicazioni. — Notizie. — Annunzi di recenti pubblicazioni.

Inhalt des Heftes des 15. Januar 1883.

Leone Gambetta. — R. De Zerbi. — Paralleli Letterari — Giuseppe Addison e Gasparo Gozzi. — **Giacomo Zanella. — Il Socialismo e le questioni sociali dinanzi ai Parlamenti d'Europa. — Luigi Luzzatti. — La Sirena** — Storia vera. — **A. G. Barrili. — La Miniatura e la prossima esposizione d'arte antica in roma. — A. Luciani. — La Costituzione italiana e i plebisciti. — A. Brunialti. — Varietà** — La Tripolitania. — **F. C.**
Rassegna musicale. — I maestri italiani all' estero — La musica e la coreografia — Il ballo *Excelsior* a Parigi — I balli italiani e i balli francesi — L' arte della danza — I teatri italiani nella stagione di carnevale — Il nichilismo applicato all'arte. — **F. D'Arcais.**
Rassegna politica. — I funerali di Gambetta — Le dimostrazioni antigermaniche in Francia — Le proposte inglesi per l' Egitto — L'alleanza austrogermanica — Il governo italiano e gl'irredentisti—L'abolizione del corso forzoso. — **X.**
Bollettino finanziario della quindicina.
Bollettino bibliografico — *Letteratura — Storia — Pedagogia — Geografia e Viaggi — Scienze economiche.*
Comunicazione. — Notizie. — Annunzi di recenti pubblicazioni.

Jedes Heft enthält ungefähr 200 Seiten.

Abonnements-Preis:

Deutschland, Oesterreich, Schweiz etc. Halbjahr 25 fr.; Ganzjahr 46 fr.

Rom. Corso 466. Italien.

La livraison de *février* de la BIBLIOTHÈQUE UNIVERSELLE ET REVUE SUISSE contient les articles suivants: [291]

I. LA CRISE AGRICOLE, par M. *Numa Droz.*
II. THÉRÈSE GAUTIER. — Etude de mœurs genevoises, par M. *J. des Roches.* (Seconde partie.)
III. AGRAM ET LE PEUPLE CROATE. — Notes de voyage, par M. *Louis Leger.*
IV. MACHIAVEL, d'après un livre récent, par M. *Marc-Monnier.* (Seconde et dernière partie.)
V. CUBA ET PUERTO RICO, par M. *V. de Floriant.*
VI. LÉON GAMBETTA, par M. *Ed. Tallichet.*
VII. DEINE-MEU. — Nouvelle de la Bétuwe, par M. *J.-J. Cremer.*
VIII. CHRONIQUE PARISIENNE. Paris le 6 janvier. — *L'évangéliste* de M. Alphonse Daudet. Le roman naturaliste et la réalité. — Livres nouveaux.
IX. CHRONIQUE ITALIENNE. Filippo Camperio. — Le duc de Sermoneta et saint Cucufin. — De combien de façons on peut mourir en Italie. — Livres et journaux. — Une poésie stupefiante. — *Reinette*, conte de fées.
X. CHRONIQUE ALLEMANDE. Un examen rétrospectif des livres d'étrennes de 1883. — Biographie récente de Grégorovius. — Henri Rhiel. — Les origines de l'arbre de Noël.
XI. CHRONIQUE ANGLAISE. Miss Edgeworth. Une éducation anglaise au XVIIIe siècle. — La famille Edgeworth à Paris : Mme de Genlis, Mme Récamier, Mme de la Rochejaquelin. — En Suisse : Arago, lord Byron. — En Ecosse : Walter Scott.
XII. CHRONIQUE SUISSE. La chronique politique est reprise. — La température. — Où s'en va la France? — Conséquences d'une votation populaire en Suisse. — CAUSERIE ROMANDE. — Avant-propos. — Les poètes romands. — Mlle A. de Chambrier. — Le journal de H.-F. Amiel. — *Scènes de la vie champêtre.* — Un romancier neuchâtelois.
XIII. BULLETIN LITTÉRAIRE ET BIBLIOGRAPHIQUE.

La *Bibliothèque universelle* parait au commencement de chaque mois par livraisons de près de 200 pages. Pour tous les pays de l'Union postale: Un an : 25 fr. — Six mois : 14 fr. — **Lausanne**, Bureau de la *Bibliothèque universelle*; chez tous les libraires, et auprès des bureaux de poste.

Meine wahrhaft schön singenden
Kanarienvögel
werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dürsten, Erfrieren d. Vögel unmöglich ist.
R. Masohke, [277]
St. Andreasberg im Harz.

Probe-Abonnement!!

Im täglichen Feuilleton des „Berliner Tageblatt" erscheint gegenwärtig das **letzte hinterlassene Werk**

Berthold Auerbach's: „Meister Pieland und seine Gesellen"

dessen bis zum 1. März abgedruckter Theil gegen Einsendung der Post-Quittung **allen neuhinzutretenden Abonnenten gratis** u. **franco** nachgeliefert wird. Denselben ist hierdurch Gelegenheit geboten, dieses interessante Werk, ein „Roman der Werkstatt", dessen populären Stoff der heimgegangene Autor von seinem idealen dichterischen Standpunkt behandelt hat, kennen zu lernen. Hierauf folgt: [276]

Friedrich Friedrich: „Am Horizont".

Ein ungewöhnlich spannender Roman, dessen reich bewegte Handlung aus den politisch-socialen Kämpfen unserer Zeit geschöpft ist.

Abonnements für den Monat März

auf das **„Berliner Tageblatt"** nebst seinen werthvollen Beiblättern: **Illustr. Witzblatt „ULK", illustr. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle", „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft"** und **„Industrieller Wegweiser"** nehmen entgegen

alle Reichs-Postanstalten zum Preise von nur **1 M. 75 Pf.** für alle **5** Blätter zusammen.

Probe-Nummer gratis.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: [279]

Deutsche Geschichte
im
Neunzehnten Jahrhundert
von
Heinrich von Treitschke.
Zweiter Theil.
(Bis zu den Karlsbader Beschlüssen.)
Zweite Auflage.

Inhalt. Zweites Buch: **Die Anfänge des deutschen Bundes 1814–1819.** (Schluß.) 3. Geistige Strömungen der ersten Friedensjahre. 4. Die Eröffnung des Deutschen Bundestages. 5. Die Wiederherstellung des preußischen Staates. 6 Süddeutsche Verfassungskämpfe. 7. Die Burschenschaft. 8. Der Aachener Congreß. 9. Die Karlsbader Beschlüsse. 10. Der Umschwung am preußischen Hofe. 41 Bgn. gr. 8. Preis M. 9.— In Halbfrz. geb.: M. 12.—

Peinture Bogaerts.

Massennachahmung von Oelgemälden hervorragender holländischer Meister. Die Herstellung erfolgt nicht wie bisher auf Papier, sondern direct auf Malerleinwand, wodurch eine solch täuschende Aehnlichkeit mit dem Original erzielt wird, dass selbst Kenner das Letztere von der Copie nur schwer unterscheiden können.

Bei einer letzthin stattgehabten Ausstellung in Paris hat die Firma sogar Preise für diejenigen ausgesetzt, welche das Original von der Copie sofort zu erkennen vermögen und kam es hierbei vielfach vor, dass die Copie für das Original bezeichnet wurde. — Wahrhafte Sensation erregt aber die zuletzt von der Firma hergestellte Copie des berühmten Wandgemäldes „Der Kreuzweg", welche alle bisherigen Productionen des Instituts in Schatten stellt. —

Die Herstellungsweise dieser Bilder basirt auf Massenfabrikation und bilden dieselben einen bedeutenden Exportartikel via England und Frankreich nach überseeischen Plätzen. — Der Chef des Instituts, Henri Bogaerts, weilt momentan in Paris, wo derselbe die Lieferung von zwei Millionen Copien, verschiedener Meister, mit einem der ersten Exporthäuser abgeschlossen. —

Ein englisches Comité hat die Umwandlung des Instituts in eine Actiengesellschaft übernommen, um die Fabrikation in noch bedeutenderem Maassstabe zu betreiben. Schon am 15. Februar d. J. wird die Actiengesellschaft mit mehreren Millionen Francs Betriebscapital constituirt. [290]

Verlag von Hebr. Paetel. Berlin.

Der Boden und sein Zusammenhang mit der Gesundheit des Menschen. Von **Max von Pettenkofer.** o. ö. Prof. der Hygiene an der Universität München. Zweite Auflage. 8°. Eleg. geh. Preis 1 Mk. [294]

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich Wilhelm, Kronprinz des deutschen Reiches und von Preußen, ein Fürstenbild aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Von **H. Hengst.** 16½ Bogen Groß-Octav. Geh. 5 M. Eleg. geb. 6 M. 50 Pf.

Das vorliegende Werk erhebt den wohlbegründeten Anspruch, das erste wahrhaft treue Lebensbild des deutschen Kronprinzen zu bieten. Zur Ergänzung des allgemein zugänglichen biographischen Materials, welches auf das sorgfältigste benutzt wurde, standen dem Verfasser Quellen zu Gebote, die jedem Anderen verschlossen sind. Es verleiht dies dem Werke einen besonderen Werth und macht es zu einem grundlegenden und maßgebenden auch für die Zukunft, da jeder Biograph, der etwa späterhin von einem anderen Standpunkt aus das Leben und Wirken des Kronprinzen zu beleuchten unternimmt, auf dasselbe wird zurückgreifen müssen. In schwungvoller Sprache geschrieben, von echt nationalem Geiste getragen, entrollt es auf dem bald trüben, bald lichten Hintergrunde der Leiden und Freuden unseres Vaterlandes während des letzten halben Jahrhunderts ein glänzendes Bild des Fürstlichen Helden, der einst Preußens und Deutschlands Geschicke zu lenken ausersehen ist. Zahlreiche Mittheilungen über die Schlacht von Königgrätz und die Orientreise des Kronprinzen, dem Tagebuche des hohen Herrn entnommene Citate ꝛc. sind in den Text eingewebt und machen die Lectüre dieser Biographie zu einer hochinteressanten für jeden Patrioten. [268]

Berlin W., Lützowstr. 7. **Gebrüder Paetel.**

Im Verlage von E. KEMPE in LEIPZIG erscheinen:

Caesar übers. von *Franz. Violet.*
Herodot = = *Prof. J. Maehly.*
Plutarch = = *Dr. Paul von Boltenstern* und *Dr. H. Stoessell.*
Sallust } übers. von *Dr. Victor Pfann-*
Tacitus } *schmidt.*
Thucydides = *Prof. Dr. Eyssenhardt.*
Xenophon = *E. Flemming.*

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet. —

Etwa 130 Hefte à 50 Pf., oder 18 Bände à 4 M. Jeder Band ist einzeln käuflich. —

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt z. B. das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes 1881, Nr. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt.

Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. — [285]

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao. 1 Pfd. = 100 Tassen. Preis: per 1/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose

850 300 150 80 Pfennig.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Colonial-, Delicatessen- und Droguengeschäften. [275]

Verlag von **Diercksen & Wichlein**, Bremen.

Von den Inseln und aus See.

Poetische Erzählungen von **Wilhelm Berger.**

Inhalt: Nordpolfahrt. Meeresleuchten (Helgoland). Die Schule Amor's (Norderney). Süd und Nord (Sylt). Der Seehund (Borkum).

Preis 2 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. [278]

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Soeben ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Der

Jäger von Fall.

Eine Erzählung aus dem bayerischen Hochlande.

Von

Ludwig Ganghofer.

206 Seiten.

8°. Broschirt 3 Mark 50 Pf., eleg. geb. 4 Mark 50 Pf. [292]

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Der

Landwirthschaftliche Kredit

und seine Befriedigung

von

Gamp,

Regierungsrath, z. Z. im Ministerium für Handel und Gewerbe.

Preis 4 M. [287]

Berlin, den 20. Januar 1883.

G. Reimer.

Bücher-Ankauf!

Grössere und kleinere Sammlungen, sowie einzelne gute Werke zu höchsten Preisen stets per Casso. Kataloge meines Lagers für 30 Pf. fr. [286]

L. M. Glogau, Hamburg. Burstah.

Für nur 8 Mark versendet

eine sehr lehrreiche **Gesteins-sammlung**, 60 Exemplare in einem lackirten Holzkasten 2c. mit gedrucktem Katalog

Herm. Braun, Mineral.-Comptoir in Thal-Thüringen. [280]

Die aus dem **Biliner Sauerbrunn** gewonnenen

Pastilles de Bilin

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei **Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht** und **beschwerlicher Verdauung**, bei **Magenkatarrhen**, wirken überraschend bei **Verdauungsstörungen** im **kindlichen Organismus** und sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen.

Depots in allen Mineralwasser-Handlungen, in den Apotheken und Droguen-Handlungen.

[284] **Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).**

Vor Kurzem erschienen: [282]

General-Register der Deutschen Rundschau.

Preis, gebunden oder geheftet, portofrei, M. 4.—

Bangor, U. S. A., Verlag von Q. P. Index.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Cesnola, Louis Palma di, Cypern, seine alten Städte, Gräber und Tempel. Bericht über zehnjährige Forschungen und Ausgrabungen auf der Insel. Autorisirte deutsche Bearbeitung von *Ludwig Stern*. Mit einleitendem Vorwort von *Georg Ebers*. Mit mehr als 500 in den Text und auf 96 Tafeln gedruckten Holzschnittillustrationen, 12 lithographischen Schrifttafeln und 2 Karten. 2 Theile. Lex.-8. Auf Chamoispapier in splendidester Ausstattung. Mit Kopfleisten, Initialen. Eleg. brosch. Preis pro Theil 18 Mark. 2 Theile in 1 Band geb. 38 Mark.

Gladstone, M., P. W. E., Homer und sein Zeitalter. Eine Untersuchung über die Zeit und das Vaterland Homer's. Autorisirte und auf Veranlassung des Verfassers übertragene deutsche Ausgabe von Dr. phil. *D. Bendan*, früher Professor an der Universität der Stadt New-York. gr. 8. Brosch. 6 Mark.

Kohn, A. und Dr. C. Mehlis, Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa. Nach polnischen und russischen Quellen bearbeitet und herausgegeben. Lex.-8. I. Band. Mit 162 Holzschnitten, 9 lithogr. und 4 Farbendruck-Tafeln. Brosch. 16 Mark. II. Band. Mit 32 Holzschnitten, 6 lithogr. Tafeln und 1 archäologischen Karte. Brosch. 15 Mark.

Dieses Werk, von zwei berufenen Autoren in archäologischen und culturgeschichtlichen Fragen herausgegeben, erfüllt den lang gehegten Wunsch der Culturhistoriker nach Publication der in den slavischen Sprachen vorliegenden Materialien über Urgeschichte, Archäologie und Anthropologie des Ostens von Europa. **Friedrich von Hellwald** urtheilt darüber: „Dieses Werk ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden Forscher auf dem vorgeschichtlichen und archäologischen Gebiete."

Lenormant, François, Die Anfänge der Cultur. Geschichtliche und archäologische Studien. Autorisirte und vom Verfasser revidirte Ausgabe. 2 Bände. gr. 8. Brosch. — I. Band: Vorgeschichtliche Archäologie: Egypten. — II. Band: Chaldäa und Assyrien, Phönicien. Preis für beide Bände 12 Mark.

— — Die Magie und Weissagekunst der Chaldäer. (Die Geheimwissenschaften Asiens.) Autorisirte, vom Verfasser bedeutend verbesserte und vermehrte deutsche Ausgabe. 2 Theile in 1 Band. gr. 8. Brosch. 14 Mark.

Lubbock, Sir John, Die vorgeschichtliche Zeit. Erläutert durch die Ueberreste des Alterthums und die Sitten und Gebräuche der jetzigen Wilden. Autorisirte Ausgabe. Nach der 3. Auflage aus dem Englischen von **A. Passow**. Mit Einleitung von Professor Dr. **Rudolf Virchow**. 2 Bände. Mit 228 Illustrationen in Holzschnitt und 4 lithogr. Tafeln in Farbendruck. gr. 8. Eleg. brosch. 17 Mark.

— — Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts, erläutert durch das innere und äußere Leben der Wilden. Autorisirte Ausgabe. Nach der 3. vermehrten Auflage aus dem Englischen von **A. Passow**. Mit Einleitung von Dr. **Rudolf Virchow**. Mit 20 Illustrationen in Holzschnitt und 6 lithogr. Tafeln. gr. 8. Eleg. brosch. 12 Mark.

Mehlis, Dr. C., Bilder aus Deutschlands Vorzeit. 8. Brosch. 4 Mk.

Müller, Sophus, Die nordische Bronzezeit und deren Periodentheilung. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Aus dem Dänischen von J. Mestorf. Mit 47 eingedruckten Holzschnitten. gr. 8. Brosch. 4 Mark.

Poesche, Theodor, Die Arier. Ein Beitrag zur historischen Anthropologie. gr. 8. Brosch. 5 Mark.

Sadowski, J. N. v., Die Handelsstrassen der Griechen und Römer durch das Flussgebiet der Oder, Weichsel, des Dniepr und Niemen an die Gestade des Baltischen Meeres. Eine von der Academie der Wissenschaften zu Krakau preisgekrönte archäologische Studie. Autorisirte, vom Verfasser revidirte Ausgabe. Mit einer Einleitung des Uebersetzers. Aus dem Polnischen von *Albin Kohn*. Mit 3 lithogr. Tafeln und 2 Karten. gr. 8. Eleg. brosch. 7 M. 20 Pf.

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München

"Ein äusserst erquickendes und auch nützliche Getränke, wesshalb ich es bestens empfehlen kann."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

"Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehal an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den andere ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässer vortheilhaft aus. 24. *December* 1878."

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin

"Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbare Tafelwasser, dessen chemischer Charakter es in hygiä nischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders emp fiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Ge brauch sich bewährt. 5. *Januar* 1879."

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a M. Ausseror dentliches Mitglied des Kais. deutschen Gesundheitsamtes

"Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso ger genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränk unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wei &c. 4. *März* 1879."

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

"Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wei gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicher lich den ersten Rang ein. 16. *März* 1879."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

"Eins der erfrischendsten Getränke und sein Ge brauch, insonderheit bei Schwäche der Magenver dauung, sehr empfehlenswerth. 23. *März* 1879."

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

"Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliche Wasser, das sich vor anderen durch seinen erfrischende und belebenden Einfluss auszeichnet. 5. *April* 1879."

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.33-34

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY